Hiſtoriſcher Bilderſaal

der Sächſiſchen Geſchichte

für

alle Tage im Jahre

von

A. Textor.

Erſter Band. Monat Januar und Februar.

Meißen,
bei C. E. Klinkicht und Sohn.
1834.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
BERLIN

1.

Der Kaiſer Rudolph *I.* ſucht auf dem Reichstage zu Erfurt den Landgrafen Albert von Thüringen mit ſeinen Söhnen, Friedrich und Dietzmann, zu verſöhnen, am 1. Januar 1290.

Der Kaiſer Rudolph *I.* war einer der größten Männer, die je den Kaiſerthron beſaßen. Als er dieſen Thron beſtieg, war eben die Nacht des eiſernen Zeitalters, in welchem das Fauſtrecht geltend war, am ſchwärzeſten geworden, und ſeufzend blickte der Bürger, wie der Landmann, nach Hülfe umher gegen dieſes ſchreckliche, alle Sicherheit vernichtende Uebel; als der Graf Rudolph von Habsburg den Kaiſerthron beſtieg, und jene Hülfe den Unterdrückten gab.

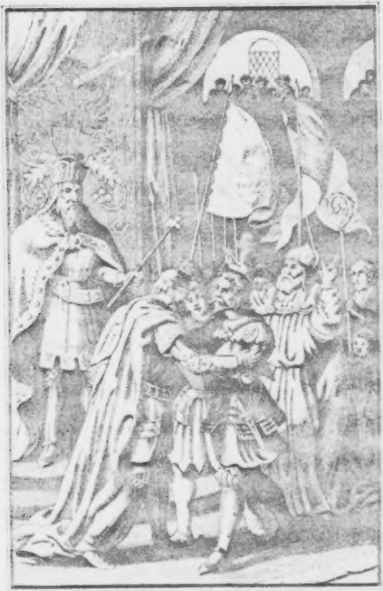
Es war auch unter andern das Land Thüringen von Raubrittern hart heimgeſucht, welche die Straßen unſicher machten; indem ſie dem friedlichen Reiſenden auflauerten, ihn ſeiner Habe, ja ſelbſt der Freiheit beraubten, und in ihre Raubhöhlen ſchleppten, wo er denn in dem Verließ ſo lange ſchmachten mußte, bis er auch das Letzte, was er beſaß, zum Löſegelde aufgeopfert hatte.

Dieſer elende Zuſtand des Landes wurde noch dadurch vergrößert, daß der Landgraf Albrecht von Thüringen mit ſeinen Söhnen, Friedrich (mit der gebiſſenen Wange) und deſſen jüngerm Bruder, Dietzmann, in Hader und Zwietracht lebte, welche ſelbſt bis zum offenen Kriege ſtieg, wo erſt der Sohn (Friedrich) im Jahre 1282 gefangen genommen wurde, und im elendeſten Gefängniſſe noch lange würde haben ſchmachten, ja ſelbſt in demſelben verderben müſſen, wenn ihm nicht die Thüre ſeines Kerkers durch einen mitleidigen Diener wäre geöffnet und ihm zur Flucht geholfen worden. —

Nunmehr, als Friedrich wieder in Freiheit war, erneuerte ſich der Krieg zwiſchen dem Vater und den Söhnen, indem der Erſtere ſeinem Lieblingsſohne, Apitz, das Beſte von ſeinem Vermögen zuwenden wollte, was aber von ſeinen älteſten Söhnen widerſprochen und bekämpft wurde. — Dieſer Krieg ſchwankte in ſeinem Gelingen, und endlich wurde im Frühling des Jahres 1289 der Vater ſogar der Gefangene ſeiner Söhne, die ihn jedoch, auf Befehl des Kaiſers, bald wieder loslaſſen mußten.

So war das herrliche Thüringen, durch die Schuld ſeiner eigenen Fürſten und einer Anzahl Räuber, die ſich Ritter nannten, zum elenden verwüſteten Lande geworden, als der treffliche Kaiſer ſich deſſelben anzunehmen beſchloß, deswegen einen Reichstag nach Erfurt ausſchrieb, auf dem er mit Zuziehung der Reichsſtände dieſe Gebrechen heilen wollte.

Dieſer Reichstag begann im Sommer des Jahres 1289, und währete bis in den Frühling des kommenden Jahres. In dieſer Zeit wurde manches Nützliche beſchloſſen und ausgeführt. Vorerſt wurde das Land von den vielen Raubrittern gereinigt. Keine Räuberburg blieb unerobert; ihre Bewohner aber wurden nach Erfurt gebracht, dort Gericht über ſie gehal-



Der Landgraf Albert v. Thüringen
und seine Söhne umarmen sich versöhnt
am Kaiserthrone

ter
th
zu
ne
der
da
hi
ſen
bi
ih
wo
der
ſtä
oh

ged
der
ſen,
An

des
do
es
nen
nen
dieſ

war
Glo
furt,
jeſtä

, und ihnen, als Räubern, zum Lohne ihrer Uebel-
ten durch das Endurtheil der Tod am Galgen
geſprochen. Der Stadtvoigt, Ludwig von Schö-
rſtädt ließ, um das Urtheil zu vollſtrecken, vor
n Löberthore mehrere Galgen erbauen, und als-
nn führte man mehr als hundert Ritter und Knechte
aus, dieſen ſchimpflichen Tod zu ſterben. Bei die-
Zuge trug jeder der entehrten Ritter einen ſchä-
en Hund auf der linken Achſel. Verſchiedene von
en, die bei Erſtürmung ihrer Burgen verwundet
rden waren, und deshalb nicht gehen konnten, wur-
von dem Henker auf der Kuhhaut nach der Feim-
te geſchleift, dort aber hing man Ritter und Knechte
e Unterſchied auf.

Nun hatte das bisher von den Räubern ſo hart
rückte Land Ruhe, und die Straßen wurden wie-
ſicher; denn keine Gnade war für Räuber zu hof-
ſie mochten ſeyn, wer ſie wollten; hier galt kein
ehen der Perſonen.

Doch noch eins blieb zur gänzlichen Beruhigung
Landes zu thun übrig, und der treffliche Ru-
ph, der nie Etwas unvollkommen that, verſuchte
nun auch, den Landgrafen Albert mit ſeinen Söh-
zu vereinen, und die ewigen Fehden zwiſchen ih-
zum Ende zu bringen; ſo daß das Land auch auf
r Seite Beruhigung finde.

Das Jahr 1290 hatte eben begonnen, und es
am Morgen des erſten Tages im Jahre, als die
ken des Doms, zu Unſerer lieben Frau in Er-
ihre gewaltigen Stimmen erhoben, und dieſes ma-
tiſche Geläute, ſchon dazumal eins der erſten in

Deutſchland, den Einwohnern der Stadt und ihrer Umgebung verkündigte, daß der Kaiſer mit den Reichsfürſten heute den erſten Tag des Jahres mit feierlichem Gottesdienſte beginnen werde. Von allen Seiten ſtrömte daher die Menſchenmenge nach den breiten Stufen hin, welche vom Petersberge herab nach dem Dome führten, den feierlichen Zug des Kaiſers und der Reichsſtände zu ſehen. Er war prächtig und der Würde des Reichsoberhauptes angemeſſen, welches heute in der Mitte der Fürſten und Herren des Reichs hinüber nach der Kirche zog, um dort die Knie zu beugen, vor dem, der aller Herren Herr iſt, und ihn anzubeten, der Himmel und Erde geſchaffen hat.

Mit Kreuz und Fahnen zogen die zahlreichen Benedictinermönche des Kloſters auf dem Petersberge die vom Schnee gereinigten Stufen herab, und aus ihrer Mitte ſtiegen dichte Weihrauchwolken in die reine Luft hinauf; ſie eröffneten den Zug, und im vollen Chore ertönten die Hymnen dieſer Männer. — Die zahlreiche Dienerſchaft des Kaiſers und der Reichsfürſten, in ihren beſten Kleidern, folgten ihnen Paar für Paar. Als aber die Beamteten in des Kaiſers unmittelbarem Dienſte dieſen Theil des Zuges geſchloſſen hatten, ſah man den Kaiſer ſelbſt, unter einem von acht Rathsherren der Stadt Erfurt getragenen Himmel in der prächtigen Kleidung ſeiner hohen Würde, mit der Krone auf dem Haupte, dem Scepter und Reichsapfel in den Händen; unmittelbar vor dem Kaiſer aber ſchritt der Herzog Albert von Askanien her, und trug, von einem blutrothen Mantel umgeben, dem Monarchen das Reichsſchwert vor. *)

*) Schon zu Friedrich des Rothbarts Zeit findet man Spuren, daß die Askanier bei beſonders feierlichen Gele-

Das Reichspanier wehete, von dem Grafen von Würtemberg getragen, in der Luft, und dem Kaiſer folgten unmittelbar die geiſtlichen und weltlichen Fürſten, Prälaten, Grafen und Herren des Reichs, ſämmtlich auf das köſtlichſte geſchmückt, im langen Zuge. Jeder, der ſich in dieſer Prozeſſion befand, gleich viel ob Herr oder Diener, trug eine brennende Kerze, und überall empfing der Jubelruf von der verſammelten Menge: „Glück und Heil dem Kaiſer und der Reichsverſammlung!" die majeſtätiſche Prozeſſion; ſo daß dieſer Ruf von vielen Tauſenden bald die ſtarken ehernen Stimmen der Glocken und ihren gewaltigen Ruf übertönte.

So kam der lange, feierliche Zug an der großen Pforte des Domes an, wo der Weihbiſchof, an der Spitze des Domkapitels, den Kaiſer mit dem Hochgeſange Hoſianna ꝛc. empfing, und ihn nach dem prächtigen Throne führte, der dem Hochaltare gegenüber errichtet war. — Schon ſtand, — (ſeit 1225) — die erſte in Thüringen befindliche **Orgel** in dieſer Kirche, und begleitete mit ihren Tönen, in Gemeinſchaft der Zinken, Poſaunen und Pfeifen, die Geſänge der Geiſtlichkeit.

Die drei Erzbiſchöfe des Reichs, von Mainz, Trier und Cölln traten nun, mit prächtigen Meßgewändern angethan, aus der Sakriſtey hervor, und

---

genheiten dem Kaiſer das Reichsſchwert vortrugen. Später erhielt dieſes Haus die Kur Sachſen, und in der güldenen Bulle, welche die Kurfürſten feſtſetzte, theilte ihm Carl der Vierte das Erzmarſchallamt zu, welches jenes Recht, des Schwertvortragens zugleich mit in ſich begriff. A. d. V.

ſtiegen die Stufen des feſtlich geſchmückten Hochaltars hinauf, die Myſterien des Glaubens in dem Hochamte, auf das erhabenſte zu feiern. — Alle Kniee neigten ſich zur Erde, als der Geſang den Anfang des Amtes verkündigte, und auch der Kaiſer ſtieg von ſeinem Throne herab, gab die Inſignien ſeiner hohen Würde an die ihm zunächſtſtehenden Fürſten, beugte dann ebenfalls ſeine Kniee, und demüthigte ſich vor dem, der über alle Herrſcher der Erde unendlich erhaben iſt.

Als nun das feierliche Amt zu Ende, und die ganze gottesdienſtliche Feier vollendet war, begab ſich der Kaiſer mit der ganzen Reichsverſammlung in gleichem Zuge wieder zurück nach der Kaiſerpfalz auf dem Petersberge, wo nun eine wahrhaft kaiſerliche Handlung dieſen Tag zu einem merkwürdigen machte.

Die ganze Reichsverſammlung hatte ſich in ihrem Verſammlungsſaale, in der Kaiſerpfalz, auf ihren Sitzen niedergelaſſen, und der Kaiſer ſaß in ſeinem Ornate auf dem Throne, vor ihm aber ſtanden auf beiden Seiten die fürſtlichen Träger des Reichspaniers und des Reichsſchwertes.

Der Erzbiſchof von Mainz, Gerhardt *II.*, erhob ſich zum Beginnen der heutigen Verhandlungen von ſeinem Sitze, und ſprach in einer wohlgeſetzten Rede die dankbaren Gefühle der Reichsverſammlung aus, für die väterliche Vorſorge des Kaiſers, das wahre Beſte des Reichs zu befordern, und wünſchte dem erhabenen Vater des Vaterlandes auch in dem heute begonnenen Jahre die Kraft und den Segen des Herrn, auf daß er noch mehr Gutes für das deutſche Vaterland zu ſtiften im Stande ſey.

Die herzliche Rede des Greiſes zum Greiſe — denn der Kaiſer wie der Erzbiſchof waren hochbejahrt, — hatte eine ſtarke Wirkung auf den Kaiſer und die ſämmtlichen Anweſenden, und was aus dem tiefbewegten Herzen dieſes Redners kam, drang wieder in die Herzen Aller ein, die ihn hörten. Gerührt dankte der Kaiſer ſeinem Freunde, dem Erzbiſchofe, für ſeine unverkennbar gute Meinung. —

Der Kaiſer befahl jetzt dem an den Stufen des Thrones ſtehenden Reichsherold: Alle die aufzufordern, welche heute von der Gnade des Kaiſers Gebrauch zu machen geſonnen wären, und der Landgraf Albert von Thüringen erhob ſich jetzt von ſeinem Sitze; ſein mit Kunigunden erzeugter Sohn Apitz wurde von einem Kämmerlinge in den Saal eingelaſſen, und der Vater führte nun dieſen Sohn vor den Thron des Kaiſers,*) verbeugte ſich vor demſelben und ſprach:

„Ew. Kaiſerliche Majeſtät bitte ich ehrfurchtsvoll: meinem gegenwärtigen jüngſten Sohne Apitz den feierlichen Ritterſchlag gnädigſt zu ertheilen.“

„Eure Bitte ſey Euch gewährt, Herr Landgraf!

---

*) Hier verdient bemerkt zu werden, daß der Landgraf dieſen Sohn, in ſeinem Liebesverſtändniß mit Kunigunden von Eiſenberg, außer der Ehe gezeugt, bei ſeiner Vermählung mit ihr aber als Mantelkind legitimirt hatte, was auch bereits vom Kaiſer beſtätigt worden war; Apitz erhielt nun die Herrſchaft Tenneberg (in der Nachbarſchaft von Gotha) als Abfindung und Auskommen, und ſtarb im Jahre 1292; ſeine Mutter aber ſechs Jahre früher.

A. d. V.

Doch erwarten Wir auch, daß Ihr alsdann unſern Bitten ebenfalls Gehör geben werdet. — Wie ich aber ſehe, haben noch mehr Väter ähnliche Anliegen. Darum nähert Euch mit Euern Söhnen dem kaiſerlichen Throne, ihr edlen Herren! Wir freuen Uns, den heutigen Tag durch dieſe Handlung bezeichnen, Uns die Söhne wie die Väter verpflichten, und dem Vaterlande tapfere Vertheidiger ſchaffen zu können.“

Die Inſignien der Ritterwürde wurden gebracht, und die Jünglinge reiheten ſich vor des Kaiſers Throne: hinter einem jeden aber nahm ſein Vater Platz, ihm ſelbſt das Wehrgehänge umzugürten und die Sporen anzulegen.

Der Erzbiſchof von Mainz erhob ſich von ſeinem Seſſel, das Ritual wurde ihm gereicht, und er machte nun die jungen Männer mit den Pflichten des deutſchen Ritters bekannt, und als ſie gelobt hatten, dieſe zu erfüllen, ſprach er die gewöhnlichen Gebete und Segenswünſche über ſie. — Der Kaiſer erhob ſich von ſeinem Throne, ließ ſich nun von dem Askanier das Reichsſchwert reichen, und ertheilte dann einem jeden der vor ihm knieenden Jünglinge den Ritterſchlag auf die gewöhnliche Weiſe.

Als dieſe Feierlichkeit vollendet war, und die jungen Ritter am Ende des Saales Platz genommen, ihre Väter aber ſich, dem Kaiſer dankend, noch vor dem Throne verweilt hatten, wollten ſie ſich endlich entfernen, und der Landgraf Albert war im Begriff, ein Gleiches zu thun, als ihm der Kaiſer im liebreichſten Tone zurief:

„Herr Landgraf von Thüringen! Euer Kaiſer bittet Euch, noch ein wenig vor ſeinem Throne zu verweilen. — So eben hat Euer Vaterherz freudiger geſchlagen, und deßhalb wird es auch, Wir hoffen es, für die Stimme der Liebe und Verſöhnung empfänglich ſeyn. — Darum möget Ihr ſie hören, beſonders da ſie aus dem Munde Eures Kaiſers ertönt. —“

„Schon ſeit Jahren lebt Ihr mit Euern beiden ältern Söhnen im Unfrieden, was für das ganze Thüringerland von üblem Einfluß iſt, weil durch dieſe ärgerlichen Fehden des dem Lande vorgeſetzten Fürſten, mit ſeinen leiblichen Kindern allem Groll und Hader das Wort geredet wird, und die Fehden ſich in das Unendliche vermehren. — Soll das auch ferner ſo fortwähren und dies ſchöne Land dadurch endlich zur Einöde werden? — Oder ſollen Wir durch kaiſerliche Machtvollkommenheit einſchreiten, und Friede zwiſchen Vater und Söhnen gebieten, bei Bann und Acht und Oberacht? — Erſt nahm der Vater den Sohn gefangen, und ließ ihn in einem ſehr unwürdigen, unritterlichen Gefängniſſe faſt verſchmachten. Dann iſt wieder ſpäterhin der Vater ein Gefangener ſeiner Söhne geworden; ſo daß es Unſeres kaiſerlichen Machtſpruchs bedurfte, daß Ihr wieder auf freien Fuß gelaſſen wurdet. — Welches üble Beiſpiel wird dadurch dem ganzen Lande von ſeinem Fürſtenhauſe gegeben! — Deshalb bitte ich Euch und Eure Söhne: Verſöhnt Euch mit einander und gebt kein ſolch übles Beiſpiel mehr, von der unnatürlichſten Zwietracht zwiſchen Vater und Söhnen. — Aber auch an Euch, ihr beiden Söhne, ergehet Unſer kaiſerliches Ermahnungswort, und Wir verbürgen es Euch: daß Jeder die Strecke Landes als Eigenthum behält, die ihm früher durch Vertrag mit Euerm Vater zu Theil wurde, und Euch auch die Nachfolge im

Landgrafthum geſichert bleibt, Euer Halbbruder Apitz aber mit einem ſtandesmäßigen Auskommen abgefunden wird. — Auf dieſe Weiſe habt Ihr errungen, was Ihr kaum im glücklichen Kriege erringen konntet. Daher bietet denn, ihr Söhne, dem Vater die Hand zur Ausſöhnung, und es werde dann das gute Verhältniß wieder hergeſtellt unter Euch, wie es ſich zwiſchen Vater und Kindern gebührt! —“

„„Gern bieten wir dem Vater die Hand zur Sühne, und vergeſſen ſey Alles, was geſchehen iſt!““ — rief jetzt der Pfalzgraf Friedrich tief bewegt, und ſein Bruder Dietzmann folgte dieſem Beiſpiel, indem er ebenfalls ſprach:

„Meines Bruders Geſinnung iſt auch die meinige; will unſer Vater uns nur wieder Vater ſeyn.“

Der Landgraf Albert war während dieſer Reden ganz in ſich gekehrt. In ſeinem Herzen kämpfte Vaterliebe, Stolz und Rache, und noch war dieſer Kampf nicht entſchieden, als ſich der Erzbiſchof von Mainz erhob, zu den beiden Brüdern ging, und ſie an der Hand dem Vater entgegen führte.

„Mein heiliges Amt verpflichtet mich, — ſprach der ehrwürdige Greis — ebenfalls an dieſer Verſöhnung mit zu arbeiten, und dadurch ein Aergerniß tilgen zu helfen, das eine heilloſe Lehre für viele Kinder gab — Sehet da, Herr Landgraf! Eure wackern Söhne, Ihr ſeyd ihr Vater, und ich leſe in Euern Augen, daß Euer Vaterherz auch jetzt ſeine Rechte behauptet. Erleichtert ihm den Sieg! — Bedenkt doch! Auch Ihr habt Euer Ziel erreicht. Eure Gemahlin Kunigunde, der Gott eine fröhliche Urſtätt verleihen wolle, iſt auf Euer Anſuchen vom Kaiſer in den Reichsfürſtenſtand erhoben worden, ſo daß ſie als rechtmäßige Landgräfin von der Welt geſchieden iſt. Auch Eurem Sohn Apitz hat dieſes erhabene Reichsoberhaupt durch ſeine Anerkennung den Mangel an ehelicher Geburt erſetzt, und ihm ſo eben den Ritterſchlag ertheilt. — Erkennet dieſe kaiſerliche Huld und Gnade, und vergeltet ſie durch Eure Bereitwilligkeit zur Verſöhnung. Macht unſerm guten Kaiſer dieſe Freude, ich bitte Euch darum! Kommt, Herr Landgraf! Seht da! Eure wackern Söhne nähern ſich dem Vater und ſeiner Umarmung. Laßt Euer Vaterherz ſprechen und verſchmähet ſeine Mahnung nicht." —

Jetzt führte der würdige Greis die Söhne dem Vater näher und ſtreckte dieſem die Hand entgegen. — Die Natur behauptete ihre Rechte im Herzen des Vaters. Der Kampf in demſelben war entſchieden, Haß und Rache lagen am Boden, und die Vaterliebe hatte den ſchönſten Triumph errungen. — Der Landgraf trat den ſich Nähernden ein Paar Schritte entgegen, faſt unwillkührlich faßte er die dargebotene Hand des Erzbiſchofs, dieſer that noch ein Paar Schritte und im nächſten Augenblicke lagen die Verſöhnten einander in den Armen, ſich feſt umſchlungen haltend. Der wahrhaft ehrwürdige Erzbiſchof umſchlang dieſe Gruppe einen Augenblick. Dann breitete er ſegnend ſeine Hände über die Verſöhnten aus, die Augen, in denen Freudenthränen glänzten, im ſtillen Dankgebet zum Ewigen emporrichtend. Die Friedensſtifter fühlten ſich ſelig, daß ihnen dieſes Friedenswerk gelungen war; ſo wie Gottes Friede und die Seligkeit des Himmels bei jeder guten That das Herz zum Lohne erfüllt.

Bisher hatte eine tiefe Stille in der Verſammlung geherrſcht, und jedes Auge blickte geſpannt und erwartungsvoll nach dem Vater und den Söhnen hin; als dieſe ſich aber umarmten, und man durch jene tiefe Stille die Stimmen der ſich Verſöhnenden hörte, — Vater! — Mein Friedrich! — Mein Dietzmann! — als ſelbſt der Kaiſer von ſeinem Throne herabſtieg, mit hoher Freude die Ausgeſöhnten umſchlingend und ſie an ſeine Bruſt drückend — da verwandelte ſich die Stille in den allgemeinen Jubelruf über dieſe Verſöhnung, und manche Thräne der freudigſten Rührung entſchlüpfte dem Auge. Auch der Kaiſer war tief ergriffen und umarmte mit höchſter Rührung ſeinen Freund, den Erzbiſchof, der ſo thätig bei dieſer Verſöhnung geweſen war.

Die Mittagstafel, zu welcher dieſesmal die ſämmtlichen Reichsſtände nebſt den neuen Rittern gezogen wurden, war heute ein wahres Freudenmahl, und durch dieſe merkwürdige Begebenheit wurde der Neujahrstag des Jahres 1290 zum Verſöhnungstage. —

Was ſich weiter zwiſchen dem Landgrafen Albert und ſeinen Söhnen begeben, werden wir in der Folge dieſes Werks erzählen, wohin wir unſere Leſer verweiſen wollen.

2.

Bernhard von Ziegler.

Dieſer Gelehrte, aus einem berühmten Geſchlecht, ward am 10. Nov. 1496, auf dem Rittergute Groinitz bei Meiſſen geboren. Schon früh widmete er ſich den Wiſſenſchaften, und beſtimmte ſich alsdann für das Mönchsleben im Ciſterzienſer-Kloſter Altenzelle bei Noſſen. Doch bald war er des unthätigen Lebens im Kloſter überdrüßig, beſonders als er gewahrte, wie wenig er daſelbſt den Wiſſenſchaften huldigen könnte. Er verließ alſo die Zelle wieder, und begab ſich nach Leipzig, wo er Gelegenheit hatte, bei einem getauften Juden, Antonio Margerithä die hebräiſche Sprache gründlich zu erlernen, und ſein Fleiß ließ ihn bald einen hohen Grad von Vollkommenheit erreichen, ſo daß er die Profeſſur der hebräiſchen Sprache bei der Univerſität zu Leipzig und die Doctorwürde erlangte.

Dieſer Gelehrte war ſo tief in dieſe Sprache eingedrungen und derſelben ſo mächtig, daß Luther einſt in einer ſeiner Schriften (dem zweiten Theile von dem Schemhamphoras) den Wunſch ausſprach: daß dieſer Ziegler die Reinigung der bibliſchen Grundſprache, wegen ſeiner Stärke und Erfahrung in derſelben, möchte über ſich genommen haben. —

Es iſt ſehr zu beklagen, daß dieſer ſo gelehrte Mann durch einen Fall, welcher ihm ſchon in der Jugend die rechte Hand ganz zerſchmettert hatte, ſo wie im Alter durch das Chiragra verhindert wurde, noch mehr zu ſchreiben, ſo daß die gelehrte Welt außerdem noch manche Schrift von ihm erhalten haben würde.

Ziegler war durch ſeine Gelehrſamkeit in der hebräiſchen und andern orientaliſchen Sprachen dermaßen berühmt geworden, daß er verſchiedene Male in das Ausland zum Lehrer berufen wurde; allein er ſchlug alle dieſe Vocationen aus, und blieb bei ſeinem Amte in Leipzig, wo er am 2. Januar 1552 im 56. Lebensjahre ſtarb, und in der Paulinerkirche begraben wurde.

Luther und ſeine beiden Catechismen.

Durch nichts hat Luther mehr gewirkt und ſein Reformationswerk unterſtützt, als durch die Ueberſetzung der Bibel und ſeine beiden Catechismen, den großen wie den kleinen, wovon er den erſtern am 2. Januar 1529 der Preſſe übergab.

Zwar hatze man bereits eine Art von Catechismus, in dem der Glaube, die zehn Gebote und das Vater Unſer, zum Auswendiglernen beſtimmt, zuſammen gedruckt waren; und Wiclef, ſowie auch Huß kurze Erläuterungen jener Glaubensartikel, der Gebote und des Vaterunſers, geſchrieben hatten; allein in wie viel Händen befanden ſie ſich denn, weil die Finſterniß ja dem damaligen Clero zu wohlthätig war, als daß ſie dem Aufhellen derſelben hätten günſtig ſeyn ſollen? Deshalb beförderte man die Verbreitung ſolcher religiöſen Volksſchriften wenig oder nicht, und jene ohnedem ſehr dürftigen Schriften waren nur in den Händen Weniger, ſo daß der Nutzen derſelben äußerſt gering, ja als gar nichts anzuſehen war.

Als nun Luther ſeine Reformation begann, lernte er einſehen, daß die Verbeſſerung des Volksunterrichts damit innigſt verbunden ſey, und gab ſchon in den Jahren 1518 — 20 mehrere Erläuterungen der obengedachten drei Hauptſtücke, nämlich der zehn Gebote, des Glaubens und des Vaterunſers durch den Druck dem Volke, wo er es Bet- und Lesbüchlein nannte, auch in einer ähnlichen, 1523 herausgegebenen Schrift, Sprüche aus der Bibel beifügte.

Als Luther in den Jahren 1527 und 1528 Mitglied der Deputation war, welcher die Kirchenviſitation aufgetragen wurde, die der Kurfürſt Johannes im Kur- Meißner- und Erzgebirgiſchen Kreiſe veranſtaltete, lernte er die unbeſchreibliche Unwiſſenheit des Volks und mitunter auch ſeiner Pfarrer kennen, worüber er ſich denn in der Vorrede zu ſeinem Catechismus in ſtarken Ausdrücken ausſpricht. — Dieſe ſo kraſſe Unwiſſenheit bewog auch den Reformator zur Bearbeitung ſeiner beiden Catechismen, wovon er den großen als katechetiſches Handbuch für die Lehrer, den kleinen aber für das Volk ſelbſt beſtimmte. Er legte die von der römiſch- katholiſchen Kirche bereits angenommenen drei Hauptſtücke von den Geboten, Glauben und Vaterunſer zum Grunde, fügte dieſen noch zwei andere, von der Taufe und Abendmahl hinzu, und ſo hatte ſein Catechismus fünf Hauptſtücke, bis endlich, als Luther bereits nicht mehr auf Erden weilte, noch das Amt der Schlüſſel dazu kam, ſo daß alsdann der Catechismus die Geſtalt erhielt, in der wir ihn jetzt kennen.

Dieſer Catechismus iſt nach und nach in faſt alle lebende europäiſche und verſchiedene morgenländiſche Sprachen überſetzt, ja ſogar in griechiſche Verſe übertragen worden und in unzählige Hände gekommen, wo er denn unberechenbares Gute geſtiftet hat.

Auch in der katholiſchen Kirche hat man ſpäterhin die Catechismusform als die beſte anerkannt, und ſie verſchiedentlich nachgeahmt; ob aber dieſe Catechismen in's Leben getreten ſeyn würden, wenn ſie nicht einen ſolchen Vorgänger gehabt hätten, ſteht dahin. Auf jeden Fall ſind dieſe beiden religiöſen Unterrichtsbücher die beſten, die es in jener Zeit gab und geben konnte.

3.

Kurfürſt Auguſt vermählt ſich wieder, am 3. Januar 1586.

Kaum war die Kurfürſtin Anna, am 1. October 1585 in Dresden, an der Peſt des Todes verblichen, als der Kurfürſt Johann Georg von Brandenburg, der innigſte Freund des Kurfürſten Auguſt, denſelben zu einer anderweiten Vermählung beredete. Als ihm dieſes in ſoweit gelungen war, daß ſich der Kurfürſt von Sachſen dazu geneigt bezeigte, ſchlug ihm Johann Georg die Schweſter ſeiner Gemahlin, Agnes Hedwig, Prinzeſſin von Anhalt, zur Braut vor. Dieſe war erſt dreizehn Jahre alt, der kurfürſtliche Bräutigam hingegen zählte bereits ſechzig, ſo daß man ſich hierüber ſehr wunderte. Anfänglich wollte der Kurfürſt die Trauerzeit um ſeine verſtorbene Gemahlin erſt vorübergehen laſſen, ehe er dieſes Beilager vollzöge, wobei auch Rückſicht auf die große Jugend der Braut genommen wurde; als er aber mit dem Kurfürſten von Brandenburg in Deſſau zuſammen kam, beredete ihn dieſer zur Vollziehung der Vermählung, wozu auch ſofort die Veranſtaltungen getroffen wurden. Am 3. Januar geſchah die Trauung, und die Chronik nennt achtzehn kur- und fürſtliche Perſonen, welche an der Haupttafel ſaßen. Während der Tafel nahm die Braut Gelegenheit, eine edle That zu vollbringen, durch die ſie ſich die Herzen aller Sachſen gewann, indem ſie ſich des Rechts bediente, welches eine Braut beſonders auf das

Herz ihres Bräutigams hat, und der daraus entſpringenden Sitte, daß ihr nicht leicht eine Bitte verſagt wird, die er gewähren kann.

Der ehemalige Wittenberger Profeſſor, *D.* Caspar Peucer, hatte das Amt eines kurfürſtlichen Leibarztes und damit Gelegenheit erhalten, ſich die Gewogenheit des Kurfürſten zu erwerben. Dieſe Gelegenheit benutzte er auch fleißig, und es gelang ihm, die Gnade ſeines Herrn im hohen Grade zu erringen, ſo daß er ſelbſt bei dem erſten Prinzen des Kurfürſten, Adolph, die Pathenſtelle vertrat.

D. Peucer war ein Schwiegerſohn Melanchthons, und deſſen theologiſchen Grundſätzen eifrigſt zugethan. Nach dieſen Grundſätzen beförderte er den Crypto-Calvinismus (den heimlichen Anhang an den Lehren Calvins), that bei dieſer Beförderung einer Glaubensumwandlung, die dazumal ungemein viel Aufſehen machte, in Gemeinſchaft des Miniſters, *D.* Cracau, einige zu vorſchnelle und unbewachte Schritte (Todſünden für einen Hofmann), und zog ſich dadurch die Feindſchaft der ſtrengorthodoxen Geiſtlichkeit zu, die nun den Kurfürſten warnte, ſich nicht von ſeinem Leibarzte, der über die Grenzen ſeiner Befugniß hinausgehe, zu irrigen Meinungen hinreißen zu laſſen. Der Kurfürſt wurde aufmerkſam, der gleichfalls gewarnte Peucer vorſichtig, und ſo blieb das Vertrauen des Kurfürſten zu *D.* Peucer unerſchüttert.

Dieſer glaubte ſich nun gedeckt, und wurde ſicherer als je, dadurch aber auch von neuem unvorſichtig und keck. — Eine Schrift erſchien und griff Luthers Lehre vom Abendmahl geradezu an, und dieſe Schrift erſchien durch *D.* Peucers und ſeiner Verbündeten Vorſchub. — Dieſes kam heraus, und zugleich ergingen von verſchiedenen Fürſten die ernſtlichſten Warnungen an den Kurfürſten; dieſe aber, nebſt mehreren aufgefangenen Briefen, verwandelten nun die bisherige Gnade des Fürſten in die entſchiedenſte Ungnade; *D.* Peucer wurde am 1. April 1574 in Wittenberg durch den daſigen Schloßhauptmann, Ernſt Wettin, verhaftet, und ihm der Prozeß gemacht. Bei dieſem leugnete er ſtandhaft, mußte aber, ſo lebhaft er auch an Gottes Richterſtuhl appellirte, ſich demohngeachtet der ihm angeſchuldigten Verbrechen ſchuldig bekennen, und wurde dann nach Rochlitz in die daſigen Staatsgefängniſſe gebracht, welche man die Jupen nannte, und als ſehr ſtreng berüchtigt waren. Nach einiger Zeit ſchaffte man ihn von Rochlitz nach Zeitz, von da wieder nach Rochlitz, und endlich 1575 nach Leipzig auf die Pleißenburg, wo ſein Freund und Unglücksgenoſſe, der geweſene Miniſter *D.* Cracau, ebenfalls in einem der ſchlechteſten Gefängniſſe ſaß. Als nun dieſer gefoltert wurde, ſo konnte *D.* Peucer denſelben in ſeinem Gefängniß wimmern hören.*)

Anfänglich wurde er in dieſem Gefängniß hart gehalten; denn man verſagte ihm Schreibematerialien und ließ ihm außer der Bibel auch kein Buch zu; ja man drohete ihm mit den fürchterlichen Gefängniſſen in Hohenſtein, wo man ihn unter Kröten und Molchen verderben laſſen werde, wenn er ſich nicht von ſeinem Irrthum zurückwende.

---

*) *D.* Cracau ſtarb am 16. März 1575 an den Folgen eines Meſſerſtiches, den er ſich beigebracht hatte, im Gefängniſſe.
A. d. V.

Späterhin ſcheint man den *D.* **Peucer** leidlicher gehalten zu haben; doch war es gewiß, daß die Ungnade des Kurfürſten gegen ihn durch die Zeit nicht gemindert wurde, und daß er zuverläſſig im Gefängniß ſeine noch übrige Lebenszeit hätte zubringen und in demſelben ſterben müſſen, wie *D.* **Cracau**, wenn nicht ein glücklicher Zufall eingetreten wäre, und ihm die Freiheit verſchafft hätte. —

Der Wein hatte die Herzen der Freude geöffnet, und alle Tafelgenoſſen dieſer Hochzeit waren fröhlich und gutes Muthes, beſonders der kurfürſtliche Bräutigam, der ſich an der Seite ſeiner ſo ſchön erblühenden jungen Gemahlin neu aufleben fühlte. Im Gefühl dieſer empfindenden Seligkeit ſoll er nun ſeiner **Agnes** verſprochen haben, ihr jede Bitte zu gewähren, und die edle junge Frau benutzte dieſe Gelegenheit, einem hoffnungsloſen Gefangenen die Freiheit zu erbitten. Sie verwendete ſich alſo für *D.* **Peucer**, bat für ihn um Freiheit, **und der Kurfürſt ließ ſogleich den Entlaſſungsbefehl ausfertigen.** — Hier mag nun aber die Hofkabale in Verbindung mit perſönlicher Feindſchaft ihre letzten Zuckungen verſucht haben, da es eines vollen Monats und drüber bedurfte, ehe **Peucer** die ihm zugeſprochene Freiheit erhielt, indem er erſt am 8. Februar (1586) frei wurde.*)

Dies war die zweite Vermählung des Kurfürſten

---

*) D. **Peucer** verließ nach ſeiner Wiederbefreiung Sachſen, und ging nach Deſſau, wo er ſich öffentlich zur reformirten Religion bekannte, fürſtlicher Leibarzt wurde, und noch ſechzehn Jahre lebte, endlich aber am 25. September 1602 in einem Alter von acht und ſiebenzig Jahren verſtarb.

A. l. B.

Auguſt, und ſie zeichnete ſich alſo durch eine Edelthat aus.

Am 13. Januar hielt der Kurfürſt Auguſt an der Seite ſeiner jungen Gemahlin den feierlichen Einzug in Dresden, wo er von ſeinem Sohne, dem Kurprinzen Chriſtian und ſeinem Vetter, dem Herzog Johann Caſimir von Coburg, die ſich voran nach Dresden begeben hatten, an der Spitze einer großen Anzahl von Adlichen (über 400) die ſämmtlich ſchwarze Sammetkleider mit goldenen Ketten, und gelbe und ſchwarze Federn auf den Hüten trugen, empfangen wurde, und 120 Kanonenſchüſſe von den Wällen donnerten.

4.

Der Kurfürſt von Sachſen, Friedrich I. (der Streitbare) ſtarb am 4. Jan. 1428.

Von allen Seiten her zog man im Jahre 1425 gegen die Huſſiten zu Felde, und auch der Kurfürſt Friedrich von Sachſen, brach an der Spitze eines ſolchen Heerhaufens in Böhmen ein: Ziska warf ſich jedoch mit Macht auf die vereinzelten Heerhaufen, und ſchlug ſie mit großem Verluſt aus dem Felde. Als er nun mit bedeutender Uebermacht ſich auch gegen die noch übrige Heerabtheilung wendete, ſo war dieſe genöthigt, ſich zurück zu ziehen; auf dem Wege aus Böhmen aber verließen ſich die meiſten der kurfürſtlichen Krieger, ſo daß dieſes große, auf mehr als 100,000 Mann geſchätzte Heer gegen die Huſſiten nichts ausgerichtet hatte. —

Der Kurfürſt reiſte im Frühling des folgenden Jahres nach Ungarn, um mit dem König dieſes Landes einen neuen Feldzug zu verabreden, und um die feierliche Lehnsreichung der Kur und Kurlande zu bitten, welche auch, und zwar in Ofen, ſtattfand. Während dieſer Zeit regten ſich die ausgeruheten Huſſiten wieder, und zogen ſich zuſammen, die von den Sachſen noch beſetzte Stadt Auſſig zu erobern. Kaum merkten die in dieſer Stadt befehlenden ſächſiſchen Ritter Dietrich Pack und Caspar von Rechenberg daß es ihnen gelten würde, als ſie auch am Hofe ihres Herrn um Hülfe baten. Die Kurfürſtin zog nun aus Thüringen und Meißen ein großes Heer zuſammen, über welches ſie die Grafen von Gleichen, Thun und Beichlingen, die beiden Vizthume und andre tapfere Ritter zu Hauptleuten ſetzte. Unter dieſen Heerabtheilungen mag wenig Einheit im Befehl geherrſcht haben; denn als es bei Auſſig zum Schlagen kam, und die Sachſen, vom langen Marſche ermattet, den Kampf begannen, wurden ſie endlich, als die Huſſiten mit vereinten Kräften einen Angriff auf die höchſt ermüdeten Sachſen machten, in Unordnung gebracht, ſo daß ſie ſich in wilder Flucht zu retten ſuchten. Nun verwandelte ſich die Schlacht in ein Schlachten, und es ſanken Tauſende unter den Streichen der Huſſiten; indem dieſe keine Schonung des Lebens den Bittenden gewährten, ſo daß nun auf der Flucht weit mehr umkamen, als vorher in der Schlacht, und man für dieſen Tag auf 12000 Todte und darunter allein 9000 vom kurfürſtlichen Heere rechnet. Der Kern der Ritterſchaft war unter den Schlachtopfern des Krieges, und es befanden ſich von dieſen zuweilen mehrere Glieder einer Familie unter denſelben. So ſtarben z. B. an dieſem Tage Ein und zwanzig aus dem Geſchlechte derer von Köckeritz, ein Schönberg mit fünf Söhnen, der Uebrigen nicht zu gedenken.

Die allgemeinſte Beſtürzung entſtand nun in den Ländern des Kurfürſten, beſonders aber in dem voranliegenden Meißen. Das Heer war vernichtet, und hätten die Huſſiten einen Einfall in dieſes Land gemacht, ſo würden ſie keinen Widerſtand gefunden haben; es erfolgte aber glücklicherweiſe kein ſolcher, und der Kurfürſt eilte ſogleich aus Ungarn in ſein Land zurück, Veranſtaltungen zu treffen, wenn der gefürchtete Einfall noch erfolgen ſollte. Doch die Huſſiten begnügten ſich damit, Auſſig und andere Städte ihres Vaterlandes, die ſich in den Händen der Feinde befanden, wieder zu erobern, und unterließen den Einfall in das Nachbarland. —

Als der Kurfürſt den Verluſt ſah, den ſein Land an ſeinen tapferſten Bewohnern erlitten hatte, machte dieſes einen ſo tiefen Eindruck auf ſein Gemüth, daß er vor Kummer in kurzer Zeit bald zum Grabe reif wurde. — Am 4. Januar 1428 hatte er den irdiſchen Lauf vollendet, und ſtand am Ziele ſeines Lebens. Als er nun fühlte, daß ſein Stündlein herbeigekommen war, und er von dieſer Welt ſcheiden ſollte, ließ er ſeine beiden Söhne an ſein Sterbebette kommen, und ermahnte ſie zur brüderlichen Eintracht. Ihre erſte Sorge ſolle ſtets ſeyn: den Frieden im Vaterlande zu erhalten. — „Nehmet Euch ja nicht Männer zu Räthen an,“ ſprach der ſterbende Vater ferner, und ſeine Worte hat die Chronik aufbewahrt, „die ehr- und geldgeizig ſind, und von dem Regimente ſich zu bereichern begehren. — Beſchweret nicht die Unterthanen mit neuen Bürden und Anlagen, und wollet ihr einen zu Wohlfahrt befördern, ſo thut es ohne Unterdrückung der andern. Mit der Ritterſchaft verderbt es nicht, und ſehet zu, daß ihr ſie zu Willen habt. Keine Uebelthat laſſet ungerochen und ungeſtraft hingehen; wo aber Hoffnung zur Beſſerung iſt, da laſſet Nachſicht und Verzeihung Platz finden. Gegen Eure Unterthanen erzeiget Euch als Väter und nicht als Tyrannen: denn ihre Liebe und Eure Eintracht iſt Euer beſter Schild. Darum vermahne ich Euch nochmals, daß Ihr einträchtig und als Brüder mit einander lebet; denn dieſes wird Euch eine feſte Mauer ſeyn gegen die Feinde, die nicht fern mehr von Euch ſind. Du, mein Sohn Friedrich! verhalte Dich bei der Kurwürde, wie Du es von mir, Deinem Vater, geſehen, auf daß Du dem Reiche lieb und werth bleibeſt. Du aber, mein Sohn Wilhelm, ehre dieſen Deinen ältern Bruder, dies wird Dir zur Ehre und zu Deinem Beſten gereichen. Ach, liebe Söhne! faſſet dieſe meine väterliche Warnung wohl zu Herzen, und vergeſſet ſie nicht, weichet auch nie davon ab. Kommt, gebt mir ein Jeder die Hand darauf.“ —

Die Söhne weinten an des Vaters Sterbebette, gaben ihm auch die Hand darauf, ſeinen Willen zu erfüllen, und den väterlichen Ermahnungen treulich nachzukommen. — Wie ſie aber Wort gehalten, werden wir in einem der folgenden Bände, bei Gelegenheit der Entſtehung des Bruderkrieges, als ein warnendes Exempel erzählen: welche Peſt untreue Räthe für Fürſten und Völker ſind.

Als nun der treue Vater ſeine Söhne geſegnet hatte, ließ er ſie abtreten, und ſeine vornehmſten Räthe und Hofdiener vor ſein Bette kommen, und empfahl dieſen ſeine Söhne auf das ernſtlichſte.

Endlich ſtarb dieſer Fürſt, dem die Geſchichte des Vaterlandes den Namen des Streitbaren gegeben hat, ob er gleich den Krieg nicht ſuchte, wohl aber ſich, wurde er in denſelben verwickelt, mit ritterlichem Heldenmuthe wehrte, am 4. Januar 1428, und ſein Sohn Friedrich, in der vaterländiſchen Geſchichte unter dem ſchönen Beinamen des Sanftmüthigen bekannt, trat die Regierung der väterlichen Länder, und zwar anfänglich gemeinſchaftlich mit ſeinen Brüdern, Wilhelm und Siegismund an, bis endlich nach Jahren, zwiſchen ihnen die Landestheilung erfolgte, die ſo unſelige Folgen hatte.

Der Kurfürſt Friedrich ſtarb in Altenburg, und ſein entſeelter Leichnam wurde nach Meißen geſchafft, wo er in der von ihm geſtifteten, zum Begräbniß der Glieder ſeines Hauſes beſtimmten, und deshalb an den Dom daſelbſt angebaueten Kapelle in einem ungewöhnlich tiefen Grabe beigeſetzt wurde, und zwar heimlich, aus Furcht vor den Huſſiten, die auch damals Meiſſen bedroheten, und ſich wahrſcheinlich an dem Grabe ihres Feindes gerächt haben würden. Deshalb wurde ihm in Altenburg zum Schein ein Grabmal errichtet.

Dieſes Grabmal hatte in der kommenden Zeit eine Folge, die man ſich im Jahre 1428 gewiß nicht als möglich gedacht hat.

Als nämlich ein ſpäter Enkel Friedrichs, der Kurfürſt Johann Georg *II.*, regierte, wurden durch Gelehrte verſchiedene Zweifel erhoben, ob der

Leichnam des Kurfürſten Friedrich des Streitbaren auch wirklich in Meißen begraben worden ſey, oder ob derſelbe ſeine Ruheſtätte in Altenburg, wo ein Grabmal von ihm ſtand, — (vielleicht auch noch ſteht) — oder, wie noch andere wollten, in Reinhardsbrunn, dem Begräbniß der alten thüringiſchen Landgrafen, gefunden habe. Um nun über dieſen Umſtand ganz in Gewißheit geſetzt zu werden, wurde am 7. October 1668 auf Befehl des Kurfürſten Johann Georg das Grab dieſes ſeines Urahns geöffnet, und der Oberlandbaumeiſter Wolfgang Caspar Klengel leitete dies Geſchäft.

Das Grab fand man mit Pirnaiſchem Stein ausgeſetzt, der Sarg war blos von kiefernem Holze, und als man ihn öffnete, fand man den geſuchten Leichnam in ſchwarzen wollenen Zeug gekleidet, und es ergab der Augenſchein, daß dieſer Kurfürſt von langer und anſehnlicher Statur geweſen ſey. Nun war alſo die Ruheſtätte ſeines Leichnams außer Zweifel. Dieſer wäre aber auch nicht entſtanden, wenn jene Hiſtoriker das Diplom gekannt, oder beachtet hätten, welches Friedrichs beide Söhne, Friedrich der Sanftmüthige und Wilhelm der Tapfere, über das Begräbniß ihres Vaters, und daß ſich dieſes wirklich in der von ihm erbaueten Fürſtenkapelle im Dom zu Meißen befinde, ausgeſtellt und eigenhändig unterſchrieben haben. — Was ſonſt noch von dieſem Fürſten bekannt iſt, werden wir in den Tagesabſchnitten des 6. Januars und 29. Mai erzählen.

Landestheilung der Söhne des Kurfürſten Friedrich des Streitbaren, am 4. Januar 1436.

Nach dem Tode des Kurfürſten Friedrich des Streitbaren führte der älteſte Bruder, Friedrich, die Regierung über die hinterlaſſenen väterlichen Länder, für ſich und im Namen ſeiner weit jüngeren Brüder. Nach acht Jahren theilten ſie dieſe Länder, und dieſe Theilung geſchah am Todestage ihres Vaters, nämlich am 4 Jan. 1436, wo ſie zu Stande gebracht und unterſchrieben wurde.

Der Kurfürſt bekam zu ſeinem Theile außer dem zur Kur gehörigen Kreiſe, auch noch den Meißner Kreis nebſt einem Theile des Erzgebirges.

Der Antheil des Herzogs Siegmund begriff verſchiedene in Thüringen und im fränkiſchen Kreiſe angelegene Länder, ſo wie Herzog Wilhelms Antheil, das Oſterland, den Leipziger Kreis mit einigen Städten im Erzgebirge umfaßte. — Freiberg, die Münze, Hütten und Bergwerke ließ man ungetheilt. Wie aber dieſe Theilung in der ſpätern Zeit den ſo unheilvollen Bürgerkrieg verurſacht habe, werden wir in einem andern Bande erzählen.

5.

Leipzig wird vom Kurfürſten Johann Friedrich belagert, und die Belagerung beginnt am 5. Jan. 1547.

Der Bruch zwiſchen dem Kaiſer und den ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen war geſchehen, und beide

Theile ſtanden gegeneinander im Felde. Das Heer der Bundesgenoſſen war an 100 000 Mann ſtark und belagerte das an Zahl weit ſchwächere kaiſerliche Heer in ſeiner Stellung bei Ingolſtadt in Baiern; allein die Uneinigkeit der Anführer dieſes Heeres, ihre ewigen Zänkereien und Widerwärtigkeiten vereitelten alle Vortheile, die ſie von ihrer Uebermacht hätten ziehen können. Unterdeſſen hatte ihnen des Kaiſers Staatsklugheit einen üblen Streich geſpielt; denn er hatte dem Herzoge Moritz von Sachſen die Vollſtreckung der gegen den Kurfürſten Johann Friedrich verhangenen, und am 20. Juli 1546 ausgeſprochenen, Acht aufgetragen, und als er ſich deſſen weigerte, drohete der Kaiſer, das Kurfürſtenthum durch das Heer ſeines Bruders, des römiſchen Königs Ferdinand, in Beſitz nehmen zu laſſen, was für den Herzog ſehr ſchadenbringend geweſen ſeyn würde. Daher nahm er dieſe Achtsvollſtreckung an, entſchuldigte ſich gegen den Kurfürſten wegen dieſes Vorhabens, und bat ihn, ſich mit dem Kaiſer auszuſöhnen; allein der Kurfürſt ward hocherbittert, als er hörte, welche Fortſchritte Moritz in ſeinem Lande gemacht, und daß er den größten Theil davon erobert habe, und eilte ſeinem Lande zu Hülfe. Dieſen Marſch machte das kurfürſtliche Heer in zerſtreuten Haufen, kam unerwartet in Fulda an, wo es ſich wieder ſammelte, und drang nun unter Anführung des Kurfürſten und ſeines Feldoberſten, Georg Reckerodt, in des Herzog's Moritz Lande vor, welches Vordringen auch um ſo weniger Widerſtand fand, weil die herzoglichen Krieger in den Winterquartieren zerſtreut lagen. Weil aber der ſtaatskluge und kriegserfahrne Herzog leicht denken konnte, daß die Stadt Leipzig wegen ihrer

Wichtigkeit nicht unangefochten bleiben würde, ſo mußten ſeine zunächſt an dieſer Stadt liegenden Krieger dahin eilen, um ihr zur Beſatzung zu dienen, wo denn am 29. December 1546 drei Fähnlein Reiter und zehn Fähnlein Fußknechte in die Stadt kamen. Auch der Herzog kam ſelbſt dahin, ernannte Dam Pflug und Wolf von Breitenbach zu Statthaltern, ſo wie Sebaſtian von Wallwitz zum Stadtkommandanten, den Obriſten von Dieskau aber zu ſeinem Stellvertreter (Lieutenant.)

Der Herzog erklärte nun die Stadt in Belagerungsſtand, ließ Soldaten und Bürger mit ihrem Gewehr auf dem Markte erſcheinen, nahm die Schlüſſel der Thore vom Rathe und gab ſie an die beiden Statthalter, unterordnete auch den Rath ſo wie die Bürgerſchaft denenſelben, und wies ſie an, dieſen die genaueſte Folge zu leiſten. —

Nun aber mußte dieſer Fürſt eine Maßregel ergreifen, die er gewiß mit blutendem Herzen ergriff, weil dadurch ſo viele ſeiner treuen Leipziger um ihre Habe kamen; doch ſie war unerläßlich, und alſo konnte man ſie nicht vermeiden.

Wenn eine Stadt belagert wird, ſo iſt es allemal die erſte Vorſichtsmaßregel, daß ihre Vorſtädte abgebrannt werden, damit ſich der Feind nicht in denſelben feſtſetzen und von da aus der Stadt Schaden zufügen kann, weil er dann ſchwer wieder zu vertreiben iſt. — Hier war es beſonders nothwendig, weil die Feinde dann, wenn die Häuſer in den Vorſtädten nicht mehr ſtanden, bei der ſtrengen Winterkälte kein Obdach finden konnten, ſo daß ein Gelingen der Belagerung alsdann um ſo weniger zu fürchten war. Zwar war der Schaden ſehr groß, der durch

Einäſcherung den armen unglücklichen Bewohnern dieſer Vorſtädte zugefügt wurde; allein dieſer ließ ſich eher erſetzen, als der Schade, welcher dann, wenn die Stadt in Folge der Belagerung, vielleicht mit ſtürmender Hand, überging, durch die Plünderung ihr zugefügt wurde; denn die kurfürſtlichen Krieger freuten ſich ſchon auf dieſe Plünderung, und wie ſie einander den ſeidenen Plüſch und andere koſtbare Zeuge mit den langen Spießen zumeſſen wollten. Dies wurde in der Stadt bekannt, und die Bürger, welche leicht ihr Schickſal ermeſſen konnten, wurden dadurch angefeuert, in Gemeinſchaft der kurfürſtlichen Krieger die tapferſte Gegenwehr zu leiſten. Den Einwohnern der Vorſtädte wurde angedeutet, ſich mit ihrer Habe in die Stadt zu flüchten, weil die Vorſtädte abgebrannt werden müßten, und es erhob ſich nun ein allgemeines Klagen und Weinen unter dieſen Bedauernswürdigen, und viele von ihnen wurden ſo beſtürzt, daß ſie ſich blos mit den Ihrigen nach der Stadt flüchteten, und alle ihre Habe im Stiche ließen. In der Stadt wurden ihnen die verlaſſenen Collegien- und Studentenwohnungen angewieſen, indem ſich die Univerſität nach Meißen geflüchtet hatte. Am Tage nach dem Neujahrsfeſte lief die ſichere Botſchaft bei dem annoch in Leipzig anweſenden Herzoge ein, daß der Kurfürſt auf Halle im Anzuge ſey, und von da aus gegen Leipzig heranrücken werde; die Belagerung dieſer Stadt ſey außer allem Zweifel. Nun wurden die Vorſtädte angezündet, und das Georgenſpital loderte vorerſt in Flammen auf; ihm folgten die übrigen Vorſtädte.

Der Kurfürſt Johann Friedrich ließ ſein Heer in Halle drei Tage ruhen, und gab dadurch den Leipzigern Zeit, ihre Anſtalten zur Gegenwehr zu vollenden. Am vierten Januar brach das kurfürſtliche Heer von Halle auf, und rückte zwei Meilen weit, auf Leipzig zu, wo denn ein ſtarkes Reitergefecht mit den Herzoglichen ſtattfand. Es waren nämlich in den letzten Tagen des Jahres 1300 ungariſche Huſaren vom Heere des Königs Ferdinand angekommen, und dieſe machten in der Nacht des 4. Januar mit 100 ſchwarzen Reitern des Herzogs einen Ausfall, wo ſie die Vorhut des Kurfürſten überfielen, und nach einem ſtarken Gefecht in die Flucht trieben, dann aber mit viel Beute und Gefangenen in die Stadt zurückkehrten. Am folgenden Morgen entfernte ſich der Herzog mit den Huſaren und ſeinen übrigen Kriegern, die ſich zuſammen- und nach Leipzig gezogen hatten, aus der Stadt, in welcher eine hinreichende Beſatzung von ihnen zurückblieb, und ging nach Grimma, wo er die Brücke über die Mulde abbrechen ließ, von da aber nach Dresden, die Reiterei aber nach Chemnitz.

Noch am Nachmittage dieſes Tages zeigten ſich die erſten Vortruppen des Feindes vor der Stadt und wurden mit Kanonen und Hakenfeuer gebührend empfangen. Am folgenden Tage kam der Kurfürſt ſelbſt vor der Stadt an, und ſofort begann in derſelben der Belagerungsſtand im ſtrengern Sinne. Die Schlüſſel zu den Thoren wurden zum Commandanten derſelben gebracht; keine Glocke wurde mehr geläutet, ſelbſt die Stadtuhren ſchlugen nicht mehr; ſo daß es in dieſer Hinſicht ganz ſtille in der Stadt wurde.

Die Feinde gruben ſich, als die durch einen Trompeter geſchehene Aufforderung abgeſchlagen worden war, der Winterkälte ohngeachtet, ein, und warfen gar bald neue Schanzen auf, welche ſie durch Laufgräben mit einander verbanden und mit ſchwerem Geſchütz ſtark beſetzten, nun aber von dieſen Batterien ein gewaltiges Feuer gegen die Stadt eröffneten. Die Sage erzählt, daß die Belagerten durch dieſes Feuer ſo wenig eingeſchüchtert worden wären, daß ſie vielmehr den Belagerern zum Trotz und bittern Spott eine Puppe über die Stadtmauer hinausragen ließen, welche die Hand in einen durchlöcherten Ranzen ſteckte, den Feinden dadurch zu zeigen, wie wenig man ſie fürchte. Dabei ſangen die Belagerten:

„Es hat nicht Noth!
„Der Kurfürſt und Gürg Neckerodt *)
„Soll uns die Stadt wohl laſſen.
„Ja laſſen."

Wie nun aber im Kriege nichts unkluger iſt, als ſolcher unzeitiger Spott, weil er gemeiniglich nur erbittert, und bei den ſo häufigen Wechſelfällen des Krieges ſchon oft von ſehr üblen Folgen war; alſo auch hier; denn man vergalt den Belagerten dieſen Spott gar übel, da man die Stadt nunmehr mit weit größerm Eifer beſchoß, und an verſchiedenen Orten die Mauer ſehr beſchädigte; ja man warf ſogar eine Menge glühende Kugeln in die Stadt, ſo daß die Belagerten vollauf mit Löſchen zu thun hatten.

Ein Sturm wurde im kurfürſtlichen Lager vor-

---

*) Georg Neckerodt war, wie ſchon gedacht, einer der vornehmſten Feldhauptleute des Kurfürſten, und die Artillerie ſtand beſonders unter ſeinen Befehlen.

A. d. V.

bereitet, und man ſuchte bei den gemachten Sturmlücken den Graben durch Faſchinen auszufüllen, wozu man Reißigbündel gebrauchte, und eine Menge Bauern aus dem herzoglichen Gebiete genöthigt wurden, dieſelben anzufahren und dann in den Graben zu werfen. Aus der Stadt ſchoß man heftig auf dieſe Unglücklichen, und tödtete eine Menge von ihnen, und dennoch mußten Andere an die Stelle der Gefallenen geſtellt werden; bis der Graben endlich doch gefüllt wurde. Nun wuchs die Gefahr des Sturmes für die Belagerten, und beſtimmte ſie zu einem Wageſtück. Ein Ausfall wurde gemacht, und während des Gefechts ſtiegen mehrere Waghälſe von der Beſatzung mit brennenden Fackeln und Pechkränzen in den Graben hinab und ſteckten die leicht entzündbaren Faſchinen in Brand, ſo daß die Flamme bald hoch empor loderte. Als nun auch dieſer Anſchlag zur ſchnellen Eroberung mißlungen war, ſuchte man dieſe dadurch zu beſchleunigen, daß man einen hohen Thurm in der Stadtmauer zwiſchen dem Peterëthore und dem Paulino ſo ſtark beſchoß, daß er bald dem Einſturz nahe kam, und wenn dieſer, ſo wie man hoffte, auswärts geſchah, ſo füllte er den Graben aus, und der Sturm wäre alsdann gewiß mit ſolcher Uebermacht begonnen worden, daß die Eroberung nicht zweifelhaft bleiben konnte. Dieſes wurde auch von den Belagerten wohl erwogen und die Abſicht der Feinde dadurch vereitelt, daß man den dem Falle nahen Thurm während der Nacht mit Seilen und Ketten umlegte und dieſe nach der Stadt hin ſcharf anzog, ſo daß er nothwendig einwärts fallen mußte. Als nun am folgenden Morgen die kurfürſtlichen Batterien ihr Feuer wieder nach dem

Thurme begannen, führte dies endlich den Fall deſſelben herbei; allein es füllte dieſer Fall den Graben nicht aus, und der Sturm mußte abermals unterbleiben.

Das Feuer wurde nun verdoppelt, und beſonders in der Zeit vom 13. bis zum 27. Januar war es ſo ſtark, daß man unter andern an einem Tage über 1500 Kanonenſchüſſe auf die Stadt gezählt hat. Hierdurch wurden die Stadtmauern ſo ſehr beſchädigt, und die Gefahr der Eroberung wuchs dermaßen, daß man in den Thorſtraßen und an verſchiedenen andern Orten Querwälle aufwarf, um die eindringenden Feinde vom Vordringen abzuhalten. Oft war das beiderſeitige Feuer ſo heftig, daß man in der Stadt vor Rauch und Dampf nicht wußte, ob es Tag oder Nacht war, und faſt unaufhörlich wurde die unglückliche Stadt von einem Hagel von Kugeln überſchüttet. — Eine Menge Einwohner, wurden hierdurch getödtet oder verwundet, und die Chronik hat uns folgenden merkwürdigen Fall aufbewahrt. — Eine Leipzigerin hatte das Schickſal von einer achtundvierzigpfündigen Kanonenkugel getroffen zu werden, welche ihr nicht allein den linken Arm hinweg nahm; ſondern ſie auch an der linken Hüfte ſehr verletzte. Von dieſer ſchweren Verwundung wurde ſie demohngeachtet wieder hergeſtellt, daß ſie noch zweiundfunfzig Jahre lebte.

Endlich, nachdem der Kurfürſt ebenfalls durch die Gegenwehr der Belagerten und die Strenge der Jahreszeit viele ſeiner Krieger eingebüßt hatte, und die zuverläſſige Nachricht erhielt, daß der römiſche König Ferdinand mit einem gewaltigen Heere bereit ſtehe, von Böhmen aus die belagerte Stadt Leipzig zu entſetzen, wo alſo der Kurfürſt das Schlimmſte fürchten mußte, wenn ſich der Herzog Moritz mit dieſem Heere vereinigte, hob er am 27. Januar die Belagerung auf, und zog ſich mit ſeinem Heere in das Fürſtenthum Altenburg, wo er die Krieger ſeiner Schaaren wieder raſten ließ. Zuvor ließ er am 21. d. M. die Leipziger zum letzten Male, unter den heftigſten Drohungen auffordern; allein der tapfere Wallwitz verſammelte mit einbrechender Nacht Bürger und Soldaten auf dem Markte, und ſprach ſo begeiſternd zu ihnen, daß ſie alle die Hände aufhoben und den Eid der Treue erneuerten.

Man hat über die Aufhebung dieſer Belagerung mancherlei Irriges verbreiten, und unter andern ihr Mißlingen auf die Treuloſigkeit verſchiedener hochſtehender Herren im Heere des Kurfürſten geſchoben, indem dieſe ein Intereſſe dabei gehabt hätten, daß Leipzig nicht erobert worden wäre, weil ſie ſämmtlich ihre Baarſchaften und übrigen werthvollen Gegenſtände, vorher nach Leipzig gebracht hätten, die bei der Eroberung ſehr gefährdet worden wären, und dieſes ſey auch die Urſache, daß man nicht mit Uebermacht geſtürmt habe. Dieſe Gerüchte ſprach man auch in dem Reime aus, der ſich bis auf unſere Zeiten erhalten hat.

Leipzig liegt hauſſen und Leipzig liegt drinnen,
Drum konnte Leipzig nicht Leipzig gewinnen.

Doch dieſes Alles iſt blos unerwieſene Sage geblieben, und die eben angegebenen Urſachen der Aufhebung ſind viel wahrſcheinlicher. —

6.

Der Markgraf Friedrich der Streitbare von Meißen wird Kurfürſt von Sachſen am 6. Januar 1423.

Der Markgraf Albert von Brandenburg, aus dem Hauſe Askanien, der in der Geſchichte unter dem Beinamen der Bär bekannt iſt, hatte ſich um den Kaiſer (Friedrich den Rothbart) und das Reich ſo hoch verdient gemacht, daß der Erſtere den Sohn dieſes tapfern Fürſten, Namens Bernhard, zum Herzog zu Sachſen erhob, und deſſen Sohn Albert unter die Zahl der Wahlfürſten aufgenommen wurde, welche vorzugsweiſe das Recht hatten, das Oberhaupt des Reiches zu erwählen, und von Carl *IV.* in der güldenen Bulle darin beſtätigt wurden, indem durch dieſes Reichsgrundgeſetz die Wahlangelegenheit vollkommen geregelt ward. —

Dieſes Haus blühete bis zum Jahre 1422, wo es mit Albert *III.* erloſch.

Nur wenige Jahre früher war nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß diejenige Linie des Fürſtenhauſes Askanien, welche die Kur Sachſen beſaß, und zum Unterſchiede der Nebenlinie, Sachſen-Lauenburg, den Namen Sachſen-Wittenberg führte, ſobald ausſterben ſollte, denn der Kurfürſt Rudolph *III.* hatte zwei Söhne, die in der ſchönſten Blüthe ſtanden. Allein der Herr der Welten, der das Schickſal der Völker wie des Einzelnen lenkt, ließ es zu, und ein einſtürzender Thurm raffte dieſe beiden Jünglinge in ihrer ſchönſten Blüthe dahin. Der Vater ſelbſt folgte ihnen bald darauf (1419), auf einem Zuge gegen die Huſſiten — (man ſagt an Gift, das ihm auf Anſtiften der Feinde beigebracht worden ſey) — und die Kur ging nun an ſeinen kinderloſen Bruder Albert *III.* über, welcher der Letzte dieſer Linie war.

Dieſer Fürſt befand ſich auf der Jagd in dem großen Walde, den man die Lochauer Haide nannte, und ſeine Gemahlin ſoll ihn dabei begleitet haben. Ermüdet hatten die Gatten am Abend ſpät in einem Bauerhauſe das Nachtquartier genommen, weil ſie das entfernte Schloß Lochau nicht mehr erreichen konnten, und lagen eben im tiefſten Schlafe, als plötzlich eine Feuersbrunſt in dieſem Hauſe ausbrach, welche dermaßen ſchnell um ſich griff, daß bereits das Schlafzimmer zu brennen begann, als ein von dem brennenden Stroh ſeines Lagers verletzter Jagdhund vor Schmerz einen großen Lärm anfing, wodurch der Kurfürſt aus dem Schlafe erweckt wurde, mit Schrecken ſah, in welcher Gefahr er ſich befand, und ſogleich ſeine Gemahlin ebenfalls aus dem Schlafe aufrüttelte. Unterdeſſen hatte jedoch die Gefahr ſo ſehr zugenommen, daß ſich beide Gatten genöthigt ſahen, durch ein Fenſter im bloßen Hemde zu entfliehen, um nur das Leben zu retten. — Der Schrecken hatte jedoch einen ſo tiefen Eindruck auf den Kurfürſten gehabt, daß er krank wurde und kurz darauf verſtarb.

Sogleich nach ſeinem Abſterben meldete ſich die Nebenlinie des ausgeſtorbenen Hauſes zu der Kur und den Ländern derſelben. Dieſe Forderung war auch nicht ungerecht: denn der noch lebende Herzog Erich *IV.* von Sachſen-Lauenburg und ſein Haus ſtammten vom Herzog Johannes ab, der ein Enkel des erſten Herzogs Bernhard und der Bruder des Kurfürſten Albert *II.* war, welcher den kurfürſtlichen Stamm ſo wie Johannes den herzoglichen fortgepflanzt hatte. — Dieſer Gerechtigkeit in der Forderung ohngeachtet, machte ſie doch kein Glück. Der Herzog Erich vermochte es nicht, den Kaiſer Siegismund davon zu überzeugen, und dieſer entſchied ſich für den reichen und mächtigen Markgrafen Friedrich von Meißen, welcher zur rechten Zeit einen geſchickten Unterhändler, Apel von Vizthum*) an den Hof des Kaiſers geſendet hatte. — Der Markgraf Friedrich hatte ſich viele Verdienſte um den Kaiſer und ſein Intereſſe erworben, indem er ſehr thätig gegen die Huſſiten aufgetreten war, was denn der meißniſche Abgeordnete dem Kaiſer ſo hell in's Licht zu ſetzen, und dieſen dergeſtalt von den Verdienſten des Markgrafen zu überzeugen wußte, daß er am 6. Januar 1423 einen Lehnbrief ausſtellte, in welchem dem Markgrafen Friedrich aus Rückſicht auf die Redlichkeit, Feſtigkeit, Biederkeit und Vernunft, ſonderlich aber auf ſeine willigen, unverdroßnen und getreuen Dienſte, die er wider die böhmiſchen Ketzer geleiſtet, ſo wie dem vorderſten und älteſten des uralten ſächſiſchen Hauſes die Kur-Sachſen und das damit verbundene Kur-Herzogthum verliehen wurde. Als Zugehör werden in dieſem Briefe noch genannt: „Die Pfalz, Haus und Stadt Altſtetten, Grafſchaft zu Bren, die Burggrafſchaft und das Graven-Gedinge zu Magdeburg und Hall.“

Die übrigen Kurfürſten beſtritten dieſe Lehnsreichung nicht; nur der ebenfalls verwandte Markgraf und Kurfürſt von Brandenburg bemächtigte ſich des

---

*) Den nachmals ſo berüchtigten? Schwerlich! denn dieſer ſtarb 1470 im Exil, wahrſcheinlicher war es alſo der Vater deſſelben. A. d. V.

Kurlands und der Stadt Wittenberg, und der neue Kurfürſt mußte dieſes Land mit 10,000 Schock Böhmiſcher Groſchen auslöſen.

Der Herzog Erich machte noch einen Verſuch, und wendete ſich perſönlich an den Kaiſer; erhielt aber zur Antwort: „Was ich einmal dem Markgrafen Friedrich verſprochen habe, und deshalb von mir geſchrieben worden iſt, dabei bleibe ich, und Markgraf Friedrich auch.“

So gelangte das Haus Wettin zum Beſitz des Herzogthums und der Kur Sachſen, und der Name Sachſen an Landſchaften und Völker, die mit den alten Sachſen nicht den geringſten Zuſammenhang haben.

7.

Wittekind, der Fürſt der Sachſen.

Die alten Sachſen, von den heutigen ganz verſchieden, waren ein zahlreiches und tapferes Volk, und ſie bewohnten, unter den Namen der Oſtphalen, Weſtphalen und Engern, zu welchen letztern Wittekind gehörte, den Strich Landes zwiſchen dem Rhein, der Elbe und Nordſee, oder mit andern Worten: das was wir jetzt Weſtphalen und Niederſachſen nennen. Dieſes Volk erſcheint unter dem Namen Saſſen, auch Saxen, zuerſt im dritten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung, und man kennt ſie als Räuber zu Land und See, wo ſie beſonders die römiſchen Grenzprovinzen beunruhigten. Ihre frühere Geſchichte verliert ſich im Gebiet der Mythen, und nur das weiß man aus jener Zeit mit hiſtoriſcher Gewißheit, daß zwei an Zahl ſehr bedeutende Horden dieſes Volkes unter ihren Häuptern Hengiſt und Horſa den Briten zu Hülfe gegen die Picten und Scoten zogen, (449) dann in Britanien ſich feſtſetzten, vermehrten, und ſieben angelſächſiſche Königreiche ſtifteten. Späterhin zerſtörten ſie, in Gemeinſchaft mit den Franken, (528) das Königreich Thüringen, welches getheilt wurde, wo jedoch die Sachſen und Franken wegen dieſer Erwerbung zerfielen, und nun, nachdem drei Jahrhunderte ſpäter der große Frankenkönig Carl ſeine Macht im Innern und nach Außen gehörig befeſtigt hatte, begann der Krieg der Franken gegen die Sachſen, der, mit kurzen Unterbrechungen, von 772 bis 804 währte. Die unaufhörlichen Einfälle der Sachſen in das fränkiſche Gebiet gaben die Veranlaſſung zu dieſem Kriege, und hier iſt es, wo Wittekind, der Heerfürſt der Engern, im Kampfe für die Freiheit ſeines Vaterlandes auftritt und ſeinen Heldenruhm erwirbt; denn die Geſchichte ſeiner früheren Jahre iſt nicht mit Gewißheit bekannt, ſelbſt das Jahr ſeiner Geburt iſt nicht gewiß, und was man davon wiſſen will, iſt bloße Vermuthung.

Die Sachſen waren dazumal Heiden, und beteten in ihren heiligen Haynen die Bilder an, unter denen ſie ſich die Gottheit dachten. Eine dieſer Gottheiten war die noch uns bekannte Irmenſäule, welche gegenwärtig im Dom zu Hildesheim aufbewahrt wird. Dieſe Heiden ihrem Irrthum zu entreißen und ſie mit der Glückſeligkeit der chriſtlichen Religionsbekenner bekannt zu machen, war ebenfalls eine der Abſichten Carls, und alſo im Grunde gut und wohlthätig; nur verſah er es in der Wahl des Mittels, dieſen Zweck zu erreichen, da das Chriſtenthum auf dem Wege der Liebe und Ueberzeugung, nicht aber durch die Gewalt der Waffen ausgebreitet werden ſoll.

Die Sachſen hielten mit Feſtigkeit am Glauben ihrer Väter, und ihre Freiheitsliebe erlaubte ihnen nicht, ſich einem andern Herrſcher zu unterwerfen und ſich von ihm Geſetze vorſchreiben zu laſſen, deshalb beantworteten ſie die Aufforderungen Carls, den chriſtlichen Glauben anzunehmen, durch häufige Einfälle in das fränkiſche Land, die jedesmal mit Grauſamkeiten verbunden waren. Dieſen immer häufiger werdenden Einfällen Grenzen zu ſetzen, begann der Krieg der Franken gegen die Sachſen mit dem Reichstage, der im Jahre 772 zu Worms gehalten wurde. Hier wurden die Anſtalten zu dieſem Kriege getroffen, und das bereits verſammelte Heer zog aus, ihn zu beginnen.

Gleich im erſten Feldzuge eroberten die Franken die Eresburg *) in welcher ſie die Irmenſäule **) erbeuteten. Da die Heiden für die Erhal-

---

*) Dieſe Veſte ſoll im ſogenannten Sauerlande in Weſtphalen und zwar da gelegen ſeyn, wo jetzt das Städtchen Stadtberg an der Moer in der Nähe von Paderborn ſich befindet. A. d. V.

**) Nach mehreren alten Quellen ſoll dieſe Irmenſäule ſoviel heiſſen, als Herrmannsſäule, zum Gedächtniß der einſt von dieſem Fürſten der Cherusker über die Römer unter Varus, im Jahre 10 nach Chriſti Geburt, im Teutoburger Walde (Gegend von Pyrmont) errungenen Schlacht, wo das römiſche Heer vernichtet wurde, und ſein Anführer ſich ſelbſt entleibte. Auf dieſe Weiſe wäre Herrmann zum Dank für ſeinen Sieg unter die Götter erhoben worden, und man ſoll noch Ueberbleibſel ſeines Tempels an dieſem Orte tung ihres Glaubens und ihres Gottes den ergrimmten Löwen gleich kämpften, ſo konnten die Franken die Veſte nur mit großem Verluſte erobern. — Die Irmenſäule kam ſpäterhin nach Hildesheim, wo ſie ſich noch jetzt im Dome befinden und anſtatt eines Candelabers dienen ſoll.

Dieſe Eroberung war von ſo üblen Folgen für die Sachſen, daß der ſiegende Carl mit ſeinem Heere bis an die Weſer vordrang, und die Sachſen zwang, nicht allein Frieden zu ſchließen, ſondern auch für die Feſthaltung deſſelben zwölf Geiſſeln zu ſtellen.

Dies war der Anfang zu einem Kriege, welcher mit kurzen Unterbrechungen, die man vielleicht, ſo wie noch heute zu Tage, einen ewigen Frieden nannte, zwei und dreiſſig Jahre hindurch währete und ſich mit völliger Unterwerfung der Sachſen unter Carls Herrſchaft endigte, und dem Heidenthum derſelben ziemlich vollkommen ein Ende machte. In dieſem langen Kriege erlitten die Sachſen viele Niederlagen, nicht, weil ſie weniger tapfer geweſen wären, als ihre Feinde, die Franken, ſondern weil bei dieſen eine beſſere Kriegskunſt herrſchte als bei den Sachſen, welche blos tapfer waren, und mancherlei ſtrategiſche Vortheile nicht beſaßen, die im Gegentheil ihrer Feinde Eigenthum waren, beſonders wurde ihnen aber Carls großer Feldherrngeiſt ſehr verderblich, und war ihr größter Feind.

In dieſe Zeit ſoll nach der Meinung Vieler der

---

haben, was aber nicht wohl glaublich iſt, da unſere alten Voreltern ihren Gottesdienſt in den Wäldern verrichteten, wo die Götter in ſogenannten heiligen Haynen ſtanden. Wahrſcheinlich hatten ſie dieſe Säule bei Annäherung der Feinde in jener Veſte in Sicherheit zu bringen geſucht. A. d. V.

erſte Urſprung der Vehmgerichte fallen, und auch dieſe ſelbſt leiteten in der Zeit ihrer Macht ihre Errichtung von dieſem Kaiſer her, ob ſie gleich erſt im *XII.* Jahrhunderte recht bekannt wurden, und das *XIV.* wie das *XV.* Jahrhundert waren die eigentliche Zeit ihrer größten Macht, bis ſie endlich durch die Errichtung des Landfriedens und des zur Handhabung deſſelben geſtifteten Kammergerichts, wodurch ſie unnütz wurden, erloſchen, und ihre Macht verloren, ſo daß ſich ſeit dem Jahre 1568, wo das letzte öffentlich bei Zelle gehalten wurde, jede Spur derſelben verliert. Ihre erſte Beſtimmung ſoll geweſen ſeyn, die Aufrührer aufzuſuchen und heimlich hinzurichten.

Nach jener erſten Niederlage war es alſo ſcheinbar Friede geworden, und Carl kehrte wieder in ſein Land zurück, nachdem die Eresburg noch mehr befeſtiget und mit einer ſtarken fränkiſchen Beſatzung verſehen worden war. Allein die fremde Herrſchaft fiel den Freiheitliebenden Sachſen unerträglich, ſo daß, als kaum das fränkiſche Heer wieder aus dem Lande war, der Fürſt der Engern, Wittekind, ſich mit den übrigen Anführern der Volksſtämme, welche zuſammen die ſächſiſche Nation bildeten, im Stillen verband, und ſie verſammelten ſich im Geheim zu einem bedeutenden Heere, das die Waffen ergriff, die Eresburg überfiel, ſie erſtürmte, die Beſatzung erſchlug und nun die neuen Mauern niederriß. Dieſes gelang ihnen auch um ſo eher, als der Kaiſer gegen die Longobarden in Italien kriegte, und ſich nicht entfernen durfte. Da ſich nun dieſer Krieg in die Länge zog, ſo hatten die Sachſen während dieſer Zeit freien Spielraum, den ſie auch beſtens benutzten und 774 in Heſſen einfielen, wo ſie

Alles mit Feuer und Schwert verwüſteten. Doch während dieſer Zeit hatte Carl die Longobarden überwunden, war mit der eiſernen Krone gekrönt worden, und kehrte nun (777) nach Sachſen zurück, um dieſe Aufrührer wieder zu unterjochen. Dieſe krochen ſogleich zu Kreuze und heuchelten Unterwerfung; ja als Carl ihnen nicht glauben wollte, ließ ſich eine Menge von ihnen taufen, und gaben das Verſprechen des Gehorſams unter den bündigſten Verſicherungen, ſo daß ihnen der Ueberwinder Glauben ſchenkte, und drei Bisthümer, Paderborn, Osnabrück und Oſterwick ſtiftete, damit das Chriſtenthum immer weiter ausgebreitet werde. Die eroberten ſächſiſchen Länder wurden bewährten fränkiſchen Heerführern untergeben, und ihnen Milde und Ernſt, beides zur rechten Zeit, empfohlen. Nach dieſen getroffenen Anſtalten glaubte Carl nichts mehr fürchten zu dürfen, und zog mit ſeinem Heere nach Spanien gegen die Mauren, wo er ebenfalls alle ſeine Feinde beſiegte und vor ſich her niederwarf. So glaubte er, als er alles beſiegt hatte, ruhig nach ſeinem Lande zurückkehren zu können, und trat alſo mit dem Heere den Weg nach dem Vaterlande an. Wahrſcheinlich hatte man im Siegestaumel die nöthige Vorſicht vernachläſſigt; denn als das Heer in das Gebirge (die Pyrenäen) kam, hatten ſich die beſiegten Mauren, mit den gascogniſchen Bergvölkern verbunden, im Thale Ronceval in Hinterhalt gelegt, und das fränkiſche Heer wurde von ihnen überfallen, durch die Ueberraſchung in Unordnung gebracht, dadurch aber den von allen Seiten herandringenden Feinden es erleichtert, in die Franken einzudringen, und ein ſchreckliches Blutbad unter ihnen anzurichten, ſo daß das Heer der Franken mehr als die Hälfte ſeiner Krieger verlor, unter welchen ſich auch der berühmte Ritter **Roland** befand; ja es verbreitete ſich ſogar das Gerücht, Carl ſelbſt ſey unter den Gebliebenen befindlich, und dieſes Gerücht drang bis zu den Sachſen vor. Kaum hatten dieſe die Nachricht gehört, als ſie auch ſogleich in Maſſe aufſtanden, ſich gegen die Franken empörten, ihre vorgeſetzten Befelshaber erſchlugen oder verjagten, und in Franken, Thüringen und Heſſen blutige und verwüſtende Einfälle machten, bei welchen beſonders die chriſtlichen Kirchen entheiligt wurden, und die Entflohenen dem Kaiſer — (damals eigentlich nur König der Franken ꝛc., weil ſeine Krönung zum Kaiſer erſt ſpäter, am 25. Dec. 800 geſchah) — kaum die Nachricht von dem bringen konnten, was geſchehen war. Hoch entrüſtet über dieſe Treuloſigkeit kehrte Carl mit ſeinem Heere zurück, ſchlug die Rebellen dreimal nach einander in blutigen Schlachten, wodurch die Oſt- und Weſtphalen, ſo wie die Engern den Muth verloren und ſich abermals unterwarfen, auch ſo gut Reue zu heucheln wußten, daß ſich Carl abermals bewegen ließ, und ſeine Waffen gegen die Slaven kehrte, welche einen Einfall in ſeine Länder gewagt hatten. Während ſeiner Abweſenheit griffen die Sachſen die zurückgebliebenen Franken an, mordeten ſie größtentheils, und ein gegen ſie geſendetes fränkiſches Heer ward faſt ganz aufgerieben. Nun hatte die Langmuth und Leichtgläubigkeit des Kaiſers ein Ende, er kehrte mit Heereskraft (782) zurück, überwand die Sachſen abermals und bekam eine große Menge von ihnen gefangen, die nun die Strafe für die vielen Empörungen ihres Volkes erleiden ſollten.

Wittekind der Fürſt der Engern hatte bei allen bißherigen Aufſtänden eine Hauptrolle geſpielt, und in der letzten Schlacht war er in der größten Gefahr geweſen, gefangen zu werden; kaum konnte er dieſem Schickſale entrinnen, und er begab ſich nach dem höhern Norden in Sicherheit.

In den ſächſiſchen Provinzen wurden nun alle die, welche an dem letzten Aufruhr Theil genommen hatten, aufgeſucht und es erging ein ſchweres Gericht über ſie. Zu Verden an der Aller wurden an einem Tage viertauſend und fünfhundert ſolcher Rebellen in das freie Feld geführt, und dort ſtarben ſie unter den Schwertern der Franken. — Kaum hatten dieſe ausgeblutet als über zehntauſend andere, und zwar der edelſten Ueberwundenen, mit ihren Angehörigen aus dem Lande entfernt und in andere Provinzen, ja ſelbſt bis tief in Ungarn entſendet wurden, wo die ſogenannten ſächſiſchen Städte in Siebenbürgen durch ſie entſtanden. Alle befanden ſich im Stande der tiefſten Erniedrigung, denn ſie waren nichts als elende Leibeigne. —

Durch dieſe harte, ja ſehr grauſame Strafe, wurden die Unterjochten aber keinesweges feig; ſondern ſie verbanden ſich im Gegentheil mit den Dänen, und es wurde durch eine blutige dreitägige Schlacht das Geſchick der Sachſen abermal zu ihrem Nachtheil entſchieden, und in einer zweiten Schlacht deckten die meiſten von ihnen das Schlachtfeld mit ihren erſchlagenen Körpern. In beiden Schlachten war Wittekind der Anführer, und als alles verloren war, retirirte er ſich erſt in ſeine feſte Burg Wittichinden Burg, und als er auch da noch nicht ſicher war, flüchtete er ſich mit ſeiner Gemahlin Geva und ſeinen Kindern wieder nach Dänemark, und im folgenden Jahre (784) führte er wieder ein ſtarkes Heer Frieſen ſeinen Landsleuten zu Hülfe. — Auch dieſes wurde von dem Sohne Carls in zwei Schlachten, die es in Gemeinſchaft mit den Sachſen ſchlug, völlig überwunden, und Wittekind entfloh abermals ſeinem Geſchick.

Dieſe letzte Niederlage ſcheint den Muth Wittekinds gebrochen zu haben; denn als ihn Carl, in Erwägung, daß er die Sachſen nie ganz beſiegen werde, ſo lange ihr Heldenkönig Wittekind ſie fortwährend zu Aufſtänden anreize, zu einer Unterredung nach ſeinem Hauptquartier auf der Eresburg einlud, und zu ſeiner Sicherheit ihm Geiſſeln ſtellte, begab er ſich dahin, und die Folge dieſer Unterredung war nichts Geringeres, als, daß er ſich mit ſeinem Bruder, dem Herzog Albion, der Oberherrſchaft Carls unterwarf. Beide gelobten Treue und nahmen, ſo wie Wittekinds Gemahlin Geva, in Gemeinſchaft einer großen Anzahl Edler die chriſtliche Religion an, wo ſie denn von dem Erzbiſchof Lulla von Mainz (785) getauft wurden.

Carl zeigte ſich großmüthig gegen Wittekind, empfing ihn freundlich, und wußte ſein Herz ſo zu gewinnen, daß jene Unterwerfung und Annahme der chriſtlichen Religion nur wenig Schwierigkeiten hatte. Beide Fürſten wurden nun innige Freunde, und blieben es bis an Wittekinds Tod, der am 7. Januar 807 erfolgte. — Zwar verlor dieſer Heldenfürſt den Königstitel und wurde ein Herzog in Sachſen, doch räumte ihm Carl ſein Stammland Engern wieder ein, wo er nun in Ruhe und Frieden mit ſeinem Ueberwinder und Freunde Carl lebte. —

Auch die Sachſen ſuchte ihr Ueberwinder durch Liebe zu gewinnen, und es gelang ihm beſſer als früher durch Strenge. Der alte Tribut, den ſie an Carl entrichtet hatten, wurde in einen der Geiſtlichkeit zu gebenden Zehenten verwandelt. — Und ſo war wenigſtens der Krieg zwiſchen dieſen beiden Heldenfürſten zu Ende, wenn auch die Sachſen bis zum Jahre 803 noch einigemale ſich, beſonders 798, empörten, wo ſie durch die Habſucht und andre dergleichen Eigenſchaften der fränkiſchen Landvögte aufgereizt, abermals aufſtanden und dieſe Unholde erſchlugen, doch in einem dadurch verurſachten Kampfe gänzlich erlagen, wodurch ſich der zwei und dreiſſigjährige Krieg zwiſchen Carl und den Sachſen endigte.

8.

Pfalzgraf Friedrich von Sachſen und Ludwig der Springer.

In den früheren Jahrhunderten gab es außer den Markgrafen zu Meißen auch Pfalzgrafen von Sachſen, welche ihre Beſitzungen größtentheils in Thüringen hatten. Einer dieſer Pfalzgrafen, die Geſchichte nennt ihn Friedrich *II.*, hatte eine Gemahlin, Adelheid mit Namen, ſehr ſchön von Geſtalt, doch ihm an Jahren ziemlich ungleich. — Adelheid empfand es übel, daß ihr Gemahl lieber der Jagd, als daheim in ihren Armen der Liebe pflegte, und beſchloß, ſich dafür zu rächen.

In jener Zeit, d. h. um die Mitte des *XI.* Jahrhunderts, lebte ein Landgraf in Thüringen, Ludwig *II.*, ein junger, ſchöner Mann, der natürlicherweiſe der wollüſtigen Pfalzgräfin beſſer gefiel als ihr alter ſchläfriger Eheherr. Bald war ein Liebesbund zwiſchen ihnen geſchloſſen, und beide ſehnten ſich nach der vollkommenen Vereinigung durch die Ehe; dieſes war aber unmöglich, ſo lange der Pfalzgraf Friedrich noch lebte, und die beiden Liebenden beſchloſſen alſo, dieſes Hinderniß aus dem Wege zu ſchaffen.

Hier traf das alte Sprichwort ein: Reiche dem Teufel nur einen Finger, und du biſt ſein mit Haut und Haar; was uns aber unſer Gellert noch treffender in folgenden Verſen gegeben hat:

> Erzittre vor dem erſten Schritte,
> Mit ihm ſind alle andern Tritte
> Zu einer böſen That gethan.

Kaum hatten der Graf Ludwig und die Pfalzgräfin Adelheid ihren unreinen Begierden den Sieg über das Gefühl der Pflicht vergönnt, als ſie auch zu Verbrechern wurden, und von einem Verbrechen zum andern taumelten, ſo daß ſie ſich zuletzt ſelbſt des ſchweren Verbrechens des Mordes ſchuldig machten, und dadurch im Bewußtſeyn, oder dem was wir Gewiſſen nennen, den Wurm hervorriefen, der nicht ſtirbt, und das Feuer entzündeten, das nicht verlöſcht; dieſes aber durch ein Beiſpiel zu belegen, iſt der eigentliche Gegenſtand dieſer Erzählung.

Um den Umgang ohne Unterbrechung zu genießen, wünſchten dieſe beiden Liebenden ihre Vereinigung durch das Band der Ehe; allein hier ſtand der Pfalzgraf Friedrich der Gewährung dieſes Wunſches im Wege, und man ſuchte nun ſich deſſelben zu entledigen; es ſind auch die meiſten Chroniken und andere alten Quellen darin übereinſtimmend, daß Adelheid, wo nicht den Mordplan ſelbſt entworfen habe, doch wenigſtens ſehr thätig bei der Ausführung geweſen ſey, und bald nach dem Beginnen des Jahres 1065 wurde er ausgeführt.

Es war am 8. Januar des nur gedachten Jahres, als der Graf Ludwig, mit einigen Rittern und Knappen im Gefolge, ganz nahe bei dem Schloſſe Weiſſenburg in Thüringen, wo der Pfalzgraf Friedrich wohnte, jagte, und dieſe Jagd ließ ihre Hörner, den Pfalzgrafen höhnend, luſtig erſchallen. Dieſer nahm eben ein Bad, als die unbefugten Jäger ihr Weſen nahe am Schloſſe im Forſte trieben. Adelheid ſtürzte mit verſtellter Entrüſtung in das Badezimmer, und meldete ihrem Gemahl das höhnende Unweſen, welches die fremden Jäger ſo nahe an der Burg, im Forſte trieben. Der Pfalzgraf Friedrich war ein leidenſchaftlicher Jäger, und alſo griff dieſer Einfall in ſeine Wildbahn ihn nahe am Herzen an. Wüthend entſtieg er dem Bade, und kleidete ſich ſo ſchnell als möglich an, gürtete ſein Schwert über die Kleider, ergriff die Armbruſt mit dem Köcher der Bolzen, und rief nach ſeinem Roſſe. Als er in den Burghof herabkam, um das vorgeführte Roß zu beſteigen, tönten eben die Hüfthörner der fremden, unbefugten Jäger wieder, ganz in der Nähe der Burg und höhnender als je. Das heiſchte Rache, und der Pfalzgraf ſtürmte, allein und ohne Begleitung, durch das Thor, donnernd über die Zugbrücke hinüber, ſo daß ihm in dieſer Eile Niemand folgen konnte. Fortwährend tönten die Jagdhörner, und wüthend ſprengte Friedrich nach dem Schalle hin. Bald hatte er die Jäger erreicht, und rief ſie nicht allein mit harten Worten an, ſondern er ſendete auch einen Bolzen nach ihnen hin. Ludwig erwiederte dieſen Schuß durch den ſeinigen, und ſo beſchoſſen ſich die beiden feindlichen Jäger einige Zeit, doch ohne ſich zu treffen, näherten ſich aber einander immer mehr. Eben hatten ſie beide ihre Armbrüſte gegen einander abgeſchoſſen, als plötzlich der Graf Ludwig ſeinem Leibknappen den Schweinſpieß entriß, ihm dafür die Armbruſt zuwarf, und im pfeilſchnellen Fluge nach dem Pfalzgrafen hinſprengte, der unter einem Baume hielt, und eben beſchäftigt war, die Armbruſt wieder zu ſpannen. In zwei Augenblicken hatte er ihn erreicht, und mit Gewalt durchſtieß Ludwig den Pfalzgrafen mit dem Spieße, daß er vom Roſſe ſank und mit ſeinem Blute den Schnee ringsumher färbte. — Noch war einiges Leben in ihm, als ſich bereits die Seinigen naheten. Da zog der Graf Ludwig ſein Schwerdt und durchbohrte das unglückliche Todesopfer, um jede Hoffnung der Rettung zu vereiteln, ſo daß der Pfalzgraf alſobald verſchied; dann aber nahm ſogleich der Mörder mit den Seinen die Flucht. Die Diener des Pfalzgrafen kamen nun herbei und hoben den Leichnam ihres entſeelten Herrn auf, ihn nach der Burg zurück zu bringen. Die Pfalzgräfin Adelheid wußte ſich meiſterlich zu verſtellen, als man ihr den blutenden Leichnam ihres entſeelten Gemahls übergab, und erhob ein ungemeines Jammergeſchrei. Der Leichnam des Gemordeten wurde in der Kirche des von ihm geſtifteten Kloſters Goſeck, — (bei Naumburg) — beerdigt; auf der Stelle aber, wo man ihn gemordet hatte, errichtete man ein ſteinernes Kreuz mit einer lateiniſchen Inſchrift und der Jahreszahl *MLXV*, welche erſtere von den alten Zeitgenoſſen in folgenden Reimen überſetzt worden iſt:

Hie ward erſtochen unredlich
Der Pfalzgraf von Sachſen Friedrich
Das that Graf Ludwig mit ſeinem Speere
Da er jagen reit allhere.

Bald fand ſich jedoch die nunmehr verwittwete Frau Pfalzgräfin getröſtet; denn noch in demſelben Jahre vermählte ſie ſich mit dem Mörder ihres Gemahls, und genoß in ſeinen Armen das Glück der feurigen Liebe; nach ohngefähr zwei Jahren wurde jedoch dieſes Glück geſtört.

Der ermordete Pfalzgraf hatte einen Bruder, welcher Erzbiſchof von Bremen war. Dieſer beſchloß, den Tod ſeines Bruders zu rächen, und achtete ſich einem Brudermörder gleich, wenn er dies nicht thäte. Er zog alſo an den Hof des Kaiſers Heinrich (*IV.*) und klagte dort den Grafen Ludwig als den Mörder ſeines Bruders an. Der Kaiſer ließ hierauf denſelben, der ſchon oft auf der Seite ſeiner Feinde geſtanden, und nur erſt kürzlich wegen heimlicher Meuterei angeklagt worden war — auf ſeiner Burg Schauenburg verhaften, und ihn nach der Felſenburg Giebichenſtein bei Halle bringen, wo er im ſtrengen Verhaft gehalten wurde.*) Hier war dem Gefangenen die Abweſenheit von ſeiner Adelheid unerträglich, und die Sehnſucht, wieder an ihrer Seite zu leben, gab ihm ein Mittel ein, ſich zu befreien. Er fand Gelegenheit, ſich mit ſeiner Gemahlin in Einverſtändniß zu ſetzen, und dieſe beſtach nicht allein die Wächter ihres Gemahls, ſondern ſie leitete auch mit all der Liſt, die ihrem Geſchlecht eigen iſt, einen Plan zu ſeiner Befreiung ein, und er gelang. Die alte, aber unwahrſcheinliche Sage, daß der Graf Ludwig, in einen dazu eingerichteten Springmantel gehüllt, einen gewagten Sprung von der Höhe des Felſens herab in die Saale gemacht, und davon den Beinamen der Springer erhalten habe, iſt zwar bekannt genug, entbehrt aber der hiſtoriſchen Gewißheit. Wahrſcheinlicher iſt es, daß ihn die beſtochenen Wächter entfliehen ließen, und zur Beſchönigung ihrer Nachläſſigkeit die Sage vom Sprung erfanden, die auch geglaubt wurde.

---

*) In dieſer Angabe, ſo wie in der Befreiungsart Ludwigs ſind die alten Geſchichtsſchreiber nicht übereinſtimmend; denn wenn die meiſten dafür ſtimmen, daß Ludwig auf ſeiner Burg Schauenburg durch die Boten des Kaiſers verhaftet worden ſey, ſo meinen wieder die andern, daß dieſes auf einer Reiſe geſchehen ſey, die er von Sangerhauſen nach Halle gemacht habe. Eben ſo ſind auch die Erzählungen von ſeiner Befreiung verſchieden, indem ihn verſchiedene alte Chronikenſchreiber einen Luftſprung von der Felſenhöhe des Schloſſes herab in einen auf der Saale bereitgehaltenen Kahn

Kaum war der Graf wieder in Freiheit, als er mit Adelheid nach Rom wallfahrete, dort vor dem heiligen Vater Buße that und Abſolution erhielt, nachdem er das Verſprechen gegeben hatte, Klöſter zu bauen und wohl zu begaben.

So erſchien er mit dem Abſolutionsbriefe des Pabſtes am Hofe des Kaiſers, und auch hier hatten Freunde bereits zu ſeinen Gunſten gearbeitet, ſo daß

---

thun laſſen, wobei er ſich (a la Garnerin) ſeines Mantels als Fallſchirm bedient habe. Dieſes iſt ſchon aus dem Grunde unwahrſcheinlich, weil die Saale nicht ſo nahe an dieſem Orte vorbeifließt. — Dem ſey nun aber, wie ihm wolle, Ludwig wurde verhaftet und wieder frei, gleichviel welches die nähern Umſtände waren; daß dieſes letztere aber auf dem Wege der Liſt geſchehen ſey, iſt außer allem Zweifel.
A. d. V.

auch der Kaiſer ihm verzieh, beſonders als er verſprach, ſich nicht wieder auf die Seite ſeiner Feinde zu ſchlagen.

Das abſolvirte Paar hielt Wort und bauete mehrere Klöſter. Die Burg Weißenburg, die wie wir wiſſen, früher des Pfalzgrafen Friedrich Eigenthum geweſen, und in deren nächſter Umgebung der Mord geſchehen war, wurde in ein Nonnenkloſter verwandelt, und *Supplicium* genannt, woraus ſpäterhin Zſchipplitz oder Zſcheiplitz geworden iſt.*)

Auch die Klöſter St. Udalrich in Sangerhauſen und Reinhardtsbrunn verdanken dieſer Begebenheit ihr Daſeyn. Das letztere fing man 1085 zu bauen an, und ſein Stifter beſchenkte es nach und nach ſehr reichlich, ordnete es dabei zum Begräbnißorte der Glieder ſeines Hauſes, was auch bis zum Ausſterben der thüringiſchen Landgrafen alſo geblieben iſt. In der Reformation wurde es aufgehoben, zuvor aber ſchon im Bauernkriege von dieſen Wüthenden zerſtört, worauf die Güter deſſelben in ein Amt verwandelt wurden.

Im Alter bauete die Gräfin Adelheid ein Nonnenkloſter vom Orden des heiligen Benedict, welches ſie Adelheidsleben nannte, — aus welchem Namen die Zeit Oldisleben gemacht hat. — Und als ſpäterhin ihr Gemahl noch vor ihr verſtarb, und ſie ſeinen Leichnam in das von ihm geſtiftete Kloſter Reinhardtsbrunn begleitet hatte, nahm ſie ſelbſt in dieſem von ihr geſtifteten Kloſter den Schleier, lebte ſehr fromm, und fand nach ihrem Tode die Ruheſtätte in demſelben.

---

*) Dieſes Zſcheiplitz iſt ſpäterhin, als im Laufe der Reformation das Kloſter wieder aufgehoben wurde, in ein Rittergut verwandelt worden, was es noch iſt. A. d. V.

9.

Luxus der Vorzeit bei Beerdigungen mit Kränzen auf den Särgen. Verordnung dagegen.

Es iſt wohl ohne Zweifel eine der intereſſanteſten Seiten der Geſchichtskunde, die Sitten unſerer Vorältern kennen zu lernen, und ſie mit denen unſerer Zeit zu vergleichen. Gemeiniglich machen wir uns die Vorſtellung, als habe in der Vorzeit faſt gar kein Luxus geherrſcht, allein es iſt dieſe Vorſtellung durchaus falſch; denn wenn auch der Luxus unſerer Zeit uns mit einer Menge von eingebildeten Bedürfniſſen bekannt gemacht, und die Richtung dieſes Luxus ſich noch der weniger ſoliden und daher auch weniger koſtſpieligen Eleganz der Geräthſchaften hingeneigt hat, unſere Vorältern auch in der That weniger Bedürfniſſe hatten als wir, ſo waren auf der andern Seite die ihrigen, wenn auch ſolider und in der Mode nicht ſo oft wechſelnd, doch auch weit koſtbarer und daher auch theurer, dergeſtalt, daß ſie den öftern Wechſel der in unſern Tagen ſtattfindet, dadurch vollkommen und reichlich ausglichen. Denn wenn auch die Dame in der Vorzeit nicht ſo oft ein neues Kleid nöthig hatte, ſo koſtete aber dieſes ſeltene Bedürfniß wegen der Koſtbarkeit des Stoffes, aus welchem es gefertigt war, *) mehreremale ſo viel als jetzt, wo der Wechſel öfterer vorfällt. Kurz, es war in der Vorzeit nicht minder viel Luxus, als in der unſrigen, nur daß er eine andere Richtung genommen hatte. Erinnern wir uns z. B. an die Leichenbeſtattungen der Vorzeit, welche, im Sinne des deutſchen Nationalgeiſtes, bei nur etwas Vermögenden mit koſtſpieligen Schmauſereien verbunden waren. Nicht minder waren noch andere Gegenſtände des Luxus bei dieſen Gelegenheiten ziemlich bedeutend, und erregten ſogar die Aufmerkſamkeit der Landesfürſten, welche dieſen koſtſpieligen, und dennoch unnöthigen Dingen Grenzen ſetzen zu müſſen glaubten, wie ſolches das vorliegende Beiſpiel beweiſt.

Es wurde nämlich nach der Beendigung des dreißigjährigen Krieges, d. h. nach der Mitte des *XVII.* Jahrhunderts und ſpäter, als die Einwohner der deutſchen Länder ſich wieder von jenen langen Drangſalen erholt hatten, ein nicht unbedeutender Luxus bei Beerdigungen mit den Kränzen oder Kronen getrieben, welcher zuletzt in wahre Verſchwendung ausartete, **) ſo daß das Conſiſtorium

---

*) Man denke nur an die gold- und ſilberreichen Stoffe der Vorzeit, wovon noch einzelne Fragmente übrig ſind.
A. d. V.

**) Es hat der Verfaſſer dieſes Werks verſchiedene ſolcher Kränze oder Kronen in ſeinem Vaterlande, (Thüringen) in Kirchen geſehen, wo ſie aufbewahrt worden waren, und ſich gut erhalten hatten. Dieſe Kronen zeugten deutlich von dem Luxus unſerer Voraltern, den ſie unter andern bei Begräbniſſen getrieben hatten; denn verſchiedene derſelben mochten bei der Anfertigung, wegen der Koſtbarkeit des Stoffs, ziemlich theuer zu ſtehen gekommen ſeyn. A. d. V.

zu Jena ſich veranlaßt ſah, unterm 9. Jan. 1691 eine Verordnung ergehen zu laſſen, welche die Auszierung der Särge mit Kränzen ſehr beſchränkte und dieſe Auszierung bei den Begräbniſſen unverheiratheter Perſonen gänzlich unterſagte, und ſolche nur den höher ſtehenden Claſſen der Geſellſchaft geſtattete, und nur allein zuließ, daß die Särge der unverehelicht Verſtorbenen mit einem ganz einfachen Kranze von Rosmarin, ohne die Anwendung von Gold, Silber oder Perlen, es möge dieſes alles ächt oder unächt ſeyn, — belegt werden durften. Merkwürdig iſt dabei das Mittel, welches von dem Conſiſtorio angewendet wurde, um dieſe Verordnung befolgt zu wiſſen, indem es allen Geiſtlichen anbefahl: „daß ſie ſich bei keiner Leiche, wo man ſich eine ſolche üppige Bekränzung des Sarges angemaßt habe, finden laſſen, ſondern, bei Erblickung von dergleichen Vanität ſofort davon gehen und die Leiche unbeerdigt ſtehen laſſen ſollten.“ —

10.

Die Brandverſicherungs Anſtalt in Sachſen wird errichtet.

Die Feuersbrünſte hatten ſich ſo ſehr vermehrt, daß eine erneuerte Feuer-Polizey-Ordnung nothwendig wurde; ſolche erſchien auch am 18. Feb. 1775, und es iſt ſehr zu bedauern, daß ſolche gegenwärtig ſo wenig befolgt wird, da ſie in der That ſehr wohl berechnet iſt.

Für die Brandbeſchädigten beſtand ſchon ſeit

1729 eine General-Brandkaſſe, wo es jedem freigeſtellt war, ob er daran Theil nehmen wollte oder nicht. Die Einkünfte dieſer Kaſſe beſtanden aus blos freiwilligen Beiträgen, und die Brandbeſchädigten konnten daher nur eine geringe Entſchädigung für ihren Verluſt erhalten. Das Unvollkommene, ja ganz Ungnügende dieſer Einrichtung wurde allgemein gefühlt, und es kam daher dieſer Gegenſtand verſchiedene Male zur Sprache, und wurde auch in Berathung genommen, bis endlich am 10. Januar 1787 die Brandverſicherungs-Anſtalt, ſo wie ſie bis jetzt beſtanden hat, in's Leben trat, die zuverläſſig viel Gutes ſtiftete, obgleich auch nicht zu läugnen iſt, daß die Mängel derſelben große Nachtheile hervorgebracht haben.

Ein hauptſächlicher Mangel war es, daß jedem Theilnehmer, — und dieſes mußte jeder Hausbeſitzer ſeyn, — die Freiheit gegeben wurde, ſein zu verſicherndes Eigenthum nach eignem Belieben zu taxiren, und hieraus ging denn nun ein doppelter Nachtheil hervor. Entweder man taxirte zu niedrig, aus Furcht vor der Höhe der Beiträge, und dieſes thaten gemeiniglich, — beſonders in den Städten und Städtchen des Erzgebirges, — die zahlreichen Armen, dann aber konnte man entweder gar nicht wieder aufbauen, (was ſehr häufig vorgekommen iſt) oder wenn ein ſolcher Mann es endlich doch ermöglichte, ſo gerieth er dermaßen tief in Schulden, daß er das wieder aufgebauete Haus verkaufen mußte, was denn gemeiniglich mit Schaden geſchah, und dann ſtand er auf derſelben Stelle, oder vielleicht noch ſchlechter als er geſtanden haben würde, wenn keine Brandverſicherung vorhanden geweſen wäre, und er alſo auch nicht wieder aufgebaurt hätte. Dieſer Umſtand möchte wohl ebenfalls nicht wenig zu der gegenwärtig ſo weit vorgeſchrittenen Verarmung beigetragen, und das Menſchenelend ſehr befördert haben, was die Lehrer der Staatswirthſchaft und andrer verwandten Wiſſenſchaften vielleicht nicht, die aufmerkſamen Beobachter und Kenner des bürgerlichen Lebens aber, ſo wie ſeiner Gebrechen und Mängel, recht wohl wiſſen. — Wenn aber, im Gegenſatze des vorigen, ein ſolcher Beſitzer dieſe Freiheit dahin mißbrauchte, daß er ſeine Gebäude zu hoch taxirte; dann hatte er mehr als wahrſcheinlich die Abſicht, gelegentlich und wenn es mit guter Art geſchehen konnte, ſein Beſitzthum ſelbſt in Brand zu ſtecken, und alsdann an die Stelle des ehemaligen alten, vielleicht unbequemen und baufälligen Hauſes ein anderes neues und bequemeres auf Koſten der Anſtalt zu erbauen. — Das Mißverhältniß zwiſchen den Bränden in den verſchiedenen Kreiſen des Landes iſt mit einer Menge übler Folgen, unter welchen die ſo bedeutend erhöheten Beiträge, mit dem ſie begleitenden harten Drucke, der aus dieſer nothwendig gewordenen Erhöhung entſprungen iſt, unter die natürlichen Folgen jener freigelaſſenen Taxe zu zählen.

Ferner hat die Erfahrung bewieſen, daß die Stellung der Termine, in welchen die Auszahlung der Brandkaſſen-Gelder erfolgen ſollte, ein nicht minder wichtiger Hauptmangel in der bisherigen Einrichtung dieſer Anſtalt war; weil der Wiederaufbauende dem Wucherer in die Hände fallen mußte, um das Geld zu dem nothwendigen Holzankauf ꝛc. anzuſchaffen, welches gänzlich umgangen worden wäre, wenn der erſte Termin ſofort an die Ortsobrigkeit ausgezahlt würde.

Eben ſo wünſchte man ſchon längſt, daß die Kirchen und andere dergleichen ſehr koſtſpielige öffentliche Gebäude eine eigne Brandverſicherung haben möchten; allein dieſer Wunſch ging bis jetzt nicht in Erfüllung über.

In der Stiftungsurkunde von dem ſchon angegebenen Tage wurde nicht nur den niedern Obrigkeiten die ſtrengſte Wachſamkeit empfohlen, ſondern auch zur oberſten Leitung dieſer Anſtalt eine eigene Commiſſion niedergeſetzt. Ferner trat eine Mobiliarbrandverſicherungs-Anſtalt in das Leben, welche aber die Keime der Auflöſung in ihrer Einrichtung gehabt haben mag, denn ſie hat, ſo viel dem Verfaſſer bekannt geworden iſt, ſeit einiger Zeit wieder aufgehört.

Dieſe allgemeine Brandverſicherungs-Anſtalt hat, bei allen ihren Mängeln, die überhaupt jeder menſchlichen Einrichtung zum Looſe fallen, dennoch viel Gutes geſtiftet, und der gütige Landesvater Friedrich Auguſt bewilligte den durch Brand Verunglückten auch noch eine gewiſſe Befreiung von Abgaben, (Generale vom 3. Juli 1789) um auch auf dieſe Weiſe das Unglück, was ſie betroffen, möglichſt zu mildern. Preis und unvergänglicher Dank dem Andenken dieſes guten Landesvaters dafür.

Um aber auch die Feuersbrünſte nicht mehr ſo allgemein verheerend zu machen, wurde den neuen Anbauern in den Städten der Gebrauch der Schindeldächer gänzlich unterſagt, und für die Vertauſchung derſelben mit Ziegel- oder Schieferdächern bei ſchon ſtehenden Gebäuden beſondere Begnadigungen ausgeſetzt. (Generale 29. März 1790.)

In den neuern Zeiten iſt dieſes Geſetz auch auf das Land ausgedehnt, und bei neuen Gebäuden, gleichviel, ob in den Städten oder auf dem flachen Lande, die Schindel-Stroh- und Rohrdachungen nicht weiter geſtattet; dagegen ſind aber die Lehmſchindeldächer, ſo wie die von Steinpappe, als auch nicht minder die Cementdächer erlaubt; wobei aber verſchiedene, in der Natur der Sache ſelbſt liegende Ausnahmen geſtattet worden.

11.

Der Herzog Johannes von Sachſen ſtirbt, am 11. Januar 1537.

Die ſächſiſche Geſchichte preiſt den Herzog Georg, und mit vollem Rechte, als einen weiſen und guten Regenten, der bei mancher Schwäche dennoch einer der beſten Fürſten geweſen ſey. Doch in ſeinem Hausweſen trafen ihn gegen das Ende ſeines Lebens des Schickſals Schläge hart, und gleichſam Schlag auf Schlag.

Der 15. Februar des Jahres 1534 machte den Anfang dieſer Schickſalsreihe; denn ſeine Gemahlin, Barbara, die er ſo herzlich liebte, und mit welcher er acht und dreißig Jahre hindurch in einer ſehr glücklichen und zufriedenen Ehe gelebt hatte, ſchied am gedachten Tage aus der Welt, und ihr hinterlaſſener Gemahl grämte ſich ſo ſehr über ihren Tod, daß er ſich von nun an den Bart lang wachſen ließ, weshalb er auch den Beinamen: der Bärtige, bekommen hat.

Von den zehn Kindern dieſer glücklichen Ehe waren nur noch viere am Leben, zwei Söhne und zwei Töchter, die andern waren in der früheſten Jugend verſchieden, ja, es hatten drei von ihnen kaum das Licht der Welt erblickt. Die beiden Töchter waren vermählt, und zwar die ältere, Chriſtina, an den Landgrafen Philipp von Heſſen, und die jüngere, Magdalena, an den Kurfürſten Joachim *II.* von Brandenburg. Auch dieſe Tochter verlor der gebeugte Vater mit ihrer Mutter in einem Jahre; denn ſie ſtarb am 28. December 1534 an den Folgen eines gehabten Schreckens.

Nun waren nur noch drei Kinder übrig, die beiden Söhne und die entfernte Tochter. An den erſteren, von denen der ältere Johannes (geb. am 24. Aug. 1498) und der jüngere Friedrich, (geb. am 15. März 1504) genannt wurde, erlebte der Vater wenig Freude; denn der Letztere war von ſehr ſchwachen Geiſteskräften und blödſinnig, ja ſelbſt ganz kindiſch. Der ältere aber führte ein ziemlich wüſtes Leben, und war, nach dem Urtheile von Augenzeugen, zwar ein guter Herr, aber mehr in Küche und Keller, als bei den Regierungsgeſchäften zu finden. Er war den ſo ernſten Geſchäften nichts weniger als hold, und machte dadurch ſeinem Vater manchen Kummer; denn dieſer war ſehr mit der Regierung ſeines Landes beſchäftiget. Es iſt auch wahrſcheinlich, daß er hierdurch abgehalten worden iſt, ſich um die Erziehung ſeines Sohnes genauer zu bekümmern, und ſo fiel der Herzog Johannes der Verführung in die Hände, gerieth in die Geſellſchaft von Leuten, die dem Mäſigkeit liebenden Herzog Georg verhaßt waren, und in dieſer Geſellſchaft wurden ihm nun die Schwelgereien zur täglichen Gewohnheit, ſo daß hierdurch ſeine Körperconſtitution dermaßen zerſtört wurde, daß Johannes bereits im neun und dreißigſten Lebensjahre, am 11. Januar 1537 von der Welt ſcheiden mußte.

Dieſer Fürſt theilte den Eifer ſeines Vaters für die Erhaltung der katholiſchen Religion, ob er gleich zuweilen ſehr unziemlich von religiöſen Gegenſtänden geſprochen, und dadurch ſeinen alten gottesfürchtigen Vater ſehr betrübt haben ſoll. Es iſt durch die Geſchichte eine Sage auf uns gekommen, als habe einſt Johannes *D.* Luthern durch den Maler Lukas Kranach ſagen laſſen: „Wäre ſein Vater gegen ihn eiſern geweſen, ſo wolle er, wenn er an die Regierung käme, ſtählern gegen ihn ſeyn.“ Auf dieſe (ziemlich unverſtändige) Rede habe nun aber *D.* Luther lächelnd geantwortet: „Ich beſorge mich deſſen gar nicht; denn fürwahr, es wäre beſſer, der Herzog Johannes bekümmerte ſich um ein ſeliges Ende, als daß er ſolche vergebliche Gedanken führet, da er ſeines Vaters Tod nicht erleben wird.“

Wie aber endlich der Herzog Georg auch ſeinen jüngſten Sohn habe im Grabe ſehen müſſen, werden wir zum 26. Februar erzählen.

12.

Der Kurfürſt Friedrich der Weiſe von Sachſen wird Reichsvikar und ſchlägt die Kaiſerkrone aus.

Das Mittelalter neigte ſich mit dem 16. Jahrhunderte ſeinem Ende zu, und die Morgenröthe einer neuen beſſern Zeit begann, nach langer, finſtrer Nacht, zu dämmern. Der Kaiſer Maximilian *I.*, einer der edelſten Monarchen, die je den Kaiſerthron beſaßen, und ein würdiger Sproſſe ſeines großen Ahnen, des Kaiſers Rudolph *I.*, ſah noch dieſe Morgenröthe glänzen, ehe er am 12. Januar 1519 die Augen zum ewigen Schlafe ſchloß, und er ſah ſie gewiß mit Freuden: denn er hatte in ſeiner ſechs und zwanzigjährigen Regierungszeit Alles gethan, was ihm möglich war, um jenes Aufdämmern einer neuen Zeit, deren Nothwendigkeit er wohl begriff, zu befördern.*)

Zu eben dieſer Zeit lebten in Sachſen zwei fürſtliche Brüder, Friedrich und Johannes, ebendieſelben, denen die Geſchichte die ſchönen Beinamen des Weiſen und des Beſtändigen zugetheilt hat.

---

*) Tromlitz hat uns in ſeinem Franz von Sickingen ein vollendetes Gemälde jener Zeit gegeben, auf welches wir unſere Leſer freundlich verweiſen wollen, da uns wenig Raum für den eigentlichen Gegenſtand dieſes Abſchnittes bleibt.

A. d. V.

Obgleich Friedrich als Kurfürſt ſein Land für ſich allein regierte, ſo lebte er doch mit Johannes, der ebenfalls einen beträchtlichen Landestheil beſaß, in brüderlicher Eintracht.

Mit dem Entſchlafen Maximilians trat Friedrich von Sachſen das Reichsvikariat an. Von allen Fürſten des Reichs wegen ſeines Biederſinnes hoch geachtet, genoß er auch das Vertrauen des nun verewigten Kaiſers, ſo daß ihn dieſer, bei ſeiner öftern Abweſenheit aus dem Reiche, im Jahre 1507 erſuchte, die Reichsſtatthalterſchaft überhaupt, unter dem Namen eines Reichs-Statthalter-Generals zu übernehmen, was auch der biederherzige, patriotiſche Fürſt zwar nicht ausſchlug, doch, wegen des ihm mit Kurpfalz gemeinſchaftlich zuſtehenden Vikariatsrechtes, dieſes hohe Amt erſt dann übernahm, als er deshalb durch einen Revers vom Kaiſer zufriedengeſtellt worden war.

Als nun die Kurfürſten ſich in Frankfurt verſammelten, um ein neues Reichsoberhaupt zu wählen, meldeten ſich drei hauptſächliche Bewerber um die Kaiſerkrone, Carl *I.* König von ein Spanien, Enkel des letzt verſtorbenen Kaiſers, — Franz *I.* König von Frankreich — und Heinrich *VIII* König von England. — Der Letztere kam, wegen ſeines Charakters, bei den deutſchen Fürſten wenig in Betracht, allein von den beiden Erſten hatten jeder ſeine Anhänger unter den Wahlfürſten, und die Aufregung jener Zeit reichte bis in das Conclave dieſer Fürſten, ſo daß die Unterhandlungen eine ziemliche Zeit hindurch fruchtlos blieben, bis ſie endlich eine unerwartete Wendung nahmen.

Die Könige von Spanien und Frankreich hatten beide Beſitzungen in Italien; jener war König von

Neapel, dieſer aber Herr von Mailand und gewiſſermaßen auch von Genua. Es konnte demnach dem Papſte ſo wenig als der Republik Venedig gleichgültig ſeyn, wenn einer dieſer beiden Herren Kaiſer und dadurch auch in Italien übermächtig wurde. Die in Frankfurt anweſenden Geſandten dieſer Mächte thaten daher im Stillen das Mögliche, die Wahl von ihnen ab- und auf einen Dritten zu leiten. Als der Kurfürſt Joachim von Brandenburg dieſes merkte, bewarb er ſich ganz im Stillen um die Kaiſerkrone, und zwar durch ſeinen Bruder, den Kurfürſten und Erzbiſchof von Mainz. Derſelbe conferirte nun mit dem päpſtlichen Nuntius und unterſtützte deſſen Vorſchlag, den Kurfürſten von Sachſen zu wählen, da er vorausſah, dieſer weiſe Fürſt würde die Kaiſerwürde, bei ſeinem ſchon ſo weit vorgerückten Alter, nicht annehmen; wo es alsdann leichter war, ſeinem Bruder Joachim die gewünſchte Krone zu verſchaffen.

Albrecht war als Kurfürſt von Mainz Erzkanzler, und hatte alſo im Wahlcollegio den Vorſitz. Er empfahl nun in einer gehaltvollen Rede den Kurfürſten Vorſicht bei ihrer Wahl, und zog es in derſelben vor, einen deutſchen Fürſten auf den Thron zu erheben; machte aber auch auf die Gefahren aufmerkſam, welchen die Freiheit des Reiches ausgeſetzt ſey, wenn man die Kaiſerwürde wieder auf das Haus Oeſterreich übertrage, weil ſie alsdann von demſelben als ein Recht angeſehen werde. Franz von Frankreich aber ſey der deutſchen Sprache, wie der deutſchen Sitten unkundig, und werde ſich nicht gewöhnen können, in Deutſchland eine andere Regierungsform anzunehmen, als er bisher in Frankreich gewohnt geweſen ſey. Daher ſey es am beſten, einen deutſchen Fürſten auf den Thron zu erheben, wozu er den Kurfürſten von Sachſen vorſchlagen wolle, weil derſelbe durch ſeine ehemals ſo rühmlich geführte Reichsſtatthalterſchaft bereits das Vertrauen aller Patrioten zu erwerben gewußt habe. :c.

Die ſämmtlichen Kurfürſten waren, nur mit Ausnahme von Kurböhmen, welches durch eine Geſandtſchaft erſchien, perſönlich auf dem Wahltage anweſend, und man kann leicht denken, welchen Eindruck dieſe Rede auf ſie machte. Der Kurfürſt von Trier hatte ſich bereits für den König von Frankreich erklärt, und der Herzog von Lüneburg, ein eifriger Anhänger dieſes Königs, gab ſich viel Mühe, den Kurfürſten von Sachſen, — deſſen Schweſter Margaretha ſeine Gemahlin war — für dieſen König zu gewinnen; allein der patriotiſche, weiſe Fürſt hörte wohl Alles geduldig und ohne beſondere Erwiederung an, beſchloß aber in ſeinem Herzen, keinen Gebrauch davon zu machen. Und als er ſelbſt in Vorſchlag kam, war er ſo klug, keine beſtimmte, ſondern eine ſolche Antwort zu geben, die ihm in ſeinen Entſchlüſſen freie Hand ließ. So konnte er im Stillen ſeine Entſchließung faſſen, und ſich mit ſeinen Räthen beſprechen, die insgeſammt auch ſeine vertrauteſten Freunde waren. Es hegte aber ſchon der Kurfürſt eine geheime Abneigung in ſeinem Herzen, ſich mit der Regierung des Reichs zu belaſſen: da ihm Maximilians Beiſpiel gezeigt hatte, wie wenig und langſam ein deutſcher Kaiſer in ſeinen Unternehmungen Unterſtützung finde, wenn nicht die höchſte Noth dränge. Zu dem wurde auch die Türkengefahr täglich dringender, da der große Sultan Suleymann den Thron ſeines Vaters beſtiegen, und — er war ein Napoleon ſeiner Zeit — ſchon im Anfange gezeigt hatte, welcher Thaten er fähig ſey. Welche Aufopferungen hätte deshalb das Sachſenland machen müſſen! Friedrich aber hatte ſein Vaterland zu lieb; alſo daß ihm dieſe Ueberlegungen leicht zu dem Entſchluſſe beſtimmten, lieber dieſer hohen Ehre zu entſagen, und ſie der wahren Wohlfahrt ſeiner ihn ſo herzlich liebenden Unterthanen vorzuziehen, als dieſe durch ſolche Anſtrengungen zu drücken. Sein Entſchluß war daher bald gefaßt; er aber dabei ſo klug, nicht ſofort damit hervorzutreten, ſondern damit noch an ſich zu halten, bis der Plan, den er in ſeinem Herzen trug, zur Reife gekommen war.

Der König von Spanien, Carl *I.*, war ein Enkel des von der ganzen Nation, auch nach ſeinem Ableben noch, mit Recht hochverehrten Kaiſers Maximilian *I.* und von ſeinem Großvater, in der letzten Zeit ſeines Lebens bereits den Kurfürſten zur Berückſichtigung bei einer künftig eintretenden Kaiſerwahl dringend empfohlen worden. Dieſes und der Beſitz von Ländern, welche nicht allein gegen die Türken, ſondern auch gegen die Franzoſen, von deren Eroberungsſucht man ſchon manches Beiſpiel hatte, zur Vormauer dienen konnten, waren allerdings beachtungswerthe Gründe bei dieſer Wahl, und dienten dem Könige nicht wenig zur Empfehlung. Dabei floß auch, wie ſchon gedacht, von ſeinem Vater her, deutſches Blut in ſeinen Adern, dieſes aber empfahl ihn nicht minder. Und noch ließ der bereits ſtaatskluge königliche Jüngling (von neunzehn Jahren) die ſpaniſchen Goldgülden in großer Menge durch ſeine Abgeordneten austheilen, und gebrauchte dieſen Hauptſchlüſſel zu dem menſchlichen Herzen nichts weniger als ſelten oder war karg mit Gaben und Verſprechungen. Dem Markgrafen Caſimir von Brandenburg wurde ein Jahrgehalt von viertauſend rheiniſchen Gulden verſprochen, wenn der König Carl den Kaiſerthron beſteigen werde; wo denn nun der Markgraf ein ſehr thätiger Unterhändler wurde. Auch der Cardinal-Biſchof von Gurk, der Pfalzgraf Friedrich und der Biſchof von Lüttich waren ſehr thätig für Carl, der ſich ſelbſt in einem Schreiben dem Kurfürſten-Erzkanzler empfahl und in demſelben es an reizenden Verſprechungen nicht fehlen ließ. — Und dem allen ungeachtet wurde, wie wir wiſſen, Friedrich von Sachſen zum Kaiſer erwählt; ja der Kurfürſt von Trier, der eifrigſte Beförderer des Königs Franz, lernte einſehen, welche Schwierigkeiten er finden werde und war nun einer der erſten, der unſerm Friedrich ſeine Stimme gab; ihm aber folgten die andern Kurfürſten ſämmtlich nach und er war alſo zum Kaiſer erwählt.

Doch wir kennen bereits die weiſen Erwägungen, welche dieſen Fürſten beſtimmten, die ihm erwieſene höchſte Ehre abzulehnen, und als er ſie mit denen vereinigte, die für den König von Spanien ſprachen, näherte er ſich denen, welche die eifrigſten Beförderer Carls waren, und fragte wie nur von ferne an: Ob der König Carl wohl geneigt ſeyn würde, eine Wahlkapitulation zu unterſchreiben, und als ſich dieſe mit den ſpaniſchen Geſandten, die im nahen Höchſt ihren Aufenthalt genommen, darüber beſprochen und eine zuſtimmende Antwort erhalten hatten, meldeten es jene dem Kurfürſten, wodurch ſein Entſchluß befeſtiget wurde:

Der erſte Antrag war nur vorläufig und im Gewande eines Vorſchlages geſchehen, bei der nächſten Fürſtenverſammlung aber, welche am dritten Tage nach jener, und alſo den 28. Juni gehalten werden ſollte, ſollte derſelbe wiederholt und der Kurfürſt erſucht werden, ſeinen kategoriſchen Willen deshalb auszuſprechen.

Der Tag der abermaligen Fürſtenverſammlung erſchien, und die Wahl-Fürſten verſammelten ſich. Der Erzkanzler eröffnete die Sitzung durch den nochmals an den Kurfürſten Friedrich von Sachſen gerichteten Antrag zur Beſteigung des Kaiſerthrones. — Der Kurfürſt erhob ſich und dankte gerührt und mit herzlicher Rede den Anweſenden, erklärte aber, daß er's aus triftigen Gründen, die er in ſeiner Rede entwikkelte, die ihm zugedachte Ehre nicht annehmen könnte, ſondern derſelben entſagen müſſe. Dann zeigte er im Verfolg ſeiner Rede: daß gerade jetzt, wo die Türkengefahr und andere Umſtände für das deutſche Vaterland immer dringender würden, der Kaiſerthron eines mächtigen Beſitzers bedürfe, welcher dem Reiche mit eigner Macht kräftig beizuſtehen vermöge, und daß der König Carl von Spanien, wegen ſeiner öſterreichiſchen Abkunft, der ſchicklichſte Competent zur Wahl ſey, beſonders weil man den Willen des hochverehrten Kaiſers hierdurch zu ehren verpflichtet wäre, und auch dieſer Kaiſer, wegen ſeiner an Ungarn grenzenden deutſchen Erbländer, zur Vertheidigung derſelben gegen die Anfälle der Türken ohnehin die natürliche Verpflichtung habe. Die Beſorgniß wegen der zu befürchtenden Unterdrückung der Reichsſtände durch eigne Uebermacht laſſe ſich durch eine

Wahlkapitulation beſeitigen, an welche man ja die Wahl ſelbſt binden könne.

Als der Kurfürſt ſchwieg und ſich wieder auf ſeinen Sitz niederließ, folgte eine tiefe Stille ſeiner Rede, denn ſie hatte Platz gegriffen in den Herzen der Anweſenden, und dieſe Wirkung war um ſo wichtiger, da, wie wir bereits wiſſen, alle Kurfürſten, bis auf einen, bei dieſer Wahl perſönlich zugegen waren. In der That hätte auch keine Empfehlung den König von Spanien nützlicher ſeyn können, als die des, wegen ſeiner Weisheit und Vaterlandsliebe von allen ſeinen Mitfürſten und den übrigen Reichsſtänden hochgeehrten Kurfürſten Friedrich von Sachſen. Er ſelbſt war zum Kaiſer erwählt, ſchlug aber dieſe hohe Ehre aus, um ſeinen treuen Unterthanen keine neue Laſten aufzulegen und ihr Wohl ſeiner Ehre nachzuſetzen. Dieſes ſcheint einen tiefen Eindruck auf die Gemüther der anweſenden Fürſten gemacht zu haben: denn als der Kurfürſt von Mainz, als Erzkanzler, die Stimmen ſammelte und die ſeinige zuerſt abgab, ſtimmte er, ſeinen Bruder und das Intereſſe deſſelben vergeſſend, für den vorgeſchlagenen König Carl, ihm folgte ſogleich der Kurfürſt Herrmann von Cölln, für ebendenſelben, der Kurfürſt Richard von Trier blieb zwar auf ſeiner vorgefaßten Meinung und dem Worte treu, welches er dem Könige von Frankreich gegeben hatte; doch war dieſes für ihn von keinem Nutzen, weil bei dem Fortſetzen der Stimmenſammlung immer mehrere für Carl ſtimmten, ſelbſt der Kurfürſt Joachim von Brandenburg, der ſeit der Wahl Friedrichs von Sachſen und dem Vorſchlage deſſelben, den König Carl zu wählen, die frühern Hoffnungen verloren hatte, ſtimmte ziemlich ungezwungen in dieſe Wahl mit ein. Endlich gab auch der alleinſtehende Kurfürſt von Trier nach, und nun war die Wahl Carls vorläufig vollendet, es kam alſo nur noch darauf an, ob ſeine Geſandten Vollmacht und Geneigtheit haben würden, eine Wahlkapitulation einzugehen und zu unterzeichnen. Es wurde alſo ihnen dieſe Wahl mit ihren Bedingungen kund gemacht und ſie erklärten ſich bereit, eine ſolche Kapitulation anzunehmen. Dieſe wurde nun in Berathung genommen und abgefaßt, worauf ſie von den Geſandten des Erwählten angenommen und beſchworen wurde.*)

Nun reiſ'te der Pfalzgraf Friedrich beim Rhein nach Spanien, und wurde von dem Neuerwählten mit großem Vergnügen aufgenommen, ob er gleich Selbſtbeherrſchung genug beſaß, ſich die Freude ſeines Herzens nicht ſehr merken zu laſſen.

Der König Karl nahm ſogleich den Titel Majeſtät an und wurde hierdurch das Muſter für die übrigen europäiſchen Monarchen. Uebrigens belohnte er ſeine Freunde, die ihm den Weg auf den Kaiſerthron gebahnt hatten, mit der höchſten Freigebigkeit durch Würden und Geld. Dem Kurfürſten Friedrich ließ er 30,000 Ducaten (nach andern 300,000 Gulden) anbieten und als derſelbe dieſe in jenen Zeiten höchſt bedeutende Summe großmüthig ausſchlug, ſo offerirte man die Hälfte dieſer Summe den Dienern des Kurfürſten; allein der Kurfürſt erklärte ihnen ſehr ernſtlich: daß wer nur einen Gulden annähme, ſofort aus ſeinem Dienſte müſſe. Hierdurch wurden dieſe Herren abgeſchreckt und keiner nahm etwas. Der Kaiſer wurde nun des Kurfürſten Freund, und behandelte ihn ſehr ehrerbietig, und als er im folgenden Jahre nach Deutſchland kam, um ſich in Aachen krönen zu laſſen (22. Oct. 1520), hielt er ſeinen erſten Reichstag in Cölln, wo er den Kurfürſten ſeinen Vater nannte, und einſt in einer öffentlichen Berathſchlagung ſprach: „Wir wollen hören, was unſer Vater, der Herzog Friedrich von Sachſen dazu ſagen wird.“ —

---

*) Schmidt, in ſeiner Geſchichte der Deutſchen beſizt im 8. Thl. S. 28 ff. dieſe Wahlkapitulation ausführlich, und ſie iſt beſonders deshalb merkwürdig, weil ſie die erſte war, die einem erwählten Reichsoberhaupte zur eidlichen Annahme vorgelegt wurde, was nachher bis auf Franz II., im Jahre 1792, jedesmal der Fall geweſen iſt.

A. d. V.

Und ſo blieb der Kurfürſt bei dem Kaiſer in hohem Anſehen bis an ſein Ende. — Nach der Wahl fragte er ſeinen Geheimen-Rath, Sebaſtian von Feilitzſch: wie ihm dieſe Wahl gefalle? und dieſer antwortete bedeutungsvoll: „Die Raben müſſen einen Geyer haben!“ — Hierauf antwortete ihm der Kurfürſt: „Gott hat uns dieſen Kaiſer zu Gnaden und Ungnaden gegeben!“ — Dieſes letztere wurde ſein Neffe Johann Friedrich achtundzwanzig Jahre ſpäter ſchmerzlich gewahr, als er ſeine Länder durch dieſen Kaiſer verlor.

13.

Der Markgraf Eckard *I.* von Meiſſen.

Dieſer Fürſt war ein tapferer Held und der eifrige Freund des Kaiſers Otto *III.*, der ihm ſein beſonderes Vertrauen dadurch ſchenkte, daß er ihm die Markgrafſchaft Meißen, und hiermit die Grenzmauer gegen die kriegeriſchen Sorbenwenden anvertrauete. — Er vertrieb die Böhmen (990) aus der Stadt Meißen, ſetzte den von ihnen verjagten Biſchof wieder ein, ſchloß ein Bündniß mit dem Herzog der Polen Boleslaus und zog dann mit dem Kaiſer Otto nach Italien, wo er ſich viele Verdienſte um denſelben erworben haben muß, weil er der Günſtling deſſelben wurde. Zu gleicher Zeit wurde er Herzog oder Landgraf in Thüringen und war demnach einer der vornehmſten deutſchen Fürſten.

Im Jahre 1002 ſtarb der Kaiſer Otto *III.* zu Paterno in Italien, und es war daher kein Wunder, wenn dieſer ſo mächtige als tapfere und, was beſonders zu bemerken iſt, ſehr ehrgeizige Fürſt mit beiden Händen nach der vacantgewordenen Kaiſerkrone langte, und ſie auf ſein Haupt zu bringen ſtrebte.

Nach dem Tode des Kaiſers ward eine Fürſtenverſammlung in Freſa angeſetzt, und bei dieſer bewarb ſich der Markgraf Eckard eifrig um die Stimmen der anweſenden Fürſten. Vielleicht wäre es ihm auch gelungen, durch die meiſten Stimmen zum Kaiſer erwählt zu werden, wenn er ſich klüger dabei benommen hätte. Der bisher ſo kluge Markgraf benahm ſich nämlich ſo gegen die anweſenden Fürſten, als wenn er ſchon gewählt worden wäre, oder man nur ihn allein und keinen andern wählen könne, und hierdurch erwarb er ſich wenigſtens da keine Freunde, wo er dieſe doch ſo nöthig hatte, alſo daß ſich gar bald ſeine Hoffnungen ſchwächten, beſonders als Graf Luther von Bernburg auf die Seite ſeiner Feinde trat; denn auch dieſer hatte eine der auffallendſten und unvorſichtigſten Handlungen des ungebändigten Ehrgeizes an dem Markgrafen zu rächen, und vergalt jetzt dieſem in reichem Maße, was er ihm früher mit beleidigendem Stolze zugefügt.

Der Markgraf Eckard hatte außer ſeinen drei Söhnen auch drei Töchter, von welchen beſonders die älteſte ein wahrer Engel an Schönheit des Leibes und der Seele war. Den Jünglingen ſchlug bei ihrem Anblick die Herzen höher, und ſie prieſen den Mann ſelig, der dieſen Engel einſt ſein nennen dürfe.

In Nordthüringen war der Graf Luther von Bernburg einer der reichſten und mächtigſten Fürſten, und ein edler Jüngling, Wirinher (Werner, wie wir ihn auch, nach dem jetzigen Sprachgebrauch nennen wollen) war ſein einziger Sohn. Der Graf Luther war der Freund des Markgrafen Eckard, und beſuchte ihn oft auf ſeiner Burg, ſah dort das ſchöne, tugendſame Fräulein Luitgarde, und in ſeinem Gemüthe wurde der Wunſch rege: daß dieſes herrliche Kind ſeinem Sohne als Gemahlin zu Theil werden möchte. Lange verſchloß er dieſen Wunſch in ſich, doch endlich ſandte er einen ſeiner Freunde an den Markgrafen Eckard, und ließ bei ihm um das Fräulein Luitgarde für ſeinen Sohn Werner förmlich anhalten. — Der Markgraf hatte dieſen bereits als einen trefflichen jungen Ritter kennen lernen, wenn er den Beſuch des Vaters, bei ihm, auf gleiche Weiſe erwiederte. Die angebrachte Werbung hatte demnach glücklichen Erfolg, der Freiwerber erhielt das Jawort des Markgrafen ſo wie ſeiner Tochter; und die Verlobung dieſes jungen Paares wurde bei Humpen- und Becherklang gefeiert.

So blickten nun Werner und Luitgarde in die roſenfarbne Zukunft hin; doch bald verwandelte der Ehrgeiz des Markgrafen die Roſenfarbe in die düſterſte Schwärze, der drohendſten Gewitterwolke gleich.

Der Kaiſer Otto kam aus Italien nach Deutſchland zurück und beſuchte auch ſeinen Günſtling, den Markgrafen Eckard, auf ſeiner Burg zu Meißen, wo es denn gewaltig hoch herging, indem der ehrgeizige Markgraf Alles that, ſeinen erhabenen Gaſt wohl zu bewirthen. Dieſe Anweſenheit des Kaiſers wurde jedoch unheilbringend für das junge Paar. Der Kaiſer war ſtets ein Freund von ſchönen Weibern, ſah hier die herrliche Luitgarde, that mit ihr ſchön, und erregte dadurch im Herzen des ehrgeizigen Vaters den Wunſch: lieber den Kaiſer zum Schwiegerſohne zu haben, als einen bloßen Grafen von Bernburg, und er zerriß daher dieſes von ihm ſelbſt geſchloſſene Bündniß mit roher Hand. Daß er das Lebensglück der Verlobten vernichte, kam bei dem Ehrgeizigen nicht in Betracht, da nur Rang und Titel in ſeinen Augen Etwas galten. Ob ſich der Kaiſer geneigt erklärt habe, Luitgarden zur Gemahlin zu nehmen, iſt zwar nicht genau bekannt, doch iſt es wahrſcheinlich, weil der Markgraf ſeine Tochter der Aebtiſſin Mathilde zu Quedlinburg, Vatersſchweſter des Kaiſers, und, während deſſen Abweſenheit, Reichsverweſerin, zur Bewahrung übergab, da er ſie in den Mauern eines Kloſters am ſicherſten wußte; dann zog er mit dem Kaiſer nach Rom, zur Krönung; mußte aber bald erfahren, wie ſehr er ſich geirrt hatte, und daß der Liebe nichts zu heilig iſt, wenn es das Hinderniß derſelben betrifft, was aus dem Wege geräumt werden muß.

Dem Grafen Werner ſchmerzte der Verluſt ſeiner Luitgarde zu tief, und er faßte daher den feſten Entſchluß, ſich in ihren Beſitz zu ſetzen, es koſte auch was es wolle. Er verband ſich daher mit einigen andern Rittern, von welchen die Geſchichte blos Siegfried und Heinrich, die Brüder des Biſchofs Dittmar zu Meißen, nennt, und traf die beſten Anſtalten, ſeine Verlobte zu entführen; bald wurde auch dieſer Entſchluß ausgeführt.

Die Aebtiſſin befand ſich bei einer Reichsverſammlung zu Dornburg, als die Verbündeten die Abtey zu Quedlinburg erſtürmten, und die Jungfrau Luitgarde mit Gewalt davon führten. — Ein Bote brachte der Aebtiſſin die Nachricht von dem, was geſchehen war, und dieſe erhob ſofort Klage gegen den Entführer, der ſelbſt die Heiligkeit des Stiftes nicht geſchont habe. Sie drang darauf, den Grafen Werner und ſeine Helfershelfer als Feinde der Kirche und des Reichs zu verfolgen, die geraubte Jungfrau aber wieder in das Stift zurückzubringen. Zahlreiche Schaaren von Kriegern wurden nun ausgerüſtet, um dieſen Jungfrauen-Raub zu rächen. Ehe ſie aber noch zu Felde rückten, begab ſich Werners Vater mit noch zwey Rittern nach der Burg Walbeck, wohin ſich die beiden Liebenden geflüchtet hatten, um die Jungfrau ſelbſt zu befragen: Ob ihre Entfernung aus dem Stifte zu Quedlinburg mit ihrem Willen geſchehen ſey oder nicht? — Sie befragten das Mägdlein ernſtlich, und dieſe antwortete eben ſo ernſt, daß ſie ſich nie wieder von ihrem Geliebten zu trennen wünſche. Dies hinterbrachten die Abgeſandten der Aebtiſſin, und baten ſie ſehr, von ihrem Entſchluſſe abzuſtehen; allein ſie wollte dies nicht, ſondern ſetzte ihre Klage über Jungfrauen-Raub fort;

man drohete Wernern mit des Reichs Acht und Aberacht, Verbannung und noch andern ſolchen ſchönen Dingen. Dieſem Spruche konnte der Graf Werner nicht widerſtehen, er unterwarf ſich alſo dem Ausſpruche der Reichsverſammlung, that Buße im Sack und in der Aſche, und lieferte die ihm ewige Treue gelobende Luitgarde an die Aebtiſſin wieder aus. Nur kurze Zeit konnte jedoch die fromme Frau das eheluſtige Fräulein hüten; denn die Alteration über dieſe Begebenheit hatte ſie ſo angegriffen, daß ſie in kurzem ſtarb.

Die Vermählung Luitgardens mit dem Kaiſer wurde vereitelt und dennoch gab der Markgraf Eckard dem Grafen Werner ſeine Tochter nicht, denn er ſah dieſen als den Zerſtörer des ſo fein angelegten Planes an, ſeine Tochter auf dem Kaiſerthrone zu ſehen, und ward ihm deshalb unverſöhnlich gram.

Nun wiſſen wir alſo, weshalb der Graf Luther von Bernburg dem Markgrafen Eckard an der Erlangung der Kaiſerkrone ſo hinderlich war. Der Markgraf ſcheint es aber anders genommen zu haben: denn als der Graf Luther die Fürſten dahin gebracht hatte, daß ſie den Entſchluß faßten, die Königswahl nicht jetzt, ſondern bei einer andern Fürſtenverſammlung zu Werla in Weſtphalen vorzunehmen, wo Eckard zuverläſſig ausgeſchloſſen wurde, fragte derſelbe den Grafen verdrüßlich: „Graf Luther! Warum ſteht Ihr mir entgegen?“ — Dem Gefragten fiel es auf, daß der Markgraf den Vorfall mit ſeinem Sohne ſchon vergeſſen hatte, und antwortete ihm daher ſpöttiſch: „Herr Markgraf! Merkt Ihr denn nicht, daß Euch noch das vierte Rad am Wagen fehlt?“ — Nun fühlte der Markgraf den Stich, war aber zu ſtolz, die gethanen Schritte zurückzuthun, wieder gut zu machen wo er verdorben hatte und den Grafen Werner mit ſeiner Luitgarde zu verbinden. Und dieſer Stolz brachte ihn um die Krone: denn der Herzog Heinrich von Baiern wurde, unter dem Namen Heinrich *II.*, auf den Thron erhoben. Was nun ferner geſchehen und welches Ende dieſer Ehrgeizige genommen, werden wir, um die geſetzte Grenze nicht zu überſchreiten, im zweiten Bande dieſes Werks, und zwar im Tagsabſchnitte des dreyßigſten Aprils erzählen, als wohin wir unſere Leſer freundlich verweiſen wollen.

14.

Barbara Uttmann.

(Hiſtoriſche Wahrheit und Sage.)

Eine der wichtigſten und nützlichſten Erfindungen iſt für unſer Vaterland die Erfindung des **Spitzenklöppelns** geworden, und die Erfinderin verdient es wohl, daß wir ihrer dankbar gedenken. Zwar haben ihre Zeitgenoſſen den Nachkommen wenig Nachrichten von dieſer merkwürdigen Frau hinterlaſſen, und manches, was man von ihr weiß, gehört zum Theil blos der hiſtoriſchen Sage an: doch wollen wir unſern Leſern geben, was ſich nur auffinden ließ.

Als man ſchrieb 1514 wurde dem Fundgrübner zu Elterlein, **Hans Heinrich von Elterlein***) eine Tochter geboren, und in ſtiller Häuslichkeit erzogen die Eltern die geliebte Tochter, die eben ſo reich an Tugend und Geſchicklichkeit wurde, als ihr Vater es durch den reichen Segen des Bergbaues geworden war.

In den feinen weiblichen Arbeiten der damaligen Zeit ſchon ziemlich geübt, beſchäftigte ſich Barbara — dieß war der Name jener holden Jungfrau — beſonders mit Spitzenſticken, und gelangte in dieſer künſtlichen Arbeit, da ſie dieſelbe mit Liebe trieb, gar bald zur Meiſterſchaft.

In jenen Zeiten ward nämlich die **Spitze**, welche zum Schmucke des weiblichen Geſchlechtes diente, nur durch das Sticken mit der Nadel hervorgebracht, die Kunſt des Klöppelns kannte man noch nicht, und Barbara von Elterlein ſoll die Erfinderin davon geweſen ſeyn. Und wenn man auch an andern

---

*) Es iſt erwieſen, daß dieſes im Gebirge verbreitete Geſchlecht ſeinen Namen nicht von dieſer Stadt empfangen hat; denn es ſtammt eigentlich aus Nürnberg und zog nur des reichen Bergbaues wegen in das damals ſehr rauhe Gebirge. Die Stadt Elterlein ſoll von ihrer im Jahre 1429 durch die Huſſiten geſchehenen Zerſtörung einen andern Namen geführt und Quedlinburg am Walde geheißen, dann aber von einer kleinen offenen Kapelle, am Ausgange des großen böhmiſchen Waldes, in welcher täglich eine Meſſe, von einem Prieſter aus dem Kloſter zu Grünhain, an einem Altärlein für die glücklich durch dieſen Wald gekommenen Reiſenden, zum Dank gegen Gott geleſen wurde, den Namen Altärlein erhalten haben, als ſie gegen das Ende des XV. Jahrhunderts wieder erbauet wurde, welcher Name ſich dann im Laufe der Zeit in den jetzigen umwandelte.

A. d. V.

Orten, z. B. in dem Herzogthum Burgund vielleicht ſchon Verſuche in dieſer Art gemacht hatte; ſo waren ſie doch in Sachſen und andern Ländern ganz unbekannt. Barbara kann demnach mit vollem Rechte Anſprüche auf die Ehre der Erfindung eines Gewerbszweiges machen, der für unſer Vaterland höchſt ſegensreich geworden iſt, viele Millionen Thaler vom Auslande in den inländiſchen Geldumlauf gebracht und Hunderttauſenden Nahrung und Unterhalt verſchafft hat. —

Dieſe Erfindung, ebendieſelbe Arbeit, welche jetzt höchſt mühſam mit der Nadel gemacht werden mußte, auf eine andre Weiſe durch Verſchlingung der Fäden hervorzubringen, war, wie ſchon ſo manche andre Erfindung es ganz war, hier wenigſtens halb das Werk des Zufalls, und die mündliche fortgeerbte Ueberlieferung hat uns die Sage aufbewahrt, daß die ſo mächtige Liebe auch hier mitgewirkt habe.

Ein Jüngling aus dem Geſchlechte der damals ſehr berühmten Uttmanne, welche als Fundgrübner durch den reichen Bergbau große Schätze erworben hatten, liebte dieſe holde Jungfrau, und auch ſie empfand gleiche Neigung für den Biedern, ſo daß Amor und Hymen zwei Herzen zum glücklichen Bunde für das Leben vereinigten.

Schon hatte Barbara durch die Verſchlingung der Fäden den ſogenannten Schlag erfunden, doch mußte die Nadel blos nach Ermeſſen des kunſtgeübten Auges geſteckt werden; denn noch kannte man den Klöppelbrief, dieſe Grundlage des Ganzen, nicht. — Die Zeit näherte ſich, wo Chriſtoph und Barbara zum Ehebunde eingeſegnet werden ſollten, und die liebende Braut hatte ſchon lange im Stillen gearbeiter, den geliebten Bräutigam an ihrem beiderſeitigen Ehrentage mit einem Kragen von dieſer neuen Erfindung geſchmückt zu ſehen, und die Eitelkeit vollendete was die Liebe begonnen hatte; denn mit Entzücken ſtellte ſie ſich das Erſtaunen der Hochzeitgäſte über dieſen neuen Schmuck vor, und raſtlos arbeitete ſie nun, um vorwärts zu bringen, mit der Vervollkommnung ihrer Arbeit. Dieſer Eifer wurde auch durch das Gelingen belohnt; denn es kann ja der Menſch Alles (Vernünftige), was er ernſtlich will. — Endlich war das Ziel erreicht. Mit Entzücken blickte Barbara auf ihre Arbeit hin, und fand ſich durch das freudige Staunen ihres Chriſtoph's ſo wie durch die Bewunderung derer, welche dieſen Kragen ſahen, hochbelohnt.

So ſoll dieſe Kunſt von der unvergeßlichen Barbara erfunden worden ſeyn. Und wenn auch eine andere alte Sage*) vorhanden iſt, daß eine der religiöſen Verfolgung in Brabant entflohene Magd ihr dieſe Kunſt gelehrt haben ſoll, ſo läßt ſich doch dieſes beides wohl mit einander vereinigen. Mag es ſeyn, daß, wie ſchon gedacht, in Flandern oder Brabant eine ähnliche Veränderung mit den Points**) vorgegangen iſt, dieſes würde der Erfindung Barbara's keinen Eintrag thun, iſt es doch ſchon mehr als einmal der Fall geweſen, daß zwei weit von einander Wohnende, die einander gar nicht kannten, dennoch eine und dieſelbe Idee hatten, wie es z. B. jetzt mit dem Webeſtuhl a la Jaquard der Fall iſt, wo der Franzoſe Jaquard in Lyon und ein Sachſe in Annaberg ebenfalls zu gleicher Zeit, und zwar der Letztere noch etwas früher als der Erſtere, eine und dieſelbe Idee hatten. Jener fand Unterſtützung, dieſer aber nicht, folglich blieb die Ehre der Erfindung jenem Ausländer. — —

---

*) Blos Sagen und hiſtoriſche Vermuthungen ſind vorhanden; denn die Vorfahren waren bekanntlich nicht ſo ſchreibeluſtig als wir, und haben uns hierüber wenig, ja faſt nichts beſtimmtes hinterlaſſen, worauf wir mit hiſtoriſcher Gewißheit fußen könnten. A. d. V.

**) Von dieſen nimmt man an, daß ſie in der frühern Zeit nur allein durch die Nadel gefertigt wurden. Die geklöppelten Spitzen (Dentelles au fuseau) kannte man erſt ſpäter; ſo daß man ebenſowohl behaupten könnte, dieſe Kunſt ſey aus dem Erzgebirge nach den Niederlanden gekommen. A. d. V.

Bei alledem iſt es aber wohl nicht zu bezweifeln, daß dieſe Arbeit bei der Lebenszeit Barbara's nur für vornehme und reiche Damen eine Beſchäftigung geweſen, und nur erſt gegen das Ende ihres Lebens allgemeiner geworden ſey, weil nach der Tradition im Jahre 1568, bei einer ſchon tödtenden Epidemie, nur allein in Annaberg an 800 Klöpplerinnen geſtorben ſeyn ſollen. Kehren wir aber jetzt zu der verlaſſenen Bahn zurück. —

Die eheliche Verbindung Chriſtoph's und Barbara's gehörte unter die glücklichſten, und lange Jahre genoſſen ſie das Glück einer ſolchen glücklichen Ehe. Zwar hat uns die Chronik nur wenig, deſto mehr aber die Sage und Ueberlieferung von ihrem Leben und Wirken hinterlaſſen, welches dahin zuſammen läuft: Barbara Uttmann ſey eine von Jedermann wegen ihrer Gottesfurcht, häuslichen Tugenden, Milde gegen die Armen ꝛc. hochgeachtete Frau geweſen, und beſonders durch ihre Erfindung eine wahre Wohlthäterin derſelben geworden, indem ſie den Fleißigen eine neue Gelegenheit verſchaffte, ſich von dem Ertrage des eignen Fleißes wohl zu nähren. —

Endlich, nachdem die edle Frau ihre Erdenlaufbahn mit Ehren zurückgelegt hatte, und ihr geliebter Gatte ihr vorangegangen war, in das unbekannte Jenſeits, von wannen noch kein Sterblicher wiederkehrte, — nahm ſie der Herr über Leben und Tod zu ſich in ſein himmliſches Freudenreich, und ihre Seele ſchwang ſich auf, um dort den Lohn zu empfangen in Ewigkeit; ihren entſeelten Leichnam aber ſenkte man auf den wegen ſeiner Wunder-Linde und vielen Denkmale aus der Vorzeit berühmten Gottesacker zu Annaberg ein, und ihr Grab, das bis jetzt noch unberührt iſt, deckt ein ganz einfacher grauer Sandſtein, auf dem eine Platte von Bronze liegt, mit der darauf gegoſſenen Inſchrift:

„Iohannis am XI. spricht Christus: ich bin die Auferstehung vnd das Leben. Wer an mich gleubet der wird leben, ob er gleich stürbe, vnd wer da lebet vnd gleubet an mich, der wird nimmermehr sterben.“

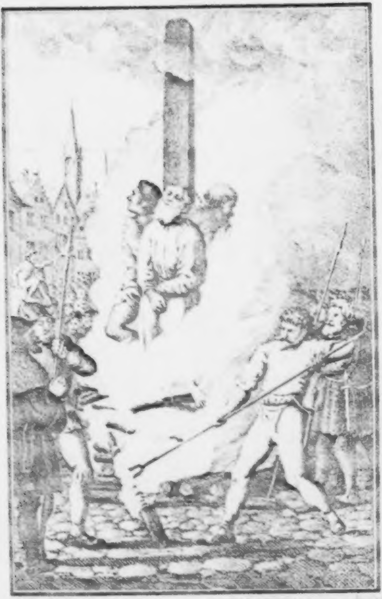
„MDLXXV Iar den 14. Ianuarii ist die erbare vnd erentugendsame Frau Barbara, des erenfesten Herrn Christoph Uttmanns hinterlassene Wittfrau in Gott seligen entschlafen, derer Selen Gott der Herr gnad. Ires Alters LXI Iar, hat erlebet LXIV Kinder vnd Kindeskinder.“ —

Das Andenken an dieſe edle Frau lebt noch immer, beſonders durch ihre Kunſt, in Segen fort, und Hunderttauſende haben dieſes Andenken geſegnet. Noch iſt ihr kein beſonders glänzendes Denkmal an ihrem Grabe geſetzt worden; das beſte ſetzte ſie ſich ſelbſt durch ihre Kunſt, und ſo wird daſſelbe auch fort beſtehen, und hoffentlich durch keine ausländiſche Erfindung vernichtet werden. —

Nach dem Tode der Urheberin wurde gegen das Ende des *XVI.* Jahrhunderts dieſe Erfindung immer allgemeiner und — vollkommener; doch kamen erſt im Anfange des folgenden Säkuli dieſe geklöppelten Spitzen in den allgemeinen Handel, und zwar durch die Schotten, welche ſich des Bergbaues wegen in Annaberg niedergelaſſen hatten, wo ſich denn beſonders der Kaufmann Cunigham um die Gründung und Verbreitung des Spitzenhandels die entſchiedenſten Verdienſte erwarb. Schon im Jahre 1608 findet man, daß Modelbücher von auserleſenen Spitzen oder Zinnigen durch Buchhändler zum Verkauf ausgeboten wurden, und nur vier Jahre ſpäter brachte man Spitzen aus den umliegenden Orten nach Annaberg zu feilem Kaufe.

Gegenwärtig rechnet man an 20.000 Klöppelſäcke im ſächſiſchen Gebirge, welche ihre Nahrung, obgleich nur ſpärlich, durch das Klöppeln finden, weil der Lohn ſehr herabgedrückt worden iſt. Früher war dieſe Anzahl noch weit größer, da jetzt Tauſende von fleißigen Händen durch das Franzennähen, die verſchiedenen Arten von Stickereyen ꝛc. beſchäftiget ſind.

Und wenn es auch nicht möglich ſeyn würde, die Summe des Geldes zu beſtimmen, welche durch dieſen Zweig des Gewerbfleißes in den Umlauf gebracht und größten Theils vom Auslande hereingezogen wird; ſo dürfte man ſich doch wohl nicht von der Wahrheit entfernen, wenn man ihn in der Nähe einer Million ſchätzte.



Drei Geißler werden zu Sangerhausen verbrannt.

Drum ſey ihr Dank, der ſchlummernden Uttmannin,
Der ſpäten Enkel inniger, froher Dank!
Weht, ſanfte Weſte, weht gelinde;
Kühlet das Blümchen an ihrem Grabe.

So lange noch der Pöhlberg ſein graues Haupt
Erhaben in den Wolken des Himmels birgt;
Wird ohne Prunk, und doch mit Ruhm,
Ihr Name der ſpäten Nachwelt leben.

So ſang einſt ein geſchätzter vaterländiſcher Dichter. Möge ſein Wunſch in Erfüllung übergehen, dieſer Nahrungszweig bleibend und nährend ſeyn, auch nie vom neidiſchen Auslande verdrängt werden!

15.

In Sangerhauſen werden drei Geißler als Ketzer verbrannt.

(Mit Abbildung.)

Im *XIII.* Jahrhundert entſtand in Italien eine Secte, welche von der Ausübung ihrer Lehren Geißler, auch Flagellanten, genannt wurden. Ihre Lehren liefen dahinaus: daß man dann, wenn man ſich ſelbſt mit ſcharfen Geißeln ſchlage, alſo daß das Blut darnach laufe, von den Sünden befreiet werde, und dieſe Bluttaufe mache die Waſſertaufe unnütz; auch könne niemand ohne dieſe Geißelung ſelig werden.

Dieſe Geißler waren halbnackend, trugen große runde Hüte mit rothen Kreuzen und in den Händen Geißeln von Riemen mit Knoten und ſpitzigen Nägeln durchflochten. Paar bei Paar zogen ſie in langen Zügen, zuweilen zu Tauſenden, durch Städte und Dörfer, ſangen, ſchrien, ſeufzten, weinten, und geißelten ſich dabei wahrlich nicht zum Spaß, daß das Blut herunter lief. Trafen ſie auf eine Kirche, in welcher Gottesdienſt gehalten wurde, ſo mußte dieſer vor ihrem Gejole ſchweigen, dann ſangen ſie und geißelten ſich dabei, daß es ein Grauen war, zuzuſehen.

Anfänglich achtete man dieſe für Helden, welche Muth genug hätten, ſich durch Schmerzen zu heiligen, und man nahm ſie daher allenthalben als Heilige auf; ſelbſt die Obrigkeiten gingen ihnen ehrerbietig entgegen, ſorgten für Speiſe und Trank, womit man dieſe Selbſtpeiniger bewirthete. Als aber dieſe Heiligkeit in Laſter überging; als die Geißler die Verachtung des gewöhnlichen Gottesdienſtes zu ſehr merken ließen, ja ſelbſt die Geiſtlichkeit verächtlich zu machen ſuchten: da erkannte der Papſt, daß dieſe Leute der kirchlichen Verfaſſung gefährlich werden könnten, erklärte ſich gegen ſie, und ſie waren verloren. Am härteſten verfuhr man in der erſten Hälfte des *XIV*. Jahrhunderts gegen die Geißler, wo ſie allenthalben auf den Scheiterhaufen gebracht wurden, was auch, in Verbindung mit dem raſtlos vorwärts ſchreitenden menſchlichen Geiſte, ihre Vertilgung zur Folge hatte, ſo daß dieſe Secte ganz aufhörte. —

In jenen frühern Jahrhunderten wachte der Dominikaner-Orden mit unerbittlicher Strenge über die Reinigkeit des Glaubens, und dieſe Strenge war beſonders im *XIII*. Jahrhunderte, wo dieſer Orden geſtiftet und ſchnell verbreitet wurde, in ſeinen Glaubensgerichten wahrhaft fürchterlich. „Schrecken und Schande, — ſagt ein achtungswerther katholiſcher Schriftſteller*) — waren die grauſamen Werkzeuge, womit ſie die Menſchheit verſtümmelten. Die geheimſten Gedanken, jede aufkeimende Leidenſchaft, jeder Trieb der Natur und der Geſellſchaft ſtand unter dem bleyernen Scepter der unberufenen Gerichtsbarkeit dieſer Mönche. Konrad von Marburg, — ebenderſelbe, der die fromme Landgräfin Eliſabeth von Thüringen ſo barbariſch mißhandelte und unnützer Weiſe quälte, da die Geſchichte ſie als eine ächtfromme Frau auf das ruhmvollſte bezeichnet — ließ alle Leute, Jung und Alt, Weiber und Mädchen, Männer und Jünglinge, ein glühend Eiſen in die Hand nehmen. Die Verletzung der Hand war dann ein Beweis der Kezzerei. —

So weit Dominikus. Ein weit älterer Schriftſteller, Sebaſtian Münſter in ſeiner Cosmographie, beſtätigt dieſes Anführen (S. 585) und giebt uns noch andere Züge aus jenem Gemälde einer Zeit, die nie wiederkehren möge, indem er ſagt: „Es was ein prediger Münch, mit Namen Conradus Dorſo, der hatt einn jungen Schüler, Johannes genannt, der was lahm vndt geſoch nit wol, was (war) ein groſſer Lecker, vndt ſie gaben ſich dar, als kannten ſie die Ketzer wol, fiengen auch an etlich zu verbrennen die ſein würdig waren, vndt machten ihnen dadurch einen groſſen ruff, aber volgends haben ſie es on vnderſcheid gehalten, fromm und bös nach ihrer gelegenheit angegriffen. Vndt daß ir ſach ein deſto lenger beſtand möcht' gewinnen, haben ſie noch eyn münch, nämlich Bruder Conraden von martpurgen (Marburg) welcher S. Eliſabeten Beichtvater was, zu ſich gezogen, vndt dernach die weltlich oberkeit an ſich gezogen, vndt inen derjhenigen, ſo ſie als ketzer verbrannten narung zu erkannt, derwegen inen auch die weltlichen Herren ſere beſtändig geweſen, ſie in ire ſtatt vndt flecken gefürt, die kezzer darinn laſſen verbrennen, vn haben ſie dz. gut genommen, vndt ſeind alſo viel frommer leut, ires guts halbr ohnſchuldig um dz. Leben kommen ꝛc."

---

*) M. Jak. Dominikus, Profeſſor in Erfurt, in ſeiner Geſchichte dieſer Stadt, Th. 1. S. 116. A. d. V.

„Dies iſt geſchehen, nach dem jar chriſti *MCCXXXI* (1231) unter keyſer Friedrich dem andern ꝛc." —

Zuverläſſig iſt es, daß jene Glaubensgerichte ſo ſtreng verfuhren, als ſpäterhin die heilige Inquiſition in Spanien, und das glühende Eiſen wurde lange Zeit als Probierzeichen der Rechtgläubigkeit gebraucht, dadurch aber Tauſenden das Beförderungsmittel auf den Scheiterhaufen. — Aber eben durch dieſe allzugroße Strenge überlebte das Glaubensgericht ſich ſelbſt, und ſchon da, als Luther geboren wurde, hatte es ſich bereits überlebt und fiel, bei dem Beginnen der Reformation, in ſeinem letzten Ueberreſt, dem Ablaßhandel, leicht zuſammen.

Nach dieſer Schilderung läßt es ſich alſo leicht ermeſſen, welches Loos jetzt den Geißlern zu Theil werden mußte, da ſie durch den heiligen Vater ſelbſt zu Ketzern erklärt worden waren.

Eben verſammelte ſich das Concilium zu Coſtnitz, um über die ſich immer weiter verbreitende Kezzerei der Prager Univerſitätslehrer *M.* Joh. Huß und *M.* Hieronimus zu entſcheiden, und auch die beiden Fürſten-Brüder, der Markgraf Friedrich von Meißen und ſein Bruder Wilhelm, beſchickten dieſe Verſammlung durch den Biſchof zu Merſeburg, Nikolaus von Lübeck, und es hatte daher der Ketzerhaß einen neuen Antrieb erhalten, der einer Geſellſchaft von Geißlern, die man eben in Sangerhauſen und der Umgegend entdeckt und verhaftet hatte, ſehr verderblich wurde.

Zu derſelben Zeit war der Bruder, Heinrich Schönfeld, aus dem Dominikaner-Orden, Ketzermeiſter in Thüringen, und vor ſeinem Richterſtuhle zu Sangerhauſen erſchienen alſo die verhafteten vierunddreißig Geißler, um von ihrer Ketzerei Rede und Antwort zu geben. Die Ermahnungen des ehrwürdigen geiſtlichen Herrn waren auch, in Gemeinſchaft mit der Hindeutung nach dem Scheiterhaufen, als dem Lohne der Ketzerei, bei einunddreißig dieſer Verirrten ſo wirkſam, daß ſie mit tiefer Rührung ihren bisherigen Irrthümern entſagten, und im Sack und in der Aſche Buße thaten. — Dafür wurden die Bußfertigen wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen, die drei „Halsſtarrigen aber, welche ihrer Ketzerei nicht entſagen wollten, zu dem ſchmerzhaften Tode auf dem Scheiterhaufen verdammt.

Auf dem alten Markte, vor dem Schloſſe zu Sangerhauſen, wurde ein Gerüſte errichtet, auf welchem der Pater Ketzermeiſter mit ſeinen Gehülfen Platz nahm; in der Mitte des Marktes aber ragte ein großer Scheiterhaufen empor, der beſtimmt war, die drei hartnäckigen Ketzer, durch das Feuer geläutert, im Rauche nach der Hölle zu ſchicken.

Am 15. Januar 1414 brachte man die gefangenen vierunddreißig Ketzer, in feyerlicher Prozeſſion, aus ihrem Gefängniß, vor das Gerüſte, wo der geiſtliche Herr ſie auf das beweglichſte ermahnte, ihrer Ketzerei feyerlich zu entſagen, und ſie abzuſchwören. Einunddreißig von dieſen folgten auch dieſer Stimme, und ſchwuren, drei aber blieben auf ihrem Sinne ſtehen, und da jene mit dem weißen Kleide der Entſündigung angethan wurden, brachte man dieſe nach dem Scheiterhaufen, den man anzündete, und wo denn die Söhne des Irrthums ihr Leben in den Flammen endeten.

16.

Acciſe auf Luxusgegenſtände.

Schon oben haben wir im 9. Tages-Abſchnitt dieſes Bandes uns über den Luxus der Vorzeit ausgeſprochen, und dabei des übermäßigen Aufwandes bei Begräbniſſen der Vorzeit gedacht, welcher durch eine Herzoglich-Sächſiſche Verordnung vom 9. Januar 1691 eingeſchränkt wurde; heute aber wollen wir unſer Augenmerk auf einen andern geſetzlichen Gegenſtand richten, wo der Luxus abermals, jedoch auf einem andern Wege, zu beſchränken verſucht wurde.

Es war nämlich nach dem Tode des Kurfürſten Johann Georg *III.* von Sachſen, der am 12. Sept. 1691 erfolgte, ſein älteſter Sohn, unter dem Namen Johann Georg *IV.* zur Regierung gekommen, und zeigte gleich im Anfange, daß er es wohl gelernt habe, gut zu regieren; denn er erregte durch einige wahrhaft vortreffliche Geſetze die ſchönſten Hoffnungen von den Segnungen, welche durch ſeine Regierung auf das Vaterland kommen würden.

Der Kurfürſt Johann Georg *IV.* war ein junger, lebensluſtiger Herr von dreiundzwanzig Jahren, und hierauf gründete ſich denn der Luxus, welcher ſich ſeit dem Antritte ſeiner Regierung, beſonders nachdem die Trauerzeit um den verſtorbenen Kurfürſten zu Ende war, ſchnell bis zu einer vorher noch nicht gekannten Höhe emporhob, und ſich beſonders auf goldne, ſilberne, ſeidene und andere koſtbare Stoffe zu Kleidern, ſo wie auf die aus Frankreich gekommenen, und auch in Deutſchland in die Mode getretenen großen Perücken, welche ſehr koſtſpielig waren, und noch andere dergleichen Gegenſtände mehr hinneigte. Dieſer Luxus wurde manchen Familien ſehr verderblich und man fühlte es wohl, daß Etwas gethan werden müſſe, ihm entgegen zu treten. Verſchiedenes kam in Vorſchlag, und endlich wurde beſchloſſen, eine bedeutende Abgabe auf alle jene Gegenſtände des Luxus zu legen, nach dem Grundſatze: Wer es den Vornehmen und Reichen gleich thun will, muß auch das Vermögen dazu haben, und wenn er dieſes hat, ſo wird es ihm auch nicht ſchwer fallen, für ſein Gelüſte an die allgemeine Staatskaſſe zu bezahlen, und es wurde daher beſchloſſen, dieſe in der That nothwendig werdende Abgabe bei dem Ausſchußtage, der vom 12. Januar 1694 bis zum 7. April deſſelben Jahres in Dresden gehalten wurde, in Vortrag zu bringen. Es geſchah, und eine Abgabe auf Perücken, goldne, ſilberne, ſeidne und andere koſtbaren Waaren, Hüte, Schuhe, Strümpfe, (die wahrſcheinlich ebenfalls koſtbar geweſen ſeyn müſſen) Kutſchen ꝛc. wurde von den Ständen bewilligt. Dieſes geſchah am 16. Januar 1694, doch es wird wahrſcheinlich wenig davon eingekommen ſeyn;

denn ſchon am 27. April deſſelben Jahres ging der Kurfürſt Johann Georg *IV.*, im 26. Jahre ſeines Lebens, an einer kurzen Krankheit, (den Blattern) aus der Welt, und ſein Bruder, der Prachtliebende Friedrich Auguſt gelangte auf den Thron, wo man denn von der ſtrengen Einhebung dieſer Abgabe nichts weiter weiß; wahrſcheinlich wird ſie ſich den Forderungen des veränderten Zeitgeiſtes gefügt haben, und nach und nach in Vergeſſenheit gerathen ſeyn. —

17.

Friedrich der Weiſe, Kurfürſt von Sachſen, wird geboren. Seine Jugend.

Bereits im 12. Tagsabſchnitte dieſes Monats haben wir einen ſchönen Zug aus dem Leben dieſes trefflichen Fürſten den verehrlichen Leſern vorgetragen, und heute ſoll daſſelbe mit der Jugendgeſchichte deſſelben geſchehen, zum 5. Mai aber werden wir ſeine fernere Lebensgeſchichte kürzlich erzählen, und darſtellen, was Friedrich als Mann und regierender Fürſt that, und welchen Namen er ſich in der Geſchichte des Vaterlandes erwarb.

Es war am 17. Januar des Jahres 1463, als dem damaligen Kurprinzen von Sachſen von ſeiner Gemahlin Eliſabeth (von Bayern) ein Sohn geboren wurde, dem man in der Taufe den Namen Friedrich gab. —

Beide Großeltern lebten noch, als Friedrich in die Welt trat, und verjüngten ſich im Anſchaun des lieblichen Knaben. Zwar ging der Großvater, Kurfürſt Friedrich der Sanftmüthige, ſchon am 7. Sept. 1464 aus der Welt und Friedrich lernte ihn daher nicht kennen, aber die Großmutter Margaretha, (Schweſter Kaiſer Friedrichs *III.*) blieb bei dem Knaben und half mütterlich mit für ſeine Erziehung ſorgen, bis ſie endlich im Monat Febr. 1486 im hohen Alter und nur kurze Zeit vor ihrem Sohne Ernſt, ebenfalls in die Ewigkeit überging.

Die Erziehung des jungen Fürſten zu ſeinem hohen Berufe war ſorgfältig, und demnach ging Friedrich mit ſeinen drei jüngern Brüdern, Johann, Ernſt und Albrecht in die öffentliche Domſchule zu Grimma. Als ſie nun hier wohl vorbereitet worden waren, führte Gott dem edlen Fürſtenhauſe einen wackern Mann zu, den *M.* Kemmerlin, der fleißig auf dem gelegten Grunde fortbauete, und an ſeinen Zöglingen ſo eifrig arbeitete, daß die Eltern Freude über dieſe Söhne und ihre Fortſchritte hatten.

M. Kemmerlin flößte dieſen ſeinen Zöglingen beſonders Liebe für die klaſſiſchen Alten ein, und ſo wurden Seneka, Kato, Horaz und Terenz die Lieblingsautoren unſers Friedrichs. Aus ihnen ſammelte er Kernſprüche auf Zettelchen, mit denen er in der Folge die Wände ſeines Schlafzimmers beklebte, um ſie immer im Gedächtniß zu behalten. So erzogen, und ſolche Leiter an der Seite, deren weiſe Lehren ihm bei den Handlungen ſeines Lebens zur Richtſchnur dienten, war es weniger ein Wunder, wenn er ſich den ſchönſten aller Ehrennamen, die ſich ein Regent erwerben kann, den eines Weiſen, erwarb.

Aber der Vater Ernſt trat nicht etwa mit ſeinem fürſtlichen Anſehen den Bemühungen des treuen Lehrers entgegen, und hielt es nicht für unnütze Schulfuchſereien, daß ſeine Söhne mit den alten klaſſiſchen Sprachen bekannt wurden; denn er ſelbſt machte ſich noch in ſpätern Jahren den Vorwurf, daß er in ſeiner Jugend nicht ebenfalls lateiniſch gelernt — (ob er ſolche Gelegenheit, oder überhaupt nur die geringſte dazu hatte, davon ſchweigt die Geſchichte) — und ſo kränkte es den wackern Fürſten gewaltig, als er dem Papſte auf das lateiniſche Breve, welches das Ehrengeſchenk der goldenen Roſe begleitete, die der heilige Vater dem geliebten Sohne in Jeſu Chriſto ſandte, nicht in gleicher Sprache perſönlich danken konnte, ſondern ſich der Feder eines ſeiner (gelehrten) Diener dazu bedienen mußte. Doch was bei ihm verſäumt worden war, ſollte, ſo wollte es der gewiſſenhafte Vater ernſtlich, bei ſeinen Söhnen nicht wieder verſäumt werden, und er ermahnte ſie alſo väterlich zum Fleiße. Aber *M.* Kemmerlin ſcheint auch der Mann dazu geweſen zu ſeyn, der ſeine Zöglinge, auch ohne Orbilismus, — (der neunundneunzigmale unnütz und nur einmal fruchtbringend iſt) — mit Liebe zu behandeln und in ihnen den Fleiß rege zu erhalten wußte; denn von Friedrich weiß man, daß er ſeinen alten Lehrer bis an's Ende hochverehrte, und ſein allewege zum ehrlichſten gedachte. Und er bethätigte dieſen Dank durch die Ueberſendung von güldenen Münzen, mit ſeinem Bildniß, welche von einem ſo herzlichen Schreiben begleitet waren, daß der hocherfreute alte Greis vor Freuden weinete. Dieſe Freudenthränen eines alten Lehrers von ſeinem ehemaligen Schüler erregt, wurden aber zu den ſchönſten Perlen, an Friedrichs Diadem. Ja, als der Kurfürſt Friedrich im ſiebenundfunfzigſten ſeiner Lebensjahre — 1519 — nach Frankfurt zur Kaiſerwahl reiſ'te, nahm er ſeinen Weg gefliſſentlich nach Aſchaffenburg, wo der ehrliche Kemmerlin, wahrſcheinlich auf Verwendung des Kurfürſten, eine Stelle im Stift gefunden hatte, und nun ſchon ſeit Jahren Dechant war, um dieſen ſeinen alten Lehrer und Freund noch einmal zu ſehen und ihm zu danken. Schon war er dem Ziele nahe, und dachte mit Freuden an dieſes Wiederſehen: da erfuhr er mit Schrecken, und tiefe Betrübniß bemächtigte ſich ſeiner Seele, als er hörte, der Dechant M. Kemmerlin weile nicht mehr unter den Lebendigen, und ſey erſt vor wenig Wochen hingegangen in das Land des ewigen Lohnes. So war ſie alſo vereitelt, die Freude des Wiederſehens, und tiefer Schmerz trat an ihre Stelle; dem noch auf dieſer Welt weilenden dankbaren Schüler aber blieb die feſte Hoffnung, dereinſt im Himmel den treuen Lehrer wiederzuſehen.

Dieſe Dankbarkeit, die unſern Friedrich ſelbſt ſo hoch ehrt, übte er auch noch gegen einen andern ſeiner Lehrer, Martin Pollich von Mellerſtadt in Franken, der den fürſtlichen Knaben und Jüngling in der Sternkunde und Arzneiwiſſenſchaft oder wohl eigentlicher in der Naturkunde unterrichtet hatte. Dafür blieb Martin Pollich, unter dem Titel eines Leibarztes lange am Hofe des Kurfürſten, — eigentlich aber war er ſein Freund, — reiſete mit ihm nach Jeruſalem, und als Friedrich im Jahre 1502 aus wahrer Liebe zu den Wiſſenſchaften die Univerſität Wittenberg ſtiftete, wurde Martin Pollich ihr erſter Rector, und ſah noch am Abend ſeines

Lebens die Früchte dieſes von ihm gepflegten Baumes auf das ſchönſte blühen und reifen.*)

Auch in der franzöſiſchen Sprache war Friedrich nicht unerfahren, denn er ſprach und ſchrieb ſie ziemlich fertig, was er am Hofe des Kurfürſten-Erzbiſchofs Dinther von Mainz gelernt hatte, als er ſich mit ſeinem Bruder Albert an dieſem Hofe aufhielt, weil der letztere daſelbſt für den geiſtlichen Stand vorbereitet, und Nachfolger Dinthers werden ſollte. (S. *III.* Bd. 1. Mai.)

Doch nicht allein den ernſten Wiſſenſchaften huldigte Friedrich: auch denen, die das Leben verſchönern und es angenehmer machen, war er hold, beſonders der Muſik, in welcher er ſelbſt gute Kenntniſſe beſeſſen haben mag. Und als er Kurfürſt geworden war, unterhielt er bis an ſeinen Tod eine ſtarke Geſellſchaft von Muſikern, beſonders aber von Sängern, die er wohl beſoldete, und die ihn ſogar auf die Reichstage begleiteten, welche der Kurfürſt beſuchte. —

*) Schon dieſe Dankbarkeit gegen die Lehrer ſeiner Jugend und Bildner ſeines geiſtigen Seyns zeigt uns, den Genoſſen einer weit ſpätern Zeit, die edle hochherzige Denkungsart dieſes Fürſten im ſchönſten Lichte, und lehrt uns, ihn verehren. Denn nichts zeugt wohl mehr vom Adel einer Seele, als die Hochachtung, welche ſie gegen die an den Tag legt, die ihre geiſtigen Kräfte ausbildeten und ſie dadurch erſt des hohen Vorzugs vor den übrigen Geſchöpfen, den ihnen der ewige Schöpfer gab, würdig machten. Wer alſo Dankbarkeit gegen die Lehrer ſeiner Jugend empfindet, und ſie durch die That beſtätiget, der ehrt ſich ſelbſt, und erwirbt ſich zugleich die Hochachtung ſeiner Zeitgenoſſen, die in ihm den Edlen erkennen lernen. Gott aber ſegnet das Thun des ihm Wohlgefälligen, und läßt es ihm wohlgehen immerdar.
A. d. V.

Auch in der Kunſt des Drechſelns hatte er die Meiſterſchaft erlangt, und trieb ſie zur Erholung von den ſchweren Berufspflichten ſeiner hohen Stellung. Die liebſten Leibesübungen aber gaben ihm die Künſte der Renn- und Stechbahn, wo er ſchon als Knabe fleißig erſchien, und einſt, eben als er das erſtemal gewappnet auf den Stechplan kam, ſprach eine alte Frau unter den Zuſchauern laut: „Was will das Kind?" Dieſe in der That harte Rede konnte Friedrich nie vergeſſen, ſie ſcheint ihm aber zum Sporn geworden zu ſeyn; denn Spalatin erzählt von ihm: daß er in den ritterlichen Künſten ein Meiſter geweſen ſey, und ſelbſt mit dem Kaiſer Maximilian (*I.*) gerennt habe; dieſer aber war bekanntlich ein großer Meiſter in dieſen Uebungen, und einer der gewaltigſten Kämpen ſeiner Zeit. Daher galt es für die Beſtätigung der eigenen Meiſterſchaft, wer vor ihm beſtehen konnte.

Eine der ſchönſten Tugenden Friedrichs, die ihm, vom Knaben- und Jünglingsalter an, ſein ganzes Leben hindurch begleitete, war die herzlichſte Liebe zu ſeinen Geſchwiſtern, und dieſe allein machte es möglich, daß er ſpäterhin mit ſeinem Bruder Johannes, der ihn nebſt der Schweſter Margaretha allein überlebte, neununddreißig Jahre hindurch gemeinſchaftlich die von ihrem Vater ererbten Länder regieren konnte, und blos die Ausübung des Kurthums machte eine Ausnahme davon. Dieſe beiden Brüder beſonders liebten ſich ſo herzlich, daß ihre Einigkeit nie durch das geringſte Mißverſtändniß geſtört wurde, ja es nahm keiner einen Diener an wenn er wußte, daß es dem geliebten Bruder nicht angenehm war. —

Dieß war die kurze Geſchichte der Jugend eines der beſten Fürſten, die je den ſächſiſchen Thron beſaßen (ausführliche Biographien wird hoffentlich Niemand in dieſem Werke ſuchen). Was er als Menſch und Fürſt der Welt und insbeſondere dem Vaterlande war, wird in den folgenden Bänden, an den geeigneten Tagen, beſonders aber zum fünften Mai, zum Vortrag kommen, und wir wollen die verehrlichen Leſer freundlichſt dahin verweiſen.

18.

Der Prophet des jüngſten Tages, Michael Stifel wird geboren, am 18. Januar 1487.

Gütig hüllt in Finſterniſſen
Gott die Zukunft ein;
Deutlich ſie voraus zu wiſſen,
Würde Unglück ſeyn.

Gewiß wird dieſe Wahrheit von allen Vernünftigen erkannt, und dennoch ſtreben ſo viele Menſchen eifrig darnach, der Zukunft Schleier zu lüften; beſonders aber iſt es das eifrige Streben von vielen Gelehrten geweſen, die Zeit auszurechnen, wenn das Ende der Welt oder der ſogenannte jüngſte Tag erſcheinen wird.

Auch der Mann, deſſen wir heute gedenken, indem er am 18. Januar 1487 geboren wurde, beſchäftigte ſich damit, jene Zerſtörungsperiode der Erde vorherzuſagen, und ſie durch Berechnungen der höhern Mathematik aufzufinden, wodurch er den ſogenannten jüngſten Tag und die Zeit ſeines Eintritts gewiß gefunden zu haben wähnte.

Geboren zu Eßlingen, trat Michael Stifel in den Auguſtiner Orden, und zwar in dem Kloſter ſeiner Vaterſtadt, mußte dieſes aber 1525 verlaſſen, weil er ſich zu lebhaft für ſeinen Ordensbruder Luther ausgeſprochen hatte, lebte dann als Prediger bei einer vornehmen Familie in Oeſterreich, und als er 1527 auch hier vertrieben wurde, ging er nach Sachſen, wo er, auf Luthers Empfehlung, Pfarrer zu Lochau (jetzt Annaburg) wurde.

Hier hätte nun Stifel ruhig leben können; allein er lebte nicht für die Theologie und ſein Amt, ſondern er beſchäftigte ſich faſt noch mehr mit der Mathematik, die ſeine Lieblingswiſſenſchaft war, und dieſe beſtand zu jener Zeit faſt in nichts weiter, als in Aſtrologie, Kalenderwiſſenſchaft ꝛc. Dieſe führten ihn aber gar bald auf Abwege und in ſo tiefſinnige Betrachtungen, daß er endlich einen dringenden Beruf zum Propheten in ſich zu finden wähnte, und er glaubte in den Sternen, ſo wie in der Ueberſchrift des Kreuzes Chriſti die Zeit finden zu können, in welcher die Welt untergehen werde. Er rechnete lange und fand endlich, daß der 292. Tag (3. October) des Jahres 1533, der letzte und alſo der jüngſte dieſer Erde ſeyn werde, und bei weiteren Berechnungen brachte er es ſogar heraus, daß an dieſem Tage in der achten Stunde des Morgens dieſer Untergang da ſeyn werde. Was mathematiſch richtig iſt, das iſt gewiß, und hier lag es ja in klarer deutlicher Berechnung vor Augen; er ſelbſt war alſo von dieſer Wahrheit vollkommen überzeugt, und ſuchte nun auch Andere davon zu überzeugen: daher predigte er erſt über die Annäherung des jüngſten Tages, und dann machte er ſeine Gemeinde mit dem Tage und der Stunde bekannt, wenn derſelbe eintreten und das Ende der Welt erfolgen werde. —

Dieſe unerwartete Nachricht machte natürlich viel Aufſehen, und man glaubte ihr um ſo mehr, als ſie an heiliger Stelle ausgeſprochen worden war; ſie verbreitete ſich auch mit reißender Schnelligkeit weiter, und bald war ſie in der ganzen umliegenden Gegend bekannt. Man drängte ſich zu den Predigten dieſes Pfarrers und die Kirche war bei jeder derſelben zum Erdrücken voll. Immer feſter ward der Glaube an die Wahrheit dieſer Prophezeiung und immer größer die Angſt vor dem Ende der Welt, immer dringender aber die Ermahnungen des Predigers zur Buße. Dieſe that man nun, aus Furcht, allgemein, und der Herr Pfarrer Stifel kam faſt nicht aus dem Beichtſtuhle.

Endlich kam der furchtbare Morgen. Die Gemeinde verſammelte ſich, der Pfarrer beſtieg die Kanzel, bereitete ſeine Zuhörer auf den Eintritt der furchtbarſten aller Begebenheiten vor, und verharrete nun mit ihnen in Gebet und Geſang. Aber es verging eine Stunde um die andre und das Ende der Welt kam, wie auch wir recht wohl wiſſen, nicht, wohl aber ſtellte ſich ein ungebetener Gaſt — der Hunger, — ein, und der Herr Pfarrer lernte allmälig einſehen, daß er ſich doch wohl in ſeinen Berechnungen geirrt haben könne. Auch die Zuhörer ergriff endlich dieſer Glaube, und eine tumultuariſche Scene trat nunmehr an die Stelle der bisherigen Andacht, die, beſonders in Folgendem ihre Veranlaſſung hatte. —

Viele von Stifels Zuhörern waren ſo gläubig an die Prophetengabe ihres Lehrers geweſen, daß ſie Habe und Gut verkauft, und, um ſich vor dem Ende der Welt noch eine Güte zu thun, es mit Freuden verzehrt hatten. Dieſe beſaßen nun nichts mehr, und wurden daher auf den verunglückten Propheten nicht wenig erbittert; ſie riſſen den ohnedem durch das Nichteintreffen ſeiner ſo ſicher geglaubten Rechnung höchlichſt Betretenen von der Kanzel und führten ihn gebunden nach Wittenberg, wo ſie ihn hart anklagten, daß er ſie durch ſeine Prophezeiung mittelbarerweiſe um das Ihrige gebracht habe. Stifels Richter ſahen jedoch die Sache von der richtigen Seite an, und begnügten ſich, den unglücklichen Propheten von der Ausübung ſeines Amtes zu ſuspendiren und ihn endlich nach Holzdorf bei Schweinitz zu verſetzen. Hier blieb er achtzehn Jahre, bis er endlich, da er von Neuem den Propheten ſpielte, auch von hier wieder vertrieben wurde; wo er dann Paſtor in Habeſtrom bei Königsberg wurde, und endlich nach Jena ging, und daſelbſt 1567 im 81. Lebensjahre ſtarb. —

19.

Verſicherung des Adminiſtrators der Kur Sachſen, wegen der Erhaltung der bisherigen Landesverfaſſung, den Landſtänden ertheilt, am 19. Jan. 1764.

Als der edle Kurfürſt Friedrich Chriſtian am 17. Dec. 1763 ſtarb, (S. d. Tagsabſch. im *VI.* Bd. d. Werks) war ſein älteſter Sohn, der Kurprinz Friedrich Auguſt noch nicht ganz dreizehn Jahre alt, und es übernahm alſo der Prinz Xaver, als der älteſte Bruder ſeines Vaters, die Vormundſchaft über den noch minderjährigen Fürſten und führte ſolche mit Ehren bis zum 15. September 1768, wo er ihm, noch vor völlig eingetretener Volljährigkeit, die Regierung des Landes übergab; nur die Reichsgeſchäfte des Kurthums machten, um Schwierigkeiten von Seiten des kaiſerlichen Hofes zu vermeiden, eine Ausnahme, und wurden noch bis zum Schluſſe des Jahres im Namen des Adminiſtrators verwaltet, wo ſie ebenfalls an den Kurfürſten übergingen.

Der Adminiſtrator gab, am 19. Jan. 1764, die bündigſte Verſicherung der Erhaltung der gegenwärtigen kirchlichen und politiſchen Verfaſſung des Landes, und ertheilte ſie dem dazu berufenen Ausſchuß der Stände. Späterhin, als der Kurfürſt ſelbſt die Regierung angetreten hatte, wurde ſie von demſelben, am 17. Jul. 1769, wiederholt.

Dieſer Verſicherung folgte am 20. Febr. 1764 die verbeſſerte Taxordnung für Sportuln, Gerichts- und Advokaten-Gebühren, welche ſich auf frühere deshalb mit der Landſchaft und den Landeskollegien gepflogenen Communicationen gründete, und zur alleinigen Richtſchnur in ganz Sachſen, mit Aufhebung aller entgegenſtehenden Verträge, Statuten und Gewohnheiten dienen ſollte, bis zum Jahre 1812 gegolten hat, dann aber durch die neuere diesfallſige Ordnung wieder abgeändert, dieſe aber auf die ſchon gedachte ältere gegründet worden iſt. Ueberhaupt iſt dieſe Adminiſtrations-Periode reich an guten Verordnungen, wie wir ſpäterhin weiter ausführen werden.

20.

Nikolaus von Amsdorf.

Dieſer treffliche Gottesgelehrte war einer der innigſten Freunde Luthers und einer von ſeinen thätigſten Gehülfen am Reformationswerke. In demſelben Jahre wie **Luther**, und nur wenig Wochen nach ihm, am 3. Dec. 1483, auf dem Guthe Meiſſen bei Wurzen geboren, war er einer der Studenten, welche 1502 die Univerſität **Wittenberg** einweihen halfen. Der Student **Amsdorf** ſtudirte ſo fleißig Theologie und die mit ihr verwandten Wiſſenſchaften, daß er ſchon 1504 **Magiſter** und ein paar Jahre hernach **Lizenziat** wurde. Bald wurde er **Luthers** Freund; half ihm, gleich vom Anfange an, ſein großes Werk mächtig fördern; begleitete ihn nach Worms, ſaß auch auf der Rückreiſe bei ihm auf dem Wagen, als derſelbe zwiſchen **Schweina** und **Altenſtein**, bei den Ruinen der Kirche **Glißbach** von einigen bewehrten Reitern mit den Waffen in der Hand angehalten und **Luther** von ihnen entführt wurde. Auch als dieſer von der Wartburg wieder nach Wittenberg kam, hielt er ſich einige Zeit in **Amsdorfs** Wohnung heimlich auf, weil er ſich noch zur Zeit, und bis man die Geſinnungen des Kurfürſten erforſcht hatte, wegen der auf ihm ruhenden Acht und dem Bann nicht öffentlich ſehen laſſen durfte.

Und ſo blieben **Luther** und **Amsdorf** treue Freunde bis an ihr Ende, ob ſie gleich im Jahre 1524 von einander ſcheiden mußten; denn in dieſem Jahre gelangte **Amsdorf** nicht allein zu dem Pfarramte an der Ulrichskirche zu Magdeburg, ſondern er wurde auch, da man ſeine Tüchtigkeit erkennen lernte, bald darauf zum Superintendenten erwählt, wo er ſich ſo eifrig erwies, daß ihn Luther in einem Sendſchreiben: „den rechten und oberſten Biſchof der Kirche zu Magdeburg“ nannte.

Beſonders war Amsdorf in ſeinen Predigten ein Redner von ſeltner Kraft, ſo daß Luther von ihm ſagte: „Er ſey ein geborner Theolog, beſonders aber ein geborner geiſtlicher Redner!“ — Dabei ſprach er die Wahrheit freimüthig, auch ohne Furcht und Scheu aus, wovon er im Jahre 1537, bei dem Fürſtentage der Proteſtanten zu Schmalkalden eine glänzende Probe gab. — Bei dieſer Zuſammenkunft wurden nämlich die ſogenannten Schmalkaldiſchen Artikel aufgeſetzt, und deswegen die berühmteſten Theologen der Proteſtanten in dieſe Verſammlung berufen, unter denen ſich auch Luther befand. Dieſer wurde jedoch bald nach ſeiner Ankunft in Schmalkalden krank, ſo daß er ſich am 26. Febr. (1537) mußte von da aus heimbringen laſſen. Dieſe Schmalkaldiſchen Artikel haben Luthern zum Verfaſſer, und wurden bei dieſem Convente von den anweſenden Theologen wohlgeprüft, endlich aber von ihnen, ſo wie von den Fürſten einmüthig angenommen, weshalb ſie in einer alten Schrift eine der Grundfeſten der evangeliſchen Kirche genannt werden. —

Vor dieſer Verſammlung ſprach er nun in einer Predigt die merkwürdigen Worte aus, welche es wohl werth waren, aufbewahret zu werden, und auf die Nachwelt zu kommen, wie es auch der Fall geweſen iſt.

„Das Evangelium — ſprach Amsdorf in

ſeiner Predigt mit Kraft und Nachdruck — gehört vor die Kranken, Schwachen und armen Sünder. Aber derer ſind hie keine: denn große und reiche Fürſten und Herren fühlen ihre Krankheit und Schwachheit nicht!“

Guter Amsdorf! Was würdeſt Du ſagen, wenn Du die Predigten hören ſollteſt, die man in unſerm weit feinern und mehr vorgeſchrittenen Zeitalter den Fürſten und Herren hält!

Im Jahre 1540 ſtarb der Biſchof Philipp von Naumburg, und der Kurfürſt Johann Friedrich wollte den beliebten Naumburgiſchen Prediger *D.* Medler zum Biſchof erheben, ihm einen Gehalt von jährlich eintauſend Gülden anweiſen, die übrigen Stiftseinkünfte aber theils zur Unterhaltung der Domherren, theils zu milden Stiftungen verwenden. Wahrſcheinlich hatte jedoch das Domkapitel den Entſchluß des Kurfürſten vorhergemerkt, und wählte deshalb, (19. Januar 1541) den Domherrn Julius von Pflug aus ſeiner Mitte zum Biſchof. Der Kurfürſt hatte Commiſſarien abgeſendet, welche dieſe Wahl leiten ſollten, allein als ſie in Naumburg ankamen, war ſie bereits geſchehen.

Der Erwählte ſtammte von einer der vornehmſten Familien Sachſens ab, und war ſelbſt ein Mann von großen Kenntniſſen, und wegen dieſer, wie auch ſeiner übrigen guten Eigenſchaften von dem Kaiſer, ſo wie von den meiſten Reichsfürſten hochgeachtet. Dabei war auch der weiſe Pflug Luthern und ſeiner Kirchenverbeſſerung in ſeinem Herzen bei weitem nicht ſo abgeneigt, als der Kurfürſt glaubte. Doch dieſer hatte ſich es einmal vorgeſetzt, das Stift zu reformiren, proteſtirte deshalb gegen die Wahl, und nahm! das Schreiben nicht an, welches der Erwählte an ihn ſandte, und vielleicht den Kurfürſten auf andere Gedanken gebracht haben würde, wenn er es — geleſen hätte. — Johann Friedrich ging noch weiter. Er ließ das Zeitzer Schloß durch ſeine Kriegsſchaaren beſetzen; unterſagte, als Landgraf von Thüringen, dem Rathe zu Naumburg, die Huldigung dem erwählten Biſchof zu leiſten, und ſetzte dann den Superintendenten Amsdorf ein, welcher am 20. Januar 1542 von Luthern, in Gegenwart des Kurfürſten, ſo wie noch mehrerer Fürſten, wobei Melanchthon und drei Superintendenten, Spalatin von Altenburg, Medler zu Naumburg und Stein zu Weißenfels, dem Ordinirenden zur Seite ſtanden, feierlich eingeweiht wurde. Luther predigte bei dieſer Gelegenheit einigemale in Naumburg und Zeitz unter großem Zulauf, ſo daß die Kirche nicht alle Zuhörer faſſen konnte, ſondern viele davon*) von außen Leitern an die Kirchenfenſter legten, und ſo aufmerkſame Zuhörer waren.

Der neue Biſchof Amsdorf erhielt ſeinen Wohnſitz in Zeitz auf dem Schloſſe, und neben freier Koſt und Wohnung nur ſechshundert Gülden Gehalt. — Wie natürlich vorauszuſehen war, ſo verbreitete Amsdorf die evangeliſche Lehre nur zu eifrig, und verfuhr dabei nicht immer weiſe doch iſt ſein Eifer im Lehren und Predigen lobenswerth; denn er predigte in der Regel alle Sonntage ſelbſt, und war kein Fauler, der die Beſchwerlichkeiten ſeines Amtes Andern tragen läßt. — Julius Pflug aber wich der Gewalt, und ging aus dem Lande, bis zum Eintritt günſtigerer Zeiten. Sie kamen.

---

*) Wie am Johanniſtage 1524, bei Myconius dreiſtündiger Predigt, die Annaberger in Buchholz. A. d. V.

Als in Folge der Schlacht bei Mühlberg der Kurfürſt Johann Friedrich geſtürzt, ja ſogar des Kaiſers Gefangener wurde, ſetzte der Kaiſer den vertriebenen Biſchof Pflug wieder in ſein Bisthum ein, und nun war die Reihe zu weichen an Amsdorf. Doch dieſer grämte ſich wenig darüber, hatte man ihn doch in Magdeburg nur ungern von ſich gelaſſen, und nahm ihn auch jetzt wieder mit Freuden auf. — Hier lebte Amsdorf wieder in ſeinen Verhältniſſen wie früher, d. h. geliebt und geehrt, trug auch durch ſeine kraftvollen Predigten nicht wenig dazu bei, daß die Magdeburger die lange Belagerung des Kurfürſten Moritz aushielten. Als aber die Stadt übergeben war, wurde es Amsdorf unter der Hand zu verſtehen gegeben, daß er wohlthun werde, dieſelbe zu verlaſſen, er ging daher nach Jena, wo er Superintendent und Kirchenrath wurde, und endlich des langen Kampfes müde, am 14. Mai 1565 als zweiundachtzigjähriger Greis zu Eiſenach verſtarb.

Um ſich mit dem Sterben vertraut zu machen, hatte Amsdorf ſchon viele Jahre vor ſeinem Ableben, den Sarg machen laſſen, in welchem einſt ſeine ſterblichen Ueberreſte zur Auflöſung kommen ſollten, und hatte dieſen neben ſeinem Bette ſtehen, damit er ihn immer vor Augen haben könne.

21.

Prinz Lieschen.

Den Abenteuern eines armen Mädchens iſt dieſer Tagsabſchnitt gewidmet, welches eine Rolle ganz eigner Art ſpielte.

In Wolkenſtein lebte die Tochter eines armen Zeug- und Leinwebers,*) die mit ihrem Geſchlecht und Stande unzufrieden war, und es verſchmähete, ein armes Mädchen zu ſeyn, da die Rolle einer jungen Mannsperſon, welche ein ungezwungenes Leben zu führen im Stande iſt, ihr viel angenehmer ſchien. Lange trug ſie ſich mit dieſer Idee, bis ſie endlich zur Ausführung reif war. Da ſie von ihrem Vater ſehr ſtreng gehalten wurde und immer der Weberei obliegen mußte, ſo ſcheint dies die Ausführung jenes Vorſatzes beſchleunigt zu haben.

Es war im Jahre 1717, als ſie den Entſchluß faßte, ſich aus dem väterlichen Hauſe zu entfernen. Sie benutzte die Abweſenheit ihres Vaters, der auf einige Tage verreiſ't war, dazu, dieſen Entſchluß auszuführen, und ihr Glück als Mannsperſon in der Welt zu verſuchen. Hierzu waren ihr nun aber

---

*) Herr Engelhardt behauptet im 1. Thl. ſeiner täglichen Denkwürdigkeiten ꝛc. S. 155, ſie habe den Namen Anna Sophia Apitzſch geführt und ihr Vater ſey ein Zeugmacher aus Lunzenau geweſen. Wo der genannte Herr Verfaſſer dieſe Nachrichten her hat, iſt mir unbekannt; ſonderbar iſt es aber, daß alle gleichzeitige Nachrichten ſo mit einander übereinſtimmen, wenigſtens in den Hauptſachen, wie es im Nachſtehenden erzählt worden iſt. Von den übrigen Abenteuern aber, wie ſie a. a. O. erzählt werden, habe ich, bei aller angewendeten Mühe, nirgends etwas finden können, und muß ſie alſo dahin geſtellt ſeyn laſſen. —

A. d. V.

Mannskleider nothwendig, und dieſe verſchaffte ſie ſich dadurch, daß ſie das ſchwarze Kleid ihres Vaters, in welchem er zum Abendmahl ging, oder ſeine verſtorbenen Freunde zur letzten Ruheſtätte begleitete, ſich nebſt Zubehör, in ihres Vaters Abweſenheit anpaßte, und ſo in der Nacht nach ſeiner Zurückkunft ganz insgeheim entfernte. Lieschen hatte keine Mutter mehr und war daher, wenn ihr Vater abweſend war, ganz ohne Aufſicht; daher konnte ſie jetzt dieſe Vorbereitungen um ſo ungeſtörter treffen. Ihre Entfernung gelang auch vollkommen, und ſie war als von der Erde verſchwunden. Einige Zeit lang durchſtrich ſie das Land, indem ſie ſich für einen vertriebenen Schulmeiſter ausgab, wozu auch ihre Kleidung paßte, und verſuchte ſo die Mildthätigkeit der Landedelleute und ihrer Pfarrherren. Es muß alſo Lieschen ſehr gut unterrichtet und auch ſonſt ein kluges Mädchen geweſen ſeyn, da ſie dieſe Rolle mit Glück ſpielen konnte, und ſie führte ſie recht wohl durch bis zur Cataſtrophe, wo ſie verunglückte, wie wir im Verfolg unſerer Erzählung ſehen werden.

Eben zu jener Zeit war der Kronprinz von Polen und Kurprinz von Sachſen auf Reiſen, und es hatte ſich ein Gerücht im Lande verbreitet: Er reiſe heimlich im Lande herum, um ſelbſt zu ſehen und ſich von den Landesgebrechen zu unterrichten. Zugleich hatte Lieschen viel Aehnlichkeit in Bildung und Wuchs mit dem auf Reiſen befindlichen Prinzen; ſo daß dieſe beiden Umſtände zuſammen genommen den Grund zu der Begebenheit legten, die ſich nunmehr mit Lieschen zutrug.

Sie kam nämlich nach Auguſtusburg, und ſprach den daſelbſt wohnenden Oberfiſchmeiſter des

Königs, Herrn von **Günther** um ein Viatikum an. Dieſer kannte den Prinzen einigermaßen, hatte ebenfalls von der Incognitoreiſe deſſelben gehört, glaubte nun in dem vor ihm ſtehenden ſchwarzgekleideten Jüngling jenen hohen Reiſenden zu ſehen, und empfing ihn daher ſehr ehrfurchtsvoll.

Auch **Lieschen** hatte von jener geheimnißvollen Reiſe gehört, und fand ſich deshalb leicht in die Rolle, die ſie hier zu ſpielen ſich vornahm. Wohl ſah ſie auf den erſten Blick ein, daß ſie hier verkannt werde, beſchloß aber, dieſen Irrthum zwar möglichſt zu benutzen, ſich dabei aber ſo zu benehmen, daß ſie den Oberfiſchmeiſter weder aus ſeinem Irrthum reiße, noch ſeine Meinung als richtig anerkenne. Dieſe in der That nicht leichte Rolle führte auch das verſchmitzte Mädchen mit Geſchicklichkeit durch; deprezirte zwar die empfangene Ehrenbezeugung und erklärte: daß der Herr Oberfiſchmeiſter im Irrthum ſey; allein ſie that dieſes auf eine ſo gute Art, daß der leichtgläubige Herr von Günther durch dieſe Weigerung nur noch mehr in ſeinen Gedanken beſtärkt wurde, und ſich heimlich Glück wünſchte, daß ſeinem Hauſe ſolches Heil widerfahren ſey. —

Der leichtgläubige Oberfiſchmeiſter glaubte dieſes Mittel nicht aus den Händen gehen laſſen zu dürfen, ſich bei dem Prinzen, als ſeinem künftigen Herrn in Gnade zu ſetzen, er räumte alſo in tiefſter Unterthänigkeit dem Fremden die beſten Zimmer des Schloſſes ein, und obgleich dieſer wiederholt erklärte, daß ſich der Herr Oberfiſchmeiſter irre; ſo war doch dieſer ſo feſt von ſeiner Meinung eingenommen, es ſey der Kurprinz, der jedoch aus guten Gründen, das angenommene Incognito feſt halte, daß er vielleicht einen

Eid darauf geſchworen hätte. Dieſe Meinung, in Geſellſchaft der Vorausſetzung, daß es Sr. Hoheit bei dieſem Incognito vielleicht an Gelde fehlen könne, bewog ihn dem Pſeudoprinzen in den ſubmiſſeſten Ausdrücken eine Börſe mit hundert Louisd'or anzubieten, und Prinz Lieschen nahm auch dieſe mit innerlicher Freude an, die ſie jedoch unter einige verſtellte Weigerungen meiſterhaft zu verbergen wußte. Nun war der Herr Oberfiſchmeiſter von der Richtigkeit ſeiner Prämiſſen ſo feſt als von ſeinem Daſeyn überzeugt, und erklärte: daß ſein ganzes Vermögen zum Dienſte Sr. Hoheit bereit ſtehe. Hätte nun Prinz Lieschen dies benutzt, vielleicht dem Herrn Oberfiſchmeiſter noch eine Summe, unter einem wahrſcheinlichen Vorwande abgelockt, und dies konnte ihr nicht fehlen, ſo endigte ſich die ganze Sache mit einer langen Naſe des allzuleichtgläubigen Oberfiſchmeiſters, und Lieschen konnte vielleicht noch manches Abenteuer beſtehen. Allein ſie blieb, und dieſes gereichte ihr ſpäterhin zum Nachtheil.

Der Herr von Günther konnte ſein Geheimniß nicht für ſich behalten; denn man weiß ja wohl, wie ſchwer es in ſolchen Fällen iſt, zu ſchweigen. — Der benachbarte Adel wurde alſo zu einem Gaſtmahl eingeladen, an welchem Lieschen, auf dringendes Bitten des Herrn von Günther, ebenfalls Theil nahm. Die Gäſte erſchienen, und ſo wie ſie ankamen, ermangelte der Herr von Günther nicht, einen jeden auf die Seite zu ziehen, und ihm, unter dem Siegel der tiefſten Verſchwiegenheit, anzuvertrauen: daß jener einfache Fremde niemand anders, als Se. Hoheit der Kurprinz in eigner Perſon ſey, der incognito im Lande herumreiſe, und nicht gekannt ſeyn wolle. — Und hierdurch wurde dieſe Comödie zu Ende gebracht. Die meiſten von den Gäſten hatten den Kurprinzen nie geſehen, und die ihn zu ſehen irgend einmal Gelegenheit hatten, ſahen ihn nur flüchtig und ließen ſich daher jetzt durch die Aehnlichkeit leicht täuſchen. Lieschen benahm ſich auch gegen dieſe Gäſte ſo klug, daß Alle es ebenfalls glaubten, ſie ſey der Kurprinz.

Einer von dieſen Gäſten ſchrieb die Neuigkeit: daß Se. Hoheit der Kurprinz ſich incognito auf der Auguſtusburg befände, an einen Freund am Hofe des Königs. Dieſer erzählte es weiter, und ſo kam es vor den König ſelbſt. Nur kurz vorher hatte derſelbe einen Brief von dem Prinzen aus Wien empfangen, in welchem derſelbe ſeinen längern Aufenthalt am kaiſerlichen Hofe gemeldet hatte, und er konnte alſo beide Nachrichten nicht mit einander vereinigen. — Der König theilte dieſe Nachricht ſeinem Beichtvater mit, und dieſer war ſogleich der Meinung: der in Auguſtusburg befindliche Pſeudo-Kurprinz ſey ein Betrüger; denn auch er hatte einen Brief aus Wien von einem Jeſuiten erhalten, in welchem ebenfalls von der Anweſenheit des Kurprinzen am kaiſerlichen Hofe die beſtimmteſte Rede war; es mußte alſo jedenfalls hier ein Betrug obwalten, dem man auf die Spur zu kommen beſchloß. Ein Kommando Reiter von der Garde ging unter einem Offizier, der als Kammerjunker bei dem Kurprinzen angeſtellt war, nach Auguſtusburg ab, hielt ſich aber in einem Dorfe zum Einrücken bereit. Der Offizier begab ſich jedoch zuvor verkleidet nach Auguſtusburg, wurde dem Pſeudo-Prinzen vorgeſtellt, und war zwar bei dem erſten Anblick von der Aehnlichkeit überraſcht; als er aber mit dem Pſeudo-Prinzen in ein Geſpräch zu kommen Gelegenheit hatte, fand er ſogleich das Wahre, und ſein Entſchluß war dem gemäß gefaßt. — In der größten Stille kam das Reiterdetachement in der Nacht auf der Auguſtusburg an. Lieschen und dem Herrn von Günther wurde Verhaft angekündigt, ſie ſtiegen in einen zugemachten Wagen, und die Reiſe ging nach Dresden.

Bei dem Verhör, welches in Gegenwart des Königs mit Lieschen angeſtellt wurde, läugnete dieſelbe gerade zu, ſich für den Kurprinzen ausgegeben zu haben, und behauptete daß ihr nie eine beſtätigende Aeußerung entſchlüpft ſey, ſie habe ſich blos gefallen laſſen, was mit ihr vorgenommen worden ſey. Dieſes geſtand auch Herr von Günther ein, und gab zu, daß ſie nie geſagt habe, ſie ſey der Kurprinz und er habe ſie blos, durch die Aehnlichkeit verleitet, für den Kurprinzen gehalten.

Als die Unterſuchung zu Ende war, fällte der König ſelbſt das Endurtheil. Es war ziemlich hart, und wir, die Genoſſen einer ſpätern und mildern Zeit, möchten wohl dieſe Härte zu tadeln haben. Es lautete dahin: Lieschen ſolle ihre Lebenszeit im Zuchthauſe zu Waldheim zubringen; jedoch nicht als Züchtling und von aller Arbeit befreit. Der Oberfiſchmeiſter ſolle, zur Strafe ſeiner Leichtgläubigkeit, ihr alles laſſen, was er ihr gegeben habe, und noch obendrein, ſo lange ſie lebe, jeden Tag einen Reichsthaler Alimentation für ſie bezahlen.

Dieſes geſchah auch alſo. Viele haben hernach dieſen Prinz Lieschen in Waldheim geſehen und geſprochen, indem dieſe Perſon eine Merkwürdigkeit der gedachten Anſtalt geworden war. Sie hatte in dem Zuchthauſe eine eigne Stube, ſpeiſete an dem Tiſche des Hausverwalters, wo ſie viele Achtung von der Familie deſſelben, ſo wie von andern, die das Schloß Waldheim beſuchten, genoß. — Für gewöhnlich ging ſie in Amazonenkleidern, und hielt ſich in der Kleidung reinlich und nett. Uebrigens ſoll ſie ſehr aufgeweckt und munter, auch mit ihrem Schickſale zufrieden geweſen, endlich aber am 21. Jan. 1761 geſtorben ſeyn.

22.

Des Kurfürſten Chriſtian *II.* merkwürdiges Selbſtbekenntniß.

Dieſer Fürſt lag einſt ganz tiefſinnig und mit trauriger Miene auf ſeinem Bette. Einer ſeiner Kammerjunker, der bei ihm im Zimmer zur Aufwartung war, nahm ſich die Freiheit, um die Urſache dieſer Traurigkeit zu fragen, und erhielt nun folgende merkwürdige Antwort:

„Mit Wehmuth betrachte ich jetzt mein Verſehen, „daß ich in meiner Jugend die Zeit nicht recht zum „Studiren und zur Erlernung nützlicher Wiſſenſchaften angewendet habe. O, wie vielmehr hätte ich „alsdann lernen können, und hätte nicht nöthig, ſo „viel mit fremden Augen und Ohren zu ſehen und zu „hören und mit fremden Zungen zu reden. — Hierüber betrübe ich mich nun aber ſehr, und ermahne

„Euch, in Eurer Jugend ja nichts zu verſäumen, denn „ſie iſt die Zeit der Saat, wer aber nicht viel geſäet hat, wird auch nicht viel ernten."

So ſprach ein Fürſt, von dem die Geſchichte uns verſichert: „Er ſey ein frommer, thätiger, Gerechtigkeitliebender, von Verſtand und Herzensgüte erfüllter Fürſt geweſen, dem das Wohl des Vaterlandes über Alles gegangen ſey, ſo daß er von Jedermann, der ihn erkannt, den ſchönen Ehrennamen: Das fromme Herz erhalten habe, und deſſen Wahlſpruch geweſen ſey: „Ich fürchte Gott, ehre den Kaiſer, und liebe die Gerechtigkeit." — Und daß ihm das, was er ſprach, auch vom Herzen ging, und kein leerer Wortſchall war, das bezeugten die Thränen, die ihm, während er jenes Selbſtbekenntniß ausſprach, über die Wangen rollten. — Ob aber der Kammerjunker, zu dem er dies ſprach, dieſe Ermahnung auch zu Herzen genommen, und in ſeiner Jugend ſo viel als möglich geſäet habe, um im Alter recht viel ernten zu können, davon ſchweigt zwar die Geſchichte; doch wer ſollte es nicht wünſchen?

Im *III.* Bde. dieſes Werks werden wir, im 23. Tagsabſchnitte des Monats Junius, Gelegenheit nehmen, mehr von dieſem biedern Fürſten vorzutragen; indem eben dieſer Tag es war, an dem er, im Jahre 1611 zur tiefen Betrübniß ſeiner Unterthanen, von der Welt ſchied, da er das 28. Jahr ſeines Daſeyns auf dieſer Welt noch nicht vollendet hatte, und demnach des Lebens Blume in der ſchönſten Blüthe verwelkte. — Sein Andenken ſey und bleibe geſegnet!

23.

Ein Kirchner wird in der Kirche ermordet.

Es iſt wohl eine der erwieſenſten moraliſchen Wahrheiten, daß derjenige, der ſich einmal dem Verbrechen hingiebt, alsdann von einem auf das andere geräth, indem es nur zu oft nothwendig wird, daß ein zweites noch größeres Verbrechen begangen werden muß, um das erſte zu verbergen. — Ein Beiſpiel dieſer Wahrheit wollen wir in Folgendem erzählen.

Es war an einem Sonnabende, (23. Jan. 1676) als die letzten Beichtenden ſich aus der Margarethen- oder Neumarktskirche zu Gotha entfernt hatten, die Geiſtlichen aber ihnen gefolgt waren, und es befand ſich alſo der Kirchner nur noch allein in der Kirche, um verſchiedenes auf den ſonntäglichen Gottesdienſt vorzubereiten, auch einige Geräthſchaften, die gebraucht worden waren, wieder aufzuheben und in Verwahrung zu bringen. Die Abenddämmerung war bereits eingetreten, als er mit dieſem Geſchäft zu Ende war. Schon hatte er die Thüren, bis auf den einzigen Ausgang für ſich, geſchloſſen, und wollte nun nach Hauſe gehen, als plötzlich ſein Austritt aus dem Leben erfolgte.

Ein gothaiſcher Bürger, Namens Schmalz, hatte den böſen Entſchluß gefaßt, die Kirche zu beſtehlen, und ſich deshalb, mit einer Laterne und einem Brecheiſen verſehen, in der Dämmerung eingeſchlichen. Hier mag ihn der Kirchner betroffen und zur Rede geſtellt haben, dadurch machte er aber den Dieb zum

Mörder — Schmalz ſah ſich entdeckt, und er, der anfänglich nur ein, obgleich ſchweres Verbrechen hatte begehen wollen, fühlte ſich nun in die Nothwendigkeit verſetzt, ein zweites noch weit ſchwereres zu begehen, um das erſte zu verbergen. Mit hocherhobenem Brecheiſen ſtürzte er auf den Kirchner zu, führte einen Streich nach ihm, und mit zerſchmettertem Kopfe ſank er zur Erde. Nur ein einziger Schrei entfuhr ihm im Augenblicke des Mordes, und dieſer wurde für ihn zum Racheengel. Der Mord war vollbracht, und der Mörder glaubte ſich unentdeckt, er ſchleppte einen ſchweren Stein herbei und legte ihn auf das zerſchmetterte Haupt des Gemordeten; dann aber machte er ſich ſofort an die Arbeit, den Gotteskaſten zu erbrechen, und die in demſelben befindlichen Baarſchaften zu rauben. Schon war es ihm gelungen, eins der vorliegenden beiden Schlöſſer abzuſchlagen, und es ſollte nun dem zweiten ein Gleiches geſchehen, als die Entdeckung und mit ihr die Strafe dem Verbrechen auf dem Fuße folgte.

Einige Knaben hatten, in dem Moment des Mordes, außerhalb der Kirche geſpielt, vielleicht einander auf dem Schlitten gefahren. Dieſe Knaben hören den Schrei, den der Kirchner ausſtößt, als ihn des Mörders ſchweres Eiſen trifft, und, da es alsdann ganz ſtille wird, eilen ſie ſofort nach des Kirchners Wohnung, und erzählen dort, was ſie gehört. Es war bereits die Zeit verfloſſen, wo der Kirchner hätte zu Hauſe ſeyn ſollen; man wußte, daß in der Kirche längſt Alles zu Ende war, und doch kam er nicht. Schon waren die Seinen in Beſorgniß um ihn, als die Knaben kamen und erzählten, was ſiegehört hatten, und nun eilten die Angſtvollen ſämmtlich nach der Kirche, welche der Mörder, entweder in der Angſt feſt zu verſchließen vergeſſen, oder ſie auch, mit kluger Berechnung, gefliſſentlich nicht feſt verſchloſſen hatte, weil man ſonſt hätte ſchließen müſſen, der Mörder ſey noch in der Kirche verborgen.

Als nun die Angehörigen an der Kirchthür erſchienen, und die nur ins Schloß gelegte Thür öffneten, fanden ſie den Ermordeten liegen, das zerſchmetterte Haupt mit dem Steine bedeckt, als ſey dieſer der Mörder geweſen. Wehklagend umringten ſie ihn, und Schmalz, der im Augenblicke, als die Kirchenthür geöffnet wurde, ſeine Laterne ausgeblaſen und das Brecheiſen weggelegt, ſich aber in einem Winkel der Kirche verborgen hatte, lauerte auf den Moment, wo er ſich unbemerkt entfernen könnte; er kam bald herbei.

Das Geſchrei der Familie des Gemordeten lockte immer mehr Leute herbei, und dicht war der Haufen, der ihn umringte. Da ſchlich ſich unvermerkt der Mörder im Dunkeln heran, that, als ob er die Kirchenſchlüſſel in einem nahen Winkel vom Boden aufhebe, übergab ſie den anweſenden Geiſtlichen, bedauerte den Gemordeten, und ging dann unvermerkt nach Hauſe.

So glaubte er ſicher und unentdeckt zu bleiben, obgleich die Entdeckung ſeiner Gräuelthat ſchon ſehr nahe war. — Bald kam man von dem Gedanken zurück, daß der Gemordete durch den auf ſeinem zerſchmetterten Kopfe liegenden Stein erſchlagen worden ſey; denn man fand keine Spur, wo er hätte herabfallen können, und gerieth daher auf den Gedanken, daß der Mörder wohl noch in der Kirche verborgen ſeyn könne. Die Anweſenden theilten ſich alſo und durchſuchten die Kirche an allen Orten und Enden. Da kam man an den Gotteskaſten, fand ein Schloß abgeſchlagen, und nicht weit davon eine Laterne, deren Licht verlöſcht war. Nun war die Intention des Kirchenraubes erwieſen, und immer wahrſcheinlicher wurde es, daß der Kirchner bei der Entdeckung des Diebes ſey erſchlagen worden. Eifrig ſuchte man nun weiter, und fand endlich das Brecheiſen in einem Winkel; dieſes aber führte zur völligen Entdeckung. Der Mord dieſes Mannes ſollte, ſo wollte es Gott, nicht unentdeckt bleiben, ſondern der Mörder aus ſeiner Dunkelheit hervor an das Tageslicht gezogen und für ſeine Gräuelthat beſtraft werden; deshalb ſchickte er es ſo, daß ein Zimmermann mit in der Kirche und bei der Partei war, die das Brecheiſen fand, an dem die Zeichen des Mordes ſichtbar waren. Dieſer Mann erkannte ſogleich das gefundene Brecheiſen für das ſeinige, und offenbarte es den anweſenden Geiſtlichen und obrigkeitlichen Perſonen, daß erſt geſtern der Tuchmacher *Schmalz* daſſelbe von ihm geborgt habe. Dieß war genug, und man beſchloß ſofort, dieſen Mann in aller Stille verhaften zu laſſen. Es geſchah, und er wurde noch an demſelben Abend in Verhaft genommen, wo man ihm denn ſein Quartier in einem der Gefängniſſe des Rathhauſes anwies. — Als er nun am nächſten Montage vor das Gericht gebracht wurde, und vernommen werden ſollte, war er nicht vermögend zu läugnen; *denn es traten die häufigen Blutflecken an ſeinen Strümpfen und Schuhen als Zeugen gegen ihn auf, und — er bekannte ſein Verbrechen.*

Dieſes war nun aber zu ſchwer, als daß der

Mörder nicht durch eine qualvolle Todesart hätte ſollen vom Leben zum Tode gebracht werden, und der Schöppenſtuhl zu Jena fällte deßhalb das Urtheil: daß der Mörder dreimal mit glühenden Zangen ſolle geriſſen, dann aber mit dem Rade von unten herauf langſam hingerichtet werden. Am 11. Februar, und alſo kurz nach dem Morde wurde dieſes Urtheil vollzogen.

So endete ſchrecklich und qualvoll ein Mann, der vielleicht früher ein guter Menſch war; doch als er dem Böſen, (— d. h. den böſen Gedanken —) Gehör gab, riß es ihn von einem Verbrechen zum andern, bis zu den glühenden Zangen und dem Rade hin. Der Entſchluß, nicht durch Arbeit oder auf eine andere ehrliche Weiſe ſeine Bedürfniſſe mühſam zu erwerben, ſondern auf eine leichtere Weiſe, ohne lange mühſame Arbeit, durch Kirchenraub dazu zu gelangen, war die erſte Stufe zu ſeinem Verbrechen, der Mord eines in ſeinen Berufsgeſchäften ihn entdeckenden Kirchendieners folgte jenem gleichſam unwillkürlich und wurde gewiſſermaßen durch die Gefahr der Entdeckung herbeigerufen. So zog ein Verbrechen das andere herbei, und eine der ſchrecklichſten, qualvollſten Todesarten war das Ende und der Lohn derſelben. — Möge dieß zur kräftigen, bleibenden Warnung werden!

24.

Das Zinn-Stockwerk zu Altenberg ſtürzt ein, am 24. Januar 1620.

Seit einigen Jahrhunderten iſt der Zinnbergbau der Altenberger Reviere berühmt, ſowohl in Hinſicht auf die Menge, als auch die Güte des gewonnenen Zinnes, ſo daß es ſeit Jahrhunderten ſchon alſo geweſen iſt. Dieſer Zinnbergbau wird hauptſächlich durch das Stockwerk betrieben,*) wo mehrere ſolche ausgehauene Gewölbe über einander ſtehen, zwiſchen denen Zwiſchenräume von 3 bis 30 Lachter (zu 3½ Elle) befindlich ſind. —

Schon kannte man zwei Brüche, wo in den Jahren 1545 und 1578 Theile des Stockwerks eingeſtürzt waren, und das Letztemal fand ſich der Kurfürſt bewogen, die ſämmtlichen Altenberger Bergbeamteten durch vier hierzu abgeordnete Kammerräthe ihrer Aemter entſetzen zu laſſen, weil durch ihre Fahrläſſigkeit der Bruch nicht verhütet worden ſey. Endlich erfolgte am 24. Jan. 1620 der dritte und hauptſächlichſte Bruch, deſſen kurze Schilderung der Gegenſtand des heutigen Tagsabſchnittes ſeyn ſoll.

Durch die vorigen Bergfälle war eine Pinge, auch Bünge genannt,*) entſtanden, die aber wenig bedeutend war, durch dieſen Bergfall aber iſt ſie zu der gegenwärtigen Größe ausgedehnt worden.

---

*) Bei Stockwerken liegt das Erz nicht in Gängen, (Adern) ſondern in groſsen Maſſen in der Erde, wo es alſo abgebaut wird, und man hie und da Bergfeſten (Pfeiler) ſtehen läſst, welche das Ganze tragen, daß es nicht einſtürzt. Wenn aber dieſe Bergfeſten weggenommen werden, um das Erz, aus welchem ſie beſtehen, zu gewinnen, dann entſteht Gefahr, wenn das Erz nicht ganz feſt iſt, und es entſtehen Brüche, oder mit andern Worten, dieſe weiten Hölungen ſtürzen ein, wie es hier geſchah. A. d. W.

Am Morgen des angegebenen Tages ſtürzte auf einmal mit gräßlicher, weithin verſpürter Erſchütterung der Erde, eine Abtheilung des Stockwerks ein, und nicht allein vier Göpel wurden mit in dieſes Verderben geriſſen, wovon zwei ganz verſunken, zwei ſehr zerriſſen und unbrauchbar gemacht worden ſind, ſondern es ſank auch des Bergſchmidts, Caspar Dietzens Wohnhaus mit allem Handwerksgeräthe mit in die Tiefe. Mehrere Gruben wurden verſchüttet, — wenn auch nicht ein und zwanzig, wie Engelhardt angiebt. — Und ſo ſtürzte eine weite Fläche zuſammen, Stockwerk auf Stockwerk, alſo daß das Verſchüttete vielleicht heute noch nicht wieder in jenen Stand hat geſetzt werden können.

Dieſes Unglück ſoll durch eine Unvorſichtigkeit veranlaßt worden ſeyn. Ein alter neun und ſiebzigjähriger Bergmann, die Chronik nennt ihn David Eichler, ſoll durch ſeinen üblen Rath daran Schuld geweſen ſeyn, daß man einige der obengedachten Bergfeſten weggenommen habe, um das Erz zu gewinnen, weil man geglaubt, bei der Feſtigkeit des Geſteins bedürfe man dieſer Stützen nicht. Wie ſchrecklich wurde aber dieſer Irrthum beſtraft, beſonders an dem genannten Veranlaſſer, wie wir nunmehr ſehen werden.

Als das Unglück geſchah, waren eben fünfundzwanzig Arbeiter angefahren, welche man ſofort

---

*) Pinge oder Bünge iſt eine Einſenkung in die Erde, welche durch den Einſturz einer unterirdiſchen Grube entſteht, und gemeiniglich etwas trichterförmig iſt. A. d. V.

Alle für verloren achtete. Aber durch Gottes Vatergüte wurden ſie alle, bis auf einen gerettet, und dieſer war denn der obengenannte Veranlaſſer des ganzen Unglücks. Er wurde verſchüttet und in der Tiefe begraben, ſein Leichnam aber iſt noch nicht wieder gefunden worden bis auf den heutigen Tag. — Einhundert und neun Jahre ſpäter, nämlich im Jahre 1729, fand der Bergmann Hans Richter, vor ſeinem Orte im Bruche, d. h. bei der Arbeit das Eingeſtürzte wieder aufzuarbeiten, oder nach bergmänniſcher Sprache, zu gewältigen, — eine Bergmütze von Filz. Dieſe hielt man für die Mütze des Verſchütteten, ob ſie es aber in der That geweſen ſey, iſt nicht erwieſen, und es wird auch dadurch noch ungewiſſer, daß man nie, weder an dieſem, noch einem andern Orte nur die geringſte Spur von einem in der Erde verſchütteten Körper gefunden hat. Vielleicht findet man ihn einmal unverſehrt wieder, wie Oswald Barthel in Ehrenfriedersdorf. (S. dieſen Art.)

Die übrigen vierundzwanzig Bergleute, die bei dem Bergſturz in der Grube arbeiteten, wurden ſämmtlich gerettet. Zwanzig von ihnen, welche wahrſcheinlich neben einander oder doch wenigſtens nicht weit von einander entfernt arbeiteten, ergriffen bei dem Beginnen des Bruches die Flucht nach dem nahen Treibeſchachte, St. Erasmus genannt, und weil in demſelben keine Fahrten hingen, wurden ſie, als man ihren Nothruf hörte, in den herabgelaſſenen Tonnen, je zwei und zwei aufgewunden, oder nach dem bergmänniſchen Ausdruck hinausgetrieben. — Vier andere Bergleute, die Chronik nennt ſie: Anſorge, Bellmann, Göſſel und Oelſchlegel, wurden an einem **Brennorte**,*) wohin ſie Holz geſchafft (gelaufen) hatten, von dem hereinbrechenden Berge verſchüttet. Dieſe Leute ſchienen im Schooß der Erde verloren zu ſeyn. Drei Tage und drei Nächte mußten ſie ſo aushalten, und erhielten das Leben ohne die geringſte Speiſe, nur durch bloſes Waſſertrinken, — woher ſie aber dieſes Waſſer nahmen, ſagt die Chronik nicht. — Endlich wurde aus dem abziehenden Rauch des von ihnen unterhaltenen Feuers geſchloſſen, wo die als verloren Geſchätzten ſich befinden möchten; deshalb richtete man Fahrten in den Creutzer-Schacht, und arbeitete auch ſonſt ſehr fleißig, bis man ſie endlich fand, und glücklich zu Tage förderte.

Dieſe ſogenannte große **Pinge**, welche nach und nach ſich erweiterte, hat jetzt gegen 4000 Lachtern Flächeninhalt und iſt in der Mitte über 33 Lachtern tief. In den folgenden Zeiten, als ſich die Bergbauwiſſenſchaft immer höher hob, bauete man weit vorſichtiger, und immer ſeltner wurden die Unglücksfälle.

---

*) Wenn das Geſtein ſehr feſt iſt, ſo wird es durch Feuerſezzen mürber gemacht, (wenigſtens geſchah dies in der Vorzeit). Dies Feuerſetzen wird durch Scheitholz bewerkſtelligt, welches an die Wand angelehnt und dann angezündet wird; der Ort aber, wo dieſes geſchieht, heißt ein **Brennort**.

A. d. V.

Hiſtoriſche Miscellen.

Am 15. Jan. 1602 errichtete der Kurfürſt Chriſtian *II.* einen geiſtlichen Kirchenrath in Dresden, und verband damit das nach Meißen verlegt geweſene und jetzt wieder zurückberufene Conſiſtorium, unter dem Titel eines Ober-Conſiſtoriums.

Am 17. Januar 1543 wurde in Folge des wiederholten Antrags des Kurfürſten Moritz von dem Ausſchuſſe der Stände die Stiftung von drei allgemeinen Landesſchulen zu Pforta, Meiſſen und Merſeburg beſchloſſen, und dieſe Schulen noch in demſelben Jahre eröffnet. Da aber die Schule zu Merſeburg des Schmalkaldiſchen Krieges wegen, und noch mehr in Folge der Hinderniſſe, die ihr der damalige Biſchof in den Weg legte, nicht recht gedeihen wollte, ſo wurde ſie im Jahre 1550 nach Grimma verlegt, woſelbſt ſie auch geblieben iſt. Von welchem großen Nutzen für die Wiſſenſchaften und die Aufklärung des Volkes dieſe Schulen, trotz mannichfacher Hinderniſſe und Anfeindungen, faſt drei Jahrhunderte hindurch waren und noch ſind, und wie viele berühmte Männer dort ihre Bildung erhalten haben, iſt bekannt. Noch jetzt muß die Nachwelt dem berühmten Stifter dieſer gelehrten Anſtalten danken, der die Einkünfte nutzloſer Klöſter dazu verwendete, das Licht der Wiſſenſchaft zu verbreiten und gemeinnütziger zu machen.

Am 22. Jan. 1729 wurde der nachmals als Gelehrter und Dichter ſo berühmt gewordene Gotthold Ephraim Leſſing zu Camenz geboren, wo ſein Vater Prediger war.

Im Jahre 1788 ſtarb an ebendemſelben Tage der berühmte Prediger der reformirten Gemeinde zu Leipzig, Georg Joachim Zollikofer, geboren zu St. Gallen in der Schweiz, im Jahre 1730.

25.

Die Huſſiten in Plauen.

Nach dem Ableben des Kurfürſten von Sachſen, Friedrich des Streitbaren, ſchien das Glück ganz von den Heeren der gegen die Huſſiten ſtreitenden Fürſten gewichen zu ſeyn, und die Schlacht bei Auſſig, (15. Jun. 1426) wo die Sachſen beſonders eine totale Niederlage (S. Denkwürdigkeiten ꝛc. *VI.* Bd. S. 130 ff.) vorzüglich aber die adligen Geſchlechter einen großen Verluſt erlitten, ſo daß die Familie von Köckeritz die meiſten ihrer Mitglieder, nämlich ein und zwanzig verlor, die an jenem blutigen Tage ihr Leben gelaſſen hatten, zog beſondere Nachwirkungen nach ſich; denn hierdurch wurden die Feinde der Huſſiten entmuthigt, und in dem Maße, wie den einen der Muth ſank, wuchs er den andern. Der Kurfürſt Friedrich grämte ſich und ſtarb, (S. 4 Jan.) mit ihm aber ſchien das Kriegsglück der Katholiken gegen die Huſſiten zu Grabe getragen worden zu ſeyn, und faſt nirgends ſiegten die Erſtern mehr.

Die Huſſiten fühlten ihren Muth nach dem Tode des Kurfürſten doppelt erhöht, und ſchon im nächſten Jahre machten ſie einen Ausfall nach dem Meißner-Lande, von dem wir an einem andern Orte das Nähere erzählen wollen. Groß war auch der Schade, den dieſe Barbaren im Erzgebirge anrichteten, wodurch dieſe Provinz in ihrer Entwikkelung ungemein aufgehalten und wieder weit zurückgeworfen wurde. Mehreren Orten im Gebirge wurde der gänzliche Untergang durch dieſen Einfall zugezogen, z. B. Elterlein, Grünhayn und Schlettau, wovon die beiden letztern faſt ganz durch die Flammen verzehrt wurden, das erſtere aber gänzlich zerſtört ward, wie ebenfalls zu ſeiner Zeit ausführlicher erzählt werden ſoll. —

Die Einfälle von 1429 und 1430 waren ſo ergiebig für die Huſſiten geweſen, daß ſie zum Anfange des Jahres 1431 einen neuen Einfall in das Voigtland unternahmen. Der Voigt zu Plauen gab den Vorwand zu der Rechtmäßigkeit dieſes Zuges her. — Er habe, ſagten die Huſſiten — vormals mit den Pragern einen Vergleich getroffen und in demſelben verſprochen, ſich des Kelches ebenfalls im Abendmahl zu bedienen, dieſes aber nicht gehalten, ſondern ihre Brüder ſpäterhin, als der bitterſte, abgeſagteſte Feind verfolgt. Dieß ließ ſich wohl hören; doch als die Huſſiten auf ihrem Zuge nach Plauen eine Menge Städte, Marktflecken und Dörfer in die Aſche legten, konnten dieſe wohl auch fragen, was geht uns der Voigt von Plauen an, und was haben wir mit ſeinem Vergleiche wegen des Kelches im Abendmahle zu ſchaffen? — Doch ſolche Betrachtungen fanden bei den wilden Böhmen keinen Eingang, denn die Ungerechtigkeit und Barbarei, in Coſtnitz an ihrem Religionsvater Huß begangen, hatte ſie ſo aufgeregt und erbittert, daß ſie überall die katholiſchen Kirchen und Klöſter ſchonungslos der Zerſtörung weiheten. In Altenburg, als ſie die Hauptkirche, die drei Klöſter und andere dergleichen Oerter der Andacht zerſtörten, dadurch aber den Untergang des größten Theils der Stadt herbeiführten, bekannten ſie unverhohlen: Sie müßten dem durch gottloſer Pfaffen Rache und Wuth unſchuldig gemordeten Johann Huß überall ſolche Denkſteine ſetzen! —

Die Huſſiten kamen am 24. Januar Abends vor Plauen an, bemächtigten ſich in der Geſchwindigkeit der ziemlich offenen Stadt, und nun begann das Morden, welches die ganze Nacht hindurch währte, und gegen den Morgen hin loderten die Kirche, das Kloſter, das deutſche Ordenshaus und noch eine Menge andere Gebäude in Flammen auf, ſo daß die Nacht zum Tage wurde. Das Geſchrei der Gemordeten tönte in dieſer Schreckensnacht überall zum Himmel auf, und dem ſo ſanften Huß, der noch in den Flammen Gottes Barmherzigkeit für ſeine Feinde um Vergebung anflehete, wurde dieſe Nacht zur ſchrecklichen Rachenacht, die nur zu viele Schweſtern zählte. — Ueber achthundert unſchuldige Menſchen fielen als ſolche Racheopfer für eine Handlung, die ſie kaum dem Namen nach kannten. Dabei wurde die Stadt erſt geplündert und loderte dann in Flammen auf; beſonders waren die Kirchen und Klöſter hier ſo wie überall die erſten Gegenſtände der Plünderung und Zerſtörung, und die Geiſtlichen hatten am allerwenigſten Barmherzigkeit zu hoffen; denn von Männern dieſes Standes hatte ja Huß und ſein Leidensgeſelle Hieronymus viel Schmach erdulden müſſen, und war auf ihr Geheiß unbarmherzig behandelt, ja ſogar dem ſchmerzhaften Feuertode anheim gegeben worden! Deshalb waren ſie auch überall unerbittlich gegen die Geiſtlichkeit, und wo ſie ſolcher Männer habhaft werden konnten, wurden ſie auf das ſchrecklichſte zu Tode gemartert.

Bei der Annäherung der Huſſiten hatten ſich einige anweſende Ritter des deutſchen Ordens, mehrere voigtländiſche Edelleute, mit den reichſten Bürgern der Stadt Plauen, auf das in derſelben liegende feſte Schloß geflüchtet, und in der erſten Hitze faßten ſie den männlichen Entſchluß, ſich zu wehren. O, wenn ſie ihn doch ausgeführt hätten, und lieber mit den Waffen in der Hand ehrlich geſtorben wären, als daß ſie ſich hätten, ſo wie hernach geſchah, den Schaafen gleich, wehrlos abſchlachten laſſen! —

Dieſe Burg war ziemlich feſt und konnte ſchwerlich erſtürmt werden; die zu einer Belagerung erforderlichen großen Donnerbüchſen und andre Maſchinen aber waren wahrſcheinlich nicht ſogleich bei der Hand, da die Huſſiten keine Belagerungen, ſondern nur einen ſchnellen Mord- Raub- und Vernichtungszug durch das Land beabſichtigten; ſie wendeten alſo ein anderes Mittel an, ſchnell in den Beſitz der Burg zu kommen, und es gelang.

Ein Herold der Huſſiten erſchien vor dem Burgthore, forderte die, welche in der Burg befindlich waren, auf, die Waffen niederzulegen, und die Burg gutwillig zu räumen, in dieſem Falle ſolle ihnen freier, ſicherer Abzug werden. Der Hauptmann der Burg, Georg Radſchauer nennt ihn die Chronik, hörte auf der Zinne des Thurms über dem Thore dieſe Aufforderung, überblickte die Zerſtörung in der Stadt, wo noch immer Flammen emporſchlugen, und hörte das Wehgeſchrei der unglücklichen Einwohner, die gemordet wurden, ſah das Gewimmel der wilden Huſſiten um die Burg herum, und verglich dieſe Menge wohlbewaffneter Streiter mit der geringen Anzahl der waffenfähigen Männer in der Burg, welche ſie gegen jene große Anzahl vertheidigen ſollten. Durch dieſe Vergleichung entfiel ihm der Muth, und er beſchloß, das Anerbieten eines freien Abzugs anzunehmen. Auch die übrigen Burgmänner waren ſeiner Meinung, und es wurden unter den Belagerten Abgeordnete gewählt, die mit den Huſſiten in Unterhandlungen treten ſollten. Dieſe begaben ſich nunmehr hinaus, und der Wärter des Burgthors öffnete ihnen daſſelbe. Als ſie aber hinaus waren, vergaß er, wahrſcheinlich durch des Herolds Anerbieten ſicher gemacht, und weil er den Ausgang der Unterhandlung als unfehlbar anſah, das Thor wieder gehörig zu verſchließen und zu verwahren. Dies wurden einige Huſſiten gewahr, meldeten es ihrem Oberſten, und dieſer beſchloß ſogleich, von der gemachten Entdeckung, zum Schaden der Belagerten, Gebrauch zu machen; dabei leitete ihn auch noch folgender Beweggrund.

Es lag ein Feldhauptmann der Huſſiten, von Sternberg genannt, auf dieſer Burg gefangen; dieſen aber ſchnell zu befreien, und deſſelben harte Gefangenſchaft zu rächen, war das Streben der Böhmen. In der größten Geſchwindigkeit ſammelten ſich verſchiedene Schaaren von Huſſiten, ſtürzten plötzlich auf das ſchlecht wieder verwahrte Burgthor los, ſprengten daſſelbe leicht auf, und drangen nun unwiderſtehlich in die Burg ein. In wenig Minuten war ſie erobert, da die Belagerten ſich in der größten Sicherheit glaubten. Alle Burgmänner mußten ſterben, und das Schlachten war ſo entſetzlich, daß das Blut, nach einer alten Chronik, an Wand und Balken ſprang. Den ſchrecklichſten Tod mußten jedoch acht deutſche Ritter und vier Dominikaner ſterben: da man ſie lebendig begrub. — Um dieſen Preis wurde Sternberg befreit!

Als nun endlich Alles gemordet und zerſtört war, äſcherten dieſe Grimmigen auch die Stadt Oelsnitz ein, und von da zogen ſie nach Hof, wo die Stadt mit ihren Einwohnern ein gleiches Schickſal erfuhr.

So führten die Huſſiten ihren Rachekrieg allenthalben mit der größten Wuth und Barbarei, und das Erzgebirge wie das Voigtland wurden beſonders ſehr verwüſtet und dadurch in den Schritten der Entwickelung ſehr gehemmt; denn man hat viel Beiſpiele, daß ſich die Zerſtörungswuth dieſer grimmigen Feinde auch mit gegen die Bergwerke richtete, welche ſie zuwarfen und noch auf andere Weiſe zu zerſtören ſuchten, wovon man in der ſpätern Zeit viele deutliche Spuren gefunden hat.

26.

Dr. Luthers Siegelring.

Der Stiftsrath zu Wurzen, Johann Martin Luther, ein Urenkel des Reformators, beſaß den Siegelring dieſes ſeines ſo berühmten Urgroßvaters. Der Kurfürſt Johann Georg *I.* ſah dieſen Ring, wünſchte ihn zu beſitzen, und der Stiftsrath ſäumte nicht, dieſe Gelegenheit zu benutzen, ſeinem Landesvater durch die Erfüllung dieſes Wunſches eine Freude zu machen. Er machte alſo dem Kurfürſten ein Geſchenk mit dem Siegelringe jenes Mannes, deſſen Andenken der Kurfürſt ſo hoch hielt, daß er dieſen Ring beſtändig am Finger trug, und ſich nicht von ihm trennen konnte. — Selbſt als der bereits ein Greis gewordene Kurfürſt im Jahre 1652 ſich in Prag befand, trug er dieſen Ring in Gegenwart des Kaiſers und ſo vieler katholiſchen Reichsſtände, bekannte es auch unverhohlen, daß ihn *D.* Luther vormals beſeſſen, und betheuerte mit Feſtigkeit und ohne Scheu, in des Kaiſers und der Reichsſtände Gegenwart: „Er wolle ſich lieber in Stücken zerhauen laſſen, als von der Lehre, die dieſer Mann gepredigt, nur im Geringſten abweichen.“ — Man findet nicht, daß ein einziger katholiſcher Reichsſtand dieſer männlichen Rede des Erſten der deutſchen Proteſtanten etwas entgegengeſetzt habe, und die Freundſchaft des Kaiſers Ferdinand *III.* für dieſen Kurfürſten iſt bekannt genug. Ueberdies hatte ſich auch, in dem kaum erſt geendigten dreißigjährigen Kriege, die fanatiſche Verfolgungswuth ſehr abgekühlt, und die jetzige Stimmung war von der im Jahre 1618 und früher himmelweit verſchieden. Johann Georgs freie Rede hatte alſo nicht allein keine üblen Folgen, ſondern ſie erwarb ihm ſogar noch mehr Achtung bei den Glaubensgegnern, denn ſie mußten ſich ſelbſt im Stillen geſtehen, daß ein verſtändiger Mann, der in ſeiner Religion hinreichenden Unterricht genoſſen hat, aus Menſchenfurcht nicht zum wankenden Rohre und Abtrünnigen an ſeinem Glauben wird. Und als endlich der Greis am Ziele ſeiner langen Laufbahn durch das Erdenleben ſtand, als ſein Körper allmälig dahin ſchwand, und dem Abſterben immer näher kam, legte er alle Ringe ab, die er biſher getragen hatte, nur mit Luthers Siegelringe machte er eine Ausnahme, und ließ denſelben mit Seide umwinden, weil er ihm in der Krankheit zu weit geworden war; hierauf drückte er die Hand mit demſelben an ſein Herz, und erſt als er verſchieden war, zog man ihm den Ring vom erſtarrten Finger.

Nach dem Ableben des Kurfürſten kam dieſer Ring in die, unter dem Namen Kunſtkammer bekannte Sammlung von Seltenheiten und Kunſtwerken, wo er bis zum Jahre 1679 blieb, dann aber von dem Kurfürſten Johann Georg *II.* abgefordert und (nach der vorliegenden Quelle) nicht wieder an dieſes Inſtitut zurückgegeben wurde. Wo ſich aber gegenwärtig dieſer Ring befindet, iſt dem Verfaſſer dieſes Werkes unbekannt, doch kann derſelbe über die auf demſelben befindliche Figur folgende Nachricht geben.

In der wegen ihrer Größe und manchem Kunſtwerke bekannten Hauptkirche in der Stadt Annaberg befindet ſich am Deckengewölbe, gleich über dem ſogenannten Bergaltar, ein kupfernes Schild von getriebener Arbeit, wo man die Form einer Roſe ſieht, mit einem Herzen, in welchem ſich ein Kreuz in der Mitte befindet mit der Beiſchrift:

Der Chriſten Herz auf Roſen geht,
Wenn's mitten unterm Kreuze ſteht.
Dr. Martin Luther.

Der verſt. Archid. zu Annaberg M. Meyer, nennt dieſes Schild in ſeiner Beſchreibung dieſer Kirche, S. 101 „das Signet des ſeel. Lutheri" und demnach hätten wir Aufſchluß über die Form dieſes Siegelrings.

27.

Die Herzogin Anna von Coburg ſtarb, nach zwanzigjährigem Verhaft, am 27. Januar 1613.

Welcher Sachſe, dem die Geſchichte ſeines Vaterlandes nicht ganz fremd iſt, kennt nicht den treuen Landesvater Auguſt und die wirthliche Mutter Anna? Wer hat nicht von dem häuslichen Glück des fürſtlichen Hauſes geleſen, von dem dieſe beiden Gatten die Häupter waren? — Der Kurfürſt Auguſt und ſeine Anna waren damals das Vorbild aller Ehegatten des Landes, und wenn der von den Sorgen und Mühen des ſchweren Regentenberufs ermüdete Fürſt ſich wieder erholen wollte, dann erſchien er in der Mitte ſeiner Lieben. Funfzehn Kinder, neun Söhne und ſechs Töchter, waren die Früchte dieſer glücklichen Ehe, davon aber ſtarben eilfe im Beginnen der Blüthenzeit des Lebens, im zarten Kindesalter, und nur vier, ein Sohn, der nachmalige Kurfürſt Chriſtian I., nebſt drei ſeiner Schweſtern überlebten die Eltern.

Anna, die jüngſte dieſer Prinzeſſinnen, trat am 16. November 1567 in die Welt, und erhielt eine eben ſo gute und ſorgfältige Erziehung als ihre Geſchwiſter. — Frühzeitig wurde ſie mit den Wiſſenſchaften bekannt, die einer jungen Dame ihres Standes angemeſſen ſind, und bald entwickelten ſich ihre Talente, die dem Vater und der Mutter Freude machten; denn nur in der Gegenwart der ſorgſamen Mutter wurden ihre Kinder unterrichtet, und die Gegenwart der geliebten Mutter ſpornte die Kinder zu immer neuem Fleiße an.

So erwuchs Anna als Fürſtentochter in den Freuden des Lebens, ahnete keinen Kummer und ſah nichts als eine lachende Ferne, die ihr nur Glück und Heil in der Zukunft verhieß. — Wie ein Traum vergingen die glücklichen Jahre der Kindheit; in herrlicher Schöne erſchloß ſich die Knoſpe der prächtigen Blume, und Anna erblühete zu einer der ſchönſten fürſtlichen Jungfrauen ihrer Zeit. — Bald verbreitete ſich der Ruf von dieſer ſo ſchönen und wohlerzogenen Prinzeſſin, und man ſah nun mehrere Jünglinge, aus den erſten deutſchen Fürſtenhäuſern, ſich um die holde Anna bewerben; unter dieſen aber trug der Herzog Johann Caſimir von Coburg den Preis davon und führte die Braut heim.

Bei der Vermählung, am 16. Januar 1586, ging es ziemlich ſtill zu; denn es war erſt vor wenig Monden, am 1. Octbr. 1585, die Mutter Anna aus dem Leben geſchieden, und der Vater Auguſt hatte ſich nur vor einigen Tagen wieder mit der kaum dreizehnjährigen Prinzeſſin Agnes Hedwig von Anhalt (13. Jan. 1586) vermählt. —

Johann Caſimir war der älteſte Sohn Johann Friedrichs des Mittlern. Als ſein Vater, nach der Uebergabe von Gotha, in die Gefangenſchaft geführt wurde, (15. April 1567) war er noch nicht drei Jahre alt, und erhielt von ſeiner Mutter, dann aber von zwei Ehrenmännern, von Nießwitz und *M.* Leonhard, eine ſehr gute gelehrte Erziehung, ſo daß er ſchon im eilften Lebensjahre ſeinen gefangenen Vater durch einen lateiniſchen Brief erfreuen und im vierzehnten die Univerſität Leipzig in Geſellſchaft ſeines Bruders beziehen konnte.

Johann Caſimir lebte dann eine Zeitlang am

Hofe ſeines Vormunds, des Kurfürſten Auguſt von Sachſen, lernte daſelbſt die Prinzeſſin Anna kennen, bewarb ſich, vielleicht aus Politik, um ihre Hand, und erhielt ſie. —

Der Kurfürſt Auguſt hatte, im Auftrage des Kaiſers, Gotha erobert und den Herzog Johann Friedrich als Gefangenen nach Wien geſchickt. — Im Herzen dieſes ſehr unwürdig behandelten Fürſten erhielt ſich daher ein unbegrenzter Haß gegen den Kurfürſten und ſein Haus; denn er und ſein Vater hatten freilich von dieſem Fürſten und ſeinem Bruder viel erlitten. Wollte der Kurfürſt jenen Haß durch dieſe Verbindung auslöſchen, wenigſtens mindern? Oder drückte ihn das Bewußtſeyn, zu dem Sturze dieſes Fürſten nur zu viel beigetragen zu haben? — Der Herzog Johann Friedrich proteſtirte zwar aus ſeinem Gefängniß gegen dieſe Verbindung; allein es ging demohngeachtet die Verlobung (6. Mai 1584) ſo wie ſpäter die Vermählung vor ſich, und Anna zog mit ihrem Gemahl nach Coburg.

Dieſe Verbindung gerieth ſehr übel und wurde beſonders für die unglückliche Anna zur Quelle unbeſchreiblicher Leiden, ſo daß ihr ganzer Lebensplan vereitelt und der Zweck deſſelben rein verfehlt wurde.

Noch immer lebte der Herzog Johann Friedrich in (harter) Gefangenſchaft des Kaiſers. Die Proteſtation, die er aus ſeinem Gefängniſſe gegen dieſe ihm ſo gehäſſige Verbindung eingelegt hatte, war fruchtlos geblieben und die Vermählung ſeines Sohnes mit der Tochter des Fürſten, den er für ſeinen Todfeind hielt, demohngeachtet vollzogen worden. Urſache genug, den Grimm in ſeinem Herzen noch zu vermehren, anſtatt zu vermindern.

Von Jugend auf hatte Johann Caſimir ſeinen Vater in der Gefangenſchaft gewußt, und noch ſchmachtete er, ehemals einer der angeſehenſten deutſchen Reichsfürſten, in derſelben. Dieſes hatte auf den jungen Fürſten einen ſolchen Eindruck gemacht, daß er immer ſtill und in ſich gekehrt nur ſeinem Innern lebte und im guten Regiment ſeines kleinen Landes ſein Glück ſuchte. Aber eben dieſe Kleinheit des Landes und ſeiner Einkünfte nöthigte den Herzog, ſeine Hofhaltung möglichſt einzuſchränken und den Glanz eines größern Hofes zu vermeiden. — Dieſes war denn aber für die heitere, lebensluſtige junge Fürſtin eben nichts Angenehmes und mußte ſie verſtimmen, beſonders als die erſten Wochen ihres Eheſtands ſchon durch ein betrübtes Ereigniß bezeichnet wurden. Anna verlor, am 11. Febr. 1586, ihren Vater, den Kurfürſten Auguſt, durch einen unerwartet ſchnellen Tod und mit ihm ſtarb Johann Caſimir's letzte Hoffnung, durch die Verwendung dieſes Fürſten am kaiſerlichen Hofe ſeinen gefangenen Vater wieder befreiet zu ſehen; ſogar die auf die Reſtitution des verlornen alten Erblandes. Dieſes ſtimmte den ohnedem ſehr ernſten und in ſich gekehrten Johann Caſimir noch finſterer, ja es machte ihn ſelbſt ſchwermüthig, und die junge Fürſtin, ſeine Gemahlin, im väterlichen Hauſe in Glanz und Heiterkeit erzogen, befand ſich in Coburg nichts weniger als angenehm; denn überall empfand ſie eine Langeweile erzeugende Leere. — Ueble Laune bemächtigte ſich daher der jungen Frau im hohen Grade und in dieſer machte ſie die Bemerkung: „ihr Gemahl ſey nicht für ſie geſchaffen, und ſie nicht für ihn.“ —

Eine Menge kleiner häuslicher Zwiſte waren die natürliche Folge dieſer Verſchiedenheit der Gemüther, und jener in Anmuth gemachten Bemerkung auf der Seite der jungen Fürſtin; wo am andern Theile der immer trübſinniger, finſterer und mißtrauiſcher werdende Herzog nichts that, ſich die Zuneigung ſeiner Gemahlin zu erhalten und das Verlorne wieder zu erwerben. — Immer größer wurde daher die Entfernung der beiden Gatten, das Band aber, welches ſie umſchlang, würde ſich demohngeachtet nicht gelöſt haben, wenn die Mutterliebe zu einem oder mehreren geliebten Kindern an die Stelle der dahingeſchwundenen Gattenliebe hätte treten können. Aber auch dieſer Troſt wurde der armen bedauernswürdigen Fürſtin nicht; denn ihre Ehe blieb unfruchtbar und ſie hatte nicht das Glück, was die Mutter im Umgange mit guten Kindern empfindet. Sie war und blieb kinderlos und einſam. —

Man kann ſich die üble Lage dieſer unglücklichen Fürſtin leicht denken. Mit ihrem Gemahl in geſpanntem, ja ſelbſt einigermaßen feindſeligem Verhältniß lebend, ſtand ſie — von Jugend auf an Vergnügen und Freude gewöhnt, an einem kleinen glanzloſen Hofe faſt ganz allein, ohne eine wahre Freundin, welche die unerfahrne fürſtliche Frau hätte leiten und vor dem Falle warnen können. — Bedauern wir ſie alſo, wenn ſie endlich wankte und von der freudeleeren Bahn abirrte, die ſie mehrere Jahre hindurch unſträflich gewandelt hatte; und die ſie auch nicht verlaſſen hätte, wenn ſie nicht der Verführung in die Klauen gerathen wäre.

Ein welſcher Abenteurer, Hieronimo Scoti, aus Piacenza gebürtig, erſchien am Hofe des Herzogs Johann Caſimir und fand Eingang an demſelben. Dieſer Menſch war im Rufe, daß er im Beſitz von geheimen Künſten ſey, die es auch wohl vermochten, einem ſolchen unbekannten Abenteurer Eingang an einem Hofe zu verſchaffen, da zu jener frühern Zeit das wohlthätige Licht der Aufklärung ſich noch nicht ſo weit verbreitet hatte, daß man ſolche Dinge hätte gehörig würdigen können. Scoti war aber ein welterfahrner und deshalb gewandter Böſewicht, dem nichts heilig war, am wenigſten eine weibliche Tugend; dem auch jedes Mittel gleich galt, wenn es nur zum Zwecke führte. Bald wußte ſich dieſer Menſch am Hofe ſo einzuſchmeicheln, daß er in den Abendgeſellſchaften die Seele der Unterhaltung und deshalb unentbehrlich wurde. — Er drängte ſich an die Herzogin, beluſtigte ſie durch ſeine Wiſſenſchaften und wußte ihr Vertrauen zu gewinnen. Man hat Ueberlieferungen aus jener Zeit, daß dieſer räthſelhafte Fremdling wo nicht der Teufel ſelbſt geweſen ſey, ſich doch wenigſtens ſataniſcher Künſte bedient habe, ſie zu verführen und man erfährt nun tolles Zeug, was Scoti gemacht, und große Wunder, die er gewirkt haben ſoll. — Nun wiſſen zwar wir, die Genoſſen einer ſpätern, vorgeſchrittenern Zeit, daß jene Teufelskünſte nichts weiter waren, als phyſikaliſche Experimente und Taſchenſpielerſtückchen, die ſich dieſer ſchlechte Menſch zur Verführung der jungen, argloſen Fürſtin bediente, und womit er es ſo weit getrieben haben ſoll, daß ſie ſich bereitwillig erklärte, ihm in ſeine Heimath, nach Welſchland, zu folgen. Erwägen wir nun aber die Verhältniſſe, in denen die Herzogin, am Hofe ihres Gemahls lebte; ſo dürfen wir uns nicht wundern, daß ſie ſich in dieſer Lage, wo ſich das Herz nach Vertrauen ſehnt, dem Liſtigen arglos vertrauete. Dieſes Vertrauen ſoll auch in der That die höchſte Stufe erreicht und Anna ihrem Verführer Alles geſtattet haben, was das Weib dem geliebten Manne nur immer geſtatten kann; doch der welterfahrne Welſche fürchtete die Entdeckung, und entfernte ſich deshalb, unter einem wahrſcheinlichen Vorwande, von dem Hofe des Herzogs, weil es noch Zeit war; begab ſich in ein entferntes Land, umſchlang aber noch vor ſeiner Entfernung die von ihm verführte Fürſtin und einen Hofkavalier des Herzogs, den Kammerjunker und Vice-Marſchall, Ullrich von Lichtenſtein, ebenfalls mit den Banden der Verführung; denn er ſtiftete eine ähnliche Vertraulichkeit zwiſchen Beiden, wie ſie mit ihm ſelbſt ſtattgefunden hatte, und verſicherte die leichtgläubige Fürſtin, daß er dieſen jungen Mann mit ſeinen geheimen Kenntniſſen ganz vertraut gemacht habe, wodurch er deſto eher Eingang bei ihr fand.

Wer die Schwäche des menſchlichen Herzens kennt, der weiß auch, wie leicht es iſt, von einem einmal geübten Verbrechen zu einem andern fortzutaumeln, beſonders wenn es die Sinne angenehm berührt, und wie ſchwer es dem Gefallnen wird, ſich aus eigner Kraft wieder aufzurichten. So auch hier! — Zwar ſchauderte Lichtenſtein anfänglich vor dem Verbrechen des Ehebruchs, das er zu begehen im Begriff war; allein die Reize der Herzogin und das Zureden des Verführers, in deſſen Banden er lag, überwanden dieſe Regung eines beſſern Gefühls in ſeinem Innern. Weinend entfloh ſein guter Genius, und — er fiel. — —

Lichtenſtein war vorſichtig in ſeinem Benehmen, nicht ſo Anna, und bald ſchöpfte man Verdacht.

der bald zur Gewißheit wurde; denn der Verräther ſchläft nicht. Selbſt dem Herzoge wurde der ſchon außer allem Zweifel gediehene Verdacht, wegen des Verhältniſſes ſeiner Gemalin zu Lichtenſtein, mitgetheilt, und er traf ſolche Veranſtaltungen, daß die beiden ſtrafbaren Liebenden verhaftet wurden. — Eben ſaßen ſie im traulichſten Koſen beiſammen, als ſie Männertritte im Vorzimmer hörten. Die verſchloſſene Thüre wurde aufgeſprengt, die Abgeordneten des Herzogs drangen mit der Wache ein, trennten die Beiden von einander, die nun ein Jedes in ein anderes abgeſondertes Zimmer gebracht, die Zugänge derſelben aber mit Wachen beſetzt wurden. Dieſe Verhaftung fand am 19. Octbr. 1593 ſtatt.

Eine Commiſſion der ausgezeichnetſten Juriſten, unter dem Directorio Ernſt's von Teutleben, des Hofrichters zu Jena, begab ſich am 17. November zu den beiden Verhafteten, ſie zu vernehmen. Vorerſt wurde Lichtenſtein vernommen, und dieſer, kein Böſewicht, nur ein Verführter, bekannte Alles treulich; ſchob aber die Schuld auf die Herzogin und Scoti, beſonders aber auf die Ueberredung des Letztern. In der Angſt vor der Todesſtrafe, die ſeiner bei dieſem Verbrechen warten mußte, bat er um ſein Leben, und daß man ihn in eine der äußerſten Grenzfeſtungen gegen die Türken ſenden möchte, wo er im tapfern Gefecht mit dem Erbfeinde der Chriſtenheit bald den Tod finden werde. Sollte ihm aber dieſes nicht geſtattet werden, ſo wolle er ein ewiges Gefängniß, auf ſeine eignen Koſten, dulden. — — Man nahm die Ausſage zu den Acten, und eröffnete ihm blos, daß ſich der Herzog ſeinetwegen entſchließen werde. —

Als nun Lichtenſteins Verhör geendigt war, begaben ſich die Commiſſarien nach dem Zimmer der Herzogin und begannen mit ihr das Verhör. Der mit anweſende Superintendent, M. Johann Dünkler, ein exemplariſcher Mann, ſprach die Herzogin eben ſo ernſt an, als er es auch bei Lichtenſtein gethan hatte, und dieſe bekannte nun, unter häufigen Thränen und Seufzen, ihr Vergehen unumwunden, und zwar jede Frage mit Ja! — Herzerſchütternd waren ihre Klagen: „Der Böſewicht Scotus, — klagte ſie — habe ſie ſchändlich betrogen und übernatürliche Mittel angewendet, ſie ins Verderben zu ſtürzen. Sie bäte — hier floſſen ihre Thränen häufiger — um Gnade und ſonſt nichts mehr!“ —

Das Geſtändniß der beiden Verhafteten war nun vorhanden, und der Ausgang dieſer Begebenheit nicht mehr zweifelhaft. — Der erſte Schritt in dieſer Sache geſchah durch die Abführung der Herzogin nach der alten Feſtung bei Coburg, dann folgte der Befehl vom Conſiſtorio an die Superintendenten zu Haldburg, Eisfeld, Römhild, Gotha und Eiſenach, ſo wie an den Pfarrer zu Pößneck: das Kirchengebet zu ändern und der Herzogin, als ſolcher, nicht mehr zu gedenken, am Schluſſe des Gebetes aber, unter der gemeinen Perſonen Noth, für eine betrübte Perſon zu bitten. Wer aber unter dieſer betrübten Perſon zu verſtehen war, iſt leicht zu erachten. —

Nun wurde die Eheſcheidungsklage vom Herzoge angeſtellt. — Das Conſiſtorium verſtärkte dieſer Fürſt, zu der vorliegenden Sache, mit noch einigen Adligen, doch Rechtsgelehrten, ſo wie mit Geiſtlichen, als außerordentlichen Räthen, Alle aber erhielten die Entlaſſung aus der dem Herzoge ſchuldigen Pflicht, damit ſie unabhängig in dieſer Sache verfahren und entſcheiden könnten.

Ein förmlicher Termin zur Anhörung beider Parteien wurde nunmehr angeſetzt, und dazu der 12. December (1593) anberaumt, die Parteien aber gehörig dazu vorgeladen. Beide erſchienen durch Bevollmächtigte, der Herzog, als Kläger, durch ſeinen Anwalt, den *D.* **Wolfgang Maßlitz**, und die Herzogin, als Verklagte, vertrat der Cammerrath **Moritz von Heldritt**, der vorher aller ſeiner Pflichten gegen den Herzog entlaſſen wurde; doch mußte die Verklagte ebenfalls perſönlich vor Gericht erſcheinen.

Der Eheſcheidungsprozeß war kurz. Die Herzogin wiederholte ihr reuevolles Bekenntniß, und auf dieſen Grund ſprach dann das Conſiſtorium das Urtheil der **Scheidung** aus; ſo daß dem Herzoge, als dem unſchuldigen Theile, das zugebrachte Heirathsgut ſeiner geſchiedenen Gemahlin, nebſt den **Paraphernalien** (Güter, die ſie außer dem Heirathsgute noch beſaßen) verblieb, und ihm geſtattet wurde, ſich anderweit zu vermählen; doch wurde ihm zugleich in dem Urtheil auferlegt, für den Unterhalt ſeiner geſchiedenen Gemahlin Sorge zu tragen. Als man dieſer das gefällte Urtheil vorlas und ſie fragte: Ob ſie etwas dagegen einzuwenden habe? — waren **Thränen** ihre Antwort.

So war zwar dieſe ſo übelgerathene Ehe wieder aufgelöſt; allein der Herzog fand ſich damit noch nicht zufriedengeſtellt; ſondern forderte auch Genugthuung, für ſeine durch dieſes Ereigniß hoch beleidigte Ehre, und es folgte nun dem Scheidungsprozeſſe der peinliche. — Die Acten wurden deshalb an den Schöppenſtuhl nach Jena zum richterlichen Erkenntniß geſendet, und derſelbe erkannte dann auf das Schwert, als Strafe für dieſen Ehebruch; doch dies harte Urtheil wurde vom Herzoge, aus landesfürſtlicher Macht, (und Klugheit) gemildert und in lebenswieriges Gefängniß verwandelt, welches denn nun Beiden zu Theil wurde. Ueber Lichtenſtein und ſeine fernere Lebensweiſe, auch was ihm während der Zeit ſeiner Gefangenſchaft begegnet, iſt wenig bekannt; nur ſo viel weiß man: daß er auf Koſten ſeiner Familie in den Thurm am Kirchhofe zu Coburg geſperrt wurde, in welchem er auch ſein Leben beſchloſſen hat. Zwar ſoll dem Herzog das Verbrechen Lichtenſteins, weil er ſein Jugendgeſpiele geweſen und gleichzeitig mit ihm unterrichtet worden ſey, ſo ſehr geſchmerzt und ihn ſo erbittert haben, daß er nach drei Jahren noch ſo aufgeregt davon geweſen ſey, daß er den ehemals ſo hochgeliebten und jetzt ſo unverſöhnlich gehaßten Jugendfreund habe hinrichten laſſen wollen, und nur durch vielfältige Vorbitten und Verwendungen der Lichtenſteinſchen Familie habe er von dieſem Vorſatz abgebracht werden können; doch dieſes dürfte, aus mancherlei Gründen, wohl unter die unerwieſenen hiſtoriſchen Sagen gehören. So viel iſt jedoch gewiß, daß Lichtenſtein ſein Verbrechen durch eine vierzigjährige Gefangenſchaft abbüßte, und erſt im Jahre 1633 im ſiebenzigſten Lebensjahre ſtarb.

Die beklagenswerthe Fürſtin brachte man am 28. Decemb. 1593 nach Eiſenach, wo ſie in ſpäter Nacht ankam, und der damalige Zollhof, ſpäter das Regierungshaus, ihr Aufenthalt wurde. Dort hielt man ſie ſehr eingeſchränkt, und ſie genoß nur den nothdürftigſten Unterhalt, erſchien gar nicht öffentlich, und lebte ganz einſam und freudenleer, drei lange Jahre hindurch, in ſtiller Ergebung und unter Bezeigung lebhafter Reue. Nach dieſer Zeit wurde ſie, man weiß nicht warum, von hier wieder abgeholt, nach dem Schloſſe Callnberg, dann aber in das (aufgehobene) Kloſter Sonnefeld abgeführt, woſelbſt ſie ebenfalls ſieben Jahre hindurch einſam und unter fortwährenden Aeußerungen wahrer Reue lebte.

Endlich hatte dieſe, ſo wie ihre zehn Jahre hindurch bewieſene Ergebung des Herzogs Sinn doch in ſo ferne erweicht, daß Anna wieder auf die Veſte bei Coburg gebracht, dort aber beſſer gehalten und ihr die Haft leidlicher gemacht wurde.

Wöchentlich einmal hielt ihr ein Geiſtlicher eine Predigt in ihrem Zimmer, und zuweilen durfte ſie Geſellſchaft bei ſich ſehen; doch verbrachte ſie ihre Zeit in tiefſter Stille, mit ruhiger Hingebung in ihr trauriges, wenn auch verdientes Schickſal, mit Andachtsübungen und weiblichen Arbeiten. Nie hörte man ſie ihrem Richter fluchen; wohl aber erkannte ſie ihre Schuld und bat Gott um Vergebung, der nach ſeiner Gnade und Barmherzigkeit ſie ihr auch nicht verſagt haben wird, da ſie als Opfer der Verführung fiel und ihre Reue aufrichtig war.

Endlich, nachdem die Herzogin Anna über neunzehn Jahre in der Gefangenſchaft verlebt hatte, erſchien die Stunde der Befreiung, durch den Erlöſer von allen Leiden des Lebens, den Tod. Am Ende des Jahres 1612 wurde ſie krank, und bald fühlte ſie, daß das Ende ihrer Leiden nicht mehr fern ſey. Ein Arzt wurde gerufen, unterſuchte ihren Zuſtand, und — zuckte die Achſeln. Nun wurde Anna's Beichtvater, Johann Altenburg, Diaconus in Coburg, beſchieden, bei ſeiner todtkranken Beichttochter zu erſcheinen, und ihr mit ſeinem geiſtlichen Troſte beizuſtehen. Er kam und betete mit der Kranken, die ihn beim Abſchiednehmen bat, bald wieder zu kommen, und ihr mit ſeinem Gebete die Todesſtunde zu erleichtern.

So mehrte ſich von Tag zu Tage ihre Hoffnung, bald aus ihrem Verhaft für immer befreit zu werden; und immer näher kam, was ſie auch fühlte, die Stunde ihrer Auflöſung. Am Abend des 26. Januars verſicherte ſie die Anweſenden: ſie ſähe, daß viele Engel ſich zu ihrem Dienſte verſammelt hätten, die ihre Seele nun bald in den Himmel bringen würden. — Bald darauf bat ſie ihren Beichtvater, ihr, wenn ſie entſchlafen ſey, die Augen zuzudrücken, wie ſie einſt ihrer verſtorbenen Mutter auch gethan habe. Ihr Troſt ſey Gottes Barmherzigkeit und daß bei dem Scheiden von der Erde keine Kinder um ſie weinten, die ihr den Tod erſchwerten! —

Endlich ſchlief die Dulderin ſanft zum langen Schlafe ein, ihre Seele aber rang ſich los von der irdiſchen Hülle. — Sie hatte ausgelitten und abgebüßt ihr Vergehen, durch die lange Haft, in welcher ihr ſo viele der ſchönſten Lebensjahre in der Einſamkeit des Gefängniſſes freudenleer dahin geſchwunden waren. — Nur erſt vor wenig Tagen noch hatte ſie ſich ihres vor ſieben und zwanzig Jahren gefeierten Vermählungstages mit Wehmuth erinnert. Wie ganz anders war es dort als jetzt! —

Die nun dahin Geſchiedene hatte ihre Lebenszeit auf 46 Jahre 10 Wochen und 2 Tage gebracht; von dieſer Zeit aber neunzehn Jahre als Jungfrau, ſieben Jahre im Eheſtande und über neunzehn Jahre in der Verhaftung verlebt.

Mit dem Tode Anna's ſchien endlich der Groll ihres Gemahls gegen ſie geſchwunden zu ſeyn, denn er ließ ihre ſterblichen Ueberreſte auf einem ſechsſpännigen Leichenwagen in Begleitung eines zahlreichen Gefolges von Coburg nach Sonnefeld führen, und dort in der Kirche des aufgehobenen Kloſters, in dem hohen Chore begraben. Die Stelle, wo ihre Gebeine ruhen, deckt ein Grabſtein, auf dem oben verſchiedene bibliſche Sprüche zu leſen ſind; ſo wie ſich in der Mitte das ſächſiſche Wappen und unter demſelben die bezeichnende Jahreszahl des Todes 1613 befindet. Rund um den Stein lieſt man in großen lateiniſchen Buchſtaben die Worte: Die Durchlauchtigſte, Hochgeborne Fürſtin und Frau, Frau Anna, Herzogin zu Sachſen, Landgräfin in Thüringen, Markgräfin zu Meißen, iſt auf der Veſtung zu Coburg, den 27. Januar 1613, chriſtlich verſchieden, und den 3. Februar anher begraben worden.

So viel dieſes Begräbniß auch dem Herzoge Ehre macht, ſo war dieſes doch nicht der Fall, als er ſich im Jahre 1599 wieder vermählt hatte, wo er eine Medaille ſchlagen ließ, auf welcher zwei ſich Umarmende zu ſehen waren, mit der Unterſchrift: Wie küſſen ſich die Zwey ſo fein! — Auf der andern Seite aber befand ſich das Bild dieſer Geſchiedenen in Nonnentracht, (mit Anſpielung auf das Kloſter, in dem ſie damals lebte) und in der Umſchrift, der Gegenſatz von dem Obigen: Wer küßt mich armes Nönnelein! — (S. Köhlers Münzbeluſtigungen Thl. 16. S. 28 — 32).

Zwanzig Jahre und ſechs Monate ſpäter, am 16. Juli 1633 ſtarb der Herzog Johann Caſimir, als ſiebenzigjähriger Greis und Neſtor der damaligen deutſchen Reichsfürſten, plötzlich am Schlage, der ihn während der Gedächtnißpredigt traf, die er dem bei Lützen gefallenen Heldenkönige, Guſtav Adolph, halten ließ. Der Herzog ſtarb mit Lichtenſtein in einem und demſelben Jahre. Beide erſchienen nun vor dem Richterſtuhle des Allgerechten, der da richtet, den König wie den Knecht, mit Gerechtigkeit; dem Bereuenden aber gnädig verzeiht.

So endigt ſich dieſe Begebenheit, von welcher ein alter Geſchichtſchreiber mit Recht ſagt: „Dies iſt ein trauriger, und ſo wohl denen Fürſten wie dem ganzen Lande ſchimpflicher Fall geweſen. — Es wäre vielleicht beſſer geweſen, der jungen Fürſtin dieſen Fehltritt zu vergeben, und ſie mit ihrem Gemal wieder zu vertragen; nachdem ſich zumal gewiſſe Hoffnung der Beſſerung hervorgethan. Denn man ſagt, daß Alle, die dem Herzoge die Eheſcheidung gerathen haben, ſowohl die Geiſtlichen als die Weltlichen, entweder bald geſtorben, oder ins Unglück gerathen ſind.“ —

28.

Der Herzog Anton Ulrich von Sachſen-Meiningen.

Die Mißheirath des Herzogs Anton Ulrich von Meiningen iſt theils an ſich merkwürdig, theils auch wegen der daraus für das Staatsrecht und die Geſchichte des geſammten deutſchen Reichs, ſo wie des herzoglichen Hauſes Sachſen entſtandenen Folgen von Wichtigkeit, und machte zu ihrer Zeit viel Aufſehen, weßhalb ſie hier eine Stelle finden ſoll.

Der Herzog Anton Ulrich war der jüngſte Sohn des Herzogs Bernhard von Meiningen, und wurde am 22. October 1687 geboren. Als der Vater 1706 ſtarb, wurden die drei Brüder gemeinſchaftlich Erben des väterlichen Landes, doch hatte nach des Vaters letztem Willen, der älteſte Bruder die Regierung des Landes allein, aber im Namen Aller zu führen. Dieſes geſchah auch alſo, und der jüngſte Bruder benutzte nun die ihm gewordene Muſe dazu, auf Reiſen in verſchiedene europäiſche Reiche zu gehen; trat dann in Pfalz-Neuburgiſche Kriegsdienſte, wo er verſchiedene Feldzüge mitmachte und bis zur Würde eines Generals ſtieg, verließ aber endlich nach dem Raſtädter Frieden die Militär-Laufbahn wieder und kam nach Meiningen zurück.

Bald nach ſeiner Zurückkunft entſpann ſich ein Liebesverſtändniß zwiſchen ihm und einem Frauenzimmer bürgerlichen Standes, Philippine Cäſar, der Tochter eines ehemaligen heſſiſchen Hauptmanns *),

---

*) Nach andern Nachrichten ſoll dieſe Philippine bereits an einen Mann, Namens Schurmann verehelicht geweſen und durch ſein Ableben Wittwe geworden ſeyn. Aus verſchiedenen Gründen iſt dieſes jedoch nicht wohl glaublich.

A. d. V.

welche im Kammerdienſt der fürſtlichen Frauen an dieſem Hofe angeſtellt war.

Als der Prinz, durch die Heftigkeit der Leidenſchaft irre geführt, ſeine Liebesangelegenheit ſo eifrig betrieb, daß ſie bei Hofe und im Lande Aufſehen machte, verließ er ſein Vaterland und ging mit ſeiner Geliebten nach Holland, wo er im Jahre 1711 oder 12 ſich mit derſelben heimlich vermählte.

Dieſe heimliche Ehe wurde mit vielen Kindern geſegnet, von welchen aber nur ſechs, nämlich drei Söhne und drei Töchter ein männliches Alter erreichten, die andern aber im Kindesalter wieder verſtarben.

Als der Herzog Anton Ulrich Vater geworden war, glaubte er es ſeinen Kindern ſchuldig zu ſeyn, das Mögliche für ſie zu thun, vielleicht wurde er auch lebhaft von ſeiner Gemahlin daran erinnert. Daher gab er denn nicht undeutlich zu erkennen, daß er ſeine Kinder, als in rechtmäßiger Ehe gezeugt, anſehe, und beſonders ſeine Söhne als Herzoge von Sachſen anerkannt und zur künftigen Nachfolge in den fürſtlichen Landen zugelaſſen wiſſen wolle.

Hierüber erhob ſich jedoch ein ſtarker Widerſpruch von beiden Hauptzweigen des kur- und fürſtlichen Geſammthauſes Sachſen, ſo wie ihren ſämmtlichen Nebenzweigen, und ſie errichteten einen Vertrag unter ſich, in welchem es ausdrücklich feſtgeſetzt war, daß die Kinder Anton Ulrichs aus dieſer Ehe unfähig des fürſtlichen Titels und der zukünftigen Nachfolge in der Regierung wären. Doch Anton Ulrich war mit dieſer Uebereinkunft nicht zufrieden und behauptete öffentlich: daß ſeine Ehe rechtmäßig und dadurch die Standesfähigkeit der daraus erzeugten Kinder rechtlich erwieſen ſey. Um aber dieſen Behauptungen ein deſto größeres Gewicht zu geben; machte er Miene, in's Land zurückzukommen, ſeine Gemahlin als Fürſtin und ſeine Kinder als Prinzen und Prinzeſſinnen des fürſtlichen Hauſes einzuführen, dadurch aber die angeſprochenen Rechte in der That geltend zu machen. Allein nun wandten ſich ſeine beiden Brüder nebſt den übrigen Stammesverwandten an den Kaiſer, und ihre Vorſtellungen waren ſo kräftig, daß ein Reichshofraths-Concluſum erſchien, in welchem dem Herzoge Anton Ulrich unterſagt wurde: weder ſeiner Gemahlin noch Kindern den Gebrauch des fürſtlichen Titels zu geſtatten, die letztern auch nicht in das Meiningiſche Land zu bringen.

Dieſem Befehle des Kaiſers mußte zwar der Herzog Gehorſam leiſten; allein er beſchloß, ſich ebenfalls an den kaiſerlichen Hof zu wenden, und daſelbſt ſein Geſuch vorzuſtellen, als eben in dieſer Zeit ſein älteſter Bruder, der regierende Herzog Ernſt Ludwig, am 24. Nov. 1724, mit Hinterlaſſung eines minderjährigen Sohnes gleiches Namens verſtarb, über welchen nun der mittlere Bruder, Friedrich Wilhelm, die Vormundſchaft übernahm, ſeinen Bruder Anton Ulrich aber davon ausſchloß.

Nun hatte dieſer Letztere eine gute Urſache, am kaiſerlichen Hofe zu erſcheinen, wo er denn nicht allein in dieſer Sache mit eigner Feder ſo kräftig und geſchickt arbeitete, daß ihm vom Kaiſer der Mitantheil an der Vormundſchaft zugeſprochen wurde, ſondern er ſetzte auch die Supplikationen für ſeine Gemahlin und Kinder, unter Vermittelung und Beiſtand des ſpaniſchen Miniſters Marques de Perlas, deſſen Beiſtand er ſich zu erwerben gewußt hatte, ſo fleißig fort, daß endlich, am 20. Nov. 1727, ganz unvermuthet ein kaiſerlicher Reichshofraths-Schluß erſchien, durch welchen bekannt gemacht wurde: „daß Ihre Kaiſerliche Majeſtät die Gemahlin des Herzogs Anton Ulrich von Sachſen-Meiningen, Philippine Eliſabeth, am 21. Februar 1727 in des Heil. Römiſchen Reichs Fürſtenſtand mit dem Titel Hochgeborne erhoben, und nicht allein die mit ihr ehelich erzeugten und noch lebenden drei Söhne und drei Töchter, ſondern auch alle andern hinführo aus dieſer Ehe zu erzeugende Erben, Manns- und Frauensperſonen für recht geboren, aus beiderſeits gleichbürtiger Abkunft herſtammende Fürſten und Fürſtinnen, auch, von ihres Vaters wegen, Herzoge und Herzoginnen zu Sachſen, mit aller Lehn- Erbfolgs-Gerechtigkeit und Fähigkeit, in Land und Leuten, aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit erklärt hätten.“ —

Gegen dieſes kaiſerliche Dekret erhoben ſogleich die ſämmtlichen Glieder des ganzen Fürſtenhauſes Sachſen den lauteſten Widerſpruch, wobei ihnen die Erbverbrüderten und Vereinigten, Heſſen und Brandenburg, mit den meiſten übrigen weltlichen kur- und fürſtlichen Häuſern beiſtimmten.

Lange that man von Kaiſerlicher Seite nichts Befriedigendes, bis endlich der Kaiſer Carl *VI.* eine Reſolution ertheilte, in welcher derſelbe die dem Herzog Anton Ulrich, für ſeine Gemahlin und Kinder ertheilten Vortheile etwas ſchwankend einſchränkte. — Und ſo blieb nun die Sache bis zum Tode des Kaiſers Carl *VI.*, im Jahre 1740, ohne endliche Entſcheidung.

Bekanntlich wurde nun, nach dem Tode dieſes Kaiſers, der Kurfürſt von Bayern, Carl Albrecht, unter dem Namen Carl *VII.* auf den Kaiſerthron erhoben, und am Hofe deſſelben dieſe Sache abermals vorgenommen; allein ſie nahm nunmehr eine andere Wendung. — Die Kurfürſten hatten nämlich, wahrſcheinlich auf Veranlaſſung der Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg einen Punkt in die Wahlkapitulation mit eingerückt, des Inhalts: daß der Kaiſer keinem aus einer Mißheirath ſtammenden Kinde die väterlichen Titel, Ehren und Würden beilegen, noch weniger aber dieſelben für ſucceſſionsfähig erklären ſolle. — Dieſen Punkt beſchwor der Kaiſer bei ſeiner Krönung, und ihm waren hierdurch gewiſſermaßen die Wege gezeigt, die er in dieſer Sache einzuſchlagen hatte.

Kaum zwei Jahre nach dieſer Krönung ſtarb die Herzogin Philippine, am 14. Aug. 1744, und kurz darauf, am 25. Sept. gedachten Jahres, erfolgte eine kaiſerliche Reſolution, wie ſie unter den vorwaltenden Umſtänden vorhergeſehen werden konnte, nämlich das unter der Regierung des vorigen Kaiſers, von dem Herzog Anton Ulrich erworbene Diplom wurde, ſo viel die herzoglich-ſächſiſche Würde und Succeſſionsfähigkeit anlangt, für unſtatthaft und übel erworben erklärt.

Der Herzog Anton Ulrich war jedoch mit dieſer Entſcheidung des Kaiſers nicht zufrieden, und wendete ſich an den Reichstag, um bei dieſem ein für ſich günſtiges Gutachten zu erhalten; allein es wurde eine Declaration des verſtorbenen Kaiſers Carl *VI.* vom 22. Decbr. 1735 eingebracht, in welcher dieſer Kaiſer eigenhändig bezeugte: daß er zwar die Gemahlin und Kinder in den Fürſtenſtand erhoben, ihnen aber nichts weiter, und mit-

hin auch nicht die Succeſſionsfähigkeit zugeſtanden habe. Dieſe Deklaration ſcheint von großem Einfluß auf das Reichsgutachten geweſen zu ſeyn; denn es fiel daſſelbe ſo ungünſtig für das Geſuch des Herzogs aus, daß er ein für allemal zur Ruhe verwieſen wurde, indem die für ſeine Kinder aus dieſer Ehe prätendirte herzogliche Würde und Succeſſionsfähigkeit nicht Statt finden könne. Der dem Kaiſer Carl *VII.* auf dem Throne nachfolgende Kaiſer Franz *I.* genehmigte dieſes, und es wurden mithin die Kinder des Herzogs Anton Ulrich, in der Ehe mit Philippinen erzeugt, durch einen förmlichen Reichsſchluß von aller Succeſſion in die ſächſiſchen Lande, ſo wie dem Gebrauch der ſächſiſchen Titel und Würden rechtskräftig und auf ewig ausgeſchloſſen. —

So endigte ſich dieſe Sache, die zu ihrer Zeit nicht allein viel Aufſehen machte, ſondern auch in verſchiedener Hinſicht nichts weniger als unwichtig für die vaterländiſche Geſchichte iſt. —

Der Herzog Anton Ulrich hielt ſich mit ſeiner Familie viele Jahre hindurch nicht in Meiningen, ſondern theils in Wien, theils in Frankfurt am Main, theils auch an andern Orten auf, wie es die Umſtände verlangten, hauptſächlich aber lebte er in Frankfurt. Als er ſich im Jahre 1733 von vielen Schulden gedrückt ſah, ſuchte er bei dem Kaiſer um ſeinen Conſens zur Aufnahme einer Summe von 100,000 Thalern nach, für welche er ſeinen fürſtlichen Landesantheil verpfänden wollte; allein die Stände des Herzogthums Sachſen-Meiningen remonſtrirten ſo nachdrücklich, daß ſein Anſuchen vergebens war.

Endlich ſtarb der bisherige Herzog Friedrich

Wilhelm, im Jahre 1746 ohne Leibeserben und der Herzog **Anton Ulrich** gelangte nunmehr zur völligen Regierung des Meiningſchen Landes, und bekam zugleich, als **Senior** der Erneſtiniſchen Linie, das Amt **Oldisleben**, welches jedesmal dem Senior dieſes Landes zufiel. —

Als regierender Herr vermählte er ſich am 26. Sept. 1750, da er bereits drei und ſechzig Lebensjahre zählte, mit der Prinzeſſin **Charlotte Amalie** von **Heſſen-Philippsthal**, in welcher Ehe der Herzog, ſeiner Jahre ungeachtet, noch ſieben Kinder zeugte, von denen ihm zwei in die Ewigkeit vorangingen, fünfe aber ihn überlebten. Endlich ging dieſer Fürſt, nach überſtandenen langen Unruhen im 76. Lebensjahre, am 28. **Januar** 1763, in das unbekannte Jenſeits über, welches wir das Land des ewigen Friedens und der Ruhe nennen. Seine beiden älteſten Söhne übernahmen nun, jedoch bis zu ihrer Volljährigkeit unter der Vormundſchaft ihrer Mutter, die Regierung. Dieſe Vormundſchaft wurde von der Herzogin, die ſich mit ihren Kindern wieder von Frankfurt nach Meiningen wendete, ſehr löblich geführt, und allgemein liebte man die weiſe Landesmutter, deren Söhne und Enkel dem Meininger Lande bis hieher treue und milde Väter geweſen ſind.

29.

Der Kurfürſt **Chriſtian** *II.* iſt in **großer Lebensgefahr**. —

Dieſer Fürſt war, wie ſein Bruder **Johann Georg**, ein großer Freund der Jagd, und ſie gewährte ihm manches Vergnügen. Beſonders war die

Auerhahns-Balze diejenige Jagdart, der er einen großen Vorzug ſchenkte.

Es war am 28. April des Jahres 1603, als die beiden fürſtlichen Brüder ſich, von Gräfenhaynichen aus, in das, in der ſogenannten Haide gelegene und nahe bei dem Dorfe Judenberg befindliche Gehölze auf dieſe Jagd begeben wollten. Noch war es in der Morgendämmerung, als ſie an der Spitze eines bedeutenden Jagdgefolges auszogen, und ſchon war der ganze Zug jenſeit des nur genannten Dorfes, in der Nähe des Waldes angekommen. Die jungen Fürſten befanden ſich ein wenig voraus, und nur noch eine kleine Strecke vom Saume des Waldes entfernt, als plötzlich zwei Schüſſe in der Nähe, vom Walde aus, auf den Kurfürſten fielen, die jedoch glücklicherweiſe dieſen Fürſten nicht trafen, obgleich die Kugeln hart an ihrem Ziele, dem Kopfe des Kurfürſten, vorbeiflogen. Man denke ſich den Schrecken, der ſich des Jagdgefolges bemächtigte, als ſie die beiden, auf den Kurfürſten gerichteten Schüſſe aufgehen ſahen, den Knall und die pfeifenden Kugeln hörten, und dieſen Schreck benutzten denn die beiden Schützen, um zu entfliehen, was ihnen zwar für den Augenblick gelang, doch wurden ſie bald darauf in einem anhalt'ſchen Dorfe entdeckt, verhaftet und ausgeliefert. Einer derſelben nannte ſich Michael Heinrich, gebürtig von Magdeburg. Dieſer wurde zuerſt verhaftet und gab einen Hans Wenzel aus Bitterfeld als Helfershelfer an. Auch dieſen Verbrecher lieferte man nach Dresden ab, und die Unterſuchung begann.

Gleich im erſten Verhör bekannte der Verbrecher Michael: daß ihn der Obriſtlieutenant von Dümen und der Kanzler Laurentius Biedermann, beide im Dienſte des Fürſten von Anhalt, zu dieſem Morde gedungen, die Flinte dazu geliehen, auch ihm zweihundert Gülden für den gelungenen Mord des Kurfürſten verſprochen und acht Gülden darauf abſchläglich bezahlt hätten. — Michael war der Hauptverbrecher und Wenzel blos ſein Gehülfe. Dieſer wußte weiter nichts, als daß ihn Michael beredet habe, mit auf den Kurfürſten zu ſchießen, für welchen Schuß er ihm eine anſehnliche Belohnung verſprochen habe. — Jener aber mag noch mehr Gravirendes für die obengenannten beiden Anſtifter geſagt haben; denn es verlangte der Kurfürſt die Auslieferung dieſer beiden Mordſtifter nach Dresden, um ſie mit Michael und Wenzel confrontiren zu können, und verſprach ihnen dabei ſicheres Geleit. Dieſem Verlangen entſprach nun zwar der Fürſt von Anhalt (Joh. Georg *I.*) nicht, weil er es für einen Eingriff in ſeine Fürſtengerechtſame hielt, da er ebenfalls Macht habe, die Verbrecher zu ſtrafen, wenn ſie des ihnen ſchuldgegebenen Verbrechens überwieſen worden wären; indeſſen ließ er doch dieſe beiden Hauptverbrecher verhaften und nach dem Schloſſe Großalsleben bringen, wo ſie in ſtrenger Haft gehalten wurden. —

Mit dieſer Ausflucht war aber der Kurfürſt nicht zufrieden, und beſchwerte ſich bei dem Kaiſer (Rudolph *II.*), der denn, im Jahre 1607, kraft der güldenen Bulle, nach welcher Majeſtätsverbrechen blos vor den Kaiſer und unter ſeine Gerichtsbarkeit gehören, dieſe beiden, der Anſtiftung des Fürſtenmordes Verdächtigen nach Wien zu liefern befahl, wo ſie gerichtet werden ſollten. Auch dieſes verweigerte der Fürſt von Anhalt, und geſtand weiter nichts zu, als daß er Biedermann und Dümen an einen dritten Ort, jedoch mit Begleitung einiger ſeiner Räthe, zur Unterſuchung ſtellen wolle; dies ſey aber das Höchſte, weiter könne er nichts bewilligen. Nun wurde die Sache, wegen des Ungehorſams gegen den kaiſerlichen Befehl, immer kritiſcher, die Fortſezzung für den Fürſten bedenklich, als plötzlich der Tod dieſem Prozeſſe ein ſchnelles Ende machte, indem die beiden Mordſtifter kurz nacheinander im Gefängniſſe ſtarben.

Ueberhaupt liegt auf dieſem verſuchten Mord noch ein dichtes Dunkel, welches wohl nie ganz aufgehellt werden wird, da die Theilnehmer ſchon längſt nicht mehr auf der Erde befindlich und vielleicht auch die Acten nicht mehr vorhanden ſind. — Das einzige einigermaßen Wahrſcheinliche iſt Folgendes:

Nach einer zehnjährigen Haft war endlich der ehemalige Canzler D. Crell hingerichtet worden, (S. 9. October) und die vornehmſten Beſchuldigungen, die man ihm machte, waren beſonders folgende: die Verdrängung der Lehre Luthers durch die Lehre Calvins; die Abſchaffung des Exorcismus bei der Taufe, und der daraus hervorgegangene Gewiſſenszwang für die Geiſtlichen, die gegen ihre Ueberzeugung handeln oder das Amt meiden mußten, und dergleichen mehr. — Nun war aber dieſe Hinrichtung gleich nach dem Regierungs-Antritte des Kurfürſten Chriſtian II. geſchehen, und das erſte Geſchäft ſeiner angetretenen Regierung es geweſen, das geſprochene Todesurtheil für dieſen ehemals ſo mächtigen Mann zu unterſchreiben, und den Befehl zu ſeiner Vollziehung zu geben. Dadurch aber hatte ſchon vor zehn Jahren, bei Crells Verhaftung, die Einführung des Calviniſmus ſeine Hauptſtütze verloren, und der Lutheraniſmus blieb in ſeiner alten Geſtalt. Das Gegentheil fand jedoch im Fürſtenthume Anhalt ſtatt, wo ſich der Fürſt mit ſeinen meiſten Unterthanen dem Calviniſmus zugewendet hatte, ſo daß er herrſchend im Lande war. Nun war es allerdings wahrſcheinlich, daß die Hinrichtung Crells von ſeinen Glaubensgenoſſen als Märtyrer-Tod betrachtet wurde, und deshalb in den Gemüthern derſelben Erbitterung erregte. Es war ferner möglich daß Biedermann und von Dümen beſonders innige Freunde des hingerichteten Canzlers waren, und deshalb Rache an dem Fürſten üben wollten, der ihren Freund Crell hätte begnadigen aber nicht hinrichten laſſen ſollen. — Dieſes Alles ſind jedoch bloſe Wahrſcheinlichkeiten aber keine Gewißheiten; denn dieſe werden wohl nie an den Tag kommen. Das Factum aber iſt vollkommen wahr, und erwieſen iſt es, daß der Kurfürſt auf dieſe Weiſe hat ermordet werden ſollen. — —

Die Mordanſtifter waren, wie wir bereits erzählt haben, zwar in Verhaft, doch war es noch ſchwankend, ob ihnen weiter etwas geſchehen würde, weil ſich der Fürſt von Anhalt fortwährend weigerte, ſie an den Kurfürſten zur Beſtrafung auszuliefern, bis ſie endlich ſtarben; die beiden Werkzeuge jener Anſtifter aber waren in der Gewalt des Kurfürſten und wurden fürchterlich beſtraft.

Fortwährend und bis auf den letzten Augenblick blieb in den Verhören Michael dabei: daß der Anhaltiſche Kanzler Lorenz Biedermann und der Obriſtlieutenant Heinrich von Dümen, der ebenfalls im Anhaltiſchen Dienſte befindlich ſey, ihn für 200

Gülden zu dem Morde des Kurfürſten gedungen, die Flinte dazu geliehen und ihm acht Gülden abſchläglich bezahlt hätten. Wenzeln von Bitterfeld gab er nur als ſeinen Gehülfen und Einverſtandenen an, was denn dieſer auch nicht zu läugnen vermochte. — Ein ſchweres Gericht wurde über beide Verbrecher gehalten. Wenzel hatte zwar auch als bloſer Helfer dennoch den Tod verdient, doch wäre er wohl auf eine minder ſchmerzvolle Weiſe hingerichtet worden, wenn es nicht während der Unterſuchung an den Tag gekommen wäre, daß er ſich ſchon eines Mordes ſchuldig gemacht habe. Dieſes verſchärfte ſeine Strafe, und die Schöppen zu Leipzig ſprachen nun das Todesurtheil über dieſe beiden Verbrecher, die den Mord des Kurfürſten beabſichtiget hatten. Es war ſchrecklich und martervoll, und am 29. Januar 1605 ward es vollſtreckt.

Es war am Morgen deſſelben Jahres, als die beiden Verbrecher aus ihren Gefängniſſen nach dem Neumarkte in Dresden geführet wurden, wo man zwei Gerüſte zu ihrer Hinrichtung erbauet hatte. Beide wurden von ihren Beichtvätern begleitet, die ihnen mit geiſtlichem Troſte zur Seite ſtanden. — Man brachte ſie vor die zu dieſer Urtheilsvollſtreckung abgeordneten Commiſſarien, und wurde ihnen erſt ihr Verbrechen nochmals vorgehalten, deſſen ſie mit einem lauten Ja eingeſtändig waren, dann aber wurden ſie mit dem gefällten harten Todesurtheil bekannt gemacht, nach welchem Michael Heinrich lebendig geviertheilt, ſein Gehülfe Hans Wenzel mit glühenden Zangen geriſſen und alsdann von unten hinauf gerädert wurde. Groß war das Verbrechen und furchtbar die Strafe.

Schon Ein Jahr früher war der Kurfürſt Chriſtian II. mit ſeinem Bruder Johann Georg in noch größerer Gefahr, aus welcher er jedoch durch Gottes Gnade glücklich errettet wurde.

Es war nämlich am 23. Juni des Jahres 1602, als dieſe beiden fürſtlichen Brüder, die, beiläufig ſey es bemerkt, in gegenſeitiger brüderlicher Liebe dem ganzen Lande ein ſchönes Vorbild waren, ſich in Gefahr befanden, in der Elbe zu ertrinken. Beide Brüder befanden ſich zu der angegebenen Zeit im ſchönſten Blüthenalter des Lebens, denn der Kurfürſt ſtand noch im bald vollendeten neunzehnten und ſein Bruder im kaum angetretenen achtzehnten Lebensjahre. Ueberall verbreiteten dieſe beiden jungen Herren Luſt und Freude um ſich her, und wo ſie ſich befanden, gaben ſie den Ton zur Fröhlichkeit an.

Eben hatten ſie in der ſchönſten Jahreszeit einige Tage auf ihrem Schloſſe Sonnenſtein bei Pirna zugebracht, und wollten mit ihrem Gefolge nach Dresden zurückkehren. — Am Abend traten ſie die Rückreiſe auf der Elbe an, und dieſer Abend war einer der ſchönſten des ganzen Sommers. Um ſich bei der Fahrt noch mehr zu beluſtigen, waren einige Luſtfeuerwerksſachen auf das Schiff gebracht und auf dem Verdeck niedergelegt worden, die alsdann, wenn es völlig dunkel ſeyn würde, nach und nach angezündet und dadurch den Bewohnern beider Elbgeſtade ein angenehmer Anblick verſchafft werden ſollte.

Es war nun die Abenddämmerung ſo weit gediehen, daß man mit dieſem Feuerwerk den Anfang machen konnte, und der Kurfürſt gab dazu Befehl. Man machte ſich alſo zu dem Anzünden fertig; allein nun trat ein unglücklicher Vorfall ein, welcher den beiden fürſtlichen Brüdern hätte das Leben koſten können. Alle waren mit dem Beginnen des Feuerwerks beſchäftigt, als plötzlich und ganz unvermuthet der ganze Vorrath der Feuerwerksſachen in Brand gerieth und ſo fürchterlich herumſprang, daß der Kurfürſt im Geſicht und am Körper ſehr beſchädigt wurde, und das Gefolge genug zu thun hatte, ſeine in Brand gerathenen Kleider zu löſchen. Der Prinz Johann Georg befand ſich in noch größerer Gefahr, denn er ſtand wahrſcheinlich eben am Bord des Schiffes, als ſich die Feuerwerksſachen entzündeten, ſo daß er von der Gewalt des Pulvers über den Bord hinaus in die Elbe geworfen wurde, wo er denn natürlich gleich unterſank, weil er ſich, im Schrekken über dieſen ganz unvermutheten Vorfall, nicht ſogleich erholen und emporzuarbeiten verſuchen konnte. — So ſchien der junge Fürſt verloren, als Gott ſeinen rettenden Engel, in der Geſtalt eines auf dem Schiffe befindlichen Ruderknechts, zur Hülfe ſendete. Dieſer, dem ein Heldenherz in der treuen Bruſt ſchlug, ſah kaum den Bruder ſeines Landesvaters in Gefahr, als er auch ſogleich ihm nach in die Fluthen ſprang, untertauchte und ihn ſo rettete. Doch eben war das Schiff durch jene Entzündung gar in Brand gerathen, und jedermann mit dem Löſchen beſchäftiget, ſo daß der Retter den Geretteten nur mit Mühe über dem Waſſer erhalten konnte; aber noch zu rechter Zeit hörte man auf den Hülferuf des wackern Schiffers, und zog den Prinzen in das Schiff, wohin ihm ſein Retter ſofort nachfolgte. — Noch immer war man mit dem Löſchen des in Brand gerathenen Schiffes beſchäftiget; doch endlich wurde man des Feuers

Herr und jetzt erſt konnte man daran denken, dem Kurfürſten und den anderen vom Brand Beſchädigten, ſo wie dem Prinzen Johann Georg zu Hülfe zu kommen. Dies gelang, und Alle wurden wieder hergeſtellt, der Prinz am erſten.

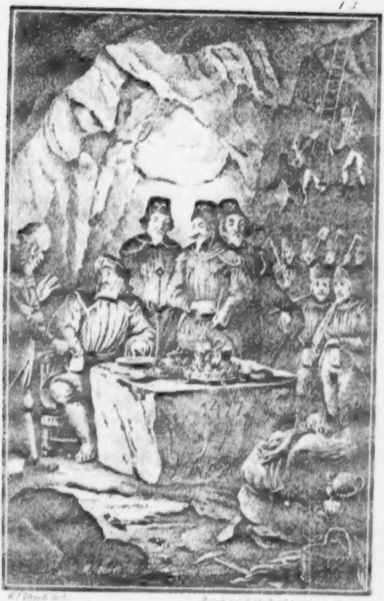
So wurde dem Vaterlande ſein Vater und in ſeinem Bruder ein Fürſt erhalten, der ſpäterhin, als der Kurfürſt Chriſtian (am 23. Juni 1611) in die Ewigkeit überging, die Regierung übernahm, und nun ſeinen treuen Sachſen fünf und vierzig Jahre hindurch ein guter Vater war, auch in dem fürchterlichen dreißigjährigen Kriege die Leiden des Vaterlandes möglichſt zu mildern ſtrebte. — Es verdient alſo jener unerſchrockene Retter den Dank der Nachwelt, wenn auch ſeine Zeitgenoſſen den Namen dieſes Helden nicht aufgezeichnet haben.

Aber auch an einem andern Orte konnte dieſer Tag dem Hauſe Sachſen höchſt verderblich werden. Es hatte ſich nämlich der Herzog Auguſt, jüngſter Bruder*) dieſes fürſtlichen Kleeblattes, der ſich eben in Wittenberg auf der hohen Schule befand, an eben dieſem Tage in großer Lebensgefahr befunden, war aber derſelben glücklich entgangen. Da nun aber auf dieſen drei Brüdern zu jener Zeit die Fortſetzung der ganzen Albertiniſchen Linie beruhete, ſo kann man ſich leicht denken, was daraus entſtanden ſeyn würde, wenn die drei Brüder an einem und demſelben Tage um das Leben gekommen wären; wir würden dann vielleicht eine ganz andere Geſchichte unſe-

---

*) Dieſer war geboren am 7. Sept. 1589 und ſtarb, als Adminiſtrator zu Naumburg, am 26. Dec. 1615.

A. d. V.



Der Herzog Albert speist in der
Silbergrube St. Georg zu Schneeberg

res B
es gek
vom T

Groß
Geor
brecht
Sil

D
berger
vom A
Jahres
ſich die
die H
ſo reich
lag, n
ſtorb
für die
als ſich
ganz u
ihrem
zeigte,
jener Z
Reichth
ſere Zei

---

*) „
Mär
geſ

terlandes haben: Gott aber wollte es ſo, wie
ommen iſt, darum ſchützte er das Leben der
ode ſo ſehr bedroheten Fürſten.

30.

r Reichthum in der Silbergrube St.
in Schneeberg. — Der Herzog Al-
von Sachſen ſpeiſet auf einer großen
erſtufe in der Tiefe dieſer Grube.

(Mit Abbildung.)

er Silberreichthum in den neuentdeckten Schnee-
Gruben — (S. 6. Febr.) — mehrte ſich
nfange an ungemein, und bis zum Ende des
1475 ſtieg er faſt ununterbrochen. Da ſchnitt
ſer ungeheure Reichthum auf einmal ab, und
ffnung auf die Wiedererhebung des bisher
en Bergbaues ſank faſt ganz dahin; denn er
ch den Worten der Chronik, gänzlich er-
n darnieder. Schon fürchtete man Alles
im Entſtehen begriffene Stadt Schneeberg,
, es war gegen das Ende des Jahres 1476,
nvermuthet in der Grube St. Georg, von
Entſtehen an ſehr hoffnungsreich, ein Anbruch
von dem Nikolaus Staude, ein Genoſſe
eit und Augenzeuge, auch Theilnehmer dieſes
ums, in einem hinterlaſſenen und bis auf un-
ten gekommenen Berichte*) Folgendes meldet.

Bericht und Uffſtand, was mir, Nikolaus Staude von
berg, wiſſend iſt, das ich vom Schneeberge erfahren und
en habe. Item was es für ein Berg iſt" ꝛc.

„Das beſte Erz, das kein Menſch (beſſer) geſehen hat, habe ich geſehen, daß mans fand in St. Georgenzeche*) bei einander ſtehen, das was ich ſahe, war Eine Lachter (3½ Elle) breit und zwei Lachter hoch, daß man aus demſelben Erz als ob 400 Centner Silber machet, und ich, Niklas Staude hatte nicht gar einen halben Kux darinnen. Daß ihrs verſtehet: die Grube war in zweiunddreißig Theile getheilet, und vier Kuxe waren ein ſolcher zweiunddreißigſter Theil. Auf meinen halben Kux ward mir ein Jahr Ueberlauf — (Ueberſchuß, Ausbeute) 2000 fl. gr. — (Güldengroſchen oder Speziesthaler, zu zwei Loth fein Silber) — aus St. Georgen Gruben; wie wohl man mußte geben die neunte Mark Stollnrecht, und den Fundgrübnern die ſechſte Mark, und den Fürſten die zehnte Mark. Ueber dieß alles ward mir doch auf meinen halben Kux, im 1477 Jahr zweitauſend Güldengroſchen Ausbeute.“ — So weit Niklas Staude, auf den wir vielleicht weiter unten noch einmal zurückkommen werden.

Dieſer große Reichthum verurſachte denn ein gewaltiges Geſchrei, das ſich durch das ganze Land und die umliegenden Länder verbreitete, auch zu den Ohren der Landesfürſten kam. —

Zu jener Zeit regierten die beiden fürſtlichen Brüder, Ernſt und Albrecht, in brüderlicher Liebe und Eintracht, als gute Väter das Sachſenland. Auch die Bergwerke waren ihr gemeinſchaftliches Eigenthum, und wenn ſie die Erzgruben nicht ſelbſt bebaueten, ſo erhielten ſie doch von den Gewerkſchaften die zehnte Mark, als landesfürſtlichen Zehenten, wie auch noch jetzt geſchieht; dieß war aber in jenen ſilberreichen Zeiten keine kleine Summe, wenn ſie auch nicht ſo groß war, als wir von verſchiedenen alten Schriftſtellern aufgezeichnet finden*). Es beſchloſſen alſo die Landesfürſten, daß einer von ihnen die Wahrheit dieſes Erzgeſchreies an Ort und Stelle erkundigen ſolle. Der unermüdliche Albrecht war denn ſofort bereit, die Reiſe zu unternehmen, und der Bergmeiſter, Hans Raspe, der zugleich einer der älteſten Räthe dieſer Fürſten von ihres Vaters Zeit her war, erhielt Nachricht davon, daß der liebe Jungherr von Grym, — wie man gemeiniglich den Herzog Albrecht vertraulich nannte, — demnächſt auf die Berge kommen werde, um ſich perſönlich von dem groſen Bergſegen Gottes zu überzeugen, den er in die Tiefe der Erde gelegt und jetzt den Suchenden ſpende. — Ueber dieſe Nachricht wurden die Bergleute ſämmtlich hoch erfreuet, und der Bergmeiſter Raspe berieth ſich mit ſeinen Bergamtsgenoſſen, den Geſchwornen Sebald Mannröder und Gregor Heßler, wie man den herzlieben Herrn mit ſeinen Geleitern würdiglich empfangen und ſonder Gefahr in die Grube hinabbringen wolle; wobei ſie erwogen, daß man ihm nicht zumuthen könne, auf den ſenkrecht hängenden Fahrten, (Leitern) gleich dem Bergmann hinabzuſteigen in die Tiefe der Erde, und dadurch ein theures Leben in Gefahr zu bringen. — Es wurde daher ein Sattel gefertigt, auf welchem der Herzog einfahren, — (in die Grube hinabgelaſſen werden) — ſollte. — Dieſer Sattel hatte die Geſtalt eines bequemen Reitſattels, wie man ihn bei Reiſen und andern langen Ritten zu brauchen pflegte. Die Füße ruheten in gewöhnlichen Steigbügeln, und um den Fürſten ganz vor dem Hinabſtürzen zu ſichern, war ein breiter Gurt an einem dreifachen Seil befeſtiget, welcher dem einfahrenden Fürſten um den Leib gegürtet wurde. — Zugleich wurde noch verordnet: daß die Hinabfahrt des Herzogs und ſeiner Begleiter, zwiſchen zu beiden Seiten einfahrenden Beamteten und Steigern geſchehen ſolle, um das Anſtoßen des Sattels ꝛc. zu verhüten, ſo daß ein Unglücksfall nur durch ein Zerſpringen des neuen und ſtarken Seiles denkbar war. —

---

*) Damit der techniſche Ausdruck Zeche von den Unkundigen nicht falſch verſtanden werde, bemerke ich hiermit, daß man eine Erzgrube mit dieſem Ausdrucke bezeichnet; doch früher mehr als jetzt, wo man ſich mehr des Wortes Fundgrube für dieſe Bezeichnung bedient. A. d. V.

---

*) So meldet z. B. der berühmte Chronograph des Erzgebirges M. Melzer nach Albinus: „Der Fürſten von Sachſen Einkommen ſey an Schlegeſchatz und Zehnten, in 79 Jahren geweſen: 4,111,840,161 fl. gr. ohne ihre Kuxe, und was ſie dabei aus ihren Wäldern, Schmelzhütten ꝛc. genoſſen.“ Doch berichtiget derſelbe die Irrthümer dieſes und anderer alten Chronographen, und ſetzt ſolche auf eine wahrſcheinlichere, aber noch immer ſehr groſe Summe herab. Späterhin werden wir noch einmal auf dieſen Gegenſtand zurückkommen. A. d. V.

In der Tiefe der Grube hatte man eine Einrichtung getroffen, welche dem Fürſten und ſeinen Begleitern die deutlichſten Beweiſe von dem großen Reichthum dieſer Grube zu geben vermochte. — Eben waren zu jener Zeit mehrere ſehr reiche Erzgänge, — (Silberadern) bei ihrem Durchkreuzen in der Erde auf einander geſtoßen, (hatten zuſammengeſchaart) — und auf dem Punkte, wo dieſes geſchehen war, hatte ſich eine ungeheure Maſſe des reichſten Silbererzes gebildet, welches man faſt gediegen nennen konnte. — Dieſe in ihrer Art einzig gebliebene Stufe ward nun von den Bergleuten auf das Fleißigſte bearbeitet, ſo daß dieſelbe, welche Eine Lachter (3½ Elle) breit und zwei Lachter hoch war, zu einem Tiſche, mit Bänken umher, behauen, und dann zu ablaufenden Stufen verſchrämt und verſtreßt wurde, alſo daß in dieſem unterirdiſchen Speiſezimmer ſich wohl der koſtbarſte Tiſch mit den dazu gehörigen Sitzen befanden.

So waren die Anſtalten zum Empfange des Fürſten vollendet, als der Tag herankam, an dem derſelbe nach dieſer neuen Bergſtadt kommen ſollte, und da er endlich erſchienen war, verſammelten ſich die Bergleute zu vielen Tauſenden, und ſtellten ſich an dem Wege, auf dem der erſehnte Fürſt herkommen mußte. Als man ihn im Walde herannahen ſah, da empfing den geliebten Herrn ein dreimaliges freudiges Glückauf! aus jedem Munde, und die zahlreichen Chöre der Bergſänger ſtimmten ihre Lieder zu Ehren des Bergbaues an, — (ſangen Bergreihen) — die in dieſen gewaltigen Chören kräftiger Männerſtimmen wie ein Meer brauſ'ten. Als nun der Herzog herangekommen war, hielt er ſein Roß an, und hörte dem Geſange aufmerkſam zu. Ueber dieſe Aufmerkſamkeit wurden die Bergleute hoch erfreut, ſo daß, als kaum der Geſang zu Ende war, der Bergmeiſter ſeinen Schachthut ſchwang und rief: „Unſern herzlieben gnädigen Herren, dem Kurfürſten wie dem Herzog, ein freudiges, treugemeintes Glückauf!“ — — Da ſchwang eines jeden Bergmanns kräftige Rechte die ſchwere Parde, und die Linke den Schachthut, und von viel tauſend Stimmen erſcholl der Ruf aus voller Bruſt: „Glückauf! den herzlieben, gnädigen Herren! Glückauf! Glückauf!“

Der Herzog war über dieſen unverkennbar herzlichen Empfang ſichtbar tief bewegt, ſtieg nun von ſeinem Roſſe ab, und reichte dem Bergmeiſter, ſo wie den ihm zunächſt ſtehenden Geſchwornen die Rechte, welche er ihnen auf das biederſte ſchüttelte. — Dieſes ächtfürſtliche und herzliche Benehmen regte die Bergleute auf's neue auf, des Glückaufrufens ward immer mehr.

Endlich ſetzte ſich der Zug wieder in Bewegung, und in der Mitte deſſelben ritt der Fürſt mit ſeinem Gefolge langſam nach den zerſtreut ſtehenden Häuſern und Hütten hin, welche den Anfang der Stadt bildeten, und die Sängerchöre wechſelten den ganzen Weg hindurch ab.

Zwar ſtieg der Herzog in dem Quartiere ab, das man ihm und ſeinen Begleitern in der neuen Stadt bereitet hatte; doch nicht lange hernach trat er, in Begleitung des Bergmeiſters, der Geſchwornen und einer ſtarken Anzahl Steiger und Häuer, den Weg nach der Grube St. Georg an, um ſich ſelbſt von dem Reichthume dieſes Werkes zu überzeugen.

Die rüſtigſten Haspelknechte ſtanden an dem Haspel*), des Winks zum Beginnen ihrer Arbeit gewärtig. Unter einem allgemeinen Glückauf beſtieg der Herzog den Sattel, der Leibgurt wurde ihm angelegt, die Grubenlampen wurden angezündet, und die Beamteten und Steiger, welche zu beiden Seiten, auf die gewöhnliche Weiſe mit einfahren ſollten, um jede, auch die geringſte Gefahr, welche durch Anſtoßen ꝛc. für den Fürſten entſtehen könne, mit ſtarker Hand von ihm abzuhalten, betraten die Fahrten. Jetzt war alles bereit, die Chöre der Bergſänger ertönten auf das Signal zur Abfahrt, und der Haspel wurde in Bewegung geſetzt. Immer tiefer ſank der Sattel mit dem Herzog hinab, ſo daß bald die Lampen ſeiner nebenher einfahrenden Begleiter nur noch im ſchwächſten Schimmer glänzten.

---

*) Dieſen Namen trägt die Winde, wodurch etwas aus einem Schachte heraufgewunden wird. Dieſe Winde beſteht aus einem runden horizontal liegenden Baume, an welchem zu beiden Seiten die Griffe zum Drehen — (Haspelhörner) — angebracht ſind. Um dieſen Baum ſchlingt ſich ein Seil, an welchem das Gefäß befeſtiget iſt, in welchem man eine Laſt zu Tage aufwinden will. Die Haspel werden nur bei Schächten von geringerer Teufe (Tiefe) gebraucht, und

Als man nun am Orte im Tiefſten der Grube angekommen war, empfingen die bergmänniſchen Geſänge des vorausgefahrnen und im nahen Stollen befindlichen Chors Bergſänger den lieben Herrn, der in das unterirdiſche Reich der Bergleute hinabgefahren war, um den reichen Segen Gottes, den er in die Gänge und Klüfte der Erde gelegt, mit Dank und Bewunderung zu ſchauen.

Kaum hatte der Herzog den Sattel verlaſſen, als dieſer ſchnell wieder aufgewunden wurde, um auch die begleitenden Räthe auf gleiche Weiſe hinab-

---

in ſolchen bauete man dazumal. Späterhin, als die Schächte immer tiefer wurden, erfand man die jetzigen Göpel, die von Pferden gezogen werden. — Uebrigens verſteht es ſich wohl von ſelbſt, daß unter der Benennung Haspelknechte diejenigen Bergarbeiter, welche dieſe Winde treiben, verſtanden werden, ſo wie man unter dem Worte Häuer, einen Bergmann verſteht, der das Gedinge herausgeſchlagen, und dadurch das Meiſterſtück gemacht hat, mithin einen Meiſter. — A. d. V.

zulaſſen in dieſe ſo reiche Schatzkammer der Natur. Der Bergmeiſter Raſpe führte nun ſeinen gnädigen Herrn an den Ort, wo er die ſo einzige Silberſtufe hatte zu einer Tafel, mit Sitzen umgeben, zurichten laſſen, und ringsumher war Alles von brennenden Grubenlampen erleuchtet, was an den blitzenden Wänden des Gewölbes eine wundergleiche Wirkung that.

„Sehet da, Erlauchter Herr! — ſprach der Bergmeiſter zum Herzoge — Sehet da den Segen Gottes, welchen er in den Schooß der Erde zum Nutzen der Menſchen gelegt hat. — Wohl hat man noch nie eine ſolche Stufe Erz gebrochen, als dieſe iſt, die Ihr hier vor Euch ſeht. — Sehet und danket mit uns Gott dafür.“ —

In Staunen betrachtete der Fürſt, der heute zum erſtenmale ſich in einer Erzgrube befand, dieſes Wunder der ſchaffenden Natur, und dankte Gott dafür. — Dann erzählte ihm der Bergmeiſter, wie dieſer Schatz entdeckt und verſchrämt (zugerichtet) worden ſey. — Während dem hatte man die Räthe des Herzogs, die ihren Herrn begleiteten, ebenfalls herabgelaſſen und ſie ſtaunten nun gleich dieſem über den vor ihren Augen liegenden außerordentlichen Segen des Bergbaues.*)

Doch noch ein Feſt wurde dem Fürſten und ſeinen Begleitern bereitet. Man beſetzte den köſtlichen Tiſch mit Speiſen und Wein, und lud den Fürſten und ſeine Räthe ein, das Mahl auf dieſer Tafel einzunehmen.

---

*) Man hat wohl nie wieder eine Stufe von ſolchem reichen, dem gediegenen Silber gleichem Erze, und von dieſer Größe weder in Sachſen noch ſonſt wo gefunden.

A. d. V.

Nun ſoll zwar, nach einer alten Sage, der Herzog ſich anfänglich geweigert haben, ſich auf den köſtlichen Sitz, den man ihm darbot, zu ſetzen; dieſe Bedenklichkeit wurde jedoch beſeitiget, und er nahm nun mit ſeinen Räthen Platz an der koſtbaren Tafel, — (Siehe Abbildung.) — und ſie genoſſen die Speiſen mit fröhlichem Sinn. — Der Bergmeiſter, die Geſchwornen, Steiger ꝛc. umgaben die Tafel, ein jeder mit der brennenden Grubenlampe in der Hand, wodurch ſie die Beleuchtung ſehr vermehrten, und durch den Reflex an den glänzenden Wänden dieſen unterirdiſchen Raum in einen Aufenthalt der Feen umſchufen. — Der Herzog war davon ſo ergriffen, daß er ſeine Gefühle in folgenden Worten darlegte, welche die Geſchichte aufbewahrt und bis auf unſere Zeiten gebracht hat, wo ſie auch noch länger bleiben werden.

„Unſer Kaiſer Friedrich (*III.*) iſt zwar ein gewaltiger und reicher Herr, und dennoch hat er jetzt keinen ſo ſtattlichen Tiſch, als dieſer iſt.“ —

Deßgleichen ſprach er am Ende der Tafel: „Nun können wir uns rühmen, weit herrlicher geſpeiſt zu haben, als jemals der römiſche oder türkiſche Kaiſer!“ —

Während des Mahles ließen ſich die Bergſänger fortwährend mit ihren Chören und Bergreihen hören, und der Herzog erhob den ſilbernen Pokal, gefüllt mit dem edelſten Weine, und trank: Auf das fernere Gedeihen des Bergbaues und das Wohlergehen ſeiner treuen und fleißigen Bergleute! Glück auf!

Nachdem nun das Mahl vollendet war, und man dem Herzog noch die nächſten Stollen und Oerter mit ihren reichen Anbrüchen gezeigt hatte, beſtieg er wieder den Sattel, man befeſtigte die Gurte, das Zeichen wurde gegeben, der Haspel in Bewegung geſetzt, und langſam fuhr der Fürſt, und ſeine Begleiter nach ihm, wieder nach der Höhe hinauf.

Noch mehr Gruben und ihr Ausbringen beſah der Herzog, und überzeugte ſich von dem gewaltigen Reichthume, den Gott dem Vaterlande durch den Bergbau verliehen, wobei er ſich herzlich freuete, wenn er des Guten gedachte, das ſich damit ſtiften ließ.

Dieſe Stufe des reichſten Silbererzes, — deren Andenken ſich durch dieſe Begebenheit erhalten hat, war von ſolchem Umfange, daß, nach dem Zeitgenoſſen Niklas Staude, ſo wie dem, auf ihn folgenden, und in Bergſachen ſehr einſichtsvollen und erfahrnen Gelehrten *D.* Agrikola, und dem ſpätern aber fleißigen Chronographen und gründlichen Bergbaukenner *M.* Melzer ꝛc., über vierhundert Centner Silber aus derſelben geſchmolzen worden ſind.

Ueberhaupt war der Reichthum der Grube St. Georg ſo berühmt, daß er ſelbſt zum Sprüchwort wurde; denn man pflegte von einem Manne, deſſen Reichthum man als ſehr groß annahm, zu ſagen: „Der iſt ſo reich, wie ein Fundgrübner zu St. Georg.“ — Und Niklas Staude gedenkt eines andern ſolchen Sprüchwortes in der Erwähnung: „Wer in St. Georg einen Kux hat, der hat eine feine Nahrung.“

Aber nicht allein dieſe Grube, ſondern auch die andern dieſer Gegend brachten eine ungeheure Quantität Silber aus, ſo daß beſonders im Jahre 1478 eine ſolche Menge dieſes edlen Metalls vorhanden war, daß die Münze nicht Alles zu vermünzen vermochte, und man alſo nur einen Theil der Ausbeute in Güldengroſchen, den andern (zuweilen größern) aber in Silberkuchen*) auszahlete. — Die Auszahlung der Ausbeute in Münze war aber eine Begünſtigung, weil dieſe theilbarer war, dahingegen man wohl Silberkuchen beſitzen, und dennoch Noth an verſchiedenen Bedürfniſſen leiden konnte, oder ſie, waren dieſe Bedürfniſſe dringend, wohl mit Verluſt verkaufen mußte, daher, und weil dieſe Begünſtigung gemeiniglich nur den Fundgrübnern, welche die meiſten Antheile hatten, und alſo den wahrhaft Reichen zu Theil wurde, wollte im Jahre 1478 eine Wollſpinnerin, Gertrude Moßnerin, welche einen halben Kux in St. Georg beſaß, ſich deshalb bei dem Kurfürſten und dem Herzoge über den Austheiler beſchweren; „denn die Reichen nähmen das Geld, und den Armen gäbe man die Silberkuchen." — Welch ein Abſtich gegen unſere Zeiten!

Man hat eine Berechnung, daß dieſe einzige Grube über 4,000,000 Güldengroſchen reine Ausbeute gegeben habe, was wohl in keiner andern europäiſchen Silbergrube in einem ſolchen Zeitraume der Fall geweſen iſt. — Gegenwärtig aber iſt jene Grube theils abgebaut, theils die Ausſicht zu künftigen Ausbeuten abgeſchnitten, da, — nach Oesfeld — ein ſo großer Bergflötz in derſelben niedergegangen iſt, daß er ohne Lebensgefahr nicht gewältiget werden kann.

---

*) Dieſes waren ſcheibenähnliche Barren von feinem Silber, von denen jede mehrere Mark — (8 bis 12?) — wog, und in der Mitte durch einen aufgedruckten Stempel bezeichnet war. Dieſe Silberkuchen ſpielen in der Geſchichte jener reichen Zeit eine große Rolle, und kommen ſehr oft vor.

A. d. V.

Dieſer große Reichthum und die Schnelligkeit, mit welcher man ohne große Mühe reich werden konnte, brachte bei vielen dieſer ſchnell Reichgewordenen die gewöhnliche Folge des ſchnell und ohne große Mühe Reichwerdens hervor, nämlich Mißbrauch dieſes ſo leicht erworbenen Reichthums, der zuweilen ins Lächerliche überging, wie die Chroniken und mündlichen Ueberlieferungen die frappanteſten Beiſpiele erzählen. Gemeiniglich laufen ſie auf die Beſtätigung des alten Sprüchworts hinaus: Geld macht Muth, Muth bringt Uebermuth, der ſelten gut thut. Denn dieſe ſchnell Reichgewordenen verfielen gemeiniglich von einer Thorheit auf die andere, und hatten Sorge, wie ſie den ſo erworbenen Reichthum bald genug wieder los werden ſollten. Die Bäuerin in Fronau bei Annaberg badete ſich alle Morgen in ſtarkem Wein, ſo wie die Meerbiken in Schneeberg, und Caspar Kirſchner in Annaberg. Alle dieſe Thoren und ihre Genoſſen wetteiferten gleichſam im unſinnigſten Luxus, und trieben es ſo weit, daß ſie wieder verarmten, ja an den Bettelſtab geriethen. — Von Kirſchner erzählt die Chronik von Annaberg: „Im Bade, — (dem nahen Wieſenbade) trug man ihm für ein Becken, mit Malvaſier angefüllt, und Semmel auf Kohlen geröſtet, damit man ihm die Fußſohlen reiben mußte, den Appetit zum Eſſen und Trinken zu befördern. So oft er im Bade war, verſammelten ſich viele arme Leute, welche das in Wein eingeweichte Semmelbrod, das man ihnen mittheilte, mit Dank annahmen und ſich damit ergötzten.“ — Auch dieſem Manne erging es wie den Meerbiken, er verarmte zuletzt und kam ſo weit herab, daß er das Almoſen begehrte, und es auch ſelbſt vor der Kirchthür einſammelte; wobei er reumüthig bekannte: daß er ſein Schickſal wohl verdienet habe.

Durch dieſes ſchnell und mit Bequemlichkeit Reichwerden, ſo eine gute Seite es auch hatte, da es die Abneigung überwand, die man vor der rauhen Gegend hatte, und dadurch die mancherlei neuen Orte ins Leben rufen half, die blos dem Bergbau ihr Daſeyn danken, wurde aber auf der andern Seite das Sittenverderben ſo allgemein, und ſtieg ſo hoch, daß die Geiſtlichen es zum Gegenſtande des öffentlichen Gebetes machen zu müſſen glaubten: „daß Gott den allzugroßen Bergſegen vermindern möchte.“

Nun aber finde endlich noch folgende kurze Bemerkung ihre Stelle. — Der Bergbau der Alten war nicht ſo geregelt, als in unſern Zeiten, noch weniger aber zur Wiſſenſchaft erhoben, ſondern man nahm, was man fand, und ſchlug nach, ſo lange und wo man fand, was gemeiniglich nur in geringer Teufe (Tiefe) geſchah. Kurz, es war das, was man jetzt Raubbau nennen würde. Wäre der Bergbau in jener Zeit ſchon wiſſenſchaftlich betrieben worden, ſo würde man auch eine beſſere Wirthſchaft damit verbunden haben, wodurch er aber dem Ganzen mehr genutzt haben würde, als auf dieſe Weiſe möglich war.

Der Sattel, auf welchem der Herzog Albrecht in die Grube St. Georg hinabgelaſſen worden war, wurde ſechzig Jahre ſpäter noch einmal gebraucht. Denn als Paul Schmidt, Rath und Amtsverweſer des Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen, im Jahre 1537, über den Bergbau Schneebergs Bericht an ſeinen Herrn erſtattet hatte, in welchem der ehemals ſo reiche St. Georg in Schneeberg gegen vormals ſehr geſunken war, und nur 21 Mark 5 Loth ausgebracht, daher aber keine Ausbeute vertheilet hatte, dahingegen andere Gruben ſich ergiebiger bewieſen, ſo daß eine Ausbeute von 12,307 Mark 12 Loth. im Werth von 69.290 Güldengroſchen, und darunter von der Grube Fürſtenvertrag allein 298 Güldengroſchen (Speziesthaler) auf jeden Kux vertheilet werden konnten, antwortete ihm der Kurfürſt ſelbſt: „Er wolle zu Gott dem Allmächtigen verhoffen, daß er Beſtand und Beſſerung gnädiglich verleihen werde, und ſey deßwegen mit Gottes Hülfe bedacht, ſich auf Trinitatis ſelbſt auf den Schneeberg zu verfügen, und ſolle deshalb in den fündigen Gruben dermaßen gearbeitet, und das Erz gehalten werden, damit Wir ſolche uff derſelben Zeit ſehen mögen.“ ꝛc. —

Der Kurfürſt kam auch zur geſetzten Zeit in Schneeberg an, befuhr die Grube Fürſtenvertrag auf eben die Weiſe und auf ebendemſelben Sattel, wie vor ſechzig Jahren ſein Großoheim, nur mit dem Unterſchiede, daß er an keiner ſilbernen Tafel ſpeiſen, und auf keinem Seſſel von gleichem Metall dabei ſitzen konnte, wie jener; weil die Zeit des größten Bergreichthums bereits vorüber war.

Dieſer Sattel wurde ſonſt in der Bergamtsſtube auf dem Rathhauſe zu Schneeberg aufbewahrt, bis zu dem unglücklichen 12. Auguſt des Jahres 1719, wo die Stadt Schneeberg, durch die Wuth der Flammen, größtentheils zu einem Aſchenhaufen und auch dieſes Denkmal der Vorzeit mit vernichtet wurde.

31.

Der Landgraf Conrad von Thüringen und der Erzbiſchof Siegfried *III.* von Mainz.

Ein Beiſpiel von der Macht der Geiſtlichkeit im Mittelalter.

Als der Landgraf Ludwig der Heilige, Gemahl der heiligen Eliſabeth, und einer der tugendhafteſten Fürſten aller Zeiten, auf dem Wege nach Paläſtina, zu Otranto aus der Welt geſchieden war, theilten ſich ſeine Brüder Heinrich*) und Conrad, — nachdem Ludwigs hinterlaſſener einziger Sohn Herrmann, man ſagt an Gift, noch im Knabenalter verſtorben war, — in die hinterlaſſenen Beſitzungen des Landgrafen, wobei aber Heinrich das Meiſte bekam. — Conrad nahm nun ſeine Wohnung auf der Burg Tenneberg, und Heinrich auf der Wartburg; kaum hatte ſich aber der Erſtere auf ſeinen Beſitzungen eingerichtet, als er mit dem Erzbiſchof von Mainz in eine Fehde gerieth, die ſeine ganze Exiſtenz bedrohete.

Als der Erzbiſchof von Mainz, Siegfried *II.*, 1230 in Erfurt ſtarb, war das Erzſtift eine bedeutende Summe nach Rom zu zahlen ſchuldig, und als ſein Nachfolger, Siegfried *III.*, im folgenden Jahre das Pallium erhielt, mag dieſem zugleich eine derbe Erinnerung, zu bezahlen, beigefügt geweſen ſeyn:

---

*) Dieſer Heinrich iſt ebenderſelbe, den man in der Geſchichte unter dem Beinamen Raspo kennt, der ſpäter als Gegenkaiſer Friedrichs II. erwählt wurde, und in der Belagerung von Ulm an einem Pfeilſchuß ſtarb.

N. v. B.

denn es berieth ſich der neue Erzbiſchof mit ſeinem Domkapitel, und man faßte den Beſchluß: von dem Einkommen aller Geiſtlichen, im ganzen Sprengel des Erzbiſchofs, den zwanzigſten Theil zu erheben, jedoch ohne weitere Folge und ein für allemal.

Man kann ſich leicht denken, wie übel die Geiſtlichen damit zufrieden waren, und beſonders war es der Abt des reichen Kloſters Reinhardsbrunn in Thüringen, der es dem Landgrafen Conrad klagte, wo denn der Landgraf dem Abt befahl, dieſem Anſinnen durchaus nicht zu gehorchen, und dem Erzbiſchofe keinen Groſchen zu zahlen. Der Abt weigerte ſich alſo, und der Erzbiſchof drohete nun mit Entſetzung und Bann, wodurch der Erſtere, ein ſchwacher, furchtſamer Mann, als er den Ernſt und die Anſtalten zu ſeiner Entſetzung und Excommunication ſah, dermaßen eingeſchüchtert wurde, daß er ſich von ſeinen Freunden leicht bereden ließ, nachzugeben und den Erzbiſchof um Gnade zu bitten. Er kam alſo auf einen erhaltenen Wink nach Erfurt, wo ſich der Erzbiſchof längere Zeit aufhielt, und bat dieſen ſtolzen Obern um Verzeihung und Gnade. — Dieſe wurde ihm zwar zu Theil, allein es war eine Bedingung damit verbunden, welche uns den Geiſt jener Zeit deutlich darſtellt.

Der Abt, — ſo ſchloß der Erzbiſchof nach einer ganz eignen Logik, — hatte gefehlt, daß er dem erzbiſchöflichen Befehle, den zwanzigſten Theil ſeiner Einkünfte zu erlegen, nicht ſofort in Demuth nachgekommen war; daß der Erzbiſchof aber kein eigentliches Recht beſaß, das Einkommen anderer Leute zur Bezahlung der eignen Schuld an einen Dritten, der eben ſo wenig Recht dazu hatte, in Anſpruch zu nehmen, daran dachte man freilich nicht; da man nur Gehorſam und Geld verlangte, ſich aber in keine Vernunftgründe einließ. — Es fiel alſo das über den Abt und ſein Vergehen gefällte Urtheil dahin aus: Daß dem Abte nur unter der Bedingung Gnade und Verzeihung zu Theil werden könne, wenn er ſich einer canoniſchen Strafe unterwerfe: drei Tage lang, — (doch wohl nur für die Capitelzeit) — ſich in der Capitelſtube*) des Domſtifts zu Unſerer Lieben Frauen in Erfurt einfinde, daſelbſt, in Gegenwart der Domherren, mit entblößtem Oberleibe kniee, in jeder Hand eine Ruthe halte, und ſich von den Anweſenden Ruthenſtreiche, zur Strafe ſeines Ungehorſams und der Widerſetzlichkeit gegen den Befehl des Erzbiſchofs, geben laſſe.

Der arme bedauernswürdige Abt, ſchon excommunicirt, und auch noch in Gefahr, ſein Amt zu verlieren, ſah ſich im furchtbarſten Gedränge, und unterwarf ſich endlich dem ſtrengen Urtheile ſeines geiſtlichen Obern, vielleicht in der Hoffnung, daß es durch dieſe Unterwerfung etwas werde gemildert werden. Dieſe Hoffnung trog ihn aber; denn es wurde, des Beiſpiels wegen, mit Härte an ihm vollzogen. Schon hatte er den erſten Tag ſeine Strafe ausgeſtanden, und machte ſich auch am zweiten Straftage dazu fertig, als die Sache ganz unvermuthet eine andere Wendung nahm.

---

*) Dem Verſammlungsorte des Domcapitels, oder, mit andern Worten, der Domherren. A. d. V.

Der Landgraf Conrad kam von einer Reiſe, die er nach dem Schloſſe Neuenburg gemacht hatte, zurück, und wollte im Dom zu Erfurt die Meſſe hören. Eben ſchickte er ſich an, in ſeinem Betſtuhle niederzuknieen, als ihm die Nachricht zugeraunt wurde: welcher Strafe ſich der Abt zu Reinhardsbrunn unterwerfen müſſe und weshalb. Weil nun aber der Abt blos auf den Befehl des Landgrafen jenen Zwanzigſten verweigert hatte; ſo achtete ſich dieſer Fürſt ſelbſt, durch eine ſolche Beſtrafung des Abts, hoch beleidigt. Ohnedem ſchon von Natur jähzornig, wurde er durch dieſe Nachricht ſchnell und aufs höchſte aufgeregt, und ſtürmte nun in immer ſteigenden Zorn aus der Kirche hinaus, durch den Kreuzgang, nach der Capitelſtube hin, wo er den Abt mit entblößtem Oberleibe knieen und in jeder Hand eine Ruthe halten ſah. Der Rücken des Abts zeigte vom Effect der Strafe, und daß man ihn auch heute gehörig geſtrichen habe. War der Landgraf ſchon in einem an Wuth grenzenden Gemüthszuſtande geweſen, ſo war er jetzt ganz außer ſich, und wüthend rief er den Anweſenden zu:

„Wer hat es gewagt, dieſen Mann mit einer ſo beſchimpfenden kindiſchen Strafe zu belegen? — Sprecht, ich will Antwort!“

„Mäßigt Euch, Herr Landgraf! — rief ihm der Erzbiſchof im ſtolzeſten Tone zu. — Mein hohes geiſtliches Amt macht mich zum Herrn des Abts, und mir gebührt es demnach, ihn für ſeinen Ungehorſam zu ſtrafen; darein aber habt Ihr nichts zu ſprechen. — Verhaltet Euch alſo ruhig, oder Ihr ſollt die Schwere des geiſtlichen Armes ebenfalls empfinden.“ —

Mit Mühe hatte der Landgraf ſich bisher bezwungen: als er aber dieſe Worte des ungezähmten geiſtlichen Hochmuths, ja ſelbſt dieſe übermüthige, ihn ſelbſt beſchimpfende Drohung hörte, da war er ſeiner nicht mehr Herr. Er ließ den Erzbiſchof ſeine Rede nicht vollenden, ſondern drang, vor Wuth ſchäumend, auf ihn ein.

„Hölle und Teufel! — brüllte er — Elender Pfaffe! Ihr wagt es, einem deutſchen Fürſten zu drohen! — Ha! dieſer Schimpf muß durch Blut gerochen werden......“

Den Erzbiſchof bei den Haaren ergreifen, ihn zur Erde ſchleudern, den Dolch ziehen und ihn zum Stoße erheben, geſchah Alles in kurzem Zeitraum eines Augenblicks, und der Landgraf würde zuverläſſig den Erzbiſchof ermordet haben, wenn ihm nicht ein Ritter von ſeiner Begleitung, der ihm ahnungsvoll hieher gefolgt war, in den Arm gefallen wäre, und ihn wieder zur Beſinnung gebracht, dadurch aber den Anweſenden Zeit verſchafft hätte, den Erzbiſchof zu entfernen und zu retten.

Der Landgraf verließ ſogleich die Stadt Erfurt und begab ſich zu ſeinem Bruder Heinrich, der mit ihm in der Meinung übereinſtimmte, daß der Erzbiſchof ſich zu rächen ſuchen werde; denn in jenen Zeiten war es weit gefährlicher, den geringſten Prieſter als den größten Fürſten zu beleidigen. Die beiden Brüder beſchloſſen alſo in der Stille, daß ſich Conrad zwar rüſten, und alle ſtreitbare Männer in ſeinem Lande aufbieten, auch aus Heinrichs Lande ſo viele Streiter als möglich an ſich ziehen ſolle; jedoch wolle ſich der Landgraf Heinrich perſönlich entfernt von dieſem Streite halten.

Die Rache des Erzbiſchofs feierte nicht, und er begann ſie damit, daß er den Landgrafen bei dem Papſte verklagte und dieſem die von demſelben erlittene Mißhandlung anzeigte; daß aber hierauf die Excommunication erfolgen würde, war gewiß. Allein der Landgraf hatte Freunde unter den Räthen des Erzbiſchofs, und erfuhr alſo zeitig, was gegen ihn im Werke war. Deshalb zog er ſogleich ein Heer zuſammen, und belagerte die dem Erzbiſchof zugehörige Stadt Fritzlar, verbrannte ihre Vorſtädte und beſtürmte die Stadt heftig; jedoch die Bürger wehrten ſich den Löwen gleich, und der Landgraf war eben im Begriff abzuziehen. als ihn eine höhnende Handlung auf andere Gedanken brachte.

Schon war das Lager abgebrochen, und die Krieger ordneten ſich in Schaaren zum Abzug. Da erſchienen ſchaamloſe Weiber in großer Anzahl auf den Mauern, hoben die Unterkleider auf, und zeigten den abziehenden Feinden die Poſteriora. Ueber dieſen ſchändlichen Hohn wurde der Landgraf nebſt ſeinen Kriegern dermaßen erbittert, daß die Schaaren ſich ſogleich wieder wendeten, zum Sturme rüſteten, und nach einem langen, von den Verſpotteten mit äußerſter Wuth geführten Kampfe die Stadt eroberten. Nun ward jener Hohn ſchrecklich gerächt, und in der Wuth von den Siegern Alles niedergehauen, was Menſch war. Nicht des wehrloſen Weibes, nicht des ſchwachen Greiſes oder des lallenden Kindes wurde geſchont, und überall füllten ſich die Gaſſen und Häuſer mit Blut und Leichen. Endlich wurde die Stadt an mehreren Orten angezündet, und nun in rauchende Trümmerhaufen verwandelt. — Der Biſchof Heinrich von Worms wurde nebſt allen Canonicis des Stiftes dieſer Stadt gefangen; doch war die Stiftskirche durch ihre maſſive Bauart eins von den wenigen Gebäuden, welche der Zerſtörung entgingen.

So wurde alſo die Stadt Fritzlar mit ihren Einwohnern das Opfer des Stolzes ihres Herrn, und des unſinnigen Hohns einer Anzahl thörichter Weiber. — — — Aber auch für den Urheber dieſes Krieges, den Landgrafen **Conrad**, blieb die Rache nicht lange außen; denn der Papſt excommunicirte ihn. Und da die Strafe des Bannes ſtets mit der Wirkung auf das bürgerliche Leben verbunden war, ſo wirkte derſelbe auch jetzt ſo ſehr auf dieſen Fürſten zurück, und der Prieſterzorn laſtete ſo ſchwer auf ihm, daß er ſich genöthigt ſah, den Papſt um Abſolution von dem Banne anzuflehen. Sie erfolgte zwar; allein die Bedingungen, unter denen ſie erfolgen ſollte, waren ſo erniedrigend für den Landgrafen, daß man es an dieſem Beiſpiele deutlich erkennen konnte, wie weit es die Prieſterrache zu treiben im Stande ſey.

Was der Erzbiſchof in der Capitelſtube, des Domſtifts zu Erfurt, dem höchſtaufgebrachten Landgrafen angedrohet hatte, ging hier in Erfüllung über; denn die Hauptbedingung der Abſolution war: „Der Landgraf müſſe auf folgende Weiſe Kirchenbuße thun. Vor der Hauptthüre der Stiftskirche zu Fritzlar ſolle er im Büßerhemde ſtehen, in beiden Händen Ruthen halten, und es geduldig leiden, wenn ihm jeder, der in die Kirche gehe, einige Streiche mit einer dieſer Ruthen gebe.“

Und eine ſo entehrende Strafe wurde auch an dieſem Reichsfürſten vollzogen? — Ja! Und zwar im ſtrengſten Sinne; denn es galt ja, die beleidigte Ehre eines Prieſters zu rächen! — — — Man findet jedoch nicht, daß der Landgraf ſonſt an Geld und Gütern geſtraft worden ſey. — War doch dieſes genug.

Aber auch die Erfurter verfielen durch dieſen Vorfall in die Reichsacht, und das Interdict des Erzbiſchofs wurde über ſie verhängt.

Schon ſeit Jahrhunderten hatten die Erzbiſchöfe von Mainz, die bisher wenig mehr als Diozöſanrechte in Erfurt hatten, fortwährend Anſprüche zur Erweiterung dieſer Rechte an die Erfurter gemacht, allein ſie waren ſtets an der Energie der Bürger dieſer Stadt geſcheitert. Jetzt zeigte ſich jedoch abermals eine Gelegenheit, ſich an den Hartnäckigen zu reiben, und wie hätte man dieſe ungenützt vorübergehen laſſen können; ſie wurde vielmehr auf das Beſte benutzt.

Der Erzbiſchof beſchuldigte die Bürger, daß ſie dem Landgrafen die Strafe des Abtes verrathen hätten, und trug deshalb bei dem römiſchen Könige Heinrich, — der in Abweſenheit ſeines in Italien befindlichen Vaters, des Kaiſers Friedrich *II.*, das Reichsregiment in Deutſchland führte, — auf die Reichsacht über dieſe Stadt an, welche denn auch erfolgte, und der Graf Meinhardt von Mühlberg erhielt den Befehl zur Exekution gegen dieſelbe. Und um die an ſich ſchon ſchwere Strafe der Acht noch ſchwerer zu machen, fügte ihr der Erzbiſchof, aus chriſtlicher Liebe, noch das Interdict hinzu, welches an dem ſo beziehungsreichen Palmſonntage 1234 begann.

Das Interdict war im Mittelalter das härteſte, was ein Volk treffen konnte, und oft traf ein ſolcher Schlag das Volk um des Fürſten willen, wenn dieſer ſich etwa nicht nach des Papſtes Befehl hatte fügen wollen. — So wie es ausgeſprochen war, hörte aller Gottesdienſt auf, die Kirchen wurden verſchloſſen, und in denſelben die heiligen Gegenſtände der Andacht mit ſchwarzen Tüchern umhängt: denn ſie waren nun entweiht und kraftlos geworden. Kein Sakrament wurde geſpendet, und auch dem Sterbenden dieſer letzte Troſt verſagt. Keine Leiche durfte mit kirchlichen Feierlichkeiten beerdiget werden, und ſelbſt den unſchuldigen Kindern gewährte man die Taufe nicht: weil kein Sakrament davon ausgeſchloſſen war, daß es hätte geſpendet werden dürfen. — Und um des Königs Johann von England Weigerung willen: dem Papſte die Eintreibung des Petergroſchens zu geſtatten, und ihm das Patronat über die engliſchen Bisthümer einzuräumen, wurde im Jahre 1208 das Interdict vom Papſte Innocenz *III.* ausgeſprochen, und nachdem dieſes Volk ſechs Jahre lang den Gottesdienſt und die Sakramente um jener Urſachen willen entbehrt hatte, mußte der König ſich doch noch auf die ſchimpflichſten Bedingungen dem römiſchen Stuhle unterwerfen, ja ſogar ſeine ihm von dem Papſte abgeſprochene Krone von demſelben zur Lehn nehmen, u. ſ. w. — — —

Wenn nun aber ſelbſt mächtige Könige unter der Laſt dieſes Interdicts erlagen, ſo kann man von einer Stadt, wäre ſie auch noch weit größer und mächtiger und ihre Bürger noch viel energiſcher geweſen, als es mit Erfurt der Fall war, ebenfalls nichts weiter erwarten, als Unterwerfung. Von den Fürſten und Städten Thüringens verlaſſen, weil ſich

Niemand durch Gemeinſchaft ein gleiches Schickſal zuziehen wollte, ſah ſich die Stadt genöthigt, bei dem Kaiſer ſelbſt um Aufhebung der Acht zu bitten. Dieſe Bitte wurde nun zwar gewährt, doch nicht eher, bis die Bittende eine ſtarke Geldſumme erlegt hatte.

Nun wendeten ſich die Erfurter an den Erzbiſchof, und dieſer formirte einen Anſpruch an die Glokken der Stadt Erfurt, welche deren nicht wenig beſaß. Wollten alſo die Erfurter von dem Interdict befreiet ſeyn und auch ihre Glocken nicht einbüßen; ſo mußten ſie ſich bequemen, die letztern auszulöſen, und nachdem eine ſtarke Geldſumme als Vermittlerin eingetreten war, wurde der Herr Erzbiſchof auf einmal verſöhnlichen Gemüths, und ließ es vor der Hand gut ſeyn.

Das Interdict aber wurde nunmehr wieder aufgehoben, da der Erzbiſchof ſein Geld hatte, und am 1. Auguſt 1234 begann der ſeit dem Palmſonntage unterbrochen geweſene Gottesdienſt wieder. Mit Jubel hörten die Erfurter ihre bisher ſchweigenden und für gutes Geld ausgelößten Glocken wieder läuten, und erholten ſich von einer Vergangenheit, von der ſie ihre Unſchuld fortwährend behaupteten.

So endigte ſich dieſe Reibung zwiſchen Prieſter- und Fürſtenmacht, wie dann in jenen Zeiten die erſtere jedesmal ſiegreich aus dem Kampfe hervorging, und auch jetzt der Erzbiſchof ſeinen urſprünglichen Plan: eine ſtarke Geldſumme zu Bezahlung der dem römiſchen Hofe verbliebenen Schuld zu erhalten, und ſeine bisherigen Rechte in Erfurt zu erweitern, vollkommen ausführte.

Das Erfurter Provinzial - Concilium, welches gleich nach dieſer Begebenheit zuſammenberufen wurde, bewies die Abſichten des Mainzer Erzbiſchofs noch deutlicher. Es war daſſelbe angeblich zur Reformation der Sitten der Geiſtlichkeit zuſammenberufen. Dieſer Zweck wurde aber in den Hintergrund geſchoben, und dafür dieſer Zwanzigſte in Anregung gebracht. Die verſammelten Geiſtlichen beklagten ſich zwar über dieſe Anmuthung; als aber der Erzbiſchof von dem Nutzen des Ganzen ſprach, und daß dieſer dem des Einzelnen vorgehe, als er ſelbſt leiſe auf den Abt von Reinhardtsbrunn und ſein Schickſal hindeutete: Da ſchwiegen die Väter alle ſchüchtern ſtill, und es wurde der Zwanzigſte gefordertermaßen bewilliget. — Im Herbſte 1235 konnte der Erzbiſchof die Gelder von dieſem Zwanzigſten einnehmen. — Nun wurde das Concilium geſchloſſen; denn die Sitten der Geiſtlichen waren ja genugſam reformirt.

Hiſtoriſche Miscelle.

Am 29. Jan. 1499 wurde Katharina von Bora, D. Martin Luthers nachmalige Ehegattin, geboren. Von ihren Eltern und Jugendjahren wiſſen wir nur ſo viel, daß ſie durch ihre Mutter, die eine geborne von Haugwitz war, aus einer der älteſten deutſchen Adelsfamilien abſtammte, ihre Mutter ſchon in der Jugend verlor, und nun in dem adligen Fräuleinkloſter Nimtſchen in der Nähe von Grimma eingekleidet wurde. Katharina fühlte ſich jedoch im Nonnenſtande nicht glücklich, und wünſchte das Kloſter wieder verlaſſen zu dürfen. Sie wendete ſich deshalb an ihre Verwandten, und da ſie hier kein Gehör fand, ſo vereinigte ſie ſich mit acht ihrer Kloſterſchweſtern, und alle neun wendeten ſich nun durch einen Vertrauten, an Luther, deſſen Ruf auch in ihre Einſamkeit gedrungen war. Dieſer gewann nun einen Bürger aus Torgau, welcher in Gemeinſchaft mehrerer dieſe neun Nonnen am 4. April 1523, aus dem Kloſter entführte und ſie nach Wittenberg brachte, wo ſich die Bürger ihrer annahmen. Luther ließ Katharinen durch ſeinen Freund, den Prediger von Amsdorf, die Hand des D. Glaz antragen, dieſe ſchlug ſie aber aus, und ehelichte am 9. Oct. 1524 Luthern ſelbſt, mit dem ſie nun bis an ſeinen Tod in vergnügter Ehe lebte, da die verſchiedenen Sagen von ihrer Herrſchſucht und üblen Gemüthsart ꝛc. grundlos ſind, und Luther ſelbſt, in ſeinem Teſtamente, ſie für ein frommes treues und ehrliches Gemahl erklärte. Nach ihres Gatten Tode trat bekanntlich die für Kurſachſen, beſonders aber für Wittenberg und ſeine Bewohner ſo unglückliche Periode ein, und Katharina mußte ſich mit ihren Kindern nach Leipzig flüchten, wo ſie in den drückendſten Umſtänden lebte. — Sie kehrte ſpäter wieder nach Wittenberg zurück, wo ſie in Noth und Trübſal lebte, und ſich nach ausgebrochener Peſt nach Torgau begab, dort krank ankam, und am 27. Dec. 1552 ſtarb.

1.

Der Studententumult zu Jena.

(Blick in die Sittengeſchichte der Vorzeit.)

Noch herrſchte der ſchändliche Pennalismus auf den meiſten deutſchen und, leider iſt es nicht zu läugnen, beſonders auf den ſächſiſchen und andern Univerſitäten, wo die Proteſtanten herrſchten; denn in den mehr kloſtermäßigen katholiſchen Lehranſtalten wurden die Studenten weit ſtrenger gehalten, und es konnten daher dort die Ausbrüche jugendlicher Unbeſonnenheit nicht ſo leicht ſtattfinden, als auf den proteſtantiſchen, wo man nur zu oft die Freiheit im Denken mit der Freiheit im Handeln verwechſelte.

Die frühere Zeit verdient in dieſer Hinſicht den Namen einer betrübenden, und wir werden vielleicht ſpäterhin, an einem geeigneten Orte, eine, wenn auch nur oberflächliche Schilderung von dem Studentenleben, im *XVI.* (ſeit der Mitte deſſelben) *XVII.* und *XVIII.* Jahrhunderte zu geben verſuchen, wollen uns hier darauf berufen, und gehen nun zu dem eigentlichen Gegenſtande dieſes Tagsabſchnittes über.

Eben hatte der Pennalismus, durch die Verwilderung, welche eine Folge des ſchon ſeit ſechs und zwanzig Jahren wüthenden Krieges war und nothwendig ſeyn mußte, ſeinen Culminationspunkt erreicht, als er ſich in folgender Begebenheit in einem ſo üblen Lichte zeigte, daß ſelbſt die Landesfürſtliche Gewalt mit den Waffen dagegen einſchreiten mußte.

Es war am 30. Januar des Jahres 1644, als ſich eine Anzahl von Pennalputzern*) in einem Hauſe zu Jena verſammelt hatten, um mit Pennälen eine feierliche Depoſition zu halten, und ſie, nachdem ſie zuvor gereinigt, d. h. tüchtig gehudelt worden waren, unter die alten ächten und rechten Burſche, in deren Geſellſchaft ſie ſich bisher gar nicht hatten ſehen laſſen dürfen, feierlich aufzunehmen: damit ſie hernach wieder Andern thun möchten, was man an ihnen gethan. —

Schon ſtanden die Pennäle in ihrem heutigen Feierkleide, d. h. in einem dazu erdachten wahren Narrenrocke, das Haupt von einer Kappe bedeckt, demüthig vor dem Depoſitor**) und ſeinen Gehülfen, von denen einer dieſen Opfern des Unſinns einen ſchwarzen Bart anſtrich, ein anderer das Scheuerfaß herbeiſchleppte, den angeſtrichenen Bart mit Lauge benetzte und nun mit einem Stück Ziegelſtein einſeifte, wo nun ein Dritter den alſo eingeſeiften Bart mit einem ſtumpfen Hieber raſirte. — Dieſen Act hatten die Pennäle kaum überſtanden, als ſie von dem

---

*) Dieſen Namen führten gewiſſe alte Studenten, die man eigentlicher Plagegeiſter der jungen Leute (Pennäle) hätte nennen können. A. d. V.

**) Dieſes war gewöhnlich einer der berüchtigtſten Schläger und Raufbolde, der im Nothfalle ſeine Depoſition mit dem Hieber in der Fauſt zu juſtifiziren wußte, was auch nicht ſelten geſchah. A. d. V.

Depoſitor auf einem Schleifſteine geſchliffen und auf einer Hobelbank gehobelt, dann aber ihnen die Haare unſanft gekämmt und beſchnitten wurden. — Man brach dem Pennal die Hauer aus, die man ihm blos zu dieſem Ende in den Mund geſteckt hatte, ſchlug ihm dann die Hörner mit einem Beile vom Kopfe herunter ꝛc. Und nun, nachdem er auf dieſe Weiſe von den jungenhaften Schulſitten gereinigt worden war, nahm der Depoſitor den geweſenen Pennal unter die wahren und ächten Studenten auf, letzte ihn mit Wein und Salz, bei deren Genuß der bisherige Pennal dem Depoſitor und den übrigen anweſenden Schoriſten (Pennalputzern) geloben mußte: eher Leib und Leben daran zu ſetzen, als zuzugeben, daß dieſe löbliche Sitte des Pennalputzens abgeſchafft werde.

Alles dieſes war an jenem Abende geſchehen, und nun folgte ein Schmauß, welchen die geputzten Pennäle ihren Putzern geben mußten. Eben brüllte man die elendeſten Sauflieder, als draußen auf der Straße ein gebieteriſches Licht weg! erſcholl, und als man nicht ſogleich Folge leiſtete, ſogar Steine in die Fenſter geflogen kamen. — Das war zu viel, und die in der Stube befindlichen Studenten machten ſofort mit den blanken Hiebern einen Ausfall, wo ſie denn die Feinde ſchnell in die Flucht trieben, und durch die Straßen hin verfolgten. Bei dieſer Verfolgung glaubte man gewiß entdeckt zu haben, wer die feindſeligen Idumäer wären, und ſchwor ihnen Rache.

Man glaubte nicht zu irren und gewiß in der Entdeckung zu ſeyn, daß die Studenten: Roſe von Rudolſtadt, und Rißka von Leipzig jenen Skandel mit dem Fenſtereinwerfen veranſtaltet hätten, und es ſchrieben alſo Schubart und Nagel, die Häupter der heutigen Pennalputzer, noch in dieſer Nacht ein ſchändliches Pasquill auf jene beiden Feinde und ihre Genoſſen, und nannten ſie Störer und Verächter der edlen Burſchenfreiheit, welche als Erzfeixe den edlen Burſchennamen nicht verdienten, ſondern im Verruf wären immer und ewiglich. —

Noch in der Nacht wurde das Pasquill, welches die Unterſchrift führte: Studiosi Ienenses, an das ſchwarze Bret angeſchlagen. Als nun am andern Morgen die Studenten nach den Collegien gingen, zog die Neugierde, zu ſehen, was Gutes Neues daſelbſt zu ſchauen ſey, eine Menge von ihnen nach dem ſchwarzen Brete; hier fanden ſie dieſen Anſchlag und laſen ihn, erſtaunt über das Attendat gegen die Burſchenfreiheit. — Immer größer ward die Anzahl der Leſer, und mit jeder Minute ſtieg die Erbitterung gegen die beiden Verächter des edelſten Kleinods der Univerſität; denn es fehlte nicht an geheimen Anbläſern des glimmenden Feuers, dieſen ſo gefährlichen Feinden der öffentlichen Ruhe. Eifrig fachten und blieſen dieſe das Feuer immer mehr an, ſo daß ſeine Flamme aufzulodern begann, indem ſchon hier und da der Ruf erſcholl, der ſchnell ſich verbreitete und allgemeiner wurde: ſolche Kerls wären nicht werth mit rechtſchaffenen Burſchen in Gemeinſchaft zu leben, und verdienten von der Univerſität gejagt zu werden. — Die Namen Roſe und Nißka waren genannt, und gegen dieſe allgemeinen Feinde der Burſchenſchaft und ihre verächtliche Geſinnung entbrannte nun der allgemeine Zorn; beſonders als der Bruder Münch von Arnſtadt ſeine

Stimme am lauteſten erhob, ſo daß einer Bewegung unter den Burſchen mit Gewißheit entgegenzuſehen war. — Bald erfolgte dieſe. —

Der letzte Tag im Monat Januar war unter Verabredungen zwiſchen den Burſchen, in einer Art von Stille vergangen, wie ſie einem ſchweren Ungewitter vorhergeht, und die Bedroheten erhielten am ſpäten Abend noch Warnung von heimlichen Freunden, über das, was ihnen bevorſtehe. Die Warner konnten aber dieſe Pflicht der Freundſchaft nur in tiefſter Stille üben; denn wehe ihnen, wenn ſie verrathen wurden: das Leben dieſer Belialsſöhne wäre in Gefahr gerathen. —

Noch war es in den erſten finſtern Morgenſtunden, als Nißka, der erhaltenen Warnung folgend, ſich dem Sturme entziehen und an einen Ort, den er für ſicher hielt, fliehen wollte. Es war ihm bereits ein Aſyl im fürſtlichen Schloſſe zu Jena bereitet, weil einer ſeiner Freunde dort eine Amtswohnung beſaß, und ihm in dieſer einen ſichern Aufenthalt zugeſagt hatte; doch müſſe dieſes in der größten Stille geſchehen. Die Kleider doppelt über einander gezogen, mit einem Packte unter dem Arme, den Raufdegen umgegürtet, ſchlich Nißka ſtill durch die menſchenleeren Straßen, deren Bewohner noch im tiefſten Schlafe lagen, nach dem Schloſſe hin, und doch war das Auge eines Verräthers offen. — Nicht weit vom Schloſſe war ein Student munter, ſtand zufällig am Fenſter, und ſah nun eine männliche Figur ſtill daher ſchleichen, und ſeinen Weg nach jenem Gebäude hin nehmen. Zwar erkannte er den Schleichenden nicht, doch hatte dieſes Belauſchen ſtürmiſche

Folgen am kommenden Tage, wie wir ſogleich erzählen werden. —

Nißka fand das Aſyl im Schloſſe, und ſein gaſtfreundlicher Wirth rieth ihm, ſich einſtweilen zu verbergen, und von ſeiner Wohnung in der Stadt ganz entfernt zu halten. Der Flüchtling befolgte auch dieſen guten Rath und dennoch entging er nur mit Mühe dem Verderben.

Am Mittage waren kaum die Collegien geendigt, und die Studenten hatten ſich in den Speiſehäuſern und Convictorien geſättigt, als ſie ſich auch in Haufen auf dem Markte verſammelten und endlich in zwei Abtheilungen nach den beiden Häuſern zogen, in welchen die Proſcribirten ihre Wohnungen hatten. — Die Scene wurde durch den Ruf: Roſe heraus! — Nißka heraus! eröffnet, und als dieſe ſich nicht zeigten, weil ſie, wie wir bereits wiſſen, nicht mehr da waren, — denn auch Roſe hatte ſich geflüchtet und das Weite geſucht, — ſo wurden ihren Namen noch verſchiedene damals unter den Studenten gebräuchliche ſchimpfliche Benennungen beigefügt, und es fehlte nicht an Schulfüchſen, Schützen, Quasimodogenitos, Feixen u. dgl. m., wo immer Einer den Andern zu überſchreien ſtrebte. — Einer wahren Judenſchule gleicht ein ſolcher Haufen, und noch am Ende des *XVIII.* Jahrhunderts gab es ſolche Skandale auf berühmten Univerſitäten, ob ſich gleich die Schimpfnamen jener frühern Zeit in andere von gleichem Werthe umgewandelt hatten.

Die Hauswirthe, wo dieſe beiden Geächteten wohnten, begaben ſich heraus zu den Studenten und betheuerten auf das höchſte: daß die geſuchten Burſche ſeit heute Morgen nicht zu Hauſe und ihre Stuben feſt verſchloſſen gefunden worden wären. — Es fanden aber ihre Verſicherungen wenig Eingang; denn einem Philiſter (Bürger) gebürt ja weder Achtung noch Glaube von den Burſchen, bis man bei ihm pumpen (borgen) will. Nur dann läßt ſich der Burſche — (ſolcher Art) — zu dem Philiſter herab; ſonſt aber ſpricht er kein freundliches Wort mit ihm, weil er weit über einem ſolchen ekelichen Snoten ſteht.

Man unterſuchte die Wahrheit des Vorgebens und fand es gegründet. — Die Bachanten hatten ſich alſo geflüchtet und ſich dem gerechten (?!) Unwillen der Burſche entzogen, was denn die Aufregung immer höher ſteigerte. — Da gebot plötzlich der Bruder Schlitius, von Camburg, dem Haufen Stille, erhob ſeine Stimme und ſprach:

„Als ich in der vergangenen Nacht noch nicht im Schlafe lag, und am Fenſter der friſchen Luft genoß, ſah ich Einen mit dem Degen an der Seite und einem Bündel unter dem Arme durch die Straße nach dem Schloſſe hinſchleichen. Gewiß war es einer dieſer beiden Feixe, die ſich unſerm Zorne zu entziehen ſuchen. Darum, Brüder! fort, hin nach dem Schloſſe! Dort werden wir finden, was wir ſuchen. Auf alſo und ohne Verzug!“

Kaum war dieſer Aufruf in der Luft verklungen, als auch der ganze Haufe nach dem Schloſſe hinſtürmte. Auf dieſem wohnte dazumal kein Fürſt, weil der Herzog Bernhard, der nachmalige Stifter der — (bald wieder abgeſtorbenen) — Linie Sachſen-Jena, damals noch klein war und im väterlichen Schloſſe zu Weimar lebte, es war nur von einem

Caſtellan, einigen Beamteten und mehreren zur Schloßdienerſchaft gehörigen Perſonen mit ihren Familien bewohnt. Der Ruf, daß das Schloß geſtürmt werden ſolle, ging den Stürmern voran, und der Caſtellan, ein muthiger Alter, ließ nicht allein die Hauptpforte ſammt den übrigen Ausgängen feſt verſchließen und verrammeln, ſondern er nahm auch nebſt den übrigen Bewohnern des Schloſſes die Waffen zur Hand, um das Haus ſeines Herrn gegen offenbare Gewalt zu vertheidigen. —

Der aufgeregte Haufen der Studenten ſtürmte gegen das Schloß heran, fand aber das Thor deſſelben feſt verſchloſſen. — Bald kamen ſchwere Steine nach dieſem Thore geflogen, um daſſelbe aufzuſprengen; doch vergebens, es war zu feſt und widerſtand dieſen Würfen vollkommen, ſo groß auch der Lärmen durch dieſelben wurde.

„Was beginnt Ihr für ein übles Spiel? Ihr Herren, daß Ihr Euch erkühnet, das Haus meines gnädigſten Herrn zu ſtürmen! — Was treibt Euch dazu? — Bedenkt, was Ihr thut!“ —

So rief der beherzte Caſtellan aus einem Fenſter des Schloſſes herab, und alsbald antworteten ihm hundert Stimmen:

„Zwei ſchlechte Burſche, Feinde der Studentenfreiheit, haben ſich im Schloſſe verborgen, dieſe gebt uns im Guten heraus. — Ja, ja, Roſe und Nißka heraus, heraus!“ —

So ſchrie der ganze Haufen; doch der Caſtellan ließ ſich hiervon nicht ſchrecken, und winkte den Schreiern muthig zu. — Sie ſchwiegen, um zu hören, was der Caſtellan zu ſagen habe.

„Roſe und Nißka kenne ich nicht, ſie ſind meines

Wiſſens nicht im Schloſſe, und wenn ſie es wären, würde ich ſie doch Euren Mißhandlungen nicht ausliefern; denn ſie ſtehen ebenfalls unter dem Schutze des Herzogs, Ihr aber habt keine Gerichtsbarkeit, ſondern es übt dieſe der academiſche Senat, im Namen meines gnädigſten Herrn und der übrigen fürſtlichen Erhalter der Univerſität. — Darum begebt Euch zurück, ich rathe Euch Gutes! Gehorcht Ihr nicht, ſo werde ich nach Hülfe rufen, das Haus des Herzogs vor Euern Angriffen ſchützen zu helfen!“ —

Die aufgeregten Studenten gaben dieſer Warnung anfänglich kein Gehör, und ſchon ſuchten die Unbeſonnenſten abermals nach ſchweren Steinen, um damit neue Verſuche zur Aufſprengung des Schloßthors zu machen. Da ertönte plötzlich die Sturmglocke auf dem Schloßthurme, und auf ihren Ruf raſſelten ſofort die Trommeln der Bürger durch die Straßen, um dieſe unter die Waffen zu rufen, damit ſie dem fürſtlichen Schloſſe zu Hülfe kämen. —

Noch ehe aber dieſes geſchah, war der Ruf von dem Vorhaben der Studenten verbreitet, auch vor die Glieder des academiſchen Senats gekommen, die ſich nun ſchnell bei dem Rector der Univerſität verſammelten, und der ganze Senat begab ſich alsdann, unter Vortretung der Pedelle, welche die, die Würde des Rectors anzeigenden Stäbe, demſelben vortrugen, im feierlichen Zuge nach dem bedroheten Schloſſe. Der Rector ſprach mit Würde zu den verſammelten Studenten und ermahnte ſie, von ihrem Vorhaben abzulaſſen. Auch die übrigen Profeſſoren vertheilten ſich unter die Studenten und ſprachen väterliche Worte der Warnung zu ihnen, die auch nicht ungehört blieben. Und ſo gelang es endlich den vereinigten

Vorſtellungen und Ermahnungen dieſer Männer, die jungen Brauſeköpfe wieder zu beruhigen und von ihrem tollen Vorhaben abzubringen; ſo daß ſie ſich dem zurückkehrenden Senate zwar anſchloſſen und wieder auseinandergingen: allein es war an dieſem Abende ſehr unruhig in Jena, viel Fenſter wurden eingeworfen und auf den Straßen konnte man nicht ſicher gehen, bis endlich die Bürger ſich bewaffneten und in Haufen die Straßen durchzogen, wo es wieder ruhig wurde.

2.

Der Studententumult in Jena.

(Beſchluß.)

So ſchien es denn, dieſer drohende Vorgang ſey beendigt, und alle Fehde habe nun ein Ende. Der Senat ließ Roſe und Rißka zwar ſuchen, um eine Unterſuchung mit ihnen anzuſtellen, man fand ſie aber nicht; denn der letztere war im Schloſſe zu gut verborgen, und der erſtere hatte ein Aſyl auswärts geſucht und gefunden.

Dieſer Vorfall war auch in ſeinen Folgen nichts weniger als zu Ende. Der Caſtellan des Schloſſes hatte wahrſcheinlich den Bericht über dieſen Vorfall mit einem Boten nach Weimar an den Herzog geſendet; denn als am folgenden Tage, dem Feſte Mariä Reinigung, der Gottesdienſt kaum zu Ende war, hörte man ganz unvermuthet die Nachricht: daß der Landrittmeiſter Legel, mit einer ſtarken

Schaar herzoglicher Reiterei von Weimar her auf dem Marſche ſey, und ſich bereits in der Nähe des Erfurter Thores befinde. — Die Studenten verſammelten ſich daher auf dem Markte und an andern Orten und berathſchlagten ſich, was ſie thun wollten; aber noch hatten ſie nichts beſchloſſen, als die Trompeten der einrückenden Reiterſchaar in der Nähe erklangen, und dieſe mit der blanken Wehr in der Fauſt durch das Johannisthor in die Stadt einzogen, ſich auf dem Markte mit kriegeriſcher Vorſicht ordneten und ſo jedem Angriffe leicht begegnen konnten. — Der Rittmeiſter Legel gab alsdann ein offenes Schreiben an den Rector ab, und dieſer unterrichtete ſich nun: „daß der Herzog dieſen Tumult in Ungnade vermerke, und deshalb, als Landesfürſt, dem Rittmeiſter vollkommene Macht und Gewalt gegeben habe, gegen Alle, die als Störer der öffentlichen Ruhe erfunden würden, als die wahren Feinde des Herzogs, durch der Waffen Macht einzuſchreiten, und werde er demnächſt perſönlich nach Jena kommen, um als oberſter Richter zu unterſuchen und Recht zu ſprechen.“

Der Rector ließ ſofort eine Abſchrift dieſes herzoglichen Schreibens am ſchwarzen Brete anſchlagen, und unter Trompetenſchall wurde Jedermann ernſtlich zur Ruhe anermahnt; den Unruhigen aber die ſchwerſten Strafen angedroht. Dieſer Befehl blieb auch nicht ohne Wirkung; denn es war auf einmal ſo ruhig in Jena, als wenn nicht das Geringſte vorgefallen wäre; doch ließen die Reiter in ihren kriegeriſchen Vorſichtsmaßregeln nicht das Geringſte nach.

So verging die Nacht in Ruhe, und bei den Theilnehmern am Tumulte wahrſcheinlich in Angſt, weil kein Student aus der Stadt gelaſſen wurde, und die Häupter derſelben ſchon bekannt waren. — Da erſcholl gegen den Mittag hin der Ruf: Der Herzog kommt an der Spitze von ſtarken Kriegerſchaaren und mit Geſchütz zum Erfurter Schlage herein. Bald darauf hörte man die Trommeln der kommenden Krieger, ſah die geordneten Schaaren, mit dem Geſchütz in der Mitte, und die Büchſenmeiſter neben den Kanonen mit brennender Lunte; auch jeder Musketier trug ſeine Lunte in Bereitſchaft zum Schuß. —

So drohend zog das Kriegsvolk, mit dem Herzog an der Spitze, fort, zum Johannisthore hinein, nach dem Markte, wo es ſich mit den Reitern vereinigte und das Geſchütz im Mittelpunkte ſeiner Reihen ſchußfertig aufſtellte. Der Herzog ſtieg vor des Rectors Hauſe ab, wo ſich der academiſche Senat ſofort zu einer feierlichen Seſſion verſammelte, bei welcher der anweſende Landesfürſt ſelbſt den Vorſitz führte.

Der Herzog Wilhelm wurde eben ſo ſehr geliebt als gefürchtet; denn er war ein guter Vater ſeines Landes, das er mit Weisheit und Milde, aber auch mit Ernſt regierte, und beſonders die Störer der öffentlichen Ruhe unbarmherzig ſtreng beſtrafte. Sehr ernſtlich fragte er nach den Urſachen dieſes Tumults, und weshalb man ſogar ſein Haus ſtürmen zu wollen gewagt habe, und ob man nicht die Anführer davon kenne? Dabei bezeigte er ſeine gerechte Befremdung, als er hörte, der Senat kenne die eigentliche Veranlaſſung des Tumults ſelbſt nur wenig. Dieſe Unruhe ſey wie durch einen Zauberſchlag entſtanden, ohne daß man vorher etwas davon gemerkt habe; nur ſo viel wiſſe man: daß ſich der Unwille der Studenten hauptſächlich gegen zwei ihrer Mitbrüder, Roſe und Nißka richte, welche man als Feinde der Burſchenfreiheit bezeichnet habe; weßhalb aber, wiſſe man nicht. — Von den Urhebern kenne man eigentlich keine; nur ſo viel wiſſe man, daß ſich zwei Studenten, Münch und Schubart bei dem Haufen der Schloßſtürmer befunden hätten, die man als beſonders thätig bei den Anſtalten zum Sturme beobachtet habe. —

Der Herzog befahl, und dieſe beiden wurden nunmehr verhaftet. Dann ward unter Trompetenſchall in der ganzen Stadt und mithin auch am Schloſſe ausgerufen: daß die beiden Verfolgten, Nißka und Roſe ſich aus ihrem Verſteck hervorbegeben ſollten, indem ihnen landesfürſtlicher Schutz und Gerechtigkeit zu Theil werden ſolle. Da meldete der Caſtellan, daß Nißka ſich im Schloſſe verborgen gehalten hätte, und nunmehr unter ſicherm Geleite ſich vor das Gericht ſtellen wolle. Er wurde in der Mitte einer Kriegerſchaar aus dem Schloſſe abgeholt, von dem academiſchen Senate über die Veranlaſſung zu dieſem Tumult und ſeinen Antheil an demſelben vernommen, wo er auf das heiligſte betheuerte, nichts davon zu wiſſen, erzählte, was ihm begegnet ſey, und nun bat, ſeine Ankläger anzuhalten, ihre Klage gegen ihn und Roſe in ſeiner Gegenwart zu wiederholen. Dies geſchah, und zwar in Gegenwart des Herzogs, welcher der Seſſion vom Anfange bis zum Ende beiwohnte. Es wurde geklagt, verantwortet, von beiden Theilen geredet, Zeugen abgehört ꝛc., und das Ende dieſer Unterſuchung war: daß die ganze Veranlaſſung blos auf Vermuthungen beruhe, die jetzt als Irrthümer befunden wurden, und daß alſo viel Lärm um Nichts entſtanden war. Die Hauswirthe, bei denen Roſe und Nißka wohnten, bezeugten, daß dieſe

Beiden, am Abend des dreißigſten Januars nicht aus dem Hauſe gekommen wären, indem der erſtere Geſellſchaft von einigen Studenten bei ſich gehabt, der andere aber ſich allein befunden habe, und verſchiedenemale in der Stube ſeines Wirths geweſen ſey, beſonders in der Stunde, wo der Skandal mit dem Fenſtereinwerfen vorgegangen war. Auch Roſe fand ſich wieder ein, ſtellte ſich vor Gericht, wurde nebſt denen, die bei ihm jenen Abend zugebracht hatten, vernommen, und ſo war es endlich erwieſen, daß Vermuthungen die Veranlaſſung zu dieſem Tumulte gegeben hatten, durchaus aber kein Grund zu der Beſchuldigung vorhanden ſey, daß Roſe oder Nißka an jenem Abende die Störer der Depoſition geweſen wären, und die Fenſter dabei eingeworfen hätten.

Der Herzog Wilhelm beſchloß nun dieſe Unterſuchung damit, daß er in einer, ſowohl ſtrafenden als väterlich ermahnenden Rede, den Studenten das Unſinnige ihres Benehmens, auf bloſe Vermuthungen hin zwei unſchuldige Menſchen ſo zu verfolgen, ja ſelbſt im Zorne tödten zu wollen, ohne von der Gewißheit ihres Verbrechens überzeugt zu ſeyn, lebhaft zu Gemüthe führte; was denn auch eine ſo tiefe Wirkung auf die anweſenden Feinde Roſe's und Nißka's hatte, daß ſie ſich auf der Stelle mit ihnen verſöhnten, und dann im Frieden mit einander entfernten.

Nun aber wurde ſogleich ein ſcharfer landesfürſtlicher Befehl, wegen dieſes Tumultes, ſo wie auch wegen des Faſtnachtlaufens, Schießens in der Stadt, und noch anderer Freveldinge entworfen, vom Herzoge vollzogen und alsdann in die Druckerei gegeben, wo er ſogleich in Arbeit genommen, und am folgenden Morgen (5. Febr.) dieſes Mandat an allen Ekken ſo wie am ſchwarzen Brete angeſchlagen wurde; wo ſich dann die Studenten häufig verſammelten, dieſen Anſchlag zu leſen.

So ſchien alle Fehde ein Ende zu haben, aber es war dem nicht alſo; denn als der Herzog am 6. Febr. wieder nach Weimar zurückkehren wollte, wurden, außer den im Verhaft gebliebenen beiden Häuptern beim vorgehabten Sturme auf das Schloß, — Schubart und Münch, auch noch drei andere, und unter ihnen der uns ſchon bekannte Schlitius von Camburg, verhaftet und nach Weimar gebracht, wieder andere aber mußten zu Jena im Verhaft bleiben, weil der Herzog den begonnenen Schloßſturm nicht ganz ungeahndet hingehen laſſen wollte. — Die Hälfte der Krieger zog mit dem Herzoge nach Weimar zurück, die andere Hälfte aber blieb, und war mit Hülfe des Geſchützes ſtark genug, ſolche tumultuariſche Auftritte zu verhindern. —

In Weimar wurde die Unterſuchung fortgeſetzt, doch ſchon am 15. Febr. erhielten die Verhafteten, bis auf Münch, gegen einen ſchriftlichen Revers, ihre Freiheit wieder, und am letzten Tage dieſes Monats wurde endlich auch Münch gegen Revers losgelaſſen.

Nachdem nun der Herzog den Studenten gezeigt hatte, daß er ſolche rohe Ausbrüche der Selbſthülfe nicht dulde, wendete er ſich ihnen wieder mit Gnade zu, und gewährte ihnen beſonders die Erleichterung bei den Freitiſchen, daß dieſe Anſtalten, zum Beſten der Theilnehmer, von der Acciſe und dem Fleiſchpfennige befreiet wurden, was ſehr viel zur gänzlichen Tilgung der Unzufriedenheit beitrug. —

Eine von dem Herzog Wilhelm und den ſämmtlichen Erhaltern der Univerſität angeordnete **Viſitation** dieſer **Hochſchule**, welcher eine gleiche des **Hofgerichts** und **Schöppenſtuhls** folgte, die am 28. **Juli** begann, und am 16. Auguſt ſich endigte, machte den gänzlichen Beſchluß dieſer aus Nichts entſtandenen und dennoch ziemlich ernſt gewordenen Unruhen, die ſich im Jahre 1660 wiederholten, und ſogar blutig wurden, wobei einige Studenten getödtet, und achtzehn gefangen nach Weimar geführt wurden, wie im Tagsabſchnitte des 6. Auguſts (*IV.* Bd.) erzählt werden wird.

3.

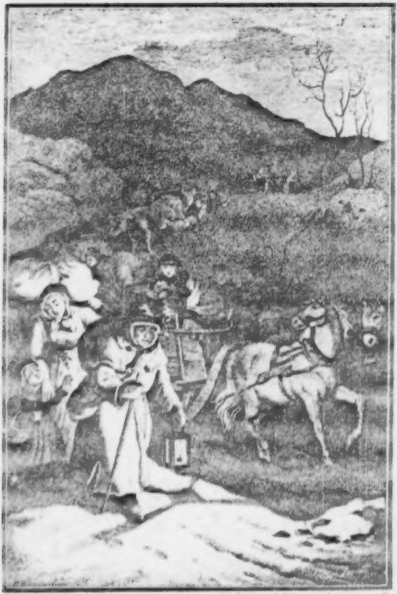
Einwanderung evangeliſcher Böhmen in Sachſen. — Entſtehung der Bergſtadt Johanngeorgenſtadt.

(Mit Abbildung.)

Unduldſamkeit der Chriſten gegen Chriſten hatte den langen Krieg vorbereitet, welcher von 1618 bis 1648 Deutſchland von einem Ende bis zum andern verwüſtete. Bekanntlich hatten ſich die Religionsunruhen ſchon ſeit längerer Zeit in Deutſchland, beſonders aber in Böhmen angeſponnen, und ſtiegen ſchnell höher, als **Ferdinand** *II.* (29. Jun. 1617) auf den böhmiſchen Thron gelangte.

Dieſer Fürſt, für ſeine katholiſchen Unterthanen ein väterlich-milder Regent, war es nicht gegen die

14



Einwandrung protestantischer Böhmen in Sachsen

Proteſtanten in ſeinem Lande, ob dieſe gleich bei weitem die Mehrzahl waren, und die Geſchichte hat von ihm eine Aeußerung aufbewahrt, die in wenig Worten ſeine Denk- und Handlungsweiſe ausſpricht. „Ich will lieber dereinſt, — ſprach er in ſeiner Jugend — in Verbannung leben, mich allem Ungemach dahin geben, ja den Tod ſelbſt nicht ſcheuen, als geſtatten, daß man die wahre Kirche verſpotte.“ Dieſe intolerante Geſinnung eines an ſich trefflichen Fürſten war aber die natürliche Folge ſeiner, durch die Jeſuiten zu Grätz in Steyermark geſchehenen Erziehung, und ſo lange er lebte, hatte ſein Beichtvater, der bekannte P. Lemmermann, nebſt noch andern Jeſuiten, den größten Einfluß auf ſeine Regierung.

Als daher der anfänglich für die Proteſtanten günſtige Stand der öffentlichen Angelegenheiten, durch die Schlacht auf dem weiſſen Berge bei Prag, (8. Nov. 1620) eine ganz andere Geſtalt gewann, und der König Ferdinand nicht allein den Gegenkönig Friedrich verdrängte und dadurch völlig freie Hand bekam, mit den ihm ſo äuſſerſt verhaßten Ketzern nach Gefallen zu verfahren, ſondern der Sieger auch dieſe erhaltene Macht dazu benutzte, das Gelübde zu erfüllen, was er einſt der Hochgebenedeyten zu Loretto gethan: die Ketzerei auszurotten in ſeinem Lande; ſo kam nun eine harte Verfolgung über die Proteſtanten in Böhmen und den übrigen Ländern Ferdinands. Am 21. Jun. des nach jenem entſcheidenden Siege folgenden Jahres 1621 bluteten auf dem Altſtädter Markte zu Prag an Dreißig der vornehmſten böhmiſchen Proteſtanten unter dem Schwerte des Henkers, ja einem von ihnen, dem *D.* Jeſſenius, Rector Magnificus der Prager Univerſität, ſchnitt der Henker vorher die Zunge aus dem Halſe, ehe er ihn enthauptete. Einigen Hunderten der reichſten Edelleute nahm man die Güter und gab ſie zum kleinern Theil dem katholiſchen Adel, den größern erhielt die Kirche, und — beſonders die Jeſuiten. — Dieſes war das Vorſpiel einer allgemeinen über die proteſtantiſchen Unterthanen Ferdinands ergehenden Verfolgung. Hunderte bluteten, Tauſende verarmten, Zehntauſende zogen in's Elend. Hunderttauſende wurden zu Bettlern oder Kriegsknechten; aber die Pfaffen, beſonders die Jeſuiten, befanden ſich wohl dabei. Es war eine traurige Zeit und die frühere Uneinigkeit und Sorgloſigkeit der Proteſtanten wurde ſchrecklich beſtraft. — Wer in dieſer Zeit nur irgend auswandern konnte, that es, und aus Böhmen beſonders flüchteten ſich viele Tauſende in das benachbarte Sachſen, wo die meiſten ſtill lebten, und viele fanden ihre letzte Ruheſtätte auf den Friedhöfen dieſes Landes; manche gingen aber wieder nach Böhmen zurück, als nach Ferdinands *II.* Ableben (1637) größere Milde gegen die Proteſtanten herrſchend wurde, bis ſie endlich nach 16 bis 20 Jahren von neuem ſich genöthigt ſahen, die Flucht zu ergreifen.

Ferdinand *III.* war zwar an Verfolgungsgeiſt ſeinem Vater nicht ganz ähnlich, hielt es aber doch für nothwendig, die Katholiſirung der böhmiſchen Nation völlig zu Stande zu bringen, und keine Ketzer mehr in dieſem Lande zu dulden; handelte jedoch dabei weniger unmittelbar als mittelbar, durch ſeine Vaſallen und Beamteten, und Gutheißung oder ſtille Billigung deſſen, was ſie für dieſen Zweck thaten, dieſes aber war nicht wenig und wurde durch jene Billigung ihrer Schritte noch vermehrt.

So hatte der Weſtphäliſche Friede den proteſtantiſchen Böhmen keinen Frieden gebracht, und eine neue Bedrängniß wartete, kurz nach dem Abſchluß deſſelben, ihrer. — Früher, d. h. vor dem Jahre 1618, zählte man in Böhmen, in runder Zahl, an vier Millionen Einwohner, von welchen drei Viertheile dem lutheriſchen oder calviniſchen Glaubensbekenntniſſe anhingen, und nur Ein Viertheil der römiſchen Kirche angehörte. — Dieſe drei Viertheile mußten ſich alſo bekehren oder auswandern. Eine Menge, beſonders die mit liegenden Gründen Angeſeſſenen, erwählten das Erſtere, ſehr oft nur zum Schein, um ihr Beſitzthum nicht verlaſſen zu dürfen, doch eine noch größere Zahl wanderte aus, um nicht wider ſeine Ueberzeugung handeln zu müſſen, und dieſes iſt es denn, was wir im Folgenden erzählen wollen.

Die zur Auswanderung Gezwungenen wendeten ſich beſonders nach Sachſen und vorzüglich in das Erzgebirge, welches dieſe Exulanten immer mehr anbauen halfen. —

Dieſes Gebirge war zu jener Zeit noch größtentheils mit dichten Wäldern bedeckt, und deshalb das Klima viel rauher als jetzt, wo die Wälder ſehr abgetrieben und nur noch Ueberbleibſel jener großen Urwälder vorhanden ſind. — Von dieſem ehemals ſo rauhen Klima hat uns der alte ehemalige Pfarrer zu Scheibenberg, M. C. **Lehmann**, welcher als Geſchichtſchreiber des Erzgebirges aufgetreten iſt, in ſeinem **Hiſtoriſchen Schauplatz des Ober-Erzgebirges**, manche merkwürdige Nachricht hinterlaſſen, wo er denn unter andern S. 19 dieſes Werkes Folgendes über die damalige Rauhheit eines Ortes im Obergebirge aufſtellt.

„Anno 1631, den 20. Mai, war zum Breiten-Brunn, (einem ſehr kalten, ungeſtümen und unfreundlichen Orte) Oswald Klügel, Schulmeiſter der böhmiſchen Exulanten, den ſein Bruder aus Pederſom in Böhmen beſuchte. Dieſer ſah die Rauhigkeit des Ortes, die Wildzäune, die geringen Häuſer ꝛc. mit Verwunderung an, und ſagte: „„Mein Gott! Bruder, du biſt an einem wilden Orte, ſiehet man doch hier nichts als Berge und Wälder, Waſſer und Höhen. — Was macht ihr mit ſo vielen mühſeligen Zäunen? — Müſſet ihr in dieſem wilden Bären-Schwein- und Wild-Lande nicht elende Leute ſeyn! — Armſelig Korn eſſet ihr und müſſet dazu noch wachen, daß ihr's behaltet, und in ſolcher Kälte halb erfrieren! Ey, wollt' ich mich doch hier nicht todt wünſchen. — Lieber! Wo geht doch hier die Sonne auf? — Es iſt die Wahrheit: ich könnte hier nicht bleiben!““

Und von dieſer Rauhheit des Klima's, den ungeheuern dicken Wäldern, und der unzählbaren Menge des Wildes ꝛc., hat uns ſowohl dieſer als auch noch ein anderer geſchätzter Chronograph des Erzgebirges, M. Chriſt. Melzer die beſtimmteſten Nachrichten hinterlaſſen, ſo daß wir dieſes Gemälde noch viel weiter ausführen könnten, wenn wir nicht fürchten müßten, die engen Grenzen, welche durch den Plan dieſes Werkes jedem ſeiner Tagsabſchnitte gezogen ſind, zu weit zu überſchreiten, wenn wir das Gemälde von der damaligen Beſchaffenheit eines Theils des Ober-Erzgebirges noch weiter ausführen wollten, und wir gehen daher in unſerer Erzählung weiter, behalten uns aber jene Schilderung für einen andern Tagsabſchnitt dieſes Bandes vor.

Jahrtauſende hatte jener wilde Zuſtand alſo gewähret, wie wir ihn oben nur mit wenig Worten geſchildert haben, als auch für dieſe wilde Gegend die Stunde der Umwandlung ſchlug, ſo daß jetzt in dieſem einſt ſo rauhen Lande, anſtatt der wilden Thiere, Hunderttauſende froher Menſchen leben, und das rauhe Klima ſich allmälig ſehr gemildert hat. Das Mittel zu dieſer Veränderung fand aber der Alles Regierende in eben jener Religionsverfolgung, deren wir oben gedachten.

Schon da, als der Kurfürſt Johann Friedrich den Herren von Tettau die Herrſchaft Schwarzenberg abkaufte, (1533) gehörte der Strich Landes, wo jetzt die beiden böhmiſchen Bergſtädte Platten und Gottesgabe liegen, mit zu dieſer Herrſchaft. Dort waren die Stellen, wo dieſe Orte liegen, blos dichter Wald, als des Bergbaues Segen ſich auch in dieſer Wildniß offenbarte und die beiden genannten Orte in's Daſeyn rief. Der Kurfürſt unterſtützte die Erbauung dieſer beiden Bergflecken nach allen Kräften; als er aber 1547 gefangen wurde, und der Herzog Moritz ſeine Kur und den größten Theil ſeiner Länder erhielt, verlangte der römiſche und zugleich böhmiſche König Ferdinand dieſe beiden Bergflecken, erhielt ſie jedoch erſt 1556 gänzlich abgetreten. —

Daß nunmehr auch in dieſen beiden Orten die evangeliſche Religion möglichſt unterdrückt wurde, läßt ſich leicht denken, und dieſes geſchah beſonders ſeit dem Jahre 1624; doch begnügte man ſich noch damit, keinen evangeliſchen Pfarrer zu dulden, und der damalige Pfarrer, Kilian Rebentroſt, wurde vertrieben, doch durch die Bergprediger-Stelle in Annaberg reichlich entſchädigt. — Nach dem Prager Frieden jagte man den evangeliſchen Prediger, der bisher heimlich Gottesdienſt gehalten hatte, ebenfalls fort; doch der katholiſche Pfarrer war zum Glück ein toleranter Mann, der es ſtillſchweigend duldete, daß ſeine evangeliſchen Untergebenen heimlich den Gottesdienſt jenſeits der Grenze im nahe liegenden Sachſen beſuchten.

Endlich aber wurde man der täglich mehr werdenden Bedrückungen müde, und im Jahre 1652 entſchloſſen ſich acht Familien in Platten, um des Glaubens willen, Vaterland und Vaterſtadt zu verlaſſen, und nach Sachſen auszuwandern, wo ſie den Kurfürſten Johann Georg *I.* um die Erlaubniß baten, ſich auf dem Faſtenberge, eine Stunde von Platten entfernt, anbauen zu dürfen. Leicht erhielten ſie dieſe Erlaubniß, und ſo zogen ſie wohlgemuth nach jener Wildniß hin, in welcher ſich nur zwei kleine Waldhäuſer befanden. Dieſe Auswanderer errichteten ſich nun in der Geſchwindigkeit ihre Wohnungen, in denen ſie ſich vor der Strenge des Winters ſchützen konnten. Dieſes war der erſte Anfang zur jetzigen Bergſtadt Johanngeorgenſtadt.

Bald vermehrte ſich die erſte geringe Anzahl von Häuſern, als im folgenden Jahre nicht allein die Bedrückungen der Proteſtanten immer höher ſtiegen, und die Bitten des Kurfürſten von Sachſen, um Schonung der Evangeliſchen, am kaiſerlichen Hofe nicht gehört wurden, ſondern ſogar Soldaten nach Platten rückten, die manche Drohung ausſtießen, und ſich Viel erlaubten.

Dieſer harten Maßregel folgte endlich eine kaiſerliche Commiſſion, welche die Bürger vorladen ließ, und ſie kurz und gut zur Annahme des katholiſchen Glaubensbekenntniſſes aufforderte, weil dieſes der unwiderrufliche Wille des Kaiſers ſey, denen aber, welche nicht gehorchen wollten, wurde mit der Acht, ſo wie den Beamteten, die nicht katholiſch würden, mit ſofortiger Entſetzung gedroht. Kaum hatten jedoch die Commiſſarien dieſe Drohung ausgeſprochen, als der Bergmeiſter Löbel und der Stadtrichter Röber hervortraten und um Entlaſſung baten, viele Stimmen aber aus dem Kreiſe der Verſammelten riefen: „Wenn ihr uns tauſendmal zur papiſtiſchen Religion zwinget, ſo bleiben wir doch nicht dabei.“ Hierauf wurden einige verhaftet, aber bald wieder frei gelaſſen. Andere wurden nach Joachimsthal abgeführt, bis endlich von dem Oberamte daſelbſt die Achtserklärung gegen alle, die ſich hartnäckig weigern würden, der Ketzerei zu entſagen, ausgeſprochen, und ſie für Meineidige, Treuloſe, Ehr- und Pflichtvergeſſene erklärt wurden, die es nicht werth wären, noch länger des Kaiſers Unterthanen zu heißen.

Es blieb alſo dieſen Leuten nichts weiter übrig, als gegen ihre Ueberzeugung zu handeln, oder zu fliehen. Die meiſten erwählten das Letztere, doch nicht Alle; denn es gab auch Viele, denen das Verlaſſen von Haus und Habe und die Wahl zwiſchen ruhigem Beſitz auf einer, Hunger und Noth auf der andern Seite, zu hart dünkte. — Wieder hofften unter dieſen Manche, dann, wenn ſie jetzt ſcheinbar nachgäben, ihre Habe gelegentlich verkaufen zu können, um den Vorausgegangenen nachzufolgen. — Hierdurch ſchienen ſonſt feſtgeſchlungene Bande ſich zu trennen; Kinder verließen die Eltern, die ſich nicht entſchließen konnten, mit Jenen ſchnell zu fliehen, der Bruder ſchied von der Schweſter, der Freund vom Freunde, und nur die Hoffnung, ſich bald wieder zu ſehen, gab ihnen Muth beim Scheiden.

So waren über hundert Familien bereit zur Flucht, um dort, jenſeits der Grenze der eignen Ueberzeugung folgen zu dürfen. Dieſen ſchloſſen ſich noch viele Einzelne an, und alle waren bereit, das Vaterland und die geliebte Heimath zu verlaſſen, um des Glaubens willen. Dazu blieb ihnen aber auch nicht lange Zeit übrig, denn die kaiſerliche Commiſſion drängte und es war das Schlimmſte von ihr zu erwarten. Eile that noth! —

Am 1. Febr. bereitete man ſich zur Flucht vor, und am folgenden Tage war man damit zu Stande. Die Nacht brach ein, und nun ſchieden die Auswandernden weinend, aber Gott vertrauend, von ihren Häuſern, einen Theil ihrer Habe mit ſich nehmend. Es war eine ſternhelle Winternacht, und in der ziemlich ſtrengen Kälte zogen ſie ganz ſtill fort. Die Kinder und ſchwachen Greiſe waren mit Betten und andern dergleichen Mobilien auf Schlitten geladen, die rüſtigen Männer und Weiber aber wadeten unermüdet durch den tiefen Schnee dahin, das Vieh, welches ſie mitnehmen konnten, trieben ſie mit ſich fort, ängſtlich zurückblickend, ob ſich ihnen nicht Verfolger nahen möchten, um ſie mit Gewalt wieder hinüber zu führen in den Gewiſſenszwang. — (Siehe Abbildung) — So kamen ſie an einer verabredeten Stelle an, und fanden hier die Wegweiſer, wie dieſe es verſprochen hatten. Es waren die frühern Bewohner der Waldhütten, arm aber bieder hatten dieſe Köhler es gewagt, ſich über die Grenze hinüberzuſchleichen, um den ankommenden Glaubensbrüdern als Führer zu dienen, und ſie alſo an den Ort der Sicherheit zu bringen. Endlich erſcholl von den Führern die frohe Kunde: „Nun habt ihr die Grenze Eures Vaterlandes, das Euch ausſtößt, überſchritten, und ſeyd nun in Sachſen, an Euerm Zufluchtsorte angekommen.“ Ein frommes Dankgebet ſtieg auf zu Gott, und die Zukunft legte man in ſeine Hände nieder, in der feſten Zuverſicht, daß er es als Vater wohl machen werde. — Nun aber erinnerten die Führer, daß der Haufe ſich in zwei Hälften ſondere, weil ſie ſonſt, vereint, nicht würden Raum finden in den kleinen Hütten des Waldes auf dem nahen Faſtenberge, doch würden ſie ſich bald wieder ſehen, denn ihre Freunde weilten nur in kleiner Entfernung von hier. Ein Haufe zog alſo fort nach der Glashütte am Jugel, wo neben den Gebäuden derſelben noch acht kleine Häuſer ſtanden, in welchen die Auswandernden mit ihrer Habe liebreiche Aufnahme fanden, obgleich dieſe kleinen Hütten ſehr angefüllt wurden. —

Der andere Haufe zog nun fröhlich fort nach dem Faſtenberge; doch nicht weit waren die Exulanten gezogen, als ihnen das fröhliche Willkommen der früher hieher Gezogenen entgegen tönte. Wer vermag es aber wohl, eine ſolche Scene wie dieſe treffend und würdig zu ſchildern, da ſie nur gefühlt werden kann.

Die Auswandernden fanden hier treue Brüder wieder, die ſie willig in ihre Hütten aufnahmen, mit Speiſe und Trank labten, und ſorgten, daß ihre erſtarrten Glieder ſich erwärmen konnten, obgleich in mancher dieſer Hütten ſich an vierzig bis funfzig Menſchen zuſammen gedrängt hatten.

Das erſte, was in den folgenden Tagen geſchah, war, daß ſich die Eingewanderten in einem rührenden Bittſchreiben an den Kurfürſten von Sachſen, Johann Georg I. wendeten und ihn baten, ihnen die Erlaubniß zu ertheilen, ſich in ſeinem Lande und zwar auf und an dem Faſtenberge anbauen zu dürfen, auch dann daſelbſt als treue Unterthanen zu leben und Gott zu dienen nach dem evangeliſchen Glaubensbekenntniß.

Der Kurfürſt hatte ſich, wie wir bereits wiſſen, für die evangeliſchen Böhmen am kaiſerlichen Hofe eifrig, jedoch erfolglos verwendet, und ihre Ankunft in ſeinem Lande war ihm daher nicht unangenehm; doch zweifelte er, ob ſie in jener unfruchtbaren, rauhen Gegend, die man gemeiniglich nur das Hungerland nannte, ſich würden ernähren und eine Stadt oder Dorf beſtehen können: daher wünſchte er, daß die Exulanten ſich lieber in die ſchon beſtehenden Bergſtädte vertheilen, und daſelbſt ein bequemes Unterkommen finden möchten. Es befanden ſich jedoch am Hofe des Kurfürſten zwei vielgeltende Männer, der Oberhofprediger D. Weller und der Rath Burkhardt, welche ſich ſo lebhaft für das Geſuch der Exulanten bei dem Kurfürſten verwendeten, daß derſelbe ihnen nicht allein in demſelben willfahrete, ſondern ſie auch mit mehreren Beweiſen ſeiner Gnade überſchüttete, ihnen Bauholz und Bauſtellen unentgeldlich anweiſen ließ; die anzulegende Bergſtadt, der er ſelbſt den Namen Johann-Georgenſtadt gab, mit allen Rechten und Freiheiten der Bergſtädte begabte, und auch ſonſt noch ſeine Unterſtützung bei ihrem Vorhaben verſprach.

Unbeſchreiblich war die Freude der Emigranten, als der Amtshauptmann **Wagner** zu Sachſenfeld ihnen das an ihn ergangene kurfürſtliche Reſcript kund machte, und mit Freuden ſah man nun dem kommenden Frühling entgegen, um den Bau beginnen zu können; doch ehe dieſer erſchien, kamen faſt täglich ſolche evangeliſche Auswanderer aus Böhmen an, welche fleißig mit beim Fällen des Holzes für den bevorſtehenden Bau Hand anlegten. —

In den letzten Tagen des Aprils erſchienen die landesfürſtlichen Abgeordneten an Ort und Stelle, um ſich mit den Localitäten bekannt zu machen, und am erſten im Mai ging dann die Vermeſſung der Stadt vor ſich, der Grundſtein zu derſelben wurde gelegt.

Mit raſtloſem Eifer wurde alsdann der Bau der Stadt begonnen; doch darf man ſich unter den Häuſern derſelben nichts anders denken, als kleine von Holz und Lehm erbauete Hütten, deren Anblick von der Armuth ihrer Beſitzer zeugte. Deshalb blieben viele dieſer Hütten unausgebaut, und noch im Jahre 1662 fand man Häuſer am **Markte**, die keine **Glasfenſter** hatten. — Demohngeachtet verlangte der fromme, religiöſe Sinn dieſer Exulanten nach dem evangeliſchen Gottesdienſte, und ſchon im Jahre 1654 hielt der erſte Pfarrer, **Polycarp Weber**, den Gottesdienſt im Gebäude des Hammerwerks Wittichsthal, bis endlich, nach namenloſen Anſtrengungen und Aufopferungen eine Kirche erbaut und eingeweiht werden konnte.

Die Zahl der Einwohner dieſer neuerbaueten Stadt wuchs unaufhörlich, ſo daß zehn Jahre nach jener kalten Nacht, wo die Auswanderung geſchah, eine Stadt mit zweitauſend Einwohnern in dieſer ſonſt unwirthbaren Wildniß daſtand, wo in der Kirche zwei Geiſtliche Arbeit vollauf hatten, und des Sonntags das Geläute der Glocken die Bewohner dieſer Stadt zum Gottesdienſte rief, wobei ſie ihrer eignen Ueberzeugung folgen durften, ohne Gewiſſenszwang.

Aber nicht allein hier am Faſtenberge, auch noch an andern Orten an der böhmiſchen Grenze ſtiegen, durch ſolche Auswanderungen hervorgerufen, neue Ortſchaften aus dem Nichts empor. Ueberall wanderten evangeliſche Böhmen nach Sachſen und andern proteſtantiſchen Ländern aus, und man kann wohl behaupten, daß Böhmen, was ſich ohnedem nur wenig von dem langen höchſt verderblichen Kriege bis jetzt hatte erholen können, durch dieſe Unduldſamkeit wohl mehr als hunderttauſend Menſchen verloren haben mag, welche dem gleichfalls ziemlich entvölkerten Sachſen ſehr zu ſtatten kamen. Dieſe Einwanderung wurde aber auch noch auf einer andern Seite ſegensreich für unſer Vaterland, indem ſie die zu jener Zeit in demſelben entſtehende Fabrikation der *blauen Farbe* (Schmalte) aus Kobalterz ungemein beförderte, und ſie zu der Höhe bringen half, auf der ſie gegenwärtig ſteht. (S. 7. Febr.)

4.

Durchbruch des großen Filzteichs bei Schneeberg.

Die Silberbergwerke zu Schneeberg breiteten ſich nach ihrer Entdeckung ſchnell weiter aus, ſo daß zehn Jahre nach dieſer Entdeckung ſchon eine bedeutende Waſſermaſſe zur Förderung der Kunſtgezeuge*) in dieſen Gruben nothwendig war, und daß ſie in trokkenen Sommern zuweilen Mangel daran leiden mußten. Dieſem abzuhelfen wurde ſchon 1483 bei dem Bergflecken Zſchorlau von den Planitzen ein Teich um 100 Fl. erkauft, erweitert, umdämmt, und nun zum Betriebe verſchiedener Gruben gebraucht. Dieſer Teich erweiterte ſich immer mehr, ſo daß im Jahre 1684, wo durch lange Dürre alle Waſſergräben vertrockneten, dennoch die Waſſerkünſte in mehreren Gruben, nur allein durch dieſen Teich, im Umtriebe erhalten wurden. — Als der Kurfürſt Friedrich Auguſt (der Starke) im Sommer 1708 das Erzgebirge bereiſete, ſah er auch dieſen Teich, den man wegen des bedeutenden Erdmoderlagers, das in ſpätern Zeiten als ein hochbedeutender Torfſtich benutzt worden iſt, und noch benutzt wird, den Filzteich nannte, und erkannte deſſen Wichtigkeit. Er gab alſo Befehl, denſelben zu erhalten, und es wurden nun von 1712 an in den Dämmen und Gerinnen die beſten Anſtalten getroffen, ſo daß dieſer Teich eine halbe deutſche Meile im Umfange hatte. —

---

*) d. h. der durch große Räder getriebenen Künſte, das in der Tiefe der Erde befindliche Waſſer herauszuheben; weil ohne dieſes Auspumpen dort kein Bergbau getrieben werden konnte. A. d. V.

Ueber Achtzig Jahre hatte nun dieſer Teich dem Bergbau wie der umliegenden Gegend gute Dienſte geleiſtet, als die ſtets wohlthätig geweſene große Waſſermaſſe des Teiches plötzlich zur Verderberin wurde. — Durch ein anhaltendes Thauwetter war jene Waſſerquantität ſo ungeheuer angewachſen, daß ſie am 4. Febr. 1783 den ſie umgebenden Damm in einer Breite von 30 bis 40 Ellen durchbrach*) und mit fürchterlichem Brauſen auf den nahen Bergflecken Zſchorlau und das Hammerwerk Auerhammer hinſtürzte. —

Man kennt die Gewalt eines ſolchen Waſſerſtroms, wenn er, entfeſſelt von den Banden, die ſeiner Macht Grenzen ſetzten, ſich über ſeine Umgebung herſtürzt und für ſie zum Verderber wird. So auch hier. — Vier Häuſer wurden ganz weggeſchwemmt und über dreißig andere entweder ganz eingeſtürzt, oder ſo beſchädigt, daß man ſie neu erbauen mußte. Desgleichen wurden einige Mühlen mitfortgeriſſen, oder doch ſehr beſchädigt. Das Traurigſte von Allem aber war: daß achtzehn Menſchen das höchſte aller Erdengüter, deſſen Verluſt nicht wieder erſetzt werden kann, das Leben, verloren. Kurz, es war jener Tag ein ſchreckensvoller Tag, und doch offenbarte ſich, auf einer andern Seite, auch Gottes väterliche Fürſorge an ihm. In einem Hauſe, an welchem die Fluth ebenfalls mit antraf, waren die Aufſchlagwaſſer*), aus dem Teiche hergeleitet, auf verſchiedene nahe Gruben vertheilt. Stürzte alſo das Waſſer in dieſes Haus, ſo mußten alle Bergleute, welche auf dieſen Gruben angefahren waren, ertrinken; allein es wurde dieſen dadurch das Leben gerettet, daß die Thür dieſes Hauſes durch die herandringenden Waſſerfluthen zugeſchoben, und mit angeſchwemmter Erde und großen Steinen dicht verrammelt wurde; ſo daß jene ſtarke Anzahl von Bergleuten das Leben wunderbar rettete.

---

*) Die Urſache dieſes Durchbruchs ſoll das unbekannt gebliebene Verfaulen des hölzernen Teichzapfengerinnes geweſen ſeyn, indem es die erſte anfänglich ganz kleine Oeffnung machte, nach welcher ſich das Waſſer hinzog, ſo daß nun der Durchbruch erfolgte. A. d. V.

Aber es gab auch dieſer Unglücksfall einen neuen Beweis von dem Geiſte der Wohlthätigkeit und des Eifers, den Nothleidenden hülfreich die chriſtliche Bruderhand zu bieten, welchen guten Geiſt unſerm Vaterlande Gott erhalten wolle für und für. — Denn es war kaum der unglückliche Tag vergangen, als man ſich vorerſt in der Nachbarſchaft bemühete, den verunglückten Zſchorlauern Beiſtand zu leiſten, und immer weiter breitete ſich dieſer Kreis aus. Der in der Geſchichte des Erzgebirges hochberühmte Landeshauptmann, Friedrich Ludwig Graf zu Solms, trat an die Spitze edler Männer, unter denen ſich der damalige Pfarrer zu Zſchorlau, *M.* Chriſt. Heinr. Schumann, beſonders auszeichnete, und leiteten die Hülfsanſtalten, um die Wunden allmälig wieder zu heilen, die durch dieſes Unglück geſchlagen worden waren. Ueberall öffneten wohlthätige Menſchenfreunde die milden Hände, (gleich als in unſern Tagen denen durch die Waſſerfluth verunglückten

---

*) Die Aufſchlagwaſſer treiben die großen Kunſträder oberſchlächtig um, und werden deshalb in Canälen in das Innere der Erde geleitet. A. d. V.

Brüdern in Plauen,) und ſo betrug die Summe der an den Pfarrer Schumann in kurzer Zeit eingegangenen Wohlthaten 3420 Thlr. — Gr. 2 Pf., welche, laut einer von ihm der Oeffentlichkeit übergebenen und vom Landeshauptmann ſo wie den obrigkeitlichen Behörden atteſtirten Berechnung, an die Theilhaber dieſes Unglücks vertheilt worden ſind. — In dieſer Liſte der Empfänger trifft man denn unter andern auch: „J. M. Maidorns hinterlaſſenes unmündiges Kind, welches Eltern, Geſchwiſter, Haus und Alles durch dieſe Fluth verlor." — Desgleichen gab, nach eben dieſer Liſte, die ſo tiefgebeugte Gemeine zu Zſchorlau, an die durch den Fortſturz dieſes Waſſers gleichfalls Verunglückten zu Aue und Auerhammer willig ſechzig Thaler ab, und fügte dieſem Geſchenk noch ein anderes, von „unmittelbar überſendeten Liebesgaben" bei, was dem allwiſſenden Vergelter gleichfalls nicht verborgen geblieben iſt. —

Um die Wiederkehr eines ſolchen Unglücks in der Zukunft zu verhüten, hat der Landesvater, Friedrich Auguſt, mit einem Aufwande von 17,000 Thlr. das ehemalige hölzerne Zapfengerinne mit einem von Granitblöcken vertauſcht, und durch mehrere in einem Hauſe auf dem Teichdamme befindliche Schützen, kann jeder allzuhohe Waſſerſtand ſogleich vermindert werden.

5.

Die Kurfürſtin Margaretha ſtirbt.

Dieſe Fürſtin kann man die eigentliche Stammmutter des ganzen Fürſtenhauſes Sachſen nennen; denn die Stammväter der noch jetzt blühenden Linien, Ernſt und Albrecht, waren die leiblichen Söhne derſelben. Sie war die Tochter des durch ſeine Stärke berühmten Herzogs in Oeſterreich, Ernſt, mit dem Zunamen der Eiſerne, und wurde am 23. Jun. 1432 mit dem Kurfürſten von Sachſen, Friedrich *II.*, den die Geſchichte den ſchönen Beinamen des Sanftmüthigen gegeben hat, vermählt. In dieſer Ehe, welche eine der glücklichſten Fürſtenehen war, wurde ſie Mutter von zehn Kindern, fünf Söhnen und fünf Töchtern, von welchen drei Söhne und eine Tochter ſchon in früher Jugend durch den Tod der Welt entnommen wurden, die beiden jüngſten Töchter aber ſich dem Kloſterleben widmeten, wo denn die ältere von ihnen, Margaretha, Aebtiſſin zu Seußlitz, und die andere, Hedwig, Aebtiſſin zu Quedlinburg wurde.

So glücklich auch Margarethens Ehe war, ſo kann man ihr doch das innigſte Mitleid nicht verſagen, wenn man ſich in die Lage denkt, in welcher dieſe Fürſtin als Mutter geweſen ſeyn muß, als ihre beiden einzig übergebliebenen Söhne, Ernſt und Albrecht, auf denen die Hoffnung des ganzen Hauſes ruhete, in der Nacht vom 7. auf den 8. Jul. 1455, von Kauffungen und ſeinen Begleitern vor den Augen der geängſtigten Mutter davongeführt wurden, und ihr Angſtruf: „Lieber Kunze! Thuet nicht ſo übel an mir und meinem Herrn! Laßt mir meine Kinder, und Eure Sachen ſollen noch gut werden!“ — keinen Eingang in den harten Herzen dieſer Männer fand. Als aber die entführten Kinder, durch die Macht des Gewiſſens und die Tapferkeit eines treuen Unterthanen, wieder in der Eltern Armen lagen, und dieſe mit den Geretteten und ihrem tapfern Retter, dem Köhler, zu dem Gnadenbilde nach Ebersdorf walleten, dort ein Dankfeſt feierten, dem Allmächtigen im feierlichen Hochamte, umgeben von einer Menge treuer Unterthanen, dankten, auch zum Gedächtniß für die kommende Zeit die Kleider ihrer Kinder, die ſie in dieſen Tagen der Angſt getragen, und den groben rußigen Kittel des treuen Köhlers in der Kirche aufhingen: da erhob ſich das gebeugte Mutterherz wieder zur Freude und ſie lebte nun als Gattin und Mutter, im Kreiſe ihrer Lieben, wieder froh und genoß des häuslichen Glückes von neuem. Dieſes Glück aber war ungeſtört bis zum 7. September 1464, wo ſie durch den zu Leipzig erfolgten ſchnellen Tod ihres Gemahls zur tiefbetrübten Wittwe wurde. —

Kurz zuvor hatte ſie die Freude, ihren Albrecht mit der böhmiſchen Königstochter Zedena oder Sidonia verlobt zu ſehen, und ſie vollendete die Erziehung dieſer Tochter mit mütterlicher Liebe, bis endlich nach fünf Jahren die Vermählung vollzogen wurde. Auch Ernſt hatte ſich bereits vermählt, und ſo lebte denn die Mutter Margaretha als eine glückliche Mutter, im Kreiſe ihrer Kinder und Enkel, geliebt von Allen bis zum 5. Febr. 1486, wo ſie von der Erde ſchied, nachdem ſie ein ziemlich hohes Alter erreicht hatte.

6.

Feigheit und ihre Strafe.

Immer näher rückte der König von Schweden dem Herzen von Deutſchland, und es hatten ſich die politiſchen Verhältniſſe ſo geſtaltet, daß den Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen keine andere Wahl blieb, als ſich für oder wider ihn zu erklären. Der erſtere ward durch das Erſcheinen der Schweden vor Berlin, und der andere durch das Einrücken Tilly's in Sachſen zum Anſchluß an den König bewogen.

Tilly war im Monat Auguſt mit ſeiner Macht in die Staaten des Kurfürſten von Sachſen eingefallen, hatte die auf ſeinem Marſche liegenden Städte mit Gewalt angegriffen, erobert und auf das feindſeligſte behandelt, dadurch aber gehofft, den Kurfürſten wieder von der ſchwediſchen Seite ab und auf die kaiſerliche zu ziehen. Dieſen Zweck verfehlte er aber ganz, und der Kurfürſt ſchloß ſich nur um ſo inniger an den König an.

Tilly rückte nun nach Leipzig vor, und erſchien am 3. Sept. 1631 mit 40,000 Mann zu Roß und Fuß vor dieſer Stadt, die von ſeinem Heere allenthalben umſchloſſen wurde. Noch am Abende dieſes Tages begann die Beſchießung der Stadt, und obgleich dieſelbe nur von den Bürgern und ſieben Fähnlein Defenſioner, und dem Obriſtlieutenant von der Pforta vertheidigt werden konnte; ſo beantworteten doch dieſe das Feuer der Kaiſerlichen auf das kräftigſte, und einer von Tilly's nächſter Umgebung wurde, dicht an deſſen Seite, erſchoſſen. — Nun wurde noch an demſelben Tage die Stadt unter den ſchrecklichſten Bedrohungen abermals aufgefordert, und es kam endlich am ſpäten Abende ein Accord zu Stande, nach welchem der Obriſtlieutenant von der Pforta mit ſechs Fahnen Defenſionern auszog, die Leipziger Fahne derſelben aber ſich auf die Pleißenburg begab, um ſich daſelbſt gegen feindliche Gewalt zu wehren. Kaum war die Stadt von ihrer Beſatzung verlaſſen, als die Kaiſerlichen an ihrer Stelle einzogen und die Wachen beſtellten.

Nun war nur noch die Pleißenburg zu erobern übrig, und die Kaiſerlichen bekamen ſie ſehr wohlfeilen Kaufes.

Tilly hielt am 6. September in einer Vorſtadt Leipzigs großen Kriegsrath, wo auf Pappenheims dringliches Anhalten eine Hauptſchlacht beſchloſſen, und ſofort Alles dazu veranſtaltet wurde, ſo daß noch am Abende deſſelben Tages das Marſchiren der entlegenſten Colonnen begann. Weil man aber die mit feindlichem Kriegsvolk beſetzte Pleißenburg, bei dem Beginnen einer Schlacht, nicht im Rücken liegen laſſen wollte, und die ziemlich ſtarke Beſatzung der Stadt beſſer in den Schlachtreihen nützen konnte: ſo wurde die Beſatzung am frühen Morgen durch die beiden kaiſerlichen General-Commiſſarien, Walmeroth und Ruppa aufgefordert, ſich ſofort zu übergeben, widrigenfalls aber werde die Stadt großer Beſchwerung unterliegen, und mehrere Tauſende von Kriegern wohl zu verpflegen haben, die das Schloß alles Ernſtes angreifen würden. Dieſe Aufforderung brachte der Rathsſyndikus in's Schloß, und endigte ſie mit den Worten: Es hätte der Rath ein ſolches zwar müſſen melden laſſen, weil die kaiſerlichen Commiſſarien ſolches verlangt hätten: allein der Herr Hauptmann werde nun am beſten wiſſen, was er verantworten könne. Und ſiehe da, der Herr Hauptmann Vopel glaubte es verantworten zu können, jene mit Truppen, Munition und Proviant wohlverſehene Burg auf die erſte Aufforderung zu übergeben; obgleich der Rathsſyndikus ihm den Abzug Tilly's und ſeines Heeres nicht verſchwiegen, und ihm die Nähe der Schweden und Sachſen berichtet haben wird, und übergab ſie. Der kaiſerliche Oberſte Wangler zog nun mit einigen Hunderten Oeſterreichern ein, und entwaffnete die Beſatzung, die aus dem Schloſſe gejagt wurde.

Der Ausgang der an dieſem Tage gelieferten Schlacht iſt bekannt, und wir werden dieſelbe im *V*. Bande dieſes Werkes zu ſchildern verſuchen. Als nun aber der Sieg über die Kaiſerlichen errungen war, zog der Kurfürſt Johann Georg mit ſeinen Sachſen ſofort vor Leipzig, eroberte dieſe Stadt, nebſt der Pleißenburg durch Capitulation, und die Kaiſerlichen zogen am 13. Sept. wieder aus, der in der Stadt gebliebene feige Vopel aber wurde zur Verantwortung gezogen, wußte ſich jedoch ſo gut auszureden, daß er mit Confiscation ſeines vor dem Petersthore gelegenen Gutes davon kam, und ſogar nach den von ihm gegebenen Verſicherungen eines beſſern Verhaltens für die Zukunft, die Commandantenſtelle in der Pleißenburg von neuem erhielt. Wie er aber dieſe Verſicherung gehalten habe, wollen wir nunmehr erzählen. —

Der kaiſerliche Feldherr Wallenſtein zog ſich im Herbſte des Jahres 1632, nachdem er während der beſten Sommermonate in ſeinem feſten Lager bei Nürnberg dem ſchwediſchen Heere kaum widerſtanden hatte, nach

Sachſen, und in der Gegend von Leipzig vereinigte ſich der Feldmarſchalllieutenant Holke mit ihm.

Schon am 18. October zeigten ſich die Kaiſerlichen vor Leipzig und forderten dieſe Stadt zur Uebergabe auf, und am folgenden Tage begannen die Feindſeligkeiten durch ein Scharmützel, bei welchem die Leipziger blos der ſtarken Uebermacht, nach einem tapfern Gefechte, wichen, und ſich ohne Verluſt wieder nach der Stadt zogen. So währeten die Feindſeligkeiten von beiden Seiten bis zum 22. Octbr. Abends fort, wo die Stadt mit dem kaiſerlichen General Holke eine Capitulation abſchloß, durch welche die Kaiſerlichen in Beſitz der Stadt Leipzig kamen, und nur die Pleißenburg war noch in den Händen der Sachſen. Indeſſen war ohne das Schloß dieſer Beſitz ein ſehr unſicherer, und man mußte daher ſuchen dieſen zu verbeſſern.

In der Pleißenburg befehligte der Held Vopel abermals, und es war alſo leicht vorauszuſehen, daß es keiner langen Belagerung bedürfen werde, um dieſe Burg zu erobern, wenn man nur irgend ernſtliche Anſtalten mache. Ohngeachtet alſo die Beſatzung die Nacht hindurch viel Pulver vergeblich verplatzte, und in die Finſterniß hineinſchoß, blos um zu zeigen, daß ſie noch lebe und geſund ſey; ſo ſchreckte dieſes die Kaiſerlichen doch ſo wenig von Angriffen ab, daß ſie am folgenden Tage aus vier halben Karthaunen die Feſtung tüchtig beſchoſſen, ſo daß die Schießlöcher und Bruſtwehren ganz verderbt wurden, und ſich in der Burg Niemand mehr ſehen laſſen durfte. Das war ſchon ſchlimm, und noch übler wurde es dem Schloßhauptmann Vopel zu Muthe, als ein Trommelſchläger der Feinde vor dem Thore der Burg erſchien, welcher in einem an den Schloßhauptmann gerichteten Schreiben die fürchterlichſten Drohungen für die Beſatzung mitbrachte, z. B. man werde die Weiber und Kinder der Männer, welche das Schloß vertheidigten, herbeiführen, vor das Geſchütz ſtellen, und wo die Gefahr am größten ſey, zum Schanzen zwingen, und dann die Weiber erſt ſchänden, dann aber in Stücken hauen ꝛc. Ja nach der Eroberung würde man die Beſatzung niederhauen, und den Hauptmann, andern zum Exempel, über die Mauer heraushenken. —

Das war denn doch zu viel für einen Mann, der ſein Leben lieb hat, und ein ſolcher war der Herr Hauptmann Vopel bekanntlich im hohen Grade. Er erwog alſo, daß Holke als der Mann bekannt ſey, der ſolche Drohungen nicht als leeren Schall verhallen laſſe, ſondern gar wohl ſo barbariſch, als er gedroht, zu handeln vermöge. Alſo übergab er noch an dieſem Tage, blos aus Menſchenliebe, und um die Unſchuldigen nicht in ſolche Gefahr zu bringen, die Feſtung, und zog mit ſeiner Beſatzung in die Stadt, nach dem Markte. Hier wurde ſie entwaffnet, das Tuch von ihren Fahnen geriſſen, und den Entwaffneten Geld geboten, ſie für den Dienſt des Kaiſers zu gewinnen, welches jedoch nur bei Wenigen gelang.

Nach der Schlacht bei Lützen eroberten die Sachſen unter ihrem Kurfürſten die Stadt Leipzig, ſo wie nach einer kurzen Belagerung auch die Pleißenburg. — Doch über den geweſenen, ſo menſchenfreundlichen Schloßhauptmann erging nun ein ſtrenges Gericht. Gleich nach der Eroberung der Stadt wurde er verhaftet, und im Januar 1633 durch den

General-Profoß in Ketten nach Dresden geholt, wo ihm der Prozeß gemacht, und er am 6. Februar zum Lohn für ſeine unerkannte Menſchenliebe enthauptet wurde.

7.

Der ſächſiſche Kobalt-Bergbau kommt in Aufnahme, und ruft die Blaufarbenwerke in's Daſeyn.

Als die Schneeberger Silbergruben im höchſten Flore ſich befanden, und eine faſt unglaubliche Menge des feinſten Silbers lieferten, achtete man der andern geringern Metalle wenig, und der beigefügten Halbmetalle, oder anderer Bergarten gar nicht. Unter dieſen Halbmetallen die ſo wenig oder nichts geachtet wurden, befand ſich der für den Bergbau unſerer Zeit ſo hochwichtige Kobalt, welcher ſchon am Ende des *XV.* Jahrhunderts in den Schneeberger Gruben, ſo wie in denen des Schreckenbergs gefunden wurde; man ſah aber ſein Vorkommen nicht gern, ſondern hielt ihn für einen Räuber des Silbers, an deſſen Stelle lieber ſolches beſſere Metall ſtehen ſolle, und wo dieſes fehlte, oder ein Silbergang ſich abſchnitt, da war der Silberräuber Schuld daran, und man gab ihm auch, aus eben dieſem Grunde, den von böſen Geiſtern abgeleiteten Namen Kobalt oder Kobold, in welchen man den anfänglichen Namen dieſes Minerals: Wißmuth-Graupen, verwandelte.

Als nun das reiche Silberausbringen ſich in der Mitte des XVI. Jahrhunderts ungemein verminderte, entdeckte man den Nutzen dieſes ſo verachteten Silberräubers, und zwar, wie bei vielen andern Erfindungen, durch einen ſcheinbaren Zufall. Chriſtoph Schürer, ein böhmiſcher Glasmacher, hatte in der Eulenhütte bei Neudeck in Böhmen eine Glasfabrik angelegt, deren Producte auch ſtark nach Sachſen giengen. — Einſt war Schürer in Schneeberg, ſah dieſes ſo verachtete Mineral auf den Halden liegen, denn man warf es mit der uns ſchon bekannten Verachtung dahin; er nahm alſo eine Partie mit heim, verſuchte es zu ſchmelzen, und es gelang. — Nun verſuchte Schürer dieſes Geſchmolzene, oder vielmehr das Mineral überhaupt, bei ſeiner Fabrikation als Grundmaterial anzuwenden. Manche Verſuche mögen dabei mißlungen ſeyn; doch als er endlich Aſche, Sand, Salz und andere zur Glaserzeugung gehörige Materialien mit demſelben vermiſchte und verſchmolz: ſo hatte er die Freude, hierdurch ein ſchönes dunkelblaues Glas entſtanden zu ſehen. — Nun war der Grund zu der nützlichen Erfindung gelegt, welche in ſpätern Zeiten unſerm Vaterlande ſchon ſo viele Millionen vom Auslande zuwendete, und in den inländiſchen Geld-Umlauf brachte, auch Tauſenden Arbeit und Nahrung gewährte.

Schürer ſuchte nun ſeine Erfindung möglichſt zu benutzen, blieb aber nicht bei dieſer Glasproduction ſtehen, ſondern dachte der Sache weiter nach, machte Verſuche, und erfand endlich eine blaue Farbe, die er jedoch nur für die Töpfer geeignet hielt. —

Obgleich Schürer nicht viel Schachteln ſolcher Farbe gemacht haben mag, ſo kam doch eine derſelben nach Nürnberg, wo einige anweſende Holländer ſie zu Geſicht bekamen. Dieſe berechneten als Kaufleute, daß an dieſer Farbe daheim im Vaterlande viel zu gewinnen ſey, und forſchten nun eifrig darnach, wo dieſelbe gemacht werde. Endlich erfuhren ſie es, und reiſten nun nach Neudeck zu Schürern, dem ſie ſein Geheimniß abzufragen ſuchten. Doch derſelbe war klug, und dieſe Herren erfuhren alſo wenig oder gar nichts von ihm. Nun ſchlugen ſie einen andern Weg ein, um zu ihrem Ziele zu gelangen, und bewogen dieſen Mann, durch große Verſprechungen, nach Magdeburg zu ziehen, und dort dieſe Farbe aus Schneeberger Kobalterz zu bereiten. Schürer ließ ſich auch verleiten, dieſen Ruf anzunehmen, und arbeitete nun mit Glück in dieſer Fabrik. Da es aber nicht umgangen werden konnte, daß ihm ſeine holländiſchen Principalen die Vortheile nicht hätten ablernen ſollen, beſonders da ſie ſehr aufmerkſam waren, ſo ſchickten ſie Schürern wieder heim, als ſie wußten, was ſie wiſſen wollten; und erbaueten nun in ihrem Vaterlande einige ſolche Farbemühlen, wie man dazumal dieſe Maſchinen nannte, das Grundmaterial hierzu mußten ſie aber aus Schneeberg beziehen, weil man ohne daſſelbe keine Farbe machen konnte.

Schürer bauete nun eine Mühle zu dieſer Fabrikation in Neudeck, die Anfangs nur Schwungräder hatte, aber bald mit Waſſerrädern vertauſcht werden mußte.

Dieß Alles ſcheint in den Jahren von 1560 an geſchehen zu ſeyn; es gab aber dazumal noch keine ſolchen Farbemühlen in Sachſen, ſondern es ging das Kobalterz entweder nach Neudeck zu Schürern, oder nach Holland an die dortigen acht Farbemühlen; doch mußte das Erz vorher geröſtet werden, ehe man es in die Fäßchen zur weiteren Verarbeitung ſpündete. Die von Schürern bereitete blaue Farbe wurde damals der Centner mit ſieben Thalern zwölf Groſchen, die in Holland gefertigte aber dort mit funfzig bis ſechzig Gulden bezahlt; doch war ſie lange nicht ſo ſchön, als jetzt, wo die ſächſiſche blaue Farbe, auch Schmalte oder Smalte genannt, den Vorzug vor allen andern behauptet, und auf dieſe Weiſe auch ferner behaupten wird.

Bis in's *XVII.* Jahrhundert wurden die Kobalterze, auf deren Gewinnung man jetzt großen Fleiß verwendete, und ſelbige unter die Oberaufſicht des Bergamts gab, ja ſogar beſondere Kobalt-Inſpektores*) anſtellte, von denen der im Jahre 1655 verordnete Johann Freyſtein der Erſte war, nicht nach Centnern in der Förderung berechnet, ſondern nach Kübeln, bis 1642, wo die Berechnung nach Centnern anging. —

Um in die Kobaltförderung eine gewiſſe Ordnung zu bringen, hat man den Kobaltbergbau in ein Privilegium verwandelt, welches von zehn Jahren zu zehn Jahren erneuert wurde, und den Namen von Contracten erhielt.

---

*) Die Inſtruktion dieſes Beamteten lautet dahin: auf die Kobalte, ſo wohl in den Gruben als in den Kammern und Pochwerken, und auf das Röſten, Scheiden, Pochen und Stoßen derſelben, wohl Acht zu haben, das Probiren nebſt dem Guardein zu beſorgen ꝛc., vorzüglich aber darüber zu wachen, daß kein Kobalt ausgeführt werde u. ſ. w.

A. d. V.

Man findet in der Chronik Hans Jeniſch und Hans Harrer als die Erſten, welchen vom Kurfürſten Auguſt, im Jahre 1575 der Aufkauf und die Aufbereitung der Wißmuthgraupen und der Kobalte auf zehn Jahre privilegiret wurde, nachdem ſie vorher am 7. Febr. d. g. J. darum ſuppliziret hatten. Hierdurch erhielten ſie den Alleinhandel mit Kobalt, und dieſer mag ſehr einträglich geweſen ſeyn, bis endlich der Kurfürſt Chriſtian *II.* dieſes wieder aufhob und eine Kobaltkammer errichtete, an welche alle Kobalterze geliefert werden mußten, wodurch es gewiſſermaßen ein kurfürſtliches Regale wurde. — Als dieſer Kurfürſt (1611) ſtarb, überließ ſein Bruder und Nachfolger, Johann Georg *I.*, dieſes Privilegium ſeinem Kammer- und Bergrathe von Brandenſtein erb- und eigenthümlich. Dieſer aber hatte ſo großen Verluſt dabei, daß er es wieder zurückgab.

Bisher war alſo der Kobalt geröſtet nach dem Auslande geführt worden, — wie in manchen Ländern die Wolle, der Flachs ꝛc. — Dort verarbeitete man ihn und kaufte dann in Sachſen die blaue Farbe für gutes Geld von den Ausländern. — Dies war viele Jahre ſo fortgegangen, und im Auslande hatte man eben ſo lange Gelegenheit gehabt, ſich über die verblendeten Sachſen deshalb luſtig zu machen. Endlich gerieth man doch noch auf den rechten Gedanken: dieſen Kobalt im Lande ſelbſt zu verarbeiten und zum großen Vortheil für Sachſen zu benutzen. — Um dieſe Idee in die Wirklichkeit übergehen zu laſſen, ließ der Kurfürſt zwei Farbenarbeiter aus Holland kommen, und ein Farbenwerk anlegen, wobei er tauſend Gülden Verlag als Betriebs-Capital anwendete, und dieſes Werk ſcheint das am Jugel geweſen zu ſeyn. — Bald lernte Johann Burkhardt, ein reicher Fundgrübner und Stadtrichter zu Schneeberg, den holländiſchen Farbenarbeitern die Bereitung der Schmalte ab, ließ alsdann in dem böhmiſchen Städtchen Platten dieſelbe aus Schneeberger Kobalt verfertigen, und hatte großen Gewinn dabei.

Dieſes Farbenwerk in Platten war bereits 1611 durch Lorenz Bergkau, einen Apotheker aus Magdeburg, begründet worden, und derſelbe hatte großen Gewinn daran gehabt. Dies reizte mehrere: ſo daß ſich in der Mitte des *XVII.* Jahrhunderts daſelbſt Eilf Farbenmühlen befanden, die das Grundmaterial ihrer Production, den Kobalt, aus Schneeberg bezogen. Da erſchien plötzlich ein kurfürſtliches Verbot der Ausfuhr des Kobalts in's Ausland, welches im Jahre 1683 bis auf 500 Thaler Geld oder nach Gelegenheit Leib- und Lebensſtrafe erhöhet wurde. Hierdurch wurde die böhmiſche Fabrikation der Schmalte gelähmt, und Bergkau verkaufte nunmehr ſeine Farbmühle an Martin Peßler, dieſer aber an Johann Burkhardt, der ſie durch Peßlern ſo lange verwalten ließ, bis er ſein eignes Werk in Schlema vollendet hatte.

Nun beginnt die Periode, in welcher die ſächſiſchen Blaufarben-Werke, die noch vorhanden ſind, den eigentlichen Anfang nahmen; denn ſchon hatte Veit Hans Schnorr, ein Handelsmann zu Schneeberg, im Jahre 1635 ein ſolches Werk ohnweit dem Dorfe Pfannenſtiel auf Schönburgiſchem Grund und Boden angelegt, und das kurfürſtliche Privilegium i. J. 1642 erhalten. Dieſes beſteht auch jetzt noch, unter dem Namen Pfannenſtieler-Blaufarbenwerk.

Als Burkhardt 1644 ſein Werk zu Schlema fertig hatte, verlegte er ſeine Fabrikation von Platten hieher, und im Jahre 1649 legte Erasmus Schindler aus Schneeberg ein ſolches Farbenwerk bei Ulbernau an der Mulde an, welches jetzt noch beſteht.

Paul Nordhof, ein geborner Friesländer, befand ſich 1638 auf der ſogenannten Zwittermühle in Platten, und übertraf an Kenntniß alle ſeine Mitarbeiter, ſo daß dieſes Werk die meiſte Farbe abſetzte. Dieß erregte Neid, und Nordhof wurde, weil er ein Proteſtant war, aus Böhmen vertrieben. Er kam zu Schnorr, dem Beſitzer des Pfannenſtieler Werkes, und arbeitete zehn Jahre lang bei ihm. — Dann wurde er mit einem Kaufmann, Sebaſtian Oehme bekannt. Dieſer hatte bisher viel Antheil am Handel mit Kobalt und blauen Farben, und wünſchte nun ſelbſt ein dergleichen Werk zu beſitzen. Nordhof erbauete alſo ein ſolches auf Oehme's Koſten, an der Sehma, nahe bei Annaberg, welches den andern Werken viel Nachtheil zufügte, da dieſer geniale Mann an ſeiner Spitze ſtand, der 10,000 Thaler Vorſchuß in Händen hatte, die in dem Annaberger Bergrevier gewonnenen Kobalte benutzte, und ſeiner Farbe vielen Abgang zu verſchaffen wußte. Zwar legten ihm Neid und Mißgunſt viele Hinderniſſe in den Weg; doch Nordhof überwand ſie alle*), obgleich die Farbe im Preiſe ſank, und die andern Werke ſich durch Impuls ebenfalls angetrieben fühlten, viel und gute Farbe zu fertigen. —

---

*) Es iſt zu beklagen, daß man von dieſem genialen Manne

Nordhof ſtarb, und nach ſeinem Ableben verlegte man (1684) das von ihm erbauete Farbenwerk nach Zſchopenthal, ohnweit Zſchopau, wo es noch beſteht.

Der uns nun ſchon bekannte Johann Burkhardt vermachte (1651) in ſeinem Teſtamente dem damaligen Kurprinzen und nachmaligen Kurfürſten, Johann Georg *II.*, ſein Blaufarbenwerk in Schlema, und dieſer verlegte nun ſein eignes von Jugel dahin, wo es mit dem Schlemaer zu einem Doppelwerke vereiniget wurde.

Alle fünf Werke werden gegenwärtig durch nahe an 1000 Menſchen betrieben und auf gemeinſchaftliche Koſten verwaltet,*) verzinſen ſich (nach Engelhardt) auf 1¼ Millionen Thaler, haben das ausſchließende Privilegium auf allen ſächſiſchen Kobalt, zogen von 1751 bis 1815 über 17 Millionen Thaler fremdes Geld in den inländiſchen Geldumlauf, und liefern jährlich noch 18,000 Centner Farbe oder Smalte.

Dies wäre alſo die kurze Geſchichte eines ſo wichtigen Theiles des vaterländiſchen Gewerbfleißes, der aus einem Material hervorging, welches man, als gänzlich unnütz, ja ſelbſt ſchädlich, mit Verachtung hinwarf. — Sollte es nicht noch andere Dinge geben, die man jetzt gleichfalls

---

keine ausführliche Biographie hat, ja daß nicht einmal die Zeit ſeines Todes genau und öffentlich bekannt iſt.

A. d. V.

*) Das gemeinſchaftliche Lager iſt in Leipzig, wo es durch ein dazu beſtimmtes Handelshaus in die Bahn des Handels tritt.

A. d. V.

nicht geachtet, ob ſie gleich ſegensreich für das Vaterland durch geſchickte Benuzzung werden könnten? —

8.

Die Herzogin von Sachſen Eliſabeth, ſtirbt bei ihrem Gemahl in der Gefangenſchaft, am 8. Febr. 1594.

Gotha war erobert, und der Herzog Johann Friedrich hatte am 15. April 1567 ſeine Reſidenz verlaſſen, um dieſe, ſo wie ſein Land nie wieder zu ſehen, ſondern nach acht und zwanzig Jahren, als des Kaiſers Gefangener, in harter Gefangenſchaft zu ſterben. (S. 9. Mai.)

Johann Friedrich hatte ſehr viel, aber doch nicht Alles verloren; denn ſeine Eliſabeth, dieſes Muſter eines treuen, wackern Weibes war ihm geblieben. — Anfänglich zog ſie nicht mit ihm in die Gefangenſchaft, ſondern wendete die Freiheit, in der ſie lebte, dazu an, um ihren geliebten Gemahl wieder aus dem Gefängniß zu befreien. Sie wendete ſich mit einem eigenhändigen Bittſchreiben vorerſt an den Kaiſer, bat und flehete, und ſechzehn Reichsſtände vereinigten ihre Bitten mit der ihrigen, bekamen aber zur Antwort: „Herzog Johann Friedrich ſey von ihm diesmal gewarnt worden, als ſey er ſein, des Kaiſers leiblicher Sohn, habe aber dennoch in ſeinem

Ungehorſam freventlich beharret, und dadurch Kaiſer und Reich in große Angſt und Gefahr geſetzet; auch hätte man auf dem Grimmenſteine Papiere gefunden, die das Verbrechen des Herzogs viel größer darſtellten, als es bekannt geworden ſey." — Alſo rund abgeſchlagen.

Nun wendete ſich die treue Gemahlin an den Kurfürſten **Auguſt** und ſeine **Anna**, mit einem ſelbſt geſchriebenen herzbrechenden Bittſchreiben. Ein Stein hätte ſich erbarmen mögen, und dennoch geſchah nichts auf dieſes Bittſchreiben. Trugen die auf dem Grimmenſteine gefundenen Papiere die Schuld von dieſer Härte? — —

Ein tüchtiger Geſchäftsmann, der *D.* **Fehlin** ward nach Wien geſchickt, mit Fürbitten von faſt allen Reichsfürſten und Reichsfürſtinnen verſehen; ſo daß man hätte glauben ſollen, es könne auf dieſe Weiſe nicht fehlen, und doch war die ganze Frucht dieſer Sendung leere Verſicherungen von Theilnahme und Gnade nebſt einigen Stücken türkiſchen Seidenzeug. — Demohngeachtet ließ die treue **Eliſabeth** nicht ab, den Kaiſer mit Bitten und Vorſtellungen zu beſtürmen; ja ſie that ihm 1569 zu Heidelberg perſönlich einen Fußfall. Der Kaiſer aber war und blieb hart wie ein Stein. —

Selbſt der Reichstag von 1570, wo **Johann Friedrichs** Sache zur Sprache gebracht und ſich ernſtlich für ihn verwendet wurde, konnte dieſem Unglücklichen nichts weiter helfen, als ein etwas leidlicheres Gefängniß und der treuen Gemahlin die Erlaubniß, den Geliebten im Gefängniß zu beſuchen, was ſie denn auch that, als ſie ſah, daß keine Verwendung etwas half. — Die Fürſtin machte ſich deshalb am 16. Jun. 1572 auf den Weg nach Wien, und verſuchte es nun, da alle ſchriftliche Vorſtellungen und Verwendungen ohne Frucht und Nutzen geblieben waren, mit mündlichen Bitten bei dem Kaiſer und ſeiner Gemahlin, und als auch dieſe ohne Nutzen waren, ſo eilte nun die treue Gemahlin in die Arme ihres unglücklichen Gemahls nach Neuſtadt, um ihm durch ihre Gegenwart und liebreiche Tröſtungen ſeine Gefangenſchaft zu erleichtern. Nun ſahen ſich die Gatten nach einer fünfjährigen Trennung wieder und umfingen ſich in herzlicher Freude. Und als Johann Friedrich hörte, was ſeine Eliſabeth für ihn gethan, um ihn aus der Gefangenſchaft zu befreien und ihm wieder zum Genuß der goldnen Freiheit zu verhelfen: da pries der Gefangene Gott, daß er ihm ein ſolches Weib gegeben habe, und drückte ſie feſter an ſeine Bruſt. So findet der Unglückliche, ſelbſt mitten in ſeinen Leiden, auch Stunden der Freude, durch die Barmherzigkeit des allgütigen Vaters im Himmel. Zwar wußte Eliſabeth dem geliebten Gatten wenig Erfreuliches von den Früchten ihres redlichen Mühens zu erzählen; aber was kümmerte das ihn, hatte er doch ſeine geliebte Eliſabeth wieder, durfte nicht mehr mit der freudenleeren Einſamkeit ringen und ſeine Gefangenſchaft erſchien ihm nun um viel weniger hart. — Zwar hatte ſie nur die Vergünſtigung vom Kaiſer erhalten, einige Monate bei ihrem Gemahl bleiben zu dürfen; aber die vereinten Bitten der beiden Gatten drangen doch dem Kaiſer zu Herzen, und er gab den Befehl, daß ſie beiſammen bleiben durften. Und Eliſabeth, eine geborne Fürſtin, ſchuldlos und frei, blieb nunmehr bis an ihres Lebens Ende, aus freiem Willen eine Gefangene und Theilnehmerin des Schickſals ihres Gatten, den ſie freundlich tröſtete, wenn er über die ihm widerfahrende Härte, von der er fortwährend neue Proben hatte, zuweilen mißmuthig wurde und ſich beklagte: las ihm täglich aus der Bibel vor, und war nun zwei und zwanzig Jahre lang an ſeiner Seite, theilte auch alle ſeine Leiden und Freuden mit ihm. — Leiden waren zwar das tägliche Loos dieſer fürſtlichen Gefangenen, und ſie wurden auf mancherlei Weiſe noch ohne Noth erhöh't: denn die katholiſche Cleriſey machte den Gottesdienſt, den der gefangene Herzog durch den bei ihm lebenden Prediger halten ließ, zum Gegenſtand ihrer intoleranten Neckereien, und die fürſtlichen Gatten bekümmerten ſich nicht wenig deshalb. Ferner mußten ſie die kaiſerliche Burg in Neuſtadt mit dem daſigen Zeughauſe vertauſchen, wo ihr Aufenthaltsort ſo feucht war, daß der Herzog davon erkrankte, weshalb nunmehr des Herzogs älteſter Sohn, der Herzog Johann Ernſt den Kaiſer um Gotteswillen und dennoch vergeblich bat, ſeinen alten und kranken Vater aus der langen Haft zu entlaſſen. — — Gleich im Anfange, als die Gatten wieder vereint waren, und ſich dieſer Wiedervereinigung freueten, erlitt ihre Freude einen harten Stoß, als ſie die Botſchaft vom Tode ihres Sohnes Friedrich erfuhren, der in Eiſenberg unter der Aufſicht des Raths von Pöllnitz erzogen wurde. — Und ſo gab's der Leiden noch mehrere, außer der harten Gefangenſchaft, und unter dieſen war der beſtändige Geldmangel keins der geringſten, ſo daß die fürſtlichen Gatten oft an dem Noth litten, was in ihrem Stande als Unentbehrlichkeit geachtet wird.

Aber ſie hatten auch ſtille Freuden in ihrer Haft, denn die Hoffnung, dieſe herrliche Tröſterin im Unglück, ließ zuweilen ihre goldnen Strahlen auch in dieſen düſtern Kerker fallen, und zeigte ihnen die Freiheit im Spiegel der Möglichkeit. Zuerſt im Jahre 1573, als der Kaiſer die beiden Prinzen Johann Friedrichs mit dem Lande ihres Vaters belehnte. Dann wieder 1576, als der Kaiſer Maximilian *II.* ſtarb, und ſein Erſtgeborner Rudolph *II.*, der mehr Mitleid, als ſein Vater, mit Johann Friedrichs traurigem Schickſale gezeigt hatte, die deutſche Kaiſerkrone erhielt. — Mehr noch zeigte ſich dieſe Hoffnung, als der unerbittliche Kurfürſt August, 1586, plötzlich aus der Welt ging: doch jedesmal wandte ſie den Rücken wieder, wenn ſie zum Ergreifen nahe war, und wurde zum Trugbilde. — Doch dieſes war ſie nicht immer; denn als im Jahre 1591 die fürſtlichen Brüder, Johann Ernſt und Johann Caſimir ihre alten Eltern im Gefängniſſe beſuchten, da wurde der Tag ihres Erſcheinens zum Tage der Wonnethränen. Der erſtere brachte ſeine Braut, die Gräfin Eliſabeth von Mannsfeld mit ſich, und im Gefängniß der fürſtlichen Eltern erhielt der Bund ihrer Herzen die Beſtätigung der Kirche, obgleich in einem Kerker. Der Prediger, welcher ſeinem Herrn in das Gefängniß gefolgt war, um ihn, in muſterhafter Treue, durch den Troſt des Evangelii in den Stunden der Betrübniß wieder aufzurichten und den geſunkenen Muth zu erheben, ſegnete ſie im Namen Gottes, und die Eltern prieſen den Allgütigen, daß er ſie dieſen glückſeligen Tag habe erleben laſſen. — Als aber endlich die Eltern und Kinder ſcheiden mußten, weil dieſe wieder zurückkehrten in das Vaterland, da verwandelte ſich jene Freude in Stunden bitterer Thränen: denn es ſchieden ja dieſe Lieben für die noch übrige Dauer des irdiſchen Lebens. Sie ſahen ſich hienieden nicht wieder. —

Im Vaterlande wieder angekommen, begannen die Bitten der beiden Söhne für ihren Vater auf's Neue. Zwar gelang es nicht, ihm die Freiheit zu erwirken, ſie erhielten jedoch wenigſtens ſo viel, daß der Gefangene an der Seite ſeiner Gemahlin täglich einige Stunden ſpazieren fahren durfte; doch hatte er den kaiſerlichen Commiſſar und den Garde-Hauptmann mit einigen Trabanten zu Begleitern.

So hatte Eliſabeth bereits das fünfundfunfzigſte Lebensjahre angetreten, als ſie am Ziele ſtand, und der Herr des Lebens und des Todes zu ihr ſprach: „Es iſt genug des Leidens, das Du erduldet, und der Treue, die Du geübt. Gehe ein zur ewigen Himmelsfreude!“ — Eliſabeth erkrankte, und am 8. Februar 1594 ſchwang ſich ihre unſterbliche Seele auf in die Regionen des himmliſchen Lohns. Ausgekämpft hatte ſie den langen Kampf und geleert den bittern Kelch des irdiſchen Leidens bis auf den Grund. Ihre lange Prüfung war zu Ende; allein für ihren nun ganz verlaſſenen Gemahl war dieſer Schlag der härteſte, den man ſich denken kann, da er nun ganz einſam war, und außer ſeinem Beichtvater Niemand hatte, der ihn in den Stunden der Betrübniß ſo liebreich tröſten und aufrichten konnte, als die nun Heimgegangene. —

Aber es wurde ihm noch ein anderes ſchweres Leiden bereitet. Es hatte der Kaiſer einen Krieg mit den Türken, und dieſe waren, eben zu dieſer Zeit, bis auf funfzehn Meilen von Neuſtadt vorgedrungen, ſo daß man den fürſtlichen Gefangenen hier nicht mehr ſicher hielt, und ihn deßhalb nach Steyer, tiefer in Oeſterreich, fortſchaffte; wo man ihm dabei nicht allein das Mitnehmen der ihm ſo theuern Leiche verſagte, ſondern ſie auch den Wucherern in Neuſtadt, welche ſich Johann Friedrichs Geldverlegenheiten bis zur Ungebühr zu Nutze gemacht hatten, zum Pfande überließ, welches ſie nicht eher herausgeben wollten, bis ſie auch den letzten Heller ihrer Forderungen erhalten hätten. Doch der Herzog hatte bereits ſeinen beiden Söhnen den Tod ihrer Mutter gemeldet, und was man ſich gegen ihren Leichnam erlaubt habe; da ſchrieb der Herzog Johann Caſimir einen Brief, voll der bitterſten Vorwürfe an den kaiſerlichen Ober-Commiſſar, über dieſes unziemliche Benehmen, und erinnerte ihn an ſeiner Eltern fürſtlichen Stand, auch daß durch dieſes Benehmen ſich die ſämmtlichen Reichsfürſten und ihre Gemahlinnen hochbeleidigt fühlen müßten. Dieſer Brief blieb auch nicht ohne Beachtung; denn Eliſabeths Leichnam ward nicht allein ſofort frei gegeben, ſondern auch ihrem im Leben gehabten Range gemäß behandelt. Ein Bittſchreiben aber, welches der Herzog Johann Friedrich an den Kaiſer ſendete, und worin er demüthig bat, ihm zu erlauben, daß er ſeiner herzlieben ſeligen Gemahlin, welche ſo lange Zeit bei ihm in der Cuſtodie verharret, alles Creutz, Jammer, Angſt und Noth mit großer Geduld bei ihm ausgehalten, und auch endlich ihr Leben bei ihm ſeliglich beſchloſſen, das Geleite zur letzten Ruheſtätte zu geben, blieb unerhört, und dieſe ſo billige Bitte wurde, wie ſchon ſo viele frühere, nicht gewährt, und Johann Friedrich mußte ſich alſo von dem ihm ſo theuern Leichnam trennen, ohne ihm das Geleite geben zu dürfen.

Der Herzog Johann Caſimir hatte, in Gemeinſchaft ſeines Bruders, Johann Ernſt, eine Geſandtſchaft nach Neuſtadt abgeordnet, um den einbalſamirten Leichnam Eliſabeths abzuholen und nach Coburg in ſeine Ruheſtätte zu bringen, wo er denn am 15. Dec. (1594) anlangte. — Eliſabeth war wegen ihres muſterhaften Benehmens gegen ihren Gemahl und ihrer Ausdauer bei ihm, allgemein der Gegenſtand hoher Verehrung geworden, und wenn man einem Neuvermählten Glück zu ſeiner Gattin wünſchen wollte, ſagte man: „Sie werde wie Eliſabeth von Sachſen.“ — Auf dem langen Wege von Neuſtadt bis Coburg ward der Anblick des Sarges auf dem Leichenwagen überall ein Gegenſtand der Segnungen, und an jedem Orte drängte man ſich, dieſen Anblick zu haben. Und als endlich der Sarg in Coburg ſelbſt anlangte, kamen die treuen Unterthanen herbei, die hochverehrte Mutter Eliſabeth noch einmal zu ſehen, bis ſie endlich am 30. December in der Hauptkirche zu St. Moritz mit fürſtlicher Pracht in die Gruft geſenkt wurde. Dort hat ſich ihr Leichnam ſchon längſt in Staub und Aſche aufgelöſt, die Geſchichte aber, dieſe unbeſtechliche Richterin, hat dieſer trefflichen Frau ein herrliches Denkmal geſetzt, und ihr Andenken wird dadurch immerdar in Segen bleiben.

9.

Der Markgraf Dietrich *III.* von der Lauſitz.

Als der Markgraf Conrad von Meißen den Entſchluß gefaßt hatte, herabzuſteigen von ſeinem Fürſtenthron, und ſein Leben in dem von ihm geſtifteten Kloſter auf dem Petersberge bei Halle zu beſchließen, verordnete er in ſeinem letzten Willen, daß ſeine fünf Söhne ſich in die hinterlaſſenen väterlichen Länder theilen ſollten, wo denn unter andern ſein zweiter Sohn Dietrich die Lauſitz zugetheilt bekam.

Die Geſchichte meldet wenig von ſeinem Regentenleben, und die Stiftung des reichen Kloſters zu Dobrilugk, nebſt der Erbauung der Burgen (nachmaligen Städte) Landsberg und Schilda ſind faſt die einzigen hieher gehörigen Thaten, die uns die Geſchichte, bis zu ſeinem am 9. Febr. 1158 erfolgten Ableben aufgezeichnet hat, und die daher auf uns, die Genoſſen einer weit ſpätern Zeit gekommen ſind; merkwürdiger aber iſt folgende Thatſache, die es bezeugt, daß es dieſem Fürſten keinesweges an Heldenſinn und Charakterſtärke fehlte. —

In der Mitte des *XII.* Jahrhunderts gab es auf einmal zwei Päpſte, Viktor *IV.*, und Alexander *III.*, welche von zwei Parteien der Cardinäle zugleich erwählt worden waren. Jeder hielt ſich für rechtmäßig und that den andern in den Bann. Dieſes Schisma auszugleichen, ſchrieb der Kaiſer Friedrich *I.* (der Rothbart) eine Kirchenverſammlung aus, welche ſich (1159) zu Pavia verſammeln ſollte, um dieſe

Streitigkeit auszugleichen, weshalb auch die beiden Päpſte ebenfalls vor dieſe Verſammlung geladen wurden. Der Papſt Viktor folgte dieſer Ladung, und ſtellte ſich vor das Concilium, Alexander aber kam nicht, ſondern erklärte im Gegentheil: „Daß Niemand die Gewalt habe, ihn zu richten, wohl aber ſey ihm das Richteramt über Alle gegeben.“ Das Concilium rächte dieſe ſtolze Erklärung dadurch, daß es den Papſt Viktor anerkannte und den Papſt Alexander abſetzte und als unrechtmäßig erwählt erklärte. Kaum erfuhr Alexander dieſes, als er am grünen Donnerſtage 1160 den Papſt Viktor ſowie den Kaiſer Friedrich öffentlich in den Bann that, und mit dem Fluche der Kirche belegte.

Nun ſpaltete ſich die europäiſche Chriſtenheit in zwei Theile. Die Deutſchen, Ungarn, Böhmen, Dänen, Norweger nebſt den meiſten Italienern hielten es mit dem Papſte Viktor; die Franzoſen, Engländer, Spanier ꝛc. aber mit Alexander gegen jene. Zwar bemühete ſich der Kaiſer, eine Wiedervereinigung zu ſtiften; doch der Stolz und die Härte Alexanders machte alle dieſe Verſuche zu nichte, und es blieb daher die Spaltung ſo ſchroff als vorher, ja ſie wurde es noch mehr, als Viktor ſtarb und Paſchalis *III.*, ſowie nach deſſen 1169 erfolgten Ableben Calixtus *III.*, an ſeine Stelle gewählt wurde.

Der Papſt Alexander behauptete ſich gegen dieſe Gegenpäpſte und that 1168 den Kaiſer von neuem in den Bann, beraubte ihn aller Ehren und Würden und entband ſeine ſämmtlichen Vaſallen ihrer Pflicht. — Dieſes war von entſchiedener Wirkung: denn in Italien fielen große Staaten von ihm ab und wendeten ſich auf die Seite Alexanders, wo beſonders die Städte in der Lombardei, vor allem aber Mailand ſich an dem Kaiſer, wegen der von ihm erlittenen Zerſtörung — (S. Denkwürdigkeiten *III.* Bd.) — zu rächen ſuchte. — Selbſt die deutſchen Fürſten wurden eines Theils ſchwankend, andere ließen ſich von dem Kaiſer abwendig machen, und unter dieſen befand ſich der mächtige Herzog von Baiern und Sachſen Heinrich der Löwe. — Dieſes war dem Kaiſer unerwartet, er fürchtete, daß die übrigen Reichsfürſten ein Gleiches thun möchten, und ſuchte ſich deshalb mit dem Papſte zu verſöhnen, dieſe Verſöhnung aber durch den Nuntius einzuleiten; leider mißlang dieſer Verſuch völlig, und der Kaiſer verſammelte nun die Reichsfürſten um ſich, denen er ſeine Verhältniſſe zu dem Papſte Alexander ſo deutlich auseinanderſetzte, daß ſie ihm einen Römerzug gelobten, und im nächſten Frühling wurde derſelbe veranſtaltet. Ein mächtiges Heer zog gegen Rom heran, und der Papſt Alexander flüchtete ſich zu ſeinen Bundesgenoſſen, den Venetianern, die bereits mit dem Kaiſer im Kriegszuſtande lebten, und zu Land und Meer wohlgerüſtet waren, auch ihren Bundesgenoſſen mit ſeinen Cardinälen ſehr wohl aufnahmen, und ſich rüſteten, dem Kaiſer mit aller Macht zu begegnen. Den Venetianern war nur durch eine mächtige Kriegsflotte ein Hauptſchlag beizubringen, einem ſolchen aber mußte es gelten, wenn etwas Entſcheidendes geſchehen ſollte. Es wurde alſo von dem Kaiſer eine große Flotte ausgerüſtet, allein er verſah es darin, daß er den Oberbefehl über dieſelbe ſeinem im Seekriege unerfahrnen Sohne Otto übertrug, welcher nun in einer Hauptſchlacht von dem venetianiſchen Seehelden Ziani o total geſchlagen, ſeine Flotte zerſtreuet und er ſelbſt gefangen wurde.*)

Nun ſuchte der Kaiſer den Frieden mit dem Papſte um jeden Preis, und es wurde derſelbe auch unter verſchiedenen, dem Papſte zwar vortheilhaften, jedoch nicht unbilligen Bedingungen geſchloſſen. Die Anerkennung des Papſtes von Seiten des Kaiſers, ſo wie die Befreiung deſſelben vom Banne von Seiten des Papſtes, waren unter dieſen Bedingungen die erſten und vorzüglichſten, und es wurde zugleich mit bedungen, daß der Kaiſer nach Venedig kommen und in der Markuskirche die Verſöhnung mit dem Papſte auf die gewöhnliche Weiſe, d. h. durch den öffentlichen Fußkuß ſuchen ſollte. Dies geſchah.

In der Kirche zu St. Markus ſaß der Papſt auf einem prächtigen Throne, von den ihm nach Venedig gefolgten Cardinälen umgeben. Der Kaiſer war bereits am vorigen Tage, durch einige vom Papſte dazu ernannte Cardinäle, von dem Banne abſolvirt worden, und begab ſich nun am 24. Juli 1177, in feierlichem Zuge, und mit allen Zeichen ſeiner hohen Würde angethan, in die ſchon genannte Kirche, wo ihm denn, bei dieſem Zuge, der Markgraf Dietrich von der Lauſitz das bloſe Reichsſchwert vortrug, und die übrigen Reichsfürſten ihrem Oberhaupte folgten. Ehe noch das Hochamt, durch den Papſt gehalten, begann, näherte ſich der

---

*) Der hocherfreuete Papſt Alexander verlieh nun den ſiegreichen Venetianern wegen dieſes Sieges das Recht, ſich jährlich durch einen in das adriatiſche Meer geworfenen Ring mit demſelben zu vermählen, und dadurch die Oberherrſchaft über daſſelbe anzudeuten, welches auch bis gegen das Ende des XVIII. Jahrhunderts ausgeübt worden iſt.

A. v. B.

Kaiſer dem päpſtlichen Throne, um dem geiſtlichen Oberhaupte der Chriſtenheit und Stellvertreter des h. Apoſtels Petrus ſeine Unterwürfigkeit durch den Fußkuß zu bezeigen. Da geſchah nun aber etwas, was weder bedungen war, noch erwartet werden konnte. Es erhob ſich nämlich der Papſt, und trat den vor ihm auf den Knieen liegenden Kaiſer auf den Hals, das Chor der Cleriſey aber erhob ſeine Stimme und ſang: *Super aspidem et basiliscum ambulabis et conculcabis Leones et Dracones.* Auf Löwen und Ottern wirſt Du gehen, und treten auf die jungen Löwen und Drachen. — Der Kaiſer entgegnete dieſen höchſt unziemlichen Hohn durch die ſehr paſſende Antwort: „*Non tibi, sed Petro!*“ — Nicht Dir, ſondern dem Apoſtel Petro bezeige ich dieſe Demuth. — Allein der Papſt erklärte ſich ſchnell in folgender Entgegnung deutlicher, daß er dieſelbe auch auf ſich beziehe, indem er ſprach: „*Et mihi, et Petro!*“ — „Auch mir biſt Du, ſo wie Petro, ſolches ſchuldig!“ — — Alle anweſenden Reichsfürſten fühlten tief den Schimpf, der hierdurch dem deutſchen Reiche in ſeinem Oberhaupte widerfuhr, und gaben ihren Unwillen darüber durch lautes Murren zu erkennen. Am lauteſten aber wurde der neben dem Kaiſer befindliche Markgraf Dietrich. Dieſer gerieth in höchſten Zorn, und rief dem Kaiſer mit lauter Stimme zu: „Warum er ſeine kaiſerliche Hoheit und die Ehre der deutſchen Nation ſo beſchimpfen ließe?“ Ja nicht bei den bloßen Worten allein wollte er es bewenden laſſen, ſondern er ſchwang auch das Reichsſchwert mit ſtarkem Arm, und ein tödtlicher Streich drohete dem übermüthigen Kirchenoberhaupte. Zwar wurde er nicht vollführt, denn es fielen ihm mehrere von den Anweſenden verhindernd in den Arm, doch der Papſt war über dieſen unerwarteten Zorn ſo betroffen, daß er den Kaiſer aufhob, ihn umarmte, um Sicherheit gegen dieſe zornigen Löwen bat, und ihm nun den Friedens- und Freundſchaftskuß ertheilte.

So endigte ſich eine Scene, die zwar von Baronius und andern päpſtlichen Hiſtorikern in Zweifel gezogen wird; für deren Zuverläſſigkeit aber ein altes im Markus-Palaſt befindliches, und auf Koſten und Befehl des Raths zu Venedig ausgeführtes Gemälde ſpricht; ſo wie auch, nach der Erklärung des venetianiſchen Senators *Loredano*, viel gleichzeitige hiſtoriſche Schriftſteller ſolches übermüthige und unkluge Beginnen Alexanders aufgezeichnet haben. Würde aber auch wohl vom Rathe zu Venedig geſtattet worden ſeyn, eine Unwahrheit in ſeinem Palaſte durch Gemälde zu verewigen? —

Der ſächſiſche Geh. Rath von Zehmen legt, zur Verwahrung der Gerechtſame Sachſens, in München Proteſtation ein, am 9. Februar 1778.

Als der Kurfürſt von Bayern, Maximilian Joſeph, am 30. Dec 1777 verſtarb, erloſch mit ihm die Wilhelminiſche Linie des alten Wittelsbach'ſchen Fürſtenhauſes. — Schon mehreremale hatte Oeſterreich verſucht, die ihm ſo wohlgelegenen bayetiſchen Länder mit den ſeinigen zu vereinigen, oder gegen entfernter liegende zu vertauſchen; doch keine dieſer Gelegenheiten war ſo günſtig wie die jetzige, und ſie konnte alſo nicht unbenutzt vorüber gelaſſen werden.

Der Kurfürſt Carl Theodor von der Pfalz, war der nächſte Stammes-Vetter des verſtorbenen Kurfürſten, und man ſchloß daher von Seiten Oeſterreichs eine Convention mit dieſem Fürſten, in welcher derſelbe alle diejenigen Lande, welche ehedem die ſogenannte Straubingiſche oder Niederbayeriſche, im Jahre 1425 erloſchene Linie beſeſſen, und worüber der Herzog Albrecht von Oeſterreich die Belehnung von ſeinem Schwiegervater, dem Kaiſer Siegismund, (10. März 1426) erhalten hatte; welche Belehnung aber, da ſie zum Nachtheil der bayeriſchen Herzoge gereichte, wieder annullirt worden war, an Oeſterreich abtrat. — Carl Theodor fühlte ſich zu ſchwach, gegen dieſe große Macht mit den Waffen aufzutreten, und dachte an das Schickſal ſeines Vetters, des Kaiſers Carl *VII.*, zurück. — Daher ließ er ſich bereden, und unterſchrieb erſt am 3. Jan. 1778 den gedachten Ceſſions-Tractat, ſo wie am 14. Jan. einen andern, in welchem er auf die ganze bayeriſche Erbſchaft ſo gut als verzichtete. — Oeſterreich glaubte nun ſeine Sache als durchgeſetzt anſehen zu dürfen, als ſie plötzlich rückgängig wurde, indem der Herzog von Zweibrücken, (Vaters Bruder des jetzigen Königs von Bayern und nächſter Erbe des kinderloſen Kurfürſten von der Pfalz) dieſer Uebereinkunft förmlich widerſprach, auch zugleich der Kurfürſt von Sachſen, Friedrich Auguſt, wegen ſeiner Mutter, der einzigen Schweſter des verſtorbenen Kurfürſten von Bayern, als Allodial-Erbe auftrat, und auf die diesfallſige Hinterlaſſenſchaft des Verewigten Anſprüche machte; auch dem Geh. Rathe von Zehmen Auftrag ertheilte, laut ſeiner Vollmacht Veranſtaltungen zu treffen, die Verſiegelung der Mobiliar- und Archiv-Behältniſſe zu beſorgen, ſowie die Allodialgüter in Beſitz zu nehmen. Allein es fand dieſer Bevollmächtigte am Münchner Hofe ſo viel Widerſpruch, daß er ſich genöthigt ſah, im Namen ſeines Herrn, am 9. Februar 1778, eine feierliche Proteſtation gegen alles Widrige einzulegen.

Unterdeſſen hatte ſich der Kurfürſt von Sachſen an den Wiener Hof gewendet und ſeine Gerechtſame vorſtellig gemacht, allein dieſer Hof antwortete nicht nur in ganz allgemeinen Ausdrücken, ſondern machte nun auf einen Theil der Allodialerbſchaft ſelbſt Anſpruch. Desgleichen erhob auch Pfalz Widerſpruch gegen Sachſen, welches ſeine Anſprüche auf 47 Millionen Gulden berechnete.

Verſchiedene Staatsſchriften wurden gewechſelt, und von beiden Theilen ſuchte jeder ſein Recht gründlich darzuthun, doch ohne Erfolg, und endlich kam es, da keine gütliche Ausgleichung möglich war, zum Kriege. — Sachſen und Zweibrücken hatten ſich an den König von Preußen, Friedrich *II.*, gewendet, und dieſer, der Oeſterreichs ſo bedeutende Vergrößerung nicht mit gleichgültigen Blicken anſehen konnte, nahm ſich dieſer beiden Reichsfürſten gegen Oeſterreich an; verſammelte ſein Heer, vereinigte die Sachſen (22,000 Mann) mit demſelben, und drang nun, am 28. Jul. 1778, in Böhmen ein. — Die Preußen und Sachſen fanden die Oeſterreicher bei Königgrätz, in einer feſten unangreifbar verſchanzten Stellung, und der König, wie ſein Bruder, der Prinz Heinrich, wollten nicht Tauſende ihrer braven Krieger in Stürmen auf dieſes feſte Lager opfern. — Hierdurch wurde die lebhafte Führung des Krieges aufgehalten, und da die Kaiſerin Maria Thereſia unerwartet Friedensliebe zeigte, in deren Folge neue Unterhandlungen eröffnet wurden, ſo wurde endlich unter ruſſiſcher und franzöſiſcher Vermittelung, am 13. Mai 1779, der Friede zu Teſchen geſchloſſen, und durch denſelben dieſe Streitigkeit beendigt. — In dieſem Frieden wurden unter andern für Sachſen Sechs Millionen Gulden, und die ſtreitig geweſene Oberlehnsherrlichkeit über die Schönburgiſchen Herrſchaften, Glaucha, Waldenburg und Lichtenſtein, zur Entſchädigung für ſeine Allodialanſprüche an Bayern feſtgeſetzt.

10.

Der Convent zu Leipzig.

Die Siege Wallenſteins hatten dem Kaiſer Ferdinand *II.* ganz Deutſchland unterworfen, und er bediente ſich dieſer Uebermacht gegen die ihm ſo ſehr verhaßten Ketzer mit großer Härte. — Er nahm die Maske gegen Alle ab, ſelbſt gegen den ihm ſo ſehr ergebenen Kurfürſten von Sachſen, Johann Georg *I.*, der bisher von ſeinem Beichtvater, dem *D.* Hoe von Hoenegg, den die Wiener Jeſuiten, und beſonders der Beichtvater des Kaiſers, P. Lemmermann, zu gewinnen wußten, ſehr übel geleitet worden war; ſo daß er das Heil der Proteſtanten dem Intereſſe des Kaiſers nachgeſetzt, ja ſogar aufgeopfert hatte. —

Als nun das berüchtigte Reſtitutions-Edikt am 6. März 1629 erſchien, forderte es von den Proteſtanten zwei Erzbisthümer und zwölf Bisthümer zurück, von denen der Kurfürſt von Sachſen einen Theil in den ehemaligen Bisthümern, Meißen, Naumburg und Merſeburg beſaß, und Wallenſtein gab mit dem kaiſerlichen Heere von 60,000, ſowie Tilly mit dem ligiſtiſchen von 40,000 Mann dieſem Edikte den gehörigen Nachdruck. —

Geſtützt auf dieſe Heere und die Uneinigkeit der Proteſtanten, — von denen Einer nach Norden zog, wenn der Andere nach Süden wollte, und wo alſo nichts zu befürchten war, — glaubte ſich der kaiſerliche Hof, geleitet vom P. Lemmermann, dem Beichtvater des Kaiſers, Alles erlauben zu dürfen, und keine Schonung mehr nöthig zu haben. — Deshalb riß man in Schwaben, Franken und Weſtphalen die Kirchen der Proteſtanten ein, oder nahm ſie ihnen und gab ſie den Katholiken. In Augsburg, Ulm und Regensburg, ſowie in den übrigen Reichsſtädten, wurde der reformirte Gottesdienſt ganz aufgehoben, und der lutheriſche ſehr eingeſchränkt, auch ſonſt noch Alles verübt, was der durch den Sieg übermüthig gewordene Mächtige ſich erlauben zu dürfen glaubt, wenn er ſieht, daß ihm kein Widerſtand entgegengeſetzt werden kann. — Die Bitten des Kurfürſten von Sachſen für ſeine Glaubensgenoſſen fanden nicht den geringſten Eingang mehr am kaiſerlichen Hofe, und den Herrn D. Hoe ließ man es ſehr deutlich merken, daß er ein — Allzuleichtgläubiger geweſen war, und bittere Reue mag nun ſein Herz erfüllt haben, beſonders da ſich bie Stimme der öffentlichen Meinung gegen ihn erhob, und ihn laut einen beſtochenen Verräther der Evangeliſchen und einen Abtrünnigen der Kirche Luthers nannte, ja ſogar den Kurfürſten aufforderte: dieſen Verräther der guten Sache und Stifter großen Unheils durch das Schwert des Henkers ſterben zu laſſen. — Zwar vertheidigte ſich der ſo hart Geſchmähete in öffentlichen Druckſchriften, und ſuchte ſeine Unſchuld zu beweiſen; allein es gelang ihm nicht, den allgemeinen Fluch von ſich abzuwälzen, und er blieb verhaßt wie zuvor.

Als nun endlich die Gefahr auch für Sachſen ſichtbar wurde, und die zeither ſo ſüßen Worte des kaiſerlichen Hofes immer mehr von ihrer Süßigkeit verloren: da rieth der Beichtvater ſeinem fürſtlichen Beichtſohne, ſich an die Spitze der proteſtantiſchen Reichsſtände zu ſtellen, und dieſelben zuſammenzuberufen, damit bei dieſer Zuſammenkunft ein Bund zur Vereinigung der gemeinſchaftlichen Kräfte geſchloſſen werden könne. — Dieſer Rath hätte nun wohl gut genannt werden mögen, wenn nur der Kurfürſt auch der Mann geweſen wäre, der mehr Vertrauen beſeſſen und es verſtanden hätte, nicht allein einen ſolchen Bund zu ſtiften, ſondern auch zuſammenzuhalten, und dieſe gemeinſchaftlichen Kräfte weiſe zu gebrauchen. —

Der Kurfürſt befolgte den Rath ſeines Beichtvaters, und es erging nun ein Ausſchreiben an die ſämmtlichen evangeliſchen Stände, welches ſie zu einem Convent nach Leipzig einlud. — Der Kurfürſt von Sachſen war der Erſte, der am 4. Februar (1631) in dieſer Stadt erſchien und mit einem Gefolge von dreihundert Rittern und Reiſigen auch zwölf Trompetern und Paukern auf die Pleißenburg zog, wo er ſein Quartier nahm. — Kaum eine Viertelſtunde ſpäter folgte ihm der Kurfürſt von Brandenburg mit einem gleichen Gefolge, und die übrigen Fürſten und Herren, welche in Perſon erſchienen, ſo wie die Abgeordneten derer, die nicht perſönlich kamen, ſtellten ſich in den beiden nächſtfolgenden Tagen ein. — Der bekannte ſächſiſche Annaliſt Müller nennt die, welche von den ſämmtlichen evangeliſchen Ständen perſönlich erſchienen mit Namen, woraus ſich denn ergiebt, daß ſiebenzehn Fürſten und Grafen perſönlich und eben ſo viele durch Abgeordnete dieſen Convent beſuchten. — Auch von den Reichsſtädten erſchienen ein und zwanzig durch Geſandte und wieder andere hatten dieſen Abgeordneten ebenfalls Vollmacht ertheilt: noch andere proteſtantiſche Reichsſtände aber, und unter dieſen der König von Dänemark, der Landgraf von Heſſendarmſtadt, der Herzog von Schleswig, der Herzog von Pommern, hatten, nebſt den Grafen von Oſtfriesland und Oldenburg, desgleichen den Städten Hamburg, Dortmund und Herfort, ſich in Schriften entſchuldigt, die Stadt Regensburg aber verweigerte geradezu den Beitritt und ſchrieb ihr Erſcheinen ab. —

Als nun die ganze Verſammlung erſchienen war, wurde der Convent, nach der Sitte jener Zeit, am 10. Februar durch einen feierlichen Zug in die Thomaskirche eröffnet, wo dann der Oberhofprediger, D. Hoe, eine Predigt über den 83. Pſalm hielt, in welcher er ſtark über das Bezeigen der Katholiken, beſonders aber über das der Wiener Jeſuiten loszog, und in Heftigkeit ſich ſelbſt ſo ſehr überbot, daß dieſe Predigt an Schärfe des Ausdrucks keiner von Luthern ſelbſt gehaltenen etwas nachgab. *)

Aus der Kirche begab ſich der ganze Zug nach dem Rathhauſe, wo in einem dazu vorgerichteten Saale die Berathungen eröffnet wurden. — Die

---

*) Die Katholiken, beſonders aber die ehemaligen guten Freunde des Oberhofpredigers in Wien, nahmen ihm dieſe heftige Predigt ſehr übel, und beehrten ihn mit mancherlei Ehrennamen, z. B. Lärmenbläſer, Leuteaufhetzer, Aufrührer ꝛc., welches freilich dem Herrn D. Hoe ein übler Lohn für ſeine bisherige Anhänglichkeit ſcheinen mußte. —

A. d. V.

beiden Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg hatten gemeinſchaftlich dabei den Vorſitz, ob ſich gleich der Erſtere als das eigentliche Haupt der ſämmtlichen Stände in Deutſchland betrachtete.

Die Propoſition wurde im Namen des Kurfürſten Johann Georg den Anweſenden vorgeleſen, und in derſelben die Ermahnung, die auch bereits in der Predigt mit aller Kraft ausgeſprochen worden war, noch einmal kräftig wiederholt: „Daß man Alles wohl erwägen möchte, was zur Erhaltung des göttlichen Wortes, Beſchützung der hochbedrängten und ſehr gefährdeten evangeliſchen Kirche dienen könne, um das Verderben derſelben nach allen Kräften abzuwenden ꝛc.“ — Während dieſer erſten Sitzung wurden die Thore der Stadt verſchloſſen gehalten, und auch auf die Zeit der übrigen Verſammlungen ſtark beſetzt.

An dieſem Tage kamen nur die Präliminarien, in Beſtimmung der Art und Weiſe, wie verhandelt werden ſollte, zu Stande, und dann beſchloß ein gemeinſames Mahl, welches die Anweſenden bei dem Kurfürſten von Sachſen einnahmen, den heutigen Tag. —

Dieſer Seſſion folgten bis zum Schluß des Convents, d. h. bis zum 2. April, nach eilf andere, und die Verhandlungen in dieſen Seſſionen waren ſchon deshalb von der größten Wichtigkeit, weil es das Höchſte, nämlich das Fortbeſtehen des evangeliſchen Glaubens betraf, und man verband ſich alſo, dieſen Zweck erwägend, auf das innigſte. — Der Kurfürſt Johann Georg hatte ſich feſt entſchloſſen, die ſämmtlichen evangeliſchen Reichsſtände in einen Bund zu vereinigen, und ſich ſelbſt an die Spitze deſſelben zu ſtellen, jedoch neutral zu bleiben, und zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige von Schweden ſtets ſchlagfertig in der Mitte zu ſtehen, ſo daß keiner von beiden dieſen Bund gegen ſich aufreizen durfte. Dieſes war auch in der That ſehr wohl entworfen; allein es hätte dann der Kurfürſt Johann Georg auch der Mann ſeyn müſſen, der die zu einem ſolchen wichtigen Directorio erforderlichen Eigenſchaften beſaß, und von der Charakterſchwäche frei war, welche die Geſchichte ſo hart an ihm getadelt hat, und die ihn einige Monate ſpäter zwang, einen ganz andern Entſchluß zu faſſen, als den frühern.

Die Abſicht des Kurfürſten, ſich an die Spitze eines Bundes von evangeliſchen Ständen des deutſchen Reiches zu ſtellen, war auch der Grund, weshalb die Bemühungen des bei dieſem Convente anweſenden ſchwediſchen Geſandten Chemnitius: dieſen Bund evangeliſcher Fürſten und Stände dahin zu vermögen, daß er ſich mit dem Könige von Schweden vereinige, und mit ihm gegen den Kaiſer gemeinſame Sache mache, — völlig fruchtlos blieben; denn es fürchtete der Kurfürſt Johann Georg, und wußte ſeine Furcht auch den übrigen Ständen mitzutheilen: der König Guſtav möchte nur ſein eignes Intereſſe wahren, und wenn er ſeine Abſicht erreicht, Sachſen im Stiche laſſen, oder ſo wie Brandenburg, deſſen feſte Städte er beſetzt habe, in Abhängigkeit von ſich erhalten. — Es ſchien auch dem Kurfürſten allzuhart zu ſeyn, ſich mit des Kaiſers offenem Feinde in ein Bündniß einzulaſſen, da dieſer oberſte Lehnsherr des deutſchen Reichs noch keine Feindſeligkeiten gegen die deutſchen Fürſten ausgeübt habe, (??) und man ſich alſo, wenn man ſich die Hände durch ein

Bündniß mit Schweden nicht habe binden laſſen, auf gute Bedingungen wieder mit dem Kaiſer vereinigen könne, ſo bald es nothwendig werde. —

Dieſes waren ohngefähr die Hauptgründe von Johann Georgs Handlungsweiſe und ſie zeigen, daß er keinen hohen Grad von Staatsklugheit beſaß und nicht an das Gelübde dachte, welches der Kaiſer Ferdinand *II.* einſt in Loretto der Hochgebenedeieten gethan, noch an das offene Bekenntniß des kaiſerlichen Miniſterii: „Wenn ſich Sachſen rege, werde man es über den Haufen werfen; denn ohne dieſen Fürſten wären die übrigen ketzeriſchen Stände nichts, weil ſie kaum zehn Regimenter zuſammenbringen könnten, die leicht auseinander zu jagen wären.“ — — Hätte ſich dieſer Bund ſofort mit dem Könige Guſtav Adolph vereinigt, ſo waren die Folgen davon nicht zu berechnen; Magdeburg wäre nicht zerſtört worden, und Deutſchland wieder zur Ruhe gekommen, hätte aber zuverläſſig eine andere Geſtalt erhalten, wenn Johann Georg nicht von falſchem Ehrgeiz beſeelt worden und weniger engherzig geweſen wäre. —

Am 2. April wurden alſo die Conventsverhandlungen wieder geſchloſſen, und am folgenden Tage, welches der Palmſonntag war, begab man ſich abermals in die Thomaskirche, wo ein feierlicher Gottesdienſt den Beſchluß dieſer merkwürdigen Zuſammenkunft machte.

Dieſe Berathungen waren aber nicht ganz ohne Früchte geblieben, denn man hatte einen einmüthigen Beſchluß gefaßt: „Den Kaiſer und die katholiſchen Bundesfürſten in beweglichen Schreiben zu bitten, das Reſtitutions-Edikt wegen der geiſtlichen Güter wieder aufzuheben, die beſchwerlichen Executionen einzuſtellen, und gütliche Unterhandlungen zu pflegen; indeſſen aber ſich in guten Vertheidigungsſtand zu ſetzen, und ein Heer von 40,000 Mann zuſammenzubringen, mit welchem man ſich gegen alle Angriffe vertheidigen wolle.“ —

Dieſer letzte Satz war der beſte, die vorhergehenden aber zeugten von großer Unwiſſenheit und Schwäche, daß man da noch bitten wollte, wo man handeln mußte, und von dieſen Bitten, unter ſolchen Umſtänden, noch etwas zu hoffen wagte.

Der Kaiſer erfuhr ſofort die Beſchlüſſe des Convents durch ſeine Kundſchafter, und ließ nun die Verbündeten, beſonders aber den Kurfürſten von Sachſen, mit Härte abmahnen, dieſen Beſchlüſſen Folge zu geben, und als ſich Johann Georg, durch die an ihn ergangenen Drohungen nicht ſchrecken ließ, erhielt Tilly den Befehl, Sachſen feindlich zu behandeln; hier aber fiel P. Lemmermann mit ſeinen Conſorten aus der bisher meiſterhaft durchgeführten Rolle des Fuchſes, und trat, ganz zur Unzeit, in die des Bären und Löwen ein. Die Folgen dieſes Rollenwechſels werden wir im *V.* Bande erzählen, um die Grenzen dieſes Tagsabſchnittes nicht noch weiter zu überſchreiten, und wollen uns deshalb hierauf beziehen.

11.

Der Kurfürſt Auguſt von Sachſen ſtirbt plötzlich, am 11. Februar 1586.

Bereits im dritten Tagsabſchnitte, — (S. 18. ff.) — dieſes Bandes haben wir die Wiedervermählungsgeſchichte des Kurfürſten Auguſt mit der Prinzeſſin Agnes Hedwig von Anhalt gemeldet, die dabei ſtattgefundenen Feierlichkeiten beſchrieben, und die edle Handlung der kurfürſtlichen Braut erzählt, durch welche ein lange Verhafteter ſeine Freiheit wieder erhielt.

Der Eheſtand dieſer Neuvermählten war nur kurz, und endigte ſich ſchon am 11. Februar des gedachten Jahres. Der Kurfürſt war bereits vor zwei Tagen mit ſeiner jungen Gemahlin nach Moritzburg gefahren, um daſelbſt einer angeſtellten Jagd beizuwohnen und auch ſeiner Hedwig ein Vergnügen zu machen. Die Jagd und jede übrige angeſtellte Luſtbarkeit war am 11. Febr. bereits vorüber und man wollte an dieſem Tage wieder nach Dresden zurückkehren, als die Luſt plötzlich in Jammer und Trauer verwandelt wurde. Der Kurfürſt hatte am Morgen dieſes Tages eine Predigt über den Spruch: Von dieſem Jeſu zeugen alle Propheten ꝛc. in der Schloßkirche an der Seite ſeiner Gemahlin gehört, und war nach dem Gottesdienſte eben mit derſelben in Unterhaltung begriffen, als er urplötzlich erblaßte, und als ein Todter zur Erde ſank. Ein ſtarker Nervenſchlag hatte ihn getroffen, und das Leben war nur ſehr ſchwach noch vorhanden. Man bereitete ſofort einen Wagen, auf welchen man ihn legte, um ihn ſo ſchnell als möglich nach Dresden zurückzubringen, weil er dort beſſere Pflege und Hülfe haben konnte. Die Aerzte unterließen nichts, was nur irgend im Bereiche ihrer Kunſt war, um dem ſo theuern geliebten Landesvater das Leben zu retten, und ihn dem Vaterlande zu erhalten; doch leider war alles Mühen vergebens, Auguſt ſtand am Ziele ſeines irdiſchen Lebens, und noch am Abend dieſes Tages verließ ſeine unſterbliche Seele ihre Hülle, und ſchwang ſich auf zu den Regionen des himmliſchen Lohns. Er ging nun ein zu dem, an den er ſo feſt geglaubt hatte, und deſſen Wort ihm das Höchſte auf der Welt geweſen war. Sein Beichtvater, D. Mirus, betete in den letzten Stunden mit ihm, da ſein Bewußtſeyn wiedergekehrt war, ſo daß Auguſt ſtarb, wie er gelebt hatte, als ein frommer Chriſt. — Sein Abſterben war ein ſanftes Entſchlafen. —

Das Vaterland verlor einen treuen, guten Vater an ihm, und allgemein war das Trauern über dieſen Verluſt. Schon da, als man ihn von Moritzburg hereinbrachte, und ſich die Nachricht von der Todesgefahr verbreitete, in welcher der geliebte Vater ſchwebte, umringten die Einwohner Dresdens und ſeiner nächſten Umgebungen zu vielen Tauſenden das Schloß, und die Augen der Treuen blickten erwartungsvoll nach den Fenſtern des Zimmers, in welchem der geliebte Landesvater ſeinen Todeskampf kämpfte. Und als nun endlich die Trauerbotſchaft erſcholl: „Der gute Vater iſt nicht mehr. Er hat vollendet!“ — da erhob ſich ein allgemeines Jammern und Wehklagen; aber es hatte auch dieſer Fürſt die allgemeine Liebe ſeiner Sachſen wohl verdient, denn er gehört nicht allein unter die beſten Fürſten Sachſens, ſondern er ſteht in verſchiedener Hinſicht unter ihnen einzig da. —

Der Leichnam des entſeelten Kurfürſten wurde am 14. März von Dresden nach Freiberg gebracht, und daſelbſt am folgenden Tage im kurfürſtlichen Erbbegräbniß beigeſetzt. (S. B. *II.* den 15. März.) —

Und da dieſer Kurfürſt am 31. Juli 1526 geboren war, ſo werden wir Gelegenheit nehmen, in dem Tagsabſchnitte des nur ermeldeten Tages ſeine Jugendgeſchichte, und zu andern geeigneten Tagen die merkwürdigſten Scenen aus ſeinem Leben den geehrten Leſern vorzutragen.

12.

Der Prinz Friedrich von Sachſen-Altenburg.

Der Herzog **Friedrich Wilhelm** von Sachſen-Weimar, Enkel des Kurfürſten **Johann Friedrich**, ward nach dem Abſterben des Kurfürſten **Chriſtian *I.* von Sachſen** der Vormund des noch minderjährigen Kurfürſten **Chriſtian *II.***, und bis zu deſſen Volljährigkeit Adminiſtrator der kurſächſiſchen Lande. —

Um die Adminiſtration deſto beſſer verwalten zu können, nahm dieſer Fürſt ſeine Reſidenz zu **Torgau**, wo ihm am 12. Febr. 1599, ein Sohn geboren wurde, welcher in der Taufe den Namen **Friedrich** erhielt, und dieſer iſt es, von deſſen Leben wir hier eine kurze Ueberſicht geben wollen.

Der Prinz erhielt dieſelbe gute Erziehung, wie ſie im Fürſtenhauſe Sachſen ſtets gewöhnlich war. Kaum war er drei Jahr alt, als er am 7. Juli 1602 ſeinen Vater verlor, der noch in den letzten Lebensſtunden ſeinen ehemaligen Mündel, den Kurfürſten Chriſtian *II.* zum Vormund ſeiner Kinder verordnete. In dieſer Vormundſchaft, die bei dem Ableben des Kurfürſten, (1611) auf ſeinen ihm in der Regierung folgenden Bruder Johann Georg überging, verblieb der Prinz bis 1617, wo er ſeine Volljährigkeit erhielt, und nun in die Kriegsdienſte ſeines Vetters und bisherigen Vormundes, des Kurfürſten trat; wo er ſich zum künftigen Feldherrn vorzubereiten ſuchte.

Da nun der Kurfürſt von Sachſen, als Freund des Kaiſers, an der Spitze ſeines Heeres in die Lauſitz eindrang, um die gleichfalls aufgeſtandenen Bewohner dieſes Landes, welches dazumal zu Böhmen gehörte, wieder unter den Gehorſam Ferdinands zu bringen, ſo betrat der Prinz die kriegeriſche Laufbahn. Die Hauptſtadt Bautzen wurde, nach einer ziemlich harten Belagerung, von den Sachſen erobert, und Friedrich befand ſich dabei ſtets an der Seite des Kurfürſten, welcher ſein Heer ſelbſt befehligte, und zeigte fortwährend Muth und Beſonnenheit in den Stunden der Gefahr, das wahre Kennzeichen ächter Helden. —

Der Feldzug war zu Ende, die Lauſitz unterworfen, und die Unthätigkeit trat wieder an die Stelle des unruhigen Kriegerlebens, Friedrich aber fühlte ſich durch ſeinen Thatendurſt unwohl bei dieſer Unthätigkeit; denn ſein feſter Entſchluß war gefaßt, ſich in dieſem Kriege unter den deutſchen Fürſten auszuzeichnen, und ſich den Ruhm des Helden zu erwerben. Eine Gelegenheit bot ſich dazu dar, und Friedrich ergriff ſie mit Begierde. Der Heldengeiſt dieſes jungen Fürſten war erkannt worden, und man ſuchte ihn für den Dienſt des Kaiſers zu benutzen. Es wurde ihm daher eine bedeutende Summe ſpaniſche Gelder angeboten, für dieſe Macht eine ſtarke Kriegsſchaar zu errichten, und ſie dann als Feldoberſter im Dienſte des Kaiſers anzuführen. — Dieſe Schaar war zwar bald geworben und ausgerüſtet; allein der Kurfürſt wollte nicht, daß ſein Neffe dieſelbe anführen ſollte, und ermahnte denſelben ſo ernſt, daß er ſich genöthigt ſah, ſeinen Vorſatz, ſich mit dieſer Schaar dem Dienſte des Kaiſers zu widmen, wieder aufzugeben. Doch ſein Entſchluß, ſich in dieſem Kriege Heldenruhm zu erwerben, ſtand unerſchüttert und er beſchloß daher, ihn um jeden Preis in die Wirklichkeit überzutragen.

Der Prinz Chriſtian von Braunſchweig, ein ſehr kriegeriſcher Fürſt, hatte aus den Trümmern des am 8. Nov. 1620, auf dem weißen Berge bei Prag, auf's Haupt geſchlagenen und zerſprengten böhmiſchen Heeres, deſſen Krieger ſich herren- und dienſtlos bis nach Niederſachſen verbreitet hatten, ein eignes Heer geſammelt, und fügte damit den Kaiſerlichen, ſo wie den mit ihnen verbündeten Spaniern — die in der Pfalz eingefallen waren, und dort ſchrecklich hauſeten, — viel Schaden zu. Dieſer Fürſt empfand eine glühende Leidenſchaft für Eliſabeth von England, die Gemahlin des entthronten Königs von Böhmen; ſie war nach alter Ritterſitte ſeine Dame. Von ihr hatte er, bei einem Beſuche im Haag, wo ſich das vertriebene Königspaar aufhielt, einen ihrer Handſchuh erhalten, den er mit der Deviſe: „Alles für Gott und ſie,“ auf ſeinem Hute, gleich einem Feldzeichen, führte, und ſein Vorſatz war nichts geringeres, als dem vertriebenen Könige ſeine verlornen Länder wieder zu erobern. Von jugendlicher Ruhmſucht getrieben, glaubte er dem Mannsfelder das Geheimniß abgelernt zu haben, wie man ein Heer von 20,000 Mann ohne Geld erhalten und den Krieg durch den Krieg führen könne. Auf ſeinen Münzen, die er aus weggenommenen goldnen und ſilbernen Kirchengeräthen ꝛc. ſchlagen ließ, las man die Umſchrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind!“ und ein Gleiches ſah man, neben jener Deviſe, auch auf ſeinen Fahnen, ſeine Thaten aber waren ſeiner der Geiſtlichkeit erklärten Feindſchaft würdig.

An dieſen Fürſten ſchloß ſich der ruhmbegierige Prinz Friedrich an. — Beide wurden bald die innigſten Freunde, ob ſie gleich ganz verſchiedene Maximen hatten. — Der ſächſiſche Fürſt hatte ſich den Dienſt der Reiterei ausgewählt, und that ſich in demſelben ſo hervor, daß ihn der Herzog Chriſtian nach wenig Wochen an die Spitze eines Reiterregiments ſtellte. — Mit dieſem focht er in der Schlacht bei Höchſt muthig, und als er es nicht vermochte, durchzudringen und das feindliche Geſchütz zu nehmen, ſammelten ſich ſeine Reiter bald wieder um ihre Standarten, und ihr geliebter Obriſter zog ſich mit dem Ueberbleibſeln ſeines Regiments zurück, ordnete ſie, und deckte nun mit ihnen den Rückzug des Fußvolks, der in Unordnung über den Main ging, ſo daß es möglich wurde die Sieger vom Verfolgen abzuhalten.

Die Trümmern dieſes Heeres zogen ſich nach Niederſachſen, wo ſie durch Neugeworbene bald wieder ſich verſtärkten; ſo daß, als ſich der Herzog Chriſtian mit dem Grafen von Mannsfeld vereinigt hatte, ein neues reſpectables Heer gegen die Kaiſerlichen im Felde ſtand und ihnen viel zu ſchaffen machte. —

In den Niederlanden hatte, nach einem zwölfjährigen Waffenſtillſtande — 1609 bis 1621 — der Krieg zwiſchen Spanien und den Niederländern auf's Neue begonnen, und der Herzog wollte ſich, in Vereinigung mit dem Mannsfelder, dorthin durchſchlagen, um mit dem Heere des Prinzen Moritz von Naſſau gemeinſchaftliche Sache zu machen. Gelang dieſes, ſo konnte es für die Spanier von höchſt nachtheiligen Folgen werden, und Tilly mußte demnach Alles daran ſetzen, es zu verhindern. Er ſtellte ſich alſo mit ſeinem Heere den Vereinigten entgegen. Eine Feldſchlacht mußte nun entſcheiden, und ſie konnte nicht vermieden werden. — Bei Stadtloo, im Bisthum Münſter, ſtanden die beiden Heere einander gegenüber, und Tilly zeigte ſich am Tage der Schlacht, die am 26. Juli 1623 geſchlagen wurde, ganz als ein ſehr erfahrner Feldherr. — Vor der Fronte ſeines Heeres ſtanden vierundzwanzig groſe Feuerſchlünde, hinter einer in der Eil aufgeworfenen Bruſtwehr, und als das Mannsfeldiſche Fußvolk, dieſes nicht achtend, dennoch mit wahrer Todesverachtung, in der Fronte angriff, donnerten die todbringenden Schlünde den Angreifern furchtbar entgegen, ſo daß der unaufhörliche Kugelregen, den ſie entſendeten, ganze Reihen von den furchtlos Heranrückenden niederſchmetterte. —

Vergebens erneuerten dieſe tapfern Krieger immer wieder ihre Angriffe, ſie wurden von dem mörderiſchen Geſchützfeuer jedesmal zu ganzen Haufen niedergeworfen. — — Auch die Reiterei rückte mit kühnem Muthe hervor, hatte aber durch Tilly's Karthaunen ein gleiches Schickſal. Bei dem erſten dieſer Angriffe traf eine ſolche ſchwere Kugel das Roß des Prinzen Friedrich von Sachſen, und fürchterlich zerriſſen ſank es unter ihm nieder, ſich noch einmal überſchlagend, ſo daß es auf ſeinen Herrn zu liegen kam. Die Reiter konnten dieſem Feuer nicht widerſtehen und zogen ſich deßhalb ſchnell zurück, um ſich außer dem Bereich deſſelben wieder ſammeln zu können. Da erkannten die naheſtehenden Wallonen an den Helmfedern, daß einer der Feldherren des Feindes an der Erde liege; einige Wagehälſe ſprangen deshalb nach dieſer Stelle hin, zogen den Prinzen unter ſeinem Roſſe und den Leichenhügeln hervor, und nahmen ihn gefangen. Er wurde durch dieſe Krieger nach dem Hauptquartier gebracht, und dort ganz ſeinem Range gemäß behandelt.

Mit dieſem Prinzen hatte einer ſeiner Vettern, der Prinz Wilhelm von Weimar, ein gleiches Schickſal. Dieſer Fürſt wurde bei einem dieſer Angriffe, wo er ein Regiment Fußvolk in's Feuer führte, ſchwer verwundet, und da ſeine Schaar durch den Kugelregen über die Hälfte ihrer Mannſchaft verloren hatte, und auch noch die Croaten und ungariſchen Reiter gegen ſie vordrangen, mußten die übrigen ihren ſchwer verwundeten Anführer liegen laſſen, und er wurde nun gefangen genommen. Dieſes war ein Glück für ihn, denn er wurde mit ſeinem Vetter nach

Münſter gebracht und geheilt (S. 11. Apr. im *II.* Bde.) Als nun endlich dieſe Heilung vollendet war, wies man den beiden jungen Heldenfürſten zu Neuſtadt in Steyermark ihren Aufenthalt an, wo ſie ſich nicht übel befanden, da ſie ihrem Range gemäß behandelt wurden. Sie ſchrieben an ihren Oheim, den Kurfürſten von Sachſen, welcher ſich nun am kaiſerlichen Hofe für ſie verwendete und ihre Freiheit auswirkte; doch kamen ſie nicht eher als am Ende des Jahres 1624 in ihr Vaterland zurück, wo der Prinz Wilhelm verblieb, Friedrich aber nur ſo lange verweilte, bis er wieder zum Kriege gerüſtet war, und dann in die Dienſte des Königs von Dänemark trat, weil dieſer Fürſt in Niederſachſen ein beträchtliches Heer der Seinen perſönlich anführte. Tilly ſtand ihm entgegen, und beide Heerführer vermieden ſorgfältig eine Schlacht. Doch endlich fiel demohngeachtet ein Treffen vor, als abgeſonderte Heertheile einander zu nahe kamen, und das Schlagen nicht mehr zu vermeiden war. Es geſchah am 4. Nov. 1625 bei Salſen ohnweit Hannover, wo die Dänen geſchlagen wurden. Bei dieſem Treffen ſtand der junge Fürſt am Ziele ſeiner Heldenlaufbahn; denn er wurde von zwei Kugeln in den linken Arm und den Kopf faſt in einem Moment getroffen, und nach wenigen Augenblicken war er nicht mehr.

Der Leichnam des entſeelten jungen Helden wurde nach dem Siege von den Kaiſerlichen aufgehoben und nach Hannover gebracht, wo er in der Aegidienkirche ſtandesmäßig beigeſetzt, nach vier Jahren aber nach Altenburg geſchafft, und dort im Vaterlande zur Ruhe gebracht wurde.

13.

Die Geſtalt des Ober-Erzgebirges in den frühern Jahrhunderten und ihre Umwandlung.

(Erſte Abtheilung.)

Wenn Tacitus von Deutſchland, wie es zu ſeiner Zeit war, ſchreibt: „Dieſes Land ſey ein wüſtes, wildes, rauhes, unangebauetes, unfreundliches Land voller Wälder und Moräſte;“ ſo läßt ſich dieſe Beſchreibung ganz auf das Obererzgebirge anwenden, wenn man es betrachtet, wie es vor einigen Jahrhunderten geſtaltet war, wo man es, im Allgemeinen, die wilde Ecke nannte. Man ſah nichts als ſteile Berge und finſtere Thäler, ſämmtlich mit dichten Wäldern bedeckt, in welchen wilde Thiere zu Tauſenden hauſten. Bären und Wölfe gab es daſelbſt, in jenen frühen Zeiten, ebenfalls in bedeutender Anzahl, und durch ſie wurde die große Menge der Hirſche, Rehe ꝛc. wieder vermindert.*) Menſchenſtimmen wurden in dieſen Wäldern nicht gehört, wenigſtens im Dickicht des Hochwaldes nicht; denn nicht weit hinein wagte ſich der Jäger, weil er ſonſt in Gefahr gerieth, ſich zu verirren und dann zu verhungern, in einem der zahlreichen Moräſte zu verſinken, oder eine Beute der wilden Thiere zu werden. — Es ſprechen aber auch die aus jener frühern Zeit noch herſtammenden Benennungen gewiſſer Gegenden, die in unſern Tagen nicht mehr anwendbar ſind, doch aber wegen des Andenkens an jene Zeit beibehalten werden, als Beweis für das Daſeyn jener wilden Thiere in der frühern Zeit; denn noch immer gelten die Benennungen, Auerhahnpfalz, Bärenfang, Saubad, Wolfslager ꝛc. da, wo es ſchon längſt keine Auerhähne, Bären und Wölfe mehr giebt, die wilden Schweine zu Seltenheiten bei uns geworden ſind, und jene rauhen, unangebaueten Gegenden ſich in fruchtbare Felder umgewandelt haben. Daß es aber früher viel anders geweſen ſey, als jetzt, ja daß ſelbſt noch im *XVII.* Jahrhundert jener wilde Zuſtand in manchen Gegenden des Hochgebirges noch vorhanden war, haben wir bereits oben im 3. Tagsabſchnitte d. M: von der Gegend bei Breitenbrunn angeführt.

---

*) Von den Bären giebt es noch manche Anekdote in den Chroniken, die wir in einem der künftigen Bände erzählen werden, und ſie ſind intereſſant genug; geben uns aber auch Gelegenheit, den jetzigen Zuſtand mit dem frühern zu vergleichen: da jetzt es keine Bären mehr in unſern Wäldern giebt, indem ſie, kraft der Seelenwanderung, in manche menſchliche Geſtalt übergegangen ſind.

A. d. V.

Weil es aber im Plane der Vorſehung lag: es ſolle jene unwirthbare Wildniß nicht immer alſo bleiben, ſondern eine freundlichere Geſtalt erhalten, damit Menſchen in denſelben Gegenden wohnen und ſich ihres Daſeyns freuen könnten; ſo wendete ſie die beſten Mittel an, dieſen wohlthätigen Zweck zu erreichen.

Die Wenden, von ihren zahlreichen Feinden nach langen blutigen Kämpfen überwunden, und aus ihren bisherigen Wohnplätzen an der Elbe und im Miriquidi verdrängt, aber nicht geneigt, den Glauben ihrer Väter mit dem der Chriſten zu vertauſchen, zogen ſich allmälig immer höher hinauf in die dichten Wälder, welche die ſteilen Berge des Hochgebirges bedeckten, und Caminiz, auch Campniz, (Chemnitz) Czopowe, (Zſchopau) waren, nebſt andern in dieſen Gegenden liegenden Ortſchaften, ihre erſten Niederlaſſungsorte. Doch auch hier wurden ſie vertrieben, und ſie zogen ſich nun in die höhergelegenen Berge, wo ſie in den dichten Wäldern Plätze lichteten zu ihren Wohnungen und den Weideplätzen für ihr Vieh. Dieſe mußten ſie jedoch umzäunen, damit ihre Ochſen, Kühe, Pferde rc. nicht von den Bären oder Wölfen zerriſſen würden, und das Zuchtvieh gehörte bei dieſen alten Völkern beſonders zum Reichthum. — Da nun aber natürlich die Umzäunung zum Schutz der Hausthiere nicht hinreichte: ſo begann ein Krieg dieſer Anſiedler gegen jene Unholden des Waldes, und dieſe mußten nun natürlich der Ueberlegenheit menſchlicher Waffen weichen. — Immer geringer wurde alſo die Anzahl dieſer reißenden Thiere; doch erſt im *XVIII.* Jahrhundert wurden die letzten getödtet, und ſomit dieſes ganze Geſchlecht ausgerottet.

Von jenen Zeiten, wo die Wenden in den Gegenden des höhern Gebirges wohnten, ſind noch die Namen einiger Städte und Dörfer übriggeblieben, von welchen wir, außer jenen, die wir ſchon erwähnten, noch folgende nennen wollen, als z. B. Zibanſtoc, (Eibenſtock) Stajniwoljaku, — (Wolkenſtein) — Sletia, (Schlettau) Fronowe, — (das uralte Walddorf Fronau bei Annaberg,) Lößnitz und Luſitz, Zwönitz, Zöblitz, Zſchorlau, Soſa, Bockaw rc. Zu dieſen wird auch wohl mit Recht Crodendorf gerechnet. Denn nach alten Sagen wurde Crodo, einer der Götter dieſes Wendenſtammes, dort verehrt, und auf dem Felſen, der Liebenſtein jetzt genannt, der einſt der Altar dieſes Götzen war, ſchlachtete man ihm die Erſtgeburt. Es giebt auch eine Sage, die uralte Bergſtadt Geyer, von deren Urſprung keine ſichere Nachricht mehr vorhanden iſt, ſtamme noch aus jener Zeit her, und ihr Name leite ſich aus einem alt-wendiſchen Worte Syra ab, welches auch in der Urzeit ihr Name geweſen ſey. —

Allmälig wandelte ſich daher dieſe wüſte, wilde Gegend, von welcher der alte Chronograph des Erzgebirges, Lehmann, in ſeinem hiſtoriſchen Schauplatz ſingt:

„Sehr wild und felſig war's in dieſen Wald-Gudöden,
Da hauſte Wolf und Bär mehr als ein Menſchenkind.
Man ſah da nichts vom Feld, von Handelſchaft und Städten,
Die Luft war angeſtrengt mit Nebel, Froſt und Wind.
Die Sonne konnte nicht, vor finſterm, dickem Wald
Beſcheinen Berg und Thal, war Alles ungeſtalt.“

in diejenige um, wie wir ſie in unſern Tagen kennen.

Schon ſtanden, nachdem die Wenden allmälig als Völkerſtamm verſchwunden waren, die Ueberreſte aber den Chriſtenglauben angenommen und ſich allgemach mit andern eingewanderten chriſtlichen Völkerſchaften verſchmolzen hatten, die Städte Chemnitz, Zſchopau, Sachſenburg, Mitweida als ſolche, da ſie früher blos Dorfſchaften geweſen waren, ob ſie gleich eine von der jetzigen ſehr verſchiedene Geſtalt hatten. Da entdeckte man die großen Silberſchätze, welche die ſchaffende Natur in die Klüfte und Gänge der Erde legte, und Freiberg trat im *XII.* Jahrhunderte in's Daſeyn.

Der Bau, der bei dem Dörfchen Luſitz entdeckten reichen Silberbergwerke und die Anlegung der Bergſtadt Freiberg, durch eine Colonie Bergleute vom Harz, zog zuverläſſig noch mehr ſolche Arbeiter von dorther in dieſe Gegend, da nichts mehr Anziehungskraft beſitzt, als die Hoffnung, reiche Schätze zu finden, und die neue Bergſtadt wuchs deshalb fort und fort, auch eine Menge Dörfer ſtiegen um ſie her aus der Wildniß empor.

Faſt zu gleicher Zeit mit Freiberg ward im Hochgebirge das Ciſtercienſer-Kloſter Grünhayn geſtiftet und vom Burggrafen Meinhard durch Schenkungen ſehr bereichert, ſo daß es unter die reichſten Klöſter Sachſens gehörte.

Beſonders war es das *XV.* Jahrhundert, in welchem dieſe Umwandlung mit ſchnellen Schritten vorwärts ging, einen faſt unglaublich reichen Bergbau und durch ihn drei anſehnliche Bergſtädte in's Daſeyn rief, und dabei hatten kleine Begebenheiten große Folgen.

Ein Handelsmann durchzog mit ſeinem kleinen Kram den dichten Wald, der den Schneeberg und ſeine Nachbarberge deckte, verirrte ſich in dieſer Wildniß und kam zu einer Eiſenſteinzeche, wo er den Steiger derſelben fand, und nun wurde dieſes Verirren die Veranlaſſung zur Entdeckung eines bis zum Erſtaunen reichen Silberbergbaues in dieſer Gegend, (S. d. 30. Jan.) auch daß die Stadt Schneeberg erbauet wurde. *)

Es fällt dieſe Begebenheit wahrſcheinlich in den Sommer des Jahres 1470 oder 1471; denn von dieſer Zeit an wurde der Bergbau in derſelben Gegend bekannt und Schneebergs Erbauung begann. — Um dieſe Zeit aber lagen die Schätze des Schreckenbergs noch unentdeckt in der Erde Schooß. — Der Bielberg ſpendete zwar durch das Grubengebäude Briccius, (ſeit 1442) ſeine reichen Kupfervorräthe dem bergmänniſchen Fleiße zum Lohne; doch von dem großen Silberreichthume des Himmliſchen Heeres, (Grubengebäude an der Südſeite dieſes Berges) hatte man noch keine Ahnung, und in dem Buchenwalde, welcher ſpäterhin der Bergſtadt Catharinenberg den bleibenden Namen Buchholz gab, gewann man Zinn nur ſpärlich durch Seiffen. Dieſe ganze Gegend, die man mit dem Namen die wilde Ecke beſonders und zwar ſehr paſſend bezeichnete, befand ſich gegen das Ende dieſes ereignißreichen Jahrhunderts noch in ihrer alten Urgeſtalt, als endlich auch ihre Stunde ſchlug und ſie ſich nun aus derſelben ebenfalls erhob.

---

*) Die Erzählung dieſer Begebenheit wird im IV. Bde. d. W. vorkommen; ſie zum 6 Februar zu geben, trug der Verfaſſer aus triftigen Gründen Bedenken.

A. d. W.

Der Bergmann Caſpar Nietzelt aus dem ſchon erwähnten uralten Walddorfe Fronau, am Fuße des Schreckenberges, ging am Abend vor dem Frohnleichnamsfeſte des Jahres 1495 nach dem nahen Bache, um ſich dort ein Gericht Fiſche zu fangen, für das morgende Feſt. Er wollte das Waſſer etwas trübe machen, und wühlte mit einem Stocke im Rande des Baches unter dem Waſſer. Da fiel plötzlich durch dies Wühlen ein Stückchen vom Ufer herab, und entblößte eine Bergart, die von Farbe grünlich war, (dem Gänſekothe gleich.) Dem geübten Kennerauge Nietzelt's fiel dieſe Bergart auf, er nahm etwas davon in die Hand, und da er bemerkte, daß ſie ſchwerer als anderes Erdreich war, ſo trug er davon mit heim, und ließ es in Geyer probiren, wo man denn fand, daß dieſe Gangart zwei Loth fein Silber hielt. Nun muthete Nietzelt dieſen Gang, gab ihm den Namen Frohnleichnamsſtolln, und derſelbe gab, bis zu ſeinem Erliegen, die große Summe von 400.000 Güldengroſchen (Speziesthaler) Ausbeute. Und als kurz darauf am Schreckenberge und ſeinem Nachbar, dem Schottenberge, mehrere glückliche Entdeckungen gemacht wurden, ſo wurde es auf einmal lebendig in dieſem ſonſt ſo einſamen Thale. Immer mehr Menſchen ſtrömten herbei, das Dorf Fronau vermochte ſie nicht aufzunehmen; und es wurde alſo die Anlegung einer neuen Bergſtadt beſchloſſen, zu welcher am 21. Sept. 1496 der Grundſtein gelegt wurde, die fünf Jahre hindurch den Namen Neuſtadt am Schreckenberge führte, bis dieſer Name im Jahre 1501 in den Namen Annaberg umgewandelt wurde, den dieſe Bergſtadt heutiges Tages noch trägt. —

In jenem Buchenwalde, von dem ſchon oben die Rede war, entdeckte man ebenfalls am Ende des *XV.* Jahrhunderts reiche Silbergänge, und der Kurfürſt Friedrich der Weiſe ſandte eine Anzahl Bergleute von Schneeberg dahin, welche jene reichen Gänge bearbeiteten. Auch hier mehrten ſich die Ausbeutluſtigen ſo ſehr, daß die Anlegung einer Stadt nothwendig wurde, welche mit der von Annaberg zu gleicher Zeit geſchah. Dieſe Stadt erhielt den Namen Catharinenberg im Buchholz, doch iſt jetzt nur der bezeichnende Nachſatz als Name gebräuchlich, ſo daß man ſie blos Buchholz nennt.

Dieſe Bergſtädte erhielten nach wenig Jahren noch eine jüngere Schweſter, die, gleich jenen durch des Bergbaues reichen Segen hervorgerufen, im dichteſten Walde entſtand. — Dieſer Wald lag zwiſchen Wolkenſtein und Zöblitz, und ſchon vor dem Jahre 1519 grub man in demſelben, auf dem ebenen Gipfel eines Berges nach Silbererz. Endlich war man glücklich, die bisher wenig ergiebigen Gänge veredelten ſich dermaßen, daß ſie zum Quartal Luciä 1520 die erſten Ausbeuten gaben. Hierdurch kam dieſe Grube, Fabian Sebaſtian iſt noch heute ihr Name, in Ruf, mehrere andere Gruben wurden ebenfalls reichfündig, die herbeiſtrömende Menſchenmenge wurde immer größer, und der Herzog Heinrich, den die Geſchichte den ehrenden Beinamen der Fromme giebt, faßte den Entſchluß, hier eine neue Bergſtadt anzulegen. Sie wurde im Monat Mai 1521 begründet und erhielt den Namen Marienberg.

Auch der Bergbau dieſer Stadt war ſehr reich und gab von 1520 bis zum Ende des *XVI.* Jahrhunderts, und alſo in achtzig Jahren, 2,454,612 Güldengroſchen, oder Speziesthaler Ausbeute. Das Jahr 1540, und in demſelben das Quartal Trinitatis war das reichſte in der Bergwerksgeſchichte Marienbergs: denn in dieſem einzigen Quartal fielen 113,262 Güldengroſchen Ausbeute, und der Chronograph, Albinus, hat uns einen Bergreihen hinterlaſſen, in welchem es heißt:

Ausbeut' hat man gegeben,
Trinitatis im vierzigſten Jahr:
Hundertmal tauſend Gülden,
Und dreizehntauſend fürwahr
Zweihundert zwei und ſechzig,
Gab man auf Ein Quartal,

Des wurden ſehr erfreuet,
Der Gewerken große Zahl. *)

Dieſe Stadt wurde gleich im Anfange ſehr regelmäßig angelegt, und die Anbauer waren genöthigt, nach einem gewiſſen Plane zu bauen, den die Beauftragten des Herzogs entworfen hatten und ſtreng befolgten; was aber bei den andern neuangelegten Städten weit weniger oder nicht der Fall war. Gegenwärtig ſteht dieſe Stadt in Hinſicht der regelmäßigen Anlage wohl als die erſte in Sachſen da.

Nur ein Jahr ſpäter entſtand die Stadt Scheibenberg, dicht am Fuße des Berges dieſes Namens, und zwar ebenfalls durch den Segen des Bergbau's, in einer Wildniß. Schon 1515 ſchürfte Caspar Klinger an dieſem Berge, und ſah durch reichen Fund ſeine Mühe hochbelohnt Da ſich nun auch hier der Bergſegen fortwährend mehrte, ſo ließ der Graf Ernſt von Schönburg, dem dieſe Gegend zuſtändig war, **) eine Stadt an dieſem Berge er-

---

*) So höchſt beträchtlich auch dieſe Ausbeute iſt, welche einſt in dieſem Bergrevier gewonnen wurde; ſo erreicht ſie doch die von Annaberg nicht, indem ſolche von 1496 bis 1596, und alſo in hundert Jahren, nur aus den Gruben des Schreckenberges allein, ohne die andern Gruben 3,500,000 Güldengroſchen, und im Jahre 1536, wo die reiche Grube Himmliſches Heer fündig wurde, 350,000 Gültengroſchen Ausbeute gewährten, die an die Gewerken vertheilet werden konnten. A. d. V.

**) Das Haus Schönburg beſaß in den früheren Jahrhunderten einen groſen Theil des Obererzgebirges und insbeſondere in dieſer Gegend. In noch früheren Zeiten gehörte dieſe Gegend den (böhmiſchen) Grafen von Schlick; von dieſen kam das meiſte an die Grafen von Schönburg zu Waldenburg, welche ſich davon auch Herren von bauen, (1522) welche den Namen Scheibenberg erhielt und noch trägt. —

So wurde durch des Bergbau's reichen Segen das Erzgebirge größtentheils in eine freundlichere Geſtalt umgewandelt; doch im Hochgebirge, über Schwarzenberg hinauf, nach der Gegend hin, wo jetzt Johanngeorgenſtadt ꝛc. liegt, blieb es noch länger in ſeiner wilden Urgeſtalt, wie wir bereits im 3. Tagesabſchnitte dieſes Monats erzählt haben; bis endlich auch dieſer Gegend eine mildere Geſtalt zu Theil wurde.

Es liegt alſo der wohlthätige Zweck der Vorſehung, dieſe wilden, rauhen Gegenden zu bevölkern, und ihnen eine freundlichere Geſtalt zu geben, am Tage. Um nun aber dieſen Zweck zu erreichen, brauchte ſie den Bergſegen als Mittel; denn er gewährte die Ausſicht, ſchnell zu Reichthum zu gelangen, und nur durch dieſe ziemlich ſichere Hoffnung konnten die Menſchen bewogen werden, in dieſen Wildniſſen ſich anzuſiedeln, wo ſie in Geſellſchaft der Bären, Wölfe und anderer wilden Thiere leben mußten, die in den großen Wäldern ſehr häufig zu finden waren, wo dieſe neuen Anſiedler aber auch noch dabei die Beſchwerden des Clima's zu tragen hatten. Dieſes aber war zu jener Zeit und ehe die großen Wälder ſo gelichtet, ja ſelbſt bedeutende Strecken davon weggeſchlagen wurden, wie es ſpäter

---

Wolkenſtein ſchrieben, und von dieſen kam es an das markgräfliche Haus Meiſſen, vieles davon auch an das Kloſter zu Grünhayn. Zu dieſer Herrſchaft gehörte auch der Biel, oder damals Walbergk mit ſeinen Umgebungen, der Scheibenberg u. a. mehr.

A. d. V.

geworden iſt, viel ſtrenger als jetzt, indem es wenig Sommer gab, wo die Luft länger als drei Monate durch die Sonne erwärmt wurde. Dann gab es wieder Schnee und immer Schnee, wo man im Winter, oft lange Zeit hindurch, nicht von einem Orte zum andern kommen konnte. Es konnte alſo nur die Ausſicht auf Reichthum den Menſchen bewegen, ſolche Beſchwerden zu ertragen, und ſie ſtrömten auch in der That nur deshalb zu Tauſenden herbei. —

Als nun aber dieſer große Zweck erreicht worden war, wurde des Bergſegens weniger, d. h. gegen jenen außerordentlichen Reichthum der Entdeckungszeit; denn er iſt jetzt, nach Jahrhunderten noch, hoch beträchtlich und bringt in jedem Jahre Millionen in Umlauf. — Nun rief Gott den Gewerbsfleiß in dieſen Gegenden in das Leben: dieſer verdrängte jedoch ſeinen ältern Bruder, den Bergbau nicht, ſondern wandelte mit ihm einträchtig Hand in Hand, zum Segen des Vaterlandes bis zu unſern Zeiten. Wie aber dieſes geſchehen ſey, davon im nächſten Tagsabſchnitte.

14.

Die Geſtalt des Ober-Erzgebirges in den frühern Jahrhunderten und ihre Umwandlung.

(Zweite Abtheilung.)

Von dem Gewerbsfleiße, der das Obererzgebirge belebt, findet man ſchon im *XIV.* Jahrhundert, wo die Leinwand-Manufactur mit den ihr zugehörigen Bleichen den Anfang nahm, die deutlichſten Spuren. Die Bleichen waren für die Manufactur jener Zeit das, was die Spinnmaſchinen für die in der jetzigen ſind, ein Mittel zu größerer Betriebſamkeit.

Die Weberei war zwar im Allgemeinen zünftig; als aber die Schleierweberei ein Zweig dieſer Beſchäftigung wurde, und man zur Betreibung derſelben Weibsperſonen miethete, achteten die andern Zünfte dieſe Zunft für eine ungeehrte: was jedoch von den gemeinſchaftlich regierenden fürſtlichen Brüdern, Ernſt und Albrecht, (1477) abgeſtellt wurde.

Der Sitz dieſer Weberei war zuerſt in Chemnitz: dieſe Stadt wurde zwar durch den großen Brand von 1389, wo ſie faſt ganz in Aſche gelegt wurde, auf dem Wege nach dem Ziele weit zurückgeworfen; die ihr verliehenen Privilegien halfen ihr jedoch ziemlich wieder auf. —

Die Wichtigkeit der Bleichen in jener Zeit läßt ſich daraus erkennen, daß im Jahre 1420 in Chemnitz ein eignes Bleichamt vorkommt, mit Bleichrichter und Bleichgewerken, und nach einem diesfalls ertheilten landesherrlichen Privilegio durften in einem Umkreiſe von 10 Meilen um Chemnitz keine Bleichen errichtet werden, ſondern es mußten alle Städte, welche Weberei trieben, ihre Waaren hieher zur Bleiche bringen: es wurde aber dazumal die Weberei bereits in allen umliegenden Städten, bis Freiberg hin, getrieben.

Bald erhielt die Leinwandmanufactur eine Schweſter in der Woll- und Tuchweberei, die ſchon im *XII.* Jahrhundert aus Flandern nach

Sachſen gekommen ſeyn ſoll, und man fing auch an, aus leinenen und baumwollnen, ſo wie ſpäterhin aus baum- und ſchafwollenen Garnen zuſammengeſetzt, Stoffe zu weben, denen man den allgemeinen Namen **Zeuge** gab, und woher die **Leinweber** ſich jetzt noch **Zeug-** und **Leinweber** nennen. Auch die **Barchentweberei** kam zu dieſen Zweigen des Gewerbfleißes, und beſteht, obgleich gegen ſonſt gerechnet nur im Kleinen, jetzt noch. — Die **Tuchweberei** wurde, in der zweiten Hälfte des *XVI.* Jahrhunderts, durch die vor **Alba's** Tyranney fliehenden niederländiſchen Kaufleute und Tuchweber in höhern Flor gebracht, und von Kurfürſt **Auguſt** ſehr unterſtützt.

Von allen dieſen Manufacturen war und blieb die Stadt **Chemnitz** das **Haupt** und der **Centralpunkt**, ſo wie ſie es auch, mit Ausnahme der **Tuchweberei**, jetzt noch iſt. Dadurch aber erweiterte ſie ſich allmälig, ſo daß ſie im *XVI.* Jahrhundert noch einmal ſo ſtark an Häuſer- und Einwohnerzahl war als ſonſt. — Die **Leinweber** kauften ſich 1530 in dieſer Stadt ein eignes **Meiſter- und Stempelhaus**, und zählten ſchon dazumal auf 320 Meiſter, mit einer bedeutenden Anzahl Geſellen. — Die **Tuchmacher** hatten um eben dieſe Zeit **drei eigne Färbehäuſer**, in welchen blau (mit Waid), roth und ſchwarz gefärbt wurde. —

Der dreißigjährige Krieg, der beſonders für Sachſen in ſo mancherlei Hinſicht verderblich wurde, ward es auch für dieſe Manufacturen, ſo daß ſie ganz an den Abgrund des Verderbens kamen, und am Ende dieſes Krieges die **Zeug-** und **Leinwe-**

der in **Chemnitz** nur noch wenige Meiſter zählten; wo ſich dann dieſe Innung auch nicht ſo ſchnell wieder erholte, als die der **Tuchmacher**, welche 1698 wieder über 100 Meiſter mit 130 Knappen ſtark war. Auch hatten die Tuchmacher ſich 1660 wieder ein Handwerkshaus erbaut.

Mit dem Eintritte des *XVIII.* Jahrhunderts erzeugte ſich für dieſen Theil vom Erzgebirge ein neuer Zweig des Gewerbefleißes, nämlich die **Strumpfweberei** in baumwollnen Garnen, die in Chemnitz von drei Meiſtern, **Röder**, **Braun** und **Sauer** begründet wurde, und ſich bald zur bedeutenden Manufactur erhob, welche am Schluſſe desſelben Jahrhunderts mehr als 1800 Meiſter zählte, die ſich jedoch faſt ſämmtlich auf den Dörfern befanden. Die **ſeidene Strumpfmanufactur** in Limbach ꝛc. wurde durch den erfinderiſchen **Esche** eingeführt, und blühete lange im ſchönſten Flor; doch erreichte ſie die Höhe ihrer größern Schweſter nicht, die in andern Materialien arbeitet. — Mit dieſer Manufactur iſt zugleich die des **Petinets** verſchwiſtert, welche gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts im Gebirge aufkam, und, ſo wie in den neueſten Zeiten die des **Bobbinets** als nicht unbeträchtliche Theile des Gewerbfleißes zu achten ſind.

In dem erſten Viertel des *XVIII.* Jahrhunderts hatten die Zeug- und Leinweber ihre urſprüngliche Beſchäftigung, die **Leinwandweberei**, verlaſſen, welche ſich nun in das Schönburgiſche Gebiet hinüber, und zwar hauptſächlich in die Dörfer deſſelben zog, wo ſie ſich feſtſetzte; dahingegen legten ſich jene nun auf das Weben von (40 r.) Kattunen, und auf die vielumfaſſende **Buntweberei**. Beide Gattungen vervollkommneten ſich immer mehr, beſonders als der Hamburger Schlüſſel, eingeladen von dem Adminiſtrator Sachſens, (1766) nach Chemnitz kam, und dort den Kattundruck einführte, auch im Jahre 1770 die erſte Fabrik dieſer Gattung anlegte, welche als die Mutter aller übrigen betrachtet werden kann. Dieſe Fabriken haben ſich durch die Einführung der großen Spinn- und anderer Maſchinen auf die hohe Stufe gehoben, auf der ſie gegenwärtig ſtehen, und wo wir noch vielmehr anführen könnten, was zur Erhebung dieſer für viele Tauſende ſo wichtigen Erwerbszweige geſchehen iſt, müſſen uns aber, wegen des Mangels an Raum, einſtweilen mit dem Vorſtehenden begnügen; doch werden wir, am geeigneten Orte, den hier niedergelegten Faden wieder aufnehmen und weiter fortzuſpinnen verſuchen, gehen jetzt aber mit unſern hiſtoriſchen Darſtellungen zu den Manufacturen der höher liegenden Gebirgsgegenden über.

In der Stadt Annaberg hatte gegen die Mitte des *XVI.* Jahrhunderts die unvergeßliche Barbara Uttmann (S. 14. Jan.) das Spitzenklöppeln erfunden, und dieſe Erfindung war, bis zum Jahre 1561 vollendeter und bekannter, nach dem Ableben der Erfinderin aber ſchnell allgemeiner geworden, beſonders als die Schotten, — die ihr Vaterland verlaſſen, und ſich des Bergbau's oder Handels wegen im Gebirge, beſonders aber in Annaberg angeſiedelt hatten, und in frühern Zeiten das im Handel waren, was jetzt die Krainer und Tyroler ſind — es verſuchten, die kunſtreichen Producte dieſer Erfindung, welche man Borten oder Zinnigen, ſpäter aber Spitzen nannte, durch den

Handel allgemeiner zu machen, was ihnen auch ſeit dem Eintritte des *XVII.* Jahrhunderts ganz gelang, ſo daß ſich bei dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges (1618) bereits einige tauſend Hände mit Spitzenklöppeln beſchäftigten. — Selbſt in den erſten zwölf Jahren dieſes Krieges befand ſich dieſe Manufactur nur wenig von ſeinen Folgen geſchwächt, bis endlich, als der Kurfürſt Johann Georg ſich genöthigt ſah, auf die Seite der Schweden zu treten, auch für den Gewerbfleiß und Handel des Gebirges üble Zeiten kamen, da in Folge jenes Uebertritts Sachſen von den Kaiſerlichen feindlich behandelt wurde, ſo daß Holke mit ſeinem Heere zweimal verwüſtend durch das Gebirge zog, dieſes Land aber von nun an, bald von den Kaiſerlichen, bald von den Schweden litt; demnach konnte es nicht anders ſeyn, als es mußte dieſe Manufactur auch ſehr leiden, vermochte ſich auch bis zum Frieden (1648) wegen der vielfachen und ſtreng-feindlichen Behandlung der Gebirgsbewohner wenig zu erholen, und nur erſt bei der wieder eingetretenen Ruhe ging die Wiedererholung langſamen Schrittes vorwärts, weil eben dieſe Beſchäftigung das Eigenthümliche hat: daß die Spitzenklöpplerin von der früheſten Jugend an zu dieſer Kunſt herangezogen werden, und ihre Hände dazu gewöhnen muß, wenn ſie etwas Tüchtiges leiſten ſoll; folglich war es auch hier nur die heranwachſende Generation, die für dieſe Manufactur zu brauchbaren Arbeiterinnen gebildet werden konnte. Dieſes gelang auch, ſo daß ſchon im ſiebenten Decennio des *XVII.* Jahrhunderts die Spitzenmanufactur von Neuem einen bedeutenden Grad von Ausdehnung erreicht hatte, für die

Erwerbung fremden Geldes, welches in den inländiſchen Geldumlauf gezogen wurde, wohlthätig wirken und dem Vaterlande nützlich werden konnte. Durch die Eigenheit, die wir oben näher angegeben haben, kann aber auch die Bemühung des Auslandes, dieſe Manufactur dem Vaterlande derſelben zu entwenden und bei ſich heimiſch zu machen, entweder gar nicht oder doch nur ſehr wenig glücken, und ſie wird wohl dem ſächſiſchen Gebirge eigen bleiben; denn das, was im böhmiſchen Theile dieſes Gebirges geklöppelt wird, iſt von geringer Bedeutung im Verhältniß gegen Sachſen.

Bis in das erſte Decennium des *XIX.* Jahrhunderts wurde nur allein der Zwirn aus Flachs zum Spitzenklöppeln angewendet, und man mußte denſelben im ſächſiſchen Gebirge dem holländiſchen gleich zuzubereiten, was den Flachsbau dieſer Provinz ſehr beförderte; allein ſeit jener obenangegebenen Zeit iſt dieſer leinene Zwirn durch den baumwollenen verdrängt, und dadurch der Spitzenmanufactur ſelbſt, ſo wie dem einheimiſchen Flachsbau ziemlich geſchadet worden.

Doch noch eine Manufactur iſt es, welche ſich im Obererzgebirge, ſeit dem Anfange des *XVII.* Jahrhunderts ſo verbreitet hat, daß mehrere Tauſende von fleißigen Einwohnern dieſer Provinz ihre Nahrung bisher durch ſie gefunden haben, und dieſes iſt die Manufactur von ſeidenen Bändern, und andern Erzeugniſſen der Poſamentirerprofeſſion.

Dieſe kannte man bis zum Jahre 1589 in dieſer Gegend nicht. — Als aber in dieſem und dem folgenden Jahre Einenkel, Thiele und Schiek in

Buchholz das Meiſterrecht in dieſer Profeſſion erhielten, wurden ſie, wahrſcheinlich in Verbindung mit einem klugen Kaufmanne, die Stifter dieſer Manufactur, welche vom Anfange an mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, weil ihre Producte, als bloſe Luxusartikel, viel Stockung ihres Vertriebes erlebten, ſo daß dieſe Production zuweilen ganz zu erliegen ſchien; doch jedesmal entwand ſie ſich, durch ihre Anſtrengungen, dem gänzlichen Verderben und lebte wieder auf.

In welchem Jahre dieſe Manufactur nach Annaberg gekommen iſt, davon ſchweigt die Chronik und man weiß nur ſo viel, daß im Jahr 1599 ein Meiſter dieſes Handwerks, Namens Fleiſcher in Annaberg war, — jetzt aber ſind in dieſer Stadt über 500 und in Buchholz an 400 Meiſter dieſes Handwerks, — durch die Arbeiten derſelben werden auch noch Tauſende von weiblichen Arbeiterinnen außerhalb der Mitglieder dieſer Profeſſion mit der Vollendung ihrer Producte z. B. Franzennähen und Schlingen ꝛc. beſchäftiget.

Gegenwärtig rechnet man an 3000 Poſamentirſtühle im Erzgebirge und die Geſammtzahl derer, welche ihre tägliche Nahrung durch dieſe Manufactur erwerben, beläuft ſich auf 8 — 10.000 Menſchen.

In den neueſten Zeiten iſt auch die Manufactur von ſeidenen Zeugen in die Reihe der Inſtitute des Gewerbfleißes getreten, und es läßt ſich ihre weitere Ausbreitung mit Zuverſicht hoffen.

Viel geſchieht eben jetzt auch im Erzgebirge für die höhere techniſche Ausbildung der Handwerker, durch Gewerbſchulen, Vereine ꝛc., und die Folgen davon ſind ſchon ſichtbar geworden, und wird dies noch mehr in der Zukunft der Fall ſeyn, weshalb ihnen das beſte Gedeihen zu wünſchen iſt.

Auf dieſe Weiſe wurde die im Vorſtehenden geſchilderte furchtbare Wildniß in eine für das Vaterland durch Bergbau, Gewerbfleiß und Betriebſamkeit höchſt wichtige Provinz umgewandelt. — Die früher ſo dichten Wälder fielen allmälig durch die Aexte fleißiger Arbeiter, und verwandelten ſich in fruchtbare Felder, welche die Früchte zur Nahrung für Menſchen erzeugen. — Wo ſonſt nur Bären und Wölfe und andere wilde Thiere des Waldes hauſeten, wohnen jetzt über 500,000 Menſchen, und helfen durch ihren Fleiß das Wohl des Vaterlandes nach allen Kräften fördern; ſo daß dieſe Umwandlung, die wir hier nur in den Grundzügen zu ſchildern verſucht haben, zu den wichtigſten Begebenheiten in der Geſchichte Sachſens gehört.

15.

Das Turnier zu Nordhauſen.

Eine Scene aus dem Leben Heinrich's des Erlauchten.

(Mit Abbildung.)

Der Markgraf Heinrich hatte im October 1263, einen langen und ſchweren Krieg mit der Herzogin Sophia von Brabant, (Tochter des Landgrafen von Thüringen, Ludwig's des Heiligen) wegen dieſer Landgrafſchaft, durch einen vortheilhaften Frieden beendigt, und wollte nun ſeine noch übrige Lebenszeit in Ruhe verleben. Dieſer Entſchluß wurde feſt in ſeiner Seele, da er bereits die Folgen von fortwährenden Anſtrengungen des langen Krieges an und in ſeinem Körper fühlte. — Um ſich nun einige Ruhe zu gönnen, beſchloß er, den größten Theil ſeiner Länder an ſeine älteſten Söhne zu vertheilen, und übergab daher die Landgrafſchaft Thüringen ſeinem Sohne Albrecht, welcher auch die Pfalz-Sachſen erhielt; der jüngere aber, Markgraf Dietrich erhielt zu ſeinem Antheile das Oſterland mit der Burg Landsberg und ihrem Zubehör, ſo wie die Anwartſchaft auf das Markgrafthum Meißen, nach des Vaters Ableben. Dieſer behielt blos die Lauſitz und die Gegend von der Mulde bis Meißen, und von hier nach Dresden an beiden Ufern der Elbe bis an Böhmen, welcher letztere Strich bereits zu Conrad's des Großen Zeiten an die Markgrafen von Meißen gekommen war.

Ehe jedoch dieſes Alles zu Stande kam, zeigte er durch ein Turnier, welches er im Jahre 1265 nach Nordhauſen ausſchrieb, und welches er mit verſchwenderiſcher Freigebigkeit vorbereitete, ſeinen Reichthum;*) denn durch das Ausbringen ſeiner reichen Silbergruben zu Freyberg war er in der That einer der reichſten Fürſten ſeiner Zeit geworden. — Daher war denn dieſes Turnier eins der prächtigſten, die je gehalten worden waren, ja es wurde durch eine Originalität einzig in ſeiner Art.

---

*) Von dieſem Reichthum gab es zu jener Zeit Sagen: daß der Markgraf Heinrich ganze Thürme voll Silber habe, das aus ſeinen Bergwerken gewonnen ſey. Und wenn man dazumal einen Crösus bezeichnen wollte, ſprach man: Er iſt ſo reich wie der Markgraf zu Meißen!

A. d. V.

Vor dem Bielenthore zu Nordhauſen iſt ein Platz, den man noch jetzt den Mägdefleck nennt. Dort wurde in einem großen Garten die Rennbahn geebnet und mit Schranken umgeben. — Auf einer reichgezierten Bühne wurden die Sitze für den Markgrafen und ſeine Gemahlin Agnes unter einem prächtigen Thronhimmel zubereitet, und zu beiden Seiten befanden ſich die Plätze für die anweſenden nicht turnierenden Fürſten und Grafen, ſo wie für den weiblichen Hofſtaat dieſes Fürſtenpaares; denn an dieſem Tage war ja von den Rittern Alles hoch zu Roſſe, und nur der kraftloſe Greis konnte ſich dieſer ritterlichen Uebung entziehen. — Vor dieſer Bühne war noch eine andere aufgerichtet und mit der Pracht, welche dieſem Feſte eigen war, geſchmückt. Dieſes war der Platz für die Kampfrichter, die der Markgraf aus den älteſten und erfahrenſten Rittern ausgewählt hatte, von welchen man aber nur den berühmten Rudolph Schenk von Vargula und den Burggrafen Meinhard von Meißen namentlich kennt. Dieſe waren dazu beſtellt, nicht allein über die Würdigkeit der Kämpfer zu den ausgeſetzten Preiſen zu urtheilen, ſondern auch über die Aufrechthaltung der Ordnung bei dem Rennen zu wachen, damit Alles ordentlich zugehe, keiner der Kämpfer die Turniergeſetze übertrete, und dies Ritterſpiel zum Scherz nicht in blutige Kämpfe ausarte. Deshalb galt ihr Befehl als unverbrüchliches Geſetz, dem ſich jeder turnierende Ritter ohne Widerrede zu unterwerfen hatte, und Alle gelobten dieſes vor dem Beginnen des Turniers. Der Bühne zur Linken befanden ſich die Herolde, ſo wie die Trompeter und Pauker des Markgrafen, welche beſonders den Befehlen der Kampfrichter zu gehorchen hatten, und nach den von ihnen gegebenen Zeichen achtete ſich Jedermann.

Innerhalb der Rennbahn waren rechts und links die Lanzen in die Erde geſteckt, an denen die Turnierſchilde der Ritter aufgehangen waren, welche an dem Rennen Antheil nehmen wollten, und an der Spitze einer jeden ſolchen Lanze wehete ein Fähnlein, mit der Farbe des Ritters. Die Wappenkönige, welche den Eid der Wiſſenſchaft und Unparteilichkeit in die Hände des Markgrafen geleiſtet hatten, mußten die Wappenſchilde, der zum Turnier vorhandenen Ritter unterſuchen, ob ein jeder ſchildbar, d. h. durch Geburt und Ritterſchlag turnierfähig ſey, und auf ſeinem Schilde nicht hafte der Makel der Unehre, weil er in ſolchem Falle ſtreng aus den Schranken gewieſen wurde.

Die Grießwärtel hatten ihre Stellung an der Oeffnung der Schranken. Jeder Ritter nannte ihnen ſeinen Namen und Vaterland, worauf er zu den Turniervögten gebracht wurde, welchen er ſeinen Wappenſchild übergab, daß ſie ihn an eine Lanze hingen, wo ihn dann die Wappenkönige unterſuchten.

Um den Garten her, in welchem die Rennbahn zubereitet war, befand ſich eine bedeutende Anzahl von Zelten. in welchen die Ritter mit ihren Frauen und andern anweſenden Damen vor dem Beginnen des Turniers Platz nahmen, und mit Erfriſchungen bewirthet wurden. —

Dieſes Turnier wurde durch die ausgeſetzten Preiſe ſehr, ja zum einzigen in ſeiner Art erhoben.

Der erſte Preis, für denjenigen ſiegreichen Ritter beſtimmt, der alle ſeine Gegner beſiegt, aber von keinem aus dem Sattel gehoben oder bügellos gemacht worden war, beſtand in einer ſilbernen Rüſtung, zwanzig Pfund ſchwer, mit goldenen Buckeln und Heftnägeln; einem Ritterſchwerte mit goldnem Griff, nebſt dergleichen Wehrgehänge und Sporen; desgleichen einem Streitroß mit prächtigem Sattel und Zeug, ſo wie auch mit Silberſtücken belegt.

Der zweite Preis, für den, der nach jenem die meiſten ſeiner Gegner aus dem Sattel geworfen hatte, ohne jedoch ſelbſt geworfen zu werden, ob er gleich ein- oder mehreremale bügellos geworden war, beſtand in einem Ritterſchwert mit goldnem Griff, Wehrgehäng und Sporen, wozu noch ein prächtiggeſchmücktes Streitroß gehörte, jedoch ohne die Belegung mit Silberſtück.

Zum dritten Preis, für den Ritter, der, nach jenen beiden Rittern, die meiſten ſeiner Gegner aus dem Sattel geworfen hatte, ohne dieſes Schickſal ſelbſt zu haben, ob er gleich jedesmal bügellos geweſen ſey: war eine ſchwere goldne Kette mit einem Schaupfennig, das Bildniß des Markgrafen Heinrich enthaltend, desgleichen ein gerüſtetes Streitroß beſtimmt.

Dieſe Preiſe, ſo koſtbar oder werthvoll ſie auch waren, hatten zuweilen bei andern Turnieren wohl ihres Gleichen gehabt; aber der folgende war in ſeiner Art einzig.

Auf der rechten Seite der Kampfrichter ſtand auf einem Poſtament ein Baum, (kein Bäumchen) deſſen Stamm und Blätter von feinem Silber waren. Ein Theil dieſer Blätter war vergoldet, und das feinſte Gold zu den Aepfel gleichen Früchten; ſo daß es ſchien, es ſey dieſer Baum den Gärten der Hesperiden entnommen worden. Auch dieſer Baum enthielt Preiſe für die turnierenden Ritter, von den obigen drei Hauptpreiſen ganz unabhängig. — Trafen zwei auf einander, und brachen bei dem Zuſammentreffen die Lanzen auf den Bruſtharniſchen, beide blieben aber auf ihren Roſſen ſitzen, wären ſie auch beide bügellos geworden; ſo brach ſich jeder ein ſilbernes Blatt von dieſem Baume, zum Lohne ſeiner Tapferkeit. — Warf aber einer den andern bei dieſem Lanzenbrechen vom Roſſe, er ſelbſt erhielt ſich aber auf demſelben, ſo durfte er ſich ein goldnes Blatt, oder wenn er bügelfeſt geblieben war, zugleich einen goldnen Apfel brechen. — Nie hat man, weder früher noch ſpäter, von einem ſolchen Baume, oder etwas Aehnlichem gehört oder geleſen; es bleibt alſo in dieſer Hinſicht, das Turnier, welches einſt der Markgraf Heinrich von Meißen gab, und deſſen Beſchreibung wir hier verſucht haben, wohl einzig in ſeiner Art.

So vorbereitet kam endlich der Tag heran, an welchem das Rennen begann. Schon vom frühen Morgen an umlagerte eine große Menge Volks die Rennbahn, obgleich das Rennen ſelbſt erſt in den Nachmittagsſtunden vor ſich gehen ſollte. — Zur Mittagszeit zierte und waffnete ſich ein jeder Ritter auf's beſte, beſtieg dann ſein gerüſtetes Streitroß, und ritt, von ſeinem Knappen begleitet, nach der Rennbahn hin, wo die Turnierhelden ſich in den Zelten verſammelten.

Endlich ertönte von fern her der Trompeten- und Paukenſchall, und ein feierlicher Zug bewegte ſich aus der Stadt nach den Schranken. Es war der Markgraf Heinrich ſelbſt, an der Seite ſeiner Gemahlin Agnes, die beiden Söhnen des Markgrafen, Albrecht und Dietrich nebſt dem ganzen Hofe und vielen fremden Rittern. An den Schranken ſonderten ſich die beiden jungen Fürſten mit den angekommenen Rittern von dem Zuge ab und begaben ſich unter die Zelte zu den übrigen, wo ſie ehrerbietig empfangen wurden.

Der Markgraf Heinrich und ſeine Gemahlin Agnes nahmen jetzt ihre Sitze ein, an ihrer Seite aber die Fürſten und Grafen mit ihren Gemahlinnen und den übrigen Frauen des Hofes; alle aber in höchſter Pracht. —

Die Ritter beſtiegen jetzt ihre Streitroſſe, und ritten unter Trompeten- und Paukenſchall Paarweiſe in die von den Grießwärteln eröffneten Schranken. Hier empfingen ſie die Turniervögte und führten ſie zu ihren Wappenſchilden, wo die kampfgerüſteten Ritter, deren wohl zweihundert waren, einen weiten Halbkreis bildeten, auf dem die Blicke des Markgrafen wohlgefällig ruhten. Dieſer Fürſt kannte viele, ja die meiſten dieſer Ritter; hatten ſie doch in dem nun geendigten Kriege tapfer für ihn gefochten, und ſo manche glänzende Waffenthat war ihm von ihnen bekannt. Heute hatten ſie ſich abermals verſammelt, um in dieſem Ritterſpiele, unter den Augen ihres geliebten Lehnsherrn zu kämpfen, und das Herz dieſes biedern Fürſten ſchlug in freudiger Bewegung höher.

Nachdem die ſämmtlichen Ritter in den Schranken Platz genommen hatten, und Alles in Ordnung war, erhob ſich der Markgraf, grüßte die Anweſenden, und rief: „Kampfrichter! iſt alles bereit, ſo beginne das Turnier nach Sitte und Recht!“ Trompeten und Pauken ertönten, und freudig ſchlugen die Ritter mit den Lanzen auf die Schilde.

Sechs Herolde, auf prächtig geſchmückten weißen Roſſen ritten jetzt, unter fortwährendem Trompeten- und Paukenſchall, dreimal im Umkreis der Rennbahn umher. Dann blieb der Eine von ihnen in der Mitte der Bahn, der Andere aber vor dem Sitz der Kampfrichter halten, und die vier übrigen ſtellten ſich, nach den vier Himmelsgegenden hin, auf.

Der Herold in der Mitte ſtieß in ſeine Trompete, und forderte dann die Wappenkönige und Turniervögte auf, vor den Kampfrichtern zu erſcheinen. Dieſe gehorchten und wurden nun von dem älteſten Kampfrichter, Rudolph von Vargula gefragt: „Ob jeder von den anweſenden Rittern turnierfähig ſey, und an dem rechten Platze halte?“ Und als ſie dieſe Fragen genügend beantwortet hatten, kehrten ſie auf ihre Standpunkte zurück. — Der zweite Herold rief nunmehr das Turnier aus, und welche Preiſe zu erringen wären; auch was die Ritter bei jedem Rennen von dem ſilbernen Baume zum Preiſe aneignen dürften. Die vier andern Herolde antworteten durch Trompetenſtöße nach den vier Himmelsgegenden hin, zogen ſich dann nach ihrer erſten Stelle zurück, und das Rennen nahm nunmehr ſeinen Anfang.

Der Landgraf Albrecht von Thüringen ritt zur Eröffnung des Turniers vor, berührte das Schild eines der anweſenden Ritter, dieſer begab ſich an das andere Ende der Bahn, und beide legten die Lanzen ein. Ein Herold gab mit einem Trompetenſtoße das Zeichen, beide Ritter ſprengten einander entgegen, trafen auf einander, die Lanzen brachen ſich an den Bruſtharniſchen, und Albrechts Gegner räumte den Sattel. Trompeten ſchmetterten, die Pauken wirbelten dem Sieger zu Ehren, und dieſer ritt nun hin zum ſilbernen Baume, und brach ſich ein goldnes Blatt mit der Frucht, die er auf ſeinen Helm zur Zierde ſteckte. Er forderte einen andern Ritter auf, dieſer ſtellte ſich, ſie legten beide die Lanzen ein, ſprengten einander entgegen, die Lanzen brachen, und der fremde Ritter wurde bügellos, auch Albrecht wurde ſtark vom Stoße erſchüttert; doch blieb er bügelfeſt. Beide Ritter ritten nun gemeinſchaftlich nach dem ſilbernen Baume, wo Albrecht ein goldnes Blatt ohne Frucht, der Ritter aber blos ein ſilbernes vom Baume brach. — Der Landgraf forderte einen Dritten zum Kampfe auf; doch hier verließ ihn das Glück, er ward aus dem Sattel gehoben, beſtieg denſelben aber wieder und ritt nun mißmuthig nach dem Platze zurück, wo er erſt gehalten hatte, um dem Rennen ſeines Bruders, des Markgrafen Dietrich zuzuſehen. Auch dieſer hatte gleiche Ehre; doch endlich wurde auch er geworfen, und zog ſich jetzt zu ſeinem Bruder hin, wo dann beide abſtiegen und Platz an ihres Vaters Seite nahmen.

So kämpften die Ritter, bis die Sonne unterging. Viele wurden geworfen, noch mehrere bügellos, und nur wenige waren noch übrig, die auf den erſten Preis Anſpruch machen konnten.

Als nun endlich der Markgraf Heinrich als

Turnierherr rief: „Das Turnier iſt für heute zu Ende und wird morgen wieder beginnen; die Ritter aber lade ich für dieſen Abend zum Banket und Tanz ein!“ — da blieſen jubelnd die Trompeten und wirbelten freudig die Pauken; die ſämmtlichen Theilnehmer am Ritterſpiel aber ritten heim in ihre Herbergen, zogen dort die Harniſche aus und die leichtern Prachtkleider an, in welchen ſie dann dem Banket beiwohnten, und nach aufgehobener Tafel entweder zechten, oder ſich mit den anweſenden Ritterfrauen und Fräuleins im Tanze dreheten bis an den hellen Morgen.

Noch vier Tage währete dieſes Turnier, und jeden Abend folgte dem Stechen ein herrliches Banket und Tanz; ſo daß eine alte Chronik bemerkt: „Es wären die Unkoſten dieſes Ritterſpiels für einen Kaiſer genug geweſen: denn es habe der Markgraf männiglich frei gehalten und die Koſt gegeben.“ — Endlich, als der ſilberne Baum von Früchten und Blättern ganz leer war, wurde das Turnier geendigt und die Hauptpreiſe ausgetheilt.*) Die

---

*) Es iſt wohl zu bedauern, daß weder Spangenberg noch Birken, oder andere Chronographen, welche dieſes Turniers gedenken, die Namen der Starken aufbewahrt haben, welche ſich die Turnierpreiſe durch ihre Ritterlichkeit errangen, damit ſie auf die Nachwelt gebracht worden wären, als Denkmäler alter deutſcher Kraft. Denn es muß ſehr ſchwer geweſen ſeyn, einen ſolchen Preis, zumal den Erſten zu erringen. — Solche Stärke aber, in Verbindung mit Tapferkeit und Treue, war in jener Zeit, wo dieſe Beiden Alles im Kriege galten, für einen Fürſten hochbeachtungswerth.] Heinrich hatte dieſe Erfahrung gemacht, und es war weiſe von ihm, ſeine treuen Ritter alſo zu belohnen.

A. d. V.

Markgräfin Agnes, ihre Schwiegertochter, die Landgräfin Margarethe, und Mathilde, Gräfin von Hohenſtein, überreichten den vor ihnen knieenden Siegern die denſelben von den Kampfrichtern zugeſprochenen Preiſe, und ſie dankten den erhabenen Frauen durch einen ehrfurchtsvollen Handkuß.

Am Abend dieſes letzten Turniertages übertraf das Banket und der ihm folgende Tanz die bisherigen an Pracht und Ueberfluß bei weitem. Die Sieger eröffneten, ein jeder mit der erlauchten Frau, von welcher er den Preis empfangen hatte, den Tanz. Bei dieſen Banketen und Tänzen fanden ſich, wie ſolches bei dergleichen Gelegenheiten gewöhnlich geſchieht, manche Herzen zum Liebesbunde, auch der Landgraf Albrecht, welcher ſeine Gemahlin nicht mehr liebte, ſoll an dieſem Abende in die Schlingen der in der Geſchichte ſo übel berüchtigten Kunigunde von Iſenburg gefallen ſeyn: ſo daß dieſes Turnier auch traurige Folgen hatte, wie wir an einem andern Orte, (24. Jun. S. *III.* Bd. d. W.) ausführlich erzählen werden.

Endlich brach der Markgraf wieder nach ſeiner Hauptſtadt Meißen auf, um dort die Landestheilung zu vollenden. Faſt alle Ritter, die hier geſtochen hatten, folgten ihm dahin nach, und er veranſtaltete noch ein Turnier für ſie, wo es aber nicht ſo glücklich ablief als in Nordhauſen, indem bei dem Rennen etliche Ritter, wenn ſie aus dem Sattel geworfen wurden, auf dem Platze das Leben verloren. — Nicht minder wurden in dem gewaltigen Gedränge mehrere Zuſchauer erdrückt, und das Feſt nahm deshalb bald wieder ein Ende.

Dieſes Gemälde eines Ritterſpiels haben wir deshalb ſo ausführlich geliefert, weil es nicht allein das prächtigſte iſt, welches die ſächſiſche Geſchichte kennt, ſondern auch, weil es einen ſehr anſchaulichen Rückblick in die Geſchichte der Sitten und Gebräuche unſerer Altvordern gewährt, und deshalb wohl einen Platz unter dieſen hiſtoriſchen Gemälden verdient. — Desgleichen glaubten wir, ihm auch dieſen Platz, zum Gedächtniß des am 15. Februar 1287 in die Ewigkeit übergegangenen Markgrafen Heinrich anweiſen zu müſſen.

16.

Das Conſiſtorium zu Meißen wird errichtet.

Nach dem Ableben des eifrig katholiſchen Herzogs **Georg** (des Bärtigen) kam das von demſelben beſeſſene Land an ſeinen Bruder, den Herzog **Heinrich**, welcher nun den evangeliſchen Glauben in demſelben einführte. Bei dieſer Reformation wurde eine Art von Kirchenregiment dadurch eingeführt, daß man das Land in Ephorien eintheilte, und die übrigen Geiſtlichen, in den Städten und auf dem Lande dieſen Superintendenten unterordnete. Als nun der Herzog **Moritz** nach dem Ableben ſeines Vaters zur Regierung kam, bemerkte er das Unzureichende dieſer Einrichtung, und errichtete ein Conſiſtorium in Merſeburg, welches 1550 nach Leipzig verlegt wurde, und ein Gleiches in **Meißen**, welches aus einem Präſidenten, zwei weltlichen und einem geiſtlichen Rathe beſtehen ſollte. Zwölf Superintendenten wurden dieſem Conſiſtorio untergeordnet, unter welchen ſich auch der zu Dresden befand. — **Heinrich von Bünau**, (dazumal Amtmann zu Meißen) war bei dieſer Errichtung Präſident, *D.* **Naumann**, ſo wie der berühmte **Rivius** die weltlichen und der Superintendent **Laurentius Schröder**, der geiſtliche Rath, und es nahm am 16. Februar 1545 ſeinen Anfang. —

Dieſes Conſiſtorium übte ſeine Gerichtsbarkeit in der Stadt **Meißen** aus, bis zum Jahre 1580, wo es vom Kurfürſt **Auguſt** nach Dresden verlegt, und zu einem Ober-Conſiſtorio erhoben wurde. — Die andern Conſiſtorien, nämlich das Wittenberger und das in Leipzig ꝛc., nebſt den Stifts-Conſiſtorien zu Wurzen, Zeitz und Merſeburg wurden an dieſes Ober-Conſiſtorium gewieſen.

Gleich anfänglich wurde ein adeliger Präſident nebſt zweien Doctoren der Rechte und zwei Geiſtlichen als Beiſitzer verordnet, und die beiden Letztern waren der Superintendent zu Dresden und der Stadtprediger; ſpäter wurde, an des Letztern Stelle, der jedesmalige Oberhofprediger dazu gezogen. —

Am 24. Febr. 1580 begann dieſes **Ober-Conſiſtorium** ſeine Functionen, und hat ſolche bis jetzt ununterbrochen ausgeübt.

17.

Dietrich der Bedrängte, Markgraf zu Meißen.

(Erſte Abtheilung.)

Dieſer Fürſt war der jüngere Sohn des am 18. Febr. 1189 verſtorbenen Markgrafen **Otto des Reichen**. (S. 10. Jun.) Sein älterer Bruder, **Albrecht**, welcher den größten Theil der väterlichen Verlaſſenſchaft an ſich geriſſen hatte, ſtarb an Gift, am 25. Jun. 1195 zu **Heinrichsdorf**, in der Nähe von **Freiberg**. (S. Denkw. *VI.* Bd. S. 252.) Zu eben der Zeit, als der Markgraf **Albert** ſtarb, war ſein Bruder **Dietrich** mit vielen deutſchen Fürſten auf einem Kreuzzuge, den der Kaiſer **Heinrich** *VI.* veranſtaltet hatte, und focht tapfer gegen die Sarazenen, als ihm die Nachricht vom Tode ſeines Bruders gebracht wurde. Der Markgraf **Albert** hatte keine Kinder hinterlaſſen, und es war alſo der Markgraf **Dietrich** der einzige Erbe des Verſtorbenen.

Als er nun die Trauer-Nachricht erhielt, wollte er ſofort nach ſeinem Lande zurückkehren und fand überall Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten gehäuft. Er ſuchte dieſe zu beſiegen und aus dem Wege zu räumen, da wandelten ſie ſich in **Gefahren** um, die immer größer wurden, je reger ſein Streben ward, ſich eine Gelegenheit zu verſchaffen, um nach ſeinem Vaterlande zurückkehren zu können. Häufig wurde dieſem Fürſten nachgeſtellt, und er gerieth in ſo große Gefahr, daß er endlich die **Liſt** zu Hülfe nehmen mußte, um der überall ihm drohenden Gefahr auszuweichen. — Der Urheber aller dieſer Gefahren war aber kein Menſch anders, als — der Kaiſer Heinrich *VI.* ſelbſt.

Dieſer Fürſt, — nicht rühmlich bekannt in der Geſchichte durch ſeine Habſucht — hatte ſchon längſt getrachtet, ſich der reichen Silberbergwerke des Markgrafen von Meißen mit guter Art zu bemächtigen und wo möglich das ſchöne Land deſſelben in ſeine Gewalt zu bekommen. — (S. Denkw. *VI.* Bd. S. 255.) Ein früherer Verſuch war mißlungen; jetzt aber bot ſich, durch den Tod des Markgrafen Albert, den er ebenfalls veranſtaltet haben ſoll, eine Gelegenheit dar, die man nicht unbenutzt laſſen durfte. Weit entfernt von dem Vaterlande focht der Markgraf Dietrich für die heilige Sache des Kreuzes in einem andern Welttheile, gegen tapfere Völkerſchaften. Man durfte alſo nur den Markgrafen zum zweiten Urias machen, und er war im Himmel, der Kaiſer aber im Beſitz des Meißner Landes und ſeiner reichen Bergwerke. — Daher ſchrieben ſich alſo alle jene Gefahren, die endlich ſo dringend wurden, daß ſich der Markgraf genöthigt ſah, aus dem heiligen Lande zu entfliehen; denn nicht allein gegen ihn ſelbſt waren ſie gerichtet, auch ſeine Begleiter waren nicht von dieſen Nachſtellungen befreit. Schwer wurde dieſe Flucht; denn die Schiffe in den Häfen jenes Landes wurden ſcharf beobachtet. Da gelang es endlich den treuen Vaſallen des hochbedrängten Fürſten, den Patron eines Schiffes durch Geld zu gewinnen, und auf dieſem Schiffe entfloh er mit den Seinen aus dem Lande. — Als Laſtträger gekleidet brachten die Ritter und Knappen eines Abends ein Faß an das Ufer des Meeres, wo das Schiff vor Anker lag, es ward hinauf gewunden; ein zweites, mit Waffen, Geld und andern werthvollen Dingen gefüllt, folgte dem erſten, und am andern Morgen lichtete das Schiff die Anker und nahm ſeinen Lauf nach dem hohen Meere. Der Wind war günſtig und bald ſah man das Land nur noch in weiter Ferne. Jetzt öffnete man das Faß und entließ den in demſelben verborgenen Markgrafen aus ſeinem engen Gefängniß. Jubelnd empfingen ihn ſeine Treuen, die ebenfalls unerkannt auf das Schiff gekommen waren, nur ihre Waffen und Baarſchaft gerettet, alles übrige aber hinter ſich gelaſſen hatten. Mit dem beſten Winde ſegelte nun das Schiff fort und langte bald an den Küſten von Italien an, wo der Markgraf mit ſeinen Begleitern an das Land ſtieg, und bald darauf die Grenzen Deutſchlands erreichte. Auch auf dieſer Reiſe war er nicht von Gefahren frei; denn man fragte ihn an vielen Orten ſcharf aus, und als man hörte, daß er ein deutſcher Ritter ſey, der aus dem heiligen Lande wiederkehre, forſchte man ſorgfältig, ob er den Markgrafen von Meißen nicht geſehen habe, und als er dieſes beharrlich läugnete, ließ man ihn ziehen. Auch ſeine Begleiter mußten ebenfalls ein ſolches Verhör aushalten; doch auch ſie wußten ſich herauszuhelfen, und man ließ ſie dann ebenfalls ohne weiteres Hinderniß ihren Weg verfolgen. Solche Verhöre hatten ſie noch mehr zu beſtehen und hörten, daß man jeden aus dem heiligen Lande Zurückkehrenden ſo ſcharf um ſein Wiſſen von dem Markgrafen befrage, ſey er Ritter oder Knappe oder Pilgrim, da die Maßregeln des Kaiſers, von der Habſucht eingegeben, im Voraus alle ſchon berechnet waren. Auch in Deutſchland fanden ſolche Fragen ſtatt, jemehr die Reiſenden ſich dem Vaterlande näherten, und ſie nahmen daher von Nürnberg aus den Weg nach Erfurt, wo ſie nur eine kleine Strecke noch an den Hof des Landgrafen hatten.

Jutta, die Gemahlin des Markgrafen. lebte bei ihrem Vater, dem Landgrafen Hermann von Thüringen. Tief trauerte die treffliche Frau, — deren Geiſt und Gemüth unendliche Vorzüge vor dem Körper hatten, — um den geliebten Gemahl. den ſie ſchon lange als verloren ſchätzte, da ſie nicht die geringſte Hoffnung mehr hatte, ihn je wieder zu ſehen, und auch ihr Vater, der mit ihm nach dem heiligen Lande gezogen war, ſchon vor länger als Jahresfriſt zurückkehrte, ohne ihr irgend eine Nachricht von ihm bringen zu können; denn auch hier hatte der Kaiſer ſchon im Voraus Sorge getragen, daß der Landgraf mit falſchen Nachrichten hintergangen wurde. — Wer kann alſo die Freude des treuen Weibes ganz ſich denken, als der Thurmwart auf der Wartburg ein fröhliches Liedlein blies, die Zugbrücke herabrollte, die Fremden in den Burghof einzogen, und in den nächſten Augenblicken der bisher als todt Geachtete ſein treues Weib umfing. — O! wie viel hatten ſich die wieder vereinigten Gatten zu ſagen, und als der Markgraf ſeinem Weibe und ihrem Vater erzählte, wie es ihm ergangen, da ſchwur der biedere Landgraf, alle ſeine Macht aufzubieten und die Fürſten Deutſchlands zur Hülfe gegen die Ungerechtigkeit und Habſucht des Kaiſers aufzurufen. — Nun erfuhr der wiedergekehrte Markgraf, daß der Kaiſer, um ſich das ſchöne Land mit ſeinen reichen Bergwerken nicht entgehen zu laſſen, Vögte in das Markgrafthum geſendet habe, durch welche die vornehmſten Städte regiert würden. Ueberall werde im Lande die Nachricht verbreitet: der Markgraf ſey im heiligen Lande an ſeinen Wunden verſtorben.

Der Landgraf verſammelte die Ritter ſeines Landes, ſtellte ihnen den Markgrafen vor, und als derſelbe die Gefahren erzählte, welche ihm des Kaiſers Habſucht bereitet habe, ſo ſchwuren die Ritter, ihm ſein Land wieder erobern zu helfen, und dazu alle ihre Kräfte aufzubieten. Die Treuen hielten Wort, und nach wenig Tagen kamen ſie von allen Seiten her mit ihren Reiſigen nach der Wartburg, und dieſes Heer zog nun, mit den beiden Fürſten an der Spitze, aus, das Meißnerland ſeinem angeſtammten Fürſten wieder zu erobern. Es wuchs dem fortgewälzten Schneeball gleich, beſonders als man die Grenzen dieſes Landes erreichte, und die treuen Unterthanen ihren geliebten, für todt geglaubten Herrn wiederſahen; denn zu Tauſenden ſtrömten ſie herbei, um die fremden Vögte und ihre Kriegsknechte wieder zu vertreiben. In den Städten riethen die Bürger den Vögten, ſich mit ihren Knechten zu entfernen, weil ſie nur ihrem rechtmäßigen Herrn gehorchen möchten, und es folgten auch die meiſten Vögte dieſer Warnung und zogen ab, weil ſie ſich gegen eine ſolche Uebermacht der Feinde, von Außen und Innen, zu halten, nicht wagen konnten. Sie thaten wohl; denn da, wo die Vögte mit ihren Schaaren ſich zu wehren gedachten, wurden ſie durch die aufgeregten Bürger ſofort zur Uebergabe gezwungen.

So war denn bald das ganze Land, bis auf einige feſte Burgen, wieder in die Hände ſeines rechtmäßigen Herrn zurückgebracht worden, als auch dieſe endlich zur Uebergabe genöthigt wurden; denn es verbreitete ſich am Ende des Jahres 1197 plötzlich die

Nachricht vom Tode des Kaiſers Heinrich VI. und man erfuhr, derſelbe ſey am 28. Sept. (1197) zu Meſſina aus dem Leben geſchieden, es gab aber nur äußerſt Wenige, welche aus Privatabſichten Trauer über dieſen Todesfall zeigten, der bei weitem größte Theil der Deutſchen nahm dieſe Nachricht gleichgültig, ja ſelbſt mit heimlichem Vergnügen auf; in Sizilien und Neapel aber erweckte dieſe Todesbotſchaft allgemeinen Jubel. Der herrſchſüchtige Fürſt, ſeinem großen Vater, (Friedrich I. oder dem Rothbart) in vielen Stücken ſehr unähnlich, hatte die deutſche Kaiſerkrone in ſeinem Hauſe erblich machen, und die Wahlfreiheit der deutſchen Fürſten umſtoßen, die Königreiche Neapel und Sizilien aber auf ewig mit dem deutſchen Reiche vereinigen wollen; Urſachen genug, ihn verhaßt zu machen. Dabei mag dieſer Fürſt ſich auch in ſeinem eigenen Hauſe keine Liebe zu erwerben gewußt haben; denn als er am ſchon erwähnten Tage ſein Leben beſchloß, wurde ſein Tod durch Gift verurſacht, das ihm ſeine eigne Gemahlin hatte reichen laſſen, da er auch ihren tödtlichen Haß erregt hatte.

Nunmehr kam der Markgraf Dietrich zum ungeſtörten Beſitz des ganzen Landes, ſo wie es ſein Vater früher beſeſſen hatte. Doch nicht lange lebte er in Ruhe; denn bald wurde er in die Unruhen mit verwickelt, welche die doppelte Kaiſerwahl dem ganzen deutſchen Reiche verurſachte, was wir im folgenden Tagsabſchnitte erzählen wollen.

18.

Dietrich der Bedrängte, Markgraf zu Meißen.

(Zweite Abtheilung.)

Als der Kaiſer Heinrich *VI.* ſtarb, hinterließ er einen Sohn von drei Jahren, der aber bereits von den dem Kaiſer ergebenen Fürſten, und in ſeinem Sinne, zum Nachfolger ſeines Vaters erwählt worden war. Nach dem Ableben des Kaiſers verſammelten ſich die Fürſten, konnten ſich aber wegen der Beſtätigung des jungen Prinzen unter einer Regentſchaft nicht vereinigen, denn die dem Hauſe Hohenſtaufen feindſelige Partei, von welcher der Kurfürſt von Cöln das Haupt war, überwog die, welche eine dem genannten Hauſe günſtige Geſinnung hegte, bei weitem, und man wählte erſt den Herzog Berthold von Zähringen, alsdann aber, als dieſer von Philipp, dem hinterbliebenen Bruder des Kaiſers durch eine Geldſumme beſeitigt worden war, den Herzog Otto von Braunſchweig zum Kaiſer.

Der Markgraf Dietrich war unter den Fürſten, welche den Herzog Philipp von Schwaben als noch einzigen übrigen Bruder des verſtorbenen Kaiſers, in einer Verſammlung zu Ichtershauſen, (ohnweit Gotha) zum Kaiſer erwählten, obgleich ſein Schwiegervater, der Landgraf Hermann von Thüringen, dem Gegenkaiſer Otto anhing. Thüringen wurde nun in dem Kriege zwiſchen dieſen beiden Nebenbuhlern um die deutſche Krone ſehr verwüſtet; der Markgraf Dietrich ſcheint ebenfalls an demſelben Theil genommen zu haben, obgleich die

Geſchichte von ſeinen Thaten in demſelben ſchweigt; hingegen wurde er in eine ſehr unangenehme Familienſtreitigkeit verwickelt, welche wir unſern Leſern kürzlich berichten wollen.

Dietrichs Schweſter, die Markgräfin Adela, war an den König Primislaus von Böhmen vermählt, und dieſe Ehe ſcheint anfänglich für beide Gatten nicht unglücklich geweſen zu ſeyn; demohngeachtet wurde ſie durch die leidige Parteiſucht getrennt, die in jenen unglücklichen Zeiten ſo manches Fürſtenhaus in ſeinen Gliedern trennte. — Dietrich hielt treulich auf der Seite des von ihm mit erwählten Philipp, der König Primislaus aber eben ſo eifrig auf der des Gegenkaiſers Otto, da ihn Philipp ſehr unklugerweiſe hoch beleidigt und aus einem Freunde in den bitterſten Feind umgewandelt hatte.

Der König ſuchte den Markgrafen von der Partei Philipps ab- und auf die Seite Otto's zu ziehen; dieſe Verſuche aber mißlangen; denn Dietrich blieb ſeinem Worte treu, und Primislaus wurde hierüber ſo erbittert, daß er ſeine unſchuldige Gemahlin verſtieß und ſie mit der kurzen ſchriftlichen Erklärung: „Da wir nicht Freunde ſeyn können, ſo können wir auch nicht Schwäger ſeyn!“ zu ihrem Bruder ſandte. — Dieſer war hoch erzürnt über den König, und wies der tiefgebeugten Schweſter einen Zufluchtsort in Meißen an, wo ſie in klöſterlicher Stille lebte, und auch dort in der Einſamkeit, das Ziel ihres Lebens fand, da der Gram über die ihr widerfahrne Behandlung ihr des

Lebens Blüthe (1211) knickte. — Dann fanden ihre ſterblichen Ueberreſte die Ruhe in der Kirche des Kloſters der Alten-Zelle, an der Seite ihrer Eltern, wo auch ſpäterhin noch manche der ſächſiſchen Fürſten ihre Ruheſtätte gefunden haben.

Aus dieſer unedlen Handlung des Königs entſprang ein furchtbarer Rachekrieg, in welchem Böhmen, Sachſen und Thüringen durch gegenſeitige Einfälle viel litten. Schrecklich und von den übelſten Folgen war die Erbitterung, mit welcher man gegen einander kämpfte, und da der Krieg in ſolcher Aufregung geführt wurde, ſo artete er bald in einen Zerſtörungskrieg aus. Ueberall verübte man die empörendſten Gräuelthaten, und jammernd rangen die unſchuldigen Opfer dieſer Vernichtungswuth an den Ueberbleibſeln ihres ehemaligen nun zerſtörten Wohlſtandes die Hände und fluchten den Urhebern des Krieges.

Auf das Höchſte wurde dieſe Erbitterung getrieben, als der Kaiſer Philipp einen reichen meißniſchen Ritter, Heinrich von Dietwald zum Herzog von Böhmen ernannte. Fürchterlich waren die Folgen dieſes Schrittes. Mit einem mächtigen Heere fiel der König in das ihm zunächſt gelegene Markgrafthum Meißen ein. Leipzig, — damals noch klein und kaum erſt vor dreißig Jahren mit einer Mauer umgeben — wurde von den Böhmen belagert, im Sturm erobert und verwüſtet. Die von dem Markgrafen Otto dem Reichen erbaueten Mauern wurden wieder niedergeriſſen; ſo daß im Ganzen von Leipzig nur Ruinen übrig blieben. — Furchtbar hauſten die Böhmen im ganzen Lande, und wo ſie hinkamen, zerſtörten ſie ohne Verſchonen, das Belebende mit wilder Wuth. — An eben dieſer Wuth brachen ſich aber auch die Wellen des Krieges, und der Friede trat wieder an ſeine Stelle. Die beiden Nebenbuhler um die Kaiſerkrone näherten ſich einander, und eine Vermählung Otto's mit der Tochter Philipps, die den Frieden im Gefolge hatte, war die Frucht dieſer Annäherung. Otto, von Philipp übermannt, zog ſich in ſein Erbland (Braunſchweig) zurück; ohne jedoch ſeine Anſprüche an die Krone gänzlich aufzugeben.

So ſchien endlich, nach langem und ſchwerem Ungewitter, des Friedens Sonne wieder, und was zerſtört war, erhob ſich auf's Neue und ſchöner aus dem Schutte der Zerſtörung. Dieſes war auch mit Leipzig der Fall, denn es erſtand ebenfalls bald wieder aus ſeinen Ruinen, und wurde größer, als es vorher geweſen war.

Einen großen Umſchwung nahmen die öffentlichen Angelegenheiten, als der Kaiſer Philipp, am 21. Jun. 1208, von dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach in Bamberg ermordet wurde.*) Nun trat Otto von Braunſchweig wieder als Kaiſer auf, und Markgraf Dietrich wurde nicht allein mit ihm ausgeſöhnt, ſondern er gewann ſich auch die Achtung und Liebe deſſelben, ſo daß ihm bei der Einlöſung des von ſeinem Vetter Conrad verſetzten Landes der dritte Theil der Einlöſungsſumme — von 10,000 Pfund Silber — erlaſſen wurde.

Bald wurde dem Markgrafen die Ruhe des Friedens wieder geſtört. Denn als er nicht geſtatten wollte, daß der Biſchof Eckard von Merſeburg dieſe ſeine Reſidenz mit einer Mauer umziehe, that ihn der Erz-

---

*) S. Denkwürdigkeiten ꝛc. VI. Bd. S. 184 ff.
A. d. V.

biſchof von Magdeburg in den Bann und der Markgraf kündigte dann dem Erzbiſchof den Krieg an, der jedoch mit zweifelhaftem Glücke geführt wurde, und ſich mit der Losſprechung vom Banne und Erſetzung des durch den Krieg verurſachten Schadens endigte. — Ein gleiches Ende hatte auch ein Zwiſt Dietrichs mit dem Abte zu Pegau, wo der Markgraf, nach der Entſcheidung des Papſtes, ebenfalls zweihundert Pfund Silber als Schaden erſetzen mußte.— Wenden wir nun aber unſere Blicke wieder nach dem allgemeinen Schauplatze der Begebenheiten im deutſchen Vaterlande hin, da der Markgraf Dietrich auf demſelben ebenfalls eine nicht unbedeutende Rolle ſpielte. —

Nach Philipps Ermordung wurde ſein uns ſchon bekannter Gegner, unter dem Namen Otto *IV.* von allen deutſchen Fürſten, und beſonders auch von dem Markgrafen Dietrich, als rechtmäßig Erwählter anerkannt, und der Papſt Innocentius *III.* krönte ihn ſelbſt zum Kaiſer. Bald hernach entzweieten ſich jedoch der Papſt und der Kaiſer dergeſtalt mit einander, daß der Erſtere den Letztern in den Bann that, und eine neue Wahl gegen ihn veranſtaltete. Der Markgraf Dietrich neigte ſich auch, nebſt dem Erzbiſchof Siegfried von Magdeburg, dem Landgrafen Herrmann von Thüringen, dem Könige Primislaus von Böhmen und noch andern Reichsſtänden, mit auf die Seite des in Vorſchlag ebrachten Gegenkönigs Friedrich's *II.*, (Sohn Heinrich *VI.*) und befand ſich mit auf der Fürſtenerſammlung zu Naumburg (1211), auf welcher die Abſetzung Otto's und die Wähl Friedrich's *II.* eſchloſſen wurde.

Eben befand ſich Otto in Italien, als er die Nachricht von dieſer Verſammlung erhielt, und eilte ſogleich herbei, dies Feuer im Entſtehn zu dämpfen, und der Markgraf war nun einer der Erſten, welche ſich wieder auf die Seite Otto's wandten. Dies war aber nicht der Fall mit Anderen; denn Otto ſchloß (am 19. Apr. 1212) mit dem Markgrafen Dietrich zu Frankfurt ein Bündniß wider ſeine vornehmſten Gegner, den Papſt, König von Böhmen und den Landgrafen Hermann von Thüringen, an welchem Bündniß zugleich mehrere Grafen und Herren in Thüringen und Meißen Antheil nahmen. Dietrich leiſtete auch dem Kaiſer Otto, bei ſeinen Unternehmungen in Thüringen, viele und wichtige Dienſte; doch war Otto's Glück nur von kurzer Dauer. Der erwählte Kaiſer Friedrich *II.* kam aus Italien nach Deutſchland, und bei ſeiner Ankunft erwachte die alte Neigung der deutſchen Fürſten zu dem Hauſe Hohenſtaufen dergeſtalt wieder, und der Angekommene fand dadurch einen ſo großen Anhang, daß der durch die unglückliche Schlacht bei Bovines geſchwächte und bei ihren Folgen von den Fürſten verlaſſene Otto ſich nach einigen mißlungenen Verſuchen, ſich zu behaupten, genöthiget ſah, nach ſeinen Erbſtaaten zurückzukehren.

Nun fand ſich der Markgraf Dietrich ebenfalls bewogen, auf Friedrich's Seite zu treten, und es wurde ihm eine gute Aufnahme an dem Hofe dieſes Fürſten, weil ſein Uebertritt von ziemlichem Gewicht und Einfluß war.

Dieſes treue Gemälde aus jenen unglücklichen Zeiten der Zwietracht und ihrer Folgen lehrt uns, dieſelben mit den Zeiten der Eintracht und friedlichen Ruhe zu vergleichen und die hohen Vorzüge der letztern zu erkennen. Wenn aber auch das Benehmen des Markgrafen Dietrich oft zweideutig und ſeine Politik ſehr unzuverläſſig erſcheint; ſo müſſen wir auf der andern Seite auch die üblen Lagen berückſichtigen, in welchen ſich der Markgraf oft befand, wo er zwiſchen zwei großen und mächtigen Nebenbuhlern um die Krone ſtehend, einen von ihnen zum Freunde ſich erwählen mußte, und bei dem Unglück ſeines Bundesgenoſſen mit nicht weniger als dem Verluſt ſeines ganzen Landes bedrohet wurde. Man wird ihn daher, bei dieſen Betrachtungen, gewiß entſchuldigen.

Die Geſchichte hat dieſem Fürſten den Beinamen des Bedrängten gegeben, und dieſes mit vollem Rechte; denn im Laufe ſeines Lebens gerieth er in ſo viel Bedrängniſſe, daß jener bezeichnende Name die vollgültigſte Wahrheit enthält. — Die letzten und wichtigſten dieſer Bedrängniſſe ſeines Lebens verurſachten ihm ſeine eignen Unterthanen, und zwar diejenigen, für die er am meiſten gethan hatte, nämlich die Bürger zu Leipzig, welches wir unſern Leſern in der Schlußabtheilung dieſes hiſtoriſchen Gemäldes (20. Febr.) erzählen wollen.

19.

Die Beguinen oder Polternonnen zu Freiberg.

Das Mittelalter zeichnete ſich unter andern auch dadurch aus, daß in demſelben Geſellſchaften entſtanden, welche Uebungen der Andacht und Wohlthätigkeit, auch wohl ſtrenge Bußen und Caſteiungen des Körpers zu ihrem Zwecke hatten. Beide Geſchlechter zählten ſolche Verbindungen in ihrer Mitte. Abgeſehen jedoch von den übrigen, begnügen wir uns, unſere Blicke auf die Beguinen zu werfen und ſie zum Gegenſtande dieſes Abſchnitts zu machen.

Vom *XII.* bis zum *XVI.* Jahrhundert kannte man nichts Heiligeres und Verdienſtlicheres, als geiſtliche Orden zu ſtiften oder ihnen anzugehören; es gab aber auch Layen in Menge, die, neben ihrem Weltleben, ſich jenes Verdienſtliche ebenfalls zueignen, und bei gewiſſen Gelegenheiten als Religioſen erſcheinen wollten.

Zu dieſen gehörten die Beguinen. — Dieſe Perſonen weiblichen Geſchlechts bildeten eine Geſellſchaft, die ſich zu Handlungen der chriſtlichen Wohlthätigkeit und zu Uebungen der Andacht verbunden hatten, und, ohne eigentliche Kloſtergelübde abgelegt zu haben, dennoch in eignen, klöſterlichen, oft durch Schenkungen bereicherten Beguinenhäuſern beiſammen wohnten, wo ſie ſich unter andern auch der Jugenderziehung mit Eifer annahmen, und ſich durch Fleiß, Gottesfurcht und Eingezogenheit noch beſonders vor den übrigen Layen auszeichneten. Theils durch päpſtliche Machtſprüche, noch mehr aber durch das raſtloſe Fortſchreiten, welches alles Veraltete ausſtößt, wurden dieſe Verbindungen wieder aufgelöſt, beſonders als ſich die Reformation mit ihren Folgen verbreitete.

Von allen jenen religiöſen Geſellſchaften erhielten ſich die Beguinen am längſten: denn ſie waren die formloſeſten und nützlichſten, und nur erſt ſpät lößten ſich ihre Verbindungen auf. — Es giebt jetzt noch in Deutſchland Beguinenhäuſer, dieſes ſind jedoch nur fromme Stiftungen zum Vortheil armer Weibsperſonen.

Auch in Freiberg gab es einſt ein ſolches Beguinenhaus, deſſen Bewohnerinnen ſich durch ihre wohlthätigen Handlungen der Krankenpflege, beſonders bei Armen; Abwaſchung der Todten und anderer dergleichen Werke der chriſtlichen Barmherzigkeit, ſehr beliebt gemacht hatten. — Dieſes Haus befand ſich in der Nonnengaſſe am Ober-Kloſter, und wurde von den Beguinen bei ihrer im Jahre 1537 erfolgten Auflöſung an den Rath abgetreten.

Dieſe Beguinen nannte man in Freiberg gewöhnlich Polternonnen, welchen ſonderbaren Namen man von dem Worte Sepultur (Begräbniß) abgeleitet hat: alſo daß man ſie von ihrer Thätigkeit bei Begräbniſſen, Begräbniß-Nonnen hätte nennen können. Weil man dieſes aber mit einem fremden Worte that, welches in der Ausſprache gemeiniglich leicht verſtümmelt wird; ſo iſt auch durch ſolche Verſtümmlung, aus Sepulturnonnen leicht Polternonnen gemacht worden. —

Hiſtoriſche Miscellen.

Am 12. Febr. 1815 wurde, auf dem Congreß zu Wien, der Beſchluß wegen der Theilung Sachſens gefaßt.

Der 15. Febr. des Jahres 1763 war der merkwürdige Tag, an welchem ſich, durch den zu Hubertsburg geſchloſſenen Frieden, der ſogenannte ſiebenjährige Krieg endigte, der beſonders für unſer Vaterland ſo unheilbringend war, daß ſeine Nachwehen noch ſviele Jahre lang gefühlt wurden, und ſelbſt in dieſem Jahrhundert noch nicht ganz überwunden waren.

Am 18. Febr. 1546 ging der Reformator *D.* Luther, zu Eisleben, wo er auch geboren worden, ſanft zur ewigen Ruhe ein, nachdem er ſein Leben, mit unſterblichem Ruhm, bis über 62 Jahre gebracht hatte.

Der unvergeßliche Kaiſer Joſeph *II.*, ſtarb am 20. Febr. 1790. —

Nachdem am 9. Febr. 1727 die letzte Predigt in der ehemaligen Frauenkirche zu Dresden gehalten worden war, wurde ſie niedergeriſſen, von Grund aus neu erbaut, und nach ſieben Jahren, am 28. Febr. 1734, vom Superint. *D.* Löſcher in ihrer jetzigen herrlichen Geſtalt eingeweiht.

20.

Dietrich der Bedrängte, Markgraf von Meißen.

(Schluß.)

Die Stadt Leipzig hatte ſich bald wieder aus ihren Ruinen erhoben. Vorerſt ſorgten die Bürger für ihre Sicherheit und ſtellten die geſchleiften Mauern wieder her; dann aber baueten ſie ihre Häuſer, und in wenig Jahren ſtand Leipzig in erneuerter Geſtalt und ſchöner wieder da, als es früher war.

Der Markgraf Dietrich unterſtützte in dieſer Zeit die Leipziger nach allen Kräften, und als ihm wieder von Außen Friede zu Theil geworden war, und ihn die Sorge des Krieges nicht mehr in ſeinen Mühen ſtörte, die durch den Druck der nun vergangenen Zeit gebeugten Unterthanen wieder aufzurichten, beſchloß er mit frommen Sinn, etliche durch den Krieg zerſtörte Klöſter wieder zu erbauen, und unter dieſen war auch das Kloſter der Auguſtiner zu St. Thomas in Leipzig. — Die Materialien zu dieſem Bau wurden eifrig herbeigeſchafft, und man durfte hoffen, denſelben im nächſten Jahre (1213) vollendet zu ſehen; als der Geiſt der Zwietracht plötzlich erwachte und alles wieder zerſtörte.

Im Stillen wirkten übelgeſinnte Ohrenbläſer, das gute Vernehmen zwiſchen dem Markgrafen und den Leipzigern zu ſtören, um dabei im Trüben zu fiſchen, und es gelang ihnen leider mehr als zu wohl. Dieſe geheimen Ohrenbläſer wußten den Bürgern Beſorgniſſe einzuflößen, daß der Markgraf ſie unterjochen wolle. Man dürfe nicht glauben, daß ein Kloſter erbauet werden ſolle; denn man ſehe es ja vor Augen, daß es auf eine Zwingburg abgeſehen ſey, um der Stadt allmälig ihre Privilegien zu nehmen ꝛc. ꝛc.

So wirkten dieſe Ohrenbläſer ganz im Stillen, und nachdem ſie ihren Zweck erreicht hatten, zogen ſie ſich weislich zurück.

Die Leipziger hielten ſich durch jene Vorſpiegelungen überzeugt, daß eine Zwingburg zu ihrer Unterdrückung erbauet werden ſolle, und ſuchten daher dieſes Vorhaben zu hindern. Die Bürger verſammelten ſich alſo in der Stille und verbrannten zur Nachtzeit das Bauholz, die übrigen Baumaterialien aber zerſtreueten ſie, ſo daß am Morgen von denſelben nichts mehr vorhanden war. — Der Probſt Conrad eilte herbei, und wollte ſie von ihrem Vorhaben durch Vorſtellungen abhalten; man hörte jedoch nicht auf ſeine Stimme, ſondern umringte den Friedensprediger, gebot ihm zu ſchweigen, und jagte ihn dann aus der Stadt.

Kaum war jedoch dieſes Vorhaben gelungen, der Rauſch verflogen und die Vernunft wieder in ihre Rechte eingetreten, als man auch die Folgen erwog, welche dieſer Schritt haben mußte, und wie übel es der Markgraf aufnehmen werde, was ſie gethan. — Nun wurde ein Vergehen der Vater eines Verbrechens. In der Umgegend fehlte es an Rittern nicht, die den Markgrafen nicht liebten, weil er ihre Zügelloſigkeit nicht dulden wollte, und dieſe hatte während der langen Kriege ſehr überhand genommen. Die Häupter der Stadt verbanden ſich daher mit dieſen Rittern zu Schutz und Trutz. — Eine Berathſchlagung dieſer Verbundenen führte zu dem Verbrechen des Fürſtenmordes, um jenes Vergehen der Widerſetzlichkeit ſtraflos zu machen, und Meuchelmörder wurden gedungen, um den Markgrafen Dietrich aus der Reihe der Lebendigen zu ſtoßen.

Dieſer Fürſt lebte um die Zeit ganz ruhig auf ſeiner Burg zu Eiſenberg, und kannte die Widerſpänſtigkeit der Leipziger und ihr ſtrafbares Benehmen gegen ihren Fürſten noch nicht. — Er ſchlief daher am frühen Morgen des 15. Decembers 1215 in ſanfter Ruhe, als ſich einige Unbekannte an der Pforte des Palaſtes meldeten, und um Einlaß baten, wobei ſie den Vorwand brauchten: daß ſie dem Fürſten Etwas vorzutragen hätten, was für ihn von hoher Wichtigkeit ſey und keinen Aufſchub leide. — Nun bewachten in jener Zeit noch keine prächtig gekleideten Leibwächter die Zugänge zu dem Fürſten, und blos eine Magd war es, die am Fenſter dieſes Anfragen vernahm, und es ihrem Herrn meldete. Schon wollte der argloſe Fürſt den Befehl geben, dieſe Männer vor ihn zu bringen, wo ſein Leben verloren geweſen wäre, als die treue Magd ihm den Verdacht kund machte, den ſie gefaßt hatte: dieſe Unbekannten möchten böſes im Schilde führen: ihre Vorſtellung war aber ſo dringend, daß der Fürſt ihr endlich Gehör gab, und der treuen Magd auftrug, die Harrenden zu beſcheiden: ſie möchten bis zum hellen Tage warten, wo ſie vorgelaſſen werden ſollten.

Die Meuchelmörder glaubten ſich entdeckt, flohen, und das Leben Dietrichs war gerettet.

In Leipzig wähnte man, der Fürſtenmord ſey gelungen, und ein förmlicher Aufruhr der Bürger dieſer Stadt gegen den Markgrafen war die Folge dieſes Irrwahns. — Die mit Leipzig verbundenen Ritter verſammelten ſich, und zogen mit vierhundert Reiſigen in die Stadt. Auch die Bürger ſtellten ſich unter die Waffen, vereinigten ſich mit jenen, und es wurde nun der förmliche Beſchluß gefaßt: alle Beſitzungen des Markgrafen anzugreifen und ſie ſeinen Erben zu entreißen.

Bald darauf erſcholl die Nachricht: der Markgraf lebe noch und ſey höchſt aufgebracht über den Aufruhr der Leipziger. Dieſe erweiterten ſogleich das Bündniß mit den umliegenden Rittern gegen den Markgrafen, ſo daß ein ſchwerer Krieg daraus entſtand, der bis zum Ende des Jahres 1216 währete.

In dieſem Kriege belagerte der Markgraf die Stadt Leipzig; doch die Belagerten wehrten ſich mit dem Muthe der Verzweiflung: da beſonders die Häupter dieſes Aufruhrs ſich leicht vorſtellen konnten, welcher Lohn ihrer warte, wenn die Stadt erobert werde, zumal wenn ſie des Nachts die Flammen in der Ferne ſahen, in welchen die eroberten Burgen ihrer Verbündeten aufloderten; ſo daß ſich durch dieſe Beiſpiele die Leipziger zur verzweifelten Gegenwehr aufgeregt fühlten. Die eintretende Witterung des Spätherbſtes und Winters nöthigte jedoch endlich den Markgrafen, die fruchtloſe Belagerung aufzuheben, und ſich von Leipzig zurückzuziehen. Kaum war aber dieſes geſchehen, als die Leipziger mit ihren Verbündeten in das benachbarte Land des Markgraſen einfielen und aus Rache fürchterlich in demſelben hauſeten. Viele Städte und Dörfer wurden durch dieſe Rache in Brand geſteckt, und man hörte ſogar die Drohnng: daß die Stadt Leipzig mit ihren Bundesgenoſſen ſich den Kaiſer Otto oder den Erzbiſchof von Magdeburg zu ihrem Schutzherrn erwählen, von dem Markgrafen aber gänzlich abfallen würden. Dieſes bewog den Erzbiſchof Albert von Magdeburg und den Grafen Friedrich von Brena, als Vermittler aufzutreten, und es kam nun ein Vertrag zwiſchen beiden Theilen zu Stande, in welchem ſich der Markgraf genöthigt fand, den rebelliſchen Leipzigern vollkommene Verzeihung ihres Aufruhrs und Beſtätigung aller ihrer Freiheiten und Vorzüge zu gewähren. Desgleichen mußte er auch noch die Bedingung eingehen, keine Zwingburg innerhalb der Ringmauern dieſer Stadt oder ihrer Nähe anzulegen. Schwerlich würde ſich der Markgraf dazu verſtanden haben, dieſen Rebellen ſolche Bedingungen zuzugeſtehen, wenn er ſie hätte überwinden können. Doch er machte für jetzt eine gute Miene zum böſen Spiel, war doch aufgeſchoben nicht aufgehoben.

Der Markgraf berichtete alſo ſein Schickſal im tiefſten Geheim an den Kaiſer Friedrich *II.*, und dieſer, der keinen Nebenbuhler mehr um die Krone zu befürchten hatte, ſuchte den Frieden ſowie Ruhe und Ordnung im Innern von Deutſchland auf das möglichſte zu befeſtigen, damit nicht das Beiſpiel des gelungenen Aufruhrs verlockend für die übrigen Unterthanen des Markgrafen und wohl auch für die von andern Fürſten werde. Ganz unvermuthet kam er alſo mit einem hinreichenden Heere im Oſterlande an, unterredete ſich mit dem Markgrafen in Eiſenberg, dann aber zogen beide mit ihren vereinigten Schaaren in die Gegend von Leipzig, wo der Kaiſer nun dieſer Stadt durch einen Herold zuentbieten ließ: „Er komme nicht als Feind, ſondern als Freund nach Leipzig, und wolle verſuchen, ob er das geſtörte gute Vernehmen zwiſchen dieſer Stadt und dem Markgrafen wieder herſtellen könne; da ihm als Kaiſer alles daran liegen müſſe, Ordnung und Ruhe im Reiche zu erhalten.

Die Leipziger traueten dieſem Entbieten, und ungehindert zog der Kaiſer mit dem Markgrafen in die Stadt. Nur ihr Hofſtaat und eine nicht zahlreiche Schaar von Rittern und Knappen folgte ihnen als Leibwache. — Ein köſtliches Mahl war für das Reichsoberhaupt und den Markgrafen mit ihrem Gefolge auf dem Rathhauſe zubereitet. Die Becher kreiſeten, und Jedermann war fröhlich und guter Dinge; niemand aber gedachte mehr des Haders in der vergangenen Zeit. — Daher fiel es auch nicht auf, als ſchon am Tage des Einzugs ein Ritter oder Knappe um den andern aus dem Lager nach der Stadt kam, um etwas zu kaufen, oder ſich in derſelben umzuſehen. Willig ließ man alle dieſe Krieger ein, ſie kamen ja als Freunde, und trugen alle, außer dem Schwerte, keine Schilde oder andere Waffen. Noch mehr ſolche Gäſte gab es am andern Tage, und kein Menſch mißtrauete ihnen, hatte doch der Kaiſer ſelbſt ſein Wort gegeben, daß er nur als Freund in die Stadt komme, und es war alſo nichts zu beſorgen. Da wurden ſie plötzlich eines andern belehrt.

Die Mitternachtsſtunde war eingetreten und die Trinkſtuben alle leer. Jedermann lag im tiefen Schlafe. Da ertönten plötzlich vor dem Hauſe, in welchem der Kaiſer nebſt dem Markgrafen wohnte, Trompeten und auf dieſes Zeichen wurden die von den Bürgern ausgeſtellten Wachen durch die Fremden überfallen und überwältigt. Auf dem Markte befand ſich, dem Rathhauſe gegenüber, ebenfalls eine ſolche Bürgerſchaar, die ihre Wachen ausgeſtellt hatte und ſich in Ruhe befand. Plötzlich ſtürmten aus den nahgelegenen Gaſſen Kriegerſchaaren hervor, die aus der Erde emporgeſtiegen zu ſeyn ſchienen. Aber es ergriffen die Bürger ſchnell ihre Waffen, ſchaareten ſich zuſammen und wehrten ſich als Männer gegen dieſe Fremdlinge. Als nun die von dieſer Schaar ausgeſtellten Wachen den Lärm des Streites hörten und gewahr wurden, daß ihre Mitbürger angegriffen worden wären, eilten ſie ſogleich nach dem Rathhausthurme, um von dem Thurmwächter die Sturmglocke läuten zu laſſen, damit ſie durch ihre Töne den übrigen Bürgern dieſe der Stadt drohende Gefahr verkündigen und ſie zur Hülfe aufrufen möchte. Bald waren ſie oben an dem Orte, wo die Glocke hing, doch von der Thurmwache war nichts zu ſehen. Als aber die Bürger, der Dunkelheit ohngeachtet, dennoch das Seil der Glocke fanden, zogen ſie es heftig an; doch wie erſchracken ſie, als ſie nicht den geringſten Ton von dieſer Glocke hörten und die Urſache von dieſem Stummſeyn merkten. Der Thürmer war durch reiche Geſchenke von dem Markgrafen gewonnen worden, und hatte, in Folge derſelben, den Klöppel von der Glocke ausgehangen, wo ſie denn natürlich keinen Ton von ſich geben konnte, es wäre denn von Außen an ſie geſchlagen worden, was aber nicht möglich war, da ſie hoch hing. Dieſe Liſt erleichterte die Eroberung der Stadt ungemein, weil hierdurch die

Bürger ungeſtört in ihrer Nachtruhe blieben und ſich nicht zur Gegenwehr verſammelten; denn nur ein kleiner Theil von ihnen erfuhr es anfänglich, in welcher Gefahr die Stadt ſich befinde. Und als die Uebrigen erwachten, war es zur Gegenwehr zu ſpät.

Als der Trompetenſtoß vor der beiden Fürſten Wohnung erklang, durchdrang der Ton dieſes Inſtruments die Stille der Nacht bis zu dem nahen Lager der Kriegsvölker des Kaiſers und des Markgrafen. Hier hielten ſich die Schaaren ſchon bereit, und als ſie das Zeichen hörten, drangen ſie ſchnell bis nach den nächſten Thoren hin, und fanden dieſe offen; denn die Eingeſchlichenen hatten die Wachen an den Thoren nicht minder überfallen und niedergeworfen, dann aber die Thore ſelbſt geöffnet. Nun war der Kampf entſchieden für die Bürger verloren; denn mit Trompetenſchall zogen ſtarke Reiterſchaaren in die Stadt ein und bald darauf raſſelten die Trommeln noch ſtärkerer Haufen von Fußvolk, welches ebenfalls aus dem Lager in die Stadt kam, und ſich, gleich den Reitern, vom Markte aus in die Straßen vertheilte. — Nun wurden die Häuſer aufgeſprengt und geplündert, die Einwohner derſelben aber mit Schlägen mißhandelt; ſo daß nur noch das Morden, Sengen und Brennen fehlte, um die Leipziger Alles das empfinden zu laſſen, was in einer durch Sturm oder Ueberfall eroberten Stadt den Einwohnern widerfährt. Doch dieſes wurde, ſo wie das Schänden der Frauensperſonen, von dem Kaiſer und dem Markgrafen bei hoher Strafe verboten.

Von den mit den Bürgern zu Leipzig verbundenen Rittern waren mehrere und unter andern auch der Vornehmſte unter ihnen, der Graf Diephold zu dieſen

Tagen in Leipzig. Dieſe kamen noch zu rechter Zeit auf ihre Roſſe und ſchlugen ſich nach einem Thore durch, welches ihnen geöffnet wurde, ſo daß ſie entrinnen konnten. Diephold's Bruder wurde jedoch gefangen, und von dem Kaiſer verurtheilt, eine gewiſſe Zeit hindurch in dem heiligen Lande gegen die Sarazenen zu kämpfen. —

So war nun dieſe Stadt (1217) wieder unter den Gehorſam gegen ihren rechtmäßigen Herrn zurückgebracht; er zeigte ſich jedoch ziemlich ſtreng gegen die Bürger derſelben, indem er ihre Mauern, Streitthürme und Thore niederreißen und drei Zwingburgen an die Stelle derſelben errichten ließ, welche mit ſtarker Beſatzung belegt und mit Vertheidigungsmitteln wohl verſehen waren.

Der Bau des Thomaskloſters wurde nun ohne weitere Störung fortgeſetzt, und bis zum Ende des Jahres 1219 vollendet, wo es eingeweiht und von Chorherren aus dem Orden des Heil. Auguſtin bezogen wurde, die bis zu ſeiner Säculariſation, im Jahre 1539, daſſelbe bewohnten.

Die Strenge, mit welcher der Markgraf gegen die Leipziger auftrat, beförderte ſeinen Tod. Denn da es die Leipziger nun nicht mehr wagen durften, ſich dieſem ihrem Herrn öffentlich und mit Gewalt zu widerſetzen; ſo wählten ſie, um ſich an ihm für dieſe Strenge zu rächen, einen geheimen und deshalb viel gefährlichern Weg zu dieſer Rache. Der Leibarzt des Markgrafen Dietrich wurde durch hundert Mark Silber gewonnen, und dieſer brachte nun ſeinem Herrn, in einem Trunk Wein, ein ſo ſtarkes Gift bei, daß er am 17. Februar 1221 ſtarb. *)

---

*) Der Verfaſſer dieſes Werks iſt bei der Angabe des Jahres,

Die ſterblichen Ueberreſte dieſes Fürſten brachte man in die Kirche des dazumal in ſeinen Gebäuden kaum vollendeten Kloſters Altenzelle zur Ruhe, wo bereits ſein Vater, der Markgraf Otto der Reiche, und deſſen Gemahlin Hedwig, ſo wie deſſelben älteſter Sohn und Nachfolger, Albert der Stolze und ſeine Gemahlin Sophia, und fünf von Dietrichs ihm vorausgegangenen Kindern, Otto, Conrad, Jutta, Hedwig und Sophia ruheten.

Und nachdem im Laufe der Zeit, als Folge ihres vorgeſchrittenen Geiſtes und beſonders Luthers Reformation, unter der Regierung des Herzogs Heinrich des Frommen, vorzüglich aber unter dem Nachfolger deſſelben, dem Herzoge und nachmaligen Kurfürſten Moritz das Kloſter zu Altenzelle einging, ſorgte der Letztere dafür, daß die Kirche deſſelben im baulichen Weſen erhalten wurde, dem auch ſeine Nachfolger Auguſt und Chriſtian *I.* getreulich nachkamen, damit den Gebeinen ihrer Ahnen in den Grüften eine anſtändige Ruheſtätte erhalten werde, und ihre Denkmäler unverſehrt blieben. Als

---

in welchem der Markgraf Dietrich ſtarb, der Angabe auf dem Denkmal gefolgt, welches in der Begräbnißkapelle befindlich iſt, die Friedrich Auguſt in Zelle erbauen ließ; indem die Geſchichtſchreiber in dieſen Angaben abweichen, und theils das Jahr 1220, theils auch das Jahr 1222, als das Todesjahr annehmen, und dennoch ſcheint das Jahr 1221 das richtigſte zu ſeyn; bei der Angabe des Todestages aber ſind ſie einig, und nehmen einſtimmig den 17. Februar als ſolchen an. Daher dürfte wohl die in dem übrigens ſchätzbaren Werke: Kloſter Altenzelle ꝛc., vom Dr. von Martius, S. 143 befindliche Angabe des 13. Februars als ſolche, ein bloßer Druckfehler ſeyn.

A. d. V.

aber am 10. Juni 1599 ein Blitzſtrahl dieſe Kirche anzündete, fiel dieſelbe, nebſt allen übrigen Kloſtergebäuden in Schutt und Graus, und die Grabſtätten jener früher Entſchlafenen konnte man nicht mehr, bis einer ihrer ſpätern Nachkommen, der Kurfürſt Johann Georg *II.*, im Jahre 1676 dieſen Schutt hinwegräumen und ihre Gräber aufſuchen ließ. — Ein ſpäter Nachfolger dieſes Fürſten, der Kurfürſt Friedrich Auguſt der Gerechte ließ, um das Andenken ſeiner Ahnen zu ehren, im Jahre 1787 eine Capelle erbauen, und ihnen ein Denkmal in derſelben ſetzen, welches ihre Namen enthält, wie dieſes ſpäterhin im *III.* Bande dieſes Werks, und zwar in dem Tagesabſchnitte des 10. Juni ausführlichen erzählt werden ſoll.

Den Markgraf Dietrich überlebten von ſeinen acht Kindern nur drei, nämlich Dietrich, Heinrich der ältere und Heinrich der jüngere. Die erſten beiden traten in den geiſtlichen Stand, wo denn der älteſte Biſchof zu Naumburg, der folgende aber Domprobſt zu Meißen wurde. Der jüngere Heinrich folgte ſeinem Vater in der Regierung, wo ihn die Geſchichte unter dem Namen Heinrich der Erlauchte, — (oder auch, von einer Redensart, die er immer im Munde führte, unter dem Beinamen der Hammer kennt,) und dieſer Fürſt iſt einer der beſten in der Geſchichte des ſächſiſchen Vaterlandes.

21.

Die Sachſen in Brandeis und Saatz.

Nach der Schlacht bei Breitenfeld (S. 7. Sept.) eroberten die Sachſen das Königreich Böhmen und breiteten ſich dort aus. Die noch in dieſem Lande befindlichen kaiſerlichen Schaaren ſuchten zwar eine oder die andere von den eroberten Städten wieder zu erobern; was ihnen denn auch zuweilen gelang, bei andern ſolchen Gelegenheiten aber wurden ſie mit Verluſt zurückgeſchlagen. Hieraus entſtand denn ein kleiner Krieg im Lande, welcher viel Blut koſtete, viel verwüſtete und dennoch nichts entſchied. — Um nun die Art und Weiſe anſchaulich zu machen, wie man dieſen Krieg führte, wollen wir zwei Beiſpiele davon aufſtellen, woraus man auf das übrige leicht ſchließen kann.

Die Sachſen hatten die Stadt Brandeis beſetzt, und weil von ihrem Feldherrn Arnheim (auch Arnim) das im Kriege ſchon ſo oft ſehr verderblich gewordene Syſtem angenommen worden war: Alles durch Beſetzen zu erhalten, welches aber gemeiniglich die Folge hat, daß Alles verloren geht, weil der Andrang der Feinde dann mit Uebermacht ſich auf einen Punkt lenkt, der nun leicht überwältigt wird; ſo war es auch hier, wo das ſächſiſche Heer nur zu den weniger zahlreichen gehörte, eine natürliche Folge, daß dieſe Menge von kleinen Städten nur ſchwach beſetzt werden konnte. — Dieſes war denn auch der Fall mit Brandeis, ſo daß nur ein Hauptmann mit ſeiner Compagnie in dieſem Städtchen zur Beſatzung lag. Dies wurde dem Commandanten eines kaiſerlichen Corps, welches im Lande herumzog, um ſolche Eroberungen zu machen, und den Sachſen zu ſchaden, durch Kundſchafter verrathen, und er entwarf den Plan, dieſe Stadt anzugreifen und zu erobern. Der ſächſiſche Oberſte Hoffkirchen, wurde jedoch von dieſem Vorhaben in Kenntniß geſetzt, und beſchloß ſogleich, Verſtärkung dahin zu ſenden. Zu dem Unternehmen waren von dem kaiſerlichen Feldherrn Croaten beſtimmt worden, und dieſe gingen ſiegestrunken, ohne hinreichende Vorſicht vorwärts. Die Sachſen benutzten dieſes und überfielen die Feinde auf dem Marſche, machten einige Compagnien nieder, und zogen mit Gefangenen und Beute in Brandeis ein. — Aufgebracht über dieſen Verluſt, kam, wenige Tage ſpäter, ein ganzes Regiment Croaten mit zweihundert Musketieren wieder vor die Stadt, und machte nun zu ihrer Eroberung ernſtliche Anſtalt. Plötzlich machte der vorerſt in der Stadt geſtandene ſächſiſche Hauptmann einen verſtellten Ausfall, und es gelang ihm, hierdurch die Croaten in den Schloßgarten zu locken, wo ſie in einen Hinterhalt geriethen, ſo daß man ſie zwiſchen zwei Feuer brachte und ſie nöthigte, mit einem Verluſt von dreihundert Todten und vielen Gefangenen die Flucht zu ergreifen, wodurch Brandeis wieder frei ward.

Schon früher haben wir des Umſtandes gedacht, daß bei dem Beginnen der Unruhen in Böhmen dreiviertel der Einwohner dieſes Landes aus Proteſtanten beſtanden hätten, die jedoch durch die ſtrengen, ja ſelbſt grauſamen Befehle des Kaiſers großentheils vertrieben, oder doch zur Verbergung ihres Glaubens genöthigt worden waren. Als nun Böhmen von den Sachſen erobert wurde, wurden dieſelben von jenen heimlichen Lutheranern als Schutzengel aufgenommen. Viele erklärten ſich öffentlich für dieſe Glaubensgenoſſen, und leiſteten ihnen bei jeder Gelegenheit, beſonders als Kundſchafter treue Dienſte. Wieder andere, die bedenklicher waren, und nicht an die Dauer der gegenwärtigen Eroberung glaubten, traten nicht öffentlich hervor, ſondern nahmen den Fuchspelz um, was auch ſpäterhin, als Wallenſtein die Sachſen wieder aus Böhmen vertrieb, als das Klügſte erſchien.

Das Gegentheil von dieſem Benehmen thaten die Katholiken: da in ihren Augen die Sachſen ewig verdammte Ketzer waren, und man weiß, was dieſes Wort noch in unſern Zeiten hie und da zu bedeuten hat, wie vielmehr aber in jenen, wo es eine weit ſchärfere Bedeutung hatte, ja ſelbſt die größten Schandthaten entſchuldigte. — Daß die ketzeriſchen Sachſen bei Brandeis geſiegt hatten, war dieſen Bigotten ein Greuel, und es war daher ihr feſter Vorſatz, mit allem Eifer dahin zu wirken, daß den Ketzern wieder eine Schlappe zur Vergeltung angehängt werde; dieſes aber fanden ſie ganz in der Regel.

Der kaiſerliche Oberſte, Don Balthaſar Maradas, befehligte das Corps, welches dieſen kleinen Krieg mit den Sachſen führte, und bei ihm fanden ſich denn im Geheim einige katholiſche Bürger aus Saatz ein, welche ihm berichteten: „daß der ſächſiſche Oberſte, Freiherr von Marazin, mit tauſend Mann Fußvolk und fünfhundert Reitern in dieſer Stadt in Beſatzung liege, und ſich ganz ſicher wähne; ſo daß es nicht ſchwer fallen werde, ſie zu überfallen und zu tödten, oder gefangen zu nehmen; ſie und ihre katholiſchen Mitbürger würden den Kaiſerlichen die Bahn ſchon zu brechen wiſſen. — Dieſen Vorſchlag nahm Don Maradas mit Vergnügen auf, und traf weitere Abrede mit den Verräthern.

In der folgenden Nacht rückte nun dieſer Befehlshaber mit ſeinen Korps in die Gegend von Saatz vor. Die Nacht war dunkel, und die Sachſen wähnten ſich in der größten Sicherheit, da ſie keinen Feind in der Nähe wußten. Die Sicherheit iſt aber bekanntlich im Kriege die Mutter von mancherlei Unglück; ſo auch hier. Die Kaiſerlichen kamen um Mitternacht in tiefſter Stille vor der Stadt Saatz an, und die Verräther öffneten ihnen die an der Stadtmauer nahe liegenden Häuſer, wo die Musketiers auf die oberſten Böden ſtiegen, um dann, wann die Stadt erſtürmt ſeyn werde, ein wirkſames Feuer auf die nächſten Straßen richten zu können. Als dieſe Vorbereitungen ganz im Geheim geſchehen waren, legten die Kaiſerlichen die Leitern an den ihnen verrathenen Stellen der Stadtmauer an, und ſtiegen rüſtig hinauf. Noch war alles ſtille; doch als die Stürmenden die Wachen der Sachſen angriffen, wurde durch die Schüſſe derſelben bald Alles rege.

Das in der Stadt liegende Regiment Bindauf war eine der beſten Schaaren im Fußvolke der Sachſen, und bei Breitenfeld hatte es, nebſt den Regimentern Arnim, Taube und Vizthum den Kaiſerlichen am längſten widerſtanden, und dadurch die Ehre des ſächſiſchen Heeres gerettet, indem die übrigen Regimenter durch den Stoß der überlegenen Feinde in Unordnung gerathen und geflohen waren. Aber es war auch dieſe ſo wackere Schaar durch den geleiſteten tapfern Widerſtand ziemlich geſchmolzen, und hatte ſelbſt ſeinen heldenmüthigen Anführer, den Generalfeldwachtmeiſter Bindauf verloren. — Heute zeigte es nun abermal, was eine tapfere Kriegsſchaar vermöge; denn als dieſe Krieger in ihren Quartieren das Feuer der Angegriffenen hörten, rüſteten ſie ſich ſchnell und eilten nach dem Orte des Gefechtes hin. Da ſahen ſie ſich plötzlich von allen Seiten her angegriffen, ſelbſt von den Bürgern, welche beſonders das Zuſammenziehen dieſer Krieger zu verhindern ſuchten, und es wurde vorzüglich aus den Häuſern heftig auf die Sachſen gefeuert. Ob ſich nun gleich Alles zum Nachtheil der Angegriffenen vereinigte, ſo bedurfte es doch eines dreiſtündigen Kampfes, ehe dieſe tapfere Kriegsſchaar unterlag. Als ſie aber endlich überwältigt worden war, gaben die hoch erbitterten Croaten den Ueberwundenen keinen Pardon, und nur allein dieſes tapfere Regiment verlor in dieſer mörderiſchen Nacht fünfhundert Mann an Todten; die übrigen ſuchten ſich ſo gut als möglich durch die Flucht zu retten.

Den Bürgern zu Saatz wurde jedoch ihre Verrätherei ſehr übel vergolten; denn die wilden Croaten mordeten in der Wuth Alles, was ihnen in den Weg kam. Viele Häuſer wurden von dieſen beutegierigen Unholden aufgeſprengt und ausgeplündert, mitunter auch die Bewohner gemordet. Doch als Don Maradas dieſes gewahrete, that er ihnen kräftig Einhalt, und nach einer bluterfüllten Nacht ſah der kommende Tag die Kaiſerlichen als Sieger in Saatz.

22.

Joſeph Fröhlich, der letzte am Hofe beſoldete Hofnarr zu Dresden.

Dieſer Mann war aus Bayern gebürtig, und an den Höfen der beiden Könige von Polen und Kurfürſten von Sachſen, Auguſt *II.* und *III.* eigentlicher Hofnarr. Seine angeborne komiſche Laune, unterſtützt von dem dicken Bauche und andern perſönlichen Eigenſchaften kamen ihm bei der Ausübung ſeiner Poſſen trefflich zu ſtatten, am allermeiſten aber ſeine Taſchenſpielerkunſt, in welcher er große Stärke beſaß, und ſich durch ſie ein anſehnliches Vermögen erworben hatte. Keiner der Hofleute war vor ſeinen Streichen ſicher, die aber alle durch die Gutmüthigkeit entſchuldigt wurden, mit welcher er ſie gleich einem Firniß anſtrich, und dabei wußte er, wenn er einem was angehängt hatte, es immer ſo zu machen, daß man nicht böſe darüber ſeyn konnte. —

Dieſer Hofnarr beſaß in Dresden ein eignes Haus, und zwar keins von den kleinſten. Alle Morgen ritt er in ſeiner Amtskleidung nach Hofe, und gemeiniglich machte er ſchon beim Abſteigen einen ſeiner lächerlichen Streiche. Auguſt *II.* hatte ihm neun und neunzig Narrenkleider machen laſſen, damit er in ſeiner Garderobe eine Auswahl habe, und ſo kam er immer in einem andern Habite angezogen. Dabei trug er einen ungeheuern Kammerherren-Schlüſſel von Silber, der mehr als ſechzig Unzen wog, und zugleich als ein Trinkgeſchirr dienen konnte, mit welchem er manche Poſſen trieb.

Aber es miſchte ſich Fröhlich ſonſt in Nichts, und ſelbſt nicht in das kleinſte Geſchäft, ſo daß der,

der ihn und ſeinen Einfluß auf den König und die Laune deſſelben, nämlich durch Poſſen, mißbrauchen wollte, durchaus nicht ſeinen Zweck erreichte.

Ein gewiſſer adliger Herr, der aber zuverläſſig kein Edelmann war, wollte ſich einſt mit Geſchenken hinter dieſen Hofnarren ſtecken, und ſchickte ihm ein Kalb, einen Hammel, welſchen Hahn und zwei Gänſe in die Küche mit einem ziemlich verſtändlichen Briefe; allein Fröhlich erſah ſogleich den Mißbrauch, den man mit ihm treiben wollte, und beſchloß, einen Gebrauch davon zu machen, welcher den Mann, der auf ſolchen Schleifwegen wandelte, beſchämen und dem Könige die Augen öffnen mußte. — Am folgenden Tage trieb Fröhlich dieſe zum Geſchenk erhaltenen Thiere nach Hofe, wo denn die ihm auf der Straße Begegnenden wohl über dieſen komiſchen Aufzug lachten, doch aber auch merkten, daß er was im Schilde führen müſſe; denn er fragte ſeine ihm begegnenden Bekannten: ob ihnen nichts von Herrengunſt gefällig ſey? — Wem etwas davon beliebig wäre, der ſolle nur ſofort ſeine Gabe herbeibringen. — Es ſey jetzt einerlei Arbeit. — So kam Fröhlich mit ſeinen Thieren bis in das Geſellſchafts-Zimmer des Königs, der eben mit einigen Herren beim Frühſtück ſaß. — Fröhlich trieb ſeine Thiere herein, zog dann ganz ernſthaft den von dem adligen Herrn erhaltenen Brief aus der Taſche, und las ihn laut ab. Dann bot er ſehr ernſthaft dem Könige dies Geſchenk als Lohn für die ertheilte Gnade an. Ein groſſes Gelächter erhob ſich, Fröhlich erhielt nun von dem Könige dieſe Thiere als rechtmäßiges Eigenthum, und das Begehren des adligen Herrn wurde — ignorirt, er ſelbſt aber hatte Urſache, ſich zu ſchämen, daß er der Gegenſtand eines Hofgelächters geweſen war, und einen ſolchen Schleifweg zur Erlangung ſeines Geſuchs eingeſchlagen hatte. —

Einſt wurde Fröhlichs Gattin von einem Knaben entbunden, und ihr Eheherr benutzte dieſe Entbindung zu einer Gelegenheit, die einträglich genug für ihn wurde. Am nächſten Tage, nach der Geburt des Kindes, ſchritt der Herr Papa, mit einem Korbe auf dem Rücken, ganz ernſthaft durch die Straßen der Stadt nach dem Schloſſe zu. Der ganze Korb war mit Gevatterbriefen angefüllt, die der Herr Kindtaufsvater mit einem gravitätiſchen Sermon, in welchem es an ſintemal, alldieweilen, dannenhero ꝛc. nicht fehlte, an ſeine Herren und Frauen Gevattern austheilte. — Dieſer Spaß trug viel Geld ein, denn es war der ganze Hofſtaat, der hier zu Gevattern gebeten wurde. Allgemein wurde zwar über dieſen Einfall Fröhlichs gelacht, die heilige Handlung aber davon geſondert, und mit dem gebührenden Ernſte begangen, wo es vom Könige nur eines leiſen Wunſches bedurfte, und es ſchämten ſich vornehme Herren und Damen nicht, das Kind des Hofnarren aus der Taufe zu heben, und ſich von ihm Gevatter nennen zu laſſen.

Uebrigens war Fröhlich, wie ſchon gedacht, ein ſehr gutmüthiger Menſch, der Niemand zu ſchaden ſuchte, wenn er auch zuweilen Einen zum Gegenſtand des Gelächters machte; im Gegentheil war er gern behülflich, wenn ein Hofbedienter durch ein Verſehen, was kein eigentliches Verbrechen war, aber auch von keiner Bosheit zeugte, in das ſchwarze Regiſter oder wohl gar in Gefahr der gänzlichen Ungnade gerieth, ihn wieder in den vorigen Stand zu helfen. Bei ſolchen Gelegenheiten ſchwänzelte er gewöhnlich ſo lange um denjenigen Herrn herum, in deſſen Händen das Schickſal des Bedroheten lag, bis er ihm durch einen Schwank das Verſprechen der wiederkehrenden Huld abgelockt hatte; dann war der Hofnarr außer ſich vor Freude. Auf dieſe Weiſe war es alſo eine natürliche Folge, daß er am Hofe keine Feinde, ſondern nur Freunde hatte. — Und wenn auch Fröhlichs Schwänke zuweilen in's Grobe, ja ſelbſt in's Zotige fielen, ſo muß man dieſes doch mehr der Zeit, in welcher er lebte, und ſeinen Begriffen vom Hofnarrenthume, als ihm ſelbſt zuſchreiben.

Fröhlich war übrigens nicht der einzige Narr an dieſem Hofe, es gab auch noch einen andern Hofnarren, den ſogenannten Baron Schmiedel. Dieſer Mann war gerade das Gegentheil von Fröhlich. Dieſer beſtändig in roſenfarbener, jener aber in trüber, faſt ſchwarzer Laune; Fröhlich ein lächerliches aber gutes Haus, Schmiedel in Zwiſtigkeiten mit Allen, die ihn nicht ſo hoch ehrten, als er es verlangte, und das war nicht wenig. Daher war es denn kein Wunder, daß dieſe beiden Herren Collegen Antagoniſten waren, wo denn Schmiedel gemeiniglich zur Zielſcheibe von Fröhlichs Witz wurde, beſonders wenn dieſer im Tone der höchſten Verehrung mit jenem ſprach, ſo daß der Reſpekt in's Uebertriebene fiel, wo man ſich denn des Lachens nur ſchwer enthalten konnte; was aber der ſehr bornirte Schmiedel nicht merkte.

Wenn der König Auguſt *II.* nach Polen reiſete, fehlte Fröhlich nicht in dem Gefolge, und die polniſchen Großen ſahen ihn mit Vergnügen, denn er gab ihnen Gelegenheit genug zum Lachen, was bekanntlich den gern fröhlichen Polen unentbehrlich iſt, ohne daß er es vergaß, wen er vor ſich hatte.

Und als der König Auguſt *II.* von der Welt geſchieden war, ging die von ihm gegen dieſen Mann bewieſene Huld auch auf ſeinen Sohn und Nachfolger auf dem Throne, Auguſt *III.* über, und Fröhlich blieb in ſeinem Dienſte wie zuvor; freilich alterte er auch mit jedem Tage, und ſeine gute Laune wurde nach und nach ernſthafter. Und ſo ſoll dieſer letzte Hofnarr am 22. Febr. 1748 geſtorben ſeyn.

23.

Chriſtian, Herzog zu Sachſen-Weißenfels.

Dieſer Fürſt war der zweite Sohn des Herzogs Johann Adolph *I.* von Sachſen-Weißenfels, und der 23. Febr. des Jahres 1682 der Tag ſeiner Geburt. Von ſeiner gelehrten Erziehung und Ausbildung zu einem deutſchen Fürſten und Regenten ſeines Volks ſchweigt zwar die vorliegende Quelle, und meldet uns blos: daß er ſich in der Jugend fleißig in den Ritterſpielen geübt, und auch in fremden Ländern wohl umgeſehen habe; doch läßt ſich jenes Studiren der zum Regenten erforderlichen Wiſſenſchaften als von ſelbſt nothwendig denken. Im Jahre 1696 ward dieſer junge Fürſt Johanniterritter, und 1705 heſſiſcher Oberſter bei der Reiterei. Späterhin wohnte er (1709) den Ritterſpielen und Luſtbarkeiten, welche bei der Anweſenheit des Königs von Dänemark in

Dresden angeſtellt wurden, in Geſellſchaft ſeines Bruders bei.

Bis zum Tode ſeines älteſten, dem Vater in der Regierung gefolgten Bruders, hielt er ſich in Sangerhauſen auf, wo er eine ſchöne Schloßkirche bauete. Dieſer Fürſt vermählte ſich am 4. Mai 1714 mit Louiſe Chriſtine, geborne Gräfin von Stollberg und verwittwete Gräfin von Manderſcheid, welche Ehe aber kinderlos blieb.

Als der Herzog Chriſtian nach dem Tode ſeines älteſten Bruders, im Jahre 1712, die Regierung zu Weißenfels antrat, legte er in dieſer ſeiner Reſidenzſtadt ein *Gymnasium illustre* an, das aber nach der Zeit wieder einging. Das Fürſtenthum Querfurt fiel ihm durch Sterbefall zu, und er ließ deshalb die Lehn in Wien in Empfang nehmen.

Der Vater und Großvater dieſes Herzogs hatten das Land mit vielen Schulden belaſtet, und auch er war ein großer Freund der Jagd, weshalb er eine ſtarke Jägerei zu halten genöthiget war. Nicht minder war dieſer Fürſt ein Liebhaber von glänzenden Feſten ꝛc., wobei die Einkünfte des Landes natürlich nicht zureichen konnten. Daher mehrte ſich die Schuldenlaſt deſſelben mit jedem Jahre, und bei der Zuſammenrechnung dieſer mit den unter den beiden vorigen Regierungen gemachten Schulden ſummirte ſich eine Schuldenlaſt, die für das kleine Land faſt unbezahlbar genannt werden konnte, und zu deren allmäliger Abzahlung Maßregeln getroffen werden mußten. Um aber dieſen Zweck zu erreichen, waren große Einſchränkungen nöthig, und es ergingen daher vom Kurfürſten Auguſt *III.*, als dem Haupte des Albertiniſchen Hauſes, die glimpflichen aber auch ernſtlichen Bitten und Ermahnungen an den Herzog Chriſtian, zur ſucceſſiven Abzahlung dieſer Schulden durch bedeutende Einſchränkungen und daraus entſpringende Erſparungen. Allein der Herzog nahm dieſes übel auf, und es entſtanden hieraus Mißhelligkeiten, welche eine vom Kaiſer angeordnete und von Kurſachſen ſubdelegirte Commiſſion zur Folge hatten, die der Herzog annehmen mußte, und durch die nun Anſtalten zur Abtragung jener Schulden getroffen wurden.

Endlich verlor dieſer Fürſt einige Jahre vor ſeinem Ende das Licht der Augen, und nahm auch an Kräften ſo ſehr ab, daß er zuletzt ſich nicht mehr ähnlich ſah. Zum Anfang des Monats Juni im Jahre 1756 ließ er ſich nach Sangerhauſen bringen, um daſelbſt die Jahresfeier der Einweihung der von ihm erbaueten Schloßkirche zu begehen. Hier überfiel ihn nun plötzlich ein ſolches Unwohlſeyn, welches ſchnell dermaßen zunahm, daß er am 28. Juni des gedachten Jahres ſtarb, nachdem er vierundfunfzig Jahre gelebt und vierundzwanzig Jahre regiert hatte. — In der Regierung folgte ihm nun ſein jüngſter Bruder, der in der ſächſiſchen Kriegsgeſchichte bekannt gewordene Herzog Johann Adolph *II.*, mit welchem dieſes Fürſtenhaus ausſtarb, und das Land deſſelben an die Kurlinie zurückfiel.

24.

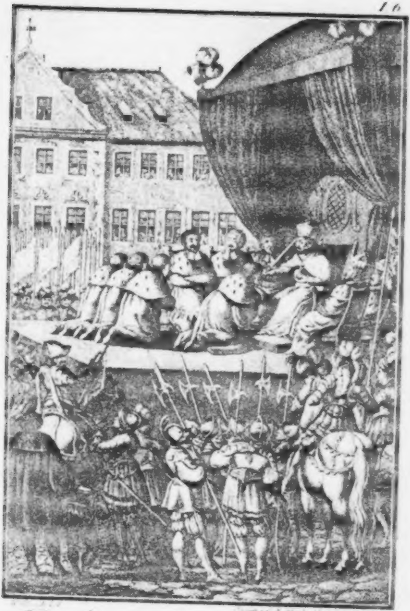
Der Herzog Moritz von Sachſen wird mit der, dem Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen abgenommenen, Kurwürde und einem großen Theile der von demſelben verlorenen Länder beliehen.

(Mit Abbildung.)

Der von dem Kaiſer Karl *V.* überwundene und gefangene Kurfürſt von Sachſen, Johann Friedrich, war ſchon im Lager vor Wittenberg durch eine Capitulation nicht allein eines großen Theils ſeiner Länder, ſondern auch der Kurwürde beraubt, und dieſe dem Herzog Moritz zugeſprochen worden. Den übrigen Theil des Sommers, im Jahre 1547, hatte der Kaiſer damit zugebracht, die übrigen Genoſſen des Schmalkaldiſchen Bundes zu unterdrücken, dann aber wollte er den neuen Kurfürſten von Sachſen feierlich mit der Kurwürde und den ihm zugefallenen Landen Johann Friedrichs belehnen. —

Die Belehnung geſchah nun auf dem Weinmarkte zu Augsburg, mit der Pracht, wie ſie der hohen Würde des Kaiſers und der Kurfürſten angemeſſen war. Der Kaiſer beſtimmte zu dieſer Feierlichkeit den vier und zwanzigſten Februar, als den Tag, an welchem er einſt im Jahre 1500 war geboren worden, und der ſich ſchon verſchiedene Male als einen glücklichen für ihn gezeigt hatte. Es wurde alſo auch heute nichts geſpart, ihn ſo glänzend als möglich zu machen.

Auf dem Weinmarkte der alten Reichsſtadt



Der Herzog Moritz von Sachsen wird
mit dem Churfürstenthume Sachsen
belehnt

Augsburg erbauete man eine Bühne, und zwar nahe am Tanzhauſe, zu welcher einige Stufen hinauf führten. — Dieſe Bühne wurde auf das prächtigſte bekleidet, und auf ihr ſah man den kaiſerlichen Thron mit den Sitzen für die ſechs Kurfürſten, Biſchöfe und andern vornehmſten Fürſten, welche ihre Plätze ebenfalls auf dieſer Bühne fanden, und es war der Thron ſo wie die ſämmtlichen Sitze mit den reichſten Zeugen bekleidet. — Um die Bühne herum ſtanden ſtarke Schaaren deutſcher Krieger des Kaiſers unter den Waffen, und die Fahnen derſelben weheten in die Luft. — Hinter denſelben waren Reiter beſchäftiget, im dichten Gedränge des Volkes, welches den ganzen Markt erfüllete, die Zugänge offen zu erhalten, damit der Kaiſer mit den ihm folgenden Kurfürſten, Biſchöfen, Fürſten, Grafen und Herren des Reichs Platz für den feierlichen Zug habe. Auch der neue Kurfürſt hielt, mit einem zahlreichen Gefolge von Rittern, an der Ecke eines Hauſes der Bühne gegen über, und erwartete dort das Zeichen, vor dem Throne des Kaiſers zu erſcheinen.

In den Häuſern waren alle Fenſter geſchmückt und mit Menſchen erfüllt, die erwartungsvoll dem Beginnen dieſer ſo ſelten wiederkehrenden Handlung entgegenſahen; ſelbſt die Dächer rund um den Markt waren mit ſolchen Zuſchauern bedeckt, die mit Ungeduld des Anfangs harreten.

So war Alles vorbereitet, als mit dem Eintritt der dritten Mittagsſtunde die Glocken von den Thürmen Augsburgs ertönten, zum Zeichen, daß der Kaiſer mit ſeinem Gefolge ſo eben die kaiſerliche Pfalz verlaſſen habe, und ſich dem Markte nähere. Bald darauf hörte man die Trompeten und Heerpauken des kaiſerlichen Zuges in der Ferne ertönen, und die Blicke Aller richteten ſich nach der Straße hin, durch welche der ſehnlich erwartete Herrſcher mit ſeinem Gefolge kommen ſollte. Immer näher kam der Pauken- und Trompetenſchall, und endlich ſah man das Reichspanier noch fern in der Luft wehen und die Ankunft des kaiſerlichen Zuges verkünden. Ueberall ertönte der Jubelruf des Volkes dem Kaiſer und den Fürſten entgegen, und unter dieſem Rufe kam der Zug auf dem Markte an, und ſtieg am Tanzhauſe, zunächſt der Bühne, ab, indem ſolches für dieſe Aufnahme beſonders eingerichtet war, und aus demſelben ein bedeckter Gang nach jener Prachtbühne führte. — Im Saale des Tanzhauſes legte der Kurfürſt von Brandenburg, als Erzkämmerer des Reichs, dem Kaiſer den vollſtändigen Ornat ſeiner höchſten Würde an, und bedeckte das Haupt des Herrſchers mit der ſchweren goldenen Reichskrone. Auch die Kurfürſten wurden mit ihren Kurkleidern angethan, und ſo Alles vorbereitet, was die heutige Feier verherrlichen konnte.

Ein Zeichen wurde nun gegeben, und das zahlreiche Chorps der Trompeter und Pauker des Kaiſers ließ ſich hören; auf dieſes Zeichen betrat ein feierlicher Zug die Bühne, und Tauſende empfingen ihn mit dem Jubelruf: „Kaiſer Carolus lebe! Heil dem Kaiſer! Heil dem Reiche!“ —

Den Zug eröffneten zwei Hofbeamte des Kaiſers, welche die beiden Säulen des Herkules, Calbe und Abyla, als das Sinnbild ihres erhabenen Herrn, im verkleinerten Maßſtabe trugen. Dieſen folgten die verſammelten Fürſten und Biſchöfe, Grafen und Herren, Paar bei Paar, Alle auf das Köſtlichſte geſchmückt. Der Kurfürſt von Trier trat nun den übrigen Kurfürſten vor, ihm folgten der Kurfürſt von der Pfalz mit dem Reichsapfel, und der von Brandenburg mit dem Scepter. Der Graf Wolf von Pappenheim trug, als Erbmarſchall des Reichs, an der Stelle des noch nicht belehnten Kurfürſten von Sachſen, der heute erſt das Amt als Erzmarſchall des Reichs erhalten ſollte, dem Kaiſer das große Reichsſchwert vor. Nun trat dieſer Monarch ſelbſt hervor, und die beiden geiſtlichen Kurfürſten von Mainz und Cöln beſchloſſen den Zug.

Der Jubelruf des Volkes brauſete gleich einem Meere in die Luft, beſonders als der Herrſcher des Reichs in ſeiner Majeſtät den Thron beſtieg, die Inſignien des Kaiſerthums von den beiden Kurfürſten übernahm und den Scepter gnädig ein wenig neigte. — Der Reichsherold trat an den Rand der Bühne und winkte mit ſeinem Stabe, worauf ſofort eine ehrerbietige Stille erfolgte.

Noch immer hielt der neue Kurfürſt Moritz mit ſeinem Gefolge zu Roß an dem ſchon erwähnten Platze, des Zeichens harrend, auf welches die Lehensceremonie beginnen ſollte. Dieſes Reitergeſchwader beſtand aus 130 ſächſiſchen Rittern, unter welchen mehrere Fürſten und Grafen befindlich waren. Zunächſt dem Kurfürſten ragten neun Lehnsfahnen aus dieſem Geſchwader hervor, und weheten in der Luft. Dieſe Fahnen wurden von drei Herzögen von Braunſchweig und andern nicht ſächſiſchen Fürſten, Grafen und Herren getragen, und im Vorderzuge dieſes Geſchwaders führte Chriſtoph von Ragwitz die Blutfahne. — Ein Heerpauker ließ ſich mit zwölf Trompetern an der Spitze dieſes Reiterhaufens hören. —

Endlich erfolgte das Zeichen zum Vorrücken durch einen Trompetenſtoß von den kaiſerlichen Trompetern. Auf dieſes Zeichen ſetzten ſich hundert von den ſächſiſchen Reitern in Bewegung, und ritten, je drei in einem Gliede, die Blutfahne in der Mitte, in vollem Jagen dreimal um die Bühne, auf welcher der Kaiſer in der Mitte der Fürſten ſaß. Dieſes Umreiten nannte man nach altem Gebrauch: den Lehensſtuhl berennen. — Es waren die Ritter dieſer Schaar ſämmtlich in ſchwarzem Plüſchſammet gekleidet, und hatten auf den Hüten, ſo wie ihre Roſſe auf den Schwänzen, kleine rothe Fähnlein, auf welchen das kur- und fürſtliche ſächſiſche Wappen gemalt war. Auch der Rücken dieſer Roſſe war, ſo wie die Ohren derſelben, mit rothen und weißen Federn geſchmückt.

Nachdem nun dieſer dreimalige Umritt der Bühne geſchehen, die Reiter aber ihren Platz im Halbzirkel, den die deutſchen Fußknechte des Kaiſers bildeten, genommen hatten, ſah man aus der Umgebung des Kurfürſten Moritz drei Fürſten ſich abſondern, und nach der Lehensbühne reiten. Es war der Herzog Heinrich von Braunſchweig, Herzog Albrecht von Baiern und Pfalzgraf Wolfgang von Zweybrücken. Am Fuße der Bühne ſtiegen ſie ab, und begaben ſich hinauf, wo ſie, nach einer dreimaligen tiefen Verbeugung, an den Stufen des kaiſerlichen Thrones auf die Knie niederfielen, und der Herzog Heinrich von Braunſchweig hielt dann folgende Anrede an den Kaiſer:

Allerdurchlauchtigſter, Unüberwindlichſter Kaiſer!
Allergnädigſter Herr!

„Da Ew. Kaiſerliche Majeſtät dem Kurfürſten Moritz von Sachſen die kurfürſtliche Würde, nebſt dem Amte eines Erzmarſchalls und etlichen Herrſchaften, welche dem gefangenen Kurfürſten, Herzog Johann Friedrich zu Sachſen, vor der Zeit geweſen, gnädiglich geſchenket, und ihm dieſen Tag angeſetzet, vor dem Throne zu erſcheinen und die Lehen zu empfangen, ſo wie es ſich gebühret; ſo iſt er denn nunmehr allhier erſchienen, und bittet durch uns: Es wolle ihm Kaiſerliche Majeſtät die Lehen gnädiglich ertheilen und widerfahren laſſen, mit dem Erbieten, es um Kaiſerliche Majeſtät und das Reich wieder zu verdienen, und Ihro allen und ſteten Gehorſam zu erweiſen, auch ſich allezeit dazu bereit und willig finden zu laſſen.“ —

Nachdem der Herzog ſeine Rede geendigt hatte, trat er zurück, die Kurfürſten aber erhoben ſich. und begaben ſich vor des Kaiſers Thron, wo ſie mit demſelben Berathſchlagung pflogen, wegen dieſes Begehrens. — Als nun dieſe beendigt war, und ſie ſich wieder auf ihren Sitzen niedergelaſſen hatten, trat jener Fürſt wieder an die Stufen des Throns, und der Kurfürſt von Mainz, als Erzkanzler des Reichs, ſprach im Namen und Auftrag des Kaiſers folgende Reſolution deſſelben aus.

„Es haben Kaiſerliche Majeſtät die guten Dienſtleiſtungen, welche der Kurfürſt Moritz und ſein Bruder, der Herzog Auguſt von Sachſen, Ihnen und dem Römiſchen Reiche ſtattlich erwieſen, bei Sich ſattſam erwogen, und ſind daher gnädigſt gefaſſet und geneigt, dem Kurfürſten Moritz das, was er geſucht, widerfahren zu laſſen, daferne er ſelbſt in Perſon erſcheinen, und ſolche ſeine Bitte nochmals wiederholen würde."

Für dieſe erhaltene gewierige Reſolution dankte der Herzog Heinrich nebſt den andern beiden Fürſten mit gebogenen Knieen, begab ſich dann mit ihnen wieder von der Bühne hinab, und nun brachten dieſe drei Geſandten dem Kurfürſten Moritz, der noch immer an ſeinem vorigen Standpunkte hielt, die günſtige Botſchaft des Kaiſers, worauf der Kurfürſt, an der Spitze ſeines Trupps, mit den neun Lehnfahnen des Kurfürſtenthums Sachſen, im vollen Rennen nach der Thronbühne ritt, dort mit ſeinen fürſtlichen Begleitern und den Trägern der Lehensfahnen abſaß, und dann mit ihnen die Bühne beſtieg. — Die zehn Fahnen reiheten ſich ſchnell zu beiden Seiten des Thrones, alſo daß der Herzog Heinrich von Braunſchweig mit der Kurfahne, Herzog Carl Victor von Braunſchweig mit der von Thüringen, Graf Hans Heinrich von Leiningen mit der des Burggrafthums Magdeburg, — der Erbmarſchall des Königreichs Böhmen, Berthold von der Leipa, mit der Fahne der Grafſchaft Brehna, — und der Graf von Salm mit der des Burggrafthums Altenburg dem Kaiſer zur Rechten: zur Linken aber der Herzog Philipp von Braunſchweig mit der Fahne des Herzogthums Sachſen, — der Graf Chriſtian von Regenſtein, mit der des Markgrafthums Meißen, — der Graf Hans von Ortenburg mit der der Pfalz-Sachſen, — Wilhelm von der Leipa mit der der Herrſchaft Pleiſſen, und endlich Chriſtoph von Ragwitz mit der Blutfahne ihre

Stellen einnahmen. — Als dieſe Fahnen ſich geordnet hatten, trat nun der Kurfürſt Moritz mit jenen erſten drei Fürſten vor, und fiel nebſt ihnen am kaiſerlichen Throne auf die Knie, ſein Geſuch um Ertheilung der Lehen perſönlich wiederholend.

Man hatte vor dem Throne ein prächtiges mit Gold geſticktes Kiſſen auf einen nicht minder werthvollen Teppich hingelegt, auf welches der neue Kurfürſt knieen ſollte; allein er knieete da, als er ſein Geſuch ausſprach, nicht auf dieſem Kiſſen, ſondern auf der Fußtapete mit ſeinen Begleitern nieder, und ſprach nun dort ſeine Lehensbitte aus, welche von dem Kurfürſten-Erzkanzler des Reichs, im Namen des Kaiſers, genehmigend beantwortet wurde. Als nun der Erzkanzler ſeine Antwort geendigt hatte, erhob ſich der Kurfürſt Moritz mit ſeinen Begleitern wieder, trat einige Schritte vorwärts, und knieete dann auf das für ihn hingelegte Kiſſen am Throne nieder. Hinter ihm knieeten die drei Fürſten, und unmittelbar bei ihnen der Graf Hoyer von Mannsfeld, als Bevollmächtigter des Herzogs Auguſt, nebſt den ſächſiſchen Edlen, von Taubenheim, Blumenberg und Feilitzſch. Der Graf von Mannsfeld war ſo nahe an dem Kurfürſten, daß er den Kurrock berühren konnte, wodurch er zugleich die Lehen für den Herzog und das ganze Kurhaus mit empfing, was man mit einem andern Ausdruck zur geſammten Hand belehnet werden nennt. —

Jetzt überreichte der Kurfürſt von Mainz dem Kaiſer das in Purpurſammet prächtig eingebundene Evangelienbuch, und legte es ihm aufgeſchlagen auf den Schoos, auf welches dann der Kurfürſt den ihm von dem Erzkanzler vorgeſprochenen Eid mit erhobener lauter Stimme leiſtete, und nun nahm der Kaiſer das ihm von dem Erbmarſchall überreichte Reichsſchwert, und ließ den Kurfürſten den Knopf deſſelben küſſen, worauf er es ihm zur Beſtätigung in der Würde als Erzmarſchall des Reichs in die Hand gab. — Nachdem es aber der Kurfürſt einige Augenblicke in der Hand gehalten hatte, übergab er es dem Reichserbmarſchall wieder, weil er nunmehr von dem Kaiſer durch die zehn Fahnen mit der Kur und den andern ihm zugeſprochenen, ehemals dem entſetzten Kurfürſten Johann Friedrich zuſtändig geweſenen und in der Wittenberger Capitulation ſeinen Söhnen nicht vorbehaltenen Landſchaften belehnt werden ſollte. — Dieſes geſchah dadurch, daß er eine um die andere von dieſen Fahnen dem noch immer knieenden Kurfürſten in die Hand gab, worauf ſie wieder in die Hand ihres Trägers kamen. Die Ueberreichung des Schwertes hatte aber auch, (nach alten Schriften) die Bedeutung der Submiſſion und Unterthänigkeit, auch daß der Kaiſer Macht habe, die Gehorſamen und Frommen damit zu ſchützen; die Ungehorſamen und Böſen aber damit zu ſtrafen. — Nachdem nun dieſer Lehnsactus zu Ende war, warf der Herold des Kaiſers die zehn Lehnsfahnen unter das Volk hinab, und gab ſie preis, wo ſie denen zu Theil wurden, die ſie an ſich zu reißen vermochten.

Nunmehr empfing der Kurfürſt Moritz das Reichsſchwert wieder, und ſetzte ſich damit auf den Sitz zwiſchen den Kurfürſten von Cöln und Brandenburg, wodurch er ſeinen Platz im Kurfürſten-Collegio einnahm.

Die Feierlichkeit war nunmehr zu Ende, und der Kaiſer erhob ſich mit den ihn umgebenden Fürſten und Herren, worauf ſie ſich alleſammt durch den bedeckten Gang wieder nach dem Tanzhauſe zurückbegaben, dort den Ornat ablegten, und dann den Rückweg nach der kaiſerlichen Pfalz unter Trompeten- und Paukenſchall, ſo wie dem Freudenrufe des verſammelten Volkes antraten. Der Kurfürſt Moritz aber begab ſich im Kurhabit, und begleitet von den Seinen, nach dem Palaſte zurück, in welchem er ſeine Wohnung hatte.

Der, ſeiner Würde entſetzte und gefangene, Kurfürſt Johann Friedrich ſah dieſen ganzen Lehnsactus aus dem Fenſter eines nahen Hauſes mit an, und ſoll, als er den Freudenruf der Ritter, welche den neuen Kurfürſten begleiteten, hörte, geſagt haben: „Wie freuet ſich doch jetzt Herzog **Moritzens** Geſindlein, über die Würde, ſo mir abgenommen worden. — Gott gebe, daß ſie derſelben hinfort ſo geruhiglich genießen, daß ſie mein und der Meinigen nicht mehr bedürfen!“ — —

Dieſes iſt die Beſchreibung einer ſehr ſeltenen feierlichen Handlung, die in der Geſchichte unſeres Vaterlandes nur noch einmal vorkommt, nämlich am 6. Jan. 1423, als die Kur Sachſen von dem ausgeſtorbenen Hauſe Askanien an das Haus Meiſſen überging.— Und da dieſe letztgedachte Belehnung mitten im ſtrengen Winter vorgenommen wurde, wo es ſich nicht wohl denken läßt, daß ſie ſo feierlich geweſen ſeyn ſolle, als die, welche wir im Vorſtehenden beſchrieben haben, ſo wie auch die ſächſiſchen Geſchichtſchreiber alle von einer ſolchen feierlichen Belehnung ſchweigen; ſo ſtehe dieſe feierliche Belehnung, die wir hier beſchrieben haben, in der Geſchichte unſers Vaterlandes einzig da, und verdiente daher wohl eine ausführliche Beſchreibung; beſonders da dieſe Handlung in eine der Glanzperioden des deutſchen Reiches fällt, und nimmer eine gleiche wiederkehren kann, ſo wie ſie endlich auch einen anſchaulichen Begriff von der Lehensverbindung der deutſchen Fürſten mit dem Kaiſer in den frühern Jahrhunderten giebt. —

25.

Scenen aus der Zeit des Crypto-Calvinismus in Sachſen.

1.

Die vier Wittenberger Theologen.

Sachſen war, wie allbekannt, die Wiege der Reformation durch Luther, und dennoch ſchien es, einige Zeit nach ſeinem Tode, als wenn ſein Werk auch in dieſem Lande und durch ſeine eigenen Glaubensgenoſſen wieder verdrängt werden ſollte.

Gleich nach dem Tode Melanchthons ſcheinen ſich mehrere ſächſiſche Gelehrte zu dem Lehrſyſtem der Schweizer Reformatoren, Zwingli und Calvin, bekannt zu haben; dieſes aber nur ganz heimlich, weil ſie es öffentlich nicht wagen durften, da der Kurfürſt Auguſt feſt an der Lehre Luthers hing, ja für die Aufrechthaltung derſelben Alles, ſelbſt das Leben auf das Spiel geſetzt, und keine Gefahr geſcheuet hätte.

Es waren einige gelehrte Männer und öffentliche

Lehrer auf den beiden Univerſitäten des Sachſenlandes, Leipzig und Wittenberg, von denen dieſes geheime Streben, Luthers Hauptlehren vom Abendmahl, von der Rechtfertigung, dem Verdienſte guter Werke ꝛc. nach und nach durch die Lehren Zwingli's und Calvins, hauptſächlich aber durch die ſtrengern Lehrmeinungen des Letztern zu verdrängen, ausging. und Melanchthon ſelbſt ſcheint in den letzten Jahren ſeines Lebens dazu beigetragen zu haben; ob er gleich nur aus Friedensliebe, und um die Vereinigung der beiden Parteien möglicher zu machen, in die Milderung der (ebengedachten) Hauptlehrſätze Luthers, in welchen ſich die Bekenner ſeiner Lehren von den Bekennern der Lehren Zwingli's und Calvins beſonders unterſchieden, gewilligt hatte.

Endlich thaten dieſe Anhänger Calvins *) — die man gemeiniglich, wegen des Geheimniſſes, mit welchem ſie ihre Meinungen bedeckten, Crypto-Calviniſten (heimliche Bekenner der Lehren Calvins) nannte, einen Schritt aus ihrem Dunkel hervor, indem ſie im Jahre 1574 durch die Preſſe ein Buch zur Oeffentlichkeit brachten, welches unter dem Titel: *Exegesis* die Meinung Calvins vom heiligen Abendmahl vertheidigte. Der Verfaſſer hatte ſich wohl-

---

*) Wenn die Bekenner der Lehrſätze dieſer beiden genannten Schweizer Reformatoren gemeinhin blos Calviniſten genannt werden, ſo iſt beſonders der Umſtand: daß Zwingli die Reformation in der Schweiz (1518) begann, Calvin ſie aber fortſetzte, weiter ausführte, und das vollendete, was jener blos beginnen konnte, da er ſchon 1531 in der Schlacht bei Cappel fiel; die Urſache davon, daß nun ſein Name im Allgemeinen weniger, als der ſeines Nachfolgers genannt, ja faſt von demſelben verdrängt zu werden ſchien.
A. d. V.

weislich nicht genannt: denn es ſollte ja nur ein Verſuch ſeyn, wie man dieſes Buch und die in demſelben enthaltene Lehre ſelbſt aufnehmen werde. — Bald wurde man es gewahr. — Der Kurfürſt Auguſt wurde hocherzürnt darüber, daß man die Lehre Luthers in ſeinem Lande durch eine neue Lehre verdrängen, und daß dieſes ſogar von den Univerſitäten ausgehen wolle, welche bisher die reine evangeliſche Lehre als ihr Kindlein gepflegt, als ihren Augapfel und köſtlichſtes Kleinod bewahrt hätten. — Er, der Landesherr ſelbſt, habe und ſeine Unterthanen mit ihm, dieſe Lehre ſchon ſeit langer Zeit bekannt, und ſey entſchloſſen, in derſelben bis an's Ende zu verharren. Daher könne er dieſes Verdrängen als Fürſt des Landes nicht dulden, und werde Alles daranſetzen, die evangeliſche Lehre zu ſchützen und rein zu erhalten.

In Folge dieſer fürſtlichen Entſchließung wurde der Drucker und Verleger dieſer Schrift, Ernſt Vögelin in Leipzig, verhaftet, und der Univerſität Auftrag ertheilt, nach dem Verfaſſer dieſes Buches ernſtlich zu fragen. Dies geſchah, und nun nannte ſich Vögelin ſelbſt als Verfaſſer, wo er denn vorgab, daß er es in ſeiner Jugend ſelbſt zuſammengetragen und jetzt gedruckt habe, um die Wahrheit zu befördern. — Man ſah es jedoch dieſer Antwort ſogleich an, daß ſie nur deshalb erfunden werden ſey, um die wahren Verfaſſer in Wittenberg zu ſchonen, und nicht an das Licht treten zu laſſen.

Noch eine Folge hatte dieſes Buch, welche ſich wahrſcheinlich weder der angebliche, noch die wahren Verfaſſer vorgeſtellt hatten. — Der Kurfürſt Auguſt berief nämlich die Theologen ſeines Landes, beſonders aber die Superintendenten und die Profeſſoren, ließ dieſelben etliche Glaubensartikel aufſetzen, welche für die Calviniſten zum Schibolet wurden, die ſie nicht unterſchreiben konnten, wenn ſie nicht Heuchler werden wollten *). Nun wurden die, welche man beſonders im Verdacht des heimlichen Calvinismus hatte, aufgefordert, dieſe Artikel zu unterſchreiben. Da traten denn vier Theologen aus Wittenberg hervor, und erklärten rund und redlich, wie man es von ihnen gefordert hatte: daß ſie, nach ihrem Gewiſſen, dieſe Artikel nicht unterſchreiben könnten. Die Namen dieſer Männer waren: *D.* Cruciger *jun.*, — *D.* Möller (von Hamburg). — *D.* Widebram, (Pfarrer in Wittenberg) — und *D.* Pezel, ſämmtlich Profeſſoren dieſer Univerſität.

Als ſie nun auf dringendes Bitten: ſich mit ihrem Gewiſſen und der heiligen Schrift zu berathen, durchaus zu keinem andern Entſchluſſe zu bringen waren, wurden ſie auf beſondern Befehl des Kurfürſten verhaftet, und von Wittenberg nach Leipzig gebracht, und dort, auf gleichen Befehl, ein jeder abſonderlich verwahrt. — Hier wurden ſie nun von den Theologen der Univerſität fleißig beſucht, und ſo brüderlich und liebreich mit ihnen geſprochen, daß ſie ſich endlich bereit finden ließen, unter gewiſſen Bedingungen, die ihnen in Torgau vorgelegten Artikel zu unterſchreiben. — Hierdurch aber überſchritten die Leipziger Theologen, indem ſie dieſe Bedingungen annahmen, ihre Befugniß: weshalb ſie auch nicht wagen konnten, dem Kurfürſten dieſe Bedingungen vorzulegen. Die vier Verhafteten wurden alſo beredet, daß ſie eine Abſchrift, ohne dieſe Bedingungen unterſchrieben, welche nun dem Kurfürſten vorgelegt wurde. — Als nun derſelbe dieſe Unterſchriften ſah, befahl er, die vier Verhafteten wieder frei zu geben und nach Wittenberg ziehen zu laſſen. — Doch vor der Abreiſe legte man ihnen, auf Befehl des Kurfürſten, einen Revers zur Unterſchrift vor, des Inhalts in den Hauptpunkten:

---

*) Dieſe Artikel ſind im 10. Buche des andern Theils von Sleidans hiſtoriſcher Continuation ausführlich zu finden, und wurden hier wegen der Kürze weggelaſſen.

A. d. V.

1) Daß ſie die Torgauiſchen Artikel freiwillig und mit gutem Bedacht, auch ohne Vorbehalt unterſchrieben hätten; ſich auch

2) ſofort nach Wittenberg in ihre Behauſung begeben, daſelbſt ſich einen Monat lang innenhalten und nicht ausgehen, ſondern die Anordnung, ſo Kurfürſtliche Gnaden ihnen wegen treffen würden, geduldig erwarten, auch ſich derſelben gehorſamlich unterwerfen wollten. Endlich aber

3) machten ſie ſich verbindlich, daß ſie vom Artikel des Abendmahls ꝛc. nicht lehren, predigen, moviren, erregen, oder ſchreiben wollen, ohne was gegen die Sakramentirer und ihre Lehre geſchehe, und nur mit kurfürſtlichem gnädigem Vorwiſſen und Genehmigung. —

Dieſer Revers wurde unterſchrieben am 15. Juli 1574. und wenn am 25. Februar deſſelben Jahres die Verhaftung Böglins geſchah, ſo wurde dieſe ganze Sache in vier Monaten beendigt.

Die genannten vier Theologen in Wittenberg glaubten nun, alle Fehde habe ein Ende, als ſie plötzlich aus ihrem Irrthum geriſſen wurden. Es erſchien nämlich ein neuer kurfürſtlicher Befehl, der die Entlaſſung dieſer Männer von ihren Aemtern ausſprach, und ihnen erlaubte, aus dem Lande zu ziehen; doch mußten ſie vor ihrem Abzuge noch in einem Reverſe verſprechen: nichts wider die evangeliſche Kirche in Sachſen ſchreiben zu wollen.

Dieſes war die erſte Scene, welche in den Unruhen vorfiel, die zu jener Zeit Sachſen ſo ſehr bewegten, und ſie wurde, ſo geringfügig ſie auch ſcheint, dennoch die Urſache zur Bearbeitung der berühmten *Formula Concordiae*, welche aber ihrerſeits ebenfalls die Hoffnungen nicht erfüllte, die man auf ſie ſetzte, wie wir im zweiten Abſchnitte dieſer Abhandlung ſehen werden.

26.

Scenen aus der Zeit des Crypto-Calvinismus in Sachſen.

2.

D. Gundermann in Leipzig.

Der *D.* Selneccer, einer der eifrigſten Bekenner der Lehren Luthers, war ſo ſehr verläumdet worden, daß er auf Antrieb einiger vielgeltenden Calviniſten ſeines Amtes als Paſtor an der Thomaskirche zu Leipzig entſetzt, und *D.* Gundermann aus Halberſtadt an dieſe Stelle berufen wurde.

Am Sonntage Oculi 1590 that dieſer Geiſtliche ſeine erſte Predigt im Beiſeyn des Hofpredigers, *D.* Salmuth, und des Kanzlers, *D.* Nikolaus Crell, in welcher Predigt er ſich offen zu den Lehrſätzen Calvins bekannte. Von dieſem Tage an griffen *D.* Gundermann's in Lehrämtern befindlichen Glaubensbrüder von den Lehren, in welchen ſich die Lutheraner von den Calviniſten unterſchieden, eine um die andere an, wobei der *D.* Gundermann in Leipzig, und der Profeſſor, *D.* Pierius in Wittenberg, die kühnſten waren, da ſie an dem Kanzler Crell einen mächtigen Beſchützer hatten, und es ſchien, als ſollte die Lehre Luthers durch die Lehre Calvins auf den Univerſitäten Sachſens, hierdurch aber auch in den übrigen Theilen dieſes Landes allmälig verdrängt werden.

Plötzlich wurde dieſe ganze Lage völlig umgekehrt; denn es ſtarb der Kurfürſt Chriſtian *I.* am 25. September 1591 im ein und dreißigſten Lebensjahre, und der Herzog Wilhelm von Sachſen-Weimar wurde, wegen der Minderjährigkeit des Kurprinzen, Chriſtian (*II.*) deſſelben Vormund und Adminiſtrator des Landes, durch beſondere Verordnung des verſtorbenen Kurfürſten.

Dieſer Fürſt war ein eifriger Bekenner der Lehren Luthers, und hatte dem bisherigen Thun und Treiben mit Unwillen zugeſehen; es war daher eine ſeiner erſten Regentenhandlungen, den bisher allmächtigen Kanzler Crell verhaften, ſpäterhin aber auf den Königſtein bringen zu laſſen, wo die Unterſuchung wegen ſeiner Thaten gegen ihn verhangen wurde. — Auch dem *D.* Gundermann drohete ein Gleiches; doch dieſer bekam noch zu rechter Zeit Nachricht von der Verhaftung Crells, und wollte den Ausgang nicht in Leipzig abwarten, ſondern lieber das Weite ſuchen, und in der Ferne ſehen, wie ſich dieſe Angelegenheiten noch geſtalten würden. Er ſetzte ſich alſo am Morgen des 1. Novembers in einen bedeckten Wagen, nahm einen ſeiner Diener zu ſich und flüchtete ſich nach Naumburg. In Weißenfels glaubte er einen Glaubensgenoſſen und Amtsbruder warnen zu müſſen, verſpätete ſich dabei etwas, und es war daher ſchon Nacht als er in Naumburg vor dem Salzthore ankam, was er bereits verſchloſſen fand. Gern wäre er bei dem Domprediger in dieſer Stadt eingekehrt und hätte ſich bei ihm aufgehalten; allein man wollte ihm das Thor nicht öffnen, und er ſah ſich daher genöthigt, in einem Gaſthofe der Vorſtadt, ohnweit des Thores, zu übernachten. Er fand hier mehrere Gäſte, denen er ſich jedoch nicht zu erkennen gab, ſondern ſein Plätzchen abgeſondert von den übrigen einnahm. Die Anweſenden waren ſämmtlich ſtrenge Lutheraner, und gaben laut genug ihre Unzufriedenheit über das bisherige Treiben gegen ihre Glaubensgenoſſen zu erkennen; daher mußte der Flüchtling es wünſchen, hier unerkannt zu bleiben. Dieſer Wunſch wurde nicht erfüllt; denn es kamen, bald nach ſeinem Eintreffen, und als er eben im Begriff war, ſein Abendeſſen zu genießen, noch Gäſte an, welche den Fremden ſogleich erkannten, und den übrigen Anweſenden es kund machten, wer er ſey. — Die ganze Geſellſchaft wurde hierauf ſehr aufgeregt, und gab dem Flüchtigen ihre Meinung ſo rund und unverholen zu erkennen, daß ihm weder Eſſen noch Trinken ſchmeckte. — Still drückte er ſich in ſeine Ecke, verſchluckte alle die Pillen, die man ihm in ſo ſtarken Portionen gab, in Geduld, und wünſchte nur, daß der Tag ſchon angebrochen wäre: weil er für ſeines Lebens Fortdauer von dieſen Erbitterten Alles fürchtete. — Kaum brach daher der Morgen an, als auch *D.* Gundermann ſich mit ſeinem Diener wieder in den Wagen ſetzte, und nach ſeiner Vaterſtadt hineilete, um dort eine Zuflucht zu finden.

Der Wagen mit den Flüchtlingen war nur wenig Stunden fort, als zwei Abgeordnete aus Leipzig ankamen, die ſich fleißig nach einem Flüchtlinge erkundigten. Der Zufall wollte es, daß ſie in denſelben Gaſthof kamen, in welchem *D.* Gundermann übernachtet hatte, und daſelbſt ihre Erkundigungen anſtellten, wo ſie denn der Wirth berichtete, daß ein ſolcher Mann, wie ſie ihn ſuchten, mit ſeinem Diener geſtern Abend angekommen und heute früh wieder abgereiſ't ſey. Aus den Geſprächen dieſer Beiden habe er geſchloſſen, daß das Ziel ihrer Reiſe die Stadt Kahla ſeyn möchte. — So wahrſcheinlich auch dieſes an ſich war, ſo konnte es doch auch eine Maske ſeyn, um die Verfolger irrezuführen, Gundermann aber ſeine Zuflucht nach Halberſtadt genommen haben, wo er, wie ſchon gedacht, vor ſeiner Berufung nach Leipzig ein geiſtliches Amt bekleidet hatte. Die Abgeordneten beſchloſſen alſo, dem Flüchtigen auf zwei verſchiedenen Wegen nachzuſetzen. Einer dieſer Wege führte über Eckartsberga nach Halberſtadt, und der andere über Jena nach Kahla. — Der letztere war der richtige Weg; denn in dieſer Univerſitätsſtadt, wo der *D.* Gundermann viel Bekannte hatte, wollte er heute von der Beſchwerlichkeit der Reiſe ausruhen, und glaubte ſich dort in Sicherheit, obgleich ſein Verfolger ſchon nahe war.— Dieſer kam, und knüpfte ſofort durch ſeine Empfehlungsbrie-

Bekanntſchaften an, wodurch es ihm denn auch gelang, den Aufenthalt **Gundermanns** auszuſpähen. — Nun ſprach der Abgeordnete ſelbſt mit ihm, und machte ihm den Antrag, nach Leipzig zurückzukehren, da dort nichts für ihn zu beſorgen und ſeine Flucht ſehr voreilig geweſen ſey. Geſchickt wußte er die Bedenklichkeiten **Gundermanns** zu beſeitigen, und ihm das Unnütze ſeiner Flucht anſchaulich zu machen. Es gelang ihm, den Flüchtigen davon zu überzeugen und ihn zur Rückkehr nach Leipzig zu bereden, ſo daß ſie am andern Morgen die Rückreiſe dahin antraten.

Der entflohene Vogel war alſo durch Liſt wieder gefangen, und der Abgeordnete hatte daher nicht nöthig, von ſeiner geheimen Inſtruction und den ihm mitgegebenen Briefen an die Obrigkeiten, die förmliche Verhaftung dieſes Mannes und ſeine Ablieferung als Verbrecher zu bewirken, Gebrauch zu machen. —

Beruhigt wegen der ihm drohenden Gefahr, kam *D.* **Gundermann** am dritten Tage ſeiner Flucht wieder nach Leipzig zurück, und man that, als wiſſe man es nicht, daß er entflohen geweſen ſey, ſo daß er ganz ruhig und unbefangen ſeine Amtsarbeiten verrichtete, und glaubte, das Gewitter ſey ohne Entladung vorüber gegangen. — Der Arme irrte ſich, und wurde bald mit Schrecken aus ſeinem Irrthum geriſſen!

Es war am 15. November (1591), als **Chriſtoph von Heſeler**, kurfürſtlicher Statthalter in Leipzig, früh um 7 Uhr die kaum geöffneten Thore wieder verſchließen ließ, und an jedes der Thore einen Herrn von der Ritterſchaft abordnete, um genaue Aufſicht auf Alles, was hier vorgehe, zu haben.

Zu gleicher Zeit begab ſich der Statthalter mit einem Hauptmann und zwölf Trabanten auf das Rathhaus, wo ſich der Bürgermeiſter, Reinhard Backofen, mit andern Rathsherren verſammelte, welche ſich wegen der zu treffenden Anordnungen mit dem Statthalter berathſchlagten, und als ſie den Entſchluß gefaßt hatten, begaben ſich die Verſammelten ſämmtlich in die Wohnung des *D.* Gundermann. Einige Trabanten beſetzten ſofort die Thür des Hauſes, die übrigen aber begaben ſich mit dem Statthalter, Bürgermeiſter und den Rathsherren hinauf in Gundermanns Studirzimmer, wo ſie ihn auch trafen. Hier kündigte nun der Statthalter dem Ueberraſchten Verhaft an, und zeigte ihm den Befehl des Adminiſtrators dazu vor. — Geduldig unterwarf ſich der Verhaftete ſeinem Schickſal und ſprach mit Demuth:

„Des Herrn Adminiſtrators fürſtliche Gnaden ſind gegenwärtig mein Gebieter, und ich bin Deroſelben Befehlen Gehorſam ſchuldig; doch hoffe ich, es werde mir Gerechtigkeit zu Theil werden, und bitte nur zu erlauben, vorher mein Weib und Kindlein geſegnen zu dürfen, ehe ich von ihnen ſcheide, und auch wegen meines Hausweſens Vorſehung zu thun.“ —

Gern wurde ihm dieſes gewährt; doch mußte er vorher ſein Studirzimmer verlaſſen, und dieſes wurde nun, ſo wie die Bibliothek verſchloſſen und in Gundermanns Gegenwart verſiegelt. Nun nahm der Verhaftete Abſchied von den Seinen, und folgte dann getroſt dem Hauptmann mit den Trabanten, die ihn in eins der Gefängniſſe in Verhaft brachten, die in der Pleißenburg befindlich ſind, und wo er wohl verwahrt wurde, auch ſich mit geduldiger Ergebung in ſein Schickſal fügte.

Die Gattin dieſes Gefangenen war troſtlos; denn ſie fürchtete das Aergſte für ihn: da das ſchwächere Weib nur ſelten die Stärke und den Muth des Mannes beſitzt. Sie ſtellte ſich auch das Schickſal ihres Gatten weit ſchlimmer vor, als es in der That werden konnte.

Dieſe ſchwarzen Vorſtellungen überwältigten endlich die Faſſungskraft der armen ſchuldloſen Frau, und ſie wurde nun der nahe an Wahnſinn grenzenden Schwermuth zum Raube; ſo daß ſie ihren Gatten ſtets unter dem Henkerbeil ſah. Schon war er Monate lang auf das ſtrengſte verhaftet, und von Weib und Kindern getrennt. Zuverläſſig war er, — ſo wähnte die Zagende — nicht zu retten, und auf immer für die Seinen verloren. Der Rath erfuhr von dieſem Seelenzuſtande und verordnete ſofort: daß ihr eine Wächterin beigegeben werde, damit ſie ſich kein Leid zufüge.

Die arme unglückliche Frau wurde, in der ſchmerzlichſten Ungewißheit über das Schickſal ihres Gatten, von dem ſie ſtreng geſchieden blieb, von den ſchwärzeſten Vorſtellungen gefoltert, die eine kranke Phantaſie nur immer ſchaffen kann. und als dieſe die Liebe zum Leben und zu ihren Kindern in ihr überwunden hatte, benutzte ſie, in einem Anfalle der höchſten Schwermuth, die kurze Abweſenheit ihrer Wächterin, und ging am 24. Januar (1592) mit einem Kinde, das ſie eben auf dem Arme trug, in die Küche, ſetzte in der Verzweiflung, die ihre Seele erfüllte, das Kind auf den Heerd, und erhing ſich dann am Seile, das den Bratenwender zog. — Hier gingen nun zwei Menſchenleben verloren, und wurden der Lehrverſchiedenheit zum Opfer gebracht: denn dieſes arme, unter des Schickſals Laſt erliegende, und durch die Gebilde ihrer aufgeregten Phantaſie zur Verzweiflung gebrachte Weib, war in dem Zuſtande, bald wieder Mutter zu werden, und mordete ſo das Leben ihres Kindes, ſo daß es das Licht des Tages nicht ſah, ſondern ſchon das Opfer des Mordes wurde, ehe es noch geboren war. Das Geſchrei des auf dem Heerde ſitzenden Kindes, als es die Mutter an dem Seile hängen ſah, erſchallte lange vergebens; denn es war von dem Hausgeſinde Niemand zugegen. Und als endlich die Wärterin zurückkam, die ihrer Aufſicht anvertrauete Frau nicht in der Stube fand, ahnete ihr wohl, was geſchehen ſey, und ſie eilte fort, die Vermißte zu ſuchen. In der Küche ſah ſie nun mit Schrecken die Folge ihrer Nachläſſigkeit, doch es war zu ſpät, die unglückliche Selbſtmörderin hatte bereits geendet, und alle Hülfe war vergebens.

Dem verhafteten Gatten wurde dieſer Selbſtmord ſtreng verſchwiegen, und er tröſtete ſich alſo in der Einſamkeit ſeiner Haft mit dem Andenken an die Seinen und an die Freude, die ihm bereitet ſey, wenn er wieder in ihrer Mitte leben werde. O wie wahr iſt es; daß nur zu oft des Menſchen Glück in ſeinem Wahn beſteht.

Schon waren über vier Monate ſeit dieſes Mannes Verhaftung verfloſſen, und noch nicht der geringſte Anſchein zu ſeiner Befreiung vorhanden: denn auf ſeine bei der Verhaftung gegebene Antwort: *Daß er bei dem, was er als wahr erkannt, verbleiben werde*, ſchien man ſich gar nicht mehr um ihn zu bekümmern, ſondern ihm Zeit zur Ueberlegung laſſen zu wollen. — Allmälig wurde jedoch dieſer Entſchluß im Gemüthe des Inhafteten wankend, und er fing an, für ſich zu fürchten; denn eigentlich war ſich D. **Gundermann** doch auch manches geheimen Schrittes bewußt, der eben nicht unter die erlaubten gerechnet werden konnte, wo er daher die Entdeckung ſcheuen mußte. Und als endlich dieſer Verhaftete in ſeinem Gefängniß die Nachricht erfuhr: es ſey der Pfarrer zu **Kleeberg** am 16. November, und alſo nur um einen Tag ſpäter als er, ebenfalls verhaftet worden, weil er die Bilder aus den Kirchen geworfen, das Cruzifix geſpalten und zum Sieden der Fiſche verwendet habe; jetzt aber ſitze er ebenfalls in der **Pleißenburg** in einem Gefängniſſe. — Dieſer Nachricht, der auch noch andere von gleichem Inhalte nachfolgten, z. B. der Superintendent *D.* **Harder** in Leipzig ſey, ſo wie der Profeſſor in Wittenberg, *D.* **Pierius** vom Amte entlaſſen, der letztere auch verhaftet worden, und noch Mehreren dieſer Glaubensgenoſſen drohe ein gleiches Schickſal, da brachten ihn endlich dieſe Nachrichten zur Beſinnung, und es keimte der Entſchluß zum Widerruf in ſeiner Seele. Dieſer aber wurde feſt, als ihm der Gefängnißwärter im Stillen eröffnete: Der *D.* **Georg Weinrich** werde wohl Pfarrer zu **St. Thomas** werden; denn hieraus konnte er ſehen, wie ſchlecht es um ihn und ſeine Sache ſtehe. Er legte ſich alſo ganz zum Ziele und verlangte, daß man ihm gelehrte Leute in's Gefängniß ſenden möchte, mit welchen er Geſpräche halten und ſich dadurch eines Beſſern überzeugen könne. Dies geſchah, und man brachte ihm zugleich etliche Bände von **Luthers** Schriften, das **Concordienbuch**, und noch mehr desgleichen, damit er ſich mit den wahren Grundſätzen der evangeliſchen Lehre bekannter mache, und, von ihrer Kraft und Wahrheit überzeugt, nicht mehr gegen ſie ſtreite, ſondern ſich ebenfalls zu ihnen bekenne. Gundermann verſprach auch, dieſe Bücher fleißig zu leſen und der Sache ſelbſt mit wahrer Gottesfurcht nachzudenken.

Nach wenig Wochen legte nun der Verhaftete das Bekenntniß ab: es ſey ihm leid, dieſe Lehren nicht eher ſo gründlich erwogen zu haben; denn er habe ſich nun ganz von ihrer in der Schrift gegründeten Wahrheit überzeugt, und wolle ſich durch einen Revers verbinden: gegen die Augsburgiſche Confeſſion, Schmalkaldiſche Artikel, Concordienformel ꝛc., nimmer wieder etwas zu ſchreiben, zu lehren oder zu handeln; auch ohne Erlaubniß keine Kanzel mehr zu betreten, ſondern in ſeiner Vaterſtadt, Kahla, ein ſtilles Privatleben zu führen; ſo daß er durch ſeine Lehre Niemand mehr ärgern wolle. Und wenn er dieſen Revers nicht in allen ſeinen Theilen halte, und nur in einem Stück breche, ſo ſpreche er ſich ſelbſt das Urtheil, alsdann der Obrigkeit mit Leib und Leben zu verfallen.

Dieſe Vorſchläge fanden Gehör, und es wurde dem Verhafteten verſprochen: daß man der Obrigkeit davon Nachricht ertheilen wolle, wo es wegen der Annahme derſelben wohl keinem Zweifel unterworfen ſey.

Nach wenig Tagen erhielt *D.* Gundermann Befehl, einen ſolchen Revers aufzuſetzen und zu unterſchreiben. Dies geſchah, und es ſcheint, als habe ihm die Sehnſucht nach der Freiheit dabei die Feder geführt; denn er hatte denſelben viel ſchärfer abgefaßt, als man von ihm verlangt hatte, ſo daß dieſer Revers von der Obrigkeit gern angenommen wurde. — Als nun der Revers ausgeſtellt und unterſchrieben, auch von dem Verhafteten die feſte Haltung deſſelben eidlich angelobt worden war, kündigte man ihm endlich am 20. Mai (1592) ſeine Freiheit an; doch ward es ihm aus Furcht vor Unruhen, die hieraus entſtehen möchten, zugleich mit zur Bedingung gemacht, daß er die Stadt Leipzig morgen früh mit Tagesanbruch verlaſſen und ſich nach ſeiner Vaterſtadt Kahla wenden ſolle. — Alles dieß nahm Gundermann um den Preis der Freiheit willig an, und als am 21. Mai früh um zwei Uhr der Reiſewagen für ihn auf dem Schloßhofe erſchien, ſtieg er ruhig in denſelben und fuhr davon.

Noch kannte dieſer Mann das unglückliche Ende ſeiner Gattin nicht, und bat, ſie und die Kinder mit ſich nehmen zu dürfen, damit er wieder mit ihnen vereinigt werde und in ihrem Kreiſe ſich um das Verlorne tröſten könne. Dies ſchnitt dem Schloßhauptmann durch das Herz, und er fand nur mit Mühe einen ſcheinbaren Vorwand, indem er ſich auf die Eile ſeiner Abreiſe berief; doch verſprach er dem Abreiſenden: er ſolle mit ſeinen Lieben bald wieder vereiniget werden, indem er alle mögliche Sorge tragen würde, daß dieſe Wiedervereinigung bald ſtattfinden ſolle. Der Hauptmann hielt dieſe Täuſchung für erlaubt, weil er es nicht über ſich gewinnen konnte, den ohnedem unglücklichen Mann, durch Benehmung ſeines Wahns, daß ſein Weib noch lebe, noch unglücklicher zu machen. Eine gefühlvolle Thräne ſtahl ſich über die vom Alter gefurchte Wange des Greiſes herab, in den grauen Bart, noch einmal reichte er dem Reiſenden die Rechte, und der Wagen rollte fort.

27.

Scenen aus der Zeit des Crypto-Calvinismus in Sachſen. — *D.* Gundermann.

(Beſchluß.)

Im ſüßen Gefühl der wieder erlangten Freiheit verflogen dem Davoneilenden die Stunden gleich Minuten, und die Erinnerung an den Preis, um welchen er ſeine Freiheit wieder erhalten hatte, wich vor jenen ſeligen Gefühlen des häuslichen Glücks, das er früher in hohem Grade genoſſen hatte. — Der Arme! In wenig Stunden ſollte er, ſo wollte es das Schickſal, auch den Troſt verlieren, in den Armen ſeines treuen Weibes und im Kreiſe froher Kinder Erſatz für das Verlorne zu finden, und nun der Trübſal Wermuths Kelch bis auf den Boden leeren.

D. Gundermann beſaß in ſeiner Vaterſtadt ein nicht unbedeutendes Vermögen, und fand ſich hierdurch mit den Seinigen vor drückenden Nahrungsſorgen geſichert. Dort wollte er ſich nun wieder erholen von den bisherigen Leiden; dann aber ſich von Neuem um ein Amt bewerben, und dieſem ſeine Kräfte widmen.

In dieſen lieblichen, tröſtenden Träumen, in denen oft der Menſch am glücklichſten iſt, und der Unglückliche Troſt in ſeinen Leiden findet, kam der Wagen mit dem Reiſenden in Rippach an, wo de Kutſcher ſeinen Pferden Futter geben wollte. *D.* Gundermann ſtieg alſo aus, und begab ſich in di

Stube des Gaſthofes, vor dem der Wagen hielt. Er ahnete nicht, daß er hier den bittern Leidenskelch vollends ganz ausleeren ſollte, ſetzte ſich alſo ganz unbefangen an das Fenſter, und ſah dem Kutſcher zu, der ſich mit ſeinen Pferden beſchäftigte. Ein Mann nahete ſich dieſem und fragte, wen er heute gefahren habe? Ganz arglos antwortete ihm der Kutſcher: den *D.* Gundermann aus Leipzig, — der wegen ſeiner Lehre ein halbes Jahr in Gefangenſchaft geweſen iſt! —

„Iſt das der hübſche Vogel — erwiederte der Frager, — deſſen Weib ſich erhängt hat, weil ſie närriſch geworden war?“—

„Ob ſie närriſch geworden iſt, — entgegnete der Kutſcher, — weiß ich nicht; doch daß ſie ſich gehängt hat, iſt gewiß. Abends ſpät wurde ſie nach dem Gottesacker geſchafft, und dort in einem Winkel eingeſcharrt.“ —

D. Gundermann hörte das Geſpräch, und wer vermag es wohl, die Gefühle zu ſchildern, welche das Gemüth dieſes unglücklichen Mannes erfüllten, als er die Schreckensnachricht vernahm: ſein gutes Weib, die treue Mutter ihrer Kinder, ſey nicht mehr, und die Laſt ſeiner Leiden habe ſie, die Schwächere, ganz zu Boden gedrückt. — Der Engel des Lichts habe ſie verlaſſen, und der ſchwarze Geiſt der Finſterniß ſich ihrer Seele bemächtiget, ſo daß ſie in dieſem unglücklichen Zuſtande nicht allein ſich, ſondern auch ihr Kind, das ſie noch nicht geboren hatte, zugleich mit gemordet habe. So war aber — nach dem ſtrengen Glauben jener Zeit — dieſe ſonſt ſo gute Gattin nicht allein in dieſer Welt, ſondern auch jenſeits für ihn verloren. Das war zu viel für ſein

Herz, und wie vernichtet wankte der arme Unglückliche hinaus in den Hof, um von dem Kutſcher ſelbſt die Beſtätigung dieſer Schreckensnachricht zu hören. So roh auch ſonſt dieſer Mann ſeyn mochte, konnte er doch nicht die Beſtätigung ohne eigene tiefe Erſchütterung ausſprechen, und er ſuchte alſo in ſeiner Erzählung die Umſtände ſo milde, als ihm nur möglich war, darzuſtellen, und jeden Troſt aus ihnen zu ziehen, der auf den Bedauernswürdigen Eindruck machen konnte; denn er ſelbſt bedauerte den armen unglücklichen Mann auf das innigſte: war er doch ſelbſt Gatte und Vater mehrerer Kinder, und fühlte ſich in der Mitte der Seinen ſo glücklich. —

Tiefgebeugt wankte nun der arme unglückliche Mann wieder in die Stube, ſuchte in ſich ſelbſt Troſt und fand ihn nicht. — Auch die Erleichterung durch Thränen verſagte ihm die Natur, und eine Unheil verkündende Stumpfheit des Gemüths bemächtigte ſich ſeiner immer mehr. — Willenlos ließ er ſich in den Wagen führen, und ſaß nun die noch übrige Zeit der Reiſe ſtumm in demſelben. — Die ſo wohlthätige Täuſchung war nun von ihm gewichen, und hatte den finſterſten Vorſtellungen Platz gemacht. Sein Weib, ſtets ſeines Lebens höchſtes Gut und Glück, war nun für ihn, nach ſeinem Wahn, auf ewig verloren, und das war ihm zu ſchwer zu tragen. Immer mehr näherte ſich dem unglücklichen Gundermann der ſchrecklichſte Gemüthszuſtand, und in dieſem Zuſtande kam er zu **Kahla** an.

„Herr Doctor! Wir ſind nun am Ziele der Reiſe angelangt, und Ihr möcht mich berichten, zu wem ich in der Stadt fahren ſoll, damit Ihr ausſteigen und Euch von den Beſchwerlichkeiten der Reiſe erholen könnt. Wenn Ihr zur Ruhe kommt, wird Euch wieder wohl werden. — Betrübt Euch nicht ſo ſehr, der barmherzige Gott wird ſich auch Eures Weibes erbarmen, ihr gnädig ſeyn, und ihr die Verzweiflung an ſeiner Hülfe väterlich verzeihen. — O ſagt es, lieber Herr, wohin ich Euch bringen ſoll?"—

So fragte der mitleidige Kutſcher, und Gundermann antwortete ihm im Zuſtande von Geiſtesabweſenheit: „Fahre nach der goldnen Gaſſe, dort ſteht meines Bruders Haus!"

Der Kutſcher fragte nun bei verſchiedenen Einwohnern, die ihm auf der Straße begegneten, nach der goldenen Gaſſe; allein man lachte ihm entweder ins Geſicht, oder glaubte, er ſey nicht recht klug: da man in dieſer Stadt von keiner goldenen Gaſſe etwas wußte. Endlich traf er einen alten Bürger, nannte dieſem des Doctors Namen, und erfuhr nun, daß ein Bruder dieſes Mannes in der Stadt wohne, und ein bemittelter Wollenweber ſey. Dorthin nahm nun der Kutſcher ſeinen Weg, fand den Webermeiſter Gundermann, und meldete ihm ſeines Bruders Ankunft, berichtete ihm auch in der Kürze, wie es mit dieſem Bruder ſtehe. Der Bruder eilte ſogleich nach dem Wagen und umarmte den Geiſteskranken, der untheilnehmend bei Allem war, und nur nach ſeinem Weibe und Kindern fragte. Er ſah die Kinder ſeines Bruders, und der Anblick der unſchuldigen Kleinen wirkte wohlthätig auf ſein krankes Gemüth. Er liebkoſete ſie väterlich, als wären es ſeine eignen Kinder, und dieſe faßten bald Zutrauen zu dem fremden Vetter, und ihre kindlichen Herzensergießungen gaben allmälig wieder Stärke dem ſo Tiefgebeugten.

Aerzte wurden gerufen und waren der Meinung, daß es am wirkſamſten ſeyn dürfte, wenn die Kinder des Geiſteskranken von Leipzig herbeigeholet würden. Schnell traf der wackere Bruder die Veranſtaltung zur Reiſe, und ſchon am andern Tage reiſete er mit dem zurückkehrenden Kutſcher nach Leipzig, erhielt dort vom Rathe die verſiegelt geweſenen Mobilien und Bücher ſeines Bruders, und brachte dieſe nun, nebſt den Kindern, deren ſich einer ſeiner Amtsbrüder ſeit dem Tode ihrer Mutter väterlich angenommen hatte, nach Kahla. — Wer vermag es aber, eine ſolche Scene des Wiederfindens treffend zu beſchreiben, da ſie nur allein gefühlt werden kann, die Sprache aber keine Worte dafür hat. —

Heilend wirkte es auf das kranke Gemüth des Vaters ein, als er, nach ſo langer Trennung ſeine geliebten Kinder wieder umarmte, und an das hochſchlagende Vaterherz drückte.

Die Eisrinde, die ſeit der unglücklichen Stunde in Rippach ſein Herz umſchloſſen hielt, ſchmolz in den Umarmungen der unſchuldigen, den lang entbehrten Vater liebkoſenden Kleinen, und er wurde wieder empfindlich für die Freuden des Lebens. — Die Kinder wurden des unglücklichen Vaters Tröſter, und ihre Liebkoſungen ſeine beſte Arznei. — Die Zeit heilte auch dieſe Wunde, und *D.* Gundermann genas durch ſie völlig.

Nach ſeiner Geneſung reiſ'te dieſer Mann verſchiedenemale nach Leipzig, Jena und Weimar, und erbot ſich zur Revocation, ja ſelbſt zur Pönitenz, wegen ſeiner frühern Lehrmeinungen. Allein man ſcheint ihm nicht getrauet zu haben; denn man wies ſein Anerbieten auf eine gute Art von der Hand, und hier ſchweigt nun die Geſchichte von ihm, ſo daß man nichts weiter von ihm weiß, und daher ſchließen muß: er habe kein öffentliches Amt mehr bekleidet, ſondern im Privatſtande ſein Leben beſchloſſen.

Dieß war alſo die Art und Weiſe, wie man, am Ende des *XVI.* Jahrhunderts Irrende belehrte. — Und aller dieſer Strenge ohngeachtet gewann der Calvinismus in Sachſen immer mehr Ausbreitung, und in Folge ſeines Kampfes mit dem Lutherthum gab es noch manche Unruhe in dieſem Lande, ja es fehlte ſogar an blutigen Kämpfen nicht; wie wir im Tagsabſchnitte des 28 Mai's (S. *III.* Bd.) ein Beiſpiel aufſtellen werden.

28.

Siegmund, der zweite Sohn des Kurfürſten Friedrich's des Streitbaren.

Als der Kurfürſt von Sachſen, Friedrich der Streitbare ſtarb, (S. 4. Jan.) hinterließ er vier Söhne, von denen aber nur zwei an des Vaters Sterbebette befindlich waren und ſeine Ermahnungen hörten; die andern beiden, Siegmund und Heinrich waren um dieſe Zeit in Braunſchweig bei ihrem Oheim dem Herzog, von wo ſie erſt nach des Vaters Tode heimkamen; in dieſem Abſchnitt iſt aber der Prinz Siegmund die Hauptperſon.

Dieſer junge Fürſt wurde am 28. Februar 1416 geboren, und ſchon in der früheſten Jugend zeigte er, daß er keine großen Geiſteskräfte von der

Natur erhalten habe, und ſeines Vaters Fürſtenruhm ſchwerlich erlangen werde; doch kann man auch nicht behaupten, daß er blödſinnig geweſen ſey. — Der Sinn für Tapferkeit war allerdings dieſem Prinzen in einem gewiſſen Grade zu eigen geworden, und er gab den Beweis davon, als er ſchon im ſechzehnten Jahre ſeines Lebens mit den ſächſiſchen Kriegern in das Feld zog, als ſie den Feldzug gegen die Huſſiten eröffneten, welche in dieſes Land eingefallen waren, und daſſelbe auf das grauſamſte verheerten. Und als das gegen ſie kämpfende Heer in Böhmen eindrang, führte eben dieſer junge Fürſt vierzehn Fähnlein Reiter in der Vorhut, und eroberte mit dieſen Schaaren das Städtchen Bilin, ſo wie die Burg Spitzberg, mit mehr als hundert Dörfern. Als nun die Schlacht bei Tauß, (14. Aug. 1431) die ſo mörderiſch für das Kreuzheer wurde, völlig verloren war, zog Siegmund ſich nebſt ſeinem Bruder, dem Kurfürſten, an der Spitze der ſächſiſchen Kriegsſchaaren, die jedoch nur noch aus Ueberreſten beſtanden, nach dem Vaterlande zurück.

Bisher hatten die fürſtlichen Brüder, Friedrich, Siegmund, Heinrich und Wilhelm gemeinſchaftlich regiert, als aber der Herzog Heinrich am 22. Jul. 1435 ſtarb; ſo theilten die drei übrigen Brüder die väterlichen Länder unter ſich, worauf jedoch mit dem Herzog Siegmund bald eine Veränderung vorging, und das Leben dieſes jungen Fürſten eine ganz andere Richtung nahm.

In der Gegend von Weida befand ſich das Nonnenkloſter Mildenfurth, in welchem eine adlige Jungfrau, **Adelheit von Lohma**, als Nonne lebte. Dieſe, eine der ſchönſten Jungfrauen in der Umgegend, war nach des Vaters Tode von ihrem Bruder gegen ihren Willen in dieſes Kloſter gebracht worden, und ſollte nun in demſelben den Freuden des Lebens entſagen, und ſie waren ihr doch ſo lieb und theuer.

Bei der Ländertheilung war die Stadt **Weida** nebſt ihrer Umgegend dem Herzog **Siegmund** zugefallen, und er weilte gern in dieſer ſchönen Gegend. — Einſt ſah er **Adelheit**, und die Stunde, in welcher er ſie ſah, wurde für ſein ganzes Leben entſcheidend: denn der mächtige Funken, der ſchon ſo viel Glück und Unheil ſtiftete, fiel in das Herz des fürſtlichen Jünglings, und es entbrannte für die ſchöne Kloſterjungfrau. Es war beider erſte Liebe. —

Siegmund ließ nichts unverſucht, um der Geliebten die Flamme ſeines Herzens erkennen zu laſſen, und es gelang dem fürſtlichen Jüngling, ſie einige Minuten allein zu ſehen. — Dieſe kurze Zeit benutzte er, der Geliebten die Glut ſeines Herzens zu ſchildern, und ſein Bemühen blieb nicht ohne Erfolg. — **Adelheit** erhob das geſenkte Auge, und es traf auf den glühenden Blick des vor ihr ſtehenden Jünglings. Dieſer Augenblick entſchied über das Geſchick von Beiden; denn Amor ſchoß aus dieſen brennenden Blicken einen ſeiner ſchärfſten Pfeile ihr in's Herz. — Das arme Mädchen zitterte; denn es hatte das Gefühl, welches jetzt ihr Herz belebte, ſie nicht vergeſſen laſſen, ihr Geliebter, der ihr mit ſo herzlichen Worten ſeine Liebe geſtand, ſey zugleich ihr **Fürſt** und Herr, ſie aber eine der Welt entfremdete und dem Himmel verlobte Kloſterjungfrau, deren Herz dem himmliſchen Bräutigam gehöre, daher aber jede irdiſche Liebe ein verabſcheuungswürdiger Treubruch an demſelben ſey. So erhob ſich ein Kampf im Herzen der Jungfrau, und ſie war unentſchloſſen, was ſie thun ſollte, als ſich plötzlich die Thür öffnete, und die Priorin des Kloſters eintrat. Dieſe hatte von der Anweſenheit ihres gnädigen Herrn im Kloſter gehört und kam, um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Es ſchien ihr unangenehm, eine der jüngern Nonnen mit dem Fürſten im Geſpräch zu finden, welches ſehr intereſſant geweſen zu ſeyn ſchien, da Adelheits Geſicht heftig glühete. Sie winkte, die Nonne entfernte ſich, und ſie ſprach nun ihre Ehrfurcht und Freude aus, daß der gnädigſte Herr ihr armes Kloſter heute mit ſeiner Gegenwart beglücke. — Das Geſpräch zwiſchen beiden war ungleich froſtiger als das, vorhin zwiſchen Siegmund und Adelheit, und endigte ſich bald.

Die Aebtiſſin war die Schweſter vom Vater Adelheits, und dieſes war einer von den Gründen, aus denen dieſe Jungfrau von ihrem Bruder in daſſelbe Kloſter gebracht worden war. Die ehrwürdige Frau war ihrer Nichte eine gute aber auch ſtrenge Mutter, und hielt dieſelbe ſtreng an, ſich pünktlich nach den Regeln des Ordens zu richten und die Liebenden konnten ſich alſo nicht ohne ihr Beiſeyn ſehen. Solche Aufſicht iſt aber bekanntlich dergleichen Leutchen nichts weniger als angenehm, und ſie trachteten daher, jedoch vergebens, auf Mittel, ſich davon frei zu machen. Verſchiedene Verſuche, ſich ohne Zeugen zu ſehen, verunglückten; denn Adelheit wurde von ihrer Tante Priorin mit Argusaugen gehütet. Indeſſen wurde doch dieſer ehrwürdigen Mutter die Erfahrung bereitet: daß Liebe allmächtig iſt und ſich über alle Rückſichten erhebt.

Siegmund war damals ein blühender Jüngling von ein und zwanzig Jahren, und Adelheit, wie ſchon gedacht, ſeine erſte Liebe. Er war Fürſt und ſie die Tochter eines Ritters, folglich ihm nicht ebenbürtig, und er durfte daher auch dann, wenn es ihm gelungen wäre, den heiligen Vater zur Löſung von Adelheits Kloſtergelübden zu bewegen, dennoch nicht hoffen, mit ihr gänzlich vereinigt zu werden. Alles dieſes durchkreuzte Siegmunds Seele, und er fiel endlich auf ein Mittel, durch welches er, wenigſtens mit dem Scheine der Unſchuld, den Umgang mit der Geliebten ſeines Herzens fortſetzen konnte.

In Merſeburg ſaß Johannes, einer aus dem Geſchlechte derer von Boſe, auf dem biſchöflichen Stuhle. An dieſen wendete ſich der Herzog Siegmund, und gab ihm ſeinen Wunſch zu erkennen, in den geiſtlichen Stand zu treten. Sein fürſtlicher Stand, vielleicht auch reiche Geſchenke vermochten den Biſchof, ſich bei dem jungen Fürſten über manche Bedenklichkeiten hinwegzuſetzen. Genug, er gab ihm die prieſterlichen Weihen, und als Prieſter traf er nun im Kloſter ein, wo ihm die Aebtiſſin die Unterredung mit Adelheit nicht verſagen konnte.

Und nun fiel auch die letzte Schranke; denn Adelheit konnte die Gefühle ihres Herzens nicht länger verſchweigen, und geſtand es nun dem geliebten Siegmund, wie theuer er ihrem Herzen ſey. Die Liebenden genoſſen nun der ſeligen Stunden ſo viele, und waren ſo ſorglos dabei, daß die Aebtiſſin endlich nicht länger dazu ſchweigen konnte. Erſt hielt ſie ihre Nichte mit ihren Bußübungen ſtreng in ihre Zelle gebannt, und als ihr Geliebter ſich daran nicht kehrte und ſeine prieſterliche Würde mißbrauchte, in Adelheits Zelle zu dringen, wendete ſie ſich an den Kurfürſten und meldete ihm ſeines Bruders Ungebührniſſe. —

Der Kurfürſt ſah zwar den Entſchluß Siegmunds, den geiſtlichen Stand zu erwählen, nicht ungern; weil alsdann ſein Landesantheil an die beiden Brüder fiel, welche ihm von den Einkünften deſſelben blos einen Jahresgehalt ausſetzten; deshalb wurde ihm auch wegen ſeines Prieſterthums kein Hinderniß in den Weg gelegt; doch dieſe ungeiſtliche Aufführung machte ſowohl ſeinem prieſterlichen Stande, als auch der fürſtlichen Abkunft Schande, und als er der Ermahnungen ſeiner Brüder nicht achtete, ſo wurde er, am Ende des Jahres 1436 von einigen hierzu abgeſendeten Rittern, auf dem Wege aus dem Kloſter nach der Stadt überfallen, gefangen genommen, und nach dem Schloſſe zu Freiburg an der Unſtrut in Verwahrung gebracht, wo ihm ſechs Ritter als Wächter ſeiner Perſon und Handlungen beſtellt waren. —

Dieſe Gelegenheit wurde zugleich von Siegmunds Brüdern dazu benutzt, ſich mit dem Bruder auseinander zu ſetzen, und als es geſchehen war, verordneten die beiden Brüder am 25. Febr. 1437 wegen des von ihm auf ſie gekommenen Landes, eine Geſammtregierung, welche in Weida ihren Sitz nahm.

Siegmund ſcheint in der Abgeſchiedenheit von ſeiner Adelheit einigermaßen kälter gegen ſie geworden zu ſeyn, und ſich in die Anordnungen ſeiner Brüder willig gefügt zu haben; denn es wurde ſeine Haft immer weiter und gelinder, bis endlich, es war im Jahre 1439, ein Ehrenbote von dem Kurfürſten in Freiburg erſchien, welcher dem bisher Verhafteten die Nachricht brachte: er ſey von dem Domkapitel zu Würzburg auf Empfehlung des Kurfürſten zum Coadjutor des Biſchofs von Würzburg erwählet worden. Welche Freude mag nun aber dieſen jungen lebensluſtigen Fürſten durchdrungen haben, als er die Botſchaft erhielt: er ſey frei, und erwählt, der Nachfolger eines der angeſehenſten geiſtlichen Fürſten Deutſchlands zu werden, bald darauf trat er auch an der Seite ſeines Bruders, des Kurfürſten, die Reiſe nach Würzburg an.

Der Biſchof, zu deſſen Coadjutor Siegmund erwählt worden war, ein alter, ehrwürdiger Greis, empfing die beiden Brüder mit der Achtung, die ihrem Stande gebührte, den Coadjutor aber mit väterlicher Liebe und Herzlichkeit, und man hoffte auf das beſte Verhältniß zwiſchen beiden. Dieſes fand auch einige Zeit hindurch ſtatt; doch Siegmund hatte, wie wir bereits wiſſen, früher Gelegenheit gehabt, die Süßigkeit der Liebe im Umgange mit Adelheit kennen zu lernen, und er ſuchte ſie jetzt wieder zu genießen, obgleich in den römiſchen Kirchengeſetzen dieſer Umgang hart verpönt iſt; hierdurch aber gewöhnte er ſich zu einer lockern Lebensart, und die Achtung, welche ihm früher zu Theil geworden war, ſank mit jedem Tage mehr dahin. Der größte Theil der Domherren verließ ſeine Partei; ſo daß er, als im folgenden Jahre (1440) der Biſchof aus der Zeitlichkeit abtrat, nur aus Rückſicht für ſeine Brüder, die unter die mächtigſten Fürſten Deutſchlands gehörten, den biſchöflichen Stuhl beſteigen durfte. Es ſcheint jedoch aber auch, daß dem nunmehrigen Biſchofe von ſeinem Bruder, dem Kurfürſten, ſtarke Ermahnungen zu einem, ſeiner hohen geiſtlichen Würde angemeſſenen Lebenswandel zugekommen, dieſe aber vom Domkapitel veranlaßt worden ſeyn mögen. — Dieſe Ermahnungen verfehlten jedoch ihren Zweck, und Biſchof Siegmund achtete ihrer nicht; denn ſein Hang zur Ungebundenheit hatte bereits zu viel Stärke gewonnen, als daß er ohne einen harten und langen Kampf ſich hätte beſiegen laſſen. — Daher verlor er die Achtung der Dom-Capitularen immer mehr, und zugleich trug noch ein anderer Umſtand dazu bei, die Spaltung zwiſchen dem Biſchofe und dem Dom-Capitel, die aus der vorſtehend angegebenen Urſache entſtanden war, unheilbar zu machen.

Die Baſeler Kirchenverſammlung hatte, im Jahre 1439, den Papſt Eugen *IV.* ab- und an ſeine Stelle Felix *V.* eingeſetzt. Hieraus entſtand denn ein förmliches Schiſma zwiſchen beiden; denn Eugen hatte ebenfalls eine Kirchenverſammlung nach Ferrara ausgeſchrieben, bei welcher zwar nur fünf Erzbiſchöfe, achtzehn Biſchöfe und zehn Aebte erſchienen, die aber doch die Vereinigung der griechiſchen und der lateiniſchen Kirche zu Stande brachte. — Hierdurch und durch die Abneigung der deutſchen Fürſten gegen den Entſetzungsbeſchluß jenes Concilii erhielt ſich Eugen bei ſeiner Würde, und Felix gerieth in eine klägliche Lage. — Beide Päpſte ſendeten Legaten nach Deutſchland, die auch nach Würzburg kamen und dort auf den Kanzeln einander durch heftige Schmähworte läſterten. —

Eugen war alſo, der Abſetzung ohngeachtet, der Stärkere, und dennoch wendete ſich Siegmund, ob es ihm gleich nicht unbekannt war, daß ſowohl ſeine Brüder, als auch das Domkapitel zu Würzburg eifrige Anhänger des Papſtes Eugen waren, ſehr unklugerweiſe an den Geſandten des Papſtes Felix, bei ihm die Beſtätigung in ſeiner Würde nachſuchend, welche er auch gernerhielt. Dieſer Staatsfehler aber wurde nun das erſte Glied einer langen Leidenskette für Siegmund. — Schon als Coadjutor hatte ſich der Biſchof die Domherren ungeneigt gemacht, und jetzt fühlte er die Folgen davon; denn als er in Würzburg die Huldigung einnehmen wollte, ſollte er erſtlich durch die Veranſtaltung der Domherren gar nicht in die Stadt gelaſſen werden, und als man ſich eines andern beſann, ließ man ihn zwar ein, behandelte ihn aber nicht als Biſchof, ſondern blos als Domherrn. — Hieraus entſprangen denn heftige Streitigkeiten zwiſchen dem Biſchof und dem Capitel, die ſogar in Fehden ausarteten, in denen die Brüder des Biſchofs demſelben nicht, ſondern dem Capitel beiſtanden; an welchem anſcheinend unbrüderlichen Benehmen wohl Siegmunds Hang zur allzu lockern Lebensart und die ungeſcheuete Veröffentlichung derſelben die Schuld allein trug. —

Durch dieſen Zwiſt, zwiſchen dem Biſchof und dem Dom-Capitel, wurde denn nun aber manches Aergerniß gegeben und die Erbitterung zwiſchen beiden Theilen ſtieg immer höher, ja endlich ſo hoch, daß die Dom-Capitularen ſogar das Stift dem deutſchen Orden übergeben wollten, und es würde auch geſchehen ſeyn, wenn es nicht die Beredtſamkeit des Probſtes, Gregor von Heimburg, noch verhindert hätte. Doch als ſich endlich kein Weg zur Ausſöhnung der Parteien finden ließ, ſo errichteten die Domherren eine Interims-Regierung, welcher aber der Biſchof ſeine Zuſtimmung verſagte, aus welcher Verſagung jedoch viele ärgerliche Auftritte entſtanden, von denen wir nur eines einzigen kürzlich gedenken wollen.

Der Biſchof hatte am Oſtertage im Dome das Hochamt gefeiert und nach demſelben ſich in einer Rede gegen die anweſende Volksmenge bitter beklagt, welches Unrecht er vom Dom-Capitel erdulden müſſe. Dieſe Beſchwerde, im beweglichen Tone vorgetragen, erregte des Volkes Mitleid: denn Siegmund war freundlich gegen Jedermann und wohlthätig gegen die Armen und Nothleidenden, wodurch er ſich des Volkes Zuneigung erwarb. — Als er nun an jenem Feſtmorgen die Kirche verließ, umgaben ihn einige der Domherren, mit welchen er, eben da er aus der großen Pforte trat, in einem lebhaften Geſpräch begriffen war. Wahrſcheinlich hatten ſie ihm Vorhaltung wegen ſeiner Rede und ihrem Inhalte gemacht. — Dieſe lebhafte Unterhaltung des Biſchofs mit den ihm feindſeligen Domherren erregte bei der auf dem Platze vor dem Portale verſammelten Volksmenge die irrige Meinung: Der Biſchof ſey von den Domherren gefangen genommen worden. Noch war das Gefühl des Mitleids rege, welches durch jene Rede erweckt worden war, und es bedurfte daher nur eines ſolchen Irrthums, um das Volk aufzureizen und in Aufruhr zu bringen. — Schnell verbreitete ſich das Gerücht unter der Menge, der Biſchof ſey von den Domherren gefangen genommen worden, und man rief zu den Waffen, um ihn wieder zu befreien. — Nun drangen beherzte Männer auf die Domherren ein, welche ſich angſtvoll ſchnell in die Kirche flüchteten und die Pforte verriegelten. — Die Sturmglokken ertönten, und ſchnell wuchs die Flamme des Aufruhrs. Jetzt war es um die Domherren geſchehen, wenn Siegmund boshaft genug war, von dieſer Volksſtimmung zum Verderben ſeiner Feinde Gebrauch zu machen; allein er war zu gutmüthig hierzu, und ſuchte im Gegentheil ſeine bedroheten Feinde zu retten, indem er ſich dem Volke entgegenwarf und es zu beruhigen ſuchte, was ihm denn endlich auch gelang, ſo daß die Ruhe für dieſesmal wieder hergeſtellt wurde. Nicht ſo war es mit dem Frieden zwiſchen dem Biſchof und dem Dom-Capitel, indem beſonders das letztere unverſöhnlich war, und das edle, großmüthige Benehmen Siegmunds am Oſtertage war nicht vermögend, ihm die Herzen ſeiner Feinde wieder zuzuwenden, ſo daß eine Wiedervereinigung zwiſchen beiden Theilen hätte ſtattfinden können; denn es wurde die Erbitterung der Capitularen auf's neue geſteigert, als der Biſchof Siegmund den Mainzer Weihbiſchof, welcher zur Beſorgung der geiſtlichen Angelegenheiten von den Domherren nach Würzburg berufen worden war, bei einem Spazierritte gefangen nehmen und nach Kiſſingen in Verhaft bringen ließ.

Dieſer Vorgang vereitelte nun jeden Verſuch zur Ausſöhnung für immer, ja ſelbſt die Herzen der Bürger Würzburgs entfremdete er ſich durch dieſen Gewaltſtreich, und auch dieſe, die bisher ſo innig an ihm gehangen hatten, wurden erbittert über dieſe Gewaltthat. Und ſo war denn nun der Biſchof Siegmund allgemein verhaßt bei dem ihm vorher ſo treuen Volke, wie bei dem Dom-Capitel ſelbſt. — Dieſe

Stimmung des Volks wurde nun von den Capitularen dazu benutzt, den Biſchof aus der Stadt zu vertreiben; was denn auch dieſesmal ohne Hinderniß geſchah, da ſich Niemand ſeiner annahm. —

Das Dom-Capitel brachte nun die ganze Sache vor den Reichstag, welchen der Kaiſer Friedrich *III.*, in Frankfurt hielt, und dieſer entſchied am 14. Auguſt 1442 dahin: daß der Biſchof Siegmund den biſchöflichen Sitz wieder verlaſſen, mit dem Titel eines Biſchofs von Alexandrien ſich begnügen, und zu ſeiner Wohnung ein Haus in Würzburg, ſo wie zu ſeinem Unterhalte jährlich 15,000 Silbergroſchen vom Capitel erhalten ſolle. Der Domherr Gottfried Schenk von Limburg aber wurde zum Regenten des Bisthums ernannt.

So war alſo die Sache endlich zum Nachtheile Siegmunds entſchieden, und er trat nun wieder in die Stille des Privatlebens zurück. Noch war aber das Maaß ſeiner Leiden nicht voll und er ſollte noch mehr empfinden. Denn als kurz nach der Entſcheidung des Kaiſers und Reichstags, die gänzliche Entſetzung Siegmunds von ſeiner biſchöflichen Würde, welche der Papſt Eugen *IV.* ausgeſprochen hatte, in Würzburg eintraf, ſchritt das Capitel zur Wahl ſeines Nachfolgers, und verweigerte nun dem Abgeſetzten das, was ihm bedungen war; man mag es ihm auch auf das höchſte haben fühlen laſſen, daß er genöthigt worden war, vom biſchöflichen Stuhle herabzuſteigen.

Nunmehr nahmen ſich der Kurfürſt Friedrich und der Herzog Wilhelm ihres Bruders Siegmund in ſo fern an, daß ſie mit einigen Kriegsſchaaren nach Würzburg zogen, um die Entſcheidung von

Kaiſer und Reich aufrecht zu erhalten. Das Capitel hatte aber dieſes vermuthet, und deshalb mit dem Markgrafen **Albrecht von Brandenburg** ein Bündniß geſchloſſen, ſo daß er gleichfalls mit einem Heere dem Capitel zu Hülfe kam und daſſelbe mit den Schaaren der Würzburger vereinigte. — „Nach einem kleinen Treffen, — ſagt ein alter Schriftſteller — wollten die beiden Brüder ſich nicht ferner um dieſe Biſchofsmütze zerren, und führten ihren Bruder mit ſich nach Meißen."

Der Kurfürſt ſetzte dieſen Bruder vorerſt auf das Schloß **Scharfenſtein**, und gab ihm einen kleinen Hofſtaat zur Bedienung und Bewachung. Endlich wurde **Siegmund** nach **Rochlitz** verſetzt, wo er am 24. December 1463 im ſieben und vierzigſten Lebensjahre an der Waſſerſucht ſtarb.

Hiſtoriſche Miscellen.

Der entſeelte Leichnam *D.* **Martin Luthers** wurde am 22. Febr. 1546 in die Schloßkirche zu Wittenberg begraben.

Am 29. Febr. 1784 war die Ueberſchwemmung in der Gegend von Dresden ſo groß, daß ſie die von 1501, obgleich die Chroniken ſo ſchauderhafte Dinge von derſelben erzählen, dennoch übertraf.

Inhalt des erſten Bandes.

Monat Januar und Februar.

1s Heft, 1. — 11. Januar.

1. Der Kaiſer Rudolph *I.* ſucht auf dem Reichstage zu Erfurt den Landgrafen Albert von Thüringen mit ſeinen Söhnen, Friedrich und Diezmann, zu verſöhnen, am 1. Jan. 1290. (Mit Abbildung.) Seite 1.

2. Bernhard von Ziegler. S. 14.

Luther und ſeine beiden Catechismen. S. 16.

3. Kurfürſt Auguſt vermählt ſich wieder, am 3. Jan. 1586. S. 18.

4. Der Kurfürſt von Sachſen, Friedrich *I.*, (der Streitbare) ſtirbt am 4. Jan. 1428. S. 22.

Landestheilung der Söhne des Kurfürſten Friedrich des Streitbaren, am 4. Jan. 1436. S. 28.

5. Leipzig wird vom Kurfürſten Johann Friedrich belagert, und die Belagerung beginnt am 5. Jan. 1547. S. 28.

6. Der Markgraf Friedrich der Streitbare von Meißen wird Kurfürſt von Sachſen, am 6. Jan. 1423. S. 37.

7. Wittekind, der Fürſt der Sachſen. S. 40.

8. Pfalzgraf Friedrich von Sachſen und Ludwig der Springer. S. 49.

9. Luxus der Vorzeit bei Beerdigungen mit Kränzen auf den Särgen. Verordnung dagegen. S. 56.

10. Die Brandverſicherungs Anſtalt in Sachſen wird errichtet. S. 58.

11. Der Herzog Johannes von Sachſen ſtirbt am 11. Jan. 1537. S. 62.

IIs Heft, 12. — 24. Januar.

12. Der Kurfürſt Friedrich der Weiſe von Sachſen wird Reichsvikar und ſchlägt die Kaiſerkrone aus. Seite 65.

13. Der Markgraf Eckard *I.* von Meißen. S. 74.

14. Barbara Uttmann. (Hiſtoriſche Wahrheit und Sage.) S. 80.

15. In Sangerhauſen werden drei Geißler als Kezzer verbrannt. (Mit Abbildung.) S. 87.

16. Acciſe auf Luxusgegenſtände. S. 92.

17. Friedrich der Weiſe, Kurfürſt von Sachſen, wird geboren. Seine Jugend. S. 94.

18. Der Prophet des jüngſten Tages, Michael Stifel, wird geboren am 18. Jan. 1487. S. 100.

19. Verſicherung des Adminiſtrators der Kur Sachſen, wegen der Erhaltung der bisherigen Landesverfaſſung, den Landſtänden ertheilt, am 19. Jan. 1764. S. 103.

20. Nikolaus von Amsdorf. S. 105.

21. Prinz Lieschen. S. 110.

22. Des Kurfürſten Chriſtian *II.* merkwürdiges Selbſtbekenntniß. S. 116.

23. Ein Kirchner wird in der Kirche ermordet. S. 118.

24. Das Zinn-Stockwerk zu Altenberg ſtürzt ein, am 24. Jan. 1620. S. 123.

Stiftung der drei allgemeinen Landesſchulen zu Pforta, Meißen und Merſeburg, 1543. S. 127.

IIIs Heft, 25. — 31. Januar.

25. Die Huſſiten in Plauen. S. 129.

26. *Dr.* Luthers Siegelring. S. 134.

27. Die Herzogin Anna von Coburg flieht, nach zwanzigjährigem Verhaft, am 27. Jan. 1613. S. 137.

28. Der Herzog Anton Ulrich von Sachſen-Meiningen. S. 152.

29. Der Kurfürſt Chriſtian *II.* iſt in großer Lebensgefahr. S. 158.

30. Großer Reichthum in der Silbergrube St. Georg in Schneeberg. — Der Herzog Albrecht von Sachſen ſpeiſet auf einer großen Silberſtufe in der Tiefe dieſer Grube. (Mit Abbildung.) S. 167.

31. Der Landgraf Conrad von Thüringen und der Erzbiſchof Siegfried *III.* von Mainz. Ein Beiſpiel von der Macht der Geiſtlichkeit im Mittelalter. S. 181.

Am 29. Jan. 1499 wurde Katharina von Bora, *Dr.* Martin Luthers nachmalige Ehegattin, geboren. S. 191.

*IV*s Heft, 1. — 9. Februar.

1. Der Studententumult zu Jena. (Blick in die Sittengeſchichte der Vorzeit.) S. 193.

2. Der Studententumult in Jena. (Beſchluß.) S. 202.

3. Einwanderung evangeliſcher Böhmen in Sachſen. — Entſtehung der Bergſtadt Johanngeorgenſtadt. (Mit Abbildung.) S. 208.

4. Durchbruch des großen Filzteichs bei Schneeberg. S. 221.

5. Die Kurfürſtin Margaretha ſtirbt. S. 225.

6. Feigheit und ihre Strafe. S. 227.

7. Der ſächſiſche Kobalt-Bergbau kommt in Aufnahme und ruft die Blaufarbenwerke ins Daſeyn S. 232.

8. Die Herzogin von Sachſen, Eliſabeth, ſtirbt bei ihrem Gemahl in der Gefangenſchaft, am 8. Febr. 1394. S. 240.

9. Der Markgraf Dietrich *III.* von der Lauſitz. S. 248.

Der ſächſiſche Geh. Rath von Zehmen legt, zur Verwahrung der Gerechtſame Sachſens, in München Proteſtation ein, am 9. Febr. 1778. S. 253.

*V*s Heft, 10. — 19. Februar.

10. Der Convent zu Leipzig. S. 257.

11. Der Kurfürſt Auguſt von Sachſen ſtirbt plötzlich, am 11. Febr. 1586. S. 265.

12. Der Prinz Friedrich von Sachſen-Altenburg. S. 267.

13. Die Geſtalt des Ober-Erzgebirges in den frühern Jahrhunderten und ihre Umwandlung. (Erſte Abtheilung.) S. 274.

14. Die Geſtalt des Ober-Erzgebirges in den frühern Jahrhunderten und ihre Umwandlung. (Zweite Abtheilung.) S. 284.

15. Das Turnier zu Nordhauſen. Eine Scene aus dem Leben Heinrich des Erlauchten. (Mit Abbildung.) S. 292.

16. Das Conſiſtorium zu Meißen wird errichtet. S. 303.

17. Dietrich der Bedrängte, Markgraf zu Meißen. (Erſte Abtheilung.) S. 305.

18. Dietrich der Bedrängte, Markgraf zu Meißen. (Zweite Abtheilung.) S. 311.

19. Die Beguinen oder Polternonnen zu Freiberg. S. 318.

VIs Heft. 20. — 28. Februar.

20. Dietrich der Bedrängte, Markgraf zu Meißen. (Schluß.) S. 321.

21. Die Sachſen in Brandeis und Saatz. S. 332.

22. Joſeph Fröhlich, der letzte beſoldete Hofnarr am Hofe zu Dresden. S. 337.

23. Chriſtian, Herzog zu Sachſen-Weißenfels. S. 341.

24. Der Herzog Moritz von Sachſen wird mit der, dem Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen abgenommenen Kurwürde, und einem großen Theile der von demſelben verlorenen Länder beliehen. (Mit Abbildung.) S. 344.

25. Scenen aus der Zeit des Crypto-Calvinismus in Sachſen. 1) Die vier Wittenberger Theologen. S. 354.

26. Scenen aus der Zeit des Crypto-Calvinismus in Sachſen. 2) *D.* Gundermann in Leipzig. S. 359.

27. Scenen aus der Zeit des Crypto-Calvinismus in Sachſen. *D.* Gundermann. (Beſchluß.) S. 370.

28. Siegmund der zweite Sohn des Kurfürſten Friedrich des Streitbaren. S. 375.

Hiſtoriſcher Bilderſaal
der Sächſiſchen Geſchichte

für

alle Tage im Jahre

von

A. Textor.

Zweiter Band. Monat März und April.

Meißen,
bei C. E. Klinkicht und Sohn.
1835.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BERLIN

1.

Die Veſte Königſtein und die Geſchichte verſchiedener ihrer Staatsgefangenen.

Wer kennt nicht die Gruppe von Sandſteinfelſen in der ſächſiſchen Schweiz, am Ufer der Elbe, von denen der größte die Veſte Königſtein auf ſeinem Haupte trägt.

Dieſe Veſte, gegenwärtig die einzige, die Sachſen beſitzt, hat den Ruf der Unüberwindlichkeit für ſich, und diente ſchon in mehreren Perioden als Verwahrungsort für Schätze, beſonders in den Zeiten dringender Gefahr, ſo wie auch für Verbrecher, die man aus den Kreiſen der menſchlichen Geſellſchaft ſtieß.

Es iſt nicht unſere Abſicht, eine Beſchreibung dieſer Veſte, hinſichtlich ihrer Werke, Gebäude ꝛc. hier zu geben; ſondern wir beſchränken uns blos auf eine hiſtoriſche Ueberſicht ihrer Entſtehung, ſo wie der Schickſale ihrer bekannteſten Staatsgefangenen, die hier ihre Verbrechen büßten.

Seit dem Jahre 1289 kennt man dieſen Felſen, und zwar zu jener Zeit als böhmiſches Lehen und Sitz des Burggrafen Raubold von Riemanez, der hier in einer Burg wohnte, zu welcher die Dörfer der Umgegend mit dem Städtchen Quirlaquicz (jetzt Königſtein) gehörte. — Nachdem dieſe Burg verſchiedene Beſitzer gehabt hatte, findet man im Anfange des XV. Jahrhunderts (1402), daß dieſe Veſte das Eigenthum des Burggrafen von Dohna war, und in der blutigen Fehde zwiſchen dieſem Burggrafen und dem Markgrafen Wilhelm I. von Meißen nach einer harten Belagerung erobert wurde; dann aber nebſt Dohna und Weſenſtein an den Markgrafen kam, wo die Veſte beſetzt, Dohna aber geſchleift ward. — Später übte der Kurfürſt Friedrich der Streitbare und ſeine Nachfolger das Landeshoheitsrecht über dieſe Veſte aus; bis endlich im Jahre 1485 die ganze Pflege Königſtein bei der Landestheilung der Brüder Ernſt und Albrecht an den Jüngern fiel, wo ſie dann zu dem Amte Pirna geſchlagen wurde, bei dem ſie ſich gegenwärtig noch befindet.

Die Burg Königſtein, — in Urkunden der Vorzeit Kunigenſtayn, Konigeſten, — war im Huſſitenkriege zerſtört worden, und man hielt es nicht für nöthig, ſie wieder aufzubauen, weil Sonnenſtein die Hauptveſte gegen Böhmen war; ſondern es erhielt dieſer Felſen eine andere Beſtimmung, indem der Herzog Georg, — gleich nach dem Antritte ſeiner Regierung — ein Kloſter für Cöleſtinermönche auf dieſem Berge anlegte und dieſes mit zwölf Mönchen aus dem Kloſter auf dem Oybin bei Zittau beſetzte. — — Die Kloſtergebäude wurden nebſt der Kirche mit großem Eifer erbauet, und der Zugang zu denſelben mit Mauern und Thürmen befeſtiget, damit bei einem entſtehenden Kriege dieſer Berg ſeine Wichtigkeit behaupten könne, und es wurden daher die Mönche verpflichtet, alsdann dem vom Herzoge geſendeten Hauptmann mit ſeiner Schaar die Befeſtigung zu übergeben.

Endlich waren im Jahre 1516 die Kloſtergebäude und die Kirche fertig, „welche Wir — wie es in der Urkunde heißt, — aus chriſtlicher Andacht und mit groſſer Mühe und Koſten, auch Vnſer herzliebe Gemahlin, Fraw Barbara, und Vnſer Erben heyl und ſelikeyt zw yerwerbenn, geſtift vnd erbawet habenn,“ — Es wurde nunmehr der Biſchof von Meißen, Johannes *VII.* — (ein Geborner von Saalhauſen) — berufen, daß er die Kirche und Kloſtergebäude einweihe. — Dies geſchah, und der Biſchof gab dieſer Stiftung den Namen „Kloſter des Lobes der Wunder Mariä vff dem Königeſteyn.“

Bei dieſer Einweihung ſprach der Biſchof ſeine Meinung, wie im prophetiſchen Geiſte, gegen den Herzog dahin aus: — „Dieſes Kloſter werde von den böhmiſchen Winden und der ſtarken Luft der böhmiſchen Ketzer bald umgeworfen werden und zergehen.“ — Dieſe Prophezeiung wurde auch bald erfüllt; denn ſchon nach zehn Jahren ging das Kloſter wieder ein. — Die geſtifteten Einkünfte waren nicht allzureichlich; die milden Spenden fielen immer kärglicher; auch ging, kaum Ein Jahr nach der Einweihung, die Reformation Luthers an. Die von derſelben ausgehenden Schriften gelangten auch in die Einſamkeit dieſes Bergkloſters, und benahmen den Mönchen die Luſt zum Kloſterleben, ſo daß ſie ſchon im Jahre 1523, und alſo kaum ſieben Jahre nach der Einweihung, einen ſehr kläglichen Brief an den Herzog Georg ſchrieben; ja ihr Prior reiſte ſogar unter einem ſcheinbaren Vorwande nach Wittenberg, zu Luther, blieb dort, und trat im Jahre 1525 in den Eheſtand. — Kaum war der Hirt von der Heerde gegangen, als auch die Mönche, einer um den andern, das Kloſter verließen, bis auf zwei, welche von dem Herzog wieder nach ihrem erſten Kloſter auf dem Oybin zurückgeſchickt wurden, wo ſie aber, ohngeachtet des ihnen von dem Herzog an den Convent daſelbſt mitgegebenen Verſchreibens, dennoch auf eine ſehr unbrüderliche Weiſe behandelt und nicht aufgenommen wurden.

Nachdem die Mönche fortwaren, ließ der Herzog das Kloſter wieder zuſchließen, und ſchenkte die Einkünfte deſſelben dem Hospital St. Jakob in Dresden; den ganzen Vorgang aber meldete er dem Ordensgeneral in Rom, damit ihm keine Schuld beigemeſſen werde.

Georg ſtarb bekanntlich am 17. April 1539, und ſein Bruder Heinrich folgte ihm. Kaum hatte dieſer die Regierung angetreten, als er auch dieſen Felſen ſeiner erſten Beſtimmung wiederzugeben befliſſen war. Es wurde alſo noch in demſelben Jahre der Hauptmann Wolf Helffant mit einer Kriegsſchaar nach dieſem „großen Steyn“ geſchickt, welcher dann einen Theil der Kloſtergebäude auf's Neue durch Mauern und Gräben umziehen und dadurch in eine Veſtung verwandeln ließ. —

Von nun an haben die ſämmtlichen Kurfürſten Sachſens ſich beſtrebt, dieſe Felſenburg immer vollkommener zu machen und der Unüberwindlichkeit zu nähern; denn Alle ſahen die Wichtigkeit derſelben ein. Der Kurfürſt Auguſt legte den Grundſtein zu ihrer nachmaligen hohen Bedeutſamkeit, indem nicht allein alte Werke wieder hergeſtellt, ſondern auch neue von bedeutendem Umfange begründet wurden. Nicht minder fällt die Anlegung des 586 Ellen tiefen Brunnens, durch Conrad König, in die Zeit ſeiner Regierung; doch wurde dieſes große Werk erſt unter Auguſt's Enkeln ganz vollendet, indem man ſechs und vierzig Jahre an dieſem Brunnen bauete, da er durch lauter Sandſteinfelſen gehauen werden mußte. Das Gebäude über dieſem Brunnen wurde 1736 erbaut. Dieſer Brunnen enthält gewöhnlich 26 Ellen hoch Waſſer, und vertrocknet auch bei der anhaltendſten Dürre nicht.

Der Kurfürſt Chriſtian *I.* bauete viel an dieſer Veſte, und die Chriſtiansburg, die alten Caſematten und die Caſernen entſtanden durch ihn. — Johann Georg *I.* bauete die Georgenburg, Georgenbaſtey, Magdalenenburg ꝛc. — Und ſo trug jeder der folgenden Kurfürſten zur Vervollkommnung dieſer Veſte bei. — Von dieſen Allen that das Meiſte der Kurfürſt und nachmalige König Friedrich Auguſt, welcher bis 1803 über 200,000 Thaler auf dieſe Baue verwendete, ſo daß manches neue, treffliche Befeſtigungswerk unter ſeiner Regierung zu Stande kam, und der Veſte neue Stärke gab. Vorzüglich aber erlangte der meiſterhaft verwahrte Eingang zur Veſtung, wie er jetzt beſchaffen iſt, in dieſer Periode ſeine Vollendung, und wir würden einen Raum von vielen Bogen nöthig haben, dieſes zu beſchreiben, wenn überhaupt eine ſolche Beſchreibung die Sache des Privatmannes wäre.

Die Gebäude dieſer Veſtung litten in der Vorzeit viel durch das Einſchlagen der Blitze, und manches derſelben wurde dadurch ganz zerſtört oder theilweiſe ſehr beſchädigt. Auch eine Feuersbrunſt, die am 8. Oct. 1806 im Dachwerke des Commandantenhauſes ausbrach, und dieſes nebſt der Strichwehr bis an die Erellenburg vernichtete, brachte dem Ganzen große Gefahr; doch wurde das Abgebrannte bald nachher deſto ſchöner wieder erbauet. — Nunmehr ſind ſeit 1782 die Gebäude der Veſtung mit Blitzableitern verſehen, und die vollkommnere Feuerpolizey auf der Veſtung wird, in Verbindung mit jenen hoffentlich die Wiederkehr eines ſolchen Unglücks in der Zukunft verhüten.

Der Nutzen dieſer Veſte, um in Kriegsgefahr die Landesſchätze und andere Dinge von hohem Werthe dahin in Sicherheit zu bringen, hat ſich ſchon vielmal und beſonders in den neuern Zeiten, 1806 ſo wie 1809, beſonders aber 1813 vollkommen bewährt.

Die Begebenheit mit dem Pagen Grunau, von welcher ein ſchmaler Rand am höchſten Felſenabhange, den Namen, das Pagenbette, erhalten hat, werden wir im Tagesabſchnitte des 12. Auguſts (*IV*. Bd.) erzählen, und gehen nun zu der zweiten Abtheilung dieſer Abhandlung über, wo wir die Begebenheiten verſchiedener Staatsgefangenen erzählen werden, die in der ſächſiſchen Geſchichte bekannt geworden ſind.

2.

Die Staatsgefangenen auf dem Königſtein, *D.* Crell, *D.* Craz, der General Patkul, *D.* Romanus, Klettenberg, Menzel u. m. a.

Der Königſtein wurde ſchon ſeit dem Ende des *XVI.* Jahrhunderts mit dazu benutzt, Staatsverbrecher dort ihre Verbrechen büßen zu laſſen, oder ſie auch, während der Unterſuchung, zumal wenn ſie ſich in die Länge zog, ganz ſicher aufzubewahren, und die Georgenburg war beſonders zu dieſer Aufnahme durch ihre Gewölbe geeignet.

Einer dieſer unfreiwilligen Bewohner des Königſteins war *D.* Nikolaus Crell, unter dem Kurfürſten Chriſtian *I.*, Canzler, und ein Alles geltender Mann. Die Geſchichte ſeiner Vergehungen werden wir an einem andern Orte darzuſtellen verſuchen, und hier blos bei ſeinem Aufenthalte auf dem Königſteine ſtehen bleiben.

Crell war ein Mann, dem ſelbſt ſeine Feinde es nicht abſprechen konnten, daß er viel umfaſſende und gediegene Kenntniſſe beſitze: nur war er in ſeinen Ausführungen nicht immer klug, ſondern gemeiniglich zu despotiſch, weil er auf die Gunſt und das unumſchränkte Vertrauen ſeines Herrn zu viel bauete und ſeine Stellung für unangreifbar hielt. — Der Kurfürſt ſtarb jedoch im Jahre 1591, und gleich nach ſeinem Tode wurde nun der bisher in Sachſen ſo hochmächtig geweſene Canzler verhaftet und nach dem Königſtein gebracht, wo man ihn in eben daſſelbe Zimmer in Verwahrung brachte, wo bisher der Hofprediger D. Mirus, auf Crells Veranſtaltung, gewohnt hatte, der aber jetzt ſeine Freiheit erhielt. —

Man gab dem verhafteten Canzler viel Schuld; doch ſein größtes Verbrechen war wohl ſeine allzugroße Neigung zum Calvinismus, welcher zu jener Zeit viel Unruhen in Sachſen verurſachte, wie wir bereits im vorigen Bande erzählt haben. Dabei verfuhr denn nun D. Crell ziemlich gewaltſam, und verurſachte ſowohl unter dem Volke als auch unter der Geiſtlichkeit eine ziemlich ſtarke Gährung. Endlich hatte er noch einen Fehler dadurch begangen, daß er bedeutende Eingriffe in die Jagdgerechtſame des Adels wagte, und ſich alſo auch dieſe Herren zu Feinden machte. —

So vereinten ſich auf dieſe Weiſe die verſchiedenſten Klaſſen der Geſellſchaft zum Sturze dieſes Mannes, und es war daher kein Wunder, wenn er von ſeiner bisherigen Höhe herab in den Abgrund ſtürzte.

Der Unterſuchungsprozeß gegen Crell währete zehn Jahre hindurch; denn der Inquiſit war ein tüchtiger Juriſt, und wußte den Faden fein lang zu ſpinnen, ſo daß ihm erſt nach Verlauf dieſer Zeit von der böhmiſchen Appellationskammer zu Prag das Todesurtheil geſprochen werden konnte; wo er dann nach Dresden zurückgebracht und auf dem Jüdenhofe daſelbſt enthauptet wurde. —

Zum Andenken an dieſen merkwürdigen Staatsgefangenen hat man das Gebäude, in welchem er zehn Jahre lang als Gefangener aufbewahrt worden war, die Crellenburg genannt.

Als die evangeliſchen Reichsſtände ſich in Leipzig verſammelten, um dort über ihre Angelegenheiten, beſonders aber wegen der ſie bedrohenden Gefahren zu berathſchlagen, (S. 10. Febr.) hatte ſich unter die Anweſenden ein Ueberzähliger mit eingeſchlichen. Dieſer war denn nun aber kein anderer als der *Dr.* Craz aus Prag, bekannt in der Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs, und der Zweck ſeines Daſeyns war, die Verhandlungen zu belauſchen, und das, was er gehört, an ſeinem Orte wieder zu referiren. —

Dieſer neue Iſcharioth wurde jedoch entdeckt, indem es, wahrſcheinlich gleich in der erſten Sitzung, einem der Anweſenden an einem Sitze fehlte, und man, hierdurch aufmerkſam gemacht, die ſämmtlichen Anweſenden namentlich aufrief, wo denn der Herr Doctor übrig blieb. — Man entfernte ihn ſofort aus der Verſammlung, verhaftete ihn, und der Kurfürſt Johann Georg *I.* ließ ihn erſt nach Hohnſtein, dann aber nach dem Königſtein ins Gefängniß bringen. Von ſeinen fernern Schickſalen ſchweigt die Geſchichte: wahrſcheinlich wurde der Gefangene nach dem Schluſſe des Prager Friedens, (1635) wieder in Freiheit geſetzt.

Der ruſſiſche Geſandte in Dresden, Johann Reinhold von Patkul, ein Liefländer von Geburt, und alſo, da Liefland vor dem Ausbruche des

Krieges (1700) den Schweden gehörte, ein geborner Schwede, wurde im Jahre 1706, als Carl *XII.* ſich an der Spitze ſeines Heeres näherte, plötzlich verhaftet und auf den Königſtein gebracht. Die Urſache dieſer Verhaftung iſt zwar nicht genau bekannt geworden; man hat jedoch eine Sage: es habe dieſer Patkul Alles aufgeboten, den König Carl, der höchſt ungnädig auf ihn war, wieder zu verſöhnen. Mehrere Verſuche hatte er ſchon vergeblich gemacht, als er zu dieſer Zeit, wo die ſchwediſchen Waffen im Zenith ihrer Furchtbarkeit waren, es verſuchte einen Separatfrieden zwiſchen Rußland und Schweden zu Stande zu bringen, was ihm aber bekanntlich ebenfalls nicht gelang. Weil nun aber Peter und Auguſt Freunde und Bundesgenoſſen waren, ſo ſoll dieſe projectirte Trennung ihres Bündniſſes die Urſache von Patkuls Verhaftung geweſen ſeyn, die allerdings als gegen das Völkerrecht laufend bezeichnet werden kann, da Patkul als Geſandter eines ſouverainen Herrn, dieſen repräſentirte, und nach dieſem Recht unverletzlich war. —

Carl *XII.* drang beim Abſchluſſe des Friedens zu Altranſtädt darauf, daß ihm Patkul, ausgeliefert werde. — Carl ſprach als Sieger und der beſiegte Auguſt mußte ſich in dies Begehren fügen.

Patkul war, als ſich die Unterhandlungen zu ſeiner Auslieferung hinneigten, vom Königſtein nach dem Sonnenſtein gebracht worden, und der Commandant dieſer Veſte ſoll, — nach einer damals und ſpäter allgemein verbreiteten Sage, — geheime Ordre gehabt haben, dieſen Gefangenen entwiſchen zu laſſen, derſelbe habe aber ein gutes Löſegeld erpreſſen wollen, hierüber ſey die Zeit verſplittert worden, und das ſchwediſche Commando zu ſeiner Abholung angekommen, Patkul aber nunmehr in ſchwediſche Hände gerathen: wo er nun am 30. Septbr. in Polen, auf eine ſchreckliche Weiſe, mit funfzehn Stößen gerädert, und da ihn dieſe noch nicht getödtet hatten, mit vier Beilhieben enthauptet wurde.

Dr. Romanus, auf Empfehlung des Königs Auguſt, im Jahre 1701 erwählter Bürgermeiſter zu Leipzig, wurde im Jahre 1705 durch die Kreisamtsgerichte in ſeinem (jetzt Dúfours) Hauſe in der Catharinenſtraße verhaftet, und am hellen Tage, in der Mitte dieſer Gerichte, nach der Pleiſſenburg geführt. Dort ſaß er Ein Jahr, dann wurde er auf den Königſtein gebracht, wo er vierzig Jahre hindurch, bis an ſeinen Tod, der am 14. März 1746 im 78. Lebensjahre erfolgte, als Staatsgefangener auf dieſer Veſtung lebte.

Als Romanus nach dem Königſteine gebracht wurde, befand ſich auch Johann Friedrich Böttcher, der bekannte Erfinder des Porzellans daſelbſt, doch nicht als Verbrecher. Man hatte ihn blos deshalb nach dieſer Veſte gebracht, weil man fürchtete, er werde nicht in Sachſen bleiben, ſondern in ein anderes Land übergehen, und ſeine Erfindung, zum Schaden Sachſens, dort verbreiten, beſonders aber hegte man dieſe Beſorgniß, als das Vordringen der Schweden nach Sachſen nicht mehr zu bezweifeln war. Man wollte ihn alſo durch den Arreſt zwingen, im Lande zu bleiben und demſelben die Geheimhaltung ſeiner Erfindung zu bewahren. —

Es ſcheint, Romanus habe ſich anfänglich nicht in ſein Loos fügen können: denn er machte mit Böttchern und andern Gefangenen ein Complott zur Flucht. Daſſelbe wurde zwar entdeckt; allein die Glieder dieſes Bundes wußten ſich ſo gut auszureden, daß die Schuld allein auf Romanus, als das Haupt dieſes Complottes fiel: demohngeachtet wurde ihm dafür keine Strafe zu Theil.

Ueberhaupt war dieſem Gefangenen ein ganz leidliches Schickſal in ſeiner Gefangenſchaft beſchieden. Es war ihm nicht allein mehr als andern Gefangenen erlaubt, auf dem Gipfel des Berges, der die Feſtung trägt, herum zu gehen, ſondern er bekam auch aus der Dresdner Rentkammer ein mehr als hinreichendes Koſtgeld, ſo wie von einem ſeiner Verwandten, dem Senator *Dr.* Romanus in Leipzig ſehr reichliche Unterſtützung: ſo daß er keine Noth leiden durfte und immer Ueberſchuß hatte.

Als der bekannte Kyau (1715) Commandant auf dem Königſteine wurde, ging für die ſämmtlichen Gefangenen auf dieſer Veſte eine neue Sonne auf: denn dieſer General war ein Menſchenfreund, der den Unglücklichen ihr Schickſal nach Kräften erleichterte; beſonders wenn ſie ſich in daſſelbe zu ſchikken und der Erleichterung würdig zu bezeigen ſuchten. Vorzüglich erfreuete ſich Romanus der Gunſt dieſes Edlen, und als er, — in Gemeinſchaft mit dem ehemaligen Geheimen-Referendar Pfinaſten — den Neffen Kyaus, der einige Zeit bei ſeinem Oheim lebte, in den nöthigſten Wiſſenſchaften unterrichtete, wobei er ſich vorzüglich thätig bewies, ſtieg dieſe

Gunſt auf das höchſte; ſo daß ſich der edle, dankbare Oheim ſogar perſönlich für die Freilaſſung dieſes Gefangenen, mit dringenden Bitten und dennoch vergeblich verwendete. Ob nun aber gleich die Verbrechen des D. Romanus nicht im Publiko bekannt geworden ſind; ſo läßt ſich doch auch aus den verſchiedenen vergebens gebliebenen Verwendungen für ſeine Freiheit ſchließen, daß dieſelben ſehr ſchwer und unverzeihlich geweſen ſeyn müſſen. Denn erwägt man, was Kyau bei dem Könige Auguſt galt und wieviel er bei ihm durchzuſetzen wußte, und vergleicht dieſes Vermögen mit der abgeſchlagenen Bitte, ſo läßt ſich daraus leicht auf die Größe dieſer Verbrechen ſchließen.

Romanus fügte ſich, je älter er wurde, je beſſer in ſein Schickſal und war mehr heiter als traurig, beſonders als der Nachfolger Kyaus ebenfalls gütig gegen ihn war. Als aber ſein ſchon erwähnter Verwandter im J. 1745 verſtarb, ſo verfiel der Greis in Schwermuth, und dieſe verließ ihn nicht, bis der Engel des Todes zu ihm trat und ſeines Lebens Fackel ſanft umkehrte.

Johann Hektor, (angeblicher) Baron von Klettenberg, ſeines Adels ohngeachtet ein Suitier von Prima Sorte, hatte in Frankfurt am Main einen jungen Edelmann, von Stallburg, am 26. Dec. 1709 im Duell erſtochen und mußte ſich deshalb flüchten. — Als ein ſehr verſchlagener Kopf wählte er nun die Goldmacherei zu ſeiner Beſchäftigung; denn in jener Zeit konnte man durch dieſe am erſten ſein Glück machen. Klettenberg ſcheint auch in die Kunſtgriffe dieſer Betrügerei zeitig eingeweihet geweſen zu ſeyn; denn als er, unter falſchem Namen und Rang, Deutſchland eine Zeitlang durchſtrichen hatte, beſaß er, als Erwerb ſeiner trügeriſchen Kunſt, bereits ſo viel, daß er ſich einen Sekretair, Equipage und einige Bedienten halten konnte.

Endlich erſchien er auch am Dresdner Hofe, wo man, aus Gründen, an die Goldmacherkunſt feſt geglaubt zu haben ſcheint. Mit dem Grafen von Hoymb ſchloß er in Leipzig einen Vergleich ab, nach welchem er, binnen Einem Jahre und zwei Monaten, eine Tinctur zu liefern verſprach, welche die unedlen Metalle ſchnell in das beſte Gold verwandeln und unendlicher Vervielfältigung fähig ſeyn ſollte. Klettenberg bewies es auch dem Grafen, noch vor dem Abſchluſſe des Vergleichs, daß er es wirklich vermöge, unedle Metalle in Gold zu verwandeln.

Nun ſchien Klettenbergs Sonne an dieſem Hofe aufgegangen zu ſeyn und auf das hellſte zu ſcheinen; denn man machte ihn zum Kammerherrn und Amtshauptmann von Senftenberg, übergab ihm ein Haus, nahe beim Schloſſe, und bei Dippoldiswalde einen eigenen Jagdbezirk; ja es wurde dieſer Abenteurer von aller Jurisdiction freigeſprochen und ſtand allein unter dem Könige, — weil er Gold machen konnte. — — Desgleichen erhielt derſelbe, (im Januar 1714) 3000 Thaler zum Bau eines Laboratoriums und monatlich 1500 Thaler zu alchymiſtiſchen Verſuchen, ſo wie noch verſchiedenemale erkleckliche runde Sümmchen „zu Ergötzlichkeiten,“ u. ſ. w. —

Für Alles dieſes erhielt der König, — Nichts.

— — Erſt nannte der Alchymiſt das, was er in neun Monaten gethan hatte, bloße Vorarbeiten; dann reiſte er, als Königl. Polniſcher und Kurfürſtl. Sächſiſcher Kammerherr nach Frankfurt: allein der Magiſtrat nahm ſo wenig Notiz von ſeinen Titeln, daß er ſich über Hals und Kopf auf die Flucht begeben mußte, wenn er nicht, wegen eines Duellmords, dem Henkerſchwerte verfallen wollte.

Nun ſollte man wohl meinen, Klettenberg ſey von ſelbſt ſo klug geweſen, nicht wieder nach Dresden zurückzukehren, weil er daran denken mußte, was er dort verſprochen hatte. Doch vielleicht war er verblendet genug, ſich dieſes zuzutrauen; oder er hoffte, den bisherigen Faden noch länger wie bisher fortzuſpinnen; oder er hatte ſich noch nicht genug bereichert: genug, er kam im Monat Juni 1716 wieder nach Dresden zurück und wollte nun die Hauptſache bearbeiten; aber es verging ein Monat um den andern, und man ſah nichts und wieder nichts. — Endlich, da des Königs Erwartungen auch nicht im Geringſten befriedigt wurden, zerriß dem langmüthigen Fürſten der langgedehnte Faden der Geduld, und Klettenberg wurde verhaftet, ſeine Arbeiten durch Chymiker unterſucht, als unſinnig erklärt, und er nun nach Hohnſtein bei Stolpen geſchafft, wo ihm ein unterirdiſches Gefängniß angewieſen wurde, in welchem er bis zum 18. März 1719 verblieb, wo man ihn nach dem Königſteine brachte. Hier wurde er von dem Commandanten Kyau ſehr freundlich aufgenommen, und bei einem Feſte, welches ihm zu Ehren angeſtellt zu ſeyn ſchien, mit zur Tafel gezogen, doch der Nachtiſch wurde ihm ſehr verbittert: denn der Commandant machte ihm gleich nach der

Tafel bekannt, daß er ſeine noch übrige Lebenszeit in engem Gewahrſam zubringen müſſe: zu ſeinem Unterhalt wären ihm täglich ſechzehn Groſchen aus der Rentkammer angewieſen. — So hart ihm dieſes auch vorkommen mochte, ſo mußte er ſich doch fügen und dem Befehle des von ihm ſo ſehr betrogenen Königs gehorchen. Dieſe Nacht ſchon ſchlief er zum erſtenmale in ſeinem neuen Quartiere.

Klettenberg machte nun verſchiedene Verſuche, zu entfliehen; doch ſie mißlangen ihm alle, und nur ein einziger wäre ihm beinahe gelungen. Dieſer Verſuch geſchah am 1. Mai 1719. Der Verhaftete durchſchnitt nämlich mit einem Federmeſſer, das er heimlich in den Schuhen trug, den Fußboden, ließ ſich dann an einem, aus ſeinem zerſchnittenen Mantel gedreheten Seile, glücklich den Felſen herab, kam auch bis in die Gegend des Geriſchſteins bei Pfaffendorf, wo er von Bauern angehalten und wieder nach dem Königſteine zurückgebracht wurde.

Doch der Vorſatz, ſich zu befreien, ſtand zu feſt in ſeiner Seele, und ſchon am 10. Jan. 1720 machte er einen zweiten Verſuch. Auch dieſer wäre faſt gelungen; denn ſchon hatte Klettenberg einen Theil des Weges zurückgelegt, als er abglitſchte und zwei und dreißig Ellen hoch in einen mit Schnee angefüllten tiefen Graben fiel, wo er ſtecken blieb und von der Schildwache entdeckt wurde. Er wurde alſo zurückgebracht und in ein ganz maſſivſteinernes Gefängniß geſetzt, auch ſein Koſtgeld nunmehr auf ſechzehn Groſchen wöchentlich herabgeſetzt, (vorher hatte er täglich ſo viel). Dieſes knappe Koſtgeld genoß er aber nicht lange, als er am Ziele ſeines Lebens ſtand, und keines Koſtgeldes mehr bedurfte.

Der Magiſtrat zu Frankfurt hatte ſchon mehreremale bei dem Könige Auguſt angeſucht, dieſen Mörder und auch ſonſt ſehr ſchlechten Menſchen entweder auszuliefern, damit er ſeine Strafe wegen des begangenen Duellmordes erleiden könne; oder ihm auch ſelbſt das Todesurtheil zu ſprechen; allein der gutmüthige Monarch hatte es immer abgelehnt. — Als aber jetzt der Veſtungscommandant die Befreiungsverſuche Klettenbergs berichtete, die dem Gelingen ſo nahe geweſen waren: da änderte der König ſeinen frühern Entſchluß, das Todesurtheil wurde über Klettenberg geſprochen, und der Verurtheilte am 1. März 1720 hingerichtet.

Als Klettenberg die Nachricht von dem über ihn geſprochenen Todesurtheil empfing, hielt er es für einen Scherz und ſprach dieſes auch gegen den Tiſchler, der an ihm das Maß zum Sarge nehmen wollte, mit den Worten aus: „Auf dem Holze zu meinem Sarge ſingen heute die Vögel noch. — Als aber der Pater Hattmann, nebſt dem evangeliſchen Veſtungsprediger zu dem Verurtheilten kamen, ihn zum Tode vorzubereiten: da ergab er ſich in ſein Schickſal und erklärte, in der katholiſchen Religion ſterben zu wollen. — Noch auf dem Wege zum Richtplatze, — nicht weit von der ſogenannten Königsnaſe auf der Veſtung, — fragte er den Scharfrichter ganz ernſtlich: „Ob er wirklich heute ſterben müſſe?“ — und als derſelbe die an ihn gerichtete Frage mit Ja! beantwortet hatte, eilte der Verurtheilte ſo ſchnell als er konnte, nach dem Richtplatze, um nur recht bald von der Todesangſt loszukommen.

Die Kaiſerin Königin Maria Thereſia hatte mit verſchiedenen Mächten und auch mit dem Könige von Polen und Kurfürſten von Sachſen, Auguſt *III.* einen Bund geſchloſſen, um mit vereinten Kräften den König von Preußen, Friedrich II., deſſen Feldherrntalent ihnen zu furchtbar erſchien, wieder von ſeiner Höhe zu ſtürzen, und dahin zu reduciren, wo, vor dem großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm, die Kurfürſten von Brandenburg geſtanden waren. — Nun merkte Friedrich II. wohl, daß zwiſchen den Höfen von Petersburg, Wien und Dresden Etwas zu ſeinem Nachtheile vorgegangen und abgeſchloſſen worden ſey, und gab daher ſeinem Miniſter in Dresden Auftrag, ihm Licht über das Nähere von dieſem geheimen Etwas zu verſchaffen. — Ein anſcheinender Zufall führte nun dieſen mit dem Geheimen Sekretair Menzel zuſammen, der allerdings Aufſchlüſſe geben konnte. — Die Sucht zu glänzen und ihre Schweſter Verſchwendung hatten dieſen Mann dahin gebracht, daß er eine Caſſe, die er zu verwalten hatte, angriff. Der Tag der Reviſion war nahe, und er wußte den Defect nicht zu decken, was ihn denn der Verzweiflung nahe brachte. In dieſem Zuſtande traf er einſt mit dem preußiſchen Geſandten zuſammen, gerieth mit ihm in ein Geſpräch, und der ſchlau forſchende Geſandte entdeckte in Menzel den Mann, den er brauchen konnte. Menzel folgte, in der Angſt vor der nahen Reviſion, der Stimme der Verführung, und verſchaffte dem Geſandten, für eine reiche Belohnung, Abſchriften von dem geſchloſſenen Bunde und noch andern wichtigen Documenten, die er in der Nacht bei einer verdeckten Lampe fertigte. Dieſe Verrätherei wurde, durch verſchiedene Umſtände, von dem General Spörken entdeckt, und Menzeln gelang es, dem Verhafte zu entfliehen; doch war er ſo kopflos, ſeinen Weg nach Prag zu nehmen, wo er, da man ſeiner Spur eifrig gefolgt war, auf Requiſition des ſächſiſchen Hofes verhaftet wurde. Erſt wurde er nach Brünn gebracht, wo er auf dem Spielberge den ganzen Krieg hindurch, bis zum Hubertsburger Frieden, im engſten Gewahrſam aufbewahret wurde, dann kam er am 2. Auguſt 1763 auf den Königſtein in engen Verhaft, der lebenslänglich dauerte. Anfänglich ſetzte man ihn in die ſogenannte Weiſe, d. h. ſeine beiden Füße wurden an einen eiſernen Stab befeſtigt, ſo daß er nur ganz langſam gehen konnte. Er durfte ſich auch nicht barbieren, und trug deshalb einen langen Bart, der bis über die Bruſt herabreichte. Zu ſeiner Beköſtigung wurden täglich vier Groſchen aus dem Rentamte zu Pirna verabreicht, und dieſes beſtritt auch ſonſt noch für ihn die nothwendigen Koſten für Kleidung, Holz und Licht. —

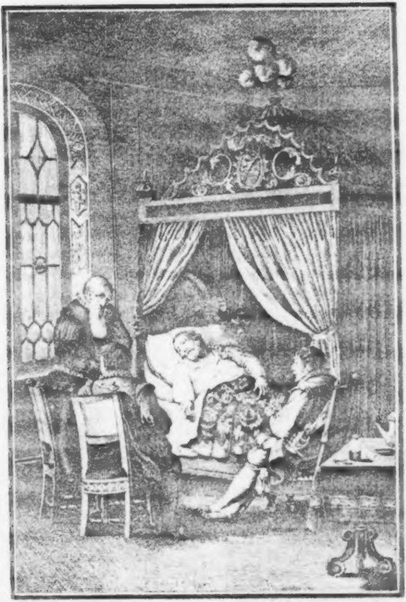
Der Kurfürſt und nachmalige König Friedrich Auguſt milderte, auf Verwendung des menſchenfreundlichen Generals, Grafen zu Solms, die Gefangenſchaft dieſes Verräthers, und ließ ihn von der Weiſe befreien, wo er denn, ſo wie auch erſt, ſeine lange und harte Gefangenſchaft, die er freilich ſelbſt verſchuldet hatte, drei und dreißig Jahre hindurch mit Ergebung in ſein Schickſal trug, und am 22. Mai 1796, im ſiebenzigſten Lebensjahre, durch den Tod davon befreiet wurde.

Außer dieſen Staatsgefangenen haben auch noch andere, die aber weniger bekannt geworden ſind, auf dieſer Veſtung einen Theil ihrer Lebenszeit verlebt, und dort ihren Lauf hienieden beſchloſſen; faſt immer aber wurde dieſe Strafe durch ſchwere Verbrechen verſchuldet. — So kam z. B. der Marquis d'Agdollo im Jahre 1776 hieher und lebte bis zu ſeinem, am 27. Auguſt 1800 erfolgten Tode in enger Gefangenſchaft auf dieſer Veſtung. Sein Verbrechen iſt nur in einer Sage einigermaßen bekannt geworden und ſoll in einer erwieſenen Intention des Fürſtenmordes beſtanden haben.

Auch noch von einem ſchwediſchen Offiziere, Simmingsjöld, weiß man, aber blos ſo viel, daß er, am 29. Auguſt 1785, auf Requiſition der ſchwediſchen Regierung verhaftet und auf dieſe Veſtung gebracht wurde, wo er, bis zu ſeinem am 30. März 1790 erfolgten Ableben, als Gefangener lebte.

Was aber endlich Diejenigen anlangt, die in Folge der Ereigniſſe von 1831 ꝛc. hieher gebracht wurden; ſo ſind ihre Vergehungen jetzt noch in zu friſchem Andenken, als daß ſie einer Erinnerung bedürfen ſollten. — Möchten ſie doch die letzten geweſen ſeyn, und dieſe Veſte künftig nur zum Schutz und zur Zuflucht in Gefahren, nicht aber zur Aufbewahrung ſchwerer Verbrecher dienen dürfen!! —

II. 1



Der Kurfurst Johann Friedrich stirbt.

3.

Johann Friedrich der Großmüthige, geborner Kurfürſt von Sachſen, ſtirbt.

(Mit Abbildung.)

Der Kurfürſt **Johann Friedrich** war nach fünf in der Gefangenſchaft verlebten Jahren durch die Siege ſeines Vetters, des Kurfürſten **Moritz**, aus derſelben befreiet worden, und befand ſich, ſeit dem 10. September 1552, wieder im Kreiſe der hierüber hoch erfreueten Seinen. — Groß war das Glück dieſer fürſtlichen Familie, als ſie den lange Entbehrten wieder in ihrer Mitte hatte; doch nicht lange konnte ſie dieſes Glückes genießen: denn es ſollten die treuen, einander ſo herzlich liebenden Gatten ſich auf kurze Zeit hienieden trennen, um jenſeits für immer beiſammen zu ſeyn.

Die mehrjährige Gefangenſchaft und die mit ihr verbundene Trennung von ſeiner Gemahlin und Kindern, ſo wie die unwürdige Begegnung, welche er in ſeiner Haft von der ſpaniſchen Wache erdulden mußte, — wo man ihn nicht ſelten wie ein fremdes Thier für Geld ſehen ließ, und deshalb Neugierige in ſein Zimmer brachte, die gern den ſpaniſchen Soldaten das verlangte Geld gaben, um nur zu ſehen, ob ein lutheriſcher Ketzer, ja ſogar ein Fürſt derſelben, auch ein Menſch ſey, wie ein anderer, oder ob man etwa von einem Pferdefuß ꝛc. etwas bei ihm ſpüre; wobei ſich auch dieſe läſtigen Neugierigen nicht den geringſten Zwang anthaten, — trug in Verbindung mit dem Gram über die verlorne Kur und Länder, viel dazu bei, daß der Kurfürſt es bald nach ſeiner Zurückkunft in ſeinem Innern fühlte, ſein Daſeyn auf dieſer Welt werde nur noch von kurzer Dauer ſeyn, — Deshalb errichtete er am 12. Dec. 1553 ſein Teſtament zu Gotha, auf dem Schloſſe Grimmenſtein, und ließ ſeine drei Söhne ſolches mit unterſchreiben, damit er ſich der ſtrengen Befolgung ſeiner Anordnung ganz verſichert halten könne.

Aber auch die Kurfürſtin Sybille war durch die Schreckenstage, welche dem 24. April 1547 folgten, ſo wie durch den mehrjährigen Gram um ihren gefangenen Gemahl, den ſie ſo herzlich liebte, und über das traurige Schickſal, welches auch ſie und ihre Kinder durch den Verluſt ſo ſchöner Länder zugleich mit betroffen hatte, ſehr angegriffen, und in ihrem Innern bildeten ſich allmälig die Keime des Todes; ſo daß ſie am 21. Febr. 1554 am Ziele ſtand und die Augen ſchloß zur Ruhe des Grabes.

Dieſe Fürſtin war eine der trefflichſten Frauen ihrer Zeit, und ein wahres Muſter einer guten Gattin und chriſtlichen Hausfrau. Der Reformator *D.* Luther ſagt von dieſem Fürſtenpaare, das er in der Zeit des höchſten Glanzes und fürſtlicher Herrlichkeit genau kannte: „Da iſt, Gottlob! ein züchtiges, ehrliches Leben und Wandel, wahrhafter Mund, milde Hand, ehrliches Leben und Wandel; ernſtes, beſtändiges, treues Herz, und iſt der Eheſtand ſo rein und löblich: daß es ein ſchön Exempel ſeyn kann, allen Fürſten, Herren und Jedermann.“

Als eine wahre Chriſtin trug ſie ihr ſchweres Schickſal mit Geduld und Ergebung in Gottes Willen. Und ſo ſtand ſie denn auch in dieſer harten Prüfung feſt im Gottvertrauen und ging aus derſelben mit Ehren hervor. — Es iſt eine Rede dieſer trefflichen Fürſtin in der Geſchichte aufbewahret worden, welche ihren ächten reinen Chriſtenſinn auf das deutlichſte beweiſt. — Als die Gräfin Catharina von Schwarzburg, eine hochherzige und ſehr kluge Frau, ihre Freundin, die einſam lebende Kurfürſtin am 11. Mai 1552 beſuchte, und dieſe beiden Frauen ſich wahrſcheinlich von dem Feldzuge des Kurfürſten Moritz gegen den Kaiſer, und ſeinen Fortſchritten unterhielten, auch von den Hoffnungen ſprachen, die für die beiden gefangenen Fürſten aus dieſer Fortſchritten entſprangen, da rief die fromme Kurfürſtin, von gläubiger und feſter Zuverſicht erfüllet, aus: — „Ja, ich glaube gewiß, Gott wird mich nicht ſterben laſſen, bis ich meinen geliebten Gemahl aus ſeinem Gefängniß befreiet, friſch und geſund geſehen und in meine Arme geſchloſſen habe. Darum will ich auch nicht ablaſſen, unſern Herrgott anzurufen, mir dieſen Wunſch zu gewähren, und ich hoffe zu ſeiner Güte, es wird derſelbe nicht gegen ſeinen Willen ſeyn!“ —

Dieſer Herzenswunſch der ſanften, frommen Dulderin wurde auch von Gott erfüllt, ſo daß ſie vier Monate ſpäter ihren geliebten, fünf Jahre lang von ihr getrennt geweſenen Gemahl wieder umarmen und an ihr treues, vor Freude hochſchlagendes Herz drücken konnte. —

Jetzt ſtand ſie nun am Ziele ihres irdiſchen Daſeyns. Ihr unſterblicher Geiſt entrang ſich der irdiſchen Hülle, und ſchwang ſich auf zu den Regionen des ewigen Friedens. — Sanft und ſelig entſchlief ſie im Herrn! —

Auch der Kurfürſt fühlte ſich beim Ableben ſeiner Gemahlin ſchon ſehr krank, und das Abſcheiden derſelben erſchütterte ihn auf das heftigſte, ſo daß er es fühlte, er werde mit dieſer für das Erdenleben nun von ihm Abgeſchiedenen jenſeits bald wieder und auf ewig vereinigt werden; denn als er von dem Geheimſchreiber Ludolph um ſeine Befehle wegen der Grabſtelle für die Verblichene gebeten wurde, bezeichnete er dieſelbe vor dem Altare in der Stadtkirche (zu Weimar), und ſetzte dann noch hinzu: — „Sagt es den Mäurern, ſie ſollen mir bei ihr einen Platz laſſen; denn ich werde nicht lange dahinten bleiben, ſondern ihr bald folgen und neben ihr ruhen.“ — Dieſes ging auch bald in Erfüllung über; denn ſchon bei dem Begräbniß der Kurfürſtin befand ſich ihr Gemahl ſo ſehr angegriffen, daß er ſich in einer Sänfte mußte tragen laſſen.

Nunmehr vermehrte ſich die Krankheit des Kurfürſten von Tag zu Tage, und ſeine Engbrüſtigkeit wurde immer heftiger; ſo daß er am 2. März, als er vermerkte, er ſey nicht weit mehr vom Ziele entfernt, und ſeine Todesſtunde nahe, ſeinen Beichtvater, den *M.* Stolze rufen ließ, und nun durch Beichte und Abendmahl zum Abſchied von dieſer Welt das Gedächtniß unſers Herrn und Meiſters feierte. Und als ſich der Hofprediger endlich wieder entfernt hatte, ließ der ſterbende Fürſt ſeine drei Söhne rufen. Dieſe erſchienen auch ſofort, gehorſam dem väterlichen Worte, am Krankenlager ihres ſterbenden Vaters, (S. Abbildung.) und dieſer ſprach nun die Söhne auf das väterlichſte an; ſtellte ihnen die Wichtigkeit des ihnen gewordenen fürſtlichen Berufes auf das eindringlichſte vor, und ermahnte ſie ernſtlich: „Land und Leute wohl zu regieren, ihnen kein ſtrenger Herrſcher ſondern ein gütiger Vater zu ſeyn, ſo daß nicht die Seufzer, ſondern die Segenswünſche ihrer Unterthanen ihnen in die Ewigkeit nachfolgen, weil dies ihre Verantwortung vor Gottes Thron erleichtere und ihnen zur ewigen Seligkeit verhelfe.“ — Inſonderheit aber hat der ſterbende Vater die anweſenden Söhne auf das beweglichſte: daß ſie ſich inſonderderheit nicht leichtlich in ein Bündniß einlaſſen, ſondern vorher und deshalb wohl und ſtattlichen Rath darüber halten und ſich dabei wohl bedenken möchten: indem er es ſelbſt, zu ſeinem großen Schaden und Nachtheil, erfahren müſſen, daß in den Bündniſſen ſelten Treue und Glaube vorhanden ſey. — Am Worte Gottes aber und den Lehren des Evangeliums ſollten ſie bis ans Ende treu und unverrückt feſthalten: weil dieſes Kraft und Troſt im Leben und Sterben verleihe.

Die Söhne verſprachen dem ſterbenden Vater ſeinen Ermahnungen treulich nachzukommen, und er gab ihnen nun ſeinen väterlichen Segen.

Dieſer väterlichen Ermahnung ohngeachtet, gab der älteſte dieſer Brüder, Herzog Johann Friedrich der Mittlere, zehn Jahre ſpäter, durch ſein Beiſpiel der Welt einen abermaligen Beweis der alten Wahrheit: es ſey für ein Land höchſt verderblich, wenn ſein Regent in die Hände übler Rathgeber fällt, und ihnen ſein Vertrauen ſchenkt; wie wir dieſes in der Zukunft, an den geeigneten Stellen vortragen wollen.

Als nun mit dem dritten März 1554, der letzte von Johann Friedrichs Lebenstagen erſchienen war, und die Leibärzte vor das Bette ihres kranken Herrn traten, ſprach er ganz ruhig zu ihnen:

„Sagt mir's nur, ob es Gefahr mit mir hat; denn ich fürchte mich, Gottlob, vor dem Tode gar nicht.“

Die Aerzte beantworteten nun dieſe an ſie gerichtete Frage offen alſo: „Es ſey Gefahr allerdings vorhanden, und wenn Ihre Kurfürſtliche Gnaden noch etwas zu beſtellen hätten, möchten ſie es in Zeiten thun!“ —

Der Kurfürſt entgegnete ihnen hierauf: daß er nichts ſonderliches anzuordnen wiſſe, und wolle alles Uebrige Gott befehlen.

Nun verlangte er, daß der ehemalige Biſchof von Naumburg, Nikolaus von Amsdorf, eine Predigt in dem Krankenzimmer halten ſolle, was auch ſofort geſchah. —

Als nun dieſe zu Ende war, trat der Canzler des Kurfürſten *D.* von Minkwitz nebſt dem Geheimſchreiber Johann Ludolph vor das Bette des Kranken, und berichtete ihm: Daß der Vertrag zwiſchen ihm und dem Kurfürſten Auguſt in Naumburg nunmehr abgeſchloſſen und auch in Dresden bereits vollzogen worden wäre. Dann legte ihm der Geheimſchreiber die Urkunde dieſes Vertrags zur Unterſchrift vor, und der Kurfürſt unterſchrieb ſie noch mit feſter Hand; dann aber ſprach er: „Ziehet hin, lieber Kanzler! — Was ich nicht mehr beſtellen kann, das mögen meine Söhne thun. Ich will mich nun um nichts zeitliches mehr bekümmern, ſondern mich zum Sterben zubereiten; denn ich werde es nicht lange mehr machen.“ —

Und ſo war denn eine Handlung zu beſtätigen, welche den Frieden zwiſchen den beiden ſächſiſchen

Fürſtenlinien der Zukunft ſichern ſollte, das letzte Geſchäft dieſes frommen Fürſten hienieden geweſen.

Hierauf ließ ſich der Sterbende aus dem Bette heben und auf einen Stuhl ſetzen, weil das Röcheln immer ſtärker wurde. — Und nun betete er mit Amsdorf, und nach einer Weile erhob er die Augen flehend himmelwärts und ſtöhnte abgebrochen den Seufzer: „Herr Jeſu — in deine Hände — befehle ich — meinen Geiſt! — ſey mir — armen Sünder gnädig!“ Dann ſenkte ſich ſein Haupt auf die Bruſt, ſeine Seele entwand ſich dem Körper, und er verſchied, ſanft und ſelig, wie ein Chriſt. — Dies aber geſchah, an dem benannten Tage, Vormittags um zehn Uhr. —

Der nun Entſeelte hatte es ausdrücklich geboten, daß man ſeinen Leichnam ohne Ceremonien zur Kirche bringen und daſelbſt neben ſeiner Gemahlin in die ſtille Ruheſtätte einſenken ſolle. Dieſen Willen mußte man ehren und demnach fand zwar, als man am 5. März die ſterblichen Ueberreſte des im Herrn Entſchlafenen zur Ruhe brachte, kein prächtiger, dem hohen Stande deſſelben gemäßer Leichen-Conduct ſtatt; dafür aber nahm dieſe Begräbnißfeier einen noch ſchönern Charakter an. Nicht allein der ganze Hof verſammelte ſich zu dieſer Feier, auch von den Bürgern der Reſidenzſtadt Weimar blieb Keiner daheim, und die Landleute aus der Umgegend ſtrömten ſchaarenweiſe zu den Thoren herein; Alle aber vereinigten ſich, dem Leichname dieſes frommen Fürſten, der ihnen jederzeit ein treuer Vater und auch dem Geringſten im Volke zugänglich geweſen war, das Geleite zur Ruheſtätte zu geben, und ihre Thränen floſſen, als die Trauerlieder ertönten und Amsdorf die Leichenpredigt hielt.

Das Trauerpferd, welches dem Herkommen nach, ſchwarzbehangen, dem Sarge nachgeführt worden war, wurde nach beendigtem Leichenbegängniß mit ſeinem Behänge dem Vorſteher des Armenweſens zugeſtellt und ihm bedeutet: es werde dieſes Thier ſo lange ſein Futter vom Hofe erhalten, bis es, zum Beſten der Armen, verkauft werden könne.

Noch iſt zu bemerken: daß die funfzehn und eine halbe Mark ſchwere goldne Kette, die der Kurfürſt trug, nur allein aus ſolchem Golde gefertigt worden war, welches aus dem Sande der Elbe, in der Gegend von Torgau, ausgewaſchen worden war.

4.

Dr. Matthias Hoé von Hoenegg ſtirbt am 4. März 1645.

Dieſer Mann, welcher zu ſeiner Zeit, als Oberhofprediger des Kurfürſten Johann Georg *I.*, einer der bedeutendſten Theologen in der evangeliſchen Kirche und von großem Einfluß auf ſeinen Herrn, den Kurfürſten, war, wurde am 24. Februar 1580 in Wien geboren, wo ſein Vater den Kaiſern Maximilian *II.*, und Rudolph *II.* als Rath diente.

Man weiß es ſchon, welche Toleranz zu jener Zeit in Oeſterreichs Hauptſtadt herrſchte, und daß ſelbſt ein Theil der kaiſerlichen Beamteten ſich zur evangeliſchen Religion bekannte, zu welcher denn auch der Vater unſeres Matthias gehörte, der ihn mit Sorgfalt in dieſem Glauben unterrichten ließ.

Schon als Kind zeigte Matthias ſolche Geiſtesgaben, daß er ſchon im zwölften Jahre vor der ganzen Univerſität eine Rede halten konnte. Solch' ein aufkeimendes Talent durfte den Jeſuiten nicht entgehen, und ſie wendeten deshalb Alles an, dieſen ſo viel verſprechenden Knaben an ſich zu ziehen. Schon war es ihnen einigermaßen gelungen; denn Matthias beſuchte bereits heimlich die Meſſe, und es ließ ſich noch mehr von ihm erwarten, als ſein Vater hinter dieſe Heimlichkeit kam und ſo ernſt mit dem Sohne ſprach, daß dieſer wieder umkehrte, und ſeinem erſten Glauben treu blieb.

Von 1597 bis 1602 ſtudirte er in Wittenberg, und unentſchloſſen, welcher Wiſſenſchaft er ſich ganz zuwenden ſollte, widmete er der Theologie und Jurisprudenz ſeine Zeit mit faſt gleichem Eifer; denn beide Wiſſenſchaften waren ihm ſehr lieb und werth. Doch endlich, als ſich ſein gewaltiges Predigertalent immer mehr hervorthat, beſtimmte er ſich ganz für die erſtere, und war ſo fleißig in derſelben, daß er bei ſeinem Abgange von der Univerſität als dritter Hofprediger nach Dresden berufen wurde.

Hier ſprach er nun mit männlichem Freimuthe von der Kanzel und bekam deshalb viele Feinde, wie es denn auch ganz natürlich iſt. — Die Wahrheit hat aber nur die zu Feinden, die ſich getroffen und verletzt fühlen; die Beſſern aber ſind ihr hold.

Und unter dieſen Letztern befand ſich denn auch der Kurfürſt Chriſtian *II.* ſelbſt, denn er ſchätzte ſeinen Hofprediger hoch. — Weil aber auch der beſte Fürſt immer ein Menſch bleibt, dem die Allwiſſenheit und Allgegenwart abgeht; ſo wurde auch dieſem Hofprediger hinter dem Rücken ſeines Beſchützers das Leben ſo ſauer gemacht, daß er nach Jahresfriſt ſein Amt wieder niederlegte, und die Superintendentur zu Plauen annahm, wo er ſich als Prediger, Schriftſteller und Bürgerfreund gleich berühmt machte; ſo daß ihm die höchſten geiſtlichen Stellen (doch vergeblich) angetragen wurden.

Nach ſieben Jahren wurde er (1610) von der deutſchen evangeliſchen Kirche in Prag zum Direktor ihrer neuen Kirchen- und Schuleinrichtung und zugleich zum oberſten Geiſtlichen berufen. Dieſem Rufe folgte er zwar, gab aber dem Kurfürſten das Verſprechen, bei der erſten Gelegenheit wieder nach Sachſen zu kommen. —

Dr. Hoé war der bitterſte Feind derer, die ſich zu Calvins Lehrſätzen bekannten; deshalb aber bekam er in Prag ſo viel Feinde, die ihn mit Zunge und Feder, Pasquillen und Gift ſo hart verfolgten, daß er ſich nicht genug wehren konnte. Zwar entſchädigte ihn die Liebe ſeiner Gemeinde für dieſen Haß reichlich; als aber, nach Kurfürſt Chriſtians Ableben, deſſen Bruder und Nachfolger, der Kurfürſt Johann Georg *I.*, dieſen auch von ihm hochgeſchätzten Geiſtlichen zum Oberhofprediger*) und Oberconſiſtorialrath berief, mit welchen Aemtern auch das eines Beichtvaters des Kurfürſten

---

*) *Dr.* Hoé war der erſte Geiſtliche, der unter dieſem Titel berufen wurde; vorher gab es keinen Oberhofprediger in Dresden, ſondern es beſorgten blos drei Geiſtliche unter der Benennung der Hofprediger den Hofgottesdienſt.

A. d. V.

verbunden war, nahm er dieſen Ruf an, um nur aus jener übeln Lage zu kommen.

Bis zu dem Ausbruche der böhmiſchen Unruhen benahm ſich der *Dr.* Hoë tadellos; nun aber riß ihn ſein Haß gegen die Reformirten zu Schritten hin, welche ſolche Folgen hatten, daß die Evangeliſchen ſpäterer Zeiten, in Böhmen wie in Sachſen, dieſem Manne keine Segenswünſche nachrufen konnten. Auch ſelbſt wir, die Genoſſen weit ſpäterer Zeiten, können ihm kein Ehrendenkmal ſetzen: weil es wahrſcheinlich um Sachſen ganz anders ſtehen würde, wenn Johann Georg ſich von dieſem, wenigſtens ſehr zweideutigen, Manne nicht hätte leiten laſſen. — Saß ein Moritz oder ein Friedrich *II.* (von Preußen) damals auf Sachſens Fürſtenthrone, ſo konnte ſich dieſes Land mit leichterer Mühe unter die großen Mächte Europens aufſchwingen, als es dem preußiſchen Friedrich ſpäter gelang. — Gewiß iſt es auch, daß Sachſen die Theilung von 1815 nicht erfahren haben würde, wenn es zweihundert Jahre früher keinen Oberhofprediger in Dresden gab, der das Vertrauen, was ihm ſein Herr und Beichtſohn ſchenkte, ſo übel anwendete.

Doch von allem dieſem finden wir freilich das Gegentheil in der Geſchichte; denn der Haß gegen die Bekenner der Lehre Calvins verleitete den *Dr.* Hoë dazu, ſeinen ihm das unumſchränkteſte Vertrauen ſchenkenden Herrn zu Schritten zu bereden, welche vor dem Richterſtuhle einer geſunden Politik unmöglich Gnade finden können, und nicht allein dem Heile der Evangeliſchen überhaupt, ſondern auch dem von Sachſen insbeſondere ſehr nachtheilig waren.

In der Geſchichte findet man verſchiedene Motiden zu dieſem Benehmen Hoë's angegeben, und wenn man auch nicht allen Beſchuldigungen, die hier dieſem Manne gemacht werden, beipflichten kann, ohne ſie völlig erwieſen zu ſehen; ſo tragen ſie doch auch in verſchiedener Hinſicht den Stempel der Wahrſcheinlichkeit an ſich, und verdienen deshalb Beachtung. —

Dr. Hoë war, wie wir bereits wiſſen, ein geborner Oeſterreicher, und als ſolcher trug er einen hohen Grad von Vorliebe für ſein Vaterland und den Kaiſer im Herzen; allein es beſchuldigen ihn auch die hiſtoriſchen Schriftſteller jener Zeit, daß er einen geheimen Jahrgehalt von 10,000 Thalern, (nach manchen ſogar von 12,000 Dublonen) vom Wiener Hofe genoſſen habe, wofür er den Kurfürſten ſtets dem Intereſſe dieſes Hofes getreu erhalten ſolle, was er denn auch mehr als zu eifrig that. Freilich geſtand der Beſchuldigte dieſes nicht ein; allein dieſes Läugnen war nicht vermögend, ſeinen geſunkenen Credit wieder zu heben und das geſchwundene Vertrauen wieder herzuſtellen; er hatte ſich verhaßt gemacht, und war und blieb es.

Aus Eifer für das Intereſſe des Kaiſers beredete er, nachdem der Fenſterſturz in Prag geſchehen war, den Kurfürſten, daß er die ihm angetragene Krone Böhmens nicht annahm, wohl aber die Execution gegen die Lauſitz; indeſſen war das Letztere wenigſtens Etwas, was dem Kurfürſten Nutzen brachte. —

Und als nun der Proteſtantismus in den Staaten Oeſterreichs ſo gut als ganz vernichtet war, weil von dem mächtigſten der proteſtantiſchen Reichsſtände für die unterdrückten Glaubensgenoſſen weiter nichts geſchah, als Worte zu ſpenden, die von den Alles leitenden Jeſuiten aus guten Gründen verlacht wurden, auch in andern Ländern Deutſchlands die Evangeliſchen ein gleiches Schickſal bedrohete, ja ihnen im Allgemeinen der Untergang nahe war, indem das Reſtitutions-Edikt dieſen Untergang unverholen verkündete: da beredete dieſer Beichtvater ſeinen Beichtſohn, ſich an die Spitze der ſämmtlichen Proteſtanten zu ſtellen, (S. 10. Febr.) ob er gleich wiſſen mußte, daß Johann Georg nicht der Mann war, dieſen Bund zuſammenhalten zu können, und denſelben kräftig zu leiten. —

Als nun Magdeburg, in Folge des Zauderns der Häupter dieſes Bundes, zerſtört war, der kaiſerliche Hof endlich die Maske abnahm und Johann Georg ſich genöthigt ſah, ſeiner eignen Erhaltung wegen ſeine Zuflucht zu dem früher verſchmäheten Könige von Schweden zu nehmen: da wurde es durch die Geſchichte der folgenden Jahre erwieſen, daß dieſe Vereinigung dem *D.* Hoë nicht von Herzen gegangen war. — Denn als der Heldenkönig, Guſtav Adolph, Alles für Sachſen gethan und ſogar in der Vertheidigung dieſes Landes ſein Leben gelaſſen hatte, ſo vergaß man dennoch dieſes Alles, vergaß, daß die Schweden Sachſens Retter zweimal geweſen waren, und verließ ſie nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen, am 6. Spt. n. St. 1634, (S. *IX.* Bd. v. Tertor's Denkwürdig. S. 43.) — Alles, was ſie für Sachſen gethan hatten, wurde nun als nicht geſchehen betrachtet; ja man trat ſogar gegen die Schweden feindlich auf, und die hierauf erfolgten eilfjährigen Leiden des Sachſenlandes waren nur allein die Folgen des Prager Friedens.

Der Herr Oberhofprediger erlebte zwar dieſe Leiden, empfand aber perſönlich nichts davon; dafür verwünſchten ihn jedoch die unglücklichen Opfer dieſer Fehlſchritte, und die Stimme der öffentlichen Meinung ſprach ſich laut genug gegen ihn aus; denn man gab in Schriften dem Kurfürſten den freilich nicht erlangten Rath: ſeinen Oberhofprediger, als ein Sühnopfer für das von ihm verſchuldete Unglück, durch das Schwert des Henkers zu belohnen. — Dafür tröſtete ſich denn der Verläſterte mit der Gnade des Kurfürſten, die er, nebſt dem unerſchütterten Vertrauen deſſelben, bis an ſein Ende beſaß; ſo daß ihn dieſer Fürſt weit höher ehrte, als je einer ſeiner Standes- oder Amtsgenoſſen geehrt worden war. Beſtändig ſpeiſte der Oberhofprediger an der Tafel des Kurfürſten und ſaß gewöhnlich, ſelbſt wenn fürſtliche Gäſte an der Tafel befindlich waren, neben ihm. Wenn der Kurfürſt mit dem Oberhofprediger ſprach, ſetzte der Erſtere nie den Hut auf und behandelte ihn auch ſonſt mit Ehrfurcht. — Ohne des Oberhofpredigers Rath faßte der Kurfürſt nie einen wichtigen Entſchluß, und alle Staatsgeheimniſſe waren ihm offenbar. — Wenn man nun dazu die Verhältniſſe erwägt, in welchen der Oberhofprediger *Dr.* Hoë mit dem kaiſerlichen Hofe ſtand, ſo darf man ſich nicht wundern, daß Manches ſo gekommen iſt, wie es kam.

Endlich ſtarb dieſer am ſächſiſchen Hofe Alles geltende Mann, am 4. März 1645, als bereits der Friedens-Congreß in Osnabrück eröffnet war. Dieſer brauchte jedoch über drei Jahre, bis zum Abſchluß des Friedens, nach dem ſich faſt ganz Europa ſehnte. Selbſt der Waffenſtillſtand, der für Sachſen ſo höchſt nöthig war, wurde erſt einige Monate nach des Oberhofpredigers Ableben, am 27. Auguſt 1645 im Pfarrhauſe zu Kötzſchenbroda bei Dresden, auf ſechs Monate geſchloſſen und wäre höchſt wahrſcheinlich nicht zu Stande gekommen, wenn dieſer geiſtliche Herr am Leben geblieben wäre; denn es konnte der Kurfürſt, auch nach dem Tode des Beichtvaters, nur durch die ſchrecklichſten Drohungen der Schweden bewogen werden, den Waffenſtillſtand zu unterzeichnen.

Dies war alſo *Dr.* Hoë als Menſch, — obgleich das Vorſtehende blos eine kleine Skizze ſeines Wirkens iſt, — als Gelehrter aber gehörte er unter die erſten und fleißigſten ſeiner Zeit; und als Schriftſteller war er in der Periode ſeines Lebens wohl der fruchtbarſte.

5.

Johann Wilhelm Kannegießer wird als Gotteslåſterer mit dem Tode beſtraft.

Dieſer Mann war in Coburg geboren, wo ſein Vater die Stelle eines Sekretairs bekleidete; er ſelbſt wurde ein Strumpfwirker. Von Natur mit einem ſehr guten Kopfe begabt, ſah er ſich auf ſeiner Wanderſchaft in Frankreich, Holland und andern Låndern um, und trug dadurch zu ſeiner Ausbildung nicht wenig bei. — Zu dem unglücklichen Gedanken, Gott zu långnen, glaubte er in Folgendem Veranlaſſung gefunden zu haben.

Es hatte ſich dieſer junge Mann während ſeines

Aufenthalts in Frankreich viel Geld geſammelt, und wollte nunmehr ſeinen ehrenwerthen freien Stand mit dem eines Kammerdieners vertauſchen. Er kaufte ſich daher einige ſchöne Kleider und Zubehör, und machte ſich nun auf die Reiſe nach dem Haag, dort eine Stelle zu ſuchen. Er bekam einen Reiſegefährten dahin, und wurde mit demſelben vertrauter als die Klugheit erlaubt. Bald wurde er die Folgen davon gewahr. Noch war er nicht am Ziele, als ſich der Reiſegefährte in der Nacht auf und davon machte und Kannegießers ſämmtliche Equipage mit ſich nahm. — Als er nun am Morgen erwachte und ſich alles ſeines Eigenthums beraubt ſah, gerieth er in Verzweiflung, und betete eifrig zu Gott, ihm ſeine geſtohlnen Sachen wieder zu verſchaffen. — Dieſes geſchah aber nicht, und nun gerieth Kannegießer in den großen bedauernswürdigen Irrthum: Es ſey kein Gott, weil er ihm ſeine geſtohlenen Sachen nicht wieder verſchafft habe. Hierauf begab er ſich nach Amſterdam, wo er in eine liederliche Geſellſchaft gerieth, die ihn in ſeiner unglücklichen Meinung noch mehr beſtärkte, ſo daß er ſie für eine erwieſene Wahrheit hielt, und dieſer Glaube ſich nun als eine fixe Idee in ſeiner Seele feſtſetzte. —

Endlich kam er nach Coburg zurück, wo er einige Freunde hatte, von denen er nun Hülfe und Unterſtützung verlangte. — Dieſe waren auch dazu bereit, und wollten ihm einen Stuhl verſchaffen, damit er auf demſelben arbeiten und ſein Handwerk treiben könne. Doch es ſcheint, als ſey es ſchon da mit Kannegießer nicht recht richtig mehr im Kopfe geweſen; denn er war nicht mit dieſem Stuhle zufrieden, was er jedenfalls ſeyn mußte, da er denſelben ja geſchenkt bekam, ſondern er verlangte drei Stühle, und ſah dieſes als ein Müſſen an. — Hierdurch wendete ſich die Sache aber ſo, daß er gar nichts bekam, weil ſeine Freunde und Wohlthäter über ſein höchſt verkehrtes Benehmen entrüſtet wurden; was auch ganz natürlich war.

Nunmehr gerieth ſein Geiſt wieder in neue Aufregung und in derſelben ſchrieb er einen Brief an ſeinen Taufpathen, in welchem er das Daſeyn Gottes läugnete und die Stunde verfluchte, wo ihm gelehrt worden ſey: „es lebe ein Gott und walte über ſeinen Geſchaffenen.“ — Dieſer Brief kam aus Unvorſichtigkeit an den Tag, und die Folge davon war, daß Kannegießer verhaftet wurde. Die Geiſtlichen beſuchten ihn nun in ſeinem Verhaft, und wollten ihm ſeinen Irrthum benehmen, anſtatt daß man ihn durch geſchickte pſychiſche Aerzte hätte ſollen behandeln laſſen. Ueberhaupt mögen ihn die geiſtlichen Herren nicht richtig behandelt haben, und es ſcheint, als habe ſich der Streit mit dieſem Wahnſinnigen — denn nur ein Wahnſinniger kann das Daſeyn Gottes läugnen — ſehr erhitzt und die geiſtlichen Aerzte in Zorn gebracht: denn Kannegießer läſterte Gott und die Dreieinigkeit in den ſchändlichſten, niedrigſten Ausdrücken, und gerieth dabei in wahre Wuth. —

Nunmehr wurde dem Unglücklichen der Prozeß gemacht, und das eingeholte Urtheil erkannte ihm den Tod durch das Schwert zu. — Der Tag der Vollziehung deſſelben erſchien, und man gab ſich noch vor demſelben alle Mühe, ihn von ſeiner Meinung abzubringen, ſelbſt noch kurze Zeit vor der Execution, aber Alles war vergebens, Kannegießer blieb feſt bei ſeiner fixen Idee.

So ging denn alſo die Hinrichtung am 5. März 1713 vor ſich, und der Unglückliche wurde noch dabei ſehr gemartert; denn der Scharfrichter hieb dreimal, ehe der Verurtheilte das Leben verlor. Einer dieſer Hiebe drang von hinten her in den Mund und traf die Zunge, welche dadurch zerſtört wurde. Dieſe Ungeſchicklichkeit ſah man als eine beſondere Fügung Gottes an, daß eben das Glied, womit der Verbrecher geſündigt habe, durch das Schwert der Gerechtigkeit getroffen worden ſey. —

Seit jener Zeit haben ſich unſere Begriffe ſehr berichtigt, und in der jetzigen Zeit würde man einen ſolchen Unglücklichen eher ins Irrenhaus als auf das Blutgerüſt ſchicken.

6.

Dr. Luther verläßt die Wartburg und kehrt nach Wittenberg zurück.

Als Luther, auf der Reiſe von Worms nach Wittenberg, bei Eiſenach überfallen, gefangen genommen und auf die Wartburg gebracht worden war, (S. 4. Mai) lebte er in dieſem Aſyl, vor Bann und Acht geſchützt, zehn Monate hindurch; dann aber veranlaßten ihn verſchiedene Urſachen, es zu verlaſſen und nach Wittenberg zurückzukehren.

Luthers Ordensbrüder, die Auguſtiner in Wittenberg, verließen zum größern Theile das Kloſter, theilten das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt aus, und erlaubten ſich auch ſonſt noch verſchiedene raſche und unvorſichtige Handlungen; ſo daß durch dieſes Uebereilen dem Reformationswerke leicht Schaden erwachſen konnte: indem ſelbſt der Kurfürſt ſie warnen ließ, nicht durch unvorſichtige und unbeſonnene Neuerungen, des Evangeliums Sache in Gefahr zu bringen.

Desgleichen thaten ſich, im Herbſte 1521, zu Wittenberg Schwärmer hervor. Nikolaus Storch ein Tuchmacher aus Zwickau, welcher aus ſeinen ziemlich zahlreichen Anhängern zwölf Apoſtel und zwei und ſiebenzig Jünger erwählte, — dem auch der berüchtigte Thomas Münzer anhing, — gab mit ſeinen Glaubensbrüdern vor: ſie hätten göttliche Offenbarungen, und Gott mache ihnen in vertraulichen Geſprächen ſeinen Willen kund. Nicht minder verwarfen ſie die Kindertaufe, und wollten nur Erwachſene getauft wiſſen. Dabei war auch ihre Verfahrungsart ſo tumultuariſch, daß Melanchthon nebſt Amsdorf dieſe Sache nicht allein an den Kurfürſten berichteten, ſondern auch Luthern ſelbſt Nachricht davon gaben, der ihnen in der Antwort rieth: „Dieſe Leute wohl zu prüfen, und ihnen nicht gleich Glauben beizumeſſen; bisher habe er nichts von ihren Worten und Thaten gehört, daß nicht der Satan ebenfalls thun könne.“

Zu dieſen Gegenſtänden der Unruhe geſellte ſich noch einer und wurde bald der bedenklichſte. *Dr.* Andreas Carlſtadt,*) ein, wegen ſeiner Gelehrſamkeit ſehr geſchätzter Mann, der ſich ſchon durch die Leipziger Disputation (1519) berühmt gemacht hatte, glaubte ſich berufen, in Luthers Abweſenheit die Reformation an deſſen Stelle fortzuſetzen, und ihm wurde ſchnell ein bedeutender Anhang zu Theil. Nun ſchaffte er auf einmal, und ohne vorher das Volk zu belehren, auch ohne die geringſte Rückſicht auf die Schwachen zu nehmen, manches ab, was vorher dem Volke heilig geweſen war. Zuvörderſt erklärte er Alles, was durch die Päpſte früher angeordnet worden und bisher eingeführt geweſen war, ohne Ausnahme, für gottlos, unchriſtlich und verabſcheuungswürdig, und breitete, auf der andern Seite, mancherlei Schwindeleien, die ein neues goldnes Zeitalter verſprachen, unter dem Volke aus. — Neben dieſes trat auch manches an ſich Gute, was aber vorher einiger Vorbereitung auf die Abſchaffung bedurfte, z. B. die Vertauſchung der lateiniſchen Sprache mit der deutſchen, bei der Meſſe. — Das Erheben des geſegneten Brodes bei derſelben ſolle man unterlaſſen, und das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt reichen.*) — Die Beichte ſey ein Ueberbleibſel des Papſtthums und daher verwerflich. — Die Altäre in den Kirchen dürften eben ſo wenig als die Bilder in denſelben geduldet werden, weil ſie nur zum Baalsdienſte nützlich wären ꝛc. — Es ſchüttete alſo *Dr.* Carlſtadt auf einmal das Kind mit dem Bade aus.

---

*) Dieſer Mann hieß eigentlich Andreas Bodenſtein, von Carlſtadt gebürtig, und Luther nannte ihn, wegen der Anfangsbuchſtaben ſeines Namens und wegen ſeines Charakters, im Scherz: „Das böſe A. B. C.“ — A. d. V.

In den Weihnachtsfeiertagen 1521 regte Carlſtadt, gegen die genannten Gegenſtände, durch ſeine

---

*) Gerade dieſer Punkt hätte durchaus einer längern Vorbereitung bedurft, was Luther auch ſelbſt ausſprach, und dieſes über Hals und Kopf abſchaffen nicht billigte, wie wir im folgenden Abſchnitte ſehen werden. A. d. V.

Predigten das Volk auf das heftigſte auf, und krönte endlich ſein Werk dadurch, daß er an der Spitze von Bürgern und Studenten in die Schloßkirche drang, die Bilder und Altäre in derſelben zerſtörte und verbrannte.

Immer höher ſtiegen dieſe Ausſchweifungen und die Umtriebe der Anhänger Storchs und ſeiner Geſellen. — Melanchthon, Jonas, Bugenhagen ꝛc. thaten nichts, dieſem Unweſen Einhalt zu thun, berichteten aber dieſe Sache an Luthern, und dieſer ſah ſogleich, daß hier kein anderer Weg vorhanden ſey, als ſein Aſyl zu verlaſſen, und ſich wieder nach Wittenberg zu begeben, dort ſelbſt mit Kraft und Macht dieſem Unweſen entgegenzutreten. —

Dieſen Entſchluß zu faſſen, bedurfte es jedoch hohen Muthes, denn des Papſtes Bann und das Wormſer Edict riefen ja alle Welt gegen ihn zu den Waffen. Doch der Mann, dem es nicht zu viel war, im feſten Vertrauen auf Gottes Schutz nach Worms zu gehen, wo er ein zweites Coſtnitz zu finden fürchten mußte, — wendete ſich auch jetzt mit herzlichem Gebet an den himmliſchen Vater, deſſen Werkzeug er war, und geſtärkt durch der Erhörung Kraft trat er nun frohen Muthes ſeinen Weg an.

Ganz als ein Ritter gekleidet, mit langem Haar und Bart, und von ſeinem Freunde, dem vertrauten Knappen des Schloßhauptmanns Berlepſch, der während ſeines Aufenthalts auf der Wartburg, unter dem Titel eines Einſpännigers, ſein täglicher Begleiter geweſen war, zog er nun fort, und trat am 6. März 1522 ſeinen Weg nach Wittenberg an. Es traf zwar noch kurz vor ſeiner Abreiſe ein Befehl des Kurfürſten auf der Wartburg ein, welcher Luthern das Dableiben gebot; doch er war zu ſehr von der Nothwendigkeit ſeiner Reiſe überzeugt, daß er ſich nicht halten ließ und auf ſeiner Abreiſe ſo feſt beſtand, daß ihn endlich der Schloßhauptmann ziehen ließ.

In Erfurt kehrte der Junker Jörge, — dieſen Namen führte Luther bisher und auf der Reiſe, — mit ſeinem Begleiter, der ihm als Knappe diente, in der hohen Lilie *) ein. Er hatte noch vor ſeinem Eintritt in den Mönchsſtand in dieſem Hauſe gewohnt, und nahm deshalb vorzüglich ſeine Einkehr in demſelben; doch hätte Niemand in dem Manne mit dem langen Haar und Barte und dem mächtigen Schlachtſchwert an der Seite den Mönch vermuthet, der einen ſchwerern Kampf begonnen hatte, als irgend ein Ritter gewagt haben würde, hätte er auch gegen Löwen und Drachen gekämpft.

Dieſer Junker Jörge ſpeiſte heute in Gemeinſchaft mit einigen Andern und wurde hier in ein intereſſantes Geſpräch verflochten.

Schon um dieſe Zeit hatte die Lehre Luthers die Oberhand in der Stadt Erfurt erhalten, und ihre Bekenner waren bereits im Beſitz von einigen Pfarrkirchen in dieſer Stadt, und eben war es an dem, daß auch verſchiedene Klöſter in derſelben zu Gunſten dieſer Lehre aufgehoben werden ſollten. — Dieſer ſchnelle Fortgang wurde jetzt an der Tafel beſprochen, und einem unter den Gäſten befindlichen eifrigen

---

*) Bekanntlich trägt in den alten Reichsſtädten ein jedes Haus einen eigenen Namen, welcher es von andern unterſcheidet, ohne daß man ſich unter dieſen Namen Gaſthofsbenennungen denken dürfe. Doch ſcheint es, als habe dieſes Haus zu jener Zeit ein Speiſewirth beſeſſen, der für Männer von Stande Tafel hielt. — A. d. V.

Glaubensgegner wurde die Galle dermaßen rege, daß er auf dieſen fluchwürdigen Ketzer und ſeine verdammenswerthe Lehre heftig zu ſchimpfen und zu läſtern begann. Die Tiſchgenoſſen hörten dieſe Läſterungen eine Zeitlang ruhig mit an; doch als er es zu arg machte, — wie ſolche Geiſter gewöhnlich thun, wenn ihnen Niemand antwortet — wurden endlich die Gemüther durch dieſes fortwährende Begeifern aufgeregt, und Luther merkte, daß eine fühlbare Argumentation ſich gegen den Läſterer erheben könne, beſchloß aber, dieſes zu verhüten, und wendete ſich nun an ihn mit der beſcheidenen Bitte: „da es ſcheine, er ſey mit Luthers Lehre wohl bekannt; ſo wolle er als ein ungelehrter Rittersmann ihn bitten, ihm doch unbeſchwert zu ſagen: Was eigentlich Luther lehre?“

Selbſt genügſam, antwortete ihm der Gegner: „daß er dieſer Lehre wohl hundert Irrthümer nachweiſen wolle. — Als ihn nun aber Luther erſuchte, ihm nur einen einzigen mitzutheilen; ſo beſann ſich der Läſterer, und ſchien zu wählen, welchen er darſtellen wolle. Die Wahl ſchien ihm aber ſchwer zu werden unter ſo vielen; oder war es etwa mit ſeiner gerühmten Wiſſenſchaft nicht weit her; genug, es kam von den hundert Irrthümern nicht ein einziger zum Vorſchein. Junker Jörge nahm alſo nunmehr Gelegenheit, dem Läſterer ſein Unrecht in beſcheidener aber auch kräftiger Sprache vorzuhalten und ihm zu zeigen, wie unchriſtlich es genannt zu werden verdiene, Jemand hinter ſeinem Rücken Uebles nachzureden, beſonders wenn man ſo wenig davon überzeugt ſey, als dieſes wohl hier der Fall ſeyn möchte. Beſchämt ſchwieg nun der früher ſo beredte Läſterer ſtill, beſonders als er merkte, daß er die Gemüther gegen ſich aufgereizt habe.

So war nun das Colloquium zu Ende; doch der Einſpänniger, der Luthern begleitete, ſah mit Mißvergnügen, daß der Junker Jörge aus ſeiner Rolle fiel und ſich gelehrter zeigte, als ein Ritter wohl vermochte, wobei es auch der Kluge merkte, welches Aufſehen es erregte, als er den Läſterer ſo fein ſchulete. Um nun eine gänzliche Entdeckung zu vermeiden, meldete er ſeinem Junker, daß die Roſſe wieder bereit ſtänden; worauf dieſer ſich der Tiſchgeſellſchaft empfahl, ſich auf ſein Roß ſchwang und im ſcharfen Trabe die Stadt verließ. —

Von Borna aus ſchrieb Luther an den Kurfürſten, meldete ihm ſeine Rückkehr und die Urſachen derſelben. Von dieſem Briefe wollen wir nur die Stellen geben, wo er ſeine Ueberzeugung ausſpricht, daß er den Schutz Gottes viel höher achte, als den Schutz eines Menſchen, und wäre er auch der mächtigſte Fürſt; denn er ſchrieb, nachdem er zuvor der Härte des Herzogs Georg (des Bärtigen) gegen die Bekenner der evangeliſchen Lehre und der gegen ſie gerichteten Verfolgungen gedacht hat, folgende merkwürdige Stelle nieder: „Solches ſey Ew. Kurfürſtliche Gnaden geſchrieben, der Meynung, daß Ew. Gnaden wiſſe, ich komme gen Wittenberg in einem gar viel höhern Schutz, denn des Kurfürſten ꝛc. — Dazu wenn ich wüßte, daß mich Ew. Kurfürſtliche Gnaden könnte und wollte ſchützen, wollte ich nicht kommen. — Dieſer Sache ſoll noch kann kein Schwert rathen oder helfen. Gott muß hier allein ſchaffen, ohne alles menſchliche Sorgen und Zuthun.

Darum wer am meiſten glaubt, der wird hier am meiſten ſchützen ꝛc.“ —

Als nun Luther in Wittenberg ankam, zog ihn ſein Herz vor Allem zu ſeinem Herzensfreunde Melanchthon hin, von welchem er aber anfänglich nicht erkannt wurde. Doch als ihn der Freund wieder erkannte und in ſeine Arme ſchloß, beſeelte ihn die höchſte Freude, und dieſe theilte ſich bald den übrigen Freunden und Mitarbeitern am großen Werke mit; doch hielt man es noch verſchwiegen, weil Luther unvermuthet auftreten und in einer Reihe von Kanzelvorträgen die bisherigen Irrungen bekämpfen, die Irrenden aber belehren wollte.

7.

Luthers Wirken in Wittenberg, nach ſeiner Zurückkunft von der Wartburg.

Doch die Irrungen und Schwärmereien ꝛc., welche in Luthers Abweſenheit in Wittenberg ſtattgefunden hatten, waren für die Sache der Reformation von ſehr üblem Einfluß geweſen; weil ihren Feinden auch das Geringſte nicht zu klein war, wenn es nur dazu dienen konnte, dem ſo verhaßten Werke zu ſchaden. — Daher ſtanden die Angelegenheiten der Kirchenverbeſſerung, im Anfange des Jahres 1522 ſo, daß ſich für die Folgezeit derſelben viel fürchten ließ; ja es wurde die Möglichkeit ſichtbar, die Reformation ganz zu unterdrücken, und das Alte, wie es vorher geweſen war, wieder herzuſtellen. Dieſe Gefahr war es aber hauptſächlich, die Luthern zur Rückkehr bewog.

Es war an einem Freitage, als Luther in Wittenberg ankam, und ſchon am Sonnabend früh begann er fleißig ſeine Arbeit, ſo daß er ſchon vom folgenden Tage an, welches der Sonntag Invocavit war, die ganze Woche hindurch täglich eine Predigt halten konnte. Die Abſtellung der Unruhen, die während ſeiner Abweſenheit entſtanden waren, ſah er als das Ziel an, das er durch dieſe Predigten erreichen wollte, und nie hat ſich der Reformator ehrwürdiger und ſanftmüthiger bewieſen, als gerade in dieſen Predigten. Mit einer Liebe und Schonung, die ihm ſonſt ſelten eigen zu ſeyn pflegte, zeigte er die Irrwege, auf die man während ſeiner Abweſenheit gerathen ſey; ſuchte er ſeinen Zuhörern darzuthun, wie ſehr man bei den vorgenommenen Verbeſſerungen gegen die chriſtliche Liebe verſtoßen habe. Zwar lobte er den Eifer im Wachsthum der Erkenntniß, mißbilligte auch manche der gemachten Aenderungen nicht gerade zu, wohl aber die Art und Weiſe, wie ſie gemacht worden waren, das unruhige, gewaltſame Verfahren dabei, die Vernachläſſigung aller Rückſichten auf die ſchwächern Mitbrüder. Das war es, was er tadelte und rügte, worüber er ſie eigentlich belehren wollte. — Folgende Stelle aus einer dieſer Predigten, die mit Luthers Werken auf unſere Zeit gekommen ſind, giebt uns einen anſchaulichen Begriff von jenen Kanzelreden und dem in ihnen herrſchenden Geiſte.

„Nicht Jedermann, lieben Freunde, — ſagt der Prediger in derſelben — nicht Jedermann muß thun, was er Recht zu thun hat, ſondern ſehen, was ſeinem Bruder nützlich und förderlich iſt. — Denn wir ſind nicht Alle gleich ſtark im Glauben, darum müſſen wir nicht auf uns und unſer Vermögen ſehen, ſondern unſeres Nächſten; denn Gott durch Moſen ſpricht: „„Ich habe Dich getragen und auferzogen gleich wie eine Mutter ihrem Kinde thut.““ — Wie thut aber eine Mutter ihrem Kinde? — Zum erſten giebt ſie ihm Milch, darnach einen Brei, darnach weiche Speiſen. Alſo ſollen wir auch thun mit unſerm Bruder: Geduld mit ihm tragen eine Zeit lang, ihm auch Milchſpeiſe geben, wie uns geſchehen iſt, bis er auch ſtark werde, nicht aber allein zum Himmel fahren, ſondern unſere Brüder, die jetzt nicht unſere Freunde ſind, auch mitbringen. — Ich hätte es nicht ſo weit getrieben, wäre ich hier geweſen. — Die Sache iſt wohl gut, aber das Eilen iſt zu ſchnell, denn auf jener Seite ſind auch Brüder und Schweſtern, die zu uns gehören, die müſſen auch noch herzu. Darum, lieben Brüder, folget mir. — Ich habe es ja nie verderbet, bin auch der Erſte geweſen, den Gott auf dieſen Plan geſetzt hat. Ich kann ja nicht entlaufen, ſondern muß ſo lange bleiben, als es Gott gefällt; ich bin auch der Erſte geweſen, dem es Gott geoffenbaret hat. Alle die haben geirrt, die dazu geholfen und verwilligt haben, die Meſſe abzuthun: nicht, daß es nicht gut geweſen wäre, ſondern daß es nicht ordentlich gethan iſt. — Du ſprichſt: — Es iſt recht aus der heiligen Schrift; ich bekenne es auch: aber wo bleibet die Ordnung? Denn es iſt in einem Frevel geſchehen, ohn' alle Ordnung, mit Aergerniß des Nächſten; denn man ſollte gar mit Ernſt zuvor darum gebeten und die Obrigkeit dazu genommen haben, ſo wüßte man, daß es aus Gott geſchehen wäre. — Allhier merket man, daß Ihr den Geiſt nicht habt, wiewohl Ihr ein hoch Erkenntniß der Schrift habt. ꝛc. ꝛc. —"

Und ſo wie er hier das wilde Verfahren der Neuerer bei Abſchaffung der Meſſe tadelt, eben ſo fand er es auch Unrecht, daß man die Bilder mit Gewalt aus den Kirchen geworfen, den Unterſchied der Speiſen ꝛc. ſofort ganz und ohne alle Rückſicht aufgehoben habe: weil eben dieſes Uebereilen der Sache mehr Schaden thue als Nutzen bringe u. ſ. w.

Dabei erlaubte er ſich in dieſen Predigten nicht den geringſten perſönlichen Ausfall auf Carlſtadt, Didymus und andere ihrer Genoſſen, wodurch ſie ſich hätten beleidigt fühlen und aufgeregt werden können. Der Eifer zur Wiederherſtellung der geſtörten öffentlichen Ruhe und Sicherheit trieb ihn zu dieſer Sanftmuth. —

Groß, über alles Erwarten groß, war der Eindruck, den Luthers unvermuthetes Wiedererſcheinen und ſeine Predigten auf den ſchwärmeriſchen Haufen in Wittenberg machten. — Kaum hatte er ſich ſehen laſſen, und war dem wilden Strome dämmend entgegengetreten, als man auch Ruhe und Ordnung zurückkehren und die Gährung im Volke, die ſo viel Nachtheil und Verderben für die kommende Zeit drohete, geſtillt ſah. —

D. Carlſtadt ſchien ſich durch dieſe Bekämpfung gekränkt zu fühlen, und Anfangs geneigt, gegen Luther öffentlich aufzutreten; doch als er das Anſehen erwog, in welchem dieſer bei der Univerſität und dem Volke ſtand, und auch eine innere Stimme ihm zu ſagen ſchien, daß er doch wohl zu raſch gehandelt und Luther deßhalb wohl Recht haben möchte, zog er ſich zurück und lebte ziemlich ruhig, bis er endlich 1524 ganz von Wittenberg wegzog, worauf er im Dorfe Segrehna den Feldbau betrieben haben ſoll.

Mit den Wiedertäufern hielt Luther ein Geſpräch, was aber von keinem Erfolg war, da beide Theile nicht von ihren Meinungen abgingen, und beſonders Luthers Gegner heftig wurden. — Bald darauf verließ Münzer mit ſeinen Brüdern Wittenberg, und ſo trat auch auf dieſer Seite wieder Ruhe ein. —

Was ſich nun ſonſt noch im Verfolg der Reformationsgeſchichte begeben, wird an den betreffenden Tagen kürzlich vorgetragen werden.

8.

Die Vitzthume erhalten die Ruinen der verwüſteten Burg Gleißberg bei Jena in Lehn, am 8. März 1450.

Die Grafen von Gleißberg gehörten unter die älteſten deutſchen Rittergeſchlechter. Dieſes alte Geſchlecht hatte ſeinen Sitz an der Saale, ohnweit Jena, wo man in weit ſpäterer Zeit noch die Ruinen ihrer Burg ſehen konnte; allein es ſtarb dieſes Geſchlecht ſchon im *XI.* Jahrhundert mit dem Grafen Walther von Gleißberg aus. Derſelbe ſtiftete eilf Jahre vor ſeinem Ableben das Schottenkloſter in Erfurt. Dieſes beſtand aus Benedictinern, welche geborne Schotten ſeyn mußten. Der Stifter liegt in der Kirche des von ihm geſtifteten Kloſters begraben. Und wenn auch das

Grab dieſes Mannes nicht mehr vorhanden iſt, da die Kirche und das Kloſter 1472 nebſt den übrigen Kirchen und Klöſtern Erfurts durch Brand zerſtört wurde, ſo wurde doch ſein Grabſtein noch erhalten und gehört wohl ohne Zweifel unter die älteſten Denkmäler dieſer Art, die aus der Vorzeit des deutſchen Vaterlandes auf uns gekommen ſind. —

Nach dem Ausſterben dieſes alten Geſchlechts kam die Hinterlaſſenſchaft deſſelben, wahrſcheinlich durch Erbrecht, an die Reußen im Voigtlande, welche ſich noch 1343 davon ſchrieben; dann aber kam ſie an die Landgrafen von Thüringen. Späterhin kommt dieſe Burg unter den verwüſteten Raubſchlöſſern in Thüringen mit vor, und am 8. März 1450 ertheilte der Herzog Wilhelm von Sachſen den Gebrüdern von Viztthum, Buſſo, Apel und Burchard die Lehn, welche die Burg ſofort wieder erbaueten und dermaßen befeſtigten, daß man ſie im Kriege gegen den Kurfürſten benutzen konnte. Aber ſchon im Jahre 1453, als dieſe Friedensſtörer nach dem hergeſtellten Frieden aus dem Lande gejagt worden waren, wurde dies Lehn wieder eingezogen, und 1485, in der Theilung zwiſchen Ernſt und Albrecht, kam dieſe Herrſchaft an den Erſtern, der die Grundſtücken dieſer Herrſchaft mit dem Amte Jena vereinigte.

9.

Otto von Pack, und die durch ihn entſtandenen Händel.

Kaum waren die Jahre des Bauernaufruhrs vorüber, die Wunden aber, die er geſchlagen hatte, kaum ein wenig verharſcht, als ſchon wieder neue und noch weit gefährlichere Unruhen droheten und dem Ausbruche nahe waren.

Der *D.* **Otto von Pack**, Rath und Vicekanzler Herzog **Georgs des Bärtigen**, war aus einer anſehnlichen meißniſchen Familie, auch ein Mann von Talent und ſehr guten Kenntniſſen. Er diente dem Herzoge einige Jahre mit vieler Treue, und wurde zu den angegebenen Aemtern befördert. — Endlich glaubte er ſich einmal ſehr beleidigt, weshalb er die Dienſte ſeines bisherigen Herrn verließ, und ſich in die des Landgrafen **Philipp von Heſſen** begab. —

Kaum war er dort im Dienſte angeſtellt, als er ſeinem jetzigen Herrn ein Geheimniß entdeckte, das für dieſen und die übrigen proteſtantiſchen Fürſten von hoher Wichtigkeit ſeyn mußte. —

Es habe nämlich — erzählte **Pack** -- eine Zuſammenkunft des Königs **Ferdinand** (von Ungarn und Böhmen), der Kurfürſten von Mainz und Brandenburg, des Erzbiſchofs von Salzburg, der Biſchöfe von Bamberg und Würzburg, der Herzoge, Georg von Sachſen, ſo wie Wilhelm und Ludwig von Bayern, im vorigen Jahre (1527) zu **Breslau** ſtattgefunden, bei welcher zugleich zwiſchen dieſen Fürſten, auf Anregung des Herzogs **Georg**, am 10. Mai ein

Bund geſchloſſen worden ſey: um das Religionsweſen wieder in den alten Stand herzuſtellen, Luther und ſeine Anhänger auszuliefern; desgleichen alle Prediger dieſes Glaubens ſo wie nicht minder alle den Klöſtern entlaufenen Mönche und Nonnen einem gleichen Schickſale zu unterwerfen. Und würden die der Lehre Luthers zugethanen Fürſten ſich weigern, dieſen Forderungen nachzukommen, ſo ſollten ſie mit Krieg von den Bundesgenoſſen überzogen und ihre Länder erobert werden ꝛc.

Die Beſtimmungen dieſes Bundes waren alle für die evangeliſchen Fürſten gefährlich genug, und es gerieth deshalb der Landgraf, ein damals noch junger, feuriger Fürſt, darüber in Feuer und Flamme; denn er trauete der Angabe Pack's, da dieſer ihm eine Copie der Bundesurkunde vorlegte und auch das Original beizubringen verſprach, wenn er ihm 4000 Gulden, zur Beſtechung der herzoglichen Kanzliſten, geben wolle; weil der Landgraf die Copie, ob ſie gleich mit des Herzogs Petſchaft und Kanzleyſiegel beglaubigt war, dennoch nicht ganz zum Beweiſe hinreichend hielt, da es hier der unwiderſprechlichſten Ueberführung bedurfte.

Der Landgraf Philipp reiſete ſofort, mit der von Pack erhaltenen Abſchrift, nach Weimar zu dem Kurfürſten Johann von Sachſen, dem er dieſelbe vorlegte. — Es war jedoch dieſer Fürſt viel bedächtiger als der Landgraf, und obgleich der hier in Frage ſtehende Bund hauptſächlich gegen ihn gerichtet war, da man ſogar Beſtimmungen über die Theilung ſeiner Länder in der Abſchrift der Bundes-Urkunde vorfand, wo genau bemerkt war, was einer oder der andere der Bundesfürſten von dieſer Beute zu ſeinem

Antheil bekommen ſollte; ſo rieth er dennoch vorerſt zur Gelindigkeit und genauen Unterſuchung des Pack'ſchen Vorgebens: indeſſen ſchloß er doch, am 9. März 1528, ein Vertheidigungsbündniß mit dem Landgrafen: Kraft deſſen man ein Heer von 26,000 Mann aufbringen, mächtige Bundesgenoſſen ſuchen und zu den Kriegskoſten 600,000 Gulden zuſammenſchießen, aber auch ſonſt noch ein Jeder in ſeinem Lande Maßregeln zur Vertheidigung ergreifen wolle. — Dieſes ſchien dem bedächtigen Kurfürſten genug, der Landgraf aber begnügte ſich nicht damit, ſondern bot in ſeinem Lande alle kriegsfähige Mannſchaft auf, nahm aus dieſer die kräftigſten Leute heraus,*) bewaffnete ſie, und bezog mit dieſem nicht unbedeutenden Heere bei Herrenbreitungen ein Lager. Zu gleicher Zeit ſendete er ein Schreiben, voll von den heftigſten Vorwürfen, an ſeinen Schwiegervater, den Herzog Georg von Sachſen, in welchem unter andern die Stelle mit vorkam: „der Landgraf wolle lieber ein Glied von ſeinem Leibe verlieren, als ſeinen Schwäher bei dieſem Bunde wiſſen. —“

Ehe aber noch die Antwort ankommen konnte, ließ der Landgraf ein Manifeſt ausgeben, in welchem er den Bundesplan, ſo wie das zwiſchen ihm und dem Kurfürſten von Sachſen geſchloſſene Vertheidigungsbündniß kund machte und bemerkte: Jener Bund ſey nur allein die Urſache dieſes Bündniſſes. — Der Kurfürſt ſo wie er, ſuche weiter nichts als Gottes

---

*) Hier müſſen wir wohl daran erinnern, daß es in jener Zeit noch keine ſtehenden Heere gab, ſondern daß jedesmal, beim Beginnen eines Krieges, ein Heer durch Aushebung und Werbung von Söldnern erſt hergeſtellt werden mußte.
A. d. V.

Ehre und daß Gottes Wort und der Friede im Reiche erhalten werde.

Zu ebenderſelben Zeit erhielten die beiden Bundesfürſten gewierige Antworten von den Fürſten, die ſie um Hülfe angerufen hatten, und es ſagten nicht allein verſchiedene Fürſten und Stände des Reichs, ſondern auch der König von Dänemark und der Herzog von Preußen, dieſen beiden Bundesverwandten, für den Fall, daß ſie angegriffen werden ſollten, kräftige Hülfe zu.

So ſtanden die durch den Breslauer Bund bedroheten evangeliſchen Fürſten und Stände des Reichs nicht allein gerüſtet und ſchlagfertig, ſondern es fiel auch der Landgraf mit ſeinem Heere in das mainzer und würzburgiſche Gebiet ein, ohngeachtet ihn der Kurfürſt von Sachſen davon abgemahnt hatte; ſo daß es nur noch eines Anſtoßes von der Gegenpartei bedurfte, um ein Kriegsfeuer mitten im Reiche zu entzünden, da beſonders der mächtige ſchwäbiſche Bund es übel empfand, daß der Landgraf in das Gebiet eines ſeiner Bundesglieder, des Biſchofs von Würzburg, eingefallen war, und dieſem Hülfe leiſten wollte. Doch es traten die Kurfürſten von der Pfalz und von Trier vermittelnd ein, und brachten es auch dahin, daß dieſes dem Auflodern nahe Feuer hierdurch wieder gedämpft wurde; wozu denn auch folgende Umſtände mit beitrugen und die Kriegsbegierde unterdrücken halfen.

Der Herzog Georg antwortete auf das von dem Landgrafen an ihn erlaſſene Schreiben, und erklärte die Sage, daß ein ſolcher Bund in Breslau abgeſchloſſen worden ſey, für eine Erdichtung, und das Hirngeſpinnſt eines boshaften Verläumders und

Friedensſtörers, deſſen Namensnennung er verlangte: — „ſonſt möcht' ich verſucht werden zu denken, Ew. Liebden erdicht' es ſelber, vnd wöll' alſo Urſach nehmen, unfreundlichen Willen gegen mich armen alten Mann zu beginnen, vnd durch ſollich Mittel einen Lärmen in Deutſchland zu erregen.“ —

Auch die andern angegebenen Mitglieder des Breslauer Bundes läugneten mit Feſtigkeit das Beſtehen deſſelben, und verſicherten auf das feierlichſte, bewieſen es auch einigermaßen, daß die Angabe dieſes Bundes auf Unwahrheit beruhe. — Nun wurde die Sache für den Angeber Pack ſehr ernſt, und da dieſer ſich damit entſchuldigte: daß er deshalb kein Original-Document, — welches der Landgraf ernſtlich verlangte, — ſchaffen könne, weil die Sache zu zeitig bekannt worden ſey: ſo ließ ihn der Landgraf verhaften und bat die beſchuldigten Fürſten, Abgeordnete nach Caſſel zu ſchicken, damit ſie Zeugen der Unterſuchung dieſer Sache ſeyn könnten. — Zwar verlangte der Herzog Georg nebſt noch andern Bundesfürſten die Auslieferung des Angebers; aber der Landgraf verweigerte dieſelbe, weil er beſorgte, Pack möchte Etwas erdenken, was für ihn ſelbſt von Nachtheil ſeyn möchte.

Die Geſandten des Königs Ferdinand und anderer Bundesfürſten erſchienen in Caſſel, vom Herzog Georg der Kanzler Piſtoris, und das Verhör mit Pack begann.

Als dieſer vor der Verſammlung erſchien, und ihm vorgehalten wurde: daß er dieſes Bündniß erdacht habe, — blieb er bei ſeiner Angabe von dem wirklichen Daſeyn deſſelben ſtehen, was er auch den

Geſandten unerſchrocken ins Geſicht ſagte, und hinzufügte: „man läugne es zur Ungebühr." —

Die Abgeordneten der beſchuldigten Bundesfürſten verlangten nun, daß die Folter bei Pack angewendet werden ſolle, damit er bekenne, was ihn angetrieben habe, durch dieſe Erfindung ſo viel Unheil zu verurſachen; allein der mit anweſende Landgraf ſchlug dieſes Begehren rund ab: weil noch nicht erwieſen ſey, ob Pack Recht habe oder nicht? —

Da trat nun der Angeklagte hervor und ſprach mit kecker Zuverſicht:

„Ich will es erweiſen, daß ich die Wahrheit geſagt habe; doch ſoll Herzog Georgens Kanzler, *D.* Piſtoris, zuvor ein Gleiches thun, und es klar beweiſen, daß der Breslauer Bund, auf die angegebene Weiſe, nicht abgeſchloſſen worden ſey, und man die Unterdrückung der Lehren Luthers, ſo wie ihrer Bekenner nicht beabſichtige, noch ſich dazu verbunden habe. — Ich will dann der Erſte ſeyn und den Tanz anfahen; alſo daß, wenn Ein Henker nicht genug iſt, man ihrer zwei oder mehrere nehme; ſo wird Ew. Fürſtliche Gnaden wohl erfahren, wo die Wahrheit in dieſer Sache gelegen."

Der Kanzler *D.* Piſtoris war jedoch nicht zu bewegen, das von Pack Geforderte zu bewerkſtelligen; ob ihn gleich der Landgraf ſelbſt darum anſprach; wodurch er aber der Sache ſeines Herrn, und der übrigen angeſchuldigten Fürſten einen üblen Dienſt erwies und Pack ſelbſt gewiſſermaßen rechtfertigte.

10.

Otto von Pack, und die durch ihn entſtandenen Händel.

(Schluß.)

So blieb denn dieſe Sache, die ſo viel Lärmen verurſachte, unentſchieden, und iſt es geblieben, bis auf den heutigen Tag; wenn nicht in der Zukunft noch ein unverhoffter Fund in irgend einem Archive Licht in dieſe Dunkelheit bringt. — Das Daſeyn des Breslauer Bundes und ſeiner Zwecke hat zwar nicht vollkommen erwieſen werden können, aber es haben ſich auch eben ſo wenig die angeſchuldigten Fürſten vollkommen von dieſer Anſchuldigung reinigen können. — Und ſo iſt, wie ſchon erwähnt, das Wahre dieſer Sache noch nicht am Tage; jedoch ſind folgende Umſtände, noch außer den oben angeführten, wohl zu erwägen, und führen von ſelbſt zur Beurtheilung dieſer Begebenheit.

1. Die Kurfürſten von Trier und der Pfalz traten, wie ſchon gedacht, als Vermittler auf, damit kein Krieg in der Mitte des Reichs aus dieſer Anſchuldigung entſtehe, deſſen Ende, wegen des Gegenſtandes, nicht leicht abzuſehen geweſen wäre. Durch dieſe Vermittelung kam es nun dahin, daß der Landgraf ſeine Völker wieder nach Heſſen zurückzog, und die geiſtlichen Fürſten, Mainz, Würzburg und Bamberg demſelben die Summe von 100,000 Gulden für die aufgewendeten Kriegskoſten erlegten, nämlich Mainz und Würzburg, jedes 40,000 Gulden und Bamberg zur Erfüllung dieſer Summe die Hälfte. — Würden ſie nun aber wohl dieſes gethan haben, wenn ſie ganz ſchuldlos geweſen wären.? —

2. Läßt ſich es nicht denken, daß Pack, ein Mann, dem ein ſehr gebildeter Verſtand nicht abzuſprechen iſt, dieſe Beſchuldigung ſo angeſehener Fürſten, ganz aus der Luft greifen konnte, und daß er, als ein mit den Verhältniſſen wohl bekannter und in Staatsgeſchäften wohl erfahrner Mann, die Folgen dieſer Beſchuldigung nicht vorausgeſehen und in Erwägung gezogen haben werde.

3. Endlich hat auch der Chronograph Spangenberg, wegen ſeiner Gründlichkeit geachtet, welcher im *XVI.* Jahrhunderte ebenfalls lebte, in ſeiner Sächſiſchen Chronika, *Cap. CCCLXIV.* S. 653, folgende bedenkliche Stelle:

„Wie es dem Doctor Silveſter, des Biſchofs von Würzburg Rath, der auch von dieſem Handel, mehr als ihm befohlen, einem Heſſiſchen Rathe ſchriftlich vertrauet, darüber ergangen, findet man ungleichen Bericht. —“

Aus dieſer Stelle läßt ſich auf das Daſeyn dieſes Bundes mit ziemlicher Gewißheit ſchließen; beſonders wenn man das Ausſchreiben des Kaiſers, (vom 24. Mai 1525) zu einem Reichstage in Augsburg, damit vergleicht. Denn in dieſem Ausſchreiben ward die Ausrottung von Luthers Ketzerei und Vollziehung des Wormſer Edicts, als Zweck der Reichsverſammlung angegeben. Aber eben durch dieſe Härte fand das Ausſchreiben dermaßen wenig Anklang bei den Reichsſtänden, daß von ihnen ſo wenige in Augsburg erſchienen, daß gar kein Reichstag gehalten werden konnte, und ein ſolcher anderweit nach Speier (1526) berufen werden mußte. Jedoch noch vor der Eröffnung dieſer Verſammlung, kamen die vornehmſten der Stände, die ſich zur evangeliſchen Religion bekannten, in Torgau zuſammen, und ſchloſſen daſelbſt (2. Mai 1526) einen Vertheidigungsbund, dem alsdann noch mehr Häupter ihrer Glaubensgenoſſen folgten; ſo daß dieſer Bund der Grund zu dem ſpäterhin geſchloſſenen, viel ausgedehntern und in der Geſchichte ſo bekannten Schmalkaldiſchen Bündniſſe wurde.

Auch Luther wurde durch dieſe Händel herber Verdruß bereitet. Er, Melanchthon, Jonas und noch andere Wittenberger Theologen hielten zwar den Breslauer Bund für ſehr möglich: denn ſie kannten den gegen ſie und ihrer Lehre Bekenner gerichteten bittern Haß vieler Fürſten, und beſonders des Herzogs Georg von Sachſen nur zu wohl; doch riethen ſie zum Frieden, weil ja die Sache noch nicht ganz gewiß ſey, bis man die Theilnehmer des Bundes in der Güte darum befragt hätte. Hiermit war auch der Kurfürſt Johann von Sachſen einverſtanden, traf zwar Vorſichtsmaßregeln, hielt ſich aber ſonſt ruhig. —

D. Luther ſchrieb an ſeinen Freund, den *D.* Wenzeslaus Linke, Pfarrer in Nürnberg, einen Brief, in welchem die Stelle vorkam: „Sie läugnens, entſchuldigens oder dichtens, ſo weiß ich wiſſentlich, daß das Bündniß nicht ſey eitel nichts, oder eine Chymära, wie wohl es ein Wunder und wunderlich genug iſt.“ — Und von Herzogs Georg Entſchuldigung bemerkte er: „ſie ſey die aller kälteſte, welche er faſt als ein Bekenntniß auslege.“

Dieſer Brief fiel abſchriftlich in die Hände des Herzogs, und derſelbe befragte nun Luther: ob er ſich dazu bekenne? — — In der Antwort erinnert ihn Luther an die Geduld, welche er mit der Vorrede von Emſers Neuen Teſtament, — (in welchem es von Schimpfworten und Verwünſchungen gewimmelt haben mag.) — ſo wie über des Herzogs eigne Antwort auf ein demüthiges Schreiben an ihn getragen; bat aber auch, — etwas ſpitzig — ſich wegen der an ihn gerichteten Frage bei dem zu erkundigen, von dem er dieſe Abſchrift habe; wobei er ihm noch die Heiligkeit des Briefgeheimniſſes auf das eindringlichſte zu Gemüthe führte ꝛc. — Die hierauf von dem Herzoge bei dem Kurfürſten über Luther geführte Beſchwerde wurde durch die Vermittelung dieſes Fürſten beſeitigt. —

Und das Ende dieſer böſen Händel war? — Als Otto von Pack, — wie wir oben geſehen haben, — ſo feſt und beſtimmt das Daſeyn des Bundes und die Wahrheit ſeiner Angaben, im Angeſicht der von den Gegnern Abgeordneten, behauptete, auch den Kanzler des Herzogs Georg zum Gegenbeweis aufforderte, dieſer aber denſelben hartnäckig ausſchlug, wurde der Landgraf ſtutzig, und die Meinung, daß es mit dem Bunde doch wohl einigermaßen ſeine Richtigkeit haben möge, ob man es gleich läugne, gewann Platz in ſeiner Seele; doch konnte er den Denuncianten Pack nicht ſchützen, wenn er ſich nicht in große Verdrüßlichkeiten, ja ſelbſt in Kriege verwickeln wollte; ihn aber der Grauſamkeit ſeiner Feinde preiszugeben, konnte er ſich aus jener Rückſicht auch nicht entſchließen; er ließ daher veranſtalten, daß Pack entfliehen konnte.

Dieſer entkam auch glücklich, weil ihm Niemand nachſetzte, und ſo lebte er ſieben Jahre in der

Verborgenheit, und es iſt nicht öffentlich bekannt geworden, wo er ſich während dieſer Zeit aufhielt. Doch eben ſo ſehr er ſich zu verbergen ſtrebte, ſo eifrig und unabläſſig verfolgte man ihn auch, und wich nicht von ſeiner Spur, wenn man ſie entdeckte, lange aber waren dieſe Bemühungen vergeblich. —

Endlich, es war im Jahre 1536, befand ſich Pack in den Niederlanden, und glaubte, alle Fehde hätte nun ein Ende, als er es entdeckte, daß ſeine Verfolger ihm nahe wären. Sogleich beſchloß er, nach England, oder, ſo es möglich ſey, ſogar nach Indien zu entfliehen; doch dies gelang ihm nicht: er wurde in der ſo volkreichen Stadt Antwerpen entdeckt und verhaftet, als er ſich eben auf ein Schiff begeben wollte, das nach England abzuſegeln im Begriff war. —

Vor dem Gerichte dieſer Stadt wurde nun der Verhaftete hart angeklagt, und er ſollte ſeine frühere Ausſage wegen des Bundes widerrufen. Dazu war er aber nicht zu bewegen, und blieb dabei, was er früher ausgeſagt hatte. Man ſchritt alſo nunmehr zu dem in frühern Zeiten gewöhnlichen Mittel, eine Ausſage zu erpreſſen, wie man ſie haben wollte. Man führte ihn in die Marterkammer, wo ſich der Henker in ſeinen Künſten an ihn erſchöpfte. Hier ſoll er nun zwar Anfangs auf ſeiner frühern Ausſage feſt beſtanden ſeyn; als aber die Martern verdoppelt wurden, endlich, durch dieſe Höllenqualen gezwungen, die ganze von ihm gemachte Denunciation als falſch, und die dem Landgrafen Philipp vorgelegte Copie der Bundesurkunde als untergeſchoben erklärt haben.

Nun ſtand dieſer Mann am Ziele: denn man ſprach das Todesurtheil über ihn aus; dem Tode war er jedoch ſchon längſt verfallen geweſen. Die Qualen der Folter hatten den Körper des Unglücklichen ſo verzerrt, daß er, unter unbeſchreiblichen Schmerzen, auf den Tod als ſeinen Erlöſer hoffte. — Er durfte nicht lange harren; denn nach wenig Tagen holte man ihn an einem Morgen aus dem Gefängniſſe ab, und fuhr ihn nach dem Richtplatze, wo man ihn auf das Blutgerüſte tragen mußte. — Hier, am Ausgange aus dem Leben, wo alle Täuſchungen ſchwinden, ſoll er ſeine durch die Qualen der Folter erpreßte Ausſage widerrufen und das Daſeyn des Breslauer Bundes auf das beſtimmteſte und feſteſte behauptet haben. Doch kaum hatte er dieſe Behauptung ausgeſprochen, ſo ſchlug das Henkerſchwert, und Pack's Kopf rollte auf dem Blutgerüſte hin.

Dieß war alſo das Ende eines Mannes, der durch die Angabe eines geheimen Bundes viel Senſation erregt, ja ſogar beinahe einen Krieg zwiſchen mehreren Reichsſtänden veranlaßt hatte. —

Man hat ſpäter viel von dieſer Sache, für und wider geſchrieben, ja ſie iſt ſogar der Gegenſtand einer gelehrten juriſtiſchen Diſſertation*) geweſen. Eben ſo hat *D.* Pack auch im *XVIII.* Jahrhunderte einen Ehrenretter in *D.* Friedrich Wiedeburg gefunden. — Ganz und unwiderſprechlich wird aber dieſe Sache wohl ſchwerlich entſchieden werden können, da ſie immer noch Widerſprüchen ausgeſetzt bleibe; daher wir ſie, mit Sleidan als unentſchieden anſehen wollen.

---

*) Vid. Io. Strauchii Diss. de tumultu Packiano, in Ej. Diss. jur public, No. 9. —

11.

Der Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar in Paris.

Die Schlacht von Nördlingen*) — 6. Septbr. 1634 — in welcher das ſchwediſche Heer vereinigt mit den Schaaren der deutſchen Bundesgenoſſen focht, war für dieſes Heer faſt ganz vernichtend geweſen. Einen ſolchen Schlag hatten die Schweden noch nicht erlitten; und rein verloren war, wenigſtens vor der Hand, ihre Ueberlegenheit im Felde, ſo wie die Haltbarkeit des zu Heilbrunn geſchloſſenen Bundes zwiſchen Schweden und den deutſchen Bundesgenoſſen in den Grundfeſten erſchüttert. Der Kurfürſt von Sachſen war, wie wir bereits im Tagsabſchnitte des 4. März geſehen haben, der Erſte, der von dieſem Bunde abtrat, und durch den Frieden von Prag ſich wieder mit dem Kaiſer ausſöhnte: dieſem Beiſpiele aber folgten nothgedrungen noch mehrere proteſtantiſche Reichsſtände nach: ſo daß ſich die Schweden von den meiſten bisherigen Bundesgenoſſen gänzlich verlaſſen ſahen, und von einigen, z. B. von Kurſachſen, ſogar feindlich behandelt wurden.

---

*) S. Denkwürd. aus dem großen Panorama der Welt und des Menſchenlebens, Bd. IX. S. 43 ff., wo dieſe Schlacht ausführlich beſchrieben iſt. —

A. d. R.

Der Heldenfürſt, Herzog **Bernhard von Weimar**, welchen nur der Krieg groß und bedeutend machte, verwarf jedoch den Prager Frieden mit Abſcheu, und blieb ganz auf ſeiner bisherigen Bahn, die zu dem Ziele führte, dem deutſchen Vaterlande und insbeſondere ſeinen Glaubensgenoſſen, einen rühmlichern Frieden zu erkämpfen, als der in Prag geſchloſſene war. — Um nun aber dieſes Vorhaben ins Werk zu ſetzen, mußte er ſich auf große Thaten vorbereiten. — Als Feldherr der Schweden konnte er aber nicht viel thun; weil er von dieſer Macht wenig oder nicht unterſtützt wurde, und ihm das ſtolze, gebieteriſche Betragen des ſchwediſchen Reichskanzlers **Oxenſtierna**, unerträgliche Feſſeln anlegte, er mußte nothwendig alſo einen andern Weg aufſuchen, jenes Ziel zu erreichen, dieſen aber fand er im Folgenden.

Es wollte der Herzog den Krieg mit einem eignen Heere gegen Oeſterreich fortſetzen, und wendete ſich deßhalb an Frankreich, deſſen allesgeltender Miniſter, **Richelieu**, ſich ſehr bereitwillig dazu finden ließ, weil es ganz in ſeine Pläne paßte, daß ſich ein Anderer für Frankreich ſchlage, dieſem aber den größern Theil des Nutzens überlaſſe. — Der Herzog ſendete daher ſeinen Geheimenrath, **Tobias von Ponikau**, nach Paris, wo denn am 27. Octbr. 1635 zu St. **Germain en Laye** ein Tractat abgeſchloſſen wurde, durch welchen ſich Frankreich verbindlich machte, dem Herzoge vier Millionen Livres zu zahlen, daß er den Krieg gegen den Kaiſer mit 6000 Mann Reiterei und 12,000 Mann Fußvolk führen könne. Zugleich wurde dem Herzoge die volle Souverainität über das erſt noch zu erobernde **Elſaß**, und eine jährliche Penſion von 1,500,000 Livres auf Lebenszeit verſichert.

So gerüſtet führte nun dieſer Heldenfürſt den Krieg gegen den kaiſerlichen Feldherrn Gallas mit Glück, und zwang ihn, ſeine Winterquartiere in dem ausgeſogenen Schwabenlande zu nehmen, da er hingegen die ſeinigen in dem reichern Lothringen nahm.

Um die Zeit, wo der Feldzug aufs neue eröffnet werden ſollte, beſchloß der Herzog, ſelbſt nach Paris zu gehen, um dort Verabredung zu treffen. Dieſe Reiſe kam aber dem Cardinal Richelieu nicht gelegen, weil er fürchtete, der Herzog werde für ſeine geleiſteten Dienſte höhere Vortheile für ſich in Antrag bringen, und er ſuchte daher, dieſe Reiſe zu hindern. Allein der Herzog wollte ſeinen gefaßten Vorſatz nicht abändern, ſondern begab ſich auf die Reiſe und kam am 11. März 1636 in Paris an.

Man wies ihm und ſeinem Gefolge das Arſenal zur Wohnung an, und zeichnete ihn ſehr aus. Der Cardinal von Richelieu und mehrere Große beſuchten ihn verſchiedene male, und Erſterer beſchenkte ihn mit ſechs der ſchönſten Pferde.

Die Einführung bei Hofe geſchah wenig Tage nach ſeiner Ankunft in einem der ſchönſten Staatswagen des Königs. — Ludwig *XIII.* empfing den Herzog mit dem ganzen Anſehen ſeiner königlichen Würde. —

Während der Audienz bedeckte ſich der König, und der Herzog Bernhard, der als regierender deutſcher Fürſt dieſelben Vorzüge verlangte, welche man kurz vorher dem in Paris anweſenden Herzog von Parma, und vierundzwanzig Jahre vorher ſeinem ältern Bruder, dem Herzog Johann Ernſt dem Jüngern, zugeſtanden hatte, ſetzte in dem Augenblicke, als ſich der König bedeckte, ebenfalls ſeinen Hut auf. — Der ganze Hof gerieth hierüber in Erſtaunen. — Ueberall hörte man die Worte: „Er bedeckt ſich, er bedeckt ſich!“ — Selbſt der König kam darüber ſo außer Faſſung, daß er geſchwind ſeinen Hut wieder abzog, und mit den Worten: „Vetter! Wir werden weiter Gelegenheit haben mit einander zu ſprechen!“ — in ſein Cabinet zurückging. —

Zwar fühlte ſich der Held Bernhard durch den ſchwachen Ludwig auf das höchſte beleidigt, und wollte ſogleich Paris verlaſſen: allein der Cardinal Richelieu fühlte es zu lebhaft, wie nothwendig und nützlich dieſer Fürſt gegenwärtig für Frankreich ſey, und ſöhnte denſelben wieder aus, ſo daß er mehreremale Audienz bei dem König hatte, wo er jedesmal ſeinen Wünſchen gemäß behandelt wurde.

In einer dieſer Audienzen trug ſich folgende Begebenheit zu. Der in der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges bekannte Capuciner, Pater Joſeph war mit zugegen, und dieſer ſchlaue Alte ſprach mit in die politiſchen Angelegenheiten, wo er denn zuweilen tiefe Einſichten an den Tag legte. — Als er aber auch in denen der Führung des Krieges mit reden wollte, machte er ſich im hohen Grade lächerlich, und wurde von dem Herzoge verdientermaßen zurückgewieſen. Es war nämlich die Rede von dem Uebergange über den Rhein und dem alsdann zu bewerkſtelligenden Angriffe der Veſte Breyſach, auf welche das Hauptabſehen des Herzogs und der Franzoſen gerichtet war. Die Karte von Schwaben und Elſaß lag auf dem Tiſche ausgebreitet, an welchem der König und der Herzog nebſt dem Cardinal und dem Pater ſaßen. — Der Capuciner wollte den Herzog belehren, auf welchem Puncte er über den Rhein gehen, und von wo aus er die Veſtung alsdann angreifen ſolle. — Lange hörte der Herzog dem Kuttengenerale gelaſſen zu, als er aber die Salbadereien zur Gnüge hatte, ſprach er mit deutſcher Trockenheit zu ihm: „Das, was Sie ſagen, mein Pater, iſt alles recht ſchön geſagt, beſonders was Sie wegen des Uebergangs über den Rhein uns ſehr belehrend vorgetragen haben; allein es iſt dabei ſehr zu bedauern, daß Ihr Finger keine Brücke iſt.“ —

Das war ſtark, aber wahr, und es würde auch gefühlt. Der Pater ſchwieg betroffen ſtill, der Cardinal lächelte ſpöttiſch, und der König zuckte leicht die Achſeln.

Der Herzog reiſte am Ende des Aprils wieder von Paris ab, nicht ganz zufrieden mit dem Erfolge ſeiner Reiſe; doch hatte er den Vortheil, daß er die ſchwachen Seiten des franzöſiſchen Hofes kennen gelernt hatte, was für ihn nicht ohne Nutzen war.

12.

Rudolph *I.* Kurfürſt von Sachſen, aus dem Hauſe Askanien.

Als der Kaiſer **Adolph** ſich durch ſeine Handlungen bei den deutſchen Reichsfürſten verhaßt gemacht hatte, ſetzten ſie ihn ab, und erwählten an ſeine Stelle den älteſten Sohn des im Jahre 1291 verſtorbenen Kaiſers **Rudolph**, aus dem Hauſe **Habsburg**, der in der deutſchen Geſchichte unter dem Namen **Albert** *I.* bekannt geworden iſt, und am 1. Mai 1308 von ſeinem Neffen, **Johann**, Herzog von Schwaben, ermordet wurde. *)

Der Erzherzog **Albert** wurde am Johannisfeſte 1298 zum römiſchen Könige erwählt, beſiegte und erſchlug auch ſeinen Gegner, den Kaiſer **Adolph**, wenige Tage hernach, am 2. Juli in der Schlacht bei **Gellheim**. (S. Denkw. *VII.* Bd. S. 11. ff.)

Als Ueberwinder zog nun der Erwählte mit ſeiner Gemahlin und den Fürſten ſeiner Partei den Rhein hinab nach **Aachen**, wo er, wenig Wochen nach jener ſiegreichen Schlacht, von dem Kurfürſten und Erzbiſchof von **Cölln**, **Wichbald**, in dem **Münſter** daſelbſt gekrönt und auf den Thron **Kaiſer Karls des Großen** geſetzt wurde. **) Es

---

*) Dieſer Mord iſt in den **Denkwürdigkeiten** V. Bd. S. 1 ff. beſchrieben worden, worauf ſich hiermit bezogen wird. A. d. V.

) Warum die Krönung durch den **Erzbiſchof von **Cölln** geſchah, davon liegt die Urſache darin, weil **Aachen** in dem erzbiſchöflichen Sprengel deſſelben lag. Geſchah hingegen die Krönung im Dom zu **Frankfurt** am **Main**, ſo verrichtete dieſelbe der **Erzbiſchof** von **Mainz**, weil dieſe Kirche zu ſeinem Sprengel gehörte. A. d. V.

ſtrömte eine ungemeine Menge Volks herbei, dieſe Krönung mit anzuſchauen. Hierdurch entſtand aber ein ſolches Gedränge, daß der Kurfürſt von Sachſen, Albert *II.*, aus dem Hauſe Askanien, ein Schwager des Kaiſers, ohnmächtig wurde, und nur mit Mühe aus dem Gedränge befreit und halbtodt in die kaiſerliche Pfalz gebracht werden konnte. Hier erholte er ſich zwar einigermaßen wieder, doch mußte er krank nach ſeinem Lande zurückgebracht werden, wo er erſt nach einem langen Krankenlager ganz von den Folgen jenes erlittenen Druckes wieder hergeſtellt werden konnte. Kurz darauf gerieth er mit den Magdeburgern in einen Krieg, und als der Kurfürſt bei der Vertheidigung und Eroberung der Burg Aken durch einen Pfeilſchuß ſchwer verwundet wurde, ſtarb er an der Verletzung dieſer Wunde, 1301.

Sein älteſter, damals noch minderjähriger Sohn folgte ihm unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter Agnes in der Regierung. Kaum war er aber mündig geworden, als er den Magdeburgern den Krieg erklärte, um den Tod ſeines Vaters zu rächen. Bei Gottersleben kam es zum Treffen, in welchem die Magdeburger geſchlagen und von ihnen viele gefangen wurden. Hierdurch war der Vater des Kurfürſten gerächt, und Rudolph gewährte nun dieſen ſeinen bisherigen Feinden den Frieden.

Schon in früheſter Jugend wurde dieſer Fürſt von ſeinem Großvater mütterlicher Seite, dem Kaiſer Rudolph *I.*, mit der Grafſchaft Brehna belehnt, nachdem die Gräfin Eliſabeth Verzicht darauf geleiſtet hatte.

Das Haus Askanien beſtand aus zwei Linien: Sachſen-Wittenberg, welche das eigentlich

Kurhaus war, und Sachſen-Lauenburg. Auch das Letztere machte Anſprüche auf das Wahlrecht und trug bei der Wahl Heinrichs *VII.* (1308) dem Kurfürſten von Brandenburg, Woldemar, die Ausübung dieſes Rechtes auf. Dieſer Zwieſpalt war auch die Grundurſache zur Doppelwahl Ludwigs von Bayern und Friedrichs (des Schönen) von Oeſterreich. Denn der Herzog von Lauenburg erklärte ſich blos deßhalb für Ludwig, weil ſein Vetter, der Kurfürſt Rudolph, ſeine Stimme für Friedrich gegeben hatte. Dieſer Zwiſt entſchied ſich zwar endlich für Sachſen-Wittenberg, brachte aber dieſes Haus um die Erbſchaft, als die brandenburgiſche Linie des Hauſes Askanien (1320) mit dem Markgrafen Heinrich ausſtarb. Denn nun ſtellte ſich der Kaiſer Ludwig ſelbſt unter die Prätendenten der Nachfolge in dieſen Ländern, und er drang damit durch, weil er der Stärkſte war, und übertrug die Kur alsdann, als er ſeinen Gegner Friedrich in der Schlacht bei Mühldorf (1322) überwunden und gefangen genommen hatte,*) an ſeinen älteſten Sohn Ludwig; weßhalb auch der Kurfürſt Rudolph, ob er ſich gleich mit dem Kaiſer ausgeſöhnt hatte, dennoch ſein aufrichtiger Freund nicht wurde, ſondern ſpäterhin wieder von ihm ab und auf die Seite des gegen ihn aufgeſtandenen Markgrafen Carl von Mähren, — (Carl *IV.*) im Jahre 1346 trat. — Acht Jahre zuvor half er indeſſen den Kurverein zu Renſe, ſo wie, in demſelben Jahre (1338) auf dem Reichstage zu Frankfurt, die berühmte Conſtitution, von der Unabhängigkeit des Reichs zu Stande bringen. —

---

*) S. Denkwürdigk. IX. Bd. S. 232 ff.

Der Kurfürſt Rudolph blieb auch dem Kaiſer Carl *IV.* beſtändig treu, und dennoch unterſtützte dieſer ſeine Anſprüche auf Brandenburg nicht, ſondern belehnte den Markgrafen Ludwig mit der Kur Brandenburg und den dazu gehörigen Ländern. Dahingegen ſprach er ihm und ſeinem Hauſe die alleinige Ausübung der Kurrechte. zum Nachtheil des Hauſes Sachſen-Lauenburg, zu.

Dieſer Kurfürſt war auch der erſte, der den Titel eines Reichserzmarſchalls führte, und er wurde in der güldenen Bulle, die im Jahre ſeines Ablebens als Reichsgrundgeſetz erſchien, in der alleinigen Führung dieſes Titels beſtätigt. — Der Vater des Kurfürſten Rudolph hatte ſich zwar, jedoch nur ein einzigesmal, Reichsmarſchall genannt, und in dem Schreiben der Kurfürſten an den Papſt, nach ihrer Vereinigung zu Renſe, nennen ſie ihn Reichsſchwertträger. — — Auch den Titel eines Pfalzgrafen von Sachſen führte dieſer Fürſt zuerſt. — Nicht minder war er der Stifter der Schloßkapelle zu Wittenberg, die von Friedrich dem Weiſen ſehr erweitert, im Jahre 1760 durch ein von der Reichsarmee veranſtaltetes Bombardement faſt ganz zerſtört, ſpäter aber in ihrer gegenwärtigen Geſtalt wieder erbaut wurde. —

Der Kurfürſt Rudolph *I.* ſtarb endlich am 12. März des Jahres 1356, und ſein Sohn, der Kurfürſt Rudolph *II.* folgte ihm auf dem Throne.

13.

Johann Friedrich Böttcher, der Erfinder des Porzellans.

Dieſer ſo merkwürdige Mann ward am 5. Febr. 1682 zu Schleiz, im reußiſchen Voigtlande, geboren, und erhielt die erſte Bildung ſeines Geiſtes in Magdeburg. Schon in der Jugend zeigte er Neigung zur Chymie, und kam deshalb nach Berlin zum Apotheker Zorn in die Lehre. Hier war er fleißig im Laboratorio, dabei aber ſo in ſich gekehrt, daß man ihn für halb geiſteskrank hielt. Dieſe Zurückgezogenheit des Geiſtes hatte jedoch eine andere Urſache, die man erſt ſpäter entdeckte. Böttcher hatte nämlich von einem andern Apotheker, Namens Köpke, ein Manuſcript mitgetheilt erhalten, welches nichts geringeres lehrte, als den Stein der Weiſen zu finden, und durch denſelben Blei oder andere unedle Metalle in das beſte Gold zu verwandeln. Nun war Böttcher ganze Nächte im Laboratorio eingeſchloſſen, wo er zu dieſer Auffindung Verſuche machte. — Wenn er dann am folgenden Tage, wegen der entbehrten Nachtruhe, zur Arbeit in der Officin träge und verdroſſen war, ſo erhielt er Verweiſe vom Herrn oder dem Proviſor; dieſe gefielen aber dem jungen Goldmacher ſo wenig, daß er zu Michaelis 1699 aus der Lehre entlief. — Doch dieſer Schritt hatte die gewöhnlichen Folgen. — Böttcher hatte die Bedürfniſſe ſeines Magens dabei nicht mit in Anſchlag gebracht; er gerieth alſo in Noth, hungerte, und faßte endlich, vom dieſem gedrungen, den beſten Entſchluß, den er nur hätte faſſen können: er kehrte nämlich zurück, betete *pater per-*

cavi, gelobte Beſſerung an, und wurde nun von ſeinem menſchenfreundlichen Lehrherrn wieder aufgenommen; doch mußte er zuvor einen ordentlichern Lebenswandel verſprechen. Böttcher gelobte zwar Alles an, allein das Goldmachen war ihm ſchon zu ſehr an das Herz gewachſen, als daß er es hätte ſogleich vergeſſen können, und er ſetzte demnach, mit Hülfe eines andern Lehrlings, ſeine alchymiſtiſchen Verſuche fort. Dieſes wurde wieder bemerkt, und eben ſollte Böttcher einen neuen Verweis von ſeinem Lehrherrn bekommen, als er dieſen glücklich dadurch abzuwenden wußte, daß er einige Stückchen Gold vorzeigte, die er tingirt haben wollte. Dies erregte ganz natürlich das Erſtaunen des Herrn, der ſeinem Lehrlinge ſo etwas nicht zugetraut hatte, und ein ſo glücklicher Chymiker durfte nun natürlich nicht mehr Lehrling heißen; weßhalb er alſo, noch vor dem Ablaufe der Lehrzeit, losgeſprochen und zum Gehülfen promovirt wurde. Böttcher verſprach nun, aus Dankbarkeit, eine Probe ſeiner Kunſt, in Gegenwart ſeines Herrn und einiger vertrauten Freunde abzulegen, wenn er nur noch einige Verſuche erſt vorhergehen laſſen könne. —

Endlich, es war am 1. Octbr. 1701, führte er ſeinen bisherigen Herrn und einige Freunde deſſelben, in das Laboratorium, legte dort achtzehn preußiſche Zweigroſchenſtücken in einen Schmelztiegel, blies dann fleißig die Kohlen an, bis jene geſchmolzen waren, und als die flüſſige Metallmaſſe im Tiegel glänzte, warf Böttcher ein rothes Pulver in dieſe Flüſſigkeit, rührte es dann mit einem gläſernen Stäbchen wohl um, und goß es, als er glaubte, die Verwandlung ſey geſchehen, auf einen Stein aus, wo es bald verkühlte, und nun von allen Anweſenden für das feinſte Gold erklärt wurde. — Nun war das Wunder der Verwandlung erwieſen, und der bisherige Lehrherr Böttchers fühlte Ehrfurcht vor dieſem jungen Künſtler, gab ihm auch dieſe unverholen zu erkennen. — Böttcher bat zwar die Anweſenden um ſtrenge Verſchwiegenheit; dieſe waren aber von dem, was ſie geſehen hatten, zu ſehr in Erſtaunen verſetzt, als daß ſie es hätten für ſich behalten können. Bald wurde es alſo in Berlin bekannt, und einer ſagte es dem andern als eine große Neuigkeit: „Der Apotheker Zorn hat einen Gehülfen, der Gold machen kann!“ — Nunmehr ſtrebten Viele nach der perſönlichen Bekanntſchaft dieſes jungen Goldmachers; denn

Welcher Sterbliche ward je geboren,
Dem nicht das Gold ſehr lieb und theuer war?

Endlich kam das Gerücht von dieſer Goldmacherei ſogar vor den König, Friedrich *I.* — (Großvater Friedrichs des Einzigen) — und dieſer wünſchte den jungen Goldmacher perſönlich kennen zu lernen. Dieſes wurde Böttchern hinterbracht, und derſelbe freuete ſich ſchon der Ehre, mit dem Könige zu ſprechen, als ihm ein Freund die Beſorgniß einflößte, daß man ihn als einen Adepten feſthalten werde. Hierdurch wurde Böttcher ſo in Furcht geſetzt, daß er auf einmal verſchwunden war. — Man glaubte, er ſey entwichen, allein er war noch in Berlin, und hielt ſich bei dem Kaufmann Röber in einer Bodenkammer verſteckt, wo er einige Wochen verborgen blieb. — Man ſuchte ihn eifrig, und als man ihn nicht fand, wurde ſogar eine Prämie von tauſend Thalern auf ſein Wiederfinden geſetzt. — Dies bewog nun Böttchern, ganz aus Berlin zu entfliehen, und er machte ſich alſo nach Wittenberg auf den Weg, wo er Medicin ſtudiren zu wollen vorgab. — Auf dieſem Wege fand er Spuren, daß man ihn verfolge, und eilte deßhalb, ſo viel ihm möglich war. Endlich war es ihm gelungen, und er kam, ohne angehalten worden zu ſeyn, in Wittenberg an, wo er ſich ſofort bei dem Commandanten meldete, und ihn von ſeiner Kunſt in Kenntniß ſetzte. Kaum war dieſes geſchehen, als auch ein preußiſcher Officier anlangte, der den entlaufenen Apothekergehülfen reclamirte. Weil aber der Commandant bereits erwogen hatte, welcher koſtbare Fund dieſer Goldmacher für ſeinen König (Auguſt den Starken) ſey, und daß er ſich dadurch, wenn er ihm zu dieſem ſo nothwendigen Manne verhelfe, ſehr recommandiren werde, ſo läugnete er gegen den reclamirenden Officier die Wiſſenſchaft um Böttchers Aufenthalt, und ſprach ſich für die Möglichkeit aus, daß er ſich verborgen in dieſer Stadt aufhalten könne; in dieſe Verborgenheit aber reiche die Macht eines Commandanten nicht. — Dieſes glaubte der Officier, und verkleidete preußiſche Soldaten lauerten nun in allen umliegenden Dörfern auf den Entlaufenen, witterten in jedem Handwerksburſchen einen Apothekergeſellen, plagten die Leute, und trafen doch den rechten nicht. —

Der Commandant berichtete nun nach Dresden an den König. Dieſer war jedoch nicht anweſend, ſondern in Polen; ſein Statthalter aber, der Fürſt Egon von Fürſtenberg, kannte ſeinen Herrn und die vielen Bedürfniſſe deſſelben zu gut, als daß er nicht hätte wiſſen ſollen, es ſey ein Mann, der aus Zinn, Blei ꝛc. durch ſeine Kunſt Gold zu machen verſtehe, ein ſehr nützliches Mitglied des Hofes, und er ſendete daher ſeinen eignen Wagen, der Böttchern von Wittenberg abholte, und über Wurzen nach Dresden brachte. Hier wurde er im Fürſtenbergiſchen Hauſe ſehr wohl aufgenommen, erhielt Wohnung, Tafel und Bedienung in demſelben, und jede Reclamation des preußiſchen Hofes, die Böttchers Perſon, als des aus Berlin entſprungenen Kerls betraf, wurde auf das entſchiedenſte zurückgewieſen.

Nun war der Goldmann im Lande, und man ſäumte nicht, ihm das Laboratorium zu erbauen, in welchem Sachſen zu einem zweiten Ophyr gemacht werden ſollte. — Wer indeſſen Geld ernten will, der muß vor allen Dingen Geld ſäen, und man durfte ſich alſo einige tauſend Thaler Ausgabe nicht reuen laſſen, wenn man Hunderttauſende von Ducaten dafür einnehmen wollte. Böttcher wurde dabei als ein Mann behandelt, von dem das Sachſenland große Dinge zu erwarten berechtigt ſey. — Indeſſen ſcheint man demſelben doch nicht recht getraut zu haben; denn man hielt ihn nicht allein eingezogen, ſondern ſetzte ihm auch den berühmten Naturforſcher, Walther von Tzſchirnhauſen zu einer Art von Inſpector, der beſonders darauf ſehen ſollte, daß das Geld, welches Böttcher bekam, nicht verſchwendet, ſondern zu dem beſtimmten Zwecke angewendet werde. —

Böttcher hatte in der Lehre, das von Köpke mitgetheilt erhaltene Manuſcript, über die Kunſt, die unedlen Metalle in Gold zu verwandeln, abgeſchrieben, und laborirte jetzt nach Anweiſung deſſelben friſch darauf los: denn es galt keiner Kleinigkeit, ſondern dem Kopfe, und wenn dieſer abgeſchlagen iſt, wächſt bekanntlich kein neuer auf dem Rumpfe. — Nun wollten aber die im Manuſcript enthaltenen Vorſchriften keine günſtigen Erfolge zeigen, und manche Nacht harrte Böttcher vergebens, wenn der inwendig feurige philoſophiſche König aus dem Brautbette ſeines kryſtalliniſchen Grabes heraufſteigen, und gleich einem hellleuchtenden Carfunkel und Waſſer ſpeienden Salamander ſich zeigen ſollte, aber — höchſt malitiöſer Weiſe nicht kam, weil — er nicht wollte. — — Vergebens war es, die *terram virgineam catholicam in crystallino artificio physico magico* circuliren zu laſſen, es war abermals nichts. — Der arme Böttcher arbeitete mit dem größten Eifer, und beſtrebte ſich, ſo viel er nur vermochte, ein reines, regenerirtes ☉ und ☿ zu finden. — Redlich that er Alles, was in ſeinem Manuſcript (vom Karthäuſer Hellmant) nur irgend befindlich war; allein es wollte zu keiner philoſophiſchen Kur kommen, noch der Lapis Philosophorum ſo gefällig ſeyn, ſich finden zu laſſen. — Kurz Bley blieb Bley, und Zinn blieb Zinn, aus keinem aber wurde Gold. —

Der König wurde endlich ungeduldig, als er, von einer Zeit zur andern hingehalten, immer noch kein Gold zu ſehen bekam, und fing an zu drohen; ſo daß für Böttchers Kopf Gefahr eintrat, als ein Etwas, von dem man bisher keine Ahnung hatte, ihn von dieſer Gefahr befreiete.

Auguſt *II.* zeigte eine ungemeine Vorliebe für das Porzellan, und wendete ſo viel Geld auf das chineſiſche, damals das einzige dieſer Art, daß

Tzſchirnhauſen, ſehr treffend, die Chineſen Sachſens porzellanene Schröpfköpfe nannte. — Deshalb hatte derſelbe ſchon viele Verſuche gemacht, eine ähnliche Maſſe zu erfinden, und es war ihm auch einigermaßen gelungen; doch ſeine Maſſe war zu ſehr dem Glaſe ähnlich, als daß ſie den königlichen Kenner hätte befriedigen können und Tzſchirnhauſen hatte alſo die fernern Verſuche unterlaſſen. Jetzt, als Böttcher in der größten Noth war, und die gewagteſten Zuſammenſetzungen unternahm, rieth ihm Tzſchienhauſen auf eine Porzellanmaſſe zu ſpeculiren, wenn es mit dem Steine der Weiſen ihm nicht gelingen wolle, und Böttcher verſprach es ihm; doch ehe er noch dieſe neuen Verſuche begann, wollte es ein glücklicher Zufall, daß der hochbedrängte Chymiker, indem er auf eine Maſſe zu Schmelztiegeln ſpeculirte, welche die höchſte Dauer haben ſollten, und deshalb Verſuche machte, eine dem chineſiſchen Porzellan an Schönheit und Feſtigkeit ſehr ähnliche, aber braunrothe Maſſe erfand, welche, in beiden Eigenſchaften, die von Tzſchirnhauſen erfundene Maſſe weit übertraf.

Dieſe Erfindung, für Sachſen auch jetzt noch wichtig, nachdem ſie ſchon ſo viel nachgeahmt worden iſt, wurde im Jahre 1704 gemacht, und dieſes Jahr iſt daher in der ſächſiſchen Geſchichte ebenfalls ein merkwürdiges.

Nun war bei Böttchern, wie bei Tzſchirnhauſen, die größte Freude vorhanden, und bei Erſtern hatte alle Angſt und Noth ein Ende; der letztere aber war ein edler Mann, der dem Könige dieſe Erfindung und ihre Folgen im rechten Lichte darſtellte, ſo daß Böttcher mit Geſchenken und

Ehrenbezeigungen überhäuft wurde; ja er ward ſogar, auf Verwendung des Königs, vom Kaiſer in den Reichsfreiherrnſtand erhoben. — Demohngeachtet gab man ihm den Genuß ſeiner Freiheit nicht wieder; denn man hoffte noch immer, daß es ihm auch mit dem Goldmachen gelingen werde, und wollte nicht, daß er in ein andres Land gehen und dort ſeine Erfindung bekannt machen ſolle.

Tzſchirnhauſen munterte Böttchern auf, ſeine Erfindung fortzuſetzen und zu verſuchen, ob er nicht ſeiner Porzellanmaſſe auch die weiße Farbe zu geben vermöge, und Böttcher machte nunmehr Verſuche, dieſen Zweck zu erreichen. Um nun aber dieſe Erfindung recht geheim zu halten, verlegte man (1705) die Porzellanfabrikation nach Meißen auf die Albrechtsburg, und in der That war auch kein Ort durch ſeine Lage paſſender dazu, als dieſer. Hier konnte man dieſe Fabrikation ganz geheim halten, da ſchon die Lage dieſer Burg ſehr bequem für dieſen Zweck war. Wie geheim man aber mit dieſer Erfindung that, lehrt folgendes Beiſpiel.

Man hob nämlich in Freiberg unter den Bergleuten Männer aus, die Böttchern im Laboratorio dienen ſollten. — Dieſe Leute erfuhren es bei der Aushebung ſo wenig als beim Abmarſch, wohin eigentlich ihre Beſtimmung gehe, und ſie nahmen daher Abſchied von ihren Familien, die über ihr Schickſal in Ungewißheit gelaſſen wurden. So kamen ſie nach Meißen, wo man ſie auf den Domberg führte, und ihnen dort ihre Beſtimmung bekannt machte.

Böttcher hatte in ſeiner Beſtrebung, weißes Porzellan zu erfinden, noch wenig Fortſchritte gemacht, als die Schweden (1706) nach Sachſen vordrangen. Nun wurde dieſer Chymiker, mit drei ſeiner beſten Arbeiter, des Nachts in einen verſchloſſenen Reiſewagen geſetzt, und unter Begleitung von Cavallerie nach dem Königſtein geſchafft; wo das Geheimniß, das man mit dieſem Manne trieb, ſo hoch geſteigert wurde, daß nicht einmal der Commandant des Königſteins, Major von Creuz, den wahren Namen der Gefangenen erfuhr, die man ihm zuſchickte, und ſo wies denn dieſer Commandant ſeinen unbekannten Gäſten einige gute Zimmer in der Georgenburg an; doch wurden dieſe Zimmer am Ausgange feſt verſchloſſen. —

Eine Zeitlang ließ ſich Böttcher dieß gefallen, beſonders, da er ſonſt keine Noth litt, indem der Commandant dieſer Feſtung monatlich dreiundachtzig Thaler und zwanzig Groſchen, für die gedachten vier Gefangenen, aus der Rentkammer als Koſtgeld ausgezahlt erhielt, und auch ſonſt noch gemeſſene Befehle hatte, dieſelben auf das beſte zu behandeln. — Endlich aber wurde Böttcher, der ſich keines Verbrechens bewußt war, dieſer ſtrengen Gefangenſchaft überdrüßig, und machte Verſuche zur Flucht. — Um dieſe aber bewerkſtelligen zu können, ſpann er mit dem gefangenen Bürgermeiſter Romanus, (S. 2. März) und noch andern ſolchen gezwungenen Bewohnern des Königſteins eine Verſchwörung an, die Flucht gemeinſchaftlich zu unternehmen. Dieſes Unternehmen aber wurde, noch ehe es zur Ausführung kommen konnte, verrathen.

Die drei Gehülfen Böttchers begleiteten ihn, wie wir bereits wiſſen, auf den Königſtein, und hießen dort ſeine Diener. — Einer derſelben hieß Paul Wildenſtein, und dieſer ſchöpfte Verdacht, als er gewahrte, Böttcher halte ſich immer ſehr lange auf dem heimlichen Gemache auf. Er ſchlich ihm alſo nach, und hörte ihn mit Jemand reden. Dieß vermehrte Wildenſteins Neugierde, und er ſchlich endlich einmal dahin, wo Böttcher kurz vorher geweſen war. Hier fand er einen Pflock in der Wand, mit Papier überklebt, zog dieſen heraus, und nun ergab ſichs denn, daß ein Draht daran befeſtigt war, welcher eine Klingel zog. Wildenſtein machte einen Verſuch damit, und bei ihrem Klange rief eine unbekannte Stimme: „Was befehlen Ihro Gnaden? — Heftig erſchrocken ſteckte er den Pflock wieder an ſeinen Ort, erzählte Böttchern das, was ihm begegnet war, und bat ihn auf das Dringendſte, ſein Vorhaben aufzugeben, weil er es ſonſt dem Commandanten ſelbſt anzeigen müſſe, da er ſich wegen Anderer nicht einer harten Strafe dahingeben wolle. — Dieſes wirkte, da vielleicht auch Böttcher überlegte: daß er ja nicht als Verbrecher hier ſey, und alſo auf jeden Fall ſein Schickſal verſchlimmern werde. — Böttcher entdeckte alſo dem Commandanten den Plan zur Flucht, ſchob aber die ganze Schuld auf die mit ihm Einverſtandenen, die er aufrichtig entdeckte.

Nach dem Wiederabzuge der Schweden brachte man Böttchern am 22. September 1707 nach Dresden zurück, wo ihm der König auf der Baſtion Venus hatte ein Haus bauen laſſen. Hier ging nun das Laboriren aufs Neue an, und eifriger als je. Tag und Nacht wurden die Materialien geſtoßen, auf einer Maſchine des Hoftöpfers gemahlen, dann durch den feinſten Cattun gebeutelt, und endlich auf Marmorplatten gerieben. Zum Schmelzen der Metalle bediente man ſich des großen Brennſpiegels von Kupfer, den Tzſchirnhauſen erfunden, und nach ſeinem Tode hinterlaſſen hatte.*) Dieſer kam manchen Tag zwölf bis vierzehn Stunden hindurch nicht über dem Ofen weg, und that große Wirkung.

Endlich war das Ziel erreicht, und das ſchönſte weiße Porzellan glänzte dem Erfinder entgegen. Welche Freude mag Böttcher dabei empfunden haben, als er das Gelingen ſeiner vielen Arbeiten vor ſich ſah. Leider erlebte Tzſchirnhauſen, der ſo viel Antheil an Böttchers Erfindung hatte, das Gelingen ihrer beiderſeitigen Bemühungen, — anſtatt des erſten braunrothen Porzellans weißes hervorzubringen — nicht, ſondern ſtarb 1708 als kurſächſiſcher Geheimer-Rath; dahingegen dieſes weiße Porzellan erſt 1709 erfunden wurde. —

Nunmehr wurde 1710 die Porzellan-Fabrik auf der Albrechtsburg in Meißen gegründet, und hier vermißte man abermals den verſtorbenen Tzſchirnhauſen auf das ſchmerzlichſte; denn man ſah ſich hierdurch genöthigt, Böttchern ſelbſt die Direction dieſer Fabrik zu übergeben. — Dieſer war aber gar nicht der Mann, der zu einem Director gehört: denn es fehlte ihm an allen dazu gehörigen Eigenſchaften. — Die ſtrenge Ordnungsliebe, die einem ſolchen Dirigenten **Vieler** im höchſten Grade eigen ſeyn, ja ihm zur andern Natur geworden ſeyn muß, ging dem Herrn **Baron von Böttcher** ganz ab. — Von dieſem Mangel aber, und wenn ſich der Herr Director noch dazu allzufamiliär mit ſeinen Untergebenen macht, wohl gar, wie hier, das liebe Brüderchen mit ihnen ſpielt ꝛc., hing aber ſehr viel ab. Denn wo ſoll ſich da der Reſpect der Untergebenen gegen ihren Vorgeſetzten erzeugen und erhalten, der doch ſo höchſt nothwendig für einen ſolchen Poſten iſt. — Dazu kamen noch **Böttchers Ausſchweifungen im Trunk**, indem er täglich zwei oder drei Flaſchen Liqueur ausſtach; wie hätte er alsdann, im Zuſtande der Trunkenheit, ſeinen vielſeitigen, das Ganze umfaſſenden und zugleich jeden einzelnen Theil berührenden Pflichten Gnüge leiſten können? — Man ſah es daher bald ein, daß **Böttcher** wohl ein guter Chymiker, im Gegentheil aber ein herzlich ſchlechter Director ſey, und daß man ihm die Direction je eher je lieber wieder abnehmen müſſe, wenn die Porzellan-Fabrik gedeihen ſolle. —

---

*) Man weiß von dieſem Brennſpiegel — dem größten die es giebt — daß ſie Magnet in Eiſen, ſo wie Aſche und Erdgewächſe in Glas verwandelten, auch Sachen, die lange im Waſſer lagen, anzündeten. A. d. B.

Der Mann, der für Sachſen eine ſo wichtige Erfindung machte, und auch ſonſt noch manche nützliche Kenntniſſe ſich angeeignet hatte, beſaß jedoch ſo wenig Gewalt über ſich ſelbſt, daß er durch Ausſchweifungen im Trunk und dem Geſchlechtstriebe, ſeine Geſundheit gänzlich zerſtörte, und dann, nach einer kurzen Krankheit, am 13 März 1719, im ſieben und dreißigſten Lebensjahre verſtarb. — Ob er nun gleich dem Könige an 150,000 Thaler gekoſtet hatte, beſaß er doch bei ſeinem Ableben ſo wenig

Geld, daß es kaum zu den Koſten ſeiner Beerdigung hinreichte.

Noch in den letzten Tagen ſeines Lebens kam er zur Erkenntniß, daß er ſelbſt die Schuld an ſeinem frühen Tode trage, und bekannte dieſes gegen Paul Wildenſtein, mit dem er ſehr vertraut geweſen zu ſeyn ſcheint, unverholen; doch ſeine Reue kam, wie bei vielen andern zu ſpät: denn ſeines Lebens Blüthe war bereits geknickt. — Uebrigens war Böttcher, troß ſeiner Schwächen, durchaus kein böſer Menſch, darum ſey Friede mit ſeiner Aſche!

14.

Friedrich der Strenge.

Scenen aus ſeinem Leben.

I.

Der Landgraf Friedrich und die Raubritter.

Schon Friedrich mit der gebiſſenen Wange, — der Vater des Fürſten, aus deſſen Geſchichte wir dieſe Lebensſcenen entlehnen, — hatte es unternommen, die Räubereien der Stegreifritter auszurotten und den Landſtraßen die nöthige Sicherheit wieder zu geben; allein die ſchweren Kriege, die er für ſeine Exiſtenz ſelbſt mit zwei Kaiſern führen mußte, und dann die langen Streitigkeiten mit der Stadt Eiſenach, wegen der von ihr angemaßten Reichsfreiheit; desgleichen mit der in jenen Zeiten mächtigen

Stadt Erfurt, wegen verſchiedener Gerechtigkeiten, welche die Landgrafen von Thüringen in derſelben prätendirten: alles dieſes zuſammen hatte ihn abgehalten, jenem Räuberunweſen ſo kräftig zu ſteuern, als er wünſchte, und die Sicherheit der Landſtraßen ſtreng zu behaupten; auch den Bürgern und Bauern in ſeinem Lande Ruhe vor dieſen Räubern, die ſich Edle nannten, zu verſchaffen.

Dieſes ſchwere, aber dem Lande ſehr wohlthätige Geſchäft, war alſo dem Sohne dieſes viel geprüften aber bewährt erfundenen Heldenfürſten vorbehalten, und er führte es mit einer Kraft und Beharrlichkeit aus, die ihm daſſelbe erleichterte, aber auch, beſonders wegen ſeiner Unerbittlichkeit gegen die Räuber und ihre Angehörigen, den Beinamen des Strengen zuwegebrachte.

Schon waren viele der Raubburgen in Thüringen zerſtört und ihre Beſitzer vertrieben oder durch das Schwert des Henkers aus dem Reiche der Lebendigen verwieſen worden; nur eins und zwar das hauptſächlichſte dieſer Raubneſter, die Burg Driefurt, — (Treffurt) — war noch vorhanden und dieſe trotzte, durch ihre Feſtigkeit, ſo wie ihre ſtarke Beſatzung, der landgräflichen Macht.

Es befand ſich einſt der Landgraf eben in Gotha, um dort eine Differenz mit ſeiner Mutter auszugleichen, als jene Raubritter die Frechheit hatten, mit ihrer Rotte bis nahe an Gotha zu ſtreifen und, gleichſam vor den Augen des Landgrafen, die ſchändlichſten Räubereien zu verüben. — — Dieſe Verhöhnung der Fürſtenmacht empfand jedoch der Landgraf ſo tief, daß er ſofort ſeinem Marſchall, dem berühmten Friedrich von Wangenheim Befehl gab, dieſem Raubgeſindel ſtracks nachzujagen; er ſelbſt werde noch mehr Schaaren ſammeln, und die Burg Driefurt zu erobern ſuchen, damit ſie nicht länger der Aufenthalt ſolcher Böſewichter ſey.

Wangenheim ſammelte in der Eile ſo viel Ritter, Knappen und Knechte um ſich, als in der Geſchwindigkeit zu haben und ſtreitfertig waren. Mit dieſen begann er ſeinen Rachezug. Bald erfuhr er die Richtung, welche die Räuber genommen hatten, und ſuchte ihnen zuvorzukommen, um ſie von der Burg abzuſchneiden. Dieſes gelang, und in einem Hohlwege, wo die Räuber ſich wenig wehren konnten, wurden ſie von vorn und hinten angefallen. Zwar vertheidigten ſie ſich, als ſie ſahen, es gelte ihrem Leben oder der Freiheit, mit dem Muthe der Verzweiflung, und ſuchten ſich durchzuſchlagen. Doch dieſes gelang ihnen nicht, ſondern es wurden endlich Alle, die von dieſer Räuberrotte noch übrig waren, gefangen genommen. Die beiden Ritter von Driefurt befanden ſich, ſchwer verwundet, ebenfalls unter der Zahl der Gefangenen.

Nun war es leicht, die Raubburg dieſer Ritter zu erobern, beſonders da der älteſte der beiden Brüder ſich an Wangenheim wendete und fragte: ob er wohl durch die Aufgabe der Burg ſein und ſeines Bruders Leben vom Henkertode retten könne? — Gern antwortete ihm Wangenheim mit Ja; denn hierdurch erſparte er viel an Blut und Zeit. — Als nun dem Ritter dieſe Verſicherung für ſich und ſeinen Bruder zu Theil geworden war, wurden ſie beide vor die Burg getragen, und ertheilten nun dem Befehlshaber der Beſatzung die Weiſung: die Zugbrücke ſofort herabzulaſſen, und ſich dem Einzuge der

Landgräflichen nicht zu widerſetzen, weil es ſonſt um ihr Leben geſchehen ſey. — Die in der Burg befindlichen Ritter und Knechte entſetzten ſich ſehr, als ſie die beiden Brüder, ſo wie ihre übrigen Raubgeſellen in den Händen der Feinde ſahen, und Friedrich von Wangenheim als Sieger erblickten. — Dieſes raubte ihnen allen Muth, und nach kurzer Ueberlegung ließen ſie die Zugbrücke herabfallen. — Nun zogen die Sieger ein, und die Burg wurde von einer ſtarken Schaar aus ihrer Mitte beſetzt.

Nachdem nun auf dieſe Weiſe der Feldzug mit einem einzigen Schlage beendigt war, brachte man die Gefangenen nach Gotha, wo ſie einen ſtrengen Richter an dem Landgrafen fanden. — Die beiden Brüder von Driefurt kamen zwar mit dem Verluſt ihrer Burgen davon, und wurden von aller weitern Strafe befreit, weil der Landgraf das gegebene Wort ſeines Wangenheim ehrte, und auch die beiden Ritter durch einen ſchweren Eid auf die Gebeine der Heiligen der fernern Räuberei entſagten, und den vom Kaiſer Rudolph *I.*, auf dem Reichstage zu Erfurt (1290) errichteten Landfrieden aufs neue beſchworen; (S. 1. Januar) doch ihren Raubgenoſſen wurde es nicht ſo gut. —

Als nun die Gefangenen ſämmtlich vor den Landgrafen gebracht wurden, verfinſterte ſich ſein Blick, als er die drei Brüder Künemund unter den Gefangenen ſah. — Dieſe waren die ärgſten aller Räuber in Thüringen, und achteten dieſe Räuberei als ein gutes Recht der Ritter. Die Abmahnungen des Landgrafen hatten ſie bisher nicht beachtet, im Gegentheil ihr Unweſen nur noch höher getrieben. — Hierdurch waren ſie denn zum Gegenſtande der Aufmerkſamkeit für dieſen Fürſten geworden, und er belagerte alſo die Raubburg, die ſie gemeinſchaftlich bewohnten. Die Räuber wehrten ſich lange auf der feſten Burg, und als ſie dieſe nicht mehr halten konnten, entkamen ſie Alle durch einen geheimen unterirdiſchen Gang, und flüchteten ſich nach der Burg Driefurt, deren Bewohner ſie nun aufs Neue verführten, und mit in ihr Schickſal verflochten.

„Alſo hat auch Euch, Ihr Schandflecken der Ritterſchaft! endlich die Stunde der Vergeltung geſchlagen. Lange genug habt Ihr Eure Unthaten ſtraflos verübt; nun aber kommt ein ſchweres Gericht über Euch!“ —

So zürnte der ſtrenggerechte Landgraf dieſen Verbrechern entgegen, die tückiſch und trotzend ihre Blicke zu Boden richteten. — „Hinweg mit Euch, von meinem Angeſicht,“ — rief er ihnen jetzt mit ſtarker Stimme zu — „Ihr ſterbt, ſo wie Ihr es verdient habt!“ —

Am andern Morgen, nachdem die Verurtheilten gebeichtet und das Sakrament empfangen hatten, führte man ſie aus dem Gefängniß auf den Markt, wo ſich das Halsgericht bereits verſammelt und am ſchwarzbehangenen Tiſche Platz genommen hatte, wobei der Landgraf ſelbſt der Vorſitzende war. Schon tönte das Armeſünderglöcklein, als ein Knappe in der Nähe des Gerichts erſchien, der ein Roß leitete, auf welchem eine in tiefe Trauer gekleidete Matrone ſaß. Es war die Mutter der drei Brüder, die jetzt den Lohn ihrer Uebelthaten am Galgen empfangen ſollten, und ſie kam, um den Fürſten um Gnade für ihre Söhne anzuflehen. —

Der Knappe half der alten tiefgebeugten Mutter vom Roſſe, und ſie wankte nach dem Landgrafen hin, fiel ihm zu Füßen und umfaßte ſeine Knie, und bat flehentlich um Gnade für ihre Söhne. Alles, was die Mutterliebe in ſolchen Fällen eingeben kann, das floß von ihren Lippen, doch vergebens. — Zwar blieb der Landgraf bei dem Flehen der jammernden Mutter, als Menſch nicht ungerührt; aber er war auch Fürſt, und durfte alſo, des Beiſpiels wegen, keine Barmherzigkeit üben, er war vielmehr ſeinen übrigen Unterthanen und der öffentlichen Sicherheit Gerechtigkeit ſchuldig. — Die unglückliche Mutter hob er alſo liebreich auf, bedauerte ſie wegen ihres Schmerzes und des Schickſals, die Mutter ſolcher entarteten, todeswürdigen Böſewichter zu ſeyn. — Dabei erklärte er ihr aber auch ernſtlich, daß er, als Fürſt des Landes, die Verurtheilten nicht begnadigen dürfe, weil er höhere Verpflichtungen gegen das Ganze als gegen die Einzelnen habe, und deshalb Barmherzigkeit in dieſem Falle ein Verbrechen ſey, das er vor Gott nicht verantworten könne.

Troſtlos ſank jetzt die unglückliche Mutter zur Erde, und wurde nun, auf Befehl des Landgrafen, in ein nahes Nonnenkloſter gebracht, wo ſie ſich zwar wieder erholte, doch als ſie hörte, daß ihre Söhne den Tod durch Henkers Hand am Galgen geſtorben wären, ſoll ſie, nach einer Sage, Blut geweint haben, dadurch blind geworden und nun im Kloſter bis an ihr Ende geblieben ſeyn. — Doch kehren wir jetzt wieder auf den Gerichtsplatz zurück. —

Als man die Mutter der drei Verbrecher nach dem Kloſter gebracht hatte, brach der Landrichter den Stab über dieſelben. Dann lud man einem jeden dieſer Verurtheilten einen räudigen Hund auf die rechte Achſel, weil ein jeder Verbrecher ritterlichen Standes, nach der alten ſtrengen Sitte, einen räudigen Hund nach der Feimſtätte (dem Richtplatze) tragen mußte, wodurch er aus der Gemeinſchaft des Adels ausgeſtoßen, oder mit andern Worten, unehrlich gemacht wurde. —

Die drei Verbrecher traten nun, auf dieſe Weiſe von ihren ehemaligen Standesgenoſſen, ja ſelbſt aus der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſtoßen, den ernſten Todesgang an, und eine unzählige Menge Volks folgte ihnen auf dem Wege dahin nach. Laut ſprach man ſeine Freude darüber aus, daß nun die Straßen wieder ſicher werden würden, wenn dieſe Böſewichter ihren Lohn empfangen hätten. —

An der Feimſtätte hing der Nachrichter die drei Hauptverbrecher am Galgen in Ketten auf, und neben jeden den räudigen Hund, den er auf der Achſel getragen hatte.

Nun ward eine Zeitlang wieder Ruhe und Sicherheit auf den Straßen. — Friedrich von Wangenheim bekam vom Landgrafen die Burg Driefurt, nebſt dem Städtlein gleiches Namens (jetzt Treffurt), welches er jedoch gegen Groß- Oſter- und Wolf-Beringen wieder vertauſchte.

Dies geſchah im Jahre 1332. — Als aber Neun Jahre ſpäter ſich wieder eine Rotte von adeligen und unadeligen Räubern, wahrſcheinlich im Einverſtändniß mit den ehemaligen Herren von Driefurt, in der Stadt Nebra an der Unſtrut verſammelt, und mit den Bürgern verbunden hatten, die Straßen umher unſicher machten und der Macht des Landgrafen trotzten, verband ſich dieſer mit den Städten Erfurt, Nord- und Mühlhauſen, und zog nun mit ſeinen Schaaren und denen dieſer Städte am 14. März 1341 vor das feſte Nebra, deſſen Belagerung ſogleich begann. Als ſich aber wegen der Feſtigkeit der Stadt die Belagerung etwas verzog, ließen ſich die Bürger Nebra's vom Uebermuthe dahinreißen, des Fürſten und ſeiner Verbündeten zu ſpotten. Hierdurch wurden dieſe erbittert, und warfen Feuer in die Stadt, welches einige Häuſer anzündete. Der Wind erhob ſich und verbreitete nun das Feuer über die ganze Stadt. — Die Belagerer benutzten dieſes, ſtürmten, und im erſten Anlauf war die Stadt erobert, wo denn Alles ſterben mußte, was den gereizten Siegern unter das Schwert kam. — Als die Beſatzung der Burg dieſes ſah, übergab ſie die Veſte, und erhielt dadurch wenigſtens das Leben, wenn ſie auch zu Gefangenen gemacht wurde.

So viel für jetzt, weil der für jeden Tagsabſchnitt berechnete Raum nichts weiter geſtattet. — Weiter unten werden wir jedoch, in den Abſchnitten des 28. 29. und 30. März Gelegenheit nehmen, noch mehr ſolche Scenen, als Rückblicke in die Sitten- und Culturgeſchichte des *XIV.* Jahrhunderts zu geben.

15.

Das Begräbniß des Kurfürſten Auguſt.

(S. 11. Febr.)

Vorerinnerung.

Es liegt mit im Plane dieſes hiſtoriſchen Werks, auch auf die Sitten und Gebräuche früherer Jahrhunderte zurückzublicken, und ſolche Rückblicke mit der Schilderung von Begebenheiten zu begleiten. — Ein ſolcher Rückblick dürfte nun aber wohl ohne Zweifel die nachſtehende Beſchreibung der bei dem Begräbniß des Kurfürſten Auguſt ſtattgefundenen Feierlichkeiten ſeyn, und ſie fand auch beſonders deshalb hier eine Stelle, weil dieſe Feierlichkeiten einen der edelſten und beſten Fürſten Sachſens betrafen. — Dieß hielt der Verfaſſer für nöthig zu bemerken, um möglichen Mißdeutungen ſchon im Voraus zu begegnen.

Als der treue Landesvater verſchieden war, (S. 11. Febr.) gingen die tiefbetrübten Unterthanen weinend heim, und trauerten um den geliebten Vater. Der Leichnam des Entſeelten ward nunmehr balſamirt, und hierzu, ſo wie zu den Veranſtaltungen, dem im Herrn Entſchlafenen ein fürſtliches Leichenbegängniß zu halten, bedurfte man einen Monat, dann aber ſetzte man den Sarg mit dem kurfürſtlichen Leichnam in die Schloßkirche, wo der Verewigte in ſeiner Lebenszeit ſo gern geweilt und Gottes Wort gehört hatte.

Am 13. März trug man Abends die Leiche, mit einer anſehnlichen Begleitung nach der Kreuzkirche, wo der Hofprediger, D. **Mirus**, dem Entſchlafenen die Leichenpredigt hielt. Dieſes war aber keine der gewöhnlichen Leichenpredigten, wo der Prediger ſelbſt kalt bleibend, nur mit dem **Munde** Worte ausſpricht. Nein! Hier ſprach der Prediger mit eignem tiefen Gefühl, und dieſe Bewegung des Gemüths ging auch auf die Zuhörer über. Noch war ſo manches Gute, was dieſer edle Vater dem Vaterlande erzeigt hatte, im friſchen Andenken. Man erinnerte ſich lebhaft daran, wie der Vater **Auguſt** mit der Mutter **Anna** ſo viele Jahre hindurch, im ſchönſten Verein, ein herrliches Beiſpiel der frommen Häuslichkeit gegeben hatten. Wie er treu und redlich für das Vaterland geſorgt, und es in keiner Noth verlaſſen, immer ſeinen treuen Sachſen ein Beiſpiel von Gottesfurcht und guten Sitten gegeben, auch die Bitte des Armen nicht verſchmäht, und ihm Ohr und Herz willig zugeneigt habe, mit einem Worte aber ein guter Vater des Vaterlandes geweſen ſey. Und als nun der Prediger mit Herzlichkeit an Alles dieſes erinnerte, da theilte ſich das Gefühl des Schmerzes der ganzen Menge der Zuhörer mit, und Alle weinten um den verlornen Vater. — Ein herrliches Feſt der Erinnerung an die wohlthätige Regierung eines guten Fürſten, und dieſe Thränen der Unterthanen, denen er als treuer Vater wohlgethan hatte, waren die ſchönſten Perlen in ſeiner Krone. —

Dieſe Nacht blieb der Leichnam in der Kreuzkirche ſtehen und wurde von Bürgern bewacht. Als aber am andern Morgen kaum der Tag angebrochen war, verſammelten ſich die ſämmtlichen Hofbedienten zu Roß und Wagen, das verwaiſete kurfürſtliche

Haus, nebſt vielen fürſtlichen, gräflichen und andern Herrſchaften an der Spitze. Die ganze Dresdner Bürgerſchaft mit dem Stadtrathe, eine Menge Landleute aus den umliegenden Dörfern. Alle dieſe vereinigten ſich, um dem entſeelten Leichnam des Landesvaters das Geleite zu geben. Der Sarg wurde auf den ſchwarz behangenen Wagen gehoben, die Trauergeſänge ertönten und die Prozeſſion begann, ſich nach dem Wilsdrufer Thore hin in Bewegung zu ſetzen, um alsdann den Weg nach Freiberg zu nehmen, da in jenen Zeiten und bis auf Johann Georg *IV*. das kurfürſtliche Erbbegräbniß ſich im Dome zu Freiberg befand. — Außen vor dem Thore kehrte das Kreuz mit der Schule wieder um, und die ſo nicht mit nach Freiberg wollten, folgten ihm; zuvor aber nahmen ſie mit Thränen Abſchied von den ſterblichen Ueberreſten ihres geliebten Herrn, „und iſt dabei faſt viel geweinet worden von jedermänniglich!“ — ſagt ein gleichzeitiger Schriftſteller.

Doch wir wollen dem Zuge zuvor nach Freiberg eilen, und dort die Anſtalten zum Begräbniß ſelbſt betrachten.

Schon am 27. Februar begannen die angekommenen kurfürſtlichen Hoffouriere die Quartiere für die Leichenbegleitung zu beſtellen, und dabei dürfen wir nur bemerken, daß die Quartiermacher nur allein für dreitauſend Pferde Stallung in und vor der Stadt anſchrieben, um einen Begriff von der Größe des Leichenzugs zu geben. —

Die Domkirche wurde mit ſchwarzem Tuche ausgeſchlagen, auf welchem, an verſchiedenen Orten, das kurfürſtliche Wappen angeheftet wurde. —

Mehrere Stühle wurden aus dieſer Kirche einſtweilen entfernt, weil die Pferde mit dem Leichenwagen in die Kirche fuhren, dort der Sarg von demſelben abgenommen wurde, und ſie dann den leeren Wagen wieder zur entgegengeſetzten Pforte hinausbringen mußten.

Auch im Schloſſe wurden die Gemächer, in welchen die Glieder des kurfürſtlichen Hauſes, nebſt den andern Herrſchaften, während ihres Aufenthalts wohnen ſollten, mit ſchwarzem Tuche ausgeſchlagen. Daneben wurden auch ſonſt noch mancherlei Veranſtaltungen vom Stadtrathe getroffen, das Begräbniß des verewigten, um das Vaterland ſo hoch verdienten Kurfürſten verherrlichen zu helfen. In der Stadt waren die Bürger, theils in ſchwarzer Rüſtung theils in Trauerkleidung mit ſchwarzen Binden, vom Erbisdorfer Thore bis an das Schloß geſtellt, wo ſie ein Spalier bildeten, durch welches der Zug der Ankommenden den Weg nehmen ſollte.

Am Nachmittag des 14. März, begab ſich der Stadtrath mit den Berg- und Hütten-Behörden, zweihundert Schülern und der Geiſtlichkeit, auch vielen der angeſehenſten Bürger ꝛc., zum Thore hinaus, nach dem Muldenberge hin, und dieſem Zuge folgte eine große Menge von Landleuten beiderlei Geſchlechts, welche ſelbſt aus entlegenen Dörfern herbeigekommen waren, ihrem lieben Herrn das Geleite zur letzten Ruheſtätte zu geben. Am Muldenberge ſah man in der Ferne den Trauerzug ankommen. Es war derſelbe faſt endlos; denn aus den Dörfern zwiſchen Dresden und Freiberg hatten ſich überall Einwohner dem Zuge angeſchloſſen. — Und ſo bildete ſich denn ein neuer Trauerzug, der ſich in Bewegung ſetzte, und un ter Abſingung von Trauerliedern in die Stadt ein, und nach dem Schloſſe hinzog, wo der Sarg mit dem Leichnam einſtweilen in der Schloßkirche abgeſetzt und daſelbſt die Nacht über von Bürgern bewacht wurde.

Der Kurfürſt **Auguſt** hatte im Jahre 1572 die alte Burg in Freiberg, der **Freudenſtein** genannt, abbrechen, und ein neues Schloß an die Stelle derſelben bauen laſſen, welches 1577 vollendet wurde. Mit dieſem Schloſſe war zugleich eine neue Schloßkirche erbauet und 1578 eingeweihet worden. Jetzt, nach kaum zehn Jahren, nahm ſie den entſeelten Leichnam ihres Stifters und Erbauers auf kurze Zeit zur Aufbewahrung auf. —

Am 15. März, als am Tage des Begräbniſſes, ſtellten ſich die Bürger früh vom Schloſſe bis an die Domkirche wieder im Spalier auf, und die Leichenbegleitung verſammelte ſich im Schloſſe ſelbſt. Um zehn Uhr ertönten die Glocken auf allen Thürmen der Stadt und machten den Anfang der Exequien kund.

Den Zug eröffneten neun adelige Hauptleute, je drei und drei, und ihnen folgten mit vorgetragenem langbeflorten Kreuze, **zweihundert Schüler**, in neuen ſchwarzen Mänteln, die ſie vom Hofe bekommen hatten, und dieſen wieder **dreißig Geiſtliche**, ſowohl aus Freiberg, als auch aus andern Städten des Landes, unter ihnen aber befanden ſich die Superintendenten von Chemnitz, Annaberg, Leisnig und Colditz, ſammt ihren Adjuncten. Dieſen allen hatte der Stadtrath neue Mäntel und Trauerbinden verehrt.*)

---

*) Hier möchte man die Geſchichte der Moden jener Zeit ſtudieren, um zu wiſſen, was dieſe **Trauerbinden** beim

— Der Geiſtlichkeit folgten unmittelbar die Glieder der muſikaliſchen Hofkapelle des Kurfürſten, und dieſen wieder ein Heerpauker mit ſeinen ſchwarz überzogenen Inſtrumenten und zwölf Trompeter, die ihre mit ſchwarzdamaſtenen Wappenfahnen gezierten Trompeten mit dem Mundſtück unterwärts trugen. In einer langen Reihe ſah man nun, unter der Anführung der Hofmarſchälle, die Mitglieder der Ritterſchaft und vornehmſten Hofbeamteten zu drei mit einander in tiefer Trauerkleidung ziehen, hinter ihnen aber ſechzehn Fahnen, ſämmtlich von Grafen und Herren getragen, in die Luft wehen. — Von dieſen Fahnen war die ſogenannte Regalien- oder Blutfahne, welche der Reichserbmarſchall von Pappenheim trug, die erſte; die übrigen bedeuteten die verſchiedenen Provinzen des Kurfürſtenthums, und eine jede war mit dem Wappen ihrer Provinz bezeichnet. Hinter jeder dieſer Fahnen, welche einzeln getragen wurden, führten zwei adelige Junker ein Trauerpferd, mit ſchwarzem Tuche bis auf die Erde bedeckt, und mit dem Wappen der Provinz auf der Stirn, Bruſt und den beiden Hüften gleichförmig mit der Fahne bezeichnet. — Der kurfürſtliche Leibpage Stellanus von Holzendorf folgte dieſen Fahnen im ganzen Harniſch, mit goldenen Streifen, auf einem weißen Hengſte, und hielt in ſeiner rechten Hand den Commandoſtab, den der Kurfürſt bei ſeinem Leben gebraucht hatte. — Der Erbmarſchall der Kur Sachſen, Hans Löſer, trug das Kurſchwert mit der Spitze unterwärts gekehrt, der Kanzler Haubold das große Kurſie-

---

männlichen Geſchlechte waren. — Waren es etwa lang herabhängende Trauerflöre?
A. d. V.

gel auf einem ſammetnen Kiſſen, und der Oberſtallmeiſter Balthaſar Wurm den Kurhut, ebenfalls auf einem ſolchen Kiſſen. — Unmittelbar hierauf folgte nun der Leichenwagen mit dem Sarge, bedeckt mit weißem Atlas und ſchwarzem Tuche, ſo daß man die Räder nicht ſehen konnte, und ein Crucifix war auf dieſem Tuche mit Gold auf das prächtigſte geſtickt. — Dieſen Wagen zogen acht Pferde, die ganz in ſchwarzes Tuch verhüllt und mit dem kurfürſtlichen Wappen geziert waren. Dieſe Pferde wurden von acht adeligen Herren geführt, und neben dem Wagen gingen auf jeder Seite zwölf Herren dieſes Standes. Dieſe, ſo wie jene achte, waren in langen Trauermänteln und Binden, bis auf den Boden herab, und hatte ein jeder das Angeſicht verhüllt. — So lang der Leichenwagen und ſeine Vorſpannung war, gingen auf beiden Seiten kurfürſtliche Trabanten in dicht gedrängten Reihen, die Spitzen ihrer Hellebarden unterwärts gekehrt. Und dieſe Bedeckung reichte auch hinter dem Trauerwagen, ſo weit die höchſten Herrſchaften im Zuge gingen.

Dem Leichenwagen folgten unmittelbar der nunmehrige Kurfürſt Chriſtian I., und eine bedeutende Zahl fürſtlicher Perſonen, ſo wie Abgeordnete auswärtiger Herren, die Stiftsherren zu Meißen, Naumburg und Merſeburg, nebſt den erſten Claſſen der Hofbeamteten. Alle waren in langen Trauermänteln mit Binden, und ein jeder hatte das Geſicht verhüllt.

Nach einem kurzen Zwiſchenraume ſah man nun die Oberhofmeiſter in drei Reihen, welche die dem Sarge folgenden Damen anführten. Die verwittwete Kurfürſtin Agnes von ihrem Vater, dem Fürſten Joachim Ernſt von Anhalt, und ihrem Vetter, dem Adminiſtrator zu Magdeburg, begleitet, machte den Anfang, und ihr folgten noch acht andere fürſtliche Damen, unter denen ſich die Kurfürſtin Sophia, als Schwiegertochter des Verewigten und drei ſeiner Töchter, (mit der jüngſten Anna — S. 27. Jan.) befanden, mit ihren Führern, denen aber noch eine große Anzahl anderer Damen, von niederem Range, nebſt den Gattinnen vieler kurfürſtlichen Beamten ꝛc. nachfolgten. Zuletzt machten der Stadtrath mit den Berg- und Hüttenbehörden, die Berg- und Hüttenknappen und eine unzählbare Menge von Bewohnern Freibergs und des platten Landes den Beſchluß dieſes Conducts, den Pracht und Herzlichkeit in gleichem Maße bezeichneten.

Als der Zug in der Domkirche angekommen war, wurden die Thüren in derſelben verſchloſſen, und die Feierlichkeit nahm ihren Anfang. Nachdem einige Trauerlieder geſungen worden waren, beſtieg der Hofprediger *D.* Mirus auch hier die Canzel, und predigte über Daniel 12, f. 2. Es war dieſer Prediger ein Mann, der die Herzen zu treffen vermochte, und ſo wurde denn die Thränenſcene, die in der Kreuzkirche zu Dresden ſtattgefunden hatte, auch hier wiederholt; denn als der Prediger die großen Verdienſte des Kurfürſten um das Land aufzählte, und ſeine herrlichen Eigenſchaften mit kräftigen Worten pries, da wurden alle Herzen gerührt und allgemein das Weinen und Wehklagen um den geliebten Vater, ſo daß man den ſelbſt tiefergriffenen Prediger nicht mehr verſtehen konnte. *)

---

*) Wohl hatte dieſer Geiſtliche Urſache, den Verluſt des Kurfürſten zu beklagen; denn er hatte einen mächtigen Freund

Endlich, als Alles geſchehen und der Kirchenſegen geſprochen war, traten die Berggeſchwornen zu dem Sarge, erhoben ihn und trugen ihn nach der Capelle, in welcher die Fürſtengruft befindlich iſt, ſenkten den Leichnam in ſein Ruhekämmerlein, „mit höchſter Betrübniß vieler frommen Chriſten“ ein; dann aber ward das Grab vermauert und die Provinzfahnen rings umher geſteckt.

Als nun Alles vollbracht war, trat der Zug den Rückweg in der Stille nach dem Schloſſe an. Die Trabanten trugen, ſo wie die Bürger, die Spitzen der Hellebarden aufwärts gekehrt. Doch kein Inſtrument der Muſik ließ heute einen Ton von ſich hören. — Dem neuen Kurfürſten wurde das Kurſchwert ebenfalls aufrecht vorgetragen; jedoch geſchah die Ueberantwortung dieſes Schwertes erſt auf dem Schloſſe, wo auch der Leichenzug entlaſſen wurde.

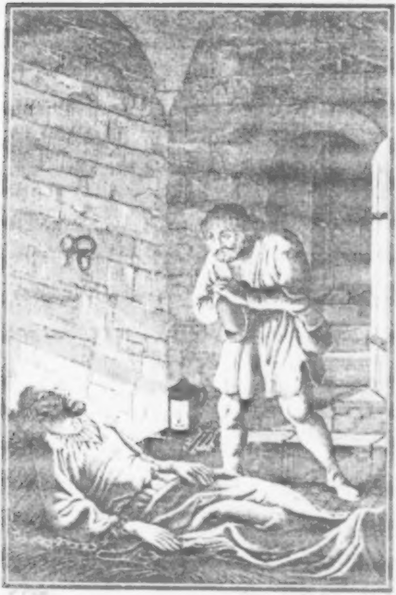
Den gänzlichen Beſchluß des ganzen Conducts machte ein Trauermahl, bei welchem, wie auch am vorigen Tage, — (mit den Worten der alten geſchichtlichen Quelle) „vier Fürſtentafeln, zwölf Tafeln Frauenzimmer, zwölf Tafeln der fürnehmſten Herren der Ritterſchaft, ſieben und funfzig Tiſche Edelleute und zweihundert fünf und ſiebenzig Tiſche Hofvolks und anderer frembde Perſonen geſpeiſet wurden; da-

---

und Beſchützer an demſelben verloren. Auch ihn trafen nunmehr, durch den hochmächtig werdenden Crell, ebenfalls ſchwere Leiden, Abſetzung, ja ſelbſt Gefängniß: weil er nicht gegen ſeine Ueberzeugung handeln wollte. — Doch auch hier ſiegte endlich die gute Sache, und D. Mirus kam wieder zu vorigen Ehren. Heute aber ſprach er wohl mit Gefühl der Verſöhnung.

A. v. M.

II. 2.



D. Cracau stirbt im Gefängniss

zu E. E. Rath hundert junge Bürger beſtellet hatte, die vor den Tafeln aufwarten und auf Alles gute Aufſicht haben müſſen.“ —

16.

D. Cracau.

Wenn es einem Fürſten gelingt, Männer aufzufinden, bei denen Weisheit mit Redlichkeit des Willens verbunden iſt, ſo iſt er glücklich zu ſchätzen, und ein ſolches Verhältniß fand mit Cracau bei dem Kurfürſten Auguſt ſtatt.

Dieſer Mann, der einen hellen, durchdringenden Verſtand beſaß, war eine Zeitlang der vertrauteſte Miniſter des Kurfürſten und ſtarb — im Gefängniß, an den Folgen der höchſten Folterqualen. — — Wie dieſes aber alſo gekommen ſey, wollen wir unſern Leſern in dieſem und dem folgenden Tagesabſchnitte kürzlich erzählen, und beginnen mit den vornehmſten Lebensumſtänden deſſelben.

Die Abkunft, ja ſelbſt der Geburtsort Cracau's, den man auch Craco oder Crato geſchrieben findet, iſt unbekannt; man weiß nur ſo viel, daß er in Pommern geboren worden iſt. Auch ſein Geburtsjahr 1525 muß man blos auf Treu und Glauben annehmen. — Vorerſt findet man ihn als fleißigen Studenten in Wittenberg, wo er ſich unter Melanchthons Leitung der griechiſchen Sprache widmete. Schon damals muß Cracau ſich ausgezeichnet haben; denn ſein Landsmann, der in der Reformationsgeſchichte ſo berühmt gewordene *D.* Bugenhagen, Superintendent zu Wittenberg, nahm ſich ſeiner fleißig an. — Bald erhielt Cracau die Magiſterwürde bei dieſer Univerſität, hielt öffentliche Vorleſungen und wurde ſchon im Jahre 1548 öffentlicher Lehrer der griechiſchen Sprache an der Univerſität zu Greifswalde, wo er drei Jahre blieb, doch ſchon im erſten Jahre Streitigkeiten mit dem Profeſſor der Ethik, (Moral) Siegmund Scherkel hatte, welche ihm das Leben ſo ſehr verbitterten, daß er 1551 wieder nach Wittenberg zurückkehrte, und abermals Unterricht in der griechiſchen Sprache gab.

D. Bugenhagen hatte eine Tochter, Sara, zu welcher Cracau ſchon bei ſeinem erſten Aufenthalt in Wittenberg viel Neigung empfunden haben mag. Dieſelbe war jedoch nicht mehr frei, ſondern die Verlobte des Diaconus Müller, deſſen Gattin ſie bald darauf wurde. Als jetzt *M.* Cracau von Greifswalde wieder nach Wittenberg kam, war Sara Wittwe geworden und dieſer ihr ehemaliger Liebhaber bewarb ſich nun um Herz und Hand der jungen Wittwe, war auch in ſeiner Bewerbung glücklich. — Nunmehr nahm ſich *D.* Bugenhagen ſeines Schwiegerſohnes noch eifriger an, erlangte auch diejenigen ſechzig Goldgülden Beſoldung, welche Georg Rorarius, früher *D.* Luthers Famulus, dann aber Diaconus und *Magister legens,* in Wittenberg gehabt hatte.

Bisher war *M.* Cracau Theolog geweſen, nach ſeiner Verehelichung aber legte er ſich mit ſolchem Eifer auf die Rechtsgelehrſamkeit, daß ihm ſchon 1554 die höchſte Würde in dieſer Facultät ertheilt werden konnte, und es heißt in dem Programm, mit welchem zu dieſer Feierlichkeit eingeladen wurde, von D. Cracau unter andern: „Er hat einen vortrefflichen Kopf, iſt gelehrt, nicht allein in den Rechten ſondern auch den Lehren unſerer Kirche ꝛc.

D. Cracau wurde hierauf ein öffentliches Lehramt zu Theil, worinnen er ſo wohl im Practiciren als auch im Dociren bald einen ziemlichen Grad von Berühmtheit erlangte. Wohl ihm, wenn er ſtets in dieſer Carriere geblieben wäre, er würde nicht ſo tragiſch geendigt haben.

Der Ruf von D. Cracau's hoher Geſchicklichkeit gelangte bald vor den Kurfürſten Auguſt, und er beſchloß, dieſen ſo brauchbaren Mann in ſeine Dienſte zu ziehen, was auch im Jahre 1557 geſchah. Von jetzt an aber fängt eine neue Periode ſeines Lebens an.

Es wurde auf dem Reichstage zu Augsburg (1556) abermals der Beſchluß gefaßt, eine Vereinigung der Katholiken und Evangeliſchen zu verſuchen, und es ſollte deshalb ein Religionsgeſpräch zu Worms gehalten werden. Dieß geſchah, und die Aſſeſſoren und Adjuncten der Fürſten und Stände beider Confeſſionen, welche dies Geſpräch halten ſollten, verſammelten ſich in dieſer Stadt. Der Kurfürſt Auguſt ſendete den Grafen Ludwig von Eberſtein als Aſſeſſor, und D. Cracau als ſeinen Adjunct dahin, damit ſie dieſem Geſpräch beiwohnen möchten, und ſie wurden von zwei gelehrten Theologen, Aleſius, und Ebers, begleitet, welche ebenfalls beauftragt waren, an den Verhandlungen Theil zu nehmen.

Mit dem Beginn des Monats September 1557 begaben ſich dieſe Abgeordneten nach Worms, wo nach ihrer Ankunft das Colloquium ſofort ſeinen Anfang nahm: wobei noch zu bemerken iſt, daß der Biſchof Michael Sidonius von Merſeburg und Melanchthon die Haupt-Collocutoren waren.

Gleich im Anfange konnte man merken, daß dieſes Colloquium ſich ebenſowohl fruchtlos zerſchlagen werde, als ſeine Vorgänger; denn der Profeſſor Flezius in Jena ſchrieb einen Brief nach Worms an die Theologen, und warnte ſie, daß ſie ſich von den Katholiken nicht, wie manche gethan (hiermit ſpielte er auf Melanchthon und ſeine Friedensliebe an), hinreißen laſſen möchten, ihnen auch nur das Geringſte einzuräumen. — Wie konnte aber bei ſolchen Geſinnungen der Zweck dieſer Veranſtaltung erreicht werden? Auf der katholiſchen Seite feſtes Zuſammenhalten, auf der evangeliſchen nichts als Spaltungen und Uneinigkeit, wo die Theologen der einen Univerſität die der andern des Irrthums beſchuldigten, und jeder auf ſeiner Meinung halsſtarrig ſtehen blieb. — Die Katholiken warfen den Evangeliſchen ihre Uneinigkeit in den Lehrmeinungen bitter vor, und ſchloſſen aus derſelben: daß ſie wohl ſelbſt nicht recht wüßten, was ſie wollten, weil ihre Glaubensüberzeugungen ſehr ſchwankend wären, daher aber nur auf leichtem Grunde ruhen möchten. Da es nun aber zu weitläufig werden und zu weit vom Ziele abführen würde, alle dieſe Zänkereien, wovon manche von der elendeſten Art und bloße Wortklaubereien waren, ausführlich zu erzählen, ſo begnügen wir uns nur mit der Bemerkung, daß dieſe Veranſtaltung zur Vereinigung blos dazu diente, die gegenſeitige Erbitterung zu vermehren, und Manche ſtark zu compromittiren, ſo wie, daß dieſes Religionsgeſpräch, welches am 11. Sept. begann, ſchon nach der ſechſten Verſammlung wieder aufgehoben wurde und zu nichts führte.

D. Cracau wurde aus Aerger über dieſe Zänkereien krank, und ließ ſich in einem lateiniſchen Briefe ſtark über jenes Benehmen ſo vieler Theologen aus. Vielleicht war es auch bei dieſer Gelegenheit, daß ſich die Neigung zum Calvinismus vorerſt in ſeinem Herzen erzeugte, wozu aber die Uneinigkeit der Theologen gewiß das meiſte beitrug.

Den Kurfürſten Auguſt ärgerte dieſes ſchändliche Unweſen nicht wenig; doch glaubte er bei der Kaiſerkrönung Ferdinands *I.* dennoch ſeinen Zweck mit zu erreichen. Melanchthon mußte daher eine ſogenannte Compoſitionsformel mit aufſetzen, welche der Kurfürſt mit ſich nach Frankfurt nahm, wohin ihn *D.* Cracau ebenfalls begleitete. Zwar kam der in der Geſchichte bekannte Frankfurter Receß zu Stande, hatte aber ebenfalls die Folgen nicht, die man ſich von ihm verſprach; für *D.* Cracau hingegen deſto beſſere.

Der Kurfürſt, ſelbſt ein weiſer, talentvoller Staatsmann, hatte *D.* Cracau durch dieſe Angelegenheiten und ihre Beſeitigung als einen tüchtigen, ſehr gewandten Geſchäftsmann kennen lernen, der umſichtig und beſonnen handelte, und die Schwächen Anderer geſchickt zu benutzen verſtand. Deßhalb ſuchte er, ihn ganz in ſeine Dienſte zu ziehen. Cracau ſcheint jedoch anfänglich nicht Willens geweſen zu ſeyn, ſeine akademiſchen Beſchäftigungen ganz zu verlaſſen, denn er ſchlug am 17. Sept. 1559 wieder Vorleſungen an, die er im Winter halten wollte. Doch ſchon im Januar (1560) wurden ſie unterbrochen, da D. Cracau ſeinen Herrn auf den Naumburger Fürſtentag zu begleiten, ſich veranlaßt fand. Bei dieſer Verſammlung von nur evangeliſchen Fürſten und Ständen ſollte die Augsburgiſche Confeſſion nach dem Exemplar von 1530, wie es dem Kaiſer war übergeben worden, nochmals von allen unterſchrieben werden; man fiel dabei wieder in das alte Lied. Kleine Urſachen erregten große Widerſprüche, und der Zweck dieſer Verſammlung, die bisherigen Spaltungen unter den Theologen auszugleichen, wurde ganz verfehlt; ja es verließ ſogar der Herzog von Sachſen, Johann Friedrich der Mittlere, der ſich ganz von den jenaiſchen Theologen leiten ließ, in Folge dieſer Widerſprüche den Convent noch vor dem Schluſſe deſſelben.

Das gegenſeitige Verketzern der Theologen, in Wittenberg und Leipzig auf einer und Jena auf der andern Seite, hörte nicht auf ſondern nahm zu, und es wurden *D.* Cracau auf der kurfürſtlichen, ſo wie der Canzler *D.* Brück in Weimar auf der herzoglichen Seite, als die Häupter dieſer Unruhigen verſchrieen; jener der Dresdner, dieſer aber der Weimariſche Ahitophel genannt. —

Eine Zuſammenkunft dieſer beiden Miniſter zu Jena (1561) wurde veranſtaltet, um ſich zu verſtändigen, und wenn auch nicht einen völligen Frieden, doch wenigſtens einen Waffenſtillſtand zwiſchen den beiderſeitigen Theologen zu Stande zu bringen. — Hier war es nun, wo *D.* Brück das bekonnte: „Drücket ihr dort, ſo drücken wir hier!" zu ſeinem Gegner ſprach, ſich aber auch davon überzeugte, daß die jenaiſchen Theologen durch ihre Störrigkeit und die Härte ihrer Anforderungen die meiſte Schuld an dieſem Unfrieden hätten. Ein Verbot an die Buchhändler zu Jena keine theologiſchen Streitſchriften mehr zu verkaufen, war die Frucht dieſer gewonnenen Einſicht.

Es würde zu weit führen, wenn wir jedes Geſchäft, wo *D.* Cracau gebraucht wurde, nur kürzlich berühren wollten, wir gedenken daher blos, daß er ſich um die Auguſteiſchen Conſtitutionen die entſchiedenſten Verdienſte erworben habe, und hierdurch, ſo wie durch andere glänzende Dienſte mehr, fortwährend in der Gnade ſeines Herrn geſtiegen, auch nach dem Falle des Geheimen- und Kammer-Raths *D.* Mordeiſen an deſſen Stelle gekommen ſey; wo er ſich nun des Vertrauens ſeines Herrn im höchſten Grade erfreuete, und bei Jedermann in großem Reſpect ſtand.

Bei der Achtsvollſtreckung gegen den Herzog Johann Friedrich, ſo wie Grumbach und ſeinen Anhang, (1567) war *D.* Cracau mit dem Kurfürſten in Gotha, benahm ſich aber gegen den ehemaligen ſchon oben gedachten weimariſchen Canzler *D.* Brück mit einer nicht lobenswerthen Härte: denn als derſelbe den *D.* Cracau um ſeine Vermittelung bei dem Kurfürſten bat: daß er mit der Folter möchte verſchont und nur durch Enthauptung*) hingerichtet werden, ſchlug ihm nicht allein

---

*) Das Urtheil lautete für Grumbach und Brück auf lebendige Viertheilung, und wurde auch alſo vollſtreckt, wie wir ſpäter an einem andern Orte erzählen werden.
A. d. V.

D. Cracau dieſes Geſuch mit Härte ab, ſondern nannte ihn auch einen Schneutzer und behandelte ihn ſonſt noch mit bitterm Hohn. Hierüber fing der D. Brück bitterlich an zu weinen; doch dieſes half ihm nichts, man ſpannte ihn dennoch auf die Folter, und während der Marter ging D. Cracau mit Graf Günthern von Schwarzburg ganz ruhig in der Marterkammer auf und ab. — Dort konnte dieſer gewaltige Miniſter noch nicht im Geringſten ahnen, daß es ihm acht Jahre ſpäter eben nicht beſſer gehen werde. Dieſes aber, und wie es alſo gekommen, wollen wir nun unſern Leſern im folgenden Tagsabſchnitte erzählen. —

17.

D. Cracau's Fall und Ende.

(Mit Abbildung.)

Im vorigen Tagsabſchnitte haben wir blos D. Cracau's Steigen, von einer Ehrenſtufe zur andern ſchildern können, im gegenwärtigen aber wollen wir den Sturz dieſes bisher ſo mächtigen Mannes und ſein Ende erzählen.

Es iſt bekanntlich eine ſchwere Kunſt, im Glück nicht übermüthig, im Unglück aber nicht kleinmüthig und verzagt zu werden, und ſie iſt nur das Eigenthum Weniger. Zu dieſen Wenigen gehörte aber leider der ſonſt ſo gelehrte D. Cracau nicht: denn in der Periode ſeines Glücks war dieſer Emporkömmling hochfahrend und barſch, wodurch er ſich eine Menge, und unter dieſer bedeutende Männer, zu Feinden machte, welche ſpäterhin zu ſeinem Sturze nach Kräften beitrugen. — Sein despotiſches Verfahren wurde beſonders hervortretend, als die Auguſteiſchen Conſtitutionen eingeführt wurden, und der Miniſter *D.* Cracau die dagegen angebrachten Remonſtrationen verſchiedener Stadträthe, die ihre Gewohnheitsrechte nicht ſo geradezu fahren laſſen wollten, auf eine höchſt beleidigende Weiſe abwies, was beſonders den Deputirten des Raths zu Freiberg widerfuhr.

Nicht minder machte er ſich in der Reibung zwiſchen den ſtudirten und nicht ſtudirten Mitglieders des Raths zu Leipzig verhaßt, wo er die Partei der erſtern nahm und dadurch einen der Gegner, den Bürgermeiſter Rauſcher ſo gegen ſich aufregte, daß dieſer, ein ſehr talentvoller aber auch höchſt intriguanter Mann, gegen ihn und die Gegenpartei intriguirte, den glänzendſten Sieg über die Academiker errang und zugleich den Grund zum Sturze des bisher ſo mächtigen Miniſters legte.

Obgleich *D.* Cracau's Anſehn auf dieſe Weiſe geſunken war, ſo wurde er doch noch zu verſchiedenen wichtigen Geſchäften auswärts gebraucht, (1571 u. f. J.) bis er endlich am 4. April 1574 plötzlich durch den Amtsſchöſſer zu Eilenburg verhaftet, und auf ſein Gut Schönfeld bei Dresden gebracht wurde. Hier hielt man ihn bis zum 16. Jul. verwahrt, wo er alsdann nach Leipzig in die Pleißenburg gebracht, und dort im groſſen Thurme in ein feſtes Gefängniß geſetzt wurde. In dieſem Gefängniß hielt man ihn hart, denn man verweigerte ihm ſogar Schreibematerialien.

zu Sachſen konnte mit Recht über den plötzlichen Fall dieſes bisher ſo hoch angeſehenen und mächtigen Mannes, beſonders da man die Urſachen davon nicht erfuhr, ſie auch heute noch nicht ganz und genau erfahren hat. Doch die Zeit ſcheint auch dieſen Schleier wenigſtens einigermaßen gelüftet zu haben, denn man will wiſſen, es habe *D.* Cracau über die Kurfürſtin Anna geſpottet, daß ſie ſich ſo gern in Regierungsgeſchäfte menge. — Die Geheimen Räthe Mordeiſen und Lindemann wären ebenfalls von ihr geſtürzt worden, weil ſie den Einfluß derſelben aus dem Cabinet zu entfernen geſucht hätten ꝛc. — Dieſes iſt jedoch nicht erwieſen, und in ſpätern Zeiten nur ſo viel einigermaßen davon bekannt geworden: man habe die Kurfürſtin gegen *D.* Cracau dermaßen einzunehmen gewußt, daß ſie denſelben ihrem Gemahle verdächtigt habe. Aber auch dieſes iſt nicht ganz genau erwieſen, und wir wollen es alſo dahin geſtellt ſeyn laſſen, bis die Cracauiſchen Unterſuchungs Acten irgend einmal zur Aufhellung dieſes Theils der vaterländiſchen Geſchichte veröffentlicht werden.

Der Crypto-Calvinismus, der in jener Zeit unſerm Vaterlande ſo viel Unruhen brachte, ſpielte auch in dieſer Sache eine Hauptrolle, und ſteht unter den Verbrechen, die man Cracau ſchuld gab, mit oben an. — Ferner heißt es in einer von ihm am 15. April 1574 ausgeſtellten „Obligation und Inſtrument" wörtlich folgendermaßen: „Bekennet, daß er aus dem Rathe geſchwatzet, fremde Lehren wollen helfen einführen vnd heimlich einſchieben; über das

Königs auß Dennemarken Zurückziehen gefrohlocket, von ſich geſchrieben, daß der Churfürſt übell von Frembden Fürſten geredet, die Leute an ſich gezogen. Will in ſeinem Hauſe oder auf ſeinem Guthe verſtricket bleiben. Actum 15. April 1574.“

Aus dieſen wenigen Zeilen laſſen ſich die Verbrechen, die man dem Gefangenen ſchuld gab, leicht ermeſſen, und auf dieſes berief der Kurfürſt nunmehr ſeine treuen Stände nach Torgau, legte ihnen nicht allein wegen Cracau, ſondern auch wegen Peucer, (S. 3. Jan.) Stößel, Chriſtiani, Schütz, ꝛc. die ſämmtlich als heimliche Calviniſten im Verdacht waren, ſeine Beſchwerden vor, und bat ſie um ihren Rath. Die Stände erkannten nach reiflicher Erwägung: „Daß man mit *D.* Cracau nichts hartes vornehme!“ Damit war der gegen dieſen Mann ſo hoch aufgebrachte Kurfürſt nicht zufrieden, und nun ward der Verhaftete, wie ſchon bemerkt, in harte Verwahrung auf die Pleißenburg gebracht, wo er ſcharf gehalten wurde.

Welch' ein Unterſchied, wenn der Verhaftete an die Zeit gedachte, wo er hochgebietender Miniſter war, und ſich Alles vor ihm beugte, und ſich jetzt, von ſeiner Höhe herabgeſtürzt, in einem der ſchlechteſten Gefängniſſe ſah, wo er dem ärgſten Verbrecher gleich behandelt wurde!

So ſaß *D.* Cracau einſam in ſeinem Gefängniſſe und ſeinen an Thätigkeit gewöhnten Geiſt beugte die Langeweile zur Erde nieder. Da leuchtete ihm plötzlich ein Stern in dieſer finſtern Nacht, denn ihm wurde ein Freund zum Tröſter. — Der *M.* Gregorius Richter, ein Sohn des Schloßhauptmanns,

— den Ulrich Groſſe, ein Zeitgenoſſe, einen frommen und ehrlichen Mann nennt — hatte Mitleiden mit dem Gefangenen, und verſchaffte ihm heimlich Schreibematerialien. Nun ſchrieb *D.* Cracau einige Briefe, die der Magiſter auch zu beſtellen übernahm. Doch ehe er es that, entdeckte er ſich ſeinem Vater und bat ihn um ſeinen Beirath. Der Alte erſchrack, und drang in ſeinen Sohn, ihm dieſe Briefe zu zeigen. Als nun der Vater die Addreſſen ſah, rieth er dem Sohne, ſich mit nichts einzulaſſen, und warf die Briefe in das heimliche Gemach. Nun glaubte er ſie vernichtet; doch ein Wache haltender Soldat, Niklas von der Eiche, hatte es geſehen, daß der Schloßhauptmann Etwas in den Abtritt warf, und zeigte es an. Nun nahm die Sache eine unvermuthete, für den Schloßhauptmann und ſeinen Sohn ſehr üble Wendung; der Henkersknecht wurde hingeſchickt, die Briefe zu holen, und es gelang wenigſtens in ſo weit, daß man Fragmente von denſelben leſen konnte.

Hierauf wurde der Schloßhauptmann nebſt ſeinem Sohne verhaftet, und weil er die von dem Gefangenen geſchriebenen Briefe nicht an die Behörde abgegeben, ſondern heimlich auf die Seite geſchafft hatte, wurde dem Vater Caſſation und Landesverweiſung, dem Sohne aber Relegation zuerkannt.

Der Schloßhauptmann hatte ſeinem Herrn jederzeit treu gedient, und glaubte deshalb auf die Gnade des Kurfürſten ſichere Rechnung machen zu dürfen, weshalb er an denſelben appellirte, es wurde jedoch das Schickſal des Bedauernswerthen hierdurch verſchlimmert; denn nach wenigen Tagen langte ein geſchärfter Befehl aus Dresden an, nach welchem der alte Schloßhauptmann mit harten Staupenſchlägen des Landes verwieſen und der Sohn für immer relegirt werden mußte. — Der Verräther Niklas von der Eiche ward nun an Richters Stelle Schloßhauptmann.

Aus der Strenge gegen den Schloßhauptmann kann man leicht auf die Charakteriſtik dieſer Unterſuchung ſchließen und ihr Ende vorausſehen.

D. Cracau's Schickſal wurde durch dieſen Vorfall ſehr verſchlimmert; denn er bekam nunmehr ganz ſchlechte Koſt, ſehr oft nur Brod und Waſſer. Seine Wächter durften ihn nicht aus den Augen laſſen und die geringſte Kleinigkeit ſchien ihrer Aufmerkſamkeit werth. — Eines Tages ſchickte *D.* Jacob Andräe ſeinem alten, jetzt unglücklichen Freunde einen Krug Bier zur Labung; doch ehe er ihn erhielt, wurde er von den Wächtern unterſucht, wo ſie denn einen auf dem Boden des Krugs ganz fein angeklebten Zettel fanden und abnahmen. Auf dieſem Zettel tröſtete *D.* Andräe ſeinen Freund, und ermahnte ihn zur Geduld. So unſchuldig dieſes auch an und für ſich war, ſo ſchien es den Wächtern doch ſo bedenklich, daß ſie den Zettel nach Dresden an den Kurfürſten ſchickten, wo ſie denn Belobung ihrer Wachſamkeit, aber auch den Befehl erhielten, ihre Aufſicht zu verdoppeln und ſich nichts entgehen zu laſſen.

Aus dieſem Befehl, der dem Gefangenen bekannt gemacht wurde, ſchloß er, daß ihm jeder ſeiner noch übrigen Lebenstage werde zum Plagetage gemacht werden, und ſeine bisherige Geduld verließ ihn. — Er war ſich keines Hauptverbrechens bewußt, und dennoch fand ſolche Härte gegen ihn ſtatt. — Dieſes ließ ihn auf perſönlichen Haß des Kurfürſten ſchließen, und er beſchloß, um dieſem zu entgehen, ſeinem Leben ein Ende zu machen. Einige Tage lang nahm er keine Nahrung zu ſich, und wollte ſich alſo freiwillig dem Hungertode weihen; bald wurde er jedoch gewahr, daß er auf dieſe Weiſe nur ſehr langſam ſeinen Zweck erreichen werde, und faßte nun den Entſchluß, dieſes Ziel auf einem kürzern wenn auch ſchmerzhaftern Wege zu erreichen. Als man daher ihm einſt das Eſſen brachte, — ſelten war es mehr als Waſſer und Brod — ergriff er das Meſſer, welches man ihm zum Zerſchneiden der Speiſen hingelegt hatte, und wollte ſeinen Lebensfaden nun durch einen raſchen Stoß abſchneiden, um wieder zur Freiheit zu gelangen, auf die er nicht mehr hoffen durfte. — Eben wollte er den Stoß in das Herz vollführen, als ihm einer der Wächter, der ihn ſcharf beobachtet hatte, in den Arm fiel und, nach kurzem Ringen, die tödtende Waffe entwand. —

Hierdurch wurde nun das Maß ſeiner Leiden voll, und er mußte noch weit mehr Härte als früher erfahren. Nach einem kurfürſtlichen Befehle wurde nun *D.* Cracau in einen unterirdiſchen Kerker geworfen und dort in ſchwere Ketten gelegt. Brod und Waſſer waren nun ſeine einzige Nahrung. — Der Schöppenſtuhl erkannte in dieſen Tagen auf die Anwendung der Folter, um dieſem ſo wichtigen Gefangenen die Beantwortung von noch einigen Fragen auszupreſſen. —

Es ahnete am Morgen eines Tages, — (es war der 16. oder 17. März d. J. 1575) — der *D.* Cracau nicht das mindeſte, welches Schickſal ihm heute beſchieden ſey, als der Kerkermeiſter mit ſeinen Knechten erſchien und dem Gefangenen zu folgen befahl. — *D.* Cracau erhob ſich ſchweigend von ſeinem Strohlager und gehorchte dieſem Befehle. — Vor einem Gewölbe nahm man ihm die Feſſeln ab, und ließ ihn eintreten. — Das Gewölbe war hell erleuchtet, und er fand ſeine Richter an einer Tafel, im Hintergrunde aber die Folterbank mit den Marterwerkzeugen und umgeben von den Henkersknechten, welche mit Begierde auf ihr Opfer warteten.

Die Richter legten dem Inquiſiten verſchiedene Fragen vor, die er entweder durch Stillſchweigen oder Nein beantwortete. — Als ihm hierauf der Vorſitzende mit der Folter drohete, antwortete ihm D. Cracau mit Feſtigkeit: „Ich bin in Eurer Gewalt; dieſe aber geht, wie ich wohl merke, hier dem Rechte vor. — Darum thut mit mir, was Ihr vor Gott verantworten könnt, er nur allein iſt mein Richter, und an ſeinen Richterſtuhl appellire ich.“ —

Dieß war genug! Der Vorſitzende winkte, die Henkersknechte traten herzu und ergriffen ihr Opfer. — Erſt zogen ſie ihm die Oberkleider aus, und dann legten ſie ihn auf die Folterbank. — Die Marter begann im erſten Grade, ſo wie es die peinliche Gerichtsordnung vorſchreibt. Der Gefolterte duldete männlich, ohne etwas von dem zu geſtehen, was man von ihm wiſſen wollte. — Der Leidende war jedoch ſehr durch dieſe Marter angegriffen, und man gönnte ihm einige Ruhe, damit er ſich erholen könne, weil er noch ſtärker gemartert werden ſollte. —

Nochmals ermahnte man ihn, zu geſtehen, weil ſonſt der zweite Grad der Folter angewendet werden müſſe. — Cracau ſchwieg und der Vorſitzende winkte abermals. Die Henker ergriffen ihr Opfer wieder und ſpannten es auf die Folterbank. Neue Martern begannen, ſpaniſcher Stiefel und

Daumenſchrauben nebſt noch mehr dergleichen Erfindungen menſchlicher Barbarei wurden angewendet, und in dieſer Anwendung auf das höchſte getrieben. — Das leiſe Wimmern, mit dem der Leidende bisher die ungeheuern Schmerzen männlich ausgehalten hatte, wurde immer ſchwächer, endlich aber hörte es ganz auf. — Die mit der Marter beſchäftigten Henkersknechte bemerkten dies und nahmen nun ihre Marterwerkzeuge ab. Einer von ihnen leuchtete dem Gemarterten in's Geſicht, und ſah, daß er ſich im Zuſtande gänzlicher Sinnenabweſenheit befand. Nun wurde er in dieſem unbewußten Zuſtande nach ſeinem Gefängniſſe getragen, wo man ihn auf ſein ärmliches Strohlager niederlegte. *) Immer ſchwächer wurden ſeine Athemzüge, und endlich ſtill; — der zu Tode Gemarterte hatte ausgelitten. —

Nachdem *D.* Cracau auf dieſe Weiſe ſeinen Lebenslauf vollendet hatte, wurde der entſeelte Leichnam ſeiner Familie verabfolgt, welche ihn dann auf ſeinem Guthe Schönfeld zur Ruhe beſtatten ließ.

18.

Der Beichtvater des Kurfürſten Auguſt, *D.* Stößel, ſtirbt im Gefängniß.

Dieſer Gelehrte hatte mit *D.* Cracau ein faſt gleiches Geſchick. Nach verſchiedenen Begebenheiten ſeines Lebens, die wir im *III.* Bde. dieſes Werks, beim 23. Jun. ausführlicher erzählen werden, wurde er endlich Kurſächſiſcher Kirchenrath und Beichtvater des

---

*) S. Abbildung.

Kurfürſten Auguſt. Gegen das Ende ſeiner Wirkſamkeit wendete er ſich ebenfalls im Stillen zu den Lehrſätzen Calvins, und machte einen Verſuch, auch den Kurfürſten demſelben geneigt zu machen; denn er ſprach einſt in der Beichtrede zu demſelben: „Er ſolle ſich doch ja dem aufgehenden Lichte nicht widerſetzen!“ Hierdurch wurde der Kurfürſt aufmerkſam gemacht, und allmälig ſetzte ſich ein Mißtrauen gegen dieſen Mann in des Fürſten Seele feſt.

Dieſes wurde vermehrt, als ihm ſein Hofprediger Lyſthenius meldete: daß Stößel in einem Religionsgeſpräch, zu Auguſtusburg (3. Jan. 1574) lauter calviniſche Grundſätze geäußert habe. — Und als er endlich durch Documente überzeugt wurde, Stößel ſey mit in das Complot der Crypto-Calviniſten mit *D.* Peucer verwickelt geweſen und ſey es noch, entzog er dieſem Heuchler, der anders ſprach und lehrte, als er im Herzen glaubte, nicht allein ſeine Gnade; ſondern er ließ ihn auch verhaften und nach Senftenberg zu lebenslänglicher Gefangenſchaft abführen. — Stößeln wurde hierbei der Troſt, daß ſeine treue Gattin ihm in das Gefängniß folgte, um ihm dort ſein Schickſal möglichſt zu erleichtern; ſie vermochte es aber nicht, den Dämon der Schwermuth und Verzweiflung von ihm fern zu halten, und in dieſer ſtarb er am 18. März 1576, aber nicht als Selbſtmörder, wie ſeine zahlreichen Feinde von ihm ausſprengten. —

Nach drei Tagen folgte ihm ſeine treue Gattin im Tode nach, und beide Leichname wurden auf dem Gottesacker neben einander in dem Winkel begraben, den man den Armenſünder-Winkel nannte, weil Stößel bei der Geiſtlichkeit zu Senftenberg im üblen Geruch der Ketzerei ſtand und auch in demſelben verſtorben war. —

19.

Die Freundſchaft des Kurfürſten Auguſt, mit dem Kaiſer Maximilian II.

Je ſeltner innige wahre Freundſchaft, die nicht auf den Grund der Politik gebaut iſt, zwiſchen Fürſten herrſcht, deſto merkwürdiger ſind dieſe Beiſpiele weil ſie zeigen, daß auch mit der höchſten Würde ſich Liebe, Freundſchaft ꝛc. recht wohl vereinigen laſſen und keinesweges blos das Eigenthum der niedern Stände ſind. — Der Kaiſer Maximilian II. und der Kurfürſt Auguſt von Sachſen gaben ihren Zeitgenoſſen eins jener erhabenen Beiſpiele inniger Freundſchaft, die auch bis ans Ende aushielt. —

Der vortreffliche Kaiſer, der, wegen ſeiner herrlichen Tugenden, nicht hoch genug geſchätzt werden kann, beſuchte ſeinen Freund, den Kurfürſten, zweimal in Dresden, nämlich 1564 und 1572; Auguſt aber beſuchte dann den Kaiſer wieder in Prag, ſo oft es nur thunlich war, und zeigte jederzeit, wie ſehr er ſeinem Freunde ergeben ſey. —

Von dem ächt chriſtlichen Duldungsgeiſte des Kaiſers weiß man die ſchönſten Züge. Er ließ jeden bei ſeiner Ueberzeugung, und nichts war ihm ſo verhaßt als der Gewiſſenszwang. — So gab es z. B. einen evangeliſchen Hofprediger in Wien, für die Hofleute dieſes Glaubens. Und wenn auch die Sage: Der Kaiſer habe bei ſeiner Anweſenheit in Dresden gegen den Kurfürſten die merkwürdige Aeußerung gemacht: „Herr Bruder, ich bekenne mich auch zu Eurer Religion und ihren Gebräuchen! —" des klaren, unwiderſprechlichen Beweiſes entbehrt, ſo iſt es doch gewiß, daß Maximilian einer der toleranteſten Regenten aus dem öſterreichiſchen Hauſe war.

Doch dieſer Freund war es nicht allein, den der Kurfürſt beſaß, ſeine Freundſchaft mit dem Kurfürſten Johann Georg von Brandenburg war faſt noch inniger. Jeder trug des andern Miniatur-Bildniß auf der Bruſt, und der Kurfürſt Auguſt befahl ausdrücklich, daß man nach ſeinem Tode das Bild ſeines Freundes ihm mit in den Sarg geben ſollte, welches auch hernach geſchah.

20.

Der Kurfürſt Moritz von Sachſen, in ſeiner Jugend.

I.

Moritz als Knabe.

Der Fürſt, deſſen Jugendgeſchichte wir jetzt kürzlich vorzutragen verſuchen wollen, war unſtreitig einer der größten Fürſten, die je den ſächſiſchen Thron beſaßen; ja als Politiker war er unter dieſen allen der größte und bisher unerreichte. — Robertſon, Geſchichtſchreiber Carls *V.*, der des Kurfürſten an verſchiedenen Stellen ſeines Werks gedenkt, hat von ihm unter andern folgende merkwürdige Stelle:

„Unter allen den großen Perſonen, die in der Geſchichte dieſes thätigen Zeitraums auf den

Schauplatz getreten ſind, wo große Vorfälle und plötzliche Revolutionen außerordentliche Talente an das Licht zogen, und eine vortheilhafte Gelegenheit gaben, dieſelben zu zeigen, darf man den Kurfürſten Moritz mit Recht als einen der merkwürdigſten anſehen. —"

Da man nun aber dieſen Geſchichtſchreiber als keinen Schmeichler kennt; ſo hat ſein Urtheil auch volle Gültigkeit. — Moritz war aber auch in der That ein großer Staatsmann, dem Sachſen, ja die ganze proteſtantiſche Kirche, noch jetzt, nach Jahrhunderten, großen Dank ſchuldig iſt; und unvergeßlich wird ſein Andenken auch den kommenden Jahrhunderten ſeyn und bleiben.

Ein Verſuch, die Jugendgeſchichte dieſes Fürſten den geehrten Leſern kürzlich vorzutragen, ſoll der Gegenſtand dieſes und des folgenden Tagsabſchnittes ſeyn.

Es war am 21. März, des Jahres 1521, als dem Herzoge von Sachſen, Heinrich, — (demſelben, den die Geſchichte den **Frommen nennt**) — ein Sohn geboren wurde, dem man in der Taufe den Namen Moritz gab. —

Der Herzog Heinrich war mit ſeiner Gemahlin, Catharina von Meklenburg, am 6. Jul. 1512 in Freiberg vermählt worden, und die Herzogin hatte ihrem Gemahl bereits drei Töchter geboren, — (Sybille, 1515. — Emilie, 1516 und Sidonie, 1518) — aber noch keinen Sohn, der als Erbe des väterlichen Landes hätte gelten können. Endlich wurde jedoch, am genannten Tage, dem glücklichen Vater auch dieſer Wunſch erfüllt, und dieſem Erſtgebornen folgten ſpäterhin noch zwei Brüder, Severin 1522, (ſtarb 1533) und Auguſt 1526, welcher ſich als Nachfolger ſeines älteſten Bruders einen berühmten Namen in der Geſchichte ſeines Vaterlandes erworben hat. — Ein faſt gleichzeitiger Schriftſteller erzählt von dem Vater Heinrich und ſeiner Freude, als er ſeinen erſtgebornen Sohn und Erben auf den Armen wiegen konnte: „er ſey darob faſt ſehr vergnügt geweſen.“ Der Herzog war zu dieſer Zeit ſchon acht und vierzig Jahre alt. —

Die liebende Mutter widmete dem geliebten Sohne die zärtlichſte, mütterliche Sorgfalt, ſelbſt als im folgenden Jahre noch ein ſolches holdes Knäblein dem erſten nachfolgte; ſo daß die Mutter Catharina, bei ihren fünf Kindern, Mutterſorgen genug hatte, beſonders da ſie eine ächt deutſche Mutter war, welche die Sorge für ihre Kinder keiner andern übertragen mochte, um an den Altären der Eitelkeit und Mode zu beten. —

Sobald Moritz zu den Jahren gekommen war, wo die Seele reif genug iſt, den Schulunterricht aufzufaſſen, hielt es der Vater nicht unter ſeiner fürſtlichen Würde, ſeinen Sohn in die Freiberger Stadtſchule zu ſchicken, und ihn an dem Unterrichte der Bürgerſöhne Theil nehmen zu laſſen. —

Hier zeigte nun ſchon Moritz der Knabe durch ſeine Originalität im Reden und Handeln, daß man einſt von Moritz dem Manne viel erwarten dürfe. — Die gewöhnlichen Knabenſpiele ſelten betreibend, und ihnen auch dann eine ernſtere Richtung als gewöhnlich gebend, ſuchte er in den Stunden der Erholung durch Leibesübungen ſeinen Körper zu ſtärken. — Dabei trieb er die ſogenannten ritterlichen Künſte mit ſolchem Eifer, daß er bald die Meiſterſchaft in denſelben erlangte. — Wißbegierig und forſchend geſellte er ſich lieber zu einſichtsvollen Männern, als zu Knaben ſeines Alters, hörte ihren Unterredungen zu, machte ſich ihre Erfahrungen möglichſt zu eigen, und zeigte in den Fragen, die er an ſie that, ſo wie in den Antworten auf die ihrigen, den gewaltigen Geiſt, der ſich in ihm ausbildete.

Moritz war ferner ſchon im Knabenalter ſehr fügſam und geſchmeidig in ſeinem Benehmen, wußte ſich nach den Launen, Sitten und Meinungen Anderer trefflich zu richten. — Den Mann von Bedeutung wußte er durch gefällige Beſcheidenheit, den

Aermern durch Freundlichkeit für ſich zu gewinnen. — Kam er in die Werkſtätte des Handwerkers, ſo wollte er ſich von Allem unterrichten, und der Meiſter hatte dann vollkommen mit ihm zu thun, ſeine Wißbegierde zu befriedigen, und ſeine Fragen zu beantworten. Dieß that aber Jedermann gern; denn es hatten dieſen ernſtfreundlichen Fürſtenſohn Alle, die ihn kannten, lieb, und verſprachen ſich Gutes von ihm, wenn er dereinſt regieren werde.

So war Moritz der Knabe beſchaffen, ſehen wir nun auch, wie Moritz der Jüngling handelte.

21.

Der Kurfürſt Moritz von Sachſen, in ſeiner Jugend.

II.

Moritz als Jüngling.

In ſeinem dreizehnten Jahre ging Moritz nach Leipzig,*) wo er ſich jedoch nur kurze Zeit aufhielt, und dann an den Hof des Cardinals Erzbiſchofs zu Magdeburg 1533 in Dienſte kam, — (als Edelknabe?) — wo er zwei Jahre lang blieb, und, wie ein alter Schriftſteller bemerkt, als ein Fürſtenſohn gehorchen lernte.

Als es nun dem feurigen Jüngling am Hofe des geiſtlichen Herrn nicht mehr gefiel, ſuchte er Aufent-

*) Verſchiedene, die über dieſen Fürſten geſchrieben haben, hegen die Meinung, als ſey der berühmte Rivius der Jugendlehrer deſſelben geweſen, und habe ihn auch nach Leipzig begleitet. Dieß iſt jedoch ein Irrthum; denn im Jahre 1537, wo dieſer berühmte Gelehrte das Rectorat in Freiberg übernahm, war Moritz bereits nicht mehr am väterlichen Hofe, ſondern in Dresden; Rivius aber befand ſich zu der Zeit, als Moritz Schulunterricht empfing, gar nicht in Freiberg ſondern war Rector der Stadtſchule in Annaberg. — Das aber iſt richtig; daß Rivius der Jugendlehrer von Moritz's jüngſtem Bruder, dem Prinzen Auguſt, geweſen iſt, und ſich, durch den Unterricht dieſes ſo berühmt gewordenen Fürſten, große Verdienſte um Sachſen erworben hat.
A. d. V.

halt am Hofe ſeines Oheims, des Herzogs Georg in Dresden, und fand dieſen auch, faſt drei Jahre hindurch, zu ſeinem großen Nutzen.

Der Herzog Georg war durch ſeine Gemahlin Barbara, — (von Polen) — ein Vater von zehn Kindern geworden, wovon jedoch ſechs, ſchon in der erſten Zeit ihres Lebens, wieder aus der Welt geſchieden waren. Die noch übrigen beiden Töchter dieſes Fürſten waren vermählt, und zwar die ältere derſelben an den Landgrafen Philipp von Heſſen, die jüngere aber an den Kurfürſten von Brandenburg; ſo daß nur noch ſeine beiden Söhne an ſeinem Hofe bei dem Vater lebten, durch welche er hätte Troſt für ſein verwundetes Herz finden ſollen, da er am 14. Januar 1534 durch den Tod von ſeiner geliebten Gemahlin getrennt worden war; er konnte ſich aber bei ihnen wenig getröſtet finden, da ſie beide dem Vater nicht im Geringſten glichen. — Der ältere, Johannes, war zwar nicht ohne Geiſteskräfte; ſeine Erziehung aber, um die ſich der Vater, der mit Regierungsſorgen ſchwer belaſtet war, wenig bekümmern konnte, war übel geleitet worden, — (S. Bd. I. S. 62 ff.) — ſo daß dieſer Prinz zu einem Wüſtlinge wurde, der des alten Vaters Hoffnungen nicht im Geringſten erfüllte, ſondern durch die faſt täglichen Schwelgereien ſeinen Körper dermaßen zerſtörte, daß er am 11. Jan. 1537 im neununddreißigſten Jahre und mithin in der ſchönſten Blüthe des männlichen Alters in das Grab ſank. — Friedrich, der jüngſte und nunmehr noch einzige Sohn des Herzogs Georg war körperlich und geiſtig ſchwach; ſo daß er in keiner Hinſicht Hoffnungen zu erregen vermögend war. —

Als nun Moritz an den Hof ſeines Oheims kam, und als ein blühender, an Geiſt und Körper vollkräftiger Jüngling vor ihm ſtand, trübte ſich das Auge des Vaters, wenn er Vergleichungen zwiſchen den Söhnen und dem Neffen anſtellte, und wohl ſeufzte er dann: Ach wären doch jene ſo wie dieſer! —

Moritz hielt ſich wenig zu ſeinen jüngern Vettern; denn bei dem ältern mochte er nicht ſchwelgen lernen, und den jüngern konnte er nur bemitleiden. — Deſto inniger ſchloß er ſich an den Vater Georg an, und fügte ſich willig in alle ſeine Launen und Eigenheiten. Desgleichen war er ſehr lernbegierig, arbeitſam, trieb die ritterlichen Uebungen fleißig, und wählte die Perſonen ſeines Umgangs ganz nach dem Willen ſeines Oheims. — Dieſer hatte zwar ſeine herzliche Freude darüber; allein es keimte auch eine Art Eiferſucht und Argwohn gegen Moritz in ſeinem Herzen, und dieſe mag ihn denn auch zu der abſchläglichen Antwort einer ſehr billigen Bitte beſtimmt haben. — Als nämlich in der letzten Zeit der Anweſenheit des Prinzen Moritz am Hofe des Herzogs Georg, und nachdem Johannes ſchon von der Welt geſchieden war, der letzte Graf von Leisnig ſtarb, und das Land deſſelben an den Herzog fiel, bat der Neffe den Oheim, ihm dieſes offengewordene Lehn zu ertheilen, wobei er es ihm, obgleich ganz fein, mag haben merken laſſen, daß er es wohl wiſſe, wie ungleich der Oheim mit ſeinem Bruder, dem Herzog Heinrich, die großväterliche Verlaſſenſchaft getheilt habe, und dieſe Grafſchaft als einen Theil des Erſatzes anſehe, den eigentlich ſein Vater für die erlittenen Verkürzungen zu erwarten habe. — Doch dem Herzoge Georg ſtellte ſich in dieſem Augenblicke das Schickſal ſeines jüngſten Sohnes Friedrich vor die Augen, wenn er ſelbſt dereinſt nicht mehr ſeyn, und dieſer Schwachſinnige, jenem Starken gegenüber, ſich allein überlaſſen ſey. — In dieſem Gefühl wendete der alte Vater ſeufzend die Augen zum Himmel, und rief in tiefer Bewegung aus: „O Moritz! Moritz! Es ſcheint, als ſey Dir Sachſenland ganz und gar ähnlich!'' ließ ſich auch weiter nicht über dieſe Bitte aus. — Das Abſchlagen einer ſo billigen Bitte verdroß zwar unſern Moritz ſehr, er ließ ſich aber dieß nicht merken; doch verließ er, unter einem ſchicklichen Vorwande, den Hof Georgs bald darauf, und ging nach Freiberg zu ſeinen Eltern zurück.

Der Vater Heinrich hatte zwar die Abſicht, ſeinen Sohn zu dem Kurfürſten Johann Friedrich nach Torgau zu ſchicken; damit jedoch dieſes dem Herzog Georg, den er ſchonen mußte, nicht zu ſehr auffallen möchte, wurde es dahin eingeleitet, daß Moritz ſich vorerſt eine Zeitlang am Hofe des Kurfürſten von Mainz aufhalten ſolle. Dies geſchah, und der junge Fürſt reiſte nun nach Mainz, wo er ſehr wohl aufgenommen wurde. Doch es gefiel dem ernſten Moritz an dieſem ſchwelgeriſchen Hofe gar nicht lange, ſondern er entfernte ſich bald wieder, weil er nicht geſonnen war, die beſten Kräfte ſeiner Jugend in Schwelgerei und Ueppigkeit zu vergeuden. Eine Einladung des Kurfürſten von Sachſen, an den jungen Vetter Moritz, nach Torgau an ſeinen Hof zu kommen, war daher willkommen, und er begab ſich alſo baldigſt dahin.

Der Kurfürſt empfing ſeinen Vetter mit Freundſchaft und Achtung, und dieſe vermehrte ſich ſehr, als er, ſtatt einen flatterhaften, leichtſinnigen Jüngling vor ſich zu ſehen, zu ſeinem großen Erſtaunen einen ernſten jungen Mann in ſeinem Vetter fand; weshalb er ſeinen Hofleuten den ausdrücklichen Befehl gab, den jungen Prinzen wie ſeine eignen Söhne zu ehren. — Dieſer Befehl wurde aber von den Höflingen um ſo mehr nachgelebt, als Moritz ſchon als Jüngling die ſeltene Kunſt beſaß, Alles was ſich ihm näherte, mit Liebe, Ehrfurcht und Vertrauen zu erfüllen.

Der Herzog Heinrich hatte aber auch noch eine Abſicht, weshalb er ſeinen Sohn Moritz am liebſten am Hofe des Kurfürſten Johann Friedrich ſah. — Es hatte ſich nämlich der Herzog bereits im Jahre 1536 zu der evangeliſchen Religion gewendet und dieſelbe auch in ſeinem Lande verbreitet; doch ſein Sohn Moritz lebte wegen ſeiner längern Abweſenheit vom väterlichen Hofe, noch in der katholiſchen Religion, in welcher er erzogen war. Nun wünſchte aber der Vater Heinrich, daß dieſer Sohn ſich ebenfalls zu der Lehre des Evangelii bekennen möchte, dieſes aber konnte nirgends beſſer geſchehen, als am Hofe des Hauptes dieſer Kirche, und es wurde auch dieſe Abſicht völlig erreicht, da ſich der Prinz, nach gehabtem Unterricht, öffentlich zu den Glaubensſätzen dieſer Kirche bekannte und das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt genoß. —

Auch Luther, der ſo oft am Hoflager des Kurfürſten war, lernte den jungen Fürſten kennen, und ſein feuriger, ſcharf beobachtender Blick ruhete dann feſt auf dem ernſten Jünglinge. —

Einſt hatte Luther bei der Abendtafel eben eine ſolche ſtille Beobachtung angeſtellt, als ihn der Kurfürſt halblaut fragte: „Was er von dieſem jungen Vetter halte?“ — Luthers Blick ruhete noch einige Zeit auf dem jungen Fürſten, dann antwortete er im Tone der Beſorgniß auf die an ihn ergangeen Frage: „Sehet wohl zu, gnädiger Herr! Daß Ihr nicht einen jungen Löwen auferziehet. —“ Der Kurfürſt wurde von dieſer Antwort ergriffen. antwortete jedoch gleichmüthig: „Nun, ich hoffe das Beſte! —“

Der Erfolg hat gewieſen, in wiefern Moritz für den Kurfürſten zum Löwen geworden iſt, und daß der Letztere ſich in ſeiner Hoffnung irrte. —

Dieß war Moritz der Jüngling; was aber Moritz der Mann war, werden wir an verſchiedenen Stellen dieſes Werks in der Schilderung ſeiner vornehmſten Thaten zu zeigen verſuchen.

Noch weilte Moritz am Hofe des Kurfürſten, als am Hofe zu Dresden große Veränderungen vorgingen. Erſt ſtarb am 26. Febr. 1539 der Vetter Friedrich ganz unvermuthet und einige Wochen ſpäter folgte ihm der hierdurch tiefgebeugte Vater Georg im Tode nach. Was hierauf geſchehen, wird im 16. und 17. Tagsabſchnitte des Monats April vorgetragen werden.

22.

Die Verfolgungen der Evangeliſchen in dem Lande des Herzogs Georg von Sachſen.

I.

Der Herzog **Georg von Sachſen**, genannt der **Bärtige**, war ein Fürſt von großen Einſichten, ſo daß er als Regent unter die beſten von Sachſen gehört. —

Dieſer Fürſt war ein eifriger Bekenner der katholiſchen Religion, in welcher er erzogen worden war; dies hinderte ihn jedoch nicht an der Einſicht, daß eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern ſehr nothwendig ſey. — Als daher **Luther** (1517) ſeine fünf und neunzig Sätze anſchlug, war der Fürſt dieſem Unternehmen im Ganzen nicht abgeneigt; nur wollte er die Reformation durch eine Kirchenverſammlung bewerkſtelligt ſehen; ein einzelner Auguſtinermönch aber ſchien ihm nicht kompetent hierzu. **Georg** ſelbſt beſaß viele gelehrte Kenntniſſe, — da er in der Jugend dem geiſtlichen Stande gewidmet geweſen war, — und er befand ſich alſo wohl im Stande, es einzuſehen, wie höchſt nöthig eine Reformation in der Kirche ſey. Dabei lenkte ſich ſein Blick mehr nach der verfallenen Kirchenzucht und ihrer Wiederherſtellung hin, was aber die Verbeſſerung der Glaubensartikel betraf, ſo hatte Georg zu viel heilige Scheu vor dem Papſte, als daß er nicht hätte den Glauben hegen ſollen: dieſem, als dem von Gott erleuchteten Statthalter Chriſti auf Erden, gebühre es allein, in Berathung mit den Biſchöfen über die in der Kirche eingeſchlichenen Mängel und ihre Abſtellung zu entſcheiden, nicht aber einem Mönche, dem er die hierzu nöthige große Gelehrſamkeit nicht zutrauen konnte. Dieſe Anſicht war zur unvertilgbaren fixen Idee in des Herzogs Seele geworden und er hielt ſie feſt bis an ſein Ende. —

Eben dieſe Idee wurde nun auch zur Veranlaſſung zu ſo manchem gehäſſigen Schritte, den der Herzog ſich gegen Luther und die Bekenner ſeiner Lehrmeinungen in der Folge erlaubte. Der ſonſt ſo fromme, biedere Georg irrte alſo hier als Menſch, und nur der kann ihn deshalb verdammen, der ſich nie in einem Irrthume befand.

Daß aber Georg den Beruf Luthers zum Reformator ſo ſtark bezweifelte und ſich nicht davon überzeugen konnte, dazu mag folgender Umſtand viel mit beigetragen haben.

Der Herzog erſuchte einſt den Provinzial der Auguſtiner, D. Staupitz, ihm einen frommen und gelehrten Prediger an den Hof zu ſenden. — Hierauf erhielt D. Luther den Ruf von ſeinem Obern, dieſe Stelle anzunehmen, und Staupitz empfahl ihn als einen ſonderbar gelehrten und höflichen Mann. Nun predigte D. Luther am 25. Jul. 1517 vor dem Herzoge, in der Schloßkirche zu Dresden, und der Hauptſatz in dieſer Predigt war: Daß kein Menſch an ſeiner Seligkeit verzweifeln dürfe, weil diejenigen, welche Gottes Wort mit wahrem Glauben hörten, rechtſchaffene Jünger Jeſu Chriſti und zum ewigen Leben auserwählet wären.

Ferner: Die ganze Lehre von der Vorſehung, wenn ſie auf Chriſti Verdienſt gegründet ſey, habe eine ſonderliche Kraft und Wirkung in ſich, den furchtſamen Gewiſſen, — welche in Betrachtung ihrer Unwürdigkeit von Gott weichen, zu dem ſie ſich doch vielmehr nahen ſollten, — die Furcht und das Schrecken zu benehmen ꝛc.

Dieſe Predigt wurde von dem Herzoge gänzlich mißverſtanden, und die Beſchränktheit ſeiner Anſichten hinderte ihn, den wahren Sinn dieſer Sätze ganz aufzufaſſen; er hielt ſie der Lehre von den guten Werken widerſtrebend, ſo daß er behauptete: dergleichen Predigten machten die Menſchen leichtſinnig und gleichgültig gegen die Sünde.

Eben dieſelbe Meinung ſprach er auch gegen die Oberhofmeiſterin ſeiner Gemahlin, Barbara von der Sala, nach dieſer Predigt über der Tafel aus. — Es fragte nämlich der Herzog dieſe Dame: „Wie ihr heute die Predigt des Pater Martin gefallen habe?“ — Dieſe Frage beantwortete nun Frau Barbara durch das freimüthige Bekenntniß:

„O gnädiger Herr! Wenn ich noch eine ſolche Predigt zu hören Gelegenheit haben ſollte, ſo hoffte ich noch eins ſo ruhig zu ſterben!“ —

Dieſe Antwort wurde jedoch vom Herzoge ſehr ungnädig aufgenommen, weil ſie mit ſeiner Anſicht nichts weniger als übereinſtimmend war. — Daher erwiederte er ihr im Zorn: „Er wolle viel Geld darum geben, wenn er dieſe Predigt gar nicht gehört hätte; denn ſolche Lehre mache das Volk ſicher und ruchlos!“ — Er wiederholte auch den Nachſatz noch etliche Male, recht zur Bekräftigung ſeiner ausgeſprochenen Meinung.

Nun ſchwieg zwar die Oberhofmeiſterin ſchuldigermaßen und widerſprach ihrem ungnädigen Herrn nicht, doch in ihrem Herzen hatte das gehörte Wort bereits Platz gegriffen, und als ſie nach Monatsfriſt erkrankte, an den Folgen dieſer Krankheit aber aus der Welt ging, ſoll ihr jene Lehre dieſen Ausgang ſehr erleichtert haben.

Ob nun gleich Luther auf dieſe Weiſe den Credit bei dem Herzoge verloren hatte, ſo ſcheinen ihn die von dem nur genannten Prediger angeſchlagenen Sätze dennoch einigermaßen in ſeiner Meinung ſchwankend gemacht zu haben, was durch Folgendes zur Gewißheit wird.

Als ſich nämlich *D.* **Eck** bei dieſem Fürſten angab, er ſey bereit gegen Luthers Sätze zu kämpfen, dieſer Gelehrte aber als ein tüchtiger und geübter Streiter bekannt war, ſo veranſtaltete der Herzog eine öffentliche Disputation zu Leipzig, und als ſich der Biſchof zu Merſeburg nebſt Anderen dagegen erklärte und dieſelbe zu verhindern ſuchte, ſo brachte der Herzog dieſe Lichtſcheuen ſehr energiſch zur Ruhe, und die Disputation ging vor ſich, ohne daß die Widerſprüche den geringſten Erfolg gehabt hätten.

Dieſer gelehrte Kampf begann am 27. Jun. (1519) und währte bis zum 15. Juli. Täglich wurde Vormittags von 7 bis 9 Uhr, und Nachmittags von 2 bis 5 Uhr geſtritten. Die eigentlichen Anfänger des Kampfes waren D. Eck und D. Carlſtadt, welcher die Lehre ſeines Amtsgenoſſen D. Luther vertheidigte.

Es kann nicht unſere Abſicht ſeyn, hier eine ausführliche Geſchichte dieſes gelehrten Kampfes zu geben; wir begnügen uns daher nur mit Folgendem.— Den Anfang machten, wie gedacht, Carlſtadt und Eck, welche acht Tage lang über die Lehre vom freien Willen mit einander disputirten. Hierauf trat Luther an Carlſtadts Stelle, und ſtritt mit Eck über die Gewalt des Papſtes, den Ablaß und die Buße. — Den Schluß machten wieder Carlſtadt und Eck. —

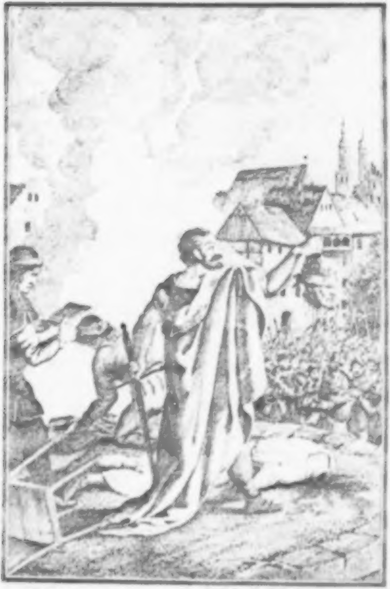
Im Laufe der Disputation behauptete, in der Hitze des Kampfes, unter andern Luther: „Unter den Artikeln Huſſens und der Böhmen befänden ſich viele, die ächt chriſtlich und ächt evangeliſch zu nennen wären.“ Hieraus ging denn nun aber die Unrechtmäßigkeit ihrer Verdammung, welche die Kirchenverſammlung zu Coſtnitz ausgeſprochen hatte, gleichſam von ſelbſt hervor, und die Autorität ſo wie die Unfehlbarkeit des Papſtes und einer ſolchen Kirchenverſammlung, namentlich aber der Coſtnitzer, wurde in ein ſehr übles Licht gebracht. — Natürlich wurde nun Luther von ſeinem Gegner als ein huſſitiſcher Ketzer dargeſtellt; was aber dem Herzog, der kein einzigesmal bei der Disputation fehlte, und bei derſelben außerordentlich aufmerkſam war, dermaßen auffiel, daß er, den Kopf heftig ſchüttelnd und beide Arme in die Seite ſtemmend, laut ausrief: „Das walt' die Sucht!“—

Ferner ſuchten Luther und Carlſtadt Alles mit Stellen aus der heiligen Schrift zu beweiſen, widerlegten auch, was Niemand mit Beſtand der Wahrheit läugnen kann, die meiſten von den Lehrſätzen Ecks mit Gründlichkeit und vieler Beredtſamkeit; doch dieſer ſuchte ſich durch Wortſchall und Spitzfindigkeiten zu helfen, was auch von den Zuhörern und namentlich vom dem Herzog deutlich bemerkt wurde.

Dieſe Disputation machte den Herzog Luthern ſehr abgeneigt; doch ließ er es ſich vor jetzt noch nicht deutlich merken, ja es wurden Eck und Luther ſogar zur herzoglichen Tafel gezogen. Hier äußerte nun der Herzog gegen Luther, mit Bezug auf die Disputation, und indem er dieſen ſowohl, als ſeinen Gegner freundlich auf die Achſeln klopfte: „Es ſey der römiſche Biſchof nach göttlichem oder menſchlichem Rechte Papſt, ſo iſt und bleibt er dennoch Papſt!“ — Desgleichen unterhielt er ſich mit Luther allein, über deſſen Anſichten von verſchiedenen Glaubens-Artikeln, die aber freilich dem feſt am Alten hängenden Herzoge nicht zuſagen konnten. —

Die von Eck ausgewirkte päpſtliche Bannbulle vollendete endlich das, was ſchon ſo lange im Herzen des Herzogs gelegen hatte, und es ergingen nun die Verfolgungen über die Anhänger Luthers, wie wir im folgenden Abſchnitte ſehen werden.

II. 1



Die Verfolgungen der Evangelischen unter Georg

th
zeu
An
ge
ro
wa
der
Fü
gle

W
wi
nu
E
lic
hi
na
di
di

23.

ie Verfolgungen der Evangeliſchen in dem Lande des Herzogs Georg von Sachſen.

II.

Mit Abbildung.

Von jener Diſputation an, wo Georg in Lu-
ern den entſchieden überwieſenen Ketzer ſah, er-
gte ſich der glühendſte Haß gegen ihn und ſeine
hänger im Herzen dieſes Fürſten. — Hierzu tru-
denn nun aber die gehäſſigen Inſinuationen Hie-
nymus Emſers nicht wenig bei. Dieſer Mann
e ein wüthender Feind Luthers und galt bei
n Herzoge viel; ſo daß die Schritte, welche dieſer
rſt gegen Luthern und die ihm anhingen, that,
s von ihm angeſtiftet zu betrachten ſind.*)

Nun war aber Luther bekanntlich nicht der
ann, der viel ertragen konnte, ohne ſich zu verant-
rten, und es ging demnach ohne heftige Entgeg-
ungen nicht ab; doch muß man der Wahrheit die
hre geben und bekennen, daß ſich Luther anfäng-
h durchaus in den Schranken der Beſcheidenheit
elt; den Herzog einen chriſtlichen, frommen Herrn
nnte, von dem es zu bedauern ſey, daß die Ohren-
äſer ſo viel Gehör bei ihm fänden ꝛc. — Als aber
e Abneigung dieſes Fürſten gegen den Reformator

---

*) Im Jahre 1527 gab Emſer eine Ueberſetzung des Neuen Teſtaments auf Befehl des Herzogs Georg heraus, wo die Vorrede dieſer Ueberſetzung einer Ueberſetzung von Anzüglichkeiten und unerwieſenen, ſelbſt lächerlichen Beſchuldigungen ſtrotzt, und einen deutlichen Beweis giebt, wohin Fanatismus und Parteiwuth führen können.

A. d. R.

immer höher ſtieg, und die Maßregeln zur Unterdrükkung der evangeliſchen Lehre immer härter wurden; als der Herzog Georg Alles that, um den Kurfürſten Friedrich zu gleichen Anſtalten gegen dieſe Lehre zu vermögen; als die Biſchöfe im Lande des Herzogs ihn immer mehr und mit ſteigender Härte in den Ausdrücken verketzerten: da vertheidigte ſich endlich Luther gegen dieſe Angriffe, und zwar ſo ſchonungslos als möglich. — Die gegen ihn gebrauchten harten Ausdrücke erwiederte er in gleicher Geſtalt, und gab hundertfältige Zinſen dazu; ja er ſchonte ſelbſt den Herzog nicht im Geringſten — (beſonders in einem Schreiben vom 3. Jan. 1523, welches die Antwort auf eine an ihn gethane Frage enthielt.)— Nun nahm man es ihm wieder übel, daß er Schimpfreden mit Schimpfreden vergalt und ſelbſt an den Herzog, (a. a. O.) unter andern ſchrieb: „Wo es Ew. Fürſtl. Ungnaden Ernſt wäre und nicht ſo unhöflich löge ꝛc. —“ Man handelte aber in der That gegen den Reformator einſeitig und daher unbillig. Er ſollte die ſchändlichſten Benennungen, in denen ſich beſonders die Biſchöfe von Meißen und Merſeburg ꝛc. überboten, ungerügt hinnehmen und nur in gebührender Demuth, nicht aber in gleichem Tone antworten. — Das aber war von einem Manne wie Luther, dem es unmöglich war, etwas auf ſich ſitzen zu laſſen, viel zu viel gefordert.

Durch dieſes Gezänke ſtieg nun die Erbitterung von beiden Seiten täglich höher, und der Herzog zeigte nun dem Auguſtiner Mönche auf das deutlichſte, daß er ein regierender Fürſt ſey, der durch ſeine Macht Manches bewirken könne, was ein Niederer, minder Mächtiger nicht vermöge. —

Es erging nämlich, auf des Herzogs Betrieb, ein ſcharfes Mandat vom Reichstage zu Nürnberg an die Biſchöfe, der ketzeriſchen Lehre zu ſteuern; wegen der Prieſter und Mönche aber, welche die Klöſter verlaſſen, oder Weiber genommen, desgleichen gegen die, welche das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt gebrauchten, — (was man Abendmahlsſchänderei nannte, —) ſcharfe Unterſuchungen anzuſtellen, und die Uebertreter, wenn ſie nicht ernſtlich Buße thäten, mit Nachdruck zu ſtrafen.

Kaum war dieſes Mandat erſchienen, als es auch in dem Lande des Herzogs Georg mit der größten Strenge in Ausübung gebracht wurde. — Der Herzog befahl, daß die Prieſter und Mönche, welche Luthers Lehre predigten, oder das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt empfangen hätten, verhaftet werden und im Gefängniß ihre Strafe erwarten ſollten.

Der Biſchof von Merſeburg, Adolph von Anhalt, ließ es ſich beſonders angelegen ſeyn, die Kezzerei Luthers mit der Wurzel, d. h. mit ihren Bekennern zugleich auszurotten, und der Herzog Georg ordnete vorerſt, um das Uebel gleich am Herzen anzugreifen, eine Viſitation der Univerſität Leipzig an, von nun aber folgte ein gewaltſamer Schritt dem andern. — Ein Glaubensgericht wurde in Leipzig errichtet und begann ſeine Amtsverrichtungen. Wer nicht der alten Kirche anhing, dem erging es übel. — Der Rector der Univerſität, *M.* Andreas Frank, von Canitz, mußte durch einen öffentlichen Anſchlag: „das Leſen der lutheriſchen Bücher, beſonders aber des Neuen Teſtaments, welches von Martin Luthern verdeutſcht, neulich in Wittenberg gedruckt worden ſey, bei Verluſt aller

Ehren und Würden und bei Vermeidung des apoſtoliſchen Bannes, auch anderer ſchweren und unausbleiblichen Strafen" — verbieten. Ein Gleiches geſchah auch vom Rathe, welcher an die Bürgerſchaft eben dieſe Verbote, unter den härteſten Bedrohungen ergehen ließ, und wo beſonders noch überdies das Predigtauslaufen, — (nach dem nahen Dorfe Holzhauſen, und andern dem Kurfürſten gehörigen Orten, wo bereits das Evangelium gepredigt wurde,) — bei Leib- und Lebensſtrafe verboten wurde. — *)

Dieſe Maßregeln hatten nun aber mancherlei Folgen, die den Abſichten des Herzogs und der Biſchöfe geradezu entgegenliefen, oder ihnen wenigſtens nicht entſprachen. — Die Univerſität verlor eine bedeutende Anzahl ihrer Magiſter und Studenten, welche der Lehre des Evangelii im Herzen hold waren und ſich dieſer Inquiſition nicht unterwerfen wollten. — Einer um den andern ging ab, und gab vor, er wende ſich nach einer andern katholiſchen Univerſität. Waren dieſe Herren aber einmal fort, ſo gingen ſie in aller Stille nach Wittenberg, alſo daß dieſe Univerſität durch jene harte Maßregel viel an Frequenz gewann, während Leipzig viel verlor.

Die Bürger konnten ſich freilich nicht ſo entfer-

---

*) Den Geiſt, welcher in dieſen Georgiſchen Verordnungen lebt, werden wir im Tagsabſchnitte des 2. Julius näher kennen lernen, weil in demſelben unter andern eine Bergordnung enthalten ſeyn wird, welche den Bergleuten und Bürgern zu Annaberg gegeben wurde, um ſie abzuhalten, die Predigten in der nahen aber kurfürſtlichen Bergſtadt Buchholz zu hören, welche Myconius, Linke und noch andere evangeliſche Prediger hielten. Schon jetzt können wir den geehrten Leſern die Verſicherung geben, daß jene Abhandlung Intereſſe erregend ſeyn wird.

A. v. S.

nen, als die weniger gebundenen Univerſitätsverwandten, und unterlagen alſo ganz der Härte jener inquiſitoriſchen Maßregeln. Von allen Seiten ſchlichen ſich Aufpaſſer in die Familien, die jedes Wort, das geſprochen wurde, beobachteten und deuteten. — Wer nun aber es zu begreifen vermag, was eine ſolche Aufpaſſerei zu bedeuten hat, wo auch das unſchuldigſte Wort aus dem Zuſammenhange geriſſen, verdreht und zum Verbrechen gemacht werden kann, der wird mit mir die unglücklichen Bürger Leipzigs jener Zeit herzlich bedauern. Viele dieſer Unglücklichen, und unter ihnen viele ehemals reiche Kaufleute, ſo wie andere wohlhabende Bürger, mußten ihre Habe mit dem Rücken anſehen, und Gott danken, nur das Leben aus dieſer Trübſalszeit davongebracht zu haben.

Nicht ſo gut wurde es dem Buchhändler Johannes Hergott. — Auch er gerieth in Verdacht des heimlichen Lutherthums, und nun wurde ſein Handelsgewölbe mit der größten Strenge unterſucht. In einem Verſteck fand man verbotne lutherſche Schriften, und nun war es erwieſen, daß Hergott ein Anhänger des Wittenberger Erzketzers ſey. — Die verbotenen Bücher wurden hinweggenommen, und der Buchhändler verhaftet. — Der Verhaftete war bereits durch die Thatſache überführt, Bücher in ſeinem Handel gehabt zu haben, deren Beſitz ſelbſt mit dem Tode verpönt war. — Dieſer Mann war auch frech genug, ſeine Anhänglichkeit an den Wittenberger Erzketzer und deſſen mit dem päpſtlichen Bannfluche belegten Lehren nicht einmal zu läugnen. — Gründe genug, ihm das Todesurtheil zu ſprechen. Es wurde vollzogen. — Auf dem Markte ſah man ein Blutgerüſte aufgerichtet, — (nach dem Sprachgebrauche der damaligen Zeit Pocherte genannt) — auf welchem der Ketzer Hergott ſein Leben verlieren ſollte. — (S. Abbildung) Gelaſſen und mit dem Muthe des Chriſten ſtarb der Verurtheilte, dieſer Palm ſeiner Zeit, und der Tod durch Henkershand konnte ihn ſo wenig entehren, als ſeinen ſpätern Schickſalsgenoſſen die Gewaltthat franzöſiſcher Schergen. — Kurz vorher, ehe der Scharfrichter mit dem Schwerte ſchlug, ſah Hergott noch, vor ſeinem Ausgange aus dem Leben, die in ſeinem Gewölbe weggenommenen Schriften durch Henkershand verbrennen. — Dieſe Hinrichtung geſchah im Sommer des Jahres 1524.

Die Verfolgung der Anhänger Luthers und der Lehre des Evangelii, die er predigte, ſtieg mit jeder Woche höher, und wurde härter, beſonders im folgenden Jahre (1525). Eine Menge der Beſchuldigten wurden in Inquiſition gezogen, ſelbſt wenn man nur den geringſten Verdacht gegen ſie hatte. — Hier wurden ſie nun für Ketzer erachtet; mit Zurücklaſſung ihres Vermögens aus der Stadt gewieſen; den Verdächtigen, wenn ſie ſtarben, ein ehrliches Begräbniß verweigert, und ihre Leichname nicht auf den Kirchhöfen, ſondern entweder auf dem freien Felde, oder auf dem Schindanger eingeſcharrt.

Zwei Bürger der Stadt Leipzig, deren einer ein Ringſchmied war und der andere den Namen Uebelacker führte, wurden ebenfalls beſchuldigt, den Ketzern anzugehören, und kamen deshalb in Verhaft. — Dieſe Männer wurden vernommen, und waren ſo unverſchämt, ſich geradezu als Anhänger Luthers zu bekennen, auch die Ermahnungen der anweſenden hochwürdigen Herren fruchtlos bleiben zu laſſen, und ſich nicht zu bekehren. — Es hieß alſo: „Fort mit ihnen von der Welt!“ — Das Urtheil wurde geſprochen und vollzogen. Dieſe beiden Bürger ſtarben, wie Hergott auf dem Blutgerüſte durch das Henkersſchwert. Es gehörten dieſe drei Enthaupteten aber noch unter die Glücklichen; denn ſie ſtarben doch wenigſtens ſchnell; aber nicht ſo glücklich waren verſchiedene *Magistri* zu Leipzig, die ebenfalls in Verdacht der Ketzerei gerathen waren; denn dieſe wurden verhaftet, zum ewigen Gefängniß verurtheilt, und nun dem Biſchof von Merſeburg übergeben, bei dem ſie zuverläſſig nicht die geringſte Schonung zu hoffen hatten. — Auch gab es dort Behältniſſe für dergleichen Ungehorſame, in denen ſie weder von der Sonne noch vom Monde beſchienen wurden. — Nie hat man wieder etwas von ihnen gehört! —

Um dem fürchterlichen Zuſtande zu entgehen, wegen des geringſten Verdachts in Inquiſition und durch ſie auf das Blutgerüſt oder in Gefängniſſe zu kommen, wo es für keine Sünde gehalten wurde, die Ketzer in denſelben vermodern zu laſſen, — verließen viele Bürger zu Leipzig ihren Wohnort, und zogen mit Weib und Kind von dannen, in das Gebiet des Kurfürſten, wo man ſie als Märtyrer gern und willig aufnahm, und ihnen mit brüderlicher Liebe entgegenkam.

Dieſe Verfolgungen der Evangeliſchen währeten mehrere Jahre, und betrafen nicht Leipzig allein, ſondern auch andere Orte des Landes, wo der Herzog Georg zu befehlen hatte, wovon wir im *IV.* Bande dieſes Werks, im Tagsabſchnitte des 2. Juli Beiſpiele aufſtellen werden. Dieſe Verfolgungen währeten auch da noch fort, als einer ihrer Veranlaſſer, der Biſchof Adolph von Merſeburg, einer der wüthendſten Gegner der Reformation, nicht mehr auf der Erde weilte, ſondern (1526) ſchnell und unvermuthet Todes verblichen war.

Die Bürger zu Leipzig hielten ſich nun ganz ſtille und wichen der Gewalt, die hier vor Recht ging; wer es aber irgend vermochte, der wanderte aus, und der Herzog ließ lieber dieſe fleißigen Unterthanen ziehen, als daß er ſich zur Milde und Toleranz hätte bewegen laſſen, weil er fortwährend von den Biſchöfen zur Beharrlichkeit und Strenge aufgefordert wurde. Immerfort wurden neue Verſuche gemacht, die Verbreitung der ketzeriſchen neuen Lehre, wie man die Lehren Luthers nannte, zu hindern, und von denen, die bei ihrer Habe bleiben wollten, forderte man eine Art von eidlichem Glaubensbekenntniß, welches zur Folge hatte, daß unter andern im Jahre 1532 auf einmal achtzig Bürger mit den Ihrigen aus Leipzig verwieſen wurden, ſo daß über achthundert Perſonen ins Elend zogen. —

Während dieſer Verfolgungszeit ſchrieb *D.* Luther zwei Sendſchreiben an die verfolgten und vertriebenen Leipziger, in welchen er unter andern den Herzog Georg wegen dieſer Verfolgung einen Teufels-Apoſtel nannte. — Dieſes nahm denn nun aber der Herzog ganz natürlicher Weiſe höchſt ungnädig auf, als er davon Kunde erhielt, und ſchrieb deshalb an ſeinen Vetter, den Kurfürſten Johann Friedrich, in welchem Schreiben er Luthern einen Injurianten und Aufwiegler nannte, und ſich über denſelben höchlichſt beſchwerte. Luther verantwortete ſich zwar; allein es hatte doch die üble Folge, daß jene Trübſale ſich verdoppelten.

Und ſo währeten dieſe Verfolgungen, mit wenig Ruhepuncten, bis zum 17. April 1539, wo der Herzog Georg aus der Welt ging, und ſein Bruder, der Herzog Heinrich der Fromme, an die Stelle des Verblichenen trat, welcher nun die Reformation überall in ſeinem Lande einführte; worauf höchſt wahrſcheinlich viele der vertriebenen Leipziger wieder nach dieſer Stadt zurückgekehrt ſeyn werden, da nun die bisherigen Verfolgungen gänzlich ein Ende genommen hatten. —

24.

M. Sebaſtian Fröſchel.

(Beſchluß des Vorigen.)

Im vorſtehenden Abſchnitte haben wir den Biſchof Adolph von Merſeburg als einen der wüthendſten Feinde Luthers und ſeiner Lehre dargeſtellt, durch deſſen beſondern Antrieb jene Verfolgung hervorgerufen und befördert worden ſey; dieſer Abſchnitt aber wird uns dieſen Prälaten näher bezeichnen.

M. Sebaſtian Fröſchel, — von Amberg — hatte ſeine Studien in Leipzig gemacht, und alsdann die Magiſterwürde daſelbſt erhalten, war auch zum Prieſter geweihet worden. — Als nun mit dem Jahre 1522 die Verfolgung begann, wanderte M. Fröſchel nach Wittenberg aus; denn auch er hatte die Reformation als nöthig und die Lehren des Evangelii als wahr erkannt. —

Als nun die Verfolgungen in Leipzig immer höher ſtiegen, der Buchhändler Hergott und ſeine beiden Schickſalsgenoſſen bereits unter dem Henkersſchwerte ausgeblutet hatten, die Inquiſition auch ihre Macht auf das ſtrengſte übte, wagte es M. Fröſchel, im Jahre 1525, von Wittenberg nach Leipzig zurückzukehren und dort in der alten Johanniskirche am Grimmaiſchen Thore zu predigen, wobei er von dem bisherigen Gebrauche ziemlich abwich, die Lehren des Evangelii vortrug, und ſeine Zuhörer wegen der jetzigen Trübſal tröſtete. Dieſes erregte Aufſehen, und da es allenthalben Spione gab, welche die Reden und Handlungen Anderer beobachteten, um dem Glaubensgericht Beſchäftigung zu verſchaffen und ihm Opfer zuzuführen, ſo wurde auch dieſes Ungebührniß verrathen, und M. Fröſchels Beginnen dem Biſchof hinterbracht. Dieſer ließ ſogleich den verwegenen Prediger citiren, vor ſeinem biſchöflichen Stuhle zu erſcheinen, und wegen ſeines frevelhaften Unternehmens ſich zu verantworten. — M. Fröſchel hatte auch den Muth, dieſer Ladung Folge zu leiſten und in Merſeburg zu erſcheinen, was er doch leicht hätte vermeiden können, wenn er nach Wittenberg zurückgekehrt wäre, wohin die Macht des Biſchofs nicht reichte.

M. Fröſchel trat muthvoll vor dem Biſchofe auf, und dieſer nahm ſich die Mühe, den ketzeriſchen Prediger ſelbſt zu vernehmen.

„Warum habt Ihr in Leipzig gepredigt? — rief ihm der Biſchof ſehr ernſt entgegen — Wer hat Euch dazu berufen?“

Ew. fürſtliche *) Gnaden haben mich ſelbſt zum

---

*) Dieſer Biſchof war ein geborner Fürſt von Anhalt.
A. d. V.

Prieſter geweiht — antwortete der Gefragte beſcheiden aber ernſt. — Bei dieſer Weihe habt Ihr mir das Evangelienbuch in die Hand gegeben und ernſtlich befohlen, das Evangelium in der ganzen Welt, wo ich hinkäme, zu predigen (und alſo auch in Leipzig) — und um dieſes zu bekräftigen, wurde bei jener Feierlichkeit der Geſang von Euch angeſtimmt: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium. — Dieſen Befehl habe ich nun befolgt, und darf deshalb nichts fürchten.“ —

„Es iſt zwar vollkommen wahr! — erwiederte der Biſchof mit heimlichem Aerger über dieſe ihn zurechtweiſende Antwort — und ich weiß dieß recht wohl; allein ihr prediget nicht das Evangelium, ſondern bloß Luthers Meinungen. Dieß aber kann und darf ich nicht dulden!“

„Hochwürdigſter Herr! — fragte der *M.* Fröſchel im demüthigſten Tone — ich bitte Euch, mir zu ſagen, was Ihr unter den Meinungen Luthers verſteht?“ —

„Dieſe ſind es! — antwortete ihm der Biſchof: „*Quod solus Christus nos justificet, quod solus Christus nos salvificet, et solus Christus nos sanctificet, et solus Christus omnia faciat!*“ — (d. h. Chriſtus allein macht uns gerecht, heilig und ſelig, und thut Alles in Allem bei uns.) —

„Dieß iſt ja aber der Inhalt des Evangeliums! — entgegnete *M.* Fröſchel beſcheiden aber freimüthig — und wird ſolches Alles von demſelben gelehret. Es wundert mich daher nicht wenig, daß Ihr mir jetzt, Eurer biſchöflichen Ermahnung bei meiner Einweihung geradezu entgegen, die Predigt des Evangeliums verbieten wollt!“ —

Ueber dieſe Freimüthigkeit wurde der Biſchof höchſt aufgebracht, und Se. Hochwürden Gnaden erzürnten ſich über den Unverſchämten, der ſo frech war, Hochdemſelben ſo etwas in's Geſicht zu ſagen, dermaßen, daß ſie vor Zorn kaum noch aufrecht ſtehen konnten. — Die Anweſenden winkten *M.* Fröſchel ſich zu entfernen, damit er nur dem hocherzürnten Biſchof aus dem Auge komme. — Dieſen Wink befolgte der Magiſter ſofort, verbeugte ſich vor ſeinem Hochwürdigen, heute aber ſo ungnädigen Herrn, und ſprach: „*Valete in Iesu Christo!*“ — (Lebet wohl in Jeſu Chriſto!) — Der Biſchof war jedoch ſo aufgeregt, daß er den Scheidenden falſch verſtand und ihm nachrief: „Nicht *in Iesu Christo*, ſondern *in Diabolo!*“ — der Magiſter aber beging die Bosheit, hierzu ein deutliches Amen zu ſprechen; dann entfernte er ſich. —

Der Zorn des Biſchofs war auch nach dem Scheiden des Magiſters noch ſo groß, daß er denſelben wollte in's Pfaffenloch — (eins der ſcheußlichſten unterirdiſchen Gefängniſſe in Merſeburg) — werfen laſſen; doch zum Glück für *M.* Fröſchel war des Biſchofs Vetter, der Fürſt Wolfgang von Anhalt*) zugegen, welcher den ſo aufgeregten Herrn Vetter durch glimpfliche Vorſtellungen wieder beruhigte, ſo daß der Bedrohete unangehalten ſich aus Merſeburg entfernen konnte.

M. Fröſchel kehrte nun nach Leipzig zurück, und hatte den Muth, dort ſeine Predigten fortzuſetzen. Abermals wurde dieſes dem Biſchof angezeigt, und dieſer beklagte ſich nun beim Herzoge über den

---

*) Ebenderſelbe, der vier Jahre ſpäter die Augsburgiſche Confeſſion mit unterſchrieb. — A. d. V.

Unverſchämten. — Kurz darauf, als der Herzog nach Leipzig kam, ließ er den M. Fröſchel verhaften und vor ſich bringen, wo er ihn dann mit harten Worten über ſein Beginnen zur Rede ſtellte. — Auch hier vertheidigte ſich der Magiſter, und das Ende der ganzen Sache war die: daß M. Fröſchel von Univerſitäts wegen relegirt und aus dem Lande des Herzogs verwieſen wurde. —

Was nun ferner aus dieſem Magiſter geworden iſt, darüber ſchweigt die Geſchichte, und meldet uns nicht, wo ihm ein Lehramt zu Theil geworden ſey. —

Die Verbreitung der Lehre des Evangelii ſcheint den Biſchof hart an den edelſten Lebenstheilen angegriffen zu haben, denn als derſelbe eben in Dresden geweſen war, um den Herzog zu vermögen, in ſeinen Beſtrebungen nicht nachzulaſſen und die Anhänger Luthers in ſeinem Lande auszurotten, kam er krank nach Merſeburg zurück und ein Schlagfluß machte, am 23. März 1526, ſeinem Leben ein Ende.

25.

Der Fuchsthurm bei Jena.

Auf dem Kirchberge bei Jena ragt ein alter hoher Wartthurm in die Luft. und ſchon von fern erblickt ihn der Wanderer. — Dieſer Thurm iſt das Ueberbleibſel der alten ehemaligen Burg Kirchberg, und er war einſt das Gefängniß des Markgrafen Conrad von Meißen, deſſen Geſchichte der Gegenſtand der Erzählung in dieſem Abſchnitte ſeyn ſoll.

Der Graf Heinrich *II.* von Wettin war der einzige Sohn des Grafen Heinrich *I.* Sein Vater war bereits geſtorben als er das Licht der Welt erblickte.

Kurz, aber unruhvoll war die Lebenszeit dieſes Fürſten; denn er erreichte kaum das vierundzwanzigſte Lebensjahr, als er ſchon wieder von der Welt ſchied. — Von den Begebenheiten ſeiner Jugend hat uns die Geſchichte keine Nachrichten hinterlaſſen, ja wir wiſſen nicht einmal genau, in welchem Jahre der junge Graf die Regierung ſeines Landes angetreten habe; nur ſo viel iſt uns bekannt, daß er ohngefähr das vierzehnte Jahr erreicht hatte, als ſeine Mutter aus der Welt ging. —

Kaum zehn Jahre verfloſſen von da an bis zum Tode des jungen Grafen; aber dieſe Jahre waren von Unruhe erfüllt, und wir heben aus denſelben nur folgenden Vorgang anſtatt aller übrigen aus, da er beſonders den Geiſt jener Zeiten treffend genug bezeichnet.

Als der Graf Heinrich mit ſeinem Vetter, dem Grafen Conrad,*) dem die ſächſiſche Geſchichte den ehrenden Beinamen des Großen gegeben hat, eine Zuſammenkunft in dem Kloſter auf dem Petersberge bei Halle hatte, um bei derſelben Verſchiedenes mit ihm zu verabreden, verbreitete ſich ein Gerücht unter dem Hofgeſinde dieſer beiden Herren: „der Graf Heinrich ſey der Sohn eines Kochs, den ſeine Mutter untergeſchoben habe, damit die väterlichen Würden und Güter bei der Familie bleiben möchten.“

---

*) Heinrich II. war aus der ältern Linie der Grafen von Wettin, und Conrad ſtammte aus der jüngern Linie. Als Heinrich ſtarb, war er der letzte jener Linie des Wettinſchen Hauſes, und Conrad iſt alſo der Stammvater aller übrigen Markgrafen von Meißen, mithin auch des jetzigen Königshauſes von Sachſen.

A. d. V.

Hieraus entſtand ein Streit unter den Dienern der beiden Fürſten, der ſich allmälig erhitzte. — Die Diener Conrads hatten es von ihrem Herrn gehört, daß er geſagt hatte: „der Sohn eines Kochs könne nicht der Vetter Conrads ſeyn!“ — Dieſes wurde von Heinrichs Dienern beſtritten und einer der älteſten unter ihnen, der ſchon bei ſeinem Vater im Dienſt geweſen war, nahm ſich ſeines Herrn eifrig an, und ſtellte auch die Beweiſe auf, die für ſeine rechtmäßige Abkunft ſprachen. — Da erbot ſich Heldolph, ein Diener Conrads und Bürger zu Zörbig, zu einem Eide: „daß die Gräfin Mutter, beim Abſterben ihres Gemahls, zwar ſchwanger geweſen ſey, allein eine Tochter geboren, und dieſe, um das Beſitzthum ihres Gemahls zu erhalten, und ihm einen rechtmäßigen Erben zu geben, mit dem ebenfalls neugebornen Sohne ihres Kochs vertauſcht habe.“ — Ueber dieſe Behauptung wurde nun der Lärm ſo groß, daß ſelbſt die beiden Herren herbeieilten, ſich darnach zu erkundigen, und der Graf Heinrich erfuhr nun mit Befremden, daß er ſelbſt der Gegenſtand des Streites geweſen ſey. — Er forderte daher von Conrad die Beſtrafung der Verwegenen, die an ſeiner rechtmäßigen Geburt gezweifelt hatten; doch dieſer zuckte zweideutig die Achſeln, beſonders als Heldolph ſich abermals zum Eide erbot, und Heinrich wurde hierüber ſo ergrimmt, daß er ſeinem Vetter den Fehdehandſchuh hinwarf, und ſich mit ſeinem ganzen Gefolge ſofort entfernte.

Der Krieg entbrannte nun mit aller Wuth jener rohen Zeit, und die armen Unterthanen beider Herren wurden durch ihn zu Opfern einer Streitigkeit, die unter die ſeltenſten in ihrer Veranlaſſung gehört. — Dieſer Krieg wurde aber noch wüthender, als Heldolph am Altare auf die Gebeine der Heiligen ſchwor: Heinrich ſey der untergeſchobene Sohn eines Kochs. — Dieſer Eid aber wurde ſpäter für den, der ihn geleiſtet hatte, die Urſache eines martervollen Todes. —

Der Graf Heinrich hatte den Seinigen Befehl gegeben, dieſem Heldolph nachzuſtellen, um ihn gefangen zu nehmen, und nach kurzer Zeit gelang es, als derſelbe ganz unbefangen eine Reiſe unternommen hatte. — Der Gefangene wurde vor den Grafen gebracht, der ihn mit den heftigſten Vorwürfen empfing, und ihm, als einem ſchändlichen Verläumder, die Naſe, Ohren, Lippen und Zunge abſchneiden und die Augen ausſtechen ließ; ſo wie ihm auch die drei Finger der rechten Hand, die er bei der Ablegung des Eides gebraucht hatte, abgehauen wurden, worauf er, alſo verſtümmelt, unter den ſchrecklichſten Qualen ſtarb. — Und hat demnach, — ſagt eine alte Chronik — dieſer geſcholtene Kochsſohn das Kochmeſſer zur Rache ergriffen, und ſolches den Verläumder zuerſt getroffen.

Die Fehde zwiſchen dieſen beiden Vettern wurde immer heftiger, und im Jahre 1126 nahm ſie für Conrad einen dermaßen üblen Ausgang, daß er gefangen wurde, wo denn der Graf Heinrich, als Sieger, ſo wenig großmüthig handelte, daß er den gefangenen Vetter nach der Burg Kirchberg ſchickte, wo er im Gefängniß leben ſollte. Dieſer Befehl wurde mit aller Strenge vollzogen; ja es berichten ſogar alte Chroniken: „es ſey der gefangene Graf Conrad in einen großen eiſernen Kaſten — (nach andern in einen eiſernen Käfig) — geſteckt, und dieſer außen am Thurme der Burg aufgehangen worden. — Wieder andere behaupten, er ſey in einem engen Gemache bewahret worden, wo er in einem eiſernen Bette geſchlafen habe. — Dieſer Meinung, als der aus verſchiedenen Gründen wahrſcheinlichſten, wollen wir hier ebenfalls folgen.

In dieſer üblen Lage befand ſich der Graf Conrad auf ein Jahr lang, und ſchon entwich, bei der Unverſönlichkeit ſeines Vetters, die Hoffnung, je wieder in Freiheit geſetzt zu werden, als er einſt bemerkte, daß ſeine Wächter außerordentlich niedergeſchlagen und traurig waren. Er forſchte bei ihnen nach der Urſache ihrer Traurigkeit und erfuhr endlich, daß ſein unverſönlicher Vetter Heinrich plötzlich Todes verblichen ſey. — Nur der, dem bereits alle Hoffnung entſchwand, das höchſte Gut des menſchlichen Lebens, die Freiheit wieder zu erlangen, und ſich ganz unvermuthet befreit ſah, kann ſich die Freude Conrads treffend vorſtellen, als er den Tod ſeines unverſönlichen Vetters vernahm, und er war bei dieſer Nachricht doppelt erfreut, da er wußte, er ſey der Erbe des Verſtorbenen, der kinderlos geweſen war. — Er bot alſo den Wächtern reiche Geſchenke, wenn ſie ihn in Freiheit ſezen wollten, weil er eilen mußte, das ererbte Land im Beſitz zu nehmen. Die Wächter überlegten, daß der bisherige Gefangene nunmehr ihr Herr werde, den ſie ſich hierdurch höchlichſt verbinden könnten, und ließen ihn daher heimlich frei. —

Conrad eilte ſofort an den Hof des Kaiſers Lothar, der nach dem Tode des Kaiſers Heinrich V. den Thron deſſelben beſtiegen hatte, und erhielt dort nicht allein die von ſeinem verſtorbenen Vetter Heinrich hinterlaſſenen Länder, ſondern auch das Markgrafthum Meißen erblich in Lehn, ſo daß er nun ein Land beſaß, welches ſich von der Lauſitz bis nach Thüringen erſtreckte.

Und als die Burg Kirchberg im ſogenannten Bruderkriege, zwiſchen dem Kurfürſten Friedrich und dem Herzoge Wilhelm, zerſtört wurde, blieb doch der hohe Wartthurm derſelben ſtehen. — Späterhin aber, als Jena eine Univerſität erhielt, und das Pennalunweſen verboten wurde, erwählte man dieſen abgelegenen Punct zu dem Orte, wo man den Füchſen in's Geheim den Fuchsbalg abſtreifte, und hier beging man die Bachusfeſte, Fuchsſchmäuſe genannt. Daher erhielt dieſer einſam ſtehende Thurm den Namen Fuchsthurm, den er heutiges Tages noch trägt.

Es ſind auch mehrere Zweikämpfe bekannt geworden, die bei dieſem Thurme zwiſchen Studenten vorgefallen ſind, wo hoffnungsvolle Jünglinge ihr Leben tragiſch endeten, und der Eltern Hoffnungen zugleich mit ihnen in's Grab ſanken.

26.

Ernſt der Fromme, Herzog zu Sachſen.

I.

Als Knabe, Krieger und Regent.

Der 26. März des Jahres 1675 war ein Tag der Trauer für die Einwohner der Herzogthümer Sachſen-Gotha und Altenburg, denn an dieſem Tage ging ihr frommer und treuer Vater, der Herzog Ernſt *I.* — eben derſelbe, den die Geſchichte des Sachſenlandes den ſchönen Beinamen des Frommen, nicht aus Schmeichelei ſondern mit Recht, beigelegt hat, den man aber noch mehr den Bet-Ernſt*) genannt hat und noch nennt, — zur ewigen Ruhe ein, nachdem er ſeinem Volke viele Jahre hindurch wohlgethan und es mit Weisheit und väterlicher Liebe regiert hatte. — Zwar kann hier keine ausführliche Biographie dieſes Fürſten erwartet werden, weil hierzu ein eignes Werk gehören würde; doch wollen wir uns beſtreben, die vornehmſten Züge aus ſeinem Leben und Wirken darzuſtellen.

Der Herzog Johannes von Sachſen-Weimar, und ſeine Gemahlin Dorothea waren ein treffliches Fürſten-Paar, welches in Gottesfurcht und guten Sitten den Unterthanen überall mit gutem Beiſpiel voranging. — Sie wurden die Stamm-Eltern der ſämmtlichen jetzigen ſächſiſch-herzoglichen Häuſer,

---

*) So wurde er in ſeiner Jugend von ſeinen Brüdern, ſpäter aber im Allgemeinen genannt. „Es gereicht ihm aber dieſer Name, — ſagt ein Biograph dieſes Fürſten von ihm, — zur größten Ehre, als wenn man ihn Magnus, Victoriosus oder Gloriosus genannt hätte.“ A. d. V.

Erneſtiniſcher Linie; denn zwölf Kinder waren die Früchte dieſer muſterhaften Fürſtenehe, und der neunte Sohn dieſes Paares war der fromme Ernſt, der am 25. Decbr. 1601 geboren wurde.

Schon im vierten Lebensjahre verlor er ſeinen Vater, wurde aber von ſeiner trefflichen Mutter auf das beſte erzogen, und von wackern Lehrern, von denen der berühmte Hortleder als Prinzenhofmeiſter der vornehmſte war, ſein Geiſt auf das trefflichſte gebildet. — Den Wiſſenſchaften, beſonders aber der Mathematik und ſächſiſchen Geſchichte, dem Staatsrechte und der Baukunſt hold, war er als Knabe und Jüngling ſehr fleißig und nur in der lateiniſchen Sprache blieb er etwas zurück, holte jedoch das Verſäumte in den Mannsjahren nach; ſo daß er die alten Claſſiker in der Sprache leſen konnte, in der ſie geſchrieben ſind.

Der Krieg, in welchem Deutſchland dreißig Jahre hindurch von einem Ende bis an das andere verwüſtet wurde, hatte bereits zwei ältere Brüder Ernſt's dahin gerafft, nämlich die Prinzen Johann Ernſt, — (ſtarb am 4. Dec. 1626 in Ungarn) und Friedrich, — (blieb in dem Treffen bei Fleury, am 19. Aug. 1622) — als, nach der Ankunft des Königs Guſtav Adolph in Sachſen, auch dieſer junge Fürſt, nebſt ſeinen Brüdern Wilhelm und Bernhard, ſich den Gefahren des Krieges dahingab, und ſo wie ſie in die Dienſte des Königs trat. Der König Guſtav, dieſer große Menſchenkenner, hatte auch in dem Prinzen Ernſt die Spuren des Heldengeiſtes entdeckt, und vertrauete ihm die Führung eines ſeiner tapferſten Reiterregimenter an, mit welchem er nun manchen Heldenkampf in der Nähe des Königs focht. Als das ſchwediſche Heer bei Rein, über den Lech ſetzte, war der Prinz Ernſt mit ſeiner tapfern Schaar der Wegweiſer für die übrigen Reiterregimenter durch das Waſſer. — In der Schlacht bei Lützen ſchlug er ſich nebſt ſeinen Reitern ſo tapfer mit den Feinden, daß verſchiedene Angriffe, die Pappenheim mit ſeinen ſo gefürchteten Schaaren auf dieſes und andere Reiterregimenter machte, zurückgeſchlagen wurden, ja Pappenheim ſelbſt vor dem Geſchwader des Herzogs eine ſchwere Wunde erhielt. —

Als ſein jüngſter Bruder, der als Feldherr ſo berühmt gewordene Herzog Bernhard, aus den eroberten Bisthümern Würzburg und Bamberg, auch andern dergleichen Eroberungen ein Herzogthum Franken bilden und dieſes als den Lohn für ſeine geleiſteten Dienſte anſehen wollte, wurde ſein Bruder Ernſt der Statthalter dieſes Landes, und war demſelben ein ſo trefflicher Regent, daß der Biſchof, als er wieder in ſein bisher verlaſſenes Land zurückkehrte, und Alles in ſo gutem Zuſtande fand, als es unter ſolchen Umſtänden nur immer gefunden werden konnte, voll dankbarer Verwunderung ausrief: „Es hat fürwahr der Prinz von Sachſen dieſem Lande ſo trefflich vorgeſtanden, daß es nicht beſſer ſeyn können, wenn Wir die Regierung ſelbſt geführet hätten.“—

Die Schlacht bei Nördlingen, in verſchiedener Hinſicht ein Wendepunkt, wurde es auch für dieſen Fürſten; denn er verließ nunmehr die kriegeriſche Laufbahn und zog ſich nach Weimar zurück, wo er in der Stille lebte. — Im Jahre 1636 vermählte er ſich mit der Prinzeſſin Sophie Eliſabeth, der einzigen Tochter des Herzogs von Sachſen-Altenburg, und bezog mit ihr das ſogenannte franzöſiſche Schloß in Weimar, wo dieſes glückliche Paar bis zum Jahre 1640 lebte, in welchem Jahre eine neue Periode ihres Lebens beginnt. — Ernſt wurde Regent eines Landes. Hier öffnete ſich ihm nun ein weites Feld für ſeine Thätigkeit, und er zeigte auch bei der Bearbeitung deſſelben ſo viel Eifer, entwickelte ſo große Regententugenden, daß ſein Name jetzt noch, nachdem er ſchon ſeit ſo langer Zeit nicht mehr auf der Erde lebt und wirkt, ſowohl in der Geſchichte als auch in der mündlichen Ueberlieferung, von den dankbaren Nachkommen ſeiner ehemaligen Unterthanen mit Ehrfurcht genannt wird.—

Dieſer wahrhaft fromme und höchſt gewiſſenhafte Fürſt that viel, ſehr viel für die Unterthanen, die ſeiner Fürſorge von Gott anvertraut waren, und wir müſſen uns daher nur auf die vornehmſten Gegenſtände beſchränken.

Der Herzog Ernſt war ſeinem Lande ein treuer Vater, der ſich der Regierung ſelbſt thätig annahm, und ſich nicht blos auf die Berichte ſeiner Diener verließ. Von dieſer edlen Thätigkeit, die ſich über alle Zweige der Staatsverwaltung erſtreckte, ſpürten die glücklichen Einwohner des Landes bald die herrlichſten Folgen.

Als der Herzog mit dem Beginnen des Jahres 1641 die Regierung des ihm aus der väterlichen Verlaſſenſchaft zugefallenen Landes antrat. fand er daſſelbe durch den langen Krieg ausgezehrt und verwüſtet, und er wendete daher alle ſeine Aufmerkſamkeit vorerſt und beſonders darauf, dieſe Wunden zu heilen. — Dabei war er raſtlos thätig; denn er mußte ja vorerſt die Wunden kennen lernen, die er heilen wollte, und er lernte ſie *alle perſönlich* kennen. Dabei hatte er und ſein Land noch den großen Vortheil, daß er die Lehren der Staatswirthſchaft bei keinem Profeſſor, ſondern von der alten, weiſe machenden Mutter *Erfahrung*, unter der ſorgſamen Leitung ſeines eignen natürlichen, ſcharfen Verſtandes erlernte. Da gab ſich denn die *Theorie* abgezogen von der *Praxis* von ſelbſt, und die Wohlfahrt der Unterthanen wurde nicht der Speculation zum Opfer gebracht. — In dieſer Schule wurde Ernſt zu einem Meiſter in der Staatsverwaltung gebildet; ſo daß der Baron *Ernſt von Schröder*, in ſeinem ſtaatswirthſchaftlichen Werke: „*Fürſtliche Schatz- und Rentkammer*," welches lange Zeit hindurch als das Orakel in dieſer Wiſſenſchaft galt, die Verwaltung dieſes Fürſten zum Grunde legte, und in der Zuſchrift an den Kaiſer, den Herzog *Ernſt* als *den erfahrenſten Lehrmeiſter aller Staatswirthe* preiſt. — Dies war aber keine leere Lobhudelei, womit die Fürſten ſo oft geplagt werden, ſondern die *Wahrheit*, welche durch Thatſachen erwieſen wurde. — Die durch den Krieg dem Lande geſchlagenen Wunden heilten unter ſolcher trefflichen Pflege bald wieder; ja ſie waren ſchon da, als der weſtphäliſche Friede noch nicht geſchloſſen worden war, einigermaßen verharrſcht, und der durch lange Leiden faſt abgeſtorbene Stamm der bürgerlichen Wohlfahrt trieb wieder neue Zweige, die unter der Obhut eines ſolchen Gärtners bald üppig wuchſen und grünten. — Sehen wir nun wie dieſes bewerkſtelliget wurde.

Der Feldbau und die Viehzucht auf dem Lande.

ſo wie die Fabriken, Manufacturen und Handwerke in den Städten, waren die beſondern Gegenſtände der landesväterlichen Sorgfalt des Herzogs Ernſt, und er traf die rechten Mittel, ſie wieder zu heben, denn er berieth ſich bei der Auffindung und Anwendung dieſer Mittel nicht etwa mit Hochſtehenden, — welche von Allem blos die Oberfläche und Ueberſicht, nicht aber die innern Verhältniſſe kennen, obgleich auf dieſe Kenntniß ſo viel, wo nicht Alles ankömmt, da dieſelbe an Wichtigkeit der Kenntniß der Anatomie, Pathologie und Therapie für den Arzt gleicht, — ſondern mit Männern, welche den zu berathenden Gegenſtand durch vieljährige Erfahrung und nicht blos aus Büchern und Collegienheften kannten. — Dabei war der Herzog perſönlich an Ort und Stelle, ſah Alles ſelbſt und hörte die Wahrheit. Denn man ſcheuete ſich, den Vater Ernſt zu hintergehen, da man ihn wegen ſeines väterlichen Benehmens kindlich liebte, und es auch bekannt war, daß er des Landes wahres Beſte eifrig wollte; man wußte auch, daß der ſo gütige Landesvater im Nothfall ſehr ſtreng ſeyn könnte, und es hart beſtrafte, wenn man ihn hinterging. — Dieſe Strenge übte er beſonders gegen die Rechnungen der Beamteten, und dieſe wurden ſo genau unterſucht, daß es keiner wagte, ſeinem ſtrengen Herrn ein X für ein U zu machen; denn oft fand der Herzog Zeit dazu dieſe Defectur ſelbſt zu unternehmen.

Die ſämmtlichen Behörden des Landes, ſowohl die geiſtlichen als die weltlichen, wurden nach und nach reorganiſirt, und dabei fanden die vielen gemachten Erfahrungen des Herzogs eine für die Unterthanen ſegensreiche Anwendung.

Dieſe Erfahrungen verdankte der Herzog großentheils ſeinen vielen Reiſen im Lande, von denen er die meiſten allein, ohne Begleitung, theils zu Roß, theils zu Fuß im tiefſten Incognito machte; welche Reiſen aber leicht begreiflicherweiſe manche Folgen nach ſich zogen. — Der Herzog war von Perſon hager, und auf ſeinen Reiſen mit einem einfachen grauen oder blauen Rocke bekleidet, kehrte in den gemeinſten Wirthshäuſern, auch wohl beim erſten beßten Bauer ein, und ſah und hörte nun ſelbſt; wußte aber auch den beſten Gebrauch von den auf dieſen Reiſen geſammelten Erfahrungen zu machen.

In der Wahl ſeiner Diener war er ſehr vorſichtig, und nahm dabei weder auf Geburt oder andere dergleichen Zufälligkeiten Rückſicht. Einen wahren Gewinn machte er an zwei Männern, denen er aber auch ſein Vertrauen ganz beſonders ſchenkte. — Dieſe waren: Veit Ludwig von Seckendorf und Hiob Ludolph. — Beide haben ſich berühmt gemacht durch Wiſſenſchaft und redliche Verwaltung der wichtigen Aemter, die ihnen von dem Herzoge anvertraut worden waren, ſo daß ſie dieſem Vertrauen vollkommen entſprachen und durch ſie viel Gutes geſtiftet wurde.

Durch den langen Krieg war das Kirchenweſen ſo wie der Schulunterricht ſehr in Verfall gekommen, und es war eine der erſten Sorgen des Herzogs, beide wieder zu heben; weßhalb er dieſer Reſtauration ſeine ganze Aufmerkſamkeit widmete. — Der Eifer des Herzogs in Sachen der Religion, Kirche und Schule ging oft in eine Strenge über, die an dieſem leutſeligen Herrn doppelt auffiel. —

Die Landprediger mußten z. B. ihre Kirchkinder ſie drei Claſſen theilen und förmliche Tabellen über ihre religiöſen Kenntniſſe halten.*) Auch hier trugen die Erfahrungen, die der Herzog auf ſeinen Reiſen geſammelt hatte, mancherlei Früchte. — Er wählte z. B. unter den Geiſtlichen Männer aus, die er von ihren Amtsverrichtungen freiſprach, und einem jeden derſelben ein Pferd, nebſt Unterhalt deſſelben gab, damit ſie des Sonntags herumreiſen und ihre Amtsbrüder inn- und außerhalb der Kirche belauſchen könnten. ꝛc. — Dieſe Männer wurden die geiſtlichen Ausreiter genannt und hatten die Anwartſchaft auf erledigte Superintendenturen.

Die Unterthanen ſchonte der Herzog auf das möglichſte mit den Auflagen und that Alles, damit ſie ſich von den Drangſalen des langen Krieges wieder erholen konnten. — Dabei verbeſſerte er demohngeachtet die Gehalte der Lehrer in Kirchen und Schulen, wenn ſie unverhältnißmäßig niedrig geſtellt waren; ſtiftete Wittwen- und Waiſen-Fonds und Stipendia für geldarme aber mit Talenten begabte Studirende; wendete viel Geld auf für Wohlthaten, und des würdigen Armen Noth fand bei ſeinem Landesvater immer offnes Ohr und Herz; erhob das 1567 zerſtörte Schloß Grimmenſtein wieder aus ſeinen Ruinen und bauete das noch ſtehende Schloß Friedenſtein, eins der größten in Deutſchland, mit großen Koſten; beförderte den Druck des koſtbaren Weimariſchen Bibelwerks, zu welchem von acht und zwanzig thüringiſchen Theologen begleitende

---

*) Hieraus entſtand in jener Zeit das Sprüchwort: „Im Lande des Herzogs Ernſt ſind die Bauern gelehrter als die Edelleute. — A. d. V.

Anmerkungen ſchrieben, legte eine große und koſtbare Bibliothek in Gotha an, die jetzt eine der herrlichſten iſt u. ſ. w.

Wie er aber dieſes Alles vermochte, ohne ſeine Unterthanen mit ſchweren Auflagen zu belaſten, werden wir im nächſten Abſchnitte zu ſchildern verſuchen.

27.

Ernſt der Fromme, Herzog zu Sachſen.

II.

Als fürſtlicher Hausvater.

Der Herzog Ernſt, einer der glücklichſten Gatten unter den Fürſten ſeiner Zeit, wurde durch ſeine Gemahlin, Sophie Eliſabeth, ein Vater von achtzehn Kindern, wovon jedoch die Hälfte den Eltern wieder voran in die Ewigkeit ging.

Die Mutter, eine herrliche, treffliche Frau, eines ſolchen Gemahls vollkommen würdig, und mit ihm das Muſter und Beiſpiel für Viele, widmete ſich ganz der Sorge für ihre Kinder, die ſie als eine treue Mutter erzog. — Der Vater dieſer Kinder paarte bei ihrer Erziehung Liebe und Strenge, wohnte oft ihren Lehrſtunden bei, und ſpendete dann mit Unparteilichkeit Lob oder Tadel.

Dieſe Fürſtenfamilie verſäumte in der Regel keine Kirche und es war ein herrlicher Anblick, die fürſtlichen Eltern zu ſehen, wie ſie in Gemeinſchaft mit ihren Kindern dem Gottesdienſte andächtig beiwohnten, und wie fleißig die Prinzen und Prinzeſſinnen unter der Predigt die Hauptſätze derſelben in ihre Schreibtafeln eintrugen. Wer dieſes nicht that, konnte mit Sicherheit auf den Zorn des Vaters rechnen. —

An der Tafel, wo nur mäßig geſpeiſt und durchaus keine Völlerei geduldet wurde, ſaß die ganze Familie in Traulichkeit beiſammen, ſelbſt wenn fremde Gäſte zugegen waren. — Der Herzog ſelbſt ſprach mit lauter Stimme und Andacht das Tiſchgebet, und alle Tiſchgenoſſen beſchloſſen es mit einem Amen.

Es herrſchte durchaus die größte Einfachheit an dieſem Hofe und aller überflüſſige Glanz wurde vermieden. Kein einziger Diener war angeſtellt, der unnöthig geweſen wäre, am wenigſten aber hochbeſoldete; denn der Herzog brauchte ja das Geld nothwendiger zu guten Anſtalten und zu Wohlthaten für arme Unterthanen. — Es ging daher auch ſehr ſtill an dieſem Hofe zu, denn der Herzog war den rauſchenden Luſtbarkeiten und unter andern auch der Schauſpielkunſt abhold, und nur einmal erlaubte er es, bei einer Feierlichkeit, daß eine Comödie aufgeführt werden durfte, machte es jedoch zur Bedingung, daß der Gegenſtand einen Fürſten betreffen müſſe, der ſich durch Verſchwendung unglücklich macht, was denn auch geſchah. — Prunkfeſte aber wurden ſehr ſelten gefeiert und nur bei Vermählungen ꝛc. fanden dergleichen ſtatt. —

Eben ſo war auch dieſer Fürſt kein Freund von der Jagd; verpachtete keine Aemter und Vorwerke, ſondern ließ ſie lieber durch treue Leute ſelbſt verwalten; ſo wie er auch die beſchwerlichen Frohndienſte in leidliche Erbzinſen verwandelte. —

Und ſo wäre denn das Räthſel gelöſt, wie es zuging, daß der Herzog Ernſt bedeutende Summen zu Werken der Wohlthätigkeit verwenden konnte, ohne das Land mit ſchweren Abgabenlaſten zu drücken, und daſſelbe dennoch aus dem Zuſtande des Verderbens wieder zu erheben, in welchen es ein langer und verderblicher Krieg hinabgedrückt hatte; ſo daß er es ſeinem Nachfolger im Wohlſtande und der beſten Beſchaffenheit hinterlaſſen konnte. — Weiſe Sparſamkeit, ohne niedrigen Geiz war der Begriff dieſes ganzen Kunſtſtücks. —

Im Geheimen-Rathe und dem Conſiſtorio präſidirte der Herzog gewöhnlich ſelbſt, doch auch in den übrigen Collegien ſaß er nicht ſelten vor. — So wie die Söhne des Herzogs einigermaßen herangewachſen waren, mußten ſie ihn, wenn er in dieſe Dicaſterien ging, dahin begleiten, und wenigſtens einer von ihnen befand ſich jedesmal an ſeiner Seite. Bei dieſen Seſſionen mußten ſie nun recht aufmerkſam ſeyn; denn zu Hauſe unterhielt ſich der Vater wieder mit ihnen über das Vorgeweſene. — Und ſo lernten ſie unvermerkt die ihnen nöthigen Wiſſenſchaften, ſo daß ſie der Vater in den Collegien ſelbſt anſtellen konnte, wo ſie ſich nun immer weiter ausbildeten. — Die eingegangenen Suppliken ließ er ſich nicht vortragen, ſondern las ſie ſelbſt, überlegte mit ſeinen Räthen das Gebetene, gab Beſcheide, und einem Jeden, der geklagt hatte oder verklagt war, mußte binnen wenig Tagen ſein Recht widerfahren. —. In der Gallerie, durch welche der Herzog nach den Seſſionszimmern ging, erwarteten ihn die Supplikanten, und der Herzog ſprach mit einem Jeden, auch dem Aermſten, auf das Freundlichſte und Liebreichſte. —

Während ſeiner Regierung fielen ihm, nach dem Abſterben ſeines Bruders Albrecht,— Herzogs von Eiſenach, (20. Dec. 1644) deſſen in Franken beſeſſene Aemter als Erbe zu, welche 1660 mit den Hennebergiſchen Aemtern, Frauenbreitungen, Waſungen und Sund vermehrt wurden. — Drei Jahre ſpäter löſte er die an Schwarzburg-Rudolſtadt verſetzt geweſene Grafſchaft Oberkrannichfeld wieder ein, nachdem er ſich mit Weimar wegen des Einlöſungsrechts verglichen hatte. — Und als 1672 mit dem letzten Herzog Friedrich Wilhelm von Altenburg dieſes Haus ausſtarb, fiel das Land an den Herzog Ernſt, als den nächſten Verwandten. Zwar erhob das Haus Weimar Widerſpruch, dieſer wurde jedoch durch einen Vergleich beſeitigt, und es war nunmehr dieſer Fürſt, deſſen Land anfänglich ſo klein war, zu einem angeſehenen Fürſten des Reichs geworden.

Endlich wurde dieſer treffliche Fürſt, nach einer drei und dreißigjährigen Regierung, nachdem er ein gutes Regiment geführt und zum Beſten ſeiner Unterthanen viel gearbeitet, auch bereits das drei und ſiebenzigſte Lebensjahr angetreten hatte, müde von der langen Arbeit, und übergab nun, am 18. Oct. 1674 die Regierung an ſeinen älteſten Sohn, den Erbprinzen Friedrich. Nun ſah der Vater mit Freude, wie wohl er gethan hatte, ſeinen geliebten Sohn ſchon in der Jugend für ſeinen hohen und herrlichen Beruf vorzubereiten; denn Friedrich führte dieſe Regierung mit Ehren und ganz im Sinne ſeines Vaters; ſo daß dieſer, als er nun am Ziele ſtand, ruhig von der Welt ſcheiden konnte. — Heil jedem Fürſten, dem dieſes Glück zu Theil wird. —

Nun machte der Herzog Ernſt ſein Teſtament, und dieſes iſt ein wahrer Regentenſpiegel, über deſſen Wahrheiten den Fürſtenſöhnen Vorleſungen gehalten werden ſollten.

Endlich ſtand der fromme Ernſt, am 26. März 1675 am Ziele ſeiner ſegensreichen Laufbahn und ging in das Land des ewigen Lohnes ein. Nach fünf Jahren folgte ihm, am 20. Dec. 1680 ſeine Gemahlin in die Ewigkeit nach.

Der Ruhm dieſes Fürſten iſt unvergänglich, und die Geſchichte rühmt von ihm, durch die Erzählung ſeiner Thaten: „Er war das Muſter eines guten Fürſten!“

28.

Scenen aus dem Leben Friedrich des Strengen.

1) Friedrich von Wangenheim.

Der König Philipp *VI.* von Frankreich unterhielt die Unruhen in Deutſchland, welche unter der Regierung des Kaiſers Ludwig ſo viel Uebel hervorbrachten, und es trat der Landgraf in Thüringen und Markgraf zu Meißen Friedrich, Ebenderſelbe, aus deſſen Leben wir dieſe Scenen geben, — zum Beſten ſeines Schwiegervaters, des Kaiſer Ludwig in ein Bündniß mit dem Könige von England Eduard *III.* und zog dieſem mit ſeinen tapfern Kriegern zu Hülfe, (1339) als dieſer eben den Krieg mit dem Könige von Frankreich beginnen wollte.

Ehe er jedoch ſein Land verließ, war er erſt bedacht, den Frieden in demſelben zu ſichern, und forderte ſeine Vaſallen, ſo wie die Städte Erfurt, Mühlhauſen und Nordhauſen zu einem Landfriedensbündniß auf, und die Kriegsſchaar, die von dieſem Bunde errichtet wurde, iſt vielleicht die erſte Spur, die man von ſtehenden Heeren in Deutſchland findet. Es mag aber dieſe Schaar nicht über einige hundert Mann ſtark geweſen ſeyn, denn das große und reiche Erfurt ſtellte nicht mehr als fünf und zwanzig Reiter, vierzehn Schleuderer und vierzehn Armbruſtſchützen zu dieſer Schaar, denen es auch den Sold gab. — Ein Landgericht, aus einem Landrichter und zwölf Schöppen beſtehend, wurde verordnet, den Landfrieden zu erhalten, und dieſes war ermächtigt, bei eintretenden Fällen dieſe Kriegsſchaar zu verſammeln, und die Landes-Acht über die Landfriedensbrecher zu verhängen.

Als nun der Landgraf Friedrich ſo für die Sicherheit und die Erhaltung des Friedens in ſeinem Lande geſorgt hatte, verſammelte er ſeine Kriegsſchaaren und zog mit denſelben zu dem engliſchen Heere, welches unter ſeinem Könige bereits nach der

Piccardie übergeſetzt war. — Mit dieſem Feldzuge begann ein Krieg, welcher von dem unklugen Philipp herbeigeführt, nur mit kurzen Intervallen der Waffenruhe das ſchöne Frankreich länger als hundert Jahre hindurch verwüſtete, und dieſes Land mehr als einmal ganz an den Rand des Verderbens brachte.

In dem Feldzuge, wo der Landgraf Friedrich mit ſeinen Völkern im engliſchen Heere focht, fiel zwar keine eigentliche Hauptſchlacht vor, da die erſte, in welcher die Engländer gegen die Franzoſen ſchlugen, erſt im Jahre 1346 bei Crecy vorfiel, und für die letztern ſehr verderblich wurde; doch in den mancherlei Gefechten, welche in dieſem Sommer zwiſchen beiden Parteien ſtattfanden, focht der Landgraf ſo heldenmäßig, daß ihm der König Eduard den vornehmſten Orden ſeines Landes ertheilte. — Mit der Annahme des Ordens ſcheint die Wiederholung des Ritterſchlages verbunden geweſen zu ſeyn, und dieſer ſollte nun dem tapfern Friedrich auf die feierlichſte Weiſe ertheilt werden.

Das ganze engliſche Heer war in einem weiten Halbkreiſe aufgeſtellt, und den thüringiſchen Hülfstruppen eine vorzüglich ehrenvolle Stelle angewieſen worden. In einem nach allen Seiten offenen Zelte ward vorher das Hochamt wie gewöhnlich gefeiert, und die Ritterzeichen ſo wie das koſtbare Schwert geweiht. — Als die Meſſe zu Ende war, und die Ertheilung des Ritterſchlags vor ſich gehen ſollte, erſchien der Landgraf vor dem Könige, der von allen ſeinen Kriegsoberſten umgeben war, verbeugte ſich vor demſelben und ſprach:

„Ihr ehrt mich hoch, Erlauchteſter Herr! daß

Ihr mich unter die Zahl der tapfern Männer Eures Landes aufnehmen wollet. — Da mich nun aber ein Gelübde bindet, den Ritterſchlag, den mir einſt mein tapferer, nun längſt in Gott ruhender Vater ertheilte, als er mich wehrhaft machte, nie von einem Andern wiederholen zu laſſen, als von einem ganz unbeſiegten Ritter, der nie ſeinen Feinden den Rücken zugekehrt; ſo bitte ich Euch: Ihr wollet mein Gelübde ehren.“

„Ja, ich ehre Euer Gelübde, Herr Landgraf, doch möchte es ſchwer ſeyn, einen ſolchen Ritter zu finden. Iſt Euch ein ſolcher ſeltener Held bekannt, ſo nennet ihn, wir Alle werden ihn hoch ehren!“

„Wohl kenne ich einen ſolchen. Schon in mancher heißen Feldſchlacht focht er als Held an meines Vaters und dann an meiner Seite. — Er iſt hier in meinem Gefolge. — Friedrich von Wangenheim! — Erprobter Held! — Tretet hervor und wiederholt an Euerm Herrn den Ritterſchlag.“

Jetzt wendete ſich der Landgraf, und rief mit lauter Stimme nach den naheſtehenden Schaaren ſeiner Krieger hin: „Sagt an, tapfere Ritter und Mannen, hat Einer von Euch je geſehen, daß der Ritter von Wangenheim im Kampfe den Feinden den Rücken zugekehrt hat?“

„Nein! — erſcholl's im gewaltigen Chorus von tauſend und aber tauſend Stimmen. — der Ritter Friedrich von Wangenheim focht ſtets als ein unbeſiegter Held!“

„Ein ſolches Zeugniß muß ſelbſt der König ehren, — rief der hochherzige Eduard und reichte Wangenheim die Hand. — Tretet herzu, unbeſiegter Ritter, und gebt Euerm Herrn den feierlichen

Ritterſchlag. — Ihr aber, Herr Erzbiſchof von Canterbury wollet nun jetzt bei dieſer Feierlichkeit thun, was Eures Amts iſt, ſo wie Ihr, Ordenskanzler! dem erlauchten Herrn Landgrafen die Statuten dieſes Ritterordens vorleſen, damit er ſie erſt kennen lerne, ehe er ihre Befolgung eidlich angelobt. —“

Der Kanzler trat jetzt hervor, ſchlug das Geſetzbuch des Ordens auf und las dem Landgrafen die Geſetze deſſelben vor. Als er damit zu Ende war, winkte der Erzbiſchof dem Landgrafen zum Altare und dieſer trat vor ihn.

„Wollet Ihr, erlauchter Herr! — ertönte die gewöhnliche Frage aus dem Munde dieſes Prälaten — Wollet Ihr Euch ſtets nach dieſen Statuten verhalten; ſo ſchwöret dieſes auf das Evangelium und das Bild unſers gekreuzigten Herrn!“

Der Landgraf ſchwor nunmehr den gewöhnlichen Eid, und küßte das ihm vorgehaltene Crucifix mit tiefer Ehrfurcht.

Der Ritter empfing nun die geweiheten goldnen Sporen aus den Händen des Erzbiſchofs, beugte ſein Knie, und legte, während der geiſtliche Herr das gewöhnliche Gebet ſprach, ſeinem Herrn die Sporen an. Nun erhob er ſich wieder, trat auf des Altars erſte Stufe und zog ſein Schwert; dann aber ſprach er mit lauter Stimme:

„Im Namen und auf Befehl des durchlauchtigſten, großmächtigſten Fürſten und Herrn, Herrn Eduard, König von England und Frankreich *) wieder-

---

*) Den Titel eines Königs von Frankreich hatte Eduard aus Gründen angenommen, die eine ſehr weitläuftige Entwickelung erfordern, und daher hier keine Stelle finden können.

A. d. V.

hole ich heute den Ritterſchlag an meinem Erlauchten Lehnsherrn, Herrn Friedrich, dieſes Namens dem Andern, Landgrafen in Thüringen, Markgrafen zu Meißen, zu Ehren der hochheiligen Dreieinigkeit.“ —

Nun ertheilte er dem Landgrafen den Ritterſchlag auf die gewöhnliche Weiſe, der König aber hing ihm eigenhändig das koſtbare Schwert und die ſchwere goldne Ordenskette um, und der Erzbiſchof ſprach nun den Segen der Kirche über ihn aus.

Die Feierlichkeit wurde mit dem gewöhnlichen Rittermahle beſchloſſen, und dieſe Scene erhielt, ihrer Seltenheit wegen, wo ein Ritter von ſeinem Lehnsherrn aufgefordert wurde, ihm die höchſte Ehre des Edelgebornen zu erzeigen, eine Stelle in der Geſchichte des Vaterlandes, um ſie der Vergeſſenheit zu entreißen.

Es war aber auch Friedrich von Wangenheim dieſer Ehre werth. — Schon als Jüngling focht er in den Kriegen, die der Landgraf Friedrich mit der gebiſſenen Wange und ſein Bruder, der Markgraf Dietzmann, für die Erhaltung ihres Erbes mit den Kaiſern Adolph und Albert führte, und erhielt von dem Landgrafen den feierlichen Ritterſchlag, nach einer gewonnenen Schlacht, in welcher der Edelknappe als ein Held gefochten hatte, auf dem Schlachtfelde. — Nie floh er vor dem Feinde, und erhielt manche ehrenvolle Wunde im Kampfe für ſeinen Lehnsherrn. — Schon da, als der Landgraf Friedrich der Strenge die Raubritter vertilgte und der Ritter von Wangenheim bereits gegen die Brüder von Driefurt ausgezogen war, gereuete es dem Landgrafen, dieſen Tapferſten ſeiner Tapfern gegen ſolches Raubgeſindel geſendet zu haben, und er ſendete daher einen Boten, um Wangenheim zurückzurufen, wenn er noch nicht ausgezogen ſey. Dieſer war jedoch ſchon in's Feld, und es folgte ihm der Bote nach. Ehe er aber Driefurt erreichte, begegnete ihm der zurückkehrende Ritter an der Spitze ſeiner Schaar, die in ihrer Mitte die gefeſſelten Gefangenen führte. Der Zug war bereits zu Ende und die Räuber beſiegt.

Auch die Nachkommen dieſes Ritters waren tapfer, und das Geſchlecht derer von Wangenheim zählt viele hochverdiente Männer unter ſeinen Gliedern.

29.

Scenen aus dem Leben Friedrichs des Strengen.

2) Friedrich und die Grafen von Weimar und Schwarzburg.

Die Grafen von Weimar und Schwarzburg waren die Lehnsleute Friedrichs und er, als Landgraf von Thüringen, ihr Lehnsherr. —

Dieſe beiden Herren zeigten jedoch nicht viel Reſpect vor dieſem ihrem Lehnsherrn und ſprachen ſelbſt verächtlich von ihm; ja der Graf Günther von Schwarzburg ſagte ſogar öffentlich: „Ich ſchere mich den Teufel den um Landgrafen!“ — Dieſer Fürſt erfuhr die reſpectwidrigen Reden des

Grafen zwar wieder; allein er ignorirte vor der Hand dieſes Wiſſen, und verſparte die Rache bis zur gelegnern Zeit; denn beide Grafen waren reich und mächtig, auch auf das innigſte mit einander verbunden, ſo daß ſie, vereint, ziemlich zahlreiche Schaaren ihrer Lehnsleute und Knechte in's Feld ſtellen konnten; weshalb der Landgraf, welcher den uns nun bekannten Zug nach Frankreich vorhatte, die Sache bis auf beſſere Zeit ruhen ließ. — Dieſe kam, als Friedrich von ſeinem Feldzuge wieder zurückgekehrt war, und die Gelegenheit gab ſich gleichſam von ſelbſt.

Der Graf Herrmann von Weimar befand ſich mit dem Grafen Günther von Schwarzburg (1341) zur Faſtnacht in Erfurt, und der Rath dieſer Stadt hatte einen Adelstanz im großen Saale des Rathhauſes veranſtaltet, welcher eine bedeutende Menge Theilnehmer zählte, und wo man ſich ſehrwohl vergnügte. Eben waren die Gäſte in der beſten Luſt, als von der Straße herauf eine Muſik erſcholl und die Aufmerkſamkeit der Gäſte auf dieſelbe gelenkt wurde.

Der Landgraf Friedrich zog, auf einer Reiſe nach Meißen, mit einem zahlreichen Gefolge durch die Stadt bei dem Rathhauſe vorbei, und ihm gingen, nach altem Brauch, Pfeifer und Poſauner voran. Die Tanzgäſte traten an die Fenſter, auch die Grafen thaten ein Gleiches, und ſahen alle den Vorbeizug des Landgrafen und ſeines Gefolges mit an. — Der reichlich genoſſene Wein äußerte beſonders ſeine Wirkung auf den Grafen Herrmann, und verleitete ihn, daß er dem vorbeiziehenden Fürſten ſpöttiſch zurief: „Fritz! Wo kommſt Du her? Wo willſt Du hin?“ —

Dieſe gegen ſeinen Lehnsherrn ausgeſprochenen Worte, die vielleicht zu einer andern Zeit folgenlos geblieben ſeyn würden, empfand aber heute der Landgraf in ihrem wahren Sinne ſehr übel; denn er verglich ſie mit den ſchon geführten ungebührlichen Reden dieſer Herren, und rief im ſehr ernſten Tone nach dem Fenſter hinauf, an welchem er den Grafen ſtehen ſah: „Wahrlich! — Lebe ich nur noch eine kurze Zeit, ſo will ich machen, daß Du mich für Deinen Herrn erkennſt!“

Die Grafen lächelten zwar bei dieſer Rede; doch bald wurden ſie aus ihrem Irrthum geriſſen und gewahr, daß ſie es mit einem heldenmüthigen Gegner zu thun hatten. Gemeinſchaftlich rüſteten ſie ſich nun zum Kriege, und kaum waren ſie mit dieſen Rüſtungen zu Stande, als ſie die Ladung vor das Landgericht zu Mittelhauſen erhielten, um dort von ihrem Benehmen gegen den Landgrafen Rechenſchaft zu geben, ſie ſtellten ſich jedoch nicht, und nun rüſtete ſich der Landgraf ebenfalls, um den Grafen mit den Waffen in der Hand Reſpect zu lehren.

Zwei mächtige Parteien traten nun einander gegenüber. Auf der einen Seite ſtand der Landgraf Friedrich mit dem Grafen Heinrich *XIV.* von Schwarzburg und der Stadt Erfurt, welche aus Eiferſucht auf die Macht der Grafen in Thüringen der Sache des Landgrafen beitrat; auf der andern Seite aber befanden ſich, außer den Grafen Herrmann von Weimar und Orlamünd, mit dem Grafen Günther und Heinrich von Schwarzburg, auch der Erzbiſchof zu Mainz, der bei dieſer Gelegenheit ſich an den Erfurtern zu rächen und im Trüben zu fiſchen ſuchte; ſo wie noch andere thüringiſche Grafen und Herren mehr.

Die Bundesgenoſſen der erſten Partei trafen unter ſich die Uebereinkunft, daß alle dem Landgrafen nicht lehnbare Burgen, welche ſie erobern würden, der Zerſtörung geweiht werden ſollten, und die der andern Partei hatte ebenfalls die Vernichtung zu ihrem Feldgeſchrei gewählt. —

Die Partei des Grafen von Weimar begann den Krieg mit einem Einfalle in das Gebiet des Landgrafen und der Stadt Erfurt; allein es wurde dieſer an beiden Stellen kräftig zurückgewieſen, und durch einen Angriff auf das Land des Gegentheils vergolten.

Furchtbar war der Charakter, den der Krieg jetzt annahm, und überall, wo er wüthete, ſah man nichts als Zerſtörung. Schrecklich mußten die armen unſchuldigen Unterthanen für das Benehmen ihrer Herren büßen, und wenn ſie von den Feinden überfallen wurden, und nur dahin trachten mußten, das nackte Leben zu retten, ſo ſahen ſie weinend ihre Habe in den Flammen auflodern. — Auf dieſe Weiſe wurde das Städtchen Wiehe nebſt dreizehn Dörfern gegenſeitig zerſtört, ſo wie Dornburg von dem Landgrafen und Tonndorf von den Erfurtern, unter wilden Verwüſtungen und Mißhandlungen der Unterthanen und Gefangenen eingenommen.

Da nun dieſer Krieg allgemeiner zu werden drohete, trat der Kaiſer Ludwig, Schwiegervater des Landgrafen Friedrich, vermittelnd ein, und bewirkte eine Ausſöhnung der beiden Parteien. — Doch dieſe ſcheint ſehr unvollkommen geweſen zu ſeyn, und glich nur einem Waffenſtillſtande, der bei der erſten Veranlaſſung unterbrochen wird. Bald brach der Krieg wieder aus.

Der Landgraf hatte die feſte Raubburg zu Altenberg mit dem Beiſtand der Erfurter erobert. Zehn hier gefangene Räuber wurden nach Erfurt gebracht, und am Aſchermittwoch (1345) enthauptet. — Höchſt ſonderbarer Weiſe, und gleichſam um den Tod dieſer Räuber zu rächen, fielen die Schaaren des Erzbiſchofs und der Grafen faſt am nämlichen Tage in das Landgräfliche und Erfurter Gebiet ein, wo ſie die heilloſeſten Verwüſtungen anrichteten. Die Erfurter Bürger und ihre Söhne ſammelten ſich ſogleich unter ihre Fahnen, und zogen aus der Stadt den Feinden entgegen. Dieſe hatten ſich wieder nach Arnſtadt zurückgezogen. Dorthin folgten ihnen die Erfurter nach und belagerten die Stadt. Eben wollten ſie Feuer einwerfen und dadurch die Uebergabe erzwingen, als der Landgraf ankam, und dieſes verhinderte, weil er Arnſtadt als eins ſeiner Lehen betrachtete. Die Erfurter wurden über dieſe Störung ihrer Rache unwillig, hoben die Belagerung auf und zogen ſich nach Erfurt zurück. Der Graf Günther machte nun mit den Seinen einen Ausfall, wobei er die ſich zurückziehenden Erfurter verfolgte, und auf dem Steiger, (einem in der Nähe Erfurts liegenden mit Wald bewachſenen Berge) trafen beide Parteien zuſammen. Es kam zum Gefecht, in deſſen Folge die Schwarzburger ſich zurückzogen.

Der Landgraf war noch nicht fern, und als er von dem Kampfe hörte, der zwiſchen den beiden Parteien entbrannt ſey, zog er zur Hülfe ſeiner Bundesgenoſſen mit ſeinem Volke eilig herbei, und traf eben auf dem Kampfplatze ein, als die Schwarzburger den Rückweg angetreten hatten. — Eilig folgte man nun den Zurückziehenden nach, und drang ſo eifrig vorwärts, daß man die im Kriege ſo nöthige Vorſicht verſäumte. — Schon hatten die Verfolger das Dorf Egſtädt im Rücken, als ganz unvermuthet der Graf von Wirneburg, — Bruder des Erzbiſchofs von Mainz, — der mit den Hülfsvölkern ſeines Bruders eben eingetroffen war, und ſich hier in einen Hinterhalt gelegt hatte, aus dieſem hervorbrach, und die verfolgenden Feinde im Rücken angriff. — Mit großem Geſchrei ſtürmten die erzbiſchöflichen Schaaren auf die Landgräflichen und die Erfurter ein. — Die Ordnung der Letztern war in der Hitze der Verfolgung aufgelöſt worden, und ſie zogen alſo ziemlich zerſtreut einher. Jetzt ſtürmten nun plötzlich die Feinde im Rücken auf ſie ein, die verfolgten Schwarzburger wendeten ſich ebenfalls und thaten ein Gleiches. — Es ſtellten ſich zwar die Landgräflichen wie die Erfurter ſogleich zum Treffen, und reiheten ſich an einander, ſo daß nunmehr eine mörderiſche Schlacht erfolgte, bei welcher beſonders die Angegriffenen wie wüthende Löwen fochten, doch die Uebermacht war zu groß, und die Gelegenheit zum Treffen für Friedrich und ſeine Bundesgenoſſen auf dieſem Felde zu ungünſtig, als daß nicht allmälig die Hoffnung zum Siege für dieſe hätte verſchwinden ſollen. — Dieſe Hoffnung ſank noch mehr, als die Armbruſtſchützen der Feinde ihr Geſchoß vereint auf den Landgrafen richteten, der an dieſem Tage mit ſeinem Schwerte fürchterlich unter den Feinden würgte. Ein Schwarm von Bolzen flog auf ihn los, und von mehreren zugleich getroffen ſtürzte das Streitroß des Fürſten tod unter ihm zuſammen, er ſelbſt wurde von verſchiedenen dieſer Schüſſe ſchwer verwundet, ſo daß er ſich in der größten Gefahr befand, den Feinden als Gefangener in die Hände zu fallen. Aus dieſer Gefahr wurde er blos durch den Muth ſeines Wangenheim gerettet, welcher ſich mit mehreren Waffenbrüdern bis zu dem Landgrafen hindurch ſchlug und ihn, der ſchwer verwundet an der Erde lag, vor ſich auf ſein Roß nahm und ſo aus der Gewalt der Feinde befreiete. —

So war der Landgraf zwar der Gefahr entnommen, ein Gefangener ſeiner Feinde zu werden: allein die Schlacht ſchien für ihn und ſeine Verbündeten ſchon gänzlich verloren, als ihnen noch, ganz unerwartet, der Sieg zu Theil wurde.

Der Abt des Benedictinerkloſters auf dem Petersberge zu Erfurt hatte die Kunde erhalten, daß die Bürger ausgerückt wären, den Schwarzburgern entgegen und ihren Mitbrüdern zu Hülfe. Wo nun aber dieſe mit den Feinden zuſammentrafen, fochten ſie tapfer, und es ging ohne Todte und Verwundete nicht ab. Den Letztern auf geiſtliche und leibliche Weiſe beizuſtehen, ließ der beſorgte Kloſterobere funfzehn Wagen anſpannen, und befahl einigen ſeiner Ordensbrüder, nach dem Orte des Gefechtes ſich zu begeben, und dort die Pflicht des Ordens zu erfüllen. Als nun dieſe aus der Stadt fuhren, geſellte ſich eine Anzahl von Verwandten derer, die mit ausgezogen waren, zu den Wagen, ſetzten ſich auf und die Reiſe ging nun vorwärts. Nach dem Kriegsgebrauche der damaligen Zeit begleiteten ein Trommelſchläger nebſt einem Pfeifer die Wagen und man nahm beide mit auf, damit ſie nicht zurückbleiben möchten.

Als dieſer Zug nun in die Nähe des Wahlplazzes kam, ließen die beiden Spielleute ihre Spiele laut erſchallen, und die Wagen fuhren ziemlich ſchnell, ſo daß bei dem trocknen Wetter ſtarke Staubwolken aufſtiegen. Kaum ſah man an dem Orte des Gefechts die Staubwolken, und hörte den Schall der Kriegsmuſik, ſo verbreitete ſich bei den Streitenden der Glaube, es kämen Hülfsvölker von Erfurt an, ihren Mitbürgern zu Hülfe, und dieſes entſchied das Schickſal des Tages, ſelbſt des Krieges; denn nur durch Uebermacht, die Ueberraſchung, durch den Hinterhalt und den darauf erfolgten Angriff von zwei Seiten, hauptſächlich aber durch die Verwundung des Landgrafen, waren die Feinde dem Siege ſo nahe gekommen, doch nur mit der äußerſten Anſtrengung hatten ſie ſo weit vorſchreiten können, ja nur mit der Anwendung der letzten Kraft hatten ſie den Sieg in ſo weit errungen. Als ſie nun die Staubwolken, die von den Wagen verurſacht wurden, aufſteigen und ſich ſchnell nähern ſahen, auch den Schall der ſich nähernden Kriegsmuſik hörten, entſank den ſchon ſiegenden Schwarzburgern der Muth, die Schaaren des Landgrafen und der Bürger aber wurden auf's Neue ermuthigt, ſchloſſen ſich dicht zuſammen und wendeten nun ebenfalls die letzte Kraft zu einem Angriffe auf die Feinde an. Mit dem lauten Schlachtrufe: „Rache für den Landgrafen Friedrich!“ drangen ſie auf die Feinde ein, und dieſe, ſchon Sieger, wendeten ſich nun, als bei dieſem letzten Zuſammentreffen die beiden ſchon verwundeten Grafen von Schwarzburg gefangen wurden, und ihre Schaaren hierdurch die Anführer verloren, entmuthigt zur Flucht. — Kaum ſahen die Schaaren des Landgrafen und der Erfurter dieſe Flucht des Feindes, als ſie mit erhöhetem Muthe in die ſich immer mehr auflöſenden Reihen der Feinde eindrangen, ſie nun in völlige Flucht trieben und bis an die Thore von Arnſtadt verfolgten. —

Die auf den Wagen ankommenden Mönche fanden volle Arbeit auf dem Schlachtfelde im Geiſtigen wie im Leiblichen. — Hier lagen ſchwer Verwundete, die rettungslos am Eingange in das Thal des Todes ſtanden, und welche ſie nun mit den Tröſtungen der Religion in den letzten Stunden erquickten. Dort riefen Andere nach dem Verbinden ihrer Wunden und die Söhne des heiligen Benedict waren auf beiden Seiten ſehr geſchäftig. — Der erſte, dem ſie ihre Sorgfalt widmeten, war der Landgraf, der von den Bolzenſchüſſen dermaßen verwundet worden war, daß er viele Wochen lang das Bett hüten mußte, und wegen der vielen Wunden nicht liegen konnte. Ja es waren dieſer Wunden ſo viel und unter ihnen ſo ſchwere, daß der Fürſt die unheilbaren bis an ſein Ableben, welches am 2. Feb. 1349 erfolgte, an ſich tragen mußte, ſo daß man behaupten kann, ſein Tod ſey dadurch beſchleunigt worden, da Friedrich im neununddreißigſten Jahre ſchon von der Welt ſchied. —

Kehren wir jedoch wieder auf den Kampfplatz zurück und ſehen, wie man die Todten auf die Wagen lud, um ſie ihren Verwandten in Erfurt zu bringen. Auch die ſchwer Verwundeten fanden gleiche Hülfe. Die Leichtbeſchädigten aber bereiteten eine Trage, auf welche ſie den ſo hart verwundeten Fürſten legten und ihn ſo ſanft als möglich in das Benedictiner Kloſter nach Erfurt trugen, wo er an den Mönchen ſehr ſorgſame Pfleger fand; ſo daß zwar die Gefahr bald von ſeinem Leben wich, doch lag er lange Zeit in dieſem Kloſter unter großen Schmerzen, und Friedrich von Wangenheim focht nun an ſeiner Stelle die Fehde aus.

Es waren von den Landgräflichen wie von den Erfurtern viele tapfere Männer geblieben oder durch ihre Wunden zum fernern Streite untüchtig geworden. Hierdurch wurden ihre Waffenbrüder vom Geiſte der Rache entflammt, und führten nun den Krieg mit mehr Grauſamkeit. — Als Folge dieſer Erbitterung wurde die, dem Grafen von Schwarzburg gehörige Stadt Rudolſtadt durch Feuer verwüſtet, die Burg Heßler erobert und zerſtört, ſo wie die Stadt Kahla nebſt der nahen Leuchtenburg eingenommen, auch ſonſt noch manche Eroberung gemacht. —

Die Macht der Grafen war durch den Ausgang des Treffens bei Egſtädt gebrochen worden, und der Landgraf machte mit ſeinen Bundesgenoſſen fortwährend alle Anſtrengungen, dieſe ſtolzen Herren ganz zu überwinden und unter den Fuß zu bringen. — Es gelang, und der Graf Herrmann von Weimar, der den größten Theil ſeiner Beſitzungen verloren hatte, bat den Landgrafen um Frieden, erhielt aber von dieſem Fürſten zur Antwort: Er wolle den Grafen Gehorſam lehren oder Alles verlieren! —

Nach dieſer abſchlägigen Antwort wurde der Krieg mit aller Macht von dem Landgrafen und ſeinen Bundesgenoſſen fortgeführt, der für den

Grafen Herrmann ſo nachtheilig ausfiel, daß er ſich entſchließen mußte, den von ihm bei jenem Adeltanze hoch beleidigten Landgrafen fußfällig um Gnade zu bitten; worauf in Dornburg 1344 ein Friedensſchluß zu Stande kam, durch welchen der Graf die Grafſchaft Orlamünde, nebſt den beiden großen Dörfern Tonndorf und Zimmern verlor. Die Grafſchaft erhielt der Landgraf zur Sühne, die beiden Dörfer aber gab er den Erfurtern zum Lohne für ihren treuen Beiſtand, für welchen ſie auch noch andere Stücke aus der allgemeinen Beute erhielten. — Und da der Graf Herrmann nebſt ſeinem Bruder Friedrich kinderlos waren, ſo wurde in dieſem Frieden ebenfalls bedungen: daß die Grafſchaft Weimar, nach dem Abſterben der beiden Brüder, an den Landgrafen fallen ſollte. — Dieß geſchah auch nach mehreren Jahren, als der Landgraf Friedrich bereits nicht mehr auf der Erde war, und ſein Sohn, Friedrich der Ernſte an ſeiner Stelle regierte, deſſen Geſchichte wir zum 26. Mai, als dem Tage ſeines Abſterbens, kürzlich vortragen wollen.

Auf dieſe Weiſe kam die Stadt Weimar nebſt der Umgegend und der Grafſchaft Orlamünde an das Haus Meißen, und ſolche Folgen hatten Uebermuth und Unbeſonnenheit. —

Die ſtolzen Grafen von Schwarzburg mußten ſich ebenfalls vor dem Landgrafen demüthigen und ihm als ihrem Lehnsherrn den gebührenden Reſpect bezeigen. Und ſo waren dieſe hochfahrenden

Herren gedemüthigt; das Thüringer Land aber hatte Nutzen davon, da die Grafenmacht demſelben in verſchiedener Hinſicht ſehr nachtheilig geweſen war.

30.

Scenen aus dem Leben Friedrichs des Strengen.

3) Uebermuth und ſeine Folgen.

Kaum war der Friede in Thüringen wieder hergeſtellt, und die vielen Wunden des Landgrafen ziemlich wieder geheilt, als ſchon wieder ein neuer Krieg ausbrach.

Drei Brüder beſaßen die Stadt Salza — jetzt Langenſalza genannt, — mit ihrem Zubehör. Die zwei jüngern dieſer Brüder verkauften ihre Anſprüche an den Erzbiſchof von Mainz, (Heinrich *III.*) der ältere aber an den Landgrafen Friedrich, und dieſes geſchah im Jahre 1346.

Der Erzbiſchof eilte, ſeine beiden Antheile in Beſitz zu nehmen, und kam darin dem Landgrafen zuvor. — Einer ſeiner Ritter wurde als mainziſcher Statthalter nach Salza geſendet, und dieſer nahm ſofort von der ganzen Stadt Beſitz. — Als nun der Landgraf von ſeinem erkauften Theile ebenfalls Beſitz nehmen laſſen wollte, verweigerte ihm dieß der mainziſche Statthalter auf Befehl ſeines Herrn, weil Salza ein Lehen des heiligen Stuhls zu Mainz ſey, wo alſo der ältere Bruder ſeinen Antheil nicht ohne Bewilligung des Erzſtifts hätte verkaufen können. — Dieß war noch nicht genug, es erlaubte ſich dieſer Statthalter ſogar, die Gevollmächtigten Friedrichs ſchimpflich aus der Stadt zu treiben.

Der Landgraf gerieth hierüber in heftigen Zorn und verſammelte ſeine Krieger, mit denen er nun vor die Stadt Salza zog. — Noch einmal verſuchte er die Güte und ließ den mainziſchen Statthalter auffordern, ihn nicht länger an dieſer Beſitznahme zu hindern. Es achtete jedoch derſelbe dieſe Aufforderung nicht, und die Thore blieben verſchloſſen, die Mauern aber wurden von den Bürgern beſetzt, welche durch ihre Anſtalten die Abſicht, ſich zu vertheidigen ſehr deutlich an den Tag legten. — War dieſes ſchon unvorſichtig gehandelt, da man die Kriegsmacht des Landgrafen ſah, welche die Stadt umzingelt hatte, ſo war das, was nun erfolgte, noch mehr als unbeſonnen, und die Urheber dieſes ſchändlichen Beginnens waren denn nun auch als die Veranlaſſer des Unglücks zu betrachten, was in Folge deſſelben über die Stadt gebracht wurde.

Eben wollte der Landgraf noch einen Trompeter abſenden, um die Stadt abermals aufzufordern, als einige auf den Mauern befindliche Tollköpfe die Schändlichkeit begingen, dem Landgrafen die entblößten Hintertheile des Körpers zu zeigen und ihm zuzurufen: „Sie könnten die Mützen nicht vor ihm abthun, weil ſie ihre Haare nicht verwirren möchten!*) — Der Landgraf ſah und hörte, was geſchah, und dieſer ſchändliche Hohn trieb ſeinen Zorn bis zur Wuth, ſo daß er denſelben ſchrecklich beſtrafte. — Jeder Gedanke an Schonung war verſchwunden, und fürchterliche Rache trat nunmehr an ihre Stelle.

Rings um die Stadt wurden Wurfmaſchinen aufgeſtellt, und dieſe ſchleuderten nun von allen Seiten brennende Pechkränze in die Stadt. — Die Häuſer waren ſämmtlich mit Schindeln gedeckt und dieſe durch die lange Sommerhitze ganz dürr geworden; ſchrecklich war daher die Wirkung dieſes Feuereinwerfens. An mehr als zwanzig Orten auf einmal geriethen die Häuſer in Brand, und überall ſchlugen die Flammen hoch empor. Bald war die Stadt ein einziges Flammenmeer, und wurde nun bis auf das letzte Hüttchen ihr Opfer. Die Thore waren verſchloſſen, und die Stadt ringsum von Feinden umgeben, die mit Recht über den ihrem Herrn widerfahrnen Schimpf hocherbittert waren. Die ganze Volkszahl dieſer Stadt war alſo in die Ringmauern eingeſperrt. Vergebens ſuchten die unglücklichen Bewohner den Flammen zu entfliehen, denn es war in dieſem allgemeinen Brande an kein Entkommen zu denken. Ueberall ſtürzten die ausgebrannten Häuſer zuſammen und begruben ihre Bewohner im glühenden Schutte. — So wurden an dieſem Tage an tauſend Menſchen das Opfer der Flammen, und endeten ihr Leben auf die qualvollſte Art. Viele, die ſich vor den Flammen retten wollten, ſprangen in der Angſt von der Stadtmauer herab, von denſelben aber blieben nur wenige unbeſchädigt. — Und von dieſem namenloſen und unbeſchreiblichen Unglück trugen nur einige die Schuld durch ihre Unbeſonnenheit. — Eine Inhaltsſchwere Lehre! —

---

*) „ſeven mochtin ere Kogilin nicht kegen ihme abgethun, uff daz ſy den Haaricht verworrin!" — heißt es in der Sprache und Ortographie der gleichzeitigen Urſchrift, und es hat der Curioſität wegen dieſe Stelle hier einen Platz gefunden.

A. d. V.

Die wehrhaften Männer zogen ſich nach der feſten Burg zurück, und was man von Lebensmitteln den Flammen entreißen konnte, ſchaffte man dahin, den feſten Entſchluß faſſend, ſich bis auf den letzten Mann zu wehren: denn man kannte Friedrichs Strenge und fühlte es, daß die ihm widerfahrne Beſchimpfung nur durch Blut und Tod geſühnt werden könne. Die Weiber und Kinder der Bürger, die von des Feuers Wuth verſchont worden waren, zogen mit den Männern ebenfalls in die Burg.

Die Belagerung begann, und die Belagerten wehrten ſich mit dem Muthe der Verzweiflung, da ſie ihr Schickſal ſchon im Voraus kannten, wenn ſie in die Hände des hocherzürnten Landgrafen fielen. — Endlich, als alle Lebensmittel aufgezehrt waren und der Hunger zu wüthen begann, wehete die weiße Fahne auf der Zinne des Wartthurms, und als nun der Landgraf die Beſatzung noch einmal durch einen Trompeter auffordern ließ, öffnete ſie das Thor der Burg und ergab ſich dem Landgrafen auf Gnade und Ungnade.

Friedrich hielt nun als Sieger ſeinen Einzug über die Ruinen und Aſchenhaufen der Stadt in die vom Brande ganz unverſehrt gebliebene Burg, und als dort die leichenblaſſen Geſtalten der Halbverhungerten ihn knieend um Gnade baten, da entſchwand aller Groll aus ſeinem Herzen; großmüthig vergaß er die ihm widerfahrne Beſchimpfung und verzieh. — Die hungrigen Feinde wurden geſpeiſt und getränkt, dann aber in Gnaden entlaſſen.

Nunmehr kam ein Vergleich zwiſchen dem Erzbiſchof und dem Landgrafen zu Stande, durch welchen beide Theile die Stadt gemeinſchaftlich beſaßen, bis endlich 1374 das Erzſtift ſeine Hälfte an den Landgrafen Balthaſar, — Sohn Friedrichs des Strengen — verkaufte.

Solche ſchreckliche Folgen hatte der Uebermuth von Einigen für eine ganze Stadt, und leicht laſſen ſich aus dieſem Beiſpiele nützliche Lehren ziehen.

31.

Verlängerung des Waffenſtillſtandes bis zum allgemeinen Frieden.

Nach dem Frieden von Prag, (1635) waren die Sachſen von den Schweden als Abtrünnige und daher als ihre ärgſten Feinde betrachtet, dadurch aber, und weil nicht die geringſte Schonung mehr ſtattfand, das Land dem Abgrunde des Verderbens ſehr nahe gebracht worden. (S. 4. April.) Und demohngeachtet konnte ſich der Kurfürſt immer nicht entſchließen, von der Partei des Kaiſers wieder abzutreten, und einen Frieden mit den Schweden zu ſchließen, ob dieſe gleich mit Anwendung aller Kräfte, die von dem Kaiſer höchſtbedrohete Selbſtſtändigkeit des Kurfürſten (1631 und 1632) vertheidiget hatten. Dieſe Abneigung des Kurfürſten gegen die Schweden rächten ihre Feldherren, Torſtenſohn und Königsmark ſchwer an den — Unterthanen und dieſe mußten es nun entgelten, was ſie nicht verſchuldet hatten. — Endlich, nachdem der Oberhofprediger *D. Hoë*, am 4. März 1645 geſtorben war, der Friedens-Congreß zu Osnabrück bereits ſeinen Anfang genommen hatte, und die Schweden immer weiter in Sachſen vordrangen, vereinigte man ſich dahin, die Waffen zwiſchen beiden Theilen ruhen zu laſſen. Am 15 Aug. 1645 wurden die Unterhandlungen in Koſtebaude, zwiſchen Dresden und Meißen eröffnet, und dieſe alsdann, nachdem ſie am 17. Aug. auf derſelben Stelle, (in einem Garten, der Schenke gegenüber) fortgeſetzt worden waren, in das Pfarrhaus zu Kötzſchenbroda verlegt, wo die Conferenzen fortgeſetzt wurden, und der Waffenſtillſtand am 27. Auguſt zu Stande kam. — Dieſer wurde auf ſechs Monate geſchloſſen, und durch denſelben bekam der Kurfürſt ſein von den Schweden erobertes Land, bis auf Leipzig wieder; wurde von ſeiner Pflicht gegen Kaiſer und Reich nicht entbunden, zahlte aber monatlich 11,000 Thaler an die Schweden und lieferte ihnen noch überdies eine gewiſſe Quantität Naturalien; geſtattete denſelben freien Durchzug u. ſ. w.

Ein Glück für Sachſen war es, daß dieſer Waffenſtillſtand geſchloſſen wurde; denn als derſelbe bereits unterſchrieben und beſiegelt worden war, zeigten die ſchwediſchen Deputirten den ſächſiſchen eine Ordre ihres Oberfeldherrn vor, welche dieſe erſt von dem Schickſale unterrichtete, dem das Sachſenland unterworfen geweſen ſeyn würde, wenn dieſer Waffenſtillſtand nicht zu Stande gekommen wäre. Dieſes Schickſal hätte unter die ſchrecklichſten gehört; denn die Schweden wollten das Land mit Contributionen ſo überlaſten, daß die Einwohner nicht im Stande geweſen wären, dem Kurfürſten einen Pfennig Abgaben zu entrichten. — Bei Meißen ſollte eine Schiffbrücke geſchlagen, und dann Großenhayn, mit den dortigen Futtermagazinen angezündet, das Schloß zu Pillnitz aber in ein Blockhaus verwandelt, daſelbſt eine Schiffbrücke geſchlagen und ſo die Elbe für Dresden verſchloſſen werden. Auf der Landſeite wollte man dieſe Reſidenz blockiren, und ihr dadurch die Zufuhr aller Lebensmittel abſchneiden. — Desgleichen ſollte ein ſogenannter Schwedenzaun dieſelbe umgeben, d. h. man wollte ringsum, bis zu einer Entfernung von acht Meilen alle Dörfer, Städte und Flecken in Brand ſtecken, die Bewohner plündern, die Feldfrüchte, ja ſelbſt die Saat im Boden vernichten ꝛc. ꝛc.

So wollte man den Kurfürſten ſelbſt durch Hunger dazu zwingen, wozu er im Guten nicht zu bringen war. Doch dürfte es wohl gewiß ſeyn, daß man es am kurfürſtlichen Hofe würde haben auf das Aeußerſte kommen laſſen, wenn der Beichtvater des Kurfürſten, *D.* Hoé noch gelebt hätte; allein dieſer war, wie wir bereits wiſſen, nur wenig Monate vorher von der Welt geſchieden und vor den allgerechten Richter im Himmel getreten; durch ſeinen Tod aber wurde der Abſchluß des Waffenſtillſtandes befördert und das Land vom Untergange gerettet.

Als nun dieſer Waffenſtillſtand mit dem 27. Feb. 1646 wieder zu Ende ging, verwendete ſich der Kurprinz nebſt den Miniſtern ſo kräftig bei dem Kurfürſten für die Verlängerung deſſelben, bis zum Abſchluß des Friedens, daß er endlich einwilligte.

Die Schweden gingen auch ſogleich in den Antrag zu dieſer Verlängerung ein, und Eilenburg wurde nun zum Orte der Unterhandlungen beſtimmt.

Auf dem Rathhauſe daſelbſt wurden ſie eröffnet, und damit ſie ganz ſicher ſeyn möchten, beſetzten 200 Schweden das Leipziger und 200 Sachſen das Torgauer Thor.

Endlich kam, am 31. März 1646, die Verlängerung des Waffenſtillſtandes bis zum allgemeinen Frieden zu Stande. Bis dahin mußten ſie den Schweden monatlich 8000 Thaler, 100 Fuder Heu und 300 Scheffel Hafer, ſo wie jährlich 5000 Scheffel Korn ꝛc. liefern.

Die Stadt Leipzig hatte bereits berühmte Jahrmärkte, als der Markgraf Dietrich von Landsberg, Sohn Heinrich des Erlauchten am 1. März 1268 dieſelben erweiterte und vermehrte; wo ſie denn von der hohen Meſſe, die vor dem Anfang deſſelben geleſen wurde, den Namen Meſſe erhielt. Das wäre alſo der Urſprung der Leipziger Meſſen, die ſpäterhin den kräftigſten Schutz an kaiſerlichen Privilegien beſonders durch Maximilian *I.* erhielt.

Am 3. März 1519 ſchrieb Luther an den Papſt: daß er zwar nicht widerrufen könne, da er blos die wahren Mißbräuche des Ablaſſes angegriffen habe, damit nicht die Kirche durch der Pfaffen Geiz beſudelt und das Volk zum Irrthum verführt werde, was der Papſt gewiß nicht wolle; doch wünſche er nicht, daß er ſich von der Kirche trenne, er wolle ihr vielmehr treu bleiben

---

Am 8. März 1597 ſtarb *D.* Paulus Luther, ein Sohn des Reformators, welcher viele Jahre Leibarzt der Kurfürſten Auguſt und Chriſtian *I.* geweſen war.

Einer der edelſten Männer in Sachſen, der Superintendent zu Leipzig, *D.* Johann Georg Roſenmüller ſtarb daſelbſt am 14. März 1814.

Der 17. März 1473 war der Tag, an welchem der nachmalige Herzog von Sachſen, Heinrich, den man unter dem Namen der Fromme in der Geſchichte kennt, in die Welt trat. Nach dem Abſterben ſeines ältern Bruders Georg (17. April 1539) erbte er deſſelben Länder, und wurde dadurch der Ahnherr der gegenwärtigen Regentenlinie.

Am 16. März 1628 wurde die Fleiſchſteuer in Sachſen eingeführt, die nunmehr, nach Einführung der Schlachtſteuer, wieder aufgehoben iſt.

Sonſt beſaßen die reformirten Glaubensgenoſſen keine politiſchen Rechte in Sachſen, bis ſie ſolche am 18. März 1811 ebenfalls erhielten, da die Katholiken ſolche ſchon ſeit Ende 1806 durch den Frieden von Poſen erhalten hatten.

Am 21. März 1763 wurde das Friedensfeſt gefeiert. Wenn man nun bedenkt, was Sachſen ſieben Jahre lang durch den Krieg gelitten hatte; ſo kann man ſich leicht denken, mit welchen Gefühlen unſere Väter dieſes Feſt gefeiert haben mögen.

Der 22. März 1813 war der Anfang einer langen Reihe von Leidenstagen für die Stadt Dresden. Denn nachdem am 19. März die bisher in Dresden geſtandenen Sachſen dieſe Stadt verlaſſen hatten, ließ der Heroſtratos Davouſt die berühmte Elbbrücke daſelbſt durch Sprengung eines Pfeilers und zweier Bögen durchbrechen und zog ſich dann ebenfalls mit ſeinen Franzoſen zurück. Alsdann zogen am 22. May die erſten Preußen und Koſaken in der Neuſtadt ein.

An eben demſelben Tage, jedoch ſchon 1771 ſtarb der berühmte Satyriker Rabner als Steuerrath in Dreſden. Er war am 17. Sept. 1714 geboren.

Der Profeſſor Otto, von Münſterberg, war in Prag 1409 mit den Studenten aus Prag ausgezogen und in Leipzig eingewandert. Da nun der Markgraf Friedrich dieſe Ausgewanderten freundlich aufnahm, und die Univerſität zu Leipzig geſtiftet wurde, ſo wählte man dieſen Gelehrten zum erſten Rector. Der 24. März 1414 war ſein Todestag.

Wer kennt nicht das überall geleſene Noth- und Hülfsbüchlein für Bauersleute, den allgemeinen Anzeiger der Deutſchen ꝛc. und ehrt den Mann, der jenes Buch ſchrieb, und dieſes Inſtitut ſtiftete. — Es war der damalige Privatgelehrte Rudolph Zacharias Becker, der dieſes Buch ſchrieb, nachdem er ſchon ſeit 1784 die deutſche Zeitung (nachmalige National-Zeitung der Deutſchen herausgegeben hatte; auch ſpäter (1791) den Anzeiger veranſtaltete. Hierdurch wurde der Ruhm dieſes Mannes gegründet, und auch ſein Fürſt ehrte ihn, da er ihm den Rathstitel verlieh. Endlich ging dieſer Edle, nach einem langen thätigen Leben, am 28. März 1822 zur ewigen Ruhe ein. Er hat durch ſeine Schriften viel Gutes geſtiftet, darum ſey Ehre ſeinem Andenken und Friede mit ſeiner Aſche.

Die Proteſtanten ſchloſſen am 29. März 1531, zur Vertheidigung ihrer Gewiſſensfreiheit, zu Schmalkalden einen Bund, der ſich nach der Schlacht bei Mühlberg 1547 wieder auflöſ'te. —

1.

Der Kurfürſt Moritz von Sachſen rettet mit ſeinen Verbündeten die deutſche Freiheit.

1.) Veranlaſſung, als Einleitung.

Seit dem Jahre 1547 ſchmachteten zwei der angeſehenſten deutſchen Reichsfürſten, der ehemalige Kurfürſt von Sachſen, Johann Friedrich, und der Landgraf von Heſſen, Philipp, in harter Geſangenſchaft des Kaiſers, und nichts war vermögend, ſie aus derſelben zu befreien. — Selbſt die katholiſchen Fürſten waren über dieſe Härte aufgebracht, denn auch ſie wurden dadurch mit entehrt. Endlich unternahm es der Kurfürſt Moritz von Sachſen, dieſe Schmach zu rächen und dem Kaiſer zu zeigen, daß er mit den deutſchen Fürſten nicht ungeſtraft thun könne was er wolle. — Wie er nun aber dieſes anfing, war es ein wahres Meiſterſtück der Politik, und wir wollen verſuchen, es unſern Leſern in den Hauptzügen darzuſtellen.

Vorerſt ſuchte er das Vertrauen des Kaiſers und ſeines alles geltenden Miniſters, des Cardinals von Granvella, Biſchofs zu Arras, im hohen Grade zu gewinnen, und dieſes gelang dem ſchlauen Moritz vollkommen. — Schon dadurch war viel gewonnen und dieſes Vertrauen feſt begründet worden, als Moritz die Partei des Kaiſers gegen die Fürſten des Schmalkaldiſchen Bundes nahm, und ſelbſt mit gegen ſeinen Vetter, den Kurfürſten Johann Friedrich, focht. — Die demſelben abgenommene Kur und Länder waren für Moritz der reiche Lohn für ſeine Anhänglichkeit an den Kaiſer, und das Vertrauen deſſelben auf den Kurfürſten wurde immer feſter; denn er glaubte denſelben auf das unauflößlichſte an ſich gefeſſelt zu haben. Es iſt ſchwer zu beſtimmen, ob der Kurfürſt, welcher bloß den Forderungen des Verſtandes nicht aber denen des Herzens Gehör gab, in ſeiner Anhänglichkeit an den Kaiſer würde ausgehalten haben, wenn er keine Veranlaſſung von demſelben zum Abfall erhalten hätte. Aber eben dieſer Mangel an Scheu vor dem Kurfürſten ſpricht für den hohen Grad von Vertrauen, welches der Kaiſer und ſeine Miniſter in dieſen Fürſten ſetzten, und daß ſie glaubten, es ſey gar nicht möglich, daß er untreu werden könnte. —

Auf ebendemſelben Reichstage, auf dem Moritz die Kurwürde und Länder Johann Friedrichs erhalten hatte, (S. 24. Febr.) wollte der Kaiſer einen Verſuch machen, ob ſich die Folgen der Reformation nicht aufhalten ließen, und ein ſogenanntes Interim wurde bekannt gemacht, welches faſt alle Lehrſätze der römiſchen Kirche, bis auf die Prieſterehe und das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt enthielt, und dabei in gelinden aber ſchwankenden Ausdrücken abgefaßt war, auch nur eine Zeitlang und bis dahin, wo von einer allgemeinen Kirchenverſammlung definilio über die Glaubensartikel entſchieden worden ſey, gelten ſolle; weshalb es auch den Namen Interim führte. — Dieſes Interim machte aber ſchlechtes Glück; denn es fand von beiden Seiten keinen Beifall, und der Kurfürſt Moritz beſonders widerſprach der Einführung deſſelben, in Gemeinſchaft anderer Reichsfürſten, auf das Beſtimmteſte, wußte ſich jedoch ſo klug dabei zu nehmen, und dieſen Widerſpruch auf einer andern Seite ſo geſchickt wieder auszugleichen, daß der Kaiſer ihm nicht zürnen konnte, und dieſen Fürſten immer noch für ſeinen treueſten Freund hielt. —

Die Veranlaſſung zum Bruche dieſer Freundſchaft war die Gefangenſchaft des Landgrafen Philipp von Heſſen, welcher der Schwiegervater des Kurfürſten Moritz war. Als nach der Schlacht bei Mühlberg der Landgraf in die höchſte Verlegenheit gerieth, war es dieſer ſein Schwiegerſohn, welcher ihm den Rath gab, ſich dem Kaiſer zu unterwerfen und ihn um Gnade zu bitten. Der Cardinal Granvella machte auch dem Kurfürſten die größten Hoffnungen zu einer Ausſöhnung, ſo daß er ſeinen Schwiegervater zur Unterwerfung beredete. Allein der Kurfürſt wie der Landgraf wurden betrogen, und der Letztere (18. Juni 1547) in Halle, wo er den Kaiſer fußfällig um Gnade gebeten hatte, in Verhaft genommen, nun aber fünf Jahre lang in ziemlich harter Gefangenſchaft gehalten. — Keine Verwendung der übrigen deutſchen Fürſten wurde angenommen, und ſelbſt auf die dringendſten Bitten des Kurfürſten Moritz nicht geachtet; wodurch denn dieſer endlich dahin gebracht wurde, auf Maßregeln zu denken, ſeinen Verwendungen für Philipps Freiheit

Nachdruck zu geben, und den Kaiſer auch noch von einem andern Uebel, mit dem er Deutſchland bedrohete, kräftig abzuhalten.

Carl V. war bekanntlich zugleich **König von Spanien**, und herrſchte in dieſem Lande unumſchränkt, da er der Verfaſſung ſeines Reiches eine andere Geſtalt gegeben, und die frühere ſtändiſche Verfaſſung der Cortes durch ſeine Macht vernichtet hatte. — Auch Deutſchland ſollte ein gleiches Schickſal haben, und die deutſchen Fürſten den ſpaniſchen Granden gleich geſetzt werden, dieſe aber den Erſatz für die verlorne Selbſtſtändigkeit darinne finden, bedeckten Hauptes mit ihrem Kaiſer ſprechen zu dürfen. — Durch die Unterdrückung des ſchmalkaldiſchen Bundes und die Gefangenſchaft der beiden Fürſten war ein großer Schritt auf dem Wege nach dieſem Ziele geſchehen, als der Kaiſer auf einmal auf demſelben Wege wieder zurückgedrängt wurde, und alle ſeine Hoffnungen auf das ſchmerzlichſte vereitelt ſah.

Der Alles geltende Miniſter **Granvella** hatte eine ſehr geringe Meinung von der Klugheit der deutſchen Fürſten und ihrer Räthe, indem er ſich in Hinſicht der Staatsklugheit weit über ſie alle erhaben dünkte, und ſie nicht für fähig hielt, einen Plan zu entwerfen, die Freiheit ihres Vaterlandes von der Unterjochung zu retten, und die Verfaſſung deſſelben in ihrer Würde zu erhalten; dieſer Wahn aber theilte ſich auch dem Kaiſer mit, und machte beide ſicher. — Daß aber ein deutſcher Kurfürſt, wie **Moritz**, den der Kaiſer auf das feſteſte an ſein Intereſſe gefeſſelt glaubte, im Stande ſeyn werde, den Kaiſer und den Cardinal zu durchſchauen und zu überliſten, fiel dieſen beiden Herren ſelbſt nicht im Traume ein. Es war indeſſen dieſer Glaube ſehr wohlthätig für den Kurfürſten und ſeine Bundesgenoſſen, gehörte auch ſehr weſentlich zu ihrem Plane, da er die Ausführung desſelben erleichterte. —

Des deutſchen Vaterlandes Freiheit gegen Unterdrückung zu vertheidigen, ward nun des Kurfürſten Moritz feſter Entſchluß. Er allein war zu ſchwach, gegen des Kaiſers große Macht zu kämpfen, und alſo kein anderer Rath, als Bundesgenoſſen zu ſuchen. Hier trat ihm nun zwar das Beiſpiel des ſchmalkaldiſchen Bundes abſchreckend vor die Augen; aber es erwog auch dieſer Fürſt auf der andern Seite die immer dringender werdende Gefahr für die Selbſtſtändigkeit der deutſchen Fürſten, und daß dieſe würden genöthigt werden, zur Erhaltung derſelben Alles zu wagen. — Ueberdieß trauete er ſich auch mehr Kraft zu, als Johann Friedrich beſeſſen hatte, die Glieder des Bundes zuſammenzuhalten, da es als unumgänglich angeſehen werden mußte, daß er ſelbſt an die Spitze des Bundes trete und der Führer deſſelben werde. —

Der Bund wurde nun zwiſchen den beiden Kurfürſten, Moritz von Sachſen und Joachim von Brandenburg, den beiden Söhnen des gefangenen Landgrafen Philipp von Heſſen, dem Herzog Erich von Braunſchweig und Georg von Meklenburg, ſo wie mit dem kriegeriſchen Markgrafen Albert von Brandenburg geſchloſſen, und dieſe Herren mit dem von Moritz entworfenen geheimen Plane größtentheils *) bekannt gemacht. —

---

*) Das Wort größtentheils iſt deshalb hier gewählt worden, weil wir durch die aufmerkſame Vergleichung der

Um dem Bunde noch einen mächtigen Genoſſen zu verſchaffen, reiſte der Markgraf **Albert** im Gewande eines Eremiten nach Frankreich, um dort ein Bündniß mit dem Könige **Heinrich** *II.* zu Stande zu bringen, was ihm auch gelang. Denn dieſer König war eiferſüchtig auf die immer wachſende Macht des Hauſes Oeſterreich und kannte ſeinen Vortheil zu gut, als daß er nicht zu dieſem Bunde hätte beide Hände bieten ſollen. Daher ging er gern die Verpflichtung ein: den deutſchen Bundesgenoſſen monatlich 60,000 Thaler Hülfsgelder, ſo wie 240,000 Thaler im Voraus zur Rüſtung auszuzahlen; wobei er ſich noch anheiſchig machte, von Lothringen aus eine Diverſion durch einen Einfall in die Niederlande zu machen, damit die kaiſerliche Macht getheilt werden müſſe.

2.

Der Kurfürſt Moritz von Sachſen rettet mit ſeinen Verbündeten die deutſche Freiheit.

2.) Der Bund wird von Verrath bedroht, und der Kurfürſt muß ſich deßhalb verſtellen.

Dieſer Bund wurde während der langen Belagerung von **Magdeburg** geſchloſſen. Es hatte ſich nämlich die nur genannte Stadt auf eine ſehr energiſche Weiſe geweigert, das Interim anzunehmen,

Umſtände in dieſem Theile der Geſchichte überzeugt worden ſind, daß die Bundesglieder anfänglich nicht mit dem ganzen Plane bekannt gemacht wurden. A. d. V.

und ſich auch ſonſt reſpectwidrig gegen den Kaiſer benommen; weshalb denn dieſe Stadt in die Acht erklärt und dem Kurfürſten Moritz der Oberbefehl über das Heer übertragen wurde, welches beſtimmt war, die rebelliſche Stadt wieder zum Gehorſam des Kaiſers zu bringen. — Bei dieſem Auftrage benahm ſich der Kurfürſt Moritz als ein Meiſter, die Belagerung währete faſt ein Jahr lang und gegen das Ende derſelben ließ ſich der Herzog Georg von Meklenburg bei einem Ausfalle gefangen nehmen, wo er denn, als man ihn in die Stadt brachte, nicht ermangelte, den Stadtobern die Augen über ihren wahren Vortheil zu öffnen und ihnen Vertrauen zu dem Kurfürſten einzuflößen. — Als daher dieſer glaubte, daß es nun Zeit ſeyn möchte, eilte er, mit der Stadt in's Reine zu kommen. Es wurden alſo die Unterhandlungen Anfangs Octobers in Wittenberg eröffnet, und im Laufe dieſes Monats zu Stande gebracht, ſo daß die Uebergabe am 3. November *) erfolgte. Dieſe geſchah unter Bedingungen, wie ſie Niemand für die in die Acht erklärte Stadt hatte erwarten können. — Dem Kurfürſten lieferte ſie ihr Geſchütz aus, und ihre Beſatzung, zweitauſend Mann ſtark, trat in Dienſte des Herzogs von Meklenburg, was eben ſo viel war, als wenn ſie in die des Kurfürſten getreten wäre, dagegen verſprach dieſes Oberhaupt des Heeres den Magdeburgern, im Namen des Kaiſers, die Aufhebung der Acht und der kaiſerlichen Ungnade, und was ſolche

---

*) Verſtattet es nur irgend der Raum, ſo werden wir im 6. Bande dieſes Werks, und zwar im Tagsabſchnitte des 3. Nov. einige Scenen aus dieſer merkwürdigen Belagerung darſtellen. A. d. V.

vortheilhafte Bedingungen noch mehr waren. — Ganz Deutſchland ſtaunte über dieſen Ausgang einer ſolchen langen Belagerung, und die Eiferer, die den Kurfürſten anfänglich wegen ſeiner Anhänglichkeit an den Kaiſer am meiſten verläſtert hatten, ſchwiegen betroffen ſtill; denn ſie merkten, daß ſie die Abſichten des Kurfürſten nicht begreifen könnten, weil dieſe tief verborgen lägen.

So war der erſte Schritt gelungen, und Moritz hatte die damals ſtärkſte Veſte Deutſchlands für ſich zum Waffenplatz und Zufluchtsort, wenn es mißlang, errungen; was aber ſchon als ein bedeutender Vortheil betrachtet werden konnte.

Am Hofe des Kaiſers hatte die langwierige Belagerung und die Verzögerung derſelben Mißtrauen erregt, welches durch die Berichte des kaiſerlichen Kriegsoberſten, Lazarus Schwendy, ſehr vermehrt wurde.

Schon das natürliche Mißtrauen, welches Granvella's Herz gegen andere Menſchen erfüllte, und ihm verbot, irgend Jemand zu trauen, hatte auch dieſem Miniſter die Verpflichtung auferlegt, dem Kurfürſten einen Kundſchafter an die Seite zu ſtellen, der alle Schritte deſſelben genau zu beobachten und davon Bericht an den kaiſerlichen Hof zu erſtatten angewieſen war. Und dieſes war denn Lazarus von Schwendy. Nicht minder hatte der Cardinal einen von den geheimen Räthen des Kurfürſten, von Karras genannt, zu gewinnen gewußt, daß er für ſchnöden Sold an ſeinem Herrn zum Verräther werden wollte. — Leider konnte doch dieſer treue Diener ſeinen guten Willen nicht bethätigen: denn der Kurfürſt durchſchauete ihn vollkommen, und ließ ihm nur von ſeinen Planen genau ſo viel wiſſen, als ihm gut war. Verſchiedene Arbeiten, die von der höchſten Ergebenheit gegen den Kaiſer zeugten, gingen durch ſeine Hände, und der Herr Geheime-Rath verſäumten dann nicht, Abſchriften davon an den Cardinal zu ſenden, wodurch das Mißtrauen, welches durch Schwendy's Berichte in der Seele des Kaiſers und Granvella's erregt worden war, wieder getilgt wurde, beſonders als die Abſchriften von verſchiedenen wichtigen Papieren, die man dem Geheimen-Rathe zu dieſem Zwecke in die Hände geſpielt hatte, an den kaiſerlichen Hof kamen. Eben war von Schwendy die Nachricht eingegangen: daß nicht allein der Kurfürſt Moritz von Sachſen, ſondern auch noch andere proteſtantiſche Reichsſtände Willens wären vom Kaiſer abzufallen, und ſie war nicht ohne Wirkung geblieben, als jene Abſchrift von Karras ankam, und das Mißtrauen, welches bereits in der Seele des Kaiſers und ſeines Miniſters durch Schwendy's Nachrichten erzeugt worden war, glücklich wieder zerſtreuete. — Um aber die Täuſchung vollkommen zu machen, ſchrieb der Kurfürſt eigenhändig an den Kaiſer: „Er habe gehört, daß Kaiſerliche Majeſtät mißtrauiſch auf ihn geworden wären, und es ſey nicht wenig kränkend für ihn, daß ſeine Feinde die Dienſte, die er Kaiſerlicher Majeſtät, ſelbſt mit Hintanſetzung des Intereſſes der Evangeliſchen, geleiſtet habe, ſo leicht vergeſſen machen können. Es ſey zwar wahr, daß er ſeine vor Magdeburg gebrauchten Völker noch nicht entlaſſen habe; allein daran ſey nichts weiter ſchuld, als daß er ihnen noch einige Monate Sold ſchuldig ſey. Er beharre in ſchuldiger Ergebenheit gegen Kaiſer und Reich, und hoffe die

Beſorgniſſe Sr. Majeſtät perſönlich zu zerſtreuen, wenn er das kaiſerliche Hoflager in Kurzem beſuchen werde, wo er ſich denn auch überzeugt halte, daß ſeine Bitte um Befreiung ſeines gefangenen Schwiegervaters nunmehr Gewährung finden werde. ꝛc.

Dieſes eigenhändige Schreiben des Kurfürſten begleitete der Geheimerath Karras auf einem andern Wege, mit der Abſchrift eines Briefes vom König Heinrich *II.* in Frankreich, an den Kurfürſten Moritz — (welchen ſich dieſer — der ſehr wahrſcheinlichen Sage nach — vom Könige alſo erbeten hatte,) — und legte dieſem zugleich die Abſchrift von der eigenhändigen Antwort des Kurfürſten bei. Dieſe zeugte von der höchſten Treue und Ergebenheit gegen den Kaiſer, und wies die Anmuthung des Königs, als mit ſeiner Treue gegen Kaiſer und Reich unverträglich, in kräftigen unzweideutigen Ausdrücken zurück.

Der Kurfürſt hatte dieſe Beantwortung in einer Sitzung des Geheimen-Raths bewerkſtelliget, die übrigen Räthe am Ende derſelben entlaſſen, Karras aber zurück behalten. Dieſem hatte er noch einen Auftrag gegeben, der ihn im Seſſionszimmer zurückhielt, worauf der Kurfürſt ſich entfernte, als wenn er abgerufen werde. — Bei dieſer Entfernung blieb der Brief des Königs, ſo wie die noch unverſiegelte Antwort des Kurfürſten, wie von ohngefähr, auf dem Tiſche liegen. — Kaum hatte der Kurfürſt den Rücken gewendet, als Karras wie ein Habicht über dieſe Papiere herfiel und in der Geſchwindigkeit Abſchrift davon nahm. — Das war es aber, was der Kurfürſt wünſchte, und weshalb er die Beantwortung des fingirten Briefes in der Geheimen-Raths-Sitzung gemacht hatte. —

Die Täuſchung gelang dem Kurfürſten vollkommen und noch über Erwarten. Denn es wurde durch dieſen ſprechenden Beweis der Treue und Ergebenheit der Kaiſer mit einem ſo hohen Grade von Vertrauen zu dem Kurfürſten erfüllt, daß er gegen ſeine Räthe erklärte: „Er ſey nunmehr von der Treue und Redlichkeit des Kurfürſten Moritz ſo feſt überzeugt, daß er denjenigen in höchſten Ungnaden anſehen werde, der es wage, dieſen Fürſten bei ihm verdächtigen zu wollen.“

So war der Zweck des Kurfürſten erreicht, und der Verrath ganz außer Wirkſamkeit geſetzt, denn Niemand durfte es mehr wagen, ſeine Beſorgniſſe wegen der Treue dieſes Fürſten auszuſprechen. In einem Antwortſchreiben des Kaiſers wünſchte derſelbe: daß der Kurfürſt Moritz ſeine Reiſe nach Innsbruck beſchleunigen möchte, um durch dieſen unumſtößlichen Beweis ſeiner Treue ſo viele geiſtliche und weltliche Widerſacher beſchämen zu können.

Dieſen Wunſch des Kaiſers ſchleunigſt zu erfüllen, ſchien nun dem Kurfürſten höchſte Sorge zu ſeyn. Er brach von Dresden auf, um, wie er ſagte, die Reiſe nach Innsbruck anzutreten, und der liebe getreue Karras war in ſeinem Gefolge. Unterwegs bezahlte er einigen Regimentern den rückſtändigen Sold und entließ ſie aus dem Dienſt, — um ſie an andern Orten durch vertraute Heermeiſter wieder in Sold nehmen zu laſſen. — Die Entlaſſung geſchah aber wohlweislich in Gegenwart von Karras, damit er dem Kaiſer Etwas zu erzählen habe. — Dann ſetzte der Kurfürſt ſeine Reiſe fort. — Aber ſchon vor Nürnberg wurde er von einer ſtarken Kolik befallen, und in dieſer Stadt wurde das Uebel ſo arg, daß er in derſelben ſich krank legen mußte. — Der Geheime-Rath reiſ'te nun, auf Befehl ſeines Herrn, allein voraus, um den Kaiſer von der Krankheit des Kurfürſten zu unterrichten. — Freudig unterzog ſich Herr von Karras dieſem Geſchäfte und machte durch ſeinen Bericht den kaiſerlichen Hof dermaßen ſicher, daß der betrogene Kaiſer auf's neue zehntauſend Mann nach den Niederlanden ſchickte, wo ſie gegen die Franzoſen nothwendig waren, und nur zweitauſend Spanier bei ſich behielt.

Die Krankheit des Kurfürſten mußte mit den Bundesgenoſſen einverſtanden ſeyn; denn kaum war Karras fort, als ſich auch das Uebel des Kurfürſten verminderte, und er in zwei Tagen vollkommen geneſen war. — Da nahm er endlich die Maske ab, und eilte nach Sachſen zurück. — Was aber nun geſchehen, werden wir im folgenden Abſchnitte erzählen.

3.

Der Kurfürſt Moritz von Sachſen rettet mit ſeinen Verbündeten die deutſche Freiheit.

3.) Der Krieg gegen den Kaiſer beginnt. — Die Stadt Augsburg wird von den Verbündeten erobert.

Kaum war der Kurfürſt Moritz in ſein Land zurückgekommen, als er ſofort die Stände des Landes nach Torgau zu einem Landtage berief. Als ſie verſammelt waren, eröffnete er perſönlich dieſen Landtag, und ſtellte den Ständen die Nothwendigkeit auf das eindringlichſte vor: ſeine gegen die Prinzen von Heſſen eingegangenen Verpflichtungen, ihren Vater aus der Gefangenſchaft des Kaiſers zu befreien, oder ſich ihnen perſönlich zum Verhaft zu ſtellen; ſo wie die Gefahr, in welche das deutſche Vaterland gerathen ſey, durch die Herrſchſucht des Kaiſers ſeine politiſche und religiöſe Freiheit gänzlich zu verlieren und unter das ſchmählichſte Joch zu gerathen. Mit dieſer Vorſtellung verband der Kurfürſt dann noch die Vermahnung, ihm dagegen mit allen Kräften zur Seite zu ſtehen. Zwar machten einige verzagte Seelen, denen das Schickſal Johann Friedrichs vor Augen ſtand, die aber nicht erwogen, daß dieſer und Moritz zwei ganz verſchiedene Naturen waren, dem Kurfürſten dringende Vorſtellungen; doch die meiſten der Stände begriffen die Nothwendigkeit, für die Rettung der Freiheit vom ſpaniſchen Joche Alles zu wagen, und ſchwuren ihm ihren Beiſtand nach allen Kräften. — Nun übertrug der Kurfürſt die Regierung des Landes, während des Krieges, ſeinem Bruder Auguſt, dem er einige ſeiner erprobten Räthe an die Seite ſtellte. Als auf dieſe Weiſe für das Wohl des Vaterlandes geſorgt war, hob der Kurfürſt die Verſammlung wieder auf, und die treuen Stände, von Ritterſchaft und Städten, eilten heim, um ſich dort in der größten Eile zum Kriege zu rüſten. Der Kurfürſt begab ſich nach Thüringen, wo die Völker, die er bei der Belagerung von Magdeburg gebraucht hatte, in den Winterquartieren lagen und zog ſie zuſammen. Aus Heſſen ſtießen die Söhne des gefangenen Landgrafen mit ihren Kriegsſchaaren zu ihm.

Noch andere Herren thaten ein Gleiches, und ſo zogen die proteſtantiſchen deutſchen Fürſten vereint mit ihrem Heere aus, um das große Werk der Befreiung Deutſchlands von dem ſo ſchwer laſtenden ſpaniſchen Joche zu beginnen. In Schweinfurt vereinigten ſich die ſämmtlichen Genoſſen dieſes Bundes und ihre Völker mit einander. Joachim II. der Kurfürſt von Brandenburg, ſein Vetter, der Markgraf Albert von Brandenburg und Herzog Georg von Meklenburg boten den Fürſten von Sachſen und Heſſen brüderlich die Hände zu dieſem großen Werke, und die erprobten Helden Heydeck und Burtenbach ſtanden, mit ihren kriegsgewohnten Schaaren, unwandelbar ihnen zur Seite.

So bewegte ſich dieſes Heer, welches fünf und zwanzigtauſend tapfere Streiter zählte, und von berühmten Helden angeführt wurde, in ſtarken Tageszügen vorwärts nach Schwaben, ſo daß es ſchon am 1. April (1552) vor Augsburg ankam. Die Thore waren verſchloſſen, doch als die Karthaunen auf die Stadt donnerten und die Kriegsſchaaren ſich zum Sturme bereiteten, da öffnete man am 3. April die verſchloſſenen Thore, und wer von der ſpaniſchen Beſatzung nicht entflohen war, wurde zum Gefangenen gemacht.

Groß war der Schrecken, welcher dem Heere voranging: denn die Ueberraſchung war bei den Einwohnern der Länder, durch welche der Zug ging, eine gute Bundesgenoſſin der Verbündeten, am größten aber bei dem Kaiſer, wo der Schrecken bis zur Betäubung ſtieg. — So etwas hatte er von ſeinem Freunde Moritz nicht erwartet. Gewalt mit Gewalt abzutreiben, war ihm aber eben jetzt unmöglich, da ſeine Kriegsvölker mit den Franzoſen in Italien und den Niederlanden ſehr beſchäftigt waren und auch die Türken in Siebenbürgen bereits im Herbſte des vorigen Jahres einen Krieg angefangen hatten; auch fehlte es dem Kaiſer an Geld, durch Werbung von Söldnern ein neues Heer herzuſtellen. Kurz, dieſer Monarch befand ſich in der ſchrecklichſten Verlegenheit und in einer Lage, die er nicht für möglich gehalten hatte. — Aber auch mit einem ſolchen Feinde hatte Carl es bisher nicht zu thun gehabt, und er konnte noch weit furchtbarer werden, wenn ſich, was nicht unwahrſcheinlich war, die ſämmtlichen Proteſtanten an ihn anſchloſſen. Dann waren die Folgen nicht zu berechnen. —

Ein Manifeſt der Verbündeten erſchien, in welchem ſie ſich einer ſtarken Sprache gegen den Kaiſer bedienten. In dieſer Schrift beſchuldigten ſie das Reichsoberhaupt der härteſten Tyranney gegen die evangeliſche Religion und ihre Bekenner, ſo wie der eideswidrigſten Angriffe auf die deutſche Reichsverfaſſung, auch daß der Kaiſer geſucht habe, dieſe ganz umzuſtoßen, und die Deutſchen ſo zu unterjochen, wie er die Spanier unterjocht habe. Der Verhaft des Landgrafen von Heſſen wurde als die ſchwärzeſte Treuloſigkeit bezeichnet, und der Kaiſer in ſtarken Ausdrücken des unerträglichſten Uebermuths und der kränkendſten Verachtung der deutſchen Stände beſchuldigt. — Von der Kraft und Stärke der in dieſer Schrift gebrauchten Sprache möge folgende Stelle aus derſelben eine Probe geben.

„Es liegt vor Augen, wasmaaßen man uns Teutſche ſamt und ſonders zu einem ſolchen unerträglichen-viehiſchen-erblichen Servitut, Joch und Dienſtbarkeit, wie in andern Nationen vor Augen iſt, zu bringen vor hat, davon unſere Nachkommen und Kindeskinder bis zum Himmel ſchreyen und uns, die wir ſolches zugeſehen hätten, unter die Erde verfluchen würden, mit dem ſchmählichen Aufrücken daß doch unſere Vorältern ſelige, zu Erhaltung ſolcher Freiheit ſo mannichfaltig ihr Blut willig vergoſſen, und alſo vermittelſt göttlicher Verleihung ihre Freiheiten wider alle Nationen bis hieher gewaltiglich erhalten, welche Exempel auch billig uns ſollten bewogen haben. — So haben wir dennoch einmal Herz und Mannheit geſchöpft und zu Offenbarung deſſelben, neben andern chriſtlichen Potentaten uns getreulich zuſammengethan und alſo vereiniget, daß wir mit Heereskraft und gewaltiger Hand die Erledigung des gefangenen Landgrafens ſuchen, auch Uns, Herzog Mauritzen ſelbſt, aus Beſchwerung und Inhaftung, darein Wir Uns haben ſtellen müſſen; haben das beſchwerliche Joch des vorgeſtellten Servitut und Dienſtbarkeit von uns abwerfen, und die alte löbliche Freiheit der deutſchen Nation *acerrime* — (auf das ſchärfſte) — vindiciren und erretten mögen.“ —

Ferner forderten die Verbündeten in dieſem Manifeſt von allen Ständen des Reichs den thätigſten Beiſtand und erklärten rund und deutſch: „daß diejenigen, die dem gemeinſchaftlichen Feinde nur den geringſten Beiſtand leiſten würden, von ihnen ebenfalls als Feinde angeſehen und behandelt werden ſollten. ꝛc.

Dieſes Manifeſt ſchadete dem Kaiſer ſo viel als eine verlorene Schlacht; denn die katholiſchen Reichsſtände wurden ebenfalls aufmerkſam und nahmen zwar nicht offene Partei gegen den Kaiſer, im Stillen aber thaten mehrere derſelben den Verbündeten manchen Vorſchub, galt es doch der Freiheit des gemeinſamen deutſchen Vaterlandes! —

Von Augsburg aus ergingen von den Bundesgenoſſen an die andern freien Städte des Reichs Einladungen, ſich an ſie anzuſchließen und gemeinſchaftlich mit ihnen des Reiches Freiheit erkämpfen zu helfen. Es hatte jedoch dieſes Ausſchreiben nur den Erfolg, daß von einer oder der andern dieſer Städte in der Stille Geldhülfe geleiſtet wurde; zu einem offenen Entgegentreten konnte ſich keine ermuthigen. — Die feſte Stadt Ulm, die von Kaiſerlichen unter dem uns ſchon bekannten Schwendy beſetzt war, zeigte ſich ſogar feindlich gegen die Verbündeten, und als die Fürſten die Stadt umritten, feuerte man mit Kanonen auf ſie, was eine kurze Belagerung von ſechs Tagen zur Folge hatte. Da man ſich aber nicht länger hier aufhalten wollte, zogen die Verbündeten wieder ab, nahmen in Stockach die bedungenen Hülfsgelder von franzöſiſchen Deputirten in Empfang, und ſetzten nun den Krieg eifrig fort.

Was aber dabei geſchehen und welches das Ende dieſes Krieges geweſen, werden wir im *III* Bande, und zwar im Tagsabſchnitte des 19. Mai erzählen, weil an dieſem Tage durch die Eroberung der Ehrenberger Clauſe ein Hauptſchlag geſchah, durch welchen die baldige Beendigung dieſes Krieges herbeigeführt wurde.

4.

Die Schlacht bei Chemnitz.

Der Feldzug von 1638 hatte ziemlich nachtheilig für das ſchwediſche Heer geendet, und es war beinahe wieder dahin gekommen, wo es im Sommer 1630 angefangen hatte. — Der Oberbefehlshaber der Schweden, Banner, ein eben ſo berühmter Feldherr, als roher und grauſamer Mann, verlor jedoch den Muth nicht, ſondern drang von Demitz aus nach Sachſen vor, ſchlug bei Mühlhauſen den kaiſerlichen General Salis und drang nun in das Kurfürſtenthum Sachſen ein, beſetzte das feſte Zwickau, machte einen vergeblichen Verſuch, Freyberg wegzunehmen, und zog ſich dann nach Zeitz, um ſich dort mit Torſtenſohn zu vereinigen und darauf mit ihm gegen die Kaiſerlichen und Sachſen auszuziehen. Nicht auf das bereits erſchöpfte Sachſen, ſondern auf die kaiſerlichen Erbländer war ihr eigentliches Abſehen gerichtet, und ſie durften hoffen, in ihrem Unternehmen glücklich zu ſeyn. —

Die Schweden drangen nach dem Gebirge vor und eroberten dieſe Provinz, von wo aus ſie nach Belieben in Böhmen einbrechen konnten, da ſie die dahin führenden Straßen in ihrer Gewalt hatten.

Der Kurfürſt Johann Georg bat nun den Kaiſer um Hülfe, und dieſe wurde auch zugeſagt. Der kaiſerliche General Montecuculi marſchirte mit 3000 Mann Reiterei aus Schleſien nach Görlitz und in Böhmen zogen ſich bedeutende Schaaren Fußvolk zuſammen, ſich mit den Sachſen zu vereinigen. Der kaiſerliche Feldmarſchall Marazini ſollte die Anführung dieſes vereinigten Heeres übernehmen, der

Erfolg zeigte aber, daß dieſe Wahl nicht die glücklichſte geweſen war.

Die Schweden hatten ſeit dem 2. März Freyberg belagert, allein der wackere Oberſtlieutenant von Haubitz vertheidigte mit ſeiner Beſatzung von nur 250 Mann, in Gemeinſchaft der Bürger und Bergleute, die Stadt ſo tapfer, daß die Schweden die Belagerung dieſes Rattenneſtes — dies war Banner's eigner Ausdruck — wieder aufheben, und ſich erſt bis Chemnitz, dann aber bis in's Schönburgiſche zurückzogen, als das vereinigte Heer herankam. Der ſchwediſche Feldherr Banner zog nun alle zerſtreut ſtehenden Völker an ſich; denn es galt einen entſcheidenden Schlag, und von dem Erfolg deſſelben hing es ab, wer Herr in Sachſen war. —

Von beiden Seiten zogen die Heere gleich drohenden Wetterwolken gegen einander. Die Kaiſerlichen rückten bis in die Gegend von Hohenſtein, und die Schweden zogen ihnen von Glauchau aus entgegen. Es war ihnen bekannt, daß die Feinde den heranziehenden General Hatzfeld erwarteten; dann wären ſie aber zu ſtark geworden, und der Angriff mußte daher noch vor der Vereinigung deſſelben mit Marazini geſchehen. — Ein bis Hohenſtein vorgeſchobenes kaiſerliches Corps wurde in dieſer Gegend getroffen und ſo kräftig angegriffen, daß es in wilder Flucht bei dem zurückſtehenden Heere ankam.

Immer näher rückten die beiden Heere gegen einander, und bei den Dörfern Mittelbach und Lungwitz kam es am 4. April 1639 zu einer Schlacht, in welcher die Schweden ſiegten und zur wahren Landplage für die Sachſen wurden.

Die Kaiſerlichen hatten einen Moraſt mit Dragonern beſetzt, allein die Schweden ließen ſich nicht dadurch aufhalten. Doch während ihres Uebergangs über dieſen Moraſt ſtellten ſich ihre Feinde in veränderte Schlachtordnung. Der linke Flügel, größtentheils aus Küraſſieren beſtehend, ſtand nach Chemnitz zu, der rechte aber etwas weiter hinab. — Ein Defileé war mit Dragonern beſetzt, dieſe ließ Banner durch ſein Fußvolk in Maſſe angreifen. — Es gelang auch dieſer Angriff und der Hohlweg wurde erobert, nun aber die feindliche Schlachtordnung mit Erfolg durch ſchweres Geſchütz beſchoſſen, wodurch einige Unordnung unter den Kaiſerlichen entſtand. Kaum wurde der Feldherr der Schweden dieſes gewahr, als er ſich ſofort an die Spitze ſeines eignen Reiterregiments ſetzte, noch drei anderen Regimentern ihm zu folgen befahl, und nun die ihm entgegenſtehenden kaiſerlichen Küraſſiere angriff. Dieſe empfingen den Angriff gefaßt, und warfen ihn mit gewohnter Tapferkeit zurück, wobei die Schweden viele ihrer Waffenbrüder verloren. — Schnell ordneten ſich die Geworfenen wieder und machten einen neuen Angriff; doch dieſesmal waren die andern drei ſchwediſchen Regimenter heran, und unterſtützten dieſen Angriff dermaßen kräftig, daß endlich die kaiſerlichen Küraſſiere geworfen werden konnten, und ihre Unordnung ſich dem ganzen linken Flügel mittheilte. Dieſes benutzten die Schweden und griffen denſelben noch einmal mit vereinten Kräften an, ſo daß er nun bald zurückgetrieben wurde. — Bald wurden jedoch die Weichenden genöthigt, ſich wieder dem Feinde entgegenzuſtellen; denn zwei große ſchlammige Gräben und der Chemnitzfluß befanden ſich in ihrem Rükken, und durch dieſe wurden ſie an ihrem weitern Rückzuge gehindert. — Es ging alſo das Treffen aufs neue an, und nach einem harten Kampfe wurden die Kaiſerlichen und Sachſen auf dieſem Flügel in Unordnung gebracht und geſchlagen. Wem es nun nicht gelang, über die natürlichen Hinderniſſe hinwegzukommen, wurde niedergehauen oder gefangen.

Dies war das Schickſal des Tages auf dem linken Flügel. Der rechte, der bisher noch nichts gelitten hatte, wurde nun von den Schweden auf zwei Seiten mit Macht angegriffen. — Die Regimenter dieſes Flügels waren jedoch durch das Schickſal ihrer Waffenbrüder auf dem andern Flügel muthlos geworden, und thaten deshalb wenig Widerſtand. — Es waren zwar drei Dämme vorhanden, hinter denen ſie ſich hätten feſtſetzen und von neuem Widerſtand leiſten können; allein es war den Geſchlagenen der Muth zu tief geſunken, und ſie ſetzten ihre Flucht unaufhaltſam fort, das Fußvolk ward nach der Stadt gedrängt, und ſuchte ſich auf der Freiberger Straße oder durch den Zeiſigswald zu retten; allein die Regimenter Stelhantſch, Pful, Schlenge und Hammerſtein verlegten ihnen den Weg, und bei Kappel wurden die Flüchtigen umringt und faſt ſämmtlich niedergehauen.

An dieſem ſo verhängnißvollen Tage wurde beſonders das ſächſiſche Heer ganz ruinirt und konnte ſich nur langſam wieder erholen. Zweitauſend fünfhundert Mann von den Verbündeten deckten mit ihren Körpern über eine Meile weit das Feld. Sechs Kanonen, vierzehn Fahnen und vierzig Standarten wurden nebſt der ganzen Bagage von den Schweden erobert. — Der kaiſerliche General, Graf von Buchenheim ward nebſt ſieben und ſechzig Staabs- und Oberoffizieren gefangen und von den Sachſen geriethen ſieben und zwanzig Offiziere jeden Ranges in Gefangenſchaft. Die Schweden nahmen die Kaiſerlichen eher gefangen als die Sachſen; denn dieſe hieb man lieber nieder, als daß man ihnen Quartier gab.—

Die Ueberreſte der Sachſen wurden auf der Flucht, durch den raſtloſen Pful, noch einmal ereilt, angegriffen und ganz aus einander geſprengt. Von den Kaiſerlichen ſammelte Marazini, was er ſammeln konnte, und wollte ſich damit nach Freyberg ziehen; doch Pful ereilte ihn, griff das Corps mit Macht an, ſprengte es aus einander, und Marazini wurde gefangen.

Dieſer Sieg entſchied über das Schickſal von Thüringen und Meißen. Beide Länder blieben in den Händen der Schweden, die nun die Herren in denſelben ſpielten.

Das feſte Freyberg zu erobern, war nun Banners Wunſch, und ſchon am 10. April erſchien er wieder vor dieſer Stadt. Hier waltete der tapfere Haubitz noch im innigſten Vereine mit Freyberg's tapfern Bürgern und Bergleuten, und Alle waren eines Sinnes: ſich lieber unter den Ruinen der Stadt begraben zu laſſen, als ſie der Willkühr und Grauſamkeit der Schweden preiszugeben. — Die wiederholte Aufforderung zur Uebergabe wurde daher männlich, doch ohne Prahlerei, beantwortet, und die Belagerung begann. — Die Schweden gruben den größten Theil des Röhrwaſſers, ja ſogar die Münzbach ab, und glaubten die Belagerten durch des Lebens höchſte Qual, den Durſt, zur Uebergabe zu zwingen. Vergebens! — Am 12. April überſchüttete ein Regen von glühenden Kugeln die Stadt, dieſer aber hatte wenig Wirkung; jede aufſteigende Flamme wurde im Entſtehen erſtickt.

Es trat Mangel an Lebensmitteln ein. Die Freyberger hungerten und vertheidigten ſich. —

Dieſe Ausdauer wurde hoch belohnt, denn am 17. April hoben die Schweden die Belagerung auf und zogen ab. Die Beſatzung fiel nun aus und verfolgte die Schweden, doch in einem Kampfe, der bei dieſer Gelegenheit entbrannte, wurde der edle Haubitz tödtlich verwundet und beſchloß am folgenden Tage ſein Heldenleben. —

Dies war alſo die Schlacht bei Chemnitz, wichtig durch ihre Folgen; denn Sachſen war nun für den Kaiſer ſo gut als verloren, für die Schweden aber ein wichtiger Punct, neue Kräfte zu ſammeln. — Ein Beiſpiel davon, was unſere Väter in jenen Zeiten erdulden mußten, werden wir in den Tagsabſchnitten des 22. und 23. Aprils erzählen, und wollen uns hiermit auf dieſelben, als Fortſetzung des heutigen, beziehen.

5.

Luther auf ſeiner Reiſe nach Worms, zu Erfurt.

Vorbemerkung.

Die Reiſe Luthers nach Worms, um ſich dort vor Kaiſer und Reich zu verantworten, iſt wohl eine der merkwürdigſten Begebenheiten in der Geſchichte der Deutſchen, beſonders aber der Reformation, und Luthers Heldenſinn erſcheint dabei im glänzendſten Lichte. — Bereits im dritten Bande der Denkwürdigkeiten aus dem großen Panorama der Welt und des Menſchenlebens haben wir S. 333 ff. eine umfaſſende Beſchreibung dieſer merkwürdigen Reiſe gegeben, und bitten, um ſolche nicht wiederholen zu müſſen, dort nachzuleſen. Da aber der Aufenthalt Luthers in Erfurt, wegen ſeiner Folgen, vorzüglich merkwürdig iſt, und ſich dem Verfaſſer ſeit der Zeit, wo er jene Reiſe beſchrieb, verſchiedene dort noch verſchloſſene Quellen geöffnet haben; ſo ſollen die gedachten Begebenheiten in dieſen und den folgenden Abſchnitten ihre Stellen finden.

D. Martin Luther hatte früher ſieben Jahre in Erfurt verlebt, und die Bewohner dieſer Stadt hatten ihn als fleißigen Studenten, gelehrten Magiſter und frommen Mönch gekannt. — Es erregte daher ſein Unternehmen, daß er es wagte, das Ablaßunweſen zu bekämpfen, beſonderes Intereſſe in dieſer Stadt, und im Stillen vergrößerte ſich daſſelbe, ſelbſt unter den Geiſtlichen. Aber auch die Laien waren es herzlich müde, ſich noch länger am Gängelbande oder in Ketten herumführen zu laſſen, und beſonders trug folgender Umſtand viel zu dieſer Stimmung bei. —

Der Dominikaner Orden hatte bald nach ſeiner Entſtehung Platz in Erfurt gefunden, und ſchon vom Jahre 1222 datirt ſich die Begründung einer Clauſur bei St. Pauls Kirche, welche bald zu einem förmlichen Kloſter erhoben wurde. Nur zu bald maßten ſich die Mönche auch dieſes Kloſters die Gerichtsbarkeit über die Gewiſſen an, und ein förmliches Glaubensgericht entſtand, in Folge deſſen ein Inquiſitionshaus an dieſes Kloſter angebauet wurde, in welchem manche, das menſchliche Gefühl empörende Gräuel verübt wurden, denn, „Schrecken und Schande— ſagt ein katholiſcher Schriftſteller der neueren Zeit *) — waren die Werkzeuge, womit ſie die Menſchheit verſtümmelten. Die geheimſten Gedanken, jede aufkeimende Leidenſchaft, jeder Trieb der Natur und der Geſellſchaft ſtand unter dem bleiernen Scepter der Gerichtsbarkeit dieſer Mönche. — Conrad von Marburg, ebenderſelbe, der die fromme Landgräfin von Thüringen, Eliſabeth die Heilige, ſo barbariſch mißhandelte und unnützerweiſe quälte, da die Geſchichte ſie als eine ächt fromme Frau auf das ruhmvollſte bezeichnet, ließ alle Leute, jung und alt, Weiber und Mädchen, Männer und Jünglinge ein glühend Eiſen in die Hand nehmen. Die Verletzung dieſer Hand war nun ein Beweis der Kezzerey.“ —

Dieſer unbefugten Gerichtsbarkeit, ob ſie gleich von ihrer Strenge in den neuern Zeiten viel nachgelaſſen hatte, waren denn nun die Bewohner Erfurts höchſt überdrüßig, und von ihrer Energie ließ ſich erwarten, daß ſie dies Joch nicht lange mehr geduldig ertragen würden. Auch dieſer Ueberdruß trug ſehr weſentlich mit dazu bei, daß die Bewohner Erfurts dem kühnen Unternehmen des ihnen noch wohlbekannten Auguſtiners, Martin Luther, um ſo geneigter wurden. Dieſe Geneigtheit wurde noch

---

*) *M.* Dominikus in ſeinem hiſtoriſch-topographiſchen Werke: Erfurt und das Erfurtiſche Gebiet Tom. I. S. 116. ff.

vermehrt, als die von *D.* Eck bewirkte päpſtliche Bannbulle (1529) erſchien, in welcher **Luther** und ſeine Anhänger mit dem infamirenden **Ketzernamen** belegt wurden. — Dieſes wurde von den Bürgern Erfurts als eine Unterdrückung der Wahrheit durch Macht und Gewalt angeſehen, und war genug, ihnen eine Prozedur verhaßt zu machen, die an und für ſich nur ein Gewaltſtreich war. Daher erfuhr dieſe Bulle, welche *D.* Eck gleich nach ihrem Erſcheinen perſönlich nach Erfurt brachte, eine ſehr ungünſtige Aufnahme in dieſer Stadt. — Der damalige Rector der Univerſität, *D.* **Ludwig Platz von Melſingen**, ließ eine Proteſtation dagegen anſchlagen; die Studenten aber verfuhren nun gegen dieſe Bulle mit öffentlicher Beſchimpfung. — *D.* Eck glaubte in ſeiner Eigenſchaft, als päpſtlicher Nuncius und Orator, weniger Umſtände machen zu dürfen, und ſetzte die Theologen an dieſer Univerſität zur Rede, fand ſich aber in ſeiner Erwartung ſehr betrogen; denn kaum hatte er die Bulle eigenmächtig anſchlagen laſſen, als auch die Studenten ſich vor ſeinem Quartiere verſammelten, einige mitgebrachte Exemplare der Bulle vor **Ecks** Augen zerriſſen und in's Waſſer warfen; ſo daß dieſe Bulle, nach **Luthers** Ausdruck, im eigentlichen Verſtande zur **Bulle** (Waſſerblaſe) wurde.*) Es würde auch Eck übel ergangen ſeyn, wenn er ſich nicht verborgen und die Stadt ſobald als möglich in der Stille verlaſſen hätte.

So war die Stimmung in den Gemüthern der

---

*) Einen ähnlichen Auftritt veranlaßte dieſe Bulle in Leipzig, trotz dem Eifer des Herzogs **Georg**; und überall zeigte es ſich, wie wenig ſie an der Zeit war.

A. d. V.

Bewohner **Erfurts** beſchaffen, als am 5. April 1521 ſich plötzlich die Nachricht in dieſer Stadt verbreitete: „**Der kühne Auguſtinermönch, Luther, reiſe nach Worms, um ſich dort vor Kaiſer und Reich zu verantworten, übernachte heute in Weimar, und werde morgen bei guter Zeit in Erfurt ſeyn.**“

Dieſe Nachricht wirkte wie ein elektriſcher Schlag auf die Gemüther. Von den ältern Univerſitätsverwandten und Bürgern erinnerten ſich noch viele an **Luther**, und auf die Gemüther der jüngern machte der kühne Angriff des **Mönchs** auf die Allmacht des **Papſtes** einen tiefen Eindruck, weil das jugendliche Gemüth Allem, was kühn iſt, beſonders anhängt, und es entſtand daher, bei dieſer Nachricht, eine allgemeine Bewegung, die mit Blitzesſchnelle aus einem Hörſaale in den andern flog. Bald war der Entſchluß von den ſtudirenden Jünglingen gefaßt, dem heldenkühnen Manne, der den Muth hatte, ſeine Ueberzeugung vor Kaiſer und Reich zu vertheidigen, entgegenzuziehn, und ſeinen Einzug in die Stadt zu einem wahren Triumpheinzuge zu machen. Dieſer Entſchluß ging bald von den Hörern auf die Lehrer über. Eine Aufforderung hierzu erſchien ſofort öffentlich am ſchwarzen Brete, und hierdurch theilte ſie ſich auch den Bürgern und ihren Söhnen mit, die bald allgemein gleichen Entſchluß faßten. —

Am frühen Morgen des andern Tages waren daher kaum die Thore geöffnet, als auch ſchon eine bedeutende Menſchenmenge auf der Straße nach Weimar hinausſtrömte. *D.* **Crotus**, die Univerſitätslehrer: **Erban Heſſe**, **Georg Sturz**, **Euri-**

zius Cordus, Johannes Draco oder Draconites,*) und noch mehrere, an vierzig, ritten auf geſchmückten Roſſen dem Erwarteten entgegen, viele der angeſehenſten Männer aber folgten ihnen auf Wagen. Eine bedeutende Anzahl Studenten war heute ebenfalls hoch zu Roſſe, und wem dieſes durch ſeine Finanzen verſagt wurde, wanderte wohlgemuth auf den eignen Füßen dem Ziele zu; bei keinem aber durfte das gewichtige Schlachtſchwert fehlen: war doch der von Allen hochverehrte Luther in des Papſtes Bann verfallen, und die Mönche fluchten ihm heute gewiß in ihren Klöſtern; auch hatten die Dominikaner ihren Haß gegen den Banniſirten ſchon deutlich genug an den Tag gelegt, und dieſen Ehrenzug, obgleich vergeblich, zu verhindern geſucht. — Wie leicht konnte es alſo geſchehen — meinte man — daß dieſer furchtloſe Beſtreiter der Papſtesgewalt auf ſeinem Wege durch der Pfaffen Liſt und Tücke gefährdet wurde. Daher dieſe Bewaffnung der Tauſende, die ihm entgegenzogen.

So war der Zug ſchon drei Stunden weit von Erfurt entfernt, und bereits in der Nähe des Dorfes Nora angekommen, als plötzlich einige Studenten, die auf Spähe ausgeritten waren, im Gallopp zurückkamen.

---

*) Es meinen manche Schriftſteller: Juſtus Jonas, der nachmalige Freund Luthers, habe ihn von Wittenberg nach Worms begleitet; dieſes iſt aber ein Irrthum. Jonas war 1521 Canonicus am Stifte Severi und academiſcher Lehrer in Erfurt. Schon am 5. April eilte er Luthern nach Weimar entgegen, machte dort deſſen Bekanntſchaft, wurde ſein Freund, und begleitete ihn nun von Erfurt nach Worms. Aus dieſer Begleitung aber ſcheint jenes Mißverſtändniß entſtanden zu ſeyn.

A. d. V.

„Er kommt! Er kommt! — hörte man ſie ſchon von fern rufen, — Seht! Dort in der Ferne rollt der Wagen daher, der ihn zum Ziele bringen ſoll!“—

Schnell ordnete ſich nun die große Menge der Ausgezogenen, um den Erwarteten würdig zu empfangen. Immer näher kam der Wagen, endlich war er heran. —

Der Rector Crotus empfing den ankommenden Reformator mit einer feierlichen lateiniſchen Rede, und Erban Heſſe,[*] der heute Luthern zum erſten male ſah, wurde durch den Anblick des kühnen Mönchs, der im Vertrauen auf Gottes Beiſtand ein ſo Großes gewagt hatte, ſo begeiſtert, daß er die köſtlichſten Verſe in der alten Sprache Latiums improviſirte. Auch die andern Profeſſoren riefen dem Ankommenden lauten Beifall entgegen, und von den Tauſenden, welche ringsumher die Felder bedeckten, erſcholl der Willkommens Ruf, der von einer ſolchen Menge Stimmen wie des Meeres ſturmbewegte Wogen brauſ'te.

Der ſo beſcheidene Luther war durch dieſen Empfang auf das höchſte überraſcht, und bedurfte einer kleinen Weile Zeit, ſich zu ſammeln; dann beantwortete er die an ihn gerichteten Reden in tiefer Bewegung des Gemüths, ebenfalls in lateiniſcher Sprache. — Als er dieſe Rede geendigt hatte, ſetzte ſich der Wagen wieder in Bewegung, und fuhr, umgeben von Tauſenden, langſam fort. Dieſem Wagen voran ritt der Herold des Kaiſers, Caspar Sturm, in ſeiner Amtstracht; er war der Schirm und Schild für den in der Kirche großen Bann verfallenen, unter dem allein er ſicher reiſen konnte. —

---

[*] Dieſer war Profeſſor der Rhetorik und Poeſie an der Univerſität zu Erfurt, und einer der geſchätzteſten Dichter ſeiner Zeit. — Der als Schriftſteller berühmt gewordene, ſo wie als Prediger und Menſch mit Recht hochgeachtete Loſſius in Erfurt, hat das Andenken Heſſe's, durch eine würdige Biographie, welche den Titel führt: Helius Erban Heſſe und ſeine Zeitgenoſſen, bei der Nachwelt zu erhalten gewußt.

A. d. W.

Mit tiefer Gemüthsbewegung blickte der Reformator auf die Tauſende hin, die ſeinen Wagen umgaben. Aus dieſer Menge, die ſich durch die von allen Seiten herbeiſtrömenden Landleute fortwährend vermehrte, konnte er leicht ſchließen: daß der ausgeſtreuete Saame evangeliſcher Lehre bereits Wurzel geſchlagen und ſich ausgebreitet habe. — Dies war ihm ein Wink der Vorſehung, daß ſein Werk gelingen werde, und Luthers Seele erhob ſich nun im ſtillen Gebete zu Gott, um ſeinen fernern Beiſtand auf dem ſchweren Gange, den er zu gehen im Begriff war. — Daß aber dieſes Gebet Erhörung gefunden habe, und dem Betenden Kraft und Stärke von oben zu Theil geworden ſey; davon giebt die Geſchichte des Wormſer Reichstages die deutlichſten Beweiſe. — Luthers Hoffnung war zwar auf Gott und nicht auf Menſchen gebaut; demohngeachtet mußte ihm dieſe allgemeine Theilnahme tröſtend ſeyn, weil ſie einen überzeugenden Beweis von dem Beifall gab, welchen ſein Unternehmen in der Menſchen Herzen fand.

Da ſich der Zug nur langſam mit der Menge fortbewegen konnte, ſo war es bereits am Nachmittage, als derſelbe von der letzten Höhe vor der Stadt ſich herab in die Ebene bewegte, in welcher Erfurt liegt. — Es war ein herrlicher Frühlingstag, die Sonne erleuchtete die reiche, einem großen Garten gleichende Landſchaft, in welcher ſich die alte, große, vielgethürmte Stadt ausdehnt, und ſpiegelte ſich, gleich funkelnden Sternen, in den Fenſtern der beiden hochliegenden koloſſalen Stiftskirchen und der Benedictiner-Abtey auf dem Petersberge.

Endlich kam der Zug vor dem Thore an, und hier erwartete abermals eine große Menſchenmenge den Ankommenden; dieſe empfing ihn mit freudigem Zuruf. Auch alle Straßen der Stadt waren mit Menſchen erfüllt, die begierig waren, den Kühnen zu ſehen, der es gewagt hatte, den Kampf gegen die unerträglich gewordene Gewiſſensſklaverei, Mißbräuche und veraltete Irrthümer zu beſtehen. — Und ſo fuhr der Wagen, vom Herold angeführt, langſam durch die Straßen, nach dem Auguſtinerkloſter hin, in welchem Luther ſeine Herberge nehmen wollte.

Der Empfang in dieſem Kloſter war ſehr verſchieden. Von den Mönchen aus der Zeit von 1505 — 8 waren nur noch drei vorhanden, Johann Lange, Melchior Weidmann und *M.* Bartholomäus Arnold von Uſingen. — Der erſte, ſchon in jener Zeit der innigſte Freund Luthers, war jetzt Prior des Kloſters, und umfing den alten Freund, auf den er jetzt ſtolz war, mit Wonne; denn er hing ebenfalls dem Unternehmen ſeines Freundes mit Ueberzeugung an. — Auch er hatte ſchon längſt die Nothwendigkeit einer Kirchenverbeſſerung erkannt, und es machte ihm jetzt doppelte Freude, daß es eben ſein innigſter Freund war, der dieſes Werk begonnen hatte. —

Nicht gleiche Gefühle theilten Melchior Weidmann und M. Bartholomäus Arnold nebſt noch andern alten Brüdern mit ihm; denn ſie konnten es nicht über ſich gewinnen, dem Verwegenen, welcher die wohl erworbenen Rechte des heiligen Vaters und der ganzen Prieſterſchaft mit frevelnder Hand angetaſtet hatte, und dafür verdientermaßen im Banne war, ein freundliches Geſicht zu machen. Dieſe Herren zogen ſich alſo zurück von dem Banniſirten und hatten nicht die geringſte Gemeinſchaft mit ihm.

Luthers Ankunft in Erfurt geſchah am Sonnabend nach Oſtern, und am nächſten Morgen erſchienen mehrere Rathsherren und andere angeſehene Männer im Kloſter, die ihn baten, eine Predigt zu halten, und er ſagte es ihnen zu. — Die Nachricht, daß der geſtern Angekommene in der Auguſtiner-Kirche noch Vormittags predigen werde, verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle in der ganzen Stadt, und als die Stunde erſchien, wo die Predigt ſtattfinden ſollte, war die geräumige Kloſterkirche gedrängt von Zuhörern erfüllt, welche des Beginnens dieſer Predigt mit Ungeduld harrten.

Luthern war nur wenig Zeit übriggeblieben, ſich auf dieſe Rede vorzubereiten; doch er, der von Gott mit einem nicht geringen Rednertalent begabt worden war, bedurfte nicht viel Zeit, um eine Rede zu halten. Getroſten Muthes beſtieg er die Kanzel, und predigte über die Worte Chriſti: „Friede ſey mit Euch, und ſehet meine Hände und Seiten, und wie mich mein Vater geſandt hat, alſo ſende ich Euch!“ ꝛc.

Man ſieht es dieſem Sermon wohl an, daß es eine extemporirte Rede iſt; doch dürfte es wohl nicht jeder Prediger wagen dürfen, ohne gehörige Vorbereitung vor einer ſo zahlreichen Verſammlung aufzutreten, und einen ſo kräftigen, geordneten Vortrag zu halten. — Dieſe Predigt fand auch den Weg zu den Herzen der Zuhörer; denn Luther erzählte keine Legenden von Wundern der Heiligen, zum Beſten der Starkgläubigen, ſondern er predigte das Wort von Chriſto, ohne Zuſätze, was aber den Leuten etwas Neues war.

Die Verſammlung hörte dem Prediger mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu, und eine tiefe Stille herrſchte in der Kirche. — Da krachte plötzlich eine alte hölzerne Emporkirche, — (die Kirche war nahe an dreihundert Jahre alt) — und drohete unter der Laſt der Ueberfüllung zuſammen zu brechen, alſo, daß die Leute, die auf ihr ſtanden, die Fenſter einſchlagen und hinaus auf den Kirchhof ſpringen wollten. Hierdurch entſtand eine Unruhe unter den Zuhörern, welche für manchen Prediger ſehr ſtörend würde geworden ſeyn; doch Luther war bekanntlich der Mann nicht, der die Gegenwart des Geiſtes ſo leicht verlor. — Kaum hörte er das Krachen der Emporkirche, und bemerkte den Tumult unter ſeinen Zuhörern, als er ganz ruhig in ſeiner Predigt innehielt, und ſich nach der Stelle hinwendete, wo er das Geräuſch gehört hatte. Er erhob die Rechte und rief mit ſtarker Stimme: „Laßt Euch nicht ſtören, lieben Brüder, und bleibet ruhig. — Es hat keine Noth! — Ich weiß es ſchon, daß, wo ich bin und das Evangelium verkünde, auch ſogleich der Teufel da iſt, und ſein Spiel treibt, mich zu hindern. Es will ihm aber ſolches der allmächtige Herre Gott immer nicht geſtatten. Darum will ich, dem Teufel zum Trotz, in meinem Sermon fortfahren. —

Dieſe Worte verfehlten auch ihre Wirkung nicht. Es wurde Alles wieder ruhig, und Luther ſetzte nun, ohne die geringſte Störung weiter, ſeine Rede fort bis an's Ende.

Es war aber dieſe Predigt von der entſchiedenſten Wirkung auf die Herzen der Zuhörer. Nun hatten ſie es gehört, daß Luther keine Teufelslehren predigte, wie man ihnen ſchon oft auf den Kanzeln vorgelogen hatte, und der ohnedem ſchon hoch geachtete Redner ſtieg nun noch höher bei ihnen am Werthe.—

Als nun die Predigt zu Ende war, und der Prediger die Kanzel, das Volk aber die Kirche verließ, drängte man ſich nach dem Prediger hin und wollte ihm danken; aber der Beſcheidene entzog ſich ihnen, und verbarg ſich im Innern des Kloſters; er wollte auch alle Auftritte vermeiden, die man ihm irgend hätte übel deuten können. —

Am andern Morgen ſuchte er in der Stille weiter zu ziehen; doch als er in den Kloſterhof trat, und dort auf den Wagen ſteigen wollte, fand er den Hof mit Menſchen angefüllt, die gekommen waren, ihn noch einmal zu ſehen und von ihm Abſchied zu nehmen. — Er ſegnete nun die Menge und beſtieg den Reiſewagen. Dieſem ſchloſſen ſich der Stadthauptmann Herrmann vom Hofe, nebſt den Profeſſoren Sturz und Cordus an, welche letztern eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Italien vorhatten. — Der Fuhrmann trieb die Roſſe an, und der Wagen rollte nun, unter dem allgemeinen Rufe: „Lebt wohl! Gott ſey mit Euch!" — davon. —

Und nun verließ der ſo feierlich Eingeholte ganz in der Stille die Stadt wieder und ſetzte ſeine Reiſe fort, um — mit Frundsbergs Worten, — einen Gang zu gehen, dergleichen mancher alte Krieger in der heißeſten Feldſchlacht nicht gethan. —

Die Folgen dieſer Anweſenheit Luthers in Erfurt werden wir im folgenden Abſchnitte vortragen.

6.

Das Pfaffenſtürmen zu Erfurt.

(Fortſetzung und Beſchluß des vorigen Abſchnitts.)

Luther war zwar wieder fort, aber ſein Beſuch Erfurts hatte eine unerwartete Folge für dieſe Stadt, welche der Gegenſtand dieſes Abſchnittes ſeyn ſoll. —

Der feierliche Empfang dieſes Mannes war für Viele, beſonders aber für ſeine Feinde unter der Geiſtlichkeit ein Gegenſtand des Neides und bitterſten Haſſes geworden. — Einen vom heiligen Vater in den Bann gethanen Ketzer ſo feierlich einzuholen, als wäre er das Oberhaupt der Chriſtenheit ſelbſt, das war doch zu viel, und man war beſonders in den Klöſtern darüber ungehalten. Daß aber ſo viele angeſehene Männer unter dieſen erklärten Freunden des Ketzers geweſen waren, wurde beſonders ein Gegenſtand der gehäßigſten Erwägung bei den Dominikanern, und dieſe die Mutter der Rache.

Bekanntlich beſaß Erfurt zu jener Zeit die beiden Stifter zu Unſerer Lieben Frauen und St. Sever, deren prächtige Kirchen nebeneinander ſtehen, und die Canonicate wurden beſonders als Belohnungen an gelehrte Männer gegeben, ſo daß auch jetzt verſchiedene Profeſſoren der Theologie unter den Chorherren beider Stifter ſich befanden. — Von dieſen hat uns aber die Geſchichte den Namen nur eines Einzigen aufbewahrt. — *M.* Johannes Draco (auch Draconites) war ſowohl Profeſſor der Theologie, als auch Chorherr am Severs-Stifte, und dem kühnen Auguſtiner im Herzen zugethan. Als dieſer nun an jenem Tage in die Nähe von Erfurt kam, war *M.* Draco mit zwei Chorherren des Marienſtifts unter denen, die ihm entgegenzogen; ſie wurden aber deshalb der Gegenſtand des Haſſes und der Rache bei den Dominikanern, und ſollten für ihre Verwegenheit büßen.

Die Dechanten der beiden Stifter wurden daher in das Dominikanerkloſter zu Gaſte geladen, und als der gute alte Erfurter Wein, von den Hohenwindner Bergen, die Herren ſprachſelig gemacht hatte, wußte der Prior das Geſpräch mit guter Art auf den ſo feierlichen Empfang zu lenken, der dem verruchten Erzketzer auf eine ſo höchſt ungebührliche Weiſe zu Theil geworden ſey, da es doch ganz andere Männer gebe, welche noch mehr Ehre verdienten als ein Banniſirter, dem ſie ſo unverdient erzeigt worden wäre. —

Dieſer Stich, ſo fein er auch war, verfehlte ſeine Wirkung nicht, denn die beiden Dechanten zogen dieſe Vergleichung auf ſich, was auch des Priors

Wille war. — Nunmehr ſchürte dieſer mit ſeinen Conventsbrüdern den glimmenden Funken zur Flamme an, und bedauerte, daß bei den Profeſſoren, die dem verhaßten Zuge beigewohnt hätten, auch Chorherren der beiden Stifter geweſen wären, und als die Dechanten nach den Namen derſelben fragten, nannte man zwar dieſe, fügte aber heuchleriſch noch manches zu ihrer Entſchuldigung hinzu, aber auf eine ſo hämiſche Weiſe, daß dieſe Beſchönigungen den Grimm in den Herzen der Dechanten noch vermehrten, und am Ende gaben ſich die Herren Dechanten gegenſeitig das Wort, dieſe räudigen Schafe auszuſtoßen aus der Gemeinſchaft der treugebliebenen Diener Gottes. — Der Prior der Dominikaner aber ſprach mit Freuden das Amen zu dieſem ächt chriſtlichen Entſchluſſe. —

Als nun am andern Tage der *M.* Draco in der Stiftskirche erſchien, und ſich wie gewöhnlich auf ſeinen Sitz begeben wollte, wartete ſeiner der Dechant des Stiftes, *D.* Schröter, — (oder wie er ſich ſelbſt nannte, *D. Dolcator*) — am Eingange des Chors. Draco grüßte den Obern ganz ſubmiß, und wollte ſich bei ihm vorbei nach ſeinem Sitze begeben, als ihm der Dechant mit ſtarker Stimme zu ſtehen befahl. — Draco gehorchte, und der Dechant warf ihm nun mit großer Heftigkeit und Bitterkeit ſein Verbrechen vor, den im Kirchenbanne lebenden Erzketzer Luther ſo hoch geehrt und freundſchaftlichen Umgang mit ihm gepflogen zu haben. Dieſes war denn nun freilich nichts weiter, als was Andere auch gethan hatten; allein dieſe Andern waren keine Chorherren, und nicht des Dechants Untergebene. *M.* Draco aber war es, und mußte mit für Jene büßen. Zwar wollte ſich der Geſcholtene gegen die ihm gemachten Vorwürfe der Ketzerey ꝛc. vertheidigen; allein der Dechant ließ ihn nicht dazu kommen, es wurde vielmehr ſein Zorn durch dieſen Vertheidigungs-Verſuch auf das höchſte getrieben, ſo daß er in ſeinem ungeſtümen Eifer dem Geſcholtenen erklärte: daß er, laut der päpſtlichen Bulle, mit Luthern in gleicher Verdammniß und alſo auch ſeiner geiſtlichen Würde verluſtig ſey. — Nun ergriff der ungeſtüme Eiferer den beſtürzten M. Draco mit ſtarker Hand, entwand ihm den Chorhut, riß ihm den Chorrock über den Kopf hinweg, und ſtieß ihn endlich, nachdem er das Anathema des Kirchenbannes über ihn ausgeſprochen hatte, aus dem Chore, durch die Kirche hindurch zur großen Pforte hinaus, die er hinter dem Ausgeſtoßenen wieder verſchloß. —

Der arme Ausgeſtoßene wußte nicht, wie ihm geſchah. Er war ſich keines Verbrechens bewußt, war auch nur dem Beiſpiele anderer Univerſitätslehrer gefolgt. — Seinem Vorgeſetzten ſich im Tempel Gottes kräftig zu widerſetzen, wagte er nicht, und wich demnach willig der Gewalt, die ihn ſo ſtürmiſch vertrieb. — Bald ward dieſem Manne der Troſt, Genoſſen ſeines Schickſals zu finden; denn eben als er hier auf dem freien Platze ſtand, und zu überlegen begann, was er nun zu thun habe, wurde die nur wenig Schritte entfernte Pforte des Marienſtifts geöffnet, und zwei Chorherren, aus gleichen Urſachen, von ihrem Dechant mit vielen Scheltworten ausgeſtoßen. — Die drei Männer klagten nun einander ihr Schickſal, und begaben ſich dann ganz ſtill in ihre Wohnungen, mit dem feſten Entſchluſſe, ihren Feinden nicht ungeahndet zu weichen. Und es geſchah alſo. —

M. Draco war als Univerſitätslehrer ſehr beliebt, und hatte beſonders unter den Studenten einen großen Anhang. Als er ſich nun bei der Univerſität über die erlittene Beſchimpfung beſchwerte, äußerten die Studenten ihren Unwillen über die beiden unduldſamen Dechanten, und ihre Klagen gelangten bald zu den Ohren der Bürger, die aus guten Gründen keine Freunde der Stiftsgeiſtlichen waren, weil dieſe nur genießen, nicht aber zu den gemeinen Laſten etwas mit beitragen wollten. Daher hatten die Bürger ſchon längſt auf eine Gelegenheit gewartet, ihren Unwillen zu bethätigen, und die jetzige war zu günſtig, als daß ſie nicht benutzt werden ſollte.

Luther ſoll, — nach einer Sage, — auf der Reiſe von Wittenberg nach Worms, und zwar auf dem Wege von jener Stadt bis Weimar ſein herrliches Lied: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott, ꝛc. gedichtet, und dem Wittenberger Studenten, Peter Sven, der ihn auf ſeiner Fahrt begleitete, erlaubt haben, eine Abſchrift davon zu nehmen. Als nun Luther in Erfurt eingezogen war, las Sven Abends, in einer Studentengeſellſchaft, ſeinen neuen Freunden dieſes Heldenlied vor, und Alle wurden davon hingeriſſen. — Eine Abſchrift wurde davon genommen, welche aber in wenig Tagen ſehr vervielfältigt wurde, und nun hatte dieſes Lied eine Folge, von der Luther nicht das Geringſte ahnete.

Es ergriff nämlich dieſer Geſang alle Herzen; denn er war aus einer vollen Seele gekommen, und hatte daher bald wieder Eingang dorthin gefunden. — Der Dichter war durch daſſelbe in der öffentlichen Achtung ungemein geſtiegen, und hatte ſich eine Menge Freunde erworben. — Die Bürger Erfurts waren wegen ihrer Energie bekannt, und auch jetzt äußerte ſie ſich in ihrer ganzen Stärke. Kaum erfuhren ſie alſo die Beſchimpfung, die dem geachteten Canonicus *M.* Draco und ſeinen Amtsbrüdern blos deswegen widerfahren war, weil ſie Luthern entgegengegangen waren, als ſich auch ein allgemeiner Unwille dieſer Kraftmänner bemächtigte. Daß die geiſtlichen Herren nur empfangen nicht aber geben wollten, überlegte man bei dieſer Gelegenheit ebenfalls mit, und die Erbitterung ſtieg immer höher. — Auch die zahlreichen Handwerksgeſellen hörten auf dieſe Weiſe von den rohen Ausbrüchen des Haſſes, deſſen ſich die beiden Dechanten gegen dieſe Männer ſchuldig gemacht hatten, als nicht minder ein allgemeiner Unwille dieſer jungen Leute Meiſter ward. — Und ſo ſchloſſen die Studenten, Bürger und Handwerksgeſellen, von denen die beiden letztern ſchon ſo oft die erbittertſten Feinde der erſtern geweſen waren, den Bund der Rache mit einander, und die Thätlichkeiten brachen nur zu bald aus. Man ſah Bürger, Studenten und Handwerksgeſellen berathſchlagend auf den öffentlichen Plätzen und in den Straßen, und konnte leicht merken, daß etwas vorſeyn müſſe. Auch der Rath blieb nicht ohne Wiſſenſchaft davon, doch es war beinahe der ganze Rath Freund von Luther geworden, und gönnte im Stillen der Geiſtlichkeit eine Züchtigung gern.

Nur wenig Tage waren, nach jener Beſchimpfung Dracos, verfloſſen, als an einem Abende plötzlich eine große Menge Volks von allen Seiten her, nach dem Platze hinter dem Dome ſtrömte, welcher die Wohnungen des Weihbiſchofs und der meiſten Chorherren enthielt. — Das Haus jenes Prälaten war das erſte, welches geſtürmt, und in demſelben Alles vernichtet wurde. Nun zog der ganze wüthende Haufen nach den Wohnungen der beiden Dechanten hin, die ein gleiches Loos erfuhren. — Der Domdechant D., Wiedemann, erſchien am Fenſter, und ſuchte die aufgeregte Menge durch gute Worte zu begütigen. Doch ſeiner Rede Fluß wurde durch eine Menge Steine unterbrochen, welche in die Fenſter flogen, und der Erſchrockene flüchtete ſich vom Fenſter hinweg. Die Menge brach nun in das Haus ein, und der Dechant ſah ſich genöthigt, um den immer häufiger und härter werdenden Püffen der Studenten zu entgehen, durch die Thür eines Nebenzimmers zu flüchten, von wo es ihm gelang, nach dem Benedictiner-Kloſter auf dem Petersberge zu entkommen, um dort ein Aſyl zu finden. —

Der Dechant D. Schröter, — (Doleator) — als der eigentliche Veranlaſſer dieſer Unruhen, war heute zu ſeinem Glücke verreiſ't, und man ließ alſo, wie bei D. Wiedemann, die Wuth am Hausgeräthe und an den Weinfäſſern aus; jene wurden zerſchlagen, und dieſe ausgetrunken, ſo daß dem armen Dechant auch nicht ein Tröpfchen übrig blieb, nach der Zurückkunft ſeinen Durſt zu löſchen. Armer Mann! —

Nun traf das Loos der Zerſtörung und des Ausleerens der Keller und Speiſegewölbe die Häuſer der übrigen Stiftsgeiſtlichen, ſo wie, unter dem Schutze der Nacht, auch die Wohnungen anderer dem Volke verhaßter Perſonen. Doch hat dieſer Aufruhr das

Signe, daß man nicht ſagen kann, es wäre außer den Lebensmitteln und dem Weine, welche man auf der Stelle verzehrte oder forttrug, etwas geſtohlen worden, — (nur eine Armbruſt mit ſtählernem Bogen, die dem Dechant Wiedemann entwendet wurde, machte eine Ausnahme) — ſondern man begnügte ſich, die Mobilien, Bücher ꝛc. zu zerſtören. Die Kellerthüren ſchlug man mit Aexten auf, und bei dieſem Geſchäft waren die vielen in Erfurt lebenden fränkiſchen Weingärtner mit den Erfurter Gemüßgärtnern die thätigſten. — Wenn nun eine ſolche Thür der Gewalt der Axtſchläge wich, riefen die Studenten lachend: „Hephata!“ (Thue dich auf!) Was man vom Wein nicht trinken konnte, oder was aus Mangel an Gefäß nicht ſogleich fortzubringen war, ließ man in den Keller laufen. Die Betten ſchnitt man auf, und ließ die Federn in die Luft fliegen, ſo daß man, — nach dem Berichte eines Augenzeugen*) „den Himmel nicht wohl ſehen konnte, und es ein Anſehen hatte, als wenn es ſchneiete, wie denn auch der Erdboden ſo weiß war, als wenn es geſchneiet hätte.“

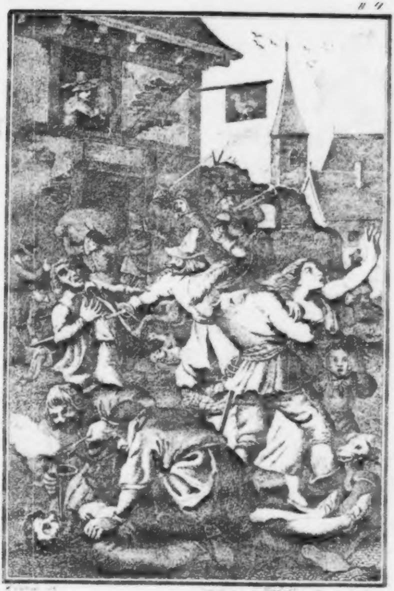
Der Rath that bei dieſem Unfuge nichts, was denſelben hätte ſteuern können, weil er im Stillen den Beſtürmten ihr Schickſal gönnte. Und als ſich dieſe in ihrer Noth an die Obrigkeit der Bürger wendeten und um Schutz baten, wich der Rath dieſen Bitten durch nichtsſagende zweideutige Antworten aus. Als aber die Zerſtörungswuth immer höher ſtieg und ſchon vier und vierzig Häuſer ihr Opfer gewor-

---

*) Des nachmaligen Superintendenten zu Dresden, Dr. Greſer, in ſeiner Autobiographie.

A. d. V.

II 4



Das Bilzger Elend

en waren, die Geiſtlichen auch ein Schutzgeld von
ehntauſend Gülden, und zugleich die Entrichtung der
cciſe ꝛc. gleich den Bürgern boten: da war der Zweck
rreicht, und der Rath rief nunmehr die Bürger unter
ie Waffen. Den Zerſtörern aber wurde unvermerkt
in Wink gegeben, ſich fortzumachen, alſo, daß die
ewaffneten Bürgerſchaaren, wo ſie hinkamen, Niemand
anden, den ſie hätten verhaften oder verjagen kön-
en. —

Solche Folgen hatte die Intoleranz und Unklug-
eit; für die Univerſität waren ſie jedoch am traurig-
ſten: da dieſes Pfaffenſtürmen, — wie der Auf-
uhr, den wir im Vorſtehenden nur in den Hauptzü-
en zu ſchildern verſucht haben, in der Chronik ge-
annt wird, — gleichſam der Grenzſtein ihres Wohl-
andes war. Von Lehrern und Lernenden ſchien die
isherige Freudigkeit gewichen zu ſeyn, und die Stu-
enten verließen großentheils die Stadt, ſo daß man
gewiſſermaßen ſagen kann: der Verfall der einſt ſo
erühmten Hochſchule gehe von dieſem Aufruhr an.

7.

Das Belziger Elend.

(Mit Abbildung.)

Die Schweden waren, wie wir in der Einleitung
um 31. März gemeldet und die Urſachen davon an-
egeben haben, nach dem Frieden von Prag die er-
bittertſten Feinde der Sachſen geworden, und es bleibt
uns daher nur noch übrig, zu bemerken, daß ihre Grau-

ſamkeit gegen die Landeseinwohner im Jahre 1636 am höchſten ſtieg, weil die ſächſiſchen Krieger ſchon im vorigen Jahre gegen die Schweden zu Felde gezogen waren, ſie aus Deutſchland vertreiben zu helfen, und ſich auch ſchon in dieſem Winter rüſteten, einen gleichen Feldzug gegen ſie zu beginnen. Daher rührte alſo die Rache der Schweden gegen Sachſen; Zerſtörung und Verwüſtung wurde nunmehr ihr Wahlſpruch, wenn ſie in dieſes Land einfielen. Von dem Elende, welches hierdurch über das Sachſenland gebracht wurde, wollen wir nur wenigſtens Ein Beiſpiel hier aufſtellen, welches uns mit dem wilden Geiſte jenes Krieges bekannt macht.

Die ſchwediſche Armee ging am erſten Tage des Monats April 1636 bei Magdeburg über die Elbe, und von dem Vortrabe wurden Parteien entſendet, welche die abſcheulichſten Grauſamkeiten gegen die Landeseinwohner verübten.

Am vierten April kam eine ſolche Partei von dreißig Reitern vor Belzig an. Ein benachbarter Landedelmann wollte ſeine beſte Habe nach dieſer Stadt flüchten und war ſchon in ihrer Nähe angekommen, als er von den ſchwediſchen Reitern ereilt und rein ausgeplündert wurde. — Der Scharfrichter in Belzig wollte ſeine Gattin nach Brandenburg in Sicherheit bringen, und es waren beide Gatten bereits eine bedeutende Strecke von der Stadt entfernt, als die Schweden ſie gewahrten und auf ſie Jagd machten. Der Scharfrichter trieb ſeine Pferde an, den Verfolgern zu entkommen; doch dieſe ſpornten ihre Pferde ebenfalls, ihre Beute nicht fahren zu laſſen, und ſo holten ſie die Verfolgten leicht ein. Man rief dieſen zu, daß ſie halten ſollten, und als der geängſtigte

Mann dennoch zu entkommen ſtrebte, ſchoſſen die Verfolger nach ihm; ſie hatten nur zu gut gezielt, denn es ſank dieſes Opfer des Todes, von mehreren Kugeln durchbohrt, entſeelt vom Wagen herab, ſeine troſtloſe Gattin ward alsdann rein ausgeplündert.

Nunmehr drangen die Reiter in die Stadt ein, wo ſie das Rathhaus aufſprengten und einige Kramläden ausplünderten, dann aber alle Pferde, die ſie bekommen konnten, zuſammen trieben und ſich mit ihnen entfernten.

Dies war der erſte einer langen Reihe von Jammertagen, welche über die unglücklichen Einwohner dieſer Stadt kamen, und in der Folgezeit mit dem bedeutungsvollen Namen: **das Belziger Elend** bezeichnet wurden.

Es reizte dieſe Plünderung zu mehrern, und ſchon am folgenden Tage kam eine andere Partei, von vierzig ſchwediſchen Reitern, welche im Namen des Generals **Wrangel** eine ſtarke Brandſchatzung forderten. Als nun der Rath die Bürgerſchaft, auf die gewöhnliche Weiſe, durch das Läuten der Bürgerglocke auf das Rathhaus berufen laſſen wollte, glaubten die Schweden, man läute Sturm und habe feindſelige Abſichten gegen ſie, weshalb ſie ſich entfernten, um Verſtärkung zu holen. Kaum eine Stunde ſpäter kamen vierhundert Schweden, welche ſich ſofort der Thore bemächtigten und im Sandbergſchen Thore einen alten Bürger erſchoſſen. Die ganze Partei drang in die Stadt ein, und ihr erſter Weg war nach der Kirche, welche nun aufgeſprengt und in derſelben jede Sache von nur einigem Werthe geraubt wurde. Dann wurden alle Häuſer der Stadt bis auf das kleinſte ausgeplündert. — Kaum hatte ſich dieſe Partei entfernt, als vier Regimentsquartiermeiſter mit achtzig Fouriers ankamen, und Quartiere für ihre Reiterregimenter forderten. Anfänglich bezeigten ſie ſich ganz human, doch als ſie gewahr wurden, es gäbe für ſie nichts mehr zu plündern, und daß ſie in dieſer ganz ausgeplünderten Stadt ſchlechte Quartiere haben würden, ſchienen ſie plötzlich anderes Sinnes zu werden, und nahmen nun das, was noch übrig war. Da aber dieſes nur ſehr wenig ſeyn konnte, ſo glaubten ſie, das Geld ſey verſteckt, und ſuchten nun durch Martern die Orte zu erfahren, wo es verborgen ſey. — Nun begannen die unmenſchlichſten, empörendſten Grauſamkeiten, und die ſchändlichſten Dinge wurden ungeſtraft verübt. Ein Bürger wollte ſich auf den Kirchthurm retiriren, man verfolgte ihn aber dahin und ſtürzte ihn die Treppen hinab, daß er ſtarb. — Das weibliche Geſchlecht wurde zur Befriedigung viehiſcher Luſt gemißbraucht, und dieſe Schändlichkeiten währeten die ganze Nacht hindurch bis an den Morgen, wo die unmenſchlichen Quartiermacher wieder abzogen.

Von nun an wechſelte eine Partei mit der andern ab, und alle ſuchten einander an Grauſamkeit zu übertreffen. Die Plünderung ging nun, da man nichts mehr fand, was die Habſucht hätte befriedigen können, in Mord und die empörendſten Barbareien über. So wurde am ſiebenten April ein Schmied auf das unmenſchlichſte gemartert, indem man ihm mit einer Kneipzange die Nägel von den Fingern abriß. — Einen Greis von ſiebenzig Jahren hing man an den Beinen auf. Wie verſchieden waren dieſe Schweden jetzt von den Schweden ſechs Jahre früher, wo ſie unter ihrem Könige kamen, für die politiſche und religiöſe Freiheit der Deutſchen zu fechten, dabei aber ſich muſterhaft betrugen. —

So währete dieſes Unweſen jeden Tag fort, bis zum 11. d. M., wo das Elend einen noch höhern Grad erreichte: weil an dieſem Tage die ausgeplünderte Stadt von den Schweden, da ſie nichts mehr zu plündern fanden, an mehreren Orten zugleich in Brand geſteckt wurde, ſo daß in wenig Stunden faſt die ganze Stadt, mit der Kirche, Pfarre, Schule und Rathhaus in die Aſche ſanken, und nur eine Gaſſe von ſieben und zwanzig Häuſern ſtehen blieb. Am folgenden Tage hatte die brandenburgiſche Vorſtadt, mit den noch übrigen Scheunen, ein gleiches Schickſal. —

Auf dieſe Weiſe war alſo das unglückliche Belzig vernichtet, und die bedauernswürdigen Einwohner, welche ſich geflüchtet hatten, kamen nun, als nichts mehr vorhanden war, was die Habſucht der Feinde nur im Geringſten hätte reizen können, ſchüchtern wieder herbei und quartierten ſich in den noch übrigen Häuſern, ſo wie in den Kellern der abgebrannten ein. Da lebte der ehemals Vornehme mit dem nach ſeiner Meinung geringern Bürger brüderlich beiſammen; denn Alle hatte das Unglück gleich gemacht. Alle waren arm geworden und das Elend hatte den ſelbſt geſchaffenen Unterſchied der Klaſſe auf die Seite geſchoben. —

Die Unglücklichen hofften nun, daß ihre Drangſale ein Ende haben würden, da ſie nichts mehr beſaßen, was man ihnen hätte nehmen können, und ſich in den nächſten Tagen nach dem Brande keine Schweden ſehen ließen. — Doch dieſe Hoffnung wurde nicht erfüllt, denn am 27. April begannen ihre Leiden von Neuem, als eine ſchwediſche Partei von zweihundert Reitern ankam. Dieſe wollte nun ebenfalls ihre Habſucht befriedigen, fand aber nicht das Geringſte, wodurch dieſe hätte befriedigt werden können. Hierdurch wurden die wilden Krieger zur Wuth gereizt, ſo daß ſie gegen die unglücklichen Einwohner dieſer verwüſteten Stadt die Waffen gebrauchten, und viele davon verwundeten. — Die ſcheußlichſten Martern wurden angewendet, ihr Elend auf das höchſte zu treiben, und unter dieſen ſtand der ſogenannte Schwedentrunk oben an. — Die Barbaren ergriffen ein ſolches Opfer ihrer Wuth, warfen es zur Erde, brachen ihm den Mund auf, in welchen ſie nun einen blechernen Trichter ſteckten, durch den ſie dem Gemarterten eine Menge Flüſſigkeit einfülleten, bis der Ueberfluß wieder zum Halſe herauskam; wo denn Viele an dieſem Einfüllen erſtickten. — Gewöhnlich geſchah das Einfüllen mit Waſſer; heute aber, wo die getäuſchte Hoffnung, auch etwas zur Beute zu finden, die Schweden*) bis zur Wuth gereizt hatte, wählten ſie die eckelhafteſten Dinge, z. B. Düngerjauche ꝛc. dazu, wovon ſie einem dieſer Unglücklichen zwei Eimer voll einfülleten. — Einem Pfarrersſohne füllete man auf dieſe Weiſe einen Eimer voll Hefen ein, ſelbſt Wein ꝛc. wurde zu dieſem Einfüllen gebraucht, „alſo daß es — mit den Worten der Quelle — einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen, wie man den Leuten mitſpielete, dergeſtalt, daß Viele in kurzem den Mund auf immer haben zumachen müſſen.—“

---

*) Man würde ſich ſehr irren, wenn man glauben wollte, die Krieger, welche man Schweden nannte, hätten zu dieſer Zeit aus wirklichen National-Schweden beſtanden. Dieſe waren gerade die wenigſten; die übrigen, wohl neun Zehntheile des ſchwediſchen Heeres, beſtanden aus Geworbenen, die heute dem Kaiſer und morgen den Schweden dienten, je nachdem ſie ihren Vortheil fanden. Die frühere ſtrenge Kriegszucht im ſchwediſchen Heere löſte ſich nach dem Tode des Königs, und noch mehr nach der Schlacht bei Nördlingen dermaßen auf, daß ſie im Jahre 1636 kein Schatten mehr von der im Jahre 1630 war.

A. d. V.

Endlich wurde im Monat Mai das Wenige, was am 11. April die Flammen in der Stadt und den Vorſtädten verſchont hatten, mit dem Schloſſe und dem Sandberge ebenfalls durch Feuer vernichtet, ſo daß in der Ringmauer nicht Ein Haus, in den Vorſtädten aber nicht mehr als vier Höfe nebſt einigen kleinen Hütten und Gartenhäuſern noch ſtanden. Dieſe, ſowie ein kleines Kirchlein vor dem Schloſſe, waren nur allein von der allgemeinen Zerſtörung verſchont geblieben. — Die Einwohner dieſer Stadt, die nun nicht mehr war, hatten ſich zerſtreut, und ſuchten ihr Unterkommen in den umliegenden Orten, ſo gut ſie konnten, zu finden. Als ſich nun das Wetter einigermaßen wieder verzogen hatte, kehrte der Superintendent und Pfarrer zu Belzig, M. Michael Blum, nach der Stelle zurück, wo Belzig geſtanden war und jetzt in Trümmern lag. Dort ſammelte ſich ſeine Heerde um ihn, und er hielt ihnen, am fünften Sonntage nach Trinitatis, eine Predigt in dem noch übrig gebliebenen Kirchlein, welche hernach zu Wittenberg, nebſt einer Beſchreibung von dieſen Tagen des Jammers und Elendes gedruckt wurde. Dieſe aber iſt es, welche wir bei der Schilderung des Belziger Elends zum Grunde gelegt haben.

9.

Das Kloſter Reinhardsbrunn: ſein Anfang und Ende.

(S. 8. Januar.)

Der Landgraf Ludwig der Springer und ſeine Gemahlin Adelheid hatten nun zwar ihren Zweck erreicht und waren mit einander vereint; doch das Gewiſſen behauptete ſeine Rechte, und verbitterte ihnen ihre ſüßeſten Stunden. Da aber das feiner gebauete Weib ſchärfer empfindet als der Mann, ſo ſcheint auch Adelheid noch mehr gelitten zu haben als ihr Gemahl, und es hat uns die Tradition folgende Sage aufbewahrt.

Einſt ſetzten ſich, am Charfreitage, beide Gatten zur Tafel nieder, und als der Landgraf die Speiſen überſchauete, die vor ihm auf der Tafel ſtanden, wunderte er ſich über die Entweihung des ſtrengſten Faſttages im Jahre durch die vielen aufgetragenen Fleiſchſpeiſen. Da aber dieſes Arrangement von der fürſtlichen Hausfrau herrühren mußte, ſo wendete ſich ihr Gemahl an ſie mit der Frage: Warum der heutige Faſttag auf dieſe Weiſe entheiligt werden ſolle? — Der Fürſt wunderte ſich aber nicht wenig, als er aus Adelheids Munde die Antwort vernahm: „Warum, mein Herr und Gemahl! erwacht Euch das Gewiſſen über dieſe verbotenen Speiſen, da es doch bei ſo vielen ſchweren Sünden, die wir begingen, feſt ſchlief.“

Das traf Ludwigs Herz, und ſein Gewiſſen, dieſer ſtrenge Mahner, übte alle ſeine Gewalt im vollſten Maße. Vielleicht trat auch der Schatten des von ihm erſchlagenen Pfalzgrafen Friedrich drohend vor die Augen ſeines Gemüths, und rief den Rächer im Gewiſſen auf. — Im tiefen Sinnen ſaß der vom Bewußtſeyn gefolterte Fürſt an der Tafel, ohne zu eſſen und zu trinken, und die Speiſen wurden unberührt wieder abgetragen: denn nur die Reue allein erfüllte ſeine Seele. — Es ſuchte der Zerknirſchte Rath in dieſer Seelennoth und er fand denſelben bei ſeinem Herzensfreunde, dem Biſchof Stephan in Halberſtadt.

„So Euch Euer Gewiſſen drückt, Erlauchter Herr!“ — ſprach der Biſchof mit Salbung zu dem fürſtlichen Sünder — „ſo ſtiftet ein Kloſter voll frommer Männer oder Jungfrauen, welche verpflichtet ſind, nicht abzulaſſen im Gebete für Euch Tag und Nacht. Solche Opfer gefallen Gott wohl, und er wird Euch Eurer Sünden Schuld vergeben. — Dies iſt mein Rath! — Wollet Ihr Euch aber ganz überzeugen, ſo mögt Ihr eine Buß- und Betfahrt nach Rom zu den Füßen des heiligen Vaters anſtellen, und er, das Haupt der Chriſtenheit, wird Euch väterlich berathen. — Folgt dieſem Rathe, Herr Landgraf, und er wird dem wahren Heile Eurer Seele erſprießlich ſeyn.“

Dieſen Rath befolgte auch der von Gewiſſensangſt gepeinigte Landgraf. Er rüſtete ſich zu einer ſolchen Buß- und Betfahrt, und ſein Freund, der Biſchof, ließ ſich bereden, ihn nach Rom zu begleiten. Beide zogen Pilgerkleider an, und es wurde dem Landgrafen noch die Freude, daß der Ritter Ludolph von Sültenburg nebſt noch ſechs andern Rittern, ihren Herrn als treue Vaſallen auf ſeiner Andachtsreiſe zu begleiten erſchienen. Und ſo zogen ſie Alle in Gemeinſchaft fort, kamen auch wohlbehalten am Ziele ihrer Reiſe an. —

Zu derſelben Zeit ſaß der Papſt Gregor *VII.* auf dem heiligen Stuhle, und es ſind ſeine langen Streitigkeiten mit dem Kaiſer Heinrich *IV.* in der deutſchen Geſchichte hinreichend bekannt. — Beide ſtritten um die Entſcheidung der Frage: Ob die Geiſtlichen über die Weltlichen oder dieſe über jene herrſchen ſollten? — In dieſem Streite berührten ſich die Extreme. Im wollenen Büßerhemde ſtand der Kaiſer barfuß vor dem Papſte, und einige Jahre ſpäter wurde dieſer von ebendemſelben demüthigen Büßer abgeſetzt und aus Rom vertrieben, ſo daß er, entfernt von dieſer Reſidenz, entkleidet von aller Macht und Hoheit, im Elend ſterben mußte.

Eben als der Landgraf Ludwig mit ſeinen Begleitern in Rom anlangte, ging der heilige Vater mit dem Gedanken um, dem Kaiſer die ſächſiſchen Fürſten auf den Hals zu hetzen und den übermüthigen Monarchen durch einen Theil ſeiner eignen Macht zu bekämpfen. Als daher der Biſchof Stephan vor den heiligen Vater trat und ihm die Angelegenheit des Landgrafen vortrug, wurde der Papſt Gregor hoch erfreut: denn es war ihm viel daran gelegen, einen ſo mächtigen Fürſten als dieſer Landgraf von Thüringen durch ſeinen Länderbeſitz und die Verbindungen mit den andern deutſchen Fürſten war, für ſich zu gewinnen. *) — Nach dieſen Vorbereitungen wurde der bußfertige Landgraf vor den heiligen Vater gerufen. Demüthig beugte er ſeine Knie vor dem Statthalter Gottes, und ſeine Sünden bekennend, küſſte er ehrfurchtsvoll den heiligen Pantoffel. Liebevoll, doch auch mit väterlichem Ernſte behandelte der ſchlaue Prieſterfürſt den vornehmen Reuigen, und aus päpſtlicher Machtvollkommenheit wurde ihm Abſolution auf gewiſſe Bedingungen zugeſagt. Unter dieſen waren die vornehmſten: die Erbauung eines Kloſters und die Erlegung einer gewiſſen Summe in die päpſtliche Kammer. Der ſchuldbewußte Landgraf war froh, daß er durch Geld von ſeiner Sündenſchuld befreit werden ſollte, und achtete das Opfer nicht zu hoch, daß an 4000 Mark Silber theils in die päpſtliche Kammer, theils in die Kaſſen der vornehmſten Beamteten am Hofe des Papſtes geſpendet werden mußten.

---

*) Der heilige Vater irrte ſich diesmal, ſeiner Unfehlbarkeit unbeſchadet; denn als der Landgraf Ludwig von Rom zu-

Endlich war die Abſolution ertheilt, die Ablaßbriefe ausgefertigt, in welchen nicht nur die vollkommenſte Vergebung aller Sünden, ſondern auch der Bannfluch über diejenigen ausgeſprochen wurde, die dem Abſolvirten das geringſte Leid zufügen würden. Der Landgraf trat alsdann, nachdem er ſeinen Zweck erreicht hatte, den Rückweg nach Thüringen an. Kaum war er wieder in dieſem Lande angekommen, als er auch ſogleich befliſſen war, den bedungenen Kloſterbau zu unternehmen. —

Lange war man über die Stelle unſchlüſſig, wo

---

rückkam, legte er die Regierung, zu Gunſten ſeines älteſten Sohnes Ludwig III., nieder, lebte fortan in der Stille, von den Einkünften, die er ſich bei der Abdankung vorbehalten hatte, und bezeichnete ſeine noch übrigen Tage durch Wohlthun und manche edle Handlung. A. d. V.

dieſes Kloſter angelegt werden ſollte, bis endlich ein Wunder dieſe Frage entſchied. Einſt wollte der Landgraf von der Schauenburg auf die Wartburg reiſen, und traf mitten im Walde einen alten Töpfer an, der, nicht weit von Friedrichsrode, an einer Quelle wohnte. Dieſer erzählte ihm, daß er alle Nächte an dieſer Quelle zwei kleine Lichter flimmern ſähe, und es war denn nun für den Landgrafen Beweiſes genug, daß dieſe Stelle heilig ſey, und ſich ganz zur Erbauung eines Kloſters eigne. Der Bau begann alſo, und die Stelle, wo die zwei Irrlichter waren geſehen worden, wurde der Kloſterkirche beſtimmt, welche, ſo wie das Kloſter ſelbſt, der heiligen Jungfrau und dem Evangeliſten Johannes geweiht wurde. Im Jahre 1086, — wo der Papſt Gregor bereits nicht mehr auf der Welt war, — wurde dies Kloſter vollendet, und der Kaiſer Heinrich *IV.* beſtätigte die Dotation deſſelben, welche eine ſehr reiche war. Einhundert und funfzig Hufen Landes, nebſt einer Menge Leibeigenen (Seelen) wurden den Benedictiner Mönchen, welche das Kloſter beſetzten, als Stiftung übergeben. Die Kloſterkirche, eine der ſchönſten der Vorzeit, konnte erſt in zehn Jahren fertig werden.

Die ganze Stiftung erhielt den Namen von dem Töpfer, — Reinhard — und der Quelle, an welcher er wohnte, ſo daß ſie Reinhardsbrunn genannt wurde. Dieſen hat auch das Kloſter während ſeines Beſtehens, und bis zur Zerſtörung deſſelben (1525) geführt, und es war das ſchönſte, größte und reichſte Kloſter in Thüringen. Die Aebte ſtanden nur allein unter dem Papſte, und waren von der Episcopal-Gerichtsbarkeit ausgenommen.

Dieſes Kloſter und ſeine Erhebung war es nicht allein, was von dem ſündenreuigen Ehepaare geſtiftet wurde. Auch das Schloß Weiſſenburg, wo der Mord des Pfalzgrafen Friedrich geſchehen war, wurde in ein Nonnenkloſter verwandelt, und ſolche Klöſter noch mehr geſtiftet.

Die Landgräfin Adelheid ging im Jahre 1110 aus der Welt, und wurde in Reinhardsbrunn begraben. Ihr zurückgebliebener Gatte vertauſchte nun den Fürſtenmantel mit der Mönchskutte, ſang Horen und betete für das Seelenheil ſeiner verſtorbenen Gemahlin, bis an ſein Lebensende, welches im Jahre 1123 erfolgte, nachdem dieſer Fürſt ſein Lebensalter auf einundachtzig Jahre gebracht hatte. Dann fand er die Ruheſtätte an der Seite ſeiner vorausgegangenen Adelheid, in der Kloſterkirche zu Reinhardsbrunn, wo in der Folge noch viele thüringiſche Fürſten und Herren ihr Begräbniß erhielten.

Eine Feuersbrunſt zerſtörte, im Jahre 1292, die Kloſtergebäude, verſchonte aber die ganz ſteinern erbaute Kirche, und jene wurden nun ſchöner und größer wieder erbauet, als ſie geweſen waren. —

So beſtand dieſes Kloſter vierhundert und dreißig Jahre lang, als das vorzüglichſte in Thüringen, dem ſelbſt die reiche Abtey auf dem Petersberge zu Erfurt weichen mußte, als ihm endlich auch das Loos aller menſchlichen Dinge, die Vergänglichkeit, beſchieden wurde, und es wieder in das Nichts zerfiel, aus dem es hervorgegangen war.

Die Bauern in Deutſchland waren des harten Joches ſehr müde, das auf ihren Nacken ſeit Jahrhunderten ſo hart laſtete, und ſuchten es zu zerbrechen. Der bisherige Zuſtand dieſer Leute, durch welchen ſie blos Pflichten aber keine Rechte hatten, und die geplagten Laſtthiere ihrer Herren waren, hatte ſich ſelbſt überlebt, und war unzeitgemäß geworden. — Daher entzündete ſich an allen Orten und Enden Deutſchlands ein Feuer, deſſen Zündſtoff ſchon lange vorhanden war. — Luthers Reformation, eben ſo lange ſchon vorbereitet, half dieſes Feuer auf eine ſehr unſchuldige Weiſe vergrößern: denn des Reformators Lehre, von der evangeliſchen Gewiſſensfreiheit, wurde von den Bauern, welche auf die Erlöſung von ihrem Elende ſehnlich hofften, mit Begierde ergriffen, aber falſch verſtanden, und auf ihren bisherigen rechtloſen Zuſtand angewendet. — Ueberall empörten ſie ſich, und zogen gegen ihre Herren und ihre wohlhergebrachten (?) Gerechtſame zu Felde.

Ueberall ging vor dem Haufen der Aufgeſtandenen der Dämon der Zerſtörung her. Was zehn Jahre früher Alles verhütet haben würde, kluge und gerechte Zugeſtändniſſe, fruchteten jetzt nichts mehr. — Die Zeit war vergangen, und jetzt es zu ſpät. —

Auch in Thüringen ergriff der Geiſt der Empörung und Rache die bis jetzt ſo gedrückten Bauern. Die Stahlfeder war zu tief niedergedrückt worden, und ſie ſprang. — Eine Menge Ritterburgen und

Klöſter loderten in Flammen auf, und wurden bis auf den Grund zerſtört. Unter den letztern befand ſich denn auch das Kloſter Reinhardsbrunn.

Dieſes Kloſter war, durch die Länge der Zeit, ſeit ſeiner Entſtehung immer reicher geworden, und als das *XVI.* Jahrhundert begann, ſtund es in ſeinem höchſten Flor. An vierzig Mönche, ohne die Laienbrüder, führten in dieſem Kloſter ein ſybaritiſches Leben, und hatten nicht die geringſte Ahnung, daß dieſe Herrlichkeit bald zu Ende ſeyn werde.

Wahrſcheinlich hatten die Kloſterherren wenig oder nichts dafür gethan, ſich die Leute geneigt und zu Freunden zu machen: denn am Montage nach Oſtern (1525) zogen achthundert Bauern und Bürger aus Waltershauſen gegen das Kloſter heran. Der Abt war eben nicht anweſend, ſondern befand ſich in Weimar bei dem Herzoge Johannes; doch ſeine Stelle verſah einſtweilen der Kloſterprior Johann Liſtemann. Dieſer verlor den Kopf nicht, als er am Sonntage, von ſeinen heimlichen Freunden in Waltershauſen, die Nachricht erhielt: was dem Kloſter morgen bevorſtehe. Sogleich vereinigte er ſich mit dem Kloſterſchreiber Herrmann, aus dieſem Sturme wenigſtens das Koſtbarſte zu retten. Die hochbedeutenden Koſtbarkeiten, Reliquien des Kloſters, die Urkunden, eine Summe vorräthiges Geld ꝛc. wurde von dieſen beiden entſchloſſenen Männern ſofort in Kiſten gepackt, und dieſe auf einen vierſpännigen Wagen geladen, welcher, noch ehe die Feinde aus Waltershauſen auszogen, den Weg nach Weimar einſchlug, und von dem unerſchrocknen

Heerman, nebſt einigen bewaffneten Kloſterknechten, begleitet wurde. Die ganze koſtbare Ladung kam unter dieſer Bedeckung glücklich in Weimar an und war gerettet.

Deſto ſchlechter ging es dem Kloſter Reinhardsbrunn und ſeinen Bewohnern. — Die Kloſtergebäude wurden umringt, und man drang in dieſelben ein. Zwar ſtellte ſich der Prior Liſtemann den Eindringenden männlich entgegen, und ſuchte ſie von Gewaltthätigkeiten abzuhalten; dieſes war jedoch vergebens, denn man griff ihn und führte ihn zum Kloſter hinaus. Ein gleiches Schickſal hatten auch die übrigen Mönche, welche ſämmtlich verjagt wurden. Die Layenbrüder wurden gezwungen, die Keller und Speiſegewölbe anzuzeigen, und nun thaten ſich die Empörer gütlich in den reichen Vorräthen, wo denn unaufhörlich neue Gäſte kamen, die ebenfalls Antheil an dieſem Herrenleben haben wollten. Die Reichthümer des Kloſters waren bekannt, und man wußte in der ganzen Gegend, daß ſeine Keller und Vorrathskammern wohlgefüllt waren; daher zogen von allen Orten und Enden immer neue Haufen herbei. —

Dieſes Alles würden jedoch die Mönche wohl noch verſchmerzt haben; denn ſie hatten ja Güter genug, auf denen das Verzehrte in Menge wieder erzeugt wurde, und daher leicht erſetzt werden konnte; allein es drohete den Kloſtergebäuden ſelbſt die Zerſtörung, dieſe aber zog die völlige Auflöſung aller bisherigen Verhältniſſe nach ſich.

Der im Uebermaß genoſſene Wein erhitzte die Köpfe, und es vertheilten ſich nun die Aufgeregten in die Kloſtergebäude, wo ſie Alles rein ausplünderten. — Niemand war vorhanden, der Anſehen genug bei den Plünderern hatte, um dieſe Gräuel abwenden zu können, folglich glaubte man, ſich Alles erlauben zu dürfen. Alle Zügel waren zerriſſen und auch der geringſte Schein von Unterordnung verſchwunden, weil einer genau ſo viel als der andere galt. —

Die Kloſterbibliothek, für jene Zeit anſehnlich genug, beſonders da ſie den Wiſſenſchaft liebenden Benedictinern angehörte, wurde zum Theil zerriſſen, und als dieſes den Zerſtörern zu langweilig vorkam, zündete man das übrige an. Welche Schätze mögen da für die Geſchichte des Vaterlandes verloren gegangen ſeyn, und wir würden manches Dunkle in derſelben aufhellen können, manche Begebenheit aus der Geſchichte ausführlicher darzuſtellen vermögen, wenn jene Zerſtörung nicht ſtattgefunden, und nicht jener verderbliche Bauernaufruhr ſo manche Kloſterbibliothek vernichtet hätte. — Wichtige Lehre der Geſchichte, für Gegenwart und Zukunft! —

Die Kirche dieſes Kloſters, eine der größten und ſchönſten dieſer Art in Deutſchland, hatte zwei Thürme, auf welchen ein treffliches Geläute von zwölf Glocken hing. — Das Innere derſelben war prächtig ausgeſchmückt. — Außer dem Hochaltare gab es noch zwei und zwanzig andere Altäre, und drei Orgeln waren vorhanden, die Hymnen der Chorherren, oder die Geſänge der Gemeine zu begleiten. — Der Fußboden der Kirche zeigte, ſo wie an vielen Stellen die Wände derſelben, den Augen des aufmerkſamen Beſchauers ſo manches ſchöne Grabmal von

Fürſten, Aebten, oder andern angeſehenen Perſonen, deren ſterbliche Ueberreſte in dieſer Kirche zur ewigen Ruhe gebracht worden waren. Alle dieſe Herrlichkeiten fielen binnen wenig Stunden in Staub. — Unter dem Dachſtuhle der Kirche brachen plötzlich Flammen hervor, wahrſcheinlich von den Händen Verruchter entſtanden. Bald war das ganze Dach nur eine Flamme. Die beiden Thürme entzündeten ſich an ihr. Auch ſie ſtanden bald darauf in Flammen, und nun verſtummte das prächtige Geläute für immer, das ſo oft die Bewunderung der Reiſenden erregt hatte. —

So wüthete die Zerſtörung fort. Was von den Flammen nicht vernichtet wurde, ward durch die Hände der Ruchloſen zerſtört, denen nichts heilig war, und die da glaubten, ſie thäten Gott einen Dienſt daran, wenn ſie die reichverzierten Altäre und alle Werke der Kunſt in den Kirchen zerſtörten, wie Carlſtadt, Münzer und Pfeifer ſie gelehrt hatten. Die drei und zwanzig prächtigen Altäre in dieſer Kirche, mit ihren und noch viel andern köſtlichen Gemälden wurden ein Raub der Vernichtung. — Die drei Orgeln fielen nicht minder unter den Fäuſten dieſer Zerſtörer, und ihre trefflichen Harmonien wurden nicht mehr gehört. —

So ward dieſer ſchöne Tempel Gottes zerſtört, und in eine grauſenvolle Ruine verwandelt. — Es wurden in dieſen Tagen alle nur denkbare Gräuel ungeſtraft verübt; denn der Tiger war entfeſſelt und wüthete fürchterlich. — Der Herzog Johannes ſendete neunzig Mann Kriegsleute nach Reinhardsbrunn; doch dieſe konnten nichts gegen mehr als tauſend handfeſte Bauern ausrichten, deren Köpfe vom guten Kloſterwein erhitzt waren, und ſie mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. Auch ſonſt ſehr angeſehene Männer, die man an die Empörer ſandte, vermochten nichts über ſie, man mußte ſie gewähren laſſen, bis endlich nichts mehr da war, was die Raubſucht oder Zerſtörungswuth reizen konnte, und auch keine vollen Fäſſer mehr zu finden waren. Da hörte denn das Unweſen von ſelbſt auf. Die Empörten zogen ab, auch die übrigen Klöſter in dieſer Gegend von Thüringen zu zerſtören, und keins derſelben wurde verſchont.

So endete alſo auch dieſes einſt ſo berühmte Kloſter, und es wurde nicht wieder hergeſtellt. Denn als der Kurfürſt Friedrich der Weiſe während dieſer Unruhen aus der Welt gegangen war, und ſein Bruder Johannes die Zügel der Regierung mit feſter Hand ergriffen hatte, dieſem Aufruhr auch, durch die Schlacht bei Frankenhauſen, ein Ende mit Schrecken gemacht worden war, wurde wieder Ruhe im Lande. Nun baten die verjagten Mönche von Reinhardsbrunn den Kurfürſten: daß er erlauben möchte, ihr Kloſter wiederherzuſtellen. Dieſes wurde ihnen aber abgeſchlagen, „weil der Kurfürſt nicht gemeynet ſey, das gotteslâſterliche Leben, das zeither in dieſem und andern Klöſtern geführt worden wäre, von neuem anfangen zu laſſen.“ Die ältern, ſchwächern Mönche bezogen alſo in Gotha den Reinhardsbrunner Hof, wo ſie von dem Kurfürſten Nahrung und Kleidung bis an ihr Ende erhielten. Die noch jungen und ſtarken Mönche aber wurden nach

Weimar beſchieden, wo ſie vom Kanzler Reinbet die Weiſung erhielten, Handwerke zu lernen, zu heirathen und ſich mit einem kleinen Gnadengehalte zu begnügen. Das ließen ſich denn dieſe Herren auch gefallen, und traten größtentheils als nützliche Mitglieder der bürgerlichen Geſellſchaft wieder in dieſelbe ein. —

Auch keins der übrigen zerſtörten Klöſter wurde wiederhergeſtellt. — Ueberall erhielten die Bewohner derſelben, beſonders wenn ſie alt und ſchwach waren, zu ihres Lebens Unterhalt das Nöthige; wie es denn auch recht und billig war. — Die Güter dieſer Klöſter aber wurden theils in fürſtliche Aemter oder Kammergüter verwandelt, theils auch zu Einkünften für Kirchen und Schulen verwendet.

Dieſes war alſo eine Scene aus jenen unruhigen Zeiten der Empörung, von welchen es zu wünſchen iſt, daß ſie nie wiederkehren mögen, ſondern daß man ſie im Gegentheil verhüte, weil es noch Zeit iſt. —

Hiſtoriſche Miscellen.

Am 1. April 1813 rückte das K. S. Infanterieregiment Prinz Maximilian in die vom Feinde verlaſſene Stadt Lüneburg ein. An den verrammelten Thoren leiſteten die Bürger gegen die mit zwei Kanonen anrückende Vorhut einigen Widerſtand, der von beiden Seiten mehreren Streitern das Leben koſtete. — Als nun die Thore geſprengt waren, und die Sachſen einzogen, ſchoſſen die Lüneburger aus den Fenſtern auf die Sachſen, wogegen mit den Bewohnern dieſer Häuſer ebenfalls ſchonungslos verfahren wurde. Der Stadtrath hatte ſich geflüchtet, und der commandirende General Morand daher an deſſen Stelle eine Commiſſion aus den angeſehenſten Bürgern zuſammenberufen. — Die Thore wurden ſtark beſetzt, und die übrigen Truppen einquartiert. —

Am 2. April begannen ſchon früh die Angriffe der Alliirten auf die Thore, und zwei derſelben, das lüner- und altebrücker, wurden erſtürmt. Nun würde das genannte Regiment ſo wie das franzöſiſche Bataillon verloren geweſen ſeyn, wenn es nicht dem letztern gelungen wäre, das neue Thor frei zu erhalten, wodurch nun das Ganze ſich in's Freie zog, doch zählte das Regiment Maximilian nur nach 500 Mann, die uebrigen waren todt, verwundet oder gefangen; auch konnten nur zwei ſächſiſche Kanonen gerettet werden.

Vor dem neuen Thore nahm nun dieſes Ueberbleibſel des Regiments eine Stellung, welche von vier feindlichen Kanonen beſchoſſen wurde. Endlich ſuchten die Sachſen und Franzoſen, nachdem ein Angriff eines ruſſiſchen Huſarenregiments kräftig durch Kartätſchen zurückgeſchlagen worden war, ſich über Reppenſtädt zurückzuziehn, fanden ſich jedoch bald ſo umringt, daß der General Morand den verzweifelten Entſchluß faßte, Lüneburg wiederzunehmen; doch nur die Reſte des Regiments Maximiſkau folgten ihm auf dieſer Bahn, die Franzoſen nicht. —

Unter dem heftigſten Kugelregen wurde das Thor geſtürmt. Hier wurde der General tödtlich verwundet und gefangen. Der ſächſiſche Oberſt von Ehrenſtein übernahm nun, ob er gleich gefährlich verwundet war, das Commando, und verſuchte, ſich durch eine Capitulation aus der Sache zu ziehen. Der feindliche General von Dörrenberg bewilligte auch den freien Abzug; ehe jedoch der Abſchluß der Capitulation zu Stande kam, wurde dieſer Ueberreſt eines tapfern Regiments durch die immer ſtärker andringenden Feinde mit den Waffen in der Hand gefangen

Das Schickſal dieſer Gefangenen war ſehr traurig. Nach Erduldung der ſchlechteſten Behandlung von den Lüneburgern, die bis zur Wuth aufgereizt waren, wurden die meiſten gezwungen, in der engliſch-deutſchen Legion Dienſte zu nehmen, wo man ſie als herrenloſe- und vaterlandloſe Söldner anſah und behandelte. —

9.

Der Graf Ludwig *II.* von Thüringen erbauet die Wartburg.

Die **Wartburg** bei **Eiſenach** gehört in hiſtoriſcher Hinſicht unter die merkwürdigſten Burgen unſers Vaterlandes, und ſie iſt es wohl werth, daß wir ganz kürzlich erzählen, wie es kam, daß ſie erbauet wurde.

Noch ſteht dieſe Burg, und wird von ihren Beſitzer, dem Großherzog von Weimar, im guten Stande erhalten.

Einſt, als noch wilder dicker Wald dieſe ganze Gegend deckte, und die früher von den Hunnen zerſtörte Stadt **Eiſenach** in Ruinen lag, jagte der Graf von Thüringen, **Ludwig** *II.*, den wir bereits im erſten Bande, ſo wie auch im vorigen Abſchnitte, als den Stifter des Kloſters **Reinhardsbrunn** haben kennen lernen, in dieſem Walde und erſtieg bei der Verfolgung eines Wildes den hohen Berg, auf dem die Wartburg liegt. — Die Sage erzählt, daß dieſer Fürſt, in Verwunderung über die weite Ausſicht, die er von dieſem Berge hatte, ausgerufen habe: „**Wart' Berg! Du ſollſt mir eine Burg** werden!“ hiervon aber ſchreibe ſich der Name dieſes Schloſſes her. —

Bald darauf traf der Graf Anſtalten zur Erbauung einer Burg, doch ein unerwartetes Hinderniß ſtellte ſich ihm entgegen. Die Ritter von Salzungen und Frankenſtein behaupteten: daß der Grund und Boden ihnen angehöre, der Graf Ludwig aber das Gegentheil, und trotzend auf ſeine Macht ließ er den Bau beginnen. — Nun verklagten ihn die Ritter bei dem thüringiſchen Landgericht, welches dahin entſchied, daß der Graf ſein Recht an dem ſtreitigen Grund und Boden nicht allein ſelbſt beſchwören, ſondern auch noch dazu zwölf Eidhelfer ſtellen ſolle. — Dieſes war nicht leicht, doch man wußte Rath zu finden in dieſer Verlegenheit. Der Schwur ſollte auf der ſtreitigen Stelle geſchehen, und es wurde daher in der Nacht vor dem Gerichtstage Erde in Körben auf die Stelle geſchafft, wo der Eid geleiſtet werden ſollte. Das Gericht erſchien und vor ihm Ludwig und ſeine Eidhelfer. Die Kläger wiederholten ihre Klage, und das Gericht ſeinen Spruch. Da zogen Ludwig und ſeine zwölf Eidhelfer ihre Schwerter, ſteckten ſie in die Erde, welche man aus dem Beſitzthum des Verklagten auf den Berg geſchafft hatte, ſtützten ſich auf dieſe Schwerter, und ſchwuren nun, daß ſie auf des Grafen Ludwig eigenthümlichen Grund und Boden ſtänden. Durch dieſen Eid war der Prozeß gewonnen, und der Bau der Wartburg begann.

Dieſe Begebenheit, welche nur von zwei thüringiſchen Geſchichtſchreibern in Zweifel gezogen wird, zeigt nun aber deutlich, welche ſchwache Begriffe man in frühern Jahrhunderten vom Eigenthumsrechte hatte, und daß unſere Vorausſetzungen von Treu und Glauben, die in der Vorzeit geherrſcht haben ſollen, jedenfalls überſpannt ſind; indem es dort eben ſo wohl Gewiſſenloſe gab als jetzt; wenigſtens würde jetzt kein Fürſt einen ſolchen Eid ſchwören, als einſt Ludwig. —

Der Burgbau wurde nun ſchnell betrieben und gedieh raſch vorwärts, obgleich die Steine vier Meilen weit vom Seeberge herzuzuſchaffen waren. Es wurde aber auch dieſer Bau ſehr wohlthätig für eine Menge von hungernden Menſchen, welche durch denſelben Nahrung und Brod fanden. Es hatte ſich nämlich zu jener Zeit eine große Hungersnoth durch ganz Thüringen verbreitet, und Ludwig ſchützte nun durch dieſen Bau eine Menge von Arbeitern vor dem Hunger. Er that ſeine reichen Kornhäuſer in Sangerhauſen auf, und Jeder arbeitete gern, da man nicht hungern durfte. Ueberhaupt iſt es wohl außer allem Zweifel, daß dieſer Fürſt zwar große Fehler aber auch große Tugenden hatte, und beſonders ein wahrer Menſchenfreund war; denn dafür ſpricht auch folgende Handlung.

Die Stadt Eiſenach war, wie ſchon gedacht, einſt von den Feinden zerſtört worden, und lag ſeit Jahrhunderten in Ruinen. Als nun im Jahre 1070 die Wartburg vollendet war, die Hungersnoth aber immer noch anhielt, begann der menſchenfreundliche Fürſt auch die Wiedererhebung dieſer Stadt aus den Ruinen, und gab dadurch abermals einer großen Menge Menſchen Arbeit und Nahrung; dem Lande aber gewann er eine ſchöne Stadt, welche ſpäterhin ſelbſt zu einer fürſtlichen Reſidenz erhoben wurde.

Die neuerbaute Wartburg wurde nunmehr die

Reſidenz der Grafen von Thüringen, an deren Stelle ſpäterhin, mit Ludwig I. die Landgrafen traten, bis zu der Zeit, wo mit Friedrich IV. oder dem Einfältigen die eigentlichen Landgrafen von Thüringen ausſtarben, und die Landgrafſchaft an die Markgrafen von Meißen überging, wo dieſe Burg aufhörte, eine Reſidenz zu ſeyn.

10.

Der Dichterkampf auf der Wartburg.

Die Wartburg war es, wo der Landgraf Herrmann den berühmten Wettſtreit einiger Meiſterſänger halten ließ, bei welchem dieſe Dichter durch improviſirte Gedichte mit einander kämpften. Von dieſen Dichtern, oder Meiſterſängern, auch Sangmeiſtern, wie man ſie nannte, hat uns die Geſchichte die Namen der Hauptperſonen aufbewahrt, Wolfram von Eſchenbach, Walther von der Vogelweide, Reinhard von Zwätzen, Heinrich der Schreiber, Johann Bitterolf, und Heinrich von Ofterdingen. Dieſe Männer kamen im Jahre 1206 aus mehreren Ländern hier zuſammen und hielten einen poetiſchen Wettkampf, wovon ſich bis auf unſere Zeiten durch Segitter und Andere folgende ſonderbare Begebenheit erhalten hat, die wir unſern Leſern hier wieder erzählen wollen, und dabei die Fabelei der alten Quellen nicht weglaſſen können.

Unter den wetteifernden Meiſterſängern waren Eſchenbach und Ofterdingen die ſtärkſten. Jener lebte am Hofe des Landgrafen (Herrmann I.) von Thüringen, dieſer aber in der Hofhaltung des Herzogs Leopold von Oeſterreich.*) — Jeder beſang ſeinen Herrn und erhob ſeine Thaten bis in den Himmel. Wenn nun Eſchenbach und die übrigen Meiſterſänger ächt hofmäßig den Landgrafen Herrmann zum Gegenſtande ihrer Lobgedichte machten und ihn mit dem hellen Tage verglichen, ſo lobte Ofterdingen im Gegentheile den Herzog Leopold, welcher erſt vor einigen Jahren in einem Kreuzzuge als ein Held gefochten hatte und hochberühmt geworden war, und verglich dieſen Helden mit der Sonne. Dieſe übertraf den Tag an Helle, ja er bekam ſein Licht erſt von ihr, was Anſtoß erregen mußte.

So wetteiferten ſie eines Tages, und da keiner nachgeben wollte, erhitzte ſich dieſer poetiſche Wettkampf bis zum Feuer eines wirklichen Streits; ja die Streiter wurden endlich ſo erbittert auf einander, daß ſie auf den Einfall geriethen: das Leben des Ueberwundenen als Preis auszuſtellen. — Der Landgraf, welcher ſich über dieſen Streit luſtig machte und nicht glaubte, daß Ernſt daraus werden ſolle, gab ſeine Einwilligung zu dieſer Bedingung, und der Henker wurde beſtellt, mit dem Stricke in der Hand vor der Wartburg auf ſein Opfer zu warten, und den Ueberwundenen ſogleich an den nächſten Baum zu henken.

---

*) Von dieſem Fürſten findet man viel in dem, bei dem Verleger dieſes Werks herausgekommenen Ritterroman: Der Zug in's heilige Land.

A. d. V.

Der Streit hatte noch nicht begonnen, als die Gegenpartei Ofterdingens, ſich vor ſeiner Geſchicklichkeit fürchtend, einen Ausweg vorſchlug, der ſich eigentlich für einen gelehrten Wettkampf nicht im Geringſten eignete, und dieſer war das Würfelſpiel, ſo daß man, im eigentlichen Verſtande, um das Leben würfelte. — Ofterdingen ging dieſes ein, weil es ihm die unparteiiſchſte Entſcheidungsart zu ſeyn ſchien; allein ſeine Gegner ſpielten falſch mit ihm, ſo daß er verlor.

Nun war Ofterdingens Leben ſeinen rachgierigen, unverſöhnlichen Feinden verfallen. Zwar machte er noch einen Verſuch ſich zu retten, und provocirte abermals auf das Singſpiel; allein hier wurde er auf eine hämiſche Weiſe irre gemacht, und ſollte nun dem Henker übergeben werden. Seine Nebenbuhler, die ihn wegen ſeines Talents ſchon längſt gehaßt hatten, wollten ſich dieſe Gelegenheit nicht entgehen laſſen, einen ſolch Ueberlegenen zu verderben, und drangen deßhalb auf ihn ein, ihn zu greifen und dem Nachrichter zu übergeben, ſo daß ſich Ofterdingen genöthigt ſah, die Flucht zu nehmen und in das Zimmer der Landgräfin zu flüchten, wo er ſich, als ihn ſeine Feinde auch hierher verfolgten, mit den Kleidern dieſer Fürſtin zu bedecken ſuchte. Der Landgraf trat jetzt in das Zimmer und Ofterdingen warf ſich ihm zu Füßen, indem er erzählte, wie ſchlecht ſeine Feinde mit ihm umgegangen wären, wie man ihn betrogen habe, um ihm das Leben zu rauben. — Der Landgraf ſprach nun ein fürſtliches Wort mit den Feinden Ofterdingens und verwies ihnen ihren unverſtändigen ſie ſelbſt entehrenden Haß. Hierdurch wurde der Geſchützte ſo ermuthigt, daß er ſich, voll Zuverſicht zu ſeiner Kunſt, auf die Entſcheidung des Meiſters Klingsohr berief, ja ſelbſt die Wette um das Leben ſollte von dieſem Ausſpruche abhängig ſeyn. Nun entſchied der Landgraf, daß der Wettkampf bis auf dieſe Entſcheidung ruhen ſolle; doch müſſe dieſelbe binnen Jahresfriſt erfolgt ſeyn. — Meiſter Ofterdingen wurde alſo in Freiheit geſetzt und begab ſich auf die Rückreiſe nach dem Hofe ſeines Herrn, des Herzogs Leopold, von wo er bald die Reiſe nach dem Wohnorte des erwählten Schiedsrichters antrat. —

Meiſter Klingsohr war eins von den gelehrten Weſen, die man anſtaunt, weil man den Umfang ihres Wiſſens nicht begreifen kann, und ſtets neue Wiſſenſchaften an ihnen kennen lernt. Er ſtudirte in Rom, Paris und Cracau die Meßkunſt, (Mathematik) Medizin und freien Künſte, in denen er das Magiſterium erhielt. — Bei einer Reiſe in das Morgenland und beſonders durch ſeinen Umgang mit den arabiſchen Gelehrten, namentlich in Bagdad, wo noch alle Künſte blühten, obgleich die Zeit Harun Alraſchids längſt vorüber war, kam Klingsohr auch in den Beſitz der früher ſogenannten höhern Wiſſenſchaften, nämlich der Kunſt, aus den Sternen die Schickſale der Menſchen zu leſen und ſie vorauszuſagen; ja er erwarb ſich ſogar die Wiſſenſchaft des Umgangs mit Geiſtern, jenen überirdiſchen Weſen, deren Daſeyn ſo oft bezweifelt wird, und gebrauchte dieſe Wiſſenſchaft beſonders dazu, ſich mit den Schätzen, die im Schooße der Erde tief verborgen liegen, bekannt zu machen.

Zu eben der Zeit, als der poetiſche Wettkampf auf der Wartburg ſtattfand, hielt ſich der hochberühmte Meiſter Klingsohr in Ungarn auf, wo er ſich dem Könige Andreas durch die Entdeckung der unterirdiſchen Schätze der Erde ſo wichtig gemacht hatte, daß er von dieſem Fürſten einen Jahrgehalt von dreitauſend Mark Silber erhielt, wodurch er in den Stand geſetzt wurde, — nach der Aeußerung eines alten Schriftſtellers, — einen Hof wie ein Biſchof zu halten. Als Meiſterſänger war dieſer Mann ſo berühmt geworden, daß man ihn für den Obermeiſter dieſer Zunft hielt; ja er ſoll einſt an funfzig ſonſt berühmte Sänger niedergeſungen (beſiegt) haben; wobei ihm natürlich der Teufel ſelbſt beigeſtanden haben mußte. —

An dieſen Hochberühmten wendete ſich jetzt der bedrängte Ofterdingen und ſchilderte ihm ſeine Verlegenheit, verſchwieg ihm auch nicht, welche ſchwere Folge mit ſeinem Richterſpruche verbunden ſey. Meiſter Klingsohr erbarmte ſich der Noth Ofterdingens und verſprach ihm ſeinen Beiſtand. Er hieß ihn getroſt ſeyn, und bat ihn, einige Zeit bei ihm zu verweilen, wobei er ſich es wohlgehen laſſen könne, ſie würden ſchon zur rechten Zeit auf der Wartburg eintreffen. — Ein Tag verging jedoch um den andern und Klingsohr, machte noch immer keine Anſtalt zur Abreiſe; auch Ofterdingens Bitten, um Beſchleunigung derſelben wurden blos mit einem geheimnißvollen Lächeln von dem Meiſter beantwortet.

So war das Jahr bis auf wenig Tage verfloſſen, und Ofterdingen durfte nicht hoffen, in ſo kurzer Zeit den weiten Weg aus Ungarn bis auf die

Wartburg zurückzulegen; dann aber war ſeine Ehre unwiederbringlich verloren. Dies machte ihn traurig, Meiſter Klingsohr aber lächelte und ſprach ihm Troſt zu. — Nur noch drei Tage waren bis zum entſcheidenden Tage zu verleben, da fühlte ſich Ofterdingen am Abend, nachdem ihm Klingsohr bei der Mahlzeit fleißig zugetrunken hatte, ungewöhnlich ſchläfrig und legte ſich deshalb zeitig zur Ruhe. Bald war er ſo feſt entſchlafen, daß er nicht fühlte, was mit ihm vorging. Die Mitternachtsſtunde erſchien, und kaum war ſie eingetreten, als Klingsohr drei ſeiner vertrauteſten Geiſter rief und ihnen befahl, ſeinen Freund Ofterdingen ſchnell und bequem nach dem Lande Thüringen zu tragen, dort aber vor der Wartburg abzuſetzen. Es geſchah, und er begleitete ſeinen Freund auf eben ſo geheimnißvollem Wege. — So weit entfernt auch die Wartburg von Ungarn entlegen war, ſo legten doch dieſe ſeltſamen Reiſenden eine ſo große Entfernung in wenig Stunden zurück, und Ofterdingen wunderte ſich alſo nicht wenig, als er am hellen Morgen erwachte und ſich am Fuße des Berges ſah, auf deſſen Gipfel die Wartburg thronte. Er glaubte ſeinen Augen nicht trauen zu dürfen, als er ſich hier in dieſer bekannten Gegend befand, auch ſeinen Freund Klingsohr munter und wohlgemuth an ſeiner Seite erblickte.

„O Himmel! — Sagt! — Iſt es möglich? — Wo ſind wir? —“ — ſo fragte ſtaunend Ofterdingen ſeinen Freund und dieſer antwortete ihm lächelnd:

„Am Fuße der Wartburg! — Seht! Dort oben liegt ſie. —“

„Nun aber! Seit geſtern aus Ungarn nach Thüringen zu reiſen? —“

„Iſt möglich; aber nicht Eure Sorge! — Weiter fragt mich nicht! —“

So wanderten ſie wohlgemuth den Berg hinauf, und traten vor den Landgrafen, der ſich freuete, Ofterdingen wieder zu ſehen, und auch die Bekanntſchaft des berühmten Meiſters Klingsohr zu machen.

Die Meiſterſänger wurden nun zuſammenberufen, und der Tag anberaumt, an welchem der poetiſche Wettkampf wieder beginnen und von Meiſter Klingsohr entſchieden werden ſollte.

Am Abende nach ihrer Ankunft ſtanden die Fremden neben dem Landgrafen am Fenſter, und betrachteten den geſtirnten Himmel mit großer Aufmerkſamkeit. Bei dieſer Beobachtung fand der gelehrte Klingsohr in der Conſtellation der Himmelskörper, daß ein neuer Stern aufgegangen ſey, der die Verbindung des Königshauſes Ungarn mit dem Landgräflichen von Thüringen verkündige. (S. 16. November.)

Zum geſetzten Tage verſammelten ſich nun die Meiſterſänger auf der Wartburg, und außer ihnen noch eine Menge Zuhörer, welche das Ende des Streites mit abwarten wollten; vielleicht gab es auch Neugierige darunter, die nur gern ſehen wollten, welcher von den Streitenden werde gehangen werden.—

Der Wettkampf begann von Neuem. Wolfram von Eſchenbach wiederholte ſeinen Geſang, in welchem er den Landgrafen Herrmann mit dem hellen Tage verglich, und Heinrich von Ofterdingen den ſeinigen, wo der Herzog Leopold von

Oeſterreich mit der Sonne in Vergleichung geſtellt wurde. Als beide Sänger zu Ende waren, ſollte Klingsohr den entſcheidenden Ausſpruch thun, und dieſer entſchied nun durch ein improviſirtes Gedicht dahin: „Der Tag kommt von der Sonne, und wenn dieſe nicht die Erde beleuchtet, kann kein Tag entſtehen.“ —

Durch dieſe Entſcheidung wurde nun Ofterdingens Leben und Ehre zwar gerettet und der Streit zu ſeinem Vortheil entſchieden; allein dieſe Entſcheidung verdroß die Gegner nicht wenig, und Eſchenbach, als der ſtärkſte unter ihnen, unternahm es, die kompromittirte Ehre ſeiner Mitbrüder zu retten. Er wendete ſich alſo an Klingsohr, und traf dieſen durch einen Geſang „in der Meiſterſprache, und zwar im ſchwarzen Tone“ dermaßen derb, daß der Getroffene, hierüber höchſt aufgebracht, mit Schmähungen um ſich warf, welche Eſchenbach mit dem Vorwurfe erwiederte: er ſey ein Schwarzkünſtler und gebrauche übernatürliche Mittel. — Doch Klingsohr zeigte ihm ebenfalls, daß er kein Neuling in der edlen Schimpfkunſt ſey, und begegnete dieſem Vorwurfe durch die Beſchuldigung: Eſchenbach habe undankbar gegen ſeinen Meiſter Friedebrand gehandelt, und ſelbigem in Schottland Bücher entwendet. Dieſer Schimpfſtreit wurde immer hitziger, und Eſchenbach, in der edelſten Kunſt des niedrigſten Pöbels im Schimpfen, Klingsohrs Meiſter. Dieſer ſuchte ſich nun auf einer andern Seite zu helfen, und einer ſeiner Geiſter erſchien, auf geheimen Ruf ſeines Meiſters, in Geſtalt eines Jünglings, und Klingsohr trug ihm auf, den Wettſtreit fortzuſetzen, weil er ſelbſt ermüdet ſey. Der Jüngling begann nun einen Meiſtergeſang vor Eſchenbach, der von der Erſchaffung der Welt begann, und bis auf die Geburt Chriſti ging, wo er aufhörte. Nunmehr aber nahm Eſchenbach den niedergelegten Faden wieder auf, und ſetzte die Geſchichte Chriſti fort bis zu ſeinen Leiden. Mag es nun der genannte Sänger gemerkt haben, welcher Natur dieſer Jüngling eigentlich ſeyn möchte, oder war es Zufall, kurz er gebrauchte bei der Schilderung von Chriſti Leiden, Tod und Auferſtehung ſo ſtarke Ausdrücke, daß ſein geſpenſtiger Gegner ſie nicht ertragen konnte, ſondern aus dem Zimmer verſchwand.

Klingsohr begann nunmehr zu glauben, Eſchenbach ſey ſein Meiſter und wolle ſolches nur noch verhehlen. Um nun zur Gewißheit zu gelangen, beſchickte er denſelben nochmals durch einen ſeiner Geiſter, welcher ein Geſpräch über Aſtrologie mit ihm begann. In dieſer Wiſſenſchaft konnte Eſchenbach nichts leiſten, und vermochte es alſo nicht, genügend zu antworten. Nun verſchwand der Geiſt, war aber vorher ſo grob, daß er zum Abſchiede mit einem Finger auf einen Stein ſchrieb: „Du biſt ein unwiſſender Schnippſchnapp!„ — Welche ſehr höfliche Inſchrift ſich auch ſofort auf dem Steine eindrückte, dann verſchwand er.

Uebrigens läßt uns dieſer Vorgang in dem Landgrafen Herrmann einen Fürſten erblicken, welcher die damals entweder im Schlafe liegenden oder noch in der Wiege befindlichen Wiſſenſchaften mit Eifer beförderte, wie dieſes auch ſchon dadurch bewieſen wird, daß er den Meiſterſänger Heinrich von Veldeck aufmunterte, ſeine Ueberſetzung des Virgils in deutſche Verſe fortzuſetzen, und auch einen andern ſolchen Gelehrten, Albrecht von Halberſtadt, der im Jahre 1210 lebte, aufforderte, Ovids Verwandlungen in deutſche Verſe zu übertragen. Dieß macht uns aber den Landgrafen Herrmann auch von dieſer Seite ehrenwerth.

11.

Der Kurfürſt von Sachſen, Rudolph *III.* erhält vom Kaiſer Siegismund das Recht, goldne Münzen ſchlagen zu laſſen.

Schon früher haben wir unſere Leſer daran erinnert, daß vor der Zeit, ehe die Kur Sachſen an das Haus Meißen kam, dieſelbe durch die Fürſten des Hauſes Askanien (Anhalt) verwaltet wurde, bis dieſes Haus mit Albrecht *III.* (1423) ausſtarb, und der Markgraf Friedrich von Meißen, genannt der Streitbare, die Kur vom Kaiſer erhielt. (S. 6. Jan.)

Ueberhaupt ſcheint der Kaiſer Siegismund ein großer Freund dieſes Fürſtenhauſes und namentlich des Kurfürſten Rudolph *III.* (von 1388 — 1419) geweſen zu ſeyn; denn er ertheilte demſelben verſchiedene wichtige Rechte, und unter andern auch folgendes.

Das Recht, eigne Münzen zu ſchlagen, beſitzen jetzt alle Fürſten; ob ſie gleich nicht vollkommene Freiheit haben, den Werth der Münzen nach eignem Gefallen zu beſtimmen; indem ſie dabei an eine gewiſſe Uebereinkunft gebunden ſind. Dem war aber in der Vorzeit nicht alſo, weil dort nur der Kaiſer das Münzrecht hatte, und ſolches den deutſchen Fürſten auf ihr Anſuchen verlieh. — Eine dergleichen Verleihung, durch welche der Kurfürſt Rudolph *III.* vom Kaiſer Siegismund das Recht erhielt, goldne Münzen zu ſchlagen, — das Recht zu ſilbernen Münzen hatte dieſes Haus ſchon früher — geſchah zu Coſtnitz am 11. April 1415, und verlieh ſolche Gerechtigkeit „in ſeynem lande zw Sachſenn göldine Münzen zu ſchlagenn, nach dem Grad vndt gewicht gleich des Reichs andern Korfürſten.“ —

Wenn es nun aber nicht ohne Intereſſe für den Geſchichtsfreund iſt, zu ſehen, wie die Gerechtſame des Fürſten oder des Volks entſtanden ſind; ſo gehört auch dieſe Bevorrechtung ebenfalls unter die merkwürdigern Begebenheiten der ſächſiſchen Geſchichte.

12

Die Grumbachſchen Händel und ihre Folgen.

1. Einleitung.

Wie der fränkiſche Edelmann, Wilhelm von Grumbach, um ſeine Güter in Franken gekommen, und wie blutig er ſich dafür an dem Biſchofe gerächt habe, iſt bereits im *IV*. Bd. der Denkwürdigkeiten aus dem großen Panorama der Welt und des Menſchenlebens S. 162 ff. erzählt worden, und wir bitten daher, um nicht wiederholen zu müſſen, ſolches dort nachzuleſen, beſchränken uns hier auch blos darauf, die Folgen jenes Biſchofs-Mordes kürzlich darzuſtellen.

Friedrich von Wirsberg (Warsberg?), der Nachfolger des ermordeten Biſchofs, ſuchte ſeinen Vorgänger möglichſt zu rächen, und verfolgte die Mörder mit unerbittlicher Strenge. — Grumbach wurde als der wahre Urheber des Mordes erkannt und ihm alle ſeine Güter genommen. Verſchiedene Verſuche, dieſe wieder zu bekommen, mißlangen, und es verſchwand ſogar jede Hoffnung dazu. Nun machte ſich Grumbach einen Anhang unter dem fränkiſchen Adel, und überfiel am 4. Octbr. 1563 die Stadt Würzburg, eroberte dieſelbe, machte aber dadurch ſeine Sache nicht beſſer, ſondern ſchlimmer; denn nun klagte der Biſchof ihn und ſeine Geſellen, beim Reichskammergericht als Landfriedensbrecher an, weßhalb ſie vorerſt im Jahre 1564 und dann wieder am 13. Mai 1566 in des Reichs Acht und Aberacht gethan und ſämmtlich für vogelfrei erklärt wurden. Ehre und Güter waren ihnen genommen, und Jeder konnte ungeſtraft ſie morden, wo er ſie fand. — Nun flüchtete ſich Grumbach zu Herzog Johann Friedrich dem Mittlern*) und wußte dieſen im höchſten Grade für ſich einzunehmen, ſo daß er ihm das unbeſchränkteſte Vertrauen ſchenkte.

---

*) Wegen dieſes Beinamens der Mittlere bemerken wir, daß er ſolchen wegen ſeines Vaters und jüngſten Bruders, beide gleiches Namens, erhielt. Denn jenen nannte man

Dieſer Fürſt konnte es nicht verſchmerzen, daß man ſeinem Vater die Kurwürde nebſt den meiſten Ländern abgenommen hatte, und der Groll hierüber hatte ſich ſeiner ganzen Seele bemächtigt. — Es erſchien ihm als heilige Pflicht, gegen das geſammte Erneſtiniſche Haus die kräftigſten Verſuche zu machen, das Verlorne wieder zu erlangen. Jetzt kam Grumbach zu ihm und wußte es ſo wahrſcheinlich vorzuſpiegeln, daß es recht wohl möglich ſey, dieſe verlornen Beſitzungen wieder zu erlangen, weil der Herzog durch franzöſiſche Hülfsgelder, ſo wie durch den Beiſtand der Reichsritterſchaft, die auf Grumbachs Seite ſey und die geſchehene Unterdrükkung des verſtorbenen Kurfürſten ſchmerzlich empfinde, hierzu in den Stand geſetzt werden würde; ja bei glücklichen Ausſichten und nach geſchehenen Schlägen nicht ermangeln, den Herzog im freien Felde zum Kaiſer auszurufen ꝛc. — Hierdurch und durch die glattzüngigen Darſtellungen ſeiner Noth wurde Johann Friedrich hingeriſſen, ſo daß er glaubte, die Sache eines Unſchuldigen verfechten zu müſſen. Dabei hoffte auch er, den verlornen Kurhut wieder zu gewinnen. — Der berühmte Huſanus, Geheimer Rath des Herzogs Johann Friedrich, mußte nun Grumbachs Sache in Augsburg zu vertheidigen ſuchen; er fand aber die meiſten proteſtantiſchen Fürſten,

---

Johann Friedrich den Aeltern, dieſen aber Johann Friedrich den Jüngern, ſo daß alſo dem Herzoge, dem wir meinen, der Beiname der Mittlere mit Recht gebührte. A. d. V.

beſonders aber den Kurfürſten von Sachſen ſo ſehr gegen Grumbach erbittert, daß er mit ſeinen Bemühungen nicht glücklich ſeyn konnte. Eine ſehr unkluge Aeußerung Grumbachs gegen den Grafen Günther von Schwarzburg hatte aber die Erbitterung des Kurfürſten ſehr vermehrt, ja auf das Höchſte getrieben: „Weil der Kurfürſt mir und meinen Geſellen unverſchuldet nach Leib und Leben trachtet; — hatte Grumbach zu dieſem Grafen geſagt — ſo ſollt Ihr wiſſen, daß auch ich, mit ihnen vereint, dem Kurfürſten nach dem Haupt, Leib und Leben trachten werde, und ſoll er mir zwiſchen jetzt und Weihnachten nicht vorgehen, (entgehen.) —“

Dieſe Drohung des Mordes läugnete zwar Grumbach ſpäterhin, und ließ ſich ſogar durch die Qualen der Folter nicht zum Geſtändniß bewegen; allein der Graf blieb bei ſeiner Behauptung, und ſie wurde nun als erwieſen angenommen. —

So lebte Grumbach mit ſeinen Geſellen unbekümmert um die Zukunft, und begnügte ſich, einen feſten Platz im Herzen Johann Friedrich's und am Canzler Brück, dem Ritter von Brandenſtein, dem geweſenen Amtmann Beyer, dem Königlich Däniſchen Rathe Juſtus Jonas, (Sohn des in der Reformationsgeſchichte ſo berühmt gewordenen Gelehrten gleiches Namens) — und dem Augsburger Patrizier, David Baumgärtner, die ſämmtlich an des Herzogs Hofe lebten, treue Freunde und Gehülfen zu haben. Auch der Zauberer Hänſel Tauſendſchön, der dem Herzoge den verlornen Kurhut im Kriſtall — (Erdſpiegel?) — ſehen ließ und ſich ſonſt noch jede Täuſchung erlaubte, gehörte mit zu dieſer Geſellſchaft.

So war denn dieſer unglückliche Fürſt umſtrickt, und mußte in der Folge ſeine Verblendung durch eine acht und zwanzigjährige Gefangenſchaft büßen. Selbſt dem Befehl des Kaiſers, den Aechter Grumbach und ſeine Geſellen von ſich zu thun, gab er keine Folge. Als aber, wie ſchon gedacht, am 13. Mai 1566 die Acht über Grumbach und Conſorten wiederholt ausgeſprochen und öffentlich kund gemacht, auch durch die Oberacht verſchärft wurde, ſo wie endlich der Beſchluß wegen Vollziehung derſelben zur Kenntniß des Herzogs Johann Friedrich gelangte, regten ſich endlich doch Bedenklichkeiten in ihm, beſonders als er die harten Reden der Geſandten über den Aechter Grumbach und ſeine Geſellen hörte; für dieſe trat nun aber wirklich Gefahr ein. Als jedoch das Haupt derſelben dieſes merkte, wußte er, in Gemeinſchaft des Canzlers Brück, dem Herzoge durch die Vorſpiegelung thätiger Hülfe aus Franken, und der Unzufriedenheit des ſächſiſchen Adels mit dem Kurfürſten Auguſt, auch daß man nur auf Gelegenheit warte, ſich zu empören ꝛc., andere Gedanken einzuflößen und ihn von Neuem ſo einzunehmen, daß er nicht allein das Begehren der Geſandten, die Aechter von ſeinem Hofe fortzuſchaffen, ausweichend beantwortete, ſondern ſich auch dem Kurfürſten Auguſt offenbar zum Hohn, einen gebornen Kurfürſten nannte, auch Albrechten von Roſenberg nach Schweinfurt ſendete, die fränkiſche Reichsritterſchaft aufzuwiegeln und auf ſeine Seite zu bringen, was aber nicht gelang.

Den letzten Verſuch, dieſen Fürſten den verderblichen Rathſchlägen ſeiner Umgebung zu entreißen, machte ſein eigner Bruder, Johann Wilhelm, und gab ſich alle Mühe, den Verblendeten über ſein Schickſal aufzuklären; doch vergebens! — Eben ſo vergeblich waren auch die Bemühungen des Kurfürſten von der Pfalz, — welcher deshalb perſönlich nach Gotha kam, — des Landgrafen von Heſſen, ja ſelbſt des Kurfürſten von Sachſen: den Herzog durch Bitten und Vorſtellungen Grumbachs Verleitungen zu entrücken. — Zwei treue Räthe, **Huſanus** und Obernitz, warnten den Herzog nicht minder ſehr dringend, und traten, als ſie nicht gehört wurden, betrübt zurück. — Grumbach, in dem der Herzog nur einen unſchuldig Verfolgten ſah, hatte das Vertrauen dieſes Fürſten in ſo hohem Grade gewonnen, daß Nichts vermögend war, ihm daſſelbe zu entziehen. — Selbſt ein gedrucktes Strafmandat, welches der Kaiſer aus dem Feldlager zu Ebersdorf an den Herzog ſchickte, blieb ohne Wirkung: denn Grumbachs Pläne ſchienen dieſem Fürſten zu ſicher und vortheilhaft, als daß er ſie hätte fahren laſſen ſollen.

Nachdem nun auf dieſe Weiſe Alles erſchöpft war, was geſchehen konnte, um den Herzog, der in den Verführungsbanden arger Böſewichter lag, auf einen andern Weg zu bringen, wurde endlich die über Grumbach und ſeine Geſellen bereits ausgeſprochene Reichsacht auch auf den Herzog, als einen wiſſentlichen beharrlichen Beſchützer dieſer Aechter ausgedehnt und erſtreckt, auch zugleich dem Kurfürſten Auguſt nebſt andern Reichsſtänden aufgetragen, dieſelbige zu vollziehen. Wie nun aber ſolches bewerkſtelliget worden ſey, werden wir im folgenden Abſchnitte vortragen.

13.

Die Grumbachſchen Händel und ihre Folgen.

II. Gotha wird belagert.

Der Kurfürſt Auguſt von Sachſen verſammelte zur Vollziehung der Acht im Herbſte des Jahres 1566 ſeine Kriegsſchaaren und zog ſie mit denen der Kreiſe, welche gleichen Auftrag zur Achtsvollſtreckung hatten, in ein Heer zuſammen; ſelbſt der eigne Bruder des Herzogs, Johann Wilhelm, vereinigte ſeine Krieger mit dieſem Heere.

Ehe aber dies geſchah, wurde von Grumbach und Brück ein Böſewicht gedungen, den Kurfürſten Auguſt zu ermorden, wenn er in den dichten Wäldern des Gebirges auf der Jagd ſeyn werde. — Dieſer ſchlechte Menſch nannte ſich Hans Böhm, und war aus St. Michael auf dem Brande bei Freyberg gebürtig, Diebſtahls wegen aber gefangen geweſen. Schon ſeit Jahren diente er bei Grumbach, und war ſchon einmal zum Mörder des Kurfürſten Auguſt beſtimmt geweſen, was aber mißlang, weil Gott es nicht wollte, daß dieſer Fürſt durch Mörderhand ſterben ſollte. — Hans Böhm ſoll ſogar in der Gegenwart des Herzogs zum Morde eidlich verpflichtet worden ſeyn, dieſer Fürſt jedoch weiter nichts dazu geſagt haben, als: „Siehe zu, Hans von Freyberg, daß du die Sache, ſo dir befohlen, wohl ausrichteſt!“ — Grumbach gab dieſem Mörder ein Giftpulver, mit dem Bedeuten: es wo möglich in die für den Kurfürſten beſtimmten Speiſen zu werfen. Doch Böhm machte keinen Gebrauch davon. Auch traf er den Kurfürſten, wie auf der Jagd; denn es wurde zweimal die ſchon beſtellte Jagd wieder abgeſagt. — Desgleichen ſollte Böhm dem Kurfürſten auf dem Rückwege vom Reichstage zu Augsburg auflauern und ihn erſchießen. Dies gelang aber eben ſo wenig, als die frühern Mordverſuche.

Auch Philipp Plaß, Georg Tübel und Peter Maynthal wurden von Grumbach zum Morde des Kurfürſten gedungen. Aber ihr ſchändliches Vorhaben mißlang ebenfalls, und dieſe drei ſtarben auf dem Blutgerüſte durch das Rad unter Henkers Hand.

Am 13. December 1566 erſchien ein kaiſerlicher Herold mit dem Mandate der Achts-Exekution vor dem Herzoge, der ihn ganz ruhig empfing, den Abſagebrief annahm und nichts weiter darauf erwiederte, als: „Ich habe dem Kaiſer nie etwas zu Leide gethan, ſondern ihm im Gegentheil allen ſchuldigen Gehorſam bewieſen. — Dabei kann ich den Urheber dieſer Acht leicht errathen, und glaube, daß ich dem Kaiſer eben ſo treu dienen könne als der ſtolze Meißner. (Der Kurfürſt Auguſt.)" —

Der kaiſerliche Herold war noch da, als auch ein ſächſiſcher ankam, von einem Trompeter begleitet, welcher dem Herzoge meldete: daß ſein Herr, der Kurfürſt, die Vollſtreckung der Acht auf kaiſerlichen Befehl übernommen habe. — Auch dieſer Hiobsbote wurde ruhig und freundlich aufgenommen und angehört. Beide Herolde erhielten ſehr anſtändige Verpflegung, und bei ihrem Abſchiede wurden ſie fürſtlich beſchenkt. Doch auch dieſes Geſchenk hatte eine unkluge Beziehung; denn ſie erhielten daſſelbe in lauter neuen Goldſtücken, die der Herzog hatte ſchlagen laſſen, auf denen ſich die Kurſchwerter befanden, mit der Umſchrift: „Johann Friedrich, geborner Kurfürſt. —“ Dieſes belehrte mehr als Alles über die wahren Abſichten des Herzogs, und war eins der Mittel, durch welche der Kurfürſt bis zur Unverſöhnlichkeit gegen den Herzog verhärtet wurde.

Die Stadt Gotha und ihr Grimmenſtein, ohnedem ſchon ſehr feſt im damaligen Sinne, wurde noch mehr befeſtigt, und der Grimmenſtein der Unüberwindlichkeit genähert. — Beide wurden zugleich in den beſten Vertheidigungsſtand geſetzt. Die Vorſtädte wurden abgetragen, alle nahe Bäume rings um die Stadt her abgehauen und zu Bollwerken und Schanzkörben gebraucht. Die Bürger und Soldaten mußten Tag und Nacht arbeiten und die letztern, auch über ihre Wachen, bei den Roß- und Handmühlen thätig ſeyn. Das Geſchütz wurde auf die Wälle und Mauern geſchafft, mit Munition verſehen, hinter den Mauern Erdwälle aufgeführt, kurz Alles gethan, was zum Aushalten einer langen Belagerung erforderlich war.

Das Reichs-Exekutionsheer von 8000 Mann zu Roß und 40,000 Mann zu Fuß hatte ſich aus dem Ober- und Niederſächſiſchen, dem Weſtphäliſchen und Fränkiſchen Kreiſe zuſammengezogen. Schon war es verſammelt, und man wartete nur noch auf die Ankunft der kaiſerlichen Commiſſarien, welche zur Vollziehung der Acht an den Perſonen der Aechter im Hauptquartier ſich aufhalten ſollten. Als ſie nun ankamen, wurde am 24. Dec. 1566 eine Reiterſchaar und ein Fähnlein Fußvolk, (3—400 Mann wurden zu einer Fahne gerechnet) — gegen Gotha entſendet, weniger um Feindſeligkeiten auszuüben, als um dem Herzog zu zeigen: es werde nun Ernſt, auch nebenbei zu recognosciren. Acht Trompeter von dieſer Schaar bließen die Stadt an, (S. 24. Dec.) und entfernten ſich wieder, als ſie merkten, daß ein Ausfall geſchehen ſolle.

Dieſe Aufforderung hatte die Folge, daß mit ſechzig Reitern und zweihundert bewaffneten Bürgern eine Streiferei in die nächſten erfurtiſchen Dörfer gemacht wurde, wo man alle Lebensmittel raubte, nach Gotha ſchaffte und dort Magazine anlegte, weil man während der Belagerung die ganze Bevölkerung dieſer Stadt zu ernähren hatte. — Nicht minder wurden auch Haüptleute in die nächſten Ortſchaften geſchickt, die waffenfähige Mannſchaft auszuheben, und es wurden auf dieſe Weiſe 3000 Mann aufgebracht, die ſämmtlich bewaffnet und in acht Fahnen eingetheilt, auch ſofort in den Waffen geübt wurden. Außer dieſen wurde noch ein Regiment von Söldnern errichtet, die eben ſo ſtark und in zehn Fahnen eingetheilt waren.

Grumbach und der Oberſte von Brandenſtein waren die Triebfedern aller dieſer Anſtalten und ſuchten durch die Zuverſicht, mit welcher ſie vom glücklichen Ausgange ſprachen, den Streitern Muth zu machen und die Unzufriedenheit der Bürger über die Gefahr, welcher die Stadt durch eine Belagerung ausgeſetzt werde, zu beſeitigen. Selbſt der Herzog begab ſich in Geſellſchaft Grumbachs und Brücks zu den mißvergnügten Bürgern, und ſtellte ihnen vor, daß die Abſicht des Kurfürſten keine andere ſey, als ſich dieſes Landes zu bemächtigen, und die Landſtände, ſo wie die Religionsfreiheit zu unterdrücken. — Dieſe Vorſpiegelung blieb auch nicht ohne Wirkung auf den großen Haufen, und die Unzufriedenheit wurde wenigſtens für einige Zeit beſeitigt.

In den erſten Tagen des Monats Januar 1567 langte das Reichs-Executionsheer in der Nähe der Stadt an, und umgab dieſelbe mit ſieben Feldlagern. Der Kurfürſt Auguſt ſelbſt erſchien im Lager, und nahm ſein Hauptquartier zuerſt im Dorfe Goldbach, dann aber, als dieſes in Flammen aufgelodert war, im Dorfe Remſtädt.

An ebendemſelben Tage, wo der Kurfürſt im Lager ankam, begannen die eigentlichen Feindſeligkeiten, auf dem Schloſſe aber wurde das ſämmtliche Kriegsvolk ſo wie die Bürger verſammelt und in einen Kreis geſtellt, in welchen der Herzog nebſt Grumbach und Brück eintritt und die Streiter ermahnte, daß ein jeder ſeines Eides eingedenk bleiben möchte. Dabei wurde ihnen auch ernſtlich zu Gemüthe geführet, daß dieſer Krieg nicht, wie Viele vermeinten, Grumbachs halber entſtanden ſey, ſondern es geſchehe um des reinen Wortes Gottes willen." Hierauf ſchwuren Bürger und Soldaten von Neuem den Eid der Treue.

Nun begann die Belagerung ernſtlich. Die Leine, welche durch die Stadt fließt, wurde am 10. Januar durch die Belagerer abgegraben, und auch eine bedeutende Anzahl von Brunnen hatten ein gleiches Schickſal, ſo daß ein ſtarker Waſſermangel in der Stadt entſtand.

Fünf Tage ſpäter wurde die Stadt im Namen des Kaiſers durch gedruckte Briefe, welche der Kurfürſt nebſt den Commiſſarien des Kaiſers eigenhändig unterzeichnet hatten, noch einmal und zwar auf das ernſtlichſte aufgefordert, und da auch dieſes nicht fruchtete, die Belagerung auf das kräftigſte fortgeſetzt. — Die tiefen Gräben der Stadt und des Schloſſes wurden mit Sandſäcken ausgefüllt, wozu — wie alle Quellen übereinſtimmen, 19,009,565 ſolcher Säcke vom Lande und den Städten aufgebracht werden mußten. Die Chroniken führen an: daß unter andern die Stadt Zwickau fünf und zwanzig Schock ſolcher Säcke, welche ſo viel Centner gewogen, dazu habe beitragen müſſen, und daß der Amtsſchreiber daſelbſt, Daniel Zorn, 46,178 Stück derſelben, welche an andern Orten geſammelt und ihm übergeben worden waren, in das Lager geſendet habe.

Nachdem die beiden Vettern, der Kurfürſt Auguſt und der Herzog Johann Wilhelm, am 22. Januar einen Vereinigungsrezeß mit einander geſchloſſen hatten, wurden die in der Stadt und auf dem Schloſſe befindlichen Ritter aufgefordert, ſich zu entfernen, und die Bürger, wie die Soldaten erhielten gleichergeſtalt die Aufforderung, den Aechtern nicht mehr zu dienen. Dieſe Aufforderung wurde jedoch ebenfalls nicht bekannt, ſondern von Grumbach und Brück unterdrückt, weil ſie von dem Bekanntwerden derſelben viel zu fürchten hatten.

Die Belagerung wurde nun mit aller Macht fortgeſetzt. — Täglich donnerten die Karthaunen auf die Stadt, und von den Batterien derſelben ſo wie von denen des Schloſſes wurde dieſer donnernde Gruß, welcher die Erde beben machte, eben ſo kräftig erwiedert. — Die Kugeln durchkreuzten in Menge ſauſend die Luft, und ſchlugen zerſtörend an den Orten ihrer Beſtimmung ein. — Als man nun am 5. Februar auf dieſe Weiſe mit großen Kanonen von einer Batterie des Schloſſes in das Lager bei Sundhauſen ſchoß, zerſprang eine der größten von dieſen Kanonen, die Breme genannt. Ob nun gleich Keiner der Umſtehenden durch dieſes Zerſpringen beſchädigt wurde, was als ein halbes Wunder anzuſehen war, ſo wurden doch die nahen Fenſter des herzoglichen Wohnzimmers dabei zertrümmert; der Aberglaube aber hatte vollen Spielraum, aus dieſer Beſchädigung der Fenſter Böſes zu prophezeien, dieſes war jedoch unter ſolchen Umſtänden nicht ſchwer.

Allmälig nahm die Sache eine andere Geſtalt an und verſchlimmerte ſich für den Herzog und Grumbach von Tage zu Tage immer mehr. Der Kurfürſt vertheidigte ſich, wegen der ihm, von Grumbach und Conſorten gemachten Beſchuldigungen, in einer Druckſchrift ſehr bündig, und von dieſer Schrift wurden viele Exemplare in die Hände von Bürgern gebracht, welche dadurch über manches Dunkle Licht erhielten. — Nun ſahen ſie erſt, woran ſie waren, und daß weder die Sache der Religion, noch die des Vaterlandes auf dem Spiele ſtehe, ſondern daß es bloß den Köpfen der Aechter gelte, von denen ſie bis jezt ſo ſchändlich betrogen und in's Unglück geſtürzt worden wären. — Dieſe Schrift theilte nun ein Bürger dem andern mit, wodurch ſich allmälig die Stimmung der Gemüther änderte, und gegen die Urheber alles dieſes Unheils richtete. Als man nun während der Belagerung die Häuſer vieler Bürger einriß, und zur Ausbeſſerung der Veſtungswerke gebrauchte, wurden dieſe Bürger aufgebracht, und ihre übele Stimmung theilte ſich den übrigen mit, die ebenfalls der bisherigen Trübſal herzlich müde waren, und das Ende der Belagerung herbeiwünſchten; welches auch nicht weit mehr entfernt war, wie wir im folgenden Abſchnitte erzählen werden.

14.

Die Grumbachſchen Händel und ihre Folgen.

III. Die Stadt Gotha ergiebt ſich.

Das Ende dieſer Belagerung wurde durch folgende Begebenheit mächtig befördert. Die kurfürſtlichen Reiter ſtreiften einſt auf dem Felde hinter dem Lager, und gewahrten in der Ferne einen Wagen, welcher in größter Eile über die Felder fuhr. — Dieſes war ihm verdächtig und ſie ſpornten deßhalb ihre Roſſe zur Verfolgung an. Bald war der Wagen eingeholt, man rief ihm zu, drohete und er hielt. Ein Mann mit zwei Knaben ſaß auf dieſem Wagen, den nun einer der Reiter als Fuhrmann lenkte, und ſo fuhr derſelbe nach dem Lager hin. — Im Hauptquartiere wurde die Ladung des Wagens unterſucht, und man fand bei dem Knechte, dieſes war nämlich der gefangene Mann, — verſchiedene Briefe, ſeidene Fahnen und 4000 Stück Goldmünzen.*) Die

---

*) Eigentlich Goldklippen. Dieſe waren drei- vier- und ſelbſt ſechseckige Münzen, die man nur aus Noth, in Belage-

Briefe waren zwar mit Zeichen geſchrieben, doch man fand bald den Schlüſſel dazu; und entdeckte nun mancherlei, ſelbſt verrätheriſche Umtriebe. Am deutlichſten ſprach ſich die Hoffnung auf Entſatz aus, und daß ſich Alles geben werde, „wenn man nur erſt den Feind in ſeinen feiſten Schmelzgruben angreifen könne; dann wolle man die Beute nicht mit Löffeln, ſondern mit Scheffeln meſſen ꝛc. —"

Ein willkommener Fund! Von den beiden Knaben gehörte einer dem ſchon vor der Belagerung entwichenen Ritter von Mandelsloh, einem geweſenen Freunde Grumbachs, und der andere einem Bürger zu Gotha an. — Der Knecht, der dieſe Knaben hatte in Sicherheit bringen ſollen, entſchlüpfte ſeiner Wache und entkam wieder in die Stadt, wo er ſein Schickſal dem Herzoge und dem Canzler Brück berichtete, aber wahrſcheinlich keine Freude bei ihnen erregte.

Am 17. März jubelte man auf dem Schloſſe, denn man ſah einen langen Zug Krieger zu Roß und Fuß heranziehen und hoffte in dieſen Völkern die längſt erwartete Hülfe zu ſehen. — Bald verkehrte ſich dieſe Freude in Traurigkeit, als die ankommenden Schaaren in das Lager einrückten und mit Jauchzen empfangen wurden. Es war nämlich der Herzog Adolph von Holſtein mit ſeinen Völkern angekommen und hatte ſich dem Belagerungsheere angeſchloſſen, wie man durch den Abſagebrief erfuhr, der

---

rungszeiten ꝛc. prägte. Die, von denen hier die Rede iſt, waren erſt vor wenig Tagen mit der Umſchrift geprägt worden: Herzog Hans Friedrich, geborner Kurfürſt.

A. d. V.

nach einigen Tagen von dieſem Fürſten in die Stadt kam.

Von nun an thürmten ſich die Schanzen der Belagerer immer höher auf, ſo daß ſie die Wälle der Stadt überragten, und ſogar die Straßen der Stadt beſchießen konnten. Dies verſchlimmerte das Loos der Belagerten ungemein, und machte die Bürger zur Uebergabe geneigt. Als nun von verſchiedenen Reichsfürſten Geſandte im Lager erſchienen, vermittelnd zwiſchen beide Theile einzutreten, wußte man dem Stadtrathe davon Nachricht mitzutheilen, und dieſes Collegium ſuchte nun Unterhandlungen einzuleiten, wendete ſich aber zuvor mit einer dringenden Vorſtellung an den Canzler Brück. — Hier kamen ſie jedoch ſchlecht an, denn der verblendete Miniſter antwortete den Deputirten des Raths mit Hohn: „Die Birnen, nach denen der Rath lüſtern iſt, blühen erſt; wenn ſie reif ſind, mög't Ihr wieder anfragen.“ Der Herzog, dem Brück die Vorſtellung mittheilte, wurde darüber hoch erzürnt, ließ die Glieder des Stadtraths vor ſich kommen, verwies ihnen ihr Streben, mit dem gemeinſchaftlichen Feinde in Unterhandlung zu treten, in den härteſten Ausdrücken, und befahl ihnen zugleich auf das ſtrengſte, ſofort 1400 Malter Hafer auf das Schloß zu liefern. Dann wurden dieſe Ehrenmänner, die es ſowohl gemeint hatten, von ihrem verblendeten Fürſten in höchſter Ungnade entlaſſen.

Der Oſterſonnabend (29. März,) ward diesmal für die Belagerten ein einflußreicher Tag, und trug viel dazu bei, ihrer Noth bald ein Ende zu machen. — An der Leinmühle war ein Blockhaus errichtet, und von hier aus geſchah der Stadt viel Schaden. Um nun aber dieſes ſchädlichen Punktes entledigt zu werden, wurde der Bürgerhauptmann, **Johann Hofmann**, der wegen ſeiner Tapferkeit und Kriegserfahrung allgemein hochgeachtet war, am Abend dieſes Tages mit zweihundert Mann beordert, auf Sturmleitern aus dem Schloßgraben zu ſteigen und ſich hinter der äußern Bruſtwehr ſo lange zu verſtecken, bis fünfhundert Hakenſchützen nachkämen, mit welchen das Blockhaus überrumpelt und genommen werden könne. **Hofmann** that jedoch mit ſeinen zweihundert Mann noch mehr, als ihm befohlen war, eroberte das Blockhaus und jagte die Kurfürſtlichen bis Siebeleben und Friemar zurück. Auf dieſe Weiſe hatte er ſchon geſiegt, als ihm auf einmal der Sieg entriſſen wurde. — Es wurden nämlich die Hakenſchützen, die nicht zu rechter Zeit da geweſen ſeyn, und ſich auch überhaupt nicht gut benommen haben mögen, mit Uebermacht angegriffen und in das Schloß zurückgeworfen. Nunmehr war der Hauptmann **Hofmann** mit den Seinen im Blockhauſe abgeſchnitten und ſich ſelbſt überlaſſen. Hart wurde dieſer Poſten von Tauſenden angegriffen, und nach einer heldenmüthigen Gegenwehr das Blockhaus erobert, die ganze tapfere Beſatzung aber mit ihrem Anführer niedergehauen, ohne daß vom Schloſſe aus Verſuche zu ihrer Rettung gemacht worden wären.

Dem Oberſten **Brandenſtein** machte man nun ſtarke Vorwürfe, daß er dieſe löwenmüthigen Streiter ohne Hülfe gelaſſen habe, und ſelbſt der Herzog ließ ihn übel deshalb an. Da war der Oberſte ſo unklug, in die beleidigenden Worte auszubrechen: **Von ſolchen Kriegsleuten kann man bei Buttermilch und Molken viel großziehen!**“

Wie konnte es aber wohl anders kommen, als daß ſich der Oberſte durch dieſe einfältigen Reden den Haß der Soldaten wie der Bürger, beſonders aber der letztern, im hohen Grade zuziehen mußte; denn von den Vertheidigern des erobert geweſenen Blockhauſes waren die Meiſten Bürger geweſen, und deshalb in der Stadt viel Wittwen und Waiſen geworden. — Bald brach dieſer Haß in die Flammen des Aufruhrs aus und hatte ſelbſt für ſeinen Urheber ſchwere Folgen.

Dieſer Aufruhr glimmte einige Tage lang, den verborgenen Kohlen gleich, bis er endlich durch die wachſende Erbitterung zur Flamme angeblaſen wurde. Daß ein böſer Geiſt dieſe bisher ſo gehorſamen Krieger beſeele, und ihre Geſinnung ſich ziemlich geändert habe, wurden die Befehlshaber wohl gewahr, und waren angſtvoll bemüh't, die Folgen davon zu vermindern. Am 4. April hörte man in den Straßen der Stadt den Ruf der Trommeln, und die Krieger, welche nicht auf der Wache waren, verſammelten ſich auf dieſen Ruf unter ihren Fahnen. Als nun dieſes geſchehen und die ganze Beſatzung verſammelt war, formirte ſie einen weiten Kreis, in welchen der Obriſtlieutenant Balthaſar Beyer trat, und die Krieger brüderlich ermahnte, bei ihrer Pflicht zu bleiben. Es wäre dem Herzoge zu Ohren gebracht worden, daß eine Meuterei ſich unter ihnen anſpinne. Der Fürſt wolle es wiſſen, was er ſich zu ihnen zu verſehen hätte. — Wenn einer von ihnen Geld oder Proviant benöthigt ſey, ſolle er es nur ſagen, und es werde ihm nicht an Befriedigung ermangeln. Jeder ſolle nur ſeine [illegible] dem ihm vorgeſetzten Rottmeiſter [illegible], dieſe, welche ſie an die Hauptleute und von dieſen wieder an ihn gelangen werde, wo das Ganze dann zuverſichtlich dem Herzog vorgetragen werden ſolle ꝛc. —

Die Antwort auf dieſe in ſchmeichelhaften und gemeſſenen Ausdrücken gehaltene Rede war: Man wolle einen Ausſchuß bilden und ſich durch denſelben vernehmen laſſen. Dies geſchah, und nun ſprach dieſer Ausſchuß bittere Vorwürfe aus, begehrte Grumbach auszuliefern, um dieſen Stein des Anſtoßes aus dem Wege zu ſchaffen, indem ſie ihn dem Kurfürſten und den kaiſerlichen Commiſſarien zu überantworten Willens wären. Dann aber wollten ſie Gut, Blut, Leib und Leben bei dem Herzoge aufſetzen, und möchte dies der Obriſtlieutenant denſelben vortragen.

Während der Zeit, daß dieſes in der Stadt vorging, wurden die auf dem Schloſſe in Beſatzung liegenden vier Fahnen im Zwinger verſammelt und zur Treue ermahnt. Da nun dieſe ſich auf dieſelbe Weiſe ausſprachen, wie die Soldaten in der Stadt, war der Oberſte von Brandenſtein abermals ſo unklug, mit der Thür in's Haus zu fallen, und die Drohung auszuſtoßen: „Daß ſie loſes Geſindel und werth wären, daß er ſie alleſammt im Zwinger mit Schwefel und Pech verbrennen ließe.“ Dieſe unbedachte Rede wurde zum zündenden Funken in der offenen Pulvertonne; denn es wurde ſofort der ganze Haufen zum tobenden Meere. — Alle riefen: „Das ſoll Dir wohl der Teufel verbieten. Wenn Du nicht daran willſt, müſſen wir es anders anfangen.“ — Die Thür zum Zwinger wurde nunmehr zugeworfen und Fäſſer davor gewälzt. Dann wurden Deputirte gewählt, die ſich mit den Soldaten in der

Stadt unterreden ſollten. Als dieſe an das Thor des Schloſſes kamen, fanden ſie es geſperrt; doch ſie zwangen den Thorwärter zur Oeffnung, und dann wurde daſſelbe ſtark beſetzt. —

Kaum hörten die Streiter in der Stadt von der Geſinnung ihrer Brüder auf dem Schloſſe, als ſie ſämmtlich, Söldner, Bürger und bewaffnete Bauern, nach dem Schloſſe ſtürmten und Grumbach herausverlangten. Vor Grumbachs Zimmer erhoben ſie einen großen Lärmen, als ſie es feſt verſchloſſen fanden. Der Herzog ſelbſt trat den Aufgeregten entgegen, und bat für Grumbach, doch vergebens; man hörte ihn nicht an. Nur um eine Friſt von acht Tagen bat der geängſtigte Johann Friedrich; ſie wurde ihm nicht gewährt. Dann fleh'te er nur um eine einzige Stunde Aufſchub, — Nein! — Nun bat er nur um eine halbe Stunde, um einige Biſſen eſſen zu können. Auch dieſe Bitte fand kein Gehör, und einſtimmig rief man: „Keinen Augenblick! Gebt uns Grumbach heraus! Er ſey die Braut, um die wir tanzen!“ —

Nun galt es dem Oberſten Brandenſtein, der jetzt, jedoch zu ſpät, die Erfahrung machte, wie übel es mit einem Vorgeſetzten beſchaffen ſey, wenn er ſich nicht durch Humanität und Gerechtigkeit die Liebe ſeiner Untergebenen zu erwerben weiß. — Seine frühere Unklugheit war für ihn zum Baume geworden, der unheilbringende Früchte trug. „Ihr lieben Brüder! Habt doch Reſpect vor Eurem Herrn!“ — redete der ſonſt hochfahrende Oberſte die aufgeregten Kriegsleute und Bürger ganz ſanftmüthig an, und von dem ehemaligen hohen Tone war bei dieſem Voltron nichts mehr zu ſpüren, aber dieſer Ton fand ebenfalls keinen Anklang. „Auch du biſt der Schelmen einer, die geächtet ſind und ſo viel Unheil geſtiftet haben — rief die ganze Schaar ihm brüllend entgegen. — Wollteſt uns ja im Zwinger verbrennen, und uns mit Buttermilch und Molken füttern! — Hofmanns Geiſt und ſeiner von dir, Verräther! geopferten Schaar mahnen uns zur Rache. — Alſo fort mit Dir! Komm mit uns!“ —

Und nun nahmen hundert Hakenſchützen den Herrn Oberſten in die Mitte, wo man denn dem hochverehrten Herrn unterwegs die zu ihm tragende Affection, durch häufige Stöße mit den Muſketenkolben, auf das zärtlichſte zu erkennen gab. — So brachte man den Oberſten auf das Rathhaus, wo man denſelben in ein feſtes Zimmer einſchloß und daſſelbe mit einer ſtarken Wache verwahrte. Hier hatte denn nun Brandenſtein Zeit und Raum genug, Betrachtungen über Sonſt und Jetzt anzuſtellen, auch über die Urſachen nachzudenken, warum es jetzt nicht mehr ſo war als ſonſt. —

Der ganze Haufe ſtürmte nun wieder auf das Schloß, um Grumbach zu verhaften; doch ehe ſie noch dahin kamen, lief ihnen Hänſel Tauſendſchön in die Hände. Dieſer war der Diener Grumbachs, den man der Zauberei beſchuldigte, da er dem Herzoge den verlornen Kurhut, ja ſelbſt die Kaiſerkrone hatte im Kryſtall ſehen laſſen. Man griff ihn, und führte ihn in den Gefängnißthurm. Auf dem Wege dahin bekam er bald von Dieſem bald von Jenem einen Puff, und ſpöttiſch rief man ihm zu: „Biſt Du ein Prophet, ſo weiſſage: wer war's, der Dich ſtieß!“

Der Canzler Brück kam nun an die Reihe der Verhaftung und wurde mit Gewalt aus der Geheimen-Canzlei geholt. Er wollte ſich höflichſt entſchuldigen: daß er kein Geächteter, ſondern der Canzler ſey, allein es ſchallte ihm der Ruf entgegen: „Eben den wollen wir haben!“ — Nun wurde er fort getrieben, und da er keine Luſt bezeigte, den unwillkommenen Führern zu folgen, ſtieß ihn ein Bauer, der bei einer der acht Landfahnen ſtand, mit der Muskete in die Seite und rief ihm zu: „Immer gehe fort! — Herzog Hans Wilhelm wird Dir ſchon ſagen, was Du gethan haſt!“ — So wurde er ebenfalls auf das Rathhaus in Verwahrung gebracht.

Endlich wurde auch Grumbach gefunden; lange hatte man ihn vergebens geſucht. Doch als man des Herzogs Schlafgemach nicht mehr reſpectirte und in daſſelbe eindrang, zeigte eine anweſende Hoffrau ſchweigend auf einen in der Wand befindlichen und als Bette gebraucht werdenden Schubkaſten. Dieſen zog man nunmehr heraus und fand in demſelben das, was man ſuchte. — Unter drei Betten lag der Greis Grumbach, krank und matt, ausgeſtreckt; allein man zog ihn ſofort hervor, und da er nicht gehen konnte, bildeten die ſtärkſten Kriegsknechte aus ihren Musketen und Piken eine Bahre, auf welcher ſie ihn „wie die Ratten ihren König, in aller Dignität und Herrlichkeit,“ den Schloßberg herabtrugen. — Unterwegs riefen ſie: „Hei! Jetzt bringen wir die Braut, um die getanzt wird. — Grumbach entfärbte ſich auf dem Wege vom Schloſſe herab, denn man kann leicht denken, welche Gefühle ihn jetzt durchſtrömt haben mögen. — Dieſes Entfärben wurden die Träger gewahr, und alsbald riefen mehrere:

„Tragt den Schelm zum Doctor, denn er hat Gift gefreſſen!“ — Und nun nahm man den Weg zum Leibarzte des Herzogs, D. Paulus Luther (Sohn des Reformators). Dieſer ſcheuete jedoch den Auflauf, welcher jetzt vor ſeinem Hauſe entſtand, und man trug Grumbach nun auf das Rathhaus, wo er in feſten Gewahrſam gebracht wurde. —

Nun waren noch Grumbachs Freunde, Wilhelm von Stein, Jobſt von Zetewitz, Hans Beyer ꝛc. übrig, auf deren Verhaftung man nunmehr ausging. Stein und Beyer wurden verhaftet; Jobſt von Zetewitz aber war der glücklichſte von dieſer Geſellſchaft. Gleich am Morgen dieſes Tages war er hoch zu Roſſe, und drehete ſich allmälig immer weiter nach dem Felde hin, bis er endlich an die letzten Vorpoſten kam. Plötzlich gab er nun dem Pferde die Sporen und ſuchte das Weite, kam auch glücklich durch das Lager und war endlich ganz im Freien. — Er war alſo auf dieſe Weiſe gerettet und entkommen, doch dem Gericht Gottes entlief er nicht, denn in Frankreich wurde er von aufrühreriſchen Bauern erſchlagen.

So viel für jetzt, da der Raum, welcher für jeden Tagsabſchnitt berechnet iſt, bereits überſchritten wurde. Das Ende vom Ganzen werden wir im Tagsabſchnitte des 18. Aprils und 9. Mai's vortragen und wollen uns hiermit darauf beziehen.

15.

Brandunglück durch das Schießen mit Schlüſſelbüchſen verurſacht.

Ein Beiſpiel, zur Warnung erzählt.

Feuer macht arme Leute! ſagt ein gemeines Sprüchwort, und es iſt die Wahrheit deſſelben durch eine unzählige Menge von Beiſpielen beſtätigt worden. Demohngeachtet gehen ſehr viele Menſchen noch ſehr leichtſinnig mit dieſem ſo wohlthätigen als gefährlichen Elemente um, ſo daß von zehn Brandſchäden gewiß neun durch Verwahrloſung entſtanden ſind. — Das Beiſpiel eines durch die Unvorſichtigkeit einiger Knaben entſtandenen Brandunglücks, welches wir heute vortragen wollen, zeigt ſehr deutlich, wie höchſt beachtungswerth dieſer Theil der Feuerpolizey ſey.

In wohl organiſirten Staaten iſt es ſchon längſt ein Gegenſtand der Geſetzgebung geworden: daß in den Städten und Dörfern kein Feuergewehr abgefeuert werden darf, weil man ſchon in Menge Beiſpiele hat, daß Brandunglück hierdurch entſtanden iſt. — Gleichwohl wird dieſes für die allgemeine Wohlfahrt höchſt nothwendige Geſetz ſo vielmal umgangen oder vernachläſſiget, dadurch aber die Gefahr gänzlicher Vernichtung über ganze Ortſchaften gebracht. —

Auch in dem Herzogthum Sachſen-Eiſenach fehlte es gewiß an guten Anordnungen auch in dieſem Theile der Geſetzgebung nicht, und dennoch brachte die Vernachläſſigung dieſes Geſetzes einer ſeiner Ortſchaften großen Schaden.

Das jetzt Weimariſche ſehr anſehnliche Dorf Großen-Rudeſtädt, bei Erfurt, früher zu dem abgeſonderten Herzogthum Eiſenach gehörig, und noch jetzt, ſo wie ſonſt, der Sitz eines Amtes, wurde am 15. April 1686. durch die Unvorſichtigkeit einiger Knaben, zum großen Theile ein Raub der Flammen, und die Schilderung dieſes Brandunglücks, ſey nun der Gegenſtand des heutigen Tagesabſchnittes.

Nach einem langen Winter war der Frühling eingetreten, und die Menſchen freueten ſich ſeiner um ſo mehr, je unfreundlicher der vergangene Winter geweſen war. — Auch in der Kinder Bruſt regte ſich dieſe Freude, und von ihnen ſah man ganze Geſellſchaften auf den Plätzen des Dorfes oder in den grünenden Gärten ſpielen. O, wenn es doch bei dieſen unſchuldigen Kinderſpielen ſein Bewenden gehabt hätte, doch es ſollte eins derſelben, durch Unvorſichtigkeit, für das ganze Dorf unheilbringend werden. —

Einige Knaben hatten ſich am Abende des genannten Tages zuſammen gefunden, um gleichfalls den ſchönen Abend mit ihren Spielen zu verleben. Dieſe Knaben hatten ſich in einem Garten nahe hinter der Scheune eines Gutes verſammelt, und einer unter ihnen hatte eine ſogenannte Schlüſſelbüchſe und etwas Schießpulver bei ſich. Dieſe Schlüſſelbüchſe wurde geladen, auf die Erde und ein Stückchen brennender Schwamm auf das Zündloch gelegt. — So ſtanden die Knaben erwartungsvoll in einiger

Entfernung, und als der Schuß krachend losging, erhoben ſie Alle ein Freudengeſchrei. — Als nun der erſte Schuß ſo glücklich losgegangen war, wurde wieder geladen, und der Beherzteſte dieſer Knaben erbot ſich, die Schlüſſelbüchſe in der Hand loszuſchießen. Seine Spielgenoſſen erſtaunten über ſeine Verwegenheit; dies machte ihn aber um ſo begieriger, dieſe Heldenthat auszuführen, und er nahm nun die, mit einem ſelbſtgeſchnitzten Piſtolenähnlichen Schaft verſehene Schlüſſelbüchſe in die Hand, der aufgelegte Schwamm wurde angezündet, und gleich darauf ging der Schuß los. Es hatte aber der Schütze mehr Acht auf die Schlüſſelbüchſe ſelbſt, als auf die Richtung gehabt, welche dieſelbe hatte, und jetzt ſo unheilvoll wurde. —

Auf das Pulver hatte man beim Laden, damit der Schuß deſto ſtärker knallen ſollte, einen tüchtigen Wergpfropf geſetzt, und dieſer flog nun, als der Schuß losging, brennend auf das nahe Scheundach, wo er hängen blieb. — Dieſes Dach beſtand aus Stroh, und daſſelbe war durch die Sonnenwärme und ſeit einigen Tagen angehaltene trokkene Witterung ganz dürr geworden. Ein ziemlich ſtarker Luftzug hatte ſchon da ſtattgefunden, als die Knaben in den Garten kamen und dieſer blies nun den glimmenden Wergpfropf auf dem dürren Strohdache zur Flamme an. — Dieſe verbreitete ſich ſchnell weiter, und bald ſtand ein großer Theil des Daches im hellen Feuer. Nun ſprangen die Knaben erſchrokken aus einander und warfen die Schlüſſelbüchſe in den nächſten Teich. Doch dieſes Opfer machte die Gefahr nicht kleiner, denn das Feuer griff ſchnell um ſich, und als das Dach durchgebrannt war, erreichte die Flamme die unter demſelben eingepanſeten Vorräthe an Getreide und Stroh, ſo daß nun bald darauf die ganze Scheune in Flammen ſtand. Die Wohngebäude des Gutes waren nicht weit von dieſer Scheune entfernt, und wurden nun ebenfalls ein Raub der zerſtörenden Flamme. — Die Glocken des Thurmes erhoben jammernd ihre ehernen Stimmen und riefen um Hülfe. — Man eilte auch ſchnell herbei, doch vergebens; der Wind wurde immer heftiger und das Feuer immer größer. Das von dieſer Flamme fortfliegende Flugfeuer entzündete nun ein Gut um das andere, und ſo wurden an dieſem verhängnißvollen Abende dreißig Güter und Häuſer, nebſt faſt eben ſo viel noch angefüllten Scheunen, ein Raub der verzehrenden Flamme. — Auch das Schulgebäude hatte ein gleiches Schickſal, und da von dem Flugfeuer, welches von der nahen brennenden Schule auf das Schindeldach des Kirchthurms häufig flog, ſich auch dieſes entzündete, ſo gerieth derſelbe ebenfalls in Brand und wurde zerſtört. — Der Hülferuf der Glocken verſtummte und er war ihr Schwanenlied geweſen, denn als der Thurm ausgebrannt war, ſtürzten ſie krachend herab und ihre Stimme ward nicht mehr gehört. Durch den Brand des Thurms gerieth auch die Kirche in die größte Gefahr, und ſchon brannte das Dach derſelben; doch die faſt übermenſchlichen Anſtrengungen der Arbeitenden retteten dieſen Tempel Gottes noch vom gänzlichen Verderben; er war aber ſehr beſchädigt. —

So wurden durch jugendlichen Unverſtand und Unvorſichtigkeit dreißig Hausväter unglücklich und eine ganze Gemeinde in Noth und Sorge verſetzt. Und es waren erſt nur wenig Tage vergangen, als in der Stadt Gera, (20. März 1686) durch Verwahrloſung eines Bäckers, Hans Caspar Gülden, eine Feuersbrunſt entſtanden war, durch welche über 350 Häuſer, ohne die Scheunen und Ställe ein Raub der Flamme wurden.

Das Element des Feuers iſt eine wahre Wohlthat Gottes für uns; wird es aber nicht genug gehütet, ſo zerbricht es ſeine Feſſeln, und wird zerſtörend für die menſchliche Wohlfahrt. —

16.

Die Stadt Schneeberg wird von den Böhmen überfallen.

Als der Krieg zwiſchen dem Kaiſer und den Genoſſen des Schmalkaldiſchen Bundes ausbrach, ſtellte ſich der Herzog Moriz von Sachſen auf die Seite des Erſtern; doch mußte er der Uebermacht ſeines auf ihn andringenden Vetters, des Kurfürſten Johann Friedrichs weichen, und zog mit ſeinen Schaaren nach Böhmen, wo er ſich mit den Heeren des Kaiſers und des Königs Ferdinand vereinigte. —

In den erſten Tagen des Monats April 1547 war dieſe Vereinigung geſchehen, und am 12. d. M. ſetzte ſich das vereinigte Heer in Bewegung und brach durch das Voigtland in Sachſen ein. — Das feſte Zwickau wurde von dem Herzoge Moritz, welcher die Vorhut des ganzen Heeres führte, ſtärker beſetzt, und er ſchickte nun, nachdem am 10. April eine ſchriftliche Aufforderung: die Stadt Schneeberg ſolle ſich dem Herzog Moritz ergeben, nicht ſofort Erfolg hatte, am 15. April den böhmiſchen Ritter Kreuda mit achthundert Reitern und noch mehr Fußvolk, nach Schneeberg, um dieſe Stadt ebenfalls zu beſetzen.

Nun gehörte aber die Stadt Schneeberg in jener Zeit dem Kurfürſten Johann Friedrich, und der Herzog Moritz hatte den Mitgenuß an den Bergwerken. Da nun aber dieſe beiden Herren gegenwärtig im Kriege mit einander waren, ſo läßt ſich leicht denken, daß jeder derſelben die Stadt allein haben wollte, und deshalb ſollte dieſe Beſetzung geſchehen.

Die Böhmen ſtanden zu derſelben Zeit bei den Schneebergern in keinem guten Rufe, denn es hatten ſich ſeit dem 31. Januar der Bürgermeiſter nebſt vielen Bürgern aus Zwickau geflüchtet, weil ſie von den böhmiſchen Landsknechten der Beſatzung ausgetrieben worden waren und ſich ihren Mißhandlungen entziehen wollten, was denn den Böhmen eben keine Freunde erwerben konnte. Dieſe Zwickauer hielten ſich ſo lange in Schneeberg auf, bis der Kurfürſt gefangen war, und ein großes Schlagfaß voll Zwickauer Papiere wurde während der Zeit in Schneeberg auf dem Rathhauſe verwahrt. — Desgleichen waren am 23. Febr. d. J. drei böhmiſche Reiter bei ihrer Streiferei bis in die Gegend von Schneeberg gekommen, hatten den Sohn des Münzmeiſters, nebſt ſeines Vaters Geſinde im Felde angetroffen, und zum Spitalthore hereingejagt, wo ſie bis ans Thor heran in Gefahr waren, von den Böhmen ereilt und niedergehauen zu werden. — Dies erregte eine heftige Erbitterung bei den Bürgern und Bergleuten Schneebergs und ſie verbanden ſich zur kräftigſten Gegenwehr gegen ſolche ſtreifende Rotten der Böhmen.

Als nun der Ritter Kreuda mit ſeinen Völkern auf dem Wege war, und ſich wahrſcheinlich auf demſelben durch das Plündern der Dörfer aufgehalten hatte, gelangte die Nachricht von den herannahenden Feinden durch Geflüchtete nach Schneeberg, und ſofort verſammelten ſich die Bürger und Bergleute, ſo gut bewaffnet als ſie es vermochten, um den Feinden den Eingang in die Stadt ſo lange als möglich zu verwehren.

Wenn ſich aber in der Vorzeit der Feind einer Bergſtadt nahete, ſo ſtieß der Bergmann eine Stange von acht bis zehn Fuß Länge in ſeine Parde, die er bei feierlichen Aufzügen, als Beil geſtaltet auf der Achſel trug, band an die hervorragende Spitze der Stange ſeinen Zſchörper*) und nun war die Hellebarde fertig, mit welcher die Bergleute tapfer gegen die Feinde ſtritten, wie davon viele Beiſpiele vorhanden ſind. —

So gerüſtet zogen auch jetzt die zum Kampfe Verbundenen aus, und ſtellten ſich am Ausgange der Stadt in feſtgeſchloſſenen Gliedern auf. Die Büchſenſchützen traten beherzt in das erſte Glied, und würden gegen die feindlichen Reiter durch die Hellebarden, der hinter ihnen ſtehenden Bergleute gedeckt.

Am Morgen des 16 Aprils kamen die Böhmen von Zwickau her vor die Stadt. Zuerſt kam die Reiterei, von welcher eine Abtheilung mit acht

---

*) Der Zſchörper iſt ein kurzes ſtarkes Meſſer, welches der Bergmann am Gürtel trägt, und mit in die Grube nimmt. A. d. V.

Trompetern voranſprengte, welche nach dem Kriegsgebrauch der damaligen Zeit die Stadt anbließen. Die Schneeberger ſchienen jedoch dieſen Gebrauch nicht verſtehen zu wollen; denn die Schützen ſchlugen auf die Reiter an, mehrere Büchſen krachten, und ſchon in der Ferne ſtürzten zwei Pferde und neun Reiter von den Kugeln der Schützen getroffen zur Erde. — Jetzt ſahen die anrückenden Böhmen die Glieder der Schneeberger, welche, Mann an Mann feſtgeſchloſſen, den Angriff des Feindes ruhig erwarteten, und wurden ſtutzig, ſo daß ſie nicht weiter nach der Stadt vorzudringen ſich getraueten, und ſich deshalb auf die Seite nach dem Wolfsberge wendeten, wo ſie die Stadt überblicken konnten. Hierdurch wurden ſie von der geringen Stärke der ihnen entgegenſtehenden Schneeberger überzeugt, und faßten wieder ſo viel Muth, daß ſie des Zehndners Vorwerk in Brand ſteckten, ſo daß die Flammen bald hoch emporſchlugen. — Zugleich brach aus dem Walde das feindliche Fußvolk hervor, ſtellte ſich in langen Reihen auf, und es wurde auch Geſchütz aufgefahren, welches den Schneebergern Ernſt zeigte. „Dazumal — ſchreibt Melzer — hat Matthäus Semmelbeck, (ein geborner Schneeberger?) ſeinem Vaterlande Dankſagung gethan, daß man ihn erzogen und hernach wegen Ehebruchs und anderer Händel das Leben geſchenket, indem er mit einer Feldſchlange in Hans Beyers Hauſe am oberſten Fache die Schindeln durchſchoſſen: zu deſſen Gedächtniß die Stückkugel in der Cämmerey aufgehoben worden.“

Als nun die Schneeberger ſahen, daß es ein zahlreiches feindliches Corps ſey, welches ſich wohl im Stande befinde, die Stadt durch Feuer zu verderben, nicht aber nur eine kleine ſtreifende Rotte, welcher man hätte Widerſtand leiſten können; auch erwogen, daß ihre Stadt ohne Mauer, mithin ganz offen wäre, wo ſie nicht alle Oeffnungen kräftig genug vertheidigen könnten; man auch Fahnen vom Herzog Moritzens Kriegsvolk erblickte: beſchloß man endlich die Ergebung, und es begab ſich alſo der Stadtrath hinaus, die Unterhandlung zu eröffnen: Der Ritter Kreuda war auch ſofort willig, die Uebergabe und Unterwerfung anzunehmen; denn die ihm zugekommenen Befehle des Herzogs waren zu gemeſſen, und deuteten klar auf Milde hin. Er verſprach daher der Stadt Schneeberg die Aufrechterhaltung ihrer politiſchen und religiöſen Freiheit, und nun erfolgte die Uebergabe, eben da die Anſtalten der Böhmen, die Stadt in Brand zu ſtecken, ihre Vollendung erreicht hatten. Dieſes Unglück wurde aber durch die zur rechten Zeit geſchehene Uebergabe der Stadt verhütet.

Nach geſchloſſener Capitulation zog der Ritter Kreuda mit einer Bedeckung in die Stadt ein, wo er bei Heinrich Hetzen zu Mittag ſpeiſete; dem feindlichen Corps aber wurden Lebensmittel in das Lager hinaus geſendet, und am Nachmittage zog das Ganze wieder ab, und ging nach Zwickau zurück.

Und ſo war denn dieſer Ueberfall, welcher das Verderben der Stadt Schneeberg im Gefolge haben konnte, wenigſtens in ſeinen größten Nachtheilen gemildert; doch ging es nicht ganz ohne Feindſeligkeiten ab. Denn, wenn auch im Innern der Stadt nichts geſchah, ſo wurde doch in den Vorwerken, außen vor der Stadt, und ſelbſt in den erſten am Felde liegenden Häuſern von Eingedrungenen geplündert und geraubt, Kiſten und Kaſten aufgeſchlagen und ausgeleert, desgleichen viele Kühe, Ochſen und Pferde fortgetrieben. — Auch der Ritter Kreuda forderte von der Stadt einige tauſend Gülden Brandſchatzung, und da man ſich nicht vereinigen konnte, ohngeachtet der Ritter ſeine Forderung bis auf 1000 Gülden milderte; ſo wurde der Stadtrichter nebſt den Schöppen, ſo wie der Bergmeiſter mit den Geſchwornen, als Geißeln dafür, mit nach Zwickau genommen, wo es der Entſcheidung des Herzogs Moritz anheimgeſtellt werden ſollte. — Dieſer entſchied, nachdem der Geheime-Rath *D.* Türk und Wolf Koller, im Namen des Herzogs, die Gründe der Schneeberger angehört hatten, für 500 Gülden, und Schneeberg mußte dieſelben erlegen.

Eben zu der Zeit, als die Böhmen das Vorwerk bei Schneeberg in Brand ſteckten, befand ſich der Herzog Moritz in Zwickau auf dem höchſten Kirchthurme, und ſah den Rauch von dieſem Brande über dem Walde aufſteigen. Als er nun nach der Urſache deſſelben fragt, antwortete man ihm: Es werde dieſe Dampfwolke wohl von dem brennenden Schneeberge herrühren. Da ſprach der Herzog: „Das haben Wir nicht befohlen!“ — und ſetzte dann das alte Sprüchwort hinzu: „So geht's dem Bauer, wenn er will reißig werden.

17.

Der Herzog von Sachſen, Georg der Bärtige, ſtirbt.

Den Herzog Georg von Sachſen, den man in der Geſchichte unter dem Beinamen des Bärtigen kennt, (weil er ſich, nach dem 1534 erfolgten Ableben ſeiner von ihm über Alles geliebten Gemahlin Barbara, zum Zeichen der Trauer den Bart lang wachſen ließ) traf im Alter noch das harte Schickſal, daß ſeine beiden erwachſenen Söhne, Johannes und Friedrich binnen zwei Jahren alle beide ſtarben,*) und ihm alſo von den neun Kindern, die ihm ſeine Gemahlin geboren hatte, nur ſeine älteſte an den Landgrafen Philipp von Heſſen vermählte Tochter Chriſtina übrig blieb. — Nun ſtand der arme alte, kinderlos gewordene Vater ganz allein, da dieſe ihm übrig gebliebene einzige Tochter weit entfernt von ihm lebte. Zugleich drückte ihn aber auch die Sorge wegen der Succeſſion in der Regierung. Sein Bruder Heinrich war nach dem Erbfolgerecht ſein Erbe und Nachfolger; dann aber mußte er fürchten, daß die ihm ſo verhaßte Ketzerei, die er bisher mit allen Kräften von ſeinem Lande abzuhalten verſucht hatte, mit Gewalt in demſelben werde eingeführt werden; daher beſchloß er, Alles anzuwenden, dieſes zu verhüten. Zuerſt richtete er ſein Abſehen auf ſeinen talentvollen Neffen Moritz, und ließ dem Vater deſſelben das Anerbieten machen, demſelben die

---

*) Johannes ſtarb am 11. Januar 1537, (S. 1. Bd. S. 62.) und ſein ſchwachſinniger Bruder am 26. Febr. 1539, mithin nur wenig Wochen vor des Vaters Tode. —

A. d. V.

Regierung zu übergeben, jedoch unter der Bedingung, daß er bei der katholiſchen Religion verbleibe, und dieſelbe in Sachſen allein aufrecht erhalte, auch die Wittwe ſeines Vetters Friedrich eheligen ſolle. Hierüber handelte der Herzog Heinrich in Mittweida, bei einer Zuſammenkunft mit den abgeſendeten Räthen ſeines Bruders; allein man konnte ſich nicht deshalb vereinigen, und ging alſo unverrichteter Sache wieder auseinander. — Hierauf geſchah dem Herzog Heinrich ſelbſt das Anerbieten: „Es wolle der Herzog Georg ſeinem lieben Bruder noch bei ſeinem Leben das Regiment übergeben, wenn er ſich von der lutheriſchen Ketzerei wieder abwenden, und in den Schooß der allein ſeligmachenden Kirche zurückkehren wolle. — Dieſes ſchlug jedoch der Herzog Heinrich mit harten Worten ab, und nun faßte der auf das höchſte erbitterte Herzog Georg den Entſchluß, ſein Land dem Könige Ferdinand durch ein Teſtament zu vermachen. Ehe er aber dieſen Entſchluß in's Werk ſtellen konnte, ſtarb er plötzlich am 17. April 1539 im 68. Lebensjahre. Er war geboren am 27. Aug. 1471. (S. d. Tag.)

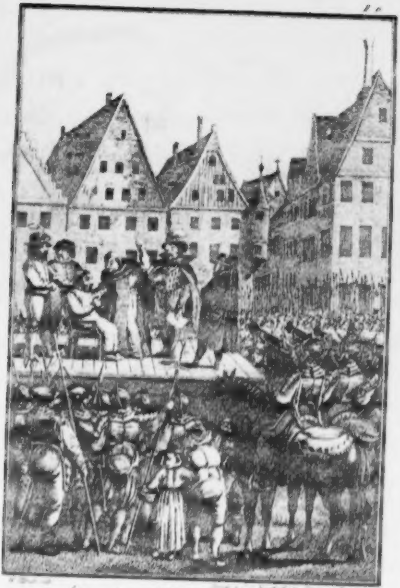
Nun begann ein gänzlicher Umſturz des Beſtehenden, und die evangeliſche Religion wurde ſo ſchnell in dieſem Lande eingeführt, daß man es eine Uebereilung nennen kann.

Die vertrauten Räthe des Herzogs Georg, die vielleicht ſeinen Entſchluß, dem König Ferdinand das Land zu vermachen, kannten, aber nicht billigten, hatten am 16. April an den Herzog Heinrich geſchrieben: er möchte eine vertraute Perſon nach Dresden ſenden. — Wahrſcheinlich wollten ſie noch einen Verſuch machen, die beiden Brüder zu vereinigen.

Zu dieſer Geſandtſchaft wurde nun der vertrauteſte Sekretair des Herzogs Heinrich, Bernhard Freydiger erwählt, und trat die Reiſe dahin ſofort an. In einem von ihm hinterlaſſenen Manuſcripte über ſeinen Aufenthalt am Hofe des Herzogs Heinrich hat er über die Erlebniſſe dieſes Tages originelle Bemerkungen hinterlaſſen; dieſes Manuſcript iſt in Glafeys Kern der ſächſiſchen Geſchichte abgedruckt, und wir wollen aus demſelben das, was zur Geſchichte dieſes Tages gehört, unſern Leſern wiedergeben.

„Darauf ward ich gen Dresden abgefertigt, und als ich herab an das Waſſer, die Weißeritz genannt, kam, begegneten mir Leute, die mir anzeigten, daß Herzog Georg dieſen Morgen (17. April 1539) geſtorben wäre. Die Räthe hatten bereits an den Herzog Heinrich geſchrieben, der reitende Bote, Theyß genannt, begegnete mir auch, ehe ich in die Stadt kam, und es verwunderten ſich viele Leute, die mich an der Hoffarbe kannten, über meine Ankunft, wie der Herzog kaum eine Stunde verſchieden war. Es liefen mir auch die Räthe, die mich vorher nicht angeſehen hatten, entgegen, und fragten mich nach Herzog Heinrich's Befehle. Ich ſetzte mich aber und ſchrieb an den Herzog; ehe jedoch mein Bote den Weg nach Freiberg halb zurückgelegt hatte, begegnete ihm ſchon dieſer Fürſt. Alſo viel waren der Kundſchafter geweſen, die auch zum Theil ſchon geſchrieben hatten, als der verſtorbene Herzog noch lebte: denn ſonſt wäre es nicht möglich geweſen, weil noch am Abend vorher keine Ausſicht zum Sterben geweſen war. Es waren etliche vom Hofgeſinde zu Freiberg krank, und (der alles geltende Miniſter) Anton von Schönberg, lag auch am Zipperlein, und andere waren noch ebenfalls krank, und zum Wandern ungeſchickt; der Herzog ſelbſt befand ſich eben im Bade, als die Todesbotſchaft ankam, und dieſe Zeitung machte ſie Alle in einer Stunde geſund. — Es waren nun alle Pferde zum Fortkommen zu wenig, lief auch viel Volks mit, das nicht zum Hofe gehörte: in Summa, es galt uns Allen, wer da laufen konnte, der lief, und hatte nun keine Rath weiter mit uns, wie wir uns bedünken ließen. Denn wir ſteckten zuvor in großen Nöthen, da Herzog Georg nichts mehr wollte thun, und hatten keine Zuflucht mehr, als zur Kurfürſtin und der Herzogin zu Rochlitz, Herzog Johannſens Wittwe, die mit Gelde und Getreide zuweilen aushalf, jedoch nur von Quartal zu Quartal, ſo mußte es wieder gegeben ſeyn.“

So war nun der Herzog Heinrich aus einem armen Fürſten plötzlich ein reicher geworden. Wie er nun regiert habe, ſo wie insbeſondere von ſeinem Leben, Charakter ꝛc. werden wir zum 18. Auguſt im vierten Bande dieſes Werkes zu handeln Gelegenheit nehmen, worauf wir uns hiermit beziehen wollen.



Hinrichtung Wilhelm von Grumbachs

I

ge
en
ge
Z
di
K
te
zu
nu
die
ich
W
hie
fru
un
nun
an
get
reck

geh
Kin
ſich
zog

18.

Die Grumbachſchen Händel und ihre Folgen.

V. Die Aechter, Grumbach, Brück ꝛc. werden hingerichtet.

(Mit Abbildung.)

Nach dem im Tagsabſchnitte des 14. Aprils er-
hlten Vorfalle konnte man die ganze Sache als be-
digt anſehen; denn das Kriegsvolk, ſo wie die Bür-
r waren nicht mehr als zuverläſſig zu achten.
var machte der Herzog noch einen Verſuch, auf
Gemüther dieſer Leute einzuwirken, nahm einen
nebelſpieß in die Hand, und trat mit demſelben un-
die Empörten, und ſprach im beweglichſten Tone
ihnen: „Liebe Kriegsleute! Ich hoffe, Ihr werdet
n Euer Müthlein genug gekühlt haben, weil Ihr
ſe Leute in Eurer Gewalt habt; derohalben bitte
Euch, mir nur den Canzler, **Hans Beyern** und
ilhelm von Stein zu laſſen — — —". Doch
r konnte er ſchon merken, wie wenig ſeine Worte
chteten, denn der ganze Haufe fiel ihm in's Wort
ſchrie: „Nein! Mit nichten!" — Der Herzog fuhr
tief ergriffen fort: „Nun, ſo will ich Euch nur
Eure Pflicht erinnert haben, daß Ihr nunmehr
reulich bei mir aushaltet, und wer es thun will,
e zwei Finger ſeiner rechten Hand in die Höhe."
Aber auch dieſe ſo bewegliche Bitte hatte die
offte Wirkung nicht. — Zwar reckten Einige die
ger auf, die Meiſten aber ſprachen: ſie wollten
s überlegen, und gingen auseinander; der Her-
aber zog ſich voll Trauer in ſein Gemach zurück.
Von nun an beſaß der Herzog keine Macht mehr,

und eine Capitulation wurde eingeleitet, obgleich ohne den Willen dieſes Fürſten, den man gar nicht darum fragte. — Noch wollte er ſich, als er endlich den Unterhandlungen beitrat, gebornen Kurfürſten nennen, dieſes wurde aber nicht angenommen, und er ließ nun dieſen Titel fallen. In dieſer Capitulation ergab ſich der Herzog dem Kaiſer auf Gnade und Ungnade: lieferte ſelbſt ſeine Perſon auf dieſe Weiſe aus, und ſeine Unterthanen leiſteten dem Herzog Wilhelm den Unterthaneneid. —

Am 14. April geſchah der Einzug des Kurfürſten, den der Herzog Johann Wilhelm und die kaiſerlichen Commiſſarien begleiteten. — Der Rath und die Bürgerſchaft erſchienen dabei auf dem Markte und leiſteten knieend die gebotene Abbitte. — Im Schloßhofe ſtand der Herzog Johann Friedrich in demüthiger Stellung, und empfing in derſelben die einziehenden Ueberwinder, wurde vom Kurfürſten aber keines Blickes gewürdiget; vielleicht geſchah dies, um ihn zu ſchonen, und betrübt zog ſich der ſo tief geſunkene Fürſt in ſein Zimmer zurück. Wenige Minuten ſpäter erſchienen die kaiſerlichen Commiſſarien bei dem Herzoge, und kündigten dieſem Unglücklichen im Namen des Reichsoberhauptes Verhaft an, aus welchem er nicht wieder frei kam, bis ihn nach acht und zwanzig Jahren der Erlöſer von aller Noth des Lebens, der Tod, am 9. Mai 1595 befreiete. (S. 8. Febr. und 9. Mai.)

Ueber Grumbach und Conſorten wurde nun ein ſtrenges Gericht gehalten und ſchon am 14. April begann das Verhör. Anfänglich wurden die Fragen in Güte gethan, dann aber, weil man immer mit dem, was der Inquiſit ausſagte, nicht zufrieden war, befragte man ihn peinlich, d. h. man ſuchte durch die Schmerzen der Folter noch mehr zu erpreſſen. — Bei dieſer Marter rief Grumbach Ach und Weh über den Canzler *D.* Brück, der ihn zurückgerufen habe, da er ſchon auf dem Wege nach Frankreich geweſen ſey; dieſer ſey an Allem Schuld, und habe ihm Schutz gegen das ganze deutſche Reich verſprochen. Dieſes ſagte er auch bei einer Confrontation dem Canzler in's Geſicht, und dieſer erſchrak hierüber ſo ſehr, daß er dem Grafen von Schwarzburg, welcher, nebſt dem *D.* Cracau, (S. 16. März) in dieſer Sache zum Richter beſtellt war, zu Füßen fiel, und mit Thränen um Verſchonung mit der Folter und dem Rade bat. Doch des Grafen Antwort war hart: „Es wird Dir, Böſewicht, ſo viel Gnade zu Theil werden, als Du verdient haſt!“ — herrſchte er ihm zu; das aber war ſchlechter Troſt in dieſer Angſt. —

Die Unterſuchung währete nicht lange und das Ende derſelben war ein ſchreckliches Urtheil über Grumbach und Brück; denn ihnen wurde, als Landfriedenbrechern, Aufwieglern, Räubern und Mördern das Leben abgeſprochen, und ſollten ſie, aus beſonderer kurfürſtlicher Gnade, nur lebendig geviertheilt werden. —

Dieſes ſtrenge Urtheil wurde auch wirklich am 18. April 1567 auf dem Markte zu Gotha vollzogen. Ein abſonderliches Blutgerüſt wurde hierzu erbaut und mit Kriegsvolk umgeben. An der Seite dieſes Blutgerüſtes hatten acht Trompeter zu Roſſe Platz genommen, um jedesmal, wenn man einen Verbrecher brachte, ihn mit dem Schmettern ihrer Inſtrumente zu empfangen, oder, nach dem Ausdrucke jener

Zeit, ihn anzublaſen. Auf dem Gerüſte befanden ſich die Richter, nebſt dem Scharfrichter und ſeinen Knechten, welche das Urtheil zu vollziehen hatten; die Blicke aller Zuſchauer, welche das Blutgerüſt zu vielen Tauſenden umgaben, hingen geſpannt und erwartungsvoll an dieſem Punkte.

Die Exekution begann mit Grumbach, den man auf einem Stuhle getragen brachte, weil ihm die Gicht die Füße gelähmt hatte; vor den Trägern mit dem Stuhle ritt der kurfürſtliche Profoß, nebſt dem Maleſizſchreiber her. Kaum erblickten ihn die Trompeter, als ſie auch ihre Inſtrumente ſchmetternd erſchallen ließen. Der Delinquent wurde auf das Armeſünderbänkchen geſetzt, welches auf dem Schaffot befindlich war, wo er ſich mit dem Geiſtlichen noch eine Viertelſtunde beſprach und von ihm eingeſegnet wurde. Dann ſchritt man zur Vollziehung des Urtheils. Grumbach wurde völlig entkleidet und auf den Boden gelegt, wo man ihm Hände und Füße befeſtigte, ſo daß er ſich nicht rühren konnte; er blieb jedoch ganz gefaßt dabei, und ſagte zum Scharfrichter: „Siehe wohl zu! — Du ſchindeſt heute einen dürren Geier!“ — Der Scharfrichter ließ ſich jedoch durch dieſe Rede nicht irre machen, ſondern ſchnitt ihm den Leib auf, und riß das Herz heraus, welches er ihm mit den Worten: „Siehe da, Grumbach, Dein falſches Herz!“ in's Geſicht warf. — Es iſt aber wohl keinem Zweifel unterworfen, daß Grumbach es nicht mehr geſehen hat, als ihm durch den Scharfrichter das Herz in's Geſicht geworfen wurde. — Nunmehr ergriff der Nachrichter das Beil, und theilte den Körper des Gerichteten in vier Theile, welche hernach zum Abſcheu an die Hauptſtraßen gehangen wurden. —

Kaum war der Scharfrichter mit dieſer blutigen Beſchäftigung fertig, als er ſchon wieder ein neues Stück Arbeit bekam. Man brachte den geweſenen Canzler Brück. Ihm ging es ganz wie Grumbach. Wenn aber dieſer alle Martern mit männlicher Faſſung ertrug, ſo war dies nicht der Fall mit Brück, denn er ſchrie und wehklagte während der Exekution auf das Erbärmlichſte, obwohl demohngeachtet nicht im Geringſten geſchont wurde.

Als Brück geviertheilt war, brachte man Wilhelm von Stein herbei, um ebenfalls den Tod zu erleiden. Weil aber Grumbach geſtanden hatte, ihn verführt zu haben, ſo wurde er erſt enthauptet und dann geviertheilt.

Der Oberſte von Brandenſtein kam nun an die Reihe; doch als man ihn herbei brachte, und die Trompeter ihn ſchon anblieſen, kam unerwartet ein kurfürſtlicher Befehl, mit der Exekution bei dieſem Verbrecher anzuhalten, worauf er wieder in das Gefängniß zurückgeführt wurde. — Es war jedoch dieſer Aufſchub nur eine Galgenfriſt, denn am 23. April wurde er enthauptet, und Hänſel Tauſendſchön gehangen.

David Baumgärtner, ein Glied dieſer böſen Rotte, ließ nun ſein Leben unter dem Henkerſchwerte. Er hätte recht wohl unter dem großen Haufen der ausziehenden Kriegsknechte unerkannt entkommen können, wenn er ſich in geringe Kleidung hätte verbergen wollen; allein dies ſchien dem ehemaligen Patrizier von Augsburg zu entehrend. Er zog alſo ſeine beſten Kleider an, bedeckte ſeinen hirnloſen

Schädel mit einem Baret, auf welchem Federn ſchwankten, und ſtolzirte ſo auf einem bäumenden Roſſe daher, als ſein Aeußern den Blick des Kurfürſten Auguſt auf ihn lenkte. Dieſer fragte nach dem Stande und Namen des ſo ſtattlich geſchmückten Reiters, und als er hörte, daß er ebenfalls eine Rolle bei dieſem Trauerſpiele gehabt habe, befahl der Kurfürſt, ihn zu verhaften. Man riß ihn alſo vom Roſſe, und da er ſich nicht fügen wollte, machte man ihn durch eine Tracht Prügel gefügſamer.

Den Beſchluß in der Reihe derer, die am heutigen Tage ihr Leben durch die Hand des Henkers verloren, machte Hans Beyer, ehemaliger kurfürſtlich ſächſiſcher Schöſſer zu Schellenberg. Dieſer Mann hatte nicht gut rechnen gelernt, und muſte endlich, da ſeine Caſſe nicht mit den geſchriebenen Rechnungen in Einklang gebracht werden konnte, auf und davon gehen, wo er nach Gotha kam, und dort ſeine Rolle ſpielte; den Lohn für dieſen Debût aber empfing er heute am Galgen.

Endlich machte die Zerſtörung des feſten Schloſſes zu Gotha, der Grimmenſtein genannt, den Beſchluß dieſes Trauerſpiels. —

Der Herzog Johann Friedrich war bereits am 15. April als Gefangener fortgebracht worden, und ſeine Schickſale werden wir im Tagesabſchnitte des 9. Mai erzählen, weil dies, wie ſchon gedacht, der Tag iſt, an welchem der unglückliche Fürſt im Jahre 1595 verſtarb.

19.

Melanchthon ſtirbt.

Dieſer unvergeßliche edle Mann, ohne den Luther nicht ſo weit gekommen ſeyn würde, als er gekommen iſt, hatte ſo viele Jahre hindurch raſtlos mit gearbeitet, an dem großen Werke, zu dem ihn Gott geſchaffen und mit den herrlichſten Geiſtesgaben ausgerüſtet hatte. — Dabei war ihm aber vielfältiger Undank und Verkennung für ſeine ſchweren, mühevollen Arbeiten zum Lohne geworden; er hatte es jedoch im Bewußtſeyn deſſen, was er gethan, nicht geachtet, und ſeinen Gegnern, unter denen ſich **Flacius aus Illyrien***) an Heftigkeit und Grobheit auszeichnete, chriſtlich verziehen. Endlich, nachdem er lange im Weinberge des Herrn gearbeitet hatte, wurde er müde vom langen Tagewerke und ſehnte ſich nach Ruhe. Dieſe wurde ihm auch zu Theil; denn der Herr des Lebens und des Todes rief ihn zu ſich, um ihm den Lohn zu geben, für ſein treues Wirken, in Ewigkeit. —

Schon drei Jahre vor ſeinem Tode ſehnte er ſich nach der Ruhe des Grabes, und ſprach dieſe Sehnſucht aus, als ſeine Gattin in der Zeit, daß er abweſend war, ſtarb. Denn als man ihm ihr Ableben meldete, ſprach er: „Gut! Bald werde ich ihr folgen.“ —

Melanchthons letzte Lebenstage wurden ihm durch die ewigen Streitigkeiten und Zänkereien, der evangeliſchen Gottesgelehrten ſehr verbittert, beſonders da ſo viele von ihnen es vergaßen, was er für die Reformation gethan hatte, und ihn mit Perſönlichkeiten angriffen.

---

*) Von dieſem Namen ſoll die Benennung eines groben und dabei heftigen Menſchen: grober Flaz herrühren. A. d. V.

Man hat dieſem Manne ſeine Furchtſamkeit oft bitter vorgeworfen; allein ſein Nachgeben war mehr Klugheit als Verzagtheit. Denn als einſt ein gefährlicher Studententumult zur Nachtzeit ausbrach, wagte er ſich ganz allein unter die aufgeregten Hitzköpfe, und brachte ſie wieder zur Beſinnung. Und gewiß hat Melanchthon durch ſein weiſes Fügen mehr Gutes geſtiftet, als die rechthaberiſchen Poltriane durch ihr Streiten.

Jahrelang litt er an Steinſchmerzen, die er aber mit Ergebung trug; denn er ſprach: „dieſe Krankheit trage ich mit Geduld, da ſie mich zu jener Schule führt, wo mein Geiſt immer mehr lernen wird!“

Nun kam das Lebensende dieſes Mannes herbei. Er hatte zu Anfang Aprils 1560 eine Reiſe nach Leipzig unternommen, die kurfürſtlichen Stipendiaten zu prüfen, und war eben auf der Rückreiſe begriffen, als eine ſo rauhe Witterung einfiel, daß ein bösartiges Wechſelfieber bei ihm eintrat, welches ſeine Kräfte außerordentlich ſchwächte. Demohngeachtet hielt er ſeine Vorleſungen fort, und trug auch noch ſein Oſterprogramm in die Druckerei. Dieſes war aber ſein letzter Ausgang. Denn ob er gleich an demſelben Tage eine Vorleſung über das 17. Capitel des Evangeliſten Johannes mit ſolcher Kraft hielt, daß ſie auf ſeine Zuhörer einen bleibenden Eindruck machte, ſo folgte doch auf dieſe Anſtrengung eine große Abſpannung. Demohngeachtet wollte er noch am erſten Oſterfeiertage das Feſtevangelium erklären, und nahm es ſehr übel auf, daß man die Vorleſung ohne ſeinen Willen abgeſagt hatte. Die folgenden Tage befand er ſich zwiſchen den Anfällen des Fiebers leidlich, ſo daß er ſich noch mit ſeinen ihn beſuchenden Freunden von gelehrten Dirgen unterreden konnte. Er fragte: was man von ſeiner Krankheit halte? und die Aerzte konnten ihm die eingetretene Gefahr nicht verſchweigen. Nun ließ er unter ſeinen Papieren nach dem Teſtamete ſuchen, in welchem er ſeine Meinung über die wichtigſten Wahrheiten der Religion niedergelegt hatte. Man fand es nicht, und nun ſtieg Melanchthon aus dem Bette, um es noch einmal niederzuſchreiben, was er jedoch nicht vollenden konnte, ſondern man mußte ihn wieder in's Bette bringen. Endlich wurde am folgenden Tage (19. April) ſein Odem immer kürzer, ſein Puls ſchwächer und ſeine Augen matter. Jetzt verſammelten ſich die Profeſſoren, um für die Ruhe ſeiner Seele zu beten, und ein Anſchlag benachrichtigte die Studenten von der Gefahr des geliebten Lehrers. — Immer näher kam dem Sterbenden der Tod, und nachdem er die Frage: Ob er noch etwas auf dem Herzen habe? mit den Worten: die Einigkeit der Kirche! beantwortet hatte, bat er, ihm nicht weiter mit Fragen beſchwerlich zu fallen, und Abends 7 Uhr entſchlief dieſer große Mann, dem die evangeliſche Kirche ſo viel verdankt, als ein Müder ganz ſanft, im vierundſechzigſten Lebensjahre.

Die Nachricht von ſeinem Abſcheiden erregte nicht allein in Wittenberg allgemeines Trauern, ſondern man beklagte überall ſeinen Tod; ja der Biſchof von Eichſtädt rief, als er den Tod dieſes Gerechten erfuhr, aus: „Wahrlich! Es iſt ein frommer Mann geſtorben!“

20.

Unſicherheit der Straße aus Uebermuth, und die Strafe dafür.

Die Oſtermeſſe zu Leipzig nahete im Jahre 1557 heran, und von allen Seiten zogen die Kaufleute herbei, ſo daß man auf allen Straßen Wagen ſah, die nach Leipzig fuhren.

Auch von Nürnberg zogen an dreißig Kaufleute zu Roß heran, und waren am 20. April ſchon in die Gegend von Leipzig gekommen, als ſie ein unangenehmes Abenteuer zu beſtehen hatten. Die Nürnberger ritten im Geſpräch ruhig daher, als ſie einige Reiter von der Stadt aus auf der Straße getrabt kommen ſahen; doch die Nürnberger verfolgten unbefangen ihren Weg. Bald waren jene Reiter heran, und nun zeigte es ſich, daß es Landjunker aus der umliegenden Gegend waren, denen in der Stadt der ſüße Wein zu gut geſchmeckt hatte, alſo daß ihre Köpfe ganz heroiſch geworden waren. Dieſe ſuchten und fanden Gelegenheit, an die Reiſenden zu kommen. Mit gezogener Wehr fielen ſie die Unvorbereiteten an und hieben auf ſie ein. Die Kaufleute ſetzten ſich zwar dieſem Angriffe entgegen; allein derſelbe geſchah mit gemeinſamer Hand und in geſchloſſener Ordnung von den Junkern, ſo daß die überraſchten Kaufleute getheilt und leicht beſiegt wurden. Nachdem nun die Junker dieſen Sieg errungen und ihr Müthlein gekühlt hatten, ritten ſie davon, und wollten heim, ein jeder auf ſeine Burg. Von den Kaufleuten war aber ein Greis ſo ſchwer verwundet worden, daß man ihn nur ſterbend in die

Stadt bringen konnte, wo er in wenig Stunden ſein Leben endete.

Dieſer Vorfall, ſeit dem Aufhören des Fauſtrechts und Einführung des Landfriedens unerhört, machte ungemeines Aufſehen, und konnte den Ruf der Meſſe ſehr gefährden. Daher ſendete der Rath zu Leipzig eine ſtarke Anzahl bewaffnete Reiter aus, den Landfriedensbrechern nachzuſetzen, denen man durch die Beſchreibung der Angegriffenen einigermaßen auf die Spur kam. — Den Nachſetzenden gelang es auch, einen jener Angreifer, den Junker von Draſchwitz, mit ſeinem Knechte in einer Schenke zu treffen, wo ſich der Trunkene noch ſeiner Heldenthat rühmte. Man verhaftete alſo die Betroffenen ſofort und brachte ſie nach Leipzig, wo ſie bald vor ein Gericht geſtellt wurden. Hier galt kein Läugnen; denn beide waren überführt, und geſtanden endlich ein. Der Schöppenſtuhl fällte nun das Urtheil: daß die Ueberwieſenen enthauptet werden ſollten. Der Kurfürſt Auguſt beſtätigte auch das Urtheil, um ein Beiſpiel aufzuſtellen, wie der Landfriedensbruch und die Unſicherheit der Straßen beſtraft werde, und nahm auf den Adel des verhafteten Junkers nicht die geringſte Rückſicht. — Es wurden alſo am 4. Juni beide Verbrecher durch das Schwert der Gerechtigkeit vom Leben zum Tode gebracht; doch ſcheint man nicht ſtreng nach den übrigen Mitverbrechern geforſcht zu haben; denn nur dieſe Beiden allein wurden hingerichtet.

Hiſtoriſche Miſcellen.

Am 16. April 1521 hielt Luther ſeinen feierlichen Einzug in Wörms, und zwar durch eine große Menſchenmenge, die herbeigekommen war, um zu ſehen, ob der verruchte Erzketzer auch wirklich ein Menſch ſey, und ob man nichts von Pferdefüßen ꝛc. an ihm gewahre, weil man ihm dieſes und alles übrige Nachtheilige, ſo viel als nur immer möglich nachſagte, um den gemeinen Mann gegen dieſen Verhaßten aufzubringen. Nun ſahen die Leute ſelbſt, und wunderten ſich, als ſie den blaſſen Mönch ſahen, an dem durchaus nichts teufliſches zu erblicken war. Den Wagen, vor dem der kaiſerliche Herold und Begleiter Luthers ritt, war von Reitern umgeben, da viele Ritter und andere Herren aus des Kaiſers und der Fürſten Gefolge dem Ankommenden entgegengeritten waren. — Als der Wagen zum Thore hinein war, ſtrömte die ganze Menge des Volks demſelben nach, bis er vor dem deutſchen Hauſe hielt, und Luther mit ſeinen Begleitern abſtieg. Hier wohnte der Kurfürſt Friedrich von Sachſen, und in dieſem Hauſe war auch die Wohnung für die Ankommenden bereitet. Viele Fürſten, Grafen und Herren kamen, ihn zu ſehen; ſo daß er ſich heute nicht ſammeln konnte. Als aber am ſpäten Abend ſeine Gefährten ſich zur Ruhe niedergelegt hatten, und Luther noch allein munter war, trat er an das Fenſter, ſein Blick erhob ſich zum geſtirnten Himmel, ſeine Gedanken aber ſtiegen zu dem empor, der hoch über den Sternen thront, und ohne deſſen Willen kein Sperling vom Dache und kein Haar von unſerm Haupte fällt, dem empfahl er ſeine Sache und ſich in deſſen Beiſtand. Und ſo legte er ſich geſtärkt durch des Gebetes Kraft ebenfalls zur Ruhe, um ſich Kräfte zu ſammeln für den kommenden Tag.

Am 17. April kam Nachmittags der Reichserbmarſchall Ullrich von Pappenheim, und forderte ihn auf, ihm zu folgen. Er gehorchte, und *D.* Schurf aus Wittenberg, ſein Rechtsbeiſtand, blieb ihm zur Seite. Der Marſchall ging mit ſeinem Stabe voran, und führte die Beiden durch einen Garten und einige verborgene Gänge nach dem Gebäude, wo die Reichsverſammlung gehalten wurde. Im Vorzimmer des Saales befand ſich unter andern einer der vornehmſten Feldherren des Kaiſers, der berühmte Georg Frundsberg, der Luthern freundlich und treuherzig auf die Achſel klopfte und zu ihm ſprach: „O Mönchlein! Du gehſt jetzt einen Gang, dergleichen ich und noch mancher Oberſter auch in der ernſteſten Schlachtordnung nicht gethan haben. Biſt Du aber auf rechter Meinung und Deiner Sache gewiß, ſo ſey getroſt, Gott wird Dich nicht verlaſſen!“

Luther blickte dem ehrwürdigen Greiſe freundlich in's klare Auge. „Mit Gott! Herr Feldoberſter,“ ſprach er, und drückte die dargebotene Hand. Jetzt winkte der Reichserbmarſchall, und Luther trat mit ſeinem Rechtsbeiſtande in den Verſammlungsſaal ein. Demüthig, aber männlich, war das Benehmen des Reformators, und als ihm der Kanzler des Kurfürſten-Erzbiſchofs von Trier, Johann von Eck, als Orator des Kaiſers, die Fragen vorlegte: Ob er dieſe Bücher für die Seinigen erkenne, und ob er den Inhalt derſelben widerrufen oder dabei beharren wolle? rief der *D.* Schurf aus juriſtiſcher Vorſicht: „Man mache die Titel der Bücher bekannt!“ Dies geſchah, und nun bekannte ſich Luther zu ſeinen Büchern, bat ſich aber wegen der Verantwortung Bedenkzeit aus, die ihm auch bis morgen gewährt wurde, und alsdann trat er wieder ab.

Am 18. April wurde Luther wieder vorgeführt und von dem kaiſerlichen Orator Eck erſt in lateiniſcher und dann in deutſcher Sprache gefragt: Ob er widerrufen wolle? Nun antwortetete Luther erſt in lateiniſcher Sprache, — des Kaiſers wegen, der kein Deutſch verſtand, es auch nicht liebte, — und dann in deutſcher an zwei Stunden lang, demüthig aber auch männlich und mit Freudigkeit, und als er geendigt hatte, ſprach Eck mit Unwillen zu ihm: daß man keine Rechenſchaft wegen ſeiner Lehre von ihm verlange, weil dieſe ſchon durch das Concilium zu Coſtnitz verdammt ſey. ſondern er ſolle eine kurze, nicht auf Schrauben oder Hörner geſtellte Antwort geben, ob er widerrufen wolle oder nicht. Nun gab Luther die merkwürdige Antwort: „Es ſey denn, daß ich mit Gründen der heiligen Schrift überwieſen werde, kann und will ich nicht widerrufen; denn dem Papſte und den Concilien allein glaube ich nicht, und iſt es auch nicht gerathen, etwas wider das Gewiſſen zu thun. Hier ſtehe ich. ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“ — Als Luther dieſes geſprochen hatte, verſuchte Eck ihn durch die Drohung zu ſchrecken, „wenn er nicht widerrufe, werde kaiſerliche Majeſtät nebſt den Fürſten rathſchlagen, wie ſie gegen einen ſolchen Ketzer verfahren ſollten;“ doch Luther antwortete ihm ganz ruhig: „So helfe mir Gott! Einen Widerruf kann ich nicht thun!“

Nun wurde die Verſammlung aufgehoben und ſie ging auseinander. — Luther hatte ſich durch ſeine Vertheidigung manchen Freund unter den Anweſenden erworben, und ſelbſt der Kaiſer war nicht ungerührt geblieben. Aber dieſer mußte in ſeiner hohen Stellung anders handeln, als er gehandelt haben würde, wäre er ein Privatmann geweſen.

Am 19. April wurde eine abermalige Reichsverſammlung gehalten, bei welcher aber Luther keinen Zutritt fand, und abfällig gegen ihn entſchieden, das ihm gegebene ſichere Geleite jedoch abermals auf ein und zwanzig Tage erſtreckt. und Luthers Abreiſe von Worms auf den 26. April feſtgeſetzt.

21.

Der Herzog Albrecht von Sachſen und die Böhmen.

Die Krone Böhmen machte oberlehnsherrliche Anſprüche auf vier und ſechzig Städte und Schlöſſer im meißniſchen Lande, und um dieſe zu beſeitigen, trug der Kurfürſt von Sachſen, **Friedrich der Sanftmüthige**, bei dem Könige **Georg von Böhmen** auf eine Verbindung ihrer beiderſeitigen Häuſer durch eine Vermählung ihrer Kinder **Albrecht** und **Zedena** *) an. — Der Markgraf **Albrecht von Brandenburg** trat dabei als Vermittler auf; jene Anſprüche aber wurden mit im Heirathsgute angerechnet und hierdurch dieſe Angelegenheit zur Zufriedenheit beider Theile beſeitigt. —

Als nun der König **Georg von Böhmen** am 12. März 1471 aus der Welt gegangen war, richtete bei der Wahl eines neuen Königs in dieſem Lande, eine Partei ihr Abſehen auf den Herzog **Albrecht** von Sachſen, als den Schwiegerſohn ihres verſtorbe-

---

*) Dieſe beiden Fürſtenkinder, **Albrecht** und **Zedena** wurden 1458 verlobt, da **Albrecht** im **funfzehnten** und **Zedena** im **neunten** Lebensjahre ſtand, doch wurde die Vermählung erſt 1464 vollzogen.

A. d. W.

nen Königs, Georg; denn ſchon da hatte dieſer junge Fürſt ſeinen künftigen Heldenruhm einigermaßen begründet, und erregte große Hoffnungen. Dieſe böhmiſche Partei wünſchte nun den jungen Fürſten zum Könige zu haben, und hoffte, daß er den Ruhm der Nation durch ſeinen Heldenſinn fördern werde, ſuchte auch unter der Hand die Anzahl ihrer Glieder zu verſtärken. — Aber es traten auch noch andere mächtigere Fürſten als Bewerber um dieſe Krone auf, z. B. der Kaiſer Friedrich *III.*, — der König von Frankreich, Ludwig *XI.*, — der König Matthias von Ungarn, und außer ihnen ſtrebten noch der Herzog Ludwig von Bayern, der polniſche Prinz Uladislav, und ſelbſt der Sohn des verſtorbenen Königs, der Herzog Heinrich von Münſterberg, nach dieſer Königskrone. Es war alſo die Hoffnung Albrechts, König von Böhmen zu werden, ziemlich ſchwach, und dieſes erwogen auch treue Freunde, unter denſelben aber beſonders der Marſchall Hugold von Schleinitz, weshalb ſie den Herzog davon abzuhalten ſuchten. — Schon ſchwankte der Entſchluß dieſes Fürſten, als eine Aufforderung des Ritters Niklas von Köckritz aus Böhmen ankam, welche den Herzog einlud: ſofort nach Prag zu kommen, weil der größte Theil der Ritterſchaft ihn zum Könige zu haben wünſche. Dieſe Nachricht ſtimmte den Herzog wieder um, und er beſchloß, ihr zu folgen. Die treue Ritterſchaft wurde zu einem Zuge nach Hofe berufen, und ſie erſchienen alleſammt, ein jeder an der Spitze ſeiner Knappen und Reiſigen, fünftauſend Pferde ſtark, zum Zuge bereit; und mit ihnen zog der Herzog nach Böhmen, die Krone dieſes Landes zu erwerben.

Als Albrecht mit den Seinen in Prag angekommen war, nahm er den Titel eines Protectors der böhmiſchen Stände an, und wurde unter dieſem ſehr wohl empfangen, bald aber hatte er Gelegenheit, ſich von dem Wankelmuth und der Zweideutigkeit der Böhmen zu überzeugen. Man ſchmeichelte dieſem Fürſten und wählte zu gleicher Zeit den polniſchen Prinzen Uladislav zum König, glaubte auch den betrogenen Herzog Albrecht durch eine Geldſumme, die ihm der erwählte König zahlen ſollte, für ſeine Hoffnungen vollkommen entſchädigt. — Doch auch dieſe Summe erhielt er nicht; denn als er eine Schaar in die Gegend von Kuttenberg auf Kundſchaft geſendet hatte, geriethen die Leute derſelben mit den dortigen Bergleuten in Streit, bei welchem eine Silberhütte (Schmelzhütte) in Brand gerieth, und dadurch ein Vorwand gefunden wurde, jene Summe vorzuenthalten.

Wie es aber oft zu gehen pflegt, daß ein Verbrechen das andere gebiert, ſo ging es auch hier. Nicht genug, daß man ſich falſch und hinterliſtig gegen dieſen Fürſten bewieſen hatte, man ging auch noch weiter, und machte ſogar einen Anſchlag, denſelben mit den Vornehmſten ſeines Gefolgs bei einem Feſte, was Albert den Pragern gab, meuchelmörderiſch aus der Welt zu ſchaffen. Der Plan war trefflich angelegt und Albrecht wäre verloren geweſen, wenn er nicht durch den König Matthias von Ungarn eine Warnung erhalten hätte, jenes Feſt nicht abzuwarten, weil er an demſelben durch Meuchelmörder Hände ſeinen Tod finden ſolle.

Der Herzog war allein im Beſitz dieſes Geheimniſſes und faßte ſogleich ſeinen Entſchluß. Die Schaaren wurden verſammelt, und der Herzog führte ſie in's freie Feld, um ſie dort kriegeriſche Uebungen machen zu laſſen. Unvermerkt entfernten ſie ſich von der Stadt, und als ſie weit genug entfernt waren, machte der Herzog es ſeiner nächſten Umgebung bekannt, was ihnen bevorſtehe, und welche Maßregeln er zur Vermeidung dieſes Mordes ergriffen habe. Als ſie nun Alle mit ihm eines Sinnes waren, da ſchmetterten die Trompeten zur Heimkehr in das Vaterland. Keinem wurde erlaubt, nach der Stadt zurückzukehren und ſeine zurückgelaſſene Habe zu holen.

Auf dieſe Weiſe wurde ein blutiges Verbrechen verhütet, ſo wie das Leben von Tauſenden gerettet; jedoch auch die Hoffnung auf eine Königskrone vereitelt.

22.

Die Schreckenstage für die Stadt Pirna, im April 1639.

(S. 4. April.)

Die für die Kaiſerlichen und beſonders für die Sachſen ſo unglückliche Schlacht bei Chemnitz hatte unbeſchreibliches Elend über das Sachſenland gebracht; denn die heftigſte Erbitterung, wegen der ganz veränderten Geſinnung des Kurfürſten Johann Georg leitete alle Handlungen der Schweden, und die armen ſchuldloſen Unterthanen büßten für dieſen ſo ganz umgewandelten Stand der Dinge.

Nachdem die Belagerung von Freiberg, am 17. April 1639 aufgehoben worden war, zogen die Schweden vor die Stadt Pirna, und die Leiden, welche nun dieſe Stadt trafen, ſollen in dieſem und dem nächſt folgenden Abſchnitte der Gegenſtand unſers Vortrags ſeyn.

Schon da, als der Feldmarſchall Banner die Stadt Freiberg belagerte, ſah man es in Dresden ein, daß die Stadt Pirna, wegen ihrer Lage an der Elbe, demnächſt ein gleiches Schickſal treffen werde, und ſendete deshalb einen Obriſtlieutenant mit zwei Compagnien Defenſionern, (Landwehr) nach dieſer Stadt, um daſelbſt das Commando zu übernehmen, und die Stadt mit den nur gedachten Schaaren, in Gemeinſchaft mit den Bürgern und einer Anzahl geworbener Söldner, tapfer gegen die Schweden zu vertheidigen. — Dieſer Befehlshaber traf auch ſofort nach ſeiner Ankunft die beſten Anſtalten, ließ Schanzen und die Mauerthürme bewaffnen, die man dann ſofort mit Beſatzung verſah. Bereits am 16. April erſchienen einzelne Truppen von den Schweden in der Gegend von Pirna, das Heer aber kam erſt zwei Tage ſpäter an, und ſchlug ein Lager vor dieſer Stadt auf.

Kaum war der Feldmarſchall Banner in ſeinem Hauptquartiere eingetroffen, als ſich auch einige Spione bei ihm einfanden, welche ihm den ganzen Zuſtand der Stadt verriethen, und ſchon früher waren ſolche Leute, — welche ſämmtlich aus eingewanderten Böhmen beſtanden, die ſich ſeit Jahren in dieſer Stadt aufgehalten und viel Gutes daſelbſt empfangen hatten, was ſie aber jetzt ſo übel vergalten — im Lager vor Freiberg bei dem Feldmarſchall geweſen, und ihre Nachrichten waren es, die ihn zu dem Entſchluſſe beſtimmten, ſich nach Pirna zu wenden, und dieſe Stadt zu belagern. — Jetzt erfuhr er noch mehr, erfuhr die Schwäche der Beſatzung, und daß das Meiſte auf den Bürgern beruhe. Er wurde berichtet, wie es mit den Feſtungswerken beſchaffen ſey, und wo die Sturmlücke am beſten angelegt werden könne. Man verſchwieg ihm auch nicht, daß der Commandant entſchloſſen ſey, ſich, wenn es auf das Höchſte kommen ſollte, mit ſeinen Soldaten auf das Schloß zu ziehen und die Stadt ihrem Schickſale zu überlaſſen.

Es war eben der dritte Oſterfeiertag, und die frommen Einwohner Pirna's befanden ſich in der Kirche, als vom Schloſſe die drei Signalkarthaunen donnerten, und das Zeichen gaben, daß ſich die Schweden der Stadt näherten. Die Verſammlung glich nun einem geſtörten Bienenſchwarme; denn jeder eilte heim zu den Seinigen, die Bürger aber bewaffneten ſich eilig und nahmen die ihnen angewieſenen Poſten ein.

Man hoffte in der Stadt auf kaiſerliche Hülfe, und in der That ließen ſich auch Reiter auf der böhmiſchen Seite ſehen, doch Banner verſtand es, was ſie wollten, und ließ eine ſtarke Abtheilung von ſeinem Heere nach jener Seite überſetzen, welche bei dem Dorfe Copitz ſtarke Schanzen aufwarf, in denen die Krieger lagerten. Hierdurch war denn nun der heranrückenden kaiſerlichen Hülfe der Weg verſperrt, beſonders da auf dem andern Elbufer ebenfalls gute Anſtalten getroffen waren, dem von Dresden ankommenden Hülfs-Corps gehörig zu begegnen, welche ſich auch, da daſſelbe ankam, als ſehr wirkſam erwieſen, indem es wieder dahin zurückkehren mußte, von wo es hergekommen war.

Nun loderten die Vorſtädte vor dem Schiff-, Elb- und Dohnaiſchen Thore in Flammen auf. Die Schweden vergrößerten dieſes Feuer, und rückten, in den Dampf deſſelben gehüllt, gegen die Mauer heran. Hinter den Häuſerruinen warfen ſie Batterien auf, von denen aus alsdann die Stadt ſehr wirkſam beſchoſſen wurde. —

Von nun an donnerte Tag für Tag das ſchwediſche Geſchütz auf die Stadt, und dieſes Feuer wurde von ihren Thürmen und Mauern kräftig beantwortet; beſonders thaten einige geſchickte Geſchützkundige in der Stadt den Schweden durch wohlgezielte Schüſſe großen Schaden, und die vorliegende gleichzeitige Quelle hat uns ein Beiſpiel davon aufbewahrt.

Der ſchwediſche Oberſte Hoy ließ ſein Regiment vor dem Schiffthore ſchanzen, und war ſehr eifrig mit der Anordnung beſchäftiget. Da richtete einer dieſer Meiſter in der Geſchützkunde eine Feldſchlange*) auf ihn, und als ſie krachte, ſtürzte der Oberſte mit ſeinem Roſſe tödtlich getroffen zur Erde. Am folgenden Tage ſtarb er an dieſer Wunde, und der Feldmarſchall ſchickte einen Tambour mit einem Schreiben an die Baſtey beim Kloſterthore, und bat in demſelben: dem Leichnam dieſes auf dem Bette der Ehre geſtorbenen Kriegers eine Stelle auf dem Gottesacker der Stadt zu gönnen; doch man ſchützte vor: daß die Thore ſo verſchüttet wären, daß kein Lebender einpaſſiren könne, geſchweige denn, daß man einen Todten hereinzubringen im Stande ſey. — Dieſer Schuß wurde nun aber in der Folge unheilbringend für die Stadt; denn der Oberſte war bei dem ganzen Heere, beſonders aber bei ſeinem Regimente hochgeachtet, ſo daß man ſeinen Tod ſchmerzlich fühlte. Als daher die Stadt Pirna durch Sturm erobert wurde, ließen die Schweden den Bürgern ihre Rache für jenen Schuß auf das grauſamſte fühlen, und dieſe mußten denſelben auf das empfindlichſte büßen.

---

*) Dieſe Geſchützart war im Rohr weit länger, als die gewöhnlichen Kanonen, und man hatte ſie wegen des Gewißſchießens. Es gab ganze, halbe und viertel Feldſchlangen. Die erſtern ſchoſſen gemeiniglich 16 — 18 Pfund Eiſen, und ſo verminderte ſich das Gewicht mit der Gattung, bis vier Pfund. — Längſt ſchon iſt jedoch dieſes Geſchütz nicht mehr im Gebrauch!

A. d. V.

So ging die Belagerung noch einige Tage ihren Gang fort. An jedem Tage donnerten die Kanonen der Schweden auf die Stadt und wurden von dem Geſchütz derſelben herzhaft beantwortet. Unter andern Vertheidigungsmitteln hatte man auch auf den Thürmen Büchſenſchützen angeſtellt, die mit ihren Röhren weithin in die Ferne trafen, und eine Menge Schweden tödteten oder verwundeten.

Während dieſer Zeit prüfte am 19. April der Commandant den Muth der Landwehr und Bürger in einem Ausfalle, den er mit ihnen nach der Fiſchergaſſe hin Abends unternahm, und dieſe Probe fiel ganz nach ſeinem Wunſche aus. Die Ausgefallenen fochten tapfer gegen die Schweden, und zogen ſich gegen die Uebermacht derſelben nur langſam und fechtend zurück. —

Der Commandant ſcheint jedoch das Schickſal der Stadt geahnet, und deshalb den Entſchluß gefaßt zu haben, die fernere Vertheidigung derſelben aufzugeben, und ſich mit der Beſatzung auf den Sonnenſtein hinaufzuziehen, um wenigſtens dieſen zu erhalten; denn am 22. April mußte der Stadtrath eine ſtarke Quantität Getreide auf das Schloß liefern, und der folgende Tag ließ der unglücklichen Stadt das Elend des Krieges in ihrer ganzen Härte fühlen. —

23.

Die Stadt Pirna wird durch Sturm erobert.

(Fortſetzung und Schluß des Vorigen.)

Es hat wohl jede Stadt gewiſſe Tage in der Geſchichte, welche ſie wegen ihrer Schickſale ſchrecklich nennt, und der 23. April 1639 war einer der ſchrecklichſten unter ſolchen Tagen, welche die Stadt Pirna in ihrer Geſchichte kennt; ja er nimmt vielleicht die erſte Stelle unter ihnen ein.

Schon mit dem frühen Morgen dieſes Jammertages begann von allen Batterien der Schweden das Feuer gegen die Stadt und wurde von den Mauern und Thürmen derſelben eben ſo lebhaft erwiedert.

Auf der breiten Gaſſe in der abgebrannten Vorſtadt hatten die Schweden eine Batterie von fünf ganzen Karthaunen, (Acht und vierzig Pfündern) gegen das Rondel am Dohnaiſchen Thore aufgeſtellt, welche beſtimmt waren, an dieſem Orte eine Mauerlücke zu machen, weil an demſelben der Sturm auf die Stadt mit aller Macht verſucht werden ſollte, und eine ebendaſelbſt angelegte Mine war beſtimmt, dieſes Vorhaben zu unterſtützen. Zugleich wurden auch auf andern Seiten Batterien in ſolcher Richtung aufgefahren, daß der bedrohete Punkt von den Flanken her beſtrichen werden konnte. Und um den Commandanten zu hindern, dieſen Ort vorzüglich zu beſetzen, ſo wie ihn überhaupt irre zu leiten, wurden auf noch mehreren Seiten ſolche Demonſtrationen gemacht, daß man nicht mit Gewißheit auf den wahren Ort des Angriffs ſchließen konnte.

So war der Untergang der Stadt auf allen Punkten vorbereitet, als mit dem Eintritte der neunten Morgenſtunde das fürchterliche Geſchützfeuer auf allen Seiten begann, am ſchrecklichſten war es jedoch am Rondel des Dohnaiſchen Thores; dort bebte die Erde von den Dröhnen der fünf ganzen Carthaunen, und die Wirkung davon war ſo ſtark, daß nach Verlauf von nicht ganz einer Stunde die ſehr durchlöcherte Mauer dem Einſturz nahe war. Da öffnete ſich plötzlich an dieſer Stelle die Erde mit fürchterlichem Krachen; eine Mine ſprang, und die Mauer des Rondels ſtürzte nun völlig zuſammen. — So war die Mauerlücke fertig, die Schweden rückten zum Sturm heran und bemüheten ſich, den Graben mit Faſchinen auszufüllen. Von den Thürmen, Mauern und Baſteyen empfing ſie ein fürchterliches Feuer und eine Menge von den Stürmenden ſank dem Tode in die geöffneten Arme. Demohngeachtet erreichten ſie ihren Zweck, und der Graben wurde ausgefüllt.

Jetzt erſchien plötzlich ein ſchwediſcher Tambour am Rande des Grabens und gab durch ſein Spiel Signale, daß er Gehör bei dem Commandanten verlange, hierauf ſchwieg auf beiden Seiten das Feuer, ſo daß eine gewiſſe Art von Waffenruhe eintrat. Der Tambour brachte einen Brief an den Obriſtlieutenant, der ihm zwar abgenommen, aber ſeinem Inhalte nach nicht bekannt wurde; man weiß alſo nicht, ob er nicht die Maßregel vorbereitete, die der Stadt ſo höchſt verderblich wurde.

Als der Tambour unverrichteter Sache wieder bei den Schweden angekommen war, rückten dieſe mit Macht zum Sturme heran. Alle ihre Kanonen donnerten gegen die Stadt, und eben ſo ſtark antwortete das Geſchütz derſelben wieder, alſo, daß von dieſem beiderſeitigen Geſchützdonner die Erde erbebte. Die Bürger reiheten ſich willig neben den Soldaten zur Vertheidigung, und Alle erwarteten muthig den Anfall des Feindes. Da erſcholl plötzlich, als ein Donnerwort, der Befehl des Commandanten: daß nur Zweihundert von den Defenſionern zur Vertheidigung der Stadt bei den Bürgern bleiben, die übrigen aber ſich mit 120 Soldaten in das Schloß, zur Vertheidigung deſſelben zurückziehen ſollten. Dieſer Befehl, zu einer Zeit gegeben, wo ein Sturm beginnen ſollte, war faſt für Hochverrath zu achten: denn durch ihn wurde eine gränzenloſe Verwirrung unter die Vertheidiger gebracht, und den Schweden die Eroberung erleichtert. Hierbei ſcheinen die in der Stadt wohnenden böhmiſchen Ausgewanderten abermals die Rolle der Verräther geſpielt, und den Schweden Signale gegeben zu haben. Denn kaum war jener höchſt unzeitige Befehl ertheilt, und die zur Schloßbeſatzung beſtimmten Defenſioner hatten ſich nebſt den Soldaten zurückgezogen, als auch der Sturm begann. — Da die Bürger am Dohnaiſchen- und Schiffthore, am Salzhauſe und hinterm Zwinger bei der Pforte von den Defenſionern verlaſſen wurden, indem dieſe ihr Heil in der Flucht ſuchten; ſo wurden die verlaſſenen Bürger an dieſen Punkten übermannt, und die Stürmenden drangen in die Stadt ein. Am Elb- und Oberthore aber trieb der Muth der Vertheidiger die Schweden männlich zurück, und es läßt ſich demnach wohl behaupten, daß die Stadt Pirna nicht mit Sturm an die Schweden übergegangen ſeyn würde, wenn die Bürger in dieſen Stunden der Gefahr nicht ſo ſchändlich von den Defenſionern und Soldaten verlaſſen worden wären, und überhaupt ein anderer Commandant in dieſer Stadt den Befehl gehabt hätte. Hier wird man nun freilich zu der Frage veranlaßt: Welche Strafe wurde dieſem Manne dafür, daß er dem Befehle ſeines Herrn, die Stadt Pirna und das Schloß beſtermaßen in Acht zu nehmen, ſo wenig nachkam und durch ſeinen ſo zweideutigen Befehl die Vertheidiger im entſcheidenden Augenblicke von ihrem Standpunkte abrief, dadurch aber die Eroberung der Stadt verurſacht, und alle die Gräuel über ſie herbeiführte, die mit einer Eroberung im Sturme unzertrennlich verbunden ſind? Darüber, und daß der Commandant, wenn er glaubte, die Stadt nicht erhalten zu können, und ſich auf das Schloß beſchränken zu müſſen, nicht zu rechter Zeit, und ſelbſt noch da, als der Tambour, kurz vor dem Sturme ihm den letzten Brief brachte, die Stadt übergab, um ſich mit der Beſatzung in das Schloß zurückziehen zu können, darüber iſt er dem Urtheil der Geſchichte verfallen, und ſeine nachfolgende tapfere und beharrliche Vertheidigung des Sonnenſteins tilgt jenes Verbrechen nicht; da durch ſeine Schuld das Blut von ſo viel Menſchen floß, und ſo viel Leiden über die ſeiner Obhut anvertraute Stadt kamen. Doch wir kehren zu unſerer Geſchichtserzählung zurück.

Die Schweden waren ſchon nahe an das Dohnaiſche Thor herangekommen, als ſich die Bürger noch immer vergebens müheten, das ſchwere Schutzgatter in der Pforte, die aus dem Rondel in die Stadt führte, niederzulaſſen. Bei einem nur erſt vor kurzem ſtattgefundenen Baue daſelbſt, war ein Balken fehlerhaft angebracht worden, es blieb daher hängen und die Schweden konnten, als ſie das Rondel überſtiegen und die Bürger zurückgedrängt hatten, ungehindert in die Stadt eindringen.

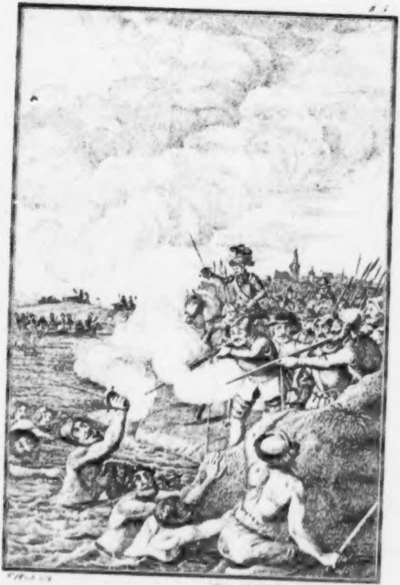
Kaum ſahen die noch übrig gebliebenen Defenſioner, daß die Feinde eingedrungen waren, als ſie nach dem Schloſſe zu fliehen verſuchten. Der Commandant ſprengte auf ſeinem Schimmel ebenfalls nach demſelben hinauf. — Der Bürgermeiſter Werner ſah dies und rief ihm zu: „Herr Commandant! Will Er uns denn verlaſſen und auf's Schloß? Was ſollen wir denn in der Stadt thun?" Der Herr Obriſtlieutenant war aber mit der Rettung ſeiner werthen Perſon ſo ſehr beſchäftiget, daß er nichts weiter ſagen konnte, als: „Nehmt den Superintendenten zu Euch, Herr Bürgermeiſter! und ſucht ſo gut als möglich zu kapituliren!" Dann aber jagte er in größter Eile dem Berg hinauf.

So drangen denn nun die Schweden von allen

Seiten her in die Stadt ein, und nun begannen Gräuel, ganz denen ähnlich, die wir ſchon bei der Schilderung des Belziger Elends darzuſtellen verſuchten, und daher nicht noch einmal wiederholen wollen; wir begnügen uns, zu bemerken, daß die ſiegenden Schweden bei ihrem Eindringen in die Stadt einander zuriefen: „Ihr Brüder, greift zu! Schlagt todt und nehmet dieſen Galgenvögeln Alles was ſie haben. — Die Stadt iſt unſer, gleichwie der Bürger Güter, Leib und Leben!“ —

Aus dieſen wenigen Worten lernt man die Geſinnungen der Schweden kennen und leicht ſchließen, was ſie thaten. Ueber vierhundert Bürger verloren bei der Vertheidigung und Eroberung ihr Leben, und wer von den Bewohnern dieſer unglücklichen Stadt, die von heute an eine lange Reihe von jammervollen Tagen erlebte, nicht niedergehauen wurde, den zwang man unter den fürchterlichſten Mißhandlungen, das Geplünderte aus der Stadt hinaus in's Lager zu tragen. Wie es übrigens bei dieſer Eroberung in Pirna zugegangen iſt, davon giebt uns der ehemalige Cantor Heckel in Pirna, in ſeinen Hiſtoriſchen Nachrichten ꝛc. S. 33. unter andern folgenden Bericht:

„Ich habe ſelbſt allhier einen Gärtner, Namens Johann Zſchaler, von ſeinem Stiefvater her gemeiniglich nur der alte Annaberger genannt, gekannt. Er war geboren am 6. Juni 1632 und ſtarb in dem ſeltnen Alter von vier und neunzig Jahren am 28. März 1726. — Dieſer erzählete mir: daß, als im Jahre 1639 die Schweden unter Banner die Stadt Pirna belagert und durch Sturm erobert hätten, ſeine



Schlacht bei Mühlberg

Mutter mit ihm in die Kirche geflüchtet ſey, wo er denn mit Furcht und Schrecken ſehen müſſen, wie die Schweden mit einem Morgenſterne die Kirchthür aufgeſchlagen hätten; wie viel Blut in der Kirche vergoſſen und wie erbärmlich die Leute vor den Altarſtufen niedergehauen worden, daß ein Kopf dahin und der andere dorthin geflogen ſey.“ —

Und ſo war denn dieſes Trauerſpiel ein getreues Seitenſtück zu dem **Belziger Elend**, und ein gleiches Schickſal hatten noch viele Städte Sachſens, die ſich in den Händen der Schweden befanden. — Alles dieſes Elend aber, welches in jener Zeit ſofort auf dem Sachſenlande laſtete, war die mittelbare Folge des von dem Kurfürſten **Johann Georg** geſchloſſenen **Prager Friedens**.

24.

Die Schlacht bei Mühlberg.

(Mit Abbildung.)

Als der Kurfürſt **Johann Friedrich** ſich genöthigt ſah, die Belagerung von Leipzig aufzuheben, (S. 5. Jan.) eroberte er faſt Alles, was der Herzog **Moritz** an Land beſaß; überfiel am 2. März 1547 Rochlitz und nahm dort den Markgrafen **Albrecht von Brandenburg** nebſt ſeinen Schaaren gefangen; ſo daß ſich der Herzog **Moritz** genöthigt ſah, um Zeit zu gewinnen und die Herannäherung des kaiſerlichen Heeres erwarten zu können, den Kurfürſten um einen Waffenſtillſtand zu bitten, den ihm derſelbe auch bewilligte, zuvor aber noch ſeinen berühmten Feldoberſten Thumshirn nach dem Erzgebirge abordnete, wo er die herzoglichen Städte einnahm, ſie brandſchatzte, und dann ſeinen Zug nach Böhmen fortſetzte, weil in dieſem Lande Empörung herrſchte; doch fruchtete dort die Anweſenheit Thumshirns nur wenig.

Dieſe Bewilligung des Waffenſtillſtandes und die Abſendung Thumshirns mit Tauſenden, — die wie ihr Feldherr in der Schlacht bei Mühlberg ſehr fehlten, und wahrſcheinlich der Sache eine ganz andere Geſtalt gegeben haben würden— zeigten deutlich, daß der Kurfürſt Johann Friedrich wenigſtens kein Talent zum Feldherrn beſaß, weil er ſonſt ganz anders gehandelt haben würde.

Dresden wollte man durch Ueberfall nehmen; dieß mißlang aber, darum wendete ſich das kurfürſtliche Heer nach Großenhayn, welches geplündert, und dann nach Meißen, welches eingenommen aber beſſer behandelt wurde.

Mit ſchnellen Schritten näherte ſich das übermächtige kaiſerliche Heer und der Kurfürſt erhielt die ſichere Kundſchaft, daß der Kaiſer ſpäteſtens zum 24. April in Meißen ſeyn werde. — Hier wollte er aber den Feind nicht erwarten, deshalb ließ er die Brücke über die Elbe in Brand ſtecken und zog mit ſeinem Heere ab, nach Mühlberg, um dort eine vortheilhafte Stellung gegen das fünfmal ſtärkere kaiſerliche Heer zu nehmen, und ihm den Uebergang über die Elbe ſtreitig zu machen.

Kurz vorher, ehe die Meißner Elbbrücke angezündet wurde, hatten zwei Rathsherren dieſer Stadt und ein Deputirter von den Domherren den Kurfürſten fußfällig gebeten, dieſe Brücke mit der Vernichtung zu verſchonen, weil die Stadt nicht vermögend ſey, ſolche wieder herzuſtellen; allein der Kurfürſt antwortete ihnen ganz trocken: „Daß der Vetter Moritz ihnen ſchon eine andere Brücke zu bauen wiſſen werde,“ — und gab den Befehl zum Anzünden dieſes damals ganz hölzernen Werkes, ſtieg dann in ſeinen Reiſewagen und fuhr davon. —

Dieſes Wegbrennen geſchah am Abend des 22. Aprils, und da man die ganze Nacht marſchirte, ſo kam der Kurfürſt mit ſeinem ohngefähr 10,000 Mann ſtarken Heere am folgenden Tage Mittags 12 Uhr bei Mühlberg, ſo wie das kaiſerliche Heer bei Mügeln an.

Hätte ſich nun der Kurfürſt nicht verweilt, ſondern ſich bei Zeiten unter die Kanonen von Wittenberg und Thumshirn mit ſeinen Tauſenden in Eilmärſchen an ſich gezogen; ſo wäre es vielleicht anders gekommen. Doch dieſer Fürſt war übel berathen und im hohen Grade verblendet dazu, ſo daß er nicht einmal an die Nähe des Kaiſers glaubte, bis es zu ſpät war.

Das vereinigte Heer des Kaiſers, Königs und des Herzogs Moritz hatte große Anſtrengungen im Vorrücken gemacht, und erſchien deshalb am Morgen des 24. Aprils am Ufer der Elbe, dem kurfürſtlichen Lager und der Stadt Mühlberg gegenüber. Man feuerte mit ſchwerem Geſchütz über die Elbe gegen einander, und immer noch ſtand die Schiffbrücke, auf welcher die Sachſen übergegangen waren, feſt, und es wurde keine Anſtalt von oben herab getroffen, ſie abzubrechen und herüber zu führen; bis endlich, als ſich kaiſerliche Huſaren und ſpaniſche Hakenſchützen aus der Ferne dem Ufer näherten und es faſt erreicht hatten, einige Waghälſe aus dem ſächſiſchen Heere ſie los machten, auf das diesſeitige Ufer herüber zogen und in Brand ſteckten. Kaum war dieſes geſchehen, als die Kanonade des am Ufer der Elbe aufgefahrnen kaiſerlichen Geſchützes begann.

Von den Spaniern hatten ſich viele Waghälſe entkleidet und mit dem bloſen Schwerte im Munde in den Strom geſtürzt, wo ſie ſchwimmend nach den brennenden Stücken von der Schiffbrücke gelangten, und von dieſen Manches retteten, wofür ſie nach der Schlacht glänzend belohnt wurden.

Es würde aber demohngeachtet der Uebergang über den Strom noch ſehr großen Schwierigkeiten unterlegen ſeyn, wenn nicht ein Umſtand dieſe Schwierigkeiten ſehr vermindert und den Uebergang ſelbſt befördert hätte. — Barthel Strauchmann, ein Müller aus der Gegend von Mühlberg, war durch die Kurfürſtlichen zwei ſeiner Pferde beraubt worden, und hatte ſich dann mit ſeinen beiden letzten Pferden an einer ihm bekannten ſeichten Stelle durch die Elbe gewagt, war auch glücklich mit ihnen an das jenſeitige Ufer gekommen. — Hier wurde er von den überall herumſtreifenden kaiſerlichen Reitern aufgefangen, und in's Hauptquartier gebracht, wo er ausgefragt wurde. — Strauchmann war ein Unterthan des Herzogs Moritz und wußte ſeinen Herrn bei dem Heere des Kaiſers, daher entdeckte er ohne Bedenken die ihm bekannte Stelle durch die Elbe. Eintauſend ſpaniſche Reiter und ungariſche Huſaren vereinigten ſich mit Herzog Moritz's Reitern, und ſetzten unter Strauchmann's Anführung durch die Elbe, wo ſie glücklich hinüberkamen. Nun folgte die übrige Reiterei den Vorausgegangenen nach, und ſelbſt der Kaiſer Carl, König Ferdinand, Herzog Moritz und die übrigen Heerführer gingen auf eben dieſem Waſſerwege mit über. Nunmehr wurde die Schiffbrücke wieder hergeſtellt, und auch das Fußvolk nebſt dem Geſchütz ging über die Elbe. —

Am jenſeitigen Ufer war eine ſtarke Schaar kurfürſtlicher Reiter aufgeſtellt, welche den erſten Angriff tapfer aushielten und abwieſen, ihren Vortheil aber nicht verfolgten, ſondern ſich langſam zurückzogen.

Des verbündeten Heeres Reiterei ſetzte nun dem ſich zurückziehenden kurfürſtlichen Heere eifrig nach, und erreichte daſſelbe in der ehemaligen Lochauer- jetzt Annaburger-Heide. Die Kurfürſtlichen erwarteten den herandringenden Feind am Walde, in einer vortheilhaften Stellung, in welcher allerdings den Feinden der Angriff erſchwert wurde. Doch dieſe ließen ſich nicht abhalten, ſondern der Herzog Moritz ſtellte ſich an die Spitze ſeiner Reiterei, und drang, ohne ſich in ein Gefecht mit den kurfürſtlichen Reitern einzulaſſen, ſogleich auf das Fußvolk ein. Die kurfürſtlichen Hakenſchützen übereilten ſich im Feuern, und die einbrechenden Feinde ließen ihnen keine Zeit, wieder zu laden, ſondern drangen ſo mächtig und unwiderſtehlich auf dieſes Fußvolk ein, daß es in Unordnung gerieth und auseinander geſprengt wurde, wo es nun in wilder Flucht ſeine Rettung ſuchte. — Auf einem andern Flügel wurde das Fußvolk von der Reiterei verlaſſen, ſchloß ſich aber enge zuſammen, und leiſtete ſo noch lange Widerſtand. Endlich gelang es der kaiſerlichen Reiterei doch noch, in dieſe feſtgeſchloſſenen Schaaren einzudringen, und nun entſtand ein fürchterliches Gemetzel.

Der Kurfürſt, dem es wohl am höhern Feldherrn-Talent, aber keineswegs an Tapferkeit mangelte, focht heldenmüthig an der Spitze ſeiner Reiter, und war auch einer der Letzten auf dem Schlachtfelde. Als aber ſein geſchlagenes Heer ſich bereits in voller Flucht befand, mußte er ebenfalls auf ſeine Sicherheit denken; doch leider zu ſpät. — Von funfzig bis ſechzig Getreuen umgeben, war er im Walde, der Schweinsart genannt, bis an das Vorwerk Kiebitz gekommen, als die Verfolger heran waren, und nun ein Gefecht begann. Der Kurfürſt wehrte ſich mit ſeinen Begleitern lange Zeit heldenmüthig, bis er endlich durch einen Hieb in den Backen und einen Stich in den Hals verwundet, dadurch aber zu fernerem Gefecht untüchtig wurde. Als nun auf dieſe Weiſe ſeine Kräfte erſchöpft waren und ſeine Gegenwehr kraftloſer wurde, drängte ſich Thilo von Trotta, Stallmeiſter des Herzogs Moritz, heran, wehrte die Streiche der erbitterten kaiſerlichen Reiter von dem Kurfürſten ab, und rief dieſem zu: ſich zu ergeben. Johann Friedrich fragte ihn nun um ſeinen Namen, Stand und Vaterland; als er dieſes aber erfahren hatte, reichte er ihm, zum Zeichen der Ergebung, einen goldnen Ring, und ſprach: So führet mich denn hin!“ den andern aber rief er zu: „Ich bin Trottens Gefangener!“

So viel für jetzt; das übrige zum 23. Mai, als dem Tage, an welchem die feſte Stadt Wittenberg übergeben wurde, im *III.* Bande dieſes Werks.

25.

Der Dombrand zu Meißen.

Ein ſchönes Denkmal alter deutſcher Baukunſt beſitzt unſer Vaterland am Dom zu Meißen. *) Der Anfang dieſes Baues wurde, wie ſich aus verſchiedenen Zeichen ſchließen läßt, im *X.* oder *XI.* Jahrhunderte gemacht.

Dieſer Tempel hat in der langen Zeit ſeiner Exiſtenz mancherlei Schickſale gehabt, und eins der ſchrecklichſten iſt der Brand, deſſen Schilderung dieſer Abſchnitt geweiht iſt.

An der Weſtſeite der Kirche erhob ſich in frühern Jahrhunderten, und beſonders ſeit dem Anfange des *XIV.* ein großer prächtiger Thurm mit drei neben einander ſtehenden Spitzen, ſo daß ſie in der Ferne drei Thürmen glichen. Nach einem faſt hundertjährigen Bau waren ſie endlich im Jahre 1411 vollendet, und ſieben große Glocken riefen an den Feſten die Gläubigen, zur Anbetung Gottes, in dieſen ſchönen Tempel. — Kaum waren jedoch dieſe Thürme vollendet, als im Monat Auguſt 1413 ein fürchterliches Wetter über die Stadt Meißen und dieſen Dom heranzog. Schrecken erregend war das Brauſen, welches das Heranziehen dieſes Ungewitters begleitete, und bange blickte ſelbſt der beherzte Mann nach dieſen in der Luft hängenden Unheil drohenden Wetterwolken hin, als plötzlich ein ſolches Ungewitter ausbrach, daß ſelbſt der älteſte Greis im reichen Schatze ſeiner Erfahrungen vergeblich nach der Erinnerung eines ähnlichen Ungewitters ſuchte. — Schmetternd ſtürzte der Hagel in großen ſchweren Stücken aus der Luft herab, und zerſchlug die Dächer; wehe aber dem, den er im Freien traf, dann wurde er tödtend für ein ſolches Opfer einer ſchrecklichen Naturbegebenheit. — Aber dies war noch nicht genug, ein beiſpielloſer Sturmwind erhob ſich, drang in die Oeffnungen jener drei Thurmſpitzen ein, und ſtürzte dieſe, mit ihren ſchönen Glocken krachend herab, daß die Erde bebte, und jeder Bewohner der Stadt Meißen glaubte, das Ende der Welt ſey vorhanden. —

---

*) Dieſes merkwürdige Gebäude hat, außer dem frühern Urſinus, abermals einen würdigen Hiſtoriographen in dem leider zu früh verſtorbenen Hofrath und Oberbibliothekar Ebert in Dresden gefunden, deſſen Werk: der Dom zu Meißen ꝛc. mit 24 lithographirten Abbildungen, bei dem Verleger dieſes Werks zu haben iſt.

A. d. V.

Auch dieſes Wetter ging vorüber, wie alle Trübſale in der Welt, und der Biſchof Rudolph traf Veranſtaltungen, daß dieſe durch die aufgeregten Kräfte der Natur zerſtörten Thürme wieder hergeſtellt wurden, und einer ſeiner Nachfolger, der Biſchof Johannes *V.*, vollendete 1479 dieſen Bau, ſo daß ſie ganz in alter Schönheit prangten.

So ſtanden ſie denn in aller Pracht und Herrlichkeit erneuert da, und der Dom erhielt durch ſie noch eine neue Zierde dadurch, daß der Kurfürſt Friedrich der Streitbare in den Jahren 1423 bis 1425, am weſtlichen Ende des Doms, eine prächtige Capelle erbauete, in welcher dereinſt ſein entſeelter Leichnam ruhen ſollte. Dieſes iſt aber nicht allein nach ſeinem im Jahre 1428 erfolgten Ableben alſo geſchehen, ſondern es iſt auch dieſe Capelle der Begräbnißort für ſeine Nachkommen bis auf die Tochter des Kurfürſten Moritz, Anna, vermählt geweſenen Prinzeſſin von Oranien, geworden, welche die Reihe der ſeit 1428 in dieſer Kirche ruhenden Fürſten beſchließt.

So ſtand dieſer Dom im beginnenden Frühling des Jahres 1547 mit ſeinen Thürmen auf das prächtigſte da, als ihm abermals die gänzliche Zerſtörung drohete.

Die Schlacht bei Mühlberg war am zweiten Sonntage nach Oſtern (24. April 1547) geſchlagen und der Kurfürſt Johann Friedrich gefangen worden, wie wir bereits im vorigen Abſchnitte erzählt haben. Wahrſcheinlich kam die Nachricht von dieſem Siege in der darauf folgenden Nacht, oder am Morgen früh an den Biſchof von Meißen, Johann *VIII.*; denn er ließ ſogleich alle Glocken auf den Thürmen des Domes läuten, und auf dieſes Zeichen verſammelten ſich nicht allein die Domherren, ſondern auch die andern Gläubigen in dieſer Kirche.

Als ſich nun die Domherren in der Kirche verſammelt hatten, und der Biſchof ihnen die Nachricht von dem großen und vollſtändigen Siege über den Ketzerfürſten und ſeine Gefangenſchaft mittheilte, wurden ſie Alle mit großer Freude erfüllt, da dieſer Sieg und die Gefangenſchaft des Hauptes von den ſo verhaßten Ketzern ſo manche ſüße Hoffnung in der Ferne ſehen ließ. — Freudigſt bekleidete man alſo den Biſchof mit der prächtigen Kleidung und den übrigen Zeichen ſeiner hohen Würde, und zog nunmehr im prachtvollen Zuge, unter Trompeten- und Paukenſchall und der vollen Orgel majeſtätiſchen Harmonien, aus der Sakriſtei nach dem hohen Chore, wo der Biſchof ſeinen Sitz auf dem für ihn beſtimmten Throne nahm. Dann trat er vor den Hochaltar, und intonirte nun, zum Danke für den geſtrigen Sieg und die aus demſelben entſpringenden frohen Hoffnungen, mit voller Stimme: *Te Deum laudamus*. Die Domherren fielen im ganzen Chore ein, und der herrliche Hochgeſang, begleitet von den vollen Tönen der Orgel, ſo wie der Trompeten und Pauken wurde nun geſungen.

Daß ein reiches Gaſtmal dieſe Feierlichkeit werde verherrlichet haben, läßt ſich bei dem damals herrſchenden Geiſte leicht denken; denn ſo etwas konnte ohne einen ſplendiden Schmaus nicht vollzogen werden. —

Wenn man nun aber, nach der alten Redensart, den Tag nicht vor dem Abende loben darf; ſo giebt dieſer Tag einen ſtarken Beweis für die Wahrheit dieſes Satzes: denn der Abend dieſes Tages war von dem Morgen höchſt verſchieden, und wenn man am Morgen mit den freudigſten Gefühlen Lob- und Dankhymnen geſungen hatte, war am Abend volle Urſache zu Jammerklagen vorhanden.

Es war Nachmittags fünf Uhr und der Himmel ſo klar und heiter, als er nur immer im Frühlinge ſeyn kann, wo das menſchliche Herz ſich beim Erwachen der Natur aus dem langen Winterſchlafe erweitert, und den Schuldloſen ſelige Gefühle durchſtrömen. Da fuhr plötzlich ein Blitz aus dem unbewölkten blauen Himmel herab, traf einen der drei Hauptthürme des Doms, und drang durch das Gewölbe in die darunter ſtehende prächtige Orgel, die am heutigen Morgen das letztemal ihre herrlichen

Töne hatte erklingen laſſen. Dann durchkreuzte der Blitz die fürſtliche Begräbniß-Capelle, ließ auch hier manche Spur zurück und endigte ſeine zerſtörende Flammenbahn in dem Grabe des ſeit ſechs und funfzig Jahren hier ruhenden Domherrn, D. Hildebrand Günther. — Dieſes Grab iſt jetzt noch mit einer runden Platte von Bronze bedeckt, auf welcher das Bild des Mannes zu ſehen iſt, deſſen Gedächtniß es bewahrt. An der linken Achſel dieſes Bildniſſes ſchmolz der Blitz eine Thalergroße Oeffnung, die in unſern Tagen noch zu ſehen iſt, und verlor ſich dann in dieſem Grabe.

Schrecklich war die Wirkung des eingedrungenen Blitzes. In der nächſten Minute darnach, als er einen der drei Thürme getroffen hatte, ſah man ſchon das Feuer dieſer Entzündung ausbrechen, konnte ihm nicht ſchnell genug wehren, und bald darauf ſtanden alle drei Thürme in Flammen. Die Glocken ſchmolzen, oder ſtürzten, als die Glockenſtühle abgebrannt waren, krachend in das Innere hinab. —

Von den Flammen dieſer Thürme entzündete ſich auch das Kirchdach und brannte in ſich nieder. Die ausgebrannten Thürme ſtürzten auf die Kirche, durchſchlugen das Gewölbe durch die Laſt der herabſtürzenden Steinmaſſen, und ſtürzten dieſes in die Kirche hinab, wodurch viele alte ehrwürdige Monumente zertrümmert wurden. — Die Orgel verbrannte, und die Metalltheile derſelben zerſchmolzen; ſo daß alſo am heutigen Morgen die erhabenen Harmonien dieſes Werks auch zugleich das Schwanenlied deſſelben geweſen waren.

Und obgleich das Feuer in der Kirche ſelbſt nicht weit um ſich greifen konnte, weil zu wenig Brennſtoff vorhanden war, ſo richtete doch das Herabſtürzen des Gewölbes eine bedeutende Zerſtörung im Innern dieſes Tempels an.

Alſo begann dieſer Tag mit einem Freudenfeſte und endete mit Zerſtörung dergeſtalt, daß derſelbe für dieſen Dom, ja für die Stadt Meißen ſelbſt zu einem Epoche machenden wurde. Dieſe Kirche hatte ihre ſchönſten Zierden verloren und war auch ſonſt noch der gänzlichen Zerſtörung ſehr nahe gekommen. Zwar ließ der Biſchof Johann *VIII.* ein Interimsgebäude auf die ausgebrannten Mauern ſetzen, und ſtellte auch das Innere deſſelben wieder her. Doch die abgebrannten drei Thurmſpitzen erhielt der Dom nicht wieder, und mußte ſich lange Jahre hindurch mit dem Interimsgebäude und einem kleinen hölzernen Thurme begnügen, der jedoch 1698 ſeiner Baufälligkeit wegen wieder abgebrochen und durch die noch ſtehende Bedeckung des Mauerwerks vom ſogenannten breiten Thurme erſetzt wurde; ſo daß der Dom nur noch einen, den ſogenannten höckerigen Thurm, aus ſeiner früheren Zeit übrig behalten hat, da dieſer ſeiner ganz maſſiven Bauart wegen bei jenem Brande von der Zerſtörung verſchont wurde.

Es würden aber wahrſcheinlich jene drei Thurmſpitzen eben ſo wiederhergeſtellt worden ſeyn, wie früher nach ihrer Zerſtörung durch den Sturmwind im Jahre 1413. wenn das Domſtift im Zuſtande ſeiner frühern Exiſtenz geblieben wäre. Dies war aber nicht der Fall, da es das Schickſal aller menſchlichen Werke und Einrichtungen, nämlich der Vergänglichkeit hatte. Schon fünf Jahre vor dieſem Brandunglück war das Stift genöthigt worden, ſeine werthvollen Kleinodien dem Herzog Moritz auszuliefern, und ſpäterhin verlor es von ſeinen Gütern eins um das andere; ja endlich, lange nach dieſem Brandunglück, fand ſich der Biſchof Johann *IX.* im Jahre 1581 bewogen, ſeine biſchöfliche Würde zu reſigniren und ſich mit einem Jahrgehalt aus den Zinſen der Domgüter zu begnügen.

Und ſo ſteht denn gegenwärtig der Dom in ſeinem Innern zwar wiederhergeſtellt, doch im Ganzen weit weniger prachtvoll da, als vor dieſem Brande. Das noch daſelbſt befindliche Tabernakel links vom Altar, im hohen Chore dieſer Kirche, einſt der Aufbewahrungsort einer Menge von ſehr werthvollen Kirchengeräthſchaften und anderer Koſtbarkeiten, hat ſchon längſt ſeine Beſtimmung verloren, und iſt ein leerer Raum; ſo daß man ſich faſt unwillkührlich zu dem Ausrufe veranlaßt findet: *sic transit gloria mundi!* (Alſo vergeht die Herrlichkeit der Welt!)

Dies wäre alſo die kurze Geſchichte einer merkwürdigen Naturbegebenheit, die man lange Zeit hindurch, und bis gegen das Ende des *XVIII.* Jahrhunderts, als ein Werk der ſtrafenden Gerechtigkeit Gottes angeſehen hat, wegen der bezeigten unchriſtlichen Freude über das Unglück eines frommen Fürſten, und des Mißbrauchs, welcher bei dieſem Lobgeſange mit dem Namen Gottes getrieben worden ſey, und man erinnerte dabei an den Spruch der Bibel: „Irret Euch nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten!“

26.

Das ſächſiſche Wappen.

Der Herzog Heinrich der Löwe war im *XII.* Jahrhundert einer der mächtigſten Fürſten Deutſchlands, ja an Land und Leuten wohl der mächtigſte. Durch ſeinen Stolz ſtürzte er jedoch von dieſer Höhe herab, und die Geſchichte erzählt uns davon Folgendes:

Einſt bat der Kaiſer Friedrich *I.* den Herzog Heinrich den Löwen, um ſeinen Beiſtand, bei einem Zuge nach Italien. Der Herzog weigerte ſich lange, und da ſein Beiſtand von der höchſten Wichtigkeit war, dieſer Fürſt aber bei ſeiner Weigerung ſtehen blieb, ließ ſich das Reichsoberhaupt, im Gefühle deſſen, daß die Hülfe des Herzogs unentbehrlich war, ſo weit herab, dieſen hochmächtigen Fürſten fußfällig darum zu bitten. Nun ließ ſich zwar Heinrich bewegen, dem Kaiſer beizuſtehen; allein dies geſchah nicht mit gewohnter Kraft, und er benutzte dabei einen, vielleicht gefliſſentlich herbeigeführten Einfall der heidniſchen Wenden in ſein Land, um das Heer des Kaiſers mit ſeinen Schaaren wieder zu verlaſſen. Hierdurch wurde nun daſſelbe äußerſt geſchwächt, und erlitt gewaltige Unfälle, ja es ward in der Schlacht bei Lignano gänzlich geſchlagen, und die Perſon des Kaiſers ſelbſt ſchwebte bei dieſer Schlacht in der größten Gefahr, erſchlagen oder gefangen zu werden. Durch dieſe Unfälle ſah ſich endlich der Kaiſer genöthiget, (1177) einen höchſt nachtheiligen Frieden zu ſchließen. Da er nun überzeugt zu ſeyn glaubte, daß dieſe Unfälle nicht ſtattgefunden haben würden, wenn Heinrichs Schaaren ſein Heer nicht verlaſſen hätten; ſo wurde er auf's höchſte und dergeſtalt gegen dieſen Fürſten erbittert, daß er den Neid der übrigen Glieder des Reichs benutzte, den Prozeß gegen Heinrich zu eröffnen. Dieſer wurde dreimal nach Worms vorgeladen, erſchien aber nicht, weil er ſein Schickſal leicht vorausſehen konnte, und nun erfolgte (1180) die Achtserklärung. —

Um ſich nun aber einen richtigen Begriff von dem Beſitzthum Heinrichs machen zu können, iſt es hinreichend, zu bemerken, daß er vom Ufer der Nord- und Oſtſee an, bis zum adriatiſchen Meere faſt alle Länder beſaß. Oſt- und Weſtphalen, nebſt Engern, das wahre Herzogthum Sachſen, vom Rheine bis zur Elbe, folgten ſeinem Heerbann. Und dabei war der größte Theil von Baiern als Lehn ſein Eigenthum. Nicht minder mußten die, an die Welfen gekommenen mathildiſchen Erbgüter in Italien ihm huldigen und Abgaben entrichten.

Welche Maſſe von Ländern! Als daher der Kaiſer ſich gegen den bisherigen Beſitzer derſelben erklärte, ja ſogar die Acht über ihn ausſprach, erwachten alle ſeine Feinde und Neider, und von allen Seiten griff man nach der Haut des Löwen, um ſich drein zu theilen. Otto von Wittelsbach erhielt das Herzogthum Bayern, Bernhard von Askanien das Herzogthum Sachſen, der Landgraf Hermann von Thüringen die Pfalz-Sachſen. — Der Erzbiſchof von Cölln nahm Engern und Weſtphalen, der Erzbiſchof von Mainz das Eichsfeld, der Erzbiſchof von Magdeburg die Grafſchaft Sommerſeburg; ſo wie die Stifter Bremen, Paderborn, Halberſtadt, Münden und Hildesheim Alles, was ihnen wohl gelegen war, mit Anſpruch belegten. Holſtein und die übrigen Länder jenſeits der Elbe entzogen ſich der Lehnspflicht; ſo wie die Städte Goslar, Lübeck und Regensburg bei dieſer Gelegenheit zur Reichsfreiheit gelangten. Und ſo blieb dem geächteten ehemals ſo mächtigen Heinrich weiter nichts übrig als ſein urſprüngliches Stammland: Braunſchweig und Lüneburg, und auch dieſes nur dann, als er 1182 den Kaiſer fußfällig um Gnade bat, wo ihm noch dazu ausdrücklich die Bedingung auferlegt wurde, drei Jahre lang als ein Verbannter im Auslande zu leben.

Wie nun Bernhard von Askanien bei dieſer großen Ländervertheilung das Herzogthum Sachſen erhalten hatte, bat er den Kaiſer, daß er ſein urſprüngliches Stamm-Wappen, die fünf ſchwarzen Balken im goldnen Felde einigermaßen verändern und er ihm, anſtatt des bisherigen altſächſiſchen Wappens, das des ſpringenden Roſſes geben wolle. — Da ſoll nun, — wie eine alte jedoch nicht verbürgte Sage erzählt, — der Kaiſer einen Rautenkranz, den er auf dem Kopfe getragen, ſo über das ihm vorgelegte Wappen gelegt haben, daß der Rautenkranz über die fünf ſchwarzen Balken zu liegen gekommen. So erzählt zwar die Sage, ſie entbehrt aber der hiſtoriſchen Wahrheit, und dieſe kann nicht bewieſen werden. Denn ſchon der Umſtand, daß die Belehnung im Winter geſchah, macht ſie ſehr zweifelhaft, wenn man auch nicht in Anbetracht ziehen wollte, daß der Rautenkranz eigentlich keine Kopfbedeckung für einen Kaiſer geweſen ſey. Deßhalb wird auch dieſer Sage von vielen neuern Schriftſtellern, die im Fache der ſächſiſchen Geſchichte geſchrieben haben, der hiſtoriſche Grund abgeſprochen; ja es iſt dieſelbe, im Jahre 1705, der Gegenſtand einer ſehr gründlichen Unterſuchung, die *M.* Dorn zu Jena, in einer gelehrten Diſſertation, unter dem Vorſitz des berühmten Struve anſtellte, geworden. — Im Gegentheil behaupten Heinrich und noch mehrere gute Hiſtoriker: „Das, was man für den Rautenkranz halte, ſey nichts anderes, als die herzogliche Krone, welche der neue Herzog unter den Kleinodien der erlangten Würde erhielt.“ — „Nun wurden aber, — wie Heinrich meint, — im Mittelalter die gräflichen, fürſtlichen, ja ſelbſt königlichen Kronen öfters Kränze genannt, und die verſchiedenen blätterförmigen Zierathen an denſelben veranlaßten zuweilen beſondere Benennungen. Daher wurde Bernhards herzogliche Krone der Rautenkranz genannt, weil ſie beinahe die Geſtalt eines ſolchen Kranzes hatte; ſo wie man der neuen italieniſchen Krone Heinrichs *VII.* den Namen des Lorbeerkranzes aus gleichem Grunde gab.“

27.

Der Kurfürſt Johann Georg *IV.* ſtirbt.

Dieſer Fürſt, der älteſte Sohn des Kurfürſten Johann Georg *III.*, wurde mit ungewöhnlichen Anlagen und großer Liebe zu den Wiſſenſchaften geboren. Eine ſorgfältige Erziehung hatte die erſteren ausgebildet, ſo wie die letztere genährt, „und durch die bei der Lebenszeit ſeines Vaters gethane curioſe Reiſe“ — ſagt ein älterer Schriftſteller, der Verfaſſer der Sächſiſchen Merkwürdigkeiten — „hat ſich dieſer Fürſt dermaßen in allen fürſtlichen Qualitäten *perfectioniret*, daß man Ihm nicht nur wegen der vollkommenen Uebungen des Leibes, ſondern auch wegen ſeiner vortrefflichen mathematiſchen Wiſſenſchaften ungemein admiriren müſſen.“

Johann Georg zeigte auch durch die That, daß er ſeine glücklichen Naturanlagen fleißig ausgebildet, und ſelbſt Beruf zu einem Helden erhalten habe. — Als ſein Vater 1689 gegen die Franzoſen zu Felde zog, war der Kurprinz an ſeiner Seite, zeichnete ſich in der Belagerung von Mainz aus, und wohnte dieſen und den beiden folgenden Feldzügen ehrenvoll bei. Und als der Kurfürſt 1691 die Reichsarmee befehligte und in Tübingen erkrankte, übernahm der Kurprinz an ſeiner Stelle den Oberbefehl. Als der Kurfürſt aber am 12 September (S. d. Tag.) verſtarb, legte der Sohn das Commando ſofort nieder und begab ſich nach Sachſen zurück, wo er ſich huldigen ließ, und dann, gleich im Anfange ſeiner Regierung, verſchiedene gute Verordnungen gab.

Im folgenden Jahre vermählte er ſich mit der noch jungen Wittwe des Markgrafen von Ansbach, Erdmuthe Louiſe, einer gebornen Prinzeſſin von Sachſen-Eiſenach, (17. April 1692). Dieſe Vermählung war jedoch nicht aus perſönlicher Neigung des Kurfürſten, ſondern mehr durch Zureden ſeiner Mutter und des Kurfürſten Friedrich von Brandenburg geſchloſſen worden, da Beide die vortrefflichen Gemüthseigenſchaften dieſer Prinzeſſin kannten, und mit Grunde hofften, ſie werde ihren Gemahl glücklich machen. Vielleicht würde auch dieſe Vermählung glücklicher geweſen ſeyn, wenn nicht ſchon vorher eine heftige Leidenſchaft dieſes Fürſten zu dem Fräulein von Neidſchütz, (nachmaliger Gräfin von Rochlitz) ſein Herz ſo eingenommen hätte, daß für ſeine Gemahlin kein Platz mehr darin übrig war. — Dieſe Geliebte ſcheint auch von der Gewalt, die ſie über das Herz des Kurfürſten hatte, nicht den beſten Gebrauch gemacht, die Kurfürſtin nur als ihre Nebenbuhlerin betrachtet und den Kurfürſten ſogar gegen ſie aufgeregt zu haben. Dieſe Liebe währete auch bis zum Tode des Fräuleins und ſelbſt über dieſen hinaus, wie wir weiter unten erzählen wollen.

Gleich nach dem Antritte ſeiner Regierung hielt der Kurfürſt Johann Georg eine Zuſammenkunft mit dem Kurfürſten von Brandenburg, bei welcher Gelegenheit der erſtere einen neuen Ritterorden der guten Freundſchaft, oder, vom güldenen Braſſelet ſtiftete, in welchen vorerſt von dem Hofſtaat beider Fürſten vierundzwanzig Ritter aufgenommen wurden. Bei dieſer Gelegenheit ſcheint auch die eben erwähnte ſo übel gerathene Vermählung des Kurfürſten geſchloſſen worden zu ſeyn.

Nicht ſo gut als mit dem Kurfürſten von Brandenburg war das Vernehmen des Kurfürſten Johann Georg mit dem kaiſerlichen Hofe. Der junge Kurfürſt ſtellte im Feldzuge von 1692 nur ſein gewöhnliches Contingent zum Reichsheere, ohngeachtet ſein Vater eine weit ſtärkere Anzahl ſeiner Krieger bei dieſem Heere gehabt hatte. — Dieſen Mangel an Eifer für die Sache des Kaiſers ſchrieb derſelbe dem ſächſiſchen Feldmarſchall von Schöning zu, indem dieſer von dem Hannöverſchen Hofe gewonnen worden war, eine dritte Partei im Reiche, die etwa zwiſchen beiden inneſtand, zu projectiren. Dieſen Plan zu zerſtören, wurde der Feldmarſchall Schöning, der ſich eben im Bade zu Töplitz befand, durch einige hundert Dragoner aufgehoben, und nach Mähren in eine Veſtung zur Verwahrung gebracht, wo man ihm den Prozeß machen wollte. Der Kurfürſt war höchſt aufgebracht über dieſen Vorfall, und veranlaßte ſogar, obgleich fruchtlos, die Erörterung der Frage: Ob ſich die Gerichtsbarkeit des Kaiſers auch über den Unterthan eines andern Reichsfürſten erſtrecke, ſo daß er ihn ohne weiteres in Verhaft nehmen könne? — Nun kam zwar der gefangene Feldmarſchall durch dieſe Verhandlungen nicht in Freiheit, weil man ihn am kaiſerlichen Hofe vielleicht noch für gefährlicher hielt, als er es wirklich war, indeſſen ſuchte man doch an dieſem Hofe den Kurfürſten durch die Verſicherung zu beruhigen: daß die Verhaftung Schönings ſeinen reichsfürſtlichen Rechten nicht den mindeſten Eintrag thun ſolle, und als der engliſche Hof vermittelnd hinzutrat, ließ ſich der Kurfürſt überreden, ein Bündniß mit dem kaiſerlichen Hofe abzuſchließen, durch welches er ſich verpflichtete 12,000 Mann dem kaiſerlichen Heere gegen die Franzoſen zuzuführen. Dieſes geſchah auch, und der Kurfürſt ging im Feldzuge von 1693 ſelbſt mit an den Rhein, und ihm wurde nun nebſt ſeinen Sachſen der Ruhm zu Theil, weſentlich dazu beigetragen zu haben, daß die große Ueberlegenheit an Zahl, welche die franzöſiſche Armee über die deutſche hatte, ihr dennoch keinen Sieg brachte.

Die letzten Lebensmonate dieſes Fürſten zeichneten ſich beſonders durch zwei Regentenhandlungen aus, die hier wohl eine Stelle verdienen. — Es entſtand nämlich kurz vor dem Ableben des Kurfürſten ein Streit zwiſchen ihm und dem Herzoge Moritz Wilhelm von Sachſen-Zeitz, über die Frage: ob der Kurfürſt von Sachſen, als Landesherr oder der Stiftsadminiſtrator zu Zeitz über Münzverbrechen in den Zeitziſchen Landen zu erkennen habe? —

Nun befand ſich der ehemalige fürſtlich ſächſiſche Geheime-Rath, Johann Jacob Schmiede, wegen Münzverbrechen auf kaiſerlichen Befehl verhaftet in Zeitz. Der Kurfürſt verlangte dieſen Verbrecher ausgeliefert, um ihn richten zu laſſen; allein der Herzog verweigerte dieſe Auslieferung auf das beharrlichſte. — Hierauf wurde der ſächſiſche Obriſtlieutenant von Droſchka mit 600 Mann Soldaten nach Zeitz geſendet, wo das ſogenannte windiſche Thor mit Gewalt aufgehauen wurde, und man ſich der Perſon des Verhafteten bemächtigte, den man nun in der Mitte dieſer Kriegsſchaar nach Leipzig brachte. Nun erhob zwar der Herzog Moritz heftige Klage über dieſen Gewaltſtreich am kaiſerlichen Hofe; allein er konnte aus leicht begreiflichen Urſachen nichts ausrichten.

Die andere dieſer Handlung betraf das ſächſiſche Poſtweſen, welches hierdurch eine wahre Verbeſſerung erhielt. — Schon unter dem Herzoge Georg (dem Bärtigen) hatte man die Veranſtaltung getroffen, die Fortbringung landesherrlicher Briefſchaften durch laufende oder reitende Boten zu befördern; Privatleute aber waren genöthiget, ihre Briefe durch abgeſendete Boten, oder durch

Reiſende ꝛc. beſtellen zu laſſen; für ſie war jene Anſtalt nicht da. —

So war die Geſtaltung des ſächſiſchen Poſtweſens bis gegen das Ende des *XVI.* Jahrhunderts, wo die ſich immerfort vermehrende Correſpondenz ſo viele Fußboten nach Leipzig zog, daß es der daſige Magiſtrat für nützlich hielt, einen eignen Botenmeiſter deshalb anzuſtellen, welcher die ankommenden und abgehenden Briefe zu beſorgen hatte. Dieſe Einrichtung gefiel dem Kurfürſten Johann Georg *I.* ſo wohl, daß er (1626) einen eignen Poſtmeiſter in Leipzig beſtellte, welcher etliche neue Fußboten-Poſten und unter andern eine ſolche von Leipzig über Dresden nach Prag anlegte, für die freie Beſorgung der kurfürſtlichen Briefſchaften aber eine Beſoldung von jährlich 120 Mfl. aus der Kammer des Kurfürſten bekam. —

Auf dieſe Weiſe wurde das landesherrliche Poſtregale gegründet: wobei jedoch das alte Botenweſen immer noch im Gange blieb. — Als nun in der Folge der Kurfürſt von Brandenburg ebenfalls in ſeinen Staaten Poſten anlegte, wurde ihm von Kurſachſen auch eine Poſt in Leipzig und die Beſtallung eines Brandenburgiſchen Poſthalters daſelbſt zugeſtanden; ſo wie man auch bereits eine kaiſerliche Poſt von Leipzig nach Frankfurt am Main eingeräumt hatte. Da aber Kurbrandenburg, welches ſeitdem nicht nur zu Leipzig, ſondern auch zu Wittenberg, Düben, Merſeburg und Naumburg ſeine eignen Poſtbedienten hielt, nachher (1681) auf den Gedanken gerieth, alle Correſpondenz aus Ober- und Niederſachſen, Holland und Dänemark über Halle und damit zugleich den Leipziger Handel in ſeine Staaten zu ziehen, ſo entſtanden hierüber zwiſchen beiden Kurfürſten heftige Irrungen, und der Kurfürſt Johann Georg *III.* fand ſich veranlaßt, verſchiedene neue Poſtordnungen zu machen, auch einige neue reitende und fahrende Poſten anzulegen. Unter Johann Georg *IV.* ging man noch weiter. Die Brandenburgiſchen Poſtbeamteten wurden verſetzt, und Kurſächſiſche kamen an ihre Stelle. (1692) Neue Poſten legte man an, z. B. von Leipzig nach Hamburg, Berlin, Breslau, Schneeberg ꝛc.; ferner von Dresden nach Wittenberg, ſo wie nach Zwickau ꝛc. — Die alten Poſten wurden verbeſſert, das Botenweſen eingeſchränkt, und der Befehl gegeben: daß alle Poſtbediente im Lande unter dem Oberpoſtmeiſter zu Leipzig ſtehen ſollten. — Dieſer Oberpoſtmeiſter zahlte ſchon damals (1696) einen jährlichen Pacht von 12,000 Thalern an die kurfürſtliche Kammer.

Der Name des erſten dieſer Oberpoſtmeiſter, der durch die Geſchichte auf uns gebracht wurde, iſt Gottfried Egger, und es hat ſich derſelbe bedeutende Verdienſte um das ſächſiſche Poſtweſen erworben. Egger war ſchon während der Irrungen mit Kurbrandenburg in einem Poſtamte, und zeigte ſich hier ſo eifrig, daß der Kurfürſt Friedrich Wilhelm von ihm äußerte: „Er wünſche, daß dieſer Mann ſein Miniſter ſeyn oder am hellen lichten Galgen henken möchte!“ — — Die erſte ſeiner Amtshandlungen als Oberpoſtmeiſter war, daß er in den Poſtſiegeln das kurfürſtliche Wappen anſtatt des bisher gebrauchten Poſthorns einführte. Dieſer folgten dann, bis an ſeinen Tod, (10. Juli 1684) eine Menge andere zum Nutzen des Poſtweſens.

Unter dem Nachfolger Johann Georgs *IV.* geſchah wieder viel zur Verbeſſerung dieſer nützlichen Anſtalt, und einer der größten Schritte nach dem Ziele war die Vermeſſung der Poſtmeilen, und die Errichtung der Meilenſäulen, welche der Kammer- und Grenz-Commiſſär M. Zürner übernahm und zu Stande brachte. —

Es würde uns zu weit von unſerer Bahn abführen, auch eines viel größeren Raumes bedürfen, als wir einem ſolchen Tagesabſchnitte zugeſtehen können, wenn wir hier die Geſchichte des ſächſiſchen Poſtweſens weiter führen wollten; doch ſoll eine ſolche Fortſetzung an einem andern ſchicklichen Orte erfolgen; jetzt aber kehren wir zum Schluſſe des Lebens Johann Georgs *IV.* zurück.

Schon oben haben wir erwähnt, daß dieſer junge Fürſt eine heftige Leidenſchaft für das Fräulein von Neidſchütz in ſeinem Herzen getragen, und ſelbſt ſeine liebenswürdige Gemahlin derſelben aufgeopfert habe. Dieſe Liebſchaft blieb auch nichts weniger als ein Geheimniß, ſondern ſie wurde ſogar das allgemeine Geſpräch im Lande, wo ſich jedoch die Stimme der öffentlichen Meinung ganz gegen das Fräulein richtete; denn ſie war allgemein verhaßt. — Als daher die Neidſchütz plötzlich an den Blattern erkrankte, fand ſie wenig Theilnahme im Publikum; auch wurden dieſe Blattern bald ſo bösartig, daß die Kranke an denſelben ſterben mußte. (4. Febr. 1694) — Der Kurfürſt gerieth hierüber in ſolche Verzweiflung, daß ſie durch nichts gemildert werden konnte. Man vermochte es nicht, ihn vom entſeelten Leichnam der Verſtorbenen wegzubringen; er hielt ſie feſt mit ſeinen Armen umſchlungen, ſagte ihr tauſend zärtliche Dinge, und rief den Tod an, ihn aus dieſer Welt abzuholen, die nach dieſem Trauerfall keine Freuden mehr für ihn hatte.

Dieſe Verzweiflung ſchrieb man übernatürlichen Mitteln zu, und es ging damals eine Sage: man habe unter dem linken Arme des Leichnams ein Läppchen in Blut getaucht gefunden, in welchem ein Papier gewickelt geweſen ſey, mit ſonderbaren Charakteren beſchrieben. — Doch dieß iſt nur eine Sage; hiſtoriſch wahr iſt es aber, daß der Kurfürſt, der auf dieſe Weiſe von den Blattern angeſteckt wurde, am 20. April 1694, bei einem Spaziergange auf dem Walle zu Dresden ſich plötzlich unwohl fühlte, und am andern Tage ebenfalls ſolche bösartige Pocken an dem Körper ſichtbar wurden, die ihn am 27. April, im ſechsundzwanzigſten Lebensjahre hinwegrafften, wo ihm dann ſein Bruder Friedrich Auguſt (der Starke) auf dem Throne folgte.

28.

Benehmen der Sachſen, nach der Capitulation von 1756, im preußiſchen Dienſte. — Soldatenaufruhr zu Chemnitz

Als es dem Könige Friedrich *II.* gelungen war, die ſächſiſche, am Fuße des Königſteins gelagerte Armee durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, und zu Gefangenen zu machen, — (S. Denkwürdigkeiten ꝛc. Bd. *X.* S. 129. ff.) — beging der ſonſt ſo große König einen unverzeihlichen Fehler, daß er zehn Infanterie-Regimenter der gefangenen

Sachſen ganz beiſammen ließ, ſo daß ſie nur in Hinſicht des Wechſels der Uniform und der Befehlshaber Veränderung erlitten. Die Reiterei aber nebſt den Uebrigen wurden untergeſteckt, und 9284 Rekruten in Sachſen ausgehoben, die nun ebenfalls preußiſche Kriegsdienſte thun mußten.

Nun liegen aber die Hauptbewegungsgründe dieſes Benehmens des Königs wohl in nichts anderm, als 1.) in zu hohem Vertrauen auf ſich und ſeine Macht, und dann 2.) in der Geringſchätzung der Sachſen ſelbſt. — Der König geſteht auch in der von ihm geſchriebenen Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges: daß dieſes Beiſammenlaſſen ein folgenreicher Fehler geweſen ſey.*) — Die Vaterlandsliebe der Gefangenen zeigte ſich auch in einer unerwarteten Geſtalt, und der vom König begangene Fehler wurde dadurch hart beſtraft. Nicht ſowohl einzeln, als vielmehr in ganzen Haufen, ja in Bataillonen zogen dieſe Krieger mit allen Ehrenzeichen in größter Ordnung fort, nachdem ſie ihre Befehlshaber erſchoſſen oder verjagt hatten. Alles zum Troß Gehörige wurde nebſt den Regimentscaſſen mitgenommen, und ſo marſchirten dieſe Leute entweder nach Polen oder zur franzöſiſchen Armee, wo ſie den ganzen Krieg mitmachten und tapfer fochten.

Von dieſen Bataillonen wollen wir nur des zweiten Bataillons vom Regimente Xaver gedenken. Nachdem die preußiſchen Offiziere entfernt worden waren, ſtellte ſich der Feldwebel Knabe, die Seele der ganzen Unternehmung, an die Spitze des Bataillons, und führte es in größter Ordnung ab. Auf

*) S. 3. Bd. ſeiner hinterlaſſenen Werke, S. 105.

dem ganzen Wege, den dieſe Kriegsſchaar nahm, bis zur Ankunft derſelben am Orte ihrer Beſtimmung, hielten die Krieger die beſte Mannszucht, und Knabe beurkundete ſeinen natürlichen Beruf zum Anführer durch dieſe Führung auf das glänzendſte; ſo daß man ſich Hoffnung machte, ihn zum Bataillons-Chef ernannt zu ſehen. Dieſe wurde jedoch nicht erfüllt, ſondern ein Anderer erhielt dieſe Stelle; indeſſen blieb er nicht ohne Belohnung, da er zum Hauptmann ernannt wurde. Als ſolcher diente er den ganzen Krieg hindurch mit Ehren, avancirte aber demohngeachtet nicht weiter, ſondern erhielt 1763 den Abſchied als Hauptmann mit Penſion. —

Nach dieſen Vorgängen legte man die noch übrigen Sachſen in die feſten Städte; allein auch dieſes Mittel ſchlug fehl. In Leipzig öffnete ſich ein Theil der Garniſon mit Gewalt die Thore und ging am hellen Tage davon. In Wittenberg, Pirna und andern Orten zwangen die in Preußen verwandelten Sachſen ihre Commandanten, ſich dem Feinde zu ergeben, und nicht ſelten gingen ganze Compagnien im Gefecht zu den Oeſterreichern über, wo ſie ſofort ihre Waffen gegen die Preußen richteten. Und ſo hatte der König wenig Vortheil von der Gefangennehmung der ſächſiſchen Armee.

Dieſer Vortheil wurde aber auch in den Regimentern vereitelt, wo die Sachſen mit Preußen vermiſcht, aber nur irgend etwas zahlreich waren und ein ſolches Beiſpiel wollen wir jetzt erzählen.

Das Regiment Oldenburg beſtand größtentheils aus ſolchen gefangenen Sachſen und dieſe ſuchten ſich zu befreien, um wieder zu ihren Landsleuten zu gelangen. Das Regiment hatte den Winter über ſeine Quartiere in Chemnitz gehabt, und hier war in demſelben eine Verſchwörung der gebornen Sachſen entſtanden, deren Zweck es war, gemeinſchaftlich die Freiheit zu erringen; ein eingefeiltes Kreuz auf dem oberſten Montirungsknopfe war das Erkennungszeichen. — So war, während des Winters, Alles im größten Geheim zu Stande gekommen, und kurz vor dem Ausmarſche ſollte das Project zur Ausführung gebracht werden, als plötzlich, am 28. April (1757) dies Vorhaben dem Regiments-Commandanten verrathen ward. Dieſer nahm nun ſolche Maßregeln, daß der Plan im Ganzen vereitelt wurde, und nur zum kleinen Theile gelang. — Es wurde das Gerücht verbreitet, daß man Nachricht vom Anmarſche der Oeſterreicher habe, und es verſammelten ſich die Muskketier-Compagnien ſofort vor den Quartieren ihrer Hauptleute. Das Geſchütz wurde beſpannt, und ſo war das Regiment in Bereitſchaft, als plötzlich Nachmittags 5 Uhr auf der Lochgaſſe der ſächſiſche Generalmarſch geſchlagen wurde. Auf dieſes Zeichen ſtürzten die Grenadiere mit Torniſter und Gewehr aus den Quartieren, die in dieſer Gaſſe befindlich waren, heraus auf die Straße, und ſo kamen ſchnell hundert Mann zuſammen, welche hinter der Mauer weg nach dem Kloſterthore eilten, welches ſie gegen ihr Erwarten geſperrt und die Wache unterm Gewehr in Bereitſchaft fanden. Sogleich begann der Angriff dieſer Mannſchaft, und ein heftiges Feuer entbrannte zwiſchen beiden Theilen, wo denn gleich bei der erſten Salve der wachhabende Offizier, der Tambour und drei Gemeine auf dem Platze blieben.

Nun wurden die Uebrigen überwältigt; allein während die Rebellen beſchäftigt waren, das Thor aufzuſchlagen, brachte man eine mit Kartätſchen geladene Kanone herbei, die in der Mitte der Kloſtergaſſe aufgefahren und gegen das Thor gerichtet wurde. Doch zum Glück für die Rebellen fehlte es dem Kanonier an brennender Lunte, und ehe dieſe herbeigeſchafft wurde, war es den Verſchwornen gelungen, das Thor zu öffnen, aus dem ſie enteilten.

Die Entweichenden erreichten glücklich den Wald hinter dem Schloſſe, und eine Compagnie Musketiere, die ihnen mit drei Kanonen und einem Commando Huſaren nachgerückt waren, holte ſie nicht ein; doch brachte man zehn Mann von ihnen, die verwundet waren, zurück. Auch auf der Flucht hatten die Entweichenden bei einem kurzen Gefecht, das ſie mit den vorausgeeilten Huſaren hatten, ſechs und die Huſaren drei Todte verloren, ohne die Verwundeten. Auch von den Einwohnern der Kloſtergaſſe waren einige durch das Musketenfeuer verwundet worden, welches bei dem Thore ſtattfand. —

So waren denn die Grenadiere zwar entkommen; doch der größte Theil der Verſchwornen blieb zurück und ſtand von dem Unternehmen ab. Der Regiments-Commandant hielt ſich jedoch vor mehrern und größern Verſuchen nicht ſicher, und traf zur Verhütung derſelben verſchiedene Anſtalten. Die Verdächtigſten unter den Soldaten wurden zu Arreſt gebracht, die Bürger aber mit Todesſtrafe und Anzünden ihrer Häuſer bedroht, wenn ſie mit dieſen Rebellen im Einverſtändniß leben würden. — Die Thore wurden geſperrt, und nur das Pförtchen offen gehalten. Man beſetzte die Hauptwache ſehr ſtark, und umgab ſie mit ſpaniſchen Reitern; die Kanonen vor derſelben wurden mit Kartätſchen geladen und immer ſchußfertig gehalten. Sogar die Fenſter der neuen Kirche, welche nach dem Zwinger gingen, wurden zugemauert, damit nicht etwa Soldaten durch dieſes Gebäude entkommen könnten. Auf allen Gaſſen ſtanden Tag und Nacht Bürger ohne Gewehr, welche die Bewegungen der Soldaten zu beobachten, und einem Offizier, der alle Stunden ſeinen Umgang hielt, zu berichten hatten.

Dieſer ängſtliche Zuſtand, welcher alles Gewerbe hemmte, und beſonders für die arbeitende Volksklaſſe höchſt nachtheilig war, währete die Zeit der Unterſuchung hindurch, welche einen Zeitraum von ſechs Wochen in Anſpruch nahm. — In dieſen täglichen Verhören verſtand der Auditeur beſſer zu fragen, als die Befragten zu antworten wußten, ſie verwickelten ſich in ihren Antworten, und hierdurch gelang es, den Urheber dieſer Rebellion auszumitteln. Dieſer war Unteroffizier, und er wurde am härteſten beſtraft. Das Todesurtheil ſprach ihm das Rad zu. Dieſe Strafe wurde auch an ihm vollzogen, vorher aber dieſem Verbrecher die Zunge ausgeſchnitten, weil er von der Perſon des Königs ſehr entehrende Reden geführt, und ihn, wegen ſeines Einfalls in Sachſen, einen Länderräuber geſcholten und auch ſonſt noch äußerſt ungeziemend von ihm geſprochen hatte. Dann mußten noch acht gemeine Soldaten ſterben. Dieſe Todesopfer looßten und drei von ihnen ſtarben am Galgen, fünfe aber mußten drei Tage hintereinander Gaſſen laufen, bis auf den Tod. —

Endlich marſchirte das Regiment am 12. Juni ab nach Erfurt, wo es dieſe Stadt einnehmen half.

Nun aber hob ſich der bisher ſo geſpannte Zuſtand der Stadt Chemnitz wieder auf

Aus dieſem Beiſpiele erhellt nun aber die Lage vieler ſächſiſchen Städte, in denen gleichfalls preußiſche Garniſonen lagen. Waren Sachſen dabei, ſo wurden ſie auf das ſchärfſte beobachtet, und keine deshalb ergriffene Maßregel ſchien zu hart. —

Es ſcheint übrigens, als habe dieſes ſchreckende Beiſpiel von faſt unmenſchlich harter Strafe ſeinen Zweck erreicht; denn man hörte ſpäterhin nichts mehr von ähnlichen Verſuchen, ſich mit Gewalt zu befreien. —

29.

Der Prediger Johannes Eberlein, und die rebelliſchen Bürger und Bauern zu Erfurt.

Eine Scene aus dem großen Gemälde des Bauernkrieges.

Der Stadt Erfurt gehörte ein beträchtliches Gebiet an Dörfern; doch die Bauern dieſes Gebiets waren weit weniger gedrückt als anderwärts, und deshalb blieben ſie lange ruhig. Als aber Nikolaus Starke, ein Genoſſe Münzers, in dem nach Gotha zu gelegenen Dorfe Alach auftrat, und ſeine Predigten von der Freiheit begann, wurden auch dieſe bisher noch ruhig gebliebenen Bauern von ſeiner glänzenden Rede hingeriſſen, und in dieſen, ſo wie in den benachbarten Dörfern ſtand die ganze männliche Bevölkerung auf, bewaffnete ſich mit Dreſchflegeln und andern ſolchen ländlichen Waffen. Der Haufe wuchs gleich einem von den Bergen heruntergewälzten Schneeball, ſo daß dieſes Heer 11,000 Mann ſtark war, als es am 29. April 1525 vor Erfurt ankam. Die Thore fand man geſchloſſen, und nun forderte der ganze Haufen Einlaß. — Der Rath hatte ſich verſammelt, und faßte endlich, nach vorhergegangener langer Berathſchlagung, den Entſchluß: die Bauern, welche der Stadt mit Unterthans-Pflicht verwandt wären, einzulaſſen und freundlich aufzunehmen, doch mit der Bedingung, daß ſie ſich aller Gewaltthätigkeit enthielten an dem Gute der Bürger.

Die Bauern in Schwaben hatten ihre Beſchwerden und andere Meinungen in zwölf Artikeln verfaßt; dieſe aber verbreiteten ſich immer weiter und gelangten durch ganz Deutſchland, ſo daß ſie auch nach Erfurt kamen. — In dieſer Stadt war dazumal eben ein ſehr beliebter Prediger, Johannes Eberlein, aus Günzburg in Schwaben. Wort und That ſtanden bei dieſem Manne im innigſten Vereine, und die große Menge ſeiner Zuhörer ehrte und liebte ihn deshalb von Herzen. Von ohngefähr kamen ihm jene zwölf Artikel in die Hände, und er machte ſie nun zu Gegenſtänden öffentlicher Vorträge, wo ſie pünktlich ihre Erörterung und Beleuchtung fanden. Vor ſeinen Zuhörern, welche die große Johanniskirche gedrängt erfüllten, erklärte er dieſe Artikel deutlich und zeigte ihnen das Gefährliche derſelben in ihren Folgen, wenn man von einem Verlangen zum andern fortſchreite; wo auch das, was im Anfange unſchädlich geweſen ſey, in der Zukunft durch Ausſchweifung gefährlich werden könne. Endlich ermahnte er ſeine zahlreichen Zuhörer auf das dringendſte zum Frieden und Gehorſam gegen die Obrigkeit, dieſe aber — der ganze Rath war gegenwärtig — forderte er mit gewählten und gehaltvollen Worten auf: jede Veranlaſſung zur Unzufriedenheit ſorgfältig zu entfernen.

Dieſe Predigt war im eigentlichſten Sinne ein treffendes Wort zu ſeiner Zeit, und man verſprach ſich die beſten Folgen davon; doch wurden dieſe Hoffnungen nicht ganz erfüllt. —

Lange Streitigkeiten hatten in Erfurt den Rath und die Bürgerſchaft entzweyt, und ſelbſt einer der angeſehenſten Männer aus der Mitte des erſtern, Heinrich Kellner, hatte am 28. Juni 1510 deshalb ſein Leben am Galgen geendigt. Zwar war die Wunde durch die Zeit etwas verharrſcht, doch nichts weniger als geheilt, beſonders als der Rath ſo wenig zu thun wußte, das Mißtrauen aus der Bürger Herzen zu entfernen.

Als daher die Unruhen ſich in Alach entſpannen, bildete ſich unter den Bürgern zugleich eine Partei der Unzufriedenen, die, vom Rathe vernachläſſigt, immer ſtärker wurde.

Wie nun das Heer der aufgeſtandenen Bauern ſich gegen die Stadt Erfurt heranwälzte, verſammelte ſich ein großer Haufe dieſer Unzufriedenen aus den niedrigſten Volksklaſſen, beſonders aus den in Erfurt ſo zahlreichen Gemüſegärtnern und Waidpflanzern, zu Tauſenden in der Gegend des Auguſtthores. Dies geſchah am Morgen ebendeſſelben Tages, an welchem die aufrühreriſchen Bauern vor Erfurt ankamen, und es iſt höchſtwahrſcheinlich, daß dieſe Unzufriedenen mit jenen Bauern in Uebereinſtimmung handelten. Die Stadt ſchwebte auf dieſe Weiſe in Gefahr, ein Opfer der Anarchie zu werden, und der Rath verſammelte ſich ſofort, blieb aber rathlos und befand ſich in nicht geringer Verlegenheit, denn dieſe Tauſende beſtanden aus Leuten, welche mit der ſchon ſo oft bewieſenen Energie der Bürger Erfurts auch zugleich bedeutende Körperkräfte verbanden, und daher in jener Zeit, wo ſo viel auf dieſe ankam, den Kampf gegen ſie um ſo ſchwieriger machten. Da hörte der Prediger Eberlein von dieſer Zuſammenrottung, und eilte ſofort, bekleidet mit dem Gewand des Predigers, auf das Rathhaus, wo er als ein rettender Engel ſogleich vorgelaſſen wurde. Der Oberſt-Rathsmeiſter, Adolar Hüttner, bat ihn, ſeine Beredtſamkeit zur Beruhigung der Aufgeregten anzuwenden, und der zweite Rathsmeiſter, Hans Koch, rief ihm beweglich zu: „O Herr! Thut an uns als ein Biedermann! Gott wird Euch beiſtehen, daß Ihr uns in dieſer Noth helfen könnet.“ —

Ergriffen von dieſer Anrede, antwortete der ehrwürdige Prediger des Evangelii: „Ja, ich will alſo thun, und Gott wird mir mit ſeiner Kraft zur Seite ſeyn, auf daß es mir gelinge! — Die älteſten Drei des Rathes mögen mich begleiten auf dieſem Gange, ihr Andern aber wendet Euch mit Euerm Gebet zu Gott, daß er mit ſeiner göttlichen Kraft mir helfe, die Herzen dieſer Leute zum Frieden zu wenden; denn nur hierdurch allein kann es mir gelingen!“ —

Da ſtanden die drei Aelteſten des Rathes auf und gingen mit dem Prediger. Als ſie nun an den Thurm des innern Auguſtthores kamen, wo der unruhige Haufe ſtand, beſtiegen ſie den Thurm, und der Prediger Eberlein trat mit ſeinen Begleitern auf einen Vorſprung der Mauer heraus, mit lauter Stimme zu dem Volke hinabrufend:

„Ihr Männer, lieben Brüder! Schon oft habt

Ihr mit Aufmerkſamkeit zugehört, wenn ich Euch das Evangelium predigte und das Wort des Herrn verkündigte. Darum bitte ich Euch, mir auch heute Ohren und Herzen zu öffnen, wenn ich in dieſer hochwichtigen Angelegenheit zu Euch ſpreche. Alſo höret mich im Frieden!“

Sofort wurde Alles ſtill, und die Wogen des Aufruhrs beſänftigten ſich im Augenblick. Aller Augen richteten ſich hinauf nach dem wohlbekannten und hochgeachteten Prediger da droben auf der ungewöhnlichen Kanzel. Und Eberlein ſprach nun mit Feuer, Würde und Herzlichkeit von dem, was jetzt eben Noth that; erklärte ihnen, was ſie zu thun hätten und was ſie vermeiden müßten, wenn ſie nicht Gottes Zorn auf die Stadt laden, und dieſe dadurch in's Unglück bringen wollten. — Ungekünſtelt waren ſeine Worte, denn er war faſt gar nicht vorbereitet, der Allmächtige aber, in deſſen Händen der Menſchen Herzen liegen und der ſie lenkt wie Waſſerbäche, ſtand dem Redlichen mit ſeiner Macht zur Seite, ſo daß der Rede Kraft den Weg in Aller Herzen fand, und ein guter Geiſt den Dämon der Zwietracht und des Aufruhrs aus denſelben verdrängte. — Als daher der wakkere Prediger ſeinen Vortrag mit den Worten ſchloß: „Seyd Ihr nun noch meine Freunde, und gefällt Euch die Lehre des Herrn, die ich Euch verkündigt habe, ſo gebt mir ein Zeichen und leget Eure Fähnlein nieder!“ — ſo ſenkten ſich im Augenblicke die Fahnen und verſchwanden unter der dichtgedrängten Menge. Nun rief der Menſchenkenner Eberlein, erfreut über die Wirkung ſeiner Rede, und um ſein Werk zu krönen, zum Volke hinab: ſie möchten niederknieen, denn er wolle Gott um Gnade für die Stadt anflehen. — Alſobald beugten ſich alle Kniee, und der Prediger erhob nun ſeine Hände wie ſein Herz zu einem herzlichen Gebet, in welchem er den Geiſt des Friedens und der Liebe anrief: nicht aus den Herzen dieſer Verſammelten zu weichen, und ſie alle mit ſeinen Gnadenwirkungen zu beſeelen. Als er nun ſein Gebet vollendet hatte, rief er zum Volke hinab: „Ja, liebe Brüder! Bei dieſer meiner Lehre will ich leben und ſterben, mit Gottes Hülfe, am Kreuze des Gehorſams und der Geduld gegen die Obrigkeit; Niemand will euch kreuzigen. Wer es nun mit mir will halten, der hebe ſeine Finger auf!“ —

Kaum war dies Wort verhallt, als die ganze Verſammlung einſtimmig ausrief, indem ein Jeder ſeine rechte Hand empor hob: „Wir auch, wir auch!“ und allmälig löſete ſich der Haufen auf, und Jedermann ging heim, ſo daß in Kurzem Niemand mehrda war.

So wurde denn wieder Friede in der Stadt, doch vor den Thoren geſtaltete es ſich deſto drohender, da die Bauern durchaus Einlaß in die Stadt begehrten. Der ehrwürdige Eberlein und der in der Reformationsgeſchichte als Luthers Herzensfreund bekannt gewordene D. Johann Lange, — geweſener Prior im Auguſtiner Kloſter, jetzt aber Pfarrer an der Michaelskirche — ſo wie noch andere würdige Prediger erwogen den Nutzen, den ſie jetzt durch ihre beſänftigenden Reden ſtiften könnten, befahlen ſich alſo Gott und gingen hinaus, nach den verſammelten Bauern hin. — Auch hier erhob Eberlein ſeine Stimme, und predigte den Bauern die Lehre von der chriſtlichen Geduld und Verſöhnlichkeit. Schon war eine gleiche Wirkung wie in der Stadt zu hoffen; allein es befanden ſich viel böſe Buben unter den Bauern, welche die Friedlichgeſinnten aufhetzten, ſo daß der Prediger nicht denſelben Erfolg wie in der Stadt erlangte. Noch nicht lange hatte er geſprochen, als auch ſchon einige Stimmen riefen: „Es giebt jetzt wohl Anderes zu ſchaffen, denn eine Predigt zu hören, auch wiſſen wir ſchon, aus welchem Geſchoß dieſer Pfeil auf uns gerichtet wird: nicht von den Bauern, ſondern von den Herren, welche jetzt Furcht vor uns haben, und den Bürgern dieſer Stadt!' — Eberlein ließ ſich jedoch nicht ſchrecken, ſondern drang predigend immer weiter unter den Bauern vor, ſo daß er endlich mitten unter der Menge ſtand. — D. Lange und die andern Prediger ahmten ihm auch treulich nach, und ein Jeder that an ſeinem Theile das Mögliche, den Frieden und die Ruhe unter den Aufgeregten wieder herzuſtellen. Es blieb auch ihr redliches Mühen zuletzt nicht ohne Wirkung; die Wogen der Aufregung legten ſich allmälig, beſonders als die Bauern ihre Blicke nach den wohlbeſetzten Mauern und Thürmen der Stadt richteten. — Kaum ſah Eberlein, daß ſeine Rede nicht ohne Wirkung geblieben war, und daß ſie Hoffnungen gebe, als er den Bauern ſofort merken ließ, daß die, welche aus dem Gebiete dieſer Stadt wären, als treue Brüder wohl Eingang und Quartier in der Stadt finden könnten, wenn ſie verſprechen wollten, ſich gut und chriſtlich zu betragen. — Dies gefiel den Leuten, und als ihnen Eberlein noch vorhielt, daß ſie ehrliche Landleute wären, und ſich, als Männer von Wort, nach Vorſchrift ihrer zwölf Artikel halten möchten, verſprachen ſie es auf das heiligſte, und viele drängten ſich an ihn, ihm als Bekräftigung ihrer Zuſage die Hand reichend. Nun begab ſich Eberlein hocherfreut wieder zurück in die Stadt, wo ſich denn endlich der

Rath, auf dieſes Mannes Bericht, entſchloß, die Bauern aus dem Stadtgebiete einzulaſſen. Dieſe ſonderten ſich nun von den übrigen ab und zogen, etliche Tauſend ſtark, in die Stadt ein, wo ſie ſich bei den Bürgern einquartierten. Von dieſen wurden ſie wohl empfangen und verpflegt, und ſie betrugen ſich nun ebenfalls ſo wohl, daß es Verwunderung erregte. — — Zu dieſem ruhigen Benehmen trug aber Eberlein mit den übrigen Predigern nicht wenig bei. Ueberall, wo es nöthig wurde, fand er ſich, in Gemeinſchaft des in Erfurt ebenfalls hochgeachteten *D.* Lange ein, und dieſe beiden Ehrenmänner ſcheueten keine Gefahr, welche ſich nach und nach ebenfalls herausſtellte, als ſich wieder Aufhetzer unter den Bauern einfanden, und auch immer mehr Fremde ſich einſchlichen. Da begann allmälig ſich die bisherige gute Stimmung der Bauern in eine feindliche umzuwandeln, und mancherlei Zerſtörungen und Plünderungen traten in die Wirklichkeit. Dieſe richteten ſich jedoch nicht gegen die Bürger, ſondern mehr gegen die Güter der katholiſchen Geiſtlichkeit und den Mainzer Hof. Auch hier wirkten Eberlein und *D.* Lange ſo viel ſie nur vermochten, zur Verhütung von Gewaltthätigkeiten und ſchonten ſelbſt des eignen Lebens nicht, wenn es galt, ſich ſolchen Plünderern entgegenzuſtellen. Zwar konnten ſie nicht überall ſeyn, doch verhüteten ſie manches Böſe, und wurden als wahre Schutzengel hochgeehrt. —

Der Kurfürſt von Mainz beſaß, als Erzbiſchof, zu jener Zeit ſchon, ja ſelbſt früher, viele Gerechtſame in Erfurt und auch einen reichbegabten Hof, der Mainzer Hof genannt, zu welchem viel Feld, Weinberge und Wald gehörten. In dieſem Hofe quartierte ſich eine Menge von den Bauern, beſonders aber von den Fremden ein, und halfen die gefüllten großen Weinkeller wacker leeren; doch dieſes wäre noch zu überſehen geweſen, wenn es nur dabei geblieben wäre. Allein es ging auch hier wie immer: eine Uebelthat wurde die Mutter der andern; bald ging man weiter, und nun drangen dieſe Menſchen in die verſchiedenen katholiſchen Kirchen ein, plünderten und raubten die ſilbernen und goldenen Gefäße, welche man einſchmolz. Auf dieſe Weiſe verlor die Domkirche zu Unſerer Lieben Frauen allein an hundert goldene und ſilberne Kelche und andere dergleichen Gefäße; ja man raubte ſogar die ſilbernen Särge, in welchen die Ueberreſte der beiden Heiligen, Erban und Abolar, — tauſend Jahre früher Biſchöfe zu Erfurt, — ruheten. Auch dieſe wurden eingeſchmolzen und in der Münzwerkſtätte des Raths vermünzt, wo man die daraus geprägten Münzen Sargpfennige nannte. Dieſe wurden ſpäterhin ſo viel als möglich wieder geſammelt, und in der Begräbniß-Kapelle dieſer Heiligen beigeſetzt; doch befinden ſich noch manche in den Münzſamlungen der Kenner, wo ſie als Antiquitäten theuer bezahlt werden. — Außer dieſen Plünderungen, welche beſonders die Klöſter trafen, wurde auch das dem Kurfürſten zuſtändige Zollhaus niedergeriſſen, und noch ſonſt viel Böſes verübt.

Der Rath ſah dieſem Unweſen durch die Finger und gab ſogar ſeine Münzwerkſtätte dazu her, die eingeſchmolzenen Gold- und Silber-Gefäße vermünzen zu laſſen; ſo wie er auch den Plünderern und Zerſtörern keine wirkſamen Maßregeln entgegenſetzte. Hoffte dieſes Collegium dadurch manche gegen die Bauern begangene Sünde wieder gut zu machen, oder durch dieſes faſt offenbare Parteinehmen dem Abfall von Mainz jeden Rückritt abzuſchneiden? — Keins von beiden geſchah: vielmehr wurde der Rath wegen des Vorgegangenen in die Acht und Aberacht gethan, bis er den Kurfürſten um Gnade und ſeine Verwendung am kaiſerlichen Hofe bat, welche ihm auch zu Theil wurde, ſo daß dieſe Achtserklärung weiter keine Folge hatte. —

Der ganze Aufenthalt der Bauern in Erfurt währete zwar nur ein paar Tage über zwei Wochen, allein in dieſer Zeit hatten ſie viel Böſes verübt. — Da erſcholl plötzlich die Nachricht von der Schlacht bei Frankenhauſen, und dem ſchrecklichen Ausgange derſelben, in Folge deren ſich die Bauern wie die Spreu vor dem Winde zerſtreueten. Auch die, welche bisher in Erfurt einquartiert geweſen waren, ſchlichen ſich davon, und ſuchten ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Um nun aber wenigſtens etwas zu thun, beſonders da es jetzt mit mehr Dreiſtigkeit geſchehen konnte, ließ der Rath von denen, die ſich beim Plündern und Rauben am thätigſten erwieſen hatten, Viere greifen, und ihnen die Köpfe vor die Füße legen.

So endete ſich jetzt dieſer Vorgang, wo der hohe Werth eines tüchtigen geiſtlichen Redners, der das Vertrauen der Menge beſitzt, in den Stunden ſolcher Gefahr im hellſten Lichte erſchien. Gewiß hat auch der ehrwürdige Eberlein ſich die Achtung der verehrten Leſer erworben, und ſie werden es daher wohl gern ſehen, wenn wir ihnen noch Folgendes von demſelben melden.

Zu Günzburg, einer öſterreichiſchen Stadt in Schwaben, gegen das Ende des *XV.* Jahrhunderts geboren, trat er früh ſchon in den Franziskaner-Orden, ſtand 1519 als Prediger im Kloſter zu Tübingen in großem Anſehen, wurde aber durch den Neid ſeiner Ordensbrüder verdrängt, und nach Ulm verſetzt, wo er Gelegenheit hatte, die Schriften Luthers zu leſen, ſo daß dieſer bald der Gegenſtand ſeiner Verehrung wurde. Da Eberlein ſeine Geſinnungen nichts weniger als geheim hielt, ja dieſe ſogar in ſeinen Predigten ausſprach, ſo zog ihm dieſe Offenheit ſo viele Verfolgungen zu, daß er ſich genöthigt ſah, aus dem Kloſter zu entweichen, von wo er nach verſchiedenen Schickſalen endlich nach Wittenberg kam und ſich dort bald die Freundſchaft Luthers und Melanchthons erwarb. — Die ſanfte Gemüthsart des Letztern zog ihn beſonders an, weil ſie von Natur mit der ſeinigen übereinſtimmte. — Daher vermied er, — den wahren Geiſt des Evangelii wohl erkennend — ſtets alle Anzüglichkeiten gegen Andersdenkende, und wußte demohngeachtet mit Luthers Kraft die Wahrheit zu predigen. Von Wittenberg kam er nach Erfurt, und predigte daſelbſt auf ein Jahr lang ſo, daß ihm die Herzen ſeiner Zuhörer voll Liebe und Vertrauen offen ſtanden. — Wie er nun aber dieſes Vertrauen anwendete, davon haben wir eben ein Beiſpiel erzählt. — Und dabei hielt der Unermüdliche manches Uebel entfernt, und rettete beſonders die Klöſter vor der gänzlichen Zerſtörung, wenn er auch die Plünderung derſelben nicht ganz abwenden konnte.

Als er nun, während dieſer unruhigen Zeit, in der großen Domkirche etliche wirkungsreiche Predigten vor Tauſenden gehalten hatte, trug ihm der Oberſtrathsmeiſter Hüttner die Pfarrerſtelle an dieſer den Katholiken entzogenen Kirche an. Da Eberlein aber wußte, daß ihm, ſeiner Verdienſte ohngeachtet, ein großer Theil der Rathsherren abhold war, weil er ihnen in dieſen Predigten ihre Pflichten und die ſchwere Verantwortung vor Gott in ſtarken Ausdrücken vorgehalten hatte, ſo nahm er dieſen Ruf nicht an, ſondern zog einige Zeit darauf fort nach Werthheim, wo er eine Anſtellung als evangeliſcher Prediger fand, und ſein Amt mit großem Beifall, jedoch nicht lange verwaltete, indem er ſchon 1528 von der Welt ſchied.

30.

Des Markgrafen von Meißen, Eckard *I.*, tragiſches Ende.

(Fortſetzung und Schluß vom 13. Januar S. B. I. S. 74. ff.)

In dem nur gedachten Abſchnitte haben wir bereits erzählt, wie der Markgraf Eckard *I.* ſich die Feindſchaft der meiſten übrigen Reichsfürſten zuzog, und heute wollen wir verſuchen, die Folgen davon zu ſchildern.

Schon am angeführten Orte haben wir geſehn, was die Ehrſucht über den Markgrafen vermochte, wie er, von ihr verleitet, das freundſchaftliche Verhältniß mit dem einflußreichen Grafen Luther von Bernburg ſtörte, und dieſer dadurch des Markgrafen ärgſter Feind geworden ſey, ſo daß er ihm überall zu ſchaden ſuchte, wo er es nur immer vermochte.

Als nun der Kaiſer Otto *III.* von der Welt geſchieden und durch dieſen Todesfall der Thron erledigt worden war, ſchritten die Reichsfürſten zu einer anderweiten Wahl, und hier bewarb ſich denn nun der Markgraf Eckard eifrig um die Erlangung der Kaiſerkrone; doch er wurde nun gewahr, daß er am Grafen Luther einen mächtigen und erbitterten Feind habe. Als daher der nach Werla ausgeſchriebene entſcheidende Wahltag herankam, fand der Markgraf überall ſo viel Hinderniſſe, daß er es bald merken konnte, es werde ihm mit der Kaiſerwürde nicht gelingen, wie es denn auch wirklich der Fall war.

Ein ſehr einflußreicher Thronbewerber trat auf, und fand durch ſeine Freunde überall eine geebnete Bahn. Unter dieſen Freunden waren der Erzbiſchof Willigis von Mainz und der Graf Luther von Bernburg die eifrigſten, der letztere aber arbeitete beſonders mit Erbitterung gegen den Markgrafen, und die Urſache dieſer Erbitterung kennen wir ſchon.

Der einflußreiche Thronbewerber, deſſen wir oben gedachten, war der Herzog Heinrich von Bayern, ein Urenkel des um das Reich ſo hoch verdienten Kaiſers Heinrich des Erſten, oder wie man gewöhnlich nennt, des Vogelſtellers. Schon das Andenken an dieſen Ahn erwarb dem Herzog viele Freunde, und jene Vorarbeiter fanden überall Entgegenkommen. Ein von dem Herzoge heimlich nach Werla geſendeter Abgeordneter arbeitete in Gemeinſchaft der beiden Nichten ſeines Herrn, den Prinzeſſinnen Sophie und Adelheit, unter der Hand dermaßen geſchickt und eifrig, daß, als der Wahltag erſchien und die Stimmen geſammelt wurden, die verſammelten Fürſten wie mit einer Stimme riefen: „Heinrich von Baiern ſey des Reichs Oberhaupt, und regiere glückſelig unter Gottes Beiſtand. Wir ſind bereit, Alles zu thun und zu laſſen, was ihm lieb oder leid iſt.“ —

An dieſem Wahltage befand ſich der Markgraf zwar ebenfalls in Werla, aus leicht begreiflichen Gründen aber nicht in der Fürſtenverſammlung, da er ſein Schickſal vorausſehen konnte; that auch nicht, was er hätte thun ſollen, nämlich in ſein Land zurückgehen, und ſich dort eine mächtige Partei machen, wo er dem hier erwählten Kaiſer den Thron noch ſtreitig machen konnte: nein, er blieb lieber dieſen Tag noch in Werla, und beging am Abend einen ſtarken Fehler.

Die beiden Prinzeſſinnen Sophie und Adelheit hatten an dieſem Abende ein köſtliches Banquet in ihrem Palaſte, zu Ehren des neuen Kaiſers veranſtaltet, und dazu Alles auf das prächtigſte decoriren laſſen. Für dieſe beiden Prinzeſſinnen, als die einzigen Damen in der Geſellſchaft, war beſonders eine Tafel zubereitet und ebenfalls reich beſetzt. — Die ſämmtlichen Fürſten, welche bei der Wahl anweſend geweſen waren, wurden zu dieſem Tafelfeſte eingeladen; der Markgraf aber und ſeine wenigen Freunde dabei übergangen, weil man fürchtete, es werde der ſtolze hochfahrende Sinn dieſes Fürſten die Tafelfreuden ſtören. —

Schon wollte ſich der erwählte Kaiſer mit den Geladenen zur Tafel ſetzen, als plötzlich der Markgraf Eckard, in Geſellſchaft ſeines Schwagers, des Herzogs Bernhard von Sachſen, und des Biſchofs Arnulph erſchien, mit ihnen ganz unbefangen Platz an der Tafel nahm, wo ſie ſich das Aufgetragene wohlſchmecken ließen, gleich als wären ſie die willkommenſten Gäſte. Dabei kümmerten ſich dieſe Herren auch nicht im Geringſten um die Gegenwart des zum Reichsoberhaupt Erwählten; ſie waren ganz unbefangen und thaten, als ſey er für ſie nicht da. Die Anweſenden empfanden dieſes anſchickliche Benehmen zwar ſehr übel, doch verbargen ſie möglichſt ihren Groll; der Markgraf aber hatte ſich durch dieſe Thorheit manchen neuen Feind verurſacht, und die alten noch mehr erbittert. Am nächſten Morgen reiſten die Mißvergnügten von Werla ab; doch wäre es beſſer geweſen, ſie hätten es ſchon am vorigen Tage gethan.

Der Markgraf ſuchte ſich vor allen Dingen die ſächſiſchen Biſchöfe geneigt zu machen, weil er hoffte, daß ſie es durch ihren Einfluß dahin bringen würden, einen neuen Wahltag nach Duisburg zuſammenzurufen, wo der Markgraf Kaiſer zu werden ſich ſchmeichelte. — Bei dem Biſchof Bernward von Hildesheim gelang ihm dieſes auch, nicht aber bei dem Biſchof Rhetarius in Paderborn, weil ihm dieſer ohne Schonung gerade herausſagte: „Daß aus dieſer Fürſtenverſammlung nichts werden dürfe. Heinrich ſey rechtmäſſig erwählt und werde es bleiben!“ — Und um dem Grafen allen Muth zu benehmen, machte er ihm bekannt: daß er von Rom aus mit dem Bannfluche belegt ſey, und bat ihn alsdann höflichſt, ſich recht bald wieder zu entfernen, weil er mit einem Banniſirten keinen Umgang haben dürfe. Das war ſtark und deutlich, auch hinreichend genug, um den Markgrafen zu beſtimmen, ſeinem Gefolge den Befehl zum Wiederaufbruch zu geben.

Nunmehr nahm dieſer Fürſt ſeinen nächſten Weg nach Nordheim, zu dem Grafen Siegfried. Dieſer war der Bruder des Grafen Luther von Bernburg, und es war daher ſehr unvorſichtig von dem Markgrafen, ſich dieſem anzuvertrauen. — Siegfried empfing den Feind ſeines Hauſes zwar anſcheinend freundlich; doch in ſeinem Herzen keimte der Entſchluß, den Schimpf, welchen der Markgraf ſeinem Neffen angethan habe, blutig zu rächen. Der Graf zog ſeine beiden älteſten Söhne, und die Brüder ſeiner Gemahlin, Heinrich und Otto, mit in ſeinen Plan, und Alle verſchworen ſich, den Schimpf ihres Hauſes mit dem Blute des Markgrafen abzuwaſchen. — Die Gräfin Edelinde, Gemahlin des Grafen Siegfried erhielt Kunde von dem blutigen Vorhaben der Verſchwornen, und ſie beſchloß, den Markgrafen zu warnen. Dieſes that ſie jedoch in Geheim, auch ganz aufrichtig: doch der Markgraf nahm es leicht, weil er ſich auf ſeine Tapferkeit verließ, bedankte ſich zwar freundlich, doch war dies Bekenntniß nicht vermögend, ihm nur die geringſte Beſorgniß einzuflößen. In ſeinem Gefolge befanden ſich zwei tapfere Ritter, und die ſämmtlichen Reiſigen ſeines Gefolges kannte er alle als unerſchrockene Kämpen, ſo daß ſie vereint im Stande waren, einer ziemlich ſtarken Schaar Widerſtand zu leiſten.

Am andern Morgen dankte der Markgraf ſeinem gräflichen Wirthe und zog nun mit den Seinen von dannen. Die erhaltene Warnung hatte ihn jedoch wenigſtens ſo vorſichtig gemacht, daß er mit ſeinem Gefolge in guter Ordnung einherzog und einzelne Späher ausſandte, die Gegend ringsumher zu erkunden. Wohl ſahen die Verſchwornen, ohne ſelbſt geſehen zu werden, dieſe Ordnung, und ſcheueten deshalb den offnen Kampf, denn der Markgraf war als Kämpfer ſehr gefürchtet: man verſchob alſo den Kampf lieber bis auf die Nacht.

Endlich, als am Abend der Markgraf mit ſeinem Gefolge in die Nähe des kaiſerlichen Kammerguthes Pölda kam, (welches im Fürſtenthum Grubenhagen ganz abgeſondert lag) war bereits die Sonne untergegangen, und er ſah ſich alſo genöthigt, hier das Nachtquartier zu nehmen. Der kaiſerliche Hausmeyer empfing den Markgrafen und ſein Gefolge auf das Beſte, und nachdem er zu Nacht gegeſſen, auch nach der Abendtafel noch ein paar Stunden gezecht hatte, legte er ſich zur Ruhe. — Der Markgraf war in Sicherheit gewiegt, weil er es nicht für möglich hielt, daß ſeine Feinde ihn bis hieher verfolgen würden, der Hausmeyer wußte von nichts, alſo beging er den Fehler, die meiſten von den Reiſigen in die Ställe einzuquartieren, und nur Einige fanden auf dem Hausboden ihre Ruheſtelle, hierdurch aber wurde den Feinden der Ueberfall erleichtert. —

Um Mitternacht drangen die Verſchwornen in den Hof ein; wahrſcheinlich hatten ſie unter dem Geſinde des Hausmeyers Einverſtandene, welche ihnen das Eindringen erleichterten und das Schlafgemach des Markgrafen verriethen. Dieſer Fürſt ſchlief feſt, und er ahnete nicht, daß er dem Ziele ſeines Lebens ſo nahe gekommen ſey. — Bei dem Eindringen der Verſchwornen erwachten die beiden Ritter zuerſt, und horchten auf den Lärm; bald waren ſie überzeugt, daß es hier einer tapfern Gegenwehr gelte, und weckten nun ſchnell ihren Herrn, den ſie mit der drohenden Gefahr bekannt machten. Auch er ergriff nun ſein Schwert, als draußen auf dem Hausboden das Getümmel des Kampfes zwiſchen den Eingedrungenen und den wenigen Reiſigen, die aus dem Schlafe erwacht waren, und ſich zum Kampfe gerüſtet hatten, begann. Die Uebermacht der Verſchwornen war entſchieden, und von den Reiſigen ſank einer um den andern in den Tod. Die Gefahr mehrte ſich. Im Kamin des Schlafzimmers war das Feuer im Verlöſchen, als der Markgraf ſeinen Mantel ꝛc. in daſſelbe warf, um es wieder anzufachen und mehr Licht bei der Vertheidigung zu haben. — Die beiden Ritter öffneten jetzt die Thür des Schlafzimmers und machten einen Ausfall; allein auf ſie lenkte ſich nun der Angriff der ſämmtlichen Verſchwornen. Von allen Seiten hieb und ſtach man auf ſie ein, ſo daß auch dieſe beiden Tapfern bald der Uebermacht erlagen und tödtlich verwundet zur Erde ſanken. — Die Thür hatte ſich bei dieſem Ausfall wieder hinter ihnen geſchloſſen, und man konnte nicht hinein, um dem Markgrafen ein Gleiches zu thun. Dieſer ſchlug das einzige im Zimmer befindliche Fenſter ein, und kämpfte nun einem gereizten Löwen gleich. Doch der Graf Siegfried ſtach, die Gelegenheit wahrnehmend, mit einem Spieße nach dem Markgrafen, und traf ihn tödtlich an der Seite des Halses, ſo daß er niederſank und in wenig Minuten darauf verſtarb. — Nun wurde die Thür aufgeſprengt und man drang hinein, wo man dem bereits entſeelten Fürſten den Kopf abhieb, und ihn rein ausplünderte. Dann zogen die Mörder jubelnd davon. —

Dies war das Ende eines Fürſten, der in allem Betracht einer der glücklichſten und ruhmwürdigſten geweſen ſeyn würde, wenn er ſeinem unmäßigen Stolze die gehörigen Schranken zu ſetzen gewußt hätte.

Inhalt des zweiten Bandes.

Monat März und April.

Is Heft, 1. — 10. März.

1. Die Feſte Königſtein und die Geſchichte verſchiedener ihrer Staatsgefangenen. Seite 3.
2. Die Staatsgefangenen auf dem Königſtein. S. 9.
3. Johann Friedrich der Großmüthige, geborner Kurfürſt von Sachſen, ſtirbt. (Mit Abbildung.) S. 23.
4. D. Matthias Hoë v. Hoenegg ſtirbt am 4. März 1645. S. 30.
5. Johann Wilhelm Kannegießer wird als Gotteslästerer mit dem Tode beſtraft. S. 37.
6. D. Luther verläßt die Wartburg und kehrt nach Wittenberg zurück. S. 40.
7. Luthers Wirken in Wittenberg, nach ſeiner Zurückkunft von der Wartburg. S. 47.
8. Die Bisthume erhalten die Ruinen der verwüſteten Burg Gleisberg bei Jena in Lehn, am 8. März 1450. S. 51.
9. Otto von Pack, und die durch ihn entſtandenen Händel. S. 53.
10. Otto von Pack, und die durch ihn entſtandenen Händel. (Schluß.) S. 59.

IIs Heft, 11. — 21. März.

11. Der Herzog Bernhard v. Sachſen-Weimar in Paris. S. 65.

12. Rudolph I. Kurfürſt von Sachſen, aus dem Hauſe Askanien. S. 70.

13. Johann Friedrich Böttcher, der Erfinder des Porzellans. S. 74.

14. Friedrich der Strenge. — Scenen aus ſeinem Leben.— I. Der Landgraf Friedrich und die Raubritter. S. 86.

15. Das Begräbniß des Kurfürſten Auguſt. S. 94.

16. D. Cracau. S. 103.

17. D. Cracau's Fall und Ende. (Mit Abbildung.) S. 110.

18. Der Beichtvater des Kurfürſten Auguſt, D. Stößel, ſtirbt im Gefängniſſe. S. 118.

19. Die Freundſchaft des Kurfürſten Auguſt mit dem Kaiſer Maximilian II. S. 120.

20. Der Kurfürſt Moritz von Sachſen, in ſeiner Jugend. I. Moritz als Knabe. S. 121.

21. Der Kurfürſt Moritz von Sachſen, in ſeiner Jugend. II. Moritz als Jüngling. S. 124.

IIIs Heft, 22. — 31. März.

22. Die Verfolgungen der Evangeliſchen in dem Lande des Herzogs Georg von Sachſen. I. S. 129.

23. Die Verfolgungen der Evangeliſchen in dem Lande des Herzogs Georg von Sachſen. II. (Mit Abbildung.) S. 135.

24. M. Sebaſtian Fröſchel (Beſchluß des Vorigen) S. 143.

25. Der Fuchsthurm bei Jena. S. 147.

26. Ernſt der Fromme, Herzog zu Sachſen. I. Als Knabe, Krieger und Regent. S. 153.

27. Ernſt der Fromme, Herzog zu Sachſen. II. Als fürſtlicher Hausvater. S. 161.

28. Scenen aus dem Leben Friedrichs des Strengen. 1) Friedrich von Wangenheim. S. 165.

29. Scenen aus dem Leben Friedrichs des Strengen. 2) Friedrich und die Grafen von Weimar u Schwarzburg. S. 171.

30. Scenen aus dem Leben Friedrichs des Strengen. 3) Uebermuth und ſeine Folgen. S. 182.

31. Verlängerung des Waffenſtillſtandes bis zum allgemeinen Frieden. S. 186.

IVs Heft, 1. — 8. April.

1. Der Kurfürſt Moritz von Sachſen rettet mit ſeinen Verbündeten die deutſche Freiheit S. 193. 1) Veranlaſſung, als Einleitung.

2. Der Kurfürſt Moritz von Sachſen rettet mit ſeinen Verbündeten die deutſche Freiheit. S. 198. 2) Der Bund wird von Verrath bedroht, und der Kurfürſt muß ſich deshalb verſtellen.

3. Der Kurfürſt Moritz von Sachſen rettet mit ſeinen Verbündeten die deutſche Freiheit. 3) Der Krieg gegen den Kaiſer beginnt. — Die Stadt Augsburg wird von den Verbündeten erobert. S. 204.

4. Die Schlacht bei Chemnitz. S. 210.

5. Luther auf ſeiner Reiſe nach Worms, zu Erfurt. S. 215.

6. Das Pfaffenſtürmen zu Erfurt. S. 227.
7. Das Belziger Elend. (Mit Abbildung.) S. 235.
8. Das Kloſter Reinhardsbrunn, ſein Anfang und Ende. S. 242.

Vs Heft, 9. — 20. April.

9. Der Graf Ludwig II. von Thüringen erbauet die Wartburg. S. 257.
10. Der Dichterkampf auf der Wartburg. S. 260.
11. Der Kurfürſt von Sachſen, Rudolph III., erhält vom Kaiſer Siegismund das Recht, goldne Münzen ſchlagen zu laſſen. S. 269.
12. Die Grumbachſchen Händel und ihre Folgen. I. Einleitung. S. 270.
13. Die Grumbachſchen Händel und ihre Folgen. II. Gotha wird belagert. S. 276.
14. Die Grumbachſchen Händel und ihre Folgen. III. Die Stadt Gotha ergiebt ſich. S. 283.
15. Brandunglück durch das Schießen mit Schlüſſelbüchſen verurſacht. S. 293.
16. Die Stadt Schneeberg wird von den Böhmen überfallen. S. 297.
17. Der Herzog von Sachſen, Georg der Bärtige, ſtirbt. S. 303.
18. Die Grumbachſchen Händel und ihre Folgen. IV. Die Aechter, Grumbach, Brück ꝛc. werden hingerichtet. (Mit Abbildung.) S. 307.
19. Melanchthon ſtirbt. S. 313.
20. Unſicherheit der Straße aus Uebermuth, und die Strafe dafür. S. 316.

VIs Heft, 21. — 30. April.

21. Der Herzog Albrecht von Sachſen und die Böhmen. S. 321.
22. Die Schreckenstage für die Stadt Pirna, im April 1639. S. 324.
23. Die Stadt Pirna wird durch Sturm erobert. (Fortſetzung und Schluß des Vorigen.) S. 329.
24. Die Schlacht bei Mühlberg. (Mit Abbildung.) S. 335.
25. Der Dombrand zu Meißen. S. 341.
26. Das ſächſiſche Wappen. S. 348.
27. Der Kurfürſt Johann Georg IV. ſtirbt. S. 351.
28. Benehmen der Sachſen, nach der Capitulation von 1756, im preußiſchen Dienſte.— Soldaten-Aufruhr zu Chemnitz. S. 359.
29. Der Prediger Johannes Eberlein, und die rebelliſchen Bürger und Bauern zu Erfurt. S. 365.
30. Des Markgrafen von Meißen, Eckard I., tragiſches Ende. S. 376.

Hiſtoriſcher Bilderſaal
der Sächſiſchen Geſchichte

für

alle Tage im Jahre

von

A. Textor.

Dritter Band. Monat Mai und Juni.

Meißen,
bei C. E. Klinkicht und Sohn
1835

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK BERLIN

August.]

1962, 6567

1.

Scenen aus dem Leben des Herzogs Albrecht von Sachſen.

I.

Herzog Albrecht und die Bürger zu Arſchot.

Noch immer währete der Krieg, den die unruhigen Einwohner von Brabant und Flandern durch ihren ausſchweifenden Freiheitsſinn entzündet hatten, und der Herzog Albrecht von Sachſen, welcher das Heer ſeines Herrn und Freundes, des römiſchen Königs, Maximilian *I.*, als Feldherr anführete, ja ſogar Statthalter des Königs in dieſen Ländern war, bekämpfte dieſe Unruhigen heldenmüthig. — Die Ehre und den Ruhm, den ſich dieſer Fürſt dabei erwarb, mußte er jedoch ſehr theuer bezahlen; denn wenn er Geld und Volk verlangte, um den Krieg mit Nutzen führen zu können, erhielt er entweder gar nichts oder doch weit weniger, als er verlangt hatte, und es hieß dann: „Da ſiehe Du zu!“ —

So ging es auch im Feldzuge von 1489. Die Kriegsleute hatten bedeutende Soldforderungen und wurden deshalb ſchwierig, ſo daß ſich der Herzog in großer Noth und Gefahr befand; denn ſein Gegner, Graf **Philipp von Ravenſtein**, kannte die Stimmung in **Albrechts** Heere und wollte ihn deshalb zu einer Schlacht zwingen, doch **Albrecht** vermied dieſe weislich, und ſuchte die Urſache des Mißmuths im Heere zu heben. — Er wendete ſich daher an die Städte, welche dem Könige **Maximilian** treu geblieben waren, und bat ſie um Darlehn, um des Kriegsvolks gerechte Soldforderung befriedigen zu können. Da aber dieſe Städte für die Geldſummen, die früher von ihnen hergeſchoſſen worden waren, keine Wiederbezahlung erhalten hatten, ſo ſchlugen ſie dieſe abermalige Forderung ab, und die Verlegenheit des Herzogs mehrte ſich gewaltig, denn ſein Gegner, der Graf **Philipp von Ravenſtein**, glaubte, daß jene unzufriedenen Gegner rebelliren und den Herzog verlaſſen würden, was auch ſehr wahrſcheinlich war. — Der Aufruhr brach endlich aus, und die Führer der unzufriedenen Schaaren zu Roß und Fuß erſchienen im Hauptquartiere des Herzogs, ihm zu erklären, daß ihre Untergebenen nicht mehr fechten würden, wenn ſie nicht den rückſtändigen Sold erhielten. Da trat der Heldenfürſt ganz ruhig unter ſie und ſprach zu ihnen auf das herzlichſte: „Liebe Spießgeſellen! Ihr und Eure Schaaren ſollen haben, was Euch gehört und Eure Tapferkeit ſoll belohnt werden, nur bleibt jetzt ruhig, da wir von Feinden umgeben ſind. — Sehet, ich habe mein Leben für des Königs Majeſtät aufgeſetzt, ſo will ich denn auch mein Gut und Habe willig für denſelben dahin geben!“ —

Jetzt ließ der Fürſt die Behälter herbeibringen, in denen ſein werthvollſtes Eigenthum befindlich war, öffnete ſie, und theilte ihren Inhalt unter die Hauptleute aus, wobei er denn ſeine Rede folgendermaßen fortſetzte:

„Sehet, hier habt Ihr alle meine Schätze und Kleinodien, denn ich begehre nicht reicher zu ſeyn als Ihr. Alles das Meine ſollt Ihr mit mir gemein haben. Nun aber werdet Ihr und Eure Schaaren doch wohl zufrieden ſeyn. —

Dieſe Großmuth drang in alle Herzen, und die Hauptleute riefen, tiefgerührt von der edlen Handlungsweiſe ihres Feldherrn, aus: er ſey würdig, die höchſte Krone in der Welt zu tragen!“

So war dieſer Aufruhr, der ſo üble Folgen hätte haben können, wieder geſtillt, und die Kriegsleute ſammelten ſich zu Tauſenden um das Hauptquartier des Herzogs, wo ſie ihm zuriefen, daß ſie unter einem ſolchen Feldherrn treu und tapfer ſtreiten würden, bis an's Ende! —

Der Graf von Ravenſtein, dem es bekannt war, daß ein Aufruhr im Heere des Herzogs ausbrechen würde, hatte ſich vor Hall gelagert, und beſchoß dieſe feſte Stadt, wartete auch mit Verlangen, wenn die aufrühreriſchen Kriegsleute das Heer des Herzogs verlaſſen und zu ihm ſtoßen würden; daß aber der Aufruhr geſtillt worden und wie dieſes geſchehen ſey, wußte er nicht. — Da erſchien plötzlich der Herzog mit ſeinem Heere, welches der Graf in Unordnung und durch den Aufruhr der Auflöſung nahe glaubte, in der Nähe von Hall, und ſtaunend hob nun der Getäuſchte die Belagerung in möglichſter Eile auf, ſo daß er den größten Theil ſeines Feldgeräthes zurückließ, und ſich nach dem Hennegau zurückzog, wo der ſchnell nachdringende Herzog in kurzer Zeit acht Burgen in dieſer Provinz eroberte. Dieſe mußten ſich nun ſämmtlich durch ſtarke Brandſchatzungen von der Zerſtörung loskaufen.

Die kleine aber feſte Stadt **Arſchot** in Brabant, (am Demerfluſſe,) war mit Kriegsvolk ſtark beſetzt. Auf dieſe lenkte ſich nun die Aufmerkſamkeit des Herzogs, und er umlagerte ſie mit ſeinem Heere. Trompeter blieſen die Stadt an und forderten ſie auf ſich zu ergeben. Die Belagerten antworteten hierauf mit Armbruſtſchüſſen und die Feindſeligkeiten gegen die Stadt nahmen nun ihren Anfang. Ungeheure Donnerbüchſen wurden aufgefahren und mit ihren gewaltigen Kugeln die Stadt beſchoſſen. Obgleich in jener Zeit die Geſchützkunde noch in ihrer Kindheit war, ſo daß kaum zwölf bis ſechszehn Schüſſe täglich mit dieſen Geſchützkoloſſen gethan wurden, erſetzte doch die Größe der Kugeln ihre Vielheit und es war deshalb bald eine Mauerlücke fertig. Nun begann der Sturm auf die Stadt. Muthig ſchritten die Krieger des Herzogs gegen die Mauern vor und ſtiegen die Sturmleitern hinan. Doch in der Stadt befehligte ein tüchtiger Krieger, der Graf **Wilhelm von Aremberg**, der an Heldenmuth und Kriegserfahrung dem Herzoge gleichſtand. Dieſer traf jetzt ſo gute Vertheidigungsanſtalten, daß nach einem langen Kampfe der Sturm endlich abgeſchlagen wurde. Der Herzog veranſtaltete einen zweiten Sturm, bei welchem die Stürmenden mit großer Erbitterung fochten. Lange währete der Kampf, die Belagerer ſuchten mit Gewalt einzudringen, aber die Belagerten wehrten ſich ſo löwengleich, daß der Herzog endlich dennoch zum Rückzuge blaſen ließ. — Mit Ungeſtüm verlangten die Krieger einen dritten Sturm, um ihre gefallenen Waffenbrüder blutig zu rächen, und es wurden die größten Zubereitungen zu demſelben gemacht. — Kaltblütig, aber mit Wuth im Herzen, traten die Stürmer den gefährlichen Gang an. — Still war's von beiden Seiten, und dieſe Stille glich der vor einem Ungewitter. Kein Schuß geſchah aus der Stadt, doch ſah man die Mauern und Thürme ſtark beſetzt. Die Sturmleitern wurden angelegt und die Stürmenden ſtiegen nach der Höhe hinauf. Schon hatten ſie die Hälfte dieſes Weges zurückgelegt, als plötzlich von den Thürmen zu beiden Seiten mehrere Feuerſchlünde donnerten und durch ihre Ladung, die aus einer Menge Kugeln und kleiner Eiſenſtücken beſtand, die in der Schußlinie befindlichen Stürmer todt oder ſchwer verwundet von den Sturmleitern herabſchleuderten. Eine Menge Schüſſe von Hakenbüchſen und ähnlichen Gewehren krachten nun, und ihre Kugeln nebſt einer Unzahl gewichtiger Armbruſtbolzen ſchlugen die noch zur Erde, welche von den Kanonenſchüſſen verſchont geblieben waren. Und da es den Belagerten gelang, die Sturmleitern durch Wallgabeln umzuſtoßen, und die Wenigen, die noch auf denſelben befindlich waren, in den Graben hinabzuſtürzen, von wo alsdann die Sturmleitern, wenn man ſie mit Haken faſſen konnte, zu der Höhe der Mauer hinauf gezogen wurden, ſo wurde den Stürmenden auch hierdurch großer Schaden zugefügt. — Ein Hagel von Steinen ſtürzte nun auf die im Graben liegenden Verwundeten hinab. und eine Menge von ihnen fiel getroffen in des Todes Rachen. — Und ſo war denn endlich auch dieſer Sturm abgeſchlagen worden, und die noch übrigen Kriegsknechte zogen ſich fluchend nach dem Lager zurück.

Am andern Tage hielt der Herzog Heerſchau.

und als er die Schaaren durchging, und den Abgang einer jeden ſich berichten ließ, fand er, daß an tauſend tapfere Krieger todt oder verwundet waren, und der Verluſt diejenigen Kriegshaufen gerade am härteſten getroffen hatte, welche bei jenem Aufruhr am lauteſten geweſen waren. Nemeſis hatte gerichtet, und der Herzog nahm Gelegenheit, den Kriegern zu erklären: daß dieſe Stürme nur allein wegen jener Ungerechten ſo unglücklich abgelaufen wären. — Das traf, denn dieſe ſchwachen Reſte von geſtern noch ſo ſtarken Schaaren ſenkten traurig den Blick zur Erde und ſchämten ſich; denn ſie fühlten die Wahrheit der ihnen gemachten Vorwürfe. —

Der Herzog Albrecht, als Feldherr nicht allein tapfer ſondern auch klug, verſprach ſeinen Kriegern, um ſie wieder aufzurichten, Rache wegen dieſer unglücklichen Stürme, und bereitete dieſe dadurch vor, daß er ſein Lager zurückzog und anſcheinend die Belagerung aufhob. — Weiſe rechnete er auf die Sicherheit, welche der Siegestaumel in den Männern dieſer Stadt erzeugen werde, und er verrechnete ſich nicht; denn es geſchah noch mehr als er erwartet hatte, da ſich zu dieſer Sicherheit auch noch der Uebermuth geſellte.

Die Vertheidiger der Stadt Arſchot hielten ſich durch die von ihnen abgeſchlagenen Stürme für unüberwindlich, und da ſie ihren Gegner, den Herzog, ganz verkannten, indem ſie ihn als geſchlagen und entkräftet betrachteten, ließen ſie ſich von dieſem Wahne zu einer unverzeihlichen Handlung des Uebermuthes hinreißen, welche der Stadt nach wenig Tagen im höchſten Grade verderblich wurde.

Als der Herzog ſein Heer aus den nächſten Umgebungen der Stadt zurückzog, glaubten die Bürger von Arſchot, der Feind ziehe ſich aus Muthloſigkeit zurück, und alle Fehde habe nun ein Ende. Dies reizte ſie zum Freudentaumel, und ſie begingen in dieſem ein Feſt, bei welchem der Wein in Strömen floß. Dabei ſtellten ſie auf der Mauer den Leichnam einer Sau auf, der ſie einen Rocken mit Werg und eine Spindel anbrachten, und ihr dabei eine Stellung, gleich einer Spinnenden gaben. Dabei umtanzten ſie nun dieſe Spinnerin mit Jubelgeſchrei, und riefen höhniſch im Chorus von den Mauern in's Feld hinaus: „Wenn dieſe Spinnerin wird ihren Rokken abgeſponnen haben, dann ſoll der Herzog Albrecht Arſchot erobern."

Immer größer wurde der Uebermuth der Männer von Arſchot und immer beißender ihr Hohngeſchrei. — Endlich zerſtreuten ſie ſich in die Weinſchenken, um ſich nach ſo tapferer Gegenwehr wieder Etwas zu Gute zu thun. — Bald verbreitete ſich der Jubel der ſiegesfrohen Trinker durch die ganze Stadt. Alle Weinhäuſer waren zum Erdrücken voll, und noch ſpät in der Nacht hörte man das Freudengeſchrei der Geſättigten, wenn ſie heimzogen, um nach ſo mancher Nachtwache nun ſicher in den Armen des Schlafes zu ruhen, und ſich zu erholen von der harten Arbeit des Kampfs. Endlich war eine Todtenſtille in der ganzen Stadt, und auch die Wachen an den Thoren und auf den Mauern ſchliefen ſanft, denn ſie hatten ebenfalls ihren Antheil an der allgemeinen Freude gehabt und des edlen Sorgenbrechers viel genoſſen. O wäret ihr doch wachſam geweſen! Denn ſchon nahet ſich das Verderben Eurer Stadt. —

Der Herzog Albrecht erfuhr Alles, was an dieſem Tage in Arſchot vorgegangen war, ſelbſt der ihm durch die aufgeſtellte Sau angethane Schimpf blieb ihm nicht verborgen. Blutige Rache dafür zu üben, wurde nun bei ihm zum feſten Entſchluß. Um dieſen aber auf das kräftigſte auszuführen, traf er im größten Geheim die trefflichſten Anſtalten. — Kaum war am 1. Mai (1489) die eilfte Abendſtunde eingetreten, als der Herzog alle ſeine Kriegsſchaaren aus dem Schlafe wecken und das Fußvolk ſich zu einem nächtlichen Zuge rüſten ließ. Die Reiter zogen zwar ihren Harniſch an und gürteten das Schlachtſchwert um die Hüfte; doch nur ein kleiner Theil ſattelte die Roſſe, und war zur Entſcheidung beſtimmt.

Als die Krieger geweckt wurden, verſammelten ſich die Anführer der Schaaren in dem Zelte des Herzogs, und vernahmen nun den Plan dieſes Fürſten: die Stadt Arſchot zu überrumpeln, weil ihre Bürger, vom Geiſte des Weines übermannt, ſämmtlich in den Armen des Schlafes lägen. Der Herzog verſchwieg ihnen auch nicht, welchen Schimpf jene Uebermüthigen ihm und dem Heere, durch die Aufſtellung der Sau mit dem Rocken und dem Hohngeſchrei angethan, und erreichte damit ſeinen Zweck, denn die Hauptleute der Schaaren wurden ſämmtlich vom heftigſten Rachegefühl ergriffen; ſie ſchwuren den Bürgern von Arſchot Tod und Verderben.

„Es ſey! — ſprach der Herzog, — Dieſe übermüthigen Hohnſprecher haben wohl eine Züchtigung verdient, und ſie mögen fallen unter der Schärfe des Schwerts, auch ihre Habe ſey Euch preisgegeben; doch ſollen die Greiſe und die Kranken, die Weiber und die Kinder möglichſt geſchont werden, bei meinem höchſten Zorn und harter Strafe.“

Dieſes verſprachen die Hauptleute und machten es auch ihren Schaaren kund; von denen jeder des Herzogs unerbittliche Strenge kannte und fürchtete, wenn ſein Befehl übertreten wurde. — Freudig rüſteten ſich die Krieger zum Kampfe. Der größte Theil war beſtimmt, die Sturmböcke zu tragen, um damit die verſchloſſenen Thore einzuſtoßen, und eine Anzahl ihrer Waffenbrüder ſollten ſie dabei mit ſchweren Aexten unterſtützen.

So war alles vorbereitet, und als die Mitternachtsſtunde kaum vorüber war, trat das ganze Heer unter die Waffen. Die Kriegshaufen, welche zur Bewachung des Lagers zurückzubleiben beſtimmt waren, ſonderten ſich ab, und ihnen wurde vom Herzoge ein reicher Antheil an der Beute verheißen. Nun brach das Kriegsvolk auf und trat den Gang der Rache an.

Voran zogen die Träger der Sturmböcke und Aexte, und wurden zu beiden Seiten von den dichten Reihen der Fußknechte begleitet. Eine Schaar Reiter folgte auf ihren Roſſen und vollkommen gerüſtet dieſen Truppen nach, um nicht allein die Gemeinſchaft zwiſchen der Stadt und dem Lager zu erhalten, ſondern auch dann, wenn die Thore geſprengt ſeyn würden, die Vereinigung der Bürger in den Straßen zu verhindern und ſie einzeln niederzuhauen.

Die Feinde kamen ſo in tiefſter Stille vor dem Thore an, und fanden es zwar verſchloſſen, doch die Sturmböcke ſtießen die Flügel deſſelben bald in Trümmer und die Schläge der gewichtigen Aexte vollendeten das Werk. In wenig Minuten war das Thor geöffnet und die Krieger drangen in der größten Stille ein. Alles lag im tiefen Schlafe, und ſo gelang es den Eingedrungenen, ſich in den Straßen zu vertheilen, ja ſelbſt bis zum Markte vorzudringen, wo ſich der Herzog in der Mitte ſtarker Schaaren aufſtellte, noch ehe es Lärmen ward. — Doch nun begann das Getümmel, da die wilden Kriegsknechte die Thüren der Häuſer aufſchlugen, und die Plünderung begann. — Die Sturmglocke ertönte und die Bürger erwachten mit Schrecken aus ihrem tiefen Schlafe. Sie ſuchten ſich zur Vertheidigung zu ſammeln, und jeder ſtürzte deshalb bewaffnet auf die Straße, wo er ſofort niedergehauen oder ſonſt gemordet wurde. Die eingedrungene Reiterei verhinderte es, daß die Bürger ſich zuſammenſchaarten, um mit vereinter Kraft dem Feinde Widerſtand zu thun, und in allen Straßen lagen Erſchlagene umher. Immer größer ward das Getümmel, und da die Bürger nicht auf der Straße fechten konnten, ſchoß man aus den Fenſtern auf die Eingedrungenen, von denen viele ihr Leben dadurch verloren. Zur Vergeltung ſchoſſen die Hakenſchützen der Feinde wieder nach den Fenſtern und den Dächern hinauf; denn auch von da wurde mit Ziegeln oder Steinen auf die Feinde herabgeworfen. —

Auf dem Dache eines Hauſes hatte ein Storch ſein Neſt, wie gewöhnlich aus Reiſern gebaut. Der Schuß eines Hakenſchützen traf dieſes Neſt, wahrſcheinlich flog der brennende Pfropf mit in daſſelbe, und es gerieth in Brand. — Das von der zeitherigen Frühlingswärme ganz dürre gewordene Schindeldach wurde gleichfalls mit von dieſem brennenden Neſte entzündet, und in wenig Minuten ſtand es in hellen Flammen. Der Wind erhob ſich, und bald wurde ein Haus von dem andern in Brand geſteckt, ſo daß bald ganze Straßen in hellen Flammen aufloderten.

Weiber und Kinder ſtürzten jetzt auf die Gaſſen heraus und fanden eine unerwartet milde Behandlung. Der Herzog ließ nunmehr in allen Straßen Stillſtand blaſen und ausrufen, daß ſich Jedermann hinaus in's Freie retten könne. Die Krieger durften zwar noch plündern, ihre Waffen aber nicht gebrauchen, wenn ſie nicht Widerſtand fanden. An das Löſchen des entſtandenen Feuers dachte Niemand, ſo daß endlich die ganze Stadt niederbrannte. Man ſah nun zahlreiche Haufen von Flüchtlingen ſich hinaus auf das Feld retten. Selbſt die Sieger mußten endlich die zerſtörte Stadt verlaſſen, da ſie ſich nicht mehr in den Straßen vor Hitze halten konnten.

Dieſes ſchreckliche Beiſpiel der Rache zeigt deutlich, wie ſchädlich es im Kriege ſey, ſeinen Feind zu verachten. Hätten ſich die Männer von Arſchot begnügt, ihren Feind von der Stadt abgetrieben zu haben, und nach den ſo tapfer abgeſchlagenen Stürmen ſich jenes übermüthigen Hohnes enthalten, wären dabei recht wachſam und mäßig im Genuß der Freude geweſen, ſo würde der 1. Mai 1489 nicht eine ſo traurige Berühmtheit in ihren Annalen erlangt haben.

Dies war alſo eine Scene aus dem Heldenleben Albrechts, in welcher er zeigte, daß er nicht allein milde ſondern auch ſtreng ſeyn könne. Es hatte aber auch dieſes ſchreckende Beiſpiel die Wirkung, daß man ſich vor dem Ernſte dieſes Fürſten fürchten lernte, wie wir an andern Orten berichten werden. —

2.

Das geſtörte Mittagsmahl.

Als der Kurfürſt Johann Friedrich von der Schlacht bei Mühlberg ſeinen oberſten Feldhauptmann Thumshirn mit einer ſtarken Abtheilung von Kriegsvölkern, nach dem großentheils im Aufruhr befindlichen Königreich Böhmen entſendet hatte, (S. 24. April) nahm dieſer ſeinen Weg durch das Erzgebirge und eroberte auf demſelben alle dem Herzog Moritz allein gehörigen Städte und Dörfer. Nur die einzige Bergſtadt Annaberg wollte ſich wehren, ſo wenig feſt ſie auch war; als aber Thumshirns Geſchütz die hart am Buchholzer Thore gelegenen ſogenannten Töpferhäuſer anzündete, gerieth die ganze Stadt in Gefahr, ein Raub der Flamme zu werden. Da öffneten die Annaberger ihre bis jetzt verſchloſſenen Thore, und Thumshirn, — ſelbſt aus dieſer Stadt abſtammend, — hielt mit ſeinen Schaaren den Einzug, wo ſich jeder gütlich that. *) —

Während nun Thumshirn in Annaberg lag, kam am 1. Mai 1547 Caspar von Stadion, ein kaiſerlicher Hauptmann, nebſt ſeinen Waffengefährten, welche ſämmtlich burgundiſche oder italiſche Ritter waren, acht und zwanzig an der Zahl, aus Böhmen herüber nach Schneeberg, obgleich dieſes dem Feinde angehörte. Wahrſcheinlich hatten ſie ſchon Nachricht von der Schlacht bei Mühlberg und ihrem

---

*) Der Herzog Moritz nahm dieſe ſo ſchnelle Uebergabe einer ſo wenig feſten, ja faſt ganz offenen Stadt, die nur mit einer einfachen, ziemlich ſchwachen Mauer umgeben war, dermaßen ungnädig auf, daß der Rath derſelben einen harten Verweis bekam, und der Bürgermeiſter Caspar Kürſchner ſogar abgeſetzt wurde. A. d. V.

Ausgange, und glaubten deshalb, nichts fürchten zu dürfen, ob ſie ſich gleich ſpäterhin in dieſer Hoffnung ſehr getäuſcht ſahen. —

Als dieſe acht und zwanzig wohlgeſchmückten Reiter mit ihren Dienern einzogen, richteten ſich die Blicke der Einwohner Schneebergs neugierig nach ihnen hin; hatten ſie doch lange keine ſolche ſtattliche Schaar geſehen. — Vielleicht ſahen auch Einwohner der Umgegend dieſem Einzuge zu, und unter dieſen befand ſich einer, welcher es für eine Pflicht gegen ſeinen Herrn, den Kurfürſten, hielt, dieſe Feinde an die Völker deſſelben zu verrathen, und er begab ſich deshalb in der Stille nach Annaberg zu Thumshirn, dem er Alles erzählte und auch ſogleich Gehör fand; doch wurde der Ueberfall bis zum andern Morgen verſchoben, weil der Verräther gehört hatte, daß noch zum andern Tage Mittags eine ſplendide Mittagsmahlzeit beſtellt worden war.

Die fremden Ritter hatten ihr Quartier in Wenzel Geſſauers Gaſthofe genommen, und machten ſich daſelbſt bis ſpät in die Nacht luſtig, worauf ſie ſich zur Ruhe begaben, um dieſes Freudenleben am andern Morgen von Neuem zu beginnen; von dem, was ihnen bevorſtand, hatten ſie nicht die geringſte Ahnung.

So ſaßen dieſe Herren am 2. Mai unter Trompetenſchall bei der Mittagstafel, und ließen ſich's wohlſchmecken, die Becher kreiſten, und man hörte oft das *Vivat Carolus* und *Vivat Ferdinandus* rufen, dann aber ſchmetterten die Trompeten luſtig dazu. Dieſes Freudenleben nahm aber mit Schrecken ein Ende und verwandelte ſich in ein blutiges Trauerſpiel.

Eben ſchmetterten die Trompeten faſt ununterbrochen, denn die Trinkſprüche folgten ſchnell auf einander, da hörte man plötzlich von zwei Seiten her den Hufſchlag vieler Pferde. Die kurfürſtlichen Schaaren zu Roß waren angekommen und drangen jetzt gegen den Gaſthof vor, wo die kaiſerlichen Offiziere unbeſorgt noch an der Tafel ſaßen. Die Anführer dieſer beiden Reiterſchaaren waren ein Ritter von Reuß und einer von Planitz, beide aber in dieſer Stadt wohlbekannt, dies zeigten ihre Maßregeln, da ſie ſchnell und ohne den Feinden nur im geringſten Zeit zu laſſen, eindrangen. — Die kurfürſtlichen Reiter waren bereits abgeſeſſen, hatten ihre Schwerter gezogen und ordneten ſich zum Angriff, als erſt der Ruf in das Tafelzimmer erſcholl: „Auf! Die Feinde ſind da!“ — Im Augenblick ſprangen Alle von der Tafel auf und ein Jeder ſuchte ſich hinaus in den Hof zu retten, um in die Ställe zu gelangen und auf ihren ſchon geſattelten Roſſen das Weite zu gewinnen. Doch dieſes Glück ward Keinem zu Theil; denn es wurden gleich im Anfange, ſowohl in der Hausflur als im Hofe, zwölf Kaiſerliche erſtochen, und unter dieſen befand ſich denn auch Caspar Stadion, der eigentliche Veranſtalter dieſer blutigen Luſtreiſe. Die übrigen wurden verwundet und gefangen genommen, einer aber, dem es gelungen war, in ein Nebenhaus zu entkommen, fand dort ſeinen Tod, da ihm von den Kaiſerlichen nachgeſpürt und er gefunden, ſogleich aber ermordet und der entſeelte Leichnam zum Fenſter hinausgeworfen wurde.

Nun wurden die Gefangenen in engen Gewahrſam gebracht, die Reiter aber ſetzten ſich an die verlaßne Tafel, wo ſie die Ueberreſte des geſtörten Mahles wohlgemuth verzehrten. —

Schon war Alles geſchehen, als Thumshirn mit dem Fußvolk ankam, und nachdem er nebſt ſeinen Völkern ebenfalls das Mittagsmahl eingenommen hatte, traf er Anſtalten, die Gefangenen in ſein Hauptquartier nach Annaberg abzuführen. Der Stadtrichter, Wolf Hainel, wurde nebſt den Gerichtsbeiſitzern vor den Feldherrn beſchieden, von demſelben hart angelaſſen und ihnen angedeutet, ſofort Anſtalten zur Einquartierung und Verpflegung ſeiner Kriegsſchaaren zu treffen, auch einige beſpannte Wagen zu ſchaffen, um auf denſelben die Gefangenen nach Annaberg zu bringen. — Dieſe obrigkeitlichen Perſonen ſtellten zwar dem Ober-Feldhauptmann demüthig vor: daß die Einwohner Schneebergs bei dem jüngſt ſtattgefundenen Ueberfalle, (S. 16. April, S. 297 ff. d. 2. Bds.) das meiſte Zugvieh verloren hätten, erhielten aber von ihm die herriſche, demüthigende Antwort: daß ſie alsdann die Wagen ſelbſt ziehen möchten!

Das Benehmen dieſer Reiter und ihrer Anführer bis zu dem oberſten hinauf, ſcheint überhaupt in dieſer dem Kurfürſten gehörigen Stadt ſehr unſittlich geweſen zu ſeyn, und Thumshirn, nebſt den unter ihm ſtehenden Befehlshabern, ſich ſehr unſchicklich und barſch gegen die Bewohner Schneebergs benommen, auch es ganz vergeſſen zu haben, daß dieſe Stadt dem Kurfürſten von Sachſen ebenfalls angehöre, und daß demnach die Bürger derſelben als Freunde ſeiner Kriegsleute zu betrachten waren. Thumshirn ſelbſt drohte ſeinem Wirthe, Melchior Pöhlern, dem die Chronik, den Ruhm eines ehrlichen und frommen Mannes giebt, und der in der Bewirthung ſeiner Einquartierung Alles erſchöpft hatte, was ihm möglich war, demohngeachtet mit dem Strange. Da nun aber derjenige, der mit Etwas droht, was er nicht füglich erfüllen kann noch darf, in die Kategorie der Poltrons mit Recht geſetzt wird, ſo möge Herr Thumshirn auch eine Stelle dort einnehmen, beſonders da er ſich derſelben durch folgenden Vorfall noch würdiger macht.

Ein Bürger zu Schneeberg, Jobſt Schmidt war ſein Name, hatte im Heere des Kurfürſten Johann Friedrich unter dem Fußvolke gedient, und als dieſes, (S. 24. April) nach langer Gegenwehr, größtentheils niedergehauen wurde, hieß es: „Rette ſich, wer kann!" — Unter den Wenigen, denen es gelang, ſich zu retten, befand ſich denn auch dieſer Jobſt Schmidt. Er ſah die Sache ſeines Herrn unrettbar verloren, hörte ſelbſt wenig Stunden ſpäter, daß dieſer perſönlich gefangen und zum Kaiſer geführt worden ſey. Daher entſchloß er ſich, den Weg nach ſeiner Heimath zu nehmen, und kam eben am 2. May in Schneeberg an, hörte von der Anweſenheit Thumshirns und glaubte, dieſem die traurige Nachricht vom Verluſte der Schlacht und der Gefangenſchaft des Kurfürſten melden zu müſſen. Der arme Mann wurde jedoch von dem Feldherrn mit ſeiner Neuigkeit ſehr übel aufgenommen. Dieſer glaubte die ſchreckliche Botſchaft nicht, herrſchte den Unglücksboten auf das härteſte an, hieß ihn einen Feldflüchtigen, der ſein Verbrechen durch eine Lüge beſchönigen wolle, und es fehlte nicht viel, der arme Schmidt hätte am Galgen ſterben müſſen, weil es ihm nicht möglich geweſen war, das kaiſerliche Heer in die Flucht zu ſchlagen. Endlich ſchienen doch eigne Betrachtungen, in Gemeinſchaft mit den Verwendungen Anderer, den Feldherrn einigermaßen beruhigt zu haben, ſo daß ſich Schmidt entfernen durfte.

Am ſpäten Abend noch brachen die kurfürſtlichen Schaaren mit ihren Gefangenen nach Annaberg auf, von wo das ganze Heer am folgenden Tage ſeinen Weg nach Böhmen antrat. —

Noch ein Uebel erwuchs der Stadt Schneeberg aus dieſem Ueberfalle. Jacob von Stadion, der Bruder des Erſchlagenen, klagte dieſe Stadt bei dem Kaiſer hart an: als ob die Bürger derſelben ſeines Bruders Tod durch Verrätherei herbeigerufen hätten, und es ſchrieb deshalb der Herzog Moritz ſehr ſtreng und bedrohlich lautende Briefe nach Schneeberg. Doch es gelang den Verklagten, ihre Unſchuld vollkommen zu erweiſen, und da unterdeſſen der Herzog, durch die Wittenberger Capitulation, in den Beſitz der meiſten kurfürſtlichen Länder und auch in den von Schneeberg kam, nahm er dieſe Stadt in Schutz, und vertheidigte ihre Bürger gegen Jacob von Stadions Anklagen; ſo daß ſich endlich auch dieſes Wetter von Schneeberg entfernte.

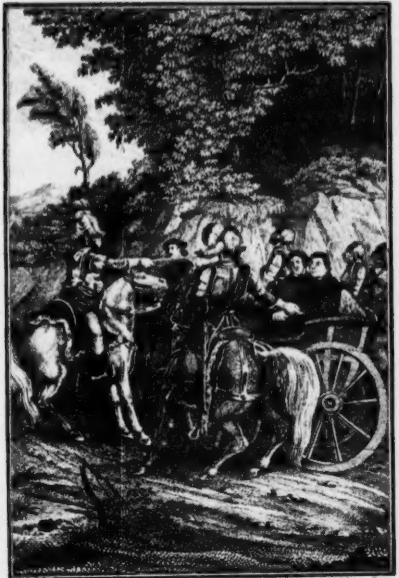
3.

Die Polen tragen dem Kurfürſten von Sachſen, Friedrich Auguſt, die Königskrone ihres Vaterlandes an.

Es hatten ſich die Polen am 3. Mai 1791 eine neue Conſtitution gegeben, welche die bisherige in manchen Stücken abänderte, und dem Geiſte der Zeit mehr anpaßte. Hierdurch hofften ſie die ſchon längſt verſchwundene Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit wieder zu erringen, und es ſchien, als habe die franzöſiſche Conſtitution nicht geringen Einfluß auf dieſe polniſche gehabt.

Der Fürſt Adam Czartoriſky wurde nach Dresden geſendet, um dem Kurfürſten von Sachſen, Friedrich Auguſt, wegen ſeiner perſönlichen Verdienſte, die polniſche Königskrone, — (wahrſcheinlich auf den Todesfall des Königs Stanislaus) — anzutragen, wobei die Thronfolge auch auf ſeine weiblichen Erben ausgedehnt wurde, da der Kurfürſt keine männlichen Nachkommen hatte.

So glänzend aber auch die Ausſichten waren, die ſich dem Kurhauſe Sachſen hierdurch eröffneten, ſo ſchlug der Kurfürſt dennoch dieſes Anerbieten aus, da er leicht vorausſehen konnte, es werde Rußland die Veränderung einer Conſtitution nicht zugeben, durch welche Polen bisher im Zuſtande einer beſtändigen Schwäche und Abhängigkeit gehalten worden war, und die Kaiſerin Catharina fürchten müſſe, es könne ſich dieſes Land durch die neue Conſtitution erkräftigen und allmälig von jener Abhängigkeit losreißen. Von dem preußiſchen Hofe wäre zwar Hülfe zu hoffen geweſen; allein der Kurfürſt ſcheint das ſpäterhin eingetretene Schwanken der an dieſem Hofe herrſchenden Grundſätze vorausgeſehen, und ihn dieſes beſonders veranlaßt zu haben, daß er die ihm angebotene Krone ausſchlug. — Die nachherigen Ereigniſſe, welche endlich die gänzliche Auflöſung des polniſchen Reiches nach ſich zogen, beſtätigten es auch auf das vollkommenſte, daß der weiſe Friedrich Auguſt recht geſehen hatte.



[illegible] [illegible]

Luthers Entführung auf die Wartburg.

4.

Luther wird, auf dem Rückwege von Worms nach Wittenberg, bei Eiſenach durch einige Reiter aufgehoben und in Sicherheit gebracht.

(Mit Abbildung.)

Unter dem Schutze des kaiſerlichen Geleites hatte Luther, am 26. April (1521), den Rückweg von Worms nach Wittenberg angetreten. Bei ſeiner Abreiſe verſammelte ſich abermals eine Menge Volks in den Straßen, um den kühnen Mönch, der ſo unerſchrocken vor Kaiſer und Reich geſtanden hatte, noch einmal zu ſehen. — Am erſten Tage kamen die Reiſenden nicht weiter als bis nach Oppenheim, und am folgenden, bei der Fortſetzung der Reiſe, nach Frankfurt, wo ſie abermals bei Wolfgang Prentnern einkehrten, ſehr wohl empfangen wurden, und Luther den Brief an Lukas Cranach ſchrieb, der in den Denkwürdigkeiten (*IV*. Bd. S. 270) enthalten iſt. —

Am 28. April brachen die Reiſenden frühe aus Frankfurt auf, und da ſie in die drei Meilen davon entfernte Reichsſtadt Friedberg kamen, wo ſie der uns ſchon bekannte Herold Caspar Sturm verlaſſen und wieder nach Worms zurückkehren wollte, ſchrieb Luther an den Kaiſer und die Reichsſtände in lateiniſcher Sprache, und empfahl ihnen dringend, daß ſie ſeine Schriften durch gelehrte und unparteiiſche Richter prüfen laſſen möchten. Dieſes Schreiben gab er dem rückkehrenden Herold zur Beſtellung; es kam auch an den Ort ſeiner Beſtimmung, die römiſche Politik verhinderte aber jede Wirkung, die es hätte haben können.

Nachdem die Reiſenden am 29. April in Grünberg übernachtet hatten, kamen ſie am folgenden Tage gegen Abend nach Hersfeld, wo Luther auf die Bitte ſeines Freundes und Verehrers, des Abtes und im fürſtlichen Range ſtehenden Herrn von Hersfeld, Crato Melius, am 1. Mai früh um fünf Uhr in der Kloſterkirche eine Predigt hielt, dann aber zogen die Reiſenden, geſegnet vom Abte und ſeinen Kloſterbrüdern, die ſämmtlich der päpſtlichen Gewaltherrſchaft herzlich müde waren, wieder ab, und wurden von dem Erſteren perſönlich bis an den nächſten Wald begleitet, wo er Abſchied nahm, und ſeinem Canzler Befehl gab, ſie bis nach Berka an der Werra zu begleiten, und ſie dort, zum Valet, mit einer guten Mahlzeit zu bewirthen. Dies geſchah, und am Abend kamen ſie in Eiſenach an, wo ſie von einer Menge Einwohner, die ihnen entgegengekommen waren, ſchon vor dem Thore empfangen wurden.

Luther hatte als armer aber fleißiger Schüler von 1498 bis 1501 in Eiſenach gelebt, in der ehrwürdigen Gattin des Bürgers Cotta eine Wohlthäterin, ja eine zweite Mutter gefunden, und da der Mann die Wohlthaten nicht vergaß, die der Knabe und Jüngling dort empfangen hatte, ſo war ihm dieſe Stadt ſehr lieb und theuer geworden; deßhalb ſchlug dem dankbaren Luther heute, wo er ſich Eiſenach wieder näherte, das Herz in freudigen Schlägen höher, beſonders als er ſah, man habe ihn in dieſer Stadt ebenfalls nicht vergeſſen, was er auch der

Menge derer, die ihm entgegengekommen waren, deutlich ſchließen konnte.

Am folgenden Morgen hielt Luther eine Predigt, gegen welche zwar der katholiſche Pfarrer vor Notar und Zeugen proteſtirte, jedoch nur zum Schein, indem er ſich im Geheim gegen Luther deshalb entſchuldigte, und betheuerte, daß er es nur aus Furcht vor einem üblen Schickſal gethan habe.

Nach geendigter Predigt verließen Luthers Reiſegefährten, D. Schurf, D. Jonas und Peter Swen, die Geſellſchaft, und blieb Niemand bei Luthern, als ſein jüngerer Bruder Jacob und ſein treuer Freund Amsdorf, jene aber zogen förder nach Wittenberg.

Am folgenden Tage (3. May) reiſ'te Luther mit ſeinem Bruder und Amsdorf ebenfalls von Eiſenach ab, und nahm den Weg nach dem nahen Dorfe Möra, wo Luthers Eltern früher gewohnt hatten, und ſein Großvater, nebſt ſeines Vaters Bruder und noch mehreren andern Verwandten annoch wohnhaft waren. Dieſe empfingen ihn mit Liebe und Stolz, und auch die andern Einwohner des Dorfes kamen herbei, um den kühnen Mönch zu ſchauen, der im Vertrauen auf Gottes Beiſtand ſo Großes gewagt hatte.— So verging der Tag unter freundlichen Geſprächen, und am andern Morgen begab ſich Luther, geſegnet von Großvater und Oheim, — die er wahrſcheinlich hienieden nicht mehr ſah, — mit ſeinen Reiſegefährten auf den Weg, den er über Altenſtein und Waltershauſen nach Gotha nehmen wollte. —

Dieſer Tag wurde nun einer der merkwürdigſten Tage in der Geſchichte des Reformators. Er befand ſich in Bann und Acht und nur auf ein und zwanzig Tage war die Dauer ſeiner perſönlichen Sicherheit beſtimmt; dann aber lag ſein Leben in der Hand eines Jeden, der da glaubte, er thue Gott einen Dienſt daran, wenn er dieſen Banniſirten und aus der Gemeinſchaft der Kirche Ausgeſtoßenen aus der Welt ſchaffe. Die Mächtigſten auf dieſer Erde, der Papſt und der Kaiſer waren offenbar gegen ihn eingeſchritten und verfolgten ihn durch ihre Machtſprüche. — Konnte er dieſen Allen widerſtehen? — Der Kurfürſt Friedrich von Sachſen war ſein Freund im Geheim, wenn er es auch nicht öffentlich bekannte. Auch der Reformation war dieſer aufgeklärte Fürſt nicht abhold und hatte ihre Nothwendigkeit erkannt; daher mußte er fürchten, daß dieſer ſein Günſtling ſich gegen jene Hochmächtigen und ihre Gewalt nicht werde halten können. Um nun aber ihn wenigſtens der erſten Hitze zu entziehen, war es nöthig, daß er eine Zeit lang verſchwinde, um ſeinen Feinden glauben zu machen, er weile nicht mehr unter den Lebendigen, ſondern habe, durch einen ſchnellen Tod, den Kampfplatz geräumt, ihnen den Sieg überlaſſend. Den Ort, wo der Verfolgte ein Aſyl gefunden habe, wollte der Kurfürſt ſelbſt nicht wiſſen, damit er vor Kaiſer und Reich in der Wahrheit behaupten könne: „Er wiſſe nicht, wo Luther ſey!“

Um nun aber dieſen Zweck zu erreichen, erhielten zwei vertraute Diener des Kurfürſten, Burkhard Hund von Wangenheim und Hans von Berlepſch Auftrag, den Mönch in Sicherheit zu bringen, und Spalatin, der Hofprediger und vertraute Freund des Kurfürſten, ſcheint dieſes beſorgt, und ihnen die Anweiſung gegeben zu haben, wo ſie Luthern hinbringen ſollten. Dieſer wurde vor ſeiner Abreiſe von Worms von dieſem Vorhaben in Kenntniß geſetzt, und auch Schurf nebſt Amsdorf ſcheinen Wiſſenſchaft davon gehabt zu haben, was ſich aus verſchiedenen Umſtänden ſchließen läßt. Und ſo war denn Alles zu dieſem Unternehmen vorbereitet, als es am 4. Mai (1521) in die Ausführung überging. —

Der Oheim, Heinrich Luther, hatte, nebſt mehreren Verwandten und andern Einwohnern aus Möra, den Wagen mit den Reiſenden bis in die Nähe des am Waldesrande liegenden Dorfes Schweina begleitet, wo Luther ſie entließ und bat, nunmehr zurückzukehren; denn er wußte ja, was im Walde ſeiner harrte, dabei aber waren viele Zeugen ſchädlich. Die Möraner trennten ſich alſo von ihm, und der Wagen fuhr nun in den Wald hinein, auf dem Wege nach Altenſtein hin.

In dieſem Walde führte die Straße nach dem nur genannten Städtchen, durch einen Hohlweg, der auf beiden Seiten mit viel Buſchwerk bewachſen war, und zur Seite befanden ſich im Hintergrunde die Ruinen einer alten verwüſteten Kirche, Glißbach genannt.— Der Wagen mit den Reiſenden kam in die Nähe des Hohlweges und lenkte ſich bereits nach demſelben hin, als plötzlich zwei geharniſchte Ritter, mit niedergelaſſenem Helmſturz, in Geſellſchaft von drei ebenfalls geharniſchten Knechten heranſprengten und den Wagen anhielten. Einer der Ritter bedrohete mit gezogenem Schwerte den Fuhrmann, die Knechte aber hielten die Pferde des Wagens an. Die Ritter nöthigten Luthern, vom Wagen zu ſteigen, und er fügte ſich ſofort mit Ergebung in ſein Schickſal; den Grund ſeiner Faſſung kennen wir ſchon. — Auch Amsdorf war aus gleichem Grunde ganz ruhig und reichte dem

Freunde zum Abſchiede die Hand. Jacob Luther ſcheint jedoch nicht unterrichtet geweſen zu ſeyn, denn er ſprang vom Wagen und floh in das Gebüſch, von wo er ſich nach Waltershauſen zu retten ſuchte.

Zwiſchen den Rittern und Reiſigen ging nun Luther eine Strecke zu Fuße fort, bis an eine Buche, in deren Nähe ſich eine Quelle befand, aus welcher ſich der gezwungene Reiſende labte. *) Hier vertauſchte er ſeine Mönchskutte mit einem Rittergewande, bedeckte dies mit einem Mantel, und ſo brachte man ihn Nachts um 11 Uhr nach der Wartburg, wo der Schloßhauptmann von Berlepſch, einer von den beiden Rittern, die Luthern hieher gebracht hatten, dieſem eine Ritterkleidung machen ließ und ihm ein Schwert lieh.

Luther lebte alſo als Ritter auf der Wartburg, ging aber nicht müßig, ſondern arbeitete ſo viel, daß man ſich darüber verwundern muß. Außer verſchiedenen Streitſchriften ſchrieb er auch den erſten Theil ſeiner Kirchenpoſtille, machte den Anfang zur Ueberſetzung der Bibel, die ihm allein unſterblichen Ruhm gebracht hat, predigte auch wöchentlich und ſonntäglich den Schloßbewohnern u. ſ. w.

An ſeine Freunde ſchrieb er oft und datirte ſeine Briefe: auf dem Berge bei Eiſenach; in der Gegend der Vögel, die täglich Gott lobſingen; aus der Inſel Pathmos; aus meiner Wüſte ꝛc. — In den Briefen an ſeine vertrauteſten

---

*) Dieſe Buche hat ſpäterhin den Namen Luthers-Buche erhalten. — Noch ſteht dieſer Baum, und am 8. Aug. 1817 wurde ein Erinnerungsfeſt bei demſelben und an der nahen Quelle gehalten, welchem einige tauſend Menſchen beiwohnten. S. Nat. Ztg. d. Deutſchen 1817, N. 35.

A. d. H.

Freunde unterzeichnete er: Euer Martinus; Martin Luther; Augustin; Heinrich Nescius ꝛc.

Dieſer große Fleiß machte ihn krank, ſo daß es kleiner Reiſen und anderer Leibesbewegung bedurfte, um ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen. Bei dieſen Reiſen, und wenn man ihn bewegte, eine kleine Excurſion von der Wartburg aus zu machen, nannte man ihn Junker Görge, und der vorſichtige Schloßhauptmann gab ihm ſeinen treueſten, vertrauteſten Knappen, unter dem Titel eines Einſpännigers mit, der ihn erinnern mußte, nicht aus der Rolle zu fallen, und das Schwert umgegürtet zu behalten. Wenn nun Junker Görge auf ſeinen kleinen Reiſen in einer Herberge einkehrte und zur Vertreibung der langen Weile in einem Buche leſen wollte, ermahnte ihn ſein Begleiter ganz treuherzig, ſolche Kahlmauſerei unterwegs zu laſſen, weil ſie ihn verrathen könne; denn kein ächter Ritter pflege zu leſen ꝛc.

Außer dieſen kleinen Reiſen machte er ſich auch Leibesbewegung durch Spaziergänge in den Umgebungen der Wartburg, und dennoch litt er viel an Hämorrhoidalbeſchwerden, welche vom angeſtrengten Sitzen verurſacht wurden und wahrſcheinlich mit Congeſtionen des Bluts nach dem Kopfe verbunden waren, wodurch ſich ſeine bekannten Anfechtungen des Teufels motiviren laſſen; denn man hat ja mehr Beiſpiele, welche Truggebilde bei fleißigen Gelehrten durch ſolche Congeſtionen entſtanden ſind. —

Als die Nachricht von Luthers plötzlichem Verſchwinden nach Worms kam, erſchöpfte man ſich in Muthmaßungen, und es fehlte nicht an Leuten, die es geradezu behaupteten: Satanas habe den in Bann und Acht befindlichen Erzketzer mit eignen Krallen zerriſſen und gerade in die Hölle abgeholt, wo er nun im Schwefelpfuhle bleiben müſſe immer und ewiglich. — Dieſe gewünſchte Cataſtrophe wurde auch der Gegenſtand, an dem ſich jeder Gurkenmaler verſuchte, und denſelben auf eine ſehr erbauliche Weiſe darſtellte. — Auf der andern Seite gab es wieder eine große Anzahl ſeiner Freunde und Bewunderer, welche ihn in den Händen blutdürſtiger Feinde wähnten und bedauerten; ja es hätte dieſer Glaube beinahe einen Aufruhr in Worms zuwegegebracht, weil man dort auf den päpſtlichen Legaten hoch erbittert, das ſogenannte Wormſer Edict auch recht wohl geſchickt war, ſolche Funken zur hellen Flamme anzufachen.

Während aller dieſer Umtriebe lebte Luther ruhig in ſeinem Pathmos auf der Wartburg, bis er ſich endlich bewogen ſah, dieſes Aſyl zu verlaſſen und nach Wittenberg zurückzukehren, wie wir bereits im *II.* Bande (S. 6. und 7. März) erzählt haben.

5.

Der Kurfürſt von Sachſen, Friedrich der Weiſe, ſtirbt.

Bereits im *I.* Bande dieſes Werkes haben wir im Tagesabſchnitte des 17. Januars, (S. 94, ff.) die Jugendgeſchichte dieſes Fürſten gegeben, und ſchon S. 65, ff. erzählt, daß der Kurfürſt, nach dem Abſterben Maximilian *I.*, durch die Kurfürſten zum Kaiſer erwählt geweſen ſey, allein aus ſehr triftigen Gründen dieſe Ehre ausgeſchlagen und ſehr weſentlich zur Wahl des Königs Carl von Spanien beigetragen habe, und wollen nun endlich in dieſem Abſchnitte die Geſchichte ſeiner letzten Lebenstage und ſeines Abſcheidens von der Welt, an andern Orten aber einzelne Scenen und Charakterzüge aus der Geſchichte ſeines Lebens geben, ohne uns jedoch dabei an die chronologiſche Ordnung zu binden.

Der Kurfürſt, Friedrich der Weiſe, war, wie wir ſchon wiſſen, am 17. Jan. 1463 geboren, und ſtand, als er wieder von der Erde ſchied, im drei und ſechzigſten Lebensjahre.

Dieſer ehrwürdige Fürſt, dem man ein zehnmal längeres Daſeyn auf der Welt hätte wünſchen mögen, war in den letzten Lebensjahren ſehr vom Podagra, ſo wie von den Steinſchmerzen oder der Kolik geplagt, welche ihm die Tage ſeines Alters ſehr verbitterten und das Ende dieſer Leiden höchſt wünſchenswerth machten. Oft war er von dieſen Schmerzen ſo ſehr angegriffen und litt ſo viel, „daß er“— wie er ſeinem Hofprediger und vertrauten Freunde, dem bewährten Spalatin, klagte — „dergleichen keinem Hunde gönnen wolle!“ —

Am Ende des Jahres 1524 befielen den Kurfürſten abermals Steinſchmerzen, doch ließen ſie ihm noch ſo viel Kraft übrig, daß er ſich von Colditz, wo ſich die Krankheit angefangen hatte, nach ſeinem Lieblingsaufenthalte, dem Schloſſe zu Lochau, (jetzt Annaburg) bringen laſſen konnte. Hier wurde er nun ſofort bettlägerig, und fühlete bald, daß er am Ziele ſtehe. Dieſes konnte jedoch einem Manne, wie Friedrich, nichts ſchreckliches ſeyn: denn wer ſo lebt, wie dieſer Fürſt gelebet hatte, dem iſt der Tod nichts anderes, als ein Uebergang zu einem beſſern Leben, und der Sterbende ſieht ihn ohne Grauen nahen; denn er führt ja vom Schlechtern zum Beſſern.

Eine Sorge drückte jedoch dieſen Fürſten in ſeinen letzten Tagen und bis zum Ende hart, und dieſes waren die Bauern-Unruhen, welche ſich bis nach Thüringen und in die meißniſchen Lande verbreitet und viel Unheil angerichtet hatten. Eben lag der Bruder und Nachfolger des Kurfürſten, der Herzog Johannes, in Geſellſchaft anderer Fürſten, gegen das Bauernheer zu Felde, als der dem Tode nahe Kurfürſt mit der größten Anſtrengung einen Brief an dieſen ſeinen Bruder ſchrieb, in welchem er ihn herzlich bat, dieſe Unruhen ſo viel als möglich im Guten abzuthun: „denn es ſey dies gar ein großer, bedenklicher Handel, wo man nicht gut mit Gewalt verfahren könne. — Vielleicht habe man den armen Leuten zum Aufruhr Urſache gegeben, denn — (welch' ein freies Bekenntniß aus dem Munde eines ſterbenden Fürſten!) — es werden auch die Armen von uns geiſtlichen und weltlichen Obrigkeiten in viel Wege beſchwert."*)

Und hätte Friedrich auch ſonſt kein Beiſpiel ſeiner Weisheit und Menſchenliebe gegeben, ſo würde er ſchon dieſes Ausſpruchs wegen den Namen eines Weiſen verdient haben; denn nie wird der langgereizte Volksunwille einen ſolchen Ausbruch gewinnen, wie bei dieſen ſchon ſo lang vorbereiteten Unruhen, wenn ihn nicht Unklugheit, Gewiſſenloſigkeit ꝛc., dazu bringen.

Man ſchickte nach dem Arzte, *D.* Stromer, von Auerbach, um dem kranken Fürſten ärztlich beizuſtehen. Dieſer kam, und ſein geübtes Kennerauge erkannte ſofort die Gefahr für das Leben, in welcher ſich der kranke Fürſt befand, und rief noch mehrere Aerzte zu Hülfe; doch ehe ſie kamen, verwandelte ſich der Zuſtand des Kurfürſten in einen unrettbaren, was auch der redliche Arzt nicht verſchwiegen haben mag, denn es verlangte der Kurfürſt nach ſeinem geiſtlichen Freunde, dem Hofprediger Spalatin, — (deſſen Beſchreibung wir hier gefolgt ſind) — mit welchem er Manches über den wichtigen Schritt ſprach, der ihm jetzt bevorſtand, und Spalatin gab ihm nunmehr den Rath. bei dem Austritt aus dem Leben noch das Gedächtnißmahl des Allverſöhners zu genießen und ſich an deſſen Verſöhnungstod zu erinnern. Dies gefiel dem religiöſen Fürſten wohl; er ſchloß ſeines treuen Spalatins Hand zwiſchen die ſeinigen und drückte ſie auf das freundſchaftlichſte. Dann redete er noch bis um acht Uhr von geiſtlichen Dingen mit ihm, beichtete und empfing die Abſolution. Wegen Empfang des heiligen Abendmahls aber wurde der Pfarrer Wagner in Herzberg, der bei dem Kurfürſten beſonders in Gnaden ſtand, auf den frühen Morgen des kommenden Tages beſtellt, wo er denn auch erſchien, und der ſterbende Fürſt empfing nun das Abendmahl mit einer Andacht, Ernſt und Innigkeit, daß — nach Spalatins Zeugniß — alle Anweſenden deshalb bis zu Thränen gerührt wurden.

---

*) Wörtlich nach dem Augenzeugen Spalatin. A. d. V.

Dieſer Kurfürſt war der Reformation vom Anfange an nicht abgeneigt geweſen; doch hatten ihn weiſe Rückſichten von einem freien Bekenntniſſe ſeines Glaubens abgehalten. Jetzt aber, wo er am Ausgange aus dem Leben ſtand, und alle dieſe Rückſichten verſchwanden, hatte er kein Hehl mehr deshalb und ſprach ſich freier darüber aus, verlangte und empfing das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt, ſo daß man ſeine Geſinnung nun wohl erkennen konnte.

Hier darf aber eine Begebenheit nicht außer Acht gelaſſen werden, welche wohl einzig in ihrer Art iſt, auch die edle Geſinnung des Kurfürſten ganz und unverholen ausſpricht. Als nämlich dieſer ſterbende Fürſt die Communion empfangen hatte, ließ er ſeine Kammerdiener ꝛc. in das Krankenzimmer kommen und ſprach — wie Spalatin als Augenzeuge berichtet — zu ihnen und den übrigen Anweſenden mit tiefer Rührung:

„Lieben Kindlein! Ich bitte Euch um Gottes Willen, wo ich einen von Euch irgends erzürnt hätte, es ſey mit Worten oder Werken, ſo wollet Ihr mir es um Gottes Willen vergeben, auch andere Leute bitten, ſie wollten mir's ebenfalls um Gottes Willen vergeben. Denn wir Fürſten thun den armen Leuten allerlei Beſchwerung, und das taugt nicht.“ —

Dieſe Worte ſprach der ſterbende Fürſt mit ſo tiefer Gemüthsbewegung, daß ihm häufige Thränen über die Wangen herabrollten, wodurch auch alle Anweſende zu heißen Thränen gebracht wurden. Dies ſah der Kurfürſt und tröſtete die Weinenden mit väterlicher Liebe. „Liebe Kindlein! — ſprach er — weinet nicht um mich, Ihr werdet ſehen, mein wird nicht lange mehr werden, gedenkt mein dabei und bittet Gott für mich!“ —

So ſprach der edle Friedrich am Ende ſeines Lebens und ſeine bekannte Geſinnung war der ſicherſte Bürge, daß jene Worte aus dem Herzen eines ächten Chriſten kamen, der ein gutes Bewußtſeyn in ſich trug und auch das der leichteſten Schuld von ſich abwenden wollte. Dieſes Benehmen eines Fürſten auf ſeinem Sterbebette mag ziemlich das einzige in ſeiner Art ſeyn, beſonders von einem ſolchen, der nie einen Menſchen mit Willen beleidigt hatte; der ſelbſt ein ausgezeichnet guter Menſch und deshalb auch jedem guten Mitmenſchen mit Liebe zugethan war; von dem ſeine Unterthanen, als ſie die Nachricht ſeines Todes erfuhren, jammernd klagten: Ach Gott, wir haben unſern guten Vater verloren! — Demohngeachtet trieb ihn die Liebe zu dieſen Mitmenſchen, ſelbſt zu denen, die ſeine Diener waren, jetzt, da er an den Pforten der Ewigkeit ſtand, wo alle Täuſchungen verſchwinden, und auch der größte Fürſt blos Menſch iſt, dazu an, ſie um Verſöhnung zu bitten, wenn er ſich ja einmal als Menſch übereilt und einen oder den andern gekränkt haben ſollte. — Schon dieſes ſichert unſerm Friedrich die Unſterblichkeit in der Geſchichte des Vaterlandes; denn dieſe Handlung zeigt ſein edles Herz ganz ohne Hülle, und giebt ihm eine hohe Stelle im Reiche der Guten.

In der letzten Nacht vor dem Abſchiede des Kurfürſten von der Erde ſchrieb der treffliche, ächt chriſtliche Spalatin noch Troſtgründe aus dem göttlichen Worte zur Seelenſtärkung für ſeinen fürſtlichen Herrn und Freund, und ſchickte ihm dieſes Manuſcript durch ſeinen liebſten Edelknaben, Friedrich von Jeſſen. Sofort mußte derſelbe dem Kurfürſten ſeine Brille geben, und er las dieſe Tröſtung mit inniger Rührung noch vor der Communion, gedächte auch, als er geleſen hatte, mit herzlichem Danke ſeines Spalatins.

Friedrichs letzte Handlung war ſein Teſtament, welches ſein vertrauter Sekretair, Hans Weibel, in Spalatins Gegenwart, ſo wie es der Kurfürſt dictirte, niederſchrieb, und die Beſtimmungen dieſes letzten Willens waren abermals vollgültige Zeugen von Friedrichs edler, hochherziger Geſinnung.

Es war dieſes Teſtament das dritte, welches der Kurfürſt errichtete. Denn als er im Jahre 1493 ſeine beſchloſſene Reiſe nach Paläſtina antrat, machte er vorher, am 19. Febr. des gedachten Jahres ſein Teſtament, welches ſein Bruder Ernſt, damals Erzbiſchof zu Magdeburg, mit unterſchrieb. — Das zweite Teſtament, welches der Kurfürſt im Jahre 1517 machte, war zwar von dem erſten ſehr verſchieden, ſprach aber, wie im letzten, ſeine Liebe und Milde gegen die Armen auf das unverkennbarſte aus. Denn er bat ſeinen Bruder und Nachfolger in der Regierung, Johannes: daß er mit den armen Leuten, denen er in ihren Nöthen Getreide geliehen hatte, Geduld haben ſolle, damit ſie wegen der Wiedererſtattung ja nicht gedrängt würden, *) lieber ſolle man es ihnen um Gottes Willen erlaſſen. —

Auch viele Spenden an Korn, Brod und Häringen ꝛc. verordnete er, an Arme auszutheilen; desgleichen, daß man für zweihundert Gülden funfzig Stück gemein wollnes Tuch, ſchwarz und weiß, kaufen und den armen Leuten, „die des am nöthigſten brauchten, nicht aber nach Gunſt, **) auszuſchneiden und je Einem ſieben Ellen Leipziger Maß um Gottes Willen zu geben.

---

*) Der edle Friedrich gab ſeinen Unterthanen oft Getreide zur Ausſaat, welches ſie ihm nach der Ernte wiedererſtatteten. Dieſes that ſein ſpäter Nachkomme, der biedere Friedrich Auguſt, ebenfalls ſo vielemale und erwarb ſich nicht minder den Dank der Mit- und Nachwelt. A. d. V.

**) Wie gewöhnlich. Ein Beweis, daß der weiſe Fürſt es wußte, wie es gemeiniglich zugeht und auch in der Zukunft noch gehen wird. A. d. V.

Wegen ſeines Begräbniſſes verordnete er: daß alle unnütze Pracht vermieden und kein Trauerpferd, wie es ſonſt bei fürſtlichen Begräbniſſen gewöhnlich geſchah, dabei um den Altar gezogen werden ſolle; wolle man ihm aber noch etwas Gutes thun, ſo möchten ſeine lieben treuen Unterthanen mit ihm zu Grabe gehen ꝛc.

Ferner ermahnte der Sterbende ſeinen Bruder Johannes in dieſem Teſtamente: den Leuten das zurückzugeben, was ihnen die Beamten vielleicht mit Unrecht abgenommen hätten; die Unterthanen mit Steuern zu verſchonen, und alle ſeine Schulden redlich zu bezahlen.

Seine liebſten Räthe und Diener bedachte er mit Legaten und vergaß ſelbſt ſeines alten Hofnarren nicht, ſondern ſorgte ebenfalls für ſeinen fernern Unterhalt.

Uebrigens war, wie ſchon gedacht, zwiſchen dieſem Teſtamente und ſeinen beiden früheren ein gewaltiger Unterſchied, denn in jenen hatte er den Kirchen und Klöſtern bedeutende Vermächtniſſe zu Vigilien, Seelenmeſſen ꝛc. vermacht; davon war jedoch in dieſem Teſtamente nichts zu ſpüren, im Gegentheil bauete er auf das Verdienſt Jeſu Chriſti bei der Vergebung der Sünden.

Nach der Vollziehung des Teſtamentes näherte ſich der Sterbende ſeiner Auflöſung immer mehr, und endlich entſchlief er ſo ruhig und ſanft, wie er gelebt hatte. Seine letzten Worte waren die Antwort auf Spalatins Frage: ob er auch viel Beſchwerden empfinde? und hierauf ſprach der Sterbende:

„Nichts, als die Schmerzen!“ Dann ſprach er nichts mehr, und kurz darauf trennte ſich ſeine Seele von dem Körper, ſich aufſchwingend zu Gott, von ihm den Lohn zu empfangen in Ewigkeit für ſein treues Wirken und Walten auf dieſer Welt. —

Als der entſeelte Leichnam erkaltet war, wurde er geöffnet, um die Urſache ſeines Abſterbens zu erfahren und man fand dieſe in ungewöhnlich viel und großen Blaſenſteinen, von welchen der eine zackig und an zwei Zoll lang war. —

Bei der Trennung der Seele von dem Körper, welche am 5. Mai 1525, Abends, zwiſchen vier und fünf Uhr im 63. Lebensjahre des Kurfürſten erfolgte, rief der anweſende *D.* Stromer von Auerbach: *fuit filius pacis, ideo pacifice obiit!* (Er war ein Mann des Friedens, darum ſtarb er auch im Frieden!) — Dann ſetzte er hinzu: „Gott ſey ſeiner und jeder frommen Seele gnädig, Amen!“ —

So entſchlief einer der beſten Fürſten, den die Geſchichte unſers Vaterlandes kennt und ihm den ehrenden Beinamen des Weiſen gegeben hat, den er auch jetzt noch, nach drei vergangenen Jahrhunderten, mit vollem Rechte führt und in den kommenden führen wird.

Nach der Section legte man den Leichnam in den Sarg, den ſich der Kurfürſt ſchon vor Jahren hatte machen laſſen, und führte ihn nach Wittenberg, weil er ausdrücklich verlangt hatte, in der von ihm neuerbaueten Schloßkirche begraben zu ſeyn. —

An dem Tage, wo er dort ankam, wurde Mittags zwölf Uhr auf dem Thurme der Pfarrkirche die große Glocke geläutet, und auf dieſes Zeichen verſammelten ſich der Rath und die Gemeine, die Univerſität und die Stiftsgeiſtlichen. Als nun alle beiſammen waren, zogen ſie feierlich mit Kreuz und Fahnen hinaus vor das Elſterthor, wo der Leichenwagen hielt. Nun wurde der Sarg auf die Bahre geſetzt, mit dem Bahrtuche bedeckt, auch ſonſt noch fürſtlich verziert, dann aber hoben ihn acht Herren aus den höchſten Ständen des Landes auf, um ihn nach dem Begräbnißorte zu tragen, und die Prozeſſion nach der Stiftskirche begann, mit Vortragung des Kreuzes, wo aber nur eine einzige fürſtliche Perſon zugegen war und dem Sarge folgte. — Bei dem Einzuge in die Kirche bekam ein jeder Arme, deren nicht wenig waren, da eine Menge dieſer Armen dem Leichnam des menſchenfreundlichen Herrn in tiefer Betrübniß folgte, — durch den Maler Lukas (von Cranach) und den Goldſchmidt Chriſtian Einen Groſchen, nach der ausdrücklichen Verordnung des Entſchlafenen. In der Kirche ſtimmte man Trauerlieder an und Melanchthon hielt eine lateiniſche Rede, welcher nach einem abermaligen Geſange eine tröſtliche Predigt folgte, die *D.* Luther in deutſcher Sprache hielt. Auch er fühlte es tief, was er an dem Entſeelten verloren hatte, und Niemand verehrte ihn höher, als gerade dieſer Mann, der ſo viele Proben von der Geſinnung des Kurfürſten erhalten hatte. Doch das feſteſte Vertrauen auf Gott belebte ſeine Seele; muthig hob er den Blick himmelwärts, wo jetzt ſein fürſtlicher Freund wohnte, und auch er dereinſt hinzukommen hoffte, und ſeine Seele ſchwang ſich wieder über die Traurigkeit empor, war ſie doch vom feſten Glauben an Gott und das Wiederſehn jenſeits erfüllt. — Als nun die Predigt zu Ende war, und der Prediger die Kanzel verließ, ſangen die Geiſtlichen mit der Gemeine das damals ganz neue deutſche Lied: „Nun bitten wir den heiligen Geiſt ꝛc.“ — Dann machten die lateiniſche Vesper und Complet den Beſchluß der heutigen Feierlichkeit.

Am folgenden Tage machte man, von früh drei Uhr an, das Grab, vor dem Hochaltare in dieſer Kirche, und abermals erſchien eine höchſt zahlreiche Verſammlung in der Kirche, um bei der Einſenkung des Leichnams zugegen zu ſeyn. Geſang und Predigt von D. Luther wechſelten wieder ab, und als nach der Predigt die Einſegnung erfolgt war, ſenkte man dieſe irdiſche Hülle in den Schooß der Mutter Erde hinab, alle Anweſende aber ſprachen durch häufige Thränen:

„Er war ein guter Vater Aller,
„Drum Herr, gieb ihm die ew'ge Ruh! —“

6.

Scenen und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs des Weiſen.

Bereits am Schluſſe des 17. Jan., wo wir die kurze Jugendgeſchichte dieſes Fürſten vortrugen, ſo wie in der Einleitung zu dem nächſt vorhergegangenen Abſchnitte verſprachen wir Scenen und Charakterzüge aus dem Leben dieſes edlen Fürſten zu geben, und wollen jetzt den Anfang damit machen. —

1) Des Kurfürſten herzliche Liebe zu ſeinen Geſchwiſtern.

Als der Kurfürſt Ernſt von Sachſen, durch einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde, da er eben im Walde bei Colditz jagte, ſo ſchwer verletzt wurde, daß er auf dem Schloſſe daſelbſt verſtarb, und ſein älteſter Sohn Friedrich nunmehr den Thron ſeines Vaters beſtieg, war es ſein erſtes Geſchäft, ſeinen jüngern Bruder, Johannes, zum Mitregenten anzunehmen*), da ein anderer Bruder, Ernſt, den geiſtlichen Stand erwählt hatte, und bereits Erzbiſchof von Magdeburg war. —

Dieſe beiden Brüder lebten nun einträchtiglich beiſammen, und keiner that ohne den andern Etwas; ſo daß an ihnen das Wort der Schrift erfüllet wurde: „O wie fein und lieblich iſt es, wenn Brüder in Liebe bei einander wohnen!“ — Keiner nahm nur einen Diener an, wenn er nicht wußte, daß er ſeinem lieben Bruder angenehm war, um ja recht ſorgfältig jede Gelegenheit zu Mißverſtändniſſen zu vermeiden.

So lebten ſie unvermählt beiſammen, bis zum 23. October 1499, wo ſich Johannes mit der Prinzeſſin Sophia von Meklenburg vermählte. Auch während dieſer kurzen Ehe, die am 12. Juli 1503 durch den Tod, als Folge der Entbindung von einem Sohne (Johann Friedrich) wieder getrennt wurde, änderte ſich dieſes ſchöne Verhältniß der Eintracht ſo wenig, daß die ſanfte, herzensgute Sophia dem Kurfürſten eine liebe Schweſter war, und er ſie als Bruder herzlich liebte, auch ihren Wünſchen immer vorzukommen ſtrebte. — Als aber Gott die fromme Fürſtin zu ſich rief, weinte der Bruder in Gemeinſchaft des Gemahls ſehr über ihren Verluſt, und vermochte es nicht, den Balſam des Troſtes in das tief verwundete Herz ſeines Bruders **Johannes** zu gießen. —

---

*) Die Handlungen der Kurwürde ausgenommen, die dem Kurfürſten allein zufielen; ſo wie es auch ſchon bei der Geſammtregierung Ernſts und Albrechts der Fall geweſen war. A. d. V.

Zehn Jahre hindurch blieb nun der Herzog und Mitregent unvermählt, alle ſeine Sorgfalt dem geliebten Sohne und ſeiner Erziehung widmend. Endlich ſchritt derſelbe am 13. November 1513 zu einer anderweiten Vermählung mit der Fürſtin **Margaretha von Anhalt**; es ſcheint jedoch dieſe zweite Gemahlin nicht die Herzensgüte der erſtern gehabt zu haben*), und das bisherige ſo ſchöne Verhältniß der herzlichſten Bruderliebe wegen ſeiner Fortdauer in Gefahr gerathen zu ſeyn; denn es lebten die Brüder nicht mehr in einem und demſelben Palaſte, ja man findet ſogar, daß **Johannes** vom Jahre 1514 an, ganz getrennt von ſeinem Bruder lebte, und theils in Torgau, theils in Weimar reſidirte, in welcher letztern Stadt auch die Herzogin **Margaretha** am 9. October 1521 verſtarb, nachdem ſie ihrem Gemahl zwei Söhne und zwei Töchter geboren hatte.

Aber nicht allein mit dieſem Bruder, ſondern auch mit den andern beiden Brüdern, **Ernſt** und **Albrecht**, wovon jener, wie ſchon gedacht, Erzbiſchof zu Magdeburg war, und am 3. Auguſt 1513 von der Welt ſchied, dieſer aber ſchon bei dem Leben des Vaters **Ernſt**, von dem Kurfürſten und Erzbiſchofe zu Mainz, **Diether von Yſenburg**, zu ſeinem Coadjutor erwählt wurde, dann aber 1482, nach

---

*) Nach einer alten Quelle war der Kurfürſt gleich Anfangs mit dieſer Wahl ſeines Bruders nicht wohl zufrieden, und hätte es lieber geſehen, wenn ſein Bruder eine **kleviſche** oder **ſavoyiſche** Prinzeſſin zur Gemahlin erwählt hätte. Erfuhr dieſes etwa die Herzogin; ſo wäre der Schlüſſel zur Spannung zwiſchen ihr und dem Kurfürſten gefunden. A. d. V.

dem Ableben Diethers, jedoch ſchon am 1. Mai 1484 verſtarb, — ſo wie mit ſeinen beiden Schweſtern, Chriſtine und Margarethe, lebte Friedrich im ſchönſten liebevollſten Vernehmen, gedachte auch in den letzten Stunden ſeines Lebens ſeiner Geſchwiſter auf das rührendſte, freuete ſich der baldigen Wiedervereinigung mit ſeinen vorausgegangenen Lieben, und flehete zu Gott um Segen für die, ſo noch hienieden weilten.

2) Friedrichs Liebe zu den Kindern.

Wenn ein Menſch zu der unſchuldigen Kinderwelt eine zarte Neigung in ſeinem Herzen trägt; ſo iſt es gemeiniglich ein Zeichen von angeborner Herzensgüte und einem reinen Bewußtſeyn, welches ſich wieder zu der Unſchuld neigt.

Der Kurfürſt Friedrich war weder vermählt, noch Familienvater im eigentlichen Sinne des Wortes, und doch trug er eine ſo innige Liebe zu der Kinderwelt in ſeinem Herzen, daß er ſich in der Nähe einer Anzahl Kinder immer wohl befand, ſich ihrer unſchuldigen Spiele freuete, und ihnen zuweilen lange mit Vergnügen zuſah. —

Einſt ritt der Kurfürſt, nur in Begleitung eines einzigen Dieners, auf dem Felde bei Wittenberg ſpazieren. Auf dem Rückwege traf er einen neuen Braubottich, an dem man noch bauete, und den die Arbeitsleute verlaſſen hatten, weil es Feierabend war. Eine Schaar Kinder hatte ſich dieſes Bottichs bemeiſtert und ſpielte in demſelben. Der Kurfürſt ſah dies Bild der fröhlichen Kindheit, und es ſprach ſein edles, menſchenfreundliches Herz lebhaft an, ſo daß er ſich an ſeine eignen Kinderjahre erinnerte; denn in Vater Ernſts Hauſe waren Alle in Liebe und Eintracht glücklich, und nicht ſelten ſpielten dieſe Fürſtenkinder in Gemeinſchaft mit wohlgeſitteten Bürgerskindern. Die fürſtlichen Eltern waren dabei gegenwärtig und freueten ſich dieſer unſchuldigen Fröhlichkeit. Alles dieſes trat jetzt dem ſchon ziemlich bejahrten Fürſten, welchem das Zuſammentreffen der Umſtände, und ſein hoher Stand, der es dem Fürſten nicht immer erlaubt, ſo glücklich zu ſeyn, als der Bürger, die Glückſeligkeit des häuslichen Familienlebens verſagt hatte, — vor die Augen ſeiner Seele, ſo daß er tief gerührt davon wurde, ſein Roß anhielt, und mit innigem Vergnügen dieſen unſchuldigen Spielen der Kleinen zuſah. — Die Kinder ließen ſich auch durch die Gegenwart des Kurfürſten nicht im geringſten ſtören, ſondern ſpielten luſtig jedoch ſittlich fort; es kannte ja Alt und Jung den geliebten Landesvater als einen entſchiedenen Menſchenfreund, der es auch wohl mit den Kindern meinte und dieſes ſchon bei ſo mancher Gelegenheit kundgethan hatte. Weshalb hätten ſich die Kinder alſo vor ihm fürchten ſollen? —

Der Kurfürſt gab dem Diener Befehl und dieſer mußte eilig nach der Stadt reiten, um Meth und Semmeln zu holen. — Der Diener gehorchte dem Befehle ſeines Herrn mit Freuden, eilte und war bald wieder zur Stelle, wo er denn den Meth und die Semmeln unter die Kinder vertheilte, was er ebenfalls mit Liebe that, denn er war ſelbſt Vater mehrerer Kinder. Als nun die fröhlichen Kleinen die Gabe empfingen, da brachen ſie in lauten Jubel aus und der Kurfürſt freuete ſich herzlich darüber, hatte er doch ſeinen Zweck erreicht, den Kindern Freude zu machen.

Man hat mehre Beiſpiele, daß wenn der Kurfürſt auf ſeinen Reiſen, auch in fremden Ländern einen Haufen kleiner Kinder ſah, er jedesmal Einem aus ſeiner Begleitung befahl, das Geld, was er ihm gab, unter dieſe Kleinen zu vertheilen. — „Lieber!“ — ſprach er einmal zu einem ſolchen Begleiter, Thomas Wegenknecht, — gieb ihnen Allen reichlich, denn ſie werden nach Jahren noch ſagen: Einſt zog ein Herzog von Sachſen vorüber, und beſchenkte uns, die wir noch kleine Kindlein waren, mildiglich.“

Abermals ein Beweis, daß der Kurfürſt die Menſchen kannte; denn was dem Menſchen in ſeiner Jugend Gutes widerfährt, bewahrt er im Herzen, und behält es feſt, bis an ſein Ende. —

Doch nicht allein auf dieſe Weiſe war Friedrich der unſchuldig-fröhlichen Kinderwelt herzlich zugethan, ſondern er that ihr auch auf eine andre noch edlere Art Gutes. Es erbarmte ſich der edle Fürſt, dem das Geſchick die Freude verſagt hatte, an der Seite eines edlen geliebten Weibes und im Kreiſe guter Kinder, des Erdenlebens höchſtes Glück zu finden, vieler Waiſen, oder der Kinder von armen Eltern, an denen er Herzensgüte und beſondere Geiſtesgaben entdeckte, nahm ſich ihrer Erziehung eifrig an, und wurde ſo ihr höchſter Wohlthäter. — Sein edler Bruder, Johannes, ahmte dieſem Beiſpiele nach, alſo, daß der Augenzeuge Spalatin von ihnen ſagt: „Dieſer Kurfürſt Friedrich von Sachſen hat, nebſt ſeinem Bruder Johannes, Herzogen und dann auch Kurfürſten von Sachſen, eine große Anzahl edler und anderer ehrlicher frommer Leute Kinder, beide in der

Cantorei und Cammer erzogen, aus welchen mancher frommer ehrlicher Mann geworden iſt: ſo daß dieſer Kurfürſt und Herr Degenhard Pfeffinger eines Abends, — wie ich, Spalatinus, ſelbſt vom Herrn Pfeffinger gehöret, — die Anzahl dieſer Knaben ſelbſt zuſammengezählet und gefunden hätten, daß ihrer etliche Hundert wären.“

Erwägt man nun, wie viel der edle Friedrich hierdurch für die menſchliche Geſellſchaft gethan, wie ſo manches Kind, das ohne ihn verdorben wäre, auf dieſe Weiſe dem moraliſchen und leiblichen Verderben entriſſen, und der bürgerlichen Geſellſchaft als brauchbares ja treffliches Mitglied gewonnen und zugeführt wurde; dann fühlt man ſich von tiefer Ehrfurcht gegen dieſen Fürſten erfüllt, und ruft, von dieſem Gefühl bewogen, adorirend aus: „Dein Andenken bleibe bis zu den fernſten Jahrhunderten im Segen, du ächtweiſer Menſchenfreund!

7.

Scenen und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs des Weiſen.

(Fortſetzung.)

3) Wie es kam, daß der Kurfürſt Friedrich unvermählt blieb.

Man darf nicht glauben, daß dieſem ſo gefühlvollen Fürſten die ſüßen Regungen der Liebe fremd geblieben wären; denn nur das Zuſammentreffen von Umſtänden, und die Rückſichten, die er ſeinem hohen Stande ſchuldig war, hielten ihn ab, ſich zu vermählen. —

Von den Begebenheiten ſeiner Jugend weiß man in dieſer Hinſicht nichts gewiſſes und nur die Sage, und eine von einem Vertrauten des Kurfürſten hinterlaſſene alte Nachricht, hat uns Folgendes erhalten.

Einſt, es war noch vor der Betfahrt nach Paläſtina, wahrſcheinlich alſo im Herbſte des Jahres 1492, lernte der Kurfürſt auf der Jagd eine unbekannte ſehr ſchöne Dame kennen, welche im dichteſten Walde an einem Brunnen ſaß, durch ihre Mienen und weinenden Augen aber die Traurigkeit ihres Gemüthes zu erkennen gab. — Der Kurfürſt war ohne Begleitung, als er ſie traf, ſtieg deshalb vom Roſſe, und ſuchte die Unbekannte zu tröſten, bat ſie, ihm die Urſache ihres Leidens zu entdecken, und machte ſich anheiſchig, ihren Kummer zu ſtillen, ſollte er auch Leib und Leben dabei wagen. — Die Unbekannte weinte heftig und wollte ſich ihm entziehen; doch als der Fürſt ſie dringend bat, ſich ihm zu entdecken, ſprach ſie endlich zu ihm: „Ich bin von fürſtlichem Geblüte und aus altem Geſchlechte hochgeboren; habe aber bei meiner blühenden Jugend weder Muth noch Freude, indem mir ein kränklicher, ſchwächlicher Mann, der in ſeinem Munde keinen Zahn mehr hat, nach dem Willen meiner Eltern, zum ehelichen Gemahl beigelegt worden iſt, den ich nicht von Herzen lieben kann.“

Auf dieſe Erklärung erbot ſich der Kurfürſt, in deſſen Herzen der Funken der Zuneigung bereits gezündet hatte, der ſich der Dame aber nicht entdeckt haben mag, weil ſie ihn blos Lieber Geſell nannte, zu jedem freundſchaftlichen Dienſte und ſtrengſter Verſchwiegenheit, wurde jedoch von derſelben übel verſtanden, ſo daß ſie es für einen Schimpf hielt und ſich entfernen wollte; doch der Fürſt betheuerte ihr mit den ſtärkſten Verſicherungen: „Daß er aus redlichem Herzen ihr ſeine Dienſte und Verſchwiegenheit angeboten habe, ob er gleich, wegen erfahrner Untreue des weiblichen Geſchlechts feſt entſchloſſen geweſen ſey, ſich zeitlebens mit keinem Frauenzimmer wieder einzulaſſen ꝛc. —"

Noch ſpielte die Dame die Rolle der Spröden; doch endlich ſchmolz ein Blick auf die Geſtalt des Fürſten — Friedrich war ein ſchöner, mit hohem Anſtande begabter Mann, — die Eisrinde, welche ihr Herz umlegt zu haben ſchien, und ſie gab ſeinen Bitten, ihn auf die Probe zu ſetzen, Gehör, ſo daß ſie ihm zur Prüfung ſeiner Geſinnung und im Geiſte jener Zeit, eine Betfahrt nach dem heiligen Lande aufgab, welche er auch verſprach, und am 19. Februar 1493 dieſe Reiſe antrat, ans Ziel derſelben gelangte, und am 3. Sept. wieder im Vaterlande ankam, (S. 3. Sept.) wo er das Reichs-Vicariat, nach dem erfolgten Abſterben des Kaiſers Friedrich des *III.*, antrat. —

Noch eine Bedingung hatte die Unbekannte gemacht, und dieſe betraf nichts anderes: als daß er einem Lanzenbrechen, welches demnächſt am Hofe ihres Gemahls gehalten werden würde, beiwohnen ſolle. — Dieſes verſprach ihr der Kurfürſt und ſo ſchieden ſie heute von einander; wir aber wollen unſern geehrten Leſern nunmehr etwas Näheres über jene Dame berichten. —

Es war dieſelbe die Gräfin Amalia von Schwarzburg, und eine geborne Gräfin von Mannsfeld, welche an den Grafen Heinrich

XXXIX. von Schwarzburg, mit dem Beinamen der Bremer genannt, — (weil ſein Bruder, Heinrich der *XXXVIII.* Erzbiſchof von Bremen geweſen war, und er ſich wahrſcheinlich oft und lange an deſſen Hofe aufgehalten hatte,) nach dem Willen ihrer Eltern vermählt wurde, ihn aber nicht liebte, da er ſich auch gegen ſie nicht eben liebreich betragen haben mag, weil er von ſeiner Gemahlin ſelbſt ein wunderlicher Greyner genannt wurde. — Im Auguſtmonat (1492) fand auch dieſes Lanzenbrechen wirklich in der Reſidenz des Grafen ſtatt, und der Kurfürſt Friedrich ſtellte ſich verſprochenermaßen dabei ein, wo er ſich denn ritterlich hielt und großen Ruhm dabei erwarb.

Als die Gräfin Amalia ihren unbekannten Freund jetzt als einen der vornehmſten Fürſten des Reichs erkannte, und ſein ritterliches Benehmen ſah, verwandelte ſich die bisher für ihn gehegte freundſchaftliche Zuneigung allmählig in innige Liebe, zumal als ſie Vergleiche zwiſchen ihrem wunderlichen Gemahl und dieſem trefflichen Manne anſtellte, deſſen Ruhm bereits in Aller Munde war; doch wußte ſie an ſich zu halten, und that ganz fremd gegen ihn, ſo wie der Kurfürſt ſich auch keinen Blick gegen die Gräfin erlaubte, welcher ihr geheimes Verſtändniß nur im Geringſten hätte offenbaren können. —

Am Abende folgte dem Turnier, wie gewöhnlich, ein köſtliches Bankett, und dann der feierliche Rittertanz, bei welchem bekanntlich der König des Feſtes, mit der Gemahlin des Feſtgebers, den Tanz begann. — Während dieſes Tanzes, der bis ſpät in die Nacht währete, lud ein Zwerg den Kurfürſten heimlich ein, ihm nach dem Schloßgarten zu folgen. Er bedachte ſich ein wenig, und folgte dann ſeinem Führer, wo er die Gräfin im Garten traf. Dieſe empfing den Geliebten ihres Herzens ſehr freundlich, der Zwerg zog ſich zurück, und nun nahmen die Liebenden, nach einem kurzen Geſpräch, zärtlich Abſchied von einander. Bei dieſem ſchenkte die Gräfin ihrem Geliebten ein ſeidnes Tuch von weißer Farbe, die Reinigkeit ihrer Geſinnungen hierdurch anzudeuten, und dieſem Geſchenk fügte ſie noch einen ihrer Handſchuh bei, ihr Geliebter aber verſicherte ihr auf das zärtlichſte ſeine beſtändige Liebe, und daß von jetzt an ſein Wahlſpruch ſeyn werde:

Ganz unverwend't
Bis an das End'. —

Hierauf trat der Kurfürſt, wie ſchon erwähnt, die Wallfahrt an, und als er wieder zurückgekommen war, und ſeiner Geliebten im Geheim Nachricht davon gegeben hatte, fanden ſich die Liebenden wieder am Brunnen im Walde, und es wurde der Kurfürſt von der Dame ſeines Herzens anfänglich mit bittern Vorwürfen empfangen — weshalb, meldet die Quelle nicht, — doch endlich ließ ſie ſich verſöhnen, verſicherte dem Geliebten die Fortdauer ihrer innigſten Liebe, ermahnte ihn auch zu fernerer beſtändiger Treue, und daß er in Geduld die vielleicht nicht weit mehr entfernte Zeit erwarten möchte, wo er, zur Belohnung ſeiner aufrichtigen Dienſte, ihre Liebe und Gunſt gänzlich erhalten ſolle, und ſie ihm ganz zu eigen ſeyn werde.

Der Geliebte war mit dieſer Verſicherung ſehr zufrieden, ſchied mit zärtlichem Abſchiednehmen von dem Sterne ſeiner Liebe und wartete mit Vertrauen auf das Gelangen an das Ziel, *ganz unverwend't bis an das End'*. —

Hier ſchließt ſich die Nachricht, welche der Canzler des Kurfürſten, *Adam von Hammerſtein*, im Jahre 1496 zu Torgau eigenhändig aufgeſetzt und ſie unter dem Titel: *Der Hirſch mit dem güldnen Geweih und die Dame am Brunnen*, handſchriftlich hinterlaſſen hat; *) ſie meldet uns aber nicht, welches Ende dieſes Liebesverſtändniß, das ganz platoniſcher Art geweſen ſeyn muß, genommen habe. Nur ſo viel wiſſen wir, daß der Graf Günther erſt im Jahre 1531 im höchſten Lebensalter, ſeine Gemahlin *Amalia* aber ſchon 1517 verſtorben, und demnach ihre Hoffnung nicht erfüllt worden ſey.

Noch während dieſes Liebesverſtändniſſes, vielleicht auch erſt alsdann, als es ſich der Hoffnungsloſigkeit wegen wieder aufgelößt hatte, oder nach dem Tode der Gräfin, ſcheint der Kurfürſt Friedrich ein anderes Verſtändniß, jedoch ſinnlicherer Art, mit einer gewiſſen *Anna Wellerin*, von *Molsdorf*, unterhalten zu haben, von welchem zwei Söhne, *Sebaſtian* und *Friedrich von Jeſſen*, die Früchte waren. Dieſe Beiden kamen zeitig an den Hof des Kurfürſten, wurden von dieſem ſehr geliebt, gut erzogen, und ſeine liebſten Edelknaben, auch von ihm im Teſtamente ſehr wohl bedacht, obgleich nicht förmlich legitimirt. Nach dem Tode des Kurfürſten *Friedrich* blieben ſie unverändert am Hofe ſeines Nachfolgers, *Johannes*, welcher von der nahen Verwandtſchaft dieſer beiden Brüder mit ihm, zuverläſſig Wiſ-

---

*) Dieſen Titel hat die gedachte Nachricht von einem dem erzählten Abenteuer vorhergegangenen *Traume*, nach welchem der Kurfürſt einen *Hirſch mit güldnem Geweihe* geſehen, denſelben verfolgt und nun eine *unbekannte Dame im Walde an einem Brunnen* getroffen habe. Kurz darauf habe denn das Abenteuer ſelbſt in der Wirklichkeit ſtattgefunden. *Hammerſteins* Handſchrift hat *Weinart* in ſeiner *Neuen Sächſiſchen Handbibliothek* P. II. S. 14 — 43 aufgenommen, welche wir dem Vorſtehenden zum Grunde gelegt haben, derſelben auch bei dieſem Auszuge, aus guten Gründen treugeblieben ſind, ohne uns die geringſte Ausſchmückung zu erlauben. A. d. B.

ſenſchaft gehabt hat; denn ſie waren bei dieſem Fürſten ebenfalls ſehr wohl gelitten, müſſen ſich aber durch Nichts berühmt gemacht haben, da ihrer die Geſchichte nicht weiter erwähnt, als daß ſie vom Kurfürſten Johannes 1525 einen Begnadigungsbrief und 1526 einen Lehnbrief über gewiſſe Güter erhalten, ſo wie, daß ſie 1527 mit im Gefolge des Kurfürſten, als der Kurprinz Johann Friedrich vermählt wurde, mit am Hofe zu Cleve waren, und dort mit andern vom Adel turniert haben.

Endlich müſſen wir noch gedenken, daß der Kurfürſt einſt eine Prinzeſſin von Jülich heirathen wollte und ſeinen Beichtvater, den bekannten Auguſtiner Staupitz auf die Brautſchau an jenen Hof ſendete. Da aber dieſer dem Kurfürſten nach ſeiner Zurückkunft berichtete: „Es ſchicke ſich dieſe Dame nicht für ihn!“ ſo traute dieſer Fürſt den Worten ſeines Beichtvaters, und ſagte auch dieſem Vermählungsplane Ade! —

(Die Fortſetzung folgt an paſſenden Stellen.)

8.

Errichtung der Bergſchulen.

Schon ſeit längerer Zeit waren viele Kenner damit einverſtanden: daß der Bergbau durch alle ſeine Branchen wiſſenſchaftlich betrieben werden müſſe, wenn er fortwährend ergiebig ſeyn und bleiben ſolle, und daher ſey es nöthig, daß auch die, ſo ihn auf den niedern Stufen leiteten, mehr intellectuelle Bildung erhalten, und ſelbſt die niedrigſten Arbeiter der bisherigen Rohheit entriſſen werden müßten. — Daher brachte der Oberberghauptmann von Heynitz bereits im Jahre 1776 die Anlegung von niedern Bergſchulen in Vortrag; denn dieſer Unvergeßliche, dem, wie Charpentier, Trebra, Herder und noch andern Patrioten aus der frühern Zeit, der ſächſiſche Bergbau ſo viel verdankt, ſah es wohl ein, daß die Rohheit der Bergjugend überhaupt und die geringe Vorbereitung derer, die nach dem Unterrichte bei der Akademie ſtrebten, der Erreichung des Zweckes derſelben keinesweges förderlich ſey. Nicht minder blieb die große Lücke von ihm unbemerkt, welche man bei der Stiftung der Bergakademie gelaſſen hatte, indem wohl für die Bildung der Oberofficianten, aber nicht für die von guten Geſchwornen, Steigern ꝛc. geſorgt war. Daher war im erwähnten Jahre der Antrag des wahrhaft edlen Heynitz beſonders dahin gerichtet, daß für den Unterricht der Bergjugend in den gewöhnlichen Trivialſchulen der Städte und Dörfer, wo die Eltern wohnten, Sorge getragen werden möchte. Die Koſten hierzu, ſchlug er vor, ſollten theils aus der Knappſchaftskaſſe beſtritten, theils auch die Gewerkſchaften großer Gruben disponirt werden, für jeden Knaben, ſo lange bis er funfzehn Groſchen zu Lohn habe, wöchentlich vier Pfennige zu dieſem Zwecke aus den Grubenkaſſen bezahlen zu dürfen. Und damit diejenigen Knaben, welche vorzügliche Fähigkeiten zeigten, und in der Zukunft Steiger ꝛc. zu werden gedächten, den hierzu nöthigen Unterricht erhalten möchten, ſollte einer der geſchickteſten Akademiſten dieſelben in den zu ihrer Beſtimmung nothwendigen Wiſſenſchaften unterrichten, zu deſſen Honorirung aber, ſo wie Beſtreitung der übrigen Koſten, der Prämienthaler ganz oder zum Theil angewendet werden. —

Die Vorſchläge wurden für das Freiberger Bergamtsrevier von der höchſten Behörde genehmigt, und beſonders in Anſehung der erſtern ſollte durch ein Reſcript vom 6. Februar 1779 der Knappſchaftskaſſe, zu dem angegebenen Zweck, der Accisbetrag von den nicht zur Stadt kommenden Bergmaterialien an Pulver und Eiſen angewieſen werden.

Dies war der Anfang und der Grund der Bergſchulen im Erzgebirge, die, von 1784 an, auf ſämmtliche Bergämter ausgedehnt wurden, und durch eine höchſte Reſolution vom 8. Mai 1786 ſollten jährlich dreihundert Thaler aus der Oberzehendenkaſſe bezahlt und zur Erreichung dieſes Zweckes verwendet werden, wovon die Zeichnen- und Rechnenſchulen zu Freiberg 60 Thaler und das Uebrige die Bergſchulen in andern Bergämtern, welche theils in Zeichnen- und Rechnenſchulen, theils in Trivialſchulen eingetheilt werden, erhalten ſollten. Dieſe Königliche Unterſtützung ſtieg allmälig höher, bis ſie endlich unterm 24. October 1797 für immer auf 1000 Thaler feſtgeſetzt wurde.

Unendlich viel Gutes iſt durch dieſe Bergſchulen, von welchen die Freiberger die vorzüglichſte und ein Annexum der Bergakademie iſt, geſtiftet worden, und der wahre Nutzen davon iſt nicht zu berechnen.

9.

Der Herzog, Johann Friedrich der Mittlere, ſtirbt in kaiſerlicher Haft, am 9. Mai 1595.

(S. 8. Febr. und 18. April.)

Als dem Herzoge Johann Friedrich der Verluſt ſeiner Freiheit und die Nachricht angekündigt wurde, daß er in die Haft des Kaiſers werde abgeführt werden, bat er vorerſt darum, daß man ihm ein fürſtliches Gefängniß im Lande ſeines Vetters, des Kurfürſten Auguſt anweiſen möchte; dieſes wurde ihm jedoch abgeſchlagen. — Nun war die Begleitung einiger ſeiner Hofcavaliere, als Geſellſchafter in der Gefangenſchaft, der Gegenſtand ſeiner Bitte, aber auch dieſe fand keine Gewährung; doch erlaubte man ihm zwei Edelknaben, von Birkenfeld und von Germar — welchen letztern ihm ſein Bruder, der Herzog Johann Wilhelm, mitgab, nebſt ſo viel Dienern, als zur höchſten Noth erforderlich waren, und ſeinen Hofprediger, der den geliebten Herrn im Unglück nicht verlaſſen wollte, ſondern freiwillig mit ging, um ihm in der Haft die trüben Gedanken durch die Troſtgründe der Religion zu verſcheuchen. — Auch noch ein alter treuer Diener meldete ſich zur Begleitung, und dieſes war des Herzogs luſtiger Rath Gobel; denn er fühlte es wohl, daß es ihm an Beſchäftigung, ſeinen Herrn aufzuheitern, nicht fehlen werde. Der Herzog hatte ihm in den Tagen ſeiner fürſtlichen Hoheit mehrere Wohlthaten erwieſen, und dieſes vergalt der Dankbare jetzt durch unwandelbare Treue und Anhänglichkeit, da er ſeinen Herrn auch in den Tagen der Erniedrigung nicht verließ. Wir ſehen alſo einen braven Mann im Gewande und unter der Benennung eines Narren.

Zu allen dieſen Vorbereitungen wurden kaum achtzehn Stunden Zeit geſtattet, und ſchon am Morgen des 15. Aprils erſchien der ſchwarzbekleidete Wagen, welcher den unglücklichen Fürſten aus ſeinem Lande führte, das er nie wieder ſah.

Den Abſchied dieſes Gatten und Familienvaters, wer kann ſich dieſen treffend denken, oder ihn beſchreiben. Als der ſchwarze Wagen im Schloßhofe zur Reiſe bereit ſtand, erſchienen die kaiſerlichen Commiſſarien im Zimmer des unglücklichen Fürſten.

„Herr Hans Friedrich von Sachſen, wir begehren an Euch, Ihr wollet nun, auf kaiſerlichen Befehl, Eure Reiſe zur fernern Haft antreten." —

So ſprach der vornehmſte der Commiſſarien, und der Herzog hatte nun Beſonnenheit genug, um ſich dieſem Andeuten ohne die geringſte Schwierigkeit zu fügen. In ſtummen Schmerz aufgelöſt, umarmte er noch einmal ſeine laut weinende Gemahlin, und ſegnete ſeine Kinder, wovon das älteſte vier Jahre und das jüngſte neun Monate alt war. Dann wendete ſich der unglückliche Fürſt, um mit dem Ausrufe: „Nun wohlan denn! So will ich ihn denn gehen, den ſauern, ſchweren Gang!" ſein bisheriges Wohnzimmer und dann ſein Vaterland für immer zu verlaſſen; was aber dieſer Fürſt dazumal vielleicht noch nicht ahnete, ſondern ſich eine beſſere Zukunft einbildete, als ſie ihm hernach wirklich zu Theil wurde. Laut jammernd folgte ihm ſeine Gemahlin mit ihren Kindern, wovon das jüngſte ſeinen Verluſt noch nicht zu fühlen vermochte. Die Thür des Wagens wurde geöffnet, und mit einem muthigen: „Hinauf, in Gottes Namen!" ſtieg der Herzog hinein, noch einmal hielt ihm die lautjammernde Fürſtin ihr jüngſtes Kind zum Abſchiede entgegen, und dieſe Scene rührte alle

Anweſenden bis zu Thränen, ſelbſt bei den rauhen, harten Kriegsknechten von den Schaaren zu Roß und zu Fuß, die zur Begleitung Johann Friedrichs beſtimmt waren, ſah man viel naſſe Augen, und manche Thräne über die Wangen herab in den Bart rinnen.

Jetzt ſetzte ſich der Zug in Bewegung, und langſam, als gelte es einer Leichenbeſtattung, zog derſelbe den Schloßberg hinab. Nicht allein der Wagen war ſchwarz drapirt, auch die Pferde, welche ihn zogen, hatten ſchwarzes Geſchirr. Vor und hinter dem Wagen zogen zwei Schaaren Reiter und vier Fahnen Fußknechte.

Kaum war der Wagen fort, als auch die Herzogin Eliſabeth Anſtalten traf, dieſes Schloß, ihren bisherigen Wohnſitz zu verlaſſen, und ſich mit ihren Kindern in das ſtillere, von keinem Kriegsgetümmel erfüllte Eiſenach zu wenden. Schon am andern Morgen zog ſie mit dieſen Kindern und einer Kammerfrau ab, ihre treuen Diener aber waren eifrig bemüht, die ihrer Herrſchaft gehörigen Mobilien ebenfalls dahin zu ſchaffen; da das Schloß zu Gotha, der Grimmenſtein genannt, nach einem unabänderlichen kaiſerlichen Befehl, van Grund aus abgebrochen und zerſtört werden ſollte. —

Der Herzog Johann Friedrich nahm ſeinen Weg in's Elend über Langenſalza nach Leipzig und von da nach Dresden. Unterwegs ſcheint ihn noch viel Hoffnung beſeelt zu haben, daß er nicht nach den fernen Erbländern des Kaiſers werde geſchafft werden; denn als er in Meißen auf dem Schloſſe Albrechtsburg Nachtlager hielt, ſchrieb er mit Bleiſtift an die weiße Kalkwand; *Es geluckt noch wohl. H. F. H. Z. S.* d. i. (Es glückt noch wohl! Hans Friedrich, Herzog zu Sachſen.) Der ihn bewachende Anführer ſeiner Begleitung ſcheint jedoch beſſer unterrichtet geweſen zu ſeyn; denn er ſchrieb mit Rothſtift darunter; „*Gnad dir der allmächtig Gott!*“ — Lange erhielt man dieſe Schrift durch ein Glastäfelchen; allein der Schloßbrand von 1773 zerſtörte ſie, ſo daß man nur noch die Stelle ſieht, wo das Glas eingeſetzt war.

Am andern Morgen wurde die Reiſe nach Dresden fortgeſetzt, und der Herzog hoffte, dort wenigſtens einige Zeit bleiben zu dürfen; doch ſeine Hoffnung war vergebens. Kaum war er vom Wagen geſtiegen, als man ihn ſofort vor eine Commiſſion von kurfürſtlichen Räthen brachte, denen der kaiſerliche Commiſſar von Carlowitz vorſaß. Hier mußte der Gefangene verſchiedene harte Klagepunkte beantworten; wie er ſie aber beantwortet habe, iſt nicht bekannt geworden. — Sogleich nach dieſem Verhör ging die Reiſe weiter fort nach Böhmen und immer weiter, bis er endlich in Wien anlangte. —

Hier hielt nun dieſer Unglückliche, bei heftigem Regenwetter einen Einzug, der nicht allein ſeinen Stand und dadurch alle Reichsfürſten, hauptſächlich aber den entehrte, der denſelben angeordnet hatte. — Des ſchlimmen Wetters ohngeachtet waren die Wiener zu Tauſenden zuſammengelaufen, den gefangenen Ketzerfürſten zu ſchauen, den man deshalb brachte, damit er als ein Rebell lebenslänglich in kaiſerlicher Haft verbleibe. Endlich kam der Zug. Denſelben eröffneten funfzig baieriſche Reiter, denen funfzig ſächſiſche folgten. Dann ſah man acht Perſonen, welche Fahnen eingewickelt und geſenkt trugen, nun aber folgte der Wagen, in welchem der gefangene, heute aber ſo bitter verhöhnte und verſpottete Herzog von Sachſen ſaß. Ein Strohkranz (?!) bedeckte, anſtatt des Fürſtenhutes, heute ſein Haupt, und war für den, der dieſen unfürſtlichen Hohn veranſtaltet hatte, ein bitterer Vorwurf. — Und damit dem Volke der Triumph über den Gefangenen deſto imponirender werde, umgaben den Wagen ein Haufen kaiſerlicher Kriegsknechte und begleiteten ihn. —

Auch in Wien durfte Johann Friedrich nicht lange bleiben, denn man ſchaffte ihn nach Wieneriſch-Neuſtadt an der ungariſchen Grenze in ein Gefängniß, das wohl für einen gemeinen Verbrecher, nicht aber für einen gefangenen Fürſten des deutſchen Reichs ſchicklich war. — Hier wurde er mit Härte behandelt; denn man geſtattete ihm nicht die geringſte Freiheit, oder daß er ſich hätte Bewegung machen können. Das Leſen in der Bibel und die theologiſchen Geſpräche mit ſeinem Hofprediger waren, nebſt einer wiſſenſchaftlichen Correſpondenz mit verſchiedenen Gelehrten ſein einziger Zeitvertreib; zuweilen heiterte ihn auch ein gutmüthiger Scherz ſeines getreuen Gobels ein wenig auf und entlockte ihm ein Lächeln.

Und was die herrliche Eliſabeth für die Freiheit ihres Gemahls that, wie ſie ſich raſtlos mühete, ſein hartes Schickſal wenigſtens etwas zu mildern. Dieſes haben wir bereits im erſten Bande, 8. Febr., S. 240 bis 247 zu ſchildern verſucht, und wollen uns hiermit darauf berufen, nun aber in unſerer Erzählung fortfahren.

Johann Friedrich lebte einſam in ſeinem Gefängniſſe, und er, der ehemalige Reichsfürſt, war nun den Launen derer hingegeben, denen die Aufſicht über ihn anvertraut war. — Da wurde dieſem armen Gefangenen ganz unverhofft eine hohe Freude bereitet, ſeine Gemahlin, die herrliche, hochherzige Eliſabeth, dieſes Muſter einer treuen Gattin entſagte ihrer Freiheit und entſchloß ſich, bei ihrem Gemahl zu bleiben, um ihn nicht in ſeinem Elende zu verlaſſen. Sie erſchien bei ihm im Gefängniſſe, und war nun zwei und zwanzig Jahre hindurch ſeine Tröſterin, wie die verehrlichen Leſer am bereits angezeigten Orte leſen können. Heil dem Manne, der ein ſolches Weib das Seinige nennen kann!

Endlich rief Gott dieſe Treffliche zu ſich und nun war der arme Johann Friedrich wieder allein, und ſeiner Tröſterin auf immer beraubt. Nun fühlte er ſich erſt ganz unglücklich; doch dieſer Zuſtand währete nicht lange, als auch er, der fromme Dulder am Ziele ſtand, und der Allbarmherzige zu ihm ſprach: „Es iſt genug!" —

Wegen der herannahenden Türkengefahr hatte man den verhafteten Fürſten von Neuſtadt nach Steyer, tiefer in Oeſterreich gebracht. Gleich bei dem Eintritte in das neue Quartier ſtrauchelte der nun hochbejahrte Fürſt und that einen ſchweren Fall, wo er ſich in Fleiſch und Haut ziemlich verletzt haben mag, obgleich nichts gebrochen war. —

Eliſabeths Seele war bereits in Neuſtadt von hinnen geſchieden, und Johann Friedrich mußte nun nicht allein ihren ihm ſo theuern Leichnam verlaſſen, ſondern auch noch bittere Härte erfahren; denn hartherzige Wucherer, die ſich die öftere Geldverlegenheit des Herzogs auf eine ſehr unedle Weiſe zu Nutze gemacht hatten, erklärten die Leiche für ein Pfand, das ſie nicht eher aus den Händen laſſen würden, bis ihre Anſprüche ſammt und ſonders befriedigt wären. Wie ſich aber dieſe neue Trübſal geendigt habe, iſt bereits Bd. *I.* S. 246 erzählt worden, und wir wollen uns darauf beziehen.

Die Trennung von ſeiner Eliſabeth hatte eine ſo üble Wirkung auf den abgelebten, durch vieljährige Leiden aller Art erſchöpften Körper des Herzogs, daß jener Fall, vielleicht an ſich nicht bedeutend, durch eine hinzugetretene Entzündung tödtlich für den Herzog wurde. Am Sonntage, den 4. Mai 1595 wurde er von wechſelndem Froſt und Hitze überfallen, und ſchon nach fünf Tagen, am 9. Mai ſchloß der viel und hart geprüfte Johann Friedrich ſeine Augen zur Grabesruhe, nachdem er ſechs und ſechzig Jahre vier Monate und einen Tag gelebt, und von dieſer Zeit acht und zwanzig Jahre in der Haft zugebracht hatte.

Gleich nach dem Verſcheiden des Herzogs brachte der kaiſerliche Commiſſarius, Ferdinand von Mäſchwander zu Schwanau, die Hinterlaſſenſchaft des Verſtorbenen unter Schloß und Siegel, und that dem älteſten Sohne, Johann Caſimir, das Abſterben ſeines Vaters kund. Hierauf wendete ſich dieſer Fürſt ſchriftlich an den Kaiſer, und bat ihn, dem Leichnam ſeines Vaters eine Ruheſtätte im Vaterlande an der Seite ſeiner Eliſabeth zu vergönnen, und dieſes wurde ihm auch durch eine kaiſerliche Reſolution zugeſtanden; doch ermahnte zugleich der Kaiſer die hinterlaſſenen Söhne dieſes Fürſten, die Creditores des verſtorbenen Herzogs zu befriedigen.

Dieſem Befehle nachzukommen ſendeten, die Söhne des verſtorbenen Herzogs eine Deputation von ihren Ständen nach Steyer, um den Leichnam zu holen, ſo wie das Schuldenweſen ihres Vaters zu reguliren.

Nachdem nun dieſes berichtiget war, wurde der einbalſamirte Leichnam des verſtorbenen Herzogs am 24. October auf der Donau nach Regensburg abgeführt, und kam am 16. November nach Coburg, wo er denn an der Seite ſeiner treuen Gemahlin in der Moritzkirche zur Ruhe kam. —

Die geheime Geſchichte Johann Friedrichs iſt noch nicht ganz aufgehellt, ſondern zum Theil noch das unzugängliche Eigenthum der Archive. Dieſe allein können die Härte des Kurfürſten Auguſt gegen ſeinen freilich nicht unſchuldigen Vetter aufklären. — Johann Friedrich war ſchwach, gab der Stimme der Verführung Gehör und wurde dafür ſehr hart beſtraft. Dies das einfache aber lehrreiche Urtheil der Geſchichte.

10.

Landgraf Ludwig der Eiſerne und der Schmied in Ruhla.

Thüringen hob ſich allmälig immer mehr aus dem Urzuſtande der Wildheit empor, und die Grafen von Thüringen wurden zu Landgrafen erhoben, die mit Ludwig *I.* im *XII.* Jahrhundert begannen, und nach dem Ableben dieſes Fürſten, kam ſein älteſter Sohn Ludwig *II.* — ſpäter der Eiſerne genannt, — an ſeines Vaters Stelle.

Während ſich zu jener Zeit die Bürger in den Städten leidlich befanden, ſeufzten die Bewohner des platten Landes unter dem harten Joche der Leibeigenſchaft, und ihr Schickſal war ſo hart, daß uns manches faſt unglaublich ſcheint, wenn man den prüfenden Blick auf den Zuſtand des ſo hochverehrlichen Bauernſtandes in damaliger Zeit wirft.

In jenen frühern Jahrhunderten gab es nur zwei Hauptabtheilungen unter den Landesbewohnern, Freie und Leibeigne. Die Erſtern theilten ſich vom Fürſten herab in mehrere Claſſen, unter denen die Bürger in den Städten die niedrigſten waren. Die Grafen und Ritter aber behandelten ihre leibeignen Bauern zuweilen auf das empörendſte, und die letztern waren ſehr übel daran. Zwar hatte der Kaiſer ihnen zum Schutz die Grafen geordnet, und ihnen wieder in den Land- und Markgrafen Oberſtatthalter vorgeſetzt; doch dieſes half wenig, denn die Vaſallen thaten, was ſie wollten, und der arme Leibeigne war in den meiſten, ja faſt in allen Fällen rechtlos. Wagte es einer zu klagen, ſo fand ſchon deshalb der Verklagte mehr Gehör, weil er ein Herr war, — (ſo wie es auch jetzt noch zuweilen bei manchem Richter der Fall ſeyn mag,) und ein Jagdhund wurde weit mehr geachtet, als ein Bauer. Um aber dieſes zu beweiſen, wollen wir es verſuchen, den Leſern eine kurze Schilderung vom damaligen Zuſtande der Leibeignen und alſo aller Bauern in Thüringen, wenigſtens in der Hauptſache zu geben.

Wie jetzt noch, gab es in den Dörfern damals ſchon Begüterte, und auch ſolche Einwohner, die blos ein Haus, nebſt einem Garten zum Eigenthume hatten. Jene, die Pferde und Rindvieh zum Zuge beſaßen, mußten damit jeden Tag in der Woche zu Hofe ziehen und auf den Feldern des Gutsherrn bis Mittag arbeiten, auch alle nöthige Fuhren in dieſer Zeit verrichten. Dies war noch das beſſere Loos der begüterten Bauern; die armen Häusler aber, die kein Vieh hatten, wurden ſelbſt als ſolches gebraucht und mußten, je ſechs und ſechs den Pflug ziehen. Ein Siebenter lenkte denſelben, und der geſtrenge Herr ritt neben her, mit der Peitſche in der Hand, und wenn er dieſe ſchwang, ſo war der gnädige Herr zuweilen ein ſehr ungnädiger, ja wohl gar ein höchſt geſtrenger. — War dieſer Geſtrenge auf der Jagd oder hatte ſonſt Abhaltung, ſo erſchien an ſeiner Stelle der Burgvoigt, ebenfalls mit der Peitſche in der Fauſt, die er nun immer im Gebrauch hatte, um dem Herrn ſeinen Dienſteifer zu zeigen und ſich dadurch in Gunſt zu ſetzen. Wehe dann dem Armen, den ſeine Kräfte verließen, daß er nicht mehr raſch fortſchreiten konnte, er wurde ſo lange geſchlagen, bis er zu Boden ſtürzte. Und dieſes nannte man zum Fleiß antreiben. Dieſes aber ſind nur einige Hauptzüge aus dieſem Gemälde, es weiter auszuführen, mangelt uns der Raum. Der Herr durfte ſich aus obigen Gründen Alles erlauben, weil er faſt immer Recht behielt. —

Dieſe Unbilden wurden auch unter dem Landgrafen Ludwig *I.* verübt, doch wenigſtens mit einiger Scheu vor dieſem Fürſten, der übrigens ein gerechter Richter war und dergleichen Uebertreibungen nicht duldete, ja ſelbſt hart beſtrafte, — wenn er ſie erfuhr. Solche Eingriffe in ihre wohlerworbenen (!) Rechte und Gerechtſame waren nun aber den thüringiſchen Herren keineswegs gelegen; doch die Macht des Landgrafen war zu groß und ſein feſter Sinn zu bekannt, als daß man ſich nicht vor ihm hätte fürchten ſollen. Da erſcholl plötzlich die Nachricht von ſeinem Ableben und wurde auf den Burgen mit Jubel, in den Hütten aber mit tiefer Trauer vernommen; denn die Bewohner der letztern fürchteten unter dem jungen Landgrafen ein noch härteres Joch. Bald darauf gingen ihre Beſorgniſſe in die Wirklichkeit über. —

Der Landgraf Ludwig *II.* war zu der Zeit, als ſein Vater ſtarb und er zur Regierung kam, kaum aus dem Knaben- in das Jünglingsalter getreten, mithin kein Mann, wie er für ſolche Vaſallen gehörte. Hatten dieſe ſich bisher noch vor dem feſten Charakter des alten Landgrafen einigermaßen gefürchtet, ſo fiel jetzt dieſe Furcht bei einem ſo unerfahrnen Jünglinge weg, und Jeder that nun ungeſtraft, was er wollte. — Welch' ein Elend verbreitete ſich nun über Thüringen, und der junge lebensluſtige Landgraf ahnete nicht das Mindeſte davon, wie es in dieſem Lande zuging. —

So vergingen acht Jahre und der Landgraf, der nur mit Befriedigung ſeiner Lebensluſt genug zu thun hatte, erfuhr nichts von dem Zuſtande ſeines Landes; denn man hatte ihn mit Wächtern umgeben, die keinen Klagenden vor den Fürſten ließen, dadurch aber die Binde, welche die Augen deſſelben umſchlang, immer feſtgebunden erhielten. — Und da auch die Vaſallen ihren Fürſten, ſeiner Jugend wegen, weder fürchteten noch achteten, ja ſogar ſeiner ſpotteten und thaten, als wenn kein Gott im Himmel wäre, der ſie zu ſtrafen vermöchte, ſtieg das Elend in dieſem unglücklichen Lande ſo hoch, daß es zum Erbarmen war: als plötzlich dem Landgrafen die Augen aufgethan wurden, und er ſich ermannte, ſo daß die übermüthigen Vaſallen einen ſehr ſtrengen Herrn an ihm bekamen.

Im dickſten Walde, am Fuſſe des mächtigen Inſelsberges lagen einzelne Hütten verſteckt, aus denen ſpäterhin der groſſe, volkreiche und höchſtgewerbfleißige Flecken Ruhla entſtanden iſt. —

Einſt war der Landgraf Ludwig *II.* auf der Jagd, und jagte einem Wilde eifrig nach, ſo daß er ſich in dem ungeheuern Walde verirrte. Immer tiefer ſank die Sonne, immer näher kam die Nacht und immer weiter gerieth der Landgraf in den Wald hinein. Nach allen Seiten hin ſtieß er in das Horn, ſeine Diener zu rufen; doch vergebens. Dieſe waren zu weit entfernt, und keiner hörte dieſen Nothruf. — Endlich erſchien dem verirrten Fürſten ein Engel, zum Helfer aus der Noth, in der Geſtalt eines armen Bauers. — (Welche Lehre!)

„Was fehlt Euch, geſtrenger Herr? — fragte der Bauer den ganz einfach in einen grauen Rock gekleideten Fürſten — da Ihr durch Eures Hornes Töne ſo eifrig um Hülfe ruft. —“

„Ich bin verirrt im Walde! antwortete ihm der Fürſt. — Führe mich nach der Wohnung eines Menſchen, damit ich daſelbſt einkehren und die Nacht über herbergen kann. Deine Führung will ich wohl belohnen!“

Der Bauer war dies zufrieden, und führte nun den Landgrafen nach der Hütte eines Schmiedes, der rüſtig arbeitete, und nachdem der Landgraf ſeinen Führer wohl beſchenkt entlaſſen hatte, trat er in die Hütte des Schmiedes ein, und begehrte eine Herberge. —

„Wer ſeyd Ihr?“ fragte der Schmied den vor ihm, in grauen Kleidern mit einem Jägerhorne an der Seite, ſtehenden Mann, und im ruhigen Tone gab dieſer zur Antwort. „Ich bin einer von den Jägern des Landgrafen, und habe mich verirrt in dieſem dicken Walde.“

Kaum hatte er dieſe Worte ausgeſprochen, als der Schmied ungeſtüm und barſch wurde, und gegen den Jäger auf das heftigſte auftrat. Eine alte Chronik erzählt, daß er dem Fremden auf ſeine Erklärung ganz haſtig zugerufen habe:

„Pfui über den Landgrafen. Man möchte ſich allemal den Mund ausſpülen, wenn man von ihm ſpricht. Seinetwegen möchte ich Dir's kaum vergönnen, über meine Schwelle zu treten, ſo bin ich aufgebracht über ihn: denn er iſt ein ſchlechter Fürſt, der ſich nicht um ſeine Unterthanen bekümmert, und ſie den großen Hanſen preisgiebt, ſo daß ſie uns arme Leute wie das Vieh behandeln. Für was iſt er denn Landgraf? — Noch heute früh habe ich auf dem Felde meines Herrn den Pflug ziehen müſſen, wie ein Pferd oder Ochſe, und bin doch ein Menſch, ein getaufter Chriſt. — Pfui über einen ſolchen Landgrafen, daß er dieſes Alles duldet! — Gott wird ihm einſt ſchwere Verantwortung wegen ſeiner nachläſſigen Regierung abfordern, wenn er vor Gottes Throne ſteht und Rechenſchaft ablegen ſoll; wir Unterthanen aber ihm gegenüber ſtehen und ihn anklagen, daß er blind und taub geweſen iſt ꝛc. Doch Du biſt vielleicht unſchuldig an dieſen Greueln, darum komm herein, ruhe aus, und labe Dich mit dem Wenigen, was ich Dir geben kann.“

Der Landgraf trat in die Hütte, und der Schmied holte ihm zu eſſen und zu trinken, ſo gut er es hatte, das Roß des Fremden wurde auch verſorgt, und als der Landgraf ſeinen Wirth dringend bat, ſich zu ihm zu ſetzen und ihm noch mehr zu erzählen, wie es die Edelleute mit den armen Bauern trieben, da that es der Schmied. Nun floß erſt eine fürchterliche Schilderung vom Uebermuthe der Vaſallen des Landgrafen, und auf welche Weiſe ſie es mit den armen Bauern trieben, wie ein Strom von dieſes Mannes Lippen, und er gab ſeinem Gaſte ſo manches höchſt empörende Beiſpiel davon an; ja er trieb es ſo weit, daß er dem Staunenden eröffnete: die Umgebung des Landgrafen, oder die großen Hanſen — wie ſie der Schmied nannte — belegten dieſen ihren Herrn hinter dem Rücken mit dem Schimpfnamen Landgraf Metze, und wie ſie lachten über ſeine Regierung und allzu große Leichtgläubigkeit, die ihm die Herzen aller Unterthanen entferne und bei ſeinen Vaſallen verächtlich machten, heimlich auf das ärgſte ꝛc. Kurz, es benahm ſich dieſer Schmied ſo, daß man verſucht wird zu glauben, er habe den Landgrafen wohl erkannt, und nun dieſe Gelegenheit nicht vorbeigehen laſſen wollen, demſelben die Augen zu öffnen. Auf jeden Fall ſpielte dieſer Schmied ſeine Rolle als ein wahrer Meiſter und erreichte auch ſeinen Zweck vollkommen. —

Endlich ging dieſer Mann wieder an ſeine Arbeit und der Landgraf warf ſich auf das ärmliche Lager, was ihm bereitet worden war; allein es wurde ihm keine Ruhe zu Theil. Denn es hatte nicht allein der Schmied durch ſeine Schilderung das Gemüth des Landgrafen ſtark getroffen, ſondern es regte ſich auch eine gerechte Schaam in ihm, über das, was er von dem Schmied gehört hatte, zumal er fühlte, daß er dieſem Manne nicht Unrecht geben konnte. Auch der Schmied ſtörte noch durch ſein Arbeiten die Ruhe dieſes Gaſtes, und erzählte, während dieſem Arbeiten ſeinem Eiſen noch viel von den ſchlechten großen Hanſen am Hofe des Landgrafen, und daß er ſich freuen würde, wenn er ihre Köpfe, — wobei er manchen dem Landgrafen wohlbekannten Namen nannte — ſo wie das Eiſen, auf dem Ambos unter den Hammer bekäme, wo er es dann an kräftigen Schlägen nicht fehlen laſſen werde. Und wenn er nun ein glühendes Stück Eiſen aus dem Feuer auf den Ambos unter den Hammer brachte und mit gewaltigen Schlägen daſſelbe bearbeitete, daß die Funken weit umher ſprangen, dann rief er jedesmal aus:

Landgraf werde hart! — Landgraf werde hart! werde hart!“ —

Der Landgraf hörte Alles, und wurde von den vielen empfangenen derben Lehren ſo tief im Herzen bewegt, daß er auch dann, als der Schmied um Mitternacht aufhörte zu arbeiten, nicht ſchlafen konnte, und in der Stille der Nacht vor dem Allwiſſenden auf das heiligſte gelobte: daß er ſeinen Unterthanen, beſonders aber der Armen Rächer und Beſchützer, gegen die Unterdrücker ſeines Volks aber ſtahlhart werden wolle. —

Am andern Morgen begab er ſich auf den Weg nach Eiſenach und der Schmied begleitete ihn eine Strecke, bis dahin, wo er im Wege nicht mehr fehlen konnte, und der Gaſt von ſeinem Wirthe ſchied, indem er ſich auf ſein Roß ſchwang und nun dem Schmiede freundlich die Hand reichte; „Lebt wohl! Meiſter“ — rief er ihm zu — Lebt wohl! Bald werdet Ihr mehr von mir hören, und der Landgraf wird gegen die Peiniger ſeines Volks gewiß hart werden!“ —

Was aber nun geſchehen und ob der Landgraf auch wirklich hart geworden ſey, ſoll, da wir heute, wegen Mangel an weitern Raum abbrechen müſſen, den verehrlichen Leſern im Abſchnitte des 24. Mai erzählet werden, auf welche Fortſetzung wir uns denn hiermit berufen wollen.

11.

Scenen aus dem Leben des Herzogs von Sachſen, Albrecht des Beherzten.

II.

Der Herzog Albrecht als Statthalter des Königs Maximilian in Flandern und Brabant.

Das Benehmen der Stände von Brabant und Flandern gegen den römiſchen König Maximilian, als den Gemahl ihrer Erbfürſtin Maria, haben wir bereits im 1. Bande der ſchon mehr angezogenen Denkwürdigkeiten S. 271 erzählt, und es bleibt uns daher bloß übrig, die Folgen dieſer Begebenheit hier vorzutragen. —

Nach der Befreiung des Königs Maximilian aus der Gefangenſchaft, in welcher ihn die Bewohner von Brügge gehalten hatten, empörten ſich die Einwohner von Gent und andern Städten immer wieder von Neuem, und da den Kaiſer Friedrich, der ſich perſönlich an die Spitze des Reichsheeres geſtellt hatte, welches ausgezogen war, den König Maximilian zu befreien, die Regierungs-Geſchäfte wieder zurück nach Deutſchland riefen, ernannte er den Herzog Albrecht von Sachſen zum Statthalter, und zum Oberfeldherrn über das Kriegsheer, welches er daſelbſt zurückließ. Der Fürſt Rudolph vo

Anhalt und der Graf Engelbrecht von Naſſau wurden ihm als Unterfeldherren zugeordnet. — Die letzte Handlung, welche der Kaiſer Friedrich vor ſeinem Zurückzuge nach Deutſchland vornahm, war die Achtserklärung über Philipp von Cleve, welcher ſich aber daran nicht kehrte, ſondern im Gegentheil nur noch eifriger gegen Maximilian auftrat, ſich auch der Stadt Brüſſel durch Mitwirkung vieler mit ihm einverſtandener Bürger dieſer Stadt bemächtigte, und den jungen Erzherzog Philipp ſelbſt in ſeine Gewalt bekommen haben würde, wenn er nicht durch Aufopferung einiger weniger Treuen weggebracht und gerettet worden wäre. — Der König Maximilian ſetzte nun zwar den Krieg gegen die Niederländer und die mit ihnen verbundenen Franzoſen bis zum Ende des Jahres 1488 fort, dann aber begab er ſich nach Deutſchland zurück, übergab jedoch vorher das Regiment dem Herzog Albrecht. Dann reiſte er ab, um die tyroler und ſchwäbiſchen Landſchaften von ſeinem Vetter, dem alten kinderloſen Erzherzog Siegmund, in Empfang zu nehmen. Dieſes als Einleitung im Allgemeinen; nun aber wollen wir auf den Heldenfürſten und ſein Wirken im Beſondern übergehen.

Der König Maximilian war noch in der Gefangenſchaft der Bürger von Brügge, als der Kaiſer Friedrich die Stände des deutſchen Reichs aufrief, ihren König aus dieſer, ſeiner Würde ſo wenig angemeſſenen, Gefangenſchaft zu befreien. Auch der Herzog Albrecht von Sachſen erhielt den Ruf zur Heeresfolge, und er verſammelte ſofort ſeine Landſtände in Dresden, denen er ſeinen Vorſatz erklärte.— Die Stände widerriethen ihm hierauf dieſe allzueifrige Theilnahme und machten ihm bemerklich: daß er die reichen Silberausbeuten des Schneebergs beſſer in ſeinem Lande anwenden könne, als auf die Rüſtungen für eine Sache, die ihm eigentlich fremd ſey. Da erhob ſich Albrecht, im Bewußtſeyn des Lehnseides als Reichsfürſt, und ſeiner mit dem römiſchen Könige Maximilian beſtehenden Freundſchaft, auch den vom Kaiſer Friedrich in Nürnberg empfangenen Undank vergeſſend, und ſprach ſeinen feſten Entſchluß in folgenden Worten aus: „Ich hab' mich einer Sachen unterſtanden, die gerecht iſt; und wenn es Noth wäre, wollt' ich, daß all' mein Land und Gut, ſo ich auf Erden habe, zu Gelde gemacht würde; dann wollt' ich meinem Herrn Maximilian ſolche Dienſte thun, daß man ſollte Tauſend Jahre lang zu ſagen und zu ſchreiben haben.“

Die in dieſer Rede liegende Hochherzigkeit und das edelſte Pflichtgefühl, welches ſie ausſprach, wurde von den Ständen, wie von des Herzogs Räthen nicht verſtanden, und noch einmal hörte man Vorſtellungen gegen dieſen Entſchluß von Ständen und Räthen machen; da ergrimmte der edle Fürſt in ſeinem Herzen und rief:

„So wiſſet denn, daß ich lieber meine noch übrigen Lebenstage in Armuth verbringen, als den Schimpf ertragen wollte, der dem deutſchen Namen durch die Gefangenſchaft des Königs widerfahren iſt. Denn höret zu: Es iſt beſſer, daß ich und alle Fürſten von Sachſen nach Brod gehen, als nur ein Deutſcher König. — Ich werde, mit Gott! nach Flandern ziehen! Wer nun mit mir dahin will, der wird mir lieb und werth ſeyn, wer aber lieber daheim bleiben will, dem ſteht es ebenfalls frei. Jeder hat freie Wahl bei ſeinem Entſchluſſe. —"

Jetzt ſchwiegen alle Widerſprecher beſchämt ſtill, beſonders als ſich die anweſende tapfere Ritterſchaft von ihren Sitzen erhob, und einſtimmig mitzuziehen begehrte. Des Herzogs großmüthiger Entſchluß hatte Alle begeiſtert.

Auch der Brudersſohn des Herzogs, der biedere Kurfürſt Friedrich, forderte alle ſeine Vaſallen nebſt den Städten zu dieſem Zuge auf, und es ſtellten ſich daher in dem Lande dieſes Fürſten nicht minder anſehnliche Schaaren zu Roß und Fuß zuſammen, die unter dem Befehle des Herzogs Albrecht, im Verein mit den Seinigen, dem Reichsheere zuzogen, das ſich unter der perſönlichen Anführung des Kaiſers in Cölln verſammelte.

Als nun Alles zum Feldzuge vorbereitet war, übergab der Herzog ſeinem älteſten Sohne Georg die Regierung, ordnete dem in Regierungsſachen noch unerfahrnen Jünglinge einige alte erfahrne Räthe zu und zog dann an der Spitze der vereinigten ſächſiſchen Kriegsvölker auf dem Wege nach Cölln hin.

Der Weg war weit, den dieſe Schaaren nach dem Verſammlungsorte zu machen hatten. Als ſie daher bei Cölln ankamen, hatte der Kaiſer die Heerſchau bereits gehalten, und war ſeinem Sohne zu Hülfe geeilt, indem die Lage dieſes erlauchten Gefangenen mit jedem Tage kritiſcher wurde. Die Sachſen zogen alſo in Eilmärſchen dem Reichsheere nach, und trafen daſſelbe im Lager bei Mecheln. — Als ſie nun in die Nähe dieſes Lagers kamen, ſah man einen trefflichen Zug aus demſelben herausziehen und ihnen entgegenkommen. Er näherte ſich, und nun ſah man, daß der König Maximilian ſelbſt an der Spitze dieſes Zuges ſich befand. Die Bürger zu Brügge hatten ihn, geſchreckt von dem Gerüchte eines zu dieſes Fürſten Befreiung heranziehenden Heeres, welches die Sage, wie gewöhnlich, größer machte, als es wirklich war, am 16. Mai auf gewiſſe von dem Könige beſchworene Bedingungen frei gegeben, worauf er ſeinem Vater in die Arme geeilt war.

Die Freude Albrechts, ſeinen erlauchten Herrn und Freund wieder außer der Gefahr und befreit zu ſehen, erfüllte ſeine ganze Seele. Freudig umarmten ſich die beiden Freunde, unter dem Jubelruf ihrer Kriegsvölker, und mit den ſeligſten Gefühlen zog der Herzog, neben dem Könige, an der Spitze dieſer Völker dem Lager zu.

Als ſie nun in die Nähe des großen kaiſerlichen Zeltes, auf welchem heute das Reichspanier wehete, ankamen, erſcholl ein Trompetenſtoß, und ſofort erhoben ſich die Wände dieſes Zeltes auf drei Seiten, wo ein herrlicher, großartiger Anblick den Ankommenden ſich darbot. In ſeinem prachtvollen kaiſerlichen Ornate, das Haupt mit der Krone bedeckt, und die Inſignien ſeiner hohen Würde, Scepter und Reichsapfel, in den Händen haltend, ſaß der kaiſerliche Greis, Friedrich *III.*, auf dem Throne, von einigen Kurfürſten und Biſchöfen, ſo wie einer ſtarken Anzahl Fürſten und Herren, alleſammt köſtlich geſchmückt, umgeben. Der König Maximilian ſtieg ab von ſeinem Roſſe, und ermahnte den Herzog, ein Gleiches zu thun. Beide gingen dann in das geräumige Zelt und näherten ſich dem Throne.

„Seyd Uns willkommen, tapferer Herzog von

Sachſen! — rief der Kaiſer im herzlichſten Tone dem ankommenden Sachſenfürſten zu, indem er ihm die Spitze des Scepters entgegenneigte. — Wohl hielten Wir Uns feſt überzeugt, daß Ihr Uns Euern Arm bei dieſem Kriege gegen freche Rebellen nicht verſagen würdet, und Ihr habt dieſe Hoffnung auf das ſchönſte erfüllt.“

Der Herzog bog nun, dem Herkommen nach, das linke Knie vor dem Kaiſer, neigte ſich ehrerbietig vor demſelben, und dankte ihm für dieſen freundlichen Willkommen auf das herzlichſte. Dann beurlaubte er ſich wieder, ſchwang ſich auf ſein Roß, und die ſächſiſchen Kriegsſchaaren zogen nun, mit dem Heldenfürſten Albrecht an der Spitze, unter rauſchendem Jubelrufe vor dem Thronzelte vorüber; der Kaiſer aber empfand wahre Freude, als er dieſe ſo zahlreichen als wohlgerüſteten Schaaren vorüberziehen ſah: ließ ſich doch der ſchönſte Erfolg hoffen!

Die Sachſen ſchlugen ihr Lager neben den Pfälzern auf und fanden ihre Verpflegung wohl vorbereitet. —

Am Abende dieſes Tages wurde der Herzog mit den Vornehmſten ſeiner Vaſallen zu einem großen Bankett im Zelte des Kaiſers berufen, und am folgenden Morgen wohnte er einem Kriegsrathe bei, in welchem ſein Vorſchlag, raſch vorzudringen, Gent zu belagern, und durch die Eroberung dieſer Stadt den Heerd des bisherigen Aufruhrs zu zerſtören, zwar angenommen wurde; allein die Anſtalten hierzu wurden ſo langſam betrieben, daß die Genter Zeit gewannen, einen franzöſiſchen Heerhaufen von 4000 Mann unter dem tapfern Ritter Descordes an ſich zu ziehen. Nun begann die Belagerung, bei welcher die Genter ſich ſo wüthend vertheidigten, daß dieſelbe nach ſechs Wochen wieder aufgehoben werden mußte. Während dieſer Belagerung fielen manche Begebenheiten und Beiſpiele ſchrecklicher Barbarei vor, von denen wir nur des Folgenden, als eines Belegs zu dem rohen Geiſte früherer Jahrhunderte und was man ſich in der Vorzeit im Kriege erlaubte, kürzlich gedenken wollen.

Die Belagerten machten öftere Ausfälle in das Lager des Reichsheeres, und bei einem derſelben drangen ſie bis zu dem nahen Schloſſe Deins vor. — Nach einem harten Gefechte hatte dieſer Ausfall das gewöhnliche Loos ſolcher Kriegshandlungen, d. h. die Genter mußten ſich wieder zurückziehen. Bei dieſem Zurückziehen aber wurde ein Zunftmeiſter aus Gent gefangen, und man nagelte dieſes unglückliche Opfer der Rache mit einem Dolche auf eine breite Thür und ließ ſie den Lysfluß hinab ſchwimmen, wo er von den Gentern aufgefangen wurde. Dieſer Vorfall trieb ihre Wuth auf die Spitze, und wurde eine der Urſachen, weshalb die Belagerung aufgehoben werden mußte. Die Genter machten ſich aber ebenfalls manches ſolchen Greuels ſchuldig, und jener ſpätere war gewiſſermaßen erſt die Vergeltung von früheren Barbareien der Belagerten.

Als der Kaiſer endlich gewahrte, das Reichsheer ſey zu ſchwach, eine ſo große und mächtige Stadt zu erobern, die mit ſolcher Wuth vertheidigt werde, hob er die Belagerung auf und ging über Antwerpen und Mecheln nach Deutſchland zurück. Vorher aber übergab er dem Herzog Albrecht die Statthalterſchaft mit den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken, wo er unter andern dieſen Helden einen Beſchirmer gemeiner Wohlfahrt nannte, dadurch aber die, gegen dieſen Fürſten vor einigen Jahren begangene Ungerechtigkeit einigermaßen wieder gut machte. — Das Reichsheer ging ebenfalls großentheils wieder auseinander und nach Hauſe; die Sachſen aber hielten treulich aus, und der Herzog ſetzte mit ihnen und den öſterreichiſchen Hausvölkern den Winter hindurch den Krieg fort, im folgenden Frühling (1489) aber begann er denſelben mit neuen Kräften, und er würde gewiß noch mehr gethan haben, als wirklich geſchah, wenn er vom Kaiſer beſſer unterſtützt worden wäre, wie wir bereits im Tagsabſchnitte des 1. Mai erzählt haben. Doch das an der Stadt Arſchot gegebene Beiſpiel der Härte blieb nicht ohne Nutzen; denn es flößte den Niederländern Furcht vor der Strenge dieſes Fürſten ein. — Als daher Arſchot zerſtört war, richtete der Herzog mit ſeinen tapfern und auf's Neue ſehr ermuthigten Schaaren den Zug nach der feſten Stadt Thienen, um ſolche ebenfalls zu erobern.

Dieſe Eroberung ſchien viel Schwieriges zu haben, denn es war, wie ſchon gedacht, dieſe Stadt feſt und mit einer ſtarken Beſatzung verſehen; doch der Schrecken, den das Geſchick von Arſchot in die Gemüther der Bürger gebracht hatte, und die Furcht, ein gleiches Schickſal zu haben, benahm den Bürgern den Muth und ſetzte ſie in Schrecken. Als nun der Herzog, den in dieſen Tagen neue Söldnerſchaaren ſehr verſtärkt hatten (am 11. Mai 1489), ſchnell und unerwartet vor der Stadt Thienen erſchien, und ſein Heer durch verſchiedene Vortheile in der Stellungskunſt ſo vertheilte, daß es viel ſtärker ſchien, als es wirklich war, ſo ordnete er auch ohne Verzug einen Sturm an der verrathenen ſchwächſten

Seite an, und es brachte die Schnelligkeit, mit welcher die Sachſen zu der Entſcheidung ſchritten, ſo viel Schrecken und Unordnung in der Stadt hervor, daß man an keine Gegenwehr dachte, ſondern als man ſah, daß die Sturmleitern beſtiegen wurden, die weiße Fahne als Zeichen der Uebergabe ausſteckte. — Dieſe ſchnelle Uebergabe hatte zur Folge, daß die eroberte Stadt viel milder behandelt wurde als Arſchot. Die Beſatzung durfte abziehen, die Bürger aber wurden entwaffnet. Und da die umliegenden Orte alle ihre Habe in dieſe Stadt geflüchtet hatten, ſo fand man bedeutende Reichthümer daſelbſt, welche nun den Eroberern zu Theil wurden; da es an Verräthern nicht fehlte, die für einen Antheil an der Beute den Plündernden die Orte zeigten, wo Etwas zu finden war. — Hieraus entſtand nun eine allgemeine Plünderung, die der Herzog nicht wohl abſtellen konnte, zumal da er jetzt gegen die Einwohner des Landes mehr Strenge als Milde übte, um ihnen Furcht einzuflößen.

Dieſe Strenge machte auch alle umliegenden Städte furchtſam, und die Bürger in denſelben wurden über ihre Obrigkeiten aufgebracht, indem dieſe den Krieg nährten und die Unterwerfung verhinderten. Beſonders folgenreich wurde dieſe Aufregung in den beiden großen Städten Löwen und Brüſſel. Es war aber dieſe Stimmung der Bürger in den Städten ſehr gerecht, indem durch den Krieg alle Straßen unſicher wurden, und aller Handel und Wandel ganz darniederlag, auch die gewöhnlichen Folgen des Krieges, Hunger und epidemiſche Krankheiten, die man in den frühern Zeiten mit dem allgemeinen Namen Peſt belegte, viele tauſend Opfer forderten. Es begehrten alſo die Bürger ernſtlich von den Stadträthen, daß ſie Friede machten und ſich dem Könige Maximilian, als dem Vater des minderjährigen Herzogs Philipp, unterwerfen ſollten. So im heftigen Gedränge mußten ſich die Obrigkeiten zu dem entſchließen, was ihnen das widrigſte war, nämlich demüthig um Frieden bitten. Geſandtſchaften wurden abgeordnet, um dem Herzog Albrecht die Unterwerfung der beiden wichtigen Städte, Löwen und Brüſſel, anzubieten und ihr Geſuch durch reiche Geſchenke zu unterſtützen. —

Die Abgeordneten kamen im Lager des Herzogs an und — wurden nicht vorgelaſſen. So weilten ſie vier volle Wochen im Hauptquartier, ehe ſie Audienz erhielten. Endlich wurden ſie vor den Fürſten geführt; ihr Empfang aber war ein ſehr unfreundlicher. Der Herzog ließ ſie barſch an, warf ihnen ihren Aufruhr mit harten Worten vor und ſtellte es der Erkenntniß des Kaiſers ſo wie des Königs Maximilian anheim, welche Strafe ſolche aufrühreriſche, meineidige Unterthanen verdient hätten ꝛc. —

Den Abgeordneten fiel es zwar ſchwer, aus dem bisherigen Freiheitstaumel auf ſolche Weiſe erwachen zu müſſen; doch ſie befanden ſich im Gedränge, verſchluckten alſo dieſe Pillen mit Geduld und hofften auf den Umſchwung kommender Zeiten. — Demüthig ſtellten ſie dem Herzoge die Aufrichtigkeit ihrer friedlichen Geſinnungen vor, und eben ſo demüthig baten ſie, zu erwägen, daß ſie nicht wieder in die Heimath kommen dürften, wenn ſie nicht die Hoffnung der Gnade und des Friedens mitbrächten, weil dieſes aller Bürger Wunſch ſey. — Dem Herzog ſchlug vor Freude das Herz höher, als er dieſe Stolzen ſo tief in den Staub gebeugt vor ſich ſah, doch hielt er an ſich und ließ ſich dieſe Freude nicht merken; er beſchied ſie alſo, nach drei Tagen ſich wieder vor ihm einzufinden, wo ſie dann ſeinen Entſchluß vernehmen ſollten. —

Die Abgeordneten erſchienen auch am beſtimmten Tage in Trauerkleidern, warfen ſich dem Herzoge demüthig zu Füßen, baten und fleheten, ſchoben auch (ſehr unwahr) die Schuld des Aufruhrs auf den Pöbel, den ſie nicht hätten im Zaum halten können, weil man auf etliche hohe Beamtete des Königs Maximilian allzuſehr erbittert geweſen ſey. Auch der Graf von Ravenſtein trage keinen kleinen Theil an dieſer Schuld, indem er den Pöbel verhetzt und aufgereizt habe. — Allen aber ſey es jetzt herzlich leid, was geſchehen ſey, und ſie wollten ſich daher dem theuern Helden von Sachſen gern unterwerfen, bäten alſo nur um gnädige Strafe und hofften auf die angeſtammte Milde des Herzogs, deren ſie zwar unwürdig, jetzt aber ſehr bedürftig wären. Feſt ſtehe ihre Ueberzeugung, daß auch dem römiſchen Könige dieſe Unterwerfung angenehm ſeyn, und er Gnade für Recht ergehen laſſen werde ꝛc. —

Dies war genug für den Herzog, und dieſe Unterwerfung ſtimmte ihn zur Milde. Er hieß nun die Knieenden aufſtehen und ſtellte ihnen die Grauſamkeit vor, welche ſie ſich gegen die Räthe und Beamteten des Königs Maximilian hätten zu Schulden kommen laſſen. Dann zeigte er ihnen ihren thörichten Stolz und lächerliches Beginnen, daß ſie bei den Franzoſen die Freiheit geſucht hätten, wo ſie doch am wenigſten zu finden ſey, ſo daß ſie ihren gütigen Herrn gegen einen kaltblütigen Tyrannen*) vertauſcht haben würden.

Als nun der Herzog Albrecht dieſem ernſten Sermon beendigt hatte, ſprach er im milden, ja liebreichen Tone zu den Abgeordneten, verſicherte ihnen die Gnade des Königs Maximilian, wenn ſie ſolche ernſtlich ſuchen, und zur Bekräftigung der Aufrichtigkeit ihrer Geſinnungen Beſatzungen in ihre feſten Städte einnehmen, auch denen, welchen der Parteihaß das Ihrige genommen, ſolches reſtituiren, das Bündniß mit Frankreich und Philipp von Cleve öffentlich aufkündigen und die Häupter des Aufſtandes anzeigen wollten. Vor allem aber müßten ſie dem Könige Maximilian von Neuem huldigen, und dem Kriegsvolke, das man wegen ihres Aufruhrs habe halten müſſen, den rückſtändigen Sold zahlen. —

Alles dieſes gingen die Abgeordneten freudig ein, und überreichten die Schlüſſel zu den Thoren ihrer feſten Städte. Dann wurde im October 1489 zwiſchen dem Könige Maximilian nebſt Brabant und Flandern Friede geſchloſſen, und ſo dieſer Krieg geendigt.

Vielleicht wundern ſich die Leſer über dieſe ſchnelle Umwandlung der Geſinnung der Niederländer. Es hatte dieſelbe jedoch eine ganz einfache Urſache in den Erwägungen, welche der König von Frankreich angeſtellt hatte, und durch welche er bewogen wurde, Geſandte auf den Reichstag zu Nürnberg zu ſchicken, daſelbſt den Frieden zu vermitteln, was auch am 22. Juli 1489 geſchah. Was nun aber hierauf noch erfolgte, werden wir, da der für einen Tagsabſchnitt beſtimmte Raum hier ſchon weit überſchritten iſt, zum 16. Juni erzählen.

---

*) Carl VIII., der, ſo wie ſein Vater Ludwig XI. dieſe Benennung mit vollem Rechte verdiente und von dem edlen Maximilian ſehr verſchieden war.

A. d. V.

12.

Der Prinz Friedrich Auguſt von Sachſen, der Starke genannt, wird geboren.

Der Kurfürſt von Sachſen, Johann Georg *II.*, befand ſich am 12. Mai 1670 eben unwohl, und wollte deshalb das Himmelfahrtsfeſt auf ſeinem Zimmer feiern, als ihm die glückliche Entbindung der Kurprinzeſſin, Anna Sophia, — einer gebornen Prinzeſſin von Dänemark — von einem Prinzen gemeldet wurde. — Dieſe Kunde von der Geburt eines Enkels war nun dem frommen Großvater zu erfreulich, als daß er ſein Unwohlſeyn hätte beachten und ſich abhalten laſſen ſollen, dem himmliſchen Geber alles Guten, in der Kirche und in Gemeinſchaft anderer Chriſten, für die Geburt dieſes Enkels herzlich zu danken. Der Gottesdienſt hatte ſchon begonnen, als der Kurfürſt in der Kirche erſchien und dem Hoffourier Befehl gab, dieſes glückliche Ereigniß dem in der Sakriſtey befindlichen Oberhofprediger *D.* Geyer zu melden, damit er ſolches ſeinen Zuhörern von der Kanzel kund machen könne. Dies geſchah; obgleich der Oberhofprediger, ein Greis, es ſpäterhin geſtanden hat: daß es ihm doch ein wenig ſchwer geworden ſey, dieſe ſo freudige als wichtige Begebenheit in ſolcher Eil ſeiner Predigt einzuflechten; indeſſen bei einem ſo alten geübten Prediger ging es ſchon, und er ſprach mit Herzlichkeit und Würde von dieſem glücklichen Ereigniß, auch wie ſehr man Urſache habe, Gott dafür aus voller Seele zu danken. Das Dankgebet, was er nun ſprach, kam ſo tief aus einem vollen Herzen und ſprach ſo kräftig wieder zu den Herzen, daß es den Kurfürſten bis zu Thränen rührte. — Ahnete es dem heute ſo glücklichen Großvater, daß der neugeborne Prinz dereinſt, nach des ältern Bruders kinderloſem Abſterben, der einzige Stammhalter des Kurhauſes ſeyn, und was dann das Sachſenland unter ſeiner Regierung erleben werde? —

Dresden, ja das ganze Land ſchwamm in einem Meere von Wonne, als dieſes Freude erregende Ereigniß kund wurde.

Am folgenden Sonntage wurde der neugeborne Prinz im ſteinernen Saale des Schloſſes durch den Oberhofprediger D. Geyer getauft, und wir übergehen billig die niedrigen, ja unvernünftigen Schmeicheleien, welche ſich Hiſtoriker, oder vielmehr Panegyriker jener Zeit, bei dieſer Gelegenheit ſich erlaubten, um Etwas für ihren hungrigen Magen zu erhaſchen; indem ſie den Neugebornen ſchon in der Wiege, — „deren Schatten ſelbſt eine tiefe Ehrfurcht verurſache, — zu einem großmüthigen Herkules, (!) einem gütigen Titus, (!) einem weiſen Salomo, (!) ja mit einem Worte zu einem vollkommenen Vater des Vaterlandes machen, der zum Purpur geboren, in ſeinen Windeln, bei annoch ſchwachen Gliedern, dennoch ein unüberwindlicher Held ſey ꝛc. ꝛc.“— Wahrheit aber iſt es, daß dieſer junge Prinz von außerordentlicher Schönheit war, die auch durch die Pocken nicht verdorben wurde. — Wahr iſt es ferner, daß dieſer

Prinz von der früheſten Jugend an eine ſehr ſorgfältige Erziehung, unter der ſtrengſten Aufſicht ſeiner Mutter und Großmutter bekam. Kaum konnte er lallen, als auch dieſe frommen fürſtlichen Frauen ihn beten lehrten, und im kleinen Katechismus unterrichteten. Spielend lernte das gelehrige Kind von ihnen die Buchſtaben kennen, lernte leſen und die erſten Religionswahrheiten ꝛc. — Dieſes währte bis der Prinz ſechs Jahre zurückgelegt hatte, wo man ihn der weiblichen Aufſicht entnahm und ihn dem Unterrichte tüchtiger Männer übergab. — Hans Ernſt von Knoch, — ſpäterhin Geheimer-Rath und Ober-Conſiſtorial-Präſident, — wurde des Prinzen Hofmeiſter, Chriſtoph Bernhardi ſein Lehrer, und der Oberhofprediger *D.* Lucius ward als Studiendirector angeſtellt. —

Der Prinz begriff leicht, und fand Vergnügen an den Wiſſenſchaften, von denen ihn die ſächſiſche Geſchichte und Geographie am meiſten anzogen. Dieſes letztere aber beweiſt beſonders, daß die Lehrer des Prinzen tüchtige Männer waren; denn nichts zeigt mehr von einer falſchen Richtung des Geiſtes, als wenn der Studirende mehr vom Auslande als vom Vaterlande weiß, hier fremd und dort einheimiſch iſt, doch wurde auch dieſes nicht vergeſſen, und zeitig lernte er franzöſiſch und italieniſch. — Schon im zehnten Jahre machte man ihn mit der Mathematik und zwar mit der Befeſtigungskunſt bekannt; ſo wie denn auch der Prinz in andern Dingen kein Ignorant blieb.

In den ritterlichen Leibesübungen wurde dieſer junge Fürſt zeitig Meiſter, lernte reiten, fechten, ſchießen, ringen, ſpringen, Fahnenſchwingen, Ringelrennen, tanzen, Ballſchlagen ꝛc. — In jeder dieſer Wiſſenſchaften zeigte er eine bewundernswürdige Geſchicklichkeit. und verrieth bald den künftigen Meiſter. Gleich in den erſten Stunden ſtellte er ſich ſo an, als habe er ſchon lange Zeit in dieſer Wiſſenſchaft Unterricht gehabt, ſo daß alle ſeine Meiſter ſtaunten.

Durch die vielen anhaltenden Uebungen in dieſen Wiſſenſchaften, erlangte der Prinz eine ſolche Stärke in den Muskeln und Nerven, daß man ſich jetzt noch, nach mehr als hundert Jahren, die außerordentlichſten Beiſpiele dieſer Kraft und ihrer Aeußerungen erzählt. So konnte dieſer Prinz, z. B. ein Hufeiſen zerbrechen; ſilberne Teller wie Papier zuſammenrollen; dergleichen Becher zuſammendrücken; — den Arm ausſtrecken und einen gewichtigen Mann auf der Hand im Freien halten ꝛc., war ihm eine Kleinigkeit. Auch auf ſeinen Reiſen gab er mehrere ſolche Beiſpiele von außerordentlicher Körperſtärke, wie wir an andern Orten erzählen werden.

Vielleicht haben manche der verehrlichen Leſer die Sage von der Löwenmilch gehört, mit welcher der Prinz in ſeiner Jugend getränkt worden ſeyn ſoll; allein es iſt dieſes eine Sage, die Unwahrheit enthält. — Ein glaubwürdiger Schriftſteller erzählt hiervon: daß ſchon in jener Zeit, als der Prinz noch klein geweſen ſey, ſich dieſe Sage verbreitet habe, und unter andern auch bei Hofe bekannt geworden, ja ſogar zur Kenntniß der Mutter und Großmutter des Prinzen gekommen ſey, welche darüber ſehr erſchrocken geweſen wären, „daß dieſes Prinzlein mit der Milch ſolcher grimmigen Beſtien getränkt würde. — Und da gerade zu jener Zeit in der kurfürſtlichen Menagerie in Dresden eine

Löwin Junge geworfen hatte und ſolche ſäugte, ſo gewann dieſes Gerücht hierdurch einige Wahrſcheinlichkeit, und es wurde eine ſcharfe Unterſuchung deshalb angeſtellt, aus der ſich der Ungrund dieſer Sage erwies.

Es bedarf aber auch in der That keiner Löwenmilch, um einen geſunden Knaben ungewöhnlich ſtark zu machen: wenn man ihn nämlich von Jugend auf viel Leibesübungen treiben läßt, welche Anſtrengung der Körperkraft erfordern; denn hierdurch erſtarken erſt die Muskeln und Nerven, wie wir an den Handwerkern ſehen, welche viel Körperkraft bei der Arbeit anwenden müſſen, indem durch dieſes Erforderniß ſchon mancher anfänglich ſchwächere Knabe, durch allmäliches richtiges Uebergehen von leichterer Arbeit zur ſchwerern, zu einem körperſtarken und kräftigen, eiſenfeſt geſunden Jünglinge und Manne herangezogen wurde; dahingegen die ermangelnde Anwendung der natürlichen Körperkraft die Schwächung derſelben erzeugt.

Wenn nun ſchon der Knabe zu ſolchen Leibesübungen, welche die Körperkraft ſtärken, fleißig, doch mit weiſer Berechnung angehalten wird; ſo mehren ſich unvermerkt die natürlichen Kräfte, die Muskeln und Nerven werden feſter, und der Körper deſto beſſer ausgebildet.

So war es auch der Fall mit dem ſtarken Friedrich Auguſt. Nach einem glaubwürdigen Schriftſteller ſoll z. B. des Prinzen Lehrer in den Leibesübungen Kanonenkugeln mit Ringen haben verſehen laſſen, durch welche, bei jeder, ein doppelter Riemen gezogen und dieſer am andern Ende auf eine ſchickliche Weiſe an der Hand befeſtiget wurde. — Von dieſen Kugeln waren die erſten nur klein, vielleicht kaum von Einem Pfunde Gewicht, wurden aber allmälich immer ſchwerer und größer am Gewicht genommen, wenn der Prinz an die leichteren gewöhnt war. Die Anwendung dieſer Kugeln war folgende: der Prinz nahm den Riemen mit der Kugel in die rechte Hand, ſetzte ſich alsdann durch Vorſetzung des rechten Fußes in eine feſte Stellung, und ſchwang nun die Kugel im Kreiſe über dem Kopfe. War der rechte Arm ermüdet, ſo wechſelte er mit dem linken ab, damit auch dieſer gebildet werde. Dieſe Uebung ſoll der Prinz mit Vorliebe getrieben, und ſpäter es bis zu einer Kugel von ſechszehn Pfund gebracht, dieſelbe aber eben ſo leicht geſchwungen haben, als die kleineren.

Dieſes wäre es alſo, das Kunſtſtück, durch welches dieſer Prinz mit Recht den Namen des Starken erhielt, und es iſt daſſelbe von ſpäter Lebenden nachgemacht auch fortwährend probat gefunden worden, wo aber keine Kugeln vorhanden waren, nahm man ſteinerne oder eiſerne Gewichtsſtücken zu dieſem Behuf und erreichte den Zweck damit vollkommen. Man hat aber auch nicht minder die Erfahrung gemacht, daß man nur in wenig Fällen vor dem vollendeten zehnten Jahre den Anfang mit dergleichen Leibesübungen machen dürfe, und dabei ſehr vorſichtig zu Werke gehen müſſe. —

So viel für jetzt. — Zu einer andern Zeit, wo wir Scenen aus den Jünglingsjahren dieſes Prinzen und ſeiner Begebenheiten geben werden, wollen wir ſeine Geſchichte fortſetzen, uns aber hiermit darauf beziehen.

13.

Der Friede zu Teſchen wird geſchloſſen.

Den Grund des bayeriſchen Succeſſionskrieges haben wir bereits im *I.* Bande S. 253—56 angegeben, und es bleibt uns daher nur noch das Nöthige bis zum Frieden nachzuholen übrig.

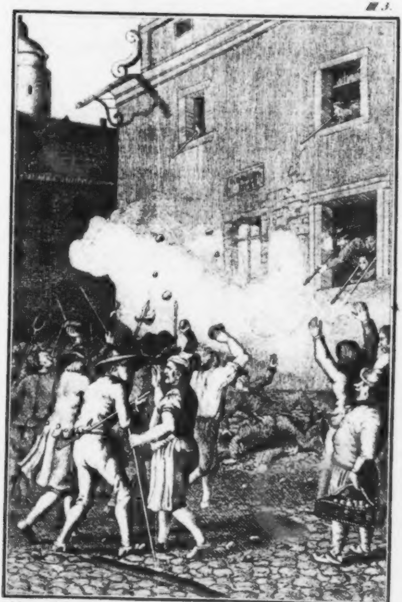
Als alle Unterhandlungen nichts mehr fruchteten, und ſelbſt die Verwendung Preußens erfolglos war; auch Frankreich bloß die Rolle des Vermittlers übernahm, kam es endlich zum Kriege. Die Kaiſerin Maria Thereſia wollte zwar den Krieg ſo wenig, als der König Friedrich, und ließ ihm durch den Baron von Thugut ſagen: ſie ſey untröſtlich, daß es mit ihnen wieder auf den Punkt gekommen ſey, ſich die vom Alter gebleichten Haare auszureißen; — doch Joſeph und Kaunitz wollten den Krieg, und ſo brach er denn aus.

Friedrich *II.* drang am 5. Juli 1778 mit 100,000 Mann über Nachod in Böhmen ein, und fand das eben ſo ſtarke kaiſerliche Heer hinter der Elbe ſo feſt verſchanzt, daß es Tollkühnheit geweſen wäre, dieſes Heer in ſeinen Verſchanzungen anzugreifen. Die Preußen begnügten ſich daher mit Verſuchen, jenes Heer aus ſeiner feſten Stellung herauszulocken, was jedoch nicht gelang.

Ein zweites preußiſches Heer hatte ſich mit den ſämmtlichen Sachſen vereinigt und rückte nun, von der Lauſitz aus, 113,000 Mann ſtark, über Gabel in Böhmen ein. Doch es wurde von Laudon, der nur 20—30,000 Mann hatte, durch künſtliche Märſche an der Vereinigung mit dem Heere des Königs verhindert. Hierdurch, und weil der neben dem Kaiſer commandirende Feldmarſchall Laſcy jede Schlacht vermied, verſtrich das Jahr 1778 für die Heere der Kriegführenden thatenlos, und die beiden preußiſchen Armeen mußten, wegen Mangel an Unterhalt, Böhmen wieder verlaſſen, worauf das öſterreichiſche Schleſien von ihnen beſetzt wurde. Die unter dem Prinzen von Heſſen-Philippsthal in der Grafſchaft Glaz ſtehenden Preußen wurden, am 18. Januar 1779, vom General Wurmſer überfallen und nebſt ihrem Oberanführer zu Gefangenen gemacht.

Während dieſes Krieges hatte die Kaiſerin Maria Thereſia ſchon am 12. Juli 1778 den Freiherrn von Thugut mit einem eigenhändigen Schreiben an den König Friedrich geſchickt, in welchem ſie ihm ihr Verlangen, daß er ſchickliche Vorſchläge zu einer Ausſöhnung thun möchte, auf das aufrichtigſte kundthat, und hierauf erfolgten, nach einigen Propoſitionen, verſchiedene Conferenzen zwiſchen den Miniſtern Finkenſtein und Herzberg mit dem Herrn von Thugut, welche in Braunau vom 13—15. Auguſt ſtattfanden. Demohngeachtet würde dieſer Krieg eine längere Dauer gehabt haben, wenn nicht Rußland und Frankreich als Vermittler mit Kraft aufgetreten wären, und Maria Thereſia keinen ſo großen Abſcheu vor dem Kriege gehabt hätte. —

Hierauf verglich man ſich vorläufig über die Hauptbedingungen in Breslau, ſchloß daſelbſt einen Waffenſtillſtand und eröffnete am 13. März 1779 einen Friedenscongreß in Teſchen, zu welchem alle bei dieſem Kriege intereſſirten Parteien Geſandte ſchicken ſollten, und auf dem auch namentlich von Kurſachſen der Graf von Zinzendorf erſchien. — Alle [illegible] 3.



Aufruhr zu Leipzig.

dieſe Geſandten thaten nun bei dem Congreß ein jeder für ſeinen Herrn das Beſte, und es kam endlich am 13. Mai 1779 ein Friedensſchluß zu Stande, in welchem unter andern Kurſachſen für ſeine Allodial-Anſprüche ſechs Millionen Gulden, in vier und zwanzig halbjährigen Terminen, vom 4. Januar 1780 an, und die ſtreitig geweſene Oberlehnsherrlichkeit über die Schönburgiſchen Herrſchaften, Glaucha, Waldenburg und Lichtenſtein bekam. Friedrich *II.* verlangte nichts, nicht einmal den Erſatz der Kriegskoſten; aber der hohe Ruhm ward ihm dafür zu Theil, daß er nur allein das Recht und die Verfaſſung des Reichs vertheidigt und die Fortdauer des Hauſes Pfalzbayern geſchützt habe. Dieſes wurde auch von den Einwohnern dieſer Länder lebhaft anerkannt, und es gab — beſonders in Bayern, — Bürger und Landleute genug, die aus Anhänglichkeit an ihr angeſtammtes Fürſtenhaus dem Bilde Friedrichs eine Stelle in der Mitte ihrer Schutzheiligen gaben.

14.

Die Empörung der Bauern und der darauf folgende Bauernkrieg.

„Die Bauern unſerer Zeit, — ſagt einer der geſchätzteſten hiſtoriſchen Schriftſteller neuerer Zeit, der nun vollendete Engelhardt, — ſind Freiherren gegen ihre leibeigenen Väter im Mittelalter, beſonders im *XV.* und *XVI.* Jahrhundert. Man nannte ſie damals allgemein Arme Lüte, oder Arme Leut, und dachte ſich darunter Menſchen, geſchaffen nur allein für den Acker oder Stall ihrer Herren; betrachtete ſie wie das Mark, wovon Fürſt, Adel und Geiſtlichkeit ſich nährten, und behandelte ſie wie Laſtthiere, beſtimmt, ihren Gebietern das Leben angenehm zu machen.“

Zwar hatte der menſchenfreundliche Kaiſer Maximilian *I.* das Geſetz zu Gunſten dieſer Unglücklichen gegeben: daß bei allzu harter Behandlung ſich die armen Leute bei dem Reichskammergericht beſchwören könnten. Doch, wie konnten dieſe als ſolche die mit ſchweren Koſten verknüpften Unterſuchungen hervorzurufen wagen; zumal da gemeiniglich die Klagen der Bauern nach den in jener Zeit herrſchenden Grundſätzen behandelt wurden, Niemand Ohren haben wollte, und ihre um Hülfe rufenden Stimmen verhallten wie die Stimme des Predigers in der Wüſte.

Was es nun aber mit der Leibeigenſchaft der Bauern in früheren Zeiten für eine Beſchaffenheit hatte, haben wir bereits im Tagesabſchnitte des 10. Mai kürzlich dargeſtellt; ſie dehnte ſich ſpäter aber noch weiter aus: der Herr that mit ſeinen Bauern das, was er wollte, und Niemand nahm ſich ihrer an, wenn nicht irgend einem gerechten Fürſten, wie dort Ludwig dem Eiſernen, die Augen über den wahren Zuſtand dieſer Armen durch einen anſcheinenden Zufall geöffnet wurden; in welchem Falle er aber auch in Krieg mit ſeinen Vaſallen gerieth, wie es bei dieſem Fürſten ebenfalls der Fall war; oder wenn er es, wie Friedrich der Weiſe, Kurfürſt von Sachſen, auf dem Sterbebette ahnete. (S. 5. Mai). —

Nun ſchreitet aber bekanntlich der menſchliche

Geiſt immer weiter vor, und ſo fanden auch die Bauern ihre Laſt immer ſchwerer, ja endlich wurde ſie ihnen unerträglich, beſonders, als die neuaufkommenden Steuern, meiſtentheils durch die auf den Landtagen Sitz und Stimme habenden Herren, Geiſtlichen und Abgeordneten der Städte, den Bauern zugewälzt wurden, dieſe aber unbedingt gehorchen mußten. — Hierdurch faßte die Giftwurzel der Empörung in den Herzen dieſer ſo hart Gedrückten Platz, und breitete ſich aus, ſo daß es nur eines belebenden Windſtoßes bedurfte, dieſes verborgen glimmende Feuer zur hellen Flamme anzublaſen; dieſer aber fand ſich am Ende des *XV*. Jahrhunderts ein, und bald brannte überall das Feuer der ſchrecklichſten Empörung.

Die Bewohner der Schweiz waren durch ihre gelungene Empörung gegen die tyranniſchen Reichsvögte und adeligen Herren ihres Landes, und die ebenfalls Güter mithin auch Leibeigene beſitzenden Klöſter zu dieſem anfachenden Winde geworden, und man ſuchte in den ihr nahen wie entfernten Ländern dieſem Beiſpiele nachzuahmen. — So empörten ſich z. B. die Käſenbröder in den Niederlanden, die Bundſchuhe im Speyerſchen, der arme Conrad im Würtembergiſchen *), im Anfange des *XVI*.

---

*) Dieſe Benennungen ſchreiben ſich von den Zeichen in den Fahnen der verſchiedenen Parteien dieſer Empörer her. — Die Käſenbröder von dem Käſe und Brod, welches ſie zum Zeichen ihrer Armuth in ihren Fahnen führten. Die Bundſchuhe von den Schuhen, welche ſie an den Riemen zuſammengebunden, an Stangen in der Mitte ihrer Haufen in gleicher Abſicht führten, da Stiefeln nur von Rittern getragen werden durften, und die Letzten wurden wegen ihres Anführers, dem armen (güterloſen) Conrad, alſo genannt. A. d. V.

Jahrhunderts, und es iſt demnach eine grund- und bodenloſe Behauptung verſchiedener Geſchichtſchreiber, von welchen ſelbſt der ſonſt ſo gründliche Schmidt in ſeiner Geſchichte der Deutſchen nicht frei iſt, daß Luther durch ſeine Lehren an dieſer Empörung ſchuld geweſen ſey. Denn als der Aufruhr begann, war Luther noch ein Knabe, und ſelbſt ſpäterhin entbrannte er zu einer Zeit, wo an die Reformation noch nicht gedacht wurde. Das aber kann nicht geläugnet werden: daß Luthers Buch von der chriſtlichen Freiheit von den Empörern mißverſtanden wurde, und daß ſie ſeine ſo kräftigen Lehren vom Gehorſam gegen die Obrigkeit, welchen er ſelbſt anhing, nicht beachteten. Was Luther von der geiſtlichen Freiheit der Gewiſſen gelehrt hatte, wendeten dieſe, bisher ſo hart gedrückten Leute, auf die leibliche Freiheit von den ſchweren Laſten an, die ſie bisher faſt zu Boden drückten; denn der Menſch glaubt das immer am liebſten, was mit ſeinen innigſten Wünſchen am beſten übereinſtimmt, und erlaubt ſich wohl, jenen Glauben nach dieſen Wünſchen zu deuten. —

Luther hat alſo offenbar jene Empörung nicht hervorgerufen; denn ſie lag ſchon längſt in den Umſtänden ſelbſt, und dieſe Mißdeutung ſeiner viel anders gemeinten Schrift kann ihm nicht zur Laſt gelegt werden; haben doch ſchon ganz andere und heiligere Schriften ebendaſſelbe Schickſal gehabt, und dennoch an ſich ſelbſt nichts von ihrem Werthe verloren.

Es war alſo Luther eben ſo wenig ſchuld an dieſem Aufruhr, als die erſten Chriſten in Rom, wenn die Tiber austrat, und man ihnen dieſes Austreten beimaß, um Gelegenheit zu haben, ſie zu verfolgen.

Die aufgeſtandenen Bauern hatten ihre Forderungen in zwölf Artikel verfaßt, in welchen ſie begehrten: 1. „Daß jede Gemeine Macht haben ſolle, einen Prieſter zu wählen, ein- und abzuſetzen, und nicht erſt Biſchöfe und andere Pfaffen darum zu fragen. — 2. Daß ſie Niemandem hinfort den Zehenten geben dürften; als ihrem Prieſter, ſo viel er brauche, das übrige aber den Armen. — 3. Wollten ſie der Leibeigenſchaft ganz entledigt ſeyn. — 4. Das Wild und die Fiſche ſollten Gemeingut ſeyn. — 5. Desgleichen die Holzungen, ſo nicht erblich erkauft wären, daß ein Jeder ſo viel nehmen dürfe, als er zum Brennen und Bauen nöthig habe. — 6. Begehrten ſie Linderung der Dienſte, daß ſie damit *nicht mehr als ihre Voreltern* beſchwert werden dürften. — 7. Forderten ſie chriſtliche Milderung der Lehen und Dienſte auf ihren Gütern. — 8. Auch dergleichen Erlaſſung an Zinſen und Gülden. — 9. Sollten die Obrigkeiten eine beſſere Ordnung im Strafen halten, als bisher geſchehen, und nicht nach Gunſt richten. — 10. Was gemeine Güter geweſen, aber eigen gemacht worden, ſollten in vorigen Stand geſetzt werden. — 11. Die *Todenfälle*, ſo von Wittwen und Waiſen nach der Männer oder Eltern Tode eingetrieben worden, ſollten ganz abgeſchafft werden. — 12. So ein oder der andere Artikel Gottes Wort nicht gemäß oder gar zuwider wäre, wollten ſie gern davon abſtehen; jedoch auch keiner neuen Artikel, ſo der Billigkeit gemäß, ſich dabei begeben haben." —

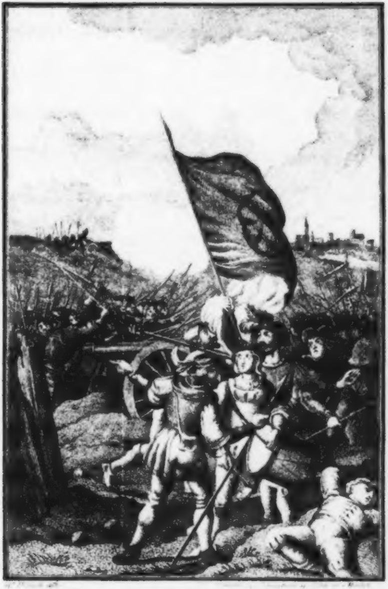
Dieſe zwölf Artikel ſendeten die Bauern nach

Wittenberg an Luther, und baten ihn um ſeine Meinung. Dieſer ließ dieſelben ſofort drucken und begleitete ſie mit eben ſo derben Ermahnungen an die Bauern, als freundlichen und dringlichen Vorſtellungen und Ermahnungen an die Fürſten und Geiſtlichkeit, Ritter- und Bauerſchaft. — Der Geiſt der Herzlichkeit und der Liebe, der dieſe Schrift belebte, würde auch zuverläſſig den Weg in die Herzen der Aufgeregten gefunden und die Wirkung nicht verfehlt haben, wenn auf einer Seite die Bauern nicht ſo erbittert geweſen wären, und man auf der andern Seite durch etwas Nachgiebigkeit geſucht hätte, dieſes Feuer zu dämpfen. Allein auf dieſe Weiſe, wo beide Parteien mit Härte einander gegenüberſtanden, wo eine Partei nichts nachließ, und die andere ſchon um deshalb, weil man ihr gar nichts bewilligen wollte, deſto feſter auf ihren Forderungen beſtand, konnte es nicht anders kommen, als daß auch die beſten Ermahnungen fruchtlos an den Herzen vorübergehen mußten; die Flamme der Empörung loderte im Gegentheil immer höher auf, bis endlich ihre Greuel ſelbſt die Mittel hergaben, ſie zu dämpfen.

In den Ländern, wo dieſer ſchrecklichſte der Schrecken herrſchte, verbanden ſich die Fürſten und Herren auf das innigſte mit einander, dieſem Uebel zu wehren. Ganze Heere geübter, wohlbewaffneter Krieger traten den Bauern gegenüber, und großes Geſchütz begleitete ihre Schaaren. Und ſo konnte es denn nicht anders kommen, die Wohlgeordneten, Kriegserfahrnen, mußten gegen die regelloſen Haufen der Bauern ſiegen, ſo tapfer dieſe auch gemeiniglich fochten.

Und ſo wurden in Deutſchland mehrere hundert

III 2



Die Bauernschlacht bei Frankenhausen.

Schlöſſer, Klöſter, Städte und Dörfer durch dieſen Aufruhr und den darauf folgenden Krieg der Herren gegen ihre Unterthanen zerſtört; über hunderttauſend Bauern verloren dabei ihr Leben, und den übrigen wurden ſtatt der geträumten Freiheit, mit wenig Ausnahmen, noch ſchwerere Ketten zu Theil.

Dies, als Einleitung im Allgemeinen, und zur Verſtäntlichkeit des Folgenden. Das aber, was Sachſen im Beſondern angeht, werden wir im folgenden Tagesabſchnitte erzählen.

15.

Die Bauernſchlacht bei Frankenhauſen.

(Mit Abbildung.)

Schon da, als Luther noch auf der Wartburg weilte, traten Männer in Wittenberg auf, die ſeinem Werke entgegenarbeiteten. Carlſtadt und Münzer, von denen, ſo wie von ihrem Treiben, wir bereits im *II.* Bde. d. W. (S. 7. März) einiges angeführt haben, waren die Namen von Schwärmern, die Alles übertrieben; und durch dieſes Uebertreiben der Sache der Reformation Gefahr brachten. — Carlſtadt zog ſich zeitig zurück, und nun blieb Münzer allein auf dem Schauplatze.

Thomas Münzer, von Stollberg am Harz gebürtig, war ein unruhiger Kopf, und hatte ſchon da, als er ſich mit Carlſtadt verband, verſchiedene geiſtliche Aemter bekleidet, ſich aber allezeit als einen ſo wüthenden Feind des Papſtes gezeigt, daß er jedesmal das Kind mit dem Bade verſchüttete, und in Folge dieſer Unklugheit das Amt wieder niederlegen, und ſeinen Wanderſtab weiter ſetzen mußte. Als er Wittenberg verließ, kam er als Pfarrer nach Allſtädt in Thüringen, wo er heftig gegen Luther predigte und die Lehren der Wiedertäufer-Sekte mit dem ungeſtümſten Eifer zu verbreiten ſuchte. Durch dieſe Sucht, Unruhen zu ſtiften, wurde er (1524) aus Allſtädt entfernt, lebte ein halbes Jahr im Auslande, und kam dann wieder nach Thüringen zurück, wo er in Mühlhauſen predigte, und ſich daſelbſt einen großen Anhang erwarb. — Doch bald ſpielte dieſer Mann noch eine andere und größere, für viele tauſend Menſchen aber höchſt verderbliche Rolle. Dieſes als Einleitung des Folgenden.

Auch in Thüringen ſeufzten die armen Bauern, als ihr Beſchützer, Landgraf Ludwig der Eiſerne von der Welt geſchieden war, von neuem unter ihrer Laſt, die je länger je härter wurde. — Der unumſchränkten Willkühr ihrer ſtrengen Herren ſchutzlos hingegeben, mit Frohnen, Laſten und Abgaben bis zum Erliegen gedrückt, — „nur geſchaffen, den rohen Begierden und dem übermüthigen Despotismus ihrer Frohnherren zu dienen, lebten die Bauern in einem Zuſtand, der ſie wenig mehr als das Vieh begünſtigte, und von welchem unſere Zeit zu ihrem Heile kaum noch eine Ahnung haben dürfte. — Stumpfſinn und beinahe thieriſche Mangelhaftigkeit der Verſtandeskräfte, welche durch das über ſie verhängte thieriſche Joch wandellos in ihren engen

Schranken erhalten wurden, ließen dieſe Unglücklichen in ihrem Elende endlich eine Gewohnheit finden ꝛc.“ — *)

So war alſo das Loos des zu jener Zeit lebenden Bauers im Allgemeinen beſchaffen, und in Thüringen war es beſonders nicht milder. — Welche ungemeine Wirkung mußte es daher haben, als Münzer unter dem Volke auftrat, ſeine Stimme erhob, und dieſen armen zu Boden gedrückten Menſchen die Freiheit und mit ihr die Erlöſung vom bisherigen Elende predigte. Da war es natürlich, wenn dieſe ſo unglücklichen Menſchen aus ihrem bisherigen Geiſtesſchlafe erwachten, tauſend und aber tauſend Fäuſte ſich bewaffneten, und den feſten Entſchluß faßten: Alles zu wagen, um ſich die Erlöſung vom Elende zu erkämpfen; denn man konnte es leicht vorausſehen, man werde ſie ihnen nicht freiwillig und ohne Zwang zugeſtehen.

Wenn nun aber der Damm, welcher die Fluthen in Schranken hält, daß ſie nicht die fruchtbaren Felder überſchwemmen können, endlich durchbrochen wird, ſo bedarf es geſchickter Hände, welche die durchſtrömenden Waſſer ſo zu leiten wiſſen, daß ſie ſich unſchädlich verlaufen; wo aber dieſe fehlen, da wird nichts als Unglück entſtehen, und jener Durchbruch unheilbringend werden. —

Dies wäre denn, mit wenig Zügen, das Bild jener Zeit; denn man darf hier kein Gemälde des in derſelben ſtattgefundenen ſogenannten Bauernkrieges erwarten, weil dieſes an und für ſich zu groß iſt, und einen weit größern Raum erfordert, als dem

---

*) Worte eines der neueſten Schriftſteller im Fache der vaterländiſchen Geſchichte. d. V.

Verfaſſer dieſes Werks bei ſeiner Tendenz und Einrichtung zur Disposition gegeben iſt, weshalb ſich derſelbe auf einen kurzen Ueberblick der Cataſtrophe dieſer Empörung, durch die Schlacht bei Frankenhauſen und was ihr zunächſt voranging, beſchränken muß; doch werden wir einzelne Scenen ausheben, und an den geeigneten Orten darſtellen.

Thomas Münzer hatte, wie ſchon gedacht, ſeit ſeiner Vertreibung von Allſtädt, und nach verſchiedenen Abentevern, ſeinen Sitz in Mühlhauſen genommen, wo er offenbaren Aufruhr predigte, und in ſeinen öffentlichen Kanzelreden die Abſchaffung aller Obrigkeit, der Fürſten, des Adels, der Geiſtlichkeit ꝛc. im Namen Gottes verlangte, und dabei als den Willen des Allerhöchſten verkündigte: daß allen Menſchen gleiches Recht und gleiches Gut zu Theil werden müſſe u. d. m. — Es konnte alſo nicht fehlen, ſolche Predigten mußten unter den vorliegenden Umſtänden, gleich einem elektriſchen Schlage wirken, beſonders als Münzers Gehülfen ſich in die umliegenden Dörfer verbreiteten und den Bauern dieſe Erlöſung vom Elende predigten, ſo daß eine große Anzahl von dieſen Bethörten zu Münzers Heere nach Mühlhauſen zog, wodurch dieſes bald auf dreyßigtauſend Mann anwuchs.

Von dieſem Heere zogen täglich Rotten aus, die Klöſter, adeligen Burgen und dergleichen Gebäude zu zerſtören, ſo daß es bald eine Menge von Ruinen in Thüringen gab. — Dieſen Zerſtörungen konnten endlich die Fürſten nicht länger unthätig zuſehen, weil ſie ſich immer weiter verbreiteten, wo ſie denn auch für ſich ſelbſt fürchten mußten.— Es verbanden ſich alſo die Fürſten und Herren mit einander, um dieſem Unweſen zu ſteuern, und zogen ihre Kriegsvölker zuſammen, ſo daß ein Heer von einigen tauſend Mann zuſammenkam, welches zugleich mit ſchwerem Geſchütz verſehen war und heranzog, der Verwüſtung Einhalt zu thun, die ſich über ganz Thüringen zu verbreiten drohete, und in dieſem Lande ſchon ſehr viel Böſes verübt hatte. —

Um dieſe Zeit ſtarb der Kurfürſt Friedrich der Weiſe, deſſen milder Sinn fortwährend zur Güte gerathen, und dadurch die ſtrengen Maßregeln der Fürſten und Herren gelähmt hatte. Kaum war dieſer Fürſt voll Huld und Gnade nicht mehr, als ſofort ernſtliche Anſtalten gegen die empörten Bauern getroffen wurden, die Fürſten ihre Schaaren enger zuſammenzogen, ſie verſtärkten, und mit ihnen den Zug nach Frankenhauſen richteten, wo ſich ein Bauernheer von achttauſend Mann auf einem benachbarten Berge verſchanzt hatte: Münzer aber befand ſich noch in Mühlhauſen. — Jetzt ſchwebte plötzlich der Geiſt des Friedens über den empörten Bauern, und es war nahe daran, dieſe ganze Empörung durch einen Vergleich zu endigen. — O wenn doch dieſes geſchehen und jener gute Geiſt nicht wieder von den Verblendeten gewichen wäre! —

Der Graf von Mannsfeld, aus deſſen Lande ſich eine bedeutende Anzahl aufgeſtandener Bauern bei dem rebelliſchen Heere befand, hatte am 11. Mai einen freundlichen Brief an dieſe Bauern geſchrieben, welcher billige Vergleichsvorſchläge enthielt. — Dieſe fanden auch den Weg zu den Gemüthern der ſo herzlich Angeſprochenen dergeſtalt, daß ſie dem Verlangen ihres Herrn zu gehorſamen nicht ungeneigt waren; denn es boten dieſe Bauern ihrem Herrn in der Antwort auf ſeinen Brief an, daß ſie morgen, Freitags, zu Martensrita an der Brücke erſcheinen und ihm dort chriſtliche Treue erzeigen würden. — In dieſem Briefe nannten ſie den Grafen: „ihren chriſtlichen Vorſteher, ihren lieben Herrn und freundlichen Bruder in Chriſto;“ wobei ſie ihm auch ſicheres Geleit verſprachen, und den Brief unterzeichneten: „die chriſtliche Verſammlung zu Frankenhauſen.“

Konnte der Graf ſich zu dieſer Zeit an dem bezeichneten Orte einſtellen, ſo wurde vielleicht ein Vergleich geſchloſſen, zum Heile von Tauſenden; allein er wurde durch dringende Geſchäfte*) abgehalten; unterdeſſen kam Münzer mit einigen hundert Bauern im Lager an, der Engel des Friedens aber erhob nun trauernd ſeine Schwingen und ſchied und nahm die Hoffnung zur Ausgleichung zugleich mit ſich. — Münzer, der den Vergleich, wie ſeinen ärgſten Feind fürchtete, bewies den Bauern, daß ſie von einer ſolchen Handlung nur fürchten und nichts hoffen dürften, machte ſie auch dadurch von ihrem friedlichen Vorſatz abwendig und ſchrieb auf das beleidigendſte an die Grafen Ernſt und Albrecht von Mannsfeld, um ſie gegen die Bauern im höchſten Grade aufzubringen und zu erbittern.

Am Sonntage Cantate, den 15. Mai 1525, erſchienen die vereinigten Kriegsſchaaren der Fürſten in der Nähe von Frankenhauſen. Dieſe Kriegsvölker waren jedoch kaum dreitauſend Mann ſtark, und mehr als die Hälfte beſtand aus Reiterei, welche bei der Beſtürmung des verſchanzten Lagers der Bauern abſitzen mußte. Das Geſchütz der Fürſten wurde an verſchiedenen Orten aufgefahren.

---

*) Dringende Geſchäfte ſagt die Quelle, bezeichnet ſie aber nicht näher. Gab es wohl ein dringenderes als dieſes war? A. d. V.

So war Alles zur Schlacht vorbereitet, als es den Fürſten noch rathſam ſchien, vorher den Bauern Gnade und Friede anbieten zu laſſen. Es fand auch dieſes Anerbieten Anklang bei den Bauern; denn als ſie die wohlgerüſteten Krieger um das Lager herziehen und ſich in Schlachtordnung ſtellen ſahen, auch das ſchwere Geſchütz in Bereitſchaft erblickten, wurde vielen von ihnen bange, und ſie ſchrieben deshalb folgenden Brief an die Fürſten:

„Wir bekennen Jeſum Chriſt! Wir ſind nicht hie, Jemand Etwas zu thun, ſondern von wegen göttlicher Gerechtigkeit, die zu erhalten. So ſind wir auch nicht hie, Blutvergießung zu ſtiften. So Ihr nun deſſen auch geſinnet ſeyd, ſo wollen wir Euch auch nichts thun. Darnach ſich ein Jeder zu achten.“

Dieſen Brief beantworteten die Fürſten durch Folgendes: Sie, die das Schwert Gideons trügen, wären bereit, Alle, die als Fälſcher des Evangeliums ſich bezeigt, zu ſtrafen. Weil ſie aber bedächten, daß mancher arme Mann unter ihnen böslich verführt worden ſey, ſo wollten ſie Gnade für Recht ergehen laſſen, wenn man den falſchen Propheten Thomas Münzer mit ſeinem Anhange lebendig ausliefere und ſich auf Gnade oder Ungnade ergebe! —

Das ließ ſich hören und verfehlte auch die Wirkung auf die Herzen der Bauern nicht. Weil aber der für Münzern und ſeine Spießgeſellen ſo kitzliche Punkt der Auslieferung die Hauptbedingung war, ſo mußte dieſer für ſich und ſie Alles wagen, um die Erfüllung deſſelben zu verhüten, und er wendete ſich deshalb mit der ganzen Kraft ſeiner Beredtſamkeit an die etwas ängſtlich gewordenen Bauern, wo er denn in ſeiner Anrede ſo ziemlich Alles für erlaubt hielt.

„Die Fürſten — ſagte er unter andern — haben wohl Wehr und Waffen, aber kein Herz dazu. Gott, auf deſſen Befehl Ihr Bauern kämpfet, wird Euch auch Sieg verleihen über dieſe ſeine Feinde, wie einſt dem kleinen David über den großen Goliath. — Sehet, ich will alles tödtliche Geſchoß, das Euch treffen ſoll, in meinem Mantel auffangen ꝛc.“

Jetzt wendete der von Todesangſt hochbegeiſterte Redner ſein Haupt, und wurde auf einmal einen Regenbogen gewahr, der während ſeiner Rede am Himmel erſchienen war. Hocherfreut rief er nun aus: „O ſehet dort, meine Brüder! das Gnadenzeichen, das der Herr des Himmels und der Erde am Firmamente zeigt, um Euch zu beweiſen, daß er Euch beiſtehen will in der Schlacht.“ —

Und nun war die letzte Spur von Friedensliebe, nebſt dem Willen, ſich zu unterwerfen, in den Herzen der Bauern verſchwunden. Der Regenbogen und Münzers kugelfeſter Mantel hatten den vorher geſunkenen Muth der Bauern wieder erhoben, und als aus einem Haufen, in der Mitte des Lagers, Einer mit ſtarker Stimme das Lied anſtimmte: „Komm, heiliger Geiſt, Herre Gott! ꝛc.“ ſangen es ſogleich die nächſten mit. Immer mehrere Sänger ſchloſſen ſich dieſen an, und in kurzem ertönte dieſes Lied im gewaltigen Chorus von mehreren tauſend Stimmen, ſo daß dieſer Geſang weit umher gehört werden konnte.

Als nun das Lied zu Ende war, erhob Münzer ſeine Stimme zu der Frage: ob ſie ſich den

Fürſten noch ergeben wollten? und nun riefen die Bauern wie mit einer Stimme: „Nein! Nein! — Wir wollen todt oder lebendig bei einander bleiben! — Nur friſch drauf und dran, und der Bluthunde nicht geſchont.“— So vermochte Münzer, die Geſinnungen dieſer Menſchen zu lenken!

Der Geſang jenes Liedes war auch im jenſeitigen Lager gehört worden, und hatte die Fürſten bewogen, noch eine Geſandtſchaft an die Bauern zu ſenden; nämlich den Grafen von Stollberg, und die Ritter Georg von Rüxleben, Georg Büchner und Materus von Gehofen; mit welchen aber, auf Münzers Anordnung, ſehr übel verfahren wurde. — Die beiden erſtern wurden in Gewahrſam gebracht; Büchnern und Gehofen aber ſchleppte man in einen Kreis von Bauern, wo ſie beide mit Spießen erſtochen wurden. Als man Münzern um Schonung Gehofens bat, weil dieſer Jüngling der einzige Sohn ſeines Vaters ſey, ſchlug er dieſe unter dem Vorwande ab, daß der Vater ſo manchem Armen unter ſeinen Bauern Böſes gethan, auch das Evangelium habe verfolgen helfen, dann winkte er, und die Metzelei begann.

Die Fürſten erfuhren dieſe Schandthat bald, und ließen nun ihre Kriegsſchaaren den Angriff beginnen. Das Geſchütz fuhr vor, und die Kriegsvölker ordneten ſich auf allen Seiten zum Sturm auf das Lager. Dies machte einen entmuthigenden Eindruck auf die Bauern, und ſie ſchickten nun erſt den gefangenen Rüxleben, und kurz darauf den Grafen von Stollberg als Friedensvermittler an die Fürſten, ſie um Gnade und Barmherzigkeit zu bitten. Da ſie aber keine Verſicherung gaben, daß Münzer ausgeliefert werden ſollte, ſo hatte auch ihre Geſandtſchaft keine Wirkung, und der Angriff des Lagers begann nunmehr im Gegentheil mit aller Kraft.

Die Kanonen der Fürſten donnerten, und von der Wagenburg der Angegriffenen brach ein Wagen um den andern zerſchmettert zuſammen. Die Bauern ſtanden hinter ihren Wagen mauerfeſt und ſangen: „Nun bitten wir den heiligen Geiſt ꝛc.“ So ſtanden ſie ſingend und wehrten ſich nicht, brannten auch keine ihrer Kanonen ab; denn ſie vertrauten nur allein auf Gottes Hülfe. Als aber die Kugeln des feindlichen ſchweren Geſchützes immer ſtärker unter ihnen wütheten, die Kriegsſchaaren der Fürſten auch den Angriff auf das Lager, an einer übelbewahrten Stelle begannen und daſelbſt die Verſchanzungen überſtiegen, dann aber metzelnd in die Bauern eindrangen, da ſuchte auf dem Flügel, wo Pfeifer befahl, ſich zu retten, wer konnte. (ſ. Abbildung) Pfeifer ſelbſt war einer der erſten, der ſein Heil in der Flucht ſuchte. Aber die Haufen, wo Münzer ſelbſt den Oberbefehl führte, ſtanden anfangs feſt, und wehrten ſich tapfer, bis ſie endlich von den kriegskundigern Schaaren ihrer Feinde auf mehreren Seiten angegriffen und ihre Haufen getrennt wurden. — Selbſt jene Fliehenden ſammelten ſich wieder, als ſie das Beiſpiel ihrer Brüder ſahen, und ſtellten ſich von Neuem zur Gegenwehr, doch das Geſchick des Tages war nicht mehr zweifelhaft, wie wir im folgenden Abſchnitte erzählen werden.

16.

Das Ende und die nächſten Folgen der Schlacht bei Frankenhauſen.

Man hat eine alte Sage: Münzer habe, als das Feuer der Feinde begann, wirklich aus ſeinem Mantel mehrere Kugeln geſchüttelt, die er aber, wie es auch natürlich war, vorher darinn verborgen hatte; denn es gilt bei dieſen Bällen des Schickſals, wie bekannt, kein Anſehen der Perſon, ſie treffen den Feldherrn ſo gut wie den gemeinen Krieger. — Es war zwar dieſes eine kluge Kriegsliſt von Münzern; denn ſie machte den Bauern anfänglich Muth zum Streit, und auch er ſelbſt zeigte denſelben, da er eine Heeresfahne ergriff, ſie mit Kraft in der Luft ſchwang, und den Seinen mit gewaltiger Stimme zurief: „Hie Schwert des Herrn und Gideon!“ Dieſer Ruf verhallte auch nicht ungehört, und die Haufen, wo ſich Münzer befand, ſtellten ſich dicht geſchloſſen den eindringenden geharniſchten Reitern der Fürſten entgegen. Die Spieße und ſpitzigen umgekehrten Senſen der zweiten Reihe vorgeſtreckt, arbeitete die erſte, aus den ſtärkſten Männern beſtehend, mit den gewichtigen Dreſchflegeln, Morgenſternen und Keulen tapfer auf die andringenden Reiter ein, und es ſtürzte zerſchmettert unter den Schlägen dieſer Kraftmänner eine Menge derſelben zuſammen. Schon geriethen die Reiter durch jene Gegenwehr in Unordnung, und der kriegskundige Blick des Landgrafen von Heſſen erkannte den Nachtheil, den dies haben konnte; deshalb ließ er ſchnell zu beiden Seiten das Geſchütz auffahren, welches nun durch ſchräge Schüſſe den Bauern ſehr verderblich wurde, und [illegible] Menge von

UNIV.BIBL. BERLIN

ihnen dem Tode in die ausgebreiteten Knochenarme warf. — Auch die ſächſiſchen und heſſiſchen Hakenſchützen rückten während dieſes Geſchützfeuers vor, ſtießen ihre Gabeln in die Erde und legten ihre ſchweren Büchſen in dieſelben auf. Das Feuer dieſer Sicherzielenden hatte ſchreckliche Wirkung, und durch dieſelbe riß die Unordnung unter den Bauern bald ein, ſich ſchnell vermehrend. — Noch hielt ſich Münzer auf ſeinem ſchwarzen Streithengſte und ſchwang die Heeresfahne ermuthigend in die Luft. Als aber viele der Schützen nach dem Träger dieſer Fahne zielten, und eine Menge Bauern um Münzern herum getroffen zur Erde ſanken, ob er gleich wunderbarerweiſe von allen dieſen Kugeln verſchont blieb, ſo entfiel ihm doch endlich der bisher gezeigte hohe Muth, beſonders als, nach einer alten Sage, die Stange dieſer Fahne durch eine Geſchützkugel zerſchmettert worden ſeyn ſoll, worauf Münzer ſelbſt muthlos entflohen ſey. —

Immer verderblicher wirkte das ſchwere Geſchütz nebſt dem Feuer der zahlreichen Hakenſchützen auf die dickten regelloſen Haufen der Bauern, ſo daß ſie endlich, beſonders als ſie die gewaltige Stimme ihres Propheten nicht mehr hörten und ſeine in der Luft wehende Fahne nicht mehr ſahen, ſich ebenfalls zur Flucht wendeten, die bald zu einer allgemeinen wurde, da Niemand mehr an Gegenwehr dachte. — Die geharniſchten Reiter, welche beim Anfang der Schlacht vom Widerſtande der Bauern ſo viel gelitten hatten, drangen nun Rache ſchnaubend in die zertrennten Haufen der Bauern ein, und Wehe dem, der ihren würgenden Schwertern nicht entrinnen konnte; an Barmherzigkeit war bei dieſen Wüthenden nicht zu denken. Eine große Menge der Fliehenden fiel unter ihren Streichen, ſo daß endlich dieſen Würgern ſelbſt die müde Fauſt am Schwerte erſtarrte. Daher thut man nicht zu viel, wenn man die Zahl der in dieſer Schlacht, ſo wie in Frankenhauſen getödteten Bauern auf mehr als ſiebentauſend annimmt.

Die Fliehenden konnten nicht anders, als ſie mußten ſich in das nahe Frankenhauſen zu retten ſuchen, und die Fürſten folgten ihnen mit ihren Völkern eiligſt nach, ſo daß die Stadt ſogleich von allen Seiten her umringt wurde. — Eine Lücke in der Stadtmauer wurde benutzt und die Stadt erſtiegen. Nun warfen die Bauern in den Straßen, nach kurzem Widerſtande, die Waffen weg, und ſuchten ſich in die Häuſer und Höfe zu retten, wo ſie dann gefangen genommen wurden.

Die gefangenen Bauern wurden zuſammengekoppelt und nach den Gefängniſſen gebracht, wo ſie nun ihr Schickſal erwarteten. Ein gleichzeitiger Schriftſteller hat uns folgenden Zug aus jenen Tagen aufbewahrt, welchen wir unſern Leſern wiedergeben wollen.

Einer der Oberſten im Heere der Fürſten ſah unter einem Haufen gefangener und zuſammengekoppelter Bauern einen ſtattlichen Mann, der ebenfalls gefeſſelt war, und fragte dieſen Mann, deſſen Aeußeres ihm gefiel: „Nun, mein Bäuerlein! Welches Regiment gefällt dir wohl am beſten; das der Fürſten, oder das der Bauern?“ — Da ſeufzte der Unglückliche, und ſah den Frager mit thränenvollen Augen an. — „O lieber Herr — rief er mit tiefer Bewegung — Es giebt wohl kein Meſſer, das ärger ſchiert, als wann ein Bauer der Herr des Andern wird!“ —

Dieſe Rede voll Wahrheit ging dem edlen Oberſten ſo tief zu Herzen, daß er bei dem Fürſten, wo er viel galt, die Freiheit dieſes Gefangenen erbat.

Als die Nachricht von der Schlacht bei Frankenhauſen ſich durch Thüringen und die angrenzenden Länder verbreitete, entfiel überall den einzelnen Hauſen der Muth, und ſie ſuchten ſich mit guter Manier aus dem Spiele zu ziehen. Doch nur Wenigen gelang es, Großmuth zu finden; freilich hatten ſie es auch arg genug getrieben und ihre Herren auf das empfindlichſte verhöhnt. — Hier nur ein Beiſpiel, wo dieſer Hohn bloß an Einem geſtraft wurde, und die Uebrigen großmüthige Verzeihung fanden.

In der Grafſchaft Hohnſtein machte ſich eine Rotte dieſer Empörer gewaltig breit, und ſie wurden ſo dreiſt, daß ſie Einen aus ihrer Mitte, den Schäfer Hans Arnold in Barthelfeld an den Grafen dieſes Landes ſchickte, der ihn ganz treuherzig mit folgenden Worten anredete: — „Sieh, Bruder Ernſt, ſo kann ich den Krieg führen, was kannſt denn Du? — Der Graf antwortete ihm lächelnd: — „Lieber Hans! Sey zufrieden! Das Bier iſt noch nicht in dem Faſſe, darin es gähren ſoll!“ — Als nun die Schlacht bei Frankenhauſen einen ſo übeln Ausgang für die Bauern genommen hatte, entſank auch dieſem Hauſen der Muth; ſie ſchickten daher an den Grafen, ihn um Gnade zu bitten, und dieſe wurde ihnen auch von dem menſchenfreundlichen Herrn, der die Sache aus dem rechten Geſichtspunkte betrachtete, zu Theil. Als aber der Graf ſpäterhin hörte, daß der Hauptmann dieſes Haufens das Plündern und Rauben zu weit getrieben, und die Beſſergeſinnten dazu verführt, ja oft ſelbſt genöthiget habe, überhaupt aber ſehr bösartig geweſen ſey, ließ er ihn verhaften, und da die Unterſuchung dieſes beſtätigte und noch mehr ſolche Unthaten zu Tage förderte, verurtheilte er dieſen Böſewicht zum Tode. — Auch einen Töpfer zu Elrich würde ein gleiches Loos betroffen haben, wenn nicht die hochſchwangere Gattin deſſelben ſich dem Grafen zu Füßen geworfen und um Gnade für ihren Gatten und Vater des unſchuldigen noch ungebornen Kindes gebeten hätte, die ihm denn auch zu Theil wurde, beſonders als die kluge Frau den Grafen für ihr noch zu hoffendes Kind ſchon im Voraus zu Gevatter bat. — Der Graf ertheilte dem Töpfer alſo Gnade, fügte aber dieſer Verſicherung zugleich noch die weiſe und zweckmäßige Bedingung hinzu: daß er künftig nur allein ſein Handwerk fleißig treiben und in Lohra und Klettenberg die Oefen gehörig ausbeſſern ſolle. —

Die adeligen Gutsbeſitzer in der Grafſchaft Hohnſtein waren mit dieſem milden Spruche ihres edlen Lehnsherrn nicht zufrieden, ſondern wollten die rebelliſchen Bauernhaufen getödtet wiſſen. Da trat einer unter ihnen, der Rittmeiſter von Sundhauſen auf, und ſprach mit weiſer Mäßigung;

„Es iſt wohl wahr, daß dieſe Aufrührer ſich des Todes ſchuldig gemacht haben; denn ſie hauſten zuweilen ſehr arg. Allein Ihr mögt bedenken, in welch' eine Wüſtenei die Grafſchaft hierdurch verwandelt werden würde, wenn dieſe Hausväter alle ſterben, und was ihre Wittwen und Waiſen dann beginnen ſollten? — Hat man doch ein klares Beiſpiel davon in der benachbarten Grafſchaft Schwarzburg (Frankenhauſen). — Darum halte ich für beſſer, wenn dem milden Spruche unſers edlen Lehnsherrn nachgegangen und dem tollen Pöbel zu Sichem das Leben geſchenkt wird, damit ein Jeder durch fleißige Arbeit die Seinen redlich verſorge. Kann man doch die Schuldigſten mit einer Geldſtrafe belegen!" —

Dieſe Rede gefiel dem menſchenfreundlichen Grafen ſo wohl, daß er den ihm gleich geſinnten Rittmeiſter die Hand bot, und ausrief: „Sundhauſen! Du haſt jetzt geſprochen wie ein ehrlicher Mann! Dein Wort ſoll Ehre haben!" —

Und es blieb dabei. Die Bauern zogen heim; doch mußten ſpäterhin Viele ihre geſtrengen Herren ein Jeder Vier Gülden Strafe bezahlen.

So blutig endigte ſich dieſer Aufruhr in Thüringen. — Ein ſchreckliches Beiſpiel zur Warnung; beſonders da die Geſchichte faſt kein Beiſpiel hat, daß durch dieſes ſo gefährliche Mittel der Zweck erreicht worden wäre, weil er meiſtentheils gänzlich verfehlt wurde. —

Die Strafen begannen nach der Schlacht verſchieden, je nachdem der Landesherr mild oder ſtreng war. Der Kurfürſt Johannes von Sachſen ſtrafte am gelindeſten. Vielleicht wirkte dabei die Bitte ſeines vollendeten Bruders Friedrich, mit angeborner Milde vereint; nur Münzers Gehülfe, Paul, wurde in Gemeinſchaft einiger andern Rädelsführer enthauptet. Die Verführten, — und als ſolche galten die meiſten, — wurden von dem edlen Kurfürſten wieder zu Gnaden aufgenommen, und ihnen gänzlich verziehen, nur daß ſie, ſo lange ſie noch lebten, einen weißen Stab, zum Zeichen fortwährender Buße trugen. — Strenger ſtrafte der Herzog Georg: denn er ließ in Langenſalza vierzig Männer enthaupten, und keine Fürbitte galt. Die Stadt mußte 7000 Gülden zur Strafe zahlen. — In Arnſtadt wurden Neun enthauptet, und vier und vierzig in's Gefängniß geworfen; die Stadt aber um 4000 Gülden geſtraft. — Nicht ſo gnädig kam die Stadt Ilm und ihre Umgegend weg; denn außer den Leib- und Lebensſtrafen Einzelner koſtete es der Geſammtheit 15 000 Gülden. — Späterhin werden wir noch Scenen aus dieſer Zeit des Aufruhrs und ſeiner Beſtrafung liefern, und wollen uns hier darauf beziehen.

Zum Schluſſe dieſes Abſchnitts verdient wohl noch folgendes Beiſpiel von origineller Abwehr der Plünderer eine Stelle. In der Grafſchaft Hohnſtein liegt ein Dorf, zum Elende genannt. In dieſem lebte ein alter Pfarrer als Seelſorger, der katholiſch geblieben war. Urſache genug für die empörten Bauern, die des Evangeliums heilige Lehren der Duldung und Bruderliebe noch ſo wenig begriffen hatten, um die Wohnung dieſes Greiſes zu plündern. — Glücklicherweiſe erfuhr es dieſer vorher und nahm ſeine Maßregeln darnach. — Vor der Thür ſeines Hauſes ſtanden einige Bienenſtöcke, deren Bewohner er ſorglich pflegte, und alſo ein wahrer Bienenvater war. Dieſe kleinen Thiere kannten den Greis' und umſchwärmten ihn oft, wenn er an Sommerabenden vor ſeiner Thür ſaß, in großer Zahl, und ſummten ihm um den Kopf herum, nie aber verletzte ihn eine derſelben. —

Jetzt als er die rebelliſchen Bauern heranziehen ſah, und ihre Haufen ganz nahe gekommen waren, warf er ein paar dieſer Stöcke um, er aber flüchtete ſich ſchnell in's Haus, deſſen Thür er feſt verſchloß. Nun brauſten die Schwärme von vielen Tauſenden dieſer ſo nützlichen als gefährlichen Thierchen den Plünderern entgegen, die ſich der dichten Schwärme dieſer unverhofften kleinen aber ſehr zahlreichen Feinde nicht erwehren konnten, ſondern ihnen auf das ſchnellſte zu entrinnen verſuchten, es aber nicht vermochten, weil jene Geflügelten geſchwinder waren als dieſe Laufenden, von denen Viele arg zerſtochen und ſchwer verwundet wurden. — Durch dieſes rechte Mittel blieb nun der Pfarrer mit der Plünderung verſchont, und verdankte dies der Wahl deſſelben. — Heil alſo dem, der ſtets das rechte Mittel zu treffen weiß!! —

17.

Der Herzog Johann Wilhelm von Weimar.

Dieſer Fürſt, einer der ehrwürdigſten Abkömmlinge des Kurfürſten Ernſt, erblickte am 11. April 1598 auf dem Schloſſe zu Altenburg das Licht der Welt. — Sein Vater lebte mit ſeiner Gemahlin, der Herzogin Dorothea *) in ſehr geſegneter Ehe, denn es wurden aus derſelben zwölf Kinder erzielt, von denen Wilhelms Zwillingsbruder das Licht der Welt nicht ſah, da er bereits todt auf dieſelbe gebracht wurde; ſo wie auch Wilhelms älterer Bruder ſein Leben nur auf wenig Stunden

*) Von dieſer Trefflichen S. den 18. Juli im vierten Bande dieſes Werkes. D. V.

brachte, und dann wieder aus einer Welt ging, von der er nichts kennen gelernt hatte. Der Vater dieſer Kinder ſchied am 31. October 1605 nach einem kurzen Krankenlager zur großen Betrübniß ſeiner Unterthanen aus dieſer Welt; ſo daß er ſeine einzige Tochter **Johanna** nicht ſah, da ſie erſt vier Monate nach ſeinem Tode geboren wurde.

Die Wittwe — eine der ehrwürdigſten Mütter aller Zeiten — erzog nun ihre acht Söhne *) unter der Vormundſchaft des Kurfürſten von Sachſen, **Chriſtian** *II.* und dann **Johann Georg** *I.*, auf das Sorgfältigſte, und wählte die trefflichſten Lehrer für ihre Kinder, ſo daß ſich ſchon hieraus auf die Güte dieſer Erziehung ſchließen läßt. — Die Studien, zu welchen die Lehrer den Grund gelegt hatten, ſetzte nun **Johann Wilhelm**, der heute beſonders unſer Gegenſtand iſt, auf der Univerſität **Jena** fort, und unternahm dann (1617) mit ſeinem Bruder **Friedrich** eine Reiſe nach den Niederlanden. Sie kehrten jedoch bald wieder zurück, und kamen am 18. Juli deſſelben Jahres wieder nach Weimar, um von der ſterbenden Mutter ihren Segen zu empfangen **) und ihr die brechenden Augen zu ſchließen; denn es waren kaum vier Stunden nach der Wiederkunft ihrer geliebten Söhne verfloſſen, als dieſe gute Mutter ſtarb.

Im folgenden Jahre reiſten die beiden Brüder mit einander nach Frankreich, und als ſie dort von den ausgebrochenen böhmiſchen Unruhen hörten, ka-

---

*) **Johanna** ſtarb als dreijähriges Kind am 3. Juli 1609 an den Blattern. A. d. V.

**) S. 18. Juli, wo auch die Gefahr dieſer beiden Prinzen beim Einfahren in das väterliche Schloß geſchildert iſt. A. d. V.

men ſie ſogleich zurück, worauf Friedrich ſofort in die Dienſte des neuen Königs von Böhmen trat, der ihm auch eine angemeſſene Stelle in ſeinem Heere gab. — Wilhelm aber warb 150 Reiter für eben denſelben Dienſt, mit welchen er der Schlacht bei Prag (8. Nov. 1620) beiwohnte, wo ihm durch eine Falkonetkugel der Helm vom Kopfe geriſſen wurde, und eine Piſtolenkugel ihn auf den Harniſch traf. — Die Schlacht hatte bekanntlich einen ſehr üblen Ausgang für das böhmiſche Heer und ſeinen König, und der Prinz Wilhelm konnte nur durch die Schnelligkeit ſeines Edelroſſes den ihn verfolgenden kaiſerlichen Reitern entrinnen und Prag erreichen. Dieſes unglückliche Ereigniß beugte jedoch den Muth dieſes jungen Fürſten nicht, ſondern er warb im folgenden Jahre neue Kriegsſchaaren an, die er dem in jener Zeit ſo berühmt gewordenen Mannsfelder zuführte, und den Befehl über ein Regiment Fußvolk übernahm, wo er ſich in der Schule dieſes Helden immer weiter in den Kriegswiſſenſchaften ausbildete.

Am 6. Mai 1622 focht dieſer junge Fürſt als ein Held, doch ohne verwundet zu werden, mit in der Schlacht bei Wimpfen, welche durch die heldenmüthige Aufopferung der vierhundert Bürger von Pforzheim zu einer der merkwürdigſten geworden iſt. Da nun durch den Verluſt dieſer Schlacht das Schickſal des Feldzugs in jenem Theile Deutſchlands ſich für die Kaiſerlichen entſchieden hatte, ſo war für ihn hier nichts mehr zu thun; er kehrte daher in ſein Vaterland zurück, beſuchte den Hof zu Deſſau, und lernte dort die treffliche Tochter des Fürſten, Eleonora Dorothea, kennen. Die beiden Herzen fanden ſich, und **Wilhelm** ſchied als der Verlobte dieſer Prinzeſſin aus dem Hauſe ihres Vaters, der den Durſt nach Thaten, welcher dieſen jungen Fürſten beſeelte, höchlichſt billigte und ſo kräftig unterſtützte, daß er an der Spitze von mehreren geworbenen Heerhaufen aus Deſſau ziehen konnte. Mit dieſen Völkern begab er ſich zu dem Heere, welches der Herzog **Chriſtian von Braunſchweig** zuſammengebracht hatte, und damit gegen **Tilly** zog. Bei **Stadtloo** in Weſtphalen kam es am 27. Juli 1623 zur Schlacht, und **Tilly** blieb, nach einem langen, harten Kampfe, Sieger. Der Prinz **Wilhelm** aber wurde, faſt am Ende dieſer Schlacht, ſchwer verwundet und gefangen, von den Siegern aber, in Geſellſchaft ſeines Vetters, des Prinzen **Friedrich von Altenburg**, *) nach Münſter gebracht. Hier kämpfte der Tod lange mit dem Leben; doch endlich ſiegte die unverdorbene, kräftige Natur dieſer jungen Fürſten, und beide wurden wieder hergeſtellt und dann nach **Neuſtadt in Steyermark** als Gefangene gebracht, wo ſie ihrem fürſtlichen Stande gemäß behandelt wurden, und **Wilhelm** beſonders brachte die Zeit ſeiner Gefangenſchaft auf eine nützliche Weiſe mit ſeinen Lieblingsbeſchäftigungen, Drechſeln und Malen, zu. — Der Kurfürſt von Sachſen, **Johann Georg I.**, verwendete ſich kräftig für die Freiheit dieſer beiden Herren Vettern, und der Kaiſer, der dazumal noch dieſen Bundesgenoſſen nothwendig brauchte, ließ ſeine Bitte ſtattfinden, ſo daß die beiden Prinzen gegen das Ende des Jahres 1624 wieder in Freiheit geſetzt wurden. Beide gingen hierauf nach Wien, und wurden dort ſehr wohl aufgekommen, beſonders aber erhielt der Prinz **Wilhelm** die ehrenvollſten Beweiſe von der huldreichen Zuneigung des Kaiſers gegen ihn, bei einer perſönlichen Audienz, die er bei dieſem Monarchen hatte. Der Monarch drückte ihm verſchiedenemale die Hand und ſagte: „Es iſt nun Alles vergeſſen, lieber Vetter!" Auch die Kaiſerin war ſehr gnädig gegen ihn, reichte ihm unter andern die Hand (was dazumal ſehr viel war) und gab ihm am andern Tage beſondere Audienz. — Dieſer Prinz blieb beinahe drei Wochen in Wien, ritt mit dem Kaiſer auf die Jagd und wurde von ihm zur Tafel gezogen. Zum Abſchiede erhielt er einen kaiſerlichen Salvegardebrief über alle ſeine Habe und Güter.

---

*) S. Bd. 1. S. 272 ff.

Als der Prinz wieder in ſein Vaterland gekommen war (5. Febr. 1625), traf er ſogleich Veranſtaltungen zu ſeiner Vermählung, dann reiſte er nach Deſſau, wo er mit ſeiner verlobten Braut das Beilager vollzog.

Dies war das thatenreiche Leben **Johann Wilhelms**, als **Jüngling**, in gedrängter Kürze, und wir gehen nun zu der Ueberſicht ſeines Lebens, als **Regent**, **Feldherr** ꝛc. über.

Im September 1626 übernahm er von ſeinem Bruder **Albrecht** die in Abweſenheit des älteſten Bruders bisher geführte Adminiſtration des Landes, und da der letztere am 4. December 1626 in Ungarn verſtarb *), ſo wurde dieſe Adminiſtration im Namen der ſämmtlichen Brüder bis zum Jahre 1640 fortgeſetzt, wo ſich der Herzog **Johann Wilhelm** mit dieſen Brüdern dergeſtalt theilte, daß ihm das Herzogthum Weimar blieb, und er nun der Stammvater von der heutigen Weimariſchen Linie wurde, welche von der Alt-Weimariſchen, deren Ahnherr der ehemalige Kurfürſt Johann Friedrich war, wohl zu unterſcheiden iſt.

---

*) S. den 4. December im ſechſten Bande dieſes Werkes.

Im Jahre 1628 ließ der Herzog die böhmiſchen Lehen in Prag in Empfang nehmen, reiſte deshalb perſönlich dahin, und wurde dort vom Kaiſer, der Kaiſerin und dem jungen römiſchen Könige, Ferdinand *III.*, mit der früher ſchon geäußerten Huld aufgenommen.

Das Jahr 1629 brachte (19. März) dem Erneſtiniſchen Hauſe einen Hauptvergleich, welchen der Herzog Wilhelm mit ſeinen Brüdern ſchloß. — Durch dieſen wurde beſtimmt: daß von nun an und allezeit bei Succeſſionsfällen in ungetheilten Ländern der älteſte Bruder oder Vetter, ohne Unterſchied der Linien, das Majorat oder den Vorgang haben ſolle.

Es erlebte auch der Herzog Wilhelm die drei Säkularfeſte der evangeliſchen Kirche: nämlich den 31. October 1617, wegen 1517; — den 25. Juni 1630, wegen 1530 und endlich, den 25. September 1655, wegen der Unterſchrift des Augsburgiſchen Religionsfriedens, wodurch beſtätigt wurde, was durch die Uebergabe der Confeſſion (1530) und durch den Paſſauer Vertrag (1552) begründet worden war, *) und die evangeliſche Kirche erſt einen feſten Fuß, durch ihre Anerkennung bekam. Dieſe Feſie wurden auch im Weimariſchen Lande hochfeierlich begangen, ja es entwarf der Herzog bei den beiden letztern die Anordnung zur Feſtesfeier perſönlich. —

---

*) Dieſes Friedens Wichtigkeit tritt um ſo heller hervor, wenn man erwägt: daß bei dieſer Unterſchrift der Kaiſer, als er unter die Friedens-Urkunde ſein Carolus gezeichnet hatte, aus Unmuth und im tiefſten Unwillen die Feder zerſtampfte. — Welch' ein Spiegel ſeiner geheimſten Gedanken! A. d. V.

18.

Der Herzog Johann Wilhelm von Weimar.

(Fortſetzung des vorigen Abſchnitts.)

Der Kaiſer **Ferdinand** *II.* war durch **Wallenſteins** Siege, und die Uneinigkeit der deutſchen Fürſten, evangeliſcher Seits, beſonders aber durch die Kurzſichtigkeit und die Staatsfehler des Kurfürſten von Sachſen, **Johann Georg** *I.* ſeinem Ziele, die Reichsfreiheit zu unterdrücken und das deutſche Kaiſerthum zur abſoluten Monarchie zu machen, ſehr nahe gekommen. Das **Reſtitutions-Edict** erſchien und öffnete den deutſchen Proteſtanten die Augen.— Doch als der König **Guſtav Adolph** am 24. Juni 1630 zu ihrer Hülfe erſchien, zögerten die vornehmſten Fürſten dieſer Partei, ſich an ihn anzuſchließen; denn ſie hielten ſich trotz des unter ihnen herrſchenden Mangels an Gemeingeiſt dennoch für ſtark genug, mit geſammter Hand der Vollziehung jenes Edicts und den herrſchſüchtigen Planen des Kaiſers zu widerſtehen, weshalb ſie den Leipziger Convent gemeinſchaftlich hielten, (S. *I.* Bd. S. 257 ff.) dem der Herzog **Johann Wilhelm** ebenfalls mit beiwohnte. — Dieſe Verzögerung und noch mancherlei andere halbe oder falſche Maßregeln hatten die Zerſtörung **Magdeburgs** zur Folge. Und als nun endlich Tilly auch gegen den Kurfürſten von

Sachſen feindſelig einſchritt, ſah ſich dieſer doch noch genöthiget, ſich dem Könige Guſtav Adolph in die Arme zu werfen, worauf, in Folge dieſer Vereinigung, die Schlacht bei Breitenfeld ſtattfand, (7. Septbr. 1631) in welcher Tilly total geſchlagen wurde, und Herzog Johann Wilhelm von Weimar auf die Seite des Königs, ja ſelbſt in ſeine Dienſte trat, nachdem er ſeinem Bruder Albrecht die Regierung der Weimariſchen Lande, während ſeiner Abweſenheit übertragen hatte. —

Die erſte Expedition des Herzogs war die Eroberung der Stadt Erfurt, mit einer Abtheilung Reiter, durch Kriegsliſt, — wenn man nämlich die Eroberung einer ſolchen Stadt, durch Einverſtändniß der größtentheils proteſtantiſchen Einwohner ſo nennen, und ihr nicht eigentlicher, den Namen einer bloſen Formalität geben will, — welche am 26. Sept. 1631 bewerkſtelliget wurde. Als nun der König am folgenden Tage ſelbſt nach Erfurt kam und die perſönliche Bekanntſchaft des Herzogs machte, erkannte der große Menſchenkenner in dieſem Fürſten ſogleich beim erſten Geſpräch den talentvollen Feldherrn, und übertrug ihm die Errichtung eines neuen Heeres, ertheilte ihm auch die Vollmacht, mit demſelben in des Königs Namen den Krieg fortzuſetzen und nur von ihm allein und unmittelbar Ordre anzunehmen. — Zum Stamme dieſes Heeres beſtimmte der König einige alte ſchwediſche Regimenter, und dieſes war denn der Anfang des nachmals unter Wilhelms Bruder, dem Helden Bernhard ſo berühmt gewordenen weimariſchen Heeres.

Der König drang mit ſeinen ſiegreichen Kriegsſchaaren von Erfurt aus nach Franken vor; der Herzog aber blieb zurück und ließ dieſe Stadt, bis zu eidem Waffenplatze und für Magazine, in der Mitte des fruchtbaren Thüringens, eine ſehr gute Lage hatte, anſehnlich befeſtigen, um in derſelben bei Unfällen eine Zufluchtsſtätte zu finden, und während dieſer Arbeiten ſchloß der Herzog Johann Wilhelm mit dem Könige Guſtav Adolph eine Verbindung, — (14. Novbr. 1631) — welche ſich auf alle Brüder des Herzogs erſtreckte. —

Während dieſer Zeit wurde fleißig geworben und die Geworbenen in den Waffen geübt, ſo daß der Herzog am 10. Januar 1632 mit 10,000 Mann zu dem ſchwediſchen Feldherrn Banner ſtoßen konnte, um den kaiſerlichen Feldherrn Pappenheim gemeinſchaftlich anzugreifen. Da derſelbe aber ſich dieſem Angriffe entzog, ſo trennten ſich die beiden Heere wieder, und der Herzog beſetzte mit den Seinigen Goslar und Nordheim, eroberte Göttingen mit Sturm, und bemächtigte ſich am 17. Febr. der nicht unbedeutenden Stadt Duderſtadt auf dem Eichsfelde, ſo wie dieſes ganzen Landes. Dann aber zog er mit ſeinen von der Beſatzung noch übrigen Schaaren nach Erfurt zurück, um mit ihnen und den andern Geworbenen und in den Waffen Geübten im folgenden Monat wieder aufzubrechen und dem Könige nach Franken und Baiern zu folgen, mit deſſen Heere er ſich bei Donauwerth vereinigte.

Am 5. April erfolgte bei Rain der Uebergang über den Lech, wo Tilly tödtlich verwundet wurde und nach wenigen Tagen in Ingolſtadt ſtarb. Immer weiter drang das Heer vor, und als auch die Stadt Augsburg erobert war, wohnte der Herzog am 7. Mai dem Einzuge des Königs in München an der Seite deſſelben bei, wo auch dem vertriebenen Könige von Böhmen die Freude zu Theil wurde, an der Seit ſeines Beſchützers in die Reſidenz ſeines Todfeindes, des Kurfürſten Maximilian von Baiern, einzuziehen. Doch nur wenig Wochen währete dieſe Freude; denn der König zog ſich dann aus Baiern zurück, und Maximilian ſah wohl München, ſein Feind Friedrich aber Prag nie wieder. Als das königliche Heer den Rückzug aus Baiern antrat, übergab der König dem Herzog Wilhelm den Oberbefehl über die 12.000 Mann ſtarken Kriegsſchaaren, welche in Oberſchwaben zurückzubleiben beſtimmt waren, und erklärte ihn zu ſeinem Generallieutenant.*) — Der Herzog überfiel hierauf den Grafen von Hohen-Ems bei Bregenz, ſchlug deſſen Völker und nahm ihn ſelbſt gefangen. Einem ſtarken Haufen kaiſerlicher Reiterei ging es bei der Abtei Weingarten nicht beſſer, und ſo verbreitete Wilhelm mit ſeinen Völkern Furcht und Schrecken unter den Feinden, als plötzlich ein Eilbote des Königs bei ihm anlangte, worauf er ſofort den Befehl dieſes Heeres ſeinem Bruder Bernhard übergab, er ſelbſt zog, bloß von ſeinem erprobten Leibregimente ſchwerer Reiter begleitet, in Gewaltmärſchen nach Thüringen, wo er von Sachſen, Heſſen, Pfälzern und Schweden, ſo viel als er nur zuſammenbringen konnte, an ſich zog, hieraus ein neues kleines Heer bildete, bei Schweinfurt ſich mit ſeinem Bruder Bernhard, dem Landgrafen Wilhelm von Heſſen, ſo wie dem Schweden Banner vereinigte, und nun den Weg nach Nürnberg antrat, in deſſen Nähe ſich dieſes über 24.000 Mann ſtarke Heer mit dem Hauptheere des Königs vereinigte, ſo daß dieſes nunmehr auf 75,000 Mann anſtieg. — Mit dieſem großen Heere bezog der König ein Lager unter den Kanonen von Nürnberg, dem kaiſerlichen Hauptheere unter Wallenſtein gegenüber. Jedermann fühlte, daß es jetzt zur Entſcheidung kommen müſſe, und man blickte ſorgſam nach jenen Feldlagern hin. Am 24. Auguſt unternahm der König den ſchon bekannten vergeblichen Sturm auf das feindliche Lager, und bald darauf mußten ſich beide Parteien, durch Krankheiten und Mangel an Lebensmitteln gezwungen, trennen. Der Herzog Johann Wilhelm konnte jedoch dem Könige nicht folgen; denn ſeine bisher ſo feſte Geſundheit war durch die ungeheuern Beſchwerden des Krieges gänzlich untergraben und ſchwand mit jedem Tage mehr dahin, ſo daß er den Befehl, mit Genehmigung des Königs, an ſeinen Bruder Bernhard übergab, und nach Erfurt zurückkehrte, um dort, ſo wie im nahen Weimar, ſeine Geſundheit durch Ruhe wieder herzuſtellen. Noch war er krank, als der König am 26. October (1632) in Erfurt ankam, und es wohl einſah, daß der Herzog noch nicht im Stande ſey, mit ihm zur Rettung des von Wallenſtein ſchon zum großen Theile eroberten Sachſenlandes auszuziehen. Es nahm daher, da die größte Eil immer dringender wurde, der König am 29. October in Erfurt Abſchied von ſeiner Gemahlin Eleonore und ſeinem Freunde dem Herzog Wilhelm, und es ging leider ihre Ahnung, daß der König im Kampfe fallen und ſeine Heldenlaufbahn beſchließen werde, nur zu bald in die ſchmerzlichſte Wirklichkeit über; ſie ſahen ihn hienieden lebendig nicht wieder, und weinten gemeinſchaftlich über ſeinen Verluſt. —

---

*) Dieſes war die höchſte Würde im Heere, und der Herzog wurde dadurch unmittelbar der Nächſte nach dem Könige. Daher darf dieſe Würde nicht mit der heutigen Stellung eines Generallieutenants verwechſelt werden.

A. d. V.

Des Herzogs Geſundheit erſtarkte nicht in ſolchem Grade wieder, daß er hätte einen Feldzug unternehmen können; doch fuhr er fort, der Sache, zu der er ſich bekannte, mit Eifer treu zu dienen. Meiſtentheils hielt er ſich in Erfurt auf, dem Haupt-Waffen- und Magazinplatze der Schweden, und war dort bemüht, die Kriegsoperationen zu befördern, für Ergänzungstruppen zu ſorgen, neue Schaaren zu errichten und einzuüben ꝛc., ſo daß er noch weit mehr that, als wenn er ſelbſt an der Spitze der Heere geſtanden hätte. — Zum Dank für dieſen Eifer ſollte er das Eichsfeld erb- und eigenthümlich, jedoch mit Vorbehalt der ſchwediſchen Landeshoheit erhalten; nach dem Tode des Königs aber gewann dieſe Dotation eine ſolche Geſtalt, daß weder der Herzog noch ſeine Nachkommen dieſes Land je in wirklichen Beſitz überkamen. Dahingegen ſchenkte dieſer Fürſt die Herrſchaft Remda und das Gut Apolda, welche beide ihm, im Jahre 1633, als offne Lehen anheimfielen, der Univerſität Jena. —

Durch die unglückliche Schlacht bei Nördlingen, (6. Sept. 1634) ſchien die Sache der Schweden ganz verloren zu ſeyn, und der Kurfürſt von Sachſen, ſchon ſeit des Königs Tode nicht mehr gut ſchwediſch geſinnt, verließ nun die Partei derer, denen er ſeine Rettung und Erhaltung verdankte, und eilte, am 20. Mai 1635 einen Separat-Frieden mit dem Kaiſer abzuſchließen, dem auch, auf Kurſachſens Vorſtellungen, mehrere minder mächtige Fürſten und Stände des Reichs beitraten, da ſie beſonders von Schweden keine Hülfe mehr vor Augen ſahen, und ſich der Rache des Kaiſers nicht hülflos dahingeben wollten. — Unter dieſen Reichsſtänden, die dem Frieden beitraten, befand ſich denn auch der Herzog **Wilhelm** mit ſeinen Brüdern, und es ließen dieſelben ein Inſtrument deshalb errichten, welches (18. Juli 1635) im ganzen Lande bekannt gemacht wurde. —

Hiermit endigt ſich die Feldherren-Laufbahn des Herzogs, und er erſcheint von jetzt an nur allein als guter **Fürſt**. — Dieſen dritten und letzten Abſchnitt ſeines Lebens wollen wir zum 21. Mai geben, da für heute bereits der beſtimmte Raum überſchritten iſt.

19.

Der Kurfürſt Moritz von Sachſen rettet mit ſeinen Verbündeten die deutſche Freiheit.

4.) Der Krieg wird gegen den Kaiſer fortgeſetzt und die Ehrenburger Klauſe erobert.

(Fortſetzung vom 3. April.)

Die wichtige Stadt Augsburg war alſo erobert und der Krieg gegen den Kaiſer nahm nun eine eigne Wendung. Man ſah es wohl ein, daß man dem überraſchten Feinde keine Zeit gönnen dürfe, ſich zu erholen und Verſtärkung an ſich zu ziehen, da ſchon von allen Seiten die Kriegsſchaaren des Kaiſers zur Hülfe herbeieilten, jedoch nicht ſchnell herankommen konnten, da ſie meiſtentheils weit entfernt waren.

Eben zu der Zeit, als die Stadt **Augsburg** erobert wurde, lag der Kaiſer am Podagra ſchwer krank zu Innsbruck darnieder, und die ungeheuern

Schmerzen dieſer Krankheit lähmten auch zugleich die Kräfte ſeines Geiſtes. — Dieſe Krankheit ſuchten nun die Verbündeten zu benutzen, und richteten ihren Zug direct nach Tyrol, wo das Heer am 17. Mai bei Füſſen ankam, und am früheſten Morgen des folgenden Tages ging das Fußvolk mit einigen Geſchwadern Reiterei über den Lech, und rückte nun gegen das Gebirge vor. —

Die kaiſerlichen Heerſchaaren, welche hatten herbeieilen können, hielten die Engpäſſe in den Alpen ſtark beſetzt, ſo daß es den Verbündeten ſehr ſchwer fallen mußte, hier durchzudringen, und man glaubte, dadurch ihnen einen unüberſteiglichen Damm entgegengeſetzt zu haben. — Der Engpaß von Reuti am Gebirge war von den Kaiſerlichen mit 800 Mann und einigen Feldſtücken beſetzt. Dieſe wurden von den Verbündeten überfallen. angegriffen, geſchlagen und dieſer Engpaß erobert. Die Geſchlagenen flohen, und die Sieger folgten ihnen ſchnell nach, ſo daß ſich jene auf einen andern bei Reuten aufgeſtellten Heerhaufen ſtürzten und denſelben in Unordnung brachten, dergeſtalt, daß er ebenfalls leicht geſchlagen und in die Flucht getrieben werden konnte, wodurch die Kaiſerlichen an dieſem Tage (18. Mai 1552) über tauſend Mann an Todten, Verwundeten und im Lech Ertrunkenen verloren. — Noch war aber der Hauptpaß nach Tyrol in den Händen der Kaiſerlichen, und ſie ſäumten nicht, denſelben tüchtig zu beſetzen.

Auf einem hohen Felſen liegt, hart an der Straße, die aus Deutſchland nach Tyrol führt, ein ſehr feſtes Schloß. die Ehrenburger Clauſe genannt, und durch dieſes konnte, war auch die Beſatzung nur ſchwach, der Eingang in Tyrol einem ſchon bedeutenden Heere verwehrt werden. — Dieſer an und für ſich ſelbſt ſchon feſte Paß war jetzt durch Schanzen und Gräben noch weit mehr befeſtigt, auch mit einigen der erleſenſten ſpaniſchen und deutſchen Schaaren beſetzt, und demnach dieſe faſt unüberwindliche Burg zu erobern, ein ſehr großes ſchweres Werk; doch eben dieſer Ruf von Unüberwindlichkeit machte die Beſatzung ſicher und erleichterte den Verbündeten die Eroberung.

Der Herzog Georg von Meklenburg, ein kühner, ſehr thätiger Krieger, machte ſich auf, die Lage der Feſtung genau zu erforſchen. Auf dieſem Wege begegnete ihm ein Mann, mit dem ſich der Herzog in Geſpräch einließ, und von ihm erfuhr, daß er einen Weg kenne, der zwar enge aber ſicher ſey und auf eine Höhe führe, von wo man mit leichter Mühe in das obere Schloß kommen könne. — Der Herzog nahm dieſen Aufſchluß freudig auf, verſprach dieſem Manne eine große Belohnung, wenn er ihm und einer Kriegsſchaar den Weg zwiſchen dieſen Felſen hinauf zeigen wolle. Der Unbekannte verſtand ſich hierzu, und folgte dem Herzog in das Zelt des Kurfürſten, wo er mit Freude aufgenommen und von dieſem Fürſten ihm eine bedeutende Summe Geld für einen ſolchen Führerdienſt verſichert wurde.

Der Herzog Georg las ſich nun eine Anzahl der geprüfteſten und tapferſten Schützen aus, mit denen er, unter der Anführung dieſes Wegweiſers, in tiefſter Stille den Weg nach der Höhe antrat. — Kaum war dieſe Schaar ausgerückt, als auch, um die Aufmerkſamkeit der Beſatzung abzuleiten, aus dem ſämmtlichen Geſchütz der Belagerer ein ſchreckliches Feuer auf das untere Schloß und die am Fuße des Berges liegenden Schanzen gemacht, und zugleich dieſe durch Sturm angegriffen wurden. Zwar wurden die Stürmenden ebenfalls durch ein ſtarkes Geſchützfeuer aus den Schanzen empfangen, allein es war daſſelbe übel gerichtet, und that den Anlaufenden wenig Schaden, ſo daß ſie nun nach kurzem Kampfe die Schanzen eroberten, wodurch ſie zugleich unter die Kanonen der Burg kamen. —

Ein wichtiger Schritt zur Eroberung war alſo bereits gethan, doch blieb noch ein größerer übrig, nämlich die Werke zu erobern, welche das *untere* Schloß*) umgaben. Schwer war es, den ſteilen Berg, welcher zwiſchen den Schanzen und der Burg lag, zu erſteigen, und obgleich das Feuer der zahlreichen Hakenſchützen von der Beſatzung für Viele von den Stürmenden tödtlich wurde, ſo gelang es ihnen doch endlich noch, den Berg zu erſteigen, und der Sturm begann. Er währete lange, denn die Beſatzung wehrte ſich ſehr tapfer, und faſt verzweifelte man am glücklichen Ausgange des Sturms, da der Herzog *Georg* mit ſeiner Schaar noch immer nichts von ſich hören ließ. — Plötzlich erhob ſich die geſunkene Hoffnung wieder, denn man hörte von oben herab ein ſtarkes Büchſenfeuer und die bisherige ſo tapfere Gegenwehr verminderte ſich. —

Lange war die Schützen-Schaar mit dem Führer bergauf geſtiegen und hatte endlich die Spitze des Felſens erreicht. Das obere Schloß wurde ſofort ohne den geringſten Verluſt erſtiegen, denn die Beſatzung dieſes ſowohl, als des untern Schloſſes war

---

*) Dieſe feſte Burg beſtand aus zwei Theilen, dem *untern* und *obern* Schloſſe, welche mit einander in Verbindung ſtanden, und wo die untere Burg wieder mit Feſtungswerken umgeben war. Dies zur Verſtändlichkeit. A. d. V.

zur Gegenwehr auf die Werke geeilt, und hatte nur die Wachpoſten dort zurückgelaſſen. In aller Stille wurde nun das obere Schloß eingenommen und die wenigen Schildwachen in demſelben ohne Geräuſch zu Gefangenen gemacht. Das obere Schloß ſtand mit dem untern durch eine Zugbrücke in Verbindung, dieſe war herabgelaſſen, und die Abtheilung der Verbündeten, welche jenes erobert hatte, nahm auch dieſes mit leichter Mühe, wobei die geringe Zahl von Mannſchaft, die in demſelben zurückgeblieben war, ebenfalls in Gefangenſchaft fiel, nur wenigen gelang es, ſich auf die Vertheidigungswerke zu retten. Die Zugbrücke wurde ſofort aufgezogen, und aus den Thürmen des Schloſſes ein gewaltiges Feuer auf die Beſatzung dieſer Werke gemacht. Groß war die Beſtürzung, welche ſich über dieſen unvermutheten Angriff verbreitete, beſonders als die aus dem untern Schloſſe Entkommenen die Eroberung beider Schlöſſer meldeten, und das immer ſtärker werdende Feuer aus dem untern dieſe Nachricht beſtätigte. Nun entfiel den ſämmtlichen kaiſerlichen Kriegern der Muth, und als ein neuer Sturm beginnen ſollte, ſteckten ſie die weiße Fahne aus und ergaben ſich. 3000 Mann wurden hier gefangen und 30 Kanonen erobert, nebſt vieler Munition und einem großen Vorrath von Lebensmitteln, da dieſe Feſtung, die man für unüberwindlich hielt, für eine lange Belagerung verſehen worden war.

Der Ruf von der Unüberwindlichkeit dieſer Veſte hatte die umliegenden Stifter und Klöſter, ſo wie die reichen Beſitzer dieſer Gegend bewogen, alle ihre Koſtbarkeiten und große Geldſummen dahin zu flüchten, welche nun ſämmtlich den Eroberern in die Hände ſielen, wo dann die rohen Kriegsknechte die den Spaniern gehörenden reichen Kleider über ihre Panzer zogen, und ſich nicht wenig damit brüſteten, auch einander ſpottweiſe mit dem ſpaniſchen Ehrennamen Don begrüßten, wo es denn zur großen Beluſtigung einen Don Matz und Don Gürge, Don Hans und Don Michel gab. —

20.

Der Kurfürſt Moritz rettet ſeinen Verbündeten die deutſche Freiheit.

5. Die Sieger dringen nach Innsbruck vor, und der kranke Kaiſer muß ſich in der Nacht über die Gebirge flüchten.

Es würde ſehr unklug von den Verbündeten geweſen ſeyn, wenn ſie dieſe wichtige Eroberung nicht zum weitern Vordringen ſofort benutzt hätten, um den Krieg gleichſam mit einem Schlage zu beendigen. Noch lag der Kaiſer in den höchſten Schmerzen des Podagra's in Innsbruck, als die Ehrenburg erobert war, und nun die Feinde nicht weiter vom Vordringen abgehalten werden konnten. Von einem Feldherrn, wie der Kurfürſt Moritz, war auch nichts anders, als die ſchnellſte Verfolgung des Sieges zu erwarten, als er auf einmal mitten in ſeiner Siegerlaufbahn durch Meuterei unter ſeinem Heere aufgehalten wurde.

Das aus geworbenen Söldnern beſtehende Regiment Reiffenberg, eben ſo zügellos als tapfer, empörte ſich am Tage nach der Eroberung der Ehrenburg, als es weiter gegen Innsbruck aufbrechen ſollte, und verlangte vorher eine Geldſumme als Sturmſold von dem Kurfürſten, und dieſer, dem Regimente wegen ſeiner Zügelloſigkeit ſchon von Magdeburg her abhold, verweigerte ihn. Da empörte ſich das ganze Regiment, und als der Kurfürſt zu den Empörten ſich begab, ſie zu begütigen, hörten ſie nicht auf ihn, ſondern, als er einen der lauteſten Schreier verhaften laſſen wollte, ward von allen Seiten her nach ihm gehauen und geſchoſſen, ſo daß es ein wahres Wunder genannt werden kann, wenn ihn von den vielen Kugeln, die man auf ihn abſchoß, keine traf; doch mußte er ſich zu ſeinen treugebliebenen Schaaren flüchten. Wenn nun dieſer Taumel mehrere Regimenter ergriff, ſo ſtand Alles auf der Spitze; doch es gelang ihm noch den Aufruhr zu ſtillen, und zwar ohne Sturmſold. —

Durch dieſen Aufruhr ging ein Tag, hier eine Zeit von unbeſchreiblicher Wichtigkeit verloren, und erſt am folgenden Tage drangen zwei Regimenter Sachſen und Heſſen auf dem Wege nach Innsbruck vor, und ſtellten ſich bei Zirl, zwei Meilen von dieſer Stadt, in einer vortheilhaften Stellung auf. Der Kurfürſt beſetzte erſt vorſichtig die Päſſe bei Reuti und Füſſen, und folgte dann mit dem übrigen Theile des Heeres jenen beiden Regimentern nach, um nun nach Innsbruck vorzugehen.

Als die Ehrenburg erobert wurde, retteten ſich vier Fahnen Fußvolk, welche in abgeſonderten Schanzen geſtanden hatten, über die Gebirge nach dem Hoflager des Kaiſers, wohin ſie die Schreckensnachricht brachten, und noch in der Angſt hinzuſetzten: daß der Kurfürſt ihnen mit der Reiterei nachfolge. Anfänglich wollte ihnen der Kaiſer nicht glauben; doch als am folgenden Tage noch mehr Flüchtlinge nachfolgten, die ein Gleiches ausſagten, auch am Abend des 22. Mai verſchiedene Herren vom Lande ankamen und jene Ausſage angſtvoll beſtätigten, ja, den Kaiſer fußfällig baten, ſeine Perſon zu retten, damit er nicht ein Gefangener der empörten Reichsfürſten werde; da ließ er ſchnell Anſtalten treffen, um vor ſeinem ehemaligen Herzensfreunde zu fliehen. Hierüber kam die Nacht heran und mit ihr neue Schrecken. Der Kurfürſt ſtand mit dem Heere bei Zirl, und hatte ſtarke Reitergeſchwader vorwärts geſendet, die nun zu dem Schreckensrufe: „der Feind ſteht vor den Thoren!" Veranlaſſung gaben. — Nun entſchloß man ſich zur ſchleunigſten

Flucht.' — Den Kaiſer trug man in einer Sänfte, der König **Ferdinand** und die Großen des Hofes beſtiegen ihre Roſſe, die Uebrigen aber mußten ſich entſchließen, zu Fuße zu wandern. Der Sturm wüthete in dieſer Nacht und der Regen ergoß ſich in Strömen. Eine Menge Fackeln wurden angezündet, dieſem Jammerzuge zu leuchten; doch oft verlöſchten ſie vom heftigen Regen. So war der mächtigſte Monarch gezwungen, mitten in der Nacht vor einem minder mächtigen, aber kühnen Feinde zu flüchten, den er durch ſeinen Stolz und Starrſinn aus dem Freunde in den Feind umgewandelt hatte. Der in dieſem Zuge befindliche Cardinal **Granvella** ſchämte ſich gewiß im Innern vor ſich ſelbſt, daß er, der ſich für den feinſten und weiſeſten Staatsmann hielt, und die Deutſchen als tief unter ſich ſtehend achtete, ſo wie ſein ſtaatskluger Herr von einem noch jungen Fürſten dieſer Nation ſo vollkommen überliſtet und am Gängelbande geleitet worden war. Kurz es war, in mehrfacher Hinſicht ein wahrer Jammerzug von Gedemüthigten, und nur Einer war dabei, der in ſeinem Herzen Gott dankte, daß er es alles ſo gewendet hatte; dieſes aber war kein anderer, als der bisher gefangen geweſene, aber bereits aus der Haft entlaſſene ehemalige Kurfürſt von Sachſen, **Johann Friedrich**. (Von dieſer Freilaſſung zum 23. d. M.)

Nach einer alten Sage ſollen die Vorpoſten des in der Nähe von Innsbruck ſtehenden Heertheils der Sachſen es geſehen haben, daß ſich ein Zug von Fackeln über das Gebirge bewege, der wahrſcheinlich auf eine Flucht des Kaiſers und ſeines Gefolges deute, dieſes auch in's Hauptquartier des Kurfürſten gemeldet, derſelbe aber zur Antwort gegeben haben: „**Ich habe keinen Käfig für einen ſo großen Vogel!**“ — Ob ihm jedoch dieſe Rede vom Herzen gegangen ſey, laſſen wir billig dahin geſtellt ſeyn; denn er gab einem ſtarken Geſchwader leichter Reiter Befehl, jenem Zuge nachzuſetzen, was aber von keinem Erfolge war, indem der Kaiſer mit ſeinem Gefolge glücklich über die rauheſten Gebirge und ſteilen

Felſen entkam, und zu Villach in Kärnthen, am Ziele ſeiner Reiſe anlangte.

Am Morgen des 23. Mai's zog der Kurfürſt Moritz an der Spitze von vierhundert Reitern und zwanzig Fahnen Fußvolk in Innsbruck ein, nachdem er zuvor Schutz des bürgerlichen Eigenthums und ſtrenge Mannszucht den ihm entgegengeſendeten Regierungsräthen verſprochen hatte, was auch ſofort in den Straßen ausgerufen, dabei aber die Bedingung gemacht wurde: daß die Bürger und andern Einwohner dieſer Stadt alles Gut, welches die Fliehenden hinterlaſſen haben möchten, ſofort auf's Rathhaus bringen ſollten, was denn auch geſchah, und nun jenem Verſprechen des Kurfürſten pünktlich nachgekommen wurde.

Als der Kurfürſt mit den übrigen anweſenden Fürſten und Herren in der Hofburg einzog, fand er die Tafel von geſtern Abend noch gedeckt, und die Sieger ließen es ſich an derſelben wohl ſeyn.

Das Eizenthum des Kaiſers und ſeines Hofes, beſonders aber das der vielen bei ihm befindlichen Spanier wurde den Kriegern des Heeres der Verbündeten preisgegeben, damit ſie einen Lohn für ihre Tapferkeit hätten; das aber, was dem König Ferdinand angehörte, mußten die Kriegsknechte bei Lebensſtrafe unangetaſtet laſſen.

So viel für diesmal; die ſechſte und letzte Scene dieſes Gemäldes aber, welche zeigt, wie das große Werk des Kurfürſten durch den Vertrag zu Paſſau gekrönt wurde, wodurch die deutſche Freiheit als gerettet triumphirte, und die Bekenner des evangeliſchen Glaubens die Gewiſſensfreiheit errangen, werden wir in dem Tagesabſchnitte des 2. Auguſt unſern verehrlichen Leſern darzuſtellen ſuchen, weil an dieſem Tage im Jahre 1552 der gedachte Friedensvertrag abgeſchloſſen wurde.

21.

Der Herzog Wilhelm von Weimar ſtirbt.

(Beſchluß vom 17. und 18. Mai.)

Nachdem der Herzog Wilhelm dem Prager Frieden beigetreten war, hielt er auch alle Beſtimmungen dieſes Friedens, inſofern ſie ihn angingen, treulich. Die noch im ſchwediſchen Dienſte ſtehenden und im weimariſchen Lande befindlichen Kriegsleute ließ er im Frieden aus demſelben gehen, und zog ſich nun ganz vom Kriegsweſen zurück, um ſeine wankende Geſundheit wieder herzuſtellen, was ihm denn auch zum Theil, obgleich nie ganz, gelang; denn nach Jahren zeigten ſich noch Folgen dieſer übermäßigen Anſtrengung aller Kräfte, und wurden endlich die Urſache des Todes dieſes edlen Fürſten.

Das Jahr 1638 brachte dieſem Fürſten eine anſehnliche Erbſchaft durch den Tod des Herzogs zu Coburg und Eiſenach; der 14. Auguſt 1639 aber wurde für den Herzog Wilhelm ein Tag der Gefahr; denn faſt wäre er, nebſt zwei ſeiner Prinzen und dem Oberſten Werther in der Ilm ertrunken. Der Wagen des Herzogs wollte mit den ſchon genannten Herren über die Ilmbrücke bei Ober-Weimar fahren, und ſchon war derſelbe auf der Brücke, als dieſe plötzlich einbrach, und der Wagen mit den Pferden hinunter in die Ilm ſtürzte; doch die in dem Wagen Sitzenden hörten kaum das erſte Krachen der einſtürzenden Brücke, als ſie auch ſofort aus demſelben ſprangen und ſich dadurch retteten.

Im Jahre 1640 theilten die Brüder, Wilhelm, Albrecht und Ernſt, das bisher gemeinſchaftlich beſeſſene Land, ſo daß der Erſtere das Herzogthum Weimar, der Andere das Herzogthum Eiſenach und der Dritte das Herzogthum Gotha erhielt. — Die Bergwerke blieben gemeinſchaftlich, und das Amt Oldisleben wurde für den jedesmaligen Senior des Hauſes beſtimmt, ſo daß es für jetzt der Herzog Wilhelm bekam. Und als am 20. December 1644 ſein Bruder Albrecht mit Tode abging, fiel ihm und ſeinem Bruder Ernſt deſſelben hinterlaſſenes Land anheim.

Wie kräftig dieſer Fürſt den in Jena entſtandenen Studententumult geſtillt habe, iſt bereits von uns im erſten Bande und daſelbſt im 1. und 2. Tagesabſchnitte des Februars geſchildert worden.

Der Herzog Wilhelm war, als er ſich aus dem unruhigen Leben des Krieges in die Stille des Friedens zurückgezogen hatte, ſeinem Lande ein vortrefflicher Fürſt, ein wahrer Vater geworden, und er überſah nichts, was dem Gemeinbeſten nur immer frommen konnte, ſo daß er von den treuen Unterthanen aus Dankbarkeit herzlich geliebt wurde. —

Im Jahre 1660 fand zwiſchen der Erneſtiniſchen und Albertiniſchen Linie die Erbvertheilung der Grafſchaft Henneberg nach Zwölftheilen ſtatt, ſo daß die Brüder Wilhelm und Ernſt drei und ein halb, Herzog Moritz zu Sachſen-

Naumburg fünf und endlich der Herzog Friedrich Wilhelm von Sachſen-Altenburg ebenfalls drei und ein halbes Zwölftheil bekamen.

Die Folgen von dem Kriegsleben des Herzogs, welche man bisher als gänzlich beſeitiget angeſehen hatte, erwachten auf's Neue, und bald darauf fühlte derſelbe, daß ſeines Bleibens hienieden nicht lange mehr ſeyn werde, weshalb er am 5. Febr. 1662 ſeinen letzten Willen ausſprach und von ſeinen vier Söhnen einem jeden eine beſondere Reſidenz beſtimmte, auch mit den übrigen Herzogen von beiden Linien, wegen des Vortritts bei öffentlichen und andern Zuſammenkünften, am 2. April des gedachten Jahres einen Alternationsrezeß aufrichtete; und ſomit hatte er ſein Haus beſtellt.

Immer heftiger wurden die Anfälle der Darmgicht bei dem Herzoge, und am Sonnabend vor dem Pfingſtfeſte, den 17. Mai 1662 ſchied dieſer gute Fürſt und wahre Vater ſeines Vaterlandes von der Erde, und ging in die Regionen des Himmels ein.— Eine allgemeine Trauer, nicht allein mit äußerlichen Zeichen, ſondern noch weit mehr in den Herzen, verbreitete ſich um ihn, den geliebten Verſtorbenen, und die Scene vom 5. Mai 1525, wo die verwaiſ'ten Unterthanen Friedrichs des Weiſen jammernd klagten: „Ach, Gott! wir haben unſern Vater verloren!“ wiederholte ſich hier im eigentlichſten Sinne des Wortes. — Dies war die ſchönſte Perle in Herzog Wilhelms Ehrenkrone.

Ueber den Charakter dieſes Fürſten ſind die ältern Geſchichtſchreiber einig und ſtimmen darin zuſammen: der Herzog Wilhelm ſey in jeder Hinſicht ein vortrefflicher Fürſt, dabei ein wahrer

Chriſt und guter Menſch geweſen; ja, es giebt mehrere von dieſen Hiſtorikern, welche ihm den Ehrennamen des Großen, und zwar nicht mit Unrecht, beilegen. — Daß aber auch dieſer Fürſt als ein guter Menſch ſeinen hohen Rang verdient habe, davon giebt folgender Charakterzug einen unwiderlegbaren Beweis.

Es iſt wohl eines Fürſten gütiges Geſchick, von treuen Dienern umgeben zu ſeyn, und der Herzog Wilhelm erkannte auch dieſes Glück vollkommen; denn er achtete ſeine geprüften treuen Diener jedes Ranges hoch, ſchämte ſich auch nicht, mit dem niedrigſten derſelben freundlich zu ſprechen. Wer aber einen ſolchen alten treuen Diener etwa zu verdrängen ſuchte, um ſich ſelbſt in ſeine Stelle zu ſetzen, erhielt gemeiniglich zur Antwort: „Es iſt bei Unſerm fürſtlichen Hauſe nicht Herkommens, daß man alte treue Diener abſchaffe, die ſich um Uns und die Unſrigen ſo viele Zeit und Jahre wohlverdient gemacht haben!“

Einſt gab es auch einen ſolchen Fall, daß man einen dergleichen alten treuen Diener unter mancherlei Verwänden aus ſeinem Amte zu verdrängen ſuchte, was denn auch wohl geſchehen wäre, wenn ihn nicht der Herzog kräftig geſchützt und die ihm deshalb gemachten Vorſchläge entſchieden von der Hand gewieſen hätte. Kurz darauf ſprach der Herzog ſelbſt mit dieſem Greiſe. „Hört, Alter! — redete ihn der Fürſt auf das Liebreichſte an — Ihr ſeyd Etlichen beſchwerlich und lebet ihnen zu lange. Man will Euch von der Krippen ſtoßen; denn die jungen ſollen's beſſer können. — Aber nein. — Es iſt ſo böſe nicht gemeint.

Ich bin mit Euern Dienſten gar wohl zufrieden, und bleibe Euer gnädiger Herr! — Wer Euch verachtet, der muß mich auch verachten, indem ich ja noch älter bin, als Ihr ſeyd. — Sterben wir aber beide; wohlan, ſo wird's gut ſeyn, wenn ſie es beſſer machen können, als wir es gemacht haben!“ — So dachte alſo Herzog Wilhelm! —

22.

Der Kurfürſt von Sachſen, Johann Friedrich, als kaiſerlicher Gefangener.

(Fortſetzung vom 24. April.)

Vorwort.

Zum Schluſſe des 24. Aprils verſprachen wir, die Fortſetzung zum 18. und 23. Mai zu geben. Weil nun aber dieſes nicht füglich zum 18. geſchehen konnte: ſo ſoll in dem heutigen Tagesabſchnitte des Kurfürſten Johann Friedrichs Gefangenſchaft, und im folgenden ſeine Befreiung kürzlich erzählt werden, und reihet ſich dieſe Erzählung genau an die des 24. Aprils an.

Der Kurfürſt Johann Friedrich war alſo gefangen, und kaum hatte er das Wort: „So führet mich denn hin!“ ausgeſprochen, als es auch ſchon in Erfüllung überging; zuvor aber wurde ſein mit Silber beſchlagenes Schwert, Dolch, Blechhandſchuhe an die Spanier und Ungarn vertheilt, die bei der Gefangennehmung zugegen geweſen waren, und als auch dieſes geſchehen und unter der Zeit es Nacht geworden war, wurde der Kurfürſt, nebſt den mit ihm gefangenen drei Grafen von Gleichen und einem Reuß von Plauen, durch den finſtern Wald dorthin geführt, wo man den Kaiſer vermuthete. — Der Kurfürſt blutete aus einer breiten Wunde, die ſeinem Kopfe gegolten und ſeinen Backen getroffen hatte, ſo wie aus einer Stichwunde am Halſe, die verſchiedene Adern durchſchnitt, und das Blut dieſes Fürſten ſtrömte über den Harniſch herab. Da ſah man ein Feuer durch den Wald her ſchimmern, und man nahm den Weg nach demſelben hin. Der König Ferdinand war, von verſchiedenen Feldherren umgeben, hier zugegen, und hatte bereits ſein Schlachtroß wieder beſtiegen, um ſich nach dem kaiſerlichen Hauptquartiere zu begeben, wohin man ihm langſam folgen wollte. Der Herzog von Alba konnte ſich jedoch das grauſame Vergnügen nicht verſagen, ſich am Anblicke des fürſtlichen Gefangenen zu weiden. Johann Friedrich wurde alſo zu Alba gebracht, der ihn das Gewicht des Siegers empfinden laſſen wollte; doch der Kurfürſt ließ ihm den Unterſchied zwiſchen einem deutſchen Fürſten und einem ſpaniſchen Granden ziemlich deutlich empfinden, dafür mußte er aber alsdann fünf Jahre lang hart büßen; denn eben dieſem Alba wurde die Aufſicht über den Gefangenen aufgetragen, wobei er tauſend Gelegenheiten fand, ſich zu rächen.

Endlich brachte man den noch immer nicht verbundenen Kurfürſten blutend nach dem kaiſerlichen Hauptquartiere.— Im Vorgefühle der Begegnung, welche er hier werde erdulden müſſen, ſeufzte er: „Erbarme dich mein, o Herr! — Nun ſind wir hie!" — Dann näherte er ſich dem Kaiſer und wollte ihm die Hand reichen, welche aber ſtolz zurückgewieſen wurde. Nunmehr erſt entblößte der Kurfürſt das Haupt, verbeugte ſich vor dem Kaiſer und ſprach in dieſer demüthigen Stellung: „Großmächtigſter Kaiſer! Ich bin Ew. Majeſtät Gefangener!" — Welche Demüthigung für den mächtigſten Reichsfürſten, in ſolcher Lage zu ſeyn: aber noch demüthigender war die Antwort auf dieſe Rede. — Der Kaiſer fuhr nämlich den Gefangenen im ſtolzeſten Tone an: „Nun! Wie! Iſt nun Carl von Gent wieder Euer Kaiſer?" *) — Nun richtete ſich der Kurfürſt aus ſeiner demüthigen Stellung wieder in die Höhe und ſprach unerſchrocken: „Ich bitt'e um ein fürſtliches Gefängniß!" Auf dieſe ſo billige Bitte aber wurde ihm die herriſche, ſtolze Antwort: „Ihr ſollt eins bekommen, wie Ihr es verdient habt! — Durch Eure Schuld habt Ihr es ſo weit gebracht!" — Doch dieſes Benehmen war bei dem Gefangenen ſehr übel angebracht; denn Johann Friedrich war im Unglück weit größer, als im Glück. — Er gab alſo dem Kaiſer eine ganz feine Zurechtweiſung in den Worten: „Ich bin in Ew. Majeſtät Gewalt, darum thut mit mir, wie es Euch beliebt und Gott gefällt!" Und nun erwartete er ſtandhaft ſein Schickſal. —

---

*) Dieſes bezieht ſich auf den Fehdebrief vom 13. Auguſt 1546, den die Schmalkaldiſchen Bundesgenoſſen aus dem Feldlager bei Petmeß dem Kaiſer zuſchickten und der die Aufſchrift führte: An Carln von Gent, der ſich nennt Römiſcher Kaiſer! — Eine Unklugheit, welche hätte unterbleiben ſollen. A. d. V.

Auf Befehl des Kaiſers übergab **Alba** den Kurfürſten, nebſt ſeinem Mitgefangenen, den Herzog **Ernſt von Braunſchweig**, dem ſpaniſchen Oberſten **Don Alphons Vives** zur Bewachung, welcher dieſe beiden Fürſten nach **Außig** bei Mühlberg bringen ließ, wo der Kurfürſt verbunden wurde.

Am 27. April brach das Heer zur Belagerung von Wittenberg auf; denn ehe dieſe Hauptveſte erobert war, ſchien der Sieg unvollkommen.

Die Stadt Wittenberg, ſchon früher feſt, war es ſeit einigen Wochen durch die Veranſtaltung des Kurprinzen **Johann Friedrich** und ſeines Bruders **Johann Wilhelm** noch weit mehr geworden, und gehörte jetzt zu den ſtärkſten Veſten Deutſchlands, ſo daß ſie ſich in einem furchtbaren Vertheidigungsſtande befand; denn nicht allein, daß ſie ſtark mit Geſchütz verſehen und mit den tapferſten Schaaren, 3000 Mann ſtark, beſetzt war, ſo erhielt dieſe Beſatzung auch nach der Schlacht durch die Flüchtigen bedeutende Verſtärkung, ſo wie auch die Bürgerſchaft nebſt dem größten Theile der Studenten die Waffen ergriff. — Auch an Lebensmitteln fehlte es nicht, denn im Franziskanerkloſter lagen ungeheure Vorräthe, und wenn dieſe bei der Belagerung vor dem Vernichten geſichert wurden, konnte ſich Wittenberg lange halten. — Nicht minder war auch dieſe Stadt der Zufluchtsort von Tauſenden, die hier Aſyl ſuchten; ſelbſt die Kurfürſtin hoffte nebſt ihren Kindern und der Hofhaltung Schutz in dieſer Veſte zu finden. Jene Unglücklichen hatten deshalb ihre Habe im Stich gelaſſen und waren geflohen, weil der Zug des kaiſerlichen Heeres, über Belgern und Torgau nach Wittenberg, von den größten Grauſamkeiten begleitet war, die beſonders von den Spaniern verübt wurden.

Am 5. Mai nahm der Kaiſer ſein Hauptquartier in Piſteritz und würde ſogleich zur Belagerung geſchritten ſeyn, hätte es ihm nicht an großem Geſchütz gefehlt, welches noch nicht angekommen war. Endlich kamen aus Dresden funfzehn Stück ungeheure große Mauerbrecher an, und nun machte man ernſtliche Anſtalten zur Belagerung.

Der Kurfürſt verlangte, daß man einen Trommelſchläger in die belagerte Stadt ſchicke, um einige Bedürfniſſe für ihn zu holen, und es wurde dieſe Gelegenheit ergriffen, einen alſo verkleideten Jngenieur aus Jtalien hinein zu ſchicken, der nun bei ſeiner Zurückkunft eine fürchterliche Beſchreibung von der außerordentlichen Stärke dieſer Veſte machte, welche der Macht des Kaiſers lange trotzen könne. Dieſes hatte denn zur Folge, daß der Kaiſer es mit der Drohung verſuchte, daß er dem Commandanten entbieten ließ: Wenn man die Stadt nicht alſobald übergäbe, ſo werde der Kopf des gefangenen Kurfürſten hineingeſchickt werden! — Allein man ließ ſich in Wittenberg von dieſer Drohung ſo wenig ſchrecken, daß auf dieſelbe ſofort die Antwort erfolgte: „Wie man dem Kurfürſten begegnet, alſo wird man auch dem gefangenen Markgrafen Albrecht von Brandenburg thun!“ *)

Nun wurde ein Kriegsgericht niedergeſetzt, welches unter Alba's Vorſitz aus ſpaniſchen und italieniſchen

---

*) Dieſer war vor einigen Wochen, durch Ueberfall, in Rochlitz gefangen worden, und befand ſich gegenwärtig in Verwahrung zu Wittenberg. A. d. B.

Offizieren beſtand, und dem gefangenen Kurfürſten, als Aechter und Majeſtätsverbrecher, am 10. Mai das Leben abſprach und auf Enthauptung erkannte.

Dieſes Todesurtheil wurde dem Kurfürſten angekündigt, als er eben mit dem Herzog Ernſt Schach ſpielte. Johann Friedrich hörte dieſe Todesbotſchaft mit wahrer Heldenruhe an, und äußerte bloß: daß er verhoffe, Kaiſerliche Majeſtät werde ſich hierbei nicht übereilen. Sollte es aber dennoch ein Ernſt ſeyn, ſo bäte er nur, es ihm zeitig und gewiß zu ſagen, damit er wegen ſeiner Gemahlin und Kinder die Nothdurft verfügen könne. Und nun — ſetzte er hinzu — laßt uns fortſpielen, Herr Herzog! —

Man kann es nicht behaupten, ob es dem Kaiſer mit dieſem Todesurtheile Ernſt war. — Faſt wohl nicht! Doch konnte man auch nicht trauen. — Vielleicht kamen dieſem Monarchen die Fürbitten der angeſehenſten Reichsfürſten wohl gelegen, ſich mit Ehren aus der Sache zu ziehen; dem Kurfürſten aber wurde die Freude zu Theil, daß der berühmte Maler, Lukas Cranach, den dieſer Fürſt mit ſeiner herzlichen Freundſchaft beehrte, ſich auf das trefflichſte benahm. Denn als der Kaiſer dieſen Künſtler aufgefordert hatte, ſich eine Gnade bei ihm auszubitten, ſo war es das Leben ſeines Herrn, des Kurfürſten, welches er zum Gegenſtande ſeiner Bitte machte, die ihm auch der Kaiſer mit Rührung gewährte.

Das Leben des Kurfürſten war alſo wohl gerettet, allein es mußte dieſe Rettung mit großen Opfern erkauft werden; denn man legte ihm eine Capitulation zur Unterſchrift vor, durch welche er die Kurwürde und ſeine Länder verlor, ſo daß er nur 50 000 Rfl. für ſich und ſeine Familie zum Unterhalte bekam, und um dieſe beziehen zu können, wurden ihm in Thüringen einige Städte und Aemter zurückgegeben, und dieſen mancherlei harten Bedingungen fügte man noch die härteſte hinzu: daß der Gefangene in des Kaiſers oder ſeines Sohnes, des Königs von Spanien, Haft verbleiben und darauf ein Gelübde thun ſolle. —

Der Kurfürſt unterſchrieb nothgedrungen dieſe Capitulation, und nachdem er ſie unterzeichnet hatte, entließ er, als ſein Sohn, der Kurprinz Johann Friedrich, nebſt dem Stiefbruder des Kurfürſten, Johann Ernſt und einigen Räthen in das Lager zu ihm kamen, ſchriftlich ſeine Diener, ſo wie ſeine Unterthanen, die ihm nicht verblieben, aus der Eidespflicht und grub eigenhändig, mit einem Meſſer die Kurſchwerter aus ſeinem Siegelringe.

Endlich brach der Gefangene, als er vorher in Wittenberg geweſen und einen jammervollen Abſchied von ſeiner Gemahlin und Kindern genommen hatte, am 7. Juni mit dem Hauptquartiere auf, um im fremden Lande als Gefangener zu leben. Er folgte dem Rufe ſeines Schickſals mit chriſtlicher Ergebung in Gottes Willen; denn — wir müſſen es noch einmal wiederholen, — Johann Friedrich war weit größer im Unglück als im Glück. —

23.

Der Kurfürſt Johann Friedrich wird vom Kaiſer wieder in Freiheit geſetzt.

Als der Kurfürſt dem Kaiſer in die Gefangenſchaft folgen mußte, wurde er zuweilen ſehr übel behandelt, beſonders von ſeiner Wache, und alle Gegenvorſtellungen halfen nichts; denn Alba war ja der Oberbefehlshaber derſelben. — Jeden Tag zogen vier und zwanzig Mann ſpaniſcher Krieger mit Trommeln und Pfeifen vor ſeiner Wohnung auf, und dieſe bezeigten ſo wenig Ehrfurcht vor dem gefangenen Reichsfürſten, daß ſie ihn den Neugierigen, gleich einem fremden Thiere, für Geld ſehen ließen, und nichts darnach fragten, ob es ihm angenehm ſey oder nicht. Oft traf es ſich, daß dieſe rohen Krieger, wenn der Kurfürſt zu Mittag ſpeiſete, ihre Sieſta (Mittagsruhe) in ſeinem Wohnzimmer hielten, oder auch des Nachts in dieſem Zimmer ſchliefen.

Im folgenden Jahre, (1548) wurde in Glaubensſachen ein ſogenanntes Interim bekannt gemacht, nach welchem man ſich, bis zur Entſcheidung einer Kirchenverſammlung in dieſen Angelegenheiten richten ſollte. — Dieſes Interim erhielt jedoch, wie alle halbe Maßregeln, keinen Beifall, und es wurde nur von wenig Proteſtanten angenommen. Auch der gefangene Kurfürſt Johann Friedrich achtete es ſeinem Gewiſſen zuwider, daſſelbe zu unterſchreiben, und ſeine Gefangenſchaft wurde nunmehr härter gemacht. Der Prediger, der ſeinem Herrn in die Gefangenſchaft gefolgt war, um ihn in derſelben durch Gottes Wort zu tröſten, wurde entfernt, und mit ihm verwies man eine Menge evangeliſcher Prediger des Landes. Den Dienern des fürſtlichen Gefangenen gab man an den wöchentlichen oder beſondern Feſttagen der Katholiken kein Fleiſch, und ihrem Herrn geſchah dies ebenfalls. Und da bekanntlich den Verluſt der Freiheit nichts mehr verbittert, als die Langeweile, ſo nahm man dem Kurfürſten alle Bücher, ja ſelbſt die Bibel, ſeine beſte Freundin und Tröſterin in allen Leiden. Er ſeufzte zwar tief über dieſe Härte, konnte ſich aber demohngeachtet nicht entſchließen, ſein Gewiſſen zu verletzen, um ſich dadurch die Gefangenſchaft zu erleichtern. Ehrwürdiger Dulder!

Nicht minder hart war es für dieſen Fürſten, daß er den Kaiſer auf allen ſeinen Reiſen begleiten mußte, und es gereicht dieſem Monarchen eben zu keinem großen Ruhm, daß er ſich ſeines Sieges ſo ſehr überhob, und einen Gefangenen von ſolchem Range gleichſam im Triumphe mit ſich herumführte. — Und dieſes duldete Johann Friedrich ohne ſich laut zu beklagen! — Doch Alles hat ſeine Zeit, und jedes Leiden ſeinen Endpunkt; ſo auch hier! — Der Kaiſer ſcheint das Unſchickliche ſeines Benehmens gegen den Gefangenen ſelbſt gefühlt zu haben; denn er milderte vom Anfange des Jahres 1550 an die Gefangenſchaft dieſes Fürſten in vielen Stücken, verſtattete ihm ſogar, ſein Schwert wieder zu tragen, gleich als ob er kein Gefangener, ſondern ein Freier ſey. Doch durfte er ſich im Freien wenig bewegen, und wenn man ihm einen Spaziergang verſtattete, geſchah es jedesmal unter Begleitung einer ſtarken Wache. Doch endlich ſchlug die Stunde, wo auch dieſen Gefangenen die goldne Freiheit wieder begrüßte. —

Bei der erſten Nachricht vom Heerzuge des Kurfürſten Moritz und ſeiner Verbündeten gegen den Kaiſer wurde die Gefangenſchaft des Kurfürſten Johann Friedrich außerordentlich gemildert; man behandelte ihn ſeinem Stande gemäß, und ließ es ihm unverhohlen merken, er werde bald ganz in Freiheit geſetzt werden, ja er dürfe ſogar hoffen, wieder in den Beſitz ſeiner verlornen Länder zu gelangen, u. ſ. w.

Der Kaiſer hatte, als er die Nachricht von dem Unternehmen der Verbündeten erhielt, das merkwürdige Wort geſprochen: er führe einen Bär an der Kette mit ſich herum; wolle er dieſen loslaſſen, würden die Feinde von ſelbſt zurückkehren. — Wie würde es aber wohl geworden ſeyn, wenn er dieſen Bär, — womit er den gefangenen Kurfürſten meinte, — ſogleich in Freiheit, ſo wie in den Beſitz ſeiner Länder und Würden wieder eingeſetzt hätte? — Noch immer waren die Proteſtanten ſehr für dieſen Fürſten eingenommen und achteten ihn für einen Märtyrer ſeines Glaubens; wie denn der Unglückliche, durch das Mitleid mit ſeinem Schickſale, immer eine Menge Freunde findet. — Daher wäre dieſe Freilaſſung zur rechten Zeit, ein wahrer Meiſterſtreich der Politik, und die Folgen davon nicht zu berechnen geweſen. — Es ſollen auch in der That bei den mächtigſten Reichsfürſten Anträge auf die Achtung des Kurfürſten Moritz und die Wiedereinſetzung des Kurfürſten Johann Friedrich in Land und Würden gemacht worden ſeyn. Weil aber keins von beiden erfolgt iſt, ſo läßt ſich ſchließen, daß Johann Friedrichs Gewiſſenhaftigkeit und ſeine Erwägung der Gefahr, in welche das Sachſenland durch einen Krieg zwiſchen ihm und ſeinem Vetter Moritz wegen der verlorenen Länder gerathen würde, dieſes ſelbſt vereitelt habe. —

Am 12. Mai erhielt Johann Friedrich die Nachricht von ſeiner nahen Befreiung und er dankte Gott auf das innigſte dafür. — Acht Tage ſpäter wurde er zum König Ferdinand in den Schloßgarten zu Innsbruck beſchieden, und die ſpaniſche Wache begleitete ihn zwar dahin, doch nicht mit Hellebarden und Feuerröhren, ſondern bloß mit dem langen Stoßdegen an der Seite, als Ehrenwache. Es war auch dieſes ihr letzter Dienſt; denn in der Abenddämmerung ging ſie ſtill auseinander, und verließ für immer die Wohnung des nun wieder befreieten Fürſten.

Der König Ferdinand kam etwas ſpäter als der Kurfürſt in den Garten. Beide begrüßten einander durch traulichen Handſchlag und gingen dann in ein Luſthaus, wo ſie über eine halbe Stunde unter vier Augen mit einander ſprachen, und dann gemeinſchaftlich aus dem Garten gingen.

Am Abend nach dieſer Unterredung erſchienen der Cardinal Granvella, der Burggraf Heinrich nebſt noch andern Herren, und kündigten dem Kurfürſten ſeine Freiheit an, doch mit der Bedingung, dem kaiſerlichen Hoflager noch eine kurze Zeit zu folgen, damit die Loszählung von der Acht geſchehen könne, und dabei erwieſen dieſe Herren, ſelbſt der Cardinal, dem Kurfürſten ſo viele Ehrerbietung, als wenn nichts vorgefallen ſey, und er noch auf ſeinem Throne ſäße.

Als ſich nun der Kaiſer, nach eingetroffenen Nachrichten von der ſchnellen Annäherung des feindlichen Heeres, flüchtete, (S. 20. Mai) folgte ihm der Kurfürſt eine Stunde ſpäter nach. Unterwegs war dieſer, trotz des böſen Wetters, dennoch ſehr heiter, ſang und lobete Gott für ſeine Befreiung.

Am 23. Mai wurde der Befreiete vom Könige Ferdinand zur Tafel geladen, und am folgenden Morgen erhielt er, auf der Weiterreiſe die Nachricht, daß ihn der Kaiſer ſprechen wolle. Hierauf eilte der Wagen mit dem Kurfürſten nach dem Orte hin, wo ſich die von zwei Maulthieren getragene Sänfte befand, in welcher der Kaiſer ſaß. — Als der Kurfürſt ſich dieſer Sänfte näherte, verließ er den Wagen und ging zu Fuße nach derſelben hin, bezeigte dem Kaiſer ſeine Ehrfurcht, und bot ihm ſeine treuen Dienſte an. Der Monarch entblößte jetzt ſein Haupt, reichte dem Kurfürſten die Hand, und verſicherte ihm auf das freundlichſte in deutſcher Sprache: er habe ihn ſeiner Haft ſehr gern entlaſſen und werde hinfort wieder ſeiner Söhne und Lande gnädigſter Kaiſer ſeyn. —

Als ſich nun dieſes Kriegsungewitter wieder verzogen hatte, auch der Kaiſer von dem Podagra wiederhergeſtellt worden war, begab er ſich mit ſeinem ganzen Hofe und dem Kurfürſten nach Augsburg, wo (20. Aug.) der Kaiſer dem bisherigen Gefangenen einen Entlaſſungsbrief ausſtellen ließ; doch mußte er zuvor einen Revers unterſchreiben, durch welchen die Wittenberger Capitulation aufrecht erhalten werden ſollte. Dann erfolgte am 28. Auguſt die Abſolution von der Acht und Reſtitution in die Länder, welche ihm durch die gedachte Capitulation geblieben waren.

Und ſo war denn, nach fünf traurigverlebten Jahren, dieſer fürſtliche Dulder wieder frei und reiſete am 1. September in ſein Land zurück, wo hohe Freuden ſeiner warteten, wie wir an einem andern Orte (im *IV*. Bde. d. W.) erzählen werden.

In dieſer Gefangenſchaft benahm ſich der Kurfürſt Johann Friedrich durchaus ſo, wie ein Mann ſich benimmt, der im feſten Vertrauen auf Gott die Leiden erduldet, die ihm auferlegt worden ſind. Nie hörte man ihn murren oder ſeinen Peinigern ſuchen. — Sein Lieblingszeitvertreib war der Briefwechſel mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern, ſo wie der, den ihm ſein treuer Freund Cranach machte. Dieſer Ehrenmann blieb die ganze Zeit dieſer Haft, aus freiem Willen, bei ſeinem Herrn und Freunde, und verkürzte ihm durch ſeine Kunſt und ſonſt noch, ſo gut er konnte, die Zeit; was auch der kluge Alte wohl vermochte. — Und obgleich der Gefangene zuweilen aus Geldmangel darben mußte, ſo blieb er doch ein Freund der Nothleidenden und theilte mit eignen Händen an ſie aus. — Was aber dieſes Fürſten oft bewährte Religioſität anbelangt, ſo iſt dieſe bereits aus ſo vielen Beiſpielen bekannt, und es wäre demnach überflüſſig, daran erinnern zu wollen.

24.

Der Landgraf Ludwig der Eiſerne und ſeine Vaſallen.

(Fortſetzung vom 10. Mai.)

Als Ludwig von dem klugen Schmied in Ruhla Abſchied nahm, verſprach er demſelben mit Mund und Hand: daß der Landgraf gewiß hart werden würde, und es war daher nunmehr an ihm, Wort zu halten, dadurch aber den ſo hart gedrückten Bauern ſeines Landes ein beſſeres Loos zu verſchaffen. Auf dem Wege, den er jetzt nach der Wartburg noch zurückzulegen hatte, erſchallte ihm des Schmieds Schilderung von den Greuelthaten, deren ſich die ſogenannten Edlen ſeines Landes gegen ihre Bauern erlaubt hatten, ſo wie ſeine Verwünſchungen des Fürſten, der jedes Bedrängten Hort ſeyn ſollte, und die ſchwere Verantwortlichkeit, welche jedes Fürſten dort — am Throne des Herrn aller Herren — warte, beſonders wenn er hier ſeine wichtigen ſchweren Pflichten verabſäumt habe; ſo wie endlich des Schmieds Ruf: „Landgraf Ludwig werde hart!“ den Donnerſchlägen gleich in den Ohren und dem Herzen. Tiefbewegt blickte er auf zum Allwiſſenden und Allgegenwärtigen und gelobte es mit einem hohen Schwur: ſeiner armen Bauern gütiger Vater und ihrer Unterdrücker ſtrenger und unerbittlicher Richter zu werden. — Treu hielt er auch bis an des Lebens Ende dies Gelübde.

Ganz in der Stille und unerkannt reiſte der Landgraf mit einem ſeiner vertrauteſten Diener im Lande herum, und während man auf der Wartburg wähnte, er jage, ſaß er mit ſeinem Vertrauten in den Hütten der Bauern und ließ ſich von ihnen erzählen, wie es ihnen gehe. Mit Schrecken ſah er nun, wie weit es bereits gekommen ſey, und wie wenig es noch fehle, dieſe Leute zur Verzweiflung zu treiben, deren Folgen ſchrecklich und unabſehbar ſind. — Jetzt erfuhr er ſolche ſchwere Beleidigungen der Menſchheit, daß ihm die Haut ſchauderte, und als die Krone dieſer Schandthaten hörte er Folgendes erzählen und mit Beweiſen belegen.

Ein Ritter, Heinrich von Heerd genannt, — Schande und Verachtung ſey ſeinem Andenken! — trieb die größten Grauſamkeiten mit ſeinen Bauern; denn er kannte ſeine Strafloſigkeit vor den Richtern, die ſeines Gleichen waren, und es vielleicht mit ihren

Bauern eben nicht beſſer machten. — Einſt erlag ein armer Häusler, der Gatte und Vater mehrerer Kinder war, unter der Laſt der für das Vieh und nicht für ſchwächere Menſchenkräfte berechneten Ackerarbeiten. Er fiel auf dem Acker nieder, und als der Voigt endlich, nachdem er den Ermatteten lange umſonſt durch kräftige Peitſchenhiebe zum Wiederaufſtehen ermahnt hatte, ſah, wie weit es mit dieſem Manne gekommen ſey, ließ er ihn ausſpannen, wo ihn dann ſeine Schickſalsgenoſſen ſo lange auf einen Raſenrand legten, bis ſie ihn zum Mittage heimtragen konnten. Am Abend vollendete er den ſchweren, leidensvollen Lebenslauf, und es hatten ſich kaum die lebensmüden Augen geſchloſſen, ſein Leichnam aber war noch nicht in den Schoos der Erde zur Ruhe gebracht, als ſchon der von allen menſchlichen Gefühlen entblößte Ritter den Heerd die, durch den Verluſt ihres Gatten tiefgebeugte Wittwe, durch den Frohnknecht zur Arbeit fordern, und an ihres Mannes Stelle in den Pflug ſpannen ließ. — Das arme ſchwache Weib vermochte es nicht, dieſe ſo harte Arbeit zu verrichten; aber es war weder bei dem Ritter noch bei dem Voigte die geringſte Barmherzigkeit zu ſpüren, und wenn der Armen ihre Kräfte verſagten, ſo traf ſie die Knotenpeitſche des Einen eben ſo hart, als die des Andern, und nach wenig Tagen hatte ſie mit ihrem Gatten ein gleiches Schickſal. Auch ſie mußte ganz erſchöpft heimgetragen werden. Die vier Kinder dieſer Unglücklichen knieeten am Strohlager ihrer Mutter und ſuchten ihr mit Kindesſinn zu helfen. — Vergebens! Nach wenig Tagen hatte ſie ausgelitten, und ruhete nun, von den Händen mitleidiger Nachbarn gebettet, an der Seite ihres Gatten, in der Mutter Erde kühlem Schooß. Auch der armen, nun vater- und mutterloſen Waiſen erbarmten ſich dieſe ſelbſt höchſtbedrängten Menſchen, und vertheilten ſie unter ſich zur Erziehung; ſo daß, als der Burgvoigt kam, und die Kinder, mit ihrer Eltern ſehr geringem Nachlaß, aus der Hütte auf die Straße werfen wollte, Nichts mehr da war, woran er ſeine Gewalt üben konnte. —

Dieſes und noch mehr dergleichen Beiſpiele von Unmenſchlichkeit erfuhr der Landgraf, und knirrſchte heimlich mit den Zähnen. Gleich Donnerſtimmen tönte ihm der Ruf des Schmiedes in Ruhla in den Ohren wieder, und er ſchwur ſich ſelbſt, Rache zu üben an dieſen Verbrechern gegen die leidende Menſchheit. —

So war ihm das ewige Wiedertönen von Grauſamkeiten bereits zum Ekel geworden, als er mit ſeinem Begleiter in ein Dorf kam, wo er wenig oder keine Klagen hörte. Verwunderungsvoll wendete er ſich an einen Greis und fragte ihn um die Urſache dieſer zufriedenen Stimmung des Volks.

„O lieber Herr!“ — antwortete ihm der Greis — „Es war unſer Herr, der Ritter Ludwig von Sülten, anfänglich auch ein ſtrenger harter Herr; allein es ließ ſein von ihm hochgeliebtes Weib, — mit Ehrfurcht ſprechen wir Alle den Namen Hildegarde aus — nicht nach, für uns zu bitten, bis ſie ſeinen harten Sinn erweicht und ihn dahin gebracht hatte, daß wir Häusler nicht mehr den Pflug ziehen dürfen, ſondern dafür, und weil ſich der Ritter nunmehr ſelbſt Vieh hält, um jene Dienſte zu thun, eine Abgabe an ihn bezahlen. So leben wir alſo zufriedener als die armen Leute in andern Dörfern und danken Gott und unſerer gnädigen Frau dafür.“ —

Heiterern Sinnes ſchied der Landgraf aus dieſem Dorfe; doch nicht weit durfte er gehen, um die Galle ſich wieder aufregen zu laſſen. — Selten nur traf er Bauern an, die mit ihrem Schickſale zufrieden waren. Doch es fand auch der unerkannt Reiſende Dörfer, in denen es menſchenfreundliche Herren gab, die ihre Bauern nicht als Laſtthiere betrachteten; ſolche aber glichen den weißen Raben, ſie waren ſelten! —

Endlich war dieſe wichtige Unterſuchungsreiſe zu Ende. Der Landgraf erſchien wieder auf der Wartburg, und forderte nun die Vaſallen des Landes vor ſich. Hier hielt er ihnen ihre grauſame Härte gegen die Bauern mit ſtarken Worten vor. — Die Edelleute erſtaunten ob dieſer Rede; denn ſo hatten ſie ihren Herrn noch nicht reden hören, und ſie konnten die Umwandlung ſeines Sinnes gar nicht begreifen. — Es fehlte ſelbſt an ſolchen nicht, die ſeine Rede für einen luſtigen Scherz hielten, an denen es früher dem lebhaften jungen Fürſten nicht gefehlt hatte. Als aber der Landgraf in ſeiner Rede fortfuhr, und in ſeinen Ausdrücken immer ſtärker wurde, ſo daß die verſammelten (hier ſogenannten) Edlen nicht mehr zweifeln durften, dieſes ſonderbare Benehmen ſey des Landgrafen völliger Ernſt; da geſchah plötzlich Etwas, was das Erſtaunen von dieſer Seite hinüber auf die des Landgrafen lenkte.

Die Edelherren wurden, als ſie hörten, welche Geſinnungen der Landgraf hegte, hierüber ſehr aufgebracht, und ſie fühlten ſich verletzt, daß man ſie hindern wolle, mit dieſem leibeignen Bauernvolke, welches zu nichts anderm geſchaffen ſey, als zum Dienſte der Edelgebornen, nach Gefallen umzugehen, und den Nacken deſſelben zu beugen unter des Dienſtes heilſames Joch, welches dergleichen Geſindel vor dem Uebermuthe bewahre.

Dieſe Ueberlegungen verurſachten anfänglich ein heimliches Geflüſter unter den verſammelten Herren, welches aber bald in ein Murmeln überging, das immer lauter wurde, und endlich trat einer aus der Mitte dieſer Unzufriedenen hervor, ſuchte die Beſchuldigungen des Landgrafen zu widerlegen, berief ſich auf wohlhergebrachte Gerechtſame, und erklärte, daß die Ritterſchaft von dieſen nichts fallen laſſen könne. Was die angeſchuldigte Härte in der Behandlung dieſes Geſindels anlange, ſo beruhe dieſe Anſchuldigung theils auf Unwahrheit, theils auf Uebertreibung, und die Angaben von ſolchem Geſindel verdienten keinen Glauben.

„Wer wagt's, mich einen Lügner zu ſchelten?..... — rief der Landgraf jetzt ganz außer ſich vor Zorn. — „Wiſſet alſo: Lange genug war ich verblendet; doch endlich hat mir ein Engel des Herrn die Augen aufgethan, und mich des armen unglücklichen Landvolks trauriges Schickſal ſelbſt erblicken laſſen. — Während Ihr wähntet, ich beluſtige mich mit der Jagd, ſtreifte ich unerkannt im Lande herum, hörte und ſah ſelbſt Eure Sünden gegen das arme Volk. — Und Ihr könnt es noch wagen, von Unwahrheit oder Uebertreibung zu ſprechen? — Noch viel zu wenig habe ich geſagt; denn Eure Sünden ſind noch weit größer, als ich ſie geſchildert habe. — Im Namen des Kaiſers deute ich Euch alſo an: es trifft die Acht und Lehnsverluſt ohne Gnade den, der ſich noch einmal ſolche Grauſamkeiten gegen die Bauern erlaubt! — Wonach Ihr Euch zu achten habt! — Jetzt ſeyd Ihr entlaſſen!“

Die Herren entfernten ſich mit Knirſchen, doch als ſie in das Freie kamen, wurde ihr Ingrimm laut. — Feſt verbündeten ſie ſich männiglich, daß ſie dem Gebote des Landgrafen, welches ſie an ihren wohlerworbenen Rechten kränke, nicht gehorchen wollten, und ſie gingen heim und rüſteten ſich zur Fehde, dann aber ſendeten ſie dem Landgrafen einen Abſagebrief, in welchem ſie erklärten: daß ſie ſich ſeinem Ausſpruche nicht fügen würden, weil ſie nicht geſonnen wären, ihren Rechten zu entſagen.

Der Landgraf nahm dieſen Abſagebrief lächelnd an, und bot die Bürger der Städte Eiſenach, Kreuzburg und Gotha auf, unter ſeinen Fahnen gegen die Empörer auszuziehen, und dieſe, ohnedem Feinde des Adels, verſammelten ſich alsbald zahlreich und wohlgerüſtet. Auch die Bauern von den landgräflichen Gütern verſammelten ſich, ſobald ſie hörten, welchen Zweck dieſer Krieg habe, und daß es gelte, ihre unglücklichen Brüder zu rächen. — Dieſe Bauern ließ nun der Landgraf bewaffnen, und ſie fochten dann, als es zum Schlagen kam, den aufgereizten Löwen gleich. —

Die rebelliſchen Vaſallen hatten ihre Schaaren an der Unſtrut zuſammengezogen, und der Landgraf ging ihnen mit den ſeinigen entgegen. Es kam zum Treffen, und in demſelben ſchlugen ſich die Landgräflichen ſo tapfer, daß der guten Sache der glänzendſte Sieg zu Theil wurde; ja es gelang ſogar, die rebelliſchen Herren ſämmtlich gefangen zu nehmen, weil viele ihrer Knechte die Waffen aus den Händen warfen, und nicht für die Unterdrückung des Bauernſtandes gegen ſeinen Beſchützer fechten wollten. —

Man brachte die geſangenen Herren gebunden vor den Landgrafen. —

„Nun ſo habt Ihr Euch denn gegen Euern Lehnsherren empört und geht nun in Feſſeln, wie es Euch gebührt. — Wie ſoll ich aber Euch Rebellen gegen den Kaiſer und mich, ſeinen Stellvertreter, für Euer Verbrechen ſtrafen? — Soll ich Eure Köpfe, nach Gebühr unter dem Henkerſchwerte fallen laſſen; ſo wird mir vielleicht der unverdiente Vorwurf zu Theil, daß ich meine Vaſallen tödte. — Wollte ich Euch um Geld ſtrafen, ſo würdet Ihr es unter die Leute bringen; ich hätte alles dieſes unternommen, mich zu bereichern, und weil ich nothwendig Geld gebraucht hätte. — Oder ſoll ich Euch ſtraflos ziehen laſſen, damit Ihr mich künftig wieder verlachen könnet? — Nein! — Ich habe es Gott gelobt, gegen die Unterdrücker meines Volkes hart zu werden, und ich will dieſes Gelübde treulich halten! — Ihr ſollt beſtraft werden, wie Ihr es verdient habt!“ —

Der Landgraf winkte, und die Gefangenen wurden abgeführt. — Am andern Morgen erſchienen die Bewaffneten und holten vier von den Gefangenen ab, denen ſie die Hände banden. Man führte ſie zu einem Acker, wo der Landgraf neben einem Pfluge ihrer harrte. Die vier herbeigebrachten Gefangenen wurden nun in den Pflug geſpannt, und ob ſie ſich gleich weigerten, ſo mußten ſie doch den ſtarken Fäuſten der Knechte weichen, beſonders da ſie ſich mit den auf den Rücken gebundenen Händen nicht wehren konnten. — So mußten ſie nun den Weg antreten, um den Pflug zu ziehen; dabei ging der Landgraf hinter dem Pfluge her und ſchwang rüſtig die Peitſche, die dann oft gar unſanft und derb auf die Rücken dieſer Herren traf, „ſo daß ſie ſich bogen und dicke auf die Erde fielen.“ Und wenn es nun auf dieſe Weiſe Peitſchenhiebe genug gab, dann rief der ſtreng gewordene Fürſt, während dieſer Züchtigung, mit lauter Stimme: „Landgraf werde hart! werde hart!“ —

So oft nun eine Furche gezogen war, brachte man vier andere dergleichen vornehme Pflugzieher, welche jene im Ziehen ablößten, ſo daß, da es an ſiebenzig Gefangene waren, ein Jeder es durch Erfahrung fühlen lernte, wie ſauer jenen armen Häuslern das Pflügen geworden war, die noch weit mehr, und bei ſchlechterer Koſt pflügen mußten, als dieſe adeligen wohlgenährten Herren.

Nachdem nun der Acker auf dieſe Weiſe gepflügt worden, mußten die ſchuldigſten von den Gefangenen, jeder funfzig Mark Silbers an den Landgrafen als Strafe und für den Sold ihrer Sieger zahlen, die andern aber, die gelinder geweſen waren, erlegten nur dreißig Mark.

Als dieſes nun geſchehen war, wurden die Gefangenen ſämmtlich wieder nach der Wartburg gebracht. — Hier ſaß der Landgraf, in ſeiner Eigenſchaft als ſolcher, unter einer großen Eiche zu Gericht. Niklas Heinrich von Heerd wurde vor ihn gebracht, und viele von ſeinen Leibeigenen traten als Ankläger ihm gegenüber. Schwere Klagen wurden von ihnen erhoben, und die ſchwerſte war, als die Kinder der durch des Ritters Grauſamkeit und Härte gemordeten beiden Gatten klagend auftraten, und der Beklagte ſich gegen die Klagen dieſer Waiſen nicht vertheidigen konnte. — Da ſprach ihm der Landgraf das Urtheil: daß er durch das Henkersſchwert ſein Leben verlieren ſolle. Die Gefangenen wurden nun wieder in den Gewahrſam gebracht, und das Volk verlief ſich. — Am dritten Tage hernach verſammelte ſich eine noch weit größere Volksmenge auf dem Gerichtsplatze, ſo daß Kopf an Kopf gedrängt ſtand. — Der Landgraf erſchien mit ſehr ernſter Miene, und nahm auf ſeinem Stuhle unter der Eiche Platz, umgeben von einer Schaar gewaffneter Kriegsknechte. — Die gefangenen Herren wurden herbeigebracht und in die Nähe des fürſtlichen Richters geſtellt. Zwiſchen ihnen und demſelben befand ſich ein Sandhaufen aufgeſchüttet, neben dem der Scharfrichter mit dem blanken Richtſchwerte ſtand.— Ein Trompetenſtoß ertönte, und auf dieſen Ruf erſcholl das Glöcklein auf der Burgkapelle. Eine Anzahl geharniſchter Krieger, mit der Hellebarde auf der Schulter, ſchritt daher und in ihrer Mitte der verurtheilte Ritter, entehrt und mit einem räudigen Hunde auf der Achſel vom Hundsvoigte begleitet, zu dem Sandhaufen, der ſein Blut trinken ſollte. — Ein Herold gebot Stille, und dem Verurtheilten wurde noch einmal ſein Urtheil angekündigt. Er hörte es ſchweigend an und knieete eben ſo auf dem Sandhaufen nieder. Der Scharfrichter ſchwang das Schwert, es traf den Verurtheilten und abgeſchlagen rollte das Haupt des Gerichteten auf dem Sande dahin. — Eine tiefe Stille ruhte auf der Menge, als der Kopf des Verbrechers fiel. —

Jetzt mußten ſich die gefangenen Ritter vor den Landgrafen ſtellen, der ſchweigend mit ſehr ernſter Geberde auf den Sandhaufen deutete, der ſich von dem ausſtrömenden Blute des Gerichteten immer röther färbte. — Der Kanzler des Landgrafen trat jetzt neben ſeinen Herrn, und las ein in ſtarken Ausdrücken abgefaßtes Mandat deſſelben langſam und deutlich vor. Alles Pflügen mit Menſchen und andere dergleichen harte Arbeiten, ſo wie alle Grauſamkeiten gegen die leibeignen Unterthanen, ja ſelbſt die ſchweren Geldbußen und noch mehr dergleichen Ungebührlichkeiten waren in dieſem Geſetz bei harter, ja ſelbſt bei Lebensſtrafe verboten. — Die Herren durften ihre Unterthanen nur allein zu leiblicher Handarbeit gebrauchen, wobei aber alle Alte, Gebrechliche, Kranke, ſo wie Kinder unter ſechzehn Jahren davon ausgeſchloſſen waren. — Dieſes mußten die Herren mit Handſchlag an Eidesſtatt geloben, und als einige zögerten, wendete ſich der finſtere Blick des Landgrafen wieder nach dem vom Blute des Enthaupteten gerötheten Sandhaufen, und nun war keine Zögerung mehr zu bemerken. Als nun dieſes geſchehen war, und der Landgraf mit lauter Stimme das Volk zum Gehorſam auf dieſe Bedingungen ermahnt hatte, begab er ſich mit den gefangen geweſenen Edlen in den Ritterſaal, wo ſie die Urphede ſchwören mußten, dergeſtalt, daß Jeder, der gegen den Landgrafen nur den geringſten Unwillen wegen des Vergangenen in die That übergehen laſſen werde, oder das, was er heute gelobt habe, nicht halten würde, den Kopf verlieren, und mit dem Ritter vom Heerd gleiches Schickſal haben ſolle.

Nun hatte alle Fehde ein Ende. Der Landgraf zog dieſe Herren zur Tafel, und am andern Tage begab er ſich mit ihnen nach der Neuenburg, wo ſie ihm als ihrem Lehnsherrn von Neuem huldigen mußten, worauf er ihnen die Wiederkehr ſeiner Gnade verkündigte.

Demohngeachtet ließ der Landgraf den Acker, wo die gefangenen Herren den Pflug gezogen hatten, mit einer Mauer einfaſſen, und nannte ihn den Acker der Edlen. Noch heutigen Tages zeigt man dieſes Feld, welches jetzt den Namen Adelacker führt, ohnweit den Ruinen des alten Bergſchloſſes bei Freiburg an der Unſtrut, obgleich von der Mauer wahrſcheinlich nichts mehr übrig ſeyn wird. —

25.

Der Landgraf Ludwig der Eiſerne und ſeine Vaſallen.

(Beſchluß.)

Durch dieſes Beiſpiel der Strenge hatte ſich der Landgraf Ludwig bei ſeinem Volke zwar ſehr beliebt gemacht, die edlen Herren im Lande aber haßten ihn, und es gab deshalb einige Beiſpiele, wo man getrachtet hatte, ihn meuchlings zu morden. — Nun wurden zwar alle dieſe Verſuche vereitelt, weil die Hand der Vorſehung über dieſem Fürſten waltete und ihn ſchützte, dabei aber die dankbaren Bauern zu Werkzeugen ihres Schutzes gebrauchte. Demohngeachtet ſah ſich der Landgraf bewogen, beſtändig ein eiſernes Panzerhemd zu tragen, und davon ſoll er den Zunamen der Eiſerne bekommen haben. Vielleicht trug aber auch die Unerbittlichkeit gegen ſeine Vaſallen, die er übte und oft in eiſerne Härte übergehen ließ, viel zu dieſem Namen bei. —

Viele Jahre nach jenem Ackerfeſte wohnte der Landgraf einem Heereszuge ſeines Schwagers, des Kaiſers Friedrich *I.* gegen den Böhmenfürſten Boleslav bei, und auf dem Zuge dahin kehrte der Kaiſer bei dem Landgrafen auf der Neuenburg am thüringer Walde ein. Dem Kaiſer gefiel dieſes Schloß ſehr wohl, nur wunderte er ſich daß, daß es weder Mauern noch Thürme habe, und ſprach ſeine Verwunderung hierüber ganz unverholen gegen den Landgrafen aus.

„In drei Tagen — antwortete ihm der Landgraf — ſollt Ihr das Schloß mit einer Mauer umgeben ſehen, auf die ich mich verlaſſen kann.“ —

Der Kaiſer lächelte; denn es war ja rein unmöglich, in ſo einer kurzen Zeit Mauern um das Schloß her aufzuführen, er drückte auch ſeine Bedenklichkeit unverholen aus; doch Ludwig beharrte bei ſeiner Behauptung, und hielt auch auf folgende Weiſe Wort. —

Alle ſeine Vaſallen waren ohnedem wegen des Kriegszuges aufgeboten und gerüſtet. Dieſe wurden nun durch Eilboten beſchieden, ſich in einer feſtbeſtimmten Nachtſtunde auf dem bezeichneten Platze in der Nähe der Burg einzufinden. Der Landgraf war, wie ſchon gedacht, im höchſten Grade gefürchtet, und es wurde alſo dieſer Plan, theils aus Furcht, theils aus Beſtreben, ſich dem Landgrafen hierdurch gefällig zu machen und ſeine Gnade wieder zu erwerben, pünktlich ausgeführt. Alle Ritter waren mit ihren Knappen und Knechten wohlgerüſtet zur Stelle, der Landgraf ging zu ihnen hinaus, dankte ihnen für ihre Bereitwilligkeit und machte ſie mit ſeinem Plane bekannt, welcher natürlich den allgemeinſten Beifall fand. Nun wurden dieſe Krieger rings um das Schloß hergeſtellt, und auf den Stellen, wo die Thürme hätten ſtehen ſollen, wurden allemal ein Graf oder Freiherr mit ſeinem Paniere geſtellt. Alle kehrten das Angeſicht nach der Burg zu und jeder Ritter zog ſein Schwert.

So brach der Morgen an, und als der Kaiſer aufgeſtanden und angekleidet war, führte ihn der Landgraf heraus auf den Söller und ſprach:

„Sehet da, die verſprochene Mauer! Es iſt traun eine ſolche, auf die man ſich verlaſſen kann!“ —

„Ei da habt Ihr Recht! — antwortete der Kaiſer und ſchlug freudig in die Hände. — Wohl haben Wir nie eine ſtärkere und trefflichere Mauer geſehen, als dieſe.“

Aus Dankbarkeit für die pünktliche Befolgung des erhaltenen Befehls gab nun der Landgraf ſeinen Vaſallen ein Turnier, ließ auch ihre Frauen holen, wo man ſich dann einige Tage wacker luſtig machte.

Endlich, als der Landgraf alt und wohl betaget war und ſchließen konnte, daß ſeines Bleibens auf dieſer Welt nicht lange mehr ſeyn werde, dachte er daran: wie wird es wohl nach deinem Tode zugehen. Um nun aber die Geſinnungen ſeiner Vaſallen, und dadurch das künftige Schickſal der armen Bauern zu erforſchen, fiel er auf folgendes originelles Mittel. Plötzlich wurde dieſer Fürſt (ſcheinbar) krank, und geberdete ſich ſehr übel. Kurz darauf erſcholl die Nachricht von dem Ableben des Landgrafen durch das Land, und war für die Herren ein ſüßer Ton; für die armen leibeignen Unterthanen aber glich ſie dem furchtbarſten Donnerſchlage; denn es war ja nun ihr Beſchützer dahin.

Die Herren verſammelten ſich auf der Wartburg, um dem Leichenbegängniſſe des Landgrafen beizuwohnen, und ſie erſchienen voll Freude. Unverholen gab man dieſe zu erkennen, und jubelte laut, daß dieſer unerbittlich ſtrenge Aufſeher der Handlungen ſeiner Lehensleute nicht mehr unter den Lebendigen wandle, und ihnen nun wieder freie Hand gelaſſen habe. — Dem ſcheintodten Landgrafen entging auch nicht ein Wort, und er ſah hieraus im Bilde, welch ein Rückfall in die vorige Sklaverei für die armen Bauern nach ſeinem Tode wieder eintreten werde. Wenn er ſich unbemerkt glaubte, ſah er, durch die halbgeöffneten Augen blinzelnd, die lautjammernden Bauern in ehrerbietiger Ferne ſtehen, und die unverkennbaren Zeichen ihrer aufrichtigen Trauer ſtachen gewaltig ab, gegen die unverholne Freude ihrer Herren

Als man nun den Sarg mit dem Landgrafen auf den Trauerwagen heben wollte, und einige Herren ihre Freude laut ausſprachen: daß man dieſen ſo unerbittlich ſtrengen Herrn nunmehr an einen Ort bringe, von wo er nicht mehr wiederkehren, und ſeine Lehensleute mit ſo großer Strenge beherrſchen könne, wurde plötzlich Lärm im Sarge:

„Holla! Was wollt Ihr mit mir machen? — rief der Scheintodte urplötzlich, erhob den Deckel des Sarges und ſprang heraus. Wer aber vermag es, das Staunen der getäuſchten Edelherren, und den Jubel der armen Bauern treffend genug zu ſchildern? Dies aber, ſo verſchieden es war, geſchah dennoch über einen und denſelben Gegenſtand: einen Todtgeglaubten plötzlich wieder aufleben zu ſehen, der der

Feind der Unterdrücker und der Freund der Unterdrückten war.

„Ich habe Alles gehört!“ — donnerte der Wiedererſtandene ſeinen adeligen Lehnsmännern zu — „Habe Eure Freude über meinen Tod wohl vernommen. — Auf die Probe wollte ich Euch ſtellen, und Ihr habt ſie ſchlecht beſtanden. — Wiſſen wollte ich, wie Ihr gegen mich geſinnet wäret — was wohl nach meinem Tode entſtehen würde? Deshalb ſtellte ich mich todt, und habe dadurch mehr erfahren, als mir lieb iſt. — Doch nun kenne ich Euch ganz und ſehe, daß Eure Unterwürfigkeit gegen mich nur Gleißnerei war. — Darum geht, ſchämt und beſſert Euch! — Euch aber, ihr armen Bauern! danke ich für Eure aufrichtige Liebe. — Ich bin alt, und werde wohl bald im Ernſte ſterben; doch will ich, da ich heute über Euch belehrt worden bin, zuvor noch Vorkehrungen bei dem Kaiſer treffen, damit ihr nach meinem Tode nicht hülflos und verlaſſen ſeyd.“ —

Und Ludwig hielt Wort; ſo daß er mit Ruhe ſeinem Ableben entgegenſehen konnte. — Dies erfolgte auch endlich, als er, die Schwäche des Alters nicht achtend, noch einem Feldzuge im kaiſerlichen Heere beigewohnt hatte. Er erkrankte auf dem Schloſſe zu Neuenburg, und als er merkte, daß er am Ziele ſtehe, ließ er die angeſehenſten ſeiner Vaſallen und unter dieſen vor Allen diejenigen, die er am härteſten gezüchtigt hatte, und die bei ſeinem Scheintode die meiſte Freude bezeigt hatten, vor ſein Sterbebette kommen, wo ſie ihm durch einen Eid verſprechen mußten: ſeinen entſeelten Leichnam von der Neuenburg bis Reinhardsbrunn — volle zehn deutſche Meilen weit, — auf ihren Achſeln, mit der ihm ſchuldigen Ehrerbietung, nach ſeinem Erbbegräbniß zu tragen. — Dies gelobten ſie und hielten Wort. — Mit äußerlicher Ehrfurcht, doch innerlich freudevoll, trugen dieſe Vaſallen den entſeelten Leichnam ihres Lehnsherrn, den ſie im Leben mehr als den Teufel gefürchtet hatten, auf dieſem langen Wege, und nur mit der Sorge, daß er noch einmal aufwachen möchte. — Die Biſchöfe zu Merſeburg, Zeitz und Würzburg, nebſt den Aebten zu Fulda und Hersfeld und allen dem Landgrafen lehnspflichtigen Grafen und Herren begleiteten mit einer unzählbaren Volksmenge, welche den Verluſt ihres Beſchützers laut beklagte, den Leichnam zu ſeiner Ruheſtätte, welche er mitten in der Kloſterkirche zu Reinhardsbrunn, nicht weit vom Kreuzaltare, fand, und der Erzbiſchof Wichmann von Magdeburg hielt perſönlich das Seelenamt, ſegnete den Leichnam vor dem Einſenken, worauf die Herren und Bauern, mit den verſchiedenſten Gefühlen, am offenen Grabe im Chorus ſprachen: „Herr, gieb ihm die ewige Ruh!“

26.

Der Landgraf in Thüringen und Markgraf zu Meißen, Friedrich der Tapfere.

Als der Landgraf Friedrich der Strenge*) am 2. Febr. 1349, an den Folgen der in dem Treffen bei Egſtädt erhaltenen vielen Pfeilwunden (S. Bd. *II.* S. 176) ſtarb, hinterließ er von ſeiner Gemahlin Mechtilde ſechs Kinder; vier Söhne, Friedrich, Balthaſar, Ludwig und Wilhelm (*I.*), ſowie zwei Töchter, Eliſabeth und Beatrix. — Von dieſen Kindern war bei des Vaters Ableben nur der älteſte Bruder, Friedrich, volljährig, und übernahm, für ſich und ſeine beiden minderjährigen Brüder, Balthaſar und Wilhelm — weil Ludwig den geiſtlichen Stand erwählt hatte, und das Recht der Erſtgeburt im Hauſe der Markgrafen zu Meißen in jener Zeit noch nicht eingeführt war, — die Regierung gemeinſchaftlich. — Friedrich verband ſich gleich Anfangs mit dem Kaiſer Carl *IV.*, der ſich noch nicht vollkommen auf dem Kaiſerthrone befeſtiget hatte, und dieſes Bündniß hatte für das markgräfliche Haus wichtige Vortheile im Gefolge: indem der Kaiſer den Markgrafen Friedrich und ſeine Brüder (1350) mit der Markgrafſchaft Meißen, dem Oſter- und Pleißnerlande, ſowie mit den Grafſchaften Orlamünde, Rochlitz und Groizſch, ihn ſelbſt aber auch mit dem Reichsoberjägermeiſteramte belehnte, welches letztere hernach Friedrich auf der berühmten Reichsverſammlung zu Metz (1356) mit allen Feierlichkeiten verrichtete.

---

*) Viele nennen ihn den Ernſten oder Ernſthaften. Weil aber in alten Geſchichtswerken dem Vater dieſes Fürſten der lateiniſche Beiname Severus beigelegt wird, und dieſer in der Ueberſetzung dem Grundbegriffe ſtreng am gemäßeſten iſt, dieſe Strenge auch aus ſo manchen Regentenhandlungen deſſelben klar hervorleuchtet, wie z. B. die im II. Bde. d. W. gegebenen Scenen aus ſeinem Leben S. 86 — 171, und 182 ff. klar beweiſen, dieſelbe auch bei ſeinem Sohne, Friedrich dem Tapfern, weniger bemerkbar, dahingegen die Tapferkeit bei dieſem vorherrſchend war: ſo ſind wir ebenfalls derſelben treu geblieben, und bezeichnen aus gleichem Grunde dieſen Fürſten als den Tapfern (Strenuus); wie er ebenfalls in alten Geſchichtswerken genannt wird. A. d. V.

Zu Friedrichs des Tapfern Zeiten erhielten die meißniſchen und thüringiſchen Lande dieſes Hauſes einen Zuwachs von verſchiedenen anſehnlichen Stücken. Bereits im Jahre 1347 hatte ihm ſeine Gemahlin, Catharine — eine Tochter des Grafen von Henneberg — die Pflege Coburg zur Mitgift eingebracht, was den Markgrafen von da an beſtimmte, die Henne, als das Wappen der Grafſchaft Henneberg, mit in das ſeinige aufzunehmen. Nach der Zeit nöthigte er den Voigt von Plauen, Heinrich Reuß, mit dem er 1354 in Krieg gerathen war, ihm Ziegenrück, Auma, Triptis und noch andere Oerter abzutreten. Als der Graf Günther von Schwarzburg (1358) erbenlos verſtarb, und der Landgraf Friedrich und ſeine Brüder die Städte Frankenhauſen und Arnſtadt als zurückgefallene Lehen einziehen wollten, ſo geriethen ſie deswegen mit den Vettern des verſtorbenen Grafen in Streit, welcher durch Vergleich wieder beigelegt wurde. Durch dieſen Vergleich erhielten die Markgrafen zu Meißen 3000 Mark Silbers und die Schlöſſer Döringsberg, Windberg und Greifsberg von den Schwarzburgern abgetreten.

Späterhin kam zu dieſen Erwerbungen auch noch die Herrſchaft Sangerhauſen, welche von Braunſchweig auf Wiederkauf überlaſſen und nicht wieder eingelößt wurde.

Eine Hauptthatſache aus der Regierungsgeſchichte dieſes Fürſten iſt die Erbverbrüderung zwiſchen Meißen und Heſſen, welche im Jahre 1373 zu Stande kam, und von dem Kaiſer Carl *IV*. beſtätiget wurde. —

Um eben dieſe Zeit entſtand, wegen der ſtreitigen Wahl zum Erzbiſchof von Mainz, eine große Unruhe in Thüringen. Das Mainzer Domcapitel hatte den Biſchof Adolph von Speyer zum Erzbiſchof gewählt. Der Papſt Gregor *XI*. beſtätigte jedoch dieſe Wahl nicht, ſondern wollte den Biſchof Ludwig von Bamberg, Bruder unſeres Friedrichs, zum Erzbiſchof von Mainz einſetzen. Der Kaiſer Carl war auch mit dem Papſte einerlei Sinnes, und es kam deshalb zum Kriege. Mit Adolph hielten es die Städte Erfurt, Mühlhauſen und Nordhauſen, desgleichen die Grafen pon Gleichen, und die Edlen, welche im Eichsfeldz wohnten. Auf der Seite Ludwigs aber ſtanden ſeine Brüder mit einem mächtigen Heere, belagerten die Stadt Erfurt und richteten in ihrem Gebiete, ſowie auch auf den Beſitzungen der Grafen von Gleichen große Verwüſtungen an. Endlich kam der Kaiſer Carl ſelbſt nach Thüringen (1377), und vermittelte zwiſchen beiden Theilen einen Waffenſtillſtand, dem kurz darauf ein Vergleich folgte, in welchen die genannten drei Städte, ſowie die Grafen von Gleichen ebenfalls mit eingeſchloſſen wurden. Jene wurden von der Acht entbunden und erhielten ihre Güter wieder, welche der Landgraf Friedrich, wegen begangener Felonie, eingezogen hatte. —

Nach dieſem Vergleich blieb Ludwig Erzbiſchof, und ſeinem Gegner Adolph wurde die Nachfolge zugeſichert, wenn Ludwig mit Tode abgehen würde, was auch im Jahre 1682, in Folge eines ſchweren Falles, geſchah. —

Bisher hatte Friedrich mit ſeinen Brüdern Balthaſar und Wilhelm gemeinſchaftlich und ohne die geringſte Landestheilung regiert; man muß ſich auch wundern, daß ſich die Eintracht unter dieſen Brüdern ſo lange und ununterbrochen erhielt. Endlich verglichen ſich die Brüder in einer ſogenannten Oerterung dahin: daß Friedrich das Oſterland nebſt der Markgrafſchaft Landsberg, Balthaſar Thüringen und Wilhelm Meißen bekam. Durch dieſe Oerterung, die aber keine vollkommene Landestheilung war, wurde die gemeinſchaftliche Landesregierung noch nicht aufgehoben: dies geſchah erſt in der Folge durch die Theilung, welche 1382 unter dieſen Fürſten ſtattfand.

Der Landgraf Balthaſar hatte ſich im Jahre 1374 mit der Tochter des Burggrafen Albrecht von Nürnberg vermählt, und ſie brachte ihm die Aemter Hildburghauſen, Heldburg und Eisfeld als ihr mütterliches Erbtheil zu; ſowie er auch in ebendemſelben Jahre den Theil von Langenſalza, den Kurmainz bisher noch beſeſſen, an ſich kaufte.

Endlich ſtarb Friedrich der Tapfere am 26. Mai 1381 und hinterließ drei Prinzen: Friedrich, — welcher hernach wegen ſeiner Tapferkeit und kriegeriſchen Verdienſte um Kaiſer und Reich nicht allein den Ehrennamen, der Streitbare, ſondern auch, nach dem Abgange des Hauſes Askanien, die ſächſiſche Kurwürde mit dem Reichserzmarſchallamte erwarb, — Wilhelm *II.* und Georg. Von dieſen drei Prinzen werden wir an paſſenden Orten das Nöthige anführen und auch aus dem Leben Friedrich des Tapfern noch einzelne Scenen liefern. — Der Leichnam Friedrichs wurde nach dem Kloſter Altenzelle gebracht und in die Kirche daſelbſt begraben. Er war der letzte von den meißniſchen Fürſten, welcher daſelbſt zur Grabesruhe kam. (S. 10. Juni) denn ſein Sohn, der nachmalige Kurfürſt Friedrich der Streitbare erbauete (1425—28) die Begräbnißkapelle am Dom zu Meißen, in welcher nun bis auf Georg den Bärtigen (1539), die Fürſten aus dieſem Hauſe ihre Ruheſtätte fanden. —

27.

Thomas Münzer und ſeine Spießgeſellen auf dem Blutgerüſte.

(Fortſetzung und Beſchluß vom 14. 15. und 16. Mai.)

Die Schlacht war alſo verloren und die Stadt Frankenhauſen erobert. Münzer war ebenfalls hieher geflohen, und hatte ſich in der Nähe des Nordhäuſer Thores in die Bodenkammer eines Hauſes geflüchtet, wo er ſich den Kopf verband, die Kleider vom Leibe warf, und ſich als ein Kranker in's Bette legte. Hier wähnte er unentdeckt bleiben zu können, und doch blieb er es nur wenig Stunden.

Von der Reiterei des Herzogs von Braunſchweig nahm ein Rittmeiſter ſein Quartier in dieſem Hauſe, und der Knecht dieſes Offiziers ſuchte nach Beute, beſonders in den obern Theilen des Hauſes. Hier kam er denn nun auch in die Bodenkammer, wo Münzer lag, und fand den angeblichen Kranken, der ihm manches O und Ach entgegenſtöhnte. — Der Knecht fragt, wer der Kranke ſey? und der Gefundene giebt ſich nun für einen armen Mann aus, der hier lange Zeit am Fieber krank gelegen hätte. — Schon glaubt's der Knecht, als er in einer Ecke Münzers Brieftaſche findet, die er hätte beſſer verbergen ſollen, und als er ſie öffnet, fällt ihm ein Brief des Grafen Albrecht von Mannsfeld an Thomas Münzern in die Hände. Unglücklicherweiſe kann dieſer Knecht Geſchriebenes leſen, lieſ't alſo den Brief und fragt nun mit donnernder Stimme: Ob er nicht Münzer ſelbſt ſey? — Zwar läugnet dieſer beharrlich; doch als der Knecht ſein Schwert zieht und Jenen zu durchſtechen droht, geſteht er endlich, daß er Münzer ſey. — Nun wird er von dem freudigen Knappen aus dem Bette gezogen und herab zu dem Rittmeiſter gebracht, der ihn ſofort an die Fürſten auslieferte.

Am folgenden Tage wurde Münzer verhört, und benahm ſich dabei ſehr freimüthig, ja ſelbſt frech. denn er warf den Fürſten mancherlei vor, was ihnen nicht angenehm ſeyn konnte. Münzer ſollte nunmehr bekennen, wer und wo ſeine Spießgeſellen, die Häupter der empörten Bauern, wären? — Doch der Gefragte ſchwieg trotzig ſtill. Man drohete ihm mit der Folter und er ſchwieg. — Auch in der Marterkammer vermochten die Daumenſchrauben und andere dergleichen Marterwerkzeuge nichts über ſeine Zunge, und nur ein Wehgeſchrei konnten ſie dem Gefolterten entreißen; von dem aber, was man von ihm wiſſen wollte, geſtand er nichts. — Man ſpannte ihn alſo von der Folter ab, und übergab ihn dem Grafen Ernſt von Mannsfeld, der ihn auf einen Wagen feſſeln und nach Heldrungen bringen ließ, wo man die Folter in höhern Graden wiederholte. — Als man nun ſeinen Leib ausdehnte und die Glieder aus ihren Fugen zog, da ſiegte doch die Höllenqual der Folter über die Schweigſamkeit der Zunge, und er nannte endlich alle ſeine Spießgeſellen, auch wo er Anhänger in den Städten des Landes habe. — Nun wurde er von der Folterbank genommen, und er ließ alsdann einen Brief in ſeinem Namen nach Mühlhauſen ſchreiben, in welchem er die Bürger dieſer Stadt ermahnte, ſich den Fürſten zu ergeben.

In der nurgenannten Stadt regierte Münzers Spießgeſelle, der nicht minder berüchtigte Pfeifer, dem es noch immer gelang, den Mühlhäuſern einen blauen Dunſt vorzumachen, und ſie auf ſeiner Seite zu behalten. — Als aber am 19. Mai die Fürſten mit ihrem Heere und Geſchütz vor die Stadt rückten und zur Beſchießung Anſtalten trafen, entfiel den Bürgern der Muth, und am 24. Mai erſchienen zwölfhundert Frauen und Jungfrauen aus der Stadt im Lager der Fürſten, ſie fußfällig um Gnade für die Stadt bittend; doch ſie erhielten zur Antwort: „Die Stadt müſſe ſich auf Gnade und Ungnade ergeben!“ — Nun traten eben ſo viele Bürger, ein jeder mit einem weißen Stabe in der Hand, den Weg nach dem Lager an, baten ebenfalls fußfällig um Gnade und erhielten ſie, mit dem Beding, daß ſie

Pfeifern ausliefern ſollten. — Freudig kehrten ſie nunmehr zurück, und wollten dieſen Mann mit ſeinen Spießgeſellen verhaften, als man mit Schrecken gewahrte: er habe in der vergangenen Nacht ſich mit dreihundert ſeiner Geſellen aus dem Staube gemacht, und ſey aus Furcht vor der Strafe entflohen.

Angſtvoll meldete man dieſe Flucht den Fürſten; und dieſe ließen nun den Flüchtlingen auf allen Wegen nachſetzen; wo es denn auch gelang, daß man Pfeifern mit zwei und neunzig ſeiner Begleiter ergriff, und nach Heldrungen brachte. — Die Fürſten ſprachen nun über dieſe Beiden, ſo wie über vier und zwanzig Hauptrebellen, unter welchen ſich ein Küſter aus Mühlheuſen befand, das Urtheil aus: daß ſie ſämmtlich durch das Schwert des Henkers ſterben ſollten. — Dieſes Urtheil wurde auch am 27. Mai auf dem Schadeberge bei Heldrungen vollzogen. — Auf dem Blutgerüſte benahmen ſich Münzer und Pfeifer ganz verſchieden. — Jener empfand Reue, dieſer aber nicht. — Trotzig und keck betrat Pfeifer das Blutgerüſt, verſchmähte den Beiſtand eines Geiſtlichen ꝛc. Er kniete unerſchrocken nieder, und im nächſten Augenblicke rollte ſein abgeſchlagenes Haupt in den Sand. — Nicht ſo muthvoll war Münzer, denn er zitterte Anfangs heftig, und als er den Glauben herſagen ſollte, vermochte er es nicht, ſo daß es ſich der Herzog Heinrich von Braunſchweig zum frommen Geſchäft machte, ihm denſelben vorzuſagen. — Nun beichtete er und genoß das Abendmahl, wodurch er ſich ſo zu ſammeln vermochte, daß er im Stande war, an das verſammelte Volk eine warnende Rede zu halten, in welcher er reuig ſein Verbrechen bekannte. Dann wendete er ſich an die anweſenden Fürſten und Herren, und vermahnte ſie auf das eindringlichſte: „künftig mehr Menſchlichkeit und Recht an ihren Unterthanen zu üben und einen exemplariſchen Lebenswandel zu führen, damit ſie in Zukunft nicht mehr die Greuel des Aufruhrs erleben dürften." — Eben ſo dringend empfahl er ihnen die Bücher der Könige und die Schriften Samuels zu leſen, indem dieſelben wahre Regentenſpiegel wären u. ſ. w. —

Nunmehr empfing er den Todesſtreich ziemlich gefaßt, und ſein abgeſchlagener Kopf wurde auf dem Schadeberge auf einen Pfahl geſteckt, der Leichnam aber daneben geſpießt, zum Warnungszeichen für alle Rebellen. Pfeifers Kopf ſtack zu gleichem Zweck bei Bollſtädt auf dem Pfahle, und dieſe Köpfe erregten lange Zeit hindurch den beabſichtigten Abſcheu. —

So endigte ein Aufruhr, bei welchem Schwärmerei und Betrug mit noch andern Urſachen vereinigt wirkten. Möge die Veranlaſung zu einem ſolchen Aufruhr des ſo hochverehrlichen Bauernſtandes für immer vermieden werden. —

28.

Adolph Weinhauſen,

oder

Unbeſonnenheit und ihre Folgen.

(Mit Abbildung.)

Bereits im *I.* Bande dieſes Werkes haben wir von S. 354 bis 375 einige Scenen aus der Zeit des ſogenannten Crypto-Calvinismus gegeben, ſo wie dieſer in der zweiten Hälfte des *XVI.* Jahrhunderts in Sachſen aufkam und ſich immer mehr verbreitete, ſo daß man nach dem Tode des Kurfürſten Auguſt und während der Regierung ſeines Sohnes, des Kurfürſten Chriſtian *I.*, (1586—91) gar kein Geheimniß mehr daraus machte, den Lehren Calvins beizupflichten; wodurch die beiden Parteien in den heftigſten Conflict mit einander geriethen. Da wurden nur die Meinungen und Spitzfindigkeiten der Gelehrten verfochten, von chriſtlicher Liebe aber war keine Rede mehr. Beſonders hatten ſich die Anhänger Calvins in Leipzig gemehrt, und es ſchien ſogar, als wenn ſie die Oberhand gewinnen und die Lutheraner verdrängen wollten. Zwar ſtarb der ziemlich ſchwache und fremdem Einfluſſe anheimgegebene Kurfürſt Chriſtian *I.* am 25. Septbr. 1591, und der Vormund ſeines minderjährigen älteſten Sohnes, Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar, ein eifriger Lutheraner, ſuchte den Calvinismus möglichſt zu unterdrücken, doch nun gab es heftige, ja ſogar blutige Kämpfe, und einer derſelben — auf den wir uns bereits Bd. *I.* S. 375 bezogen haben — iſt es, den wir nunmehr nach dieſer zur Verſtändlichkeit dienenden Einleitung zu ſchildern verſuchen wollen.

Es war im Jahre 1803 die Leipziger Oſtermeſſe zu Ende, die Buden waren meiſtens weggeſchafft; doch eine Menge von Fremden weilte noch in der Stadt, um des ſchönen Wonnemonats Freuden in der herrlichen Umgebung derſelben zu genießen.

Der 28. Mai beſchloß ſich mit einem ſo herrlichen Abend, wie er nur irgend in dieſer Zeit der wiedererwachten Natur ſtattfinden kann. Der Mond ſtand in ſeiner vollen Pracht am wolkenloſen mit Sternen beſäeten Himmel, und von dieſes herrlichen Abends Reizen angezogen, waren alle öffentlichen Plätze und Straßen mit Menſchen angefüllt. —

Die Weinſchenke des reichen Adolph Weinhauſen auf dem Markte war auf das herrlichſte erleuchtet, und das Schmettern der Trompeten und das Wirbeln der Pauken lenkte, in Gemeinſchaft der klingenden Gläſer, bald die Blicke der wandelnden Menge nach den hellerleuchteten und geöffneten Fenſtern dieſes Hauſes hinauf.

Mehrere Meßfremde, die bei Weinhauſen ihr Quartier hatten, gaben einigen Studenten, ihren Landsleuten oder Verwandten, ein frohes Mahl zum Valet: denn morgen wollten ſie von Leipzig ſcheiden. Herr Weinhauſen hatte, um ſeinem Keller Ehre zu machen, die beſten Sorten Weine zu dieſem Gaſtmahle geliefert, und der Geiſt des edlen Rebenbluts ſeine Macht behauptet. Alle Gäſte ſchwammen in einem Meere voll Wonne; der Geiſt der Zwietracht aber verwandelte dieſe bald in Abſcheulichkeiten, ja endlich wurde das Mahl, welches bereits bis auf den Nachtiſch verzehrt war, die nur Unheil bringende Büchſe Pandorens.

Von beiden einander feindſelig gegenüber ſtehenden Religionsparteien waren Doctoren und Studenten zugegen; doch mochte wohl die Zahl der Calviniſten die der Lutheraner übertreffen. Von den erſtern geriethen nun *D.* Johannes Major und *D.* Bartholius mit dem gewaltigen und dabei immer kaltbleibenden Kämpfer der Lutheraner, *D.* Huber, und noch andern von der lutheriſchen Partei, in einen Streit über verſchiedene Unterſcheidungslehren beider Confeſſionen, und von da kamen ſie auf ein Buch, welches *D.* Huber geſchrieben, und darin einige Lehrer der calviniſchen Univerſität zu Heidelberg etwas unſanft mitgenommen hatte. Hierüber erhitzte ſich der Streit, und *D.* Major gerieth ſo in Wuth, daß er mit gezogener Wehre, die er einem Studenten ſeiner Partei entriſſen hatte, auf *D.* Hubern losging und ihn vielleicht gemordet haben würde, wenn nicht einige Studenten dazwiſchen geſprungen wären und den Wüthenden entwaffnet hätten, worauf er ſich mit ſeinem Genoſſen Bartholius entfernen wollte; doch ein Unſtern ließ Weinhauſen noch an der Thür die beiden ſich Entfernenden erblicken; er eilte ihnen alſo nach und wollte ſie wieder in den Saal zurückbringen, was ihm zwar nicht gelang, doch machten ſie ihn mit der Urſache ihrer Entfernung bekannt, wodurch Weinhauſen, ebenfalls ein ſattelfeſter Kämpfer und Verfechter der Lehren Calvins, dem er mit Leib und Seele anhing, gewaltig in Harniſch gerieth, und Gelegenheit ſuchte, mit *D.* Huber anzubinden.— Dieſe fand er bald, und ſie kamen hart zuſammen; denn ſelbſt Huber gerieth aus ſeinem gewöhnlichen Pflegma heraus und ſo in Hitze, daß er ſeinem Gegner, — als dieſer, ebenfalls in der Aufregung, die Einigkeitsformel eine *discordia* nannte, welche Lehren enthielt, die wider Gottes Wort, die Artikel und den chriſtlichen Glauben ſtritten ꝛc. — mit Verhaft drohete. — Dieſer lächelte jedoch hämiſch über dieſe Drohung und ließ drei baumlange und ſtarke Schweizer eintreten, die in ſeinen Dienſten waren, und ſich bereit zeigten, den Feinden ihres Herrn die Kraft ihrer Fäuſte fühlen zu laſſen. —

Die anweſenden Gäſte ſprangen, betreten über dieſen Vorfall, von ihren Sitzen auf, und ſammelten ſich zum Schutz um den *D.* Huber; doch von blinder Wuth entbrannt, und im Zuſtande von mehr als halber Trunkenheit, wollte Weinhauſen eben auf den Doctor los, als die Thür aufgeriſſen wurde, und ein großer ſtarker Kürſchner-Geſelle, Ambroſius Barthſch, von den übrigen Handwerksgeſellen gemeiniglich der Fürſt genannt, ſtürmte trunken in das Zimmer, ſchalt den Weinſchenken einen Schelm, der ſolch ſchlechtes Zeug, welches nicht einmal verdiene von einem Hunde aufgeleckt zu werden, für guten Wein verkaufe, wobei er Weinhauſen das gefüllte Glas vor die Füße warf, daß es in Stücken zerſprang. — Nun wendete ſich Weinhauſens Wuth gegen dieſen Kürſchner, und ſchon begannen die Schweizer drohende Schritte; doch in dieſem Augenblicke wurden die Thüren aufgeriſſen, und ein wilder Haufen brüllte herein: „Nieder mit den Calviniſten! Nieder mit Weinhauſen!“ Die ſämmtlichen Studenten von der calviniſchen Partei zogen jetzt ihre Wehren, und es war eben an dem, daß ein blutiger Strauß beginnen ſollte, als der *D.* Huber mit Würde zwiſchen die beiden Parteien trat, und ihnen im Namen des Evangeliums Friede gebot. — Dies wirkte, und Ambroſius wich mit den Seinen wieder aus dem Zimmer, den D. Huber mit ſich nehmend, und die übrigen Lutheraner, welche am Gaſtmahle Theil genommen hatten, folgten ihnen.

Doch noch ein Strauß erzeugte ſich an Weinhauſens Wohnung, indem ein Guckkaſten daſelbſt im Freien aufgeſtellt war, in welchem man allerhand lächerliche Carricaturen ſah, und viele Leute hatten ſich zum Schauen um dieſen Kaſten verſammelt. — Man lachte über das viele närriſche Zeug, das man auf den ſchnell wechſelnden Bildern ſah. Doch dieſes Lachen nahm ſchnell ein Ende, als das letzte Bild D. Luthern zeigte, wie er von einer Menge kleiner Teufel und Teufelsfratzen umgeben war, dahingegen man Calvin bekränzt in himmliſcher Glorie ſchauete. Dies Spott- und Aergerbild wurde nun zum zündenden Funken, welcher den Zorn der Lutheraner erregte und zur hellen Flamme brachte, ſo daß ſie den Kaſten zerſchlugen und das famöſe Bild verbrannten.

Dieſer Kaſten hatte hart an Weinhauſens Thür geſtanden, und als der Beſitzer deſſelben bei der Zerſtörung ſeines Kaſtens und den Prügeln, die häufig auf ihn fielen, ein lautes Wehgeſchrei erhob, drangen die noch in dieſer Weinſchenke befindlichen Studenten, ein jeder mit dem blanken Degen in der Fauſt, und Weinhauſen ſelbſt mit geſchwungenem Schwerte, unter die Lutheraner ein, ſo daß es jenen Wüthenden im trunkenen Muthe gelang, dieſe zu zerſtreuen.

Aufgeblaſen über dieſen leichten Sieg, zogen ſich nun die Sieger wieder nach der Trinkſtube zurück, und machten ſich noch wacker luſtig, wobei es an beißenden Spöttereien nicht fehlte; als ſich am folgenden Abende dies Lachen in Weinen verkehrte.

29.

Adolph Weinhauſen ꝛc.

(Fortſetzung).

Der Vorgang am nächſt vergangenen Abende, zwiſchen halbtrunkenen, durch des Weines Kräfte aufgeregten Hitzköpfen, ſo wie wir ihn im vorigen Abſchnitte erzählt haben, hatte ſich bald in der Stadt verbreitet, und durch die unvorſichtigen Aeußerungen einiger Calviniſten waren die Gemüther der Lutheraner ſo hoch aufgeregt worden, daß für die öffentliche Ruhe viel zu fürchten war. Vor allem hatte Weinhauſen ſeine lutheriſchen Mitbürger durch mehrere von ihm in der Weinlaune begangene Thorheiten im hohen Grade gegen ſich aufgebracht, und es brach dieſer Unwille gegen ihn und ſeine Glaubensgenoſſen bald in helle Flammen aus.

Als daher am folgenden Tage (29. Mai) die letzten Buden vom Markte geräumt wurden, bemerkte man dabei eine ungewöhnliche Thätigkeit, welche jedoch weniger auffiel, da an jedem Sonnabend der Markt von den Buden geräumt ſeyn mußte; doch bald wurde man eines andern belehrt.

Noch war es nicht Abend, als man am großen Collegio einen Zettel ſah, der es den zahlreichen Leſern kund machte: welche Läſterungen gegen *D.* Luthers Lehre geſtern Abend bei Adolph Weinhauſen wären ausgeſtoßen worden; auch wie der ehrwürdige *D.* Huber dabei in Gefahr geweſen ſey, von Einem aus dieſer Gemeinſchaft gemordet zu werden; daß ſogar der ſel. Herr Luther auf einem Schmähbilde von Teufeln umgeben vorgeſtellt worden ſey, dahingegen Calvinus in des Himmels

Glorie geprangt habe. Ja, als man dieſen Hohn nicht habe dulden wollen, wären die Lutheraner von den Calviniſchen mit bloßer Wehre angefallen und vertrieben worden, wobei Weinhauſen an der Spitze geweſen ſey und ſich ganz wüthend betragen habe. Das aber dürfe man nicht dulden, und wem daher an Luthers Lehre und Ehre Etwas gelegen wäre, der möchte ſich heute Abend auf dem Markte einfinden, wo der freche Trotz Weinhauſens beſtraft werden ſolle. —

Dieſer Anſchlag regte die Gemüther der Lutheraner im höchſten Grade auf und war von unvorhergeſehenen, für Viele verderblichen Folgen.

Kaum war die Abenddämmerung eingetreten, als ſich eine bedeutende Volksmenge auf dem Markte verſammelte, aus allen Klaſſen der bürgerlichen Geſellſchaft zuſammengetreten, aber faſt alle aus dem Alter, wo der Verſtand ſo oft der Unterthan der eintretenden Gelegenheit wird, und in Geſellſchaft von Leuten, welche dergleichen Stürme als Mittel benutzen, um Beute zu machen und ſich dadurch zu bereichern. Nur wenig Bürger oder Studenten waren anfänglich bei dieſem Haufen, der ſich verſammelt hatte, um den Kampf für die Ehre Luthers mit den Calviniſten zu beſtehen; doch immer mehrere fanden ſich dabei ein. —

In dem Hauſe Weinhauſens hatte ſich in einem hell erleuchteten Saale eine fröhliche Geſellſchaft von Handelsleuten, die ſämmtlich Calviniſten waren, zu einem Valetſchmauſe zuſammengefunden, und die Gläſer klangen zu den ausgebrachten Trinkſprüchen; auf dem Markte aber hörte man aus der Volksmenge, die ſich vor dieſem Hauſe verſammelt hatte, etliche

Stimmen riefen: „Hört, wie dort oben auf das Verderben der Lutheraner angeſtoßen wird!“ und Hunderte von Stimmen riefen ihnen nach: „Was hindert uns, Weinhauſen, dieſem Erzfeinde Luthers, die Fenſter einzuwerfen!“ — Kaum war dieſer Ruf in der Luft verhallt, als auch ſogleich eine Anzahl Steine nach den Fenſtern des Trinkſaals geworfen wurden, ſo daß die Glasſtücken mit den Steinen zugleich den Gäſten um die Köpfe flogen. Alle ſprangen von ihren Sitzen auf und ſuchten aus dem Bereich dieſer Würfe zu kommen, denn immer häufiger wurden die Würfe, und bald waren alle Fenſter zertrümmert. — Weinhauſen wurde wüthend über dieſen Angriff, und in dieſer Wuth that er einen Schritt, der ſehr üble Folgen für ihn hatte. — Die Aufregung des Volks würde ſich mit dieſer Fenſterkanonade begnügt und ſich dann von ſelbſt gelegt haben; man hätte nur die Lichter auslöſchen und ſich in die hintern Zimmer zurückziehen dürfen, und der Grimm des Volkes, durch Unklugheit hervorgerufen, wäre allmälich mit erloſchen; allein er fand neue Aufregung durch Weinhauſens unbeſonnene Gegenwehr und hatte nun Folgen, die man vorher nicht geahnet hatte.

In einem Zimmer über dem Trinkſaale hingen einige ſcharfgeladene Gewehre, und dieſer ſich erinnernd, ſprang der Wirth des Hauſes die Treppe hinauf, und einige ſeiner Genoſſen — von denen uns die Geſchichte die Namen der Handelsleute Hans Belz aus Antorf und Abraham Grempel aus Savoyen, nebſt dem eines jungen Juriſten, Müller, aufbewahret hat, — folgten ihm dahin. In dieſem

Augenblicke hörte man wieder einige Fenſter in einem andern Zimmer durch Steinwürfe zerſchmettern, und Weinhauſen gerieth, als er dieſes Klirren hörte, vor Wuth ganz außer ſich, riß ein Doppelrohr von der Wand und ein Fenſter auf, von wo im nächſten Augenblicke beide Schüſſe krachten, worauf man den Weheruf der von denſelben Getroffenen aus dem dichten Haufen der Aufrührer erſchallen hörte. Und als nun Weinhauſens Gefährten die übrigen Gewehre ebenfalls nach dem das Haus belagernden Volkshaufen abfeuerten, lenkte ſich die Aufmerkſamkeit der Empörer auf die durch dieſe Schüſſe Verwundeten hin, wodurch das Steinwerfen wenigſtens für einige Zeit aufhörte. —

Auf dem Naſchmarkte hatten die Tumultuanten einen Galgen aufgerichtet, an welchem eine Inſchrift hing, die von einer vermummten Geſtalt mit einer Fackel beleuchtet wurde, und mit großen Buchſtaben die Worte zu leſen gab: „Hieran ſoll Weinhauſen gehängt werden!“ — Es war auch in der That die Volksſtimmung ſo beſchaffen, daß, wenn dieſer Gegenſtand des allgemeinen Volkshaſſes in die Hände der Tumultuanten gefallen wäre, er zuverläſſig ein Opfer deſſelben geworden ſeyn und eine Stelle an dieſem Galgen gefunden haben würde. — Indeſſen gelang es in dieſer Nacht nicht, in das belagerte Haus einzudringen, und nach Mitternacht wurde es endlich wieder ruhig, ſo daß die Nacht verfloß, ohne daß ſich etwas weiter begeben hätte.

Der nächſte Morgen brach an, und die Vorübergehenden ſahen mit Verwunderung die Greuel der Verwüſtung, welche am vergangenen Abende angerichtet worden waren, ohne daß ſich der ſchützende Arm der Obrigkeit hätte ſpüren laſſen.

Eben rief der Glocken weit ſchallender Ton die Chriſten zum Dienſte des Herrn, als einige Lehrburſche vor Weinhauſens Wohnung kamen, und die Wirkung der geſtern Abend geworfenen Steine betrachteten. — Dieſes Gaffen würde nun aber höchſt wahrſcheinlich keine üblen Folgen gehabt haben, wenn nicht abermals die Unklugheit den zündenden Funken geſchleudert und ein Feuer entflammt hätte, welches bei einem vernünftigen Benehmen nicht entbrannt wäre.

Die Frau Weinhauſen, ſo unbeſonnen wie ihr Gatte, und die Köchin, nicht klüger als ihre Herrin, ſchmäheten mit geläufigen Zungen aus den zerſchmetterten Fenſtern auf die Gaffer herab und machten einen gewaltigen Lärm. — Die muntern Knaben fühlten ſich durch den komiſchen Eifer dieſer beiden Frauenzimmer mehr zum Lachen gereizt, und thaten ſich damit keinen Zwang an. — Doch nun erhoben Frau und Magd ihre Stimmen nur noch höher und wurden vor Zorn ganz braun im Geſicht. Aber dieſer Weiberzorn vermehrte nur das Lachen der Knaben, und nun warfen ſie, im jugendlichen Uebermuthe, mit kleinen Steinchen in die größtentheils ſchon eingeworfenen Küchenfenſter, von woher die ſonore Stimme der Köchin gleich einer Trompete ertönte. — Dieſer Lärm lenkte die Aufmerkſamkeit der Vorübergeherden auf ſich, und in Kurzem hatte ſich abermals ein bedeutender Haufe vor dieſem Hauſe verſammelt. — Die ſcheltenden Stimmen der erbitterten Weiber tönten noch immer von oben herab und reizten durch Schimpfworte die rohe Menge zu

Gewaltthätigkeiten auf. — Da es keine Fenſter mehr einzuwerfen gab, ſo machte man ſich an die Hausthür. — Balken und andere ſchwere Holzſtücken wurden herbeigeſchleppt und durch ihr Gewicht die Hausthür eingeſtoßen, ſo daß der ganze Haufen der durch Unklugheit Gereizten in das Haus eindringen konnte. — Nun wurde Alles, was man in dieſem Hauſe fand, der Zerſtörung geweiht; denn es gehörte ja dem verhaßten Weinhauſen, einem anerkannten Haupte der Calviniſten, der am vorigen Abende unter die Lutheraner geſchoſſen hatte, und deshalb ſchonte man nichts, was ſein war. Alle Behältniſſe wurden erbrochen, das baare Geld, Geſchmeide, Gold- und Silbergeräthe, und was von werthvollen Dingen irgend nur verborgen werden konnte, verſchwand, ſelbſt größere Sachen von Werth hatten ein gleiches Schickſal. Viele Meublen ſtürzte man von oben zu den Fenſtern heraus, und ihnen folgten die Lebensmittel nach, die man antraf, und wovon ein Bratſpieß mit angeſtecktem Braten beſonders viele Liebhaber fand. — Im Hauſe ſelbſt hatten ſich die Bewohner verborgen, um den Mißhandlungen zu entgehen, die ihnen ſonſt gewiß geweſen wären. Die Stimmen der beiden Damen, die das jetzt brennende Feuer anzuzünden ſo eifrig geweſen waren, ſchwiegen jetzt ganz; wären ſie doch lieber gar nicht laut geworden! —

Als nun die Wüthenden ſchon über eine Stunde lang ſo gehauſ't hatten, kam endlich die Kunde von dem, was geſchah, auf die Pleißenburg zu dem kurfürſtlichen Hauptmann, Hans von Ponikau, und er ließ ſich nun, nebſt andern adeligen Herren ſofort waffnen, auch die Kriegsleute, welche in dieſer Veſte zur Beſatzung lagen, traten ſofort unter das Gewehr, und mit dem Hauptmann an der Spitze eilten ſie nach dem Orte des Aufruhrs hin, um denſelben zu ſtillen: unterwegs vereinigten ſie ſich noch mit des Raths Ausreitern und Stadtſöldnern. Eben wollte wieder ein wilder Hauſe in das Haus eindringen, als die bewaffnete Schaar erſchien. Lange Morgenſterne ragten aus ihr empor, und ſchwere Feuerröhre blitzten in den erſten Gliedern den Feinden der öffentlichen Ruhe entgegen. — Ponikau's donnernde Stimme erſcholl: „Ergebt Euch, Empörer! ſonſt laſſe ich auf Euch ſchießen!“ —

„Nimmermehr! — rief der Kürſchnergeſelle Ambroſius Barthſch, der Fürſt genannt, welcher der eigentliche Anführer war — Auf Brüder! Wir brechen uns die Bahn. Gefangen nehmen laſſen wir uns nicht.“ — Und ſo drangen ſie auf die Rathsſöldner ein, Ambroſius an ihrer Spitze. — Jetzt richteten die Schützen ihre Büchſen auf die Empörer, man hörte die Schüſſe knallen; doch nur wenige von den Herandringenden waren getroffen, und die übrigen ließen ſich nicht ſchrecken, ſondern drangen raſch auf die Schützen ein, wo es ihnen denn auch gelang, Platz zu gewinnen, und aus dieſem Bereiche zu kommen. Dann lief, wer laufen konnte, und der entronnene Haufen zerſtreute ſich.

Ponikau drang nun mit ſeinen Bewaffneten in das Haus ein, welches ſchnell von den Empörern geräumt wurde. — Ein Mann wurde verſteckt gefunden und an den Befehlshaber überliefert; man forſchte nach und fand, daß es der ſchon gedachte Handelsmann Belz aus Antorf war, welcher geſtern Abend ſo tapfer auf die Lutheraner geſchoſſen hatte.

Es nahmen ihn alſo die Stadtſöldner in ihre Mitte und brachten ihn nach dem feſten Gefängniß über dem Grimmaiſchen Thore, wo er bis zur Beendigung der Unterſuchung bleiben mußte. —

30.

Adolph Weinhauſen ꝛc.

(Fortſetzung.)

So war jetzt die Ruhe ſcheinbar wieder hergeſtellt, das geplünderte Haus wurde verſchloſſen, und man ſtellte Wachen dabei aus; es ließ ſich jedoch kein Menſch mehr ſehen. Hierdurch ſicher gemacht, zog die Wache wieder ab und glaubte, alle Fehde habe nun ein Ende. — Die Häſcher ſpürten jedoch den Anſtiftern des Tumultes in der Stille nach und ſuchten auch Weinhauſen; allein man fand denſelben nicht, ob man ihn gleich ſelbſt bei dem (calviniſchen) Bürgermeiſter Backof angelegentlich ſuchte.

Abraham Grempel, einer von den Schützen, die bei Weinhauſen ſo tapfer aus dem Fenſter unter die Lutheraner geſchoſſen hatten, ſollte ebenfalls in Verhaft genommen werden, und ſeinem Glaubensgenoſſen Belz auf dem Grimmaiſchen Thore Geſellſchaft leiſten; doch er wußte ſich geſchickt aus der Affaire zu ziehen. — Die Häſcher erfuhren, er wohne bei einem Bürger, Andreas Knobloch, und ſogleich nahmen ſie ihren Weg nach dem Hauſe deſſelben, in der Nähe des Ranſtädter Thores. — Ein Mann begrüßte ſie unter der Thür des Hauſes, und man fragte ihn nach Abraham Grempels Quartier. — „Bemüht Euch nur nach dem Hofe, ihr Herren! — berichtete dieſer Mann die Häſcher ganz treuherzig — dort in der letzten Kammer werdet Ihr ihn finden.“ —

Die Häſcher befolgten arglos dieſen Rath; doch kaum waren ſie einige Schritte von dem Manne hinweg, als dieſer ſich ganz unvermerkt fortmachte, und in der Eil ſich zum Ranſtädter Thore hinausbegab. — Er war es ſelbſt, der Geſuchte, und kam durch dieſe Liſt in Sicherheit; doch auf ſeine noch in der Stadt befindlichen Güter wurde Beſchlag gelegt, und die Chronik meldet nicht, wieviel davon ſein Eigenthum geblieben ſey.

Endlich ſchien es, als ſey Alles aus. Kein Empörer ließ ſich mehr ſehen, und die Bewaffneten zogen ſämmtlich wieder in ihre Quartiere. — Kaum waren ſie fort, als auf einmal wieder ein ſtarker Haufen Empörer vor dieſem Hauſe erſchien, welches einmal zum Ziele der Volkswuth geworden war. Man drang in daſſelbe ein, zu nehmen was noch da ſey. Ein großes Faß, mit Aſche gefüllt, war das erſte, was man aus dem Küchenfenſter herab auf die Straße ſtürzte, daß es in Stücken zerſprang, und ein großer Nebel aus der herumfliegenden Aſche, zur großen Beluſtigung aller Umſtehenden, die Luft erfüllte. — Nun wurden die Betten aufgeſchnitten, und man ließ die Federn fliegen, welche nun in allen Straßen herum, bis weit in's Feld hinaus flogen, worüber denn dieſe erwachſenen Kinder eine große Freude hatten und jubelnd den fliegenden Federn nachſahen.

An dieſen Handlungen der Rache war es jedoch nicht genug, ſondern es nahm dieſer Aufruhr eine noch üblere Geſtalt an. — In dem Hauſe, welches man ſo rein ausgeplündert hatte, befand ſich ein Handelsgewölbe, welches ein Kaufmann, *de Foy*, gemiethet hatte, und in demſelben mit ſeidenen Waaren handelte. Auch dieſes wurde geöffnet und geplündert. Dann geriethen die Plünderer in Weinhauſens Keller, wo ſie die beſten ſpaniſchen Weine und ſelbſt Canarienſect einander aus Hüten zutranken, und als dieſer Genuß ſeine Wirkung that, den Fäſſern die Böden ausſchlugen, ſo daß die koſtbarſten Weine in den Keller liefen.

Ein ſonderbarer Mißverſtand beförderte dieſe Plünderung. — Der Herzog Philipp von Grubenhagen befand ſich zu jener Zeit in Leipzig, und wohnte nicht weit von Weinhauſen. Dieſer Fürſt war durch ſein humanes Benehmen gegen Jedermann, ſowie durch ſeine Mildthätigkeit, bei den Einwohnern dieſer Stadt ſehr beliebt geworden. — Nun wiſſen wir aber bereits, (S. 28. Mai.) daß der Kürſchner Ambroſius Barthſch in ſo großem Anſehen bei den übrigen Handwerkern ſtand, daß man ihn gemeiniglich den Fürſten nannte. — Dieſer Menſch rief in dieſen Stunden der Plünderung mehreremale aus: „Preiß! preiß! Alles preiß! — Nehme, wer nehmen kann. — Der Fürſt hat's ſo befohlen! — Man ſoll mit allen Calviniſten ſo haushalten!“ — Dieſe Rede wurde nun ſo verſtanden, als habe es der Herzog Philipp ſo befohlen, und der ganze Schwarm rief wiederholt es einander zu: „der Fürſt hat's ſo befohlen! — Der Fürſt hat's ſo befohlen!“ — Nun weiß man aber wohl, welche Wirkung es hat, wenn es heißt: Ein Fürſt hat es befohlen, und ſo war es auch hier. Im feſten Glauben, jener Fürſt habe es ſo befohlen, erlaubte man ſich immer mehr, bis zuletzt in dieſem Hauſe ſich nichts weiter zu plündern vorfand, als eine große Wanne von Kupfer, die wegen Feuersgefahr mit Waſſer gefüllt auf dem Boden des Hauſes ſtand. Dieſe wurde ausgeleert und von oben herab auf die Straße geworfen, wo man Stricke daran band und ſie in der Stadt herumzog, vor den Häuſern aber, von welchen man vermuthete, daß ihre Beſitzer Calviniſten wären, hielt man ſtill, ſchlug mit Klöppeln auf das Gefäß, welches man die Calviniſche Trommel nannte, und dieſes war das Zeichen, in dieſem Hauſe die Fenſter einzuwerfen, auch wohl die Thür zu ſprengen und das Haus zu plündern. So wurden dem Kaufmann Daniel Leicher, ſowie dem Bürgermeiſter Backofen, welche beide als Häupter der ſo verhaßten Religionspartei bekannt waren, die Fenſter eingeworfen, und von da in die Grimmaiſche Gaſſe, vor das Haus eines Seidenſtickers, welcher in gleichem Verdachte ſtand, gezogen. Hier warf man ebenfalls die Fenſter ein und ſprengte die Thür auf, wobei ein Schneidergeſelle der Erſte im Hauſe war. Dieſem trat die hochſchwangere Hausfrau entgegen, bat ihn um Schonung, und bot ihm Geld an, erhielt aber zur Antwort: „daß man kein Geld begehre, der Fürſt (Ambroſius Barthſch) habe es befohlen, mit den Häuſern der Calviniſten alſo umzugehen. — Dieſer Erklärung folgte nun die Gewaltthätigkeit auf dem Fuße, denn jener Schneider drang in die Stube ein, fand dort ein Paar Blechhandſchuhe, zog dieſe an, und ſchlug nun mit den Fäuſten alle Fenſter und Gläſer entzwei. Alle Sachen von Werth warf man auf die Straße heraus, worauf man das Schickſal derſelben leicht erachten kann.

Bisher ſcheint der Rath dieſes ganze Unweſen ignorirt zu haben; doch als es immer weiter zu greifen ſchien, ſchritt derſelbe endlich kräftig ein. — Die Rathhausglocke ertönte, zum Zeichen, daß die Bürger ſich bewehrt auf dem Rathhauſe einfinden ſollten, und nun ſah man aus allen Straßen die Bürger mit ihren Waffen nach dem Rathhauſe eilen, wo ſich bald eine hinreichende Anzahl wehrhafter Männer eingefunden hatte, den Aufruhr zu ſtillen. — Dieſe Bürger fühlten aber das Gewicht, das jetzt in ihren Händen lag, zu lebhaft, als daß ſie es nicht hätten benutzen ſollen, wegen ihrer Hülfe dem Rathe Bedingungen zu machen; es wurde alſo, eben wegen dieſer Hülfe, der Schneidermeiſter Dietrich Weber aus der Mitte der Bürgerſchaft erwählt, dem Rathe die Vorſchläge derſelben vorzutragen. Dieſe bezogen ſich auf die bisherigen Umtriebe der Calviniſten, und daß hierdurch die beſten lutheriſchen Prediger wären vertrieben worden. Dann ſprachen ſie ihre Beſorgniß für das Beſtehen der evangeliſch-lutheriſchen Religionsübung in Leipzig aus, und machten endlich die Entfernung der Calviniſten aus dieſer Stadt zur Bedingung, unter welchen ſie den Tumult ſtillen wollten. — Der Rath bat ſich hierauf erſt sechs, und dann nur drei Tage Bedenkzeit aus. Da aber die Bürger weder eins noch das andre bewilligten; ſo wurde endlich den Calviniſten geboten, die Stadt zu verlaſſen. —

Kaum war dieſes abgemacht, als auch die Bürger ſo energiſch auf die Tumultuanten eindrangen, und von ihren Waffen ſo kräftigen Gebrauch machten, daß die Empörer keinen Widerſtand zu thun vermochten, und aus einer Straße in die andere getrieben wurden. — Schon zerſtreut ſammelten ſie ſich auf dem Nikolai-Kirchhofe, vor dem Hauſe eines Buchhändlers wieder, und warfen dieſem die Fenſter ein. Doch auch hier eilten die bewaffneten Bürger zur Hülfe herbei, und trieben die Unruhſtifter in die Flucht. Dieſe aber warfen mit Ziegelſtücken und Pflaſterſteinen unter ihre Verfolger, wodurch einige von dieſen beſchädigt wurden. Endlich aber, als die Bürger ſich immer mehr verſtärkten, und ihre Uebermacht immer größer wurde, zerſtreueten ſich die Tumultuanten, die Bürger aber beſetzten die Straßen mit zahlreichen Abtheilungen, und der Aufruhr, hervorgerufen durch Fanatismus und Unklugheit, war nunmehr zu Ende. Wie aber Nemeſis nunmehr rächend gewaltet habe, werden wir im Tagesabſchnitte des 1. Juni erzählen.

31.

Johann Georg *II.*, Kurfürſt von Sachſen, wird geboren.

Noch hatten die Schrecken und Verwüſtungen des langen Krieges, den wir unter der Bezeichnung des dreißigjährigen kennen, nicht begonnen, als dem Kurfürſten Johann Georg *I.* von ſeiner Gemahlin, zweiter Ehe, am 31. Mai 1613, wieder ein Sohn geboren wurde. Dieſes Ereigniß war für den fürſtlichen Vater um ſo freudevoller, da ſeine erſte Gemahlin, Sybilla Eliſabeth, bei der Geburt ihres erſten Kindes, welches todt auf die Welt kam, ihr Leben gelaſſen hatte, und der jetzigen bei ihrer erſten Niederkunft ein gleiches Schickſal gedroht hatte, da es ihr ebenfalls nicht vergönnt war, ihren Neugebornen lebendig an das Mutterherz drücken zu können. Zwei Töchter folgten dieſem Sohne, und endlich war die fromme Fürſtin auch ſo glücklich, einen Sohn zu gebären (4. März 1612); doch nur kurz war ihre Freude, denn ſchon am 9. Auguſt ging er wieder in die Ewigkeit ein. — Als nun am 31 Mai 1613 dieſer Sohn geboren wurde, wendete ſich das Auge der Gott ergebenen Mutter zum ewig guten Vater im Himmel und bat ihn, ihr dieſes Kind zu laſſen, damit ihr Mutterherz Freude an ihm erleben könne. Und dieſes Gebet wurde vom Allgütigen erhört; denn der Neugeborne, welcher am folgenden Tage in der Taufe die Namen Johann Georg erhielt, wurde die Freude ſeiner Eltern und als Kurprinz die Hoffnung des Vaterlandes, ſo wie er auch der Nachfolger ſeines Vaters wurde.

Schon in früher Jugend wurde Johann Georg ſehr wohl erzogen, und von den Wiſſenſchaften zog ihn die vaterländiſche Geſchichte und die Alterthumskunde dieſes Landes beſonders an, wobei ihm ſein vortreffliches Gedächtniß ſo zu Hülfe kam, und das gründliche Studium dieſer Wiſſenſchaften dermaßen beförderte, daß dieſer junge Fürſt von den damaligen Hiſtorikern angeſtaunt wurde. — Auch zu den die Kräfte des Körpers entwickelnden Leibesübungen wurde er ſchon in früher Jugend fleißig angehalten, und die Liebe zu ihnen erhielt ſich ſein ganzes

Leben hindurch. — Alte Schriftſteller, ſeine Zeitgenoſſen, rühmen von ihm: Er habe Gott, ſeine Eltern und Geſchwiſter, ſo wie alle Menſchen aufrichtig geliebt, und ſey ein wahrer Chriſt in der Ausübung der Pflichten des Chriſtenthums geweſen. Mehr von dieſem Fürſten wird man im Tagesabſchnitte des 22. Auguſts finden, weil dieſes der Tag iſt, an welchem Johann Georg *II.* im Jahre 1680 wieder aus der Welt ging, und vom Fürſtenthrone hinab in's Grab ſtieg.

Hiſtoriſche Miscellen.

Am 21. Mai 1726 wurde *M.* Herrmann Joachim Hahn, Diaconus in Dresden, in ſeinem eigenen Hauſe, von einem Trabanten, Franz Laubler, mit ſechs Stichen ermordet, worauf an dieſem und dem folgenden Tage ein Tumult in der Stadt entſtand, der nur mit Mühe geſtillt werden konnte. Der Mörder empfing nach beendigter Unterſuchung den Lohn für ſeine böſe That, indem er von unten auf gerädert wurde.

Am 23. Mai 1703 begann die Erhebung des Brückenzolls in Dresden.

Eine Geſinde-, Tagelöhner- und Handwerker-Ordnung, welche bis in das kleinſte Detail eingeht, wurde am 24. Mai 1651 für ganz Sachſen gegeben.

Eins der wichtigſten Documente, die *Formula Concordiae*, welche den Religionsunruhen in Sachſen ein Ende machen ſollte, wurde am 27. Mai 1580 öffentlich bekannt gemacht. Späterhin hat man ſie unter die ſymboliſchen Bücher der evangeliſchen Kirche aufgenommen.

Am 28. Mai 1728 wurde der Grundſtein zu der Kirche in Friedrichsſtadt bei Dresden gelegt, und dadurch dieſer Bau begonnen, der am nämlichen Tage des Jahres 1732 durch Aufſetzung des Knopfes und der Fahne vollkommen beendigt wurde.

Der 29. Mai 1530 war der Todestag Hans Luthers, Vater des Reformators, *D.* Martin Luther. Der Verſtorbene hatte ſein Leben über 70 Jahre gebracht.

Der Friede zu Prag, deſſen wir in dieſem Werke ſchon oft gedacht haben, wurde am 30 Mai 1635 vom Kurfürſten Johann Georg von Sachſen mit dem Kaiſer abgeſchloſſen, und viele proteſtantiſche Fürſten und Stände des Reichs ſchloſſen ſich demſelben an. Der Kurfürſt erhielt zu ſeiner Entſchädigung für die aufgewendeten Kriegskoſten die ganze Lauſitz, dafür aber bekam er die Schweden zu Feinden, welche ſein Land unerbittlich verheerten. Da aber der Kaiſer dem Papſte Clemens *VIII.* verſprochen hatte, die Evangeliſchen aus ſeinen Ländern zu verjagen: ſo wurde der Kurfürſt Johann Georg in den Flugſchriften, welche damals erſchienen, unbarmherzig mit genommen, und ihm gerade Schuld gegeben, er habe das Heil der Proteſtanten für die Lauſitz vertauſcht. — Nun iſt dieſer Schluß zwar ziemlich lieblos und unerwieſen, allein es gehört unter die Wahrheiten, daß dieſer Friede ſehr unpolitiſch und für Sachſen höchſt ſchädlich war.

Am 30. Mai 1712 wurde der Grundſtein zu der Waiſenhauskirche in Dresden von dem Superintendenten *D.* Löſcher gelegt. Dieſe Kirche brannte in der Belagerung 1760 wieder ab, und am 30. Mai 1776 wurde abermals der Grundſtein zu der neuzuerbauenden Kirche gelegt, welche gegenwärtig noch ſteht.

Der 31. Mai 1529 war der Geburtstag der Prinzeſſin Agnes von Heſſen, dieſe wurde im vierzehnten Lebensjahre an den damaligen Prinzen und nachmaligen Kurfürſten Moritz von Sachſen, zum zweitenmale aber als Wittwe, an den Herzog Johann Friedrich den Mittlern von Sachſen vermählt. —

Der 31. Mai 1523 war für die Stadt Meißen ein ſehr feierlicher Tag; denn an dieſem Tage wurde der ehemalige Biſchof, Benno zu Meißen, vom Papſte Adrian *VI.* unter die Heiligen verſetzt.

1.

Adolph Weinhauſen ꝛc.

(Beſchluß.)

Durch das energiſche, tapfere Einſchreiten der Bürger war nun zwar der Aufruhr dem Anſcheine nach geſtillt, im Innern aber kochte noch in vielen Gemüthern die Rache. — Um ſie zu dämpfen und alle Gegenſtände des Haſſes und der Zwietracht zu entfernen, zogen die Bekenner der Lehre Calvins, nach dem Verlangen der Bürger, „bei Sonnenſchein“ aus der Stadt, und begaben ſich zu einem ihrer Glaubensbrüder, dem reichen Junker von Starſchedel auf Kleeberg, ihre Habe aber blieb unter dem Schutze des Raths und des kurfürſtlichen Hauptmanns zurück.

Adolph Weinhauſen, der eigentliche Veranlaſſer dieſes Aufruhrs, hatte ſich geflüchtet, während man in ſein Haus eingedrungen war, und hielt ſich ſo tief verborgen, daß man ihn nicht finden konnte, ob man gleich, als man ihn ſuchte, ſogar die Wohnung des Bürgermeiſters Backofen nicht verſchonte. — Weinhauſen war auf ſeiner Flucht, am Sonntag Morgen, glücklich in ein benachbartes Brauhaus entkommen, wo er ſich zwar verbarg, doch aber nicht ſicher hielt, da er am Montage früh leicht von den Arbeitern entdeckt werden konnte, weshalb er ſich in der Nacht weiter flüchtete, und ſeine Zuflucht auf einem nahen Heuboden ſuchte, wo er ſich beſſer verbergen konnte. Auch dieſe Flucht gelang, und er kam glücklich in dieſes zweite Aſyl; ja es begünſtigte ihn das Glück ſo ſehr, daß er ſich einigen vertrauten Freunden unbemerkt zu erkennen geben konnte, die es möglich machten, daß er in einer Kutſche aus der Stadt entkommen konnte. Hier verbarg er ſich die Nacht hindurch im Felde, und kam am Dienſtage, in Geſellſchaft ſeiner Glaubensbrüder, nach Kleeberg, dort blieb er eine kurze Zeit und nahm dann ſeinen Wohnort in Zerbſt, nachdem er durch ſeine Unklugheit aus einem reichen Manne ein armer geworden war und auch durch ſie ſo viel Unheil angerichtet hatte. —

Auch Nemeſis erhob rächend ihre Hand, und von den Tumultuanten wurde das Haupt, Ambroſius Bahrtſch, der Kürſchner, ſo wie außer ihm noch Balthaſar Hempel, ein Mäurer und Bürger in Leipzig, deßgleichen ein Zimmergeſelle und ein Teichgräber aus Torgau verhaftet und nach dem Grimmaiſchen Thore in Verwahrung gebracht. Dieſes Loos wurde zwar nach und nach noch mehreren zu Theil; doch jene betrachtete man beſonders als die Haupt-Verbrecher bei dieſem Tumulte, ſie wurden auch überwieſen, überall die Erſten geweſen zu ſeyn, und die Andern angefeuert zu haben. — Den Mäurer und den Teichgräber hatte man erkannt, als ſie beſchäftigt waren, Steine aus dem Pflaſter auszubrechen und ſie den Andern zu ihren Würfen zu geben. Beide waren auch von den Schüſſen getroffen worden, die aus Weinhauſens Fenſtern abgefeuert wurden, und beſonders war der Teichgräber ſchwer verwundet zur Erde geſunken. Zwar hatte man ſie fortgebracht, damit ihnen ärztliche Hülfe zu Theil werden könne, doch dieſes hatte auch ihre Entdeckung befördert. —

Die Unterſuchung ſollte eben beginnen, und der Rath war bereits verſammelt, als der Adminiſtrator des Sachſenlandes unvermuthet in Leipzig ankam und ſein ernſtes Mißfallen über dieſe Unruhen und das ſaumſelige Benehmen des Raths, ſo wie die Widerſpenſtigkeit der Bürger äußerte, dem Rathe aber ganz beſonders die ſtrengſte Gerechtigkeit anempfahl.

Der Herzog Philipp von Grubenhagen war bereits auf der Reiſe nach Torgau geweſen, um dem Adminiſtrator die Empörung mit ihren nähern Umſtänden zu melden, als er dieſen Fürſten unterwegs traf und nun mit demſelben gemeinſchaftlich nach Leipzig zurückkehrte.

Der Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar, eben derſelbe, welcher jetzt, während der Minderjährigkeit des Kurfürſten Chriſtian (*II.*), die Adminiſtration dieſes Landes führte, hatte ſich in Reſpect zu ſetzen gewußt, und griff auch jetzt energiſch ein. — Kaum war er in der Stadt angekommen, als er zwei vertraute Räthe, Herrmann von Bieſenroth und Hans George von Oſterhauſen, als Statthalter während ſeiner Abweſenheit verordnete. Dieſes geſchah am Tage vor dem Himmelfahrtsfeſte des Jahres 1593.

Als nun am folgenden Tage die Kirchen, beſonders aber die Nikolaikirche, mit Andächtigen erfüllt waren, betrat *D.* Georg Müller aus Jena, des Herzogs Hofprediger, die Kanzel, und hielt eine kräftige Predigt, in der er ſeinen Zuhörern die Folgen ſolcher bürgerlichen Unruhen mit eindringlichen Worten zeigte. Als nun der Gottesdienſt zu Ende war, verſammelte ſich die Bürgerſchaft im großen Saale des Rathhauſes, wo der Herzog an der Spitze des Raths erſchien und Platz auf einem Prachtſeſſel nahm. Ihm zur Seite ſtand der Canzler D. Markus Gerſtenberger, und verwies den anweſenden Bürgern in ſtarken Ausdrücken ihren Ungehorſam gegen den Rath, als er ſie zur Stillung des Tumults aufgefordert habe, daß ſie die Zeit nicht mit unnützen Streitigkeiten hätten verſchwenden ſollen. Es ſey daher der ernſte Wille des Herzogs: daß man ſich weder an einer Perſon noch deren Habe und Gut vergreifen dürfe, ſondern jeder ſein Recht ordentlicher Weiſe zu ſuchen habe. Wegen des vorgeweſenen Tumults hätten des Herrn Adminiſtratoris fürſtliche Gnaden bereits Befehle zur ſtrengſten Juſtiz gegeben, und es hätten demnach die Bürger den beiden Statthaltern, Oſterhauſen und Bieſenroth, ſo wie dem Stadtrathe, durch ihre Vertreter, mit Hand und Mund Gehorſam anzugeloben. Zum Schluſſe ſeiner Philippika rief der Canzler mit erhöh'ter Stimme:

„Es geben auch Ihro fürſtliche Gnaden der Bürgerſchaft die Nachtheile wohl zu bedenken, die daraus entſtehen würden, wenn der Stadt die Handthierung und Gewerbe, auch die Univerſität, Hofgericht, Schöppenſtuhl, Conſiſtorium ꝛc. ſollten genommen werden, welches faſt der Aufrührer Abſehen geweſen ſey; — was alsdann wohl mit der Stadt werden möchte?"

Dieſes war zu ſtark, als daß es nicht in allen Herzen hätte Eingang finden ſollen, und als daher der Bürgermeiſter ſie aufforderte, den beiden Statthalten, ſo wie dem Rathe durch Handſchlag anzugeloben, jener Ermahnung zum fernern Gehorſam nachzukommen, reichte jeder ſeine Hand willig dar.

Ein ernſtliches Mandat des Herzogs, welches an allen Ecken Leipzigs angeſchlagen wurde, erhöhete den Eindruck jener Rede, und der Herzog reiſte alsdann, nachdem die Beſatzung der Pleißenburg mit funfzig Mann verſtärkt und zur Verfügung der Statthalter geſtellt worden war, wieder nach ſeiner Reſidenz zurück. —

So wagte es denn zwar Niemand mehr, öffentlich Unruhen zu erregen, doch im Stillen wirkten Rache und Parteigeiſt vereint noch immer fort, und ſogar das ſchlechteſte aller Mittel, ſich zu rächen, die Brandſtiftung, wurde, jedoch vergeblich, verſucht. Dagegen traf nun der Rath die beſten Veranſtaltungen. Vor allen Häuſern ſtanden Gefäße mit Waſſer gefüllt, damit bei Feuersgefahr ſogleich Löſchmittel vorhanden wären. In allen Straßen wurden an den Ecken ſtarke Wachen ausgeſtellt und den Hausbeſitzern beſonders eingeſchärft: daß ein jeder des Morgens, wenn man die Gefangenen vor Gericht führe, das Geſinde in ſeinem Hauſe entweder daheim halte, oder doch nur unbewaffnet ausgehen laſſe. Und ſo trat denn endlich die ehemalige Ruhe in der Stadt wieder ein; doch für die Stadt Leipzig hatte dieſer Tumult noch manchen Nachtheil. — Die tauſendzüngige Fama hatte das Gerücht davon ſelbſt in weit entlegene Länder verbreitet und unendlich vergrößert. Hierdurch wurden die Kaufleute in jenen Ländern, wegen ihrer Sicherheit auf der Meſſe, ſehr beſorgt, alſo daß die nächſten Meſſen nach dieſer Empörung wenig beſucht waren, und jene Furcht nur durch eine kräftige Erklärung des Adminiſtrators, welche durch den Druck vervielfältigt und überall hin verbreitet wurde, beſeitigt werden konnte. —

In den Gefängniſſen harrten die Verbrecher des Urtheils, welches ihre Uebelthaten ſtrafen ſollte. — Es wurde geſprochen, ſo daß die vier Gefangenen, welche man als die Wüthendſten im Zerſtören unter den Tumultuanten beobachtet hatte, — Ambroſius Bahrtſch war der Erſte unter ihnen, — zur Sühnung ihrer Verbrechen das Leben durch das Henkerſchwert verlieren ſollten. — Es wurde ihnen kundgethan, und tieferſchüttert auch reuevoll hörten drei von ihnen den harten Spruch; Ambroſius aber blickte ſtumm und im Gemüthe hart verletzt zur Erde, knirrſchend vor Wuth, daß es ſo mit ihm kommen mußte. Am Abend vor ihrem letzten Tage brachte man ſie in die Armeſünderſtube. Die Geiſtlichen fanden ſich bei ihnen ein, um einen jeden zu dem wichtigen Schritte, den ſie morgen thun ſollten, vorzubereiten, und ihnen das Verſöhnungsmahl des Herrn zu reichen. Jetzt ſchmolz auch die Eisrinde von dem Herzen des bisher verſtockten Ambroſius, und auch er bat nun reuevoll Gott und Menſchen um Vergebung.

Am andern Tage *) umgaben die Bürger in Waffen das auf dem Markte befindliche ſchwarzbehangene Blutgerüſte. Auf der linken Seite deſſelben hielten noch überdem des Raths Ausreiter und

---

*) Es war der 1. Juni alten oder der 11. des gedachten Monats neuen Styls. Da wir nun aber im vorigen Hefte beim Anfang der Erzählung nach dem letztern gegangen; ſo iſt derſelbe auch hier zu verſtehen.

A. d. R.

die Stadtſöldner, ſo wie auf der Seite gegenüber die Statthalter mit den Kriegern, welche auf der Pleißenburg in Beſatzung lagen, alle auf das beſte bewaffnet, und die Hakenſchützen hielten die brennenden Lunten bereit, jedem Aufſtande zu Gunſten der Verurtheilten tapfer entgegenzutreten; doch Niemand begehrte, ſich ihrer anzunehmen, und ſie blieben ihrem Schickſal überlaſſen.

Das Armeſünder-Glöcklein ertönte, als die ſiebente Morgenſtunde ſchlug. Die Schule reihete ſich mit dem vorgetragenen Kreuze vor dem Rathhauſe, wo die dem Tode Geweiheten eben das letztemal vor Gericht ſtanden, und der Stab über ſie gebrochen wurde. Das ſo ernſte Lied: O Ewigkeit, du Donnerwort ꝛc. empfing ſie, als ſie, von den Geiſtlichen begleitet, den Weg nach dem Blutgerüſte antraten. In wenig Minuten war das Bluturtheil vollzogen, und die abgeſchlagenen Köpfe der Gerichteten wurden dem Volke gezeigt. — In demſelben Augenblicke, als das letzte dieſer Häupter fiel, erſchallte der Wirbel der Trommeln, und die Schützen feuerten ihre Büchſen in die Luft ab, zum Zeichen, daß das Bluturtheil vollzogen worden ſey.

Die Gerichteten hatten noch vor ihrem Ende um ein ehrliches Begräbniß gebeten, und man hatte es ihnen zugeſagt. — Am Nachmittag deſſelben Tages läutete man die Glocken und trug die Enthaupteten zum Grimmaiſchen Thore hinaus, auf daß ſie auf dem Gottesacker daſelbſt ihre Ruhe im Grabe finden möchten. Die Innungen der Kürſchner, Maurer und Zimmerleute begleiteten eine jede ihren Todten; hatte er doch die begangene Miſſethat durch ſein Blut und Leben geſühnt.

Noch waren über dreißig, wegen dieſer Empörung Verhaftete, in den Gefängniſſen vorhanden. Auch dieſe empfingen den Lohn ihrer Thaten durch Staupenſchlag oder Landesverweiſung; verſchiedene wurden losgebeten. — Hans Belz mußte 6000 Gülden zur Sicherheit ſtellen und angeloben, ſich nach der Frankfurter Herbſtmeſſe wieder zu ſtellen.

Dies wäre alſo die kurze Geſchichte jenes berüchtigten Tumults, und es ſey den Leſern überlaſſen, die vielen guten Lehren, welche in derſelben, ſo wie in der Geſchichte aller ſolcher Tumulte liegen, ſelbſt daraus abzuleiten. Eine dieſer Lehren, und zwar eine ziemlich ſtarke, erhielt der Schneidermeiſter, Dietrich Weber. Er war, wie wir bereits wiſſen, von ſeinen Mitbürgern zum Sprecher erwählt worden, um dem Rathe die Wünſche der Bürgerſchaft vorzutragen. Hierbei mag denn nun dieſer Redner ein wenig zu ſtarke Ausdrücke gebraucht und damit dem Rathe ſehr mißfallen haben; denn er wurde verhaftet und auf die Pleißenburg in ein Gefängniß gebracht, welches man den Zeiſig nannte, und nichts weniger als ein angenehmer Aufenthaltsort geweſen ſeyn ſoll. — Hier ſaß nun dieſer gute Mann über fünf Monate lang gefangen, und nur erſt nach Verlauf dieſer ziemlich langen Zeit, nachdem der Zorn des Raths ſich abgekühlt hatte, gelang es den dringenden Bitten ſeiner Gattin und aller ſeiner Mitmeiſter, ihn aus dieſem engen Verhaft zu befreien; doch mußte er zuvor einen Revers ausſtellen und am 16. November vor dem Rathe Abbitte thun. —

2.

Der Herzog Johann Friedrich von Sachſen wird vermählt, am 2. Juni 1527.

Dieſer Prinz hatte die treffliche Fürſtentochter, Sybille von Cleve geſehen, und bald darauf vereinigten ſich ihre Herzen zum glücklichſten Ehebunde, wo in den ſieben und zwanzig Jahren, welche dieſe Gatten in der zufriedenſten Ehe verlebten, beſonders der Gemahl tauſendfältige Gelegenheit fand, von dem hohen Werthe der bibliſchen Wahrheit: Wer ein gutes Weib findet, der findet einen großen Schatz, überzeugt zu werden. — Ehrenvoll gedenkt die Geſchichte der Kurfürſtin, die im vollen Genuß des Glücks nicht ſtolz und übermüthig, auch im Unglück nicht kleinmüthig und verzagt war, ſondern in ihrer Hoffnung auf Gott ſich als eine wahre Chriſtin zeigte. — Am ſchönſten erſchien das treue Weib in der traurigen Zeit, wo ihr Gemahl ſo unglücklich war, von ſeiner Höhe herabſtürzte und fünf Jahre lang in der Gefangenſchaft des Kaiſers ſchmachten mußte. Gleich einer Wittwe trauerte ſie um den von ihr getrennt lebenden Gemahl, und keine Entbehrung ſchien ihr zu groß, zu Mitteln zu gelangen, dem Geliebten ſeine harte Gefangenſchaft zu erleichtern. — Wie gern würde ſie ſogar dieſes Loos mit ihm getheilt haben, um ſeine Tröſterin zu werden, wenn es nur der damals ſo hochmächtige Miniſter des Kaiſers, der Cardinal Granvella, welcher durch den Kaiſer Alles wirkte, hätte verſtatten wollen. Es ſollte ja, ſo wollte es der ſtolze Prieſter, dieſer Fürſt auf das härteſte gedemüthiget werden. Was aber in Folge dieſes Beſchluſſes dem gefangenen

Kurfürſten widerfuhr, haben wir bereits erzählt, und gehen daher zu der Vermählungsfeier ſelbſt über.

Der Herzog von Cleve, Johannes, Vater der Braut, ein eifriger Bekenner der evangeliſchen Lehre, hatte den Kurfürſten Johannes von Sachſen gebeten, daß er den von ihm ſo hochgeſchätzten Reformator, *D.* Luther, veranlaſſen möchte, von Wittenberg nach Torgau zu kommen und dieſes Ehebündniß einzuſegnen, auch beſonders ihm, dem Herzoge, durch Predigt und Umgang lehrreich zu werden.

Die fürſtliche Hochzeit, mit der Pracht und dem Aufwande gefeiert, wie es in jenen frühern Zeiten bräuchlich war, zeichnete ſich auch durch die Menge der geladenen vornehmen Gäſte aus. — Aus dem Fürſtenſtande waren achtzehn Herren und fünf Damen, und aus dem gräflichen und adeligen Stande nur allein dreihundert Damen, ohne die Herren, gegenwärtig. — Billig enthalten wir uns, in eine umſtändliche Geſchichte dieſer ſchmausreichen Feſtlichkeiten einzugehen, und bemerken bloß, als Beleg zu den Sitten jener frühern Zeit, daß für die beiden Fürſtentafeln zehn Grafen und Herren, ſechs Ritter und achtzehn vom Adel zur Aufwartung verordnet waren.

Von dieſer Hochzeit hat uns die Geſchichte folgende merkwürdige Anekdote aufbewahrt, welche in verſchiedener Hinſicht lehrreich genannt zu werden verdient, und die wir unſern Leſern ebenfalls erzählen wollen.

Einſt ſpeiſte *D.* Luther mit den Herzögen Ernſt von Lüneburg und Heinrich von Meklenburg in einem Zimmer allein. — Als nun der Herzog Ernſt über die bei Hofe ſo hoch geſtiegene Trinkſucht klagte und hinzuſetzte: „Gleichwohl will bei dieſer unchriſtlichen Lebensart jeder noch ein guter Chriſt ſeyn und heißen! Man ſollte aber dieſem böſen Uebelſtande zuvorkommen und ihm wehren ꝛc. —“ ſo antwortete ihm D. Luther: — „Da ſolltet ihr Fürſten und Herren dazuthun!“ — erhielt aber vom Herzoge zur Entgegnung: „Mein lieber Herr Doctor! Freilich thun wir dazu, ſonſt wäre es ſchon längſt abgekommen!“ — Hiermit wollte denn der Fürſt auf jeden Fall nichts anderes ſagen, als: „Es würde dieſes unmäßige Trinken wohl abkommen, wenn wir Fürſten ſelbſt ein beſſeres Beiſpiel gäben; denn nach den Hohen richten ſich die Niedern und ahmen ihnen nach; ſo daß das Beiſpiel Jener immer vielfach wichtig iſt!

3.

Die Empörung der Bauern im Erzgebirge.

Auch im ſächſiſchen Erzgebirge griff die Flamme der Empörung unter den Bauern mit Gewalt um ſich und nöthigte die Fürſten, ihre Heeresmacht zur Unterdrückung dieſer Empörung anzuwenden. —

Thomas Münzer war einſt Prediger an der Catharinenkirche in Zwickau und hatte das Gebirge durchreiſt, dabei aber viele Bekanntſchaften in dieſer Gegend gemacht. Es war daher kein Wunder, wenn er in dieſer Provinz Anhang fand.

Nun litten aber die Bauern in dieſer Provinz ungemein durch die Menge des Wildes in den großen kurfürſtlichen und herzoglichen Wäldern und fanden kein Recht, wenn ſie ſich darüber beſchwerten; denn es wurde den Berichten der Förſter immer mehr geglaubt, als den Beſchwerden dieſer armen Leute; bei jenen Herren aber ſtand das Wild in viel höherm Werthe, als das Wohlbefinden der Bauern. — Es gehörte auch in jenen und ſelbſt noch in ſpätern Zeiten die Jagd zu den unentbehrlichen Vergnügungen der Fürſten, und es fehlte nicht an ſolchen, die nicht anders glaubten, als, die Unterthanen wären dieſes und noch anderer Vergnügen wegen da; wie die Geſchichte in tauſend und aber tauſend Beiſpielen lehrt. — So gute Fürſten alſo auch der Kurfürſt Friedrich und ſein Bruder Johannes, ſo wie der Herzog Georg und ſein Bruder Heinrich waren, ſo erfuhren ſie doch dieſe Wildnoth ihrer armen Bauern entweder gar nicht, oder doch nur ſehr unvollkommen, auch von Widerſprüchen der Forſtbeamteten begleitet; alſo daß jene Beſchwerden natürlich keine Abhülfe finden konnten. Wie groß aber dieſe Wildnoth geweſen ſey, erhellt aus den großen Zahlen des nur bei Einer Jagd geſchoſſenen Wildes, und wir werden ſpäterhin Schilderungen von ſolchen großen Jagden durch die Anzahl des geſchoſſenen Wildes zu geben verſuchen.

Es ſtanden alſo im Gebirge eine Menge Bauern auf und empörten ſich gegen ihre Landesherren; denn die Verſprechungen Münzers und ſeiner Spießgeſellen: daß die Bauern nicht allein von allen dieſen

Plagen befreit, ſondern ſelbſt zu Herren werden ſollten, die keiner Obrigkeit mehr gehorchen dürften, waren zu ſüß, als daß ſie nicht alle Köpfe hätten einnehmen ſollen; und es fielen daher dieſem Propheten und ſeiner Partei Tauſende zu.

Von Zwickau herauf fanden ſich mehrere ſolcher rebelliſchen Bauern zuſammen, und bei Elterlein verſammelte ſich ebenfalls ein ſolcher Haufen, zu welchem ſich auch viele Bergleute und Einwohner dieſer Stadt geſellten, ſo daß die Zahl dieſes Haufens bis auf 1500 bewaffnete Männer anſtieg, welche nun viel böſe Thaten verübten.

Noch beſtand zu jener Zeit das reiche Ciſtercienſer Kloſter zu Grünhayn; doch die Forderungen des vorgeſchrittenen Geiſtes der Zeit waren auch von den Bewohnern dieſes Kloſters erkannt worden, und bereits im October 1522 hatten ſechzehn Mönche daſſelbe verlaſſen, in die Welt zurückkehrend; die übrigen aber wurden blos vom Alter abgehalten, einen gleichen Entſchluß zu faſſen. So ſtand dieſes Kloſter am Ziele ſeines Daſeyns, und nach wenig Jahren, als es beinahe ausgeſtorben war, übergab der letzte Abt Johannes das Kloſter dem Kurfürſten und lebte bis an ſein Ende in Schlettau.

Auf den Güthern dieſes Kloſters, welche im Gebirge ſehr viel in ſich begriffen, hauſeten nun die Empörer fürchterlich. Von vielen ihrer Thaten hier nur ein Beiſpiel. Dieſer wilde Haufen ſtürzte ſich auf die Stadt Schlettau, welche nebſt einigen der nächſten Dörfer ebenfalls dem Kloſter angehörte. Die Heranſtürmenden fanden die Thore verſchloſſen; doch bald wichen dieſe der Gewalt der Aexte, durch welche ſie eingeſchlagen wurden. Ein Haufen dieſer Zügelloſen drang in das Schloß, welches geplündert wurde. Wieder andere fielen in die Häuſer der Bürger ein, wo ſie raubten, was vorhanden war. Die Vorräthe von Getränken wurden geleert, und dann erlaubten ſich die Trunkenen jede Greuelthat, wo unter andern das weibliche Geſchlecht auf die brutalſte Weiſe zur Befriedigung ihrer viehiſchen Begierden gemißbraucht wurde. So wütheten dieſe Unholde einen ganzen Tag, als plötzlich die Nachricht von Annaberg her erſcholl: „Der Herzog Georg kommt mit einer ſtarken Kriegsſchaar zu Roß und Fuß herangezogen!“ Da entfiel den Rebellen der Muth, und ſie zogen ſich nach Grünhayn zurück, wo ſie ſich in den dicken Wäldern am beſten verbergen konnten. Das Kloſter fanden ſie zwar von Mönchen, nicht aber von Vorräthen an Speiſen und Getränken leer, an dieſen war ihnen aber mehr gelegen, als an jenen, und ſie thaten ſich daher ein paar Tage lang gütlich, bis ſie endlich noch mehr Gehülfen bekamen.

Jene Nachricht, vom Heranzuge des Herzogs, mit ſeinen Kriegsſchaaren, war eigentlich nur ein blinder Lärm, welcher von Annaberg aus verbreitet wurde, und es iſt leicht zu vermuthen, daß dieſe Verbreitung vom Rathe und Bergamte dieſer Stadt veranſtaltet worden ſeyn mag; denn in derſelben waren ebenfalls — beſonders unter den Bergleuten — nicht wenige der evangeliſchen Lehre zugethan, die aber der Herzog Georg durchaus nicht aufkommen laſſen wollte. (S. 2. Juli.) — Deshalb hielt ſich auch der Abt von Grünhayn, welcher mit ſeinen noch übrigen Mönchen ſich in dieſe Stadt geflüchtet hatte, die Nächte hindurch nicht im Grünhayner Hofe, ſondern in den Häuſern einiger Vornehmen auf.

Als nun der in das Kloſter eingedrungene Haufen einige Tage lang in den Lebensmitteln daſelbſt aufgeräumt, und ſich dabei auch noch das Werthvolle, was vorhanden war, zugeeignet hatte, kam noch ein anderer Haufe ſolcher Empörer von Zwickau herauf, und vereinigte ſich mit dieſem; worauf die Vorräthe in den Kellern vergeudet und verderbt, dann aber in dem Kloſter Alles rein ausgeplündert und zerſtört wurde. Als hier nun nichts mehr zu zerſtören übrig war, zogen abgeſendete Haufen nach dem Dorfe Raſchau, wo die Kirche — ein Filial von Grünhayn — ebenfalls zerſtört wurde, und das Kloſter Cella an der Mulde ein gleiches Schickſal hatte.

Jener Haufen, der von Zwickau heraufkam, zerſtörte alle Schlöſſer der adeligen Herren, und die Bauern ſchrieben am 1. Mai nach Schneeberg: daß man ihnen Lebensmittel und Schießbedarf ſchicken ſolle, würde es aber nicht geſchehen, ſo würden ſie es ſelbſt holen. Dieſer Brief war mit einem Siegel verſchloſſen, welches ein Kreuz zeigte, mit der Umſchrift: *Verbum Dei manet in aeternum*, d. i. das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit. Aus dieſer Umſchrift läßt ſich denn nun aber leicht auf den Geiſt ſchließen, welcher dieſe Menſchen beſeelte, da ſie die Befreiung von irdiſchen Beſchwerden mit dem Höchſten und Heiligſten verwechſelten.

Die ſämmtlichen Herren von Adel flüchteten ſich mit ihren Familien und der beſten Habe in die Städte, und viele von den Pfarrern thaten ein Gleiches, beſonders wenn ſie ſich bewußt waren, mit ihren Gemeinden nicht im beſten Vernehmen zu leben.

Da die Räubereien und andere üble Dinge in dieſer Zeit nicht beſtraft wurden, ſo griff dieſes Uebel immer weiter um ſich. Die Bewohner der Dörfer Königswalde, Mildenau, Arnsfeld, Schönbrunn ꝛc. in der Gegend von Annaberg, empörten ſich, und die Richter dieſer Dörfer ſtellten ſich an die Spitze der Empörer. Die Großrückerswalder, Lauterbacher und noch andere Dörfer um Marienberg und Wolkenſtein rotteten ſich ebenfalls zuſammen, verjagten die Pfarrer und Adeligen, oder ließen ſich von ihnen ziemlich bedeutende Geldſummen als Brandſchatzung zahlen. — Der Pfarrer in dem großen Dorfe Mildenau, ein reicher Mann, war ſo klug, ſeine Baarſchaft mit den Empörern aus ſeinem Dorfe zu theilen, wodurch er ſich eine Leibwache aus ihnen erwarb, die ihn kräftig ſchützte.

Gleich einem Donnerſchlage wirkte die Nachricht von der Schlacht bei Frankenhauſen und ihrem Ausgange auf die Empörer ein. — Faſt zu gleicher Zeit mit dieſer Nachricht kam der Kurfürſt Johannes, an der Spitze von 2000 Reitern, nach Zwickau, wo er ein ernſtes Gericht über die Empörer hielt. Die Kriegsknechte wurden in die empört geweſenen Dörfer vertheilt, wo ſie auf Unkoſten der Bauern lebten, was an und für ſich ſchon Strafe genug war. Die Unterſuchung wurde ſcharf betrieben und eine ſtarke Anzahl von Theilnehmern an dieſer Empörung verhaftet, von denen viele durch Henkershand ſterben mußten. Unter den Verurtheilten befanden ſich auch zwei Pfarrer und ein Schulmeiſter; ſie waren ebenfalls ſchuldig befunden und dem Henkerſchwerte zugeſprochen worden. Als aber der Oberpfarrer Hausmann in Zwickau von dieſem Urtheil hörte, bat er für dieſe drei Verbrecher, des Standes wegen, dem ſie angehörten, und erhielt ihre Begnadigung inſofern, daß ihnen die Todesſtrafe erlaſſen wurde. —

Eben ſo wie der Kurfürſt nach Zwickau, war auch der Herzog Georg mit Kriegsſchaaren nach Annaberg geeilt. Hier hielt er ebenfalls ſtrenges Gericht über die Empörer. — Den Abt von Grünhayn, der mit ſeinen geflüchteten Mönchen wieder öffentlich im Grünhayner Hofe wohnte, führte er mit gewaffneter Hand in das Kloſter ein, wo die Zurückgekehrten die Greuel der Verwüſtung mit Schrekken erblickten. — Als man ferner, im Laufe der Unterſuchung, die Rädelsführer der Empörung auffand, wurde ihnen der Tod durch das Henkerſchwert zuerkannt; welches Loos beſonders die Richter in den genannten und noch andern Dörfern traf, ſo daß ſie nebſt ihren Schickſalsgenoſſen auch dieſe Strafe erlitten. — In Annaberg ſelbſt wurde mehr als Einer aus Stadt und Land verwieſen oder gefangen geſetzt. Die am wenigſten Schuldigen wurden dazu verurtheilt, den Bau der Stadtmauer, an dieſer erſt ſeit neun und zwanzig Jahren entſtandenen und noch nicht ganz vollendeten Stadt, durch ihre Arbeit befördern zu helfen.

Selbſt der Herzog Heinrich, ſonſt ſo mild, richtete diesmal ſtreng, und ließ die Richter von Arensfeld, Mildenau und Schönbrunn enthaupten; zwei andere aber — man glaubt, es ſeyen der Rückerswalder und Geringswalder geweſen — wurden in Wolkenſtein geſpießt. Vielen Andern wurden die Güter genommen, keiner aber kam ohne eine namhafte Geldſtrafe davon.

So endigte ſich auch in dieſer Provinz die Empörung, welche beſonders ein warnender Spiegel iſt und blutig lehrt, wie ganz anders ſich gemeiniglich die Empörungen endigen, als ſie begannen.

4.

Treue und Lohn.

Nicht allein die Bauern empörten ſich, ſondern auch viele Bürger aus den Städten, deren Beſchwerden jedoch blos ſpeziell geweſen ſeyn müſſen, da ſie nicht unter eine allgemeine Rubrik zuſammengefaßt werden können, und auch in dieſer Geſtalt nie bekannt worden ſind.

Als nun das Feuer des Aufruhrs allgemein in hellen Flammen brannte, und, wie ſchon gedacht, nicht allein die Bauern, ſondern auch in vielen Städten die Bürger im vollen Aufruhr begriffen waren, ſo hieß es, wenn ein groſſer Haufen von den rebelliſchen Bauern ſich auf ein Städtlein losſtürzte: „Wollt ihr mit uns halten oder nicht?“ — Es gab dann kein Drittes.

Die Stadt Weißenſee in Thüringen, am Ufer des Helbefluſſes und am Geſtade eines nicht unbedeutenden Landſee's, — welcher jedoch im *XVIII.* Jahrhundert ausgetrocknet und in fruchtbare Felder verwandelt wurde, — gehörte zu den wenigen Städten, in welchen der Geiſt des Aufruhrs keine Anhänger fand, und die Bürger ihrem Herrn, dem Herzog Georg (dem Bärtigen) ganz ohne Wanken treu verblieden. Als nun der Prophet Thomas Münzer und ſeine Spießgeſellen in Thüringen die Herren und Meiſter ſpielten, und aus ſo vielen Städten die Bürger ganz oder zum Theil auf ihre Seite traten, hielten ſich die Bürger von Weißenſee gänzlich von dieſem Aufruhr entfernt, und verſtatteten keinem der Aufruhrprediger den Eingang in die Stadt.

Einſt waren die Bürger auf dem Rathhauſe verſammelt, um den Vortrag des Raths in gemeinſamen Angelegenheiten zu hören, als ſich der Bürgermeiſter, ein alter, ehrwürdiger Greis, von ſeinem Sitze erhob, und in herzlichen, ungekünſtelten Worten zu ſeinen Mitbürgern ſprach:

„Bürger von Weißenſee! Das Feuer des Aufruhrs iſt in dieſem Lande faſt allgemein geworden.— Ein falſcher Prophet zieht mit andern ſeines Gleichen im Lande umher, und verführt die Leute zum Ungehorſam gegen ihre Fürſten und die von denſelben eingeſetzten Obrigkeiten, wofür ihn einſt Gott ſchrecklich ſtrafen wird. — Auch unſerer Stadt nähern ſich ſtarke Haufen ſolcher Rebellen, und werden vielleicht ſchon morgen vor ihren Thoren erſcheinen. Daher müſſen wir in Zeiten uns berathen und einen Entſchluß faſſen, was wir thun wollen. — Ehe wir aber zur Berathung dieſes Entſchluſſes ſchreiten, wollet Ihr noch zuvor bedenken: — Der Herzog Georg iſt uns immer ein guter Vater geweſen, der uns nur Wohlthaten erwies. Würden wir ihn daher nicht mit ſchändlichem Undank belohnen, wenn wir jetzt, wo wir unſere dankbare Geſinnung zeigen könnten, ihm untreu würden und uns auf die Seite der Rebellen ſchlagen wollten? — Ueberlegt es nun, was Ihr thun wollt, Bürger der Stadt Weißenſee!“—

„Unſerm Herzog treu bleiben bis in den Tod!“ riefen die Bürger im nächſten Augenblicke einſtimmig, und der Bürgermeiſter fuhr nun freudenvoll in ſeiner Rede fort:

„Das habe ich von Euch erwartet, theure, liebe Mitbürger. — Nun aber müßt Ihr auch Euern guten Willen durch die That beweiſen, und Gott wird mit allen ſeinen Heiligen Euch darin beiſtehen. Denn ich mag's Euch nicht bergen, daß wir eine männliche Gegenwehr werden zu leiſten haben, da ein zahlreicher Haufen Rebellen von Tennſtädt her im Anzuge iſt, und vielleicht am heutigen Abende eintreffen kann.“—

„Kommen die Rebellen, ſo leiſten wir tapfern Widerſtand, wie es Bürgern gebühret, die ihren Eid nicht vergeſſen!“ — rief jetzt der Viertelsmeiſter Valentin Beringer, und die Bürger riefen es mit ihm einſtimmig im Chorus. —

„Wohlgeſprochen, Viertelsmeiſter und liebe Mitbürger! So ſeyd Ihr Eures Bürgerrechtes würdig. — Nun aber geht und rüſtet Euch, damit Ihr, wenn Euch der Trommelſchall vor das Rathhaus ruft, dort ſchnell eintreffen und des Raths Anordnung vernehmen könnt!“

So ſprach der Bürgermeiſter! Und als er winkte, entfernten ſich die Bürger, um ſich daheim zu waffnen. Die Thore wurden nun verſchloſſen und feſt verwahrt, die Mauern und Thürme aber zahlreich beſetzt und mit Doppelhaken und Schießbedarf, Morgenſternen und Sturmſenſen ꝛc. verſehen. —

Der Tag verging in Ruhe, doch erhielt der Rath Berichte, daß der Bauernhaufen, welcher die Stadt bedrohete, kaum noch eine Meile weit von ihr entfernt ſey. — Am Abend rief der Trommelſchall die

Bürger vor das Rathhaus, und ſie beſetzten nun die Thore, Mauern und Thürme, um nicht unvorbereitet überfallen zu werden.

So verging die Nacht ganz ruhig; als aber der Morgen angebrochen war, erſchallte des Thürmers Lärmhorn und kündigte der Empörer Ankunft an und ſogleich ſetzten ſich die Bürger in Bereitſchaft der Vertheidigung, ein jeder an ſeiner Stelle. — Die Erſten des Haufens waren am Thore angekommen und fanden es verſchloſſen. Der Anführer ritt heran, und ein Trompeter war ihm zur Seite, welcher nach Kriegsgebrauch die Stadt anblies. — Der Bürgermeiſter erſchien nun an der Spitze des Raths auf der Mauer, und vernahm die Aufforderung, die Thore zu öffnen, und mit den Brüdern in Gemeinſchaft zu treten, weil ſie gerechte Sache hätten und der Herr mit ihnen ſey. —

„Ob Ihr gerechte Sache habt, — rief ihnen der Bürgermeiſter zur Antwort hinab — können wir nicht entſcheiden, ſondern wollen dieſe Entſcheidung Gott anheimſtellen. Wir können uns aber auch nicht mit Euch vereinigen: denn es iſt der Herzog Georg uns immer ein guter Herr geweſen, und es wäre alſo ſchändlich von uns, wenn wir ihm jetzt ungetreu werden wollten. — Deshalb können wir Euch den Eingang in die Stadt nicht geſtatten und unſere Thore müſſen für Euch verſchloſſen bleiben. — Wir wollen aber auch Eure Feinde nicht ſeyn, wenn Ihr uns nicht angreifen werdet. Geſchähe dieſes aber, ſo würden wir uns als Männer zu vertheidigen wiſſen. — Wenn Ihr alſo friedlich ſeyn, und unſere vor der Stadt liegenden Vorwerke nicht feindlich behandeln oder plündern wollet, ſo ſind wir nicht abgeneigt, Euch dafür die Summe von zweihundert Gülden zu zählen. Erklärt Euch alſo, ob Ihr dieſes wollet oder nicht.“ —

Noch einmal forderte der Bauern-Anführer die Oeffnung der Thore, und als ihm dieſe abermals abgeſchlagen wurde, begab er ſich zurück nach dem Haufen, welcher nun wieder abzog, und ſich nach dem nahen Dorfe Günſtädt wendete, wo er ſich auf der berühmten großen Wieſe lagerte.

Die Bauern ſendeten drei Abgeordnete vor die Stadt, zu denen der Bürgermeiſter, mit den Rathsherren herauskam. Dieſe Geſandten erboten ſich nun, die vor der Stadt liegenden Vorwerke und Felder, auch anderes Eigenthum derſelben zu ſchonen, wenn man ihnen anſtatt zweihundert Gülden das Doppelte geben wolle, und endlich wurde man über dreihundert Gülden und einige Fäſſer, mit gutem Weißenſeer Bier gefüllet, einig. Dieſe Uebereinkunft wurde erfüllt, und dann zog der Empörer Haufen wieder ab, ſeinem Schickſale entgegen, welches am 15. Mai bei Frankenhauſen erfüllt wurde, wie wir bereits erzählt haben.

Als nun das Bauernheer geſchlagen und vernichtet worden war, auch Münzer auf dem Blutgerüſte ſein ſchuldbeladenes Leben geendigt hatte, zog der Herzog Georg als ſtrafender Richter im Lande herum, und ſeine die Unbilde rächende Gerechtigkeit war ſehr nahe mit unerbittlicher Härte verwandt. — Da erhielt er die Kunde von der Treue der Bürger zu Weißenſee, und er freuete ſich hoch, bei ſo vielen Strafveranlaſſungen auch Gelegenheit zu finden, die Treue zu belohnen. Deßhalb beſchloß dieſer edle Fürſt: daß dieſer Lohn auch auf die ſpäteſten

Enkel übergehen ſolle, und blieb auch ſeinem Entſchluſſe treu. Er eilte alſo nach dieſer treuen Stadt und kam am Pfingſtſonnabend, —(d. 4. Juni 1525) — vor ihren Thoren an. Die Bürger hatten ſich abermals gewaffnet und empfingen ihren Fürſten mit freudigen Herzen, welches die Frucht des guten Gewiſſens iſt. Der Rath ſtand am Eingange der Stadt und überreichte dem einziehenden Herzoge die Schlüſſel zu derſelben, die er aber mit dem herzlichſten Lobe des Raths wieder an denſelben zurückgab. Nun ſenkten ſich die Spieße und Morgenſterne, welche die treuen Bürger zur Vertheidigung ihrer Stadt gegen die Empörer ergriffen hatten, als der Fürſt durch ihre Doppelreihen zog. Der Herzog war tief gerührt, als er ſeinen Weg durch dieſe Reihen nahm, und mit dieſem Gefühle ſtieg er vom Roſſe und ging in der Mitte des Raths, unter dem Jubelruf der Bürger, nach dem Markte, wohin nun Alle folgten und auf des Fürſten Wink einen dichten Kreis um ihn ſchloſſen.

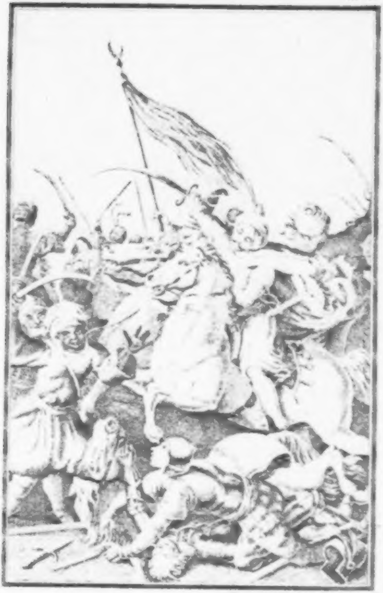
„Liebe, treue Bürger! — rief der tiefgerührte Fürſt mit erhabener Stimme. — Aus voller Seele danke ich Gott, daß er die Treue in Euern Herzen bewahrte. — Habt Dank dafür, daß Ihr in den Tagen der Verführung Euerm Fürſten treugeblieben ſeyd. — Habt Dank, Ihr Lieben, Rath und Bürgerſchaft!“ — Hier reichte der Herzog den Rathsherren und Viertelsmeiſtern die Hand, die er einem Jeden herzlich drückte und nach alter deutſcher Sitte ſchüttelte. — „Noch einmal! Habt Dank, Ihr lieben treuen Bürger Weißenſees, daß Ihr Euch nicht habt verführen laſſen durch jene falſchen Propheten, die nun ihren Lohn blutig empfangen haben durch das

Henkerſchwert. — Heil aber auch mir! Daß ich nicht bloß ſtrafen darf, daß ich auch lohnen kann; denn nun wird es mir zur ſüßen Pflicht, Eure Treue zu belohnen. Darum höret mich!“ — Jetzt erhob der Herzog ſeine Stimme noch höher und ſein Angeſicht verklärte ſich in der reinſten Freude. — „Von heute an entrichten die Bürger Unſerer lieben, getreuen Stadt Weißenſee von allen gemeinen Landesbewilligungen, Steuern, Anſchlägen und Zehenden nur die Hälfte, und ſoll dies alſo bleiben zu ewigen Zeiten!“

Dankender Zuruf erſcholl nun von allen Seiten. Dieſe reinſte der Bürgerfreuden wurde aber nach einigen Wochen erneuert, als einer der vertrauteſten Räthe des Herzogs von Dresden nach Weißenſee kam, und die von dem Fürſten eigenhändig unterzeichnete Urkunde über die Befreiung brachte, welche dieſe der Stadt in der bündigſten Form verſicherte.

Und dieſes Privilegium iſt auch in den ſpätern Zeiten immerwährend in Kraft geblieben; ja es hat der Kurfürſt Auguſt daſſelbe (1578) auch auf die Trankſteuer ausgedehnt. — Und ſelbſt bei der ſo ſchweren ſchwediſchen Contribution von 1706, zu der doch Jedermann beitragen mußte, ſo wie bei der Einführung der Acciſe (1703 und 1708 ꝛc.) blieb es unangefochten. Wie es aber gegenwärtig, wo dieſe Stadt nicht mehr zu Sachſen gehört, um die Aufrechthaltung dieſes Privilegii ſtehe, blieb dem Verfaſſer dieſes Werkes unbekannt.

III 4



Abenteuer von Babach

5.

Sebaſtian von Reibiſch.

(Mit Abbildung.)

Die Streitigkeit zwiſchen dem Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen, und ſeinem Vetter, dem Herzog Moritz, war durch die Verſöhner, Philipp, Landgrafen von Heſſen und *D.* Martin Luther ausgeglichen und dadurch ein dem Ausbruch naher Krieg zwiſchen dieſen beiden ſtammverwandten Fürſten glücklich verhütet worden. Der thatendurſtige Herzog Moritz wollte jedoch ſeine geworbenen Söldner, ohne Gebrauch von ihnen zu machen, nicht auseinander gehen laſſen, und zog alſo — (am 5. Juni 1542) — mit fünf Fahnen Fußvolk und einem Geſchwader trefflich bewaffneter Reiter von tauſend Mann, die faſt ſämmtlich ſächſiſche Edelleute waren, ſeinem Freunde, dem Könige Ferdinand von Ungarn und Böhmen, gegen die Türken zu Hülfe.

Dieſe hatten ſich durch ihre Uebermacht der Städte Gran, Fünfkirchen und Stuhlweißenburg bemächtigt und ſuchten ihre Eroberungen immer weiter auszudehnen, was den König Ferdinand bewog, die Hülfe des deutſchen Reiches bei dieſem Kriege anzuſprechen, und der verſammelte Reichstag ſagte ſie ihm zu; worauf die Schaaren der Reichsfürſten von allen Seiten her dem deutſchen Hülfsheere zuzogen. Der Herzog Moritz führte ſeine Schaaren ſelbſt in's Feld und hoffte, damit große Thaten zu thun; doch dieſe Hoffnung wurde ihm durch den Oberfeldherrn des Reichshülfsheeres ſelbſt vereitelt.

Dieſe hohe und wichtige Würde war dem Markgrafen Joachim von Brandenburg anvertrauet worden, und zwar aus dem triſtigen Grunde: weil ſeine Vorfahren tapfere, tugendhafte und ſtreitbare Fürſten geweſen wären, und ſich jederzeit im Kriege wohlgehalten hätten. —

Das Reichshülfsheer war verſammelt, wollte ſich gern mit den Türken meſſen und that dennoch nichts, denn der Oberfeldherr konnte ſich durchaus nicht zu einer nur irgend etwas gewagten That entſchließen, und lähmte durch dieſe Unentſchloſſenheit auch den Muth der übrigen Befehlshaber, wenn ſie Etwas unternehmen wollten; wodurch allgemeine Unzufriedenheit, die Mutter der Muthloſigkeit, entſtand.

So verging der Sommer, ohne daß von dem menſchenfreundlichen Feldherrn Etwas unternommen worden wäre, was das Leben ſeiner Krieger hätte in Gefahr bringen können. — Endlich belagerte das Heer, zum Schluſſe des Feldzugs, die von den Türken beſetzte feſte Stadt Peſth, doch ſo, daß die Eroberung nie erfolgen konnte; denn es ſtanden die Kriegsſchaaren des Belagerungsheeres in ehrerbietiger Ferne und begnügten ſich, den häufigen Ausfällen der Belagerten zu begegnen. — Bei dieſen Ausfällen geſchah es oft, daß kleine Haufen Türken tollkühn bis an das Lager der Chriſten heranritten und dieſe, wegen ihrer Feigheit, verſpotteten. — Alle dieſe Herausforderungen mußten mit ſtoiſchem Gleichmuthe hingenommen werden; denn der Feldherr wollte nun einmal ſeine Kriegsleute in der ächt chriſtlichen Tugend, der Geduld, üben, Gehorſam aber iſt ja des Kriegers erſte und heiligſte Pflicht!

An einem Sonntag Morgen war eben der Gottesdienſt der Sachſen zu Ende, und der Herzog, der ebenfalls Theil daran genommen hatte, wieder in ſeinem Zelte angekommen, als ihm gemeldet wurde: daß wieder einige Türken ganz nahe vor dem Lager herumflankirten, und die Chriſten auf das beſchimpfendſte zum Kampfe herausforderten. — „Waffne mich ſchnell! — rief der hierüber aufgebrachte Herzog ſeinem Leibknappen, dem tapfern Sebaſtian von Reibiſch zu. — „Ich will hinaus und dieſe ungläubigen Hunde Achtung vor den Waffen der Chriſten lehren!“ —

Reibiſch gehorchte den Befehlen ſeines Herrn und waffnete ihn, ſo ſchnell als es ihm nur möglich war. Kaum war er fertig, als der Herzog auch ſchon mit Ungeduld nach ſeinem Streitroſſe rief. — Dem treuen Knappen, der ſeinen Herrn den Kampf mit den Türken nicht allein beſtehen laſſen wollte, weil er die Kriegsliſten derſelben, mit Hinterhalt legen, kannte und des Herzogs jugendliche Hitze fürchtete, blieb daher kaum noch ſo viel Zeit übrig, ſich den Harniſch ſo wie das Schwert umzugürten und die Sturmhaube auf den Kopf zu ſetzen, als er ſchon den Herzog, mit eingelegter Lanze, aus dem Lager in das Freie hinausſprengen ſah. Er ſchwang ſich alſo ebenfalls auf ſein Roß, zog ſein Schwert, und folgte nun eiligſt ſeinem Herrn nach. —

Als die Türken ſahen, daß zwei Reiter zum Kampfe gegen ſie heranſprengten, vereinigten ſie ſich zu einem kleinen Häuflein, welches ſich zurückzuziehen ſuchte. Doch das gute Streitroß des Herzogs ereilte die Türken, und einer von ihnen flog, von des Helden Lanze durchbohrt, vom Sattel herab. Jetzt ertönte der laute Ruf Allah! Allah! aus den Rehlen der Türken, und mit hochgeſchwungenen Säbeln drangen ſie vereint auf den Herzog ein. Dieſer ließ nun die Lanze fahren und zog ſein Schwert, mit welchem er tapfer dem Angriffe der Türken begegnete. Auch Reibiſch war unterdeſſen herbeigekommen und ſtund ſeinem Herrn ſo tapfer bei, daß ſie die Türken zurücktrieben, als plötzlich ein ganzer Schwarm von mehr als hundert türkiſchen Reitern herbeiſprengte, und dieſe beiden Tapfern umringte. Den Löwen gleich kämpften der Herzog und Reibiſch mit dieſer ſo großen Zahl und mancher von ihnen ſank, todt oder ſchwerverwundet, durch die Schwertſtreiche der beiden Helden vom Roſſe. — Doch plötzlich nahm dieſer Streit eine andere Wendung; denn des Herzogs Streitroß erhielt einen Stich in die Bruſt, es bäumte und überſchlug ſich nun mit ſeinem Reiter, ſo daß dieſer betäubt auf der Erde lag, wobei ihm, im Fallen noch, der Helm vom Kopfe geſchlagen wurde. — Mit faſt übermenſchlicher Kraft und Tapferkeit wehrte Reibiſch zwar die Streiche ab, die ſeinem Herrn galten; doch es vereinigten ſich nun mehrere Türken zum Angriffe auf ihn, und in kurzer Zeit ſank ſein treues Roß ebenfalls unter ihm, ſo daß er ſelbſt zur Erde fiel, wo es ein gütiges Geſchick wollte, daß er gleich neben dem vom Falle betäubt liegenden Herzog zu liegen kam. Noch immer vertheidigte er dieſen auf das tapferſte, als er durch eine ſchwere Wunde in den Arm zum weitern Streite unfähig wurde. Nun warf er ſich über den Herzog her, ſchützte dadurch deſſen entblößtes Haupt und fing mit ſeinem Körper die Hiebe auf, welche auf den Fürſten ſelbſt geführt wurden. — So erhielt der treue Diener für ſeinen Herrn eine Wunde um die andere und dennoch blieb er, durch ſeinen Körper, deſſelben Schirm und Schild. — Schon dunkelte es ihm vor den Augen, als er fühlte, wie ſich die Feinde müheten, ihn durch des Streitkolbens ſpitzigen Haken von ſeinem Herrn wegzuziehen, wo dieſer dann verloren war. Er klammerte ſich daher noch mit der letzten Kraft an ihn an, und bereits vergingen ihm allmälich die Sinne, als er das donnernde Hufeſtampfen vieler heranſprengenden Roſſe hörte. Noch einmal ſtrengte er die Sehekraft ſeiner Augen an und erblickte viele Ritter ſeines Herrn, die eben mit hochgeſchwungenen Schwertern auf die Türken einſtürmten. Nun aber ſank er in Ohnmacht dahin, und immer näher kam der Tod, ihm für ſeine unvergeßliche That die Palme reichend.

Im ſächſiſchen Lager hatte man geſehen, in welcher Gefahr ſich der Herzog befand, und die Ritter des Herzogs rüſteten ſich alſo in geflügelter Eile, ihrem Herrn zu Hülfe zu kommen. Dann warfen ſie ſich auf ihre Streitroſſe und flogen auf dieſen nach der Stelle hin, wo ſich der heldenmüthige Fürſt eben in der größten Gefahr befand. Die vielen erhaltenen Wunden hatten den edlen Reibiſch gänzlich entkräftet, und doch hielt er ſich noch ſo feſt an ſeinen Herrn, daß es den Feinden nicht gelang, dieſen Schild von ihm zu reißen, als die Ritter heran waren, und nun den gereizten Löwen gleich, auf die Feinde einſtürmten. Kurz war das Gefecht; denn die Angegriffenen waren nicht vermögend, dem Löwengrimme dieſer, zur Rettung ihres Herrn herbeigeeilten Helden zu widerſtehen, und als gleich in den erſten Augenblicken viele von ihnen die Opfer dieſes Löwenmuthes geworden waren, auch immer mehrere aus dem Lager herankamen, ergriffen nun die übrigen die Flucht und überließen den Siegern das Schlachtfeld.

So war denn alſo der Herzog aus der augenſcheinlichſten Todesgefahr durch die heldenmüthige Aufopferung ſeines treuen Reibiſch gerettet, und man trug nun dieſen Mann, deſſen hochherziger Entſchluß, das Leben für ſeinen Herrn zu opfern, ein jedes Herz mit Bewunderung für ihn erfüllte, auf den Händen nach dem Lager zurück, wo ſich alle Wundärzte vereinigten, den Edlen aus den ihn ſchon umſchlingenden Armen des Todes zu reißen, doch vergebens. Der großherzige Jüngling ſtand am Ziele und war für dieſes Leben verloren. — Der Herzog Moritz, dem man es, als er ſich wieder erholt hatte, kund machte, daß Reibiſch zu ſeiner Rettung ſich aufgeopfert habe, war faſt untröſtlich, als er von den Aerzten hörte, das Leben dieſes Mannes ſey nicht zu retten, und vor menſchlichen Augen nichts mehr zu hoffen. Weinend ſaß er am Lager des Sterbenden, deſſen immer ſchwächer werdenden Athemzüge ſorgſam beobachtend. Endlich ſchlug der Sterbende noch einmal die Augen auf, richtete den ſchon verklärten Blick auf ſeinen geliebten Herrn, wollte ihm noch ein Lebewohl zuſtammeln und vermochte es nicht. Dann ſchloß ſich das Auge wieder, und nun entwand ſich die Seele des Helden dem Körper, ſich aufſchwingend in die Regionen des Himmels, um den Lohn für ſeine Heldenthat zu empfangen durch des Himmels höchſte Freude. —

Dieſe heldenmüthige Aufopferung des treuen Dieners für ſeinen Herrn wurde von jedem Krieger im Lager tiefgefühlt, und als man die ſterblichen Ueberreſte des Helden zu Grabe trug, folgte ihm ein langer Zug von Fürſten und Herren, Rittern und gemeinen Kriegern dahin, und Mancher von Jenen wünſchte laut, daß jeder ſeiner Diener dieſem gleichen möchte. Der Herzog Moritz ſchämte ſich der Thränen nicht, die um den Todten floſſen. Das Andenken an dieſe Edelthat aber wird wohl unſterblich bleiben, und des edeln, hochherzigen Reibiſch ſtets mit Ehrfurcht gedacht werden. —

Der tapfere Ausfall des Herzog Moritz auf die türkiſchen Hohnſprecher, und daß er ſein Leben dabei nicht geachtet, erwarb ihm die allgemeinſte Ehrfurcht im Heere, und da man die Schläfrigkeit und Langſamkeit des Oberfeldherrn allgemein haßte, ſo wurden die Gemüther der Krieger von dem Heldenſinne des Herzogs ſo ergriffen, daß man ihn allgemein zum Oberfeldherrn verlangte. Der Herzog ſchlug dieſes aber auf das Beſtimmteſte aus, verwies den ihm gemachten Antrag als ungeziemend, und führte bald darauf ſeine Völker in's Vaterland zurück.

6.

Die Stadt Meißen wird von den Schweden durch eine Kriegsliſt eingenommen, am 6. Juni 1637.

Die Schweden hatten, als Feinde, einen großen Theil von Sachſen erobert, und hauſeten in demſelben ſo, wie wir bereits im *II.* Bde. dieſes Werks, S. 235 ff. unter dem Titel: „Das Belziger

Elend“ erzählt haben. — Die feſte und ſtark beſetzte, auch durch ihre Lage an der Elbe höchſt wichtige Stadt Torgau war jetzt das Hauptquartier des Feldherrn Banner, welcher das ſchwediſche Heer in Sachſen befehligte, und der Centralpunkt ſeiner Unternehmungen.

Die Kaiſerlichen hatten, in Gemeinſchaft mit den Sachſen, mehrere Städte dieſes Landes und unter andern auch die Stadt Meißen beſetzt, von wo aus ſie den Krieg mit den Schweden durch Streifparteien führten. Dieſer Krieg entſchied nichts, das Land aber ward durch denſelben ſehr verwüſtet. —

Einſt erfuhr es Banner durch ſeine Kundſchafter, daß die Stadt Meißen nur ſchwach beſetzt ſey, und es der Reiterei bei dieſer Beſatzung gänzlich an Futter für ihre Pferde mangele, weshalb dreißig Wagen unter Bedeckung aus dieſer Stadt ausgeſchickt worden wären, um Heu und Hafer herbeizuſchaffen. Den Schweden fehlte es ebenfalls an dieſer Fütterung, und es faßte alſo ihr Feldherr den Entſchluß, ſich jenes Transports zu bemächtigen. — Es rückte daher eine Partei Schweden aus, denen eine noch ſtärkere mit ſechs leichten Kanonen folgte. —

Die Schweden waren von dem Marſche ihrer Feinde, und in welcher Zeit ſie auf einer gewiſſen Stelle ankommen würden, wohl unterrichtet und ſtellten ſich daher ſo, daß ihnen die in voller Sicherheit Fahrenden nicht entgehen konnten. Dieſe kamen, und nun ſtürzten ſich die Feinde ganz unvermuthet und mit ſolcher Macht über die Bedeckung her, daß ſie außer Stand geſetzt wurden, Gegenwehr zu leiſten, und in wenig Minuten ſämmtlich niedergehauen wurden.

Die Schweden zogen nun die Kleider der Getödteten an; weil ſie aber ſtärker an Zahl waren, als jene, ſo verbargen ſich die übrigen auf den Wagen im Heu, oder wie ſie es ſonſt vermochten. Der Zug begab ſich wieder auf den Weg nach der Stadt, wo er in der letzten Dämmerung des Abends ankam. Getäuſcht durch die Kleider der Bedeckung ließ man ſie ungehindert paſſiren. Kaum waren jedoch die erſten Wagen im Thore, als die Thorwache ganz unvermuthet von den Angekommenen, die ſie für Freunde hielt, angegriffen und in der Ueberraſchung niedergehauen wurde. — Auch die auf den Wagen Verborgenen ſprangen jetzt herab und ſchloſſen ſich ihren Waffenbrüdern an. Und da die andere ſtärkere Partei mit den Kanonen kurz darauf ebenfalls ankam, ſo drangen nun die Schweden in die Stadt und bemächtigten ſich durch Ueberraſchung der Hauptwache, wo die daſelbſt befindlichen Krieger ein gleiches Loos mit der Thorwache hatten. Nunmehr ſtellten ſich die Eingedrungenen ſo auf, daß die noch in den Quartieren befindliche ſchwache Beſatzung ſich nicht zur Gegenwehr verſammeln konnte, und alſo zum Theil gefangen genommen wurde. —

Dieſes konnte jedoch nicht ganz ohne Lärm abgehen, denn Einzelne wehrten ſich und ſchoſſen aus den Fenſtern ihrer Quartiere auf die Angreifer, dadurch aber wurden die, welche in der Straße einquartiert waren, die nach dem Dom- und Schloßberge hinaufführt, aufmerkſam gemacht. Schnell nahmen ſie ihre Waffen und Habſeligkeiten, und eilten die Straße hinauf, die nach der hohen gewölbten Brücke, dem Eingange nach dem Schloſſe, führt, jetzt aber ſtark verſchanzt war. — Die Flüchtlinge riefen, am Eingange der Schanze, der Beſatzung zu, was in der Stadt geſchehe. Man nahm ſie auf, und machte ſich dann ebenfalls zur Gegenwehr bereit, wenn dieſe Schanze angegriffen werden ſollte. Immer mehrere Flüchtlinge von der Beſatzung kamen in der Schanze an und wurden aufgenommen. Unter ihnen war auch einer, der inwendig am Thore Schildwache geſtanden und geſehen hatte, wie die Thorbeſatzung durch die vermeinten Freunde überfallen wurde, auch daß Viele unter dem Heu hervorgekrochen und von den Wagen herabgeſprungen waren und ſich mit auf die Thorwache geworfen und zum Morde derſelben viel mit beigetragen hatten. Als dieſer Kriegsmann dieſes ſah und erwog, was auch ihm zu Theil werden würde, hielt er für das beſte, ſich ganz ſtille fortzuſchleichen, dann aber Lärm zu machen und ſeine Waffenbrüder zu warnen; doch dieſe Abſicht konnte er nur zum kleinen Theil erreichen, da ihm die Schweden zu ſchnell nachfolgten, und er mußte daher ſuchen ſich hieher zu retten, was ihm auch gelang.

Es wurden nun in der Schanze die möglichſten Anſtalten zur Vertheidigung getroffen, und kaum waren ſie beendigt, als der Angriff begann. —

Die Schweden hatten unterdeſſen die Beſatzung der Stadt vollkommen beſiegt und ſuchten nunmehr Meiſter vom Schloſſe zu werden. Von der Nacht begünſtiget, ſchlichen ſie ſich in möglichſter Stille den Berg hinauf und glaubten, die Wache an der Schloßbrücke ebenſo überfallen zu können, als die am Thore. Jetzt waren ſie am Eingange in die Brückenſchanze angekommen, und fanden dieſen feſt verſchloſſen. Die innerhalb ſtehende Wache rief an, und erhielt die Antwort: „Freunde!“ — Nun verlangte ſie die Loſung, und als dieſe nicht erfolgte, donnerten auf das Wort „Feinde!“ eine Menge wohlgezielter Schüſſe von beiden Seiten her unter die dicht gedrängt ſtehenden Ankömmlinge, ſo daß viele todt zur Erde ſanken, und eben ſo viele verwundet wurden. — Die Schweden zogen ſich hierauf zurück und ordneten ſich zum neuen Angriff. Doch auch dieſer wurde von der tapfern Schloßbeſatzung abgeſchlagen, ſo daß die Angreifer mit großem Verluſt zurückweichen mußten, und nicht wieder kamen.

Es ſahen die Schweden nunmehr ein, daß ſie weder das Schloß erobern noch die Stadt ohne den Beſitz deſſelben behaupten konnten. Daher faßten ſie den Entſchluß, ſich wieder nach Torgau zurückzuziehen, dabei aber ſo viel als möglich mitzunehmen. — Dieſen Entſchluß auszuführen, brachen ſie in die Häuſer der Bürger ein, wo ſie Alles ausplünderten. — Mit thränenden Augen ſahen die Einwohner ihre werthvollſte Habe auf die Wagen laden, und es wurde ihnen beſonders von Lebensmitteln auch nicht das Geringſte gelaſſen. Wer alſo nichts davon verborgen hatte, dem wurde nunmehr die Ausſicht auf den Hunger zu Theil.

Endlich war am folgenden Tage der ganze Raub aufgeladen und Alles zum Abmarſch fertig. Da ſtellten ſich die Schweden in Ordnung, und der Vorzug brach mit drei Kanonen auf. Die Wagen ſetzten ſich gleichfalls in Bewegung, und dann folgte der Nachzug mit den übrigen drei Kanonen langſam nach. — Als nun die Wagen durch das Thor hinaus waren, hörte man von mehreren Seiten her den Schreckensruf: „Feuer!“ erſchallen, und ſah an verſchiedenen Orten

Dampf und Flammen aufſteigen. Nun war es klar, daß die Schweden ſuchten, die ausgeplünderte Stadt auch noch mit Feuer zu verderben. Die Bürger aber eilten ſchnell an die Orte der Gefahr, und ſuchten die angelegten Feuersbrünſte zu dämpfen. Die Schweden würden ihnen ſolches aber nicht geſtattet haben, wenn ſie nicht von einem Ausfalle der Schloßbeſatzung bedrohet worden wären, wodurch ſie gezwungen wurden, ſich dicht zuſammenzuhalten, und den Abmarſch zu beſchleunigen, wobei ſie dennoch von den Kanonen auf den Eckthürmen des Schloſſes beſchoſſen wurden. —

So war denn die Stadt Meißen wieder von den Feinden befreiet, und den Anſtrengungen der Bürger gelang es nun bald, die von den Schweden entzündeten Flammen bis auf den letzten Funken auszulöſchen; ſo daß der durch ſie verurſachte Schade nicht von großer Bedeutung war. —

Auf dem Wege nach Torgau lauerte eine kaiſerliche Partei von 400 Mann auf die zurückziehenden Schweden, um ihnen ihre Beute wieder abzunehmen. — Dieſes wurde jedoch verrathen, die Zurückziehenden ſchlugen einen andern Weg ein und entkamen bis auf einige durch die Eile des Zuges beſchädigte Wagen und die bei ihnen befindlichen Pferde und Knechte mit ihrer Beute glücklich nach Torgau.

7.

Die Gräfin von Schwarzburg.

Die Schlacht bei Mühlberg war geſchlagen, der Kurfürſt von Sachſen, Johann Friedrich, gefangen und ſeiner Kurwürde beraubt, auch die Stadt Wittenberg mit dem Kurkreiſe, nebſt den übrigen Ländern des Gefangenen, befanden ſich in den Händen des neuen Kurfürſten Moritz. Die Abſichten des Kaiſers waren alſo in dieſem Lande erreicht, und ſein Heer trat nun den Rückzug aus demſelben an.

In der Grafſchaft Schwarzburg-Rudolſtadt lebte die verwittwete Gräfin, Catharina, auf ihrem Schloſſe zu Rudolſtadt, in klöſterlicher Einſamkeit, bloß der Erziehung ihrer Kinder, als ſich das Unwetter des Krieges heranwälzte. — Der Graf Georg von Henneberg, Bruder der Gräfin Catharina, diente im Heere des Kaiſers, und war ein von Carl und ſeinem Bruder Ferdinand hochgeachteter Kriegsoberſter. — Als ſich der Krieg nach Sachſen und Thüringen zu ziehen drohete, gab er ſeiner Schweſter den Rath, bei dem Kaiſer um einen Schutzbrief für ſich und ihr Land zu bitten, damit es von dem kaiſerlichen Heere nicht feindlich behandelt werde. Dieſen Schutzbrief ertheilte auch der Kaiſer gern, denn er betrachtete es als eine Gelegenheit, den Grafen von Henneberg auf's Neue zu verpflichten. — Der Zug des Heeres nach Sachſen hatte zwar das Rudolſtädter Land ſo gut als nicht getroffen; allein bei dem Rückzuge war es nicht zu vermeiden, denn es ſollte dieſer, ſo wollte es der

Kaiſer, durch Provinzen gehen, die von dem Kriege noch nichts gelitten hatten, und dies traf denn auch das Schwarzburger Land.

Als nun die Nachrichten, das Heer des Kaiſers nähere ſich, ſchnell auf einander folgten, ſendete die Gräfin einen ihrer Räthe mit dem Schutzbriefe des Kaiſers dem Hauptquartiere entgegen. Der Abgeſandte ſah, noch ehe er dieſes erreichte, der Gräuel ſchon manche, welche ſich die wilden Krieger im Taumel des Sieges erlaubten, und er nahm daher Gelegenheit, den Heeresfürſten die Bitte um Schonung des Landes auf das dringendſte an das Herz zu legen. — Von Allen wurde ſie ihm zugeſagt, und er lud nun die ſämmtlichen Feldherren auf das Reſidenz-Schloß zu einem Mahle ein, ſo gut es die Gräfin zu geben vermöge.

Als nun die Herren kamen und in das Schloß einritten, wurden ſie, ihrem hohen Range gemäß, empfangen. Selbſt der ſtolze, aufgeblaſene Alba fühlte Achtung vor den Veranſtaltungen der Fürſtin, und küßte ihr, als ſie die Gäſte perſönlich empfing, ehrerbietig die Hand. —

Die Tafel war bereitet, und die Herren ließen ſich's an derſelben wohl ſeyn. Die Becher kreiſ'ten oft unter den anweſenden deutſchen Fürſten und Herren; doch weniger thaten die mäßigern Spanier Beſcheid. — Es ſchmetterten die Trompeten und wirbelten die Pauken, wenn ein Toaſt ausgebracht wurde; beſonders aber galt es oft der gaſtfreien Wirthin, welche ihre Würde ſehr wohl aufrecht zu erhalten wußte.

Eben waren Alle im vollſten Genuß der Tafelfreuden begriffen, als ein Edelknabe ſich der Gräfin näherte und ihr einige Worte in das Ohr flüſterte, worauf ſie ſich ſogleich erhob und aus dem Saale begab.

Hier fand ſie Männer aus den nächſten Dörfern, von denen ein Greis vortrat, der Landesmutter die Noth der armen Landbewohner, durch die Zügelloſigkeit der einquartierten Kriegsvölker verurſacht, ſchilderte und ſie um Hülfe bat.

„Erlauchte Frau! — ſprach er — Im Vertrauen auf Euer Wort und den Schutzbrief des Kaiſers haben wir unſere Habe nicht in Sicherheit gebracht; aber es achten nur die deutſchen Kriegsſchaaren im Heere auf des Kaiſers Schutzbrief; die ungezügelten Horden der Spanier und Wallonen kehren ſich jedoch nicht daran, und verüben alle nur möglichen Schandthaten. Von den Wirthen, die ſie gaſtfreundlich aufnahmen, erpreſſen ſie Geld, und erlauben ſich die größten Mißhandlungen, entehren Frauen, plündern, morden und hauſen ärger als die Feinde, ja als die Türken ſelbſt. — Daher wenden wir uns in dieſer Noth an unſere gute Landesmutter und bitten um Hülfe.“ —

„Die Euch, bei Gott, ſchnell werden ſoll, — rief die edle Frau, und ihr Angeſicht röthete ſich höher vom gerechteſten Zorn. — Geht ruhig heim, ihr Lieben! Bald wird Euch Hülfe werden. Nur noch eine Stunde duldet, dann werdet Ihr ſchon ſpüren, daß ich für Euch gewirkt habe.“

Die Getröſteten gingen; denn es war ihnen ſchon bekannt, daß Frau Catharina Wort hielt, wenn ſie Etwas verſprach, und auch jetzt, wo die Gewalt in fremden Händen war, fand ſie Mittel, daß ſie Wort halten konnte.

Der Entſchluß der Gräfin war ſchnell gefaßt, Einer ihrer vornehmſten Hofbeamteten erhielt Befehl, für die ſchnelle Bewaffnung ihrer anweſenden Ritter und der ganzen Dienerſchaft zu ſorgen, dann aber das Schloßthor wohl zu beſetzen, und mit den übrigen in einem Zimmer, neben dem Speiſeſaale, ihres Winkes zu harren.

Mit dem Schutzbriefe des Kaiſers in der Hand, und im Gefolge eines ihrer Räthe, der ihr Dinte, Feder und Papier nachtrug, begab ſich die Gräfin wieder in den Speiſeſaal zurück, wo ſämmtliche Gäſte in einem Meere von Luſt und Freude ſchwammen.

„Erlauchte Herren! — ſprach ſie mit Hoheit und Würde. — Der Kaiſer, unſer Allergnädigſter Herr, hat in dieſem Briefe den Einwohnern meines kleinen Landes vollkommenen Schutz und Sicherheit für Perſonen und Eigenthum verſprochen, und er wird gewiß ſein Verſprechen mit Macht aufrecht zu erhalten wiſſen. — So eben habe ich aber eine ſehr unangenehme Botſchaft erhalten. Nur die deutſchen Schaaren achten des Kaiſers Wort und ſeinen Schutzbrief; die Spanier und Wallonen aber hauſen in den umliegenden Dörfern, wo ſie von den Einwohnern gaſtfrei aufgenommen wurden, gleich den ärgſten, zügelloſeſten Feinden. — Herzog von Alba! Ihr ſeyd des Heeres Oberbefehlshaber, und von Euch fordere ich, daß Ihr, des Kaiſers Befehl zu ehren, meine Unterthanen vor ſolchen Unbilden kräftig ſchützt.“ —

Die Gräfin endigte ihre Rede und blickte mit Ernſt auf Alba hin, der mit ſeinem gewöhnlichen finſtern Blicke vor ſich hinſtarrte, und nach langem Bedenken endlich in einer ausweichenden Antwort, die Meinung von ſich gab: „daß der ſiegstrunkene

Kriegsknecht nicht ſo leicht im Zaum zu halten ſey, als ein Heer von Kloſterjungfrauen; auch glaube er ſich überzeugt halten zu dürfen, daß man die Klage über Plünderung und dergleichen ſehr übertrieben habe......

„Herzog von Alba! — fiel ihm die Gräfin in's Wort. — Als Oberbefehlshaber ſeyd Ihr des Kaiſers Stellvertreter in ſeiner Abweſenheit, und könnet durch Euer Wort viel Böſes hindern. Noch hoffe ich von Euch, daß Ihr des Kaiſers Willen ehren, und einen Befehl ausſtellen werdet: das Geraubte wieder zu geben, und ſich dergleichen nicht mehr zu erlauben. — Es iſt ja ſo billig, was ich von Euch verlange.“ —

Sie winkte, und der Rath legte nun dem Herzoge das Papier vor, das Schreibezeug daneben ſtellend. — Der Herzog ſtarrete noch immer finſter vor ſich hin. — Der Gräfin Blick hing an ſeinen Bewegungen. —

„Herzog!“ — ſprach ſie ſanft, doch mit feſtem Ton, — „noch einmal bitte ich Euch: Achtet des Kaiſers Wort und gebet dieſen Befehl.“

Alba machte noch nicht die geringſte Bewegung, nach der Feder zu greifen; doch als die Gräfin noch einmal in ihn drang, ſchüttelte er verneinend mit dem Kopfe. — Hierauf geſchah denn Etwas, was er zuverläſſig nicht geahnet hatte. — Die Gräfin trat einen Schritt zurück, und rief ihm im ernſteſten Tone und imponirender Stellung zu:

„Ihr wollet nicht? — Wohlan! So wird denn eine deutſche Frau Euch lehren, daß der ſpaniſche Herzog eben ſo wohl dem Befehl des Kaiſers zu gehorchen hat, als jeder Andere. — Kein Wort verliere ich mehr an Euch: denn eine deutſche Reichsgräfin mit Land und Leuten ſteht dem vornehmſten ſpaniſchen Herzoge völlig gleich.“ —

Jetzt klopfte die Fürſtin in die Hände, und dies war das verabredete Zeichen, welches ſie ihren bewehrten Saſſen und Dienern gab. — Die große Thür des Saales öffnete ſich nun, und mehrere ganz geharniſchte Ritter mit Schwert und Schild, drängten ſich an der Spitze einer wohlbewaffneten Schaar herein. Die Ritter reiheten ſich um die Gräfin her, und die übrigen beſetzten ſchnell die Ausgänge des Saales.

„Herzog Alba! Ihr habt es ſo gewollt, — rief jetzt die Gräfin mit erhobener Stimme. — Und ſo ſchwöre ich denn bei Gott: daß Keiner von Euch lebendig aus dieſem Saale geht, ehe meine Bitte erfüllt und des Kaiſers beleidigte Ehre wieder verſöhnt worden iſt.“ —

Alle ſtaunten, Alba am meiſten. Das hatte keiner von ihnen erwartet, und dieſer überſtolze Herzog am wenigſten, da er die deutſche Nation verachtete, und keinen Deutſchen eines hochherzigen Entſchluſſes fähig hielt. Die Blicke der Gäſte flogen langſam im Saale umher. Hier noch mehr gewaffnete Ritter, im ganzen Harniſch, als ſie ſelbſt an der Zahl waren, und dann noch eine ſtarke Schaar von gepanzerten und wohl bewehrten Leuten, die zum Kampfe in Bereitſchaft ſtanden. Und dabei war es ihnen noch unbekannt, welche Anſtalten nach Außen getroffen worden wären. — So herrſchte eine Todtenſtille im Saale, als der Herzog Heinrich von Braunſchweig, einer der vornehmſten Feldherren im Heere, ſich mit Alba von der Tafel erhob, und mit ihm nach einem Fenſter ging. Dort ſprachen ſie heimlich mit einander, und beſonders war Heinrichs Geſtikulation ziemlich lebhaft. Wahrſcheinlich ſtellte er dem Herzoge von Alba das Wagſtück eindringlich vor, den eigenhändig unterzeichneten Schutzbrief des Kaiſers nicht achten zu wollen, und dadurch ſeinem Befehle den Gehorſam zu verſagen. Dieſes ſcheint auch Alba bedacht und ſich dabei geſchämt zu haben, von einer deutſchen Frau zurechtgewieſen worden zu ſeyn; denn ſie kehrten bald wieder nach ihren Sitzen zurück, wo Alba ſofort den Befehl ausfertigte, wie es die Gräfin verlangt hatte. Als er unterſchrieben und beſiegelt war, überreichte ihn der Herzog Heinrich der Gräfin, die ihn nun an einen ihrer Ritter gab, welcher ihn ſofort an die Unterbefehlshaber des Heeres überbringen und ſich von der Befolgung unterrichten ſollte. — Der Ritter eilte fort. —

„Ich danke Euch, Herzog! — ſprach die Gräfin jetzt, — daß Ihr meine Bitte endlich erfüllet habt. Aber entlaſſen kann ich Euch deshalb noch nicht. — Eure ſpaniſchen und walloniſchen Kriegsknechte haben ihres Herren, des Kaiſers ſchriftlichen Befehl nicht geachtet, und ihm entgegen meine Unterthanen feindlich behandelt. Werden ſie den Eurigen mehr achten, da Ihr doch nur einer ſeiner vornehmſten Diener ſeyd? — Darum bleibet hier, bis ich mit Gewißheit erfahren habe, daß er befolgt worden iſt. — Bis dahin aber laßt es Euch wohl ſeyn! — Kommt, füllet die Pokale, und trinkt mit mir auf das hohe Wohlergehen des Kaiſers und ſeines ganzen Hauſes!“

Alle Tafelgenoſſen hoben die Pokale und tranken; ſelbſt Alba konnte ſich deſſen nicht entbrechen, ob ihm gleich, nach dem, was vorgegangen war, der Wein ſo lieblich als Galle ſchmecken mußte. Die Trompeten ſchmetterten, und die Pauken wirbelten zu dem allgemeinen Rufe: *Vivat Carolus!* in welchen auch die Ritter der Gräfin kräftig mit einſtimmten und mit ihren Schwertern auf die Schilde ſchlugen.

So ging es noch ein Weilchen fort, doch war dem Herzoge Alba nebſt ſeinen anweſenden Landsleuten der Appetit zum Trinken ziemlich verdorben worden. Endlich erſchien der abgeſandte Ritter wieder im Saale, und mit ihm kamen Landleute, welche ihrer Landesmutter für die ihnen durch dieſen Befehl gewordene Hülfe herzlich dankten und erzählten, daß man demſelben mit Zittern gehorcht und das Geraubte zurückerſtattet habe. Die Gräfin winkte, und die Bauern traten ab. —

Jetzt dankte Catharina ihren Gäſten für die unter dem Kriegsvolke wieder hergeſtellte Zucht und Sitte, und fügte ihrem Danke noch eine Bitte hinzu: „das, was ich an Euch thun mußte, ward mir durch meine landesmütterliche Pflicht geboten. — Darum bitte ich Euch nun, zu ſchwören auf Ritterwort und Ehre: daß weder Ihr noch Euer Heer Euch an mir oder meinem Land und Leuten rächen wollet, wegen deſſen was geſchehen iſt, wenn es Euch nur im Geringſten beleidigt haben ſollte.

„Ich bin der Erſte, der Euch dieſes gelobt: denn wer könnte darob zürnen, was Ihr für die Eurigen gethan habt. — Hier meine Hand und mein Fürſtenwort, ich räche mich nie; im Gegentheil habt Ihr meine höchſte Verehrung für immer erworben. — Heil dem Lande, das eine ſolche Mutter hat.“ —

So rief der Herzog Heinrich von Braunſchweig, und die übrigen riefen es ihm nach. Alle drängten ſich um die Gräfin, und ein Jeder bot ihr die Hand zum Gelübde; die Hochachtung Aller hatte ſie ſich durch ihre Entſchloſſenheit erworben. — Selbſt der Herzog Alba reichte ihr die Hand, und murmelte Etwas brummend daher, was einem ſolchen Gelübde ähnlich war. — Die Bewaffneten hatten ſich bereits entfernt, und nur die ſchwarzburgiſchen Ritter waren geblieben. Auch ſie legten nunmehr ihre Helme und Schilder ab, und nahmen Theil, als der Herzog Heinrich ſeinen Pokal erhob, und einen Toaſt auf die Gräfin ausbrachte:

„Dem Abenteuer zu Ernſt und zu Scherz!
Dem Muthe der deutſchen Frau!“

Allgemeiner Ruf begleitete dieſen Toaſt, und aus jedem Munde hörte man: „Die Frau Gräfin Catharina von Schwarzburg ſoll leben! Hoch!“

Endlich ſchieden die ſämmtlichen Gäſte in Frieden aus dem Schloſſe, in welchem die ſtolzen Spanier den Muth eines deutſchen Weibes hatten kennen lernen. — Alle küßten der Gräfin ehrfurchtsvoll die Hand, nur Alba allein beurlaubte ſich mit einer ſtummen Verbeugung. — Der Herzog Heinrich von Braunſchweig aber nahm, beim letzten Handkuß, mit den Worten Abſchied: — „Traun, der Mann iſt zu beneiden, der ein ſolches Weib, wie Ihr ſeyd, die Seinige nennen darf!“ —

5.

Zwei Freunde werden Feinde.

Der Markgraf Albrecht von Brandenburg war ſeit Jahren der innige Freund und Waffenbruder des Kurfürſten Moritz von Sachſen, und wurde auf einmal ſein unverſöhnlicher Feind. Die Urſache dieſer Feindſchaft war der zu Paſſau geſchloſſene Friede, welcher die Pläne des Markgrafen vereitelte. —

Dieſer Fürſt hatte, als die Verbündeten den Krieg gegen den Kaiſer begonnen, — (S. Bd. *II.* S. 193 ff.) — ein nicht unbedeutendes Kriegsheer zuſammengebracht; denn wo Alberts Fahnen wehten und die Werbetrommeln erſchollen, fehlte es an Zulauf nicht, weil es ſeinen Kriegern nie an Beute mangelte. —

Als nun der Krieg gegen den Kaiſer begann, und nach einem kurzen Feldzuge wieder durch den Frieden endigte, ſah ſich der Markgraf in ſeinen Hoffnungen, noch große Eroberungen zu machen, gewaltig getäuſcht. — Voll Verdruß ſchied er mit ſeinem Heere bei Frankfurt von den Verbündeten, und nachdem das im Solde des Kurfürſten Moritz ſtehende Regiment Reiffenberg, — ebendaſſelbe, welches durch ſeinen Aufruhr, — (S. Bd. *III.* S. 125.) — den Schnellmarſch nach Innsbruck und dadurch die Gefangennehmung des Kaiſers verhindert hatte, — zu ihm übergegangen war, ſtieß er zu der franzöſiſchen Armee, welche der Friede nichts anging, und die deshalb im Felde geblieben war. Der Herzog von Aumale befehligte dieſes Heer und behandelte den deutſchen Markgrafen mit Land und Leuten *a la Marquis*. Als aber dieſer ſich eine ſolche Behandlung nicht gefallen laſſen wollte, ſo ſuchte er ihm ſeine Kriegsſchaaren abſpenſtig zu machen. Dieſes wurde der Markgraf Albrecht gewahr und eröffnete im Geheim Unterhandlungen mit dem Kaiſer, bei dem er ſehr geneigtes Gehör fand. Als nun der Markgraf ſich mit ſeinen Völkern von den Franzoſen zurückziehen wollte, verfolgten ſie ihn. Doch ſie hatten es mit einem erfahrnen Krieger zu thun, von dem ſie überfallen und nach einer lebhaften Gegenwehr völlig in die Flucht getrieben wurden. — Hierauf vereinigte ſich der Markgraf mit dem kaiſerlichen Heere, half die feſte Stadt Metz belagern; nach aufgehobener Belagerung aber nahm er mit ſeinen eignen Kriegern die Winterquartiere im Trierſchen Lande, und überfiel im Frühlinge des folgenden Jahres (1553) die Stifter Würzburg und Bamberg, und dann die Reichsſtädte Nürnberg und Schweinfurt, welche ſämmtlich große Summen als Brandſchatzung erlegen mußten. —

Die bedrängten Biſchöfe und Reichsſtädte riefen den römiſchen König Ferdinand, den Kurfürſten Moritz von Sachſen und den Herzog Heinrich von Braunſchweig um Hülfe an. — Durch die Nichtachtung des Landfriedens, welcher ſich der Markgraf faſt täglich ſchuldig machte, war die Ruhe des Reichs in Gefahr gerathen, und es ſchloſſen deshalb dieſe Fürſten, am 13. April 1553, zu Eger ein Bündniß, durch welches ſie ſich verbindlich machten, zum Schutz der Angegriffenen, und zur Erhaltung der Ruhe, ein Heer zuſammenzubringen, deſſen Koſten die bedrängten Stifter und Reichsſtädte tragen ſollten, — Daß aber der Kaiſer ſelbſt den Markgrafen im Geheim zu ſeinen Unternehmungen aufmuntere und ihn dabei unterſtütze, um, nach einer hinterliſtigen Politik, die Reichsſtände unter ſich veruneinigen und ſie dann deſto leichter unterjochen zu können, ahnete wohl Niemand. — Beſonders ſuchte er hierdurch den Kurfürſten Moritz zu ſchaden, und ſich dadurch Genugthuung für die Flucht von Innsbruck nach Villach zu verſchaffen. — Dieſes wäre denn auch ein Aufſchluß dazu, weshalb ſich die bisherige Freundſchaft Albrechts gegen Moritz ſo ſchnell in den tödtlichſten Haß verwandelte.

Noch konnte ſich's der Kurfürſt Moritz nicht als möglich denken, mit ſeinem ſo vieljährigen Freunde in Kampf zu gerathen, und ſendete deshalb durch einen ſeiner Ritter ein Abmahnungsſchreiben an denſelben, welches aber mit Hohn zurückgewieſen wurde, und faſt zu gleicher Zeit bemächtigte ſich der Markgraf der Reichsſtadt Schweinfurt.

Nunmehr war es genug, und der Kurfürſt ſendete zehn Fahnen Fußvolk und tauſend Reiter unter dem Oberſten Tiefſtädter, der Herzog von Braunſchweig aber eine gleiche Zahl unter ſeinem Sohne, dem Prinzen Philipp, und dem berühmten Heldeck nach Franken, wo dieſe Vereinigten am 8. Juni die Belagerung von Schweinfurt begannen.

Unterdeſſen zog der Markgraf mit achthundert Reitern in der Stille fort, und ehe man ſich's verſah, langte er zu Arnſtadt in Thüringen an, und da man ihn und ſeine Handlungsweiſe kannte, ſo wurde hierdurch dieſe ganze Provinz in Furcht geſetzt. — Die eigentliche Abſicht dieſes Fürſten war, ſich mit ſeinen übrigen Völkern zu vereinigen, und dann nach Leipzig vorzudringen.

Kaum erfuhr der Kurfürſt dieſen Zug, als ihm für Leipzig bangte. Er eilte daher mit vierhundert Reitern dahin, ließ ſofort noch mehr Volk werben und in ſeinem Lande die Ritterpferde aufbieten. — Nun legte er in die vornehmſten Städte dieſes Landes Beſatzungen und mit dem Reſte ſeines Heeres ging er dem Markgrafen entgegen, der ſich aus Thüringen nach Niederſachſen gezogen hatte. — Der Herzog Heinrich ſendete einen Eilboten an ſeinen Sohn Philipp nach Franken, und benachrichtigte ihn von der Gefahr des Landes. Sogleich hob dieſer die Belagerung von Schweinfurt (am 17. Juni) auf und verließ mit ſeinen und den ſächſiſchen Kriegsvölkern das Frankenland, mit ihnen in Schnellzügen nach Niederſachſen eilend. — Nachdem ſich nun alle Kriegsſchaaren hier vereinigt hatten, ging das Heer über Eimbeck nach Oſterode, wo es ein Lager bezog. — Von hieraus kündigte der Kurfürſt Moritz, im Namen des römiſchen Königs Ferdinand, am 1. Juli dem Markgrafen den Krieg an, welcher auch ſofort ernſtlich begann.

Wie nun dieſer Krieg geführet worden, werden wir im *IV*. Bde. zum 9. Juli vortragen, weil an dieſem Tage der Krieg durch die Schlacht bei Sievershauſen entſchieden wurde, und wollen uns hier darauf beziehen.

9.

Das Kloſter Celle bei Roſſen.

Ueber die wilde Urgeſtalt des Erzgebirges haben wir uns bereits im *II.* Bde. S. 274 verbreitet, und wollen uns hier darauf beziehen.

In jenen dichten Urwäldern wurde, mit dem Beginnen der zweiten Hälfte des *XII.* Jahrhunderts, ein reicher Silberbergbau entdeckt, und da derſelbe beſonders bei dem Dörfchen Luſitz, — in der Gegend wo jetzt Freiberg liegt, — immer reichere Ausbeute gab; ſo beſchloß der fromme Markgraf Otto, — dem von dieſem Reichthume ſpäterhin der Zuname des Reichen beigelegt wurde, — dieſen Reichthum, im Geiſte jener Zeit, zur Erbauung eines Kloſters anzuwenden. —

Der Bau begann, und immer reicher wurde das Ausbringen der entdeckten Silbergänge, worin der fromme Fürſt die göttliche Billigung dieſer Stiftung erblickte, und mit dem ſteigenden Segen des Bergbaues vermehrte er auch die Zahl der Arbeiter: ſo daß ein Gebäude um das andere aus dem Nichts emporſtieg und vollendet wurde. — Der Bau des Kloſters begann im Jahre 1162, wo der Grundſtein am 9. Mai gelegt worden ſeyn ſoll.

Die Stiftung des Kloſters hatte einen ſehr edlen Zweck, Volksbildung in Verbindung mit Hoſpitalität, und dieſer tritt noch weiter hervor, wenn man bedenkt, welchem Orden dieſes Kloſter zu Theil wurde: da die Ciſtercienſer, von ihrer Stiftung an, ſich dem Unterricht in den Wiſſenſchaften widmeten und dadurch in ſo hohe Achtung kamen, daß ſogar der Kaiſer Otto IV. ſich im Jahre 1209 in denſelben aufnehmen ließ.

Es war, wie ſchon gedacht, im Jahre 1162, als der Grundſtein zu dem Kloſter gelegt wurde, und der Biſchof Gerung von Meißen verrichtete dabei die kirchlichen Feierlichkeiten. Groß war die Zahl der Arbeiter, welche bei dieſem Baue angeſtellt wurden, ſo daß bald ein Gebäude um das andere vollendet daſtand, und des Fundators großartigen Sinn pries. — Der Umfang der zu dieſem Kloſter gehörigen Gebäude war jedoch ſo groß, daß ſie erſt nach dreizehn Jahren ganz vollendet werden konnten, ſo daß am 26. April 1175 der erſte Abt, Heinrich, bisheriger Prior des Kloſters Himmelspforte bei Naumburg an der Saale, mit mehreren ſeiner Brüder, aus jenem Kloſter in dieſes neuerbauete ſeinen Einzug halten konnte. —

Der Markgraf Otto begabte dieſes Kloſter ſchon bei ſeiner Gründung mit acht hundert Hufen Landes und den auf dieſer Strecke liegenden Städten, Dörfern und Flecken, zur Nutzung auf ewige Zeiten. Dieſes betrug denn eine Landſtrecke von mehr als vier deutſchen Meilen, und hierdurch, ſowie durch andere reiche Begabungen wurde es möglich, daß ſich die Zahl der Chorherren bis auf achtzig und drüber vermehren konnte, deren Abt biſchöfliche Kleidung und die Inful nebſt dem Krummſtabe trug, als Prälat den Rang über den Grafen und Herren bei den Landtagen hatte, und vom Landesherrn den Titel: Ehrwürdiger bekam. Die ſämmtlichen Mönche dieſes Kloſters wurden durch ihren Eintritt in daſſelbe zugleich mit in den Rang und Stand des Adels erhoben, und ſie erhielten auch ſonſt verſchiedene Privilegien dem ähnlich. —

Die Kloſtergebäude waren ſo weitläufig und geräumig, daß der größte Fürſt hätte mit der zahlreichſten Hofhaltung darin wohnen können, und die Abtei beſonders ſo prächtig, daß er ſich dieſer Wohnung nicht hätte ſchämen dürfen. — Von dem Umfange dieſer Gebäude zeugen die das Kloſter und alle ſeine Gebäude umſchließenden Mauern, die ſich bis zu unſeren Tagen noch ſo ziemlich erhalten haben, und eine kleine Stadt zu umfaſſen vermöchten. — Die in dieſen Ringmauern befindlichen Gebäude waren: 1. das Capitelhaus, in welchem nicht allein die Mönche für ſich ihre Convente hielten, ſondern auch noch andere wichtige Verſammlungen gehalten werden konnten; 2. das Mönchshaus, in dem die Mönche wohnten, und welches 3. mit dem Dormitorio, in welchem ſich die Schlafſäle befanden, innigſt verbunden war; 4. das Refectorium, oder das Haus, in welchem die Kloſtergeiſtlichen, Alumnen und Laienbrüder täglich ſpeisten; 5. das Lectorium, oder die Schule, in welcher kurz vor der Reformation vierzehn Profeſſoren unter dem Namen von Lectoren angeſtellt waren; 6. das Gaſthaus; 7. das Krankenhaus, (beides ſehr großartige Anſtalten); 8. die Apotheke; 9. die Küchen, Keller, Gartenhäuſer ꝛc. woraus ſich der hochbedeutende Umfang dieſes Kloſters am leichteſten ermeſſen läßt.

Es war aber auch dieſer Umfang um ſo nothwendiger, als der fürſtliche Stifter dieſes Kloſters, außer den ſchon angegebenen geiſtigen Zwecken auch noch die Pflege und Bewirthung armer Pilger damit verband; welche Pflichten auch von den menſchenfreundlichen Mönchen dieſes Kloſters ſo fleißig geübt wurden, daß ſie einſt, in der Zeit von nicht ganz drei Jahren, vierzehntauſend Reiter und zwanzigtauſend Pilger verpflegten, und auch ſonſt noch wohlthätig wirkten. — Wenn man nun die wilde Geſtalt erwägt, in welcher, in jenen frühen Zeiten, dieſe ganz von dicken Wäldern bedeckte Gegend ſich befand, wo der Reiſende oft ganze Tage lang im Walde daherzog, ohne einen Menſchen zu erblikken, und ſich nun am Abende nach der Herberge ſehnte, in welcher er Erquickung finden, und ſeine müden Glieder wieder ruhen konnten; wo er denn nun dieſes Alles hier ſo wohl beſtellt traf, ſo tritt die Wohlthätigkeit dieſer Stiftung noch glänzender in's Licht und erhöht die Ehrfurcht gegen den frommen Stifter. —

Das Kloſter hatte zwei Eingänge: das Hauptthor, und eine nach der Kloſtermühle führende Pforte. Von jenem iſt noch der Bogen unverſehrt vorhanden und zeigt durch ſeine kunſtvolle Bauart, daß man ſchon im *XII.* Jahrhundert die Regeln der Akuſtik kannte. Denn, wenn man an der Seite den Mund an dieſen Bogen legt, und in aufwärts gerichteter Stellung etwas leiſe ausſpricht, wird es von dem, der auf der andern Seite das Ohr ebenfalls an den Bogen legt, ſehr wohl verſtanden, ohne daß es der in der Mitte des Bogens Stehende verſtanden hat. —

Die Hauptkirche des Stifts, ein Meiſterwerk der Baukunſt früherer Zeit, — welche, nach den Ordensregeln der Ciſtercienſer, kein weiblicher Fuß betreten durfte, — wurde erſt im Jahre 1198, und alſo über neun Jahre nach dem Ableben des Stifters fertig, und von den drei meißniſchen Landesbiſchöfen, in Gegenwart des regierenden Landesfürſten*) und einer großen Menſchenmenge, zu Ehren der Mutter des Herrn, mit großer, ſeltener Pracht und Herrlichkeit geweih't, wobei es auch gewiß an Werken der Wohlthätigkeit nicht gefehlt hat. — Dieſe Kirche war ein Meiſterwerk der Baukunſt, ganz maſſiv von Backſteinen gemauert, und auf ſtarken Pfeilern ruheten feſte Gewölbe, mit der feinſten Stukkatur- und der eleganteſten Bildhauerarbeit geziert, von der jetzt noch einzelne übrig gebliebene Fragmente zu ſehen ſind, und von der Geſchicklichkeit der damaligen Künſtler ein rühmliches Zeugniß geben. — Der Fußboden war mit vier- ſechs- acht- und mehreckigen Ziegelplatten, von verſchiedenen Farben, als Moſaik ausgelegt; von welchen Platten eine kleine Partie übrig geblieben und bis auf uns gekommen iſt, wo dieſe Ueberreſte aus der Vorzeit den Fremden gezeigt werden, wenn ſie die Begräbnißcapelle beſuchen. —

Außer dieſer Hauptkirche gab es noch mehr als zwanzig Capellen im Bezirke der Kloſtermauern. Die Vornehmſte und Prächtigſte unter dieſen Nebengebäuden war die, welche der Markgraf Friedrich im Jahre 1347 erbauen ließ. — Schon der Markgraf Otto ließ im hohen Chore der Kirche eine Begräbnißcapelle für ſich und ſeine Nachkommen anlegen, in welcher ſeine ſterblichen Ueberreſte die erſten waren, welche darin ruheten. Es ſcheint aber, daß nicht alle Leichname der verſtorbenen Glieder dieſes Fürſtenhauſes in derſelben haben Platz finden können, weil der Markgraf Friedrich dieſe Capelle gleich vorn an der rechten Seite der Stiftskirche erbauete, um nebſt ſeiner Familie dereinſt in derſelben zu ruhen.

---

*) Dieſes war Dietrich, mit dem Zunamen der Bedrängte, und es geſchah dieſe Einweihung nicht lange nachher, als dieſer Fürſt zum ungeſtörten Beſitze ſeines Landes gekommen war. — (Vergl. 1. Bd. S. 305.)

A. d. V.

Es herrſchte überhaupt in jenen Zeiten der Glaube allgemein, daß es die Seligkeit der Verſtorbenen fördere, wenn ſie ſich in ſolche geweihete Orte begraben ließen und bedeutende Summen zu Seelenbädern, Todtenmeſſen, Armenſpenden ꝛc. den Kloſter- oder Kirchenkaſſen ſpendeten. — Daher kam es denn, daß die vornehmſten Familien dieſes Fürſtenthums ihre beſtimmten Erbbegräbniſſe in der Kirche oder den Capellen dieſes Kloſters hatten, wofür die Vermächtniſſe der Caſſe derſelben zufielen und ihr ſehr zuträglich waren.

Die Geſchichte dieſes Kloſters iſt ziemlich einfach, und ſeine Bewohner wirkten mehr in der Stille. Gleich in der erſten Zeit wurde ihm ein Schatz geraubt, den der Erbauer deſſelben in ihm niedergelegt und zur Vertheilung an verſchiedene Gotteshäuſer zu Seelenmeſſen ꝛc. beſtimmt hatte. Ein paar Jahre nach dem Tode des Markgrafen Otto verlangte ſein Sohn und Nachfolger Albrecht dieſen Schatz, und als man ihm denſelben mit Recht verweigerte, nahm er ihn mit Gewalt und ließ ihn fortſchaffen; doch der Wagen, auf welchen dieſes Silber geladen war, wurde von den Böhmen geraubt und in ihr Land geſchafft. — Ferner verdient bemerkt zu werden, daß der Abt Johannes von Mochau durch ſeinen eignen Vetter 1362 ermordet wurde, worauf das Kloſter die Güter des Mörders als Sühnopfer erhielt. — Die Beerdigung der Glieder des meißniſchen Fürſtenhauſes hörten mit Catharina, der Gemahlin des Markgrafen und nachmaligen Kurfürſten, Friedrich des Streitbaren, auf, indem eben dieſer Fürſt eine Capelle am Dom zu Meißen anbauete, und dieſelbe zum Begräbniß für ſeine Nachkommen beſtimmte, welche auch bis auf Georg den Bärtigen (1539) ihre Ruheſtelle daſelbſt gefunden haben. — Auch der Huſſitenkrieg traf das einſam liegende Kloſter ſelbſt nicht, wohl aber mehrere ſeiner Beſitzungen, welche von den Huſſitten ſehr verwüſtet wurden. —

10.

Das Ende des Kloſters Celle.

Dieſe Herrlichkeiten hatten endlich ebenfalls das Geſchick aller menſchlichen Dinge, die Vergänglichkeit; ſie überlebten ſich, bekamen eine andere Geſtalt, und lößten ſich endlich unter den veränderten Verhältniſſen der Zeiten wieder auf.

Unter der bedeutenden Anzahl Aebte, welche in faſt vierhundert Jahren dieſes Kloſter regiert hatten, war zuverläſſig der verdienſtvollſte Martin, Edler von Lochau, welcher im Jahre 1493 zum Abt erwählt wurde. — Dieſer Abt war ein exemplariſcher und wahrhaft frommer Mann, ein Vater der Gelehrſamkeit und der Mäcen der Wiſſenſchaften, der mit **Reuchlin**, **Erasmus**, **Peter Moſellanus** und andern Sternen der erſten Größe am damaligen gelehrten Himmel korreſpondirte; auf das **Lectorium** des Kloſters ſeine ganze Aufmerkſamkeit richtete; das **Bernhardiner-Collegium** in Leipzig ſtiftete; die Kloſterbibliothek anſehnlich vermehrte, ſo daß ſie eine der anſehnlichſten dieſer Zeit und in ihrem höchſten Flore war. Die Kloſtergebäude ließ dieſer Abt erneuern, und verſchiedene neuere bauen. Kurz, **Martin Lochau's** Regierung war eine der ſegensreichſten. Als er aber im Jahre 1522, viel zu früh für ſein Wirken um die Wiſſenſchaften von der Erde ſchied, kam ein Mann an ſeine Stelle, welcher in allen Stücken das gerade Gegentheil von ſeinem Vorgänger war. War der Abt **Martin** einer der gebildetſten und aufgeklärteſten Aebte ſeiner Zeit geweſen, ſo war ſein Nachfolger, **Paul Bachmann**, einer der inhumanſten Feinde aller Aufklärung, und ſtellte ſich wüthend jedem Fortſchritte des Zeitgeiſtes entgegen. Ein Pröbchen ſeines Styls, ſo wie überhaupt der Kraftausdrücke jener Zeit, giebt wohl folgendes Beiſpiel. *D.* **Luther** hatte ein Schriftchen geſchrieben, und ſich in demſelben ſtark gegen die „**Abgötterei**" geäußert, welche man mit den wieder aufgefundenen Gebeinen des Biſchofs **Benno** im Dom zu Meißen getrieben hatte. Der Abt **Paul Bachmann** ſchrieb zur Beantwortung derſelben: „**Schrift wider das wilde geifernde Eberſchwein, Merten Luthern, ſo mit ſeinem Rieſel umzuſtoßen ſucht, die Canonication** *S. Benonis*, **Biſchof zu Meißen.**" (Leipzig 1524.)

Dabei verfolgte dieſer geiſtliche Deſpot jeden, der es wagte, eine freiere Meinung zu äußern, oder Luthern nur im Geringſten Recht zu geben, im Kreiſe ſeiner Gewalt mit unerbittlicher Strenge, und wehe einem ſolchen, wenn er in Abt Bachmanns Hände fiel. Und dennoch wurde es an ihm abermals beſtätigt, daß der Geiſt der Zeit ſich nicht aufhalten läßt; denn in des Abtes eignes Kloſter verbreitete er ſich, zündete das Licht der Aufklärung an, und eine bedeutende Anzahl von Mönchen und andern Kloſterbrüdern wurden ſeine Verehrer. Man denke ſich ihr Loos unter einem ſolchen Abte! — Dies hatte denn zur Folge, daß dieſe unter der Geiſſel des unvernünftigſten Deſpotismus ſich Windenden gegen das Ende des Jahres 1524 einen Aufſtand erregten, das Kloſter mit Gewalt verließen und ſich nach Wittenberg begaben. (S. Bd. *I.* S. 14.) — Der Abt Paul ließ deshalb von ſeiner Strenge nichts nach, und wurde dabei vom Herzog Georg kräftig unterſtützt. — Endlich fand er ſein Ziel, als der Herzog Heinrich zu Freiberg ſich im Jahre 1537 öffentlich zu Luthers Lehre wendete, der er im Stillen ſchon längſt zugethan geweſen war. Der Abt Paul Bachmann entſetzte ſich hierüber ſo ſehr, daß er plötzlich ſtarb, und dahin überging, wo es keine Täuſchung mehr giebt. Unter ſeiner Regierung hatten von den achtzig Chorherren, welche noch zu Abt Martins Zeiten (bis 1522) im Kloſter geweſen waren, drei Viertheile das Kloſter verlaſſen, und noch mehr andere Kloſterbrüder waren ihrem Beiſpiele gefolgt. — Unter dem Abt Andreas Schmiedewald (aus Roßwein), Pauls Nachfolger, und dem letzten in der langen Reihe der hieſigen Aebte, ſchmolz die Anzahl der Kloſterbewohner dermaßen zuſammen, daß die wichtigſten Stiftsämter nicht mehr beſetzt werden konnten, indem im Jahre 1542 nur noch funfzehn Mönche, neun Laienbrüder und das aus drei und neunzig Perſonen beſtehende Kloſtergeſinde vorhanden waren. — Es ging dieſes aber nicht allein dem Kloſter Celle ſo, ſondern es entleerten ſich bloß im Markgrafthume Meißen, binnen zehn Jahren, mehr als ſiebenzig Klöſter ihrer Bewohner, indem die Zeit erſchienen war, wo man, an die Stelle der Verehrung gegen die Kloſterleute, den Glauben zu ſetzen begann: „Mönche und Nonnen wären faule Bäuche, und ihre Herrlichkeiten ein glänzendes Nichts." — Und gegen dieſe Argumentation vermochten ſelbſt fürſtliche Befehle nichts, wiewohl auch keine ſolche mehr erſchienen, der mächtige Beſchützer des Kloſterweſens, der Herzog Georg war ja nicht mehr. —

Endlich hörte, mit dem Jahre 1544, das faſt vierhundertjährige Mönchsleben in dieſem Kloſter ganz auf, und der Abt Andreas legte im folgenden Jahre ſeinen Hirtenſtab in die Hände des Herzogs Moritz nieder; war aber vorher ſo klug, ſich ſelbſt aus der Stiftskaſſe wohl zu bedenken, um auch ſeinen Geſchwiſtern und Freunden etwas hinterlaſſen zu können; ſo wie er auf gleichem Wege ſeine Vaterſtadt wohl bedachte, und dann ſein reſervirtes Landgut, Krummhennersdorf, bezog, wo er ſeine noch übrige Lebenszeit beſchloß.*) Von den Mönchen nahmen die Meiſten evangeliſche Pfarr- oder weltliche Aemter an; einigen Alten aber, die bei ihrer bisherigen Glaubensart bis an ihr Ende bleiben wollten, geſtattete man, wie es ſich auch von ſelbſt verſteht, dieſes ohne Widerrede, und verpflegte ſie anſtändig bis an den Beſchluß ihres Lebens. —

---

*) Auch ſoll dieſer Abt mehrere ſehr werthvolle Kleinodien in das Kloſter Marienthal bei Görlitz geſchafft, der Kur-

Die Kloſtergüter wurden nun getheilt. Ein Theil wurde mit dem Amte Noſſen vereinigt, eine noch größere Anzahl von Stiftsdörfern kam in's Amt Freiberg, einige Güter wurden Kammergüter u. ſ. w. — Die Gebäude, beſonders die Kirche und die daran ſtoßende Fürſtencapelle, ſollten, ſo befahl es Moritz, fortwährend im baulichen Weſen erhalten werden, zum ſteten Andenken an die Ahnen. Indeſſen iſt doch zu ſchließen, daß kein Gottesdienſt mehr in dieſer Kirche gehalten worden ſeyn mag; denn es kam der reich vergoldete Altar nach Roßwein, eine Orgel, die ſogenannte grüne, (im Jahre 1555) nach Schneeberg, die andern Altäre ꝛc. wurden in mehrere Kirchen vertheilt, und es erhielt z. B. die (ehemalige) Frauenkirche in Dresden, in Gemeinſchaft der Kirche zu Mochau, das Geläute. Die Bibliothek wurde das Eigenthum der Univerſität zu Leipzig, und das Archiv nach Dresden geſchafft.

Der Kurfürſt Auguſt ließ 1559 die Kirche wie die Fürſtencapelle gehörig ausbeſſern und neu bedachen, erneuerte auch den Befehl ſeines Bruders, das Andenken an die Ureltern in ihrer Aſche noch zu ehren, und deshalb die Orte, wo dieſe ruhe, fortwäh-

---

fürſt Auguſt aber dieſelben, im Jahre 1562, von der Aebtiſſin dieſes Kloſters zurückgefordert haben.

A. d. V.

rend in gutem Stande zu erhalten. Dieſem löblichen Vorſatze blieb er treu, und auch ſein Sohn und Nachfolger, Chriſtian I., kam demſelben nach, als, ſo wollte es das Schickſal, Otto's herrliche Stiftung durch ein furchtbares Naturereigniß zerſtört wurde, und Alles in ein wildes Chaos verſank. —

An einem ſchwülen Sommertage, es war der 10. Juni 1599, thürmten ſich Gewitterwolken am Horizonte auf und zogen drohend heran. Bald war der ganze Himmel über den ehemaligen Kloſtergebäuden nur eine ſchwarze Wolke, welche von Blitzen unaufhörlich durchzuckt und erleuchtet wurde. Zagend blickten die Bewohner der Umgegend nach dieſem furchtbaren Wetter, als plötzlich ein blendender Blitz aus dieſer Wolke herabſtürzte, und ein Thürmlein auf dem Dache der Stiftskirche traf. — Sogleich ſah man Dampf und Feuer aus demſelben emporſteigen, welches ſich mit Blitzesſchnelle über das ganze Dach verbreitete, ſo daß dieſes bald nur eine Flamme wurde. Der Gewitterſturm führte die Flamme von Dach zu Dach, und bald waren dieſe Gebäude zuſammen ein einziges Feuermeer. Binnen wenig Stunden waren ſie Alle ausgebrannt und in Schutthaufen verwandelt. — Von der Kirche war das Dach hinweg und dadurch das Deckengewölbe entblößt, ſo daß der Regen ungehindert eindringen und dieſes Gewölbe durchweichen konnte. Mehrere Jahre ſtanden dieſe Ruinen ſo da, als ein trauriger Beweis der Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller menſchlichen Dinge, bis endlich auch dieſes Gewölbe einſtürzte, und in ſeinem Falle Grabmäler und Monumente zerſchmetterte oder in Schutt und Graus begrub. —

So war denn das einſt ſo herrliche und weit berühmte Kloſter ein Schutthaufen geworden, und verödet ſtanden die einſamen Mauern. Niemand gedachte mehr an die in den Grüften ruhenden Gebeine alter ſächſiſcher Fürſten, denn wenig Jahre ſpäter brachen die Unruhen in Böhmen aus, welche einen dreißigjährigen Krieg, dadurch aber auch Zerſtörung und Vernichtung überall herbeiführten, und erſt nach langen Jahren dachte man wieder an dieſe Ruinen. Was aber nun geſchah, werden wir in einem der nächſten Abſchnitte berichten, und damit dieſes Gemälde menſchlicher Vergänglichkeit beſchließen. —

Hiſtoriſche Miscellen.

Zu dem vorſtehenden Gemälde der Vergänglichkeit menſchlicher Dinge, laſſen ſich noch folgende kleine Scenen hinzufügen, welche ebenfalls in das Kloſterleben der frühern Zeiten blicken laſſen.

Wider den Abt von Celle, Johann V. empörten ſich 1488 die Mönche des Kloſters; die Veranlaſſung zu dieſer Empörung aber iſt uns unbekannt geblieben. Ein Tumult entſtand, in welchem der Abt von den höchſt aufgeregten Mönchen ſicher würde umgebracht worden ſeyn, wenn ihn nicht ein anweſender Domherr von Meißen aus ihren Händen errettet hätte.

Dieſer, ein Herr von Heynitz — eben ſo ſtark als muthig, — warf ſich den Mönchen entgegen, verwundete fünfe von ihnen ziemlich hart, und ſchreckte dadurch die übrigen von ähnlichen Angriffen zurück. — Hierdurch gelang es ihm, den bedroheten Abt in Sicherheit zu bringen. Doch derſelbe muß bald darauf geſtorben ſeyn; denn in der Chronik kommt ſchon 1490 der Name ſeines Nachfolgers Leonhard vor.

Welche Seltenheit die Bibel war, ehe die Buchdruckerkunſt erfunden, und der Anfang mit Ueberſetzung derſelben in die Mutterſprachen — (beſonders in die deutſche) — gemacht worden war, lehrt folgendes Beiſpiel. Thomas Mann, ein Chorherr im Kloſter Celle, und nachher Pfarrer zu Pappendorf, verehrte ſeiner Vaterſtadt, Roßwein, im Jahre 1474 ein Buch, in welchem das neue Teſtament und die Propheten beſchrieben waren, und welches lange Jahre in der Sacriſtey der Kirche daſelbſt, als eins der größten Heiligthümer aufbewahrt wurde, anſtatt daß in unſern Tagen auch der Aermſte dieſes Buch beſitzen kann.

Als der kluge Martin von Lochau, deſſen wir ſchon oben gedachten, Abt im Kloſter Celle war, wurde ihm gemeldet, daß einer der Mönche vom Teufel beſeſſen ſey, und daß man ihn gern aus den Strikken dieſes böſen Geiſtes reißen möchte. — Der hochwürdige Herr erkundigte ſich nach allen Umſtänden, und als er in's Klare gekommen war, befahl er, den Beſeſſenen, wegen ſeines Ungehorſams, beim Convente anzuklagen, und dann mit Ruthen zu ſtäupen;

worauf der Teufel ausfuhr und nicht wieder kam. —

Im Jahre 1503 kam ein päpſtlicher Legat, der Cardinal Peraudi, nach dem Kloſter Celle, wo er einige Tage blieb und fürſtlich bewirthet wurde. Als er wieder abreiſ'te, glich ſein Auszug einer großen Proceſſion. Denn der Herzog Georg ſelbſt geleitete den Cardinal, dem er zur linken Hand ritt, (?) mit hundert Trabanten im höchſten Schmucke, und in Begleitung der ganzen Cleriſey. —

Man hat eine Sage, daß der Kurfürſt Moritz im Jahre 1548 Urſache gehabt habe, Melanchthon eine Zeitlang zu verbergen, und dieſes ſey denn in dem — damals ſchon ſäculariſirten — Kloſter Celle geſchehen. Iſt dieſe Sage wirklich wahr, und es ſpricht Einiges dafür, ſo hätten die beiden Freunde, Luther und Melanchthon, ganz einerlei Schickſal gehabt.

Am 10 Juni 1532 kam ein päpſtlicher Legat nach Weimar, und lud den Kurfürſten Johannes (den Beſtändigen) ein, mit in die Conferenz wegen des Concilii zu treten; derſelbe nahm jedoch Bedenken deshalb. Nach zwei Monaten ſtarb dieſer Fürſt, und bei ſeinem Nachfolger Johann Friedrich war keine Rede mehr davon.

11.

Die Sachſen werden von den Kaiſerlichen aus Böhmen vertrieben.

Nach der Schlacht bei **Breitenfeld**, (S. *V.* Bd., 7. Sept.) hatten die Sachſen das Königreich Böhmen erobert und ſuchten ſich in demſelben zu behaupten. Als aber **Tilly** ſich unaufhörlich vor den ſiegreichen Schweden zurückziehen mußte, und in der Folge ſogar ſein Leben, bei der Vertheidigung des Uebergangs über den Lech, bei Rain verlor; ſo ſah ſich der Kaiſer in die Nothwendigkeit verſetzt, den früher, (1630) auf Betrieb der Reichsfürſten abgeſetzten, ſtets ſo glücklich geweſenen Feldherrn **Wallenſtein** wieder auf den Kriegsſchauplatz zu rufen, und ſchloß deshalb eine Uebereinkunft mit demſelben, in welcher ſich dieſer verbindlich machte, aus ſeinem eignen Vermögen ein Heer anzuwerben, über welches er den unumſchränkten Oberbefehl übernehmen und damit den König von Schweden bekämpfen wollte. *)

Wallenſtein ließ nun die Werbetrommel rühren, und nicht allein das dienſtloſe Kriegsvolk lief ihm haufenweiſe zu, ſondern auch noch Tauſende, die der Krieg arm gemacht hatte und die hier hofften, unter dieſen Fahnen durch den Krieg wieder etwas zu erwerben, ſo daß im Monat April 1632 ſchon 30 bis 40.000 Mann beiſammen waren, welche nun bei Znaim in Mähren zu einem regelmäßigen Heere geordnet und in Regimenter eingetheilt wurden. —

---

*) S. Denkwürdigkeiten aus dem großen Panorama der Welt und des Menſchenlebens, 2. Bd., S. 310 ff. — Bilderſaal 3. Band, 5. Heft.

Ehe Wallenſtein mit dieſem Heere in Böhmen einbrach, verſuchte er erſt, durch eine Unterhandlung den Kurfürſten von Sachſen wieder von dem Schwedenkönige abzuziehen, dieſe mißlang jedoch, und nun brach Wallenſtein mit ſeinem neugeſchaffenen Heere in Böhmen ein.

Dieſe ganze Armee zog vor die böhmiſche Hauptſtadt Prag, in welcher ſich nur noch zwei Regimenter Sachſen in Beſatzung befanden. Am 4. Mai wurde die Stadt auf der kleinen Seite mit zwanzig Kanonen zum Sturm beſchoſſen; dieſer aber wurde von den Sachſen tapfer abgeſchlagen, ſelbſt als er wiederholt wurde. Endlich mußte dieſes kleine Häuflein dennoch der Uebermacht weichen und ſich auf den Ratſchin zurückziehen, wo es dann freien Abzug erhielt, nachdem es Fahnen, Standarten, Geſchütz und alles Obergewehr zurückgelaſſen hatte.

Der ſächſiſche Feldherr Arnheim hielt mit ſeinem ganzen Heere den Paß bei Leitmeritz beſetzt, und Wallenſtein hatte die Abſicht, dieſes Heer mit Uebermacht einzuſchließen und zu Gefangenen zu machen; doch es gelang Arnheim, dieſe Abſicht durch eine Liſt zu vereiteln. Er gab bei Wallenſtein vor, daß er neue Vollmachten erhalten habe und zum Abſchluſſe eines Tractats bereit ſey, und Wallenſtein glaubte es. Dieſer Glaube ließ es gelingen, daß der Erſtere am

26. Mai alles Gepäck nach Pirna ungehindert abſenden und dieſem in der folgenden Nacht mit dem Heere nachfolgen konnte, welches wohlbehalten am 29. Mai in Pirna ankam.

Wallenſtein wüthete, als er ſich ſo betrogen ſah, und dennoch zog er es vor, die Sachſen nicht zu verfolgen, ſondern ſich nach der Gegend von Eger zu wenden, um ſich mit dem Kurfürſten von Baiern vereinigen zu können, der mit einem Heere über Wayden und Törſchenreuth heranzog.

Noch war Eger und Elnbogen von den Sachſen beſetzt, und Wallenſtein traf Anſtalten, auch dieſe beiden letzten Punkte ihnen zu entreißen. In Eger befehligte der Oberſte Starſchedel, ein wakkerer Degen, der ſich ſo tapfer in der Vertheidigung der Stadt hielt, daß er die Achtung des Oberfeldherrn Wallenſtein erwarb, ſo daß er, da die Stadt wenig befeſtigt war und man fürchten mußte, daß der großen Uebermacht ein Sturm gelingen werde, eine ehrenvolle Capitulation erhielt, und am 11. Juni (1632) mit allen Ehrenzeichen und dem dahin gebrachten ſächſiſchen Geſchütz ausziehen durfte.

Nun war Elnbogen allein noch zu erobern übrig, und es wurde von dem kaiſerlichen Feldmarſchall-Lieutnant Holke eingeſchloſſen. Elnbogen war an und für ſich nicht haltbar, und die ſächſiſche Beſatzung überdies mit Vertheidigungsmitteln übel verſehen, da ſie Pulver, Kugeln ꝛc. hatte an die zu Eger abgeben müſſen; beſtand auch größtentheils aus neugeworbenen Leuten. Der Commandant, Oberſter von Vizthum, fragte daher in Dresden an, und erhielt den Befehl, ſich ſo gut als möglich aus der Sache zu ziehen. Am 14. Junius wurde alſo eine

Capitulation abgeſchloſſen und am folgenden Tage zog die Beſatzung mit allen Kriegsehren aus.

So war denn das Königreich Böhmen durch die Kaiſerlichen wieder erobert, und nun erſt vereinigte ſich das kaiſerliche Heer mit dem baierſchen, um die Schweden zu bekämpfen; die Sachſen aber zogen in die Lauſitz, wo die Kaiſerlichen eingefallen waren.

12.

Oswald Solbrig.

(Ein Beiſpiel zur Warnung.)

Groß ſind die Gefahren des Bergbaues, und es iſt ein Verbrechen gegen ſich ſelbſt, wenn des Bergbaues Unkundige ſich in die Gruben hinab wagen, da ſie es nicht wie die Bergleute verſtehen, jenen Gefahren auszuweichen; das folgende Beiſpiel, welches Hering in ſeiner Geſchichte des ſächſiſchen Hochlandes erzählt, giebt einen Beleg zu dieſer Wahrheit.

Oswald Solbrig, ein Bürger in Johanngeorgenſtadt, beſaß daſelbſt ein Haus, neben welchem ſich der Schacht einer Grube befand, die man, wegen Unergiebigkeit, wieder aufgegeben hatte. Im Jahre 1670 fuhr dieſer Mann mit einem Bergmanne in jenem Schachte hinab, und wollte mit dieſem nachſehen, ob nicht vielleicht in demſelben noch Etwas befindlich ſey, was man durch Nachſchlagen gewinnen könne. Indem nun beide in dieſer Tiefe nachſuchten, ob ſie nicht irgend Etwas finden möchten, that Solbrig mit einem Fäuſtel (ein hammerähnliches Werkzeug der Bergleute von verſchiedener Größe,) auf den Boden zu ſeinen Füßen einen ſtarken Schlag, er brach durch, weil er wahrſcheinlich gerade auf ein Ueberhauen*) traf, welches aus einer andern tiefern Grube an dieſer Stelle in die Höhe getrieben worden war, vielleicht war es auch eine natürliche Kluft dieſes Berges, die ſich gerade an dieſer Stelle befand und deren dünne Schicht einbrach; kurz, Solbrig ſtürzte nun zehn Lachter — à 3½ Elle = 35 Ellen — tief hinab. Er würde vielleicht von dem nachſtürzenden Geſtein erſchlagen worden ſeyn, wenn nicht, durch eine Fügung der Vorſehung, ein großer Stein, der von der nahen Wand nachſtürzte, ſich über dieſes Loch gelegt und dadurch jenes Geſtein am Nachſtürzen in dieſe Oeffnung verhindert hätte; geſchah dieſes nicht, ſo war Solbrig verloren und wurde entweder erſchlagen oder ſo verſchüttet, daß er erſticken mußte. —

Welcher Schrecken aber Solbrigs Gefährten wegen dieſer unverhofften Begebenheit befallen haben mag, als ſich ſo urplötzlich vor ſeinen Füßen der Schlund aufthat und Jenen verſchlang, läßt ſich leicht denken; doch er war ein Bergmann, und alſo mit den Gefahren ſeines Standes vertraut. Schnell erholte er ſich von ſeinem Schrecken und rief Solbrigs Namen, um zu hören, wo er ſich befinde. — „Ich lebe noch, rette mich!“ — ſcholl es dumpf von unten herauf, und der Bergmann eilte fort, um dem lebendig Begrabenen Hülfe zu verſchaffen. So ſchnell als möglich fuhr er aus, und eilte zu dem Bergmeiſter, dem er den Vorfall meldete. Sogleich traf dieſer nun die Veranſtaltung, daß eine Menge Bergleute aufgeboten wurden, welche auf dieſer Grube einfuhren, um den Verunglückten zu retten. —

---

*) Ein Ueberhauen wird, nach Anweiſung des Ganges, in die Höhe getrieben, dann aber, wenn der Gang aufhört, wieder verlaſſen. A. d. V.

Wenn bei der Bergbau-Arbeit der nicht ſeltene Fall eintritt, daß einer der Arbeiter verſchüttet wird, ſo iſt die Kraft und der anhaltende Eifer zu bewundern, mit dem die Bergleute arbeiten, den Verſchütteten zu befreien. Keine Minute ruht die Arbeit, und ſind von den Arbeitern welche ermüdet, ſo drängen ſich ſofort Andere vor, dieſe Müden abzulöſen, bis ſie endlich ihren Zweck erreicht haben, worauf man den Geretteten freudig nach dem Tageſchachte bringt, damit er nun zu Tage gefördert werden und, iſt er beſchädigt, ärztliche Hülfe erhalten kann. — So geſchah es auch hier. — Zwei volle Tage mußten die angeſtellten Bergleute arbeiten, ehe ſie die eingeſtürzten Berge (Schutt) hinwegſchaffen und zu dem großen Steine gelangen konnten, der den Eingang zu dem Aufenthalt des Verunglückten bedeckte. Endlich war dieſer Stein gefunden und von der ihm aufliegenden Laſt befreit; er wurde nun hinweggewälzt und mit einem Seile unter den Armen befeſtigt, die Blende (Berglampe) auf der Bruſt, wagte ſich einer der Bergleute in die Tiefe hinab, den Verunglückten zu ſuchen. — Ein Haspel (Winde) war unter der Zeit über dem Bruche (der Oeffnung) errichtet worden, und als der hinabgefahrne Bergmann das Zeichen mit dem Seile gab, wurde der Haspel in Bewegung geſetzt; bald darauf hatte man den Geretteten heraufgewunden und holte nun den Bergmann nach.

Der arme Solbrig war mehr todt als lebendig, als man ihn zu Tage ausbrachte. Durch den Sturz beſchädigt, hatte er auch ſo lange in ſeinem Grabe ohne Speiſe und Trank aushalten müſſen, und auch die Kälte hatte ihn ſehr angegriffen, denn es war im Winter, als ſich dieſe Begebenheit ereignete. Nur auf einem langen Krankenlager konnte ſich der durch dieſen Sturz Verſchüttete und aus ſeinem Grabe wieder Befreiete von den Folgen dieſer Begebenheit erholen, und dankte Gott, daß er noch einen entſchloſſenen Geleiter bei ſich gehabt hatte; denn wäre er allein geweſen, ſo war er unrettbar verloren und mußte in den Tiefen der Erde elendiglich verderben.

Der Herzog Johann Friedrich der Mittlere vermählt ſich mit der Prinzeſſin Eliſabeth.

Der Herzog Johann Friedrich von Sachſen war zweimal vermählt, zuerſt mit der Kurfürſtin Agnes, Wittwe des Kurfürſten Moritz von Sachſen, welche dieſen zweiten Ehebund am 26. Mai 1555 ſchloß und nach drei und zwanzig Wochen am hitzigen Fieber verſtarb. Das zweite mal vermählte er ſich am 12. Juni 1558 mit Eliſabeth, der Tochter des Kurfürſten Friedrich *III.* von der Pfalz. Dieſer Tag war einer der geſegnetſten in Johann Friedrichs Lebenstagen; denn an ihm erhielt er in ſeiner Eliſabeth ein Weib, deſſen Liebe und Treue zu ihrem Gemahl wahrhaft ſelten war, wie wir bereits im Tagesabſchnitte des 8. Februars (S. *II*. Bd., S. 240 ff.) erzählt haben, auf welches wir uns hiermit beziehen wollen.

13.

Die Leipziger Neujahrmeſſe wird privilegirt.

Die Stadt Leipzig, früher Liptzk, war noch unbedeutend, als die Städte Erfurt und Merſeburg bereits ſehr bedeutende Plätze für den Zwiſchenhandel waren. Einſt aber, es war am 13. Juni 1387, wurde die Stadt Merſeburg durch Verwahrloſung *) bis auf wenige Häuſer ein Raub der Flammen, und eine Menge Waaren wurden dadurch vernichtet. Nun wurden aber die Kaufleute, welche zeither in dieſer Stadt Handel getrieben hatten, durch dieſes große Brandunglück in ihren Geſchäften ſehr geſtört, und ſuchten deshalb einſtweilen einen andern Handelsort, weshalb ſie ſich nach Grimma wendeten. Doch hier war das öftere Austreten der Mulde zu beſorgen, und nun wurden ſie vom Erzbiſchof zu Magdeburg, welcher wahrſcheinlich in dieſen Gegenden auch Etwas zu befehlen hatte, nach Taucha gewieſen, welches Städtchen er mit einer neuen Mauer umgab. — Da nun aber der Umfang dieſes Orts für einen ſolchen bedeutenden Handel zu eng war, ſo wendeten ſie ſich nach der Stadt Leipzig, welche von dem Markgrafen Dietrich und ſeinen Nachfolgern verſchiedene Handelsprivilegien und Bevorzugungen erhalten hatte, — (das erſte derſelben iſt vom 1. März 1268). —

---

*) Der Sage und alten Nachrichten nach, ſoll dieſes Feuer dadurch verwahrloſt worden ſeyn, daß ein Schloſſer, Namens Holke, ein Feuerrohr abſchoß, wodurch das Feuer entſtand und durch den Sturmwind ſo allgemein verbreitet wurde. — A. d. V.

So erhob ſich der Handel in Leipzig durch die Ankunft dieſer Kaufleute, und die beiden früher ſchon geordneten Oſter- und Michaelis-Märkte wurden dadurch viel belebter, ſo daß ſie von der dabei ſtattfindenden kirchlichen Feierlichkeit, den Namen Meſſe erhielten, und es wurden dieſe Meſſen mit beſondern Privilegien begabt.

Es ſtellten ſich zwar dem Aufkommen dieſer Handelsſtadt und ihrer Meſſen verſchiedene bedeutende Hinderniſſe entgegen. Die Stadt Erfurt, damals viel bedeutender im Handel als Leipzig, kämpfte beſonders lange Zeit gegen dieſe Meſſen an, doch ſcheinen dieſe Kämpfe keine Erfolge gehabt zu haben, weil ſie unausgeſetzt ihren Fortgang hatten.

Im Jahre 1458 ſtiftete der Kurfürſt Friedrich *II.*, oder der Sanftmüthige, eine dritte Meſſe zum Neujahr, ſo daß Leipzig nun in jedem Jahre drei Meſſen hatte. Nach dem Tode des Kurfürſten Friedrich gelang es zwar der Stadt Halle, ſich eine gleichmäßige Meſſe vom Kaiſer Friedrich auszuwirken. Als ſie aber zum Neujahr 1470 zum erſtenmale gehalten werden ſollte, beſchwerte ſich der Herzog Albrecht von Sachſen bei dem Kaiſer über dieſe Meſſe, und brachte es dahin, daß das den Hallenſern ertheilte Privilegium wieder aufgehoben und im Gegenſatz den Leipzigern nicht allein jede ihrer drei Meſſen vom Kaiſer beſtätigt wurde, ſondern es wurde auch dieſe Beſtätigung vom Kaiſer Maximilian I. bei ſeinem Regierungsantritt, ſo wie am 13. Juni 1507 dergeſtalt wiederholt und dabei verordnet: „daß über die drei Leipziger Meſſen keine andere im Magdeburgiſchen, Halberſtädtiſchen, Meißniſchen, Merſeburgiſchen und Naumburgiſchen jemals ſollten angelegt werden,“ bei Strafe funfzig Mark löthigen Goldes. Und mit dieſer Beſtätigung wurde zugleich das Stapel- und Niederlags-Recht verbunden.

Das Maturitäts-Examen in Zeitz.

Der Herzog Moritz von Sachſen-Zeitz verordnete unterm 13. Juni 1664 Folgendes: „Daß, Kraft dieſer Verordnung, alle und jede Landeskinder, ſo ſich in Schulen auch außerhalb dieſes Landes befänden, auch künftig Beförderung zu ſuchen gedenken, ſchuldig und gehalten ſeyn ſollen, ehe und bevor ſie auf Univerſitäten ziehen, ſich vorher, bei Verluſt aller Beförderung, bei dem jedesmaligen Hofprediger zu Zeitz, mit ihres Präceptoris Atteſtat melden, examiniren laſſen und ob ſie hierzu tüchtig erkennet, oder wieder zurück an die Particular-Schulen gewieſen werden möchten, ſchriftlichen Beſcheids gewarten ſollen.“ —

Die Quelle, aus welcher wir geſchöpft haben, (Seb. Müllers ſächſ. Annalen), giebt als Motive zu dieſer Verordnung an: „daß heutiges Tages faſt niemand mehr ſeine Kinder zu ehrlichen Handwerken oder anderer zuläſſiger Handthierung, ſondern jedermänniglich dieſelben, ohne Unterſchied, ſie mögen hierzu fähig ſeyn oder nicht, zum Studiren gezogen wiſſen wollen.“

Vergleicht man nun die in unſern Tagen nöthig gewordenen gleichartigen Maßregeln mit dieſer Verordnung, ſo lernt man erkennen, wie wahr es ſey, was Salomo ſagt: „Es geſchieht nichts Neues unter der Sonne!“

14.

Die Sachſen in Morea.

Die Republik Venedig hatte ſchon ſeit einigen Jahren Krieg mit den Türken, und ihr eignes Heer war zu ſchwach an Zahl, um mit der feindlichen Uebermacht ſich meſſen zu können; daher ſuchte ſie an verſchiedenen Fürſtenhöfen Deutſchlands Hülfstruppen in Sold zu nehmen, und dieſes geſchah denn ebenfalls bei dem Kurfürſten von Sachſen, Johann Georg *III.* — Dieſer ließ ſich auch bewegen, und gab den Venetianern drei Regimenter Fußvolk, zuſammen 3000 Mann ſtark, in Sold. Den Oberbefehl über dieſe drei Regimenter, Schönfeld, Tuppau und Kleiſt, hatte der Brigadier und Oberſte von Schönfeld, und unter ihm befehligten die Oberſten Tuppau und Kleiſt ihre Regimenter. — Dieſe Hülfsvölker verſammelten ſich in Pegau, und traten am 25. Mai 1685 ihren Marſch nach Griechenland an. Sie trafen am 19. Juli an den Grenzen des venetianiſchen Gebietes ein, von wo ſie am 6. Auguſt nach Griechenland unter Segel gingen. Die Fahrt war kurz und glücklich, ſo daß die

Flottille mit den Hülfstruppen ſchon in den erſten Tagen des Monats September anlangte, und dieſe ſogleich nach dem Lager der Venetianer vor der Feſtung Zarnata zogen. Dieſe Veſte wurde vom General Moroſini belagert, und am 16. September erobert.

Nun ſollte die Feſtung Calamata an die Reihe kommen, und das vereinigte Heer zog dahin. Vor der Feſtung hatten die Türken ein Lager geſchlagen, und zogen aus demſelben den anrückenden Venetianern entgegen. Die deutſchen Hülfsvölker hatten unter dem General Degenfeld den Vorzug, und als ſie in die Gegend von Calamata kamen, ſtürmte die türkiſche Reiterei aus der Ferne heran, doch ſchnell ordneten ſich die Sachſen, welche an dieſem Tage die Vorderſten im Zuge waren, und ſtellten ſich muthvoll den mit ihrem furchtbaren Allahgeſchrei heranſtürmenden türkiſchen Reitern entgegen. Jetzt waren dieſe heran, und freueten ſich ſchon darauf, wie ſie die Köpfe der Chriſtenhunde ſpringen laſſen wollten, als ſie plötzlich auf ein unvermuthetes Hinderniß ſtießen, und den Rücken wenden mußten.

In jener Zeit wurden die Schaaren des Fußvolks in ganz anderer Ordnung geſtellt als jetzt, und jede dieſer Schaaren beſtand aus Musketieren und Pikenieren. Der Musketier hatte ein ſchweres Schießgewehr, Muskete auch Musketon genannt. — Seit den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges hatten die ſogenannten Radſchlöſſer, wie man ſie noch zuweilen an den alten deutſchen Büchſen ſieht, die frühern Luntenſchlöſſer verdrängt, und mit dem Anfange des *XVIII.* Jahrhunderts wurden dieſe deutſchen, in Nürnberg erfundenen Radſchlöſſer wieder durch die franzöſiſchen Flintenſchlöſſer mit dem ſchlagenden Hahn auf die Seite geſchoben; dieſen aber wird künftig allmälich ein gleiches Loos durch die Perkuſſionsſchlöſſer bereitet werden. Dieſe Musketen wurden in jenen Zeiten nicht durch Patronen, ſondern aus dem an dem Gürtel hängenden Pulverhorn und dem Kugelbeutel geladen; doch hatten die Musketiere keine Bajonette auf den Musketen: denn dieſe gab es damals noch nicht. Die Stoßwaffen führten blos die Pikeniere, welche ſieben bis acht Ellen lange Piken führten, ſechzehn Mann hoch geſtellt waren und ſich auf allen vier Seiten, von vier bis ſechs Gliedern jener Musketiere umgeben fanden. Dieſes ſind die viereckig geſtellten Kriegsſchaaren, die man auf den alten Darſtellungen von Schlachten ſieht, wo aus der Mitte des Pikenwaldes einige Fahnen hervorragen, welche die Anzahl der Compagnien anzeigen, aus denen dieſe Kriegerſchaar beſteht. — Die vorſtehende Erklärung aber hielten wir, zur Verſtändlichkeit des Folgenden, für nothwendig. —

Als daher die türkiſche Reiterei, ihr Allahgeſchrei brüllend, heranſprengte, empfingen ſie die Sachſen mit ſchweigendem Ernſt, die Musketiere im Anſchlag, die Pikeniere zum Fällen ihrer Stoßwaffe in Bereitſchaft. — In geringer Entfernung waren ſie noch, da knallten die Musketen, und ſenkten ſich ſchnell die Piken gegen die Bruſt des Pferdes gerichtet. — Da das ſächſiſche Fußvolk, wie gedacht, nur in geringer Entfernung gefeuert hatte, ſo that dieſes Feuer große Wirkung, und eine Menge jener Reiter ſtürzte todt oder verwundet von den Pferden herab, und auch von dieſen waren viele verwundet, welche nun wie raſend auf dem Felde herumſprangen.

Die Türken ſammelten ſich in der Entfernung zu einem neuen Angriff; und die Sachſen luden nicht allein ihre Gewehre wieder, ſondern ſie machten ſich auch zum Aushalten dieſes Angriffes bereit. Auch die übrigen deutſchen Schaaren kamen herbei und ſtellten ſich eben in Schlachtordnung, als die türkiſche Reiterei, noch ſtärker als vorher, abermals wie im Fluge herankam. Wie das vorigemal wurde auch dieſem Angriffe begegnet, doch dieſesmal feuerten die Türken ebenfalls in geringer Entfernung ihre Gewehre ab, und verſuchten alsdann einzudringen. Zwar gelang ihnen das Eindringen in die Schaaren ihrer Feinde auch jetzt nicht; doch war dieſe Abwehr des Angriffs mit einem bedeutenden Verluſt für die Sachſen verknüpft, indem ſie den braven Obriſtlieutnant von Trützſchler nebſt mehreren andern Offizieren und an hundert Soldaten verloren, die auf dem Platze blieben.

Die nächſte Folge dieſes Treffens, welches am 19. September 1685 vorfiel, war die Eroberung der belagerten Veſte Calamata, welche von den Türken verlaſſen wurde, und nun fielen auch die andern eingeſchloſſenen Veſten, Porto Vitula, Cieffala und Paſſava, womit der diesjährige Feldzug beſchloſſen wurde, und die ſämmtlichen Kriegsſchaaren ihre Winterquartiere bezogen; die Sachſen erhielten die ihrigen auf der nahen Inſel Corfu.

Der Feldzug von 1686 wurde von den Türken mit der Belagerung von Chialefa eröffnet. Mit 10,000 Mann zu Fuß und 2500 Reitern, umringte der Kapudan Paſcha — (Oberadmiral) dieſe

Veſte; doch glücklicherweiſe gelang es dem venetianiſchen General **Cornaro**, einen ſächſiſchen Oberſten mit ſeinem Regimente hineinzubringen, ſo daß die Beſatzung auf 1200 Mann anwuchs.

Dieſe Belagerung wurde ſehr ernſtlich von den Türken betrieben, und bald waren ſie mit den Laufgräben vorgerückt, auch die Sturmböcke fertig, ſo daß man in der Stadt das Beginnen des Sturms mit jeder Minute erwarten mußte. Doch dieſe Veſte war zu wichtig, als daß man ihr nicht hätte zu Hülfe eilen ſollen; der venetianiſche Oberfeldherr **Moroſini** kam deshalb mit ſeinem Heere zum Entſatz herbei, und ſchlug die Türken in die Flucht.

Nachdem am 4. Juni **Alt-Navarino** von den Venetianern und ihren Hülfstruppen erobert worden war, zog **Moroſini** mit 20,000 Mann vor das feſtere **Neu-Navarino**, welches bombardirt wurde. Der türkiſche **Seraskier** — (General) — zog mit 10,000 Mann herbei, um dieſe belagerte Veſte zu entſetzen, und der General **Königsmark** wurde mit zwei Dragoner-Regimentern, den Sachſen, Braunſchweigern und andern Hülfstruppen dem türkiſchen Heere entgegengeſchickt, wo es denn am 14. Juni 1686 zum Treffen kam. Die Türken ſtürzten ſich anfangs auf die Sachſen und Hannoveraner, welche von dem Prinzen von **Hannover** befehligt wurden. Das Gefecht wurde ſehr hitzig, und erſt nach einem harten Kampfe von zwei Stunden, erhielten die Deutſchen den Sieg, und die Türken ergriffen die Flucht. — Fünfhundert todte und noch mehr verwundete Türken bedeckten das Schlachtfeld, eine große Anzahl aber wurde gefangen. Die Geſchlagenen verloren 800 Zelte, viel Fahnen, Geſchütz und das meiſte Gepäck,

— Trotz des zweiſtündigen Kampfes verloren die Deutſchen nur fünf und zwanzig Todte und einige Verwundete. (?!)

Die Veſte Neu-Navarino kapitulirte nun am 17. Juni, und ſchon am 24. Juni begann die Belagerung der Feſtung Modon, in welche der Seraskier eine ſtarke Beſatzung geworfen hatte. — Nun zog das ganze Heer vor die Hauptveſte Napoli di Romania und belagerte dieſelbe, und bei dieſer Stadt kam es am 7. Auguſt abermals zum Treffen, in welchem die Türken endlich, nachdem von beiden Seiten auf 300 Mann geblieben waren, zurückgeſchlagen wurden. — Nun wurde die Belagerung fortgeſetzt, und während derſelben verloren am 21. Aug. der Oberſte von Schönfeld, ein Hauptmann, ein Fähnrich und acht Gemeine von den Sachſen, durch die Kugeln der Türken das Leben.

Ein feindlicher Heerhaufen von 800 Mann langte den 27. Auguſt zum Entſatz an, und die Chriſten, kaum die Hälfte ſo ſtark, wurden am 29. Auguſt, — (ein für die abergläubiſchen Türken glücklich gewähnter Tag) — mit Tages Anbruch angegriffen. Ein Bataillon Venetianer, ein Bataillon Maltheſer, zwei Bataillons Sachſen und die Slavonier warfen ſich unerſchrocken dem Feinde entgegen. Unterdeſſen ließ Moroſini einige Truppen aus den Schiffen landen, welche die Türken im Rücken angriffen, und endlich, nach einem harten Kampfe wurde das Geſchick des Tages entſchieden, ſo daß die Türken genöthiget wurden, ſich nach einem ſiebenſtündigen harten Gefecht mit einem Verluſt von 1400 Todten zurück zu ziehen. Die Chriſten hatten nur 300 Todte und von den Sachſen ſtarb der Hauptmann Klengel an ſeinen Wunden. —

Das Siegesgeſchrei der Chriſten war für die Belagerten die Loſung zur Uebergabe der Veſte, die noch am Abend dieſes Tages erfolgte.

Dies ſcheint die letzte Waffenthat der Sachſen in dieſem Feldzuge geweſen zu ſeyn. Bald hernach kam ein Kurier von Dresden an und brachte den noch übrigen ſächſiſchen Kriegern den Befehl zum Rückmarſch ins Vaterland, den ſie jedoch erſt im April 1687 antreten konnten.

Unſre Landesleute beſtanden jenen Feldzug als tapfere Krieger mit Ehren, und 352 Mann von ihnen bezahlten dieſen Ruhm mit ihrem Leben, ſowie noch außerdem 1262 Mann von ihnen in den Lazarethen ſtarben.

15.

Die Schlacht bei Auſſig.

Nachdem Ziska, der bisher ſo glückliche, obgleich blinde Anführer der Huſſiten, am 11. October 1424 an der Peſt verſtorben war, theilten ſich die Huſſiten in zwei Parteien, von denen ſich eine die Taboriten, — nach ihrem Hauptverſammlungsorte Tabor — und die andere die Waiſen nannte, um dadurch die Betrübniß über den Tod ihres Hauptes anzuzeigen, den ſie als ihren Vater geachtet hatten, weil ſie von ihm ſo oft zum Siege und zur Beute geführt worden waren. Dieſe Parteien hatten jedoch nur einen Hauptzweck, ob ſie gleich unter zwei Hauptleuten ſtanden, die beide den Namen Prokop führten, und eben ſo glücklich bei ihrem Commando waren, als früher der Verſtorbene. —

Zum Anfange des Jahres 1426 verſammelten ſich die verſchiedenen Parteien zu Prag auf einem Landtage, um ſich unter einander zu vertragen: denn von Außen war das Gerücht erſchollen, daß ſich alle deutſche Fürſten zu einem förmlichen Kreuzzuge gegen die Böhmen vereinigt hätten, um die Huſſiten ganz auszurotten. Ob nun gleich jene Vereinigung der Böhmen nicht zu Stande kam, weil die Parteiwuth noch zu groß war, und der Landtag deshalb unverrichteter Sache auseinander ging, ſo kam doch ein Vergleich der Prager mit den Huſſiten zum Abſchluß, ſo daß dieſe ohne Furcht vor jenen den auswärtigen Feinden entgegengehen konnten.

Von dem Geiſte, welcher bei dieſen Verhandlungen herrſchte, hat uns die Geſchichte einen Beleg aufbehalten, welcher die Rohheit jenes Zeitalters auf das deutlichſte beweiſt. — Zwei Mitglieder dieſes Landtages, die Herren Trczka und Ohniſſtko, wahrſcheinlich die Häupter von zwei Parteien, kamen ſo hart zuſammen, daß ſie ſich bei den Händen zur Thüre hinauszogen, und unten auf dem Schloßhofe mit blanken Säbeln wüthend auf einander losſchlugen, wo denn Herr Trczka für ſeine Rechthaberei durch einen ſo derben Säbelhieb beſtraft wurde, daß er todt zur Erde ſank. Herr Ohniſſtko hatte alſo Recht behalten und blickte ſtolz auf die Kraft ſeines Beweiſes um ſich her. Doch der Burggraf war nicht einerlei Meinung mit ihm: denn er trat mit einigen Bewaffneten zu dem Sieger heran, und nahm ihm den Säbel ab. Zwar wollte Herr Ohniſſtko Umſtände machen, doch ein Blick auf die ſchlagfertig gehobenen Hellebarden der Bewaffneten belehrte ihn, daß die meiſte Kraft im Beweiſen für diesmal doch wohl auf der Seite ſeiner Gegner ſeyn möchte, und er gab ſeinen Säbel an den Burggrafen ab. Nun wurde der ſtolze Sieger vor Gericht geſtellt und wegen ſeines Nichtachtens des Burgfriedens nach wenigen Tagen enthauptet. —

Der Kaiſer Siegismund hatte die Stadt Brix nebſt Auſſig dem Kurfürſten Friedrich von Sachſen verpfändet, und dieſer die letztere, als die haltbarſte, mit ſeinen Kriegern unter den Hauptleuten Pack und Rechberg beſetzt.

Als nun jener oben gedachte Vergleich zwiſchen den Huſſiten und den Pragern geſchloſſen war, bereiteten ſich die Erſteren vor, einen Einfall in das Baierland zu machen; doch ſie änderten dieſen Entſchluß, als ſie hörten, daß ſich ein großes Heer zu einem Einfall in Böhmen zuſammenziehe, deshalb vereinigten ſie ſich, die Sachſen aus dieſem Lande zu jagen, und die von ihnen beſetzten beiden Städte wieder an die Krone von Böhmen zu bringen.

Die Taboriten waren am erſten gerüſtet, nahmen am Tage Philippi und Jakobi die Stadt Leipa ein, und opferten ſie dem Vulkan, wer aber von den Einwohnern ſich nicht flüchtete, endete ſein Leben unter der Schärfe des Schwertes. Nun ging der Zug weiter und lenkte ſich nach Auſſig hin. Dieſes erfuhr der Hauptmann Caspar Rechberg und ſendete ſogleich Eilboten nach Meißen, dort um Hülfe zu bitten; welche Boten von einigen Einwohnern der zerſtörten Stadt Leipa begleitet wurden, damit ſie ſelbſt die Verwüſtungen der Huſſiten ſchildern könnten.

Zu der Zeit, als dieſe Botſchaft in Meißen ankam, war der Kurfürſt nicht anweſend, ſondern befand ſich in Ungarn bei dem Kaiſer Siegismund; doch ſeine Gemahlin, die Kurfürſtin Catharina, beſaß ebenfalls Heldenſinn, und verſammelte alſo ein ziemlich zahlreiches Heer, „von Franken, Voigtländern, Thüringern, Sachſen und Meißnern,“ welches ſeinen Sammelplatz bei Freiberg hatte. — Die gerechte Beſorgniß, daß die Huſſiten, wenn ſie jetzt nicht zurückgetrieben werden könnten, in das Meißnerland ſelbſt einfallen und dort Alles zerſtören würden, beſtimmte Jeden, der ſich wehrhaft machen konnte, mochte er nun Ritter oder Bürger ſeyn, ſich dieſem Zuge anzuſchließen.

Als nun das Heer, 20.000 Mann ſtark, bei Bobritz ohnweit Freiberg gemuſtert wurde und unter dem Befehle der Grafen von Schwarzburg und Gleichen in langer Schlachtordnung ſtand und des Befehls zum Fortzuge harrte, ließ die Kurfürſtin, welche mit ihrem Gefolge vor der Mitte der Schlachtordnung hielt, die ſämmtlichen Anführer der Kriegsſchaaren vor ſich kommen, ermahnte, als eine treue Landesmutter, dieſe Kriegsmänner, für die Wohlfahrt des Vaterlandes tapfer zu ſtreiten, und dadurch den Einfall der Feinde von demſelben abzuhalten. Sie gab ihnen zu bedenken, daß ſie mit einem Feinde zu thun hätten, der ſchon ſo manche Schlacht durch Hinterhalte und andere dergleichen Kriegsliſten gewonnen habe. Deshalb möchten ſie ja recht vorſichtig ſeyn, damit ſie nicht geſchlagen würden, und dadurch das Vaterland in die Gefahr eines feindlichen Einfalls gebracht werde.—„Und ſo ziehet denn mit Gott,“ — ſchloß die gute Landesmutter ihre Rede, und Thränen glänzten in ihren Augen — „ziehet hin und fechtet tapfer und getroſt für den Glauben gegen dieſe grauſamen Ketzer! — Gott ſey mit Euch Allen!“ —

Als nun ein jeder dieſer Anführer die Ermahnung der Kurfürſtin ſeinen Schaaren kund machte, antworteten dieſe durch einen allgemeinen Heerruf; dann ſchmetterten die Trompeten, und lärmten die Trommeln zum Fortzug. Das Heer brach auf, nach Frauenſtein hin, und bald war auf dem Platze, wo es geſtanden, Niemand mehr zu ſehen. Mit ſchwerem Herzen blickte die Kurfürſtin den Abziehenden nach; denn ihr ahnete das Unglück, welches geſchehen würde.

Der Reichstag zu Nürnberg war eben verſammelt, und der auf demſelben befindliche Kaiſer Sigismund hatte den anweſenden Fürſten und Ständen des Reichs die Huſſiten-Gefahr ſo dringend an's Herz gelegt, daß alle Reichsſtände einmüthig Hülfe zuſagten. Bald ſtand dieſe auf dem Papier da; allein mit der Wirklichkeit der Hülfe ging es bei dem hochſeligen deutſchen Reiche bekanntlich etwas langſam her. Da erſchien ein päpſtlicher Legat und predigte auf Befehl des heiligen Vaters das Kreuz gegen dieſe ruchloſen Ketzer, und die Prediger erzählten überall die beiſpielloſen Grauſamkeiten dieſer Schrecklichen, welche ſie gegen die Katholiken, beſonders aber gegen die Prieſter, verübten, da jeder, dieſes Standes, der in ihre Hände falle, auf das grauſamſte von ihnen ermordet und an den heiligſten Gegenſtänden der Religion ein beiſpielloſer Frevel verübt werde. Allen denen, die mit in den Krieg gegen dieſe Verruchten ziehen würden, wurde des Himmels Seligkeit verſprochen, gegen die Feigen aber, die es vorzögen, daheim zu bleiben, ſchleuderte der päpſtliche Legat des Bannes Strahl. — Dieſe feurigen Reden begeiſterten alle Gemüther und thaten wahre Wunder.

Von allen Seiten ſtrömten zahlloſe Schaaren herbei, um gegen die Huſſiten zu ſtreiten: ſo daß ein Heer von faſt hundert tauſend Mann zuſammen kam, welches aber von verſchiedenen auf einander eiferſüchtigen Feldherren angeführt wurde, wodurch die Einheit im Kriegsplane verloren ging, ob ſie gleich im Kriege ſo nothwendig iſt, bei den Huſſiten auch vollkommen vorhanden war. Dabei waren die Oberanführer ſtolz auf die große Anzahl ihres Heeres und verachteten die an Zahl weit ſchwächern Huſſiten; kein Wunder alſo, wenn die letztern, ihrer Minderzahl ohngeachtet, ſiegten. —

Während das Heer des Reichs ſich zuſammenzog, drangen die Huſſiten in Böhmen überall ſiegreich vor. Die Tabariten nahmen den Leitmeritzer Kreis, den die Meißner beſetzt hatten, ein und hauſten in demſelben fürchterlich. Einer ihrer Anführer, Kohacz, eroberte Biela und erſchlug alles, was mannbar war; die Hauptleute ließ er bei den Füßen aufhängen und noch mehr dergleichen Tyranney verüben. Prokopius Raſus eroberte Trebnitz, Dupa, Töplitz, Graupen und noch mehr ſolche Oerter und nun ſtieß er zu den Pragern, welche Auſſig belagerten, wo ſie denn vereint am 6. Juni einen Sturm wagten, der aber durch den Muth der Belagerten abgeſchlagen wurde. Dieſe fanden Gelegenheit, Botſchaft an die Grafen von Schwarzburg und Gleichen gelangen zu laſſen, die ſie dringend um Beſchleunigung des Entſatzes baten. — Unterdeſſen war der größte Theil des Heeres herangekommen, und dieſe beiden Grafen brachten das Geſuch der Belagerten zu Auſſig an die Oberfeldherren, worauf in einem Kriegsrathe beſchloſſen wurde, ſogleich nach Auſſig hin aufzubrechen; doch hielt man die Huſſiten wegen ihrer Minderzahl für verächtlich; am folgenden Tage wurden jedoch die Verächter mit Schaden eines Andern belehrt.

Der Zug des Heeres begann am Nachmittage und währete den Abend und die Nacht hindurch ununterbrochen fort, was eigentlich ein Fehler war, weil hierdurch die Kriegsſchaaren ermattet auf dem Schlachtplatze ankamen, und müde vom langen Zuge den Angriff begannen, was einen ſehr übeln Einfluß auf das Geſchick des Tages hatte.

Die Huſſiten hatten Nachricht vom Anzuge des großen Heeres erhalten, und ein gutes Mittel gewählt, die Macht des erſten Angriffs zu brechen, und dadurch die große Uebermacht der Feinde wenigſtens etwas aufzuhalten.

Eine Wagenburg von mehr als fünfhundert Wagen, mit doppelten Ketten an einander befeſtigt, umgab die Fronte und die Flügel der Huſſiten, und hinter derſelben ſtanden dieſe des Angriffs gewärtig und zur Vertheidigung bereit. Große Schilde vor ſich, welche in der Erde durch Haken ꝛc. feſt gemacht waren, ſtanden die Huſſiten mit Feuerröhren, langen Spießen und Morgenſternen bewaffnet, in dicht geſchloſſenen Schaaren, und hie oder da befand ſich eine mächtige Karrnbüchſe, — jetzt Kanone genannt — große Steine unter die Feinde zu ſchleudern. —

Die Kriegshaufen des Kurfürſten von Sachſen thaten den erſten Angriff. Die ſtärkſten Krieger dieſes Heeres waren mit den erſt kürzlich erfundenen ſchweren zweiſchneidigen Hellebarden bewaffnet, und zerſchlugen mit dieſen die Ketten, welche die Wagen zuſammenhielten; doch die Huſſiten beſtiegen die Wagen, und ſuchten jene durch die Schläge ihrer gewichtigen Driſchel, Morgenſterne ꝛc. daran zu verhindern, und ein furchtbarer Kampf entbrannte nun, in welchem endlich die ſächſiſchen Krieger an vielen Orten durch die Wagen drangen, und den Kampf innerhalb der Wagenburg begannen. Dieſer wurde ſchrecklich und ſehr blutig: denn beide Theile waren gleich tapfer und im höchſten Grade auf einander erbittert. Ein Jeder wollte lieber ſterben als ſeinem Feinde den Rücken zuwenden: denn beide Theile glaubten für das Heiligſte des Menſchen, für den Glauben zu fechten, und deshalb ſchlugen ſie ſich mit ſolcher Todesverachtung. —

Das Gefecht dauerte mehrere Stunden lang, und die Schilder der Huſſiten wurden von den Haken der deutſchen Spieße umgeriſſen, und nun die Glieder derſelben mit Armbrüſten beſchoſſen. — Dieſe Beſchießung wurde von den Huſſiten mit Ueberlegenheit durch großes und kleines Feuergeſchütz erwiedert, und dadurch den Deutſchen großer Verluſt zugefügt, auch das Schickſal des Tages ſeiner Entſcheidung näher gebracht.

Dicht geſchloſſene Schaaren mit Eiſen bedeckter Ritter und Reiſigen rückten jetzt heran. Schon in mancher Schlacht hatten ſie entſchieden und hofften es auch jetzt: doch die Huſſiten richteten alle ihre Donnerbüchſen, groß und klein, gegen dieſe eiſernen

Schaaren, und dieſe vermochten nicht der Kraft des Pulvers und der Kugeln zu widerſtehen, und eine Menge der tapferſten Ritter ſanken auf dieſe Weiſe in das Grab, ehe ſie noch einen Schwertſtreich thun konnten. — Auch durch eine neue Erfindung, nämlich eine Art von Lanzen mit Haken auf beiden Seiten des Stoßeiſens, womit auch der ſtärkſte Ritter von ſeinem Streitroſſe herabgeriſſen werden konnte, wurde dieſem Angriffe mächtig begegnet. Denn, wenn ſo ein Ritter vom Roſſe herabgeriſſen worden war, ſo ſtanden ſogleich einer oder mehrere da, die mit eiſernen Driſcheln *) den Herabgeriſſenen ſo kräftig bearbeiteten, daß er unter ihren Streichen bald den Geiſt aufgab; denn ein ſolcher Driſchel zerſchmetterte, wenn er von kräftigen Armen gehandhabt wurde, auch den ſtärkſten eiſernen Helm. — Die ſchreckliche Verwirrung, welche unter der Reiterei auf dieſe Weiſe entſtand, trug in der That zum Siege ſehr vieles bei und raubte den Deutſchen die Hoffnung, die ſie auf dieſe Reiterei geſetzt hatten.

So fochten beide Theile, vom Morgen an bis in die ſinkende Nacht mit ſolchem Ernſt und zweifelhaftem Glück, daß man den ganzen Tag nicht wußte, wer ſiegen würde. Auf der Seite der Deutſchen war die Menge der Mannſchaft, und auf der Seite der Böhmen ſtand die Ueberlegenheit und beſſere Einrichtung des großen und kleinen Feuergeſchüz-

---

*) Die Driſchel waren in jener Zeit eine Waffe, den Dreſchflegeln der Landleute gleich; doch war der Schlägel daran von Eiſen, zuweilen mit ſpitzigen Zacken verſehen, denen an den Morgenſternen ähnlich. Es giebt noch einzelne ſolche Waffen in Zeughäuſern oder Waffenſammlungen, und ihre Wirkſamkeit leuchtet gleich beim erſten Anblick hervor.

A. d. V.

zes, ſo wie die Einheit im Befehl, welche dem deutſchen Heere abging, da hier mehrere Oberbefehlshaber waren, und viel Hirten übel hüten. — Endlich entſchied ſich das Geſchick des Tages für die Huſſiten.

Noch ſchlugen ſich die Deutſchen wie die Böhmen mit Erbitterung, obgleich vom langen Streit ermattet. Da zogen die Huſſiten ihre noch zurückſtehenden Schaaren herbei und ſtellten ſie in tiefen, dichtgeſchloſſenen Colonnen auf, welche den Streit entſcheiden ſollten, und auch entſchieden. Die Kraft dieſer Streiter war noch friſch und daher ihr Andrang auf die müden Gegner unwiderſtehlich, ſo daß dieſe es nicht vermochten, den Stoß dieſer gewaltigen Heerſäulen auszuhalten. Die Heeresordnung der Deutſchen wurde nunmehr zertrennt und löſte ſich bald in wilde Flucht auf, die jedoch nur Wenige retten konnte, da die Ermattung keine Eile zuließ, und die über den langen Widerſtand wüthenden Huſſiten keiner Bitte um Schonung Gehör gaben, ſondern alles ohne Barmherzigkeit niederſchlugen: alſo daß nur allein auf der Wahlſtatt über 12,000 Todte, in der Flucht aber noch mehr umkamen.

Das Heertheil des Kurfürſten von Sachſen hatte dieſer Verluſt am härteſten getroffen: denn von dieſem allein lagen über 9000 Todte auf dem Schlachtfelde, und es traf dieſe Krieger der Verluſt ſo ſtark, daß die Sachſen faſt ganz aufgerieben wurden. In Thüringen wie in Meißen gab es faſt keine Familie, die nicht wenigſtens eins ihrer Glieder verlor; ja von einigen adeligen Geſchlechtern hatten Mehrere ihr Leben zum Opfer gebracht. So ſtarben Ein und zwanzig aus dem Geſchlechte derer von Könneritz und ein Herr von Schönberg auf Reinsberg mit fünf Söhnen an dieſem Tage den Heldentod; auch manches alte Geſchlecht erloſch durch dieſe Schlacht. Faſt der ganze thüringiſche und ſächſiſche Adel fiel in derſelben, und unter den Todten fand man Viele, welche blos von der ungemeinen Hitze des Tages in den ſchweren eiſernen Rüſtungen erſtickt waren. — Alte Chroniken haben lange Liſten von den Namen der gebliebenen Ritter, und bemerken dabei: „Dieſe und noch viel mehr andere ſind todt geblieben und liegen begraben neben einem Birnbaume an dem Wege, da man nach Töplitz gehet. — Dieſer Baum blühet, — wie man ſagt, — jährlich gar ſehr, trägt aber niemals Frucht. —“

In Sachſen hörte man allgemeines Wehklagen, und die größte Beſtürzung verbreitete ſich allgemein, denn das Land hatte ſeine ſtreitbarſten Männer verloren, und die Huſſiten würden wenig Widerſtand gefunden haben, wenn ſie in das Kurfürſtenthum eingebrochen wären. Glücklicherweiſe geſchah aber dieſes nicht, ſondern die Böhmen belagerten die feſte Stadt Pilſen, welche es nicht mit den Huſſiten hielt. Da ſich aber dieſe Belagerung, wegen der tapfern Gegenwehr der Pilſener, auf ein ganzes Jahr verzog, ſo erholten ſich die Sachſen unterdeſſen von ihrer Beſtürzung, und die Folgen jener Schlacht gingen für die Huſſiten verloren.

Schließlich iſt noch zu gedenken, daß die Stadt Auſſig in der nächſten Nacht nach der Schlacht von den Huſſiten mit Sturm erobert und alle Einwohner derſelben, ohne Unterſchied des Alters oder Geſchlechts, von den Siegern gemordet wurden. —

16.

Scenen aus dem Leben des Herzogs von Sachſen, Albrecht des Beherzten.

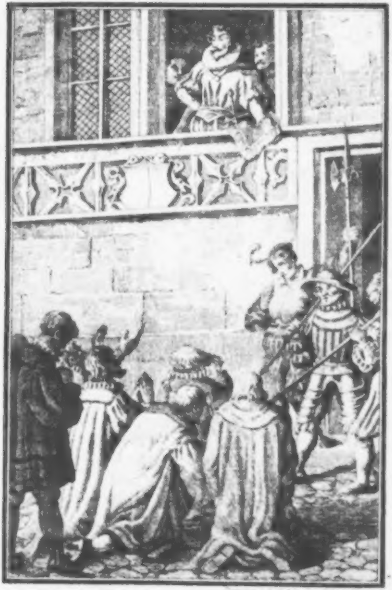
3. Die Städte Gent und Brügge unterwerfen ſich.

(Mit Abbildung.)

Der römiſche König Maximilian *I.* hielt im Namen ſeines Vaters, des Kaiſers Friedrich *III.* einen Reichstag, auf welchem er von den Reichsſtänden Hülfe gegen die aufrühreriſchen Bewohner von Flandern forderte und erhielt. Auf dieſem Reichstage erſchienen auch Geſandte des Königs von Frankreich, welche den Frieden ihres Herrn mit dem Könige Maximilian zu vermitteln ſtrebten; die geheime Urſache dieſer Friedensunterhandlung war jedoch keine andere, als daß der König Ludwig *XI.* freie Hand behalten wollte, ſich des Landes Bretagne zu bemächtigen, deſſen Herr alt und dem Tode nahe war. Der nachgeſuchte Friede kam auch zu Stande und die Aufrührer in Brabant und Flandern ſahen ſich nun von dieſem mächtigen Beiſtande verlaſſen. Die Erſtern baten um Gnade und Friede, (S. 11. Mai) die Letztern aber verblieben noch im Stande des Aufruhrs, doch entſchloſſen, ſich auf minder harte Bedingungen ebenfalls zu unterwerfen. —

Mit Ruhm und Ehre gekrönt zog der Herzog Albrecht auf den Reichstag nach Nürnberg, wo er mit hohen Ehren empfangen wurde. — Der König Maximilian empfand es, was dieſer hochherzige Fürſt für ihn gethan und daß er ſich, ſo wie

III 5



Die Rathsherren von Gent bitten den
Herzog Albert um Gnade

ſeine Schätze aufgeopfert hatte. Dankbar nannte er daher dieſen Heldenfürſten in voller Reichsverſammlung ſeinen lieben Bruder und des Reiches rechte Hand; auch alle verſammelten Fürſten ehrten dieſen Helden hoch.

Noch eine hohe Freude wurde dieſem Fürſten bereitet; denn er traf ſeine beiden Söhne, Georg und Heinrich auf dieſem Reichstage und auch ſie nahmen Theil an den Ehren ihres Vaters. Am 25. Juni (1491) empfing der Herzog Albrecht den burgundiſchen Orden des goldenen Vließes auf das feierlichſte, und von dieſem Tage ſchreibt ſich auch der ehrenvolle Beiname, der Beherzte, her, den der Herzog noch immer in der Geſchichte führt; denn es wurde ihm derſelbe von dem römiſchen Könige und den Fürſten mit Recht beigelegt.

Bald zeigte ſich wieder neue Gelegenheit zu Thaten des Ruhms für den tapfern Herzog, und er zog von Neuem nach den Niederlanden, dem Schauplatz ſeines Heldenthums. Der Herzog Heinrich warb im Vaterlande neue Kriegsſchaaren, muſterte ſie in Leipzig und führte ſie dann ſeinem Vater zu, der nun die Grafen von Montfort wieder unter die Botmäßigkeit ihres Oberherrn, des Königs Maximilian, brachte.

Nun ſollte der Feldzug gegen die aufrühreriſchen Städte in Flandern beginnen; allein die Bürger in Gent empörten ſich gegen ihre Obrigkeit, und zwangen ſie, um Gnade zu bitten, wie es Brüſſel und Löwen gethan hatten. — Die Vermittelung Frankreichs wurde im Stillen angerufen, und dieſer gelang es, zu Tours einen Vertrag zu Stande zu bringen, vermöge deſſen der Vergleich von Brügge zwiſchen dem Könige **Maximilian** und den **Brüggern** als erzwungen vernichtet, und jenem die Vormundſchaft über ſeinen Sohn auch in Flandern eingeräumt und den Städten aufgegeben ward, dem Könige oder ſeinen Bevollmächtigten, an jedem Orte, wohin er ſie beſcheiden werde, in ſchwarzen Kleidern, ungegürtet und baarhäuptig, öffentlich fußfällige Abbitte thun, und zum Schadenerſatz in drei Friſten dreimalhunderttauſend **Goldthaler**[*]) zu bezahlen ꝛc.

Dieſer Vertrag wurde erfüllt, und aus dem Adel, Rath und den Bürgern zu **Gent** und **Brügge** hundert anſehnliche Männer erwählt, welche in dem vorgeſchriebenen Aufzuge ſich nach **Hälſt** begaben, um dort die bedungene Abbitte zu leiſten. —

Der Herzog **Albrecht** von Sachſen befand ſich als **Maximilians** Statthalter auf dem Rathhauſe dieſer Stadt, wo er mit den Ständen Landtag hielt. — Die Ankunft der Abgeordneten unten auf dem Markte wurde ihm gemeldet, und er trat nun an das Fenſter, wo die Abgeordneten der beiden Städte, ſo bald ſie ihn erblickten, auf die Knie niederfielen, die Hände bittend empor hoben und ſo um Gnade riefen. (S. Abbildung.) Der Herzog hielt ihnen nun mit lauter Stimme, in ſtarken Ausdrücken, eine Strafpredigt, ermahnte ſie, künftig klüger zu ſeyn, und ſprach endlich. im Namen des Königs, die gebetene Gnade und Verzeihung aus.

---

*) „Ecu d'or, auch Denier d'or fin à l'Ecu, war eine Goldmünze von Dukatengröße, welche unter **Philipp** VI. (1336) geprägt wurde. Sie bekam ihren Namen von dem Wappenſchilde, und es gingen 54 Stück auf die Troy Mark. Ihr Werth beträgt 5 Thlr. Conv.-Geld." So bezeichnet ſie J. Ph. **Schellenberg**. A. d. H.

Nun glaubte man, dieſe unſeligen Unruhen wären zu Ende; doch man hatte ſich geirrt, und es ſollte dieſer wilden Freiheitsliebe noch mehr Blut zum Opfer gebracht werden.

Der Graf **Philipp** von **Cleve**, **Franz** von **Braderode**, **Adrian** von **Raſſinghem** und noch andere Häupter dieſes Aufruhr-Bundes kehrten ſich nicht an jenen Vertrag und legten die Waffen nicht nieder, ſondern ſchlugen ſich noch gegen des Königs Ober- und Unter-Feldherren. — Endlich warfen ſie ſich nach **Sluys**, am Ausfluß der Schelde, und dieſe Veſte wurde nun der Verſammlungsort und die Zufluchtsſtätte kühner Männer, welche auf dem Meere die Vorbilder der faſt um hundert Jahre ſpätern **Meergeuſen** wurden und durch ihren Seekrieg auch die Fortſchritte des Kriegs auf dem Lande hemmten. —

Der Herzog **Albrecht** belagerte dieſe Veſte mit ſeinem Heere und ließ vier große Schanzen aufwerfen, die Zugänge zu derſelben zu ſperren. Die Mauern wurden von zwei Batterien mit ſchweren Stücken beſchoſſen. Dieſes Beſchießen that aber keine große Wirkung, weil die Batterien wegen der die Stadt umgebenden Moräſte in zu weiter Entfernung angelegt werden mußten. — Schon begann man, am glücklichen Erfolge zu zweifeln, da von der Seeſeite her der belagerten Stadt fortwährend Hülfe zukam. Um alſo dieſes zu verhüten und den Hafen zu ſperren, legten ſich eine Anzahl von Kriegsſchiffen vor ſeine Mündung, und ein Bollwerk an demſelben vollendete ſeine Sperrung. Auf dem Lande kam man durch Brücken, die auf kleinen Schiffen ruheten, über den Sumpf, der die Stadt umgab, ihren Mauern näher, und den Belagerern wuchs hierdurch die Hoffnung auf die Eroberung dieſer Veſte, die Belagerten aber wehrten ſich fortwährend mit dem Muthe der Verzweiflung, als ſich plötzlich ein neuer Feind in ihrer Mitte zeigte. — Bei Belagerungen finden ſich gemeiniglich anſteckende Krankheiten ein, die aus der Einſperrung, übermäßigen Anſtrengungen der Vertheidiger und dergleichen Urſachen mehr hervorgehen; in dieſer Stadt aber brach eine Epidemie mit ſolcher verheerender Wuth aus, daß die alten hiſtoriſchen Werke, die hiervon geſchrieben haben, ſie mit dem Namen Peſt belegen. Eine Menge Opfer fielen ihr zur Beute und unter ihnen befanden ſich mehrere der geachtetſten Anführer. — Allmälich faßte nun der Gedanke in den Herzen der Belagerten Platz, den Herzog um Gnade zu bitten und ihm die Stadt auf dieſe Bedingung zu übergeben. Noch ſchwankte dieſer Entſchluß, als er durch folgende Begebenheit zur Feſtigkeit gelangte.

Seitdem der Hafen geſperrt war, gelangte keine Zufuhr von Kriegsbedarf und Lebensmitteln mehr in die Stadt, und das Pulver der Belagerten war durch die heftige Gegenwehr ſehr vermindert worden. Nur noch ein einziger Thurm war es, in welchem der ganze noch übrige Pulvervorrath der Stadt aufbewahrt wurde. Da flog an einem Abend dieſer Pulverthurm, durch unbekannt gebliebene Urſache entzündet, mit einem furchtbaren Knall in die Luft, und ein Stück der Mauer, auf welcher er ſtand, wurde dadurch eingeworfen. Nun war die Vertheidigung am Ende. — In der nächſten Stunde kam ein Trompeter aus der Stadt im Hauptquartiere des Herzogs an, und bat um freies Geleite für die Perſon des

Grafen Philipp von Cleve, und es wurde ihm zugeſagt. Nun erſchien dieſer Graf im Lager vor dem Herzog, und fand hier ſo viel Fürſprecher unter den höchſten Anführern, die ſeine Verwandten waren, daß er, der eigentlich die Aechtung verdient hätte, Verzeihung und Frieden erhielt. Auch den Bürgern wurde verziehen, weil Graf Philipp es ſelbſt bekannte, daß ſie keinen freien Willen gehabt hätten.

Während dieſes Krieges war die große, volkreiche Stadt Brügge wieder von dem Könige abgefallen und hatte ſich von Neuem auf die Seite der Aufrührer geſtellt; wahrſcheinlich gab die in Hülſt bei der Unterwerfung erfahrene ſtrenge Demüthigung die Urſache dazu. — Der Herzog Albrecht hatte jedoch mit der Bekämpfung jener Freiheitshelden und der Belagerung von Sluys zu viel zu thun, als daß er ſich mit dieſer aufrühreriſchen Stadt hätte beſchäftigen können. Doch als der Graf Engelbrecht von Naſſau Verſtärkungen aus Deutſchland herbeiführte, zog er mit dieſen vor die Stadt Brügge, welche nun enge eingeſchloſſen wurde, um ſie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Dieſes Mittel gelang endlich, und eben da Sluys übergegangen war, zwang auch der Hunger die Einwohner von Brügge, die Stadt zu übergeben, und es wurde nun ein ſtrenges Gericht über ſie gehalten.

Dieſe Stolzen, die ſich durchaus keiner Fürſtenherrſchaft unterwerfen wollten, hatten den vom König Maximilian zu ihnen geſendeten Statthalter Galeoti gefangen genommen und in einem feſten Gefängniß aufbewahrt. Nur der Verwendung verſtändiger Bürger hatte er es zu danken, daß er nicht daſſelbe Schickſal hatte, welches vor wenig Jahren den Räthen des Königs zu Theil wurde, die von dieſen Bürgern durch das Schwert der Gerechtigkeit gemordet worden waren.

Als nun der Graf von Naſſau die Stadt zu umlagern heranzog, kam ein Hauptmann, Picavet, von dem Grafen Philipp von Geldern zum Anführer der Bürger von Brügge erwählt, mit einer Schaar auserleſener Kriegsknechte noch zu rechter Zeit in die Stadt. —

Picavet war ein ſehr erfahrner Krieger und ein heldenmüthiger Anführer. Die Bürger dieſer Stadt und ihre Söldner kämpften unter ſeiner Anführung den Löwen gleich, und der Graf von Naſſau ſah ſich nun, um das Blut ſeiner Krieger zu ſchonen, blos auf eine ſtrenge Einſchließung beſchränkt, wo der Hunger ohne Kampf das bewirken ſollte, was auf dem kürzern Wege des Angriffs viel Blut gekoſtet haben würde. — Immer größer wurde nun der Mangel an Lebensmitteln in dieſer volkreichen Stadt und ging bald in eine ſtarke Hungersnoth über. — Troß der ſtrengen Beobachtung kam doch ein Bote aus Brügge durch die Wachen der Feinde und glücklich bei dem Grafen von Cleve an, welcher ſogleich etliche Schiffe mit Lebensmitteln beladen ließ. Der Bote kam auf einem der vielen Canäle, welche die Stadt Brügge durchkreuzen, glücklich wieder in der Stadt an und brachte an Picavet die Nachricht von der Ankunft der Schiffe, worauf dieſer Kühne, an der Spitze eines Haufens, in der Nacht auf den Canälen den Lebensmitteln entgegenfuhr. — Schon war der Transport glücklich bis Damm gekommen, als er plötzlich mit Uebermacht angegriffen und nach einer langen Vertheidigung genommen wurde. Die Bedeckung wurde gefangen, und ſelbſt Picavet hatte, verwundet und zur Gegenwehr untüchtig gemacht, ein gleiches Schickſal. — Die Gefangenen wurden bis auf ihren Hauptmann im Angeſicht der Belagerten gehenkt, dieſer aber enthauptet.

Dieſe Strenge ſchlug den Muth der Brügger, ſchon jetzt durch den Hunger gebeugt, nun ganz darnieder, und ſie baten um Gnade. Ihre Reue zu bethätigen, ſetzten ſie den bisher gefangen geweſenen königlichen Statthalter Galeoti wieder in ſein hohes Amt ein, führten ihn durch die Stadt, und ließen vor ihm her ausrufen: „Es lebe der König Maximilian, unſer gnädiger Herr!“ —

Als der Graf von Naſſau dieſes erfuhr, ſchickte er den reuigen Einwohnern von Brügge fünf Wagen mit Lebensmitteln, forderte dann dreihundert Bürger zu ſich in's Lager, welche als Stellvertreter Aller die allgemeine Reue wegen dieſes Friedensbruchs beſchwören und dem Grafen von Cleve, auch aller Feindſchaft gegen den römiſchen König auf immer entſagen und ihm ſtets treu und hold zu ſeyn geloben mußten. Dieſer feierliche Act geſchah auf einer Bühne vor den Augen des in Schlachtordnung ſtehenden Heeres, nahe an der Stadt, ſo daß die Einwohner derſelben ebenfalls Alles hören und ſehen konnten. Ein allgemeiner Ruf erſcholl von ihnen: „Lange lebe unſer König Maximilian!“

Nun wähnten die Bürger zu Brügge, es habe alle Fehde ein Ende, und man werde ihrer alten Sünden nicht mehr gedenken, als ſie auf einmal mit Schrecken aus dieſem Irrthum geriſſen wurden. —

Einſt, es war am 31. Jan. 1488, war der König Maximilian auf die an ihn ergangene Einladung auf Treue und Glauben nach Brügge gekommen, um das Marienfeſt in dieſer Stadt zu feiern; man hatte ihn aber gefangen genommen und in einem ſteinernen feſten Hauſe, die Cranenburg genannt, wie einen Verbrecher bewacht. Dabei war er viel und ſchwer beleidigt worden, ja man hatte ſogar einige von den Räthen des Königs auf öffentlichem Markte gefoltert und dann enthauptet. Zwar war der König dann, als ein zahlreiches deutſches Heer heranzog, ihn mit Gewalt zu befreien, von den Bürgern in Freiheit geſetzt worden und hatte geſchworen, ſich nicht zu rächen; allein ſein Vater, der Kaiſer, hielt ſich nicht durch dieſen Eid verpflichtet, und ſo war denn der Krieg entſtanden, der unausſprechliches Elend über das Land gebracht hatte, und jetzt geendigt werden ſollte. *) —

Es waren dem Grafen von Naſſau diejenigen Bürger verkundſchaftet worden, von welchen der König bei ſeiner Verhaftung beſondere Beleidigungen hatte erdulden müſſen. Dieſe wurden jetzt, ſechzig an der Zahl, unverhofft gefangen genommen und vor Gericht geſtellt. Kurz war die Unterſuchung und ſtreng ihr Reſultat. Die vierzig ſtrafbarſten von ihnen wurden, zur Strafe ihres Verbrechens, enthauptet, die übrigen zwanzig aber mit ſchweren Geldbußen belegt. — Die Cranenburg wurde niedergeriſſen und ſonſt noch alle Denkmäler der an Maximilian begangenen Infamie ſorgfältig verlöſcht.

---

*) Die Gefangennehmung des Königs und ſeine Wiederbefreiung iſt ausführlich beſchrieben zu finden in den ſchon mehr angeführten Denkwürdigkeiten, 1. Bd., S. 271 ff.

A. d. U.

Dies war das Ende von mehrjährigen Unruhen, die unter ganz andern Ausſichten begonnen und nicht allein einer groſſen Menge Menſchen das Leben oder die Geſundheit gekoſtet, ſondern auch namenloſes Elend verbreitet hatten. Und dabei hatten ſie noch das mit den meiſten bürgerlichen Unruhen gemein, daß die Abſicht derſelben ganz verfehlt worden war. Alles war vergebens geweſen und ſo vieles Blut umſonſt vergoſſen worden.

Die höchſten Verdienſte hatte ſich der Herzog Albrecht, durch die glückliche Beendigung des Krieges und Dämpfung der Unruhen in dieſen Provinzen, um den König Maximilian und ſein Haus erworben; wie er aber dafür belohnt worden ſey, werden wir zum 25. und 26. Juni erzählen, und wollen uns hiermit darauf beziehen.

17.

Der Markgraf Ekbrecht von Thüringen und Sachſen wird ermordet.

Das tragiſche Ende des Markgrafen von Meiſſen, Eckard *I.*, haben wir bereits im *II.* Bande dieſes Werks, S. 376 ff., geſchildert, und in dem heutigen Tagesabſchnitte wollen wir einen andern ähnlichen Fall mit dem Markgrafen Ekbrecht von Thüringen und Sachſen erzählen.

Der Markgraf Ekbrecht, auch Ekbert genannt, hielt es in den langen Kriegen der empörten ſächſiſchen Fürſten mit dem Kaiſer Heinrich *IV.*, bald mit dieſer, bald mit jener Partei, je nachdem es ſein Vortheil erheiſchte. Zweimal ſchon hatte er ſich mit dem Kaiſer ausgeſöhnt und war wieder von ihm abgefallen. Auch jetzt, wo unſere Erzählung beginnt, waren der Kaiſer und der Markgraf Feinde. —

Der Markgraf beſaß die in Thüringen gelegene Burg Gleichen, welche ſpäterhin dem ſich nach ihr nennenden berühmten Grafengeſchlechte gehörte. Der Kaiſer belagerte im Jahre 1088 dieſe Burg, und es ſcheint, es ſey ihrem Herrn viel daran gelegen geweſen, ſie zu erhalten: denn als es mit ihr, wegen Waſſermangel, bereits auf's höchſte gekommen und die Uebergabe derſelben nicht mehr zweifelhaft war, trat eine Begebenheit ein, welche der ganzen Sache eine andere Wendung gab. —

Der Kaiſer hatte ſeine Gemahlin Adelheit in Quedlinburg gelaſſen, wo er ſie vollkommen in Sicherheit glaubte. Da aber der Markgraf mit ſeinen Kriegsſchaaren jene Gegenden durchkreuzte und die kaiſerlichen Kammergüter verwüſtete, ſo bangte dem Kaiſer für die Sicherheit ſeiner Gemahlin, und er entſendete deshalb aus dem Lager vor Gleichen einen anſehnlichen Theil ſeines Heeres nach jener Gegend, der Erzbiſchof von Magdeburg aber erhielt über dieſe Entſendeten den Oberbefehl. — Dieſer Hochwürdigſte trug jedoch auf zwei Achſeln, und gab dem Markgrafen Ekbrecht im Geheim den Rath, das durch dieſe Entſendung ſehr geſchwächte Heer des Kaiſers vor der Veſte Gleichen anzugreifen, wo der Erfolg nicht zweifelhaft ſeyn könne. Der Markgraf brach ſofort mit ſeinem Heere auf, um die belagerte Burg Gleichen zu befreien, und der Erzbiſchof zog ihm ſorgfältig aus dem Wege, um nicht mit ſeinem geheimen Freunde zuſammenzutreffen und ſich mit ihm ſchlagen zu müſſen.

Das Weihnachtsfeſt im Jahre 1088 war herbeigekommen, und es waren im Lager des Kaiſers die Veranſtaltungen getroffen worden, dieſes Feſt anſtändig zu feiern, als den Kriegsleuten in dieſem Lager ein Chriſtgeſchenk bereitet wurde, das ſie nicht im geringſten vermuthet hatten. —

Es war am Tage vor dem Chriſtfeſte, und ein ſtarkes Schneewetter, welches den ganzen Tag hindurch gewährt hatte, ließ eben ein wenig nach, als man ſtarke Schaaren von Kriegern gewahrte, welche über die Ebene daher zogen. Man konnte ihre Feldzeichen nicht wohl unterſcheiden und hielt ſie daher für Kaiſerliche. So kamen ſie nahe ans Lager heran, als plötzlich ihre Trompeten zum Angriff ſchmetterten, und die unvermutheten Feinde in's Lager hereindrangen. Unbeſchreiblich war die Verwirrung, in welche die Kaiſerlichen geriethen, als ſie ſo unvermuthet überfallen wurden. Kurz war das Gefecht, denn es vermochten die Ueberfallenen nicht, ſich zu ſammeln und zur Gegenwehr zu ordnen, und bald war ihre Flucht allgemein. — Selbſt der Kaiſer und ſeine Ritter ſahen ſich genöthigt, ſo ſchnell als möglich zu entfliehen, und wurden von den Siegern weit verfolgt, ſo daß ſie kaum nach Bamberg entkommen konnten. Der Erzbiſchof von Bremen aber ſtürzte mit dem Roſſe und wurde gefangen. — Der Erzbiſchof Siegwin von Cölln und die Biſchöfe von Regensburg und Lauſanne blieben auf dem Platze, ihr Leben im Kriege laſſend, wohin ſie nicht gehörten.

Der Kaiſer war nun wohl einmal geſchlagen, aber nicht überwunden, und bald hatte er wieder ein Heer verſammelt, an deſſen Spitze er als Kaiſer ſprach. Er nahm die Mark Sachſen dieſem Markgrafen und gab ſie dem Grafen Heinrich von Nordheim. Gegen dieſen zog nun Ekbrecht zu Felde, wurde aber geſchlagen, womit ſich der Feldzug beſchloß.

Im folgenden Jahre (1090) verſammelte der Markgraf wieder ein Heer, und zog mit demſelben vor die Stadt Hildesheim, wo ſich die Bürger öffentlich für den Kaiſer erklärt hatten. Schon war dieſe Stadt umzingelt, und der Markgraf wollte ebenfalls dahin abgehen, um die Stadt zu belagern.

Es war am 17. Juni 1090, als der Markgraf Ekbrecht mit einigen Rittern und Knappen in eine Mühle kam, der Eiſenbeutel genannt. Groß war die Hitze des Tages, und der Markgraf mit den Seinen in der ſchweren, ſehr erhitzten Eiſenrüſtung höchſt ermattet. Er bat den Müller, ihm im nahen Dorfe einen Labetrunk zu holen, und der dienſtfertige Mann eilte fort, um dieſen bald zur Stelle zu ſchaffen. Aeußerſt erſchöpft wollte der Fürſt ſich durch ein paar Stunden Schlaf wieder ſtärken, und legte ſich zur Ruhe, auch die Knappen thaten wie ihr Herr, nur einer blieb wachſam. Der Müller begegnete einigen ihm unbekannten Rittern, welche ihn fragten, wer er ſey? — Treuherzig berichtete ſie der Müller, und ſetzte hinzu, daß der Markgraf Ekbrecht bei ihm eingekehrt ſey und einen Labetrunk verlangt habe, den er jetzt holen wolle; dann eilte er fort.

Dieſe Ritter waren vom kaiſerlichen Heere und ſtreiften hier herum, um Kundſchaft von dem Markgrafen und ſeinem Beginnen einzuziehen. Kaum hatten ſie die Kunde von der Anweſenheit des Markgraſen durch den Müller erhalten, als ſie auch den Entſchluß faßten, ſich dieſes Fürſten zu bemächtigen; denn alsdann war es für den Kaiſer ſoviel, als wenn das ganze feindliche Heer in die Flucht geſchlagen, ja ſelbſt vernichtet worden wäre. Die ſämmtlichen Ritter und Reiſigen machten ſich alſo zum Kampfe bereit, und daß er blutig werden würde, konnte man bei der bekannten Tapferkeit des Markgrafen leicht ſchließen.

Der Markgraf **Ekbrecht** war als ein ſtarker und heldenmüthiger Kämpfer bekannt, und es war alſo der Ueberfall der Ruhenden das Beſte. — Dieſer gelang jedoch nicht ganz, denn der Knappe, welcher außen vor der Thür der Mühle ſtand, ſah die Reiter ſchon von fern heranſprengen. Sogleich verriegelte er die Thür und machte in der Mühle Lärm; Alle ſprangen vom Schlafe auf und rüſteten ſich zum Kampfe. Die Thür wurde eingeſtoßen und ein furchtbares Gefecht entſpann ſich in der Mühle. Es war lang und blutig, und die Ueberfallenen wehrten ſich wie die Löwen; doch endlich ſiegte die Uebermacht, und ſie ſanken einer um den andern überwunden dahin. Der Markgraf war einer der letzten, die unter den Streichen der allzuzahlreichen Feinde den Geiſt aufgaben.

Dieſer Sieg war für den Kaiſer von den glücklichſten Folgen, wenigſtens für den Augenblick; denn er wurde dadurch eines gefährlichen Feindes entledigt und konnte den übrigen ſächſiſchen Fürſten um ſo kräftiger die Spitze bieten. Doch die Geiſtlichkeit machte ihm deſto mehr zu ſchaffen, weil ſie ſelbſt ſeine eigenen Söhne gegen den Vater aufhetzte; ſo daß dieſer Monarch 1106 im Elende ſtarb. —

18.

Die Sachſen in der Belagerung von Danzig.

Der König Auguſt *II.* (der Starke) ſtarb am 1. Februar 1733, und ſein Tod gab Veranlaſſung zu neuen Unruhen und blutigen Auftritten in Polen: denn die Krone ward erledigt und mehrere Fürſten bewarben ſich um dieſelbe. — Unter dieſen war der ſchon einmal durch den König Carl *XII.* von Schweden eingeſetzte und 1705 gekrönte König von Polen, Stanislaus *I.* — (mit dem Geſchlechtsnamen Leſczinsky.) — Nach der Schlacht bei Pultawa, wo die Macht des Königs von Schweden vernichtet wurde, mußte der ſchutzloſe Stanislaus aus Polen entweichen, und hielt ſich erſt bei ſeinem Promotor, dem Könige Carl *XII.* in Bender auf, begab ſich aber dann, als der König Carl ſich aus der Türkei entfernte, nach Zweibrücken, wo er, ſowie ſpäter in Weißenburg, in philoſophiſcher Stille lebte. Als aber der König Auguſt ſtarb, ſuchte er den Thron, dem er bis jetzt noch nicht entſagt hatte, wieder einzunehmen, und begab ſich in der Hoffnung, es werde ihm gelingen, nach Polen, wo ihn eine ſtarke von Frankreich unterſtützte Partei abermals zum Könige ausrief. — Dieſem Könige trat jedoch der Kurfürſt von Sachſen Auguſt *III.* als Mitbewerber um die Krone entgegen, und dieſem glückte es, nicht allein ſeinen Nebenbuhler vom Throne, ſondern auch aus dem Reiche zu verdrängen, indem der König Auguſt von Rußland und Oeſterreich mächtig unterſtützt wurde. — Da nun der König von Frankreich, Ludwig *XV.*, ſich ſeines Schwiegervaters, des Königs Stanislaus eifrig annahm, und ihn mit Gewalt wieder auf den Thron von Polen bringen wollte, ſo entſtand aus dieſer Sache ein Krieg in Italien und am Rhein, welcher für Frankreich ziemlich mit Glück geführt wurde; demohngeachtet aber für den König Stanislaus keinen günſtigen Erfolg wegen der von ihm angeſprochenen Krone herbeiführten. —

Die Kaiſerin Anna von Rußland ließ ein zahlreiches Heer zu Gunſten des Königs Auguſt in Polen einrücken, welches ſeinen Nebenbuhler aus dem Reiche vertrieb und ihn bewog, ſich nach Danzig zu werfen, wo er von den Bürgern ſehr wohl aufgenommen wurde. — Kaum war dieſer Fürſt aus Warſchau fort, als ſich eine kleine Begebenheit ereignete, die ſehr groſſe Folgen hätte haben können.

Als ſich Rußland und Sachſen als Feinde erklärten, befahl der König Stanislaus dem ruſſiſchen ſowie dem ſächſiſchen Geſandten, Warſchau zu verlaſſen, und ſetzte hierzu eine gewiſſe Zeit feſt. — Dieſe beiden Herren ließen aber dieſe Zeit vorbeigehen, ohne die geringſte Anſtalt zur Abreiſe zu machen: weil ſie die Fortſchritte der ruſſiſchen Armee kannten, und dieſe bald in Warſchau erwarten konnten. Endlich reiſte der König Stanislaus, bei der Annäherung der Ruſſen, von Warſchau nach Danzig ab, und hatte kaum die Stadt verlaſſen, als die Polen den Palaſt ſtürmten, in welchem der ruſſiſche Geſandte wohnte. Dieſer wurde geplündert, und 1000 Mann abgeſchickt, ſich des ſächſiſchen Palaſtes ebenfalls zu bemächtigen.

Dieſer Palaſt war mit fünf Offizieren und zwanzig Dragonern beſetzt, über welche der Oberſte von Schlichting das Commando hatte; ſowie auch die ſämmtlichen Bedienten wohl bewaffnet zur

Gegenwehr bereit waren. Jener Schwarm kam an und fand die Pforte des Palaſtes verſchloſſen. Kanonen wurden nun aufgefahren, und aus ihnen wohl dreißig Schüſſe auf die Thorflügel der Pforte dieſes Palaſtes gethan, ſo daß ſie ganz zerſchmettert wurden. Nun wollte man ſtürmen; allein die Dragoner gaben den Anlaufenden eine ſo gut gezielte Salve, daß mehr als vierzig von ihnen todtgeſchoſſen oder verwundet wurden; die andern aber wichen zurück; wahrſcheinlich glaubten ſie, die Beſatzung des Palaſtes ſey weit ſtärker als ſie wirklich war. — Durch dieſen Verluſt ſcheu gemacht, verſchob man einen zweiten Angriff bis auf den folgenden Tag; unterdeſſen aber vermittelte der päpſtliche Nuntius die Sache, und die Sachſen blieben ungeſtört in ihrem Palaſte.

Nicht lange nachher kamen die Ruſſen auf der andern Seite der Weichſel bei Warſchau an und wollten dieſen Fluß auf Schiffbrücken überſchreiten; doch der Palatin von Kiew machte ihnen den Uebergang mit einigen tauſend Mann ſtreitig, und die Ruſſen ſahen den Uebergang zwar für dieſesmal vereitelt, er gelang ihnen jedoch ſpäter, als der Palatin ſich zurückgezogen hatte.

Nun wurde der Kurfürſt von Sachſen am 5. October 1733 zum Könige ausgerufen, und er rüſtete ſich den polniſchen Thron in Beſitz zu nehmen. Die Sachſen marſchirten in zwei Colonnen nach Polen, und der König folgte ſeinem Heere am Ende des Jahres nach.

Auch die Ruſſen, unter dem General Lascy, erhielten ſo viel Verſtärkung aus ihrem Vaterlande, daß dieſer Feldherr mit 30,000 Mann vor Danzig rücken konnte, wo er die Belagerung begann, und ſich bald darauf mit 8 Bataillonen und 21 Schwadronen Sachſen vereinigte, die vor dieſer Feſtung ankamen, und nun mit den Ruſſen die Belagerung lebhaft fortſetzten. Die Belagerten wehrten ſich tapfer, beſonders als im Monat April einige franzöſiſche Schiffe auf der Rhede erſchienen, und dreitauſend Mann bei Weichſelmünde ans Land ſetzten, die unter den Kanonen dieſer Feſtung ein Lager bezogen. — Bald nach ihrer Ankunft gaben die Franzoſen den Belagerten ein Zeichen, und auf dieſes geſchah ein Angriff von ihnen auf das ruſſiſche Lager. Zugleich mit dieſem Angriff erfolgte ein Ausfall der Belagerten, beide aber wurden mit Verluſt von etlichen hundert Mann zurückgeſchlagen. Nun ſegelten die franzöſiſchen Schiffe wieder ab, und wenige Tage ſpäter erſchien eine ruſſiſche Flotte, an ihrer Stelle, auf der Rhede. Dieſe brachte eine gewaltige Menge ſchweres Belagerungsgeſchütz und die Munition dazu in das Lager, und da auch ein Zug ſchweres Geſchütz von Dresden her ankam, ſo begann nun die Belagerung und Bombardirung der Stadt ſowie der Feſtung Weichſelmünde weit ernſtlicher als zuvor. — In der Nacht vom 17. auf den 18. Juni wurden die Laufgräben vor dieſer Veſte eröffnet, und dieſelbe nunmehr Tag und Nacht bombardirt und mit einem Kugelregen übergoſſen, daß ſie nach einem am 25. Juni von den Franzoſen gewagten und zurückgeſchlagenen Ausfall capitulirte, und die Feſtung kam nun, mit groſſen Kriegsvorräthen, in die Hände der Verbündeten, wo ſie durch vierhundert Mann Sachſen unter dem Obriſtlieutnant von Stutterheim beſetzt wurde.

Nunmehr, nachdem dieſe Feſtung, für Danzig ſo äußerſt wichtig, verloren gegangen war, und täglich ein fürchterliches Bombardement auf die Stadt herabregnete, begann man darauf zu denken, ſich mit Ehre aus dieſer üblen Lage zu ziehen. Es wurden daher Vorſchläge zu einer Capitulation gemacht; allein die Antwort auf dieſe Vorſchläge war und blieb: „Liefert den Kronprätendenten Stanislaus mit ſeinen in der Stadt befindlichen vornehmſten Anhängern aus, und dann wollen wir ſehen was zu thun iſt!“ — Stanislaus konnte ſein Schickſal leicht vorausſehen, wenn er ſeinen Feinden in die Hände fiel, und faßte deshalb den Entſchluß, einen Verſuch zu machen, ob er entfliehen könne. Der franzöſiſche Geſandte, Marquis de Monti, machte den Plan zur Flucht, und in der Nacht des 27. Juni begab ſich der König mit dem Fürſten Poniatowsky*) und drei Wegweiſern, ſämmtlich als Bauern verkleidet, auf den Weg. — Mit großer Gefahr fuhren dieſe fünf Männer, in einem kleinen Fahrzeug über die von der Ueberſchwemmung mit Waſſer bedeckte Ebene bis an eine kleine Hütte, wo ſie ausſtiegen. Hier ruheten ſie, geriethen aber in keine kleine Angſt, als ein völlig Unbekannter ſich zu ihnen geſellte. — Um die Gefahr der Entdeckung zu vermeiden, machten ſie ſich wieder auf den Weg, und kamen bis an eine andere Wohnung, wo ſie durch die Neugierde der Beſitzerin nicht wenig geängſtiget wurden. In dieſem Hauſe vermehrte ſich die Reiſegeſellſchaft abermals um eine Perſon; denn ein Handelsmann, der ſich aus

---

*) Vater des im Jahre 1764 zum König erwählten Stanislaus Auguſt. A. d. V.

Furcht vor ſeinen Gläubigern aus Danzig geflüchtet hatte, ſchloß ſich dieſen Fliehenden an; dieſes Mannes Geſellſchaft war gewiſſermaßen ein Glück für ſie, da er der Gegend noch beſſer als die erſten drei Wegweiſer kundig war. Meiſterhaft führte er ſie auf Schleichwegen an die Weichſel, wo ſie bei einem Bauer übernachteten. — Dieſer erkannte den König, und ließ es ihm heimlich merken, fügte aber das Verſprechen hinzu, ihn nicht zu verrathen, ſondern im Gegentheil wohlbehalten aus der Gefahr zu bringen. — Doch die größte dieſer Gefahren nahte ſich in dieſem Augenblicke, denn es wurde an die Thür der Hütte gepocht, und der Bauer hatte nur noch Zeit, ſeine Gäſte durch die Hinterthür in den Garten zu laſſen, wo ſie auf die Bäume ſtiegen und ſich in den dichtbelaubten Aeſten verbargen. Es war eine Patrouille, die bei dem Bauer forſchte, ob er keine Fuß-Reiſende geſehen hätte; dieſer bejahete es und ſchickte die Reiter einen falſchen Weg, den die Fremden genommen haben ſollten. — Kaum waren dieſe Reiter fort, als der Bauer in den Garten kam und ſeine Gäſte rief. — Sie kamen, und er zog einen zwiſchen dem Gebüſch am Ufer der Weichſel verborgen liegenden Kahn hervor, in welchen er mit den Flüchtigen ſtieg und ſie nun glücklich über die Weichſel brachte. Als Stanislaus ſich entfernte, wollte er dem Bauer eine Hand voll Ducaten aufdringen, ſo viel er nur zu faſſen vermochte; doch er hatte nun Gelegenheit, eine große Seele im niedern Gewande eines armen Bauers kennen zu lernen: „Mein König hat ſich mir anvertraut, und ich habe ihn aus den Händen ſeiner Feinde gerettet, und das Bewußtſeyn davon iſt mir Lohn genug! Nehmt alſo Euer

Geld zurück und kränkt mich nicht.“ Kaum konnte Stanislaus ſo viel von ihm erhalten, daß er zwei Ducaten von ihm annahm. — Nun kamen die Geretteten glücklich nach Marienburg, und ihre fernere Reiſe hatte nun keine Schwierigkeiten und Gefahren mehr. Kehren wir aber jetzt wieder nach Danzig zurück. Am nächſten Tage nach der Flucht des Königs wurde ein Waffenſtillſtand auf acht Tage geſchloſſen, und nun konnte die Flucht nicht länger verſchwiegen bleiben, und man ſah ſich genöthigt, dieſelbe zu geſtehen.

Der kommandirende Feldmarſchall, Graf von Münnich, war wegen dieſer Flucht höchlichſt auf den Rath und die Bürger von Danzig aufgebracht; denn hierdurch entging ihm das Vorzüglichſte ſeines Triumphs. Der Feldherr glaubte überzeugt zu ſeyn, daß man den Entflohenen fortgeholfen habe, und es war ſchwer, ihn vom Gegentheile zu überzeugen. Er gab Befehl, die Beſchießung der Stadt wieder anzufangen, und ſchon donnerten die Kanonen der Ruſſen von Neuem auf die Stadt. Da ließ ſich der franzöſiſche Geſandte Marquis de Monti bewegen, dem Stadtrathe ein ſchriftliches Zeugniß auszuſtellen: daß Niemand als er und ſeine Dienerſchaft um dieſe Flucht gewußt habe, und nun wurde endlich der Stadt eine Capitulation bewilligt, durch welche die Beſatzung kriegsgefangen war. — Die in dieſer Stadt befindlichen Polen unterwarfen ſich dem König Auguſt bis auf den Primas, welcher, ſowie der franzöſiſche Geſandte, verhaftet wurde.

Der König Auguſt langte am 19. Juli in Danzig an, theilte reiche Geſchenke an die Ruſſen aus und ging dann wieder nach Sachſen zurück.

19.

Der Obriſtlieutnant Rex und der Lieutnant Beringer.

Folgende zwei Fragmente aus der Geſchichte des ſächſiſchen Heeres verdienen es wohl, daß ſie eine Stelle hier finden, da ſie zwei herrliche Zeugniſſe von der Tapferkeit der Sachſen geben.

Der Woiwode von Kiow, Graf Potocky, wollte während der Belagerung von Danzig, (4 April 1734) Cracau überrumpeln, wurde jedoch entdeckt und zurückgeſchlagen. Hierauf rückte der Generallieutnant von Diemar mit 6000 Mann näher gegen Cracau, und entſendete den Obriſtlieutnant Rex mit einer Abtheilung von 237 ſchweren Reitern, um die vorwärts liegende Gegend zu erkundigen. Schon waren dieſe Reiter bis Golza, fünf Meilen von Cracau, gekommen, als ſie am 17. April von 2000 Polen angegriffen wurden. Die Sachſen ſchloſſen ſich dicht zuſammen, und ſchlugen ſich durch die Feinde hindurch. Der Angriff wurde von dieſen erneuert, und abermals ſchlugen ſich die ſächſiſchen Küraſſiere und Karabiniere ſo heldenmäßig durch die Polen, daß das Miriſche Regiment, welches der vorige König auf deutſchen Fuß eingerichtet und zur Krongarde verordnet hatte, von ihnen ganz zuſammengehauen wurde.

Die Polen waren jetzt, da ſie ſchon zweimal die ſchweren Arme dieſer tapfern Männer empfunden hatten, bereits darauf bedacht, ſich mit Ehren aus dem Gefecht zurückzuziehen, und die wenigen Sachſen würden die Sieger der viel ſtärkern Polen geblieben ſeyn, wenn nicht in dieſen kritiſchen Augenblicken der Reitknecht des Obriſtlieutnants Rex, ein geborner Pole, zu ſeinen Landsleuten übergegangen wäre und ihnen verrathen hätte, daß die Sachſen nicht mehr feuern könnten, weil alle ihre Patronen verbraucht wären: ſie wären auch nur allein und hätten keine Unterſtützung zu hoffen. Dieſer Verrath entſchied, und es wagten die Polen nun den dritten Angriff, fügten auch den Sachſen durch ihr Feuergewehr ſo großen Schaden zu, daß über hundert Mann von ihnen todt zur Erde ſanken. Selbſt der Obriſtlieutnant, wurde mit fünf Kugeln in den Unterleib verwundet, focht aber und kommandirte dennoch ſo lange, bis ihn endlich alle Kräfte verließen und er nun den Heldengeiſt aufgab. — Fünf Offiziere der Sachſen hatten mit ihm ein gleiches Schickſal: die übrigen ſächſiſchen Reiter aber ſchlugen ſich noch einmal, mit dem Schwerte in der Fauſt, durch die Polen und entkamen, ob ſie gleich faſt alle verwundet waren, dennoch nach Cracau. — So hatten die Polen zwar geſiegt, aber es deckten über ſiebenhundert von ihnen mit ihren todten Körpern das Feld. —

Der Generallieutnant von Diemar wurde deshalb, daß er dieſe braven Krieger der Gefahr ausgeſetzt und ſie ohne Unterſtützung gelaſſen hatte, zur Verantwortung gezogen, das Ende dieſer Unterſuchung aber meldet unſere Quelle nicht.

Um eben dieſelbe Zeit wurde vom ſächſiſchen Infanterie-Regimente Harthauſen, eine Abtheilung von drei und dreißig Mann, unter dem Lieutnant Beringer, von Poſen aus nach Fourage geſchickt. —

Dieſes Commando wurde im Dorfe Pokrzemo von vierhundert feindlichen Polen überfallen. Eben befanden ſich die Sachſen noch beiſammen im Wirthshauſe, als ſie angegriffen wurden. Lange wehrten ſie ſich tapfer, und die Feinde zündeten nun das Haus an, um ſie daraus zu vertreiben. Die Sachſen hatten alſo nichts anderes zu wählen, als den ſchrecklichen Tod in den Flammen, oder ſich durch die Feinde zu ſchlagen; ſie wählten das Letztere: an Ergebung dachte Keiner. Dicht geſchloſſen ſtürzten ſie ſich aus dem brennenden Hauſe hervor auf die Feinde. Furchtbar war der Angriff des kleinen Häufleins; überall bezeichnete der Tod die Schritte dieſer Tapfern, und die Polen wichen vor ihnen zurück. So zogen ſie fechtend ab, wurden zwar auf dem Wege noch einigemale angegriffen, doch immer ohne Erfolg, und kamen endlich, mit Verluſt von zwölf Todten, bei ihrem Regimente an.

20.

Beſondere Naturbegebenheit im Erzgebirge.

Weit ſeltener als auf dem flachen Lande ſind die Waſſerfluthen im Gebirge, und demnach die Fluth, welche wir in dieſem Abſchnitte zu beſchreiben verſuchen wollen, um ſo merkwürdiger, als ſie bereits einige Tage vorher durch verſchiedene Ereigniſſe gleichſam angekündigt wurde.

Schon der Winter dieſes Jahres zeichnete ſich durch unermeßliche Schneemaſſen aus, welche auf den

Wäldern und Häuſern laſteten, und von den letztern wurden viele, waren ſie klein oder wandelbar, von dieſer Laſt zuſammengedrückt, wie dies auch in Annaberg der Fall war. Auf den Dörfern mußten die Nachbarn einander aus dem Schnee graben, und die Häuſer waren oft ſo hoch von dieſem bedeckt, daß zuweilen acht und mehr in denſelben gehauene Stufen in dieſe hinabführten, und die Menſchen aus ihnen wie aus Kellern heraufſtiegen. Auch in den Wäldern brachen viele tauſend Bäume unter dieſer Laſt, und auf dieſen ſchneereichen Winter folgte ein naßkalter Sommer und Herbſt, ſo daß es im September ſchon wieder Schnee gab, und am 28. September ein Topfhändler bei Gottesgabe erfror. — Kehren wir nun aber zu jenen Vorzeichen zurück. —

Als in der Nacht zwiſchen dem 13. und 14. Juni (1604) einige Bergleute aus dem Bergdorfe Soſa — oberhalb Schwarzenberg — nach ihrer Grube gingen, um dort einzufahren, wurden ſie bei dem Steinbache, in deſſen Nähe ſie waren, aus einigen ihnen aus Erfahrung bekannten Zeichen gewahr, daß ein Gewitter kommen werde, und ſie eilten deshalb ſo viel als möglich nach der Grube, um ſich dort in der Kaue*) derſelben verbergen zu könten. Auf dieſem Wege ſahen ſie plötzlich im Grunde nach Breitenbrunn hin einen dichten Dampf aufſteigen, der ſtark nach Schwefel roch. Dieſe Männer blieben jetzt ſtehen und blickten verwunderungsvoll nach jenem Nebel hin, als ſie auf einmal ein unterirdiſches Brauſen hörten, und es brach nun, mit furchtbarem Krachen und Praſſeln, ein furchtbarer Sturmwind aus der Erde hervor, hob im Hervorbrechen ganze Stücken Erde mit den darauf ſtehenden großen und dicken Bäumen auf, und warf das Gehobene haushoch in die Luft, ſo daß dieſe Bäume mit den Gipfeln zuerſt wieder herabkamen. Dieſe Begebenheit geſchah zwiſchen Breitenbrunn, einem großen Bergdorfe, im Kreisamtsbezirke Schwarzenberg, und bei der Bergſtadt Johanngeorgenſtadt.

---

*) Mit dem Worte Kaue, oder in der Provinzial-Volksſprache Kau, wird ein kleines hölzernes Häuschen bezeichnet, welches über dem Eingang des Schachtes gebauet und während der Schacht verſchloſſen iſt, damit Niemand, der unbekannt mit der Gefahr iſt, hineinkommen und etwa in den Schacht hinabſtürzen könne. Zuweilen geht auch der Eingang eines Schachtes in einem Hauſe hinab, in welchem ein Bergmann wohnt, der dann den Namen Huthmann führt, und nun heißt es ein Zechenhaus.

A. v. W.

Einige Tage ſpäter ſpürte man in der Bergſtadt Eibenſtock ein ſtarkes, im Gebirge äußerſt ſeltenes Erdbeben. — Im nicht weit davon entfernten Neidhardtsthale wurde ein großer Felſen hierdurch zerſprengt, daß er ſtückweiſe auseinander fiel; wo man ſich denn leicht denken kann, welchen Schaden dieſes Erdbeben ſonſt noch mit angerichtet hat.

Dies waren die Vorſpiele, und nun kam die Waſſerfluth ſelbſt.

Nach einem ſtarken Regen, welcher vier Tage und Nächte angehalten hatte, klärte es ſich am 19. Juni wieder auf. Am folgenden Morgen gewahrten einige Fuhrleute, welche mit dem anbrechenden Tage ihre weitere Reiſe angetreten hatten, und ſich auf dem Wege zwiſchen Schneeberg und Zwickau befanden, einen ſtarken Strom, der auf der Straße daher geſchoſſen kam. — Das Waſſer wuchs ſchnell ſo hoch an, daß dieſe Fuhrleute ſich genöthigt ſahen, ihre Pferde auf das geſchwindeſte auszuſpannen, und ſich mit ihnen zu flüchten, damit nur ihr und dieſer Thiere Leben gerettet werde.

Dieſes Waſſer kam von Kirchberg, einem Städtchen, zwei Stunden hinter Schneeberg nach Zwikkau hin. Dort beobachteten die Einwohner, daß das Waſſer häufig aus der Erde hervorwallete, und daß dabei das Erdreich ganz locker und bebend war.

Eine gleiche Waſſerfluth ſtürzte auf Schneeberg los, nahm ſeinen Weg nach dem Holzplatze, wo der Strom mitten durch die Holzſchichten ging, und für mehr als 3000 Gülden Holz mit Grund und Boden hinwegſchwemmte. Die koſtbare, ſogenannte Eiſenbrücke wurde hinweggeriſſen, und der Hauptbrücke an der Silberſtraße großer Schade zugefügt; ſowie auch überhaupt auf dem ganzen Wege, den dies Waſſer nahm, keine einzige Brücke ſtehen blieb. —Unbegreiflich iſt dabei der Schaden, den dieſe Fluth durch Ueberſchwemmung der Straßen, Wieſen und Felder anrichtete, und die Chronik hat eine Liſte von Häuſern, welche durch dieſe Fluth weggeriſſen wurden, und bemerkt, daß hierunter ſogar feſte ſteinerne Gebäude befindlich geweſen wären. —

Auch in den Bergwerken that dieſe Fluth großen Schaden, und mehrere Gruben wurden durch das eingedrungene Waſſer erſäuft; auch ein tiefer Stollen damit angefüllt. — In dem nahe an Schneeberg gelegenen Dorfe Schlema ſtand das Waſſer in der Kirche zwei Ellen hoch, und riß ein Stück von der Mauer ein. In Plauenthal ruinirte das Waſſer drei Hohöfen, und in Schönheide verurſachte es an den Hammergebäuden einen Schaden von 3000 Thalern. Auf dem Grubengebäude, Krähhahn, führte es über hundert Centner Eiſenſtein weg, und that auch viel Schaden am Schlemaer Hammerwerke.

Noch größer aber war der Schade, den dieſe Waſſerfluth anrichtete, als ſie ſich vom Gebirge hinab in die niedern Provinzen wälzte, und beſonders gerieth Zwickau in große Gefahr, ganz unter Waſſer geſetzt zu werden. Eine faſt unglaubliche Menge Holz kam aus dem Gebirge auf dem Waſſer herab, und ſtemmte ſich an dem großen Rechen, ſo daß das Waſſer an dem Felſen, außerhalb der Stadt, noch zwei Ellen höher ſtieg, als es bei der großen Fluth 1448 geſtanden hatte. Schon ſtanden viele und ganze Straßen unter Waſſer, und in einer Kirche reichte es bis an die Kanzel; ſo daß die Gefahr für die Stadt mit jedem Augenblicke wuchs. — Da gab die Noth das beſte Mittel ein, und eben dieſelben Kanonen, welche im dreißigjährigen Kriege, zum Schutz der Stadt gegen die Feinde nach Außen gedonnert hatten, dienten jetzt ebenfalls zu ihrer Rettung. Drei derſelben wurden an die rechten Orte geführt, geladen, abgebrannt, und die ſchweren Kugeln zerſchmetterten den ſtarken Rechen, an welchen ſich das Holz angeſtemmt hatte. Nun brach die aufgehaltene Fluth donnernd hindurch, ſchwemmte über neuntauſend Klaftern Holz weg, und zerriß zwei Brücken, — (die Paradies- und die Bierbrücke) — beſchädigte an der Stadtmauer zwei Rondele und die Futtermauer, und that an der Schloßmühle großen Schaden. Beim niedern Thore drang das Waſſer ſo hoch in die Stadt, daß man nicht mehr im Waſſer mit Pferden reiten konnte, ſondern auf Flößen und dergleichen Fahrzeugen fahren mußte, und außerhalb der Stadt riß es viele Gartenhäuſer und Zäune ein. —

Und ſo verlief ſich endlich das Waſſer wieder, und gab den Einwohnern Gelegenheit, den durch die Waſſerfluth verurſachten Schaden zu betrachten und Anſtalten zu treffen, ihn zu erſetzen.

Auf die Stadt Chemnitz ſtürzte ſich die aus dem Obergebirge herabkommende Waſſerfluth ebenfalls los, riß in den Vorſtädten viel Häuſer ein, und ein Stück von der Stadtmauer nieder; die Stadt aber befand ſich in der größten Gefahr, gänzlich überſchwemmt zu werden. Ob nun gleich dieſe Gefahr abgewendet wurde, und die Fluthen ihren Weg tiefer in das Land hinab nahmen, ſo war doch für viele tauſend Thaler Schade dadurch geſchehen.

Durch die Waſſerfluth von ſeltener Veranlaſſung geſchah auf ihrem Wege nach der Elbe ungeheurer Schade. — Das Waſſer brachte auf ſeiner Oberfläche Häuſer und Ställe, Betten, Wiegen mit Kindern, Menſchen und Vieh ſchwimmend geführt, und man ſah auf dem Waſſer mehrere Menſchen auf den Dächern von Häuſern und Ställen reitend daher ſchwimmen, von denen die meiſten gerettet wurden.

Von dieſer Waſſerfluth ſchwoll die Elbe hoch an, und von Dresden an bis nach Niederſachſen hinab, wunderten ſich die Anwohner dieſes Stroms über die Menge von Materialien und todten Körpern, welche auf demſelben ſchwammen. —

Aber nicht allein auf dieſer Seite, ſondern auch auf andern Stellen am Fuße des Erzgebirges, brachten die von demſelben herabſtürzenden Fluthen großen Schaden: denn es wurden unter andern die Gegenden von Graiz und Gera mit Schlamm und Sand bedeckt, ſowie durch die herabgeſchwemmten großen Steine verwüſtet.

Das Gebirge zählt in ſeiner Geſchichte zwar mehrere groſe Waſſerfluthen, welche durch Wolkenbrüche, Gewitter ꝛc. entſtanden ſind; allein man ſucht noch eine andere ſolche Fluth, deren Veranlaſſung im Innern der Erde zu ſuchen iſt, in den Annalen dieſer Provinz vergebens.

21.

Der Kampf mit dem Löwen.

Nicht weit von Pegau liegt ein kleines Städtelein, Namens Groitzſch, einſt die Reſidenz eines berühmten Grafen Wiprecht, der ſich als Held in der Geſchichte einen bleibenden Namen erwarb.

Der Graf Wiprecht war nicht allein ein trefflicher Feldherr, ſondern auch ein kühner und gewaltiger Kämpe, wie die folgende Geſchichte ein deutliches Beiſpiel giebt.

Nach dem Tage von Canoſſa,*) wo ein ſtolzer, herrſchſüchtiger Oberprieſter den im Banne befindlichen Kaiſer Heinrich *IV.* drei Tage lang im Hemde und barfuß im Hofe harren ließ, ehe er ihn unter den erniedrigendſten Bedingungen vom Banne losſprach, hatte ſich der Kaiſer wieder erholt; die erlittene Demüthigung hatte ſelbſt viele ſeiner frühern Feinde in Freunde verwandelt. Die deutſchen Fürſten lernten es einſehen, daß ſie nur die Werkzeuge

*) Wer die Geſchichte dieſer merkwürdigen Tage nachleſen will, dem wird dazu der 1. Band der Denkwürdigkeiten empfohlen, indem ſie daſelbſt, S. 223, ff., enthalten iſt.

A. d. H.

zu ihrer eignen Unterjochung in den Händen jenes Oberprieſters wären, und ſtanden daher ihrem Kaiſer nach allen Kräften bei, jenes ſchimpfliche Joch zu brechen.

Der Kaiſer zog nun mit einem großen Heere nach Rom, eroberte dieſe Stadt und die Peterskirche, wo ſein Feind, der Papſt Gregor *VII.*, nur mit Mühe und blos durch Verrätherei entrinnen und ſich in die Engelsburg flüchten konnte.

Der Graf Wiprecht hatte den Kaiſer bei dieſem Feldzuge mit einer tapfern Kriegsſchaar begleitet und demſelben durch ſeinen Heldenmuth, in Verbindung mit großer Körperſtärke, die glänzendſten Dienſte geleiſtet, welche die höchſte Belohnung verdienten; ſehen wir nun aber, wie dieſem Helden ſeine Treue und Anhänglichkeit an den Kaiſer, ſo wie alle ſeine guten Dienſte belohnet wurden.

Das ſiegreiche kaiſerliche Heer war bereits auf dem Rückwege nach Deutſchland, und vor Verona angekommen, wo ſich der Kaiſer und ſeine Kriegsſchaaren von den großen Beſchwerden des Krieges, die ein jeder von ihnen bisher ertragen hatte, erholte.

Um den Kaiſer hatte ſich ein großer Kreis von Fürſten und Herren verſammelt, und unter dieſen befanden ſich mehrere Biſchöfe und andere hohe Geiſtliche, welche den friedlichen Hirtenſtab, mit dem ſie, nach Chriſti Befehl, ihre Heerden weiden ſollten, mit dem Schwerte, und die geiſtliche Amtskleidung mit dem Panzer vertauſcht hatten, weil ihren Ohren das Kriegsgeſchrei beſſere Muſik war, als die Geſänge in der Kirche. — Wiprechts Lob erſcholl aus jedem Munde, und ſelbſt der Kaiſer war ſeines Ruhmes voll. — Dies wurmte den geiſtlichen Herren ſehr, und ſie ſuchten Gelegenheit, an ihn zu kommen und ihm, nach der gemeinen Redensart, ein Bein zu ſtellen. Ganz fein erinnerten ſie den Kaiſer daran, daß es wohl an dem ſey, daß der Graf Wiprecht in der Schlacht tapfer gekämpft und manchen Feind beſiegt habe; allein dies ſey für ihn etwas Gewöhnliches geweſen: nur in unvermutheten Gefahren und in ungewöhnlichen Kämpfen bewähre ſich der Held.

Dieſe hämiſchen Reden trafen, — es iſt wenigſtens wahrſcheinlich, — auf eine geheime Idee im Herzen des Kaiſers. Er fürchtete ſich heimlich vor dem Grafen, ſeinem Heldenmuthe und dem großen Anhange, den er ſich durch dieſen Heldenmuth unter den Fürſten und Grafen, Rittern und Reiſigen erworben hatte, und es ſchwanden alle die Thaten, die Wiprecht für ſeinen kaiſerlichen Herrn gethan, und die Treue, die er ihm bei ſo mancher Gelegenheit bewieſen, in weite Ferne dahin. Die Undankbarkeit nahete ſich ihm und flüſterte ihm einen ihrer ſchändlichſten Einfälle zu: dieſe Gelegenheit nicht zu verſäumen und ſich durch den ſchuldigen Dank wegen Wiprechts Dienſten nicht abhalten zu laſſen, ihn auf eine gute Weiſe zu entfernen; „denn,“ — flüſterte ihm dieſe geheime Stimme zu, — „du müßteſt dieſen Mann mit Ländern, Ehren und Würden belohnen, und er würde, im Bewußtſeyn ſeiner Thaten, auch die glänzendſte Belohnung immer noch zu ärmlich finden.“

Der Kaiſer Heinrich war, wie ihn die Geſchichte ſchildert, nie ein Tugendheld, und hatte der Fehler viele und mancherlei. Seine Herrſchſucht, verſchwiſtert mit Geiz und Undankbarkeit, empörte die Fürſten ſo oft gegen ihn, daß ſein Leben faſt nur allein von Kriegen gegen Empörung erfüllt war. Jene Stimme der Undankbarkeit fand alſo um ſo leichter Gehör bei ihm, und er lieh den heimlichen Feinden und Neidern Wiprechts ſein Ohr um ſo lieber, da er Hoffnung hatte, von aller Belohnung dieſes Helden befreit zu werden. — Als daher einer von dieſen heimlichen Feinden den Vorſchlag machte, den Muth dieſes Helden durch einen unvermutheten Kampf mit einem ihm an Stärke überlegenen Feinde zu prüfen, nahm der Kaiſer dieſen Vorſchlag an, und es kam nunmehr ein Plan zur Sprache, im Mittel der Hölle ausgedacht und vom Satanas ſelbſt auf die Erde gebracht.

In Verona ward ein großer und grimmiger Löwe verwahrt, und dieſer, — geiſtliche Herren wußten es, mit dem Scheine der Heiligkeit umgeben, ſo zu drehen, — ſollte nun der ſtarke Feind ſeyn, mit welchem Wiprecht um den höchſten Preis des Heldenruhms zu kämpfen hatte.

Dieſer Held war eben nicht in dieſer Stadt anweſend, ſondern im Auftrage des Kaiſers entſendet, eine Stadt, welche ſich gegen den ihr vom Kaiſer vorgeſetzten Befehlshaber empört hatte, wieder zu unterwerfen. Dieſes war ihm auch ohne Blutvergießen gelungen, blos weil er Gerechtigkeit geübt hatte. Jetzt war er mit ſeinen Kriegsvölkern wieder auf dem Rückwege, und ſchon in der Nähe von Verona angelangt, als ihm ein Eilbote des Kaiſers den Befehl brachte, allein zurückzueilen und die Kriegsvölker nachkommen zu laſſen, weil der Kaiſer ſeines Raths beſonders bedürfe.

Der Graf gehorchte dem Befehle des Kaiſers und eilte mit ſeinem Leibknappen allein zurück. Schon hatte er faſt die Stadt erreicht, als er am Thore den Herzog Borimi — Sohn des Königs Wratislaw von Böhmen*) — fand, der ſeinem Schwager heimlich die Nachricht brachte, was auf ihn warte. — Wiprecht wurde hierüber hochergrimmt, und würde dieſe Nachricht nicht geglaubt haben, wenn ſie ein Anderer, als dieſer junge Fürſt, gebracht hätte. — Sollte er aber dieſem Kampfe ausweichen? — Nimmermehr! Doch ein furchtbarer Grimm über den Kaiſer und ſeine hämiſchen Rathgeber durchdrang ihn, und verdoppelte ſeine Kräfte. Jetzt waren ſie an dem Orte, wo der Löwe in den Schranken brüllte und mit ſeinem Schweife um ſich ſchlug, daß es mit Furcht und Grauſen zu hören und zu ſehen war. Der Kaiſer ſaß auf einem erhöhten Orte, von den Neidern und Feinden Wiprechts umgeben; ihm bangte vor dem Ausgange des Kampfes, der ihn auf jeden Fall eines treuen Freundes berauben mußte: denn ſiegte auch Wiprecht und erſchlug den Löwen, ſo konnte er den Kaiſer nur haſſen, und wehe ihm dann, wenn dieſer Held ſich auf die Seite ſeiner Feinde ſchlug. Gern hätte er den Befehl widerrufen; allein er ſcheuete ſich vor den ihm zur Seite ſitzenden Pfaffen, und dennoch war er eben daran, dieſe Scheu zu überwinden und den Gegenbefehl zu geben: da trat Wiprecht in die Schranken. — Der Kaiſer zitterte für ſeines treuen Wiprechts Leben, und dieſes Gefühl theilten alle redliche Männer mit ihm, nur die auf Wiprechts Heldenruhm neidiſchen Pfaffen ſahen dem Beginnen des Kampfs mit hämiſchem Lächeln entgegen. —

Vergebens hatte der Herzog Boriwi ſeinen Schwager Wiprecht abzuhalten geſucht, dieſen

---

*) Die Schweſter dieſes jungen Fürſten war Wiprechts Gemahlin. A. d. R.

Kampf mit einem wilden Thiere zu beſtehen; vergebens hatte er ſich erboten, ihm in dieſem Kampfe beizuſtehen; vergebens ſtrebte der treue Leibknappe Wiprechts, als ſie ſchon von den Roſſen abgeſtiegen waren, ſich ſeinem Herrn voranzudrängen und den Kampf mit dem wilden Thiere ſelbſt zu beſtehen. „Wenn Ihr mich liebt, ſo laßt mich kämpfen, ich fürchte mich vor dieſem Löwen und ſeinem Brüllen nicht!“ — rief der Unerſchrockene, drängte den Herzog mit der Bitte: an ſeinen alten Vater zu denken, zurück, ſchob den Knappen auf die Seite, und trat dem Löwen entgegen. —

Mit fürchterlichem Brüllen kam dieſes Thier in weiten Sätzen auf ihn eingeſprungen, doch Wiprecht hielt ihm beſonnen ſeinen Schild vor, und als der Löwe darnach griff, ließ er ihn fahren, erſah aber die Gelegenheit, und ſprang dem Thiere mit großer Geſchwindigkeit auf den Rücken, packte ihn mit der Linken an der Mähne und drückte ihm den Kopf mit ſolcher Kraft zu Boden, daß er ſich nicht rühren konnte. Furchtbar ſchüttelte er ihn bei der Mähne und ſtieß ihm das Schwert, — nein den Knopf des Schwertgefäßes ſo oft und derb in die Seite und das Genick, daß das ſo ſtarke Thier ermattet zu Boden ſank. Dieſen Augenblick benutzte Wiprecht, ſprang auf ein nahes Gerüſt und der Kampf war nun zu Ende. Schon war Wiprecht auf dem Gerüſte, als ſich der Löwe wieder aufraffte und entfloh. Ein tauſendſtimmiges Jubelgeſchrei erſcholl jetzt von allen Seiten über den Sieg des Helden, und begleitete ihn, als Wiprecht nach dem Orte zuging, wo ſich der Kaiſer nebſt den Fürſten befand.

Wiprecht hatte geſiegt, und ging mit großen Ehren aus dem Kampfe mit dem Löwen hervor. Der Kaiſer zagte zwar nicht mehr, als er einen ſolchen Ausgang des Kampfes ſah, aber das Gefühl der Schaam ward deſto lebendiger in ſeiner Seele. Wiprecht hatte ſo viel für ihn gethan, hatte ihm erſt vor wenig Monden das Leben gerettet, im Kampfe vor Rom, als dem Kaiſer das Schwert aus der Hand geſchlagen worden war, das ſeinige gegeben, ſich aber bald wieder ein anderes erkämpft. Wiprecht war immer ſein treueſter Freund geweſen, und als er von Allen verlaſſen wurde, dennoch nicht von ihm abgefallen, hatte vielmehr den glänzendſten Anerbietungen, ihn vom Kaiſer abzuziehen, ſtandhaft widerſtanden: und demohngeachtet hatte er dieſen Helden, der ſein Leben ſchon ſo oft für ſeines Kaiſers Sache aufgeſetzt und ſo viele Beweiſe der Treue gegeben, der Verleumdung aufgeopfert und ſein Leben in dieſem unnützen Kampfe auf das Spiel geſetzt. — Was ſollte er ihm nun antworten und wie ſich gegen ſeine Vorwürfe vertheidigen? —

Jetzt trat Wiprecht vor den Kaiſer und überſchüttete ihn mit heftigen Vorwürfen, drohete auch, die Partei Heinrichs und das Lager augenblicklich zu verlaſſen, wenn ihm nicht Genugthuung für dieſen Streich werde. Der Kaiſer wollte dieſen Helden nicht laſſen, und bekannte frei, wie es gegangen ſey. Da tobte und ſchalt Wiprecht fürchterlich, und ſein Flammenauge ſuchte die Verleumder und hämiſchen Neider unter den Anweſenden ausfindig zu machen. Da nannte der Kaiſer ihre Namen, und das Angeſicht Mancher wurde mit Todtenbläſſe überzogen, denn **Wiprechts** Zorn war fürchterlich und ſeine Rückſichtsloſigkeit bekannt. — Nun gab es Entſchuldigungen in Menge, gute Worte und Schmeichelreden ſparte ſelbſt der Kaiſer nicht, lange war jedoch Alles vergebens. Endlich legte ſich der Kaiſer in's Mittel, und entſchied ſich für Bußen, welche die Schuldigen dem Löwenbändiger zur Sühne ſpenden ſollten. Der Kaiſer ging mit ſeinem eignen Beiſpiel voran und belehnte ihn mit dem Schloſſe Leisnig und der zugehörigen Pflege. Der Erzbiſchof von Mainz mit einem Lehngut von 1300 Pfund Einkünften, und der Erzbiſchof von Cölln mit der Pflege Horla, die Biſchöfe von Münſter und Halberſtadt büßten mit 300 Pfund jährlichen Einkünften ein jeder, und ſo noch mehrere. Der Kaiſer ſelbſt bat ihn wegen ſeiner Uebereilung um Verzeihung und belehnte ihn kurz darauf, als er zu Altſtädt in Thüringen Reichstag hielt, mit dem Schloſſe und der Pflege Dornburg, auch 300 Pfund jährlichen Erbzinſen, die auf dem Reichstage zu Merſeburg mit abermals 300 Pfund vermehrt wurden; ſo viel war dem Kaiſer an dieſem Helden gelegen, und doch konnte er ihn muthwillig ſo aufopfern? —

Hiſtoriſche Miſcellen.

Am 20. Juni 1647 wurde der nachmalige Kurfürſt von Sachſen, Johann Georg *III.*, geboren.

Am 21. Juni 1817 wurde die Univerſität zu Wittenberg mit der zu Halle vereinigt.

22.

Johann Ernſt *III.*, Herzog von Sachſen-Weimar.

Am 22. **Juni** 1664 wurde dieſer Fürſt auf dem Schloſſe zu Weimar geboren, und mit gleicher Sorgfalt wie ſein älterer Bruder, **Wilhelm Ernſt**, erzogen. Beide Brüder gingen mit einander im Mai 1676 nach Jena, und drei Jahre ſpäter (1679) auf Reiſen, kamen aber zu Ende des Jahres wieder nach Hauſe. Im Jahre 1683 that dieſer Prinz abermals eine Reiſe in fremde Länder, während welcher ſein Vater am 15. Mai des gedachten Jahres Todes verblich, nachdem er ſeinen Sohn **Johann Ernſt** kurz vorher als volljährig erklärt hatte.

Die beiden Brüder errichteten nunmehr wegen der Landesadminiſtration und der Landeseinkünfte am 4. September 1683 einen Vertrag auf drei Jahre und nahmen am 11. December die Landeshuldigung gemeinſchaftlich ein.

Der Herzog **Johann Ernſt** *III.* vermählte ſich am 11. October 1685 mit der Prinzeſſin **Sophie Auguſte von Anhalt-Zerbſt**, und errichtete noch vorher einen Rezeß mit ſeinem Bruder, wegen gewiſſer ihm abgetretener Aemter und Ortſchaften, von denen ihm die Einkünfte angewieſen wurden. Hierüber entſtanden zwiſchen beiden Brüdern' Differenzen, in deren Folge der Herzog Wilhelm Ernſt am 14. Febr. 1687 ein gedrucktes Patent in den ſchon gedachten angewieſenen Aemtern anſchlagen ließ, worin von Eingriffen in die Jurisdiction auf eine für Johann Ernſt ziemlich kränkende Weiſe die Rede war.

Dieſe Differenzen glichen ſich aus, als der letzte Herzog von Sachſen-Jena mit Tode abging und ſein Land an die Stammesvettern fiel, der Herzog Wilhelm Ernſt aber ſeinen Theil an den Herzog Johann Ernſt abtrat, welches am 23. Juli 1691 geſchah, und am 16. Auguſt 1694 noch mehr erweitert wurde.

Der Herzog Johann Ernſt reſidirte im ſogenannten rothen Schloſſe zu Weimar, wo auch ſeine Gemahlin am 14. September 1694 ſtarb, und ihr hinterlaſſener Gemahl ſich am 4. November eben dieſes Jahres mit der Prinzeſſin Charlotte von Heſſen-Homburg vermählte. Dieſe Ehe währete bis zum 10. Juni 1707, wo ſie durch den Tod des Herzogs, der an dieſem Tage, nach einer langwierigen Krankheit erfolgte, wieder aufgelöſt wurde.

Der Herzog Johann Ernſt hatte ſich durch ſeine Leutſeligkeit die allgemeine Liebe aller Landeseinwohner zu eigen gemacht, ſo daß ſie bei ſeinem Ableben allgemein um ihn trauerten und wehklagten. — Sein Sohn erſter Ehe, Ernſt Auguſt, kam ſpäterhin (1728) in Weimar zur Regierung, und ſtarb 1748. Dieſer war der Großvater des unvergeßlichen Carl Auguſt. —

23.

Der Kurfürſt Chriſtian *II.* — Züge aus ſeinem Regentenleben. — Sein Tod.

Bereits im erſten Bande dieſes Werkes haben wir S. 116 ff. das merkwürdige Selbſtbekenntniß dieſes Fürſten mitgetheilt, und S. 158 erzählt: daß dieſer Fürſt, nebſt ſeinem Bruder Johann Georg, habe durch Meuchelmord fallen ſollen, was aber nicht gelungen ſey, und wollen nun in dem heutigen Tagesabſchnitte noch einiges aus der Geſchichte dieſes Fürſten vortragen, auch erzählen, durch welche Veranlaſſung das ſchnelle Lebensende Chriſtians herbeigeführet wurde.

Der Regierungsantritt des Kurfürſten Chriſtian *II.* begann mit der Hinrichtung des ehemals ſo mächtigen Canzlers *D.* Crell, und wenn ſchon während der zehnjährigen Vormundſchaft des Herzogs Friedrich Wilhelm kräftige Einſchreitungen in den durch den Crypto-Calvinismus verurſachten Unruhen zu ihrer gänzlichen Unterdrückung ſtattgefunden hatten, ſo war doch dieſe Hinrichtung gewiſſermaßen als der Schlußſtein dieſer Unterdrückung anzuſehen.

Die merkwürdigſte Begebenheit in der Regentengeſchichte Chriſtians *II.* iſt nun aber die Erbfolge in den Jülich-Cleveſchen Ländern, in welcher das Haus Sachſen die Früchte der großen Dienſte verlor, welche der Herzog Albrecht dem Hauſe Oeſterreich in den Niederlanden erzeigt hatte, (S. 25. d. W.), und von dieſem Verluſte trug die Charakterſchwäche des Kurfürſten Chriſtian einen großen Theil der Schuld.

Der Herzog Johann Wilhelm von Jülich, Cleve und Berg war als der letzte ſeines Stammes am 15. März 1609 nach einem kurzen Krankenlager an der gelben Sucht mit Tode abgegangen, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Seine hinterbliebenen Länder bildeten eine ſchöne Maſſe, da außer den genannten Fürſtenthümern auch noch die Grafſchaften Mark und Ravensberg, ſo wie die Herrſchaft Ravenſtein dazu gehörten, weshalb ſich denn mehrere Fürſtenhäuſer darum bewarben, als:

1) Die beiden ſächſiſchen Fürſtenhäuſer. Die Anſprüche derſelben gründeten ſich nicht allein auf die Anwartſchaft, welche der Herzog Albrecht von dem Kaiſer Friedrich *III.* zum Lohne ſeiner treuen Dienſte und in denſelben aufgeopferten großen Geldſummen — die reichen Ausbeuten der Schneeberger Silbergruben — im Jahre 1483 und vom Kaiſer Maximilian *I.* 1495 erhalten hatte. Desgleichen war bei der Vermählung des Kurfürſten Johann Friedrich mit der Prinzeſſin Sybilla von Cleve (1526) beſtimmt und vom Kaiſer (1544) beſtätigt worden, daß nach dem Abſterben des Cleveſchen Mannsſtammes das Herzogthum Cleve auf den Kurfürſten und ſeine männlichen Nachkommen übergehen ſolle.

2) Der Kurfürſt von Brandenburg, Johann Siegmund, ſo wie nicht minder der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg; der Markgraf Carl von Burgau — Sohn der berühmten Philippine Welſerin — und der Pfalzgraf Johann von Zweibrücken. — Die Anſprüche dieſer Prätendenten gründeten ſich auf ihre Ver-

mählung mit den Schweſtern oder Schweſtertöchtern des verſtorbenen Herzogs.

Während man ſich in Sachſen anſchickte, ſein gutes Recht in gründlichen Schriften darzuthun, nahmen Brandenburg und Pfalz-Neuburg die Erbſchaft ſelbſt in Beſitz, und vereinigten ſich in einem Vergleiche (31. Mai 1609) zur gemeinſchaftlichen Regierung des ererbten Landes.

Hier wurde man nun gewahr, welch ein charakterſchwacher Fürſt der Kurfürſt Chriſtian *II.* war, und wie wenig ihm von dem Geiſte ſeiner Ahnen, Albrecht und Moritz, zu Theil geworden ſey; denn anſtatt, daß er ſein Volk hätte aufbieten und mit einem tüchtigen Heere ſeine Anſprüche gegen die Gegner verfechten ſollen, begnügte er ſich mit blinder Zuverſicht auf den Kaiſer Rudolph *II.*, den der Kurfürſt für ſeinen Freund hielt. Allein der Kaiſer Rudolph war bekanntlich eben ſo ſchwach, ja noch viel ſchwächer als der Kurfürſt, und ſeine Räthe thaten, was ſie wollten. Dieſe Räthe waren von Sachſens thätigern Gegnern gewonnen, und der Kurfürſt wurde, nebſt ſeinen Herren Vettern, von ihnen durch leere Verſprechungen und Hoffnungen hingehalten. Zwar erhielt der Erſtere, als er ſich im Jahre 1610 perſönlich nach Prag zum Kaiſer begab, am 7. Juli die Belehnung über die Jülichſchen Lande, aber das Land ſelbſt behielten die, die es hatten, und ein zu Jüterbog geſchloſſener Vergleich, wodurch das Haus Sachſen zum Mitbeſitz der Erbſchaft gelaſſen werden ſollte, wurde durch Pfalz-Neuburg wieder umgeſtoßen, ſelbſt die eigene Gemahlin des Kurfürſten von Brandenburg proteſtirte dagegen, ſo daß der Vergleich ganz ohne Wirkung für Sachſen blieb, und dieſer, da ſein ſchwacher Fürſt keinen Nachfolger hatte, der Stärke des Gemüthes genug beſeſſen hätte, mit Kraft aufzutreten, auch Brandenburg durch ſeinen groſſen Kurfürſten für Sachſen übermächtig wurde, keinen Gewinn weiter von dieſer ganzen Erbſchaft hatte, als — Titel und Wappen. —

Eben ſo ſchwach benahm ſich auch der Kurfürſt Chriſtian bei den ſich immer mehr verwickelnden Verhältniſſen der Zeit, deren Folge der dreißigjährige Krieg war, in welchem Sachſen ſo verwüſtet wurde, daß es bis auf den heutigen Tag ſeinen ehemaligen Flor nicht hat wiedererlangen können.

Und wenn wir im erſten Bande dieſes Werkes (S. 116 ff.) von der Herzensgüte dieſes Fürſten geſprochen, hier aber die für die Wohlfahrt Sachſens ſo ſchädliche Charakterſchwäche des Kurfürſten, gewiſſermaßen als Gegenſatz, aufgeſtellt haben, ſo laſſen ſich aus dieſer Vergleichung gute Lehren ziehen, unter denen die voranſteht: daß Charakterſchwäche eines Fürſten von den übelſten Folgen für ſein Land werden kann. Was könnte Sachſen ſeyn, wenn in jener folgeſchweren Zeit ein Albrecht oder ein Moritz auf dem Throne unſeres Vaterlandes ſaß, nicht aber Fürſten, welche ſich bloß von Andern leiten ließen? —

Der Kurfürſt Chriſtian *II.* hatte das acht und zwanzigſte Lebensjahr noch nicht ganz vollendet, als er ſchon am Ziele ſeines Daſeyns hienieden ſtand, und durch einen ſchnellen Tod von hinnen ſchied. —

Es war am 23. Juni des Jahres 1611, als der Kurfürſt Nachmittags nach dem Gottesdienſte ein

Ringrennen hielt, und ſich dabei ſehr erhitzte. Die Hitze des Tages war groß, und den Kurfürſten befiel ein heftiger Durſt. — Er befahl, ihm einen friſchen Trunk Bier zu bringen, was auch geſchah und wodurch ſich der ſo ſehr erhitzte Fürſt mit langen Zügen zu erquicken ſuchte, und ſich den Tod gab.

Als das Ringrennen vorüber war, begab ſich der Kurfürſt zu dem Kammerrath von Berbisdorf, wo er das Abendeſſen einnehmen wollte. Noch ſpeiſete er anſcheinend mit gutem Appetite, als er ſich plötzlich entfärbte. Meſſer und Gabel entfielen ſeinen Händen, und er ſank, vom Schlage getroffen, todtenbleich an die Lehne des Stuhles. Heftig erſchrocken, eilten die Anweſenden ihm zu Hülfe. Die Aerzte kamen und öffneten ihm Adern, welches doch wenigſtens ſo viel half, daß der Kranke wieder zum Bewußtſeyn kam, dergeſtalt, daß er mit ſeinem Beichtvater beten konnte. Schon hegte man die Hoffnung, daß er geneſen würde, und trug ihn ſanft auf das Schloß. — Plötzlich rief er: „Ach Gott, wie geſchieht mir abermals! — O mein Gott, erbarme dich mein und ſey mir gnädig!“ — Jetzt traf ihn der Schlagfluß abermals, und — der Kurfürſt war nicht mehr. —

Nun fiel die Regierung an den Bruder des Verſchiedenen, und dieſer trat ſie ſofort unter dem Namen **Johann Georg** *I.* an. —

Dr. Stößel wird geboren.

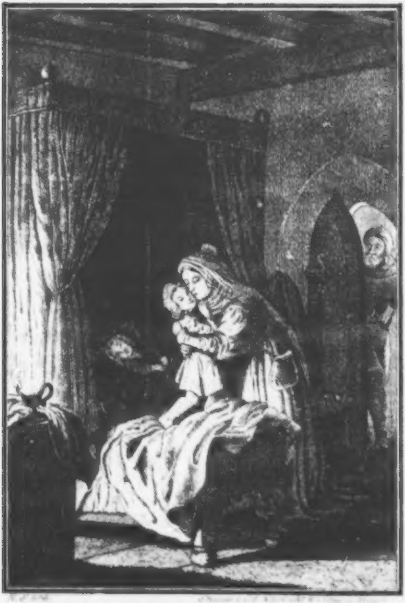
Bereits im zweiten Bande dieſes Werkes haben wir das unglückliche Ende dieſes Mannes erzählt, und auf den heutigen Tagesabſchnitt uns bezogen, wo wir noch einiges von den Lebensumſtänden dieſes Mannes anführen wollen.

D. Stößel wurde am 23. Juni 1524 zu Kitzingen in Franken geboren. Schon in der früheſten Jugend wurden ſeine Eltern durch die Talente ihres Sohnes beſtimmt, ihn den Wiſſenſchaften zu weihen, und er widmete ſich ihnen mit ſolchem Eifer, daß er 1549 öffentlich die Magiſterwürde in Wittenberg erhielt. —

Bald machte ſich der *M.* Stößel bekannt, ſo daß er ſchon 1560 dem Religionsgeſpräche beiwohnen konnte, welches von mehreren Theologen in Heidelberg gehalten wurde, und es muß von ſeiner Seite mit Ehren geſchehen ſeyn, weil er nach ſeiner Zurückkunft mit der Doctorwürde zugleich eine Profeſſur an der Univerſität zu Jena erhielt, und ſpäter ſogar Oberhofprediger in Weimar wurde.

Dort begannen die gelehrten Händel, welche unter dem Namen der ſynergiſtiſchen Irrthümer in der Kirchengeſchichte bekannt ſind, und welche beſonders durch den Rector der Univerſität Jena, Namens Victorin Strigel, begünſtigt wurden. — Auch *D.* Stößel ſchloß ſich an *D.* Strigel an, und beide wußten nun den Herzog Johann Friedrich *II.* dermaßen zu gewinnen, daß er Strigels Erklärung zur Lehr- und Glaubensnorm für alle Geiſtliche ſeines Landes machte. Wer dieſe nicht unterſchreiben wollte, mußte Amt und Land meiden, und bei der diesfalls angeſtellten Viſitation wirkte beſonders *D.* Stößel, in Verbindung mit dem Superintendenten Mörlin, was den Erfolg hatte, daß über vierzig Theologen, und darunter Profeſ-

III. 6.



Der Wangenbiſs beim Schreien.

ſoren und Superintendenten ſich mit Weib und Kindern flüchten mußten; ja es bekam der Superintendent zu Jena — ſo intolerant war man in jenen Zeiten — den Abſchied ſogar auf dem Todtenbette.

Endlich entfernte ſich (1568) *D.* **Stößel** ſelbſt aus Jena, weil er ſich des Calvinismus verdächtig gemacht hatte, und ward nun erſt Superintendent zu **Mühlhauſen** und dann in **Pirna**. — Hier wußte er ſich das Vertrauen des Kurfürſten **Auguſt** ſo zu erwerben, daß dieſer ihn bei der Kirchen- und Schulen-Viſitation gebrauchte, welche er als Vormund ſeiner Vettern, der hinterlaſſenen Söhne des verſtorbenen Herzogs **Johann Wilhelm**, im Jahre 1573 unternahm. — Hier hatte nun *D.* **Stößel** die Gelegenheit und die Macht in Händen, ſich an denen, die ihn, ſeiner Meinungen wegen, angefeindet hatten, zu rächen, und er that dies mit ſo viel Härte, daß **neun Superintendenten** und **hundert und zwei Prediger** abgeſetzt wurden, von denen die meiſten mit ihren Familien in tiefes Elend geriethen.

Bald darauf wurde er Kurſächſiſcher Kirchenrath und Beichtvater des Kurfürſten **Auguſt**, wo er nun die höchſte Stufe erſtiegen hatte, und ſeinem Falle nahe war, wie wir bereits im zweiten Bande, S. 118 ff. erzählt haben.

24.

Der Wangenbiß beim Scheiden.

(Mit Abbildung.)

Die Geſchichte von Thüringen und Meißen hat unter ſo vielen edlen Fürſten leider auch einen **Albert** den Entarteten, der ſich durch ſeine Thaten dieſen keinesweges ehrenvollen Namen in der Geſchichte erwarb. — Schon im erſten Bande dieſes Werkes haben wir dieſes Fürſten gedacht, und in dem vorliegenden Tagesabſchnitte wollen wir abermals eine Scene aus der Geſchichte ſeines unrühmlichen Lebens zu ſchildern verſuchen.

Der Markgraf Heinrich der Erlauchte hatte dieſen ſeinen älteſten Sohn mit der Tochter des Kaiſers Friedrich *II.* — Margaretha war ihr Name — vermählt. Dieſe Vermählung hatte jedoch die Staatsklugheit geſchloſſen, ohne die Herzen der für einander Beſtimmten zu befragen, und dieſe waren nicht für einander geſchaffen; Margarethens Körperſchönheit war nur mittelmäßig, doch ihr Gemüth war das eines Engels. Dieſe ſanfte, ſentimentale Frau paßte dennoch nicht für ihren Gatten, den wilden, im höchſten Grade ſinnlichen Albert, und es war daher kein Wunder, wenn es ſo kam, wie uns die Geſchichte meldet. —

Der Landgraf gerieth bald auf Abwege, und ſuchte in den Armen von Buhlerinnen Befriedigung ſeiner wilden Begierden. Eine von den Hoffräuen der Landgräfin, Kunigunde von Eiſenberg, wußte den Landgrafen an ſich zu locken, und durch die Macht ihrer Reize, welche ſie in Verbindung mit den hinreißendſten Künſten der Verführung brauchte, dermaßen an ſich zu ketten, daß es nicht möglich war, ihn wieder von dieſer Buhlerin zu trennen. —

Die Landgräfin merkte dieſes ungeſetzliche Bündniß bald, denn Albert und Kunigunde hielten es nicht für nöthig, daſſelbe zu verbergen; jener war ja der Herr, und dieſe, auf's Höchſte von ihm geſchätzt, zeigte ſich bis zur Unverſchämtheit frech. Die Fürſtin fühlte ſich hierdurch zwar tief verletzt; doch gab ſie noch nicht alle Hoffnung auf, das Herz ihres Gemahls wieder zu gewinnen, und ließ nichts unverſucht, was zu dieſem Ziele führen konnte. Alles war jedoch vergebens, und Margarethens Thränen vermochten es nicht, die Buhlerin Kunigunde aus dem Herzen des Landgrafen zu vertreiben; denn ihre Künſte hielten ihn zu feſt. — Selbſt wenn zuweilen ſein guter Genius ihm die Wonneſtunden in das Gedächtniß zurückrief, die er früher in Margarethens Armen verlebt hatte, und die Liebe zu den mit ihr erzeugten rechtmäßigen Kindern im Vaterherzen wieder erwachte aus ihrem tiefen Schlafe, der Landgraf dann ſchwankte und unentſchloſſen war, ob er nicht wieder zurückkehren ſollte, nach dem verlaſſenen Wege der Tugend und Pflicht; dann ließ ſein böſer Engel ihm Kunigunden mit allen Reizen der Verführung in den Weg treten, und er wendete ſich dann wieder nach dieſer hin. —

Der Markgraf Heinrich der Erlauchte hörte von dieſen üblen Verhältniſſen am Hofe ſeines Sohnes, und begab ſich dahin, einen Verſuch zu machen, das ſich entfremdete Paar wieder zu nähern und zu verſöhnen; doch ſein Mühen war vergebens; denn der verblendete Albert wies den vermittelnden Vater mit ſchnöder Antwort zurück, ja man hat ſogar eine Sage, daß Albert von Vargula, ein allgemein hochgeachteter thüringiſcher Ritter, der am Hofe des Landgrafen die Würde eines Hofmeiſters (Hofmarſchalls) trug, einen Verſuch, die Landgräfin Margarethe, während der Anweſenheit des Markgrafen Heinrich, bei der Tafel durch einen Trunk

Wein zu vergiften, zufällig bemerkt und dadurch, daß er den für ſie beſtimmten Becher fallen ließ, vereitelt habe. —

Kunigunde war im Innern feſt entſchloſſen, ihre bisherige Stellung zu dem Landgrafen mit der ſeiner rechtmäßigen Gemahlin zu vertauſchen, und jedes Mittel galt ihr dazu gleich, wenn es nur zum Ziele führte. Von nun an mehrte ſich die Gefahr für die Landgräfin; denn erſt mußte dieſe aus dem Wege geräumt ſeyn, ehe jene ihren Zweck erreichen konnte, an Margarethens Stelle zu kommen und Landgräfin von Thüringen zu werden. — Jene Vergiftung war mißlungen, und ſie mußte nun weit vorſichtiger ſeyn, wenn nicht ihr ganzer Plan ſcheitern ſollte. Im Geheim ſuchte ſie daher nach Werkzeugen, und fand endlich, nach langem vergeblichen Suchen, ein ſolches; ſie wagte Alles, um Alles zu gewinnen.

Auf der Wartburg befand ſich ein armer Holzhauer, Namens Martin, an dieſen machte ſich Kunigunde und verſprach ihm eine große Summe Geld, wenn er ſich dazu gebrauchen laſſen wolle, die Landgräfin Margarethe im Schlafe zu erwürgen. Lange widerſtand der arme Mann der Verſuchung; doch endlich ſiegte der Glanz des Goldes, und er ließ ſich überreden. Kunigunde händigte ihm nun eine Leine ein, und unterrichtete ihn, wie er es anfangen ſollte, die ſchlafende Landgräfin zu erwürgen, dann führte ſie ihn ſelbſt vor die Thür, zu dem Schlafzimmer der Fürſtin, und öffnete ſie ihm. Martin trat hinein und fand die Landgräfin ſchlafend. Zitternd ſchlich er ſich nach ihrem Bette hin, und eben wollte er ihr die Schlinge über den Kopf werfen, ſie zu erdroſſeln, als die Schlafende im unruhigen Traume nach ihren Kindern rief. Dies wirkte auf den armen Martin, der nur verführt, aber kein Böſewicht war, gleich einem elektriſchen Schlage, er warf mit dem Rufe: „Nein! Gott behüte mich!“ die Schlinge weg, und ſtürzte an dem Bette auf die Knie. Die Landgräfin erwachte und erſchrak heftig, als ſie den Mann an ihrem Bette knieen ſah. Aus dem Nebenzimmer ſtürzte jetzt eine ihrer Frauen, die bei den fürſtlichen Kindern geweſen war, in das Zimmer, und rief, als ſie Martin erblickte, um Hülfe. Zufällig hörte der Hofmeiſter, Albert von Vargula, dieſen Ruf und drang in das Schlafgemach der Fürſtin ein. Martin fiel auf die Knie, bat um Gnade und bekannte Alles. Schaudernd hörten Margarethe und Vargula dies Bekenntniß, und ſahen nun, daß ſchleunige Flucht nur allein die Landgräfin retten könne. Schon früher hatte ihr der Ritter den Vorſchlag gemacht, zu entfliehen; doch die Mutter hatte ſich nicht von ihren Kindern trennen können; jetzt aber, wo ſich die Gefahr ſo ſehr gemehrt hatte und ſo dringend geworden war, beſchloß ſie doch, dieſes Rettungsmittel zu ergreifen, und ihr Entſchluß war ſchnell gefaßt. Nur noch einmal wollte ſie ihre Kinder ſehen, ehe ſie von ihnen ſchied, und eilte in das Nebenzimmer, wo ſie ſchliefen. Der älteſte Sohn, Friedrich, war bereits munter, und fragte beſorgt ſeine Mutter: was es gäbe? — „Fliehen muß ich, mein Kind — antwortete ihm die Mutter im tiefſten Schmerz — denn man will mich morden. Leb' wohl! Leb' immer wohl!“ —

Die Mutter drückte jetzt im höchſten Grade des Schmerzes ihren Sohn an ſich, und biß ihn, im Uebermaß des Gefühls, ſie werde ihn nicht wieder ſeben, in die Wange, ſo daß ſie zu bluten begann, und der Gebiſſene im Gefühl des Schmerzes laut aufſchrie. Vargula wurde hierdurch aufmerkſam, und drang in das Schlafgemach der Kinder ein, wo er die Mutter ſah, wie ſie beſchäftigt war, ihrem Sohne das aus dem Biſſe hervordringende Blut wegzuküſſen. —

„Fort, gnädige Frau — rief ihr der treue Ritter zu — es iſt kein Augenblick Zeit mehr zu verlieren. Bedenkt, man will Euch morden! — Fort alſo! — Geſchwind fort! Ehe man Eure Flucht gewahrt, und Euch in dieſer Mördergrube zurückhält! — Geſchwind nehmt Abſchied von Euern Kindern! — Ach Gott, was habt Ihr gethan, Euer Sohn Friedrich blutet ja!“ —

„Ich habe ihm ein Andenken an ſeine Mutter hinterlaſſen!“ antwortete zitternd die ganz außer ſich Gebrachte, ſtürzte dann zu den andern noch ſchlafenden Kindern hin, küßte ſie, nahm für dieſe Welt Abſchied von ihnen und eilte dann an der Hand des Ritters aus dem Zimmer; eine ihrer Frauen und Martin begleitete ſie. —

Auf der einen Seite der Wartburg zeigt man noch die Stelle, wo die Landgräfin mit ihren Begleitern an Seilen hinabgelaſſen worden ſeyn ſoll. Alle kamen glücklich hinab, und der Ritter von Vargula war der letzte: denn dieſer Treue konnte ſich nicht überwinden, die Hochbedrängte zu verlaſſen. Dieſe Flucht geſchah am 24. Juni 1270. —

Noch in dieſer Nacht pilgerten die Entflohenen bis nach Kreyenburg, einer Beſitzung des Stifts zu Hersfeld, deſſen Verwalter ſie aufnahm und ſie, auf Verlangen der Landgräfin, am folgenden Tage ſicher geleitet nach Fulda bringen ließ.

Der Abt wunderte ſich nicht wenig, als er die entflohene Landgräfin vor ſich ſah, und hörte, was ſie zu der Flucht bewogen habe. Sie bat ihn, ſie nach der Stadt Frankfurt geleiten zu laſſen, wo ſie in einem Kloſter, deſſen Aebtiſſin ihre Freundin war, ein Aſyl zu finden hoffte, in dem ſie ihr Schickſal beweinen und dort ſterben könne. Der Abt gewährte ihr dieſe Bitte gern, und ſendete ſie nach wenig Tagen unter ſicherm und ehrenvollem Geleite dorthin. — Die Frankfurter Bürger erfuhren es, daß die Tochter ihres ehemaligen Kaiſers einen Zufluchtsort bei ihnen ſuche, und es zogen ihr viele von ihnen entgegen, ſie mit Ehrfurcht empfangend. — Margaretha weinte Thränen der Rührung über dieſe Theilnahme. — Nach Jahren voll Leiden that ihr dieſe ſo wohl. — Doch ihre Seele ſehnte ſich nach Ruhe; denn ſie hatte ſo viel Jammer im Herzen, in den Gedanken an ihre Kinder, die ſie hülflos einem unnatürlichen Vater und ſeiner Buhlerin hatte hinterlaſſen müſſen; deshalb konnte ſie keine Freude der Welt mehr aufheitern, und der Wurm des tiefſten Grams nagte an ihrem Herzen. Als ſie daher einige Wochen in Frankfurt gelebt hatte, ging ſie eines Morgens zu den Ciſterzienſerinnen. Dort bat ſie um Aufnahme, und ſie wurde ihr freudig gewährt. — Sie betete für ihre Kinder und verzieh dem Gemahl, der ſie doch ſo unwürdig behandelt hatte, von ganzem Herzen. — Der lange Gram und Kummer hatte ihre Blüthe gebrochen, und die Ruhe und Stille des Kloſters trug nur dazu bei, ihrem Grame noch mehr Nahrung zu geben. — Immer näher kam die Stunde ihres Scheidens von der Welt, und der Tod erſchien ihr in freundlicher Geſtalt. Die fromme Dulderin vollendete ihren, an irdiſchen Freuden ſo armen, an Leiden aber ſo reichen Lebenslauf gleich einer Heiligen, und unter dem Ausrufe: „Gott! Barmherziger! -- Meine Kinder!“ erloſch das letzte Fünkchen ihres Lebens; ſie ſtarb unter dem thränenvollen Gebete der Nonnen, die ihr Bett umgaben. —

Nur drei Stunden vor ihrem Tode kam ein Bote vom Markgrafen Dietrich von Landsberg, dem Bruder Alberts, im Kloſter an, und brachte die fröhliche Nachricht, daß es dieſem Fürſten auf eine gute Art gelungen ſey, den Landgrafen zu bereden, ſeine Kinder, ohne Apiz, ihm anzuvertrauen. — Da flammte noch einmal das ſchon faſt erloſchene Licht des Lebens auf, und der ſchwerſte Sorgenſtein fiel vom Herzen der Sterbenden ab. Nun wußte ſie ihre Kinder in Sicherheit, und der Tod wurde ihr nicht bitter. Sie dankte Gott für dieſe Fügung, betete noch für ihren Gemahl und — Kunigunden um Gottes Vergebung, und dann brach ihr Herz.

Der Erzbiſchof Werner, von Mainz, war ſelbſt in Frankfurt anweſend, als die Landgräfin ſtarb, und veranſtaltete ihr ein Begräbniß, ihrer Geburt und ihres Ranges würdig. Die Einwohner Frankfurts wohnten dieſem in Menge bei, und der Tag ihres Begräbniſſes wurde von ihnen als allgemeiner Trauertag gefeiert, beſonders von den Armen, denen die herzensgute Fürſtin ſo viele Wohlthaten erzeigt hatte. Monate lang ſah man dieſe zahlreich an dem Grabe der Dahingeſchiedenen knieen und mit Inbrunſt für ihre Seele beten.

25.

Scenen aus dem Leben des Herzogs von Sachſen, Albrecht des Beherzten.

4. Wie der Herzog Albrecht vom Kaiſer für ſeine großen Dienſte belohnt wurde.

Durch Albrechts Heldenmuth und große Aufopferungen war der jahrelange Aufruhr der Niederländer und ſeine Folge, der Krieg mit ihnen, nach großen Anſtrengungen ſiegreich geendiget, und dieſe Aufrührer ihrem rechtmäßigen Herrn wieder unterworfen worden. Endlich hatte der Herzog das Wort in die That übergehen laſſen, was er einſt zur Bezeugung ſeiner Treue geſprochen hatte: „Es ſey beſſer, daß alle Fürſten Sachſens nach Brod gingen, denn nur ein römiſcher König.“ Willig hatte er nun, im Sinne dieſes Wortes, das Heer aus ſeinem eigenen Schatze jahrelang bezahlt, ſo daß man leicht begreifen kann, wo die ungeheuern Ausbeuten der reichen Silbergruben auf dem Schneeberge hingekommen ſind.

Als nun endlich Herzog Albrechts Eifer und Ausdauer ſeinem königlichen Freunde Maximilian die aufrühreriſchen Niederländer wieder unterworfen hatte, mahnte dieſen das Gefühl der Dankbarkeit, dieſe großen Dienſte zu belohnen. Jene hochherzige Aeußerung des Helden Albrecht war ihm bekannt geworden und erhöhte noch dieſes Dankgefühl. Sehen wir nun, wie Albrecht für dieſe vielen und großen Dienſte belohnt wurde.

Der Kaiſer Friedrich *III.* hatte, nach einer langen Regierung, den Thron mit dem Sarge vertauſcht, und Maximilian ſaß nunmehr an der

Stelle ſeines Vaters. Eine ſeiner erſten Regentenhandlungen als Kaiſer war eine Reiſe nach den Niederlanden, um ſich von den bisher ſo ungehorſamen Bewohnern derſelben auf's Neue huldigen zu laſſen, und dieſe Reiſe geſchah mit kaiſerlicher Pracht. — Als nun der Zug in die Gegend von Maſtricht kam, wo ſich der Herzog Albrecht bereits einige Zeit aufgehalten hatte, traf dieſer glänzende Anſtalten zum Empfang des Kaiſers, und nachdem letzterer in die Nähe der Stadt gelangt war, ritt ihm der Herzog mit dem Erzherzoge Philipp und ſeiner Schweſter Margaretha entgegen.

Einſt war der Kaiſer Maximilian mit der Herzogin Maria, der Tochter des bei Nancy (1477) gebliebenen Herzogs Carl von Burgund vermählt geweſen, und nicht Staatsklugheit allein, auch die Liebe hatte dieſe Vermählung zu Stande gebracht. Maximilian und Maria liebten ſich innig; doch nur fünf Jahre hindurch währete das Glück dieſer ſeltenen Fürſtenehe; denn die bisher ſo glückliche Maria wurde am 17. März 1482 durch den Tod aus den Armen ihres Maximilians geriſſen, und ihr Andenken blieb für dieſen heilig; ja ſelbſt dann, als er zwölf Jahre ſpäter ſich aus Staatsurſachen wieder mit Blanka Maria, der Tochter des Herzogs von Mailand, vermählt hatte (16. März 1494), ja bis an ſeinen Tod konnte er an ſeine verewigte Maria nicht ohne Thränen denken, und ſelbſt noch in den letzten Augenblicken ſeines Lebens freuete er ſich der bevorſtehenden Wiedervereinigung mit der geliebten Vorangegangenen, und ſtarb mit ihrem Namen auf der Lippe.

Dieſe ſo hochgeliebte Fürſtin hatte ihrem Gemahl zwei Kinder geboren, einen Sohn, Philipp. (23. Juni 1478) und eine Tochter, Margaretha, (10. Jan. 1480), welche nach dem Tode ihrer Mutter in deren Vaterlande erzogen wurden; ja es war dieſe Erziehung, und daß die Stände von Brabant und Flandern es durchaus verlangten, die Erziehung der Kinder ihrer Erbfürſtin ſelbſt zu leiten, welches ihnen der Vater derſelben nicht geſtatten wollte, ein Gegenſtand von ihrem Aufruhre mit geweſen. Jahrelang hatte Maximilian ſeine Kinder nicht geſehen, und es laſſen ſich daher ſeine Gefühle leicht denken, als er den funfzehnjährigen Philipp, und die dreizehnjährige Margaretha, beide den ſich erſchließenden Roſenknospen gleich, erblickte. — Jetzt nahete ſich der Herzog dem Kaiſer und ſprach, indem er ihm ſeine Kinder zuführte:

„Sehet, gnädigſter Herr! Eure Majeſtät hat mir gelaſſen und befohlen ein Land voll Kriegs und ganz ungehorſam mit wenig Geld und viel trefflichen Feinden. — Gott hat mir Glück gegeben, und ich übergebe Eurer Majeſtät nun dieſe beiden Kinder und ein gehorſam Land.“

Der Kaiſer umſchlang jetzt mit heißer Vaterliebe ſeine beiden Kinder, dann aber umarmte er den Herzog voll Dankbarkeit: denn er fühlte es, was er dieſem ſchuldig ſey; nun aber ſetzte ſich der Zug wieder in Bewegung und zog unter dem allgemeinen Zujauchzen des Volks in die Stadt. Der Herzog ritt vor dem Kaiſer her, und dieſer war von ſeinen Kindern zu beiden Seiten begleitet.

Ein köſtliches Banket beſchloß die Feier dieſes Tages, und dieſes wurde noch durch folgenden Umſtand merkwürdig.

Der Herzog Albrecht hatte beim Antritt ſeiner Statthalterſchaft das Gelübde gethan: ſeinen Bart nicht eher abzunehmen, bis er dem römiſchen Könige und ſeinen Kindern ein ruhiges Land überantworten könne. — Nach langem Kriege und namenloſen Anſtrengungen war ihm endlich dieſes gelungen, und daher ſein Gelübde gelöſt. Als nun am Abend der Kaiſer mit einer zahlreichen Geſellſchaft von Fürſten, Herren und Damen bei der Tafel und der Herzog Albrecht unmittelbar an ſeiner Seite ſaß, wo denn die Becher kreiſ'ten und die Trinkſprüche auf das Wohlſeyn des Kaiſers ſchnell ſich folgten, erhob ſich die Prinzeſſin Margaretha nebſt ihrer Großmutter, der verwittweten Herzogin von Burgund, von ihren Sitzen und traten zu dem Herzog Albrecht hin, mit der Scheere in der Hand.

„Lieber Oheim! — ſprach die Prinzeſſin im ehrfurchtsvollſten Tone — Ihr habt Euer Gelübde als ein Held erfüllt, darum mögt Ihr Euch auch nun deſſen entledigen. — Vergönnt uns aber ein Andenken an Euch und Eure Heldenthaten.“ —

Und nun ſchnitten die ehrwürdige Matrone, wie die Prinzeſſin jede eine Locke vom Barte des Herzogs ab, welche ſie mit „großer Referenz“ an ſich nahmen. — Nun erhob ſich ein allgemeiner Freudenruf und der Biſchof von Mecheln, der ebenfalls mit an der Tafel ſaß, erklärte: daß der Herzog ſeines Gelübdes vollkommen entbunden ſey; der Kaiſer aber erhob ſich, mit dem Pokal in der Hand, und ſprach in herzlichen Worten ſeinen Dank an den Herzog für die geleiſteten Dienſte aus. Trompeten ſchmetterten und Pauken wirbelten, als jetzt der Kaiſer trank, und allgemein erſcholl der Ruf: „Der tapfere Held

von Sachſen lebe! des Reiches Schirm und Schild!" —

Nun aber wurde dem Kaiſer eine neue Sorge erregt; denn der Herzog bat denſelben um ſeine Entlaſſung von der Statthalterſchaft, und um Erſtattung ſeiner Auslagen, die er in dieſem Kriege wegen Führung deſſelben gemacht habe. Dieſe betrugen nun aber eine höchſt beträchtliche Summe, welche der Kaiſer nicht aufzubringen vermochte, obgleich er nicht umhin konnte, dieſe Verbindlichkeit anzuerkennen. Daher mußte er auf Mittel und Wege denken, ſich derſelben auf eine gute Weiſe zu entledigen, und dieſer Weg wurde denn in Folgendem gefunden.

Schon zehn Jahre früher hatte der Kaiſer Friedrich dem Herzog Albrecht, zum Danke für ſeinen gegen den länderſüchtigen Herzog Carl von Burgund und den König **Matthias von Ungarn** geleiſteten Beiſtand, die Anwartſchaft auf die beiden Herzogthümer Jülich und Bergen verliehen. — Dieſe Verleihung beſtätigte jetzt der Kaiſer Maximilian, wiederholte dieſe Beſtätigung auch nach zwei Jahren, ſo daß ſie der Wahrheit ähnlich ſah.

Der Orden des goldnen Vließes war ſchon in jener Zeit eine Auszeichnung der höchſten Art, und dieſe wurde denn nun auch dem Herzog Albrecht feierlichſt ertheilt. — Dieſer war jedoch übel zufrieden mit dieſer Hoffnung auf die Zukunft, die ihm ſo viel gekoſtet hatte; vielleicht ahnete es ihm, wie wenig erſprießlich ſie in der Zukunft ſeinem Hauſe ſeyn werde. Deshalb ließ es dieſer Fürſt an Mahnungen nicht fehlen, und führte ſeine Forderung von **Dreimal Hunderttauſend Güldengroſchen** dem Kaiſer ſo oft und fleißig zu Gemüthe, daß dieſer endlich darauf denken mußte, den Herzog auf eine ſolidere Weiſe zu befriedigen.

In jener Zeit hing Oſt- und Weſtfriesland noch von dem Hauſe Oeſterreich ab, indem dieſe Provinzen mit zu der Burgundiſchen Erbſchaft gehörten. Oſtfriesland ſtand unter den beiden Grafen Ezard und Hugo, Weſtfriesland aber unter einem Erbſtatthalter, den ſie ſich erwählen konnten, der aber vom Kaiſer beſtätigt werden mußte. — Auf dieſes Recht und noch andere Privilezien beſtanden die Frieſen mit Feſtigkeit und zeigten ſich überhaupt als Leute, die eifrig über der Erhaltung ihrer Freiheiten wachten, weshalb ſie aber als unruhige Köpfe galten. Um ſie nun aber im Zaume zu halten, gab ihnen der Kaiſer den tapfern Herzog Albrecht zum Statthalter, und ſprach dieſes auch in dem diesfalls ausgefertigten Diplom unverholen aus.

Der Herzog Albrecht kannte die Frieſen und ihren ungezügelten Freiheitsſinn, ſah auch voraus, daß er dieſes Land mit dem Schwerte werde unterwerfen müſſen; deshalb weigerte er ſich, dieſe Statthalterſchaft zu übernehmen. Als aber die oſtfriesländiſchen Grafen ihm den thätigſten Beiſtand zuſagten, ſelbſt in Friesland eine ſtarke Partei den Helden ehrte und ihn zum Statthalter verlangte, ſo entſchloß er ſich endlich, dieſe Uebertragung anzunehmen. — Als er dieſen Entſchluß gefaßt hatte, berief er ſeine Stände nach Leipzig und trug ihnen dieſe Angelegenheit vor; dieſe aber waren übel damit zufrieden und riethen ihrem Herrn davon ab, da ſie es wohl einſahen, daß die Kräfte des Vaterlandes abermals dieſem fremden Lande würden zum Opfer gebracht werden, wie es ſchon ſeit Jahren geſchehen war. Doch der Herzog verließ ſich auf die Schätze ſeiner Silbergruben, von denen eben wieder neue im Schreckenberge entdeckt worden waren, und achtete nicht auf die Gegenrede ſeiner Stände, ſondern beſchloß, nach Friesland zu ziehen und ſich dieſes Land zu unterwerfen.

Durch ſeine Lage war Friesland mit Moräſten erfüllt, wo alſo die Reiterei nicht anwendbar war; deshalb warb er hauptſächlich bloß Fußvolk an, und nachdem er ſeinem Sohne Georg die Regierung übergeben hatte, zog er an der Spitze ſeiner Schaaren nach Friesland aus. — Früher, im niederländiſchen Kriege, hatte er eine Menge tapferer Söldner befehligt, die man die Gardbrüder nannte, weil er beſonders aus ihnen ſeine Leibwache formirt und mit dieſer manche Heldenthat vollbracht und in manchem Gefechte das Geſchick des Tages entſchieden hatte. — Bei der Beendigung des Krieges hatte man dieſe Schaaren abgedankt, allein jetzt ſuchte ſie der Herzog wieder in Sold zu nehmen, und es zogen ihm dieſe Kriegsleute, die aus mancherlei Volk zuſammengetreten waren, und nur für Sold und Beute fochten, Schaarenweiſe zu, ſie kannten ja dieſen Heldenfürſten und ſein Glück, dieſes aber war bei dergleichen Kriegern eine Hauptſache. — Der Kriegszug begann mit Glück, und die widerſpenſtigen Städte wurden bald erobert, beſonders da der oſtfriesländiſche Graf Edzard dem Herzog treulich beiſtand, ſo daß derſelbe im Monat Mai 1499 die Huldigung in Leuwarden annahm. Nun ſetzte er ſeinen Sohn Heinrich zum Viceſtatthalter und ging dann nach Sachſen zurück.

Das Uebrige und was nun geſchehen, werden wir im fünften Bande dieſes Werkes, und zwar im Tageſabſchnitte des 12. Septembers vorragen, weil es beſonders an dieſem Tage war, daß der Herzog Albrecht im Jahre 1500 ſein glorreiches Leben endigte.

26.

Der Landgraf Albert von Thüringen verkauft ſein Land an den Kaiſer Adolph. — Großes Elend, welches durch dieſen Länderverkauf entſteht. —

(Fortſetzung vom 1. Januar.)

Die Ausſöhnung des Landgrafen Albert von Thüringen mit ſeinen beiden Söhnen, Friedrich und Dietzmann, war bloß die Folge eines vorübergehenden Gefühls geweſen, und konnte deshalb nicht von Dauer ſeyn. Die Vorliebe für Apitz machte ihn gegen ſeine beiden älteſten Söhne ungerecht und verleitete ihn zu einem Schritte, durch welchen unbeſchreibliches Elend über das Thüringer und Meißner Land gebracht wurde.

Der Kaiſer Rudolph war am 15. Juli 1291 Todes verblichen, und an ſeine Stelle war der ihm ſehr unähnliche Adolph von Naſſau gekommen. Dieſer Fürſt ſuchte auf Koſten Anderer ſich zu bereichern, und war in der Wahl der Mittel eben nicht gewiſſenhaft; denn alle galten ihm gleich, wenn ſie nur zum Ziele führten.

Faſt zu gleicher Zeit mit dem Kaiſer ſtarb der Markgraf Friedrich, mit dem Zunamen Tatta, Sohn des Markgrafen Dietrich von Meißen, an Gift, das er auf der Jagd in Kirſchen empfangen hatte. Dieſer Fürſt ſtarb kinderlos und vermachte das von ihm beſeſſene Land an ſeine Vettern, die Markgrafen Friedrich und Dietzmann. — Dieſes Vermächtniß wollte der mißgünſtige Vater nicht gelten laſſen, ſondern ſelbſt dieſe Erbſchaft antreten, und da er hierbei zu viel Widerſtand fand, mußte er die Erbſchaft nothgedrungen aufgeben. — Nun ſuchte der Landgraf die Landgrafſchaft Thüringen ſeinem Lieblingsſohne Apitz zuzuwenden und verſammelte ſeine Lehnsleute, daß ſie dieſen als ihrem künftigen Lehnsherrn huldigen ſollten; doch die Ritter waren ſämmtlich abgeneigt und verweigerten die Huldigung an Apitz, den man wegen ſeiner Ausſchweifungen verabſcheuete; dahingegen Friedrich und Dietzmann, wegen des unnatürlichen Haſſes, womit ihr Vater ſie verfolgte, viel Freunde fanden. — Dieſe Verweigerung rief bei dem Landgrafen eine unheilsvolle Idee hervor, welche ihren Urheber ſelbſt an den Rand des Verderbens brachte.

Der Kaiſer Adolph empfing kaum die Nachricht von der Stimmung des Landgrafen gegen ſeine Söhne, als er dieſe zu benutzen beſchloß, und es gelang ihm über Erwarten. — Unterhandlungen wurden eröffnet und zu Stande gebracht, von denen die Folge war: daß der Landgraf die Landgrafſchaft Thüringen, die meißniſchen Länder, das Erbe ſeiner Söhne, an den Kaiſer verkaufte; und da um dieſe Zeit Apitz an den Folgen ſeiner Ausſchweifungen ſtarb, kam auch Thüringen zu dieſem Kaufe, und der

Landgraf behielt nur die Wartburg mit Tenneberg und noch einige andere Burgen und den dazu gehörigen Ländereien, Wäldern rc. zu ſeiner Benutzung. Zwölftauſend Mark Silber war der Kaufpreis für dieſe Länder. Der unnatürliche Vater freuete ſich nun ſeines Werks, ſeine Kinder um ihr Erbtheil gebracht zu haben, und that den Geſandten des Kaiſers, die im erkauften Lande erſchienen, um Beſitz von demſelben zu nehmen, allen Vorſchub. —

Dieſer Kauf war eigentlich ungültig, weil Friedrich und Dietzmann die gegründetſten Anſprüche auf dieſe Länder hatten, und ihnen kein Lehnsfehler vorgeworfen, der Kaiſer auch nicht zugleich Käufer und Richter ſeyn konnte. Dieſes ſchien der Kaiſer ſelbſt zu fühlen, denn er gab bei dieſem Kaufe vor: daß er dieſe Länder gekauft habe, um ſie dem Reiche einzuverleiben.

Im Jahre 1294 fiel Adolph ſelbſt mit einem ſtarken Heere in Thüringen und Meißen ein, eroberte die bedeutendſten Städte, und erlaubte dabei ſeinen Schaaren die empörendſten Grauſamkeiten gegen die unglücklichen Landesbewohner. Wer ihnen in die Hände fiel, dem riſſen ſie die Kleider vom Leibe, und wer ſich dann nur ein Wort des Unwillens entſchlüpfen ließ, der wurde auf das grauſamſte ermordet; ja einen Mann, der ihnen fluchte, zerfleiſchten dieſe Cannibalen und bereiteten ſich ein Mahl aus ſeinem Fleiſche, welches ſie begierig auffraßen. Das Nonnenkloſter in Cölleda wurde erſtürmt, die heiligen Gefäſſe des Altars und was ſonſt noch vom Werthe im Kloſter und der Kirche ſich befand, geraubt. Die Nonnen ertragen nicht allein den wilden Begierden dieſer Unholde, ſelbſt körperliche Mißhandlungen waten ihr Loos, und ſogar die Aebtiſſin war in ihrem Alter nicht von dieſen Mißhandlungen frei, und ſie wurde blutend vor das Kloſter hinausgeſchleppt. — In einem Dorfe bei Erfurt zogen ſie eine alte Frau nackend aus, beſtrichen ihren Leib mit Theer und wälzten ſie dann in den Federn herum, die von den aufgeſchnittenen Betten der Landleute auf der Erde lagen. So führten dieſe Schändlichen die arme Alte gleich einem Wunderthiere am Stricke von Zelt zu Zelt, bis ſie endlich ermattet zu Boden ſtürzte.

Und ſo könnten wir noch viele ſolcher Barbareien erzählen, wenn wir nicht fürchteten, unſere Leſer zu ermüden; es ſey daher an dieſen genug, gehen wir alſo dahin über, wo dieſe Barbaren die Rache ereilte, da der Kaiſer auf die Klagen der Gemißhandelten nur mit beißendem Spotte antwortete und ſeinen zügelloſen Kriegern nicht den mindeſten Einhalt that. Da ſchlug endlich die Stunde der Rache, und ſie war ſchrecklich für die Räuber.

Der Markgraf Friedrich ſammelte, ſowie ſein Bruder Dietzmann, alle Lehnsleute mit ihren Reiſigen um ſich, und zog aus, das Land von den Unholden zu befreien. — Der Graf Dietrich von Hohenſtein hatte ſich mit mehreren Rittern und ihren Reiſigen vereinigt, um zu den beiden Markgrafen zu ſtoßen und dann gemeinſchaftlich mit ihnen die Kaiſerlichen anzugreifen. — Dieſe hatten die Dörfer und Klöſter in der Grafſchaft Beichlingen überfallen und geplündert, und freueten ſich im Lager bei Raſtenberg in der größten Sicherheit ihrer Beute durch viehiſches Schwelgen, wo die meiſten erſchöpft oder im höchſten Grade trunken in die

Arme des Schlafes ſänken; ſchrecklich aber war das Erwachen aus dieſem Rauſche.

— Friedrichs Schaaren hatten ſich mit dem Grafen von Hohenſtein in Verbindung geſetzt, und überfielen dann von zwei Seiten das kaiſerliche Lager. Furchtbar wüthete nun das Schwert der Rache unter den Ueberfallenen, und eine Menge von ihnen wurden im tiefen Schlafe, in welchen ſie durch die Völlerei verſenkt worden waren, ohne die geringſte Gegenwehr erſchlagen. Faſt keiner von ihnen entrann, und die Gefangenen hatten ein ſchreckliches Loos. —

Da dieſe zügelloſen Horden ſelbſt die gottgeweiheten Kloſterjungfrauen nicht geſchont hatten, ſo läßt ſich leicht denken, wie ſie mit dem weiblichen Geſchlecht im Allgemeinen umgegangen ſeyn mögen, und es können auch in der That die alten Geſchichtſchreiber ihre verübten Schändlichkeiten nicht arg genug ſchildern. Jetzt hatte man eine bedeutende Anzahl dieſer Räuber gefangen, und die Göttin der Rache hatte gerade die größten Uebelthäter unter ihnen aufbewahrt bleiben laſſen, welche nun einer harten Strafe ihrer Unthaten entgegenſahen. — Der Markgraf Friedrich hielt mit dem Grafen von Hohenſtein und den Rittern ein ſtrenges Gericht über die Verbrecher. Faſt zahllos waren die Klagen, die gegen ſie von den Landeseinwohnern erhoben wurden, und die Richter waren in ihren Meinungen getheilt, wie ſie jene Schändlichkeiten beſtrafen wollten. Viele ſtimmten für den Feuertod; doch die meiſten Stimmen fanden dieſe Strafe, an ſich zwar ſchauderhaft, doch noch zu gelinde für die verübten Schändlichkeiten, und vereinigten ſich in der Beſtimmung für eine andere, die noch härter als der Tod ſelbſt war, da mit dieſem Alles aufhört, was den Körper betrifft, der nichts mehr fühlt; jener Zuſtand aber, in welchen ſie durch dieſe Strafe verſetzt wurden, eine immerwährende Schmach war, die ſelbſt über das Grab hinausreichte.

Die meiſten dieſer Verbrecher gehörten dem Ritterſtande an, und dieſe wurden nun ſo, wie die Knechte, auch mit ihnen zu gleicher Zeit hinaus vor das Lager geführt, und dort entmannt. Und als dieſes geſchehen war, ſendete man die Geſchändeten, in einem Zuſtande, der ſchlimmer war als der Tod, nach dem Lager des Kaiſers bei Vippach, wo ihr Herr denn erfuhr, was ihnen geſchehen war. Der Anblick dieſer Verſtümmelten machte ihn ſchaudern.*) — In dieſem Augenblicke kamen die Ortsbewohner und beſchwerten ſich beim Kaiſer, daß ſeine Leibwache in die Kapelle des heiligen Andreas eingebrochen ſey und dort alles ausplündere. — Noch erſchüttert von jenem ſcheußlichen Anblick, eilte Adolph ſelbſt nach der Kapelle und ließ jedem Plünderer ſofort die rechte Hand abhauen. Jetzt kam die Botſchaft an den Kaiſer: die Markgrafen Friedrich und Dietzmann ziehen mit ihrem Heere heran, ſich am Kaiſer und den Seinen zu rächen. Die Sage vergrößerte, wie gewöhnlich, die Zahl dieſes Heeres, und der Kaiſer hatte nun nichts eiligeres zu thun, als ſich mit den Seinigen bis Mühlhauſen zurückzuziehen.

In dieſer Stadt trieben nun die zügelloſen Horden des Kaiſers ihr altes Spiel von Neuem, und der

---

*) Auf dieſe Begebenheit wurde ein Schimpflied gemacht, von dem ſich Fragmente bis auf unſere Zeiten erhalten haben, und daher reichte dieſe Beſchimpfung noch über das Grab hinaus. A. d. V.

Eindruck, den die ſchimpfliche Entmannung ſo vieler Ritter auf den Kaiſer gemacht hatte, ſcheint bald ſehr geſchwächt worden, ja ganz vergangen zu ſeyn, denn er wies die Abgeordneten, welche ihm die Beſchwerden der Stadt vortrugen, mit Hohn und Spott von ſich, und als ſie ihre Bitte wiederholten, fielen auf einen Wink des Kaiſers ſechs der ſtärkſten Ritter über ſie her, ſchleppten ſie aus dem Gemach ihres Herrn bei den Bärten hinaus die Treppe hinab, und warfen ſie endlich aus der Pforte des kaiſerlichen Palaſtes auf die Straße. — Die Bürger wurden über dieſe Mißhandlung ihrer Abgeordneten im höchſten Grade aufgebracht, und jagten endlich, im offenen Aufruhr, den Kaiſer mit ſeinen Schaaren zur Stadt hinaus, wo er nur durch die Tapferkeit ſeiner Leibwache dem Tode oder der Gefangenſchaft entriſſen werden konnte. —

Nun galt's dem Oſterland, und der Kaiſer zog mit ſeinen Schaaren nach der Saale, wo er ſich vor das feſte Freiburg lagerte, und dieſes, ſowie das benachbarte Naumburg wurden durch Verrätherei erobert. Hier hauſeten nun die entzügelten Kriegsſchaaren als die ärgſten Barbaren. Alles, was männlich war, wurde niedergehauen, die Weiber und Kinder aus der Stadt gejagt und in's Elend verwieſen, wo ſie denn hülflos umherirrten; die Wohnungen dieſer Unglücklichen aber loderten in den Flammen, die man muthwillig entzündet hatte. Dann wurden die Mauern beider Städte eingeriſſen, und als dieſes Alles geſchehen war, zog ſich das kaiſerliche Heer wieder nach dem Rhein zurück. Dies geſchah im Jahre 1294.

Im folgenden Jahre kam der Kaiſer mit einem neuen Heere wieder nach Thüringen, um das glorreich fortzuſetzen, was er im vorigen Feldzuge ſo ſchön begonnen hatte. In Südthüringen wurden Senneborn, Erffa, Waltershauſen und noch mehrere Orte zerſtört, und ſonſt noch viele dergleichen treffliche Heldenthaten verübt. —

Die Stadt Creuzburg an der Werra war zu jener Zeit eine ſtarke Veſte, beſonders wichtig wegen der Brücke über dieſen Fluß. Der Kaiſer ſuchte ſich alſo dieſer Veſte zu bemächtigen und belagerte ſie, vier Wochen lang, ohne ſie erobern zu können, denn die Beſatzung der Stadt wehrte ſich den Löwen gleich. — Der Kaiſer wurde über dieſe Gegenwehr ſehr erbittert, und ließ Feuer in die belagerte Stadt werfen. Ein ſich erhebender Sturmwind wurde ſein Beiſtand, und bald war die ganze Stadt nur ein einziges Flammenmeer. Die unglücklichen Einwohner ſuchten von ihrer Habe ſoviel als möglich in die Burg zu retten, und ſich dazu. Kaum hatten die Letzten dieſes Aſyl erreicht, als die Feinde in die Stadt drangen und ſich beſtrebten, durch die brennenden Straßen bis nach der Burg vorzudringen, doch vergebens, die Steinwürfe der hier Eingeſchloſſenen trieben ſie zurück. Endlich war die ganze Stadt niedergebrannt, bis auf die Kirche und zwei maſſivſteinerne Häuſer am Markte, und die Kaiſerlichen nahmen ihre Stellung hinter den Brandmauern, um ſich vor dem Steingeſchoß der Burg zu ſchützen.

Noch gab der Kaiſer die Eroberung dieſer Burg nicht auf, und ließ ihr gegenüber ein Blockhaus erbauen, die Adolphsburg genannt. Von dieſem Caſtell aus wurde nun der belagerten Burg durch Steinwürfe großer Schaden an den Dächern der

Gebäude zugefügt, doch auch dieſes zog die Uebergabe der Burg nicht nach ſich. Als aber der Waſſermangel in der Stadt eintrat, ſo daß man mit Bier kochen und backen mußte, und auch endlich dieſer Vorrath erſchöpft war, ſahen ſich die Belagerten genöthigt, die Veſte den Kaiſerlichen zu übergeben, und ſie zogen nun mit ihrer Habe aus; der Kaiſer aber ging nun nach dem Rheine zurück, und beſtellte den Ritter **Gerlach von Bruberg** als ſeinen Statthalter, da er die Eroberung dieſer Provinz als beendigt betrachtete.

Auch des Kaiſers Bruder, der Graf **Philipp von Naſſau**, war mit einem ziemlich zahlreichen Heere in Thüringen zurückgeblieben, die Markgrafen **Friedrich** und **Dietzmann** zu verhindern, daß ſie das verkaufte und ihnen genommene Land nicht wiedererobern könnten. Mit dieſem Heere zog der Graf, bei ſchon weit vorgerückter Jahreszeit, nach Zeitz, welche Stadt er belagerte und während der Belagerung das Land umher verheeren ließ, ſo daß die Einwohner ſich zu ihrem Herrn, dem Markgrafen **Friedrich** flüchteten, und ihm weinend klagten, welchen Grauſamkeiten ſie unterlägen, wie man ihre Wohnorte in Brand geſteckt, und ſie nun entblößt dem Elend preisgegeben habe. — Der Markgraf befand ſich eben in Pegau, und als er die Klagen jener Weinenden vernommen hatte, erhob er die Rechte gen Himmel, und ſchwur einen Eid, ſeine armen Unterthanen um jeden Preis von dieſem Elend zu befreien. Schnell ließ er ſeinen Bruder **Dietzmann** entbieten, mit ſoviel Volk, als er nur zuſammenbringen könne, bei Pegau zu ihm zu ſtoßen, damit ſie die Feinde gemeinſchaftlich angreifen könnten. Der Markgraf entbot ſogleich ſeine Lehnsleute mit ihren Reiſigen, und zog mit ihnen nach dem Sammelplatze hin, wo ſich die Schaaren der beiden Brüder vereinigten, und nun ſo vereinigt mit einander fortzogen, den Feind des Landes anzugreifen und zu verjagen.

Der Graf Philipp hatte ſich nach Borna gewendet und belagerte dieſe Stadt, deren Bürger ſich auf das Aeußerſte wehrten; denn ſie hatten an Zeitz, welches die Kaiſerlichen nach der Eroberung in Brand geſteckt, die Einwohner gemordet und die Stadt zerſtört hatten, ein warnendes Beiſpiel, wie ſich dieſe Feinde gegen eroberte Städte benähmen. Die Belagerer hatten ihr Lager um die Stadt herum, der ſchon ziemlich ſtrengen Jahreszeit ungeachtet, verſchanzt, und glaubten ſich nun in demſelben vollkommen ſicher.

Rund umher hatten dieſe barbariſchen Feinde das Land verwüſtet, und ſich auf dieſe Weiſe ſelbſt des Unterhalts beraubt, ſo daß ſie in ihrem Lager bald Mangel an Lebensmitteln empfanden. — Als nun die Markgrafen mit ihrem Heere den Weg gen Borna zogen, und ihre Krieger die Verwüſtungen ſahen, wurden ſie hoch ergrimmt und ſchwuren, dieſe Unthaten fürchterlich zu rächen.

In dieſer Stimmung kamen ſie Abends ſpät in der Nähe des kaiſerlichen Lagers an. Der Markgraf Friedrich, ſchon dazumal ein ſehr erfahrner Feldherr, theilte die Kriegsſchaaren in zwei Haufen, wovon der eine den Feinden verborgen blieb, und beſtimmt war, ihnen während der Schlacht in die Seite zu fallen, und dadurch das Geſchick des Tages zu entſcheiden, wie es denn auch geſchah.

Kaum grauete der Morgen, als ſich die erſte Abtheilung der markgräflichen Truppen nicht weit vom Lager zeigte. Es mußte die Hauptabſicht ſeyn, die Kaiſerlichen aus ihrem feſten Lager zu locken, und es gelang auf das Vollkommenſte. Die hochmüthigen Schaaren des Naſſauers achteten das Zurückziehen der Markgräflichen als Feigheit und fürchteten ſchon, daß ihnen die Gelegenheit entgehen möchte, dieſes kleine Häuflein zu vernichten, den Markgrafen gefangen zu nehmen, und dadurch dem ganzen Kriege ein Ende zu machen. Schnell wurden alſo ihre Schaaren geordnet, und ſie zogen aus, die Feinde anzugreifen und durch Uebermacht zu vernichten. Die Kriegshaufen des Markgrafen Friedrich empfingen den Angriff ſtandhaft, und es entbrannte ein harter Kampf der Minderzahl mit der Uebermacht, doch die Begeiſterung, für das verwüſtete Vaterland zu fechten, und das Gefühl der Rache für dieſe Verwüſtungen, gab den Schaaren des Markgrafen faſt übernatürliche Kraft, und es gelang ihren Feinden nicht, ſie zu überwältigen. — Da erklangen plötzlich die Trompeten des Markgrafen Dietzmann im Rücken des Naſſauers, und nun nahm das Gefecht bald eine andere Wendung. Mit Wuth ſtürmten dieſe neuen Ankömmlinge im Rücken der Kaiſerlichen auf ſie ein und brachten dieſe durch die Ueberraſchung in Verwirrung. Von zwei Seiten wurden ſie nun angegriffen, und ein ſchreckliches Würgen unter ihnen entſtand. Ueber Tauſend ihrer beſten Krieger wurden erſchlagen, und auf dreihundert Verwundete zu Gefangenen gemacht, die übrigen flohen in ihr Lager zurück. —

Die Sieger ruheten drei Tage lang und erquickten ſich durch Speiſe und Trank. Die Leipziger führten beides herbei, denn es waren ja dieſe Krieger ihre Erlöſer aus den Händen der Feinde. Am vierten Tage begann der Sturm auf das befeſtigte Lager der Kaiſerlichen, und nach einem harten Kampfe wurde es erobert. Nun begann ein neues Schlachten unter den Schaaren dieſer Verwüſter des Landes, ſo daß nur der Graf mit wenig Rittern und Reiſigen ſich durchſchlagen und nach Altenburg entfliehen konnte. Das ganze Lager mit allem Raube des Landes wurde den Siegern zur Beute, und willig überließen ſie die Sieger den Geplünderten zum Erſatz ihres Verluſtes.

Als dem Kaiſer die Botſchaft gebracht wurde von der Niederlage ſeines zurückgelaſſenen Heeres ſendete er den Grafen Georg von Oettingen mit neuen Schaaren dem in Altenburg eingeſchloſſenen Grafen von Naſſau zu Hülfe, worauf dieſer ſofort wieder vor Borna zog, welches nun das Opfer werden ſollte, zur Sühne für die verlorne Schlacht; doch die ſtrenge Kälte des Winters zwang die Kaiſerlichen, die Belagerung aufzuheben und ſich wieder in die Gegend von Eiſenach zu ziehen.

Bis hierher hatten die Markgrafen ſiegreich gegen die Feinde des Vaterlandes geſtritten; doch es kamen nun trübe Tage für ſie, ſo daß ſie ganz verloren zu ſeyn ſchienen, wie wir im folgenden Tagesabſchnitte zu ſchildern verſuchen werden.

27.

Friedrichs Tage der Trübſal, verherrlicht durch Unterthanentreue.

Durch die Siege der Markgrafen Friedrich und Dietzmann, in der Vertheidigung ihres Erbes, kam der Kaiſer Adolph in Gefahr, die Früchte ſeines Kaufes zu verlieren, und er beſchloß, die höchſten Anſtrengungen zu machen, dieſes zu verhüten. Daher bot er die ihm befreundeten Fürſten und Herren am Rheine auf, und es fehlte nicht an ſolchen, die dieſe Gelegenheit nicht verſäumen wollten, den Kaiſer zu verpflichten, und deshalb ihm mit ihren Rittern und Reiſigen zuzogen, ſo daß ein großes Heer zuſammenkam, welches im Frühling des Jahres 1296 in Thüringen einbrach, und die Grafen und Herren, die es noch mit ihren rechtmäßigen Landesfürſten hielten, durch Uebermacht zwang, dieſe Partei zu verlaſſen, und wenn ſie auch nicht offen die Partei des Kaiſers nahmen, doch wenigſtens unthätig zu bleiben. Die Grafen von Käfernburg, Weimar, Orlamünde, Gleichen und Mühlberg, nebſt den Reichsſtädten Erfurt, Eiſenach, Altenburg, Chemnitz und Zwickau, längſt ſchon auf die Macht der Landgrafen eiferſüchtig, wollten dieſe Gelegenheit nicht verſäumen, ſich von jener ihnen ſo verhaßten Oberherrſchaft zu befreien, und traten endlich zu der Partei des Kaiſers über, ihre Streitkräfte mit ſeinem Heere vereinigend. So war das Schickſal des Feldzuges durch Uebermacht ſchon entſchieden, noch ehe er begonnen hatte, und die Freunde der beiden Brüder zitterten vor ihrem Schickſale. Nur die Grafen von Schwarzburg und Hohenſtein, nebſt den Rittern Goldacker, Wangenheim und Salza blieben die einzigen Treuen, welche lieber alles ihr Beſitzthum in die Schanze ſchlugen, um ihren Lehnsherren treu bleiben zu können; und ſie verließen ſie auch in den Tagen der höchſten Noth nicht. —

Die Uebermacht des Kaiſers war in dieſem Feldzuge zu ſtark, als daß es die beiden Brüder, Friedrich und Dietzmann, hätten wagen können, ſich mit ihren zwar tapfern, aber zu wenig zahlreichen Schaaren jener mehr als zehnfachen Uebermacht entgegenzuſtellen; daher wurden die Städte, Freiburg und Naumburg, noch von der Zerſtörung durch das kaiſerliche Heer (S. den Tagesabſchnitt des 26. Juni) in Ruinen liegend, ohne Mühe eingenommen, da ſich den Siegern Niemand widerſetzte, auch Groitzſch leiſtete wenig Widerſtand; doch die feſten Plätze, Pegau, Eilenburg und Leipzig mußten förmlich belagert und erobert werden, wodurch das kaiſerliche Heer bis gegen das Ende des Brachmondes aufgehalten wurde. — Nun galt es der feſten Bergſtadt Freiberg, und der Kaiſer rückte mit ſeinem Heere vor dieſelbe. Alle Kräfte wurden angeſtrengt, dieſe Stadt zu erobern; denn der Kaiſer war begierig, die Schätze, welche in derſelben aufbewahrt lagen, in ſeinen Beſitz zu bekommen, der Zeitpunkt der Eroberung war jedoch noch ziemlich fern.

Als die Markgrafen Friedrich und Dietzmann ſahen, daß ſie der Uebermacht des Kaiſers nicht zu widerſtehen vermochten, entließen ſie ihre treuen Krieger zum Theil, daß ein jeder zu den Seinen zurückkehre. Einen andern Theil derſelben nahm der Markgraf Dietzmann mit ſich, und begab ſich mit ihnen nach der Lauſitz, um dort den Zeitpunkt des wiederkehrenden Glücks zu erwarten; den dritten Theil dieſer erprobten Krieger ſchickte der Markgraf Friedrich mit dem Ritter Haugwitz und ſeinen ihm gleichgeſinnten Waffenbrüdern nach Freiberg, dieſe Stadt ſo lange als möglich zu halten und vor der Eroberung zu ſchützen; auch noch einige andere feſte

Städte wurden beſetzt, und befanden ſich im Vertheidigungsſtande. Dann verſchwand dieſer Fürſt und hielt ſich verborgen; die Treue ſeiner Unterthanen und ihre Anhänglichkeit an ſeine Perſon war ſein höchſter Troſt in dieſen Tagen der Trübſal, und gab ihm Muth und Standhaftigkeit, ſie zu ertragen.

Die Kaiſerlichen hatten vor dem Donathsthore eine mächtige Berghalde, den ſogenannten Dörren Schönberg, welcher die Stadt beherrſchte, mit einer Schaar von tauſend Mann beſetzt. Plötzlich ſtürzte — nach einer alten Tradition — dieſer vielfach unterfahrne Berg zuſammen und begrub die meiſten von ſeiner Beſatzung im Schoos der Erde. — Dieſer unglückliche Zufall erregte eine üble Senſation im kaiſerlichen Heere, und hatte eine allgemeine Muthloſigkeit zur Folge, ſelbſt der Kaiſer wurde kopfſcheu und ließ einen andern Platz für ſein Hauptquartier ausſuchen, wobei er den Quartiermeiſtern die größte Vorſicht empfahl, damit er für ſeine Perſon nicht etwa ein gleiches Schickſal habe, wie jene Heerhaufen auf dem Dörren Schönberge.

Der Stadt wurde nun durch Wurfmaſchinen gewaltig zugeſetzt, und die Feinde ließen nichts unverſucht, was die Eroberung beſchleunigen konnte. Wenn die Wurfmaſchinen große Steine und Feuerbrände in die Stadt ſchleuderten und die Belagerten im Innern derſelben fortwährend in Aufmerkſamkeit erhielten, ſtürzten große Mauerbrecher — von denen ſich beſonders die beiden größten, die Katze und der Krebs genannt, durch ihre Zerſtörungskraft auszeichneten — ganze Strecken der Mauer ein, und nun rückten zahlreiche Schaaren der Belagerer gegen die Mauern zum Sturme vor. So wüthend nun auch dieſe Angriffe waren, ſo wurden ſie doch von den Bürgern und Bergleuten, in Gemeinſchaft mit den Kriegern der Beſatzung, unerſchrocken empfangen, und einer wie der andere abgeſchlagen.

Es verzog ſich daher die Belagerung mehrere Monate hindurch, und man verzweifelte an der Eroberung; das Heer des Kaiſers aber ward muthlos, ſo daß man ſchon auf den Rückzug dachte, als ein einziger ſchlechter Menſch der Sache eine andere Geſtalt gab.

Unter ſo viel braven Bürgern gab es auch einen Böſewicht; zwar war es nur einer, und dennoch wurde ſein Daſeyn unheilsvoll für Freiberg. Ein Taugenichts, — die Geſchichte hat den Namen dieſes Böſewichts zur Verewigung ſeiner Schande aufbewahrt — er hieß Lobetanz, hatte ſein Vermögen vergeudet, und machte nun den Plan, ſich durch den Verrath ſeiner Vaterſtadt wieder ein erkleckliches Sümmchen zu erwerben. Dieſem Böſewicht war die Waſſerleitung genau bekannt, durch welche die Münzbach in die Stadt fließt. — Durch dieſe Leitung kroch er hindurch und kam ſo in's Freie, wo er ſich ſogleich in's Lager des Kaiſers begab, und vor dieſen ſelbſt gebracht wurde. Es machte jetzt dieſer ſchlechte Menſch dem Kaiſer das Anerbieten, ihm einen Weg zu entdecken, auf welchem er ſtarke Kriegsſchaaren in die Stadt bringen könne. Werde er dann ſtürmen laſſen, ſo könnten die Eingedrungenen die Beſatzung der Mauern im Rücken angreifen und ſo die Eroberung der Stadt herbeiführen. Hocherfreut nahm der Kaiſer dieſes Anerbieten an und bewilligte ihm gern die geforderten hundert Mark Silber als Schandenſold für ſeinen Verrath. - Es wurde nun weitere Abrede genommen und die Zeit des Eindringens genau beſtimmt. — So war denn Alles verabredet, Freiberg durch dieſe Verrätherei zu erobern, und Lobetanz begab ſich nun wieder nach Freiberg zurück, um den Feinden bei ihrem Eindringen beizuſtehen. —

Die Nacht kam und die Stunde ſchlug, in welcher der Sturm beginnen ſollte. — Am Nachmittage vorher ließ der Kaiſer zum Abmarſch blaſen, das Heer aber brach das Lager ab und zog fort, doch nur bis zum nächſten Walde, wo es Halt machte und die Nacht erwartete, worauf es ſich wieder nach der Stadt hinwendete. Nach der Oeffnung der Waſſerleitung zog nun die erleſene Schaar, und Lobetanz wartete dort ihrer.

Es war eine ſtürmiſche, finſtere Gewitternacht, im Brachmond des Jahres 1297, als die Feinde in tiefſter Stille wieder vor die Stadt kamen. Die Freiberger ahneten dieſes Zurückkommen nicht im Geringſten und freueten ſich der Ruhe, die ſie nach ſo langer Zeit wieder genoſſen. Die Wachen waren ſchwach beſtellt, denn man wähnte die Feinde fern, und ſo befand man ſich im Zuſtande der größten Sicherheit, aus welcher die unglücklichen Freiberger bald auf die fürchterlichſte Weiſe aufgeſtört wurden. — Die Feinde ſtiegen, von Lobetanz angeführt, in den unterirdiſchen Gang hinein, und kamen ſo in die Stadt, wo ſie eben ſo ſtill herausſtiegen, und ſich zum Kampfe bereiteten. Plötzlich hörten ſie den Lärm des beginnenden Sturms und griffen nun die an dieſem Orte befindliche ſchwache Beſatzung der Mauer im Rücken an, die bald beſiegt wurde, ſo daß die Stürmenden eindringen konnten. — Von den Ueberfallenen erſcholl nun der Schreckensruf: „Wir ſind verrathen, die Feinde ſind in der Stadt!“ durch die Straßen und die Glocken tönten ſchauerlich zu dieſem Schreckensrufe, durch ihren Sturmſchlag. Vergebens ſuchten ſich die Bürger und Bergleute nach dem bedroheten Punkte hin zu begeben; ſie wurden von der eingedrungenen Uebermacht zurück in ihre Häuſer getrieben, und in Kurzem war nun die Stadt erobert. —

Der Ritter Haugwitz hatte ſich nebſt den übrigen Rittern und den Reiſigen noch zeitig genug nach der Burg Freyſtein, am Ende der Stadt, gezogen und die kaiſerlichen Schaaren, die mit ihnen zugleich eindringen wollten, tapfer zurückgeworfen. — Die Bürger und Bergleute aber, die auf der Mauer vertheilt waren, zogen ſich in die feſten Mauerthürme, wo ſie zur Gegenwehr zwar entſchloſſen waren, jedoch ſchon in den nächſten Tagen durch Hunger zur Uebergabe gezwungen wurden. Auch die in der Burg befindlichen Krieger hatten bald ein gleiches Loos, und ſahen ſich genöthiget, die Burg aus Hunger zu übergeben, und ein Bote, der heimlich in die Burg kam, brachte ihnen die Erlaubniß dazu vom Markgrafen, indem dieſer ſich außer Stande fühle, ihnen Hülfe zu bringen. Der Kaiſer nahm ihr Anerbieten an, die Burg zu übergeben, wenn der Beſatzung freier Abzug werde, und es wurde deshalb ein Vertrag feierlich errichtet, den der Kaiſer beſchwor. Im Vertrauen auf die Heiligkeit des kaiſerlichen Wortes zogen die Bergmänner nun unter Trompeten- und Paukenſchall mit fliegenden Fahnen aus. Als ſie auf den Markt kamen, wurden ſie, die ſich eines Bruchs des beſchwornen Vertrages nicht verſahen, von kaiſerlichen Schaaren überfallen, und man ſuchte ſie zu entwaffnen. Da nun aber die meißniſchen Ritter ſich ihrer Waffen nicht berauben laſſen wollten, ſo entſtand ein Gefecht, in welchem viele von ihnen blieben und die andern gefangen wurden. Von dieſen wurden ſechzig ausgehoben und dem Henkerbeile geweiht, durch welches ſie das Leben verloren. Die übrigen wurden in ſtrenge Haft gebracht und ebenfalls mit dem Tode bedroht, wenn der Markgraf Friedrich nicht ihr Leben dadurch erkaufe, daß er die drei letzten feſten Städte, die er noch in ſeiner Gewalt hatte, Grimma, Leisnig und Rochlitz an die Kaiſerlichen übergebe. Der unglückliche Fürſt, dem das Leben ſeiner Getreuen lieber war, als der Beſitz der genannten Städte, fügte ſich in dieſes Begehren und verſchwand für einige Zeit ganz vom Schauplatze, worauf das noch übrige Land von den Kaiſerlichen eingenommen und von den übermüthigen Siegern ſehr durch Plackereien beſchwert wurde. —

Friedrich wich, wie ſchon gedacht, auf einige Zeit der Gewalt ſeiner Feinde. Mehrere Monden hielt er ſich auf den Burgen zu Lauterſtein und Sayda verborgen, oder, wenn man ihn auch da aufſpürte, ſo flüchtete er ſich zu einem Einſiedler im großen Walde bei Döbeln.

Als dieſer Fürſt die obengenannten drei Städte dem Feinde übergeben hatte, verſammelte er ſeine noch übrigen Ritter und Mannen bei Scharfenberg, dankte ihnen für ihre Treue und ermahnte ſie, ihm und ſeinem Bruder dieſelbe auch ferner im Herzen zu bewahren. Er weiche jetzt für einige Zeit der Gewalt, doch werde er zu gelegener Zeit wieder erſcheinen und ſein Vaterland aus der Feinde Klauen zu erlöſen ſuchen, dann ſey er ihrer Treue verſichert. — Nun rief er dieſen Treuen ein herzliches Lebewohl zu, ſpornte ſein Roß und ſprengte nach dem Walde, in dem er ſich verbarg, und wo ihn jene Getreuen, die ihn nicht laſſen wollten, vergebens ſuchten. — Auch Dietzmann verſchwand und verbarg ſich auf der Burg eines treuen Ritters in der Lauſitz.

Dies waren die Hefen im Kelche der Leiden und der Wendepunkt ihrer Prüfung; jenen hatten ſie bis auf den Boden geleert und dieſe als Männer beſtanden. Da war es genug ihrer Leiden, und des Glükkes Sonne ſchien ihnen auf's Neue, wie wir im folgenden Abſchnitte erzählen werden.

28.

Das Glück kehrt wieder zu den beiden fürſtlichen Brüdern zurück.

Der Kaiſer Adolph hatte ſich durch ſein Benehmen die mächtigſten Fürſten des Reichs zu Feinden gemacht, und ſogar der Erzbiſchof und Kurfürſt von Mainz, Gerhard *II.*, durch den Adolph auf den Kaiſerthron erhoben worden war, trat an die Spitze einer mächtigen Gegenpartei, und der Kaiſer wurde des Thrones verluſtig erklärt, an ſeine Stelle aber Albert von Habsburg zum Kaiſer erwählt, der entſetzte Adolph aber vor die Fürſtenverſammlung geladen, um ſich dort zu verantworten. —

Als der Kaiſer Adolph die Nachricht ſeiner Entſetzung erhielt, hatte Lebetanzens Verrätherei eben ſeine Wünſche gekrönt, und Freiberg war gefallen. — Eilig zog er alſo ſein Heer zuſammen, um mit demſelben an den Rhein zu ziehen und ſich auf dem Throne zu behaupten. — Als er nun dies Land verließ, beſetzte er die feſten Städte mit den Söldnern, die er aus Friedrichs aufgelößtem Heere geworben hatte, die ſtärkſte Beſatzung aber legte er nach Freiberg und ſuchte auch beſonders noch ſich der Treue der Bewohner dieſer Stadt dadurch zu verſichern, daß er derſelben als Kaiſer die Reichsfreiheit verlieh und ſie zur kaiſerlichen freien Reichsſtadt erhob, dem ganzen Lande aber ſetzte er ſeinen Bruder, den Grafen Philipp von Naſſau, zum Statthalter vor und empfahl ihm, alle Kräfte zur Erhaltung dieſes Landes aufzubieten.

Bekanntlich wurde Adolphs Schickſal am 2. Juli 1298 in der Schlacht bei Gellheim, wo er Krone und Leben verlor, entſchieden, und Albert von Habsburg beſtieg an ſeiner Stelle den Thron als Kaiſer. *)

Der Markgraf Friedrich hatte ſich immer in der Gegend von Freiberg verborgen gehalten, weil er feſt auf die Treue der Bürger dieſer Stadt bauete und bereits erfahren hatte, daß die Reichsfreiheit keinen Eindruck auf die wackern Bürger gemacht habe, und daß im Gegentheile die Treue gegen ihre angeſtammten Landesfürſten fortwährend den erſten Platz in den treuen Bürgerherzen behaupte und daß ſie nur auf Gelegenheit warteten, dieſe zu bethätigen; bald kam dieſe, und die Bürgertreue dieſer Wackern

---

*) S. Denkwürdigkeiten aus dem großen Panorama der Welt und des Menſchenlebens VII. Bd. S. 11. ff., wo dieſe Geſchichte ausführlich erzählt worden iſt.
A. d. V.

bewährte ſich auf das Glänzendſte, ſo daß ſie jetzt noch, nach Jahrhunderten, als der Bewunderung werth geprieſen wird.

Adolph war ſo eben gefallen und Albert von Habsburg hatte den Thron beſtiegen, aber noch war kein einziger Krieger des Kaiſers weniger im Lande geworden, dieſer aber hatte ſich nicht erklärt, was er in dieſer Sache zu thun geſonnen ſey, und der Graf Philipp von Naſſau handelte im Geiſte ſeines Bruders fort, wobei er ſich als ein ſtrenger Herr im Lande geberdete, was aber eben nicht geeignet war, ſich die Landeseinwohner geneigt zu machen. Jetzt war es Zeit, daß die Markgrafen von Neuem mit einem Heere auftraten und ihr Erbe wieder eroberten. Dieſes fühlte Friedrich ebenfalls in ſeinem Herzen, allein er war ja von allen Schätzen entblößt, und nur allein ſeine treuen Freiberger konnten ihm hier helfen; ſeine Hoffnung war auch nicht vergebens, ja ſie wurde ſogar noch übertroffen.

Es war im Sommer des Jahres 1298, als die reichen Freiberger Bürger und Eigenlöhner Haberberger und Berlewin in ihren Silberſchmelzhütten, die ſich in einem abgelegenen Thale befanden, eine bedeutende Menge Silbererz ſchmolzen, und eben war es an dem, daß dieſe Arbeit vollendet werden ſollte, wo ſich ſchon der Silberblick zeigte, als ein Pilger, in der gewöhnlichen Kleidung dieſer geiſtlichen Wanderer, erſchien. Eben waren die beiden Hüttennachbarn beiſammen und freuten ſich des Bergſegens, als der Bergvoigt, Berthold von Haugwitz, mit einem ſeiner Geſchwornen in der Hütte erſchien. Herzlich war die Freude dieſer Männer über den Schatz, und eben ſprach der edle Haberberger gegen ſeinen

Freund Berlewin den Wunſch aus: daß doch die beiden Markgrafen, oder wenigſtens der Markgraf Friedrich gegenwärtig ſeyn möchte, um ihm dieſen Klumpen Silber ſchenken zu können, damit er durch denſelben ein Heer werbe und mit dieſem das Vaterland erlöſe von den Schändlichen, die es verderben, als der Pilger, der bisher vor der Thür geweilt hatte, in die Schmelzhütte eintrat und die Anweſenden mit dumpfer Stimme ehrerbietig grüßte. — Edle Gaſtfreiheit nahm den Wanderer brüderlich auf, Wein und Brod labte ihn. Schweigend verzehrte er die Spende, doch als die Eigenthümer der Hütte ihre Geſinnung nicht verbargen, ließ er es merken, daß er den Markgrafen kenne, und nun rief Haberberger aus: „O wäre doch einer unſerer geliebten Fürſten hier, gern gäben wir ihm all dies Silber hin!“ — Dieſe Rede ſchien den Unbekannten tief zu ergreifen, er ſaß ſchweigend im Sinnen: doch plötzlich ſprang er auf, warf Kutte und Muſchelhut ſchnell von ſich und umarmte Haberberger und Berlewin mit dem Ausruf: „So nehmet denn Euern unglücklichen Herrn bei Euch auf, ihr Treuen. — Wohl kannte ich die Treue meiner Freiberger, darum blieb ich immer in der Nähe dieſer Stadt!“ — — Der Markgraf Friedrich ſelbſt war es, in deſſen Umarmung die beiden Patrioten Freudenthränen weinten; man hatte dieſen Fürſten ſchon für todt geachtet, da man lange nichts von ihm hörte, und nun kehrte er ſo unverhofft zu ſeinen Treuen zurück.

Wenn es nun aber eines Fürſten höchſtes Glück iſt, von ſeinen Unterthanen ſo geliebt zu ſeyn, daß ſie willig Alles für ihn aufopfern, ſo gehörten die beiden Markgrafen zu dieſen glücklichen Fürſten, und nach einer langen, harten Prüfung fühlte beſonders der Markgraf Friedrich heute Himmelswonne. Doch nicht in ſchönen Redensarten oder flüchtigen Gefühlen allein ſprach ſich die treue Geſinnung dieſer Edlen aus, ſie bewährte ſich auch auf das Schönſte durch die That. Nicht allein die beiden reichen Eigenlöhner ſchenkten dem wiedergekehrten und im Geheim bei ihnen lebenden Markgrafen all ihr vorräthiges und bisher vor den herrſchenden Feinden verborgen geweſenes Silber — und deſſen war nicht wenig, — ſondern es folgten auch noch mehrere ihrer Genoſſen in tiefer Stille dieſem höchſt rühmlichen Beiſpiele. —

Durch ſolche Bürgertreue wurde der Markgraf wieder in den Stand geſetzt, ein Heer zu werben und damit die fremden Gäſte aus dem Lande zu treiben. In tiefſter Stille verſammelten ſich viele ihren Lehnsherren treu und ergeben gebliebene Ritter mit ihren Reiſigen im Walde bei Rochlitz, und Friedrich war unter ihnen. Die treuen Bürger dieſer Stadt, von der kaiſerlichen Beſatzung hart geplagt, erhielten kaum die Kunde von der Anweſenheit des Markgrafen, als ſie ſich im Stillen rüſteten und ihrem Fürſten Nachricht davon gaben. In der nächſtfolgenden Nacht erſchien nun der Markgraf mit den Seinen vor den Thoren und fand dieſe offen, da ſie von den Bürgern überwältigt und geöffnet worden waren. Die Markgräflichen brachen nun in die Stadt ein, wo die Kaiſerlichen in ihren Quartieren überfallen und gefangengenommen wurden. Das feſte Schloß eroberte der Markgraf dadurch, daß er durch einen geheimen, den Kaiſerlichen unbekannten Gang in daſſelbe kam und nun auf einmal unvermuthet aus demſelben auf die Beſatzung eindrang, wo es ihm mit Leichtigkeit gelang, dieſelbe zu überwältigen.

Dies war der Anfang zur Wiedereroberung des Landes. Kaum erſcholl die Kunde: der Markgraf Friedrich befinde ſich in Rochlitz und werde ſuchen, die Kaiſerlichen aus dem Lande zu vertreiben, als ihm auch von allen Orten her die treuen Ritter mit ihren Reiſigen zuzogen. Die Knechte, welche ehemals den Markgrafen, dann aber, als dieſe ihr Heer entließen, als Söldner dem Kaiſer gedient hatten, verließen jetzt haufenweiſe ihre Fahnen und gingen wieder zu dem Heere ihres rechtmäßigen Landesfürſten über, welches nun mit jedem Tage ſtärker wurde.

Der Graf von Naſſau erſchrack heftig, als er dieſe ganz unvermuthete Kunde hörte, und zog aus den feſten Städten, die noch in ſeiner Gewalt waren, ein kleines Heer zuſammen, mit welchem er den Markgrafen in ſeinem Siegeslauf aufzuhalten ſtrebte; bald wurde er jedoch gewahr, daß die Uebermacht auf der Seite ſeines Gegners und die Stimmung der Landes-Einwohner ihm nicht günſtig ſey. — Dieſes beſtimmte ihn zur Vorſicht, und er machte den Anſchlag, den Markgrafen auf ſeinem Zuge nach Oſchatz unverhofft zu überfallen und wo möglich gefangen zu nehmen, was dem Kriege auf einmal ein Ende gemacht haben würde. Doch dieſer Anſchlag wurde dem Markgrafen verrathen, und der Graf fiel nun ſelbſt in die Grube, die er ſeinem Feinde gegraben hatte. —

Das Kriegsvolk des Grafen von Naſſau hatte ſich im Walde bei Oſchatz verſteckt, um dort den Markgrafen mit den Seinen zu überfallen. — Es mußten dieſe Auflauerer ziemlich lange warten, doch endlich hörten ſie die Markgräflichen herannahen. Anſcheinend ganz ſorglos zogen dieſe daher, und als ſie auf den Platz kamen, den die Kaiſerlichen ſich zum Angriffe erſehen hatten, ſchmetterten deren Trompeten auf zwei Seiten zum Angriff, und ſie ſtürmten mit hochgeſchwungenen Schwertern auf die Schaaren des Markgrafen ein; doch dieſe, ſchon vorbereitet, ſchloſſen ſich im Augenblicke feſt zuſammen und leiſteten tapfern Widerſtand. So währte das Gefecht eine Zeit fort, als auf einmal Trompeten von allen Seiten ertönten, und neue Schaaren auf die Kaiſerlichen einſtürmten. Der Hinterhalt war in den Hinterhalt gefallen, der von dem Ritter Ulrich von Maltitz jenem entgegengeſetzt worden war. Verſchiedene Ritter, die mit ihren Reiſigen ſich mit dem Heere ihres Herrn, des Markgrafen, vereinigen wollten, trafen zufällig auf den Ritter von Maltitz und vereinigten ſich mit ihm, ſo daß ſie die Kaiſerlichen von allen Seiten angreifen konnten, und nun das Gefecht bald entſchieden war. Wer von den Naſſauern nicht unter den Schwertſtreichen der erbitterten Markgräflichen fiel, wurde gefangen, da gab es kein Drittes. Selbſt der Oberfeldhauptmann, Graf von Naſſau, nebſt ſeinem Unterhauptmann, dem Grafen Gerhard von Teck, und eine Menge von Rittern hatten dieſes Schickſal und wurden gefangen. — Als man nun dieſe Gefangenen vor den Markgrafen brachte, konnte der Graf von Naſſau ſein Leben nur dadurch retten, daß er dem Markgraſen eine Anzahl Städte öffnete, die noch in ſeinem Beſitze waren, und gelobte, Rochlitz nicht ohne Genehmigung des Markgrafen zu verlaſſen. Die Städte wurden zwar übergeben, der Graf von Naſſau aber brach den geſchwornen Eid, beſtach ſeine Wächter und entfloh nebſt vielen Gefangenen bei der erſten Gelegenheit aus Rochlitz, wo er ſich in der Folge zu dem Kaiſer Albert begab und dieſen von Natur habſüchtigen Fürſten überredete, den von Adolph geſchloſſenen Länderkauf aufrecht zu erhalten und in die Anſprüche deſſelben zu treten.

So war nun das ganze Land bis auf Freiberg und Meißen erobert, und auch dieſe Städte fielen, als Friedrich ſich vor der erſtern zeigte, die Bürger und Bergknappen aber aufſtanden und den Grafen von Wildenau, der in der Stadt den Oberbefehl hatte, bei einem feierlichen Bergaufzuge gefangen nahmen, worauf er, um ſich das Leben und die Freiheit zu retten, die Beſatzung der Stadt Meißen abrufen und dieſe, ſo wie die Stadt Freiberg an die Markgrafen zurückſtellen mußte.

Die Treue der Freiberger war groß geweſen in den vergangenen trüben Tagen, und nun war es die Dankbarkeit Friedrichs gegen ſie nicht minder. Haberberger beſonders wurde reich begabt und der Markgraf vergalt ihm ſeine Treue auf das Ehrenvollſte, ſo wie auch ein Gleiches den übrigen Eigenlöhnern geſchah, welche dem Markgrafen in der Zeit der Noth ein Opfer mit ihren Ausbeuten dargebracht hatten. Der Stadt wurden ihre Immunitäten und Vorrechte, welche bis in die neueſten Zeiten noch gelten, beſtätigt und ihr noch mehrere dazu verliehen; ſo wie auch der Fürſt ſeine treuen Bürger lebenslang ehrte.

Nach dieſen Vorgängen allen ſchien es endlich wieder ruhig im Vaterlande werden zu wollen, und der Markgraf vermählte ſich bei dieſem eingetretenen Ruheſtande zum zweiten Mal mit Eliſabeth, der Tochter der Landgräfin von Thüringen, einer gebornen Gräfin von Arnshaugk. Doch es war dem Vielgeprüften noch keine dauernde Ruhe beſchieden, wie wir in einem der nächſten Tagesabſchnitte darzuſtellen verſuchen werden.

29.

Der Markgraf Heinrich von Meißen als Knabe auf der Flucht.

Der Kaiſer Heinrich IV. ſuchte die ſächſiſchen Fürſten zu unterjochen und drückte ſie hart. An den wichtigſten Orten wurden feſte Burgen angelegt, und die Kriegsleute in dieſen Veſten hielten ſich in ihrem Betragen gegen die Einwohner der umliegenden Gegenden Alles für erlaubt; denn es war ihnen bekannt, daß ſie für keine Frevelthat im Geringſten geſtraft werden würden. Doch nicht allein die Unterthanen ſollten dieſen Bedrückungen unterliegen, auch ihre Fürſten waren beſtimmt, zu kaiſerlichen Hofdienern herabzuſinken, und ein Vorfall zeigte ihnen ihr künftiges Schickſal im Bilde.

Der Kaiſer ſchrieb im Jahre 1073 einen Fürſtentag nach Goslar aus und berief die ſächſiſchen Fürſten dahin. Zum Tage Petri und Pauli (29. Juni) waren ſie nach Hofe beſchieden, erſchienen dort zur geſetzten Stunde, mußten aber den ganzen Tag vergeblich auf Audienz harren und am Abende unverrichteter Sache wieder abgehen. Während dieſer Zeit beſchäftigte ſich der Kaiſer in ſeinem Zimmer mit — dem Bretſpiele und andern dergleichen wichtigen Dingen, und entfernte ſich endlich hohnlachend durch eine geheime Thür, worauf ein Kämmerling den Fürſten die Botſchaft brachte, daß ſie wieder heimgehen könnten. Die Fürſten fühlten tief dieſe ihnen angethane Schmach, und ſie beſchloſſen feſt, eher Alles daran zu ſetzen, ehe ſie ſich ſo unterjochen ließen. Auf der andern Seite hetzte der Erzbiſchof, Siegfried von Mainz, aus Rache, daß ihm die Thüringer die Entrichtung des Zehenten verweigert hatten, den Kaiſer zu Feindſeligkeiten gegen die ſächſiſchen Fürſten auf, und es kam zur offenen Fehde zwiſchen beiden Theilen, aus welcher der blutige ſächſiſche Krieg entſtand, der viele Jahre hindurch mit großer Verwüſtung und abwechſelndem Glück geführt wurde und beide Theile, bald dieſen, bald jenen, an den Rand des Abgrunds brachte, ja ſogar den ewig denkwürdigen Tag von Canoſſa, dieſen einzigen in der Geſchichte der Völker, zur Folge hatte. — Welche große Lehre für Nationen und ihre Könige! — —

Der Markgraf Dedo I. von Meißen hatte ſich früher, auf Zureden ſeiner Gemahlin Adela, den Zumuthungen des Kaiſers widerſetzt und ſeine mächtige Hand ſchwer empfunden, dann aber ſich wieder mit ihm verſöhnt. Doch jetzt drang demohngeachtet der Kaiſer, in Gemeinſchaft des Herzogs von Böhmen, Wratislaw, mit einem mächtigen Heere in Meißen ein. Eben lag der Markgraf Dedo ſchwer krank darnieder, und ſo ſchien er rettungslos verloren, als die Markgräfin Adela einen ganz eigenen Entſchluß faßte, der wenigſtens einigen Erfolg verſprach.

Dieſe Frau war Mutter von zwei Söhnen, Heinrich und Conrad, von welchen jener, als der Aelteſte, erſt ſechs Jahr alt war. Dieſen bot ſie dem Kaiſer zum Pfande der Treue ihres Gemahls an, was er auch annahm, und demohngeachtet den Herzog Wratislaw von Böhmen, zum Lohne ſeines Beiſtandes, erſt zum Markgrafen von der Lauſitz und dann auch zum Markgrafen von Meißen ernannte.

Der kleine Heinrich kam am kaiſerlichen Hofe in ſehr gute Hände, denn er wurde nebſt dem kleinen Otto, — Sohn des Markgrafen von Stade — einem der kaiſerlichen Räthe, Namens Eberhard, zur Bewahrung und Erziehung anvertraut. —

Dieſe Knaben hätten in keine beſſern Hände kommen können; denn Herr Eberhard war ſelbſt kinderlos und ein liebreicher, dabei auch weiſer Erzieher. — Dem Befehle des Kaiſers: dieſe Knaben wohl zu halten und ſie aufmerkſam zu beobachten, kam er um ſo lieber nach, als derſelbe mit ſeinen eignen Grundſätzen übereinſtimmte.

Herr Eberhard erhielt vom Kaiſer die Erlaubniß, die beiden Fürſtenſöhne mit auf ſeine Burg zu nehmen und ſie dort zu erziehen. Dieſe Burg war rings um von dickem Walde umgeben, und demnach Gelegenheit genug für die Knaben, ihre Kräfte auf der Jagd an wilden Thieren zu üben. Außerdem waren das Reiten und die Kunſt, die Waffen wohl zu gebrauchen, die Hauptgegenſtände der Erziehung für die

Kinder der höhern Stände, und Herr Eberhard verſäumte alſo ſeine Zöglinge ebenfalls in dieſen Hauptwiſſenſchaften nicht, und that ſehr wohl daran. Doch blieben die andern Wiſſenſchaften deshalb nicht zurück, denn Heinrich und Otto lernten ja ſogar leſen und ihren Namen ſchreiben; wer aber in dieſen Wiſſenſchaften etwas gethan hatte, galt in jenen Zeiten für einen Gelehrten.

So wuchſen dieſe beiden Fürſtenſöhne herrlich heran und bildeten beſonders ihre Körperkräfte auf das Schönſte aus, ſo daß ſie in dieſer Hinſicht viel verſprachen. — Zwei Jahre hatten dieſe Kinder bereits in dieſer Wildniß gelebt, und ſehnten ſich, ihre Eltern wiederzuſehen. — Das gleiche Schickſal hatte die Knaben zu innigen Freunden gemacht, und ſie beſchloſſen, gemeinſchaftlich mit einander zu entfliehen. — Dies war jedoch kein kleines Unternehmen; denn die Burg Eberhard's lag, wie ſchon gedacht, mitten in einem großen und dichten Walde, eben ſo weit von Eilenburg, wo Heinrichs Eltern wohnten, als von der Reſidenz des Markgrafen von Stade entfernt, und der Wald war ihnen auf der Jagd nur in der nächſten Umgegend bekannt geworden; verirrten ſie ſich aber, ſo wurden ſie leicht den wilden Thieren zum Raube. Doch wo hätten zwei achtjährige Knaben genug Verſtand haben können, ſich jene Schwierigkeiten alle zu überlegen; die Sehnſucht nach ihren Eltern ließ dieſe Kinder zu keiner Ueberlegung der ſich ihnen entgegenſtellenden Schwierigkeiten kommen. Die Gelegenheit zu dieſer Flucht bot ſich den beiden Knaben von ſelbſt.

Bei den Jagden, die oft ſtattfanden, waren die beiden Fürſtenſöhne, Heinrich und Otto, ſtets an

Herrn Eberhards Seite, und einſt zogen ſie mit ihm an einem ſchönen Herbſttage in den Wald, jeder mit einem Jagdſpieße bewaffnet. Nicht lange hatte man gejagt, als man einen ſtarken Hirſch auftrieb und nun das edle Thier eifrig verfolgte. Die Jagdbegierde lenkte die Aufmerkſamkeit der Jäger von den beiden Knaben ab, und es war daher die beſte Gelegenheit gekommen, unvermerkt zu fliehen. Als das Jagdgefolge vorwärts ſprengte, den aufgejagten Hirſch zu verfolgen, blieben die beiden kleinen Jäger unbeobachtet zurück, und als die das Wild Verfolgenden weit genug entfernt waren, brachen ſie in der entgegengeſetzten Richtung mit ihren leichten Jagdroſſen in den Wald hinein, und bald waren ſie von jenen Jägern weit entfernt. Raſtlos verfolgten ſie vom frühen Morgen an, wo ſie entflohen, den ganzen langen Tag hindurch ihren Weg durch den dichten Wald, und ſchon begann es zu dunkeln, den beiden Flüchtlingen aber die Ueberzeugung zu werden, daß ſie würden ihr Nachtlager in dieſem dicken Walde nehmen müſſen, als ſie plötzlich eine breite Waſſerfläche durch das Gebüſch ſchimmern ſahen. Fröhlich eilten ſie nach dieſer Gegend hin und befanden ſich dann am Ufer des Mainſtroms, der Wald aber war zu Ende: denn am jenſeitigen Ufer des Stroms waren reiche Getreidefluren und in der Ferne ragte der Thurm einer Dorfkirche hervor. — Ein gütiges Geſchick waltete über dieſen kleinen Flüchtlingen, die ſchon wegen der Möglichkeit, über den Strom zu kommen, zagten, da ſie es nicht wagen konnten, auf ihren Roſſen ohne die größte Lebensgefahr hinüberzuſchwimmen; als ſie einen Fiſcher erblickten, der ein wenig abwärts in einem flachen, ziemlich großen

Fiſcherkahne ſeine Netze zum Auswerfen bereit machte. Sie riefen ihn, und er kam herangerudert. Dringend baten ſie dieſen Mann, ſie über den Strom zu bringen und ihnen eine Nachtherberge zu geben. Dabei geſtanden ſie ihm offen, daß ſie zwar kein Geld hätten, ihm ſeine Mühe zu belohnen und ihm die Herberge und Atzung für ſich und ihre Thiere zu bezahlen, doch erboten ſie ſich, ihm dafür ihre Mäntel zu geben. Dieſes nahm der Fiſcher an, ſetzte erſt ſie und dann ihre Roſſe über und führete ſie in ſeine Wohnung im nächſten Dorfe wo er ſie mit Speiſe und Trank labte.

Am folgenden Morgen zogen ſie weiter, und nach der Anweiſung des Fiſchers nahmen ſie den Weg nach Mainz, wo der Erzbiſchof der Vetter des kleinen Markgrafen Otto war. An dieſem Tage konnten ſie die Stadt Mainz nicht erreichen, und kehrten nicht weit von derſelben in einer Herberge ein, wo ſie übernachten wollten. Eine geheime Ahnung rieth ihnen, ſich dem Wirthe zu entdecken, und ihn zu bitten, ſie wohl zu verbergen, der Erzbiſchof und ihre Eltern würden es ihm wohl vergelten. — Doch wir kehren nun zu Herrn Eberhard zurück.

Als die Jäger die Knaben nicht mehr ſahen, meldeten ſie es Herrn Eberhard, der ſich gewaltig entſetzte, als er dieſe Kunde vernahm; denn wie konnte er es bei dem Kaiſer verantworten, wenn die ihm Anvertrauten abhanden kamen. Da aber Herr Eberhard nicht daran glaubte, daß die beiden Knaben entflohen wären, ſondern eher, daß ſie ſich im Walde verirrt hätten, ſo wurde eine Menge Leute abgeordnet, ſie aufzuſuchen. Die Nacht verfloß, und noch war keine Nachricht von den beiden Knaben vorhanden; am andern Tage aber traf eine Partei Späher, an deren Spitze ſich Herr Eberhard ſelbſt befand, auf einige Reiſende, durch welche er erfuhr, daß ſie am heutigen Morgen zwei Knaben auf dem Wege nach Mainz geſehen hätten, die genau den beſchriebenen glichen. Nun war es klar, die beiden Knaben waren vorſätzlich entflohen, und es eilte nun ſofort Herr Eberhard mit ſeinen Knechten nach Mainz hin, wo es ihnen noch vor Einbruch der Nacht gelang, die Herberge ausfündig zu machen, in welcher die Flüchtigen eingekehrt waren. — Die Verfolger kamen bald vor dieſem Hauſe an und fanden es verſchloſſen. Es wurde alſo heftig angeklopft und gedroht, daß, wenn man die flüchtigen Buben nicht herausgebe, das Haus in Brand geſteckt werden würde. Wie mag den kleinen Flüchtlingen das Herz geklopft haben, als ſie dieſe Drohungen hörten; doch den Wirth beſtimmte die Hoffnung auf die Belohnung, welche er vom Erzbiſchofe erhalten ſollte, verbunden mit dem Mitleid, welches er mit dieſen Knaben hatte, ſein Haus verſchloſſen zu halten, und nicht auf jene Drohungen zu achten. — Der Lärm, welchen Herr Eberhard mit ſeinen Reiſigen machte, und die Anſtalten, die er traf, die Thür des Hauſes zu ſprengen, zogen eine Menge Leute herbei, weshalb weiter keine Gewaltthat in ihrer Gegenwart gewagt wurde. Wahrſcheinlich wurde auch von dieſen Leuten dem Erzbiſchofe Nachricht von den Gewaltthätigkeiten gegeben, welche gegen einen ſeiner Unterthanen verübt werden ſollten; denn es langte am Abend plötzlich eine bewaffnete Schaar aus der Stadt bei dieſer Herberge an, welche die Angreifer verjagte, und die beiden kleinen Flüchtlinge in Schutz nahm, die ſie nun in ihrer Mitte nach der Stadt und vor den Erzbiſchof brachte. — Dieſem ehrwürdigen Greiſe entdeckten ſie ſich, und da er ebenfalls die Gewaltthaten des Kaiſers verabſcheuete, ſo nahm er die Kinder gütig auf, gab dem Wirthe, der ſie verborgen hatte, eine Belohnung, und ſchickte ſie dann unter ſicherm Geleite ihren Eltern zu, von denen ſie mit großer Freude empfangen wurden.

Dieſe Flucht geſchah im Jahre 1076, als ſich die Umſtände für den Kaiſer bereits ziemlich ungünſtig geſtaltet hatten, und der Tag von Canoſſa ſich ſchon vorbereitete. Bitter hatte es der Kaiſer bereut, die ſächſiſchen Fürſten muthwillig gegen ſich aufgereizt zu haben; doch fiel er ſpäter, als ihm des Glückes Sonne wieder ſchien, immer wieder in dieſen Fehler zurück, bis er endlich mit Kummer und Jammer (1106) von der Erde ſchied, nachdem ſein Leben voll von guten Lehren für Regenten und Völker geweſen war.

Der muthvolle kleine Flüchtling gelangte ſpäter auf den Thron ſeines Vaters, und iſt ebenderſelbe Fürſt, der bereits im *II.* Bde. d. W., S. 148, unter dem Namen des Grafen Heinrich *I.* vorkommt, und deſſen nachgeborner Sohn, Heinrich *II.*, ſeinen Vetter, den Markgrafen Conrad von Meißen, in einem eiſernen Käfig gefangen hielt, wie ſolches in der Erzählung: Der Fuchsthurm bei Jena, am angeführten Orte weiter nachzuleſen iſt. — Heinrich *I.* ſtarb 1103. —

30.

Die Macht des Schießpulvers.

Ein Beiſpiel zur Warnung.

Viele Exempel haben ſchon bewieſen, welche ungeheuere Zerſtörungen das Schießpulver anzurichten vermöge, und eins der neueſten iſt die Exploſion, welche am 1. Sept. 1810 in Eiſenach ihre zerſtörenden Wirkungen auf das furchtbarſte äußerte.*) Das Beiſpiel aber, welches wir jetzt vorzutragen verſuchen wollen, ſcheint durch ſeine Veranlaſſung einzig in ſeiner Art zu ſeyn, und ſpricht die Warnung: daß man mit dieſem ſo gefährlichen Pulver faſt nicht genug Vorſicht beobachten könne, auf eine ſchreckliche Weiſe aus.

Die **Naumburger Petri-Pauli-Meſſe** des Jahres 1714 hatte am 29. Juni ihren Anfang genommen, als ſchon am zweiten Meßtage ein furchtbares Unglück über die Stadt Naumburg kam, durch welches ſie mit gänzlicher Zerſtörung bedrohet wurde.

In der Fiſchgaſſe befand ſich eine Reihe Buden, in welchen man Schießpulver, und zwar in offenen Gefäßen feil hatte. — Am 30. Juni kam, Nachmittags um zwei Uhr, ein Unbekannter zu der Bude des Pulverhändlers **Gottfried Mieth** aus Leipzig, um Pulver zu kaufen, und ließ ſich eine Probe davon geben. Um die leichte Entzündbarkeit des Pulvers zu prüfen, trat der Käufer ein paar Schritte von der Bude hinweg und zündete eine Wenigkeit deſſel-

---

*) Siehe **Denkwürdigkeiten aus dem großen Panorama** ꝛc. IX. Bd. S. 1. ff.

A. d. V.

den auf der Hand an. Hier iſt es nun nicht erwieſen, ob von dieſem durch die Strahlen der Sonne entzündeten Pulver ein Funken in die Bude und daſelbſt in die offenen, mit Pulverſorten gefüllten Gefäße geflogen iſt, oder was ſonſt die Exploſion hervorgebracht hat; kurz, es entzündete ſich dieſe ganze in der Bude befindliche Maſſe mit einem ſchrecklichen Schlage, und die Entzündung theilte ſich den übrigen Pulverbuden mit, welche ebenfalls im Moment aufflogen. Die Erde bebte weithin von dem erſchrecklichen Schlage und furchtbar war die Wirkung.

Die nächſten ſieben Häuſer wurden im Nu dermaßen zerſchmettert, daß von ihnen kein Stein auf dem andern blieb. Eine Menge anderer Häuſer wurden hart beſchädigt, ſo daß mehrere von ihnen niedergeriſſen und neu erbauet werden mußten. Eine Feuersbrunſt brach aus, durch dieſes Unglück verurſacht, und verzehrte die meiſten Häuſer der ſogenannten Herrenfreiheit, bis auf einige wenige ganz ſteinerne, welche Domherren zugehörten. Die ganze Stadt war in Gefahr, gleichfalls ein Raub der wüthenden Flamme zu werden, doch wurde dieſes Unglück noch von ihr abgewendet. Unbeſchreiblich aber iſt die Verwirrung, welche dieſer Schlag unter den Einwohnern und zahlreichen Meßfremden, ſowohl Käufern als Verkäufern, hervorbrachte. Wenn jene nach dem Feuer eilten, und es mit aller Macht zu dämpfen ſtrebten, ſo waren die Verkäufer bemüht, ihre Waaren hinaus in's freie Feld zu flüchten. Einer rennte in den Straßen gegen den Andern, und Alle waren halb betäubt, ſo daß es faſt Keinen gab, der ganz bei Beſinnung geweſen wäre. — Wohl dürfte weder Feder noch Pinſel es vermögen, dieſe

Verwirrung treffend zu ſchildern, und jeder Verſuch weit hinter dem Originale zurück und es daher nur bei Verſuchen bleiben. Herzzerreißend aber war der Anblick der durch dieſe Exploſion Verſtümmelten, und jetzt noch, nachdem bereits über ein Jahrhundert dahingeſchwunden iſt, kann man ſich nicht ohne Schaudern jene Scenen der Zerſtörung gegenwärtig denken.

An hundert Menſchen kamen durch dieſe furchtbare Exploſion entweder in einem Augenblicke um das Leben, und dieſes waren noch die Glücklichen, oder ſie wurden verſtümmelt, oder verbrannt und ſtarben nach tagelangen unſäglichen Leiden und unbeſchreiblichen Schmerzen. —

Auf den nächſten Straßen ſah man Stücken vom zerſchmetterten Menſchen herumliegen, ſo daß man hier einen Arm, dort ein Bein, da wieder einen Kopf und dort einen ganzen Körper, welchem Alles vom Leibe weggebrannt war, liegen ſah. An der Mauer eines neugebaueten Hauſes ſah man von zwei Köpfen das Gehirn kleben. In eines Tiſchlers Werkſtatt kam ein ganzer Körper hineingeflogen. Desgleichen ſaß in einem andern Hauſe eine Mutter, welche ihr Kind an der Bruſt liegen hatte, mit dem Rücken nach dem Fenſter, als plötzlich mit dem ſchrecklichen Knalle, der geſchah, das Fenſter hinter ihrem Rücken zertrümmert wurde, ſo daß ihr und ihrem Kinde die Scherben um den Kopf flogen, und ſie einen ſtarken Schlag auf dem Rücken empfand. Wer vermag aber ſich das Erſtaunen dieſer Frau zu denken, als ſie ſich wieder von ihrer Betäubung erholte und einen abgeriſſenen Menſchenarm erblickte, durch den ſie den Schlag auf den Rücken erhalten hatte. —

Maria Schwarze, die Tochter eines Hutmachers in Bitterfeld, welche als Magd bei dem Pulverhändler Mieth diente, und mit ihm nach Naumburg zur Meſſe gereiſt war, befand ſich eben bei der Bude ihres Herrn, als die Exploſion geſchah. Dieſe Perſon wurde durch die Macht des Pulvers über die Häuſer hinweg auf das Dach eines Hauſes in der Mühlgaſſe geſchleudert, von welchem ſie herab auf die Gaſſe und zufälliger Weiſe auf einen daliegenden todten Körper fiel, ſo daß ſie durch den Fall nicht beſchädigt wurde und von zwei Perſonen in die Engelgaſſe geführt werden konnte, wo ſie ärztliche Hülfe erhielt. Weil aber dieſe Perſon bei der Exploſion durch das herumfliegende Schrot, — denn die Pulverhändler handelten auch zugleich mit dieſem Material — ſehr verwundet worden war, ſo war die angewendete Sorgfalt vergebens, und dieſes arme Mädchen ſtarb am 10. Juli unter den fürchterlichſten Schmerzen. — Vor ihrem Ableben ſagte ſie noch den ſie vernehmenden obrigkeitlichen Perſonen aus: daß im Augenblicke der Exploſion wohl vierzig Perſonen vor der Bude ihres Herrn und den zunächſt befindlichen geſtanden wären, unter denen ſich mehrere Jäger befunden, welche Pulver und Schrot für ſich einkaufen wollen und hier alle ihren Tod in einem Augenblick gefunden hätten. Dabei glaubte dieſe Perſon, daß ein Pulverhändler ſelbſt dieſe ſo unglücklich ausgeſchlagene Pulverprobe kaum drei bis vier Schritt von ſeiner Bude gemacht habe.

Mehrere Tage lang fand man Stücken von Verunglückten, zuweilen ſehr weit vom Orte der Exploſion: unter andern fand man unter dem Schutte eines eingeſtürzten Hauſes einen Mann mit einem Kinde im Arm, desgleichen zwei Knaben und ſonſt noch achtunddreißig Perſonen, ſämmtlich auf das erbärmlichſte zugerichtet. —

Johann Philipp Oberälter, ein Handelsmann aus Neuſtadt an der Heyde, befand ſich eben an einer ſolchen Bude und wollte Schrot einkaufen, als die Exploſion geſchah. Er wurde durch die Macht des entzündeten Pulvers und von den Schrotkörnern auf das ſchrecklichſte zerriſſen; lebte aber dennoch bis zum 9. Juli, wo ſein Geiſt endlich den auf das erbärmlichſte verletzten Körper verließ, und ſeinem Vater nun die traurige Pflicht zu Theil wurde, die Ueberreſte des geliebten Sohnes zur Erde zu beſtatten.

Als man die Körper der Verunglückten zuſammengeſucht hatte, um ſie zu begraben, waren die meiſten dem Namen nach unbekannt, und von den übrigen fand man, daß die ſämmtlichen Pulverhändler die Opfer dieſer Exploſion geworden waren, und die meiſten von ihnen fand man nur zerriſſen wieder. Bei dem Begräbniſſe der Verunglückten ſah man unter andern neun Särge mit Stücken von zerriſſenen Leichnamen angefüllt, und täglich fand man noch weitgeſchleuderte Stücken von menſchlichen Körpern und unter andern einen friſchen halben Schädel unter einem Eckſteine, der durch das Scharren von Hunden entdeckt wurde.

Bei dieſem Unglück fand man aber leider auch Gelegenheit, zu ſehen, welche Scheuſale den Namen Menſch entehren. Schon in den erſten Stunden nach der Exploſion wußte man das Gerücht allgemein zu machen, der nicht weit entfernte Pulverthum, welcher bedeutende Vorräthe enthielt, werde ebenfalls auffliegen, und dieſer Tag ſey der letzte der Stadt Naumburg

Hierdurch entſtand ein Grad von Verwirrung, der nicht treffend beſchrieben werden kann. Einheimiſche und Fremde, Alle drängten ſich nach den Thoren, um auf dem freien Felde wenigſtens ihr Leben zu retten. — Nun hatten die Diebe Gelegenheit genug, zu ſtehlen, und ſie benutzten ſolche auf das beſte. —

Doch mit dem Stehlen hatte die Verworfenheit jener Böſewichter den höchſten Grad noch nicht erreicht, denn man fand am 5. Juli an drei Orten Schwefel, Pulver und Pech angelegt, und zwar gerade da, wo viele leicht brennbare Materialien lagen, und bei jedem ein Stückchen Lunte, welches aber an allen dieſen Orten nicht fortgebrannt hatte. Die Abſicht dieſer Ungeheuer liegt am Tage. Eine neue Feuersbrunſt ſollte entſtehen, bei welcher ſie noch mehr ſtehlen wollten. — Doch ſie erreichten nicht allein dieſe Abſicht nicht, ſondern es fanden auch dieſe Böſewichter bald darauf in Altenburg den Lohn ihrer böſen Thaten.

Hiſtoriſche Miscelle.

Ein ſächſiſches Kriegsheer hatte ſich am 6. Juni 1640 mit den Kaiſerlichen in Schleſien vereinigt und zog nach Sachſen, wo es die Schweden vertreiben wollte. Zu dieſem Endzweck ſuchte es vorerſt die in mehrfacher Hinſicht wichtige Stadt Zwickau zu erobern, und der General von Schleinitz ließ dieſe Stadt vom 22. Juni an blokiren. — Dieſe Blokade währete bis zum 12. November, wo ſie wegen Annäherung des ſchwediſchen Sukkurſes aufgehoben wurde.

Inhalt des dritten Bandes.

Monat Mai und Juni.

I. Heft, 1. bis 10. Mai.

1. Scenen aus dem Leben des Herzogs Albrecht von Sachſen. 1) Herzog Albrecht und die Bürger zu Arſchot. Seite 3.

2. Das geſtörte Mittagsmahl. S. 14.

3. Die Polen tragen dem Kurfürſten von Sachſen, Friedrich Auguſt, die Königskrone ihres Vaterlandes an. S. 19.

4. Luther wird, auf dem Rückwege von Worms nach Wittenberg, bei Eiſenach durch einige Reiter aufgehoben und in Sicherheit gebracht. (Mit Abbildung.) S. 21.

5. Der Kurfürſt von Sachſen, Friedrich der Weiſe, ſtirbt. S. 28.

6. Scenen und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs des Weiſen. 1) Des Kurfürſten herzliche Liebe zu ſeinen Geſchwiſtern. S. 38.

2) Friedrichs Liebe zu den Kindern. S. 41.

7. Scenen und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs des Weiſen. (Fortſetzung.) 3) Wie es kam, daß der Kurfürſt Friedrich unvermählt blieb. S. 44.

8. Errichtung der Bergſchulen. S. 50.

9. Der Herzog, Johann Friedrich der Mittlere, ſtirbt in kaiſerlicher Haft, am 9. Mai 1595. S. 52.

10. Landgraf Ludwig der Eiſerne und der Schmied in Ruhla. S. 58.

II. Heft, 11. bis 20. Mai.

11. Scenen aus dem Leben des Herzogs von Sachſen, Albrecht des Beherzten. 2) Der Herzog Albrecht als Statthalter des Königs Maximilian in Flandern und Brabant. S. 65.

12. Der Prinz Friedrich Auguſt von Sachſen, der Starke genannt, wird geboren. S. 77.

13. Der Friede zu Teſchen wird geſchloſſen. S. 83.

14. Die Empörung der Bauern und der darauf folgende Bauernkrieg. S. 85.

15. Die Bauernſchlacht bei Frankenhauſen. (Mit Abbildung.) S. 91.

16. Das Ende und die nächſten Folgen der Schlacht bei Frankenhauſen S. 101.

17. Der Herzog Johann Wilhelm von Weimar. S. 108.

18. Der Herzog Johann Wilhelm von Weimar. (Fortſezzung des vorigen Abſchnitts.) S. 114.

19. Der Kurfürſt Moritz von Sachſen rettet mit ſeinen Verbündeten die deutſche Freiheit. 4) Der Krieg wird gegen den Kaiſer fortgeſetzt und die Ehrenburger Klauſe erobert. (Fortſetzung vom 3. April.) S. 120.

20. Der Kurfürſt Moritz rettet mit ſeinen Verbündeten die deutſche Freiheit. 5) Die Sieger dringen nach Innsbruck vor, und der kranke Kaiſer muß ſich in der Nacht über die Gebirge flüchten. S. 125.

III. Heft, 21. bis 31. Mai.

21. Der Herzog Wilhelm von Weimar ſtirbt. (Beſchluß vom 17. und 18. Mai.) S. 129.

22. Der Kurfürſt von Sachſen, Johann Friedrich, als kaiſerlicher Gefangener. (Fortſetzung vom 24. April.) S. 133.

23. Der Kurfürſt Johann Friedrich wird vom Kaiſer wieder in Freiheit geſetzt. S. 139.

24. Der Landgraf Ludwig der Eiſerne und ſeine Vaſallen. (Fortſetzung vom 10. Mai.) S. 145.

25. Der Landgraf Ludwig der Eiſerne und ſeine Vaſallen. (Beſchluß.) S. 156.

26. Der Landgraf in Thüringen und Markgraf zu Meißen, Friedrich der Tapfere. S. 162.

27. Thomas Münzer und ſeine Spießgeſellen auf dem Blutgerüſte. (Fortſetzung und Beſchluß vom 14. 15. und 16. Mai.) S. 166.

28. Adolph Weinhauſen, oder Unbeſonnenheit und ihre Folgen. (Mit Abbildung.) S. 171.

29. Adolph Weinhauſen ꝛc. (Fortſetzung.) S. 176.

30. Adolph Weinhauſen ꝛc. (Fortſetzung.) S. 183.

31. Johann Georg II., Kurfürſt von Sachſen, wird geboren. S. 188.

IV. Heft, 1. bis 10. Juni.

1. Adolph Weinhauſen ꝛc. (Beſchluß.) S. 193.

2. Der Herzog Johann Friedrich von Sachſen wird vermählt, am 2. Juni 1527. S. 201.

3. Die Empörung der Bauern im Erzgebirge. S. 203.

4. Treue und Lohn. S. 210.

5. Sebaſtian von Reibiſch. (Mit Abbildung.) S. 217.

6. Die Stadt Meißen wird von den Schweden durch eine Kriegsliſt eingenommen, am 6. Juni 1637. S. 223.

7. Die Gräfin von Schwarzburg. S. 229.

8. Zwei Freunde werden Feinde. S. 238.

9. Das Kloſter Celle bei Noſſen. S. 242.

10) Das Ende des Kloſters Celle. S. 248.

V. Heft, 11. bis 21. Juni.

11. Die Sachſen werden von den Kaiſerlichen aus Böhmen vertrieben. S. 257.

12. Oswald Golbrig. (Ein Beiſpiel zur Warnung.) S. 260.

— Der Herzog Johann Friedrich der Mittlere vermählt ſich mit der Prinzeſſin Eliſabeth. S. 263.

13. Die Leipziger Neujahrmeſſe wird privilegirt. S. 264.

— Das Maturitäts-Examen in Zeitz. S. 266.

14. Die Sachſen in Morea. S. 267.

15. Die Schlacht bei Auſſig. S. 273.

16. Scenen aus dem Leben des Herzogs von Sachſen, Albrecht des Beherzten. 3) Die Städte Gent und Brügge unterwerfen ſich. (Mit Abbildung.) S. 284.

17. Der Markgraf Elbrecht von Thüringen und Sachſen wird ermordet. S. 293.

18. Die Sachſen in der Belagerung von Danzig. S. 298.

19. Der Oberſtlieutenant Rer u. der Lieutenant Beringer. 305.

20. Beſondere Naturbegebenheit im Erzgebirge. S. 307.

21. Der Kampf mit dem Löwen. S. 313

VI. Heft, 22. bis 30. Juni.

22. Johann Ernſt III., Herzog von Sachſen-Weimar. S. 321.

23. Der Kurfürſt Chriſtian II. — Züge aus ſeinem Regentenleben. — Sein Tod. S. 323. D. Stößel wird geboren. S. 327.

24. Der Wangenbiß beim Scheiden. (Mit Abbildung.) S. 329.

25. Scenen aus dem Leben des Herzogs von Sachſen, Albrecht des Beherzten. 4) Wie der Herzog Albrecht vom Kaiſer für ſeine großen Dienſte belohnt wurde. S. 337.

26. Der Landgraf Albert von Thüringen verkauft ſein Land an den Kaiſer Adolph. Großes Elend, welches durch dieſen Länderverkauf entſteht. (Fortſetzung vom 1. Januar.) S. 344.

27. Friedrichs Tage der Trübſal, verherrlicht durch Unterthanentreue. S. 355.

28. Das Glück kehrt wieder zu den beiden fürſtlichen Brüdern zurück. S. 363.

29. Der Markgraf Heinrich von Meißen als Knabe auf der Flucht. S. 371.

30. Die Macht des Schießpulvers. Ein Beiſpiel zur Warnung. S. 379.

Hiſtoriſcher Bilderſaal
der Sächſiſchen Geſchichte

für

alle Tage im Jahre

von

A. Textor.

Vierter Band. Monat Juli und Auguſt.

Meißen,
bei C. E. Klinkicht und Sohn.
1836.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
BERLIN

1.

Des Vaters Fluch,

oder:

Der ſtehende Knabe in Freiberg.

(Eine Sage.)

Einſt, es war in der Mitte des *XVI.* Jahrhunderts, wohnte in der Weingaſſe zu Freiberg ein Leinwebermeiſter, Lorenz Richter genannt, der ſich vom Ertrage ſeiner Arbeit ſpärlich doch ehrlich nährte. Meiſter Richter mußte jedoch mit den Seinen fleißig arbeiten, wenn er ſein Auskommen finden wollte, und dem fleißigen Arbeiter war deshalb jede Minute theuer, ſie aber ungenützt vorübergehen zu laſſen, dünkte ihm ein Verbrechen zu ſeyn und ein Raub an dem koſtbarſten aller Güter, an der Zeit. —

So war Meiſter Richter geſinnt, und jede Verſäumniß an derſelben, die ſich eins der Seinigen zu Schulden kommen ließ, wurde von ihm ſtreng gerügt; der Meiſter aber war ein leicht aufzuregender, jähzorniger Mann, der durch eine Kleinigkeit in großen Zorn verſetzt werden konnte, und ein ſolcher thut bekanntlich nicht, was vor Gott recht iſt. Ein Beiſpiel dieſes Jähzorns aber iſt es, was wir in dieſem Abſchnitte unſern Leſern erzählen wollen.

Meiſter Richter ſaß einſt in voller Arbeit hinter ſeinem Stuhle und trat rüſtig den Schemel, kein

Wunder, daß er von den Seinen gleichen Eifer heiſchte. — Es gab ein Geſchäft auszurichten, welches ſchnelle Beſorgung verlangte, und der Vater trug es dem Sohne auf, ihm dieſe Eile gebietend. Der Sohn aber achtete nicht des Vaters Befehl, auch dann nicht, als dieſer ſein Gebot ernſtlich wiederholte, und weilte unthätig in der Stube, auf ſeiner Stelle unverrückt ſtehen bleibend. Der Vater ereiferte ſich über dieſen Ungehorſam des Sohnes ſehr, und gerieth in Zorn; doch der Störrige blieb unverrückt auf ſeiner Stelle, und achtete nicht des Vaters Wort. Da rief der wuthentbrannte Vater dem Ungehorſamen Worte des heißeſten Zornes zu, und als demohngeachtet der Sohn dem Vater nicht gehorchte, fluchte dieſer dem Ungerathenen mit ſchweren Worten und rief ihm endlich zu: „Willſt Du nicht gehen, ſo ſtehe! — O daß Du, ſo lange Du lebeſt, hier ſtändeſt, feſt an die Stelle gebannt, und ſie nimmer verlaſſen könnteſt.“ — Kaum waren dieſe Worte aus dem Munde des höchſt zornigen Vaters erſchollen, als die Füße des Sohnes erſtarrten und er es nicht vermochte, ſich nur einen Zoll breit von der Stelle zu bewegen; des Vaters zornmüthiger Wunſch war in demſelben Augenblicke, als er ausgeſprochen worden war, bereits am ungehorſamen Sohne in Erfüllung übergegangen, und dieſer mußte ſtehen bleiben, wo er ſtand. Nicht vermochte er es, das ſchlaffe Gebein von der Erde zu erheben oder ſich zu ſetzen, ſo ſehr er auch von dem immerwährenden Stehen ermüdet war; wollte er des Nachts ſchlafen, ſo mußte man ihm ein Pult unterſetzen, damit der Schlafende mit den Armen und dem Kopfe auf dieſer Unterlage ruhen konnte. —

Als dieſer Fall ſich ereignete, war der ſo hart geſtrafte Knabe vierzehn Jahre alt, und ſo ſtand er nun drei Jahre auf eben dieſer Stelle. Von dem langen Stehen hatten ſich auf der Stubendiele tiefe Merkmale eingedrückt, die endlich zu Löchern wurden, in denen die Füße ſtanden. —

So verlebte dieſer Unglückliche, für ſeinen Ungehorſam ſo hart Geſtrafte, drei ſeiner ſchönſten Jugendjahre, für Andere die Blüthenzeit des Lebens, und ſeine Nahrung in dieſer Zeit war nur von den geringſten Speiſen. Der arme Menſch wurde endlich der Gegenſtand des allgemeinſten Mitleids; denn man durfte es nicht mehr wagen, einen Verſuch zu machen, ihn auf eine andere Stelle zu bringen: da er jedesmal, wenn man ihn weiter bringen wollte, von unausſprechlichen Schmerzen befallen wurde und ſich gleich einem Raſenden geberdete. —

Alſo ſtand er nach drei Jahren noch, und nun wurde ſein Schickſal der Gegenſtand öffentlicher Theilnahme, indem die in der Kirche verſammelte Gemeinde von der Geiſtlichkeit ermahnt wurde, ihr Gebet mit dem ihrer Lehrer zu vereinigen, und Gott ſo vereint um Gnade für dieſen Unglücklichen zu bitten. Dies geſchah, und es ſoll, ſo erzählt die Sage, dieſes andächtige Gebet ſo vieler Theilnehmenden wenigſtens ſo viel Wirkung gehabt haben, daß der Elende von der Stelle, auf welcher er drei Jahre geſtanden war, da dieſelbe in der Nähe der Stubenthür war, und ſein Stehen die Aus- und Eingehenden hinderte, hinweg und an eine andere gebracht werden konnte, wo er wieder vier Jahre lang ſtand, ſowie er erſt geſtanden war, und nun ebenfalls Spuren ſeines Tretens den Dielen des Fußbodens hinterließ.

Trüb' war ſein Blick, bleich und mager ſein Antlitz, zerknirrſcht ſein Herz, durch die harte Strafe, welche ihm für ſeinen Ungehorſam, zur Warnung für Andere, auferlegt worden war, und die bitterſte Reue erfüllte ſeine Seele. — Einſt beſuchte ihn ein Freund ſeines Vaters und fragte ihn um ſein Befinden: „Ich werde von Gott für meinen Ungehorſam gezüchtigt, — antwortete er, und Thränen rollten ihm dabei über die Wangen — doch ich habe mich ganz der Hoffnung hingegeben, Gott werde mir um Chriſti willen wieder gnädig ſeyn, und mich bald zu ſich nehmen, aus dieſem Jammerthale in ſein himmliſches Freudenreich, und auch vor meinem Scheiden noch mir dieſe ſchwere Strafe etwas erleichtern.“

So ſprach der für ſeinen Ungehorſam hart Geſtrafte, und der Allbarmherzige erbarmte ſich über den Bußfertigen, ſeine gerechte Strafe mildernd; ſo daß er ſich erſt niederſetzen und dann zu Bette legen konnte, welches man gleich neben die Stelle geſetzt hatte, wo der ſo hart geſtrafte Sünder ſtand.

Endlich, nachdem ſieben Jahre ſeit jenem Tage vergangen waren, wo der jähzornige Vater dem ungehorſamen Sohne geflucht hatte, war dieſe Strafe zu Ende, und der Tod rief den ſo hart Geſtraften von der Welt ab, wo er gewiß am Throne des ewigen Weltenrichters Gnade gefunden haben wird.

Dieſe Begebenheit, welche wir bloß als eine hiſtoriſche Sage angeſehen wiſſen wollen, zeichnete der Verfaſſer der Freiberger Chronik, *D.* Andreas Müller, als wahr in dieſelbe ein, ſowie er auch als Beweis für die Wahrheit derſelben, die in die

Dielen der Stube durch den Stehenden getretenen Löcher anführt. — Hierbei iſt merkwürdig, daß nicht allein der Rath zu Freiberg dem Vater dieſes Sünders unterſagte: die von ſeinem Sohne in die Stubendiele getretenen Löcher wieder ausſetzen zu laſſen, ſondern auch durch denſelben „von dieſer wunderlichen und unerhörten Hiſtoria der hohen Landesobrigkeit in Dresden, auf gnädigſtes Begehren, ausführlicher und treuer Bericht erſtattet worden.“ — Nicht minder hat *D.* Selneccer, einſt Hofprediger in Dresden, dieſe Begebenheit in einem lateiniſchen Gedicht beſchrieben, deſſen metriſche Ueberſetzung in unſere Mutterſprache wir einem noch lebenden berühmten vaterländiſchen Dichter verdanken, der dieſelbe mit folgender Lehre beſchließt:

Lerne den Vater verehren, mein Sohn! und lernet, ihr Väter,
Wie man mit klugem Sinn liebend die Kinder regiert;
Wie der Segen die Kinder beglückt vom Munde der Väter,
Alſo auch tödtet der Fluch, wenn ſie der Vater verwünſcht.

2.

Der Herzog Georg von Sachſen ſucht das Aufkommen der evangeliſchen Lehre im Gebirge zu verhindern.

Die Bewohner des Gebirges waren vom Anfange an der Reformation Luthers zugethan, und ſchon im Jahre 1520 ſollen ſich häufige Spuren gefunden haben, daß dieſe Lehre Anhänger im Gebirge habe.

Zu dieſer Anhänglichkeit trug beſonders die Verachtung viel bei, in welche ſo viele Prieſter und Mönche, auch in dieſer Gegend, durch ihren ungeiſtlichen Lebenswandel gefallen waren. Groß war das Sittenverderben, welches in jener Zeit in der Cleriſey eingeriſſen war, und vielſeitig auch laut die Klagen, welche von ſo vielen gleichzeitigen Schriftſtellern hierüber erhoben worden ſind, ſo daß man ihnen den unbedingteſten Glauben nicht verſagen kann. Bis zum Erſtaunen wird man getrieben, wenn man unter andern Thatſachen die Klagepunkte lieſt, (an der Zahl vierzehn) welche der Rath und die Bürgerſchaft der damals noch neuen, nicht einmal ganz vollendeten Bergſtadt Annaberg gegen den damaligen Pfarrer an der Hauptkirche daſelbſt, *M.* Wolfgang Meſſerſchmidt und ſeine beiden Capelläne, (1518) bei dem Biſchof zu Meißen, Johannes *VI.*, einzugeben ſich bewogen fanden, in der Chronik derſelben lieſt und erfährt: daß dieſer Pfarrer, (eins der unwürdigſten Glieder ſeines Standes) ob ihm gleich nur ein Tiſchtrunk von fünfunddreißig Faß Freibergiſchen Bieres einzulegen, keinesweges aber Handel damit zu treiben vergönnt ſey, dennoch dieſe Vergünſtigung mißbrauche, und die Pfarrwohnung in eine Schenke umwandle, Gäſte ſetze und ihnen allen Unfug geſtatte. „Der Pfarrer und ſeine Capelläne," — ſagt die Chronik — „laufen alle Bierhäuſer aus, fangen Hader an, tanzen auch Abends auf den Gaſſen, wie Herr Moriß*) neulich im Freibergiſchen Keller gethan.“ — Der Pfarrer ſey in einem Bierhauſe in bloßen Hoſen und Wamms geſeſſen, habe geſpielt und geſoffen, und noch andere Leichtfertigkeiten getrieben. — Dieſer Pfarrer habe ſich in einem Bierhauſe mit ſeinen Capellänen veruneiniget, und ſie haben ſich einander die — (zinnernen) — Kannen an die Köpfe geworfen ꝛc. — Doch dieſes war noch das Geringere, mehr bedeutend aber war es, wenn man in den folgenden Beſchwerden findet: — der Pfarrer lebe in großer Unzucht, und ſeine Concubine ſey durch des Pfarrherrn eigne Anverwandte mit Schlägen aus der Pfarre getrieben, und der Bürgermeiſter von dieſen Anverwandten gebeten worden, ſolche aus der Stadt zu ſchaffen. — Oft wären der Pfarrherr und ſeine Capelläne bei der Adminiſtration der Sacramente betrunken. — Der Pfarrer und ſeine Capelläne fluchten oft auf das entſetzlichſte, und wenn die Wehweiber die Kindlein nicht nach der Pfaffen Gefallen zur Taufe brächten, würden ſie von denſelben in aller Teufel Namen empfangen. — Selbſt dann, wann der Pfarrherr bei Prozeſſionen die Monſtranz in den Händen trage, fluche er gar oft, in zehntauſend Teufel Namen ꝛc.

Und ſolcher Beſchwerden mag es an andern Orten auch gegeben haben, und der Biſchof dieſelben ſchon gewohnt geweſen ſeyn; denn anſtatt harter Beſtrafung ſolcher Unbilden ſendete derſelbe ſeinen Vicarius nach Annaberg, welcher die Parteien vertrug, und M. Meſſerſchmidt nebſt Conſorten freueten ſich ſo herzlich darüber, alſo gnädig weggekommen zu ſeyn, daß ſie in dieſem Freudengefühl dem Becher ſo lange derb zuſprachen, bis ſie nicht mehr ſtehen konnten, und auf Miſttragen nach Hauſe geſchafft werden mußten. — Dieſes mag aber doch dem biſchöflichen Vicarius zu ſtark vorgekommen ſeyn; denn er gab es dem Herrn Pfarrer unter den Fuß, freiwillig zu reſigniren, und dieſer befolgte auch den empfangenen guten Rath, legte (1519) ſeine Stelle nieder und ging nach Wittenberg, wo er am 15. Aug. 1520 mit Tode abging. — Auch ſeine beiden Capellane kamen außer Curs. Moritz wurde, wie ſchon gedacht, erſtochen, ſein mit ihm gleichgeſinnter Confrater aber, der kleine Peter genannt, bekam das *consilium abeundi*, und verſchwindet von da an aus der Chronik, welche überhaupt nichts Rühmliches von ihm zu melden weiß.

---

*) Dieſer war ein äußerſt unſittlicher Menſch und wurde ſpäterhin wegen eines ſchlechten Streichs — die Tradition nennt ihn einen Ehebruch — von dem reichen Fundgrübner, Hans Hünerkopf in Elterlein, mit einem Meſſer erſtochen. A. d. V.

Aus dieſem Beiſpiele, deren es zu jener Zeit eine unzählige Menge bald in dieſem bald in anderm Sinne gab, und welche einen tiefen Blick in die Sittengeſchichte der damaligen Cleriſey thun laſſen, kann man leicht auf das übrige ſchlieſſen, und man darf ſich alſo nicht darüber wundern, daß die Reformation in dieſen und andern Gegenden ſo ſchnellen Eingang fand, da ihr durch ſo Unwürdige der Weg ſehr geebnet wurde. Betrachten wir aber das Vorſtehende nur als Einleitung, und gehen nun zu dem eigentlichen Gegenſtande dieſes Abſchnittes über.

Im Erzgebirge waren, am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, in einer der rauheſten Gegenden dieſes Landes durch des Bergbaues ſehr reichen Segen zwei Bergſtädte in's Daſeyn gerufen worden. Annaberg, die eine von dieſen beiden Städten gehörte dem Herzog **Georg**, denn bei der Landestheilung am 25. Auguſt 1485 (ſ. den Tag) war der Landesſtrich im Gebirge, nördlich vom Sehmabach, ſo wie ein Theil der Südſeite, demjenigen Theile zugefallen, welchen der Herzog **Albrecht** bekommen hatte, der andere aber, auf dem die neue Bergſtadt **St. Catharinenberg** in einem **Buchenwalde** lag, von welchem ſie den Beiſatz: **im Buchholz**, erhielt, der aber in unſern ſpätern Zeiten zur gewöhnlichen Benennung geworden iſt, ſo daß ſie jetzt geradehin **Buchholz** genannt wird, gehörte dem Kurfürſten **Friedrich**.

Dieſe Stadt war bei ihrem Entſtehen eine Colonie von **Schneeberg** und gehörte daher, wie nur erwähnt, dem Kurfürſten **Friedrich dem Weiſen**. — Nun kennt man aber die Vorliebe dieſes Fürſten für die Reformation und kann ſich leicht denken, daß er ihre Fortſchritte in ſeinem Lande nicht hinderte, wenn er ſich auch nicht geradezu an die Spitze ihrer Freunde ſtellte.

Bekanntlich war die Stadt **Zwickau** eine von den Städten, welche der Reformation am früheſten zugethan waren, und dieſer Geiſt ging von ihr auf die benachbarte Bergſtadt **Schneeberg** über, ſo daß ſie ebenfalls eine eifrige Freundin der neuen Lehre wurde. — Da nun aber die Stadt **Catharinenberg** im **Buchholz**, wie ſchon gedacht, eine Colonie von **Schneeberg** war, und unter dem beſondern Schutze des Kurfürſten ſtand, ſo konnte ſich auch jede Meinung in dieſer Stadt freier äußern, die dann zum Brennpunkte werden konnte, der das Feuer in der benachbarten Stadt **Annaberg** ebenfalls anzündete. Dieſes ſuchte nun der Herzog **Georg** durch die höchſte Strenge zu verhüten, und trieb ſelbſt dieſe Strenge bis zur größten Härte. Sehen wir nun, was er that, um dieſen Zweck zu erreichen, und ob es ihm gelang.

Durch den Pfarrer Meſſerſchmidt und Conſorten, ſo wie durch des Ablaßkrämers Tetzel ungeiſtliches Benehmen bei ſeiner zweimaligen Anweſenheit in Annaberg war der Achtung des geiſtlichen Standes ein großer Schade zugefügt worden, und es thaten auch insbeſondere noch die Franziskaner Mönche im Kloſter zu Annaberg nichts dafür, die Geſunkenen wieder zu erheben; denn ſie benahmen ſich ſo, daß der Stadtrath genöthigt war, ſich mehr als einmal bei dem Herzog Georg über die von ihnen und den übrigen Geiſtlichen gegebenen Aergerniſſe zu beſchweren, ſelbſt dann noch, als *M.* Meſſerſchmidt und Conſorten ſchon längſt ſich nicht mehr in Annaberg befanden. Dieſes war denn nun die Stimmung der Gemüther in beiden Nachbarſtädten, als ſich eine Gelegenheit ereignete, die dazu diente, eine Kriſis herbeizuführen.

Der Pfarrer zu Buchholz, *M.* Johann Bachmann, hatte bereits die Lehren des Evangelii in ſeinen Predigten vorzutragen angefangen und an dem Bergvoigte, Matthes Buſch daſelbſt, einen fleißigen und aufmerkſamen Zuhörer gefunden. Dieſes ſcheint im Jahre 1523 geſchehen zu ſeyn, und die Zahl ſeiner Freunde, ſo wie derer, welche gleiche Geſinnung mit ihm hegten, ſich ſchnell vermehrt, *M.* Bachmann aber, obgleich bei dem beſten Willen, ſeine Schwäche im Predigen dennoch gefühlt, und ſich nach geſchicktern Gehülfen geſehnt zu haben, dieſes auch bald erfüllt worden zu ſeyn. Zwei Mönche, Wenzeſlaus Linke, Vicarius des Provinzials der Auguſtiner Mönche in Sachſen, und Gabriel Didymus *) kamen von Torgau her nach Buchholz, vielleicht hatte der eifrige Bergvoigt ſie durch Luther dazu veranlaßt. Nach kurzer Vorbereitung predigten beide am Johannistage (1524) in der Kirche zu Buchholz, und zwar Linke Vormittags und Didymus Nachmittags. Beidemale war die ziemlich große Kirche zum Erdrücken voll, und die Menge Zuhörer hörten ſtill und aufmerkſam zu; denn man vernahm in dieſen Predigten keine Legenden von den Wundern der Heiligen, ſondern die ächtchriſtlichen Lehren vom Glauben und der Gnadenwahl; und es bemerkt die Chronik dabei, daß bei der Nachmittagspredigt, wo der Prediger nur mit einer ſchwachen Stimme begabt war, die in den Stühlen ſitzenden Zuhörer aufgeſtanden wären und ſich nebſt den übrigen nach der Kanzel hingedrängt hätten, um ja kein Wort von der ſo gehaltreichen Predigt, die Aller Herzen anſprach, zu verlieren.

Dieſe beiden Predigten hatten einen gewaltigen Einfluß auf die Stimme der öffentlichen Meinung, und ſie äußerte ſich auch gleich, nachdem der Gottesdienſt zu Ende war. Der Vortrag beider Prediger war ſo eindringlich geweſen, daß man, da Linkens künftiger Predigerruf ſchon entſchieden war, ſich dahin vereinigte, den ebenfalls ſehr gern gehörten Di-

---

*) Dieſer war anfänglich im Franziſkaner Kloſter zu Annaberg Mönch, dann aber kam er nach Wittenberg und wurde ein Freund D. Carl Strohs und deſſen Gehülfe in der Bilderſtürmerei; erkannte jedoch bald ſeinen Irrthum und kehrte wieder nach der verlaſſenen Bahn zurück.

A. d. V.

dymus zu bitten, hier zu bleiben, und das Wort Gottes zu predigen, weil man ſchon an *D.* Martin Luther geſchrieben und ihn gebeten habe, einen evangeliſchen Pfarrer nach Buchholz zu ſenden, der den Bewohnern dieſer Stadt das Evangelium predige. Weil es aber nicht geſchehen iſt, ſondern dieſer Mann nach Torgau als Prediger kam, wo er im Jahre 1537 ſtarb, ſo ſcheint es, daß ſein Ruf dahin ſchon entſchieden geweſen ſeyn und der bisherige Pfarrer, *M.* Bachmann, bereits erklärt haben müſſe, einem dieſer beiden Prediger zu weichen. — Hier müſſen wir nun aber, zur beſſern Verſtändlichkeit des Folgenden, die bisherige Straße nach dem Ziele verlaſſen, und zu einer Epiſode übergehen.

Die Sehnſucht nach einem beſſern geiſtigen Zuſtande ſcheint in jener Zeit auch in dieſer Gegend allgemein und unwiderſtehlich geweſen zu ſeyn. Denn ob es gleich am Tage liegt, daß *M.* Bachmann nichts weniger als ein vorzüglicher Prediger geweſen ſey, ſo hatten dennoch ſeine Predigten, in welchen er bibliſch lehrte, einen ſehr ſtarken Zulauf, beſonders aus Annaberg, in welcher Stadt, wie ſchon gedacht, mancherlei Urſachen vorhanden waren, daß man ſich nach einem beſſern Zuſtande ſehnen mußte. Es wurde alſo der Zulauf zu den bibliſchen Predigten des Pfarrers *M.* Bachmann in Buchholz ſo groß, daß es ſchon im Jahre 1523 dem Pfarrer in Annaberg, ſo wie dem Guardian des Franziskanerkloſters daſelbſt bedenklich zu werden ſchien, und ſie berichteten daher dieſes ungebührliche Auslaufen nach Buchholz in die ketzeriſchen Predigten des *M.* Bachmann an den Herzog Georg, wobei ſie um mächtige landesfürſtliche Einſchreitung gegen dieſes Ungebührniß baten. — Nun haben wir aber bereits im zweiten Bande dieſes Werkes, S. 129 ff., die Härte Georgs gegen Andersdenkende, ſeinen Haß gegen Luther und deſſen Werk, ſo wie die Verfolgungen gegen die Anhänger Luthers zu ſchildern verſucht, und wollen uns hier darauf beziehen, gehen auch zu einem andern Acte von Georgs Härte gegen die Anhänger Luthers und ſeiner Lehrart über.

Kaum war der Bericht jener beiden geiſtlichen Herren an den Herzog gelangt, als er auch ſofort eine ſcharfe Verordnung an die Bürger und Bergleute zu Annaberg ergehen ließ, aus welcher wir das Weſentlichſte, doch in der Orthographie unſerer Zeit, wiedergeben wollen.

„Wir begehren,“ hieß es unter anderm in dieſem Edikt, „daß ein jeder bei der Verordnung und Ausſetzung der chriſtlichen Kirche, ſo wie ſolche von ſeinen Eltern und Vorfahren auf ihn gekommen, bleibe, bis eine andere Ordnung durch Eingebung des heiligen Geiſtes in der heiligen Kirche gemacht, wie man die jetzt durch göttliche *Consilia* aufzurichten in Arbeit ſtehet. Würde aber Jemand davon abweichen ꝛc., ſo gedenken Wir's von ihnen nicht zu leiden, ſondern wollen ſie darum ſtrafen an Leib und Gut. Darnach ſich ein Jeder habe zu richten.“

„Zum Andern verbieten wir bei Strafe an Leib und Gut, daß keiner hinförder keine Schandlieder, Sprüch' oder Reime, darinn von Jemands, geiſtlichen oder weltlichen Standes insgemein oder inſonderheit ſchmählich geſungen, geredt oder geſagt wird, dichten, ſingen, reimen, ſagen, noch in Druck bringen, oder unter die Leute ausbieten ſoll. *) Wenn nun ein Hauswirth oder ſonſt Jemand ſolche Ungebührlichkeiten hörte, und es nicht Unſerm Hauptmann oder Bürgermeiſtern und Rath dieſer Stadt anſagen würde, der ſoll eben ſo wie der, der es gedichtet, geſungen, gereimt oder geleſen hätte, geſtraft werden!“

„Und nachdem etliche viel Zettel und Briefe haben fallen laſſen, oder an Orte geſteckt (angeſchlagen, angehängt), wo ſie leichtlich gefunden und geleſen werden können, und doch nicht ſo redlich geweſen, daß ſie ihren Namen dazu geſchrieben; ſo wollen Wir denjenigen, welcher einen ſolchen (Pasquillanten) Unſerm Hauptmann oder Bürgermeiſtern anzeige, reich begnaden und kräftig ſchützen.“

Dieſer Befehl läßt leicht ſchließen, wie es dazumal in dieſen Städten hinſichtlich der öffentlichen Meinung geſtanden haben mag. Der Herzog Georg verſuchte es, dieſelbe zu meiſtern, und das unaufhaltſam fortrollende Rad der Zeit und ihres mit fortgehenden Geiſtes aufzuhalten, mußte aber ebenfalls die Erfahrung machen, die auch andere Fürſten ſeiner Zeit und der ſpätern gemacht haben: daß hierzu die Macht, auch des größten Fürſten unzureichend ſey, weil ſie hierdurch dem wahren Zweck des Menſchendaſeyns unaufhaltſam in ſeinem geiſtigen Wirken

---

*) Dieſes bezieht ſich beſonders auf das Spottlied: Johannes im Korbe, welches die Unſittlichkeiten Tetzels geißelte, auch auf die andern dergleichen, welche beſonders von den Bergleuten, Häuern, Knechten und Jungen, (gleich den Meiſtern, Geſellen und Lehrlingen der Handwerker), bei jeder Gelegenheit, und beſonders in Gegenwart geiſtlicher Herren geſungen wurden.

A. d. V.

fortzuſchreiten, und mithin auch dem Willen des Allmächtigen wiederſtrebt. Die Folgen dieſes Befehls wollen wir im nächſten Abſchnitt geben.

3.

Der Herzog Georg ſucht das Aufkommen der evangeliſchen Lehre im Gebirge zu verhindern.

(Fortſetzung.)

Der Herzog Georg hatte der neuen Bergſtadt Annaberg, zu welcher unter der Regierung ſeines Vaters, des Herzogs Albrecht, am 21. September 1496 der Grundſtein gelegt worden war, fortwährend viel Gutes erzeigt, ſie ſelbſt mit Wohlthaten überſchüttet und Alles, was ihm möglich war, zu ihrem Emporkommen beigetragen, ja dieſe Stadt ſogar die liebſte genannt. Wie mußte es ihn alſo ſchmerzen, wenn er jetzt vernahm, daß ſich die Einwohner derſelben zu einer Lehre hinneigten, die er ſo, wie ihren Urheber, auf das Höchſte verabſcheuete. Bereits im Jahre 1521 hatte er von Leipzig aus ein Verbot, die Bücher Luthers und Carlſtadts betreffend, an die Bewohner des Gebirges ergehen laſſen und beſonders die Bürger Annabergs vor dem Gifte der Neuerung zu bewahren geſucht. Der Herzog hatte gute Hoffnung gehabt, daß ſein Verbot fruchten werde, und es that ihm alſo ſehr wehe, als er jetzt durch einen Bericht vom Gegentheil unterrichtet wurde. Im höchſten Zorne ſagte er nun dem herbeigerufenen Geheimſchreiber jenen ſcharfen Befehl in die Feder und ſendete denſelben nach Annaberg ab, wo er ſofort bekannt gemacht wurde. Zwar kannte man den Herzog und wußte, daß er ſtreng ſtrafte, wenn ſeine Befehle übertreten wurden; demohngeachtet war die Begierde nach den evangeliſchen Lehren ſo ſtark, und die durch die ſchon gedachte Sittenloſigkeit der Geiſtlichen erregte Gleichgültigkeit gegen das, was früher das Heiligſte geweſen war, ſo groß, daß man das Gebot des Herzogs nicht achtete und nach wie vor die Predigten in Buchholz beſuchte. — Nun ſtieg der Zorn des Herzogs noch höher, und es wurden diejenigen, welche nach Buchholz in die Predigt gingen, Ketzer genannt, von der Kirchengemeinſchaft ausgeſchloſſen, und befohlen, daß, wenn einer von ihnen mit Tode abginge, man ſeinen Leichnam nicht in geweihte Erde, ſondern außerhalb des Gottesackers begraben ſolle. Auf den Kanzeln der Hauptkirche und der Kirche des Kloſters der Franziskaner donnerte man mit dem Banne gegen alle die, welche in die Ketzergrube — wie man die Kirche zu Buchholz nannte — gehen, und den alten wahren Glauben verlaſſen würden. Beſonders kehrte ſich der Zorn der Prieſter und Mönche gegen einen Bürger dieſer Stadt, Namens Ullmann, welcher die Kirche in Buchholz beſonders oft beſucht hatte, und ſie ſuchten ihn nicht allein auf alle Weiſe zu infamiren, (der Ketzername war noch das geringſte dabei) ſondern ſchwärzten ihn auch dermaßen bei dem Herzoge an, daß Meiſter Ullmann nichts eifriger zu thun hatte, als die Stadt zu verlaſſen und ſeine Wohnung wo anders aufzuſchlagen, ſo lange bis der Herzog todt war. —

So ſtand es in dieſer Stadt, und dennoch hatte alle dieſe Strenge wenig Erfolg; ſie machte nur vorſichtiger, denn man ging nach wie vor nach Buchholz in die Kirche, obgleich auf Umwegen, da man das Thor und die nach dieſer Stadt führende Straße beobachtet wußte.

Jetzt erſchienen, wie ſchon erwähnt, nach Pfingſten des Jahres 1524 die beiden Mönche Linke und Didymus in Buchholz, um da zu predigen, und wir kennen bereits die Wirkung dieſer Predigten; ſie waren gleichſam ein neuer Windſtoß in das Feuer.

Hatten aber dieſe Predigten ſchon Senſation gemacht und den allgemeinen Beifall der Zuhörer erhalten; war bei denſelben die Anzahl der Zuhörer groß geweſen: ſo ſtieg jener Beifall und wuchs dieſe Anzahl bis in's Ungemeine, als in der Nacht nach dem letzten Tage im Brachmond Friedrich Myconius*), ein ehemaliger Franziskanermönch im Kloſter zu Annaberg, der ein Freund Luthers geworden war, und deshalb von den Mönchen ſeines Ordens verfolgt, auch fünfmal von ihnen in den Bann gethan wurde, in Buchholz erſchien. Er war eben, als man ihn das letzte Mal losgeſprochen und bloß unter Aufſicht geſetzt hatte, in Geſchäften des Ordens auswärts verſendet worden und ſollte jetzt wieder in ſein Kloſter nach Annaberg gelockt werden, damit er ſeine Ketzerei mit Vermauerung büßen könne. — Wahrſcheinlich wurde jedoch Myconius im Geheim durch einen Freund gewarnt, denn er entfloh dieſer Gefahr und nahm ſeine Zuflucht zu dem Bergvoigt Matthes Buſch in Buchholz, wo er auch die beiden Mönche, Linke und Didymus traf. Der letztere war ein alter Bekannter von Myconius, und beide umarmten ſich nach längerer Trennungszeit wieder. —

---

*) S. den Tagesabſchn. des 29. Juli.

A. d. V.

Dieſes Kleeblatt verband ſich nun, das Evangelium in der Buchholzer Kirche zu predigen und den Schutz des Kurfürſten dabei zu benutzen. Myconius trat am Feſte der Heimſuchung Mariä (2. Juli) zum erſtenmale auf, und predigte über alle Stellen der Bibel, die von dem Glauben, der Liebe und der Hoffnung handeln, d. h., er erklärte ſie ſeinen Zuhörern und wurde von ihnen mit großer Aufmerkſamkeit angehört. Dieſe Aufmerkſamkeit verlor auch nichts von ihrer Spannung, obgleich die Predigt, bei der Reichhaltigkeit des Stoffes, an drei Stunden lang währete; ja man war ſo wenig müde, ihm zuzuhören, daß im Gegentheil, als der Prediger endlich ſchloß, viele ſeiner Zuhörer in den bedauernden Ausruf ausbrachen: „Ach, daß Gott erbarme! Es iſt ſchon alle!“ — Welch' ein Unterſchied gegen jetzt! Aber es war auch der Frater Myconius ein gewaltiger Kanzelredner und ſeine Rede ein wahrer Strom, der den Weg in Aller Herzen fand.

Auch heute waren an Tauſend Perſonen aus Annaberg zugegen, welche meiſtens in entgegengeſetzten Richtungen ausgegangen und auf bedeutenden Umwegen in Buchholz angekommen waren, weil, wie ſchon gedacht, die Rathsherren jener Stadt ſie beobachteten und aufſchrieben, wodurch ſie, wie wir weiter unten erzählen werden, in's Elend geriethen. Es vermochte alſo die ziemlich große und geräumige Kirche dieſe Menge bei weitem nicht alle zu faſſen, beſonders die Auswärtigen; man hob daher die Fenſter an vielen Stellen aus, und legte Fahrten (Leitern) an, auf welchen dann die Zuhörer geduldig drei Stunden lang ſtanden, und als der Prediger mit dem Amen ſchloß, bedauerten ſie den Schluß dieſer dreiſtündigen Rede eben ſo lebhaft, als die Zuhörer in der Kirche.

Auch Myconius wurde von den Bürgern der Stadt Buchholz dringend gebeten, bei ihnen zu bleiben, doch auch er ſchlug dieſen Ruf aus; wahrſcheinlich trug der Ruf nach Zwickau und die Nähe von Annaberg, wo es ihm ſtets unheimlich ſeyn mußte, die Schuld davon, oder war es die Vocation nach Gotha, die er kurz nach dieſer Zeit vom Herzog Johannes bekam, die ihn daran verhinderte?

Die Folgen dieſer Predigten wollen wir im folgenden Abſchnitte erzählen.

4.

Der Herzog Georg ſucht das Aufkommen der evangeliſchen Lehre im Gebirge zu verhindern.

(Beſchluß.)

Solche Folgen hatte der ſcharfe Befehl des Herzogs: er beförderte da, wo er verhindern ſollte, und bewirkte gerade das Gegentheil von dem Willen ſeines fürſtlichen Urhebers. —

Obgleich die Chronik nichts Beſtimmtes meldet, wie lange nach jener Zeit noch dieſe drei Prediger, Linke, Didymus und Myconius ihre Predigten fortgeſetzt haben, ſo läßt ſich doch aus verſchiedenen Umſtänden ſchließen, daß dieſes noch einige Zeit lang von ihnen alſo fortgeſetzt und der Zulauf zu ihren Predigten immer größer geworden ſeyn möge; was aber den Grimm der geiſtlichen Herren in Annaberg vermehrte, weshalb ein Bericht, ſo giftig als möglich, wieder an den Herzog abging, welcher auch die beabſichtigte Wirkung nicht verfehlte. — Als der Herzog Georg dieſen Bericht empfing, und aus demſelben erſah, welche entgegengeſetzte Wirkung ſein ſo ſcharfer Befehl gehabt habe, gerieth er in den höchſten Zorn, und in dieſer Gemüthsſtimmung erließ er (26. Juli 1524) eine abermalige Verordnung an den Stadtrath, ſo wie an das Bergamt zu Annaberg, in welcher er in den härteſten Ausdrücken ſeine Ungnade über das Auslaufen nach Buchholz ausſprach, und dieſen Behörden auf das Strengſte anbefahl: diejenigen, welche noch einmal die Ketzerpredigten in Buchholz hören würden, ſofort zu verhaften, und nach dem Schloſſe Schellenberg (jetzt Auguſtusburg) gefangen abführen zu laſſen; aus den ſchauerlichen Verließen dieſer Burg aber war, man wußte das aus Erfahrung, keine Erlöſung zu hoffen. — Dieſes geſchah auch einige Male mit Strenge; denn man durfte es nicht wagen, gegen den Befehl des Herzogs Milde zu üben, und es ſchmachteten nun mehrere Annaberger für ihren Kirchgang nach Buchholz in jenen fürchterlichen unterirdiſchen Gefängniſſen des Schellenbergs. — Dieſe Strenge trug allerdings etwas bei, das Auslaufen nach Buchholz zu vermindern, obgleich daſſelbe nicht ganz vermieden werden konnte. —

Doch der Herzog Georg that nie etwas halb, und wie viel weniger in dieſer Sache, die ihm ſo ſehr am Herzen lag. Er wendete ſich daher mit einer heftigen Beſchwerde an ſeinen Vetter, den Kurfürſten Friedrich, ſendete ſeine vertrauten Räthe, Heinrich von Schleinitz und Georg von Carlowitz, an denſelben und bat ihn, den frechen Mönchen, welche in der nahen Bergſtadt Buchholz predigten und die ketzeriſchen Lehren Luthers verbreiteten, aus dieſer Grenzſtadt zu entfernen, damit ſie nicht mehr ſeine Unterthanen zum Ungehorſam verleiten möchten, wie es bereits mit den ſonſt ſo treugehorſamen Bürgern und Bergleuten zu Annaberg der Fall geweſen ſey.

Wem nun aber der friedliche Charakter des Kurfürſten Friedrich bekannt iſt, der wird ſogleich begreifen, wie es kam, daß dieſe Gaſtprediger ſich bald darauf entfernten, und in der Entfernung ihre Stellen angewieſen bekamen, das Wort Gottes zu predigen. Linke wurde kurz darauf nach Nürnberg berufen, Didymus nach Torgau und Myconius, wie ſchon gedacht, nach Gotha, womit der Herzog zufriedengeſtellt ſchien. Da aber der Pfarrer in Buchholz, *M.* Bachmann, ſeine Bibelpredigten fortſetzte und vielleicht über die, vom Herzog Georg verhangene Verfolgung anzüglich geworden ſeyn mag, ſo ſetzte es dieſer bei ſeinem Vetter, dem Kurfürſten Johannes, durch, daß dieſer Prediger 1528 ſein bisheriges Amt niederlegte, und in Gegenwart von vier Annaberger Bürgern angelobte, ſich wenigſtens zehn Meilen von des Herzogs Lande entfernt zu halten, und beſtellte noch eine Bürgſchaft von drei Bürgern in Buchholz für die Erfüllung ſeines Verſprechens. —

So hatte der Herzog denn Hoffnung, ſeinen Zweck zu erreichen, als ihm auf einmal die Nachricht zukam: es habe nicht allein jene in Buchholz gehörte ketzeriſche Lehre in den Herzen der Bürger Wurzel geſchlagen, ſondern ſie ſpukte ſogar im Innern des Kloſters ſelbſt; denn es wagten die Fratres Johannes Bindmann und Laurentius Leutenbeck eben ſo ketzeriſche Lehren zu predigen, als jene verworfenen Mönche in Buchholz. Darüber erſchrack denn der Herzog heftig und meldete es dem Biſchof zu Meißen, welcher nun dem Obern des Kloſters zu Annaberg Befehl ertheilte, dieſe ketzeriſchen Brüder in Inquiſition zu ziehen und nach Verdienſt zu beſtrafen.— Johannes Bindmann ſcheint gewarnt worden zu ſeyn, denn er ſollte einſt terminiren gehen, und kam nicht wieder, ging auch aus dem Bereich der Gewalt des Biſchofs, denn er floh nach Joachimsthal in Böhmen, predigte dort einigemale, bald aber erkrankte er und ſtarb im Hoſpital, wo er ſeine wenigen Bücher der Kirche vermachte.

Nicht ſo gut wurde es ſeinem Mitbruder, dem Frater Laurentius Leutenbeck. Dieſem gelang es nicht zu entfliehen und den Banden zu entgehen, die ſeiner warteten. Der Befehl des Biſchofs langte im Kloſter an, und der Guardian ließ den Unglücklichen verhaften. Er wurde in das Kloſtergefängniß gebracht und mit ſchweren Ketten belaſtet. Brod und Waſſer war ſeine Nahrung und bei Pönitenztagen erhielt er die Streiche in doppelter Zahl zugetheilt. So ſaß er Jahre lang in harter Gefangenſchaft und ſah ſeinem Ende entgegen. — Einſt betete er laut zu Gott und klagte ihm ſeine Leiden, durch die Tyranney ſeiner Brüder verurſacht. — Ein Bürger hörte dieſes Gebet, und erzählte es ſeinen Mitbürgern: daß im Kloſter ein Mönch ſitze, der als ein Märtyrer der Wahrheit unendlich leiden müſſe, und jagte, und die beiden kleinen Flüchtlinge in Schutz

wahrſcheinlich ſeines Lebens durch Einmauerung und langſamen Hungertod werde beraubt werden.

Dieſe Nachricht kam unter den Bürgern in Circulation, und erweckte dem Gefangenen Freunde und Theilnahme. Man bedauerte dieſen Unglücklichen, und ſuchte ihn dem ihm bevorſtehenden Schickſal zu entreißen. Mehrere Bürger, die vertraute Freunde waren, traten zuſammen und ſuchten den Mönch aus ſeinem Gefängniß zu entführen. Eine finſtere Nacht im beginnenden Herbſt des Jahres 1530 wurde zur Ausführung dieſes Vorhabens feſtgeſetzt; doch eben da es ausgeführt werden ſollte, wurde es entdeckt, die Entführer aber hatten kaum noch ſoviel Zeit, ſich durch die Flucht zu retten. Und als man alles Forſchens ohngeachtet nicht erfahren konnte, wer dieſe Verwegnen geweſen waren, nahm man denjenigen Bürger, der das Gebet des Gefangenen gehört und das Gerücht von demſelben und ſeinem Gebet unter den Leuten verbreitet hatte, gefangen, und da es Mſtr. Hieronymus, der Schmied, nicht leugnete, jenes Gebet gehört und Andern wieder erzählt zu haben, ſo verwies man ihn aus der Stadt, eine in jener Zeit ziemlich gewöhnliche Strafe.

Durch dieſe mißglückte Entführung wurden die Mönche mit Schrecken gewahr, daß es Leute genug gebe, die dem Mönchsſtande nicht hold wären und es dennoch wohl möglich ſey, ihnen das Opfer ihrer Rache zu entreißen, und wenn auch dieſer Verſuch mißlungen war, ſo hatten ſie doch keine Bürgſchaft, daß alle andern Verſuche, die angeſtellt werden könnten, ebenfalls mißglücken würden; ſie eilten alſo mit ihrem Bruder zum Ende. — Sein Verbrechen war, gepredigt zu haben: „daß ein armer ſündiger

Menſch nicht anders ſelig werden könne, denn nur allein aus Gnaden, durch Chriſtum.“ Dieſer Lehrſatz wurde als eine todeswürdige Ketzerei verdammt. Der Convent verſammelte ſich. Ein Frater trat auf und klagte den Verhafteten als der Ketzerei ſchuldig an. Der Angeſchuldigte ſuchte ſich zwar zu vertheidigen, allein er wurde mit ſeiner Vertheidigung nicht gehört. „Hinweg mit dieſem aus dem Leben! *Crucifige! Crucifige!*“ rieſen alle im Chorus, und ſein Urtheil ward ſo gefällt, wie es in Klöſtern ſonſt gewöhnlich war, wenn die Strafe hart ſeyn ſollte; es lautete auf lebendige Einmauerung. — Der Verurtheilte wollte ſeine Unſchuld betheuern, bat um Gnade, doch Alles war vergebens. der ganze Convent ſtimmte das Miſerere an, und der unglückliche Leutenbeck ſtand wie vernichtet vor ſeinen Henkern, die ſich zu ſeinen Richtern aufgeworfen hatten. Als der Geſang geendet hatte, bat der Verurtheilte um die Mittheilung der Sacramente, und daß man ihn zuvor beichten laſſen möchte. Hierüber theilten ſich die Meinungen der Anweſenden. Ein Theil wollte ihm, als einem verruchten Ketzer dieſe Gnadenmittel nicht zugeſtehn, der andre betrachtete ihn als einen Reuigen, und es fehlte wenig, daß man das Urtheil nicht milderte. — Wer weiß, was geſchehen wäre, hätte Leutenbeck in dieſen Augenblicken die Rolle des ſeinen Irrthum erkennenden und zur Wahrheit zurückkehrenden Ketzers geſpielt. Allein er konnte ſich nicht entſchließen, durch Heuchelei ſein irdiſches Leben zu retten, und es blieb demnach das Urtheil feſt ſtehen. Der arme Sünder wurde zur offenen Beichte der Wahrheit ermahnt, und ſein Beichtiger entfernte ſich mit ihm. Doch als Leutenbeck ſich durch die Sacramente zu dem ſchweren Schritte in den Tod vorbereitet hatte, zog man ihm die Kappe über den Kopf und führte ihn, unter dem Geſange eines Bußpſalms abwärts, in die unterirdiſchen Behältniſſe des Kloſters, wo der Ort ſchon zubereitet war, an welchem der Verurtheilte ſein Leben elend endigen ſollte. Ein kleines Gewölbe war bis auf eine Oeffnung, nur eben groß genug, um hindurch zu kriechen, ſchon vermauert, und in dieſes nöthigte man ihn zu ſchlüpfen. Das Chor der Mönche ſtimmte jetzt das Requiem an, und unter demſelben begannen die Maurer ihre Arbeit. — Bald war die Oeffnung geſchloſſen, und die Mönche entfernten ſich, und überließen den von ihnen Verurtheilten ſeinem Schickſale; wir aber hoffen: die ewige Liebe werde das Gebet dieſes Bejammernswerthen erhört, ihn bald von den Qualen des Hungertodes befreit, und des Himmels ewige Seligkeit zum Theil gegeben haben.

So hatten ſich zwar die Mönche gerächt, doch Nemeſis folgte dieſer Rache auf dem Fuße. Immer verächtlicher wurden die Mönche den Laien, und beſonders ſeit dem Jahre 1537 machte man ſie innerhalb und außerhalb des Kloſters zum Gegenſtande des allgemeinen mitunter ſehr bittern Spottes: man ſchickte ihnen ſatyriſche Briefe und Bildniſſe, ſchlug Pasquille an die Kloſterpforte, von denen immer eins noch beißender als das andere war; ja man wußte es ſogar möglich zu machen, den Klöppel aus der Kloſterglocke zu nehmen, und an deſſen Stelle einen Fuchsſchwanz zu hängen, welcher dann beim Läuten keinen Ton aus ſchlagen wollte. — Endlich kam im Monat April 1539 die Botſchaft: „der Herzog Georg iſt nicht mehr, ſondern durch den Tod von dieſer Welt gerufen worden!“ auch in dieſe Stadt, und dieſelbe wurde nun zum Donnerſchlage für die Prieſter und Mönche im ganzen Lande. Der Herzog Heinrich beſtieg den Thron ſeines Bruders und führte die Reformation in dem ererbten Lande, mithin auch in dieſer Stadt ein. — Die Mönche durften ihren Kirchendienſt nur bei verſchloſſenen Thüren halten, und wanderten endlich, als ſie ſahen, daß ihres Bleibens in dieſer Stadt nicht mehr war, nach Cadan und Eger in Böhmen aus.

Das Kloſter wurde nun zur Münzwerkſtätte und andern dergleichen Dingen verwendet, bis es endlich am 27. April 1604 ein Raub der Flammen wurde, welche an dieſem Tage die ganze Stadt vernichteten. Zweihundert Jahre lag es in Ruinen. bis endlich der edle Landesvater Friedrich Auguſt ein Magazingebäude an die Stelle des ehemaligen Kloſters erbauen ließ. damit dem Hunger vorſichtig gewehret werden könne. Bei dieſem Baue fand man die ehemaligen Geißelgewölbe und andern unterirdiſchen Behälter dieſes Kloſters, und in denſelben verſchiedene Skelette, unter dieſen aber eins ohne Schädel. War dieſes von Leutenbeck? und übten ſeine Kloſterbrüder noch die Barmherzigkeit an ihm aus, ihn nicht den langſamen Hungertod ſterben zu laſſen, ſondern ihn. die Regel: die Kirche vergießt kein Blut, vergeſſend, ſchneller und leichter von der Welt zu ſchaffen? — Dies wird wohl ſtets ein Räthſel bleiben! —

Aber nicht allein dieſer Mönch war das Opfer der Prieſterwuth und Mönchsrache, auch noch zwei andere angeſehene Männer in Annaberg, der Rathsherr Anton Beuther und der aufgeklärte Gelehrte, Chriſtoph Ehring, wurden von ihnen aus der Stadt vertrieben, weil ſie verdächtig waren, den Kezzereien Luthers anzuhangen; ja ſelbſt der Stadtrichter Hieronymus Magdeburg reſignirte 1533 und verließ die Stadt, weil er unaufhörlich von den Prieſtern und Mönchen wegen ſeiner Meinungen angefeindet und durch ſie den Verfolgungen des Herzogs dahingegeben wurde.

Und aller dieſer Verfolgungen ohngeachtet nahm doch die Anzahl der Freunde der evangeliſchen Lehre unaufhaltſam zu, beſonders in den Jahren 1524 bis 1527; ja als im Jahre 1529 Luthers großer und kleiner Katechismus erſchien, (*I.* Bd. S. 16.) kam er auch bald in die Hände ſeiner Freunde in dieſer Bergſtadt und ihrer Umgegend, und dieſe Bücher waren ihnen ſo lieb, daß die Hausväter den Ihrigen am Abend nach der Mahlzeit daraus vorlaſen und ſich mit ihnen über das Geleſene unterhielten, wodurch die evangeliſche Lehre ſehr ſchnell weiter ausgebreitet wurde.

Der Pfarrer zu Annaberg, Johann Zeidler, und der damalige Guardian des Franziskanerkloſters, Caspar Sagan, waren eifrig bemüht, dieſes Fortſchreiten der verhaßten Lehre, auch daß nun wohl der größte Theil der Einwohner dieſer Stadt ihr zugethan ſey, an den Herzog Georg zu berichten und ihn anzuregen, daß er die höchſte Strenge gegen dieſe verruchten

Ketzer anwenden möchte. Nun bedurfte es aber, wie wir wiſſen, nicht viel Anregung, um den Herzog Georg gegen die Bekenner der neuen Lehre in Harniſch zu bringen, und es gelang alſo auch jetzt dieſen Inſinuationen, ihn auf's höchſte gegen die Ketzer in dieſer Stadt aufzuregen. Waren ſchon drei Jahre früher verſchiedene Bergleute der Religion wegen von der Arbeit abgekehrt worden, ſo verwies man jetzt (1535) noch weit mehrere Bürger, aus eben dieſer Urſache, aus der Stadt, und zwang ſie, Habe und Gut zu verlaſſen; glücklich war dennoch ein ſolcher Bürger, wenn er nicht zum Thor hinaus geſtäupt wurde. Starb einer, von dem man wußte, daß er der neuen Lehre anhing, ſo verſagte ihm der Pfarrer Zeidler das Begräbniß in der geweiheten Erde des Gottesackers, und man mußte den Leichnam unter den Galgen bei dem Rabenſtein oder an andern dergleichen Oerter verſcharren. Kurz, man ließ nichts unverſucht, was die Bekenner der neuen Lehre einſchüchtern und ſie ſelbſt unterdrücken konnte. Und da endlich Alles nichts half, ſo drohete der Herzog Georg alles Ernſtes, dieſes Ketzerneſt ganz zu zerſtören. Dieſes geſchah nun zwar nicht; doch kurz vor des Herzogs Ableben verbreitete ſich unter den Lutheranern dieſer Stadt das Gerücht: daß ihre Feinde, die Papiſten, einen Anſchlag gemacht hätten, ſie des Nachts zu überfallen und zu morden, ihre Habſeligkeiten zu rauben und Alles mit Mord und Brand zu erfüllen. Durch gute Gegenanſtalten ward aber dieſer Mordanſchlag zu nichte, und als kurz darauf der Herzog mit Tode abging, und durch dieſen Regierungswechſel in religiöſer Hinſicht alles anders ſich geſtaltete, ſo hatten auch dieſe Reibungen für immer ein Ende.

Dieſes Gemälde aus der Reformationsgeſchichte, welches wir mit Vorbedacht ſo ausführlich darſtellten, läßt einen hellen Blick auf die Ereigniſſe jener Zeit thun und den Gang des Fortſchreitens der Reformation klar und deutlich erkennen. Es gewährt daſſelbe aber auch einen neuen Beweis der alten Wahrheit: daß kein Sterblicher es vermöge, das unaufhaltſam fortrollende Rad der Zeit in ſeinem Laufe aufzuhalten, oder rückgängig zu machen; denn wohl hat kein Mächtiger eifriger geſtrebt, dieſen Zweck zu erreichen, als der Herzog Georg, und er mußte dennoch gewahr werden, daß ſeine Macht unzureichend ſey, der Menſchen Ueberzeugungen zu lenken und ihre Gewiſſen zu beherrſchen.

5.

Die Brüder Wilhelm, Albrecht und Ernſt treten dem Prager Frieden für die Herzogthümer Weimar, Eiſenach und Gotha bei.

Ehe die Schweden nach Deutſchland kamen, war der Kurfürſt Johann Georg I. von Sachſen der mächtigſte deutſche Fürſt und führte als ſolcher das Directorium der proteſtantiſchen Stände; als er ſich aber vor der Schlacht bei Breitenfeld nothgedrungen in die Arme des Königs von Schweden warf, da nicht allein ſeine eigene Selbſtſtändigkeit, ſondern auch die Sache der Proteſtanten ſelbſt in große Gefahr gerathen war; ſo war zugleich das gedachte Directorium in die Hände des Königs mit übergegangen, und der Kurfürſt hatte ſich nothgedrungen mit der zweiten Stelle begnügt. — Als nun der König bei Lützen den Heldentod auch für die Rettung Sachſens geſtorben war; ſo war es des Kurfürſten eifrigſter Wunſch, das Directorium wieder zu übernehmen, und dadurch von Neuem an die Spitze der Evangeliſchen zu treten. Allein der ſchwediſche Reichskanzler, Axel Oxenſtierna, dem man die ſchwediſchen Angelegenheiten in Deutſchland mit voller Macht überlaſſen hatte, wußte es auf einer Verſammlung der vier obern Reichskreiſe (Franken, Schwaben, Ober- und Niederrhein), welche in Heilbronn ſtattfand, dahin zu bringen, daß dieſe Kreiſe ein enges Bündniß mit Schweden errichteten, und ihm, dem Kanzler Oxenſtierna, das Directorium übertrugen, doch ſo, daß ihm ein Bundesrath zugeordnet wurde. —

Der Kurfürſt von Sachſen ſah ſich alſo einem bloßen ſchwediſchen Edelmanne nachgeſetzt, und ſein Gemüth war mit Grimm erfüllt. — Ein heftiges Mißvergnügen entſtand zwiſchen Schweden und Sachſen; dieſes aber ſuchte der Kaiſer zu benutzen, ſo daß er, ſchon im Februar 1633. dem Kurfürſten, durch den König von Dänemark, der auf die ſo hoch ſteigende Macht Schwedens eiferſüchtig geworden war, einen Vertrag anbieten ließ, der jedoch nicht zu Stande kam, ſo viele Mühe ſich auch der König darum gab, obgleich die feindliche Geſinnung des Kurfürſten immer dieſelbe blieb. Oxenſtierna gab ſich zwar alle Mühe, den Kurfürſten auf andere Gedanken zu bringen, und das ſchwediſche Bündniß wieder zu befeſtigen, begab ſich daher ſelbſt nach Dresden zum Kurfürſten, und that hier Alles, was ein ſolcher Staatsmann nur immer thun kann; ja er ſoll ſogar zu einer Vermählung der jungen ſchwediſchen Königin, deren Vormund er war, mit dem Kurprinzen von Sachſen *) Hoffnung gemacht haben. Doch der Kurfürſt war nicht zu bewegen, und Oxenſtierna's Vorhaben ſcheiterte gänzlich. Zwar wollte ſich Johann Georg noch nicht von dem Bunde mit Schweden trennen, doch konnte er auch nicht bewogen werden, dem Heilbronner Bündniſſe beizutreten, und ließ ſich die abermalige däniſche Friedensvermittlung gefallen, bei der Breslau zum Congreßorte beſtimmt wurde. Die jeſuitiſche Argliſt trat hier gegen Schwachheit und Inconſequenz auf den Kampfplatz, und es läßt ſich der Erfolg leicht denken. Doch für jetzt kam noch nichts zu Stande, und die Feindſeligkeiten zwiſchen den Kaiſerlichen und den Sachſen wurden in Schleſien erneuert, weil beſonders Wallenſtein dem Friedensplane entgegen war. — Das Erzgebirge und Voigtland wurden auf's Neue verwüſtet, und es ſchien die Erbitterung beider Theile neue Nahrung erhalten zu haben. Doch als Wallenſtein im Febr. 1634 in Eger ermordet worden war, wurden in Leitmeritz neue Unterhandlungen eröffnet, die ſich aber auch dieſesmal wieder zerſchlugen. —

Die Schlacht bei Nördlingen, welche für die Schweden ſo übel ausgefallen war, veränderte viel, und auch die in Leitmeritz abgebrochenen Friedensunterhandlungen wurden in Pirna wieder angefangen, wo endlich am 22. Nov. 1634 die Präliminarien und am 30. Mai 1635 in Prag der Haupt-

---

*) Johann Georg II. war zwanzig und die ſchwediſche Prinzeſſin Chriſtina ſieben Jahre alt.
A. d. V.

friede zwiſchen dem Kaiſer und dem Kurfürſten von Sachſen zu Stande kam, dem man es überall anſah, daß die Argliſt einen Sieg über die gutmüthige Schwachheit errungen habe; denn die Hauptpunkte waren: „In Anſehung der mittelbaren Stifter, die von den Proteſtanten noch vor dem Paſſauer Vertrage eingezogen worden waren, ſollte es bei dem Religionsfrieden bleiben; die unmittelbaren Stifter aber, die vor dem Paſſauer Vertrage, und alle unmittelbare und mittelbare Stifter aber, die nach dem Paſſauer Vertrage in proteſtantiſche Hände gekommen waren, ſollten den augsburgiſchen Confeſſionsverwandten, ſoviel ſie davon im Jahre 1625 inne gehabt, noch auf vierzig Jahre (bis 1675) gelaſſen werden, und unterdeſſen die Religionsübung des einen oder des andern Theils, wie ſie am 12. Nov. 1627 geweſen, wieder erlaubt ſeyn. Der kurſächſiſche Prinz Auguſt ſollte das Erzſtift Magdeburg auf Lebenszeit behalten; der Kurfürſt aber die Herrſchaften, Städte und Aemter Querfurt, Jüterbog, Dahme und Burg erblich haben. ꝛc. Der Kaiſer und die proteſtantiſchen Stände ſollten alles, was ſie ſeit des Königs von Schweden Ankunft auf deutſchem Boden einander abgenommen, wieder zurückgeben. Den evangeliſchen Ständen wurde von 1630 an Amneſtie verwilliget, doch mit Ausnahme derer, die an den böhmiſchen Unruhen Theil gehabt. ꝛc. Der Kurfürſt von Sachſen erhielt für die aufgewendeten Kriegskoſten, die ſich auf 72 Tonnen Goldes beliefen, die Ober- und Niederlauſitz ꝛc.“

Dieſer Friede erregte unter den Proteſtanten an allen Orten und Enden Unzufriedenheit, und überall beſchuldigte man den Kurfürſten: er habe das allgemeine Beſte der Evangeliſchen ſeinem eignen Vortheil untergeordnet, indem er nur dieſen geſucht habe; der Schweden, ob ſie gleich die Retter ſeiner eignen Selbſtſtändigkeit geweſen, habe er aber gar nicht gedacht, ꝛc. Und ſo gab es noch ſehr viel nicht unbegründeten Tadel, und es fehlte nicht an Schriften, in welchen das Benehmen des Kurfürſten auf das empfindlichſte durch die Hechel gezogen wurde. Demohngeachtet waren viele Reichsſtände nicht mehr im Stande, die Laſten des Krieges zu tragen und ſchloſſen ſich darum dieſem Frieden an. Unter dieſen befanden ſich auch die drei Brüder **Wilhelm**, **Albrecht** und **Ernſt**; dieſe ſchloſſen ſich demſelben als die Herzöge von **Weimar**, **Eiſenach** und **Gotha**, unterm 5. Juli 1635 an und gaben am 18. Auguſt d. J. ihren Landſtänden davon Nachricht. Die Folgen aber, welche dieſer Friedensſchluß für das Kurfürſtenthum Sachſen hatte, haben wir bereits an verſchiedenen Orten erzählt, und wollen uns hiermit darauf beziehen.

6.

Herzog Heinrich der Fromme im häuslichen Leben. — Derſelbe wird mit der Prinzeſſin Catharina von Meklenburg vermählt, am 6. Juli 1512.

Nach dem Ableben des Herzogs **Albrecht**, (12. Sept. 1500. — S. d. Tagesabſchnitt.) — theilten ſeine beiden Söhne, **Georg** und **Heinrich**, die hinterlaſſenen Länder ihres Vaters, am 20. Mai des folgenden Jahres; dabei aber wurde der jüngere Bruder von dem älteren ſehr verkürzt. Nach dem Sachſenrechte hätte der ältere Bruder die Theilung zu machen, und der jüngere unter den gemachten Theilen zu wählen gehabt; dieſes geſchah aber nicht, ſondern der Bruder Georg gab dem Bruder Heinrich nach Gefallen, wodurch aber der letztere nicht wenig einbüßte. Um aber dieſe Verkürzung zu erweiſen, dürfen wir nur anführen, daß der ältere Bruder Georg dem jüngern vom ganzen Lande bloß die Aemter Freiberg und Wolkenſtein, zu welchen auch noch die kleinen Bergſtädte Geyer, Thum und Ehrenfriedersdorf geſchlagen wurden, zu ſeinem Antheile gab, und dieſem jährlich 12,500 Gülden und 15 Fuder Deputatwein hinzufügte. Dahingegen behielt der Herzog Georg die Nutzung der Bergwerke und die Münze allein für ſich, und ließ ſeinen Bruder Heinrich keinen Theil daran; jene 12,500 Gülden aber waren anſtatt des vierten Theils der ganzen Landeseinkünfte gerechnet, die der Vater Albrecht ſchon am 18. Febr. 1499 dem jüngſten Bruder beſtimmt hatte. Zur Ergänzung hatte freilich der Vater dem jüngern Sohne Friesland beſtimmt; doch dieſes Land hatte dem guten Heinrich einen ſolchen Abſcheu eingeflößt, daß er dieſes unruhige Land an ſeinen Bruder Georg abtrat und es ihm überließ, wie er mit den rebelliſchen Frieſen werde fertig werden.

Ueberhaupt war Heinrich kein Fürſt für ein großes Land, was in ſeiner Eigenthümlichkeit lag, und wir wollen demnach zu ſeinem Privatleben übergehen.

Der Herzog Heinrich zog ſich 1505 nach Freiberg zurück, und hielt dort Hof bis 1539, wo ſein Bruder Georg mit Tode abging und er nun ſeine Reſidenz nach Dresden verlegte. —

Aus dem Obigen läßt ſich leicht ſchließen, daß ein Fürſt, bei ſo geringen Einkünften, als dieſem beſchieden waren, keinen prächtigen oder luxuriöſen Hof halten könne, und dennoch war der Herzog Heinrich ein Freund vom Schmauſen und der Ruhe. — Dieſer Fürſt war 1473 geboren, und demnach zu der Zeit, als ſein Vater ſtarb, ſchon ſiebenundzwanzig Jahre alt, folglich in den ſchönſten Jahren des menſchlichen Lebens. Noch war er nicht vermählt, und dieſes geſchah erſt nach zwölf Jahren, da er bereits ſein vierzigſtes Lebensjahr angetreten hatte. Im Jahre 1498 hatte dieſer Herzog, nach der Sitte der damaligen Zeit, die Wallfahrt nach dem ſogenannten heiligen Lande unternommen, und ſpäter that er eine dergleichen nach Compoſtella in Spanien, zum heiligen Jakob, dem er dieſe Betfahrt gelobt hatte, als ihn die Frieſen (1500) in Franecker belagerten und droheten, ihn nach Eroberung der Stadt an einer Kette aufzuhängen, aus welcher Noth er jedoch durch die Ankunft ſeines Vaters mit einem Heere befreiet wurde.

Es war alſo der Herzog Heinrich noch in des Lebens ſchönſter Blüte, als er gewiſſermaßen vom Schauplatze des öffentlichen Lebens ab- und in die Stille des häuslichen Lebens zurücktrat, wo er einen unabhängigen Lauf zu beginnen meinte, und doch, eben weil er der höhern Kraft entbehrte, bald ein Werkzeug fremder Pläne, und dem Einfluſſe Anderer dahingegeben wurde, ja nicht ſelten ſogar Noth litt, bis er endlich, ſchon im Alter, plötzlich auf eine unerwartete Höhe, durch ſeines Bruders plötzlichen Tod, gelangte, von welcher er aber bald wieder herab- und in's Grab ſtieg.

Der Herzog Heinrich hielt in Freiberg ſeinen Hof, und an demſelben ging es, wenn kein Geldmangel vorhanden war, — was aber, bei der Planloſigkeit dieſer Wirthſchaft, nicht ſelten vorfiel — ſtets fröhlich und vergnügt zu. — „Von den Hofbedienten ward dann“ — nach der Schilderung eines dieſer Genoſſen, des herzoglichen Geheimſchreibers Bernhard Freydiger „für Jedermann, der an den Hof des Fürſten kam, freie Tafel gehalten, wie man vom König Artus Hofe ſaget, und große Buhlerei getrieben. — Viel ward an dieſes Fürſten Hofe gegeſſen und getrunken, denn es war ſeine Gewohnheit, des Tages drei- oder viermal Collation zu halten. Zu Freiberg beim Küchenheerde, oder im Küchenſtübel war faſt die gemeine Rathsſtube, ohngeachtet daß es faſt übel nach Eſſig und andern Küchenſpeiſen roch, und auch ſonſt nicht faſt luſtig darinnen war. Es war ihm auch eine ſonderbare Freude, wenn er in ſeinem Schloſſe tüchtig eſſen und trinken ſah, konnte es auch wohl leiden, daß Bürger und Bauern und andere, wer ſie waren, in ſeinem Keller ſo trunken wurden, daß ſie, wenn ſie hinweggingen, das Thor kaum treffen konnten. Dann lachte er ſo recht aus Herzensgrunde und rief: „Es iſt ihnen, bei Maria, recht geſchehen! —“ Sonſt war auch der Herzog gar milde mit Wildpretſchenken, und ſeine Diener zu fördern, wo er nur irgend das Vermögen dazu hatte.“

„Der Herzog hatte ſelbſt immer guten Appetit, und wenn er nach Dresden reiſ'te, ſeinen Bruder zu beſuchen, führte er kalten Braten, gebackene Fiſche ꝛc. in einer Speiſelade mit ſich, und wenn er zwei Meilen gereiſ't wär, ſprach er ſeinem Vorrathe zu und hielt eine Mahlzeit. Sonſt war zu Hauſe Bierſuppe mit gekochten Heringen ſein fürſtlich Lieblingseſſen!" — So weit dieſe alte Quelle. —

Eben ſo ſchlicht hielt ſich dieſer Fürſt in der Kleidung, die gewöhnlich nur in einem Wolfspelze beſtand. Nur ungern legte er neue Kleider an, denn Bequemlichkeit ging ihm über Alles, trug er aber einmal ein neues Kleid, ſo kam auch nicht eher ein anderes auf ſeinen Leib, bis es faſt gar nichts mehr taugte. — Nur bei Feierlichkeiten führte er goldnes Geſchmeide, ſeiner fürſtlichen Würde wegen; täglich aber trug er ein großes ſchweres Schwert, und einen Dolch, der an der andern Seite hing. Selbſt in den Jahren ſeines Alters legte er dieſe ihm beſchwerlichen Waffen nicht ab und erſchien nie ohne ſie.

Dieß waren Heinrichs Eigenheiten, die ſämmtlich an und für ſich ſelbſt unſchädlich waren; höchſt rühmlich aber iſt es für ihn und ſein Angedenken, wenn die Geſchichte von ihm berichtet: dieſer Fürſt ſey gegen Jedermann äußerſt leutſelig und herablaſſend geweſen, habe gern auch mit dem Aermſten und Geringſten geſprochen, vor Allem aber habe er ſich gegen die Handwerker ſehr geneigt bewieſen, und ſie oft in ihren Werkſtätten beſucht, ſowie er auch den Berg- und Bauersmann hochgehalten und die Wichtigkeit derſelben Stände wohl anerkannt habe. Oft habe er im Grubenkittel die Zechen beſucht, ſey mit angefahren, habe mit den Knappen geſpeiſ't, und auf das liebreichſte mit ihnen geſprochen; ſo daß ſie ihn faſt noch lieber gehabt hätten, als ihren eigentlichen Herrn, den Herzog **Georg**. — —

Der Herzog **Heinrich** war beſonders ein großer Freund von der Muſik und vorzüglich vom Geſang, ſo daß er ſich von den Sängern an ſeinem Hofe gern Etwas vorſingen ließ. Wenn der Domdechant zu Freiberg, **Balthaſar von Ragewitz**, jährlich am heiligen Dreikönigsfeſte dem Herzog zu Ehren eine Abendcollation gab, und nach dem Abendeſſen derb gezecht worden war, fing man das Reſponſorium: *Illuminare Jerusalem etc.* mit heller Stimme zu ſingen an, und das war dann dem Fürſten eine ſonderliche Freude, ſo daß er ſeine Stimme nach allen Kräften erhob, und die andern zu übertreffen ſuchte. Dann erzählte der Herzog gewöhnlich von ſeiner Reiſe nach Jeruſalem, wie er mit ſeinen Reiſegefährten dort auf Eſeln geritten ſey, und mit ihnen dies Reſponſorium beim Einzug geſungen habe, und war bei dieſer Erzählung, in der Erinnerung an die Vergangenheit, gemeiniglich im höchſten Feuer.

7.

Der Herzog Heinrich und ſein Hof.

(Fortſetzung des Vorigen.)

So war **Heinrichs** Privatleben vor ſeiner Vermählung beſchaffen, und ſchon war er neununddreißig Jahre alt, ehe er ſich zu einer Vermählung entſchloß. — Die Prinzeſſin **Catharina**, Tochter des Herzogs **Magnus** von **Meklenburg** war die von ihm Erwählte. — Von ihrem Brautſtande ſchweigt die Geſchichte, denn wahrſcheinlich ging er ganz abentheuerlos vorüber. Am 6. Juli 1512 war die feierliche Vermählung, und nicht allein die Herren Vettern der erneſtiniſchen Linie, ſondern auch noch mehrere fürſtliche Verwandte und andere Perſonen gleichen Standes wurden zu den Feſtlichkeiten dieſer Vermählung eingeladen, welche ſich denn auch ſämmtlich mit ſtattlichem, zahlreichem Gefolge einfanden, ſo daß jene Tage voll hohen Glanzes für die Stadt Freiberg waren. — Es ſey uns hierbei vergönnt, einen Blick auf die damaligen Moden zu thun, und unſern verehrten Leſern eine kurze Schilderung der Tracht des herzoglichen Hofes zu geben, welche zu dieſer Feierlichkeit neugemacht wurde. Dieſe Kleider waren durchaus ganz bunt, und der Herzog wollte hierdurch ſeine Hoffarbe wahrſcheinlich um ſo mehr von der an ſeines Bruders Hofe, welche ſchwarz war, um ſo abſtechender machen. Die Grundfarben dieſer Hoflivree waren roth und gelb, in langen Streifen, eine halbe Elle lang und die Hälfte breit, und darüber ſah man zwei Finger breite rothe und gelbe, aſchgraue und weiße Würfel genäht. —

Dieſe Ehe war von Kindern ziemlich geſegnet; denn drei Töchter und drei Söhne waren (S. den zweiten Band S. 122) die Früchte derſelben. Von den Söhnen wurden Moritz und Auguſt als Kurfürſten in der Geſchichte unſers Vaterlandes berühmt, der Prinz Severin wurde am Hofe des Königs Ferdinand mit den Kindern deſſelben erzogen, und ſtarb im zwölften Lebensjahre in Innsbruck (1533).

Die Herzogin Catharina war von Natur lebhaft und liebte die Pracht. Wenn alſo der Herzog

Heinrich ſchon vor ſeiner Vermählung mit ſeinen beſtimmten Jahrgeldern, die ſich, ſeit ſeiner Mutter Ableben (1510), auf 13,000 Gülden erhöhet hatten, nicht ausreichte, ſo läßt ſich leicht denken, daß dieſes jetzt noch weit weniger der Fall ſeyn konnte, und man erhält durch des ſchon gedachten Geheimſchreibers Freydiger Schilderung eine deutliche Vorſtellung von dieſer Hofwirthſchaft.

„Die vom Bruder, Herzog Georgen, *Henrico Pio* (Heinrich dem Frommen) jährlich deputirte Gelder gab man in Quartalen — ſagt Freydiger — alle Vierteljahre 3250 fl., das wollte nicht reichen, darum man auch, ehe das Quartal kam, hin und wieder borgen müſſen. Es war alles von Quartal zu Quartalen wiederum bezahlt, und wurde deswegen eine Ordnung gemacht, wie viel man alle Jahre dem Fürſten ſelber *), der Herzogin und hernach einem jeglichen Diener von ſolchem Gelde geben ſollte, welches gar geringlich ward angeſtellet, alſo auch, daß ein Rath. Kanzler und andere nicht mehr denn 100 fl. zur Beſoldung hatte, nebſt der Kleidung; der Dechant aber, als eine geiſtliche Perſon, war mit 50 fl. zufrieden, und daneben Eſſen und Trinken nach dem Beſten.“

So weit Freydiger. — Welch einen Unterſchied findet man aber zwiſchen jenem Hofleben und dem der ſpätern Zeiten. — Die Herzogin beſonders befand ſich nicht wohl bei dieſem ſo knapp zugemeſſenen Jahrgelde, wo ſie oft auch das entbehren mußte, was ſie unter die Unentbehrlichkeiten rechnete.

---

*) Das, was der Herzog von dieſem Gelde zu ſeiner eigenen freien Dispoſition bekam, betrug nicht mehr als in jedem Quartal 500 fl. — Hieraus kann man ſich ſeine öftere Geldverlegenheit erklären. A. d. G.

und es war daher kein Wunder, wenn ſie die Feindin des Herzogs Georg wurde, da ſie erfuhr, wie ungleich des Vaters Hinterlaſſenſchaft unter den beiden Brüdern getheilt worden war, und wie ſehr der Herzog Georg ſeines Bruders Bequemlichkeitsliebe dabei benutzt hatte. — Auch der Herzog Georg war der Schwägerin Catharina nichts weniger als hold, da ſie viel zu ſplendid für ihn war, und ſeine Barbara weit eingezogener lebte, ob ſie gleich hätte weit mehr Aufwand machen können, als dieſe. —

Dieſe Spannung ſtieg auf den höchſten Grad, als die Reformation begann und die Herzogin Catharina ſich den Lehren derſelben zuwendete, auch ihren Gemahl für dieſelben gewann, ſo daß er dieſelben ſogar in ſeinem Lande einführte; denn es iſt ja bekannt genug, welch ein erbitterter, unverſöhnlicher Feind Georg von Luther und der von ihm gepredigten Lehre war.

Mit Sorgen erzogen Heinrich und Catharina ihre Kinder. (S. den zweiten Band S. 123 ff.) Und als ihre zweite Tochter, Emilie, an den Markgrafen Georg von Brandenburg vermählt, und ihr 10,000 fl. zum Heirathsgut ausgeſetzt wurden, (1532) wußte der Vater Heinrich dieſe nicht aufzubringen; denn ſchon längere Zeit lebte er mit ſeinem Bruder in Spannung, ſo daß dieſer nichts dazu hergab. — Da befand ſich der Vater Heinrich in großer Noth, beſonders da endlich, nachdem ſchon verſchiedene Jahre vergangen waren, und des Eidams Mahnungen immer dringender wurden. Endlich gab der Miniſter des Herzogs, Anton von Schönberg, ſeinem Herrn den Rath: dieſe Summe durch eine auf ſeine

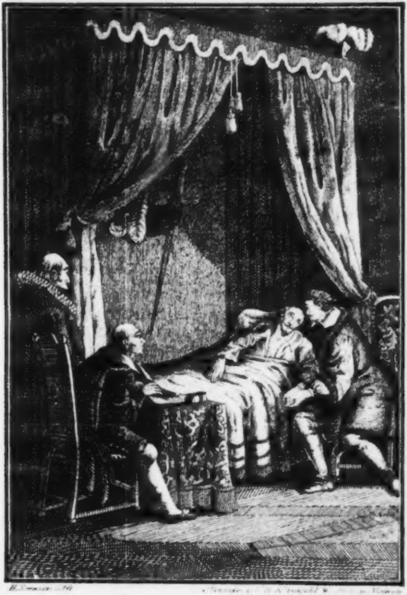
Unterthanen gelegte Steuer aufzubringen; doch lange nahm der Herzog dieſen Rath nicht an, und nur die höchſte Noth konnte ihn dazu bewegen. Da wurde dieſe Verlegenheit plötzlich in hohe Freude für den Herzog umgewandelt, und er fand nun ſeinen Lohn, für die gegen ſeine Unterthanen ſtets bewieſene Biederherzigkeit, in ihrer thätigen Liebe. Kaum wurde es in Freiberg*) bekannt, in welcher Geldverlegenheit ſich ihr guter Vater Heinrich befinde, als ſich die ehrenwerthen Bürger dieſer Stadt ſogleich erboten, von jedem Schock freiwillig drei Pfennige zu ſteuern, und ſo dieſe Summe aufzubringen. Sobald hiervon die Kunde auf dem Lande und in den andern kleinen Städten des Herzogs erſcholl, ſo wollten dieſe nicht minder Treuen den Freibergern den Ruhm, dem Vater Heinrich aus der Noth geholfen zu haben, nicht allein laſſen und ſchloſſen ſich ihnen willig an. Welche Freude dieſes Anerbieten dem Fürſten machte, läßt ſich leicht ermeſſen, beſonders als man ernſtlich Anſtalt machte, den Willen in die That übergehen zu laſſen. Da trat urplötzlich das Ableben Herzog Georgs ein, und nun hatte der durch dieſe Erbſchaft reich gewordene Herzog Heinrich es nicht mehr nöthig, ſeine Unterhanen mit neuen Abgaben zu beſchweren.

Durch die (1536) in Herzog Heinrichs Landen eingeführte Reformation war die Spannung zwiſchen den beiden Brüdern auf's neue geſteigert worden, und ein deßhalb von ihnen unternommener Briefwechſel hatte nichts dazu beigetragen, dieſe Stimmung

---

*) Dieſe Stadt befand ſich damals in der ſchönſten Blüthe, und ſoll über dreißigtauſend Einwohner gehabt haben.
A. d. V.

II: 1.



Der Herzog Bernhard stirbt.

herauszubringen, wohl aber das Gegentheil hervorgebracht. Der älteſte Sohn des Herzogs Georg, der Prinz Johannes, erlag am 11. Jan. 1537 den Folgen ſeiner wüſten Lebensart im neununddreißigſten Jahre ſeines Alters, (S. Bd. I. S. 62.) und die ganze Hoffnung des Vaters auf die Erbfolge beruhete nun einzig und allein auf dem jüngſten Sohne, dem am Geiſte und Körper ſchwachen Prinzen Friedrich, welcher jedoch nach kurzer Krankheit am 26. Febr. 1539 ſtarb, und alle Hoffnungen ſeines Vaters mit in's Grab nahm. Auch dieſer fühlte ſein Ende herannahen, und ließ deßhalb ſeinem Bruder Heinrich das Anerbieten machen: „Er wolle dem Sohne ſeines lieben Bruders, Moritz, die Nachfolge auf ſeinem Fürſtenſtuhle in allen bisher beſeſſenen Ländern ſichern und einräumen, wenn er nach Dresden kommen, wieder zum alten Glauben zurücktreten und Friedrichs Wittwe ehelichen wolle.“

Dieſes Anerbieten wies der Herzog Heinrich mit Härte ab, und ſchalt ſeines Bruders Räthe, die ihm eine große Beſchreibung von den Schätzen ihres Herrn machten, ſo daß ſie unverrichteter Sache wieder nach Dresden zurückreiſen mußten. Doch gleich nach Oſtern kam wieder eine Botſchaft an den Herzog Heinrich, daß er einen Vertrauten nach Dresden ſenden möchte, die Unterhandlung wieder anzuknüpfen, es wäre mit der vorigen nicht ſo böſe gemeint geweſen. —

Dieſe Botſchaft kam von den Räthen Georgs, die den künftigen Herrn ſich geneigt machen wollten. Hierauf ordnete Heinrich ſeinen vertrauten Geheimſchreiber, den uns ſchon bekannten Bernhard Freydiger dahin ab. Dieſer war aber am 17. April

1539 kaum bis in die Gegend von Dreſden gekommen, als er von Leuten, die ihm begegneten, die Nachricht erfuhr: „der Herzog Georg ſey am heutigen Morgen Todes verblichen!“ — Nun hatte alle Noth ein Ende, und der bisher ſo arme Herzog Heinrich war auf einmal ein reicher Fürſt. Was ſich aber nunmehr zugetragen hat, wollen wir im Tageabſchnitte des 18. Auguſt erzählen, weil es an dieſem Tage war, daß der Herzog Heinrich aus der Welt ging.

8.

Der Heldenfürſt, Herzog Bernhard von Weimar ſtirbt, am 8. Juli 1639.

(Mit Abbildung.)

Das Leben dieſes Helden iſt reich an großen Ereigniſſen, und wir werden in der Folge Gelegenheit nehmen, die wichtigſten derſelben darzuſtellen; bemerken alſo das jetzige bloß als Einleitung zu dem Folgenden.

Als der König Guſtav Adolph, der Unvergeßliche, ſeine glorreiche Laufbahn in der Schlacht bei Lützen geendigt hatte, und die Schreckensbotſchaft: der König iſt todt! das ganze Heer durchzuckte, wußte der große Bernhard dieſen kritiſchen Augenblick ſo geſchickt zu benutzen, daß er einen großen Sieg über den bisher noch unüberwundenen Wallenſtein errang. — Das ſchwediſche Heer rief ihn nunmehr zum Oberfeldherrn aus, und er führte es mit Weisheit und Glück, bis die Schlacht bei Nördlingen *), wo das ſchwediſche Heer auf's Haupt geſchlagen, ja größtentheils vernichtet wurde, Sachſen aber und mehrere andere bisherige Bundesgenoſſen vom Schauplatze des Krieges abtraten, der Sache eine ganz andere Geſtalt gab, und der Herzog Bernhard ſich genöthigt ſah, ſeine Zuflucht zu Frankreich zu nehmen, deſſen ſtaatskluger Miniſter dieſe Gelegenheit weder verſäumen wollte noch konnte, Oeſterreich zu ſchaden, und deßhalb ein Heer Franzoſen zu dem ſtoßen ließ, welches der Herzog, nach der Schlacht bei Nördlingen, aus den Trümmern des geſchlagenen wieder errichtet hatte.

Nun folgten drei Feldzüge in den obern deutſchen Kreiſen, beſonders in Schwaben und am Rhein, in welchen der Herzog mehr Glück als widrige Zufälle hatte, und auch aus dieſen werden wir in der Folge einzelne Vorſtellungen geben; jetzt aber wollen wir zu dem eigentlichen Gegenſtande dieſes Abſchnitts übergehen.

Der glückliche Feldzug des Jahres 1638 war zu Ende, und die höchſtwichtige Feſtung Breyſach, nach einer langen Belagerung, durch Hunger zur Uebergabe gezwungen, dadurch aber der eigentliche Zweck des ganzen Feldzugs erreicht worden. Der Herzog eilte nun nach Burgund mit ſeinem Heere, um dort ſeine Krieger während des Winters ſich wieder erholen zu laſſen von den bisherigen großen Beſchwer-

---

*) Ueber dieſe merkwürdige, in der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges Epoche machende Schlacht, ſ. Denkwürdigkeiten aus dem großen Panorama der Welt und des Menſchenlebens IX. S. 43. ff.

A. d. R.

den des Feldzugs, und ſie auch durch die Eroberung kleiner aber feſter Plätze fortwährend in Thätigkeit zu erhalten.

Durch die Einnahme der Stadt Breyſach war eine Spannung zwiſchen dem franzöſiſchen allgewaltigen Miniſter, Cardinal Richelieu, und dem Herzog Bernhard eingetreten, welche immer höher ſtieg. Richelieu hatte es zur Bedingung der Hülfe Frankreichs gemacht, daß die Reichsfeſtung Philippsburg ſogleich jener Macht eingeräumt werden, auch daß das Elſaß, die noch zu erobernde Feſtung Breyſach und alle feſte Plätze am Oberrhein, welche die Schlüſſel von Deutſchland waren, unter franzöſiſchen Schutz geſtellt werden ſollten. Als nun das hochwichtige Breyſach endlich durch Hunger zur Uebergabe gezwungen wurde, ſchloß ihr Eroberer, der Herzog Bernhard, die Capitulation in ſeinem eignen Namen ab, ohne in derſelben des Intereſſes der Kronen Frankreich und Schweden nur mit einem Worte zu gedenken, oder von einer Abtretung an die erſtere nur das Geringſte zu erwähnen. Und als ihm der Cardinal den Antrag machte: Breyſach und die übrigen noch zu erobernden Veſten an Frankreich zu übergeben, machte ihn der Herzog ganz trocken auf die Zuſicherung aufmerkſam, die er von ihm ſelbſt erhalten hatte: daß die Landgrafſchaft Elſaß, wenn er ſie erobern würde, ſein Eigenthum ſeyn ſolle. — Hier war alſo nichts zu machen, und der Cardinal ſchlug nun einen andern Weg ein. Der Herzog wurde nach Paris eingeladen, um ſich daſelbſt von ſeinen Feldzügen und ihren groſſen Anſtrengungen wieder zu erholen. Doch er verbat ſich dieſe Ehre und floh die Schlinge. Nun wurde ihm eine Vermählung mit der

Nichte des Cardinals, der ſo ſchönen als geiſtreichen Herzogin **Combaletto von Aiguillon** vorgeſchlagen, um ihn hierdurch zu feſſeln; allein der Herzog hielt dieſe Vermählung eines deutſchen Reichsfürſten aus einem der älteſten Häuſer mit einer franzöſiſchen Titularherzogin für eine Mißheirath und ſchlug ſie aus. — Als auch dieſer Verſuch mißlang, muthete man ihm zu, neben der deutſchen Beſatzung auch Franzoſen in Breyſach aufzunehmen, und als auch dieſes von dem Herzog ausgeſchlagen wurde behandelte ihn der Cardinal heimlich als einen Feind der Krone Frankreich. Die Subſidiengelder wurden ihm vorenthalten, und ſeine vornehmſten Offiziere, beſonders aber der General von **Erlach**, beſtochen, daß ſie verſprachen, nach dem Ableben des Herzogs Breyſach und die übrigen in Händen habenden Plätze den Franzoſen zu übergeben. Dem Herzog **Bernhard** ſcheint dieſes nicht verborgen geblieben zu ſeyn, oder er mag wenigſtens etwas dem ähnliches geahnet haben; denn er traf in dieſen Veſten zweckmäßige Anſtalten, ſie vor Verrath zu ſichern, und der Cardinal fand ſich auch hier getäuſcht. Doch dieſer war der Mann nicht, der ſeine Pläne aufgab, und ihm war jedes Mittel gleich, wenn es nur zum Ziele führte.

Eben war der Herzog **Bernhard** im Begriff, den Feldzug gegen den Kaiſer und die Baiern zu eröffnen, und hatte mit dem Oberſten **Oehm** verſchiedene nöthige Verabredunge getroffen, worauf er bei demſelben ſpeiſ'te, gleich nach der Mahlzeit aber krank wurde. — Die ſchnell angewendeten kräftigen Mittel ſtellten nun zwar den Herzog wieder her; als er aber am 4. Juli (1639) in Geſellſchaft des ſchwediſchen Reſidenten **Mockeln** von Hüningen nach

Neuburg auf dem Rheine fuhr, fühlte er plötzlich heftige Leibesſchmerzen, die von Stunde zu Stunde heftiger wurden, ſo daß ſich der Herzog, ſobald er in Neuburg ankam, auskleiden und zu Bette bringen laſſen mußte. — Die Aerzte eilten herbei, und nichts wurde unverſucht gelaſſen, was dieſem überall hochverehrten Helden das Leben retten konnte; doch Alles war vergebens, und immer näher kam der Tod herbei. — Der Kranke fühlte ſelbſt ſein Lebensende herannahen, und ließ am Morgen des 8. Juli 1639, früh um ein Uhr, ſeinen Beichtvater rufen, mit dem er betete und ſich dann von ihm das heilige Abendmahl reichen ließ. Dann wurde der Canzler *D.* von Rehlingen vor das Bett des Sterbenden gerufen, dem er ſein Teſtament dictirte, in welchem er mit der Beſonnenheit und Geiſtesgegenwart des Helden nicht allein über die Führung ſeines Heeres, ſondern auch über ſein Vermögen diſponirte, und beſonders ſeine Waffengefährten, ſowie alle ſeine Diener wohl bedachte. — Bernhard war ſein Lebelang ein Menſchenfreund geweſen, und es hatte ihm Freude gemacht, wenn er Andern und beſonders ſeinen Dienern und Kriegsleuten wohlthun konnte; daher beſchloß er auch ſein Leben auf dieſe Weiſe durch Gutes thun.

Mehrere Anführer des Heeres waren gekommen, um von dem ſterbenden Fürſten, der ſie und ihre Schaaren ſo oft zum Siege geführt hatte, Abſchied zu nehmen, und er reichte einem Jedem von ihnen die Hand. Endlich ſprach er zu ihnen: „Nun geht, ihr lieben Brüder! Ich habe genug mit Euch geredet, und muß nun mit Gott reden!“ — Hierauf entfernten ſich Alle, und nur der Hofprebiger und der Oberſt Roſen, des Herzogs inniger Freund und Waffengefährte, durften im Zimmer bleiben. — Als er ſein Gebet geendigt hatte, faßte er Roſens Hand, blickte ihn zärtlich an und ſprach: „Faſſe Du, mein treuer Freund in Noth und Gefahr, meinen letzten Pulsſchlag auf; Du weißt, was er ſagt. — Dein Arm hat mir im Streite wider die Feinde redlich beigeſtanden; leg' ihn, damit ich zu guter letzt darauf ruhe, unter mein Haupt. —“ (S. Abbildung.) Sterbend blickte nun der Fürſt ſeinen Freund noch voll Liebe an; doch immer matter wurde ſein Blick, und endlich brach ſich das große, ſchöne Auge des Helden im Tode; ſein Geiſt entfloh aus der ſterblichen Hülle und ſchwang ſich auf in die Regionen des ewigen Friedens. Dieſer Tod erfolgte um ſieben Uhr des gedachten Tages.

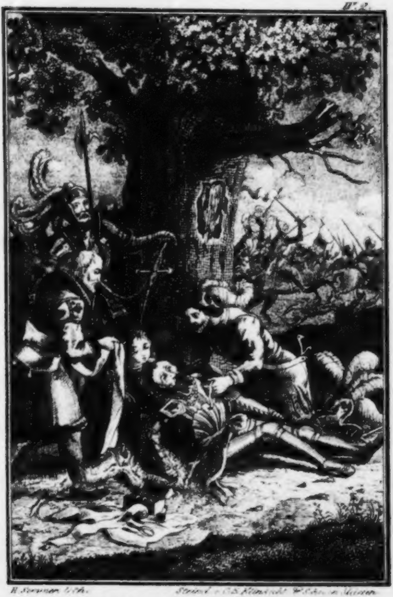
Es war ſtarker Verdacht vorhanden, daß der Herzog an empfangenem Gifte geſtorben ſey, und ſein Hofprediger redete in der Leichenpredigt öffentlich von einer Vergiftung als der Urſache des Todes dieſes Fürſten. Die Stimme der öffentlichen Meinung beſchuldigte den Arzt Blandini, aus Genf, daß er dieſem Fürſten Gift beigebracht habe, und die Franzoſen behaupteten, daß er das Gift zu dieſem Morde von den Kaiſerlichen erhalten habe; doch der Verdacht fiel noch dringender auf den Cardinal Richelieu. Indeſſen iſt und bleibt es nur allein Gott bekannt, auf weſſen Anſtiften dieſe Schandthat verübt wurde; obgleich die Section, ſowie der Ausbruch von ſchwarzen Flecken am entſeelten Leichnam, die Vergiftung außer Zweifel ſetzte. —

Der entſeelte Leichnam des Herzogs wurde einbalſamirt und nach Breyſach gebracht. Bei dem Transport ſtand die fürſtliche Leiche auf einem mit ſchwarzem Tuch drapirten Trauerwagen, welcher von ſechs ſchwarzbehangenen Roſſen gezogen wurde; ihr folgten der junge Pfalzgraf und die Anführer des Heeres, der ſchwediſche Reſident Mockel mit mehreren Herren und dem ganzen Hofſtaat des Herzogs.

Am Ufer des Rheins, nahe an Breyſach, waren drei Infanterieregimenter und die Leibcompagnie des verſtorbenen Herzogs aufgeſtellt. Acht Capitaine hoben den Sarg vom Trauerwagen, und trugen ihn in den Dom, wo er nach der vom Hofprediger des verſtorbenen Herzogs gehaltenen Leichenpredigt in einer ſchwarzbekleideten Capelle ſo lange beigeſetzt wurde, bis ihn ſeine Herren Brüder von da abholen laſſen würden. — Die Herzöge von Weimar und Gotha bemüheten ſich auch, nach erhaltener Nachricht vom Ableben ihres Bruders, um die Erlaubniß des Kaiſers, zur Transportirung ſeines entſeelten Leichnams nach dem Vaterlande, in die Gruft ſeiner Ahnen, und erhielten ſie, allein es wurden von Seiten der Generale ſo viel Schwierigkeiten gemacht, daß dieſer Transport ſich gegen ſechzehn Jahre, bis zum Jahre 1655 verzog.

Die Herzoge Wilhelm von Weimar und Ernſt von Gotha ſendeten Abgeordnete nach Breyſach, welche am 11. September des 1655. Jahres daſelbſt eintrafen, und, nach getroffenen Veranſtaltungen, am 15. d. M. unter Begleitung des königl. franzöſiſchen Gouverneurs und der ſämmtlichen Offiziere, unter Abfeuerung der Kanonen, mit dem Wagen, auf dem der Leichnam ſtand, aufbrachen, und am 26. d. M. in Eiſenach eintrafen, wo die Leiche auf der Wartburg einſtweilen aufbewahrt, am 6. Dec. aber, nach gehaltener Trauerpredigt, unter Läutung aller Glocken und dem Donner der Kanonen nach Gotha gebracht und daſelbſt mit vielen Feierlichkeiten eingeholt wurde. Am 7. Dec. war Trauergottesdienſt in der Stadtkirche, wo ein prächtiges Caſtrum Doloris errichtet worden war, und am folgen-

II. 2.



H. Sommer lith.

Steindr. v. C.G. Klinkicht & Sohn in Meissen

Die Schlacht bei Sievershausen

den wiederholte ſich dieſe Feierlichkeit bei Hofe, wo nach vollendeter Trauermuſik der Erbprinz, Johann Ernſt, eine vortreffliche lateiniſche Rede zum Gedächtniß ſeines Helden-Oheims hielt.

Auch in Erfurt wurde der Leichnam bei der Durchfahrt mit dem Geläute aller Glocken und dem Donner des Geſchützes von den Wällen der Stadt und der Cyriaksburg empfangen und geleitet. Die Bürger paradirten bewaffnet in den Straßen, und der Rath erſchien in Trauerkleidern am Thore, den Leichnam mit einer feierlichen Rede empfangend.

Die Söhne des Herzogs Ernſt geleiteten ihren Oheim nach Weimar, und als der Wagen vor dem Thore anlangte, wurde er auf das feierlichſte empfangen, und der Leichnam des ſchon längſt Entſchlafenen am 12. Dec. mit ſolchen Feierlichkeiten, wie ſie eines ſo großen Helden würdig waren, in die Gruft ſeiner Väter zur Ruhe gebracht.

9.

Die Schlacht bei Sievershauſen.

Lange Zeit waren der Kurfürſt Moritz von Sachſen und der Markgraf Albert von Brandenburg die innigſten Freunde, und zogen auch gemeinſchaftlich mit einander aus, die deutſche Freiheit von Unterdrückung zu retten. Doch der Markgraf hatte dabei noch eine Nebenabſicht, nämlich die, ſich durch den Krieg zu bereichern. Deshalb trennten ſich die beiden Freunde, als das Ziel erreicht und der Friede für die Proteſtanten errungen war, und der Markgraf Albert führte nun allein den Krieg auf eigne Hand fort, wie wir bereits im Tagesabſchnitte des 8. Juni dargeſtellt haben. Aus zwei innigen Freunden und alten Waffenbrüdern waren zwei erbitterte Feinde geworden, ſo daß der Kurfürſt Moritz dem Markgrafen Albert am 1. Juli 1553 den Krieg ankündigte, und beide Theile ſtanden nun gegen einander im Felde, wie dieſes Alles bereits am angegebenen Orte erzählt und hier, des Zuſammenhanges wegen, nur ganz kürzlich angeführt worden iſt; wir gehen alſo nunmehr zum eigentlichen Gegenſtande dieſes Abſchnittes über.

Die beiden Heere ſtanden bei Sievershauſen nahe einander gegenüber, und eine Schlacht war nicht zu vermeiden. Am Abend des 8. Juli wurde im Hauptquartier des Kurfürſten Kriegsrath gehalten, und in demſelben für den kommenden Morgen ein Angriff beſchloſſen, der wo möglich durch einen Ueberfall des Feindes beginnen ſollte. Beide Heere waren einander ziemlich gleich an Zahl, d. h. jedes beſtand ohngefähr aus 10—12,000 Mann, und wenn die Reiterei des Kurfürſten ſtärker war, als die des Markgrafen, ſo hatte dieſer wieder mehr Fußvolk als der Kurfürſt. — Das brandenburgiſche Heer wurde mehr durch Rauben und Beuten, als durch regelmäßigen Sold unterhalten, und wenn der Kurfürſt der Schlacht ausgewichen wäre, würde dieſes Heer von ſelbſt ſich zerſtreuet haben; allein es wurde dieſem Fürſten die Kunde von einem Verſprechen, welches der Markgraf ſeinen Kriegern gegeben hatte: er wolle daſſelbe, nach gewonnener Schlacht, in das Meißnerland führen, wo es Beute genug finden werde; dieſes aber wünſchte der Kurfürſt, als ein guter Landesvater, zu verhüten, und deßhalb nahm er die Schlacht an. —

Zwiſchen beiden Heeren befand ſich ein Damm, zu dem ein Hohlweg führte, und dieſer war für das Geſchick des Tages von großer Wichtigkeit; denn jenſeits deſſelben gab es eine weite Ebene, wo die zahlreiche Reiterei des kurfürſtlichen Heeres wirkſam ſich ausbreiten konnte, da im Gegentheil der Boden dieſſeits von Gräben und Hecken durchſchnitten war, was dem Fußvolke des Markgrafen von großem Vortheil geweſen wäre und ihm vielleicht den Sieg verſchafft haben würde. Beide Theile beſtrebten ſich alſo, in den Beſitz dieſes Dammes zu kommen; doch es gelang dieſes nur dem Heere des Kurfürſten, denn der Oberſt Crumsdorf eilte mit drei Fahnen Reiterei durch den Hohlweg nach dem Damme, den er auch erreichte und über denſelben ſchnell vorrückte. — Während dieſes geſchah, war auch das Heer des Markgrafen in gleicher Abſicht herbeigerückt, und jene Reiter geriethen nun mit dem Vortrabe dieſes Heeres in ein Gefecht, wo ſie ſich tapfer ſchlugen. — Schnell drang jetzt der Kurfürſt ſelbſt mit zehn Fahnen ſchwer gerüſteter Reiter vor, welche ſofort ſich ordneten und dann am Gefecht Theil nahmen. Dieſes geſchah auch vom Gegentheil, und ſo entbrannte das Feuer der Schlacht immer ſtärker, und wurde ſchnell allgemeiner. Auch das Geſchütz kam mit dem Fußvolke und der braunſchweigiſchen Reiterei heran, und begann ſeine blutige Arbeit. — Das Geſchütz des Markgrafen war auf einem Hügel aufgefahren und ſchleuderte ebenfalls Tod und Verderben in die feindlichen Reihen, doch mit geringerer Wirkung als das kurfürſtliche. — Als aber der kriegskundige Markgraf gewahrte, die Wirkung des feindlichen Geſchützes ſey ſtärker als die des ſeinigen, und daß die Unordnung in ſeinem Heere durch dieſe Wirkung immer größer werde, ſtellte er ſich an die Spitze von fünf Geſchwadern ſeiner erprobteſten, tapferſten Reiter, und ſtürzte ſich nun dichtgeſchloſſen mit ihnen auf die feindliche Reiterei. — Furchtbar war der Stoß ihres Angriffs, und die beiden meißniſchen Lehnsfahnen, auf die er traf, waren nicht vermögend, denſelben auszuhalten; ſie wurden geworfen und in wilde Flucht getrieben, wo ſie zugleich noch eine Fahne Reiter, die ſich hinter ihnen befand, in dieſe Flucht mit fortriſſen.

Der Markgraf Albert hatte vor dem Aufbruche aus dem Lager dieſen Reitern viel Wein reichen laſſen, weil er dieſe Erprobten zu einem entſcheidenden Schlage beſtimmt hatte; ſo daß ſie den Angriff in der Aufregung eines halben Rauſches machten. Hier hatten ſich nun dieſe Reiter unter einander verſchworen, in der bevorſtehenden Schlacht ſich beſonders auf die Träger der feindlichen Paniere zu werfen, dieſe zu erſchlagen, und ſo durch falſche Richtung der eroberten Fahnen Unordnung in die feindlichen Schlachthaufen zu bringen. — Jetzt ſtürmten dieſe Eiſenbedeckten heran, und die Erde erbebte unter dem Stampfen ihrer Roſſe, und in wenig Augenblicken waren mehrere Panierträger erſchlagen. — Auch den jungen Herzog Friedrich von Lüneburg traf dieſes Loos, und er ſank mit ſeinen Vertheidigern unter den Streichen dieſer Wüthenden dahin in den Tod. — Die Abſicht der brandenburgiſchen Reiter wurde zum Theil erreicht, da im Heere des Kurfürſten eine bedeutende Unordnung durch die verlornen, nun aus den Schaaren der Feinde hervorragenden Paniere entſtand. Ein gefährlicher Augenblick! — Der Kurfürſt ſah die erſten Geſchwader ſeiner Reiter fliehen, und die Unordnung ſich in den übrigen verbreiten; immer gefährlicher wurde es für ihn, beſonders als abermals vier brandenburgiſche Reitergeſchwader heranſprengten und den Angriff ihrer Waffenbrüder unterſtützten. Schnell war jedoch ſein Entſchluß gefaßt, und er ließ, als ſein Ruf von den Fliehenden nicht gehört wurde, eine Batterie auffahren, welche von der Seite mit großem Erfolg auf die Brandenburger feuerte, und dadurch den Sieg derſelben verhinderte. Neun Geſchwader kurfürſtlicher Reiterei rückten unter der eigenen Anführung des Kurfürſten heran und warfen ſich den Feinden entgegen, wodurch ein neues Gefecht entbrannte, und während dieſes den Sieg der Brandenburger aufhielt, geſchah es, daß auch noch eine andere unvermuthete Hülfe kam und dieſen Angriff mächtig unterſtützte.

Ein tapferer Ritter, Johann von Wolfen, befehligte eine Schaar kurfürſtlicher Reiter und hatte ſeine Stellung an einem ſumpfigen, moraſtigen Engpaſſe zwiſchen zwei Seen erhalten. Jetzt kamen die flüchtigen Schaaren gegen dieſen Ort heran; doch der Ritter Wolfen ſprengte ihnen entgegen, und ermahnte die unter ihnen befindlichen Ritter und Edlen ſo eindringlich, ihren Kurfürſten nicht alſo zu verlaſſen und zu verrathen, daß ſeine Ermahnung Gehör fand, und ſie ſich mit ihren Reiſigen hinter dieſem Haufen wieder ſammelten zum neuen Angriffe. Der ſo tapfere als umſichtige Wolfen führte dieſe racheſchnaubenden Schaaren ſo klug, daß ſie nicht allen die Verfolger zurücktrieben, ſonden auch dem Haupttrupp der Markgräflichen in den Rücken und die Seite kamen, worauf ihr Angriff entſcheidend wurde.

Während dem war das Fußvolk beider Theile gegenſeitig in's Feuer gekommen und das Geſchütz donnerte gegen einanderüber, daß die Erde bebte: Die Krieger des Markgrafen luden mit den Kugeln zugleich Stückchen Speck in die Büchſen, welches den Verwundeten ungeheures Brennen verurſachte, und ganz gegen den Kriegsgebrauch war.

So ſtand die Schlacht lange unentſchieden. Die Reiterei ſchlug ſich Mann gegen Mann im dichten Handgemenge, und ſelbſt der Kurfürſt focht in dieſem Gedränge mit ungemeiner Tapferkeit. — Der Herzog Heinrich von Braunſchweig, Verbündeter dieſes Fürſten, befehligte den rechten Flügel, und hatte eben die Botſchaft erhalten, daß ſeine beiden Söhne den Heldentod geſtorben wären, als er mit ſeinen ganzen Kriegshaufen aufbrach, zu einem entſcheidenden Angriffe. — Die ſechs Fahnen des markgräflichen Fußvolkes wurden durch dieſen Angriff geworfen und in die Flucht geſchlagen, die Reitergeſchwader aber, welche der Markgraf ſelbſt anführte, ebenfalls in Unordnung gebracht, ſo daß der Sieg für die Sachſen und Braunſchweiger nicht mehr zweifelhaft war. In dieſem Augenblicke, wo der Kurfürſt ein Geſchwader geharniſchte Reiter ordnete, um mit ihnen die völlige Entſcheidung herbeizuführen, geſchah ein Schuß hart hinter dieſem Fürſten, und er ſank tödtlich verwundet vom Roſſe; denn dieſer Schuß war durch den Harniſch hinein, vom Rücken her, in den Leib gedrungen, und hatte die Eingeweide verletzt, ſo daß der Tod des Verwundeten keinen Augenblick zweifelhaft ſeyn konnte. Wie aber dieſer erfolgt ſey, werden wir im Tagesabſchnitte des 11. Juli erzählen. —

10.

Die Sachſen vereinigen ſich mit den Preuſſen unter dem Prinzen Heinrich, am 10. Juli 1778.

Der Kurfürſt Friedrich Auguſt von Sachſen hatte in dem Baierſchen Erbfolgekriege gemeinſchaftliche Sache mit dem Könige von Preußen gemacht, (S. den erſten Band S. 253 ff.), und 22,000 Sachſen, in 24 Schwadronen und 26 Bataillonen beſtehend, vereinigten ſich am 10. Juli 1778 bei Dresden mit dem preußiſchen Heere, welches der Prinz Heinrich von Preußen befehligte, und welches hierdurch auf 73,000 Mann anwuchs.

Mit dieſem Heere brach der Prinz, nachdem er ſechs Bataillone und vier Schwadronen zur Beſatzung von Dresden zurückgelaſſen hatte, (am 18. Juli) nach Böhmen auf, ließ das Corps des General-Lieutenant von Platen, welches, ohne die zehn Bataillone und ſechzehn Schwadronen Sachſen, aus eilf Bataillonen und zehn Schwadronen Preußen beſtand, zurück. Dieſes Corps war beſtimmt, Sachſen gegen die Einfälle der Feinde zu ſchützen, und bezog ein Lager bei Maxen.

Die Oeſterreicher näherten ſich am 28. Juli dem Platenſchen Corps und ſuchten die in einzelnen Poſten ſtehenden Detachements deſſelben zu überfallen und aufzuheben; dieſes gelang aber nicht, und die Feinde zogen ſich wieder zurück.

Das Corps des Grafen Solms war beſtimmt, den Angriff auf Gabel zu unterſtützen, und es erfüllte dieſen Auftrag zur Zufriedenheit des Prinzen, welcher nun dieſen eroberten wichtigen Poſten noch mehr befeſtigen ließ, und die Vertheidigung deſſelben dem Grafen Solms mit den Sachſen anvertraute.

Am 9. Auguſt marſchirte das Corps dieſes Generals in das Lager bei Merzdorf und das Platenſche Corps, mit den übrigen Sachſen in das bei Nollendorf. Hierauf verließ Laudon die Poſten bei Außig und Dux, nebſt den Befeſtigungen bei Leitmeritz, worauf der General von Platen dieſe Stadt mit den in derſelben befindlichen Magazinen am 16. Auguſt eroberte.

Der Prinz Heinrich beobachtete bei Mömes den bei Münchengrätz ſtehenden Feldmarſchall Laudon. Er ſuchte dieſen aus ſeiner vortheilhaften Stellung herauszulocken und zu einem Treffen zu bringen, weshalb die Corps von Möllendorf und Platen am Ende des Auguſts ſich in Bewegung ſetzten und bis Czermatz, vier Meilen von Prag, vorrückten. Laudon ließ ſich jedoch nicht bewegen, aus ſeiner feſten Stellung herauszugehen, und dieſe beiden Corps gingen nun am 30. Auguſt wieder in ihr Lager zurück. —

Während der Zeit hörte der Vorrath von Fütterung in dieſer Gegend auf, und der Prinz Heinrich konnte alſo weiter nichts thun, als die kurze Zeit, welche ihm der die hieſige Gegend unwegſam machende Herbſt vergönnte, dazu anzuwenden, die benachbarten Bezirke durch Fourragiren, Lieferungen und Brandſchatzungen völlig auszuleeren. Die Oeſterreicher rächten ſich dafür an den ſächſiſchen Grenzorten, die ſie erreichen konnten. —

Endlich trat das Heer unter dem Prinzen Heinrich, am 10. September, den Rückzug über Leitmeritz nach Sachſen an, blieb im Lager bei Tſchiskowitz zwölf Tage ſtehen, um die Ermüdeten raſten zu laſſen und die Fortſchaffung des Geſchützes und ſchweren Gepäckes zu ſichern. — Bei Leitmeritz ließ der Prinz die treffliche Brücke über die Elbe durch Granaten in Brand ſtecken und gänzlich vernichten, weil ſich einige Tauſend Oeſterreicher näherten, ſie zu erobern. Dieſes ſetzte die Kaiſerlichen dermaßen in Wuth, daß ſie aus Rache das treffliche Werk Seigerhütte im Erzgebirge zerſtörten.

Verſchiedene Anfälle auf die ſich zurückziehende Armee wurden vereitelt, und außer ſieben Wagen, welche von den Croaten erbeutet wurden, litten die Sachſen weiter keinen Verluſt und gingen endlich im Vaterlande in die Winterquartiere. Während des Winters wurde fleißig am Frieden gearbeitet, der auch endlich am 13. Mai 1779 in Teſchen zu Stande kam und dieſen Krieg beendigte. (S. Bd. *I.* Seite 253 ff.) —

11.

Der Kurfürſt Moritz von Sachſen ſtirbt an der, in der Schlacht bei Sievershauſen empfangenen Wunde, am 11. Juli 1553.

Als der Kurfürſt tödtlich verwundet vom Roſſe ſank, rief er ſchmerzlich aus: O Jeſus, ich bin ſchwer verwundet! und ſo war es auch. Sorgſam fingen ihn ſeine treuen Diener auf, als er ſank, damit er nicht unter die Hufe der Roſſe falle und von ihnen zertreten werde. — Weinend trugen die Tiefbetrübten ihren dem Tode nahen Herrn unter eine nahe Eiche, und die Wundärzte, die ſich herbei gedrängt hatten, unterſuchten und verbanden die Wunde, die ſie ſogleich als tödtlich erkannten, denn der Schuß hatte die Därme zerriſſen und war dadurch abſolut todbringend geworden. „Gott hat es ſo gewollt! — tröſtete der Fürſt die ihn umgebenden Weinenden — Ich ſtehe in ſeiner Hand, und es kann noch gut enden! — Doch ſagt: Wie ſteht es um die Schlacht?"

Noch wüthete dieſe fort, und das Feuer war ſtärker als je. — Das Fußvolk beider Theile feuerte heftig auf einander, und immer größer wurde das Getöſe der Schlacht. Da entſchied endlich der Herzog **Heinrich** das Geſchick des Tages, durch einen unwiderſtehlichen Angriff ſeiner Geharniſchten, und der Feind löſte ſeine Reihen nun in wilder Flucht auf.

Das Gerücht von der ſchweren Verwundung des Kurfürſten hatte ſich bereits im Heere verbreitet, und die Krieger mit Wuth erfüllt, ſo daß dieſe Aufregung nicht wenig zum Siege beitrug. —

Der alte Herzog Heinrich ſelbſt ſprengte jetzt herbei und rief dem Kurfürſten entgegen: „Der Feind flieht, und der Sieg iſt unſer!“ —

Dann ſprang er ab vom Roſſe und näherte ſich dem todenbleichen Freunde und Waffenbruder, der ihm die Hand reichte.

„Gott ſey gelobt für dieſen Sieg!“ — ſprach der Kurfürſt mit matter Stimme zu dem Herzog Heinrich!

„Gott ſey gelobt dafür!“ — antwortete der graue Held; doch als in eben demſelben Augenblicke ihm der Tod ſeiner Söhne einfiel, von dem er ſchon die Kunde erhalten hatte, ſetzte er ſeufzend hinzu: „Aber zu theuer haben wir ihn erkauft. — Ihr, mein theurer Freund und Waffenbruder, ſeyd ſchwer verwundet, und auch die Blüthen meines Hauſes ſind geknickt; denn mein Magnus und mein Viktor ſind nicht mehr, ſondern beide durch der Feinde Schwert gefallen.“

„Armer Vater!“ ſprach theilnehmend der Kurfürſt und reichte dem Herzoge die Hand.

„Ja wohl arm! ganz arm!“ murmelte dieſer und ſtrich ſich die Thränen vom grauenden Barte. Tief hatte der Verluſt der Söhne den Vater erſchüttert, und dieſer gewann für Augenblicke das Uebergewicht im Herzen über den Helden. Da ſprengte einer ſeiner Ritter herbei.

„Es verbreitet ſich die Sage im Heere: der Markgraf Albert ſey gefangen worden!“ So rief der Ritter den beiden Fürſten zu, und der Herzog fügte, in Zorn entbrannt, und indem er ſeine Rechte himmelwärts hob, bei: „O wollte Gott, daß es wahr wäre! Siehe, ich ſchwöre, er ſoll noch heute an dieſem Baume — unter dem der tödtlich verwundete Kurfürſt lag — aufgehangen werden. Denn ſeine Raubſucht nur allein trägt die Schuld, daß heute ſo viele tapfere Fürſten und Herren, auch eine ſolche Menge guter Krieger ihr Leben haben laſſen müſſen.“

Doch dieſe Gefangenſchaft beſtätigte ſich nicht; es hat ſich aber die Sage verbreitet, daß der Markgraf auf der Flucht von einem Reiter ſey gefangen worden, als er dieſem aber einen vollen Beutel zugeworfen habe, ſey er entronnen.

Dieſe Schlacht hatte über 4000 Menſchen und unter dieſen einigen Fürſten, vierzehn Grafen und dreihundert Rittern das Leben gekoſtet, ohne die zahlreichen Verwundeten, welche, mit den Todten untermiſcht, die Wahlſtatt deckten. Vier und ſechzig Fahnen und vierzehn Standarten, mit dem ganzen feindlichen Geſchütz, wurden erbeutet und fünftauſend Gefangene gemacht. — Der Markgraf Albert flüchtete ſich nach Hannover, wo er einen Theil der Flüchtigen wieder ſammelte, und dabei von ſeiner Verwandtin, der verwittweten Herzogin thätig unterſtützt wurde. — Dieſem kriegeriſchen Fürſten hatte die verlorne Schlacht den Muth nicht geraubt, und er äußerte mit Zuverſicht: „Einen Karren habe ich umgeworfen, einen Wagen will ich wieder aufrichten!“ Doch er täuſchte ſich in ſeinen Hoffnungen, denn er kam nicht wieder auf, wurde in zwei folgenden Feldſchlachten abermals vom Herzog Heinrich von Braunſchweig geſchlagen, und ſtarb am 8. Januar 1557 zu Pforzheim im Elende und ſehr arm.

Der Schuß, welcher den Kurfürſten Moritz verwundete und ſeinen Tod herbeiführte, geſchah, wie wir ſchon wiſſen, hart hinter ihm, und er mußte in horizontaler Richtung geſchehen ſeyn; denn die Kugel drang durch den Harniſch — bekanntlich auf dem Rücken ſchwächer als auf der Bruſt — in den Leib, und ſchlug bei dem Eindringen kleine Stückchen Eiſen aus dem Harniſch, welche ebenfalls mit in die Eingeweide eindrangen. — Es mußte der Schuß von einem Meuchelmörder gethan worden ſeyn, und Schlenkert nennt in ſeiner dialogiſirten Geſchichte des Kurfürſten Moritz einen Fähnrich von Karras als dieſen Thäter. Auch Tromlitz nennt einen Dietrich von Karras als den, der dieſe Schauderthat verübte; doch iſt es auch in einem öffentlichen Blatte, zur Ehrenrettung des Geſchlechts derer von Karras, ebenfalls widerſprochen worden, ſo daß dieſe Begebenheit noch im Dunkeln ſchwebt. In den neueſten Zeiten hat ein glaubwürdiger Schriftſteller*) folgende Nachricht davon gegeben: „Erſt nach des Thäters Tode erhielt man hierüber durch den Beichtvater des Verſtorbenen Aufſchluß, der von dem Reuigen beauftragt worden war, ſein Verbrechen bekannt zu machen.“

„Der Kurfürſt Moritz zwang einen Herrn von Karras, ihm gegen Tauſch einer andern Beſitzung, das Gut Coswig zu überlaſſen und nahm, als weitere Entſchädigung, des Edelmanns Sohn zum Pagen.“

„Der alte Karras ſtarb, und in dem Sohne ſtieg die Rache wegen des Tauſches dadurch höher, daß ihm einſt der Kurfürſt eine Ohrfeige gab. — Zuerſt theilt wohl C. W. Böttiger ein noch vorhandenes Aktenſtück in ſeiner Geſchichte des Königreichs Sachſen mit.“ —

Die Behauptung älterer Schriftſteller: die Kugel mit welcher der Kurfürſt verwundet wurde, ſey von Silber geweſen, wird dadurch widerlegt, daß man dieſe Kugel, ſo wie die kleinen Eiſenſtücken, welche ſie aus dem Harniſche riß, neben der mit dem Blute des Kurfürſten getränkten Feldbinde, welche er in jener Schlacht trug, noch jetzt im hiſtoriſchen Muſeum zu Dresden aufbewahrt, wo man ſich durch den Augenſchein überzeugen kann, es ſey dieſe Kugel nicht von Silber, ſondern eine ganz gewöhnliche nicht ſehr große bleierne Piſtolenkugel geweſen.

Der ſo ſchwer verwundete Kurfürſt fühlte ſogleich, daß der Tod die Folge dieſer Verwundung ſeyn werde, und verlangte nach ſeinem Feldprediger, Johann Albinus, der auch ſofort erſchien und ſeines Amtes wartete. Der Kurfürſt bereitete ſich zum Sterben als ein guter Chriſt, beichtete, genoß das heilige Abendmahl und ſah nun ſeiner Auflöſung ruhig entgegen. — Ohngeachtet der großen Schmerzen, die ihm ſeine Wunden verurſachten, ſchrieb er doch eigenhändig einen Brief an ſeinen Bruder und Nachfolger, Auguſt; empfahl dieſem eine milde, väterliche Regierung auf das Eindringlichſte, bat ihn auch, für ſeine hinterbleibende Gemahlin und einzige Tochter brüderlich und väterlich zu ſorgen; ſo wie er auch in dem Teſtamente, das er niederſchreiben ließ, für ſeine Unterthanen Sorge trug, beſonders für die, welche in dieſem Jahre durch Jagd- und Wildſchaden gelitten haben möchten, machte noch verſchiedene andere wohlthätige Verordnungen und beſchloß alſo ſein Leben als ein wahrer Vater des Vaterlandes.

---

*) Dieſes iſt Herr J. G. von Quandt, in ſeinem Werke: „Das hiſtoriſche Muſeum in Dresden.“ S. 130.

Immer näher kam die Stunde der Auflöſung, doch Moritz ſah ihr als ein Mann furchtlos entgegen. Und ſo entſchlief er am Morgen des 11. Juli. — Nur 32 Jahre, 3 Monate und 21 Tage lebte er auf dieſer Welt, und ſaß zwölf Jahre lang auf dem Fürſtenſtuhle ſeiner Väter. Daher kann man ſagen, er ſey in der ſchönſten Blüthe ſeines Lebens wieder dahingewelkt. Und doch hat er für Jahrhunderte gelebt, und es iſt ſchwer, die Frage zu beantworten: was würde aus Sachſen geworden ſeyn, und welche Höhe würde es erreicht haben, wenn Moritz noch einmal ſo lange gelebt hätte; denn wenn auch Kurfürſt Auguſt ein trefflicher Regent und vorzüglicher Staatswirth war; ſo ſtand doch ſein Bruder Moritz als Politiker noch weit über ihm, und vielleicht gehörte jetzt Sachſen ebenfalls unter die Mächte vom erſten Range, wenn dieſer große Meiſter in der höhern Regierungskunſt noch eine Reihe von Jahren am Ruder geweſen wäre; ſowie Preußen durch ſeinen großen Kurfürſten und ſeinen einzigen Friedrich dahin erhoben wurde.

12.

Die Sachſen vor Stralſund.

Nach der Schlacht bei Pultawa (1709), in der die ſchwediſche Armee entweder blieb oder gefangen wurde, flüchtete ſich der König mit ſeiner nächſten Umgebung auf das türkiſche Gebiet, wo er ſich bis Ende des Jahres 1714 aufhielt und dann urplötzlich und ganz unvermuthet am 21. November in Stralſund ankam, wo er am andern Tage eine Erklärung an's Licht treten ließ: daß er den Krieg gegen ſeine Feinde mit erneuerter Kraft zu führen gedenke. Dieſe Erklärung bewog die Könige von Polen, Dänemark und Preußen, ein mächtiges Heer zuſammen zu ziehen, und den König Carl in Stralſund, dem einzigen feſten Punkte, der ihm in Pommern noch übrig geblieben war, zu belagern. Zu gleicher Zeit ſollten 25,000 Ruſſen in Finnland einbrechen, und eine Flotte von 25 Kriegsſchiffen und 150 Transportfahrzeugen, auf denen ſich 30,000 Ruſſen befanden, bedrohete die ſchwediſchen Küſten mit einer Landung. So wollte man von dem Könige Carl den Frieden erzwingen, und die Belagerung von Stralſund begann am 12. Juli 1715 durch Einſchließung.

Die Sachſen vereinigten ſich am 17. Juli 1715 bei Stralſund mit den Preußen und Dänen, und nun begann die merkwürdigſte und blutigſte Belagerung in dieſem ganzen Kriege. Zwei Könige kämpften perſönlich an der Spitze ihrer Heere, und mit den Kriegsſchaaren eines dritten Königs vereint, gegen den vierten, welcher lange Zeit die Geißel und der Geſetzgeber ſeiner Nachbarn geweſen war, ſeit ſechs Jahren aber ſich im Unglücke befand, und jetzt mit den Ueberreſten ſeiner ehemals ſo ſiegreichen Truppen in einer berühmten Hauptfeſtung eingeſperrt war, wo er ſich mit ihnen bis zur Verzweiflung wehrte, ſo daß es denn vorauszuſehen war, daß dieſe Belagerung eine der langwierigſten werden würde, weshalb man ſich auch bei dem Heere darauf vorbereitete und die Belagerung mit großen Vorräthen von Geſchütz und Schießbedarf begann.

Auf der rechten Seite wurde die Stadt durch die Sachſen, unter dem Grafen Wackerbarth, und die Preußen, unter dem Fürſten Leopold von Deſſau (dem ſogenannten alten Deſſauer), auf der linken aber durch die Dänen, welche durch den Herzog von Würtemberg und den General Scholten befehligt waren, eingeſchloſſen.

Die Inſel Rügen war, ſo wie die Inſel Uſedom, für die Stralſunder von ungemeiner Wichtigkeit, und die Sachſen hatten bereits am 12. Juli 1713 die erſtere bei einer Landung erobert, doch in der Folge der Ereigniſſe ſie wieder verlaſſen; indeſſen wurde doch durch jene Eroberung die ſpätere erleichtert, da man den Landungsplatz hatte kennen lernen.

Ehe noch die eigentliche Belagerung begann, wurde die Inſel **Uſedom** mit der **Pennamünder** Schanze durch die Preußen und Sachſen, unter dem Befehl des preußiſchen Generals von **Arnim**, am 21. Auguſt 1715 weggenommen, wobei ſich die Sachſen beſonders ausgezeichnet hatten. Und als die ſchwediſche auf der Höhe von Stralſund liegende Flotte von der däniſchen zweimal geſchlagen und zum Rückzuge genöthigt worden war, wurden endlich den 19. October die Laufgräben eröffnet, und der Angriff auf der ſüdöſtlichen Seite dem Grafen **Wackerbarth** anvertraut.

Obgleich das Lager der Alliirten reichlich mit Allem verſehen war, was zur Beängſtigung einer belagerten Feſtung erfordert wird, ſo würden doch, wegen der für unüberwindlich gehaltenen ſchwediſchen Verſchanzungen, welche unter den Kanonen der Feſtung befindlich waren, die Belagerer dennoch nur ſehr geringe Fortſchritte gemacht haben, wenn nicht der ſächſiſche General **Seckendorf** einen ganz ungewöhnlichen Entwurf gemacht, und durch deſſen geſchickte Ausführung jene Verſchanzungen erobert hätte.

Der preußiſche Oberſte von **Köppen**, Flügeladjutant des Königs, hatte als Cadet in Stralſund geſtanden, und ſich oft mit ſeinen Cameraden in der See gebadet, dabei aber wahrgenommen, daß bei der Ebbe das Meer regelmäßig von den Feſtungswerken einige hundert Schritte zurücktrete. Dieſes erzählte er dem General **Seckendorf**, und in denſelben Tagen kam ein ſchwediſcher Ueberläufer im Lager an, der auf dieſer Seite mit leichter Mühe durch den Schlamm gewatet war, und es dem General auf ſein Befragen berichtete. — Auf dieſe Ausſagen gründete **Seckendorf** ſeinen Plan zur Eroberung der

Verſchanzungen, unterſuchte ſelbſt, nebſt Köppen und einigen vertrauten Offiziers dieſen Waſſerweg um Mitternacht, und fand das Unternehmen ausführbar. — Dem Könige Friedrich Wilhelm überreichte Seckendorf ſeinen Plan ſchriftlich, und derſelbe wurde, auf des Urhebers Verlangen, der preußiſchen und ſächſiſchen Generalität zur Beurtheilung vorgelegt, gebilligt und die Ausführung beſchloſſen. — Die Mitternachtsſtunde vom 4. auf den 5. November (1715) wurde zur Ausführung dieſes Planes anberaumt, doch blieb das Unternehmen bis fünf Stunden vorher ein nur Wenigen bekanntes Geheimniß. Zur Ausführung dieſes Plans wurden 6600 Mann Infanterie und 1500 Reiter beſtimmt, und erſt beim Ausrücken erfuhren die Krieger, was ſie thun ſollten. — Köppen umging mit einem zahlreichen Haufen von Freiwilligen die Verſchanzungen auf dem Waſſerwege, ſo wie Seckendorf das Hauptcorps zu Lande, gegen das Greifswalder Thor, nachdem eine Stunde vorher in einer entgegengeſetzten Stadtgegend die Dänen einen falſchen Angriff gemacht hatten. Alle Zimmerleute von den Preußen und Sachſen befanden ſich bei dem Ueberfall-Corps, und zwanzig freiwillige Subaltern-Offiziers, welche ihre Spontons hatten, ſo wie dreißig mit Kurzgewehren verſehene Unteroffiziers machten den Vortrab und waren beſtimmt, die Reiterwachen, die außerhalb der Verſchanzungen ſtanden, hinter dieſelben zu treiben, was denn auch ſehr wohl gelang. Während dieſer Zeit hatte Köppen mit ſeinen Freiwilligen den Waſſerweg glücklich zurückgelegt, kam glücklich zwiſchen den erſten Redouten hindurch bis vor die Barriere der Linien. Jetzt gab er das verabredete Signal, die

Zimmerleute bei dem Hauptcorps ſchlugen das zu den Verſchanzungen führende Thor ein und die Feinde drangen nun in dieſelben vor. Die Schweden, welche in den Verſchanzungen lagen, wurden überraſcht und ſetzten ſich zwar zur Wehre, allein als ſie durch den Oberſten Köppen und ſeine Freiwilligen zugleich mit im Rücken angegriffen wurden, verloren ſie den Muth, und die Angreifer waren bald Herren von den Verſchanzungen, wo ſie ſogleich die eroberten ſchwediſchen Kanonen mit Kartätſchen luden und umkehrten, um ſich die gemachte Eroberung nicht entreißen zu laſſen. Bald wurden ſie auch gewahr, wie gut es geweſen war, ſich gegen die Anfälle der Schweden ſicherzuſtellen; denn am Nachmittag machten die Schweden einen ſtarken Ausfall, welcher aber durch die Kartätſchenſalven aus den eroberten ſchwediſchen Kanonen und die ihnen folgende tapfere Gegenwehr abgeſchlagen wurde.

Auch die für Stralſund ſo hochwichtige Inſel Rügen wurde zehn Tage ſpäter erobert, und ein Verſuch, ſie wieder zu erobern, ſchlug fehl. So ging ein Außenwerk um das andere verloren, und der König Carl ſah ſich genöthigt, die Feſtung zu verlaſſen, um nicht ſeinen Feinden als Gefangener in die Hände zu fallen, was ihm auch am 18. December unter den größten Gefahren gelang, ſo daß er glücklich in Schweden anlangte.

Durch die ganze Belagerungszeit hindurch fochten die Sachſen mit ausgezeichneter Tapferkeit; dieſes wurde auch höchſten Orts anerkannt, und der Graf Wackerbarth erhielt für die Tapferkeit ſeiner Krieger von dem Könige Friedrich Wilhelm von Preußen einen prächtigen Brillantring und ein ſehr ehrenvolles Belobungsſchreiben.

13.

Denkwürdiger Bußtag in der Stadt Radeberg, am 13. Juli 1714,

Der für das Jahr 1714 landesobrigkeitlich angeordnete Bet-, Buß- und Faſttag war am 13. Juli in der Stadt Radeberg vorgeſchriebenermaßen gefeiert worden, und auch nach dem Gottesdienſte ruhete tiefe Stille auf der Stadt, als der Abend dieſes Tages noch durch eine traurige Begebenheit bezeichnet wurde.

Eine ungewöhnliche Hitze hatte den ganzen Tag hindurch drückend auf Menſchen und Thiere eingewirkt, als am Abend um 8 Uhr ein fürchterliches Ungewitter von mehreren Seiten her aufſtieg, deſſen Wolken den Horizont drohend ſchwärzten. — Bald kreuzten ſich die Blitze, und faſt unaufhörlich rollte der Donner; ängſtlich aber harrten Menſchen und Thiere der kommenden Ereigniſſe. Immer ſchneller folgten ſich die Blitze und Donnerſchläge, und ſelbſt Greiſe geſtanden, ein ſolches ſtarkes Ungewitter faſt noch nicht erlebt zu haben. —

Da kreuzten ſich plötzlich furchtbare Blitze in der Luft und krachten zugleich erderſchütternd ihre Schläge; ein Menſchenleben war durch dieſe fürchterlich leuchtenden Flammen vernichtet und zugleich der Stadt ſelbſt Vernichtung gebracht worden. Ein Soldat, der nach ſeiner Pflicht Schildwache ſtand, wurde von dem Blitze getroffen, und zugleich ſah man in der Gaſſe am Pirnaiſchen Thore zwei Häuſer in Flammen aufloderu, die von den Blitzen entzündet worden waren. Auch im Hauſe des Bürgermeiſters Böhme hatte der Blitz gezündet, das Feuer war aber durch Geiſtesgegenwart und Entſchloſſenheit der Bewohner dieſes Hauſes glücklich gedämpft worden, und im Rathskeller hatte es nicht gezündet. — Deſto verderblicher wurde nun das in der Pirnaiſchen Gaſſe auflodernde Feuer für die Stadt. Durch die lange drückende Hitze waren die ſämmtlichen Dächer der Stadt, welche alle aus Schindeln beſtanden, im höchſten Grade ausgetrocknet, und als ein gewaltiger Sturm dieſes Ungewitter begleitete, ſo verbreitete ſich das Feuer in wenig Minuten über alle dieſe Dächer, und die ganze Stadt wurde ein einziges Feuermeer, ſo daß dieſelbe bis auf vier kleine Häuſer ein Raub der Flammen wurde, ſelbſt eine Gaſſe in der Vorſtadt ein gleiches Schickſal hatte.

Noch hatte ſich dieſe Stadt von den durch die ſchwediſche Einquartierung entſtandenen Drangſalen bei weitem nicht wieder erholt, als ſie durch dieſes Unglück ganz in Ruinen verſank, ſo daß ſie ſich in vielen Jahren nicht wieder erholen konnte.

Die Flammen verbreiteten ſich ſo ſchnell, daß die unglücklichen Einwohner nur eilen mußten, das nackte Leben zu retten, an Rettung ihrer Habſeligkeiten war faſt gar nicht zu denken, dadurch aber das Brandunglück doppelt groß, ſo daß dieſer Bußtag eine traurige Epoche in der Geſchichte der Stadt Radeberg machte.

Die Abgebrannten fanden in den Scheunen, den wenigen Häuſern der Vorſtadt, ſo wie in den nahen Dörfern ein Unterkommen, und überall kam ihnen brüderliche Liebe und Mitleid entgegen, ſo daß nur

Wenige ſich eine kurze Zeit in Hütten auf dem Felde aufhalten durften. Doch es kamen auch wieder Zeiten, wo ſich dieſe Unglücklichen von den ausgeſtandenen Trübſalen erholen konnten, und es wurde an ihnen die alte Wahrheit ebenfalls auf's Neue beſtätigt:

Was auch die Flammen, der Krieg, der Hunger und Krankheit verzehren,
Reichlich ſpendend erſetzt Alles ein gütiger Gott.

14.

Heinrich Kellner,

oder

das tolle Jahr.

Die Stadt Erfurt, in Thüringen, war eine freie Stadt, ohne die legale Reichsfreiheit zu beſitzen, weil der Rath es unterlaſſen hatte, von dem Rechte, welches der Kaiſer Carl *IV.* dieſer Stadt in der güldnen Bulle dadurch gab, daß er ſie in die Reihe der Reichsſtädte ſtellte, Gebrauch zu machen.

Die Bürger dieſer Stadt hatten vom Anfange an den Ruf der Unerſchrockenheit und Energie, und ſie bewährten dieſen Ruf in der langen, Jahrhunderte hindurch währenden Gegenwehr, die ſie den Anſprüchen der Erzbiſchöfe von Mainz, an die Freiheit der Stadt, entgegenſtellten, und alle Kabalen der pfäffiſchen Argliſt ſcheiterten an der Kraft dieſer Bürger, bis dieſelbe endlich durch die veränderte Zeit erſchlaffte, und es ſeinen Erzbiſchöfen gelang, die Stadt unter ihre Herrſchaft zu bringen; wo es aber nicht geläugnet werden kann, daß Erfurt ſich unter dieſer Herrſchaft, von 1663 bis 1802, recht wohl befand und mild regiert wurde.

Der Lauf des *XV.* Jahrhunderts war unheilbringend für die Stadt Erfurt geweſen: denn mehreremale hatte die Peſt ſie entvölkert, und der berüchtigte Mönchsbrand (19. Juni 1472), wo ein entlaufner Mönch, Dietrich Burkert und ſeine Genoſſen, die Stadt an acht Orten anzündeten, verzehrte mehrere tauſend Häuſer. Dieſes und die Streitigkeiten der beiden Erzbiſchöfe von Mainz, Diether und Adolph, in welche dieſe Stadt mit verwickelt wurde, zog in Gemeinſchaft mit der Theilnahme an dem Feldzuge des Kaiſers Friedrich *III.*, gegen Karl den Kühnen von Burgund, wo die Bürger tapfer mit fochten, der Stadt eine große Schuldenlaſt zu, welche nun der Rath den Bürgern zu eröffnen ſich nicht getrauete, und die Schuld ſeiner Handlungen, beſonders der Geheimnißkrämerei, auf Andere zu wälzen ſuchte. Dieſe Periode iſt denn nun aber der Centralpunkt der vorliegenden Erzählung; wo wir nur noch zu bemerken haben, daß ſeit dem Jahre 1310 vier Volkstribunen, unter dem Namen Vierherren mit im Rathe ſaßen, welche dieſem gegenüber ihre Mitbürger vertreten ſollten, und von dieſen war Heinrich Kellner der Vornehmſte. — Dieſes war, zur Verſtändlichkeit des Folgenden, vorauszuſchicken nöthig, und wir gehen nun zu unſerm Vorhaben ſelbſt über. —

Es waren alſo die Schulden der Stadt Erfurt bis in's Ungeheure angewachſen, und der Rath befand ſich deshalb mit den Vierherren in der größten Verlegenheit, da ſie es nicht wagen durften, dieſen Stand der öffentlichen Angelegenheiten den Bürgern kund zu thun, weil ſie, ſchuldbewußt, ſich vor einer Revolution, wie einſt im Jahre 1310, fürchten mußten, wo leicht wieder mehrere Köpfe fallen konnten.

Unter den Vierherren, welche als die Vertreter der Bürgerſchaft galten, hatte ſich, wie ſchon gedacht, Herr Heinrich Kellner einen beſondern Ruf erworben, ſo daß er an der Spitze derſelben ſtand, und von den Rathsherren ſelbſt im Stillen gefürchtet wurde. Es war alſo Herr Kellner in Erfurt ein gewaltiger Mann, dem die Bürger vertraueten und der Rath fürchtete; es hätte aber dieſer Mann ein Halbgott ſeyn müſſen, wenn ihm in dieſer Stellung der Kopf nicht geſchwindelt hätte, oder ganz verdreht worden wäre. Ein ſolcher Halbgott war denn nun aber Herr Kellner nicht, und ihm im Gegentheil nur wenig Lebensphiloſophie zu Theil geworden, daher es denn auch kein Wunder war, daß er nicht wenig aufgeblaſen und ſtolz auf ſeine Macht und Stellung wurde.

Die Noth und Verlegenheit des Raths mehrte ſich immer mehr, und der Oberkämmerer, Ulrich Rottendorfer, drohete ſein Amt niederzulegen, wenn man ihm nicht die Mittel in die Hand gebe, die ſich mehrenden Bedürfniſſe zu befriedigen, und die nothwendigen Zahlungen zu leiſten. Die gewöhnlichen Einkünfte der Kämmerei mußten jetzt zu den Zinſen der Capitale verwendet werden; ſo daß dieſer Beamtete oft nicht wußte, wo er Geld auftreiben ſollte.

— Da verfiel Herr Kellner auf ein Palliativmittel, deſſen Anwendung zwar vor der Hand aus der Noth half, in der Folge aber unheilbringend werden mußte.

Der damalige Herzog und nachmalige Kurfürſt von Sachſen, Johannes, reſidirte in Weimar, und hatte ſchon längſt den Wunſch gehegt, das zwiſchen dieſer Stadt und Jena gelegene Schloß Capellendorf nebſt den dazu gehörigen Dörfern zu beſitzen. — Dieſer Ort gehörte damals dem Rathe zu Erfurt, war aber dem Herzoge Johannes ſo wohl gelegen, daß er ſchon einige Verſuche gemacht hatte, dieſe Beſitzung durch Kauf oder Tauſch an ſich zu bringen; bis jetzt aber waren alle Verſuche vergebens geweſen, weil manche ruhmvolle Erinnerung den Erfurtern dieſen Ort beſonders lieb und werth machte.

Dieſe Wünſche des Herzogs fielen jetzt, wo in Erfurt ſo große Geldnoth vorhanden war, dem Vierherrn Kellner bei, und ſie waren ihm eine liebliche Erſcheinung, denn ſie zeigten einen Ausweg aus dieſem Labyrinth, obgleich in weiter Ferne. Herr Kellner ließ alſo durch einen Vertrauten dem Herzoge die Nachricht geben: daß man jetzt nicht abgeneigt ſey, ihm Capellendorf mit dem Zubehör wenigſtens wiederkäuflich einzuräumen, da man vor der Hand weiter nichts wagen dürfe. Der Herzog Johannes nahm dieſes Anerbieten an, und die aus vierzehn Dörfern beſtehende Pflege Capellendorf wurde nun für achttauſend Gülden, eine für den Geldwerth damaliger Zeiten ſehr große Summe, dem Herzoge wiederkäuflich überlaſſen, und von dem Rathsmeiſter, Thielo Ziegler, ſowie von dem Vierherrn Heinrich Kellner, an Hans Limbach, den Abgeordneten des Herzogs, förmlich übergeben.

Dieſer Wiederkauf fand im Jahre 1508 ſtatt, und wir haben ihn deshalb bemerkt, weil er nicht wenig zu Kellners Sturze beitrug. *)

Unter den Bürgern zu Erfurt gab es viele, welche ſich der vergangenen Zeiten und ihrer Unglücksfälle erinnerten, ſie mit der prachtliebenden Wirthſchaft des Rathes in Verbindung brachten und daraus ſchloſſen, daß die Summe der Stadtſchulden nicht gering ſeyn könne. Dieſe Beſorgniß theilte ſich immer mehreren mit und wurde endlich die Sache der Zünfte, welche nun ihren Vorſtehern Auftrag gaben, vom Rathe Aufſchluß deshalb zu verlangen.

Mit Schrecken hörte der Rath die Fragen der Zunftmeiſter, und ſeine Partie war ſogleich genommen. Eben ſtanden zu jener Zeit Männer an der Spitze, die Klugheit genug beſaßen, um den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, und die eigne Schuld Andern aufzubürden. Die Geſchichte hat uns ihre Namen aufbewahrt, und nennt *D.* Adolar Ziegler, als Oberſtrathsmeiſter, und *D.* Kunz von der Sachſen als älteſten Bürgermeiſter, beide aber als die Leiter und Lenker des Raths. — Längſt ſchon war dieſen und andern Herren die Contradiction, ſowie die Stellung der Vierherren überhaupt läſtig geweſen, beſonders aber Heinrich Kellners Stolz und Eigenſinn unerträglich geworden, und es beſchloſſen demnach dieſe Rathsoberſten, in geheimer Conferenz mit ihren Collegen, den Rathsherren *D.* Reinboth, Heinrich von Löwen und Hans Kranichfeld, ſie zum Sturze dieſes Stolzen beſtens anzuwenden, trafen auch in der That treffliche Veranſtaltungen hierzu. —

---

*) Im Jahre 1534 erhielt der Kurfürſt von Sachſen, Johann Friedrich, den Beſitz dieſer Pflege erb- und eigenthümlich, nachdem der Rath ſich für unfähig zum Wiederkauf erklärt, und der Kurfürſt noch 4000 Gülden jener Summe zugelegt hatte.

A. d. V.

Als daher das Verlangen der Bürger, den Betrag der Stadtſchulden genau zu wiſſen, immer dringender wurde, ſetzten jene Weiſen dieſem Ungeſtüm kaltes Zaudern entgegen, und paarten dieſes mit Betheurungen des beſten Willens, wodurch denn der Schatten auf die Vierherren fiel, ſie ſelbſt aber im hellſten Lichte der Unſchuld ſtanden.

Endlich, als ſich kein Ausweg mehr finden ließ, beſchloß der Rath, die Bürgerſchaft durch Repräſentanten zuſammenzurufen, und ſendete deshalb Abgeordnete in die Viertel der Stadt, den Bürgern die Aufforderung kund zu thun: daß ſie ſolche Vertreter erwählen möchten, aus jedem Viertel Vier, mit welchen ſich dann Ein Rath*) über den gewünſchten Gegenſtand beſprechen könne.

Die Bürger nahmen dies Anerbieten mit großem Danke an, und wählten ein jedes Viertel vier alte, vorſichtige Männer zu ihren Vertretern, dieſe aber erwogen das Schwierige und Gewagte des ihnen gewordenen Auftrags, und ſprachen zu den Wählern:

„Ihr Männer, liebe Mitbürger! — Mit Herren iſt nicht gut Kirſchen eſſen! Darum können wir nicht thun, was Ihr begehret, es ſey denn, daß uns die Gemeine einen andern Troſt gebe. — Glaubet Ihr lieben Bürger denn, daß es ein Kinderſpiel ſey, mit dem Rathe zu handeln, und ihn ſo viel und ernſtlich um die Schuld zu fragen? — Wenn nun Ein Rath ſeine Ungnade auf uns würfe und uns gefangen nehmen ließe, ſo wären wir arme Leute. — Deshalb begehren wir, Ihr wollet uns verſchonen!“

---

*) Ein Rath war die gewöhnliche Benennung dieſes obrigkeitlichen Collegii, ſowie Eine Gemeine oder Gemeinde diejenige, mit welcher man die Geſammtheit der Bürgerſchaft bezeichnete.

A. d. V.

Dies machte aber die Bürger traurig; denn es waren tüchtige Männer, denen ſie ihr Vertrauen geſchenkt hatten, darum ſprachen ſie zu ihnen und ermahnten ſie, dem auf ſie geſetzten Vertrauen zu entſprechen; allein die Geſammtheit erhielt von ihren Vertretern die Antwort:

„Es ſey denn, daß Eine Gemeinde uns gelobe, an eines geſchwornen Eides ſtatt, Leib, Leben, Gut und Ehre, Haut und Haar bei uns zu laſſen, wollen wir es nicht thun, mit dem Rathe zu rechten.“

Da riefen ihnen die verſammelten Bürger alle zu: „Es iſt billig, was Ihr verlangt; darum wollen wir Euch dieſes gern geloben, doch alſo, daß Ihr uns wieder gelobet: keine Sache, ſie ſey klein oder groß, mit Einem Rathe zu vertragen, ohne Wiſſen und Willen Einer Gemeinde!“

Auch dieſes Begehren war billig, darum fand es Anklang bei den Gewählten, und ſo verſchworen ſie ſich gegenſeitig zu Schutz und Trutz dergeſtalt, daß beide Theile ſichergeſtellt waren.

Als nun die Kunde von dieſem Vorgang vor den Rath kam, und derſelbe erfuhr, welche gegenſeitige Gelübde ſich die Wähler und Gewählten geleiſtet hätten, erſchraken dieſe Herren gewaltig, denn mit dem guten Willen, den ſie geheuchelt hatten, war es ihnen nicht vom Herzen gegangen, und ſie hatten nicht geglaubt, daß die Bürger ſich unter einander vereinigen würden, und auf die Uneinigkeit derſelben nicht wenig gerechnet. Da nun dieſe Vereinigung aber doch geſchehen war, konnten ſie nichts anders thun, als die Sache ihren Lauf gehen laſſen, und ſich ſo gut als möglich aus derſelben ziehen.

So weit war es alſo in der Vorbereitung zum Ausbruch der Erklärung zwiſchen Bürgerſchaft und Rath gediehen; und wir haben das Vorſtehende mit gutem Vorbedacht ſo umſtändlich erzählt, weil dieſes Beiſpiel einen neuen Beweis für die alte Wahrheit giebt: Es geſchehe nichts Neues unter der Sonne, und es habe vor dreihundert Jahren, eben ſo wie in unſern Tagen, gewiſſenloſe Menſchen gegeben, die, ihres Eides uneingedenk, den ehrwürdigen Namen Obrigkeit zu den unedelſten Handlungen der Selbſtſucht und des Eigennutzes mißbrauchten, und wollen nun, in den nächſtfolgenden Abſchnitten, die Folgen dieſes bisherigen Benehmens zu ſchildern verſuchen.

15.

Heinrich Kellner,

oder

Das tolle Jahr.

(Fortſetzung.)

Als nun die Vertreter der Bürgerſchaft das Gelübde ihrer Mitbürger erhalten hatten, daß ſie bei ihren Verhandlungen mit dem Rathe kräftig geſchützt werden ſollten, begaben ſie ſich auf das Rathhaus und zeigten dem Rathe die auf ſie gefallne Wahl an. So wenig nun aber auch dem Rathe dieſe Wahl angenehm ſeyn konnte, da ſie auf Männer von Kopf und Herz gefallen war, ſo machte er doch eine gute Miene zum böſen Spiel und legte ihnen Alles offen vor. Als nun die Erwählten das Regiſter der Schulden, an dem anberaumten Tage, — 8. Juni 1509 — zuſammenrechneten, glaubten ſie vor Schrecken in die Erde ſinken zu müſſen, als ſie die ungeheure Summe von ſechsmalhunderttauſend Gülden als das Reſultat ihrer Berechnung fanden. Dies war aber vielleicht ſo viel als zu unſerer Zeit ſechs Millionen, und demnach mehr, als die Stadt zu bezahlen vermochte. — Auch dem Rathe war nicht wohl zu Muthe, denn wer leiſtete ihm Bürgſchaft für das, was daraus entſtehen konnte, und die Rathsherren zitterten vor dem Grimm der Bürger; doch der Oberſtrathsmeiſter *D.* Ziegler bemerkte den Repräſentanten ſehr klug und zu rechter Zeit: „daß dieſe Summe der Stadtſchulden nach und nach in den Nöthen der Stadt und ſtets nur mit Beirath und Wiſſen der Vierherren gemacht worden und aufgelaufen ſey.“

Die Bürger verſammelten ſich nunmehr in ihren Vierteln, und in einem jeden derſelben machten die Erwählten ihren Mitbürgern die Summe der Stadtſchulden kund, die ihnen vorgelegt worden war, wo denn Alle mit Schrecken dieſe Eröffnung vernahmen; keiner aber konnte begreifen, wie bei der ſchweren Abgabenlaſt, die bis jetzt die Bürgerſchaft ſo hart gedrückt habe, dieſe Schulden hätten gemacht werden können. — Als jedoch die Erwählten ihren Mitbürgern vorſtellten und ſprachen: „Liebe Mitbürger! Ihr ſollet mit Vernunft und nicht mit Zorn anheben: denn wir müſſen die Sache mit Güte erfahren und nicht mit Zorn. Darum, liebe Mitbürger, ſollet Ihr folgen und gehorchen, und wir bitten Eine Gemeine um gütige Antwort, ſie dem Rathe wieder zu ſagen."*) — Da berathſchlagten ſich die Bürger und beſchloſſen einträchtiglich, daß die Männer dem Rathe ſagen ſollten: „Es ſey Eine Gemeine bereit, zu thun, was dem Rathe lieb wäre, mit Hülfe und Steuer, doch alſo, daß Ein Rath der Gemeine Rechnung ablege, wo die ſchweren Auflagen hingekommen wären, welche die Bürger aufgebracht hätten, und wie noch eine ſolche große Schuld entſtanden ſey?"

Als nun die Erwählten dem Rathe dieſen Entſchluß der Bürger kund machten, erſchraken die Herren ſehr, denn dies hatten ſie nicht vermuthet; doch ergriffen ſie die beſte Partie, die ſie ergreifen konnten; ſie nahmen den Fuchsbalg um, und gelobten ſich im Stillen, ihn gelegentlich mit dem Wolfspelze zu vertauſchen. Daher gaben ſie eine ausweichende Antwort, die aus den ſüßeſten Verſprechungen zuſammengeſetzt war. Nun erreichte zwar hierdurch der Rath zum Theil ſeine Abſicht, und die Bürger ſchienen begütigt, aber ſie ſchienen dieſes nur für kurze Zeit; denn bald darauf ſprachen ſie wieder von Ablegung der Rechnung, und da ließ ſich der Rath verblüffen, ihnen die Bewahrung der Stadtſchlüſſel, ſo wie der Mauern und Thürme, mit der Cyriaksburg zu verwilligen, auch daß ſie, was ſich eigentlich von ſelbſt verſtand, jederzeit mit ihren Erwählten Rath pflegen könnten ꝛc. —

---

*) Nach einer alten chronikaliſchen Nachricht wörtlich, was auch mit dem Voranſtehenden der gleiche Fall iſt. D. V.

So ſchien die Zwietracht ein Ende zu haben, und die Bürger ganz ruhig zu ſeyn; doch als eine Woche um die andere verging, und zu keiner Rechnung der Anfang gemacht wurde, die Erwählten aber unermüdet darauf drangen, lenkten die Rathsherren wieder um, entſchuldigten ſich damit: *daß alle Jahre der abgehende Rath dem angehenden Rechnung zur Genüge abgelegt habe, und damit möchten ſich die Bürger beruhigen.* — Das aber war *unklug* und verrieth die Geſinnung des Raths, die fatale Rechnung auf die lange Bank der Ewigkeit zu ſchieben, mehr als zu deutlich. Als aber die Bürger ſich mit dieſem *Palliativmittel* nicht begnügten, wendeten ſich die Rathsherren an den Kurfürſten *Friedrich* von Sachſen und ſeinen Bruder den Herzog *Johannes*, als die anerkannten *Schutzherren* dieſer Stadt, welche denn auch Abmahnungsſchreiben an die Bürger erließen, die aber wenig fruchteten, ſo daß im Gegentheil die immer mehr aufgeregte Gemeine in dieſer Aufregung den Entſchluß faßte, ſich an den Erzbiſchof und Kurfürſten von Mainz zu wenden, und ihn um ſeine Vermittelung zu bitten. Dieſer unvermuthete Entſchluß brachte den Rath in großes Schrecken, und er ſtellte den Bürgern auf das Beweglichſte vor, in welche Gefahr ſie die Freiheit und Privilegien der Stadt hierdurch bringen würden. — Doch die Erbitterung der Bürger war zu groß und ſtieg immer höher, ſo daß eine förmliche Spaltung zwiſchen dem Rathe und der Bürgerſchaft faſt unvermeidlich und Vielen aus dieſem ehemals ſo ſtolzen Collegio nicht wohl zu Muthe wurde. — Wem nur irgend ſein Bewußtſeyn zum Bußprediger ob ſeiner Thaten werden mußte, der ſuchte ſich den aufgeregten Bürgern zu nähern und mit ihnen in Verſtändigung zu kommen; die aber, welche hierzu zu ſtolz waren, wendeten ſich an den Herzog Johannes und ſuchten ein Aſyl in Weimar bei demſelben, der ſich auch dieſer Schützlinge thätig annahm, und, in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder, dem Kurfürſten, den geſtörten Frieden zwiſchen dem Rathe und der Bürgerſchaft in dieſer Stadt wieder herzuſtellen ſuchte. Es boten auch dieſe beiden Fürſten der Stadt ein Darlehn von hunderttauſend Gülden an, hatten aber den unangenehmen Erfolg damit, daß die Bürgerſchaft es ausſchlug, weil ſie es vorzog, ihre Hülfe durch Regreß am Rathe zu ſuchen, und nicht auch die übrigen Güter der Stadt zu verpfänden.

Zu der Zeit waren, auſſer Heinrich Kellnern, Georg Friedraum, Heinrich Utzberg und Balthaſar Günſtädt die Vierherren der Stadt Erfurt, und als ſie ſahen, was da werden wollte, näherten ſie ſich den Bürgern, veranſtalteten eine Verſammlung derſelben, und begaben ſich dahin, wo die Bürgerſchaft verſammelt war. Hier wurden ſie denn mit der ernſten Frage empfangen: „Warum ſie einer armen Gemeine die große Schuld ſo lange Zeit verſchwiegen hätten.“ — Auf dieſen ſie treffenden Vorwurf wußten ſie denn weiter nichts zu antworten, als: „Daß ſie es nicht hätten ſagen dürfen bei ihrem Leben!“ — Hierdurch aber ſuchten ſie ihren Mitbürgern den begangenen Eidbruch vergeſſen zu machen, und ſie wieder mit ſich zu verſöhnen.

Dieſes Benehmen hatte jedoch die Folge, daß es die Rathsherren gegen die Vierherren aufbrachte, und ſie zu ihren heimlichen, deshalb aber um ſo gefährlichern Gegnern machte. — Es wurde alſo ganz unter der Hand den Bürgern kund gemacht, daß die Vierherren zu den Schulden ihre Einwilligung gern gegeben, und dadurch das Ihrige willigſt dazu beigetragen hätten. — Auch der Antrag, das den Bürgern ſo liebe Amt Capellendorf dem Herzoge von Sachſen zu verkaufen, um ſich aus der Noth zu retten, ſey hauptſächlich von Heinrich Kellner und ſeinen Collegen gemacht und durchgeſetzt worden.

Durch dieſen Meiſterſtreich der Kabale wurden die Vierherren den Bürgern verdächtig, und der meiſte Schatten bei der Schuldſache fiel auf ſie, wo denn die Folgen nicht außenbleiben konnten.

Während es nun ſo in den Gemüthern kochte, entſpann ſich eine Verſchwörung unter den Bürgern, welche die Mutter von blutigen Ereigniſſen werden konnte, und am Tage Jacobi, bei Gelegenheit des im Comthurhofe des deutſchen Ordens auszuſchenkenden Jacobsbieres, ausbrechen ſollte. Die Häupter dieſes ziemlich weit verbreiteten Complotts waren Männer, die beſonders Urſache zu haben glaubten, mit dem Rathe und den Vierherren unzufrieden zu ſeyn, und von ihrer Rückſichtsloſigkeit war Alles zu befürchten. Der Rath erhielt von dieſer Verſchwörung Kenntniß, doch ſo, daß er glauben mußte, ſie ſey weit ſtärker, als ſie wirklich war, und dieſes führte nun die Cataſtrophe noch vor jenem Tage und auf eine andere Weiſe herbei.

Es war am Tage Bonaventurä, (4. Juli) 1509, als ſich die Vormünder [*]) und Erwählten der Bürgerſchaft, nebſt den ſämmtlichen Obermeiſtern der Zünfte auf dem Rathhauſe verſammelt hatten, und im Seſſionsſaale des Raths ihre Bitten um Berechnung wiederholten, wobei noch manches Andere zur Sprache kam. Die Rathsmeiſter wußten die Rede geſchickt auf Capellendorf zu lenken, und nun fragten die Vormünder und Erwählten ernſtlich: wie es damit ſtehe? Da ſtand Kellner auf und ſprach im Tone des gekränkten Ehrgefühls:

„Es ſagen ſchlechte Leute, daß ich Capellendorf verkauft haben ſoll!“

Die Vormünder aber nebſt den Erwählten antworteten ihm ſofort:

„Daß Capellendorf verkauft worden iſt an den Fürſten von Sachſen, kann nicht geläugnet werden. Dieſes aber habt Ihr gethan, ohne Wiſſen und Willen der Gemeine!“

Jetzt wurde Kellner im Innern ergrimmt, daß man ihm, dem ſonſt ſo Gefürchteten, jetzt ſo ſcharf zu Leibe ging, und ſeinen Verſicherungen nicht mehr unbedingt glauben wollte, und in dieſem Zorne, der bekanntlich nur zu oft nicht das thut, was vor Gott recht und vernünftig iſt, ſtand der ſonſt ſo gefürchtete und hochangeſehene, jetzt aber ſo hart angegriffene ſtolze Kellner auf, und rief: „Was Gemeine! — Wer iſt die Gemeine?“ —

---

[*]) So wurden in dieſer Stadt die Viertelsmeiſter genannt, und es waren derſelben früher acht bis zwölf an der Zahl. A. d. V.

Hier erhielt er nun von den Stadtvormündern und Erwählten zur Antwort: „So viel wir wiſſen, iſt ſie nichts anders, als die Gemeinſchaft aller Bürger dieſer Stadt!"

Doch jetzt war Kellner ſo unklug, daß er, erſt ein Schnippchen und dann, auf die Bruſt ſchlagend, im ſtolzeſten Tone ausrief: „Was Gemeine! Hier ſteht die Gemeine!"

Dieſe Worte, vom Stolze eingegeben und von Unklugheit ausgeſprochen, ob ſie gleich im Grunde weiter nichts ſagten, als daß er glaube, die Gemeine zu repräſentiren; ſo wurden ſie doch zum zündenden Funken, der die Exploſion hervorbrachte. — Es entſtand ſofort ein Murmeln unter den Anweſenden, welches immer höher ſtieg, und endlich zu dem einmüthigen Rufe wurde: „Dieſe Worte ſtehen Einer Gemeine nicht zu, zu leiden; denn Kellner ſagt, er ſey die Gemeine ſelbſt, und darum ſoll er nicht von uns kommen; wir wollen ihn gefangen nehmen!"

Dieſe Worte brachten groſſen Schrecken hervor; denn ſie kamen unvermuthet und lieſſen auf traurige Folgen ſchlieſſen. Die Rathsherren ſelbſt erſchraken vor dieſen Aeuſſerungen; war es doch ſo leicht, daß dieſelben auch auf ſie ſelbſt angewendet wurden, da es einem Jeden ſein Bewußtſeyn ſagte: daß die Bürger mit Recht auf den Rath aufgebracht wären. — Eifrigſt ſtellten demnach die Rathsmeiſter den Bürgern vor: in welche Gefahr ihre Freiheiten und Gerechtigkeiten kommen könnten, wenn ſie ſich Handlungen der unerlaubten Selbſthülfe zu Schulden kommen lieſſen, und daß der mächtige Herzog von Sachſen, als Schutzherr dieſer Stadt, es nicht ungerochen laſſen würde, wenn **Kellnern** wegen Capellendorf etwas Widriges begegne. — Dieſe Vorſtellungen machten auch einigen und wenigſtens ſo viel Eindruck auf die erbitterten Bürger, daß man **Kellnern** durch Handſchlag angeloben ließ, bei Verluſt des Leibes und Gutes nicht aus der Stadt zu weichen, ohne Wiſſen und Willen des Rathes und der Gemeine. Und ſo ließ man denſelben in ſeine Wohnung gehen.

Eine ſolche Wendung nahm dieſe Angelegenheit, und die Erbitterung der Bürger auf ihre bisher ſo mächtigen Vertreter, die Vierherren, ſetzte die Rathsherren ebenfalls in Schrecken, und einer von ihnen, **Hans Kranichfeld**, verſicherte die anweſenden Vertreter der Bürgerſchaft: „**daß er Leib und Leben bei der Gemeine laſſen werde.**“ — Dieſer Verſicherung traten auch noch viele andere Herren des Rathes bei, als ſie ſahen, daß ſie nicht ohne Wirkung auf die Gemüther der Bürger blieb; da dieſe Argloſen glaubten, die in der Angſt gegebenen Verſicherungen wären denen, die ſie gaben, von Herzen gegangen. Doch bald darauf wurden ſie eines andern belehrt; da mehrere dieſer Angſtvollen, vom Bewußtſeyn ihrer Schuld getrieben, aus der Stadt entflohen, und ihre Zuflucht zu dem Herzoge von Sachſen nach Weimar nahmen, dem ſie aber gewiß nicht die Wahrheit ſagten; denn ſonſt würde dieſer gerechte Fürſt ſolchen Schuldbeladenen keinen Aufenthalt an ſeinem Hofe geſtattet haben.

So weit war es alſo zwiſchen dem Rathe und der Bürgerſchaft gekommen, und es ließ ſich leicht vorausſehen, daß die Rechnungsablegung noch ſchwere Folgen haben werde, zu welchen wir nun im folgenden Abſchnitte übergehen wollen.

16.

Heinrich Kellner,

oder

das tolle Jahr.

(Fortſetzung.)

So war denn der bisher ſo mächtige Bierherr, Heinrich Kellner, von ſeiner Höhe herabgeſtürzt, und lebte in ſeinem eigenen Hauſe als Gefangener. Das Gewiſſen dieſes Mannes, das bisher geſchlafen hatte, erwachte jetzt und ſtellte ihm das Gewiſſenloſe ſeiner Handlungen, und wie er ſo ganz anders hätte handeln ſollen, im wahren Lichte dar. Dieſe Gewiſſensbiſſe brachten aber den ſchon ohnehin Tiefgebeugten zur Verzweiflung. Sein Muth, ſonſt ſo groß, war gebrochen und bis auf den geringſten Schein dahin geſchwunden; er ſah daher in jedem Bürger, der ſich ſeinem Hauſe näherte, einen Häſcher, der ſich ſeiner Perſon bemächtigen wolle. Vielleicht fehlte es auch nicht an Gerüchten, welche ſeine Verhaftung betrafen und den außer ſich gebrachten Kellner beſtimmen halfen, ſich nach einem ſichereren Aufenthalte umzuſehen, und bald fand er einen ſolchen.

In jenen Zeiten waren die Kirchen die ſicherſten Zufluchtsorte für Verfolgte, und ſelbſt todeswürdige Verbrecher fanden Schutz vor der Strafe, wenn es ihnen gelang, eine Kirche zu erreichen. — Dieſes beſchloß jetzt der angſtvolle Kellner zu benutzen, und er bat alſo ſeinen Jugendfreund, den Pfarrer zu St. Veit, M. Michael Weingärtner, um ein Aſyl in ſeiner Kirche. Dieſes wurde ihm auch gewährt, und er flüchtete ſich nun eines Abends dahin, wo ihm durch den Kirchner, Bartholomäus Schütz, ein Aufenthalt auf dem Orgelchore bereitet wurde. — So lebte alſo dieſer einſt in der Stadt ſo hoch angeſehene Mann, nachdem er ſich in dieſe Kirche geflüchtet hatte, entfernt von den Seinigen, und in ſteter Furcht vor ſeinen Mitbürgern, deren Vertrauen er ſonſt im hohen Grade genoſſen hatte, ſo daß ſie ihn als ihren Hort betrachtet hatten, — in dieſem Aſyl, wo ſein Bett hinter der Orgel in der Balgkammer ſtand, viele Wochen lang. — Hier beſuchten ihn oft einige Freunde, die ihm noch geblieben waren, da ſich Alles von ihm abwendete, als er von ſeiner Höhe herabſtürzte. Wenn ihn dann dieſe ermahnten, wieder nach Hauſe zu den Seinigen zu gehen und in ihrer Mitte zu leben; dann ſprach er, gleichſam in der Vorahnung ſeines Schickſals die Furcht aus: „daß ihn die böſen Buben, — (die Verſchwornen) — gefangen nehmen würden!“ Denn der Muth dieſes Mannes war dahin, und ſein Stolz mit ſeiner Kraft verſchwunden. —

Schon da, als Kellner noch den Arreſt in ſeinem Hauſe hielt, fürchteten die Rathsherren ein gleiches Schickſal, und abermals flohen mehrere von ihnen nach Weimar, den ihnen verſprochenen Zufluchtsort erwählend, und ihre Habe dem Zorne der Bürger preißgebend.

Da nun die Stadtvormünder und Erwählten ſahen, welche Partie ſo viele Rathsherren nahmen, beſchloſſen ſie, ſich an den Kurfürſten Erzbiſchof von Mainz zu wenden, und ihn um ſeine Vermittelung zu bitten. Es wurden daher von den Repräſentanten ſechs erwählt, welche nun die Reiſe nach Mainz antraten; ohngeachtet die übrigen noch da gebliebenen Rathsherren um Gotteswillen baten, es nicht zu thun, und es lieber mit dem Fürſten von Sachſen zu halten, als mit dem von Mainz, da er der Freiheit dieſer Stadt ſo nachſtrebe. Auch langte ein Schreiben von Weimar an, in welchem ſelbſt Drohungen befindlich waren; dennoch aber blieben die Bürger feſt bei ihrem Vorhaben, und die Deputirten traten ihre Reiſe an.

Zu jener Zeit ſaß der Erzbiſchof Uriel auf dem Stuhle zu Mainz, und dieſer ſtaatskluge Fürſt ergriff die ſich ihm darbietende Gelegenheit, die alten Pläne des Erzſtifts auf die Herrſchaft über Erfurt zu verfolgen, mit beiden Händen, daher die Geſandten dieſer Stadt höchſt ehrenvoll aufgenommen wurden. Als nun der Erzbiſchof ihr Anliegen vernommen hatte und hörte, daß von den alten Herren, welche die Schulden hatten machen helfen, noch verſchiedene am Leben wären, erbot er ſich zur Vermittelung, und es wurden auch von den Räthen des Erzbiſchofs welche erwählt, die mit den Deputirten nach Erfurt ziehen ſollten, dort die Vermittelung zu übernehmen, und ſie traten alleſammt den Weg dahin an.

Schon waren dieſe Friedensgeſandten mit den Erfurter Deputirten bis in das Kloſter Georgenthal, am Thüringerwalde, gekommen, wo ſie die Nachtherberge nehmen wollten, aber das Ziel der Reiſe fanden. —

Zu jener Zeit reſidirte noch kein Fürſt zu Gotha, ſondern der Herzog Johannes hatte einen Hauptmann daſelbſt und zu Tenneberg, welcher dazumal Herr Caspar von Brumelbergk genannt wurde.

— Da nun dem Herzog bereits Alles verkundſchaftet worden war, was die Erfurter in Mainz gewollt und ausgerichtet hatten, und daß ſie bereits auf dem Rückwege wären, ſendete er ſeinen Marſchall, Friedrich von Thune, nach Gotha, in Gemeinſchaft mit dem Grafen Siegmund von Stollberg und dem Hauptmann von Tenneberg, das Volk aufzubieten, die Mainzer zurückzuſchicken, die Erfurter aber gefangen zu nehmen, und als Gefangene nach Weimar zu ſenden. — Der Marſchall von Thune that auch das, was ihm ſein Herr befohlen hatte, und während dieſe Reiſenden im Kloſter ruhig ſchlieſen, zog ein ſtarker Haufen Kriegsleute heran, das Kloſter zu umſtellen, dies aber geſchah in der größten Stille. Als nun der Tag angebrochen war, forderte der Herr von Thune die Deputirten von Erfurt aus dem Kloſter vor ſich, und fragte ſie ernſtlich: „Von wem ſie die Erlaubniß hätten, fremde Herren durch das Land ſeines gnädigſten Fürſten und Herrn zu führen; darum möchten ſie ſich ohne Umſtände gefangen geben!“ — Und ſo kamen dieſe Gefangenen nicht wieder nach dem Kloſter zurück.

Als nun dieſes geſchehen war, begab ſich der Marſchall in das Kloſter und ſprach gleichfalls ein ernſtliches Wort mit den Mainzer Abgeordneten, von denen der Domſcholaſter Lorenz Truchſeß der vornehmſte war, verwies ihnen die Einmiſchung in dieſe Sache, und machte das eidliche Gelöbniß, wieder nach Mainz zurückzukehren, zur Bedingung ihrer Freiheit. Die Abgeordneten ſchworen und kehrten zurück nach Würzburg, die Erfurter Deputirten aber brachte man nach Weimar, wo ſie in ein Wirthshaus gebracht wurden, in welchem ſie als

Gefangene zu leben, und ſich ohne den Willen des Herzogs nicht aus der Stadt zu entfernen, eidlich gelobten. Alle ihre Papiere kamen an den Herzog, welcher dadurch erfuhr, was eigentlich der Zweck dieſer Sendung geweſen ſey. —

Als nun das Gerücht von dieſem Vorfalle am folgenden Tage nach Erfurt kam, erſchraken anfänglich die Bürger, die alten Herren vom Rathe aber frohlockten: denn ſie hatten es vorausgeſehen, daß es ſo kommen werde. Nachdem jedoch der erſte Schrecken vorüberwar und in einen hohen Grad von Aufregung überging, wo ſelbſt ein Aufruhr befürchtet werden mußte: da verwandelte ſich das Gaudium der alten Herren in tödtliche Angſt; denn man gab es laut ihrem Anſtiften ſchuld, daß jetzt mehrere Bürger in Weimar deshalb gefangen liegen müßten, weil die Rathsherren keine Rechenſchaft von ihrem Thun ablegen wollten. Und ſo geſtaltete es ſich immer drohender für die öffentliche Ruhe. — Doch als die Verſtändigern in der Bürgerſchaft erwogen, welche Folgen es haben könne, wenn einige hundert Tollköpfe einen Aufſtand mit gewaffneter Hand anſtellen ſollten, vereinigten ſie ſich, die Ruhe in der Stadt aufrecht zu erhalten, und es wurden daher kräftige Anſtalten getroffen, allem Unweſen zu begegnen. — Die Bürger traten unter die Waffen, und beſtellten zahlreiche Wachen, die jede Nacht in Bereitſchaft ſtanden, oder die Straßen durchzogen, den Aufrührern kräftig zu begegnen. Eines Abends holten ſie aus einer Verſammlung dieſer Uebelgeſinnten die Häupter derſelben und legten ſie in Gefängniſſe, worauf den übrigen, die ohne Leiter waren, der

Muth entfiel, ſo daß die öffentliche Ruhe weiter nicht geſtört wurde. —

In dieſen unruhigen Zeiten war es auch, daß die bewehrten Bürger in Fahnen eingetheilt wurden, und aus dieſen acht Fahnen, wozu in der Folge noch eine neunte und zehnte kam, entſtand denn das Bürgerregiment, welches der Stadt viel Dienſte leiſtete, bis es endlich im Jahre 1803 ſeine Endſchaft erreichte.

Durch dieſe Vorgänge wurden die Anregungen zur Berechnung der Stadtſchulden nicht aufgehoben, und die Stadtvormünder drangen, in Gemeinſchaft mit den dazu Erwählten, wiederholt darauf. — Da merkten die Rathsherren, daß der gegen ſie gerichtete Unwille der Bürgerſchaft beharrlich ſey, und wer von ihnen noch entfliehen konnte, der entfloh. — Selbſt Herr Kranichfeld, welcher am entſcheidenden 4. (14. n. St.) Juſti in der Angſt betheuert hatte, bei der Stadt leben und ſterben zu wollen, ſuchte das Weite und lief nach Gotha, wo er Bürger werden wollte; doch der Rath verſagte ihm das Bürgerrecht, bis er Brief und Siegel brächte, daß er mit Gunſt und Willen des Raths und der Gemeine zu Erfurt die Stadt verlaſſen. Dies vermochte er aber nicht und ging alſo nach Erfurt zurück, wo man ihn fragte: warum er in Gotha habe Bürger werden wollen? — Der Gefragte antwortete demüthig und verſprach, nie wieder aus der Stadt zu weichen; und nur auf dieſe Bedingung erlaubte man ihm, nach Hauſe zu gehen.

So verzog ſich die Zeit; doch es kam der Monat November heran, und noch war die verſprochene Rechnung vom Rathe nicht abgelegt; denn es ſchob immer Einer die Schuld auf den Andern, und beſonders bezogen ſich die anweſenden Rathsherren auf die entflohenen. Plötzlich kamen in der Nacht nach Allerheiligen wieder andere Räthe von Mainz, in Begleitung von vierundzwanzig Rittern und Herren vor der Stadt an, und man ließ ſie dort warten bis an den andern Morgen, wo ſie in den Mainzerhof einzogen. Als nun die Anweſenheit der Mainzer in der Stadt bekannt wurde, bezeigten die Bürger hohe Freude darüber; denn ihr einziges Vertrauen war auf dieſe Vermittelung geſtellt. Von vielen bewaffneten Bürgern geleitet, gingen die Mainzer auf das Rathhaus, wo ihnen die anweſenden Rathsherren alle Bücher, die ſie begehrten, auf Verlangen der Bürger vorlegten, worauf ſie ſtrenge Unterſuchung hielten und zu ihrem, ſowie der Bürger Erſtaunen, viel böſe Dinge fanden, die wohl geeignet geweſen wären, die Stadt in der Zukunft um ihre Freiheit zu bringen. Und dieſe Unterſuchung wurde mit Zuziehung von Deputirten der Stadträthe aus den in Thüringen gelegenen Reichsſtädten Mühlhauſen und Nordhauſen fortgeſetzt, obgleich die eigentliche Berechnung aus den ſchon angegebenen Urſachen nicht ſtattfinden konnte.

In dieſen Zeiten der Unruhe gab es faſt alle Nächte Aufläufe, und die Bürger, welche ſich zur Aufrechthaltung der Ruhe verbunden hatten, konnten die Waffen faſt nicht mehr ablegen, wenn ſie jenen unruhigen Bewegungen in Zeiten zuvorkommen wollten. — Um aber das Unglück der Stadt vollkommen zu machen, entſtand eine Spaltung unter der Bürgerſchaft; da viele Bürger in der Anweſenheit der Mainziſchen Geſandten Gefahr für ihre Freiheit erblickten, beſonders, als dieſe ſo unklug waren, bei der Gelegenheit, daß an die Stelle der geflüchteten Rathsherren andere zur Ergänzung erwählet wurden, den Eid, welchen die angehenden Räthe ſonſt dem Kurfürſten und Erzbiſchofe von Mainz, zu Aufrechthaltung ſeiner in dieſer Stadt habenden Gerechtſame ſchworen, umänderten und ſo ſtellten, daß die Anſprüche dieſes geiſtlichen Fürſten mehr Begründung gewannen, was allerdings für die Freiheit der Stadt ſelbſt nachtheilig werden konnte. Dieſes wurde vielen verſtändigen Bürgern bedenklich, und ſie bereuten es, ſich an Mainz gewendet zu haben.

Aber auch zwiſchen den beiden Kurfürſten von Mainz und Sachſen brachte dieſe ſtädtiſche Angelegenheit eine ſo ſtarke Spannung hervor, daß wahrſcheinlich ein Krieg unter ihnen entſtanden wäre, hätte nicht der Kaiſer die Vermittelung übernommen. Doch endlich gelang es noch, ſie zu verſtändigen, und das Blutvergießen zu verhüten. — Soviel für jetzt, den lehrreichen Ausgang dieſer ſo verwickelten Begebenheit werden wir im nächſten Abſchnitte erzählen. —

17.

Heinrich Kellner,

oder

Das tolle Jahr.

(Beſchluß.)

Als Heinrich Kellner ſich noch in ſeinem Aſyl, in der Kirche zu St. Veit befand, kamen oft ſeine Freunde zu ihm, und beſuchten ihn in ſeiner Einſamkeit. — Wenn ſie dann wieder von ihm gingen, that es ihm wehe, daß er nicht daheim, im Kreiſe der Seinen leben könne, ſondern ſich, wie der größte Verbrecher, in dieſer Verborgenheit aufhalten müſſe. Er ſtellte dann Vergleichungen an, zwiſchen Sonſt und Jetzt, und die ſchmerzlichſten Gefühle marterten ihn. — Deshalb fanden auch die Ermahnungen ſeiner Freunde, wieder heimzukehren, in den Schooß ſeiner Familie, Eingang in ſeinem Herzen, und er ging eines Abends, als er eben wieder ſolchen Beſuch gehabt hatte, mit den Heimkehrenden zurück in ſeine Wohnung, wo er mit großer Freude empfangen wurde. Wie freuete ſich der wieder glücklich ſich fühlende Hausvater, daß er ſich wieder im Kreiſe der Seinen befand, und ahnete nicht, wie kurz dieſe Freude ſeyn werde. —

Bald erfuhren die Junkherren des Raths die Rückkunft des Vierherrn in ſeinem Hauſe und beſuchten ihn fleißig, um ihn wegen ſeines Schickſals zu tröſten. Es war aber auch dieſer Troſt bei Heinrich Kellnern ſehr nöthig: denn ſein Muth war, wie ſchon erwähnt, gebrochen und ſeine frühere Kraft dahin, da er das Gefährliche ſeiner Lage erkannte und erwog, welch ein gewagtes Spiel er ſpielte, bei dem nur die Rathsherren den Vortheil hatten, und bloß das Wagniß ſein Theil war.

Der öftere Beſuch der Junkherren des Raths bei Kellnern erregte den Verdacht der Bürger auf's Neue, daß ſich dieſe Männer abermals zum Schaden der Stadt verſchwören wollten. Alle frühern Eigenthümlichkeiten des Raths und der Vierherren, ſelbſt die ſchon ganz vergeſſenen, erneuerten ſich wieder, und der alte Groll gegen dieſen Vierherren erwachte mit neuer und verſtärkter Kraft in allen Gemüthern. — Er, ſowie ſeine Amtsgenoſſen galten den Bürgern als Pflichtvergeſſene, die an allem Unheil der Stadt die Schuld trügen, und immer höher ſteigerte ſich der Unwille in den Herzen gegen dieſe Männer; ſo daß für Kellnern und ſeine Schickſalsgefährten das Verderben nahe war. Es kam ſchnell und unverhofft! —

Eines Tages ſaß Kellner mit den Seinen ruhig und ahnungslos beim Mittagsmahl, als plötzlich ein treuer Diener die Schreckensworte in das Speiſezimmer rief: „Rettet Euch! Denn es eilen von allen Seiten Bewaffnete dieſem Hauſe zu!“ — Alle ſprangen erſchrocken von der Tafel auf und an die Fenſter, wo ſie fanden, daß der Diener die Wahrheit, doch zu ſpät für die Rettung, geſprochen hatte. Schon war das Haus umringt und an kein Entkommen mehr zu denken. Kellner ergab ſich alſo in ſein Schickſal, das ſich bald entſchied. — Die Stadtvormünder drangen mit Bewaffneten in das Zimmer und kündigten Kellnern den Verhaft an. — Vergebens bat er um Verſchonung und gelobte, ſich nicht aus ſeinem Hauſe entfernen zu wollen, und eben ſo vergebens fleheten ſein Weib und Kinder um ſeine Freiheit; man hörte nicht auf ſie, und es führten nun die Bürger Kellnern in ihrer Mitte fort nach dem Rathhauſe, wo man ihm ſchon ſein Quartier bereitet hatte. Als man nun den verhafteten Vierherrn auf den Fiſchmarkt brachte, wo des Rathhauſes Hauptportal befindlich war, ſah man einen andern Haufen bewaffneter Bürger die Straße von der Allerheiligenkirche herkommen, welche ebenfalls einen Verhafteten in ihrer Mitte hatten. Es war der Rathsherr Hans Krannichfeld, der mit Kellnern gleiches Schickſal theilte. — Der Fiſchmarkt war bereits dicht mit Menſchen erfüllt, welche mancherlei Bemerkungen machten, als man die Verhafteten durch die dichten Haufen führte, und mit Schrecken hörten dieſe Beiden, daß ſich die Erbitterung gegen ſie nicht vermindert ſondern vermehrt hatte. —

Kellner wurde nun in die ſchwarze Stube und ſein Schickſalsgenoſſe Krannichfeld in das Paradies zu Verhaft gebracht; zwei in der That ſehr bezugsreiche Benennungen. Hier lagen dieſe Gefangenen auf Ein Jahr lang, bis zur Entſcheidung ihres Schickſals. —

Noch immer war keine Rechnung abgelegt, und die Verwirrung mehrte ſich mit jeder Woche. Fortwährend hielt der Herzog Johannes feſt auf der Seite der Rathsherren, und als die Stadt einige Erwählte an ihn ſendete, ihn um ſeinen Beiſtand zur Stillung dieſer Unruhen zu bitten, wurden ſie verhaftet und blieben über ein halbes Jahr in dieſem Verhaft, wo ſie auf ihre eigne Koſten leben mußten. — Hierüber erzürnten ſich die Erfurter auf's höchſte und zogen aus, wo ſie denn verſchiedene angeſehene Männer aus Weimar fingen und nach Erfurt brachten, dort als Geißeln für die in Weimar verhafteten Bürger dieſer Stadt zu dienen.

So griffen dieſe Unruhen immer weiter um ſich, und wer kann berechnen, wie weit ſie noch gegangen ſeyn würden, wenn nicht endlich noch der Kaiſer Maximilian vermittelnd eingeſchritten wäre. Dieſer erließ nun ernſtliche Abmahnungsſchreiben an beide Theile, und die Folge war, daß die beiderſeitigen Gefangenen freigegeben wurden; doch gab das

Benehmen der Herzoglichen zu erkennen, wie die Gefangenen überantwortet werden ſollten. — Als man nämlich die weimariſchen Gefangenen von Erfurt aus heimgeleiten und dort die bisher verhaftet geweſenen Erfurter in Empfang nehmen wollte, die mainziſchen Räthe auch mit bei dieſer Begleitung waren, wurden ſie unterwegs von den herzoglichen Einröſſern feindſelig mit Uebermacht angefallen und verjagt, ihnen die Gefangenen abgenommen und nach Weimar gebracht, und nun die dort verhaftet geweſenen Erfurter ebenfalls abgeholt und in die Gegend ihrer Stadt geleitet. — Bei dieſer wurde ein wohlhabender Bürger Erfurts, Adolar Röſſing nennt ihn die Geſchichte der Stadt, von den weimariſchen Reißigen überfallen, als er ein Geſchäft auf dem Felde ganz unbefangen verrichtete. Dieſer ganz unſchuldige Mann wurde von jenen gefangen genommen, und man brachte ihn nach Salza, wo er in Verhaft blieb.

Dieſe Vorgänge gewähren eine deutliche Anſicht der Begebenheiten, ſowie der Unſicherheit der Perſonen und des Eigenthums in jener Zeit; um aber dieſe den Leſern zu verſchaffen, haben wir ſolche dargeſtellt, und eilen nun zu dem Ende dieſer Erzählung.

Der Kaiſer erließ am Freitag vor Pfingſten 1510 ein Mandat, durch welches die Erfurter, hinſichtlich ihrer Paſſiv-Schulden, auf vier Jahre vor Verhaftung geſichert waren; aber es enthielt auch die Verordnung: daß der alte Rath die Rechnung ſeit dreißig Jahren abzulegen nicht gezwungen werden ſollte. — So freudig auch die Erfurter jenes Moratorium annahmen, ſo verlangten ſie doch feſt die Rechnungsablegung, und wählten wieder ſechs Rathsherren an die Stelle der Entflohenen, wodurch dieſen die Rückkehr nach Erfurt für immer vereitelt wurde, beſonders als man allmählig zur Confiſcation ihrer Habe überging, um wegen der Stadtſchulden an denſelben Regreß zu nehmen.

An die Stelle der willkührlichen Verhaftungen trat nun ein förmlicher Krieg der umliegenden Ritter und Herren gegen die Bürger, und die benachbarten zu der Stadt gehörigen Bauern, in welchem gegen die erſtern, wenn ſie ſich in ihren Geſchäften oder ſonſt außerhalb der Stadt ſehen ließen, ſowie die letztern, wenn ſie bei ihrem Ackerbau auf dem Felde waren, die empörendſten Gewaltthaten verübt wurden. Unter dieſen Gewaltſchlägern aber zeichnete ſich beſonders der uns ſchon bekannte Marſchall Friedrich von Thune, nebſt ſeinem Bruder, der das Gut zu Möbisburg beſaß, durch ihre Gewaltthätigkeiten, vor allem aber der letztere durch Bravaden und Drohungen deſſen, was er thun wollte, aus, während der Marſchall oft an den vermeintlichen Rath zu Erfurt ſchrieb, und in dem Worte vermeintlichen eine Art von Genugthuung fand. — Man darf aber nicht glauben, daß die Erfurter jene Gewaltthätigkeiten feige hingenommen hätten. Keineswegs! Im Gegentheil zogen ſie oft zur Vergeltung oder zum Schutz hinaus, und dem Ritter von Thune ließen die Bürger andeuten; daß ſeine Burg und Dörfer, wenn er mit der Stadt noch länger in Feindſchaft leben werde, das Opfer werden würden; und da nun eine Schaar von 500 Mann gegen ihn auszog und auf den Ritter lauerte, fingen ſie ihn zwar nicht, weil er klugerweiſe zu Hauſe blieb, dafür machten ſie aber einen andern

Fang, weil ihnen zwei der entflohenen Rathsherren, **Hartung von Milwiz** und **Balthaſar Krohmann** in die Hände fielen. Der letztere entrann durch die Schnelligkeit ſeines Pferdes, doch den erſtern fingen ſie und brachten ihn im Triumph nach der Stadt, wo man ihn in die **Temnitz***) warf. Als man nun dieſen Gefangenen durchſuchte, fand man verſchiedene Papiere bei ihm, die ihn ſowie ſeinen Bruder, **Chriſtoph von Milwiz**, ſehr verdächtig machten, und des Verbrechens des Verraths ſchuldig gaben. Auch dieſer Bruder wurde daher verhaftet und unter dem Jubel der Bürger nebſt jenem hinab in die **Temnitz** geſtoßen.

Dieſe Verhaftung war der Anfang von großen Unruhen. Man ſah es ein, wie wenig guten Sinn die Rathsherren hatten, und daß ſie unaufhörlich ſtrebten, wieder zu der ehemaligen Gewalt zu gelangen und keine Rechenſchaft von ihrer Amtsführung abzulegen. Dadurch wuchs die Partei derer, welche die Gewalt dem Rechte vorzogen, und wurde immer ſtärker, und in jeder Nacht erfolgten Verhaftungen. Die Amtsgenoſſen **Kellners**, **Friedraum**, **Utzberg** und **Günſtädt**, nebſt dem geweſenen Ober-Cämmerer **Rottendörfer** waren die vornehmſten, und man ſtieß ſie in die feſteſten Gefängniſſe hinab; ihre Wohnungen aber wurden geplündert, welches Schickſal auch die Häuſer mehrerer Rathsherren hatten.

---

*) Dieſes war das tiefſte und ſcheußlichſte Gefängniß, welches man in Erfurt hatte. Es befand ſich unterm Rathhauſe, und funfzig Stufen führten hinab, ſowie auch mehrere Abtheilungen in dieſem Gefängniſſe waren, wo jeder allein ſaß. A. d. V.

Schnell näherte ſich der Prozeß Kellners und ſeiner Schickſalsgenoſſen der Entſcheidung. — Eine ſtarke Anzahl bewaffneter Bürger erſchienen vor dem Rathe, und begehrten Kellnern und Friedraum, als die Schuldigſten der eidvergeſſenen Vierherren, um mit ihnen zu handeln, d. h. ſie zu ermorden. Vergebens baten die Rathsherren und verſicherten, daß ſie der ſchärfſten Unterſuchung unterworfen werden ſollten; man gab ihnen kein Gehör, und ſie konnten es nicht verhindern, daß jener Haufe ſich der Verhafteten bemächtigte und ſelbſt ein Verhör mit ihnen anſtellte. Dies war kurz und kräftig. Antwortete ein Gefragter mit Nein, ſo erſcholl der Ruf: „Fort mit ihm zur Folter, und martert ihn ſo lange, bis er bekennt!" Und nun ſchleppte man ihn nach der Marterkammer hin. Kellner wurde von früh 9 Uhr bis Nachmittags 1 Uhr dermaßen gefoltert, daß er nicht mehr ſtehen konnte, als man ihn von der Folterbank abſpannte, ſo daß man ihn wieder in ſein Gefängniß tragen mußte. Auch Friedraum, Sünſtädt und Rottendörfer hatten ein gleiches Schickſal; doch Utzberg bekannte ohne Marter. — Und ſo wußte man denn, was man wiſſen wollte.

Auch Kellners Weib und vierjähriges Kind wurden geſucht, und da die Erſtere ſich in das Nonnenkloſter zum Neuen Werk geflüchtet hatte, nahm man das Kind, und gab es an ſeines Vaters Bruder, dem man aber empfahl, es bei Verluſt ſeines Leibes und Gutes nicht von ſich kommen zu laſſen.

So weit war es gekommen, als die beiden Milwize nebſt Utzberg und Rottendörfer ganz unvermuthet freigelaſſen wurden, Kellner aber ward

UNIV.BIBL. BERLIN

noch einmal verhört, und geſtand Alles, was man nur wiſſen wollte, weil er gerechte Furcht vor der Marter hatte, die man ihm noch angethan haben würde. — Und ſo hatte man denn endlich genug, um dieſem Manne das Todesurtheil ſprechen zu können, und die Richter ſprachen es; denn ſie waren von Blutgierigen umringt, und wären ſelbſt des Todes Opfer geworden, wenn ſie dieſer Todesforderung nicht Genüge geleiſtet hätten: es wurde alſo Kellner zum Tode am Galgen verdammt. Doch der gewöhnliche Galgen war über eine Stunde weit von der Stadt entfernt, und es war zu befürchten, daß die Fürſten von Sachſen ſuchen würden, Kellnern noch auf dem Wege dahin zu befreien. Deshalb ließ das Gericht einen neuen Galgen bauen, nahe am Thore, und er wurde über Nacht fertig; denn man hatte fleißig gearbeitet, und als es zur Execution kam, wurde er doch nicht gebraucht. —

Eine neue Sorge trat hinzu: man hatte keinen Henker, denn zu derſelben Zeit gab es keinen ſolchen in Erfurt, weil der bisherige entwichen war, da er Kellnern nicht martern wollte. Einen fremden Henker durfte man nicht holen, weil die umliegenden Städte ſämmtlich Feind mit Erfurt waren, und es gab deshalb einen Auflauf gegen den Stadtvogt Heimburg, worauf ſich endlich das mainziſche Gericht erbot, einen ſolchen Mann zu ſtellen, und hierdurch die Gemeinde beruhigte.

Am 27. Juni 1510 verſammelten ſich die Bürger auf dem Fiſchmarkte in großer Anzahl, und in einem Kreiſe ſtand der ſchwarzbehangene Tiſch nebſt Stühlen für die Richter. Alle Augen richteten ſich nach der großen Pforte des Rathhauſes, als das

Glöcklein ertönte, und harrten der Ankunft des Verbrechers. Da brachte man endlich den faſt zu Tode gemarterten Kellner auf einem Lehnſtuhle getragen. Er konnte weder Hand noch Fuß mehr regen, ſo war er von dem Uebermaß der Marter zugerichtet, und der Tod war ihm willkommen; denn er war ja der Erlöſer von den überſchwenglichen Leiden, die dieſen Mann getroffen hatten: nur daß er, der einſt der erſten Einer in der Stadt war, jetzt am Galgen durch Henkers Hand enden ſollte, war ihm ſchmerzhaft. Zwei ſeiner Mitbürger traten gegen ihn als Ankläger auf, und ihre Anklage war hart. Man las nun Kellnern ſeine durch die Folter erpreßte Ausſage vor, und er läugnete auch jetzt nichts, um nur bald zu ſterben, desgleichen war ſeine Bitte um einen Vertheidiger mehr eine Formalität als Ernſt; denn wie hätte es wohl Einer wagen dürfen, dieſen Mann zu vertheidigen, da er ſchon längſt dem Tode geweiht war, und auch für die Sünden Anderer mit leiden mußte. Ein ſolcher Vertheidiger hätte gewiß ein gleiches Schickſal mit ſeinem Clienten gehabt, und er wäre auf der Stelle von den erbitterten Bürgern erſchlagen worden. Er ſchwieg alſo, das Urtheil wurde ausgeſprochen, und nun bat Kellner, ihn wieder zurück nach der ſchwarzen Stube zu bringen, damit er ſich zum Tode vorbereiten könne. Dies geſchah!

Am Morgen des 28. Juni raſſelten die Trommeln der Bürger ſchon beim Anbruch des Tages durch die Straßen, und die Bewaffneten ſammelten ſich vor den Wohnungen ihrer Hauptleute. Zwei tauſend Bürger zogen aus dem Krämpfer-Thore, um einen Ueberfall von Seiten der Sachſen zu verhüten und andere Schaaren, achthundert Mann ſtark ſtanden im Harniſch gerüſtet, und zwei Donnerbüchſen nebſt ſechzig Wagen dabei, den Verbrecher zu geleiten; ſo war jedem Angriff vorgebeugt.

Nur noch zwei Stunden waren bis zur Vollſtreckung des Urtheils übrig, und noch war kein Henker vorhanden, der es hätte vollſtrecken können. Schon wurden Stimmen laut, daß in dieſem Falle der Stadtvogt oder ein anderer der Herren dieſe Stelle verſehen könnte, und dieſen ward nun deshalb angſt und bange. Da wurde ihnen plötzlich Erlöſung von dieſer Angſt. Die mainziſchen Reiter, welche man nach einem Henker ausgeſchickt hatte, kamen zurück und brachten einen Mann, der ſich zu dem Henkerdienſte hergeben wollte. Es war Andreas Kellner, ein Hirtenſohn aus Schwerſtädt, und ein Verwandter von dem Verurtheilten. Einſt hatte ihn dieſer aus der Taufe gehoben, und als der liebe Pathe durch ſeine Miſſethaten dem Galgen verfallen war, ihn durch Geld von dem Strange befreit; heute kam nun dieſer dankbare Pathe, um ſeinem Retter und Wohlthäter, für den Lohn von dreizehn Gülden, mit dem Strange zu vergelten, alle Liebe und Treue, die er an ihm gethan.

Schon um neun Uhr hatten die Stockmeiſter Kellnern aus ſeinem Gefängniß abgeholt, und vor das Gericht getragen, wo er bis zum Sterben matt und krank drei Stunden warten mußte. — Man las ihm ſein Bekenntniß noch einmal vor, damit er ſolches abermals beſtätige, aber es geſchah anders, denn Kellner ſprach jetzt in der Stunde, wo er den Tod erwartete, unverzagt zu ſeinen Richtern.

„Ich ſage es Euch, bei meiner Seelen Seligkeit, daß ich dem Rathe und der Gemeine all' mein Tag keinen Heller noch Pfennig genommen hab', darauf will ich ſterben. — Alles, was ich bekannt habe, iſt mir durch die unausſprechliche Noth und Marter ausgepreßt worden; wie denn an mir armen Mann vor Augen iſt, daß ich bin an Haupt, Händen und Füßen gräßlich zugerichtet worden, und ich will lieber zehnmal den Tod als noch einmal ſolche Marter leiden. Darum hab' ich alles, was ich ausgeſagt habe, in der Noth geſagt *).“

Da antwortete ihm einer der Richter: „Wie Er Heinrich! — Habt Ihr dies nicht Alles ſchon früher ohne Marter bekannt; nun aber kann Euch Euer Widerruf nichts helfen.“ Doch der Verurtheilte erwiederte ihm:

„Da Ihr mich denn ſchlechterdings todt haben wollt, ſo will ich darauf ſterben, daß ich es nicht gethan habe. So es aber nicht anders ſeyn kann, ſo bitte ich um das Schwert!“

Jetzt riefen von den Bürgern, welche den Gerichtstiſch in Menge umgaben, eine Menge Stimmen: „Höret wohl zu! Hätte er nicht den Tod verdient, würde er nicht um das Schwert gebeten haben; ihm widerfahre, was er verdient hat.“

Das Gericht kam bei der bis zur Wuth geſteigerten Aufregung der Bürger in große Noth, denn es wurden viele Stimmen laut in dem Rufe: „Wo Ihr Heinrich Kellnern ſein Recht nicht anthun laſſet, ſo ſchlagen wir Euch todt, und Kellnern dazu.“ — Wieder andere gaben den

---

*) Nach einer alten Quelle waren dieſes Kellners eigne Worte. A. d. V.

Rath: „Wenn kein Henker daſey, ſo könne ihn ja ein Anderer henken.“ Schon faßte dieſe Meinung Wurzel, als ein mainziſcher Beamter, den ſich zum Henker angegebenen Andreas Kellner brachte. — Traurig blickte der Verurtheilte nach dieſem Manne hin. Erkannte er ihn? —

Mit Jubelgeſchrei packte man jetzt den Stuhl an, auf welchem Kellner ſaß, und hob ihn auf den Karren, wo das Opfer der aufgeregten Volkswuth mit Jubelruf empfangen wurde. Welche Gefühle mögen wohl dabei den einſt ſo hoch angeſehenen Mann durchdrungen haben. Allgemein wurde das Gelächter, als man ihn auf den Karren hob; denn das Volk verlacht in ſeinem Grimm die Stimme der Vernunft und achtet nicht der Menſchlichkeit. Als Kellner nun auf dem Karren lag, raſſelten die Trommeln, und der ganze Zug der Bewaffneten mit ihren Kanonen und den ſechzig Wagen, welche bei der Begleitung waren, ſetzte ſich in Bewegung. — Als dieſer Zug an das Krämpferthor kam, wollte der mainziſche Vogt Heimburg den Verurtheilten an dem neuen Galgen hart am Thore henken laſſen, und ſeine Meinung wäre vielleicht befolgt worden, wenn er nicht dabei die Furcht geäußert hätte: die Sachſen möchten kommen und Kellnern befreien. — Dies hieß die Bürger bei ihrer Ehre angreifen, und alſobald erhoben ſich tauſend Stimmen zu dem Rufe: „Laßt ſie kommen, die Sachſen! Erfurts Bürger fürchten ſich nicht!“ Selbſt Kellner bat, ihn dorthin zu bringen, wo vor ihm ſchon mehrere Sünder geſtorben wären, und ſeinetwegen nicht die Stadt um ihr Recht zu bringen; nun ging der Zug vorwärts, nach dem Stollberge hin, wo der Galgen ſtand. —

Auf dem Wege dahin zogen ſich von allen Seiten her die Schaaren, die im Felde ausgeſtellt geweſen waren, zuſammen, und als ſie bei dem Galgen ankamen, ſtellten ſie die im Zuge befindlichen ſechzig Wagen zu einer Wagenburg zuſammen, die beiden Donnerbüchſen wurden ſchußfertig gemacht, und die Wagen dicht mit Bewaffneten beſetzt, ſo daß an dreitauſend Mann zum Streite bereit ſtanden.

Und ſo war denn das Ende von **Kellners** Laufbahn erreicht, und ſie zeigte ſich noch ganz zum Schluſſe im traurigſten Lichte, ſo daß dieſer der Volkswuth Dahingegebene auf das abſcheulichſte endigte. Der Henker hatte keinen Knecht bei ſich, und mußte alſo ſein tödtliches Amt ohne Hülfe verrichten. **Kellner** war durch die erlittene Folter unfähig geworden, nur einen Augenblick zu ſtehen, und vermochte es alſo nicht, die verhängnißvolle Leiter hinanzuſteigen. Der Henker hatte auch eine lahme Hand und wußte ſich alſo nicht anders zu helfen, als daß er einen Kloben an den Galgen befeſtigte. Wie nun der Pfarrer, **Nikolaus Zotte**, ſeinem beichtväterlichen Amte Gnüge gethan hatte, und alsdann von dem Verurtheilten zurücktrat, nahm dieſen der Henker in die Arbeit, befeſtigte ihm die Schlinge um den Hals, zog dieſe zu und trieb nun ſein Pferd an, den noch zappelnden Erwürgten da hinaufzuziehen, wo er hängen bleiben ſollte. Doch als er die Leiter hinangeſtiegen war, um **Kellnern** an den für ihn beſtimmten Nagel zu hängen, ging das Pferd wieder zurück, und Jener fiel wieder herunter; dieſes aber wiederholte ſich noch einmal. So ſehr man auch allgemein auf

Kellnern erbittert war, ſo wurden jetzt doch viele Stimmen laut, die von dieſer langen Marter ſich empört fühlten und dem Henker fluchten. Um nun derſelben ein Ende zu machen, auch allen üblen Vorgängen im Voraus zu begegnen, ſtieg der Stadtvogt *Heimburg* ab und hielt das Pferd des Henkers, daß es nicht wieder zurückkonnte. Und ſo war denn endlich dieſe Marter vorüber, und das Opfer der freilich langen und vielgereizten Volkswuth gefallen. — Doch durch den Tod dieſes Mannes waren die Gemüther nur betäubt, aber nicht beſänftigt worden, und noch einigen koſtete es ſpäterhin das Leben. Der Kurfürſt und ſein Bruder, der Herzog von Sachſen, brachten dieſe Unruhen ſelbſt vor den Reichstag, und wirkten ſogar (1511) die Erklärung der *Reichsacht* aus, deren Widerrufung jedoch von Mainz bewirkt wurde, bis endlich 1516 durch einen förmlichen Vertrag die Ausſöhnung der Stadt mit Sachſen erfolgte. Die zeither Vertriebenen kehrten in die Heimath zurück, und die neue Regimentsordnung von 1510 wurde wieder aufgehoben.

So hatte denn der Aufruhr für dieſes Mal mit ſeinen Schrecken ausgetobt; aber noch langer Zeit bedurfte es, ehe die Wunden wieder heilten, welche dieſer Ausbruch des entfeſſelten Volkswillens dem öffentlichen Wohle geſchlagen hatte. — Groß und ſchwer ſind aber die Lehren, welche in dieſer Geſchichte liegen. Und wenn es nicht geläugnet werden kann, daß ſich das Volk der Uebertreibung im hohen Grade ſchuldig machte; ſo liegt es auf der andern Seite ebenfalls klar und deutlich am Tage, daß böſer Wille und Unklugheit es waren, welche vereint des Rathes Schritte leiteten und die Schuld von den großen, faſt ein Jahrhundert hindurch nachtheilig wirkenden Uebeln trugen, welche die Folgen dieſer Tage waren. Unklugheit und böſer Wille beſtimmten den Rath zur Verheimlichung der Stadtſchulden, und verleiteten ihn, das Volk zu reizen. Ein Schritt führte zum andern, und mit jedem Schritte näherte ſich das öffentliche Wohl dem Abgrunde des Verderbens. Viel ſind alſo der Lehren, die in dieſer Geſchichte liegen. Möchten ſie doch nicht ohne Frucht und Nutzen bleiben.

18.

Die Herzogin Dorothea Maria von Weimar ſtirbt.

Dieſe Fürſtin war eine der edelſten deutſchen Frauen aller Zeiten, und ſie verdient es wohl, daß auch die Genoſſen ſpäterer Jahrhunderte ihr Andenken ehrfurchtsvoll feiern.

Das Jahr 1574 war der Zeitpunkt, in welchem ſie in die Welt trat, und am 18. Juli 1617 ſchied ſie wieder aus derſelben. Am 7. Januar 1593 wurde ſie mit dem Prinzen Johannes von Weimar vermählt, und dieſe Ehe wurde nicht allein ſehr glücklich, ſondern auch an Früchten reich, denn zwölf Kinder entſproſſen aus ihr, von welchen bei des Vaters Ableben am 31. October 1605, (S. dieſen Tag) acht Prinzen am Leben waren, und die Mutter das jüngſte, eine Prinzeſſin, noch unter ihrem Herzen trug.

Nunmehr fiel dieſer Fürſtin die Sorge für die Erziehung ihrer Kinder allein anheim, und die Treffliche löſ'te die ihr gewordene ſchwere Aufgabe auf das befriedigendſte. Schon früh fing ſie an, ihren Kindern richtige Begriffe von Religion und Tugend beizubringen, und ging ihnen dabei überall als Beiſpiel voran. *Wie der Herr, ſo die Unterthanen*, ſagt ein gemeines Sprüchwort, und ſo wurde ſie auch hier ſegensreich für ihr Land: weil die Beſſern ihrer Unterthanen ihr auch in der guten Kinderzucht nachzueifern ſtrebten. — Die Lehrer der fürſtlichen Kinder verrichteten ihr Amt unter den Augen der Mutter, und den Lernenden war dieſe Gegenwart ein Sporn zum Fleiße; denn die Kinder liebten ihre Mutter zärtlich, und jedes von ihnen ſuchte ihr nur Freude zu machen, und Alles ſorgfältig zu vermeiden, was ihr Kränkung und Aergerniß verurſachen konnte. — Die Einkünfte des Landes waren ziemlich beſchränkt, und dennoch mußten ſie ausreichen, denn die Herzogin verſtand die ſchwere Kunſt des Eintheilens, und nicht allein am Hofe, ſondern auch in allen Zweigen der Staatswirthſchaft dieſes Landes herrſchte weiſe Sparſamkeit, entfernt von kleinlicher Knickerei.

Es war aber dieſe Fürſtin nicht allein eine gute Mutter für ihre Kinder, ſondern auch für ihr Land, und ſie zeigte dieſes beſonders dann, wenn das Land in Noth gerieth. Denn als im Jahre 1607 eine tödtliche Epidemie, *Peſt* genannt, Tauſende hinraffte, traf die gute Landesmutter ſehr gute Anſtalten, dieſer Plage zu wehren. Und als am 29. *Mai* 1613 die große Ueberſchwemmung entſtand, welche in der Geſchichte unter dem Namen *der thüringiſchen*

Sündfluth bekannt geworden iſt, that ſie Alles, was ihr möglich war, um die Folgen dieſes Unglücks zu vermindern. Durch dieſe treue Sorge aber erwarb ſie ſich die herzlichſte Liebe und das unbegrenzteſte Vertrauen aller Landeseinwohner, und alle ehrten ſie als ihre Mutter. Leider wurde ſie ihnen ſchnell entriſſen! —

Die Herzogin beſaß das nahgelegene Oberweimar als Wittwenſitz, und oft weilte ſie an dieſem angenehmen Orte. — Einſt, es war am 30. Juni des Jahres 1617, war ſie im Begriff, von dort wieder zurück nach der Stadt zu kehren. Sie war, wie gewöhnlich, zu Pferde, und ritt ein frommes, launenloſes Thier. Schon war ſie in der Gegend angekommen, die den Namen kalte Küche führt, und nahe an dem Ilmſtrome liegt, als ſie einen Armen am Wege ſitzen ſah, der ſeinen Blick bittend zu ihr erhob; nie blieb aber eine ſolche ſtumme Bitte bei dieſer menſchenfreundlichen, ächten Chriſtin unerhört. Sie hielt ihr Pferd an und zog die Börſe, um dem bittenden Armen eine Gabe zu reichen. In dieſem Augenblicke wendete das Pferd den Kopf ein wenig, und erblickte den Bettler, vor dem es ſich dermaßen ſcheuete, daß es zurücktrat. Doch als es von dem Gefolge am Zurückgange verhindert wurde, wendete es ſich wieder zurück, gerieth ganz nahe an das Ufer der dort ziemlich tiefen Ilm, glitt ab und ſtürzte nun vom Ufer in den Strom hinab. — Doch Gott wollte nicht, daß dieſe ſo edle Frau in den Fluthen ihr Leben enden ſollte, darum ſchickte er es ſo, daß das Pferd ſeine Reiterin durch die Gewalt des Falles von ſich hinweg und über das Tiefe hinüber, in das Seichte ſchnellte, wo ſie ſo viel Geiſtesgegenwart hatte, daß ſie den Athem an ſich hielt, und ſo wohl funfzig Schritte weit fortſchwamm. Das Gefolge der Herzogin ſtürzte ſich ihr ſofort nach in den Strom, die Gebieterin zu retten, und es gelang auch, ſie am jenſeitigen Ufer glücklich wieder in's Trockene zu bringen, von wo ſie ſofort auf das Schloß getragen und ärztliche Hülfe herbeigerufen wurde. —

Der Bettler hatte ſich, als er ſah, daß die Herzogin in den Strom hinabſtürzte, eilig und von dem Gefolge unbemerkt, auf die Seite begeben, ſo daß man ihn nicht mehr ſah, und nun nahm der Aberglaube Gelegenheit, ein Geſpenſt aus ihm zu machen, das die Herzogin in den Strom geſtürzt habe und dann wieder verſchwunden ſey. —

Die Fürſtin erkrankte in Folge dieſes Schreckens und durch die Erkältung heftig, und bald begann die Krankheit einen bedenklichen Charakter anzunehmen; die fürſtliche Kranke ſelbſt fühlte es deutlich, ſie ſey nahe am Ziele ihres Lebens angelangt, und bereitete ſich chriſtlich zu ihrem Ende vor. Ihr Teſtament war bereits gemacht, und ſie fügte demſelben in dieſen Tagen noch ein Legat von zweitauſend Gülden hinzu, deſſen Beſtimmung die treffliche Fürſtin ſehr deutlich charakteriſirt. — Es war zu jener Zeit eine verbeſſerte Methode im Schulunterricht erfunden und hie und da mit Glück angewendet worden. Jetzt, faſt in der Stunde des Todes, fiel dieſer würdigen Fürſtin noch dieſe verbeſſerte Unterrichtsmethode ein, und ſie beſchloß, die Ausbreitung derſelben durch ein Legat zu befördern. Wie viel möchte es wohl ſolche Beiſpiele geben? —

Die beiden Prinzen **Wilhelm** und **Friedrich** waren ſeit dem Monat Mai auf Reiſen, und ein Eilbote hatte ſie, nachdem ihre Mutter den erwähnten Unfall erlitten hatte, zurückgerufen. Tag und Nacht waren ſie gereiſt und am Morgen des Tages, an welchem die geliebte Mutter von der Welt ſchied, kamen ſie in der Nähe von Weimar an; doch ihre Ankunft wäre bald ſehr traurig geworden. Beide Brüder ſaßen mit ihrem Hofmeiſter im Wagen und ſahen ihren älteſten Bruder, Johann Ernſt, am offenen Fenſter ſtehen. Eben fuhren ſie über die Zugbrücke des Schloßgrabens, als eins der Pferde, deren drei neben einander geſpannt waren, einen Fehltritt that und hinab in den Graben ſtürzte. Wie leicht konnte es die andern beiden und den Wagen nachziehen, und die Prinzen waren demnach in der größten Gefahr, mit ihrer Mutter an einem und demſelben Tage zu ſterben; doch in demſelben Augenblicke, als das Pferd hinabſtürzte, ſprangen auch die Riemen, Ketten und Stränge, durch welche es an den Wagen geſpannt war und mit den andern Pferden in Verbindung ſtand, ſo daß dieſes große Unglück verhütet wurde, und die Prinzen wohl behalten in die väterliche Burg heimkehrten.

Als der Herzog Johann Ernſt am offenen Fenſter ſtand und ſehnſuchtsvoll nach der Ferne ſchauete, ob die Brüder nicht bald kämen, weil die kranke Mutter mit jeder Minute ſchwächer wurde, und der Tod immer näher kam, erblickte er endlich den Wagen, der am hintern Thore ſchon der Zugbrücke nahe war. Schon wollte er ihnen ein freudiges Willkommen entgegenrufen, als in dieſem Augenblicke das Pferd von der Brücke hinabſtürzte, und der Herzog vor Schrecken erſtarrte, denn er konnte nichts anderes erwarten, als daß der Wagen mit den beiden

Brüdern ebenfalls hinabſtürzen werde, wo ſie unrettbar des Todes waren, und ſeinem Munde entfuhr der Schreckensruf: „Ach, daß Gott erbarme!" Doch dieſe Befürchtung wurde nicht erfüllt, und in den nächſten Augenblicken umſchlangen ſich die liebenden Brüder auf das zärtlichſte. — Der Herzog führte nun die Zurückkehrenden in das Krankenzimmer, wo ſie die ſterbende Mutter in großer Schwachheit trafen. Sie ſah ihre rückkehrenden Söhne noch einmal zärtlich an und reichte ihnen die ſchon halb verſtorbene Hand, und vermochte nur noch, und mit Anſtrengung, die Worte zu ſtammeln: „Seyd willkommen, Kinder! Ich freue mich, Euch geſund wieder zu ſehen!" Dann fiel ſie in ihre vorige Schwachheit zurück. — Als ſie ſich nach einer Weile wieder etwas erholte, fragte einer der Anweſenden: ob ſie den zurückgekehrten Prinzen nicht noch etwas zu ſagen habe? worauf ſie mit großer Anſtrengung entgegnete: „Wenn Fritz ſich fürſtlich hält, wird er wohl bleiben!" und nach einer Pauſe: „Wilhelm wird's auch wohl machen!" Dies waren ihre letzten Worte; dann fiel ſie in die Agonie zurück, und vier Stunden ſpäter war ſie nicht mehr.

So endete eine der edelſten deutſchen Frauen ihr tugendhaftes Leben, und allgemein war im Lande das Trauern und Jammern um die Vollendete. Dieſer Jammer erhöhete ſich, als man ihr Teſtament eröffnete und erfuhr, wie mütterlich ſie für die Armen und Nothleidenden geſorgt hatte. Und als ihr einbalſamirter Leichnam am 5. Auguſt in die fürſtliche Gruft zur Ruhe gebracht wurde, kamen Tauſende vom Lande herein, in Gemeinſchaft mit den Bewohnern der Reſidenz die theuere Landesmutter zur

Ruheſtätte zu geleiten: da ward dieſer Tag zum Tage der Thränen, und viel tauſend Segenswünſche folgten der dahingeſchiedenen Landesmutter in die Ewigkeit nach.

19.

Die Sachſen werden bei Cliſſow geſchlagen, am 19. Juli 1702.

Der König von Schweden, Carl *XII.*, ſuchte den König von Polen, Auguſt, aus deſſen Lande zu verdrängen, und dieſer zog ſich nach Krakau zurück, um hier die Ankunft von 12,000 Mann Sachſen abzuwarten, die aus ihrem Vaterlande kamen und zu ihm ſtoßen ſollten.

Der König Carl erfuhr dieſes kaum, als er am 26. Juni mit 13,000 Mann von Warſchau aufbrach, und über Tarczin, Nowamieſto, Drzewico, Nodoszyza, links nach Kielce ging, und von da bis Opietzko vorrückte.

Unterdeſſen kamen die ſächſiſchen Truppen durch Schleſien bei dem Heere des Königs Auguſt an, und ſie beſtanden aus 16,000 Mann, ſo wie die vom Kronfeldherrn Lubemirsky befehligte Kronarmee der Polen, von Sendomir her ebenfalls, doch nur 6000 Mann, ſtark im Anzuge war, ſich mit den Sachſen zu vereinigen.

Bei dem Dorfe Cliſſow geriethen beide Heere am 19. Juli (1702) an einander. Des Morgens um 9 Uhr marſchirten die Schweden in vier Colonnen durch ein Gehölz, das ſich dem ſächſiſchen Lager gegenüber befand, um die Ebene zu gewinnen. Um dieſem Marſch das Anſehen einer ſtarken Regnoſcirung zu geben, hatten ſie die Vorſicht gebraucht, ihre Fahnen und Standarten einzuwickeln und ſie, nebſt den Piken unterwärts zu tragen. Dieſes gelang, und der König Auguſt befahl, hierdurch getäuſcht, bloß der Kavallerie zu ſatteln, die Zelte nebſt dem Gepäcke aber ſtehen zu laſſen; doch kaum wurde er ſeinen Irrthum gewahr, als er die Armee in Schlachtordnung ſtellen ließ. — Der ſächſiſche rechte Flügel, der gleich dem linken aus Reiterei beſtand, marſchirte ohnweit dem Dorfe Coquot in verſchiedenen Treffen auf. Der Generallieutenant von Flemming befehligte ihn, und unter ihm der Generallieutenant von Beuſt, und die Generalmajore von Brauſe und von Schulenburg. — Den linken Flügel, der ſich an das Dorf Rembowa lehnte, kommandirte der Feldmarſchalllieutenant von Steinau, der den Generallieutenant von der Troſt und die Generalmajore von Plötz und von Marwitz bei ſich hatte. Das Centrum, aus lauter Infanterie beſtehend, hatte einen Moraſt vor ſich. Es ſtand unter dem Generallieutenant von Schulenburg, und unter ihm ſtanden die Generalmajore Graf Dönhof, von Venediger und von Woſtromirsky. Die polniſche Kronarmee hatte eine Höhe auf dem rechten Flügel des ſächſiſchen Lagers beſetzt. Ein Theil ſtand hinter dem Dorfe Kye; dadurch aber verloren die Sachſen einen großen Theil des Terrains, auf welchem ſie ſchlagen ſollten. —

Gegen 11 Uhr kamen die Schweden in vier Colonnen aus dem Walde und marſchirten auf; unterdeſſen kanonirte man ſich von beiden Seiten. Der General Flemming griff mit zwei Cavallerieregimentern die Schweden an; dieſe ließen ſich jedoch nicht hindern, ſondern fielen ſogleich in die Kronarmee, die ſie beim erſten Angriffe in die Flucht trieben. Hierauf attaquirte Flemming mit dem ganzen rechten Flügel und ſuchte die Schweden in die Fronte und Flanken zu nehmen; der ſchwediſche General Welling hatte jedoch noch ſoviel Zeit, letztere durch eine Schwadron zu decken.

Nun wurde die Schlacht allgemein. Die ſächſiſche Reiterei des rechten Flügels focht ungemein tapfer, ſie mußte aber doch endlich weichen und ſich nach Coquot ziehen, wo einige Schwadronen deſſelben drei Infanterieregimentern in die Hände geriethen und meiſt aufgerieben wurden. — Dem Küraſſierregimente Steinau ging es noch übler. Nachdem es über den Haufen geworfen war, und viel Menſchen verloren hatte, warf ſich's in den Wald, der hinter dem ſächſiſchen rechten Flügel befindlich war, um ſich zu ſammeln; hier aber wurde es umringt und gänzlich gefangen.

Auf dem linken Flügel war der Feldmarſchall Steinau durch Rembowa defilirt, und hatte den feindlichen rechten Flügel von drei Seiten angegriffen. Seine Abſicht war, dieſen Flügel vom Centrum zu trennen, und mit ſeinem zweiten Treffen den Wald zu erreichen, der den Schweden im Rücken lag, wodurch der Sieg für die Schweden ſehr zweifelhaft geworden und wahrſcheinlich den Sachſen geblieben ſeyn würde. Allein dieſe machten ſchnell nach beiden Seiten Front, und griffen nun die Sachſen von zwei Ecken an, wo ſie dieſelben zwangen, ſich in Unordnung zurückzuziehen; büßten aber ebenfalls viel Leute ein, indem die Zurückziehenden wie Verzweifelte fochten.

Die Schweden verfolgten die Sachſen bis in die Moräſte zwiſchen Cliſſow und Rembowa, durch welche das ſächſiſche Fußvolk bereits geflüchtet war. — Und dieſes war der letzte Widerſtand, den die Sachſen an dieſem Tage leiſteten; jetzt behielten die Schweden das Schlachtfeld.

Der Verluſt der Sachſen beſtand an dieſem Tage aus 1792 Todten, 464 Verwundeten und 1500 Gefangenen. Auch die Kronarmee hatte verhältnißmäßig viel Todte, ob ſie gleich, wie ſchon gedacht, gleich zum Anfange des Treffens die Flucht ergriffen hatte. Es iſt auch keinem Zweifel unterworfen, das Geſchick des Tages würde ganz anders ausgefallen ſeyn, wenn die Polen ſich ſo gehalten hätten, als ſich die Sachſen an dieſem Tage hielten. —

Die Schweden hatten an dieſem Tage 1000 Todte, und unter dieſen den Herzog von Holſtein-Gottorp, Schwager des Königs von Schweden, den eine Kanonenkugel tödtete. Als Siegern war ihnen das ganze ſächſiſche Lager mit 48 Kanonen, einer Menge Fahnen und Standarten zur Beute geworden, und der König Carl ſchickte die ſämmtlichen im Lager befindlichen Soldatenfrauen unter Eskorte bis auf die Grenze Schleſiens zurück.

Dieſe Schlacht war für den ganzen Feldzug entſcheidend, und obgleich der König Auguſt ſich mit ſeinem geſchlagenen Heere bei Krakau verſchanzte, und der General Köbel ihm 8000 Mann Verſtärkung aus Sachſen zuführte, konnte er doch weiter nichts unternehmen, und ging im Herbſt nach Sachſen zurück. —

20.

Der Kurfürſt von Sachſen, Johann Friedrich, wird nebſt den übrigen Theilnehmern am Schmalkaldiſchen Bunde vom Kaiſer in die Acht erklärt, am 20. Jul. 1546.

Die ſämmtlichen proteſtantiſchen Reichsſtände, mit alleiniger Ausnahme des Herzogs Moritz von Sachſen, traten als Bundesverwandte gegen den Kaiſer unter die Waffen, um das deutſche Vaterland, ſowie insbeſondere ihren Glauben, gegen die Gewaltſtreiche dieſes Monarchen zu ſichern. Es wurde ein Bundesrath niedergeſetzt, welcher in Ulm ſeine Sitzungen hielt, und der Kurfürſt von Sachſen übernahm, in Gemeinſchaft mit dem Landgrafen von Heſſen, den Oberbefehl über das Bundesheer. Schon hierin lag der Grund zu dem Ausgange des Krieges, welcher für die Bundesverwandten ſo übel ausfiel, als wie ihn die Geſchichte ſchildert, und man darf ſich alſo über den Gang dieſes Krieges nicht wundern.

Der Kaiſer ſuchte die zahlreichen und mächtigen Städte des Bundes von den Fürſten zu trennen, doch vergebens; im Gegentheil waren die oberländiſchen Schaaren die erſten im Felde, und der thätige Sebaſtian Schertlin rückte ſogar nach Tyrol, um den aus Italien heranziehenden kaiſerlichen Völkern den Weg zu verlegen; es war ihm auch bereits gelungen, die Ehrenberger Clauſe wegzunehmen, als er von dem Bundesrathe, dem dieſe Eroberung zu verwegen ſchien, Gegenbefehl erhielt, und dieſen äußerſt wichtigen Platz wieder verlaſſen mußte.

Ehe der Kurfürſt und der Landgraf in's Feld rückten, ſchrieben ſie dem Kaiſer: daß ſie ſich keines Ungehorſams ſchuldig wüßten, da ſie die Reichslaſten ſo gut als andere getragen hätten. Man müſſe ſie jetzt erſt hören, ehe man ſie verdamme; dann aber würden ſie ſich gewiß ſo verantworten, daß jeder ſehen könne, der Kaiſer unternehme dieſen Krieg blos auf Anſtiften des römiſchen Antichriſts, um die Lehre des Evangeliums und die Freiheit des deutſchen Reichs zu unterdrücken ꝛc. — Dies war das erſtemal, daß man dem Kaiſer öffentlich ſchuld gab, er ſuche die Freiheit des Reichs zu vernichten. — Dieſen Vorwurf führten die Gegner des Kaiſers auch in einem weitläufigen Manifeſte aus, in welchem ſie die Gefahren für die deutſche politiſche und religiöſe Freiheit, die vom Kaiſer durch dieſen Krieg herbeigeführt werde, auf das deutlichſte erwieſen.

So begann der Krieg, wie gewöhnlich, auch hier vorerſt mit der Feder. Der Kaiſer hatte nur an 8000 Mann beiſammen, als er mit ihnen eine Stellung bei Regensburg nahm, und von 60,000 bis 80,000 Feinden bedrohet wurde. — Der ſanfte, friedliebende Kurfürſt übernahm als Haupt des Bundes den Oberbefehl mit dem Landgrafen von Heſſen, und in dieſer Einrichtung lag, wie ſchon gedacht, der Grund zu den folgenden unglücklichen Ereigniſſen, die den Sturz des Bundes ſelbſt herbeizogen. Der Kurfürſt war ein guter Regent, aber nichts in der Welt weniger als ein Feldherr von Muth und Einſicht. Beides war der Landgraf Philipp, und es würde, wenn dieſer den Oberbefehl allein gehabt hätte, ganz andere Ereigniſſe gegeben haben. Der Landgraf konnte bei den Berathungen über die Kriegsoperationen nie durchdringen, wenn er zu kräftigen Maßregeln rieth, auch wenn ſeine Meinung augenſcheinlich die beſte war. Unaufhörlich war der Kurfürſt dem Landgrafen entgegen, und ſeine Unentſchloſſenheit verdarb alles, denn hierdurch entſchlüpfte immer die beſte Gelegenheit, dem Feinde zu ſchaden. Ein Beiſpiel davon gab ſich gleich bei dem Beginnen des Krieges. Der Kaiſer ſtand noch mit höchſtens 10,000 Mann im Lager bei Regensburg, als das Bundesheer bereits auf 100,000 Mann angewachſen war. Der Landgraf trug darauf an, jetzt, wo die großen Verſtärkungen des kaiſerlichen Heeres, die für daſſelbe auf dem Marſche ſich befanden, noch nicht angekommen waren, mit Uebermacht anzugreifen, und dadurch dem Kriege mit einem Schlage ein Ende zu machen. Das Gelingen dieſes Unternehmens war unzweifelhaft, und man durfte höchſtens die Hälfte des Bundesheeres dazu verwenden. Und dennoch widerſprach der Kurfürſt, dem es gewagt ſchien, und ließ dem Kaiſer ſeine Verſtärkungen aus Italien und den Niederlanden ungehindert an ſich ziehen, worauf dieſer 9000 zu Roß und 39,000 zu Fuß ſtark war, und nun den Verbündeten entgegenzog, die ihm, ihrer Uebermacht ohngeachtet, auswichen; denn wie hätte es der Kurfürſt wagen können, dem Kaiſer entgegenzutreten.

Während der Kaiſer noch bei Regensburg im Lager ſtand, ſprach er die Acht über den Kurfürſten und den Landgrafen aus, und beantwortete dadurch das an ihn geſendete Entſchuldigungsſchreiben. Alſo befanden ſich auf der einen Seite Kraft und Entſchloſſenheit, und auf der andern Schwäche und

Uneinigkeit unter den Bundeshäuptern; daher war es aber kein Wunder, wenn es ſo kam, als uns die Geſchichte meldet. —

In der Achtserklärung beſchuldigte der Kaiſer den Kurfürſten wie den Landgrafen: daß ſie ſeit Jahren ſeinen Befehlen nicht nachgekommen wären, und auch andere Stände aufzuwiegeln geſucht hätten. Bisthümer und geiſtliche Provinzen hätten ſie an ſich gezogen, viele Perſonen ihrer Güter und jährlichen Einkünfte beraubt, und andrer Fürſten Unterthanen in ihren Schutz genommen. Durch ihre Schuld ſey das Kammergericht aufgehoben worden, weil ſie keine Obrigkeit mehr erkennen wollten, und dieſes thäten ſie Alles unter dem Deckmantel der Religion und Freiheit: welche Worte ſie ſich als eines Schleiers und Deckmantels bedienten, um ihre Thaten zu bedecken; ob ſie gleich nichts weniger als die Beilegung der Religionsſtreitigkeiten oder den Frieden des deutſchen Reiches und deſſen Freiheit wünſchten. ꝛc.

Und nachdem der Kaiſer in dieſem Mandat den beiden Fürſten noch eine Menge andere Vorwürfe gemacht hatte, erklärte er ſie als Meineidige, Rebellen, Aufrührer, des Hochverraths Schuldige und Störer der gemeinen Ruhe in die Acht, und fügte noch hinzu: „daß er beſchloſſen habe, ſie zu ſtrafen, damit ſie ihn nicht ferner hindern könnten, Ordnung im Reiche wieder herzuſtellen, und dasjenige zu thun, was ſein Amt ſey. —“

Auf dieſe energiſche Erklärung, welche alle Rückſchritte unmöglich machte, rückten die Verbündeten ſchnell vor, und der Kaiſer ſahe ſich genöthigt, ſich nach Baiern zurückzuziehen, um nicht von der aus Italien kommenden Hülfe abgeſchnitten zu werden.

Der Kaiſer ſcheint vermuthet zu haben, daß ihm die Verbündeten nachfolgen würden, was von großen Folgen geweſen ſeyn würde, doch ſie thaten dieſes nicht, und begnügten ſich, dem Kaiſer ein Schreiben zuzuſenden, in welchem ſie ihm den Gehorſam aufkündigten; er aber nahm daſſelbe nicht an, und wiederholte die Achtserklärung.

Der Kaiſer verſchanzte ſich unter den Kanonen von Ingolſtadt, und beide Heere ſtanden hier einander gegenüber. Noch waren dieſe Verſchanzungen nicht fertig, und die Verbündeten beſchoſſen das kaiſerliche Lager auf das heftigſte. Hierbei bewendete es aber, und der Rath des Landgrafen, einen Sturm auf daſſelbe zu wagen, wurde nicht befolgt, ſondern man begnügte ſich mit der Beſchießung, die jedoch ſo wenig fruchtete, daß während derſelben die Verſchanzungen vollendet wurden.

So befand ſich auf der einen Seite Einheit im Befehl und kräftiges Wirken, während man auf der andern ſich nur widerſprach, und jede Zuſammenwirkung ermangelte. — Die Folgen davon werden wir im *VI.* Bande dieſes Werkes und zwar im Tagesabſchnitte des 23. Novembers vortragen, worauf wir uns hiermit beziehen wollen.

21.

Die Cammer-Credit-Caſſe wird errichtet.

Der fürchterliche Krieg, welcher Sachſen ſieben Jahre lang auf das härteſte betroffen hatte, war durch den Hubertusburger Frieden beendigt worden, und der König Friedrich Auguſt, der ſeit dem November des Jahres 1756, und alſo den ganzen Krieg hindurch, in Polen geweſen war, kam am 30. April 1763 wieder nach Dresden zurück, wo er einen Theil dieſer Reſidenz in Ruinen fand.

Schrecklich waren die Folgen dieſes Krieges für Sachſen, und dem alles geltenden Premierminiſter, Grafen von Brühl war es vorbehalten, dieſe Folgen wieder auszugleichen. Doch derſelbe erkrankte, und eine im Carlsbade gebrauchte Cur half ihm nichts, ſondern er ſtarb am 28. Oct. 1763, nachdem ihm ſein königlicher Herr und Freund dreiundzwanzig Tage früher in das unbekannte Jenſeits vorangegangen war. —

Nunmehr übernahm der weiſe Friedrich Chriſtian das Staatsruder, und ſeine erſten Sorgen waren auf die Wiederherſtellung der verfallenen Finanzen und die Einführung einer guten Wirthſchaft gerichtet. Es wurden daher viele Ueberflüſſige abgedankt, dadurch aber viel Geld erſpart. Die beſten Hoffnungen ſtellten ſich bereits heraus, als plötzlich die Schreckensnachricht durch das ganze Vaterland erſcholl; die Hoffnung des Landes, ſein guter Vater Friedrich Chriſtian ſey nicht mehr, ſondern durch einen ſchnellen Tod am 17. Decbr. 1763 von dieſer Welt geſchieden. (S. d. Tag.)

Hierauf übernahm der Prinz Xaver, Bruder des Verſtorbenen, bei der Minderjährigkeit des neuen Kurfürſten, die Vormundſchaft und Adminiſtration, und führte dieſe ſechs Jahre hindurch mit Ehre und zum Beſten des Vaterlandes.

Eine der wohlthätigſten Einrichtungen des Adminiſtrators war die ſchon vom Kurfürſten Friedrich Chriſtian beabſichtigte, jetzt aber erſt zur Ausführung gebrachte Cammer-Credit-Caſſe, wodurch die kurfürſtlichen Cammerſchulden allmählig getilgt werden ſollten. Anfänglich berechnete man dieſe Schulden auf 12,191,733 Thaler, ſpäterhin aber nur zu 9.000.000 Thalern. Der zur allmähligen Tilgung dieſer Schulden ausgeſetzte Fond ſollte, vom 1. Januar 1766 an, jährlich in 300,000 Thalern, aus den ſicherſten Einkünften der Cammer beſtehen. Zur Verwaltung dieſer Summe verordnete der Adminiſtrator eine beſondere Commiſſion, welche die bisherigen Anforderungen an die Cammer in Credit-Caſſen-Scheine zu 1000—500—100 und 50 Thalern verwandeln mußte, die auf ähnliche Art, wie die Steuerſcheine, halbjährig verlooſt und mit 3 pr.Ct. verzinſt werden ſollten. Wegen der kleinern, unter 50 Thalern betragenden Poſten, ſtellte die Commiſſion entweder unzinsbare, nach und nach, mit Vorgehung der kleinern vor den größern Summen einzulöſende Verſicherungsſcheine aus, oder ſie wurden ſogleich mit baarem Gelde nach einem billigen Abkommen befriedigt. —

Ein zweites, unterm 4. Octbr. 1765 erlaſſenes Avertiſſement, betraf vorzüglich die Befriedigung der gleich anfangs unzinsbaren Forderungen, die nach Beſchaffenheit der Caſſe, zu der ſie gehörten, einen verhältnißmäßigen Abzug leiden, dafür aber künftig mit 2 pr.Ct. verzinſet werden ſollten. Selbſt rückſtändige Beſoldungen, Penſionen und Gratificationen wurden auf dieſe Weiſe nachgezahlt; obgleich eine Nachzahlung derſelben, nach langwierigen Kriegsdrangſalen, in den meiſten Staaten etwas ſeltenes iſt.

Dieſe Anſtalt hat während der langen Regierungszeit **Friedrich Auguſts** ſehr wohlthätig gewirkt, und die Schuldenlaſt, unter welcher das Vaterland zu erliegen ſchien, hat ſich ungemein vermindert, ja ſie würde ganz verſchwunden ſeyn, wenn nicht die Jahre 1806—15 ſo höchſt ungünſtige Umſtände für unſer Vaterland herbeigeführt hätten. —

Hiſtoriſche Miscellen.

Am 13. Juli 1760, um 1 Uhr des Nachts hörten, wegen der Belagerung, die Seigerglocken in Dresden auf, zu ſchlagen. —

Der 14. Juli 1760 war der Tag, an welchem die Belagerung und Beſchießung der Stadt Dresden begann und bis zum 30. d. M. währete. Die Folge dieſer Beſchießung war ſehr traurig für dieſe Stadt, denn ſie wurde größtentheils zerſtört.

Die große Seigerſchelle auf dem Kreuzthurm zu Dresden, welche durch ihren weitſchallenden Ton bekannt iſt, wurde am 13. Juli 1787 vom Stückgießer **Weinhold** gegoſſen.

Am 15. Juli 1539 wurde die Superintendentur zu Dresden gegründet, und **Cellarius** der erſte Superintendent.

Am 16. Juli 1633 ſtarb der Herzog **Johann Caſimir** von Coburg. (S. 27. Jan. Bd. 1.)

Der bekannte Kupferſtecher **Penzel** in Leipzig ſtarb am 17. Juli 1809. Er war 1754 geboren.

Am 19. Juli 1760 wurde die Kreuzkirche in Dresden eingeſchoſſen. Die Veranlaſſung dazu gaben ein paar Kanonen, welche auf dem Thurme dieſer Kirche befindlich waren, und an hohen Feſten abgefeuert wurden. Der öſterreichiſche Commandant, General Maquire, hatte den unglücklichen Einfall, mit dieſen Kanonen in's preußiſche Lager ſchießen zu laſſen, und die Preußen warfen nun eine Menge Bomben nach dieſem Thurme, welcher hierauf ſogleich in Brand gerieth, und bei ſeinem Falle auch die Kirche anzündete, welche hierauf, ſowie eine Menge der umliegenden Häuſer, ein Raub der Flammen wurde.

22.

Die Sachſen in der Belagerung von Mainz im Jahre 1793.

Der Krieg des deutſchen Reiches gegen die Franzoſen war vom Reichstage zu Regensburg erklärt worden, und es ſah ſich alſo der Kurfürſt von Sachſen ebenfalls in die Nothwendigkeit verſetzt, ſein Contingent zur Reichsarmee zu geben. Dieſes beſtand aus fünf Bataillonen Fußvolk, zehn Schwadronen Reiterei und dem nöthigen Geſchütz. Der Generallieutenant von Lindt hatte den Befehl über dieſes Corps, welches in die Gegend von Mainz beſtimmt war, und am 23. März daſelbſt auf den Höhen vor Caſſel ankam. Es war das Grenadierbataillon Chriſtiani nebſt den Muſketierbataillonen Clemens und Gotha und drei Schwadronen Carabiniers, welche vorerſt bis auf einen Kanonenſchuß von Caſſel vorrückten. —

Bei dieſem Städtchen liegt eine Mühle, die Donnermühle genannt, in welcher ein franzöſiſches Detaſchement von 40 Mann poſtirt war. Die ſächſiſchen Grenadiere griffen dieſe Mühle an und verjagten die Feinde aus derſelben, worauf ſie von den Siegern beſetzt wurde. — Tags darauf ſchlugen die Sachſen im Angeſicht des Feindes ihr Lager vor

Caſſel auf, das Hauptquartier war in Talkenheim; die Reiterei blieb in ihren Cantonirungen.

Die Franzoſen griffen am 1. April die Vorpoſten des ſächſiſchen linken Flügels an, fanden aber tapfern Widerſtand. Der Fähnrich von Stammer, vom Regiment Kurfürſt, warf ſich mit dem Piket, welches er kommandirte, in eine von den Sachſen angefangene Schanze und vertheidigte ſich tapfer. Zwei Stunden währte das Musketenfeuer, und der Feind wurde endlich zurückgeworfen, nachdem er vier Todte und einige Verwundete verloren hatte. Die Sachſen hatten bloß zwei Bleſſirte.

Am folgenden Tage machten die Franzoſen abermals einen ſolchen Verſuch, der aber eben nicht glücklicher war, und ein dritter, wo die ſächſiſche Reiterei zum Einhauen kam, war mit noch mehr Verluſt für den Feind verbunden.

Vom 13. April an, wo auch die ſächſiſche und heſſiſche Reiterei in's Lager rückte, wurde die Feſtung enger eingeſchloſſen.

Nicht weit von Koſtheim hatten die Sachſen eine Batterie, wo der Lieutenant Rabe am 27. April den Befehl hatte. Die Franzoſen machten an dieſem Tage einen Ausfall, und nahmen erſt eine weiter an Koſtheim liegende preußiſche Batterie durch Ueberfall weg, und dann drangen ſie auf die ſächſiſche Batterie vor, wo die Kanoniere überwältigt, drei von ihnen getödtet, eben ſo viel verwundet, vier Mann aber nebſt dem Lieutenant gefangen wurden. Die Franzoſen eroberten von der ſächſiſchen Artillerie zwei Granatſtücken und eine Kanone, ſo wie ſie ſechs preußiſche Kanonen und drei Mörſer vernagelten.

Als am 8. Mai die Preußen das von den Franzoſen eroberte Dorf Koſtheim angriffen und es wieder eroberten, wirkte das ſächſiſche Grenadier-Bataillon und das von Kurfürſt auf das Tapferſte und Thätigſte dazu mit; denn es griff daſſelbe die Donnermühle und die an der Chauſſee von Caſſel liegende Capelle, ſo wie die dahinter liegende Schanze auf das Lebhafteſte an, und beide wurden erobert, dann aber die feindlichen Laufgräben ſo weit als möglich zugeworfen. Hierauf zog man ſich mit zwei eroberten Kanonen nach dem Lager zurück.

Am 23. Mai wollten fünf Schiffe mit Franzoſen am beginnenden Morgen — nach 1 Uhr — auf der Bleyaue landen, fanden aber unerwartet heftigen Widerſtand. — Ein Piket vom Regiment Anton, 25 Mann ſtark, ſtand hier, unter dem Fähnrich von Egidy und vertheidigte ſich ſo tapfer, daß die Franzoſen unverrichteter Sache wieder abziehen mußten. Ein kaiſerlicher Hauptmann ſah dieſe tapfere Vertheidigung und erbot ſich, das Piket, das ſich ſo tapfer wehrte, mit ſeinen Leuten zu unterſtützen; allein der junge, aber heldenmüthige Offizier bat, ihm und ſeinen Kriegern die Ehre der Vertheidigung ſo lange allein zu überlaſſen, als ſie noch feuern könnten, und ſo verfeuerten dieſe tapfern Krieger jeder ſechs und dreißig Patronen, worauf ſich die Franzoſen zurückzogen. Am folgenden Tage hielt ſich der Fähnrich von Manteuffel mit ſeinen Leuten eben ſo tapfer, und auch dieſer Verſuch, die Bleyaue zu erobern, wurde, ſo wie der am folgenden Tage von den Franzoſen gewagte, ebenfalls kräftig zurückgewieſen.

Jetzt wurden die Ausfälle der Belagerten ſo häufig, daß ſie beinahe an jedem Tage vorfielen. —

Der ſtärkſte wurde in der Nacht vom 30. auf den 31. Mai von den Franzoſen unternommen. Mehrere tauſend Mann zogen aus der Feſtung, um das Hauptquartier des Generals, Grafen von Kalkreuth, in Mariaborn zu überfallen. Eine Anzahl Bauern war kommandirt, das auf dem Felde ſtehende hohe Getreide abzumähen, und dieſes wurde benutzt, um die Vorpoſten zu betrügen. Der Dorfrichter (nach andern der Gerichtsſchreiber) von Ober-Olm hatte ſich am Abend im hohen Getreide verborgen und Gelegenheit gehabt, das Feldgeſchrei zu erfahren. — Dieſes wurde nun bei dem Ausfalle benutzt, und jener Verräther war zugleich der Führer der Feinde. Schon war es ihnen gelungen, in das Lager einzudringen, zwiſchen den Batterien hindurch zu kommen, und ſie drangen bereits nach Mariaborn vor, als ſie, eben noch zur rechten Zeit, durch einen ſächſiſchen Huſaren und weimariſchen Reit[illegible] entdeckt wurden. Dieſe machten Lärm, und Alles warf ſich auf die Pferde. Der ſächſiſche Huſarenrittmeiſter von Gutſchmidt formirte ſeine Schwadron, und griff die Feinde dreimal tapfer an, wurde zwar durch die Uebermacht der Feinde zurückgeworfen, doch hatte dieſer Angriff die guten Folgen, daß die Feinde von ihrem Vordringen nach dem Hauptquartiere abgehalten wurden, und die Bewohner des Lagers Zeit erhielten, die Gewehre zu ergreifen und ſich zu ordnen. So wie eine Compagnie geordnet war, warf ſie ſich den Feinden entgegen. Immer heftiger wurde das Gefecht, bis die Franzoſen ſich wieder nach der Feſtung zurückzogen.

Vom 19. Juni an wurde die Feſtung von mehreren Batterien ſchweren Geſchützes beſchoſſen, und auch die ſächſiſchen Granatſtücke wirkten kräftig mit, ſo daß jede Nacht durch die Flammen der in Brand gerathenen Gebäude erhellt wurde. Der Verfaſſer dieſes Werkes hatte oft Gelegenheit, dieſes Bombardement mit anzuſehen, und erinnert ſich jetzt noch mit Schauder jener ſchrecklichen Nächte.

Die Franzoſen machten ernſtliche Anſtalten, dieſe für ſie ſo wichtige Feſtung zu entſetzen, und ſchon wurde die Eroberung zweifelhaft, als der franzöſiſche Commandant, General *d'Oyre*, wegen Mangel an friſchem Fleiſche und Medizin, auch weil ihm die in der Feſtung befindlichen Conventsdeputirten Reubel und Merlin zuredeten, nach mehrtägiger Unterhandlung, am 22. Juli 1793 Mainz durch Capitulation übergab. —

Das Belagerungsheer brach nun auf, um mit Landau ein Gleiches, wie mit Mainz zu thun, und die Sachſen marſchirten nach Kreuznach, wo ſie ſich mit dem General Kalkreuth vereinigten.

So viel für jetzt, in einem andern Abſchnitte wollen wir das Weitere von den Thaten der Sachſen in dieſem Feldzuge erzählen.

23.

Der Kurfürſt von Sachſen tritt dem deutſchen Fürſtenbunde bei, am 23. Juli 1785.

Als der Kaiſer Joſeph *II.* nach dem Ableben ſeiner Mutter alleiniger Herr in den öſterreichiſchen Staaten wurde, erlaubte er ſich verſchiedene Schritte, welche die deutſche Reichsverfaſſung erſchüttern müßten und zu Sicherheitsmaßregeln berechtigten.

Die ſogenannten Niederlande, das jetzige Belgien, lagen dem Herzen ſeiner Staaten zu fern, und es war daher dieſer Regent befliſſen, dies Land gegen ein anderes näher gelegenes zu vertauſchen. Kein Land konnte jedoch für dieſen Zweck beſſer liegen, als Baiern. — Daher wurde dem Kurfürſten Carl Theodor ein Tauſch jener Provinzen (mit Ausnahme der Grafſchaft Namur und des Herzogthums Luxemburg) gegen die baieriſchen Staaten in Vorſchlag gebracht, und ihm der Titel eines Königs von Burgund noch obendrein in den Kauf zu geben verſprochen. — Der Kurfürſt willigte ein; doch ſein präſumtiver Erbe, der Herzog von Zweibrücken, widerſprach, und erhielt zur Antwort: daß dem ohngeachtet der Tauſch ſtattfinden werde. — Nun wendete ſich dieſer Fürſt an den König von Preußen, Friedrich *II.*, und bat denſelben um ſeine Vermittelung. Da nun durch die Ausführung dieſes Entwurfs der Hauptzweck des baieriſchen Erbfolgekrieges und des teſchner Friedens wäre vernichtet worden, ſo nahm ſich der König dieſer Sache an, und das Tauſchproject, ſo wie noch andere Gründe bewogen den König, Sachſen und Hannover zu einem Bunde einzuladen, der in der deutſchen Geſchichte unter dem Namen des Fürſtenbundes bekannt iſt, und zunächſt die Abſicht hatte, die Verfaſſung Deutſchlands nach Maßgabe des weſtphäliſchen Friedens, der kaiſerlichen Wahlkapitulation und der übrigen Reichsgeſetze aufrecht zu erhalten. Dieſer Bund wurde von Preußen, Sachſen und Hannover am 23. Juli 1785 unterzeichnet, und ihm traten bald die andern vornehmſten deutſchen Fürſten bei. Durch dieſen Bund wurde auch jenes Tauſch-Project vereitelt, obgleich er ſelbſt auch die wohlthätigen Folgen nicht hatte, welche man von ihm erwartete, da ſich durch die franzöſiſche Revolution und die ihr folgenden Kriege die Umſtände gänzlich umgeſtalteten, und das deutſche Reich ſich endlich, im Jahre 1806, ganz auflöſte.

24.

Der große Brand in Freiberg und die Butterbriefe.

Schon zweimal hatten große Feuersbrünſte die Bergſtadt **Freiberg** verwüſtet (1375 und 1386), als der 24. Juli des Jahres 1471 abermals zu einem Tage der Zerſtörung für dieſe Stadt wurde.

Der Bäckermeiſter **Werner Kühne** — ſein Haus befand ſich auf der Burggaſſe, dem Kloſter gegenüber — wollte gegen den Morgen, wo die meiſten Menſchen noch im Schlafe lagen, den Backofen zur Arbeit heizen, und mühete ſich vergebens, das Holz zum Brennen zu bringen. Vom Zorne hingeriſſen, brach dieſer Mann in den Fluch aus: „**Brenne in aller Teufel Namen!**“ Kaum hatte er jedoch dieſes zornmüthige Wort geſprochen, als auch, wie die Tradition erzählt, das Feuer zum Backofen herausſchlug und das Haus anzündete. Der Wind, welcher bisher nur mäßig wehete, wurde nun zum wüthenden Sturme, und in wenig Minuten ſtand die ganze Straße in Flammen. Der Sturm führte das Feuer nach allen Seiten umher, und ſo wurde das Verderben in kurzer Zeit ſo weit verbreitet, daß die beiden Klöſter, mehrere Kirchen, das Rathhaus und die meiſten Häuſer in Flammen ſtanden und in Schutt und Graus verwandelt wurden. —

Auch die ſchöne Domkirche zu Unſerer lieben Frauen hatte ein gleiches Schickſal gehabt und ſie lag einige Jahre in Ruinen, da ſich für die Wiedererbauung keine Mittel finden wollten. Der Dechant dieſes Stifts, *D.* Heinrich Spangenberg wendete ſich daher an den heiligen Vater und ſtellte dieſem die Noth des Stiftes, welches durch dieſes Brandunglück ſeiner Kirche war beraubt worden, ſo bündig vor, daß er am 6. Juli 1491 einen beſondern Indulgenz-Brief vom Papſte Innocens *VIII.* erhielt, in welchem die, welche den zwanzigſten Theil eines rheiniſchen Guldens jährlich zu dem Wiederaufbau der Domkirche verehren würden, die Erlaubniß haben ſollten, die ganze Faſtenzeit hindurch, auch alle Quatember und heilige Abende, Butter und Milchſpeiſe zu eſſen, und ſollte dieſer Ablaß auf zwanzig Jahre, von demſelben Jahre an, gültig ſeyn, doch mit dem Vorbehalte, daß der vierte Theil von den einkommenden Geldern nach Rom geſendet würde, um den St. Petri-Münſter zu bauen.

Dieſe Butterbriefe, wie die päpſtliche Indulgenz genannt wurde, hatten ſo guten Erfolg, daß der Bau des Doms trefflich befördert wurde; doch es fanden dieſelben auch viel Widerſpruch von den Dominicanern im obern Kloſter und Andern, welche gegen den Ablaß und deſſen Mißbrauch heftig predigten; und ſelbſt in öffentlichen Druckſchriften wurden dieſe Butterbriefe als erſchlichen angegriffen, ſo daß ſich der Papſt genöthigt ſah, dieſe Indulgenz auf's neue zu beſtätigen. Allein die Sache ward dadurch nicht beſſer, ſondern ſchlimmer; denn nicht allein der Biſchof von Meißen, Johann *VI*, unter deſſen geiſtliche Gerichtsbarkeit Freiberg gehörte, hatte ſchlechte Luſt, ſeinen Eifer für die Befolgung des päpſtlichen Befehls ſehen zu laſſen, ſondern es gab auch ein berühmter und gelehrter Juriſt in Leipzig, Johannes von Breitenbach, ein ſogenanntes Conſilium im Druck heraus, in welchem derſelbe von den päpſtlichen Dispenſationen folgende Gründe aufſtellt, die einen tiefen Blick in den Geiſt damaliger Zeit thun laſſen. Er ſagt nämlich unter anderm für dieſen Ablaß:

„Weil der Papſt Macht habe, über das Recht zu dispenſiren, auch wider ein allgemeines Concilium; ſintemal er höher als das Concilium, und Alles vermag wie Gott!“ —

„Weil unſer Herr Chriſtus Petro und deſſen Nachfolgern ſeine Stelle zu vertreten und ſeine Schaafe zu weiden anvertrauet, und deshalb zu Petro und ſeinen Stuhlerben geſagt: Was ihr auf Erden binden werdet ꝛc. Darum, wenn unſer Herr Papſt auch unerträgliche Dinge auflegte, wäre man doch ſchuldig, ſolches in Demuth und Sanftmuth anzunehmen, wie wir ihm denn, zum Zeichen ſeiner allerhöchſten Würde, den Fuß küſſen.“

„Des Papſtes Dekreten muß man gehorchen, wenn ſchon, was ihm hinterbracht worden, falſch wäre. Denn ob er wohl wider das göttliche Recht ohne große und erhebliche Urſache nicht dispenſiren kann, ſo kann er doch wider das menſchliche Recht bloß nach ſeinem Willen auch ohne Urſache diſpenſiren.“ Dahingegen bringt Breitenbach auch folgende Gegenſätze:

„Es könne Niemand, ohne Verletzung ſeines Gewiſſens, die Faſten brechen, weil der falſche Bericht, auf den ſich die Diſpenſation gründe, dieſelbe null und nichtig mache.“

„Der begehet eine heidniſche Sünde, welcher ſich einen Chriſten nennet, und doch dem apoſtoliſchen Stuhle zu gehorchen ſich weigert: doch bleiben die nicht ungeſtraft, welche, wenn der Papſt etwas unrechtes, ärgerliches, oder wider das gemeine Beſte laufende befiehlt, demſelben darinnen gehorchen.“

„Die Prälaten ſind elende Leute, wenn ſie ſich gleich fürchten, und denen päpſtlichen Schreiben ſo unbedingt glauben, daß ſie ſelbige nicht einmal zu unterſuchen erlauben, da ſie es doch zu thun ſchuldig wären.“

„Es ſey fälſchlich bei dem Papſte angebracht worden, als ob Meißen kein Oel und keine Fiſche habe: da man doch wiſſe, daß in dieſem Lande nicht allein das Olivenöl nicht theurer ſey, als die Butter; ſondern es gäbe auch noch andere Arten des Oels, aus mancherlei Arten der Landesfrüchte zubereitet, welches noch wohlfeiler als die Butter wäre; auch ſey kein Mangel an Fiſchteichen, denn anſtatt eines ſolchen Teiches in der Vorzeit, fände man jetzt zwei bis drei. Daher verlange man aus Wolluſt und Geilheit Butter und Milchſpeiſen; dies aber ſey ein Zeichen der letzten Zeiten ꝛc.“

„Die Impetranten hätten verſchwiegen, welches große Aergerniß dieſe Diſpenſation dem angrenzenden Böhmen und andern benachbarten Ländern, durch

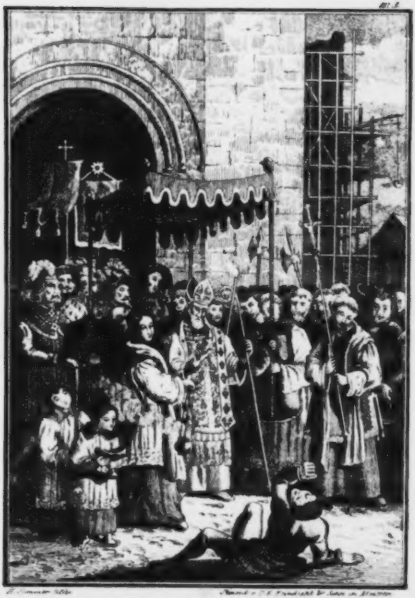
Einführung der Butter, wider die uralte Gewohnheit, ſich derſelben zur Faſtenzeit zu enthalten, geben werde.“

Dieſe Sätze gewähren, wie gedacht, einen hellen Blick in jene Zeiten und ihren Geiſt und die Bemerkung: daß es auch vor Luther an Männern nicht gefehlt habe, die des Papſtes Handlungen freimüthig beleuchteten, und dabei ein nicht geringes Wagniß hatten. Indeſſen hatte der *Dr.* Breitenbach, ſeiner Freimüthigkeit unbeſchadet, dennoch die menſchliche Klugheit nicht vergeſſen, und am Ende ſeiner Schrift die Clauſel hinzugefügt: „Er unterwerfe ſich der Cenſur des Papſtes und der Kirche; wolle auch dem Ausſpruche der beiden Fürſten (Albert und Georg) ja eines jeden beſſer Urtheilenden nachgeben, und habe er dieſes nicht geſchrieben um zu beleidigen, ſondern um der Wohlfahrt der Akademie willen, ſowie zur Beförderung ihres Wachsthums und Nutzens ꝛc.“

Dieſes Conſilium wurde zwar durch zwei andere Conſilia zu widerlegen geſucht, doch fanden auch dieſe ihre Erwiederung, und die durch jene Butterbriefe, — wie man die päpſtliche Diſpenſation nannte, — hervorgebrachten Streitigkeiten nahmen fortwährend zu, ſo daß die Dominikaner- und Franziſkaner-Mönche in Leipzig mit denen in Freiberg gemeinſame Sache gegen den Domdechant und ſein Capitel daſelbſt machten, welche es wieder ihrer Seits nicht fehlen ließen, ſich gegen jene zu wehren, und ſo ward der gelehrte Streit immer heftiger. — Um ihn nun aber in Schranken zu halten, gab der Herzog Georg von Sachſen, in Abweſenheit ſeines in den Niederlanden befindlichen Vaters, dem Capitel wie den Mönchen den Befehl: daß jenes ſeine Gründe den Mönchen ſchriftlich eröffnen, und dieſe, wenn ſie ſich nicht dabei beruhigen könnten oder wollten, ihre Gegenſtände an den Herzog Georg einſenden ſollten, wo er ſie dem Capitel zufertigen werde, und wenn dieſes noch nicht genug zur Schlichtung dieſes Streites ſey, ſo ſollten die Acten an die theologiſche und juriſtiſche Facultät in Leipzig geſendet werden, bei deren Ausſpruch es hernach ſein Verbleiben haben müſſe. —

Bei dieſen Streitigkeiten machten ſich beſonders zwei Mönche, Georg Frühenhauſen und Johannes von Bamberg, als die heftigſten Gegner dieſer Butterbriefe berühmt, und ihre Gründe müſſen gewichtig und nicht wohl zu widerlegen geweſen ſeyn; denn das Capitel wendete ſich im Namen des Herzogs Albert und ſeines Sohnes Georg wieder an den Papſt, ihn um Entſcheidung bittend, und dieſer, — Alexander *VI.* beſaß jetzt den heiligen Stuhl. — zog ſich mit vieler Weisheit aus der Sache. Der Papſt Innocenz *VIII.* hatte den Dispensbrief auf zwanzig Jahre, und alſo bis zum Jahre 1511 ertheilt, ſein Nachfolger Alexander beſtätigte alſo, um der Unfehlbarkeit ſeines Vorgängers keinen Stoß zu geben, die Butterbriefe auf die angegebene Zeit, doch nicht weiter, und legte denen, die dagegen ſtritten, beſonders aber und namentlich Breitenbach, Frühenhauſen und Bamberg ein ewiges Stillſchweigen auf, womit denn dieſe Streitigkeit zu Ende kam. —

Als nun mit dem Jahre 1511 jene zwanzig Jahre zu Ende gingen, wendete ſich der Dechant zu Freiberg mit ſeinem Capitel abermals nach Rom, und baten den damaligen Papſt Julius *II.* um Verlängerung des Dispenſes. Dieſes Geſuch war auch von Erfolg, denn es wurde jener Ablaß vom heiligen



[illegible] [illegible]

Fluch und Segen aus Priestermunde.

Vater auf zwanzig Jahre verlängert, und als Urſache angegeben: damit die Domkirche in Freiberg vollkommen ausgebauet und, ſo etwas mehr einkäme, die übrigen Pfarrkirchen davon ausgebeſſert werden könnten.

So endigte ſich dieſe Streitigkeit, bei welcher beſonders die nachfolgenden beiden Umſtände ſich herausſtellen. — 1) Der Papſt *Alexander* wagte es nicht, die, welche gegen dieſen Ablaß eiferten, zu verdammen, ſondern er begnügte ſich, ihnen Stillſchweigen aufzulegen. Hätte *Leo* X. im Jahre 1518 gleiche Klugheit bewieſen, und den Gegnern *Luthers*, als er ſich erbot, ſtillzuſchweigen, wenn ſeine Widerſacher ebenfalls ſchwiegen, ein gleiches Schweigen auferlegt, ſo würde der Fortgang der Reformation dadurch ſehr aufgehalten worden ſeyn. Doch Gott wollte es anders und darum *mußte* es ſo kommen, als es kam. — 2) Die eifrigſten Gegner dieſer *Butterbriefe*, die nichts anderes als eine Art Ablaß waren, ſtammten aus dem *Dominicaner-Orden*, und ſpäter war es ebenderſelbe Orden, welcher die Verbreitung des Ablaſſes übernahm. So verändern ſich die Geſinnungen der Menſchen! —

25.

Des Tempels Weihe,

oder

Segen und Fluch aus Prieſters Munde.

Tradition und hiſtoriſche Wahrheit.

(Mit Abbildung.)

Die reichen Schätze der Erde wurden aus den neuen Gruben des *Schreckenbergs* in ſo hochbedeutender Menge gewonnen, daß die alten Nachrichten von dieſem Reichthum uns unglaublich vorkommen. Groß und weit verbreitet war der Ruf von dieſem Reichthum, und von allen Seiten ſtrömten Menſchen herbei, an demſelben Antheil zu nehmen, und es wurde die Erbauung einer neuen Stadt nothwendig, zu welcher am 21. September 1496 der Grundſtein von dem Herzog Georg, im Namen ſeines abweſenden Vaters, des Herzogs Albert, durch Commiſſarien gelegt wurde, worauf in wenig Jahren die Stadt Annaberg vollendet daſtand.

Immer reicher wurden die Ausbeuten aus den neuen Silbergruben, und es forderte der fromme Sinn der dankbaren Genoſſen jener Zeit, wieder einen Theil dieſer Schätze für den Bau eines Tempels anzuwenden, zum Preiſe für den Ewigen und Allmächtigen, der den Menſchen dieſe Schätze geſpendet hatte. Dem Herzog Georg wurde dieſe Bitte vorgetragen, und der fromme Fürſt war darüber hoch erfreut. — Er ſchrieb an den Biſchof zu Meißen, Johann *VI.* und dieſer kam in Gemeinſchaft mit einigen ſeiner Capitularen auf den Platz, wo die neue Stadt erbauet werden ſollte, und tauſende von fleißigen Händen im Bau geſchäftig waren. Der Herzog Georg von Sachſen, in Geſellſchaft ſeiner jüngeren Brüder, Heinrich und Friedrich, traf den geiſtlichen Herrn in Freiberg, von wo aus ſie gemeinſchaftlich ihren Weg nach dem höhern Theile des Gebirges fortſetzten, um der neuen Stadt ihre Gegenwart zu ſchenken.

Es war am Tage des heiligen Marcus, den 25. April des Jahres 1499, als man in der neuen Stadt auf allen Seiten reges Leben ſah. Die Bergleute, und die ſich ſonſt noch in dieſer werdenden Stadt aufhielten, verſammelten ſich zu Tauſenden, und in einer langen und prächtigen Prozeſſion zog man nach dem Platze hin, welcher zum Bau der neuen Kirche erkoren war. Dort ſah man die Vertiefung zu den Grundmauern der Kirche bereits aufgegraben und in den Felſen gehauen, in dieſer Tiefe aber war ein kleiner Altar erbauet, auf welchem der zierlich ausgehauene Grundſtein lag. Der Biſchof ſtieg mit ſeinen Aſſiſtenten, dem Dombechant Ulrich von Wolfersdorf und dem Stadtpfarrer *Dr.* Pfennig in die Vertiefung hinunter, und ſie trugen das hochwürdige Gut mit ſich hinab. — Die Herzoge nebſt den vornehmſten Anweſenden ſtiegen ebenfalls da hinein, und auf einem kleinen Tiſche lag ein zierlicher Maurerſchurz mit einer ſilbernen Kelle und einem kleinen Gefäße mit Kalk. —

Das Amt der Meſſe begann, während derſelben aber wurde der Grundſtein geweiht und mit ihm zugleich die Münzen nebſt einem Glaſe guten Wein, beſtimmt zur Aufbewahrung. Alles dieſes wurde hierauf in den Stein gethan und dieſer ſodann mit ſeiner ſteinernen Decke bedeckt. —

Die Fürſten lagen während dem auf den Knieen und empfingen aus den Händen des Biſchofs den Leichnam des Herrn, ſo wie auch diejenigen, welche bei dieſer Handlung mit thätig ſeyn ſollten, gleichen Antheil an dieſem Genuſſe hatten.

Als nun die Benediction ertheilt worden war, umgürtete man den Herzog Georg mit dem Maurerſchurz und gab ihm die Kelle in die Hand. Der Biſchof begab ſich nun mit ſeinen Aſſiſtenten an den Ort, wo der Stein zum Grunde gelegt werden ſollte, und die Fürſten folgten ihm dahin nach. Vier reiche Fundgrübner, Andreas Sturz, Philipp Weinbeek, Georg Canz und Hiob Freytag, erhoben nunmehr das Traggerüſte mit dem Steine und trugen ihn an ſeinen Ort, wo dann die Handlung der Weihe mit den gewöhnlichen Intonationen, Reſponſorien und Gebeten vorgenommen wurde, und als der Fürſt, noch während dieſer Ceremonie, das Kalklager geſchlagen hatte, auf welches der Stein gelegt werden ſollte, geſchah nun auch dieſes mit Ausſprechung der gewöhnlichen Segenswünſche, womit dieſe Ceremonie endlich vollendet war und alle Anweſende wieder hinaufſtiegen, worauf der Biſchof das *Te Deum laudamus* anſtimmte, und hiermit dieſe Handlung beſchloſſen wurde. —

Der Bau begann mit großem Eifer; aber der harte Felſen, auf dem dieſe Kirche gegründet iſt, verurſachte einen Zeitaufwand von acht Jahren, bis die Grundmauern der Erde gleich gebracht werden konnten. Nun aber wurde ſo eifrig gearbeitet, daß in fünf Jahren das Mauerwerk bis an das Dachſims gebracht wurde, ohngeachtet die Länge dieſer Kirche 220, die Breite 96 und die Höhe 72 Fuß enthält, ſo daß dieſe Kirche wohl unter die größten in Sachſen gehört, wo ſie nicht die größte von allen iſt.

Schon 1498 hatte man, zum Gebrauch der Einwohner, eine kleine hölzerne Interimskirche errichtet, und in derſelben thronte ein Gnadenbild, zu deſſen Füßen ein großer Kaſten ſtand, in welchem die damals ſo ſchnell reich Werdenden ihre reichen Opfer, zum Danke für den ſo großen Bergſegen, legten und dadurch dieſen Bau mächtig förderten. Dieſe kleine hölzerne Kirche brach man im Jahre 1512, als die neue Kirche unter das Dach war, ab, und ſchaffte ſie bis auf die Altäre heraus.

Und ſo war dieſe Kirche im Gewölbe und Dachung vollendet, als ſich, im Jahre 1519, der Herzog Georg, in Geſellſchaft des Biſchofs von Meißen, Johannes *VII.*, in dieſer Stadt befand, und unter anderm auch den Bau der neuen Kirche in Augenſchein nahm, wo denn dieſen beiden Herren derſelbe ſehr wohl gefiel, und beſonders der Biſchof den Wunſch äußerte: daß doch dieſer Bau ſchon vollendet ſeyn möchte, um die neue Kirche auf das prächtigſte weihen zu können. Dieſe laute Aeußerung des hochwürdigſten Herrn hörten mehrere der Vornehmſten dieſer Stadt und beſchloſſen, ſie zu einer Bitte zu benutzen. Es traten alſo am andern Tage der damalige Hauptmann der Stadt, Albrecht von Schreibersdorf, in Geſellſchaft der Berg- und Stadtobrigkeiten vor den Herzog, und ſtellten ihm vor: daß die Kloſterkirche viel zu klein ſey, um die immer höher ſteigende Menge der Einwohner aufzunehmen, ſo daß viele des Gottesdienſtes beraubt leben müßten. Deshalb bäten ſie Se. Fürſtliche Gnaden, ſich bei dem hochwürdigſten Biſchofe für ſie zu verwenden, damit die neue Kirche jetzt ſchon geweiht und an den bereits errichteten Altären Meſſe geleſen werden könne ꝛc.

Der Herzog trug dem Biſchof dieſe Bitte vor, und als der geiſtliche Herr die neue Kirche nochmals beſehen hatte, fragte er, zu weſſen Ehre die neue Kirche geweiht werden ſolle? wo er die Antwort erhielt: Sie werde der heiligen Anna, als der Schutzpatronin der Stadt, geweiht. Hierauf erklärte nun der Biſchof: daß er am Montage vor Jacobi ſeinen Einzug in die Stadt halten und am Annentage die Einweihung vornehmen werde.

Dieſer Herr ſchrieb nun an ſeine geiſtlichen Brüder, die Biſchöfe von Naumburg und Merſeburg, und bat ſie, die Gemeinden ihrer Sprengel durch Hirtenbriefe zu veranlaſſen, die Vollendung dieſes neuen ſchönen Tempels mit milder Hand zu unterſtützen. Dieß geſchah, und der Erfolg übertraf die kühnſten Erwartungen; denn es kamen von allen Seiten reiche Beiträge herbei, von denen der Bau mächtig gefördert werden konnte.

Als nun der Montag vor Jacobi kam, verſammelten ſich die Einwohner der neuen Stadt und jeder von ihnen bereitete ſich, dem Biſchofe, deſſen Ankunft heute erfolgen ſollte, entgegenzuziehen und ihn im feierlichen Zuge einzuholen. Auch die Franziskaner verließen ihr ſtilles Kloſter, und ſchloſſen ſich dem Zuge an, welcher nun in langen Reihen zum Thore hinauszog, und ſich am nahgelegenen Walde lagerte, den herannahenden geiſtlichen Herrn zu erwarten. —

Bei den Ausgezogenen befanden ſich einige raſche, muntere Jünglinge, die es verſchmäheten, ſich unthätig hier zu lagern; ſie zogen deshalb munter auf dem Wege fort, der durch den Wald führte, und waren noch nicht weit gekommen, als ſie der Roſſe Hufſchlag von fern hörten. Dieſer kam näher und die Jünglinge eilten noch mehr vorwärts, worauf ſie die Ankommenden erblickten. Es war der ſehnlich erwartete Biſchof, den ſie ankommen ſahen; aber es ritt ihm zur Rechten ein Mann, den man nicht erwartet hatte, deſſen Ankunft alſo deſto größere Freude erweckte. Dies war der theure, hochgeliebte Landesvater, Herzog Georg, der dieſer Stadt zu derſelben Zeit noch ſo hold war, daß er ſie die liebſte vorzugsweiſe nannte, und ſich die Freude nicht verſagen wollte, einige Tage in ihren Mauern zu weilen. — Dieſer Fürſt war ein ſo guter Vater des Vaterlandes, daß er von ſeinen Unterthanen herzlich geliebt wurde, ſo daß es, wenn er in den Städten und Dörfern ſeines Landes unter ſie trat, nicht anders war, als wenn der von den Seinen entfernt geweſene Vater wieder unter ſie tritt, und mit Jauchzen empfangen wird. — Im lauten Jubel jagten nun die Vorausgezogenen zurück und verkündigten die frohe Mähre den Lagernden. Als ſich nun der Ruf: „Der Biſchof kommt und der Herzog Georg mit ihm!“ unter den hier Weilenden verbreitete, ſprangen ſie alle auf, und in einem Augenblicke war alles lebendig. Man ordnete ſich ſchnell zum Empfange, und die Obrigkeiten machten ſich fertig, den Ankommenden ein freudiges Willkommen zu ſagen.

Jetzt kamen die Herannahenden, und ein allgemeiner Jubelruf empfing ſie, in dem die Anreden der Sprecher verhallten, wie im gewaltigſten Sturme. „Ja es ſtreckten ihm (dem Herzog) — ſagt eine alte geſchriebene Chronik — ſelbſt die Schulkindlein die zarten Händlein entgegen, und ſangen mit ihren zarten Stimmlein Hoſianna!“ — Der Herzog, wie der Biſchof, waren ſehr gerührt über dieſen herzlichen Empfang, und erkannten in ihm die Liebe der Treuen. Mit väterlicher Güte ergriff der biedere Landesvater die ihm zum Willkommen entgegengeſtreckten Hände, und ſchüttelte ſie nach alter deutſcher, biederherziger Sitte. Auch der Biſchof folgte dem Beiſpiele des Fürſten und fand ſich ſehr behaglich bei dieſer herzlichen Empfangsſcene! —

Nun tönte der Glocken weit ſchallender Ton, und der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Durch das ſchöngeſchmückte Thor zogen die Herren in die Stadt und nahmen ihr Quartier im Kloſter. — Noch an dieſem Tage rief die Glocke des Kloſters die Gläubigen in die Kloſterkirche, und der Biſchof verkündigte den zahlreich erſchienenen Andächtigen die huldreiche Milde des heiligen Vaters, nach welcher er die neue zu weihende Kirche und die, welche dieſer Weihe mit Andacht beiwohnen würden, in einer eignen Bulle mit vierzigtägigem großem Ablaß begnadigt habe, und allgemeine Freude folgte dieſer Bekanntmachung: dieſe aber ſchloß die Herzen auf, ſo daß ſie ſich zu milden Spenden bereitwillig finden ließen.

26.

Des Tempels Weihe,
oder
Fluch und Segen aus Prieſters Munde.

(Beſchluß.)

Von jenem Einzugstage an bis zum erſehnten Annentage regte ſich in Annaberg ein allgemeines Leben, und Jeder ſtrebte, ſein Haus ſo ſchön als möglich zu ſchmücken. Von allen Orten und Enden her, ja ſelbſt aus beträchtlicher Entfernung, zogen die Wallfahrer in ſo großen Schaaren herbei, daß die bis jetzt erbaueten Wohnungen der neuen Stadt nur einen kleinen Theil derſelben zu faſſen vermochten, und Tauſende von ihnen kein Unterkommen finden konnten, ſondern daſſelbe in den nächſten Umgebungen ſuchen mußten; in der Stadt ſelbſt war Jedermann auf das Höchſte beſchäftigt, Alles zu einer würdigen Feier dieſes Feſtes vorzubereiten. Die Kirche war beſonders ein Gegenſtand dieſer Sorgfalt, und wurde im Innern möglichſt geſchmückt.

Endlich brach der lang erſehnte Tag an, und der Glocken harmoniſcher Ton begrüßte die aufgehende Sonne am 26. Juli 1519. Schon am frühen Morgen verſammelte man ſich an vielen Orten, um ſich zum Feſte zu ordnen. Die großen Schaaren der Berg- und Hüttenleute zogen in langen Zügen daher, eine jede Klaſſe in ihrer eigenthümlichen Tracht, und aus ihnen erhob ſich, von Steigern getragen, das große Bild des heiligen Georg, aus 100 Mark des feinſten Silbers gefertigt. Ein Gleiches thaten die Bürger, und mit ihnen waren die frommen Brüderſchaften von St. Annen, St. Jacob und der Roſenkränzer, deren prächtige Kreuzfahnen hoch in die Luft weheten. Auch die faſt unüberſehbaren Züge der fremden Wallfahrer fanden ſich ein, um an dem päpſtlichen Ablaß und Segen Theil zu nehmen. — Und ſo verſammelte ſich die ganze Menge um das Kloſter herum, des Augenblickes harrend, wenn die Prozeſſion beginnen werde.

Endlich ertönte die Kloſterglocke, und die ganze Menge gerieth in Bewegung, indem ſich ein jeder Haufen in Ordnung ſtellte. Durch die weit geöffnete Pforte des Kloſters traten die langen Züge der Schulkinder heraus und begannen den Weg nach dem Markte hin. — Dieſem Zuge folgten die Franziskaner-Mönche, in der Rechten die weiſſe flammende Kerze-

und das Kreuzpanier, mit dem Bilde des heiligen Franz von Aſſiſſis, an der Spitze. Nun ſah man den neuen prächtigen Traghimmel, von den vornehmſten Fundgrübnern getragen, und unter demſelben den Biſchof in der höchſten Pracht ſeiner Amtstracht, das Haupt von der reichverzierten Inful bedeckt, und den ihm vorgetragenen goldenen Biſchofsſtab. Seine Hände umfaßten den Fuß der von Edelſteinen blitzenden Monſtranz mit dem allerheiligſten Frohnleichnam des Herrn, ihm zur Rechten und Linken trugen der Stadtpfarrer, *M.* Meſſerſchmidt und der *P.* Guardian der Franziskaner in dieſer Stadt den päpſtlichen Begnadigungsbrief und die Ablaßbulle dieſes Kirchenfürſten auf prächtigen Kiſſen, ihnen aber folgten eine bedeutende Anzahl fremder Geiſtlichen und Mönche, welche herbeigekommen waren, dieſes Feſt verherrlichen zu helfen und ihrem geiſtlichen Obern in ſeinen Verrichtungen beizuſtehen. — Heute trugen ſie, ebenfalls auf prächtigen Kiſſen, die für die neue Kirche beſtimmten heiligen Gefäße, ſo wie die von allen Orten und Enden, ja ſelbſt aus fernen Landen gekommenen Reliquien St. Annens und anderer Heiligen, mit großer Reverenz. — Als Muſter und Vorbild der Unterthanen folgte jetzt der Landesfürſt, Herzog Georg, an der Spitze der Stadt- und Bergobrigkeiten, und man trug ihm, zum Zeichen der höchſten richterlichen Würde, Stab und Schwert vor.

Nun folgten in geordneten Zügen die Bürger ſo wie die Berg- und Hüttenleute, jene mit der Barthe auf der Achſel und die brennende Stubenlampe in der Rechten, mit fliegender Fahrkappe, dieſe aber mit den Attributen ihres Standes als Schmelzer, Münzer ꝛc.

in der Hand, und dann die fremden Wallfahrer, aus deren einzelnen Abtheilungen die prächtigen Kreuzpaniere und die ſilbernen Bilder der Heiligen blitzend emporragten. —'

Schon von ferne ſah man zwei weiße Kreuzfahnen wehen, und auf prächtigen Thronen die ſilbernen Bilder der heiligen Anna und ihrer Tochter, der hochgebenedeyten Jungfrau Maria, von weißgekleideten Jungfrauen tragen, denen in langen Reihen die übrigen Jungfrauen und Frauen als Beſchluß des ganzen Zuges folgten.

So zog unter dem Geläute aller Glocken der ganze ungeheure Zug hinauf nach der Kirche und in dieſelbe ein, ſo viel nämlich Platz in derſelben finden konnten. — Von dieſem Einzuge hat nun die Tradition, in Gemeinſchaft mit der Kunſt, folgende Begebenheit bis auf uns, aufbewahrt.

Eben war die Prozeſſion an der Pforte der Kirche angelangt, und der Biſchof ſchickte ſich an, dieſe Pforte zu weihen, als er einen zerlumpten Bettler erblickte, der ſich in epileptiſchen Zuckungen zu ſeinen Füßen auf der Erde wälzte. Des Biſchofs ſcharfer, durchdringender Blick ruhete auf dieſem Menſchen, und nun wurden ſeine Zuckungen heftiger. Höchſt wahrſcheinlich erzeugte ſich bei dem weiſen Prälaten der Verdacht, daß die Krankheit dieſes Menſchen nur Verſtellung ſey, um bei dem heutigen hohen Feſte das allgemeine Mitleiden zu erregen, und dadurch reiche Gaben zu erſchleichen. Dieſer Verdacht erzeugte einen gerechten Unwillen in der Seele des geiſtlichen Herrn, und er erhob ſeine Rechte zur Benediction ſchlug ein Kreuz über den Bettler und ſprach mit lauter, erhobener Stimme: „Biſt Du wirklich krank, ſo helfe Dir der Herr; verſtelleſt Du Dich aber, ſo ſtrafe er Dich!“ — Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen — erzählt die Tradition — ſo ſchickte es der ſtrafende Allgerechte, daß die fürchterliche, hier aber bloß vorgegebene Krankheit, aus der Verſtellung in die Wirklichkeit überging. (S. Abbild.) Ein fürchterliches Geſchrei kündigte ihr Daſeyn an, und mehrere ſtarke Männer vermochten es kaum, dieſen Elenden, an dem die gewaltige Hand des gerecht ſtrafenden Gottes ſo ſichtbar geworden war, zu bändigen und auf die Seite zu ſchaffen; für das Volk aber, welches dieſes Strafexempel ſah oder davon reden hörte, ward es furcht- und ſchreckenerregend, und Jedermann ſchauderte bei dieſem Beiſpiele der ſtrafenden Gerechtigkeit Gottes.

Einer von den Trägern des Baldachins, Laurentius Pflock, ein in der Geſchichte Annabergs berühmt gewordener reicher Fundgrübner, ſah dieſen Vorfall mit an, und er machte einen ſo tiefen Eindruck auf ſein Gemüth, daß er einem berühmten Künſtler *) Auftrag gab, dieſe Scene auf eine Tafel zu malen, welches Gemälde man dann, als Pflock zwei Jahre ſpäter aus der Welt ging, dazu benutzte, ſein Monument zu ſchmücken, wo es noch immer vorhanden iſt, und beſonders die Züge im Geſicht des auf dem Boden liegenden Bettlers die beifällige Verwunderung ſchon ſo manchen Kenners erregten.

Als nun die durch dieſe Begebenheit unterbrochene Ruhe wieder hergeſtellt war, begannen die Ce-

---

*) War dieſes Lucas Cranach, von dem dieſe Kirche mehrere gute Gemälde beſitzt? d. V.

remonien der Weihe, und erſt dann, als ſie vollendet waren, zogen Tauſende in die Kirche, und andere Tauſende, die keinen Platz in derſelben finden konnten, knieten im Kreiſe um ſie herum. Ein höchſt feierlicher Gottesdienſt begann.

Dr. Paulus Schüler betrat als Prediger die Kanzel und ermahnte die Anweſenden, zur Vollendung dieſes ſchönen Tempels milde Gaben zu ſpenden, um ſich der göttlichen Gnade und des Wohlgefallens der heiligen Anna würdiger zu machen. Dieſer Rede Kraft und Macht drang auch in die Herzen der Zuhörer ein und zeigte ihre Wirkung, als an ihrem Schluſſe eine Menge milde Gaben fielen, und ſich nicht minder viele Andere zu ſolchen Spenden verbindlich machten, welche Gelübde denn auch auf das pünktlichſte erfüllt wurden.

Der Biſchof hielt nunmehr das Hochamt *in Pontificalibus* auf das Prächtigſte. Die Düfte des herrlichſten Weihrauchs ſtiegen aus den hochgeſchwungenen ſilbernen Rauchfäſſern in Wolken empor und erfüllten den ganzen Tempel mit dem ſüßeſten Wohlgeruch. — Im gewaltigen Chor ſtiegen die Lobgeſänge vieler Tauſende, ſowohl innerhalb des Tempels als außerhalb deſſelben, auf zu dem, der über jeden Begriff erhaben iſt, der Himmel und Erde erſchuf, und das ganze Univerſum in ſeinen gewaltigen Händen trägt, von Ewigkeit zu Ewigkeit. —

Als nun Alles vollendet war, und die Gläubigen den Segen des Biſchofs mit zur Erde gebeugtem Haupte empfangen hatten, zerſtreuete ſich die Menge, den Genuß der leiblichen Speiſe ſuchend. Hier hatte nun das Beiſpiel des anweſenden Landesherrn die Milde der Reichen erweckt und ſie beſtimmt, demſelben nachzueifern, ſo daß auch der Aermſte dieſen Tag ohne Mangel feiern konnte.

Noch volle ſechs Jahre bauete man an dieſem Tempel, denn erſt im Jahre 1525 wurde er vollkommen fertig und ſtand nun da in ſeiner vollen Pracht und Herrlichkeit. —

27.

Der Tag von Kobryn, am 27. Juli 1812.

Der Fürſt von Schwarzenberg, der das Corps der Oeſterreicher befehligte, welches die franzöſiſchen Operationen unterſtützte, ſollte, nach dem Befehl des Kaiſers Napoleon, nach Minsk marſchiren, um mit der großen Armee gleichen Schritt zu halten. Die Ariergarde der Oeſterreicher, unter den Generalen Frölich und Zechmeiſter ſtand in Kobryn und Brzesc, und bildete eigentlich die Vorpoſtenkette in dieſer Stellung. —

Um nun dieſe Schaaren abzulöſen, rückte die ſächſiſche Brigade von Klengel mit drei Schwadronen Uhlanen am 24. Juli in Kobryn ein, von wo die Oeſterreicher ſchon am vorhergegangenen Tage abmarſchirt waren, weil man glaubte, daß die ruſſiſchen Corps Kamenskoy und Tormaſſow (von 12,000 und 20,000 Mann) noch weit entfernt wären und von ihnen kein Angriff zu beſorgen ſey. — Dieſe beiden Corps hatten ſich jedoch viel ſchneller, als man vermuthete, vereinigt und befanden ſich ſchon am 25. Juli nur 6 Meilen von Kobryn, an welchem Tage ein Scheingefecht zwiſchen den Ruſſen und Sachſen ſtattfand, in deſſen Folge endlich die Ruſſen aus Janow vertrieben wurden. In Brzesc wurden die daſelbſt ſtehenden 80 Mann Uhlanen von großer Uebermacht angegriffen und, nach einer tapfern Gegenwehr, zurückgedrängt und großentheils gefangen.

Nun rückten die Ruſſen gegen Kobryn vor, und griffen die 2400 Mann ſtarken Sachſen mit 12,000 Mann und alſo mit fünffacher Uebermacht an, während andere 20,000 Ruſſen in der Nähe aufmarſchirt waren, um jeden Hülfemarſch zu verhindern, und dieſes Corps gab von dem Kampfe Zuſchauer ab.

Der Kampf war lang und hart, denn die Sachſen wehrten ſich neun Stunden lang gegen dieſe großer Uebermacht heldenmüthig, und den Ruſſen gelang es nicht, in die unbefeſtigte Stadt Kobryn, zu welcher fünf Eingänge führten, einzudringen, bis dieſer aus lauter hölzernen Häuſern beſtehende Ort durch das Granatenfeuer der Ruſſen endlich in Brand gerieth und nun das Eindringen gelang, worauf den Sachſen nichts anderes übrig blieb, als ſich in eine alte, in der Nähe des Marktes befindliche Schanze zu werfen, wo ſie endlich, nachdem alle ihre Munition verbraucht war, mit den Waffen in der Hand gefangen wurden. —

Acht Kanonen und vier Fahnen fielen nebſt 2300 Mann Gefangenen in die Hände des Feindes, welcher die bewieſene tapfere Gegenwehr zu ehren verſtand. Es ſuchten nicht allein die ruſſiſchen Generale Markow und Oldecop am Ende des Kampfs, wo ein fürchterliches Blutvergießen wahrſcheinlich war, ihre durch den langen Kampf erbitterten Leute davon zurückzuhalten und alle Unordnung zu vermeiden; ſondern es gab auch der General Tormaſſow den gefangenen ſächſiſchen Offizieren, als ſie ihm vorgeſtellt wurden, unter ſehr ſchmeichelhaften Aeußerungen über ihr tapferes Verhalten ihre Säbel zurück. Dieſes Benehmen ehrt beide Theile! —

Während dieſes Gefechts zog das ſächſiſche Corps, 14.000 Mann ſtark, in Gewaltmärſchen heran, den Waffenbrüdern in Kobryn zu Hülfe, und traf Nachmittags gegen drei Uhr bei dem Dorfe Horobecz, vier Stunden von Kobryn, ein. — Groß war die Hitze des Tages, und die übermäßige Anſtrengung koſtete mehreren Soldaten das Leben. Auf dieſem Marſche hörte man fortwährend den Kanonendonner des Gefechts, und er wurde für die marſchirenden Soldaten zur Mahnung, auch die letzten Kräfte anzuſtrengen, den tapfern Brüdern zu Hülfe zu kommen. Da und dort ſtürzten Erſchöpfte auf dem Marſche, doch dieſer ging raſtlos fort, und man konnte ſich um die Fallenden nicht kümmern, ſondern mußte ſie ihrem Schickſale überlaſſen. Doch alle Krieger waren erſchöpft und ſie hatten noch über vier Stunden nach Kobryn; zudem fehlte es auch an Lebensmitteln, und ohne dieſe marſchirt es ſich bekanntlich ſchlecht. — Schon ſah man das Dorf Horobecz und befand ſich in deſſen Nähe, als plötzlich der Kanonendonner ſchwieg. Dies war das Zeichen vom Ende des Gefechts, und über den Ausgang deſſelben waltete, bei der Uebermacht der Ruſſen, kein Zweifel ob. Es blieb den Sachſen alſo nichts anders übrig, als zurückzugehen, oder eine vortheilhafte Stellung zu nehmen, zu welcher ſich eine Gelegenheit darbot. Man wählte das letzte und verhehlte ſich die gefährliche Lage nicht, in welcher man ſich befand, da das ſächſiſche Corps leicht von den Oeſterreichern abgeſchnitten werden konnte. Nur Kampf und Vernichtung ſchien bevorzuſtehen; doch Tormaſſow ſcheint dieſe kritiſche Lage nicht gekannt zu haben; denn er wagte nichts, und die Sachſen zogen ungehindert ab.

Nach einigen Ruheſtunden zog das Corps in tiefer Stille durch den Wald nach Rozanna hin, welches Städtchen es am 30. Juli erreichte, am folgenden Tage einen höchſt nöthigen Ruhetag hatte, ſolchen zur Heranziehung der entſendeten Abtheilungen benutzte, und ſich am 3. Auguſt mit den Oeſterreichern vereinigte, worauf am 12. Auguſt die Schlacht bei Padobna erfolgte, in deren Folge die Ruſſen ſich zurückzogen.

28.

Kaiſer Heinrich I. befreit das deutſche Reich von den Ungarn.

Die Hunnen hatten Jahrhunderte hindurch Einfälle in Deutſchland gemacht, und nur die Kraft und Macht des Kaiſers Carl hatte ſie davon abhalten können. Die Schwäche der Nachkommen dieſes großen Mannes hatte jenen räuberiſchen Völkern wieder neuen Spielraum gegeben, bis ſie unter dem Kaiſer Conrad bei Augsburg auf das Haupt geſchlagen wurden.

Nach dem Tode dieſes Kaiſers, (19. Octbr. 918) wurde der Herzog Heinrich von Sachſen auf dem Reichstage zu Fritzlar einſtimmig zum Kaiſer erwählt, und da ihn die Abgeordneten der Fürſten begrüßen wollten, die auf ihn gefallene Wahl kund zu thun, fanden ſie ihn nicht auf ſeiner Burg, ſondern im dicken Walde des Harzes, wo er ſich auf einem Vogelheerde befand und ſich mit ſeinem Lieblings-Erholungsgeſchäft vergnügte, dabei die Botſchaft der Abgeordneten anhörte, und ſich dann zur Fortſetzung der Vogelſtellerei wendete. Hiervon erhielt er den Beinamen der Finkler oder der Vogler in der deutſchen Geſchichte.

Im Jahre 923 wagten die Hunnen, — welche wir, ſeit ihrer Vereinigung mit den Avaren, lieber mit dem ſpäter allgemein gewordenen Namen Ungarn bezeichnen wollen — einen neuen Einfall in Deutſchland und wiederholten dieſen im folgenden Jahre. — Noch hatte ſich der Kaiſer nicht in die Verfaſſung ſetzen können, dieſen Einfällen kräftigen Widerſtand zu leiſten; er zog ſich daher in das Innere des Landes zurück, und als es ihm gelang, einen der vornehmſten Anführer der Ungarn, der ſich zu weit vorgewagt hatte, auf einer Streiferei gefangen zu nehmen, ſo bediente er ſich deſſelben zur Vermittelung, daß ſich die Ungarn auf einen neunjährigen Stillſtand einließen, durch welchen ſie jährlich eine namhafte Summe als Tribut erhielten, und ſich dafür verbindlich machten, während dieſer Zeit keine Einfälle in Deutſchland zu thun. —

Dieſen Stillſtand und die Ruhe, die er gewährte, benutzte nun der weiſe Heinrich auf das beſte, um ſich gegen die räuberiſchen Einfälle jener barbariſchen Völker, — denn auch die Wenden und Obotriten wagten öftere Einfälle, — in die feſte Verfaſſung zu ſetzen. Vor allen Dingen errichtete er drei Markgrafthümer, eins in Meißen, das andere in Brandenburg und das dritte in Schleswig. Dieſe Markgrafthümer wurden den erprobteſten Helden als Markgrafen anvertraut, und jedem derſelben noch ein Biſchof beigegeben, damit derſelbe ſich des Kirchen- und Schulweſens thätig annehmen, das Volk hierdurch aus ſeiner bisherigen Barbarei erheben und die Ausbreitung des Chriſtenthums befördern könne. —

Nunmehr wurden in Sachſen mehrere Städte erbaut, dieſe mit Mauern umgeben, und von den Landbewohnern der zehnte Theil ausgehoben, der ſich in dieſe Städte begab, und ſich anheiſchig machte, nicht allein in denſelben zu wohnen, ſondern ſie auch bei Feindesgefahr mit allen Kräften zu vertheidigen. — Dieſes war der Urſprung des Bürgerthums in Deutſchland, und der Kaiſer Heinrich gab ihm noch ein Vorrecht durch die Verordnung: daß die größern Gaſtereien und Feſte in den Städten gehalten werden mußten. Um die innere Ruhe herzuſtellen, mußten ſich die Einwohner von Heinrichs Erblanden in den Waffen üben, und die in manchen Gegenden Sachſens und Thüringens annoch übliche Abgabe, das Heergewette, wurde eingeführt. Verſchiedene Räuberbanden, die bisher die Wälder unſicher gemacht hatten, wurden von dem Kaiſer gefangen genommen, aber nicht hingerichtet, ſondern zum Nutzen des Landes verwendet: denn er ordnete ſie in Haufen, die er fleißig in den Waffen üben ließ, und ſie dann in die von ihm erbauete Veſte Merſeburg legte, um gegen die

Slaven zu ſtreifen und ſich durch die gemachte Beute zu bereichern. —

Hierdurch war zwar ſchon manches zur Vorbereitung geſchehen; doch die Hauptſache ſtand noch bevor, und dieſes war denn nichts anderes, als daß der Kaiſer eine ganz neue Kriegsverfaſſung einführte, und dieſelbe den Umſtänden weiſe anpaßte. —

Die Hauptabſicht dieſes Fürſten ging dahin, Deutſchland vor den Einfällen der Ungarn ſicherzuſtellen, und er mußte daher vor allen Dingen darauf trachten, ſeine Sachſen ſo zu ordnen und in den Waffen zu üben, daß ſie Jenen mit Glück widerſtehen konnten. Die Ungarn beſaßen ihre Hauptſtärke in der Reiterei, und außer ihr hatten ſie wenig oder kein Fußvolk. Daher mußte ihnen Heinrich auf gleiche Weiſe zu begegnen ſuchen, und richtete alſo ſeine beſondere Aufmerkſamkeit auf die Errichtung einer Reiterei, die er jedoch auf ganz beſondere Art in den Waffen übte. — Die tapferſten Krieger, unter den Edlen und Freien, wurden geübt, zu Roß zu ſtreiten, und ſie wurden beſonders abgerichtet, mit eingelegter Lanze auf den Feind einzuſprengen, und denſelben aus dem Sattel zu werfen. — Hierdurch entſtanden die Turniere, welche durch ein halbes Jahrtauſend hindurch die Hauptbeſchäftigung der deutſchen Edlen waren, und nicht wenig dazu beitrugen, den Kriegsruhm der deutſchen Reiterei zu begründen.

Bald erhielten die Sachſen Gelegenheit, ſich ernſtlich in den Waffen zu üben, und die erlernten Künſte in ernſte Ausübung zu bringen. — Heinrich gerieth mit den beiden wendiſchen Völkern, den Daleminziern und den Milzienern in Krieg, und überwand beide gänzlich, ſo daß ſie ſich ihm unterwerfen mußten. Nun baute der Kaiſer eine feſte Burg an der Elbe, welche er Meißen nannte, und eine andere an der Spree, welche den Doppelnamen Bautzen oder Budiſſin erhielt, jenes deutſch und dieſes wendiſch, beide aber von gleicher Bedeutung. Dieſe beiden Burgen wurden nun mit einer hinreichenden Beſatzung verſehen, und das Markgrafthum Meißen wurde hierdurch eine eigentliche deutſche Provinz, indem ſich die Sprache nebſt den Sitten der Slaven allmälich verloren und die der Deutſchen an ihre Stelle traten.

Gleich nach dieſem Kriege entſpann ſich ein anderer, in welchem Heinrich abermals ſiegreich war.

Der Herzog Wenceslaus von Böhmen verſagte dem Kaiſer Heinrich die Huldigung, welche ſeine Vorfahren den Kaiſern aus Carls Stamme immer geleiſtet hatten. Dieſes zu rächen und den Herzog zur Erfüllung ſeiner Lehnspflicht zu zwingen, überzog ihn der Kaiſer mit Krieg, belagerte ihn in Prag und zwang ihn zur Unterwerfung.

Kaum war der Kaiſer hier fertig, als ſich die heidniſchen Bewohner von Pommern und Meklenburg empörten, und den Kaiſer zwangen, ſeine Aufmerkſamkeit auf ſie zu wenden. Beide Theile zogen gegen einander zu Felde. Bei Ruppin kam es zur Schlacht, in welcher der Kaiſer auf das Vollkommenſte ſiegte. Er ging dann mitten im Winter vor die Hauptſtadt Brennaburg (Brandenburg?) und zwang ſie durch Hunger, Kälte und Schwert zur Uebergabe. —

Auf dieſe Weiſe gewöhnte der weiſe Heinrich ſeine Krieger an den Krieg, und lernte die Güte und Zweckmäßigkeit ſeines Syſtems kennen; die Befreiung des deutſchen Vaterlandes von den Einfällen der Ungarn war aber dieſes Monarchen Hauptaugenmerk, und die vorhergegangenen Kriege galten ihm nur als Vorbereitung der Mittel, dieſen Zweck zu erreichen. — Die Gelegenheit hierzu kam bald! —

Mit dem Jahre 932 ging der mit den Ungarn geſchloſſene neunjährige Waffenſtillſtand zu Ende, und der Kaiſer ſagte ihnen denſelben auf. Verletzt durch dieſe Handlung, ſendete der König Gabor Geſandte nach Deutſchland, den Tribut auch für die Zukunft zu fordern, oder mit einem neuen Kriege zu drohen. Dieſe trafen den Kaiſer in ſeinem Hoflager zu Regensburg, und wurden vor ihn gebracht. Es thronte der Herrſcher in ſeiner höchſten Majeſtät in der Mitte der Fürſten und Herren, als die ungariſchen Geſandten in den Saal traten. Stolz war die Sprache dieſer Männer, hochfahrend ihre Drohungen deſſen, was geſchehen werde, wenn man nicht länger den Tribut zahlen wolle. Der Kaiſer fühlte ſich durch dieſe Drohungen hoch beleidigt. Er winkte und einer ſeiner Diener entfernte ſich aus dem Saale. kurz darauf kehrte er wieder zurück und ein Knecht folgte ihm, der einen räudigen Hund an einem Stricke führte.

„Seht hier! — rief der Kaiſer im höchſten Zorn — „dieſen Hund nehmet mit Euch zum Tribut. Kein anderer gebührt Euch Räubern und Länderverwüſtern! — Fort, aus meinem Angeſicht!“

Beſchämt, aber mit kochender Rache im Herzen entfernten ſich die Geſandten aus dem Saale und reiſten eiligſt heim. — Furchtbar war die Wuth, in welche der König von Ungarn gerieth, als er von der Schmach hörte, welche ſeinen Geſandten zu Theil geworden war, und er ſchwur mit dem ſchrecklichſten Eide, ſie ſchrecklich an den Sachſenhunden zu rächen. In der That hätte auch der Kaiſer Heinrich nichts gehäſſigeres erdenken können, als dieſen Hund anſtatt des Tributs ihnen anzubieten, da ein ſolcher Hund das Emblem der tiefſten Erniedrigung bei den Ungarn war. Der räudige Hund wurde nun mit den Geſandten im Lande herumgeſchickt, und verfehlte ſeine Wirkung nicht; denn in kurzer Zeit verſammelte ſich ein ungeheures Heer der dem König Gabor unterthänigen Völker, Ungarn, Scythen, Tartaren, Sarmaten, Bosniaken u. d. m. zu Roß und Fuß, ſo daß an dreihunderttauſend Mann zuſammenkamen, mit dem feſten Vorſatz, die durch den Hund erlittene Schmach ſchrecklich zu rächen. Dieſes Heer brach auf, und ſeinen Marſch durch Böhmen nach Sachſen bezeichnete beiſpielloſe Verwüſtung. Niemand wurde verſchont, ſelbſt das Kind nicht an der Mutter Bruſt, und von dieſen Barbaren ſuchte einer den andern an Grauſamkeit zu übertreffen, beſonders als ſie die Elbe, Mulde und Saale erreicht hatten. Der Fürſt Zrobotinczk, ein naher Verwandter des Ungarnkönigs, befehligte dies Heer.

Der Kaiſer Heinrich vernahm die Botſchaften von dieſen Unthaten mit Schaudern und fürchtete mit Recht Alles für ſein Erbland. Eben reſidirte er in Quedlinburg, als dieſer Einfall geſchah, und forderte von hier aus die deutſchen Fürſten dringend auf, den Sachſen zu Hülfe zu ziehen. Alle waren auch dazu bereit, denn ſie ſahen es ein, daß ſie Alle verloren ſeyn würden, wenn es den Feinden gelingen ſollte, den Kaiſer zu überwältigen. Selbſt aus Italien und Frankreich, Polen und Rußland eilten Kriegsſchaaren herbei; doch kam das Heer nicht über 70,000 Mann an der Zahl, und die Feinde waren daher beinahe fünfmal ſo ſtark, unter Heinrichs Truppen aber nur höchſtens 10,000 Mann Reiterei, ein großes Mißverhältniß gegen die der Ungarn, und es konnte ſich auch der unerſchrockenſte Held einer geheimen Beſorgniß nicht erwehren, wenn er dieſe ungünſtigen Umſtände in Erwägung zog.

Die Grauſamkeiten der Feinde verdoppelten ſich, ſo wie ſie die Grenze von Sachſen erreichten, und als ſie vor der Veſte Merſeburg ankamen, wurde dieſe ſogleich erſtürmt, und nach einer tapfern Gegenwehr der Beſatzung erobert, wo die meiſten Krieger von derſelben niedergehauen und die andern gefangen fortgeführt wurden. Dann wurde die Veſte angezündet und ihre Mauern geſchleift; die Sieger aber lagerten ſich dort, um von ihrem langen Zuge auszuruhen.

Der Sammelplatz des deutſchen Heeres war bei Magdeburg, und hier erhielt der Kaiſer die Nachricht von der Zerſtörung Merſeburgs. Dieſe muß ihm tief zu Herzen gegangen ſeyn, denn er rief bei der Muſterung dem verſammelten Heere mit thränenden Augen zu: „O hätten wir doch früher beiſammen ſeyn und mein Merſeburg retten können!“ —

Das Heer brach nun auf und zog in Eilmärſchen, doch in größter Ordnung, dem Feinde entgegen, und nach zwei Tagen erreichte daſſelbe die Gegend von Merſeburg, wo Zrobotinczk mit ſeinem Heere noch gelagert ſtand. Das deutſche Heer nahm ſein Lager da, wo jetzt die Dörfer Schkopau und Bündorf ſtehen, und das Zelt des Kaiſers ſtand auf der Stelle, wo ſich gegenwärtig der mittlere Stiftsteich befindet, damals aber ein ſchöner friſcher Quell, der Keſſel genannt, befindlich war. — Kaum erfuhr Zrobotinozk durch Kundſchafter die Annäherung des feindlichen Heeres, als er auch ſeine Horden ſogleich aufbrechen und an einem Walde, die Skölzig genannt, bei dem Dorfe Sköhlen, eine Meile von der Saale, rechts von Lützen (an der Straße, die von Zwenkau und Altenburg nach Merſeburg führt) Halt machen, und ſich verſchanzen ließ, von welchen Verſchanzungen noch Ueberbleibſel da ſind; ſo wie auch eine daſige Feldmark noch die Benennung Ungarnſchanze führt. Dieſe Maßregel beſtimmte den Kaiſer zu einem Zuge, in dem er ganz den mit tiefen Einſichten begabten Feldherrn zeigte. — Es verließ nämlich das deutſche Heer ſein Lager, zog durch die Ruinen von Merſeburg, ging über die Saale und poſtirte ſich auf einer Höhe, von der ſpäterhin das Dorf, welches hier ſtand und Riada hieß, Keuſchberg *) genannt worden iſt. Dieſe Stellung war feſt und ſicher, einer ſolchen aber bedurfte auch das Heer, gegen die große Ueberlegenheit der Feinde an Zahl, beſonders an Reiterei, um nur einigermaßen mit Hoffnung eines glücklichen Erfolgs ſchlagen zu können, und dieſe Hoffnung erhöhete ſich durch folgenden glücklichen Umſtand.

Von dem kaiſerlichen Heere war eine nicht un-

---

*) Dieſen Namen ſoll das gedachte Dorf davon erhalten haben; daß der Kaiſer alle feilen Dirnen aus dem Lager jagen ließ, weil das Heer einen Kampf um Leben und Freiheit zu beſtehen hatte, und ſich demnach in einer ernſten Stimmung befinden mußte; wo aber jene Prieſterinnen der Wolluſt übel auf die Gemüther einwirken konnten, was der Kaiſer durch ihre Entfernung verhüten wollte. A. d. V.

bedeutende Abtheilung von tapfern Kriegern, aus den ſüddeutſchen und franzöſiſchen Hülfsvölkern unter dem Herzog Berthold von Baiern beſtehend, noch auf dem Marſche, und der Kaiſer war in nicht geringem Kummer darüber, daß ihn die Feinde noch vor der Vereinigung dieſer Schaaren mit dem Heere angreifen möchten, wo der Ausgang der Schlacht faſt nicht anders als traurig für die Deutſchen ausfallen konnte, weil 40,000 gegen 300,000 Mann doch ein gar zu großes Mißverhältniß in der Anzahl war, durch dieſe Ankunft aber wurde die Uebermacht der Feinde einigermaßen vermindert, und der Kaiſer rief, als ihm die Ankunft dieſes Heerhaufens und ſeine Zahl gemeldet wurde, voll Freude aus: „Daran erkenne ich meinen Gott, der keinen Deutſchen verderben läßt!“ — Freudevoll ließ er den Herzog Berthold entbieten, zu ihm zu kommen und auf einer hart an das kaiſerliche Lager ſtoßenden Höhe ſeine Stellung zu nehmen.

In dieſer Stellung konnten die Heere jedoch nicht lange bleiben, ſondern es mußte bald etwas zur Entſcheidung erfolgen. Nachdem nun das kaiſerliche Heer zwei Tage gerastet und ſich in dieſer Zeit zur Schlacht vorbereitet hatte, während die Ungarn ſich in ihrem Lager, ſtolz auf ihre Zahl, in der vollſten Sicherheit befanden, rückte es am Abend des dritten Tages aus ſeiner Stellung, und ſtellte ſich, nicht weit vom Dorfe Stöhlen, in Schlachtordnung. Bei dieſer beurkundete der Kaiſer Heinrich ſein vorzügliches Feldherrntalent auf das glänzendſte, ob er ſich gleich krank befand, da er ſich durch Erkältung und Strapazen ein ruhrartiges Fieber zugezogen hatte. Dieſes hielt ihn jedoch nicht ab, ſich um Mitternacht auf ein Roß heben zu laſſen, an die Spitze des Heeres ſich zu ſtellen, und daſſelbe auf das Feld zu führen, welches er zum Schlachtfelde auserſehen hatte, und welches nahe bei dem merkwürdigen Schlachtfelde liegt, wo Guſtav Adolph am 6. November 1632 ſtritt und den Heldentod ſtarb. — Das ganze deutſche Heer war in fünf Haufen getheilt, und aus ihm eine beſondere Schaar der Tapferſten gewählt, meiſtens Sachſen und Thüringer, welche unter der Anführung des Herzogs Otto (älteſten Sohnes des Kaiſers und ſpäter ſein Nachfolger) hinter Lützen und ſeitwärts Stölzig in einen Hinterhalt gelegt und beſtimmt wurde, den letzten entſcheidenden Schlag zu thun. Unter jenem jungen Heldenfürſten befehligten zwei in mancher Schlacht erprobte und entſchiedene Helden, die Grafen Andreas von Lobdaburg und Siegmund von Gleichen, dieſe erleſene Schaar, beſtimmt, die Ungarn dann, wenn die Schlacht in vollem Gange ſeyn würde, im Rücken anzugreifen und ſo das Geſchick des Tages zu entſcheiden; was ſie auch mit Heldenmuth ausführte.

Der 16. März des Jahres 933 war der Tag, an welchem über Deutſchlands Schickſal entſchieden, und daſſelbe für die Zukunft von den räuberiſchen Horden jener Barbaren befreiet wurde; ſo daß jene denkwürdige Schlacht jetzt noch nach neun Jahrhunderten im Andenken iſt.

Das deutſche Heer blieb die Nacht hindurch unter den Waffen in Schlachtordnung ſtehen, und auch die Ungarn waren bei dem Beginnen des Tages in Schlachtbereitſchaft. Die Heere näherten ſich einander und die Schlacht begann.

Die Polen und Ruſſen machten, als leichte Reiterei, den erſten Angriff, und ſie begannen ihn mit Muth und Feuer. Kaum waren die Schaaren mit den Ungarn im Handgemenge, als dieſe mit dem Groß ihres Heeres und in Wuth auf das deutſche Heer eindrangen. „Hui! Hui!“ war das furchtbare Schlachtgeſchrei der Ungarn, und es wurde männlich vom „Kyrie Eleyſon!“ des kaiſerlichen Heeres erwiedert. — Nun begann ein ſchrecklicher Kampf, der mehrere Stunden lang mit gleicher Wuth fortwährte. — Keine Partei gab nur einen Fuß breit nach, und jeder Krieger focht an ſeinem Platze mit der ausgezeichnetſten Tapferkeit; ſelbſt der Feige war gezwungen, Stand zu halten, da er nicht weichen konnte. — Endlich wurde doch die mehrfache Ueberzahl der Ungarn für die Deutſchen nachtheilig, und dieſe geriethen in Gefahr, von jenen durch Uebermacht aus dem Felde geſchlagen zu werden, als plötzlich Hülfe erſchien. —

Der Hinterhalt des kaiſerlichen Heeres erſchien auf dem Schlachtfelde und griff die Ungarn tapfer im Rücken an. — Der Graf Andreas von Lobdaburg, wegen ſeiner Größe und Stärke der thüringer Rieſe genannt, ſetzte an der Spitze der tapferſten ſächſiſchen und thüringiſchen Ritter mit eingelegten Lanzen auf die Ungarn an, und bei dieſem Angriffe waren ſeine beiden Söhne, ſo wie ſeine Neffen, die Grafen von Gliſberg, an der Seite dieſes Helden. — Der Graf Siegmund von Gleichen griff mit einer andern Schaar nicht minder tapfer an, und an einem dritten Orte der Herzog Otto ſelbſt, mit dem Kern ſeiner Schaar. — Kaum eine halbe Stunde lang hielten die Ungarn dieſe Angriffe aus, als auch ihre Ordnung zertrennt war, und nun begann ein ſchreckliches Schlachten im dichteſten Handgemenge. Der Graf von Lobdaburg bahnte ſich mit ſeinen tapfern Rittern und Reiſigen einen Weg mitten in die dickſten Schwärme der Feinde. Dort, wo ihr Hauptpanier wehete, war ſein Ziel. — Es gelang auch dieſer Heldenſchaar, ſich bis zu dieſem Punkte durchzuſchlagen, und eine Menge blutige Opfer bezeichneten ihre Bahn. Endlich war das Ziel erreicht, denn neben ſeinem Hauptpaniere hielt Zrobatinczk, der Ungarn-Feldherr, und auf ihn ſtürmte nun der Graf von Lobdaburg mit hochgeſchwungenem Schwerte ein. Vergebens ſuchte ſich der Angegriffene zu vertheidigen, nach einigen abgewehrten Schwertſtreichen gelang es dem Grafen, den eiſernen Helm ſeines Feindes, ſo wie deſſen Haupt bis auf das Kinn, durch einen mit Rieſenkraft geführten Streich zu ſpalten. — Kaum ſahen die Ungarn ihren Feldherrn fallen, als ſich auch die Schreckensnachricht von ſeinem Tode blitzſchnell durch das ganze Heer verbreitete und jedes Herz entmuthigte. Bald war der bisherige Schlachtruf Hui! Hui! das Loſungswort zur Flucht, zu welcher ſich nun das Heer der Ungarn überall wendete.

Regellos flohen die Geſchlagenen durch die Aue, über die Elſter nach Skeuditz, Dölitz, Halle, Bärenburg ꝛc., und freudig verfolgten die Deutſchen ihren Sieg. Ueber 30,000 Ungarn lagen todt auf der Wahlſtatt, noch weit mehr wurden auf der Flucht erſchlagen oder ertranken in den Flüſſen, über die ſie ſetzen mußten. Desgleichen ſtanden auch überall die von ihnen geplünderten und gemißhandelten Landeseinwohner auf und erſchlugen Tauſende von ihnen. — Eine große Menge dieſer Flüchtlinge wurde auf der Flucht gefangen und als Leibeigene unter die Ritterſchaft vertheilt. Auch der Sohn des Feldherrn Zrobatinczk wurde von dem Grafen von Lobdaburg gefangen und ſpäter ſein Schwiegerſohn. So verändern ſich die Umſtände. —

Aber dieſe Roſe des Siegs hatte viele Dornen, ehe ſie ſich brechen ließ; denn das ſiegreiche Heer verlor an Todten und Verwundeten 18 bis 19,000 Mann, und unter dieſen fielen an dieſem Tage mehrere Tapfere aus den höhern Ständen, als Opfer der Schlacht, oder wurden verwundet, unter welchen letztern ſich auch des Kaiſers zweiter Sohn, der Herzog Heinrich befand, welcher verſchiedene Wunden erhielt. — Die erſchlagenen Ungarn wurden unter die Hügel, die man noch bei Eutſch ſieht, begraben; die erſchlagenen Chriſten aber ließ Heinrich in ſein altes Lager bei Keuſchberg ſchaffen, dort zur Erde beſtatten, und bei dem Orte ihres Begräbniſſes eine Kirche erbauen, wo man für die Verſtorbenen betete.

Zum Gedächtniß dieſer Schlacht ließ der Kaiſer eine Schilderung davon als Gemälde im Schloſſe zu Merſeburg aufſtellen, welches den ſpätern Zeitgenoſſen dieſe für unſer Vaterland ſo merkwürdige Begebenheit darſtellte, endlich aber, doch erſt nach Jahrhunderten, das Schickſal aller menſchlichen Dinge hatte, ſo daß es nicht mehr vorhanden iſt.

Unter dem Kaiſer Otto, Sohn Heinrichs, wagten die Ungarn (955) wieder einen Einfall in Deutſchland, wurden aber auf dem Lechfelde bei Augsburg auf das Haupt geſchlagen, wodurch die Macht dieſer Barbaren dermaßen gebrochen wurde, daß ſie keinen ſolchen Einfall mehr wagten. —

29.

Scenen aus dem Leben des berühmten Friedrich Myconius.

I.

Myconius als Jüngling.

Unbekannt iſt die früheſte Jugend- und Erziehungsgeſchichte unſers Myconius geblieben, und man weiß nur allein ſo viel, daß er am 25. December 1491 in der Stadt Lichtenfels am Main geboren wurde. Sein eigentlicher Name war Friedrich Mecum, den er ſpäter in den griechiſchen Myconius überſetzte. —

Erſt im Jahre 1508 werden wir mit unſerm Myconius bekannt, da er in dieſem Jahre die lateiniſche Stadtſchule in der neuen Bergſtadt Annaberg bezog, welche zu dieſer Zeit, unter dem Rectorate des *M.* Georg Merula, ihre erſten Blüthen trug. — Zuverläſſig kam dieſer Jüngling wohl vorbereitet hierher; denn er beſuchte die Schule nur zwei Jahre lang, und konnte ſich ſpäter dennoch in die erſte Reihe der Gelehrten ſeiner Zeit ſtellen; es läßt ſich daher auch mit Zuverläſſigkeit ſchließen, Myconius habe auch ſpäterhin fleißig fortſtudirt, und nicht geglaubt, er habe nicht mehr nöthig zu ſtudiren, wenn die Univerſitätszeit vorbei iſt, wie es ſo Mancher glauben mag.

Im Jahre 1510 fiel eine Begebenheit vor, welche für die Lebensrichtung unſeres Myconius Epoche machend wurde. Der Ablaßprediger Tezel trieb ſchon ſeit der Mittwoch nach Invocavit des Jahres 1508 ſein Weſen in der neuen Bergſtadt Annaberg und hielt guten Markt, denn durch den Bergſegen waren viele Arme ſchnell reich geworden, und es gab daher viele Sünder unter ihnen, die der Sünden Vergebung ſehr bedürftig waren. Doch endlich nahmen die reichen Spenden dieſer Sünder ab, und gegen Pfingſten des Jahres 1510 kündigte der Ablaßprediger an: daß er die Gnadenpforte nächſtens wieder verſchließen, das Kreuz abnehmen und weiter ziehen werde. Verſchiedene Anſchläge machten dieſes allen Sündern kund, und dieſes Anregungsmittel verfehlte ſeine Wirkung nicht: von neuem floſſen die Geldquellen reichlich und die Einnahme Sr. Hochwürden füllte nun den Schatzkaſten bis oben an. Dieſes Wort Tezels drang denn nun auch tief in das weiche Gemüth des frommen Jünglings Myconius ein, und er beſchloß von dieſer Gnadenzeit noch Gebrauch zu machen, ſich Ablaß zu verſchaffen.

Myconius war ſehr arm und dieſe Armuth ein Hinderniß in ſeinem Vorhaben; denn der hochwürdige Herr öffnete des Himmels Gnadenpforte nicht umſonſt: Geld war ſeine Loſung. — So las der arme Jüngling das öffentlich ausgehangene lateiniſche Ausſchreiben des Papſtes noch einmal und fand die tröſtliche Stelle: „Den Armen ſoll der Ablaß umſonſt gegeben werden." — Dieſes Wort goß neues Leben in des armen Jünglings tiefbekümmerte Seele, und er beſchloß ſofort von dieſer Begünſtigung Gebrauch zu machen. —

Er ging zu dem Ablaßprediger hin, und ließ ſich melden. — Nur noch drei Tage lang ſollte die Gnadenpforte offen ſeyn, und deshalb war keine Zeit mehr zu verlieren. — Es war gegen Abend, als der Jüngling in des uns ſchon bekannten reichen Fundgrübners Lorenz Pflockens Haus trat, wo Tezel mit ſeinem Gefolge ſich aufhielt, und wie im Paradieſe lebte. — Demüthig wendete ſich der fromme Myconius in einer lateiniſchen Rede an *D.* Baumhauer und die übrigen Aſſiſtenten Tezels und ſtellte ihnen ſeine Armuth vor, mit der Bitte, ſich bei dem hochwürdigen Herrn für ihn zu verwenden, damit er die Abſolution von allen ſeinen Sünden erhalte, und zwar umſonſt, wie es der heilige Vater den Armen zu geben befohlen habe.

Die geiſtlichen Herren verwunderten ſich über des Jünglings lateiniſche Rede, die dazumal bei jungen Leuten etwas ſeltenes war, und es nöthigte ihnen dieſelbe Achtung vor ihrem Urheber ab. — Herr Tezel war eben unwohl und lag in ſeinem Schlafgemach zu Bette, deshalb begaben ſich dieſe Herren zu ihm hinein, und trugen ihm die Bitte des Jünglings vor. Der gute Mann wurde jedoch durch dieſelbe ziemlich in die Klemme gebracht, und wußte nicht, wie er entſcheiden ſollte. Der heilige Vater hatte es allerdings befohlen, daß man den Armen die Abſolution umſonſt ertheilen ſolle; that er aber, wie dieſe Verordnung beſagte, ſo ging der eigentliche Zweck des Ablaßhandels verloren: denn es beriefen ſich dann eine Menge anderer Armen auf dieſes Beiſpiel, und es kam dann nur ſehr wenig Geld ein. Dieſes war ja die Hauptſache. Deshalb hielten dieſe Herren eine lange Berathung, deren Reſultat die folgende Entſcheidung war.

„Wir haben Deine Bitte, lieber Sohn!“ — ſprach der *D.* Baumhauer auf das freundlichſte zu Myconius — „wir haben Deine Bitte dem Herrn Abgeordneten mit allem Fleiß vorgetragen; allein er ſpricht: daß er ſie zwar vom Herzen gern erfüllen wolle, wenn es ihm nur möglich wäre; doch wenn er es auch thun wolle, ſo würde dieſe Gnade dennoch ungültig und vergeblich ſeyn; denn er hat uns ganz beſonders zu erkennen gegeben, wie nur diejenigen des reichſten Ablaſſes fähig und theilhaftig werden könnten, welche eine hülfreiche Hand darböten, (d. h. Geld zahlten) u. ſ. w.

Myconius ließ ſich jedoch nicht durch dieſe abſchlägige Antwort abweiſen und ſtellte dem *D.* **Baumhauer** auf das eindringlichſte vor: daß der heilige Vater es ausdrücklich befohlen habe, den Armen die Abſolution umſonſt zu ertheilen, und auf des heiligen Vaters Befehl wolle er ſich berufen, auch davon weder zur Rechten noch Linken abweichen. —

Hierauf gingen die Aſſiſtenten noch einmal in Tezels Kammer und baten dieſen „**über alle Maßen ſtolzen und aufgeblaſenen Mönch**“: er möchte doch dieſe Bitte ſtattfinden laſſen; es ſey der Bittende ein kluger und beredter junger Menſch, und daher wohl werth, daß er ihm vor andern Gnade erzeige! Allein auch dieſe Bitte war vergebens und die geiſtlichen Herren kamen abermals unverrichteter Sache zurück und brachten dem Bittenden die Antwort: daß nur diejenigen des Ablaſſes würdig wären, die mit hülfreicher Hand die heiligen Abſichten des römiſchen Hofes befördern hülfen ꝛc.

Feſt beharrete **Myconius** auf ſeiner Behauptung: daß man unrecht an ihm als einem Armen handle, welchen weder Gott noch Papſt von der Gnade ausgeſchloſſen wiſſen wollten, er aber, der geiſtliche Subdelegat, wolle ihn von der Gnade, um einiger Groſchen willen, ausſchließen. —

Die Beichtväter geriethen in Verlegenheit durch dieſen Vorfall und ſie ſetzten deshalb den Preis eines Ablaßbriefes auf Einen Groſchen herab, erhielten aber von Myconius zur Antwort: „Auch ſo viel habe ich nicht, denn ich gehöre zu den Armen!“ — Nun verlangte man nur die Hälfte eines Groſchens, und auch dieſe verweigerte derſelbe feſt, wodurch ſich die Verlegenheit der geiſtlichen Herren noch höher ſteigerte. Man fürchtete, daß dieſer junge Menſch wohl von einem Andern, der des geiſtlichen Herrn Feind ſey, angeſtiftet worden ſeyn möchte, denſelben in Verſuchung zu führen, und erwog, daß das päpſtliche Ausſchreiben in der That die Clauſel enthalte: Den Armen umſonſt! — Dabei gedachte man aber auch nochmals an die Nachtheile, welche daraus entſtehen könnten, wenn ſich die ganze zahlreiche Claſſe der Armen auf dieſes Beiſpiel berufen und den Ablaß umſonſt verlangen würde. Doch die geiſtliche Klugheit fand endlich noch ein Mittel, aus dieſer Verlegenheit zu kommen, und es boten daher die geiſtlichen Herren dem Jünglinge, der ihre Achtung erworben hatte, ſechs Pfennige zum Geſchenke an, damit er ſich Ablaß kaufen könne; allein er ſchlug, zu ihrer Verwunderung, dieſes Geſchenk aus, und antwortete ihnen freimüthig: „Wenn ich erkauften Ablaß verlangte, ſo hätte ich wohl ein Buch verhandeln und mit dieſem Gelde denſelben bezahlen können. Allein ich will ohne Geld und um Gottes willen Ablaß haben, oder Ihr werdet Gott dafür Rechenſchaft geben müſſen, daß Ihr, um dieſer Wenigkeit willen, das Heil meiner Seele vernachläſſiget habt: da es doch des Papſtes Befehl iſt, daß auch der Arme Theil an der Vergebung der Sünden haben ſolle, die Chriſtus erworben hat und uns ſchenkt.“ —

Ganz verblüfft fragten die geiſtlichen Herren den Jüngling, der ſo mit ihnen ſprach: von wem er an ſie abgeſchickt wäre? Und Myconius antwortete ihnen, der Wahrheit gemäß: „Von gar keinem Menſchen, ſondern es war mein eigner Antrieb, Vergebung der Sünden zu ſuchen, und zwar, wie es der heilige Vater verordnet hat, als ein Armer um Gotteswillen.“

So aufs höchſte getrieben machten die Mönche den letzten Verſuch, indem ſie ſich erboten, einen Ablaßbrief zu kaufen und ihm ſolchen zu ſchenken. Doch auch dieſer Verſuch mißlang an der Feſtigkeit dieſes Jünglings; denn er blieb unverrückt darauf ſtehen, daß er durchaus keinen gekauften Ablaß verlange, ſondern ihn, dem päpſtlichen Ausſchreiben gemäß, um Gotteswillen haben wolle. „Und ſo gaben mir dann — erzählt Myconius ſelbſt — die heiligen Diebe den Abſchied und ich ging mit Betrübniß von dannen.“

II.

Myconius als Mönch.

Das Gemüth des frommen Jünglings war durch dieſe Begebenheit auf das tiefſte erſchüttert, und er ganz irre in ſeinem Glauben geworden. Mit dem vollſten Vertrauen hatte er ſich dem päpſtlichen Gnadengeſandten genähert, einen heiligen Mann in ihm geſucht und einen groſſen Heuchler gefunden. — Nach einem harten Kampfe wurde es hell in ſeiner Seele, und ſein Ideengang nahm allmälich die Richtung, welche ſpäterhin das Leben dieſes Mannes ſo ſehr auszeichnete. — Hören wir aber über dieſen Seelenkampf den ehrlichen Myconius ſelbſt. —

„So kam ich von dem Ablaßprediger nach Hauſe, ging in mein Kämmerlein und ergriff das Bild des gekreuzigten Heilandes, welches ſeinen gewöhnlichen Platz auf dem Tiſche in dieſem kleinen Kämmerlein hatte. Mit dieſem in der Hand warf ich mich auf meine Kniee zum Gebete nieder, und erhob meine Seele zu Gott. — Unausſprechlich war die Bewegung meines Herzens, mit welcher ich betete, und der Geiſt der Gnade und Erhörung kam von Gott auf mich herab; denn ich bemerkte, daß mein ganzes Weſen verändert wurde, und ich nichts weiter wünſchte, als nur einzig und allein in und mit Gott zu leben, damit ich ihm wohlgefallen möchte!“

So weit Myconius, und wer lernt nicht in ihm ſogleich den ächt frommen Chriſten erkennen und lieben? Der gottergebene Beter ſtrebte nach Wahrheit und Licht; doch wer ſollte ihn führen auf dem Wege zum glanzvollen Ziele der Wahrheit, da in jenen Zeiten entweder von Chriſto ein gänzliches Stillſchweigen beobachtet wurde, oder man ganz falſche Vorſtellungen von dieſem Weſen der höchſten und ewigen Liebe hatte; denn er wurde von denen, ſo da lehrten, als der unerbittlichſte Richter geſchildert, welchen kaum ſeine Mutter und das große Heer der Heiligen höchſtens nur inſoweit verſöhnen könnten, daß ein Bußfertiger für jede Todſünde zu ſiebenjährigem Aufenthalt im Fegefeuer verdammt werde.

Alle dieſe Vorſtellungen beängſtigten die Seele dieſes wahrhaft Frommen, und ſeine Zweifel drängten ihn zu der Frage: „Was muß ich thun, daß ich ſelig werde? — Dieſe beſchäftigte nun ſeine ganze

Seele; doch ſchwankte er in ſeinen Entſchlüſſen hin und her. —

Viel hatte er von dem heiligen Kloſterleben gehört, kannte aber die Laſter nicht, die in ſo vielen Klöſtern überhand genommen hatten. Der wahrhaft fromme Jüngling glaubte, ſeinen Vorſatz, als ein guter frommer Menſch zu leben, im Kloſter am beſten auszuführen zu können, und um zu einem feſten Entſchluſſe zu kommen, entdeckte er ſich ſeinem von ihm kindlich geliebten Lehrer, *M.* Andreas Staffelſtein, welcher ihm ſehr ernſtlich rieth, in das Franziskaner-Kloſter zu gehen, welches zu dieſer Zeit in der neuen Bergſtadt Annaberg erbauet wurde, und *M.* Staffelſtein ging auch ſelbſt mit ihm zu den Mönchen, welche ſich bereits in dieſem Kloſter verſammelt hatten und daſelbſt der Einweihung harrten, die jedoch erſt am Tage Mariä Geburt 1512 erfolgte. Als der ehrwürdige Greis ſeines Schülers Entſchluß entdeckte und ſeine Frömmigkeit und Geſchicklichkeit rühmte, wurde der Jüngling mit offenen Armen aufgenommen, und man that von Seiten der Mönche Alles, ihn in ſeinem Vorſatze zu ſtärken; unter andern bezog man ſich auf den Ausſpruch des heiligen Hieronymus: daß man einen gefallenen Vater, eine liegende Mutter mit Füßen treten und zu dem Kreuze Chriſti fliehen, d. h. in's Kloſter gehen müſſe. — Man ſtellte ihm vor: daß er in Ewigkeit nicht ſelig werden könne, wenn er die von Gott erlangte Gnade des Kloſterlebens nicht augenblicklich ergreifen wolle ꝛc.

Dieſe Saat fand einen fruchtbaren Boden im Herzen des frommen Jünglings, ſo daß er den Mönchen verſprach, nach drei Tagen wieder zu kommen und ſeine Probezeit anzutreten.

Myconius hielt Wort und führte am Tage der Apoſteltheilung ſeinen Vorſatz aus. An dieſem Tage ſah man, in der zweiten Stunde Nachmittags, den frommen Jüngling an der Seite des in dieſer Stadt allgemein geachteten *M.* Staffelſtein und von einigen ſeiner Mitſchüler begleitet, nach dem Kloſter hingehen, und auch einige fromme Frauen, [illegible] in ihm ſchon den zukünftigen Heiligen ſahen, hatten ſich dieſem Zuge angeſchloſſen, und gaben ihm das Ehrengeleite bei dem wichtigen Schritte, den der blühende Jüngling jetzt that.

Die Kloſterpforte war bereits geöffnet und an ihr wendete ſich Myconius noch einmal und ſprach ſich über die Urſachen aus, welche ihn bewogen hätten, in der ſchönſten Blüthe ſeiner Jugend der Welt mit allen ihren Freuden zu entſagen und ſich in die Stille des Kloſterlebens zu begeben. Tief gerührt bat er für ihn zu beten, daß Gott ihm gnädig ſeyn wolle. Ganz erſchüttert von des Jünglings Rede, wünſchten ihm ſeine Begleiter Gottes Segen zu dieſem Vorhaben, und die Augen Aller waren voll Thränen der Rührung, wenn ſie den blühenden Jüngling ſahen, der heldenmüthig allen Freuden der Welt, die ſeiner warteten, entſagte. — Nun nahm er gefaßt von ihnen Allen Abſchied, wendete ſich dann und ging muthig durch die Pforte in das Kloſter ein.

Mit großer Freundlichkeit empfingen die Mönche den neuen Bruder und führten ihn in den Speiſeſaal, bis die Glocke zur Vesper rief, wo er, in Gemeinſchaft ſeiner nunmehrigen Brüder, im Chore die Pſalmen zum Lobe Gottes ſang. Als nun endlich die Zeit kam, wo man ſich zur Ruhe begab, weil die Mönche gleich nach Mitternacht wieder in die Kirche zur Metten mußten, brachte man den Novizen in die Zelle, welche zu ſeiner Wohnung beſtimmt war, und in welcher er ein neues Lager von Stroh und Kiſſen, aus alten Tuchlappen zuſammengeſetzt, vorfand. Man befahl dem neuen Ankömmling, ſich in Kleidern ſchlafen zu legen. Der im Gemüthe hochaufgeregte Myconius hätte, nach ſeinem eigenen Bekenntniß, gern auf der bloßen Erde geſchlafen, weil er in dieſer Stimmung wähnte, es geſchähe Gott zu Ehren. Doch die Mönche ließen dieſe Uebertreibung nicht zu, ſondern ermahnten ihn, ſich zu ſchonen, denn er müſſe dem Herrn ſehr lange dienen, dann aber überließen ſie ihn ſich und ſeinen Gedanken. Kaum ſah ſich Myconius allein, als er ſich zum Gebet niederwarf und in dieſem eine Stunde verharrte. Dann legte er ſich ſchlafen.

Bedenkt man nun die Gemüthsſtimmung dieſes jungen Mannes, ſo kann man leicht erachten, welche lebhafte Gebilde ſeiner Phantaſie ihn beſchäftigt haben mögen. In der That hatte er auch einen ſehr merkwürdigen, gewiſſermaßen prophetiſchen Traum, den die Chronik, nach des Träumenden eigenem Bekenntniß, aufbewahrt hat, und welcher in der That merkwürdig genug iſt, da er das künftige Wirken dieſes in der Reformationsgeſchichte ſo merkwürdig gewordenen Mannes ziemlich deutlich bezeichnet.

Bald lernte Myconius erkennen, daß er ſich in ſeinen Vorausſetzungen vom Kloſterleben geirrt habe, und nach ſeinem eigenen Bekenntniß merkte er, daß nirgends weniger als in den Klöſtern und Kloſtergelübden Ruhe des Gewiſſens, Vergebung der Sünden ꝛc.

zu finden ſey. Myconius beſte Freunde im Kloſter waren die Wiſſenſchaften, ſie nur allein waren ſeine Begleiter auf ſeinem jetzigen Pfade und erleuchteten ihn; denn der Fleißige benutzte ſeine vielen Mußeſtunden bloß zum Studiren, und es währte ihm Erſatz für ſo manche Täuſchung.

Die Mönche hatten Myconius zum Vorleſer bei der Tafel beſtellt, wo er nun ſieben Jahre lang die Bibel mit des Lyra von Paris Auslegung las, ſo daß er ſie endlich faſt auswendig wußte. — „Doch alles war mir ein verſchloſſenes Buch — ſagt er in ſeinen Bekenntniſſen — ob ich gleich die Begebenheiten der Erzväter und Könige mit Vergnügen herlas; ich kannte jedoch weiter keinen Nutzen davon, als daß ſie Muſter guter Sitten wären. — Unter den Händen meiner Aerzte befand ich mich (bildlich) täglich ſchlechter, und meine Schäden mehrten ſich. Endlich ließ ich mein Vertrauen zu den Wiſſenſchaften ſinken und lernte allerhand Kunſtſachen: Buchſtaben malen, Drechſeln, Tiſchlerarbeiten verfertigen und mit ihnen meine Zeit hinbringen.“ — —

Der arme Myconius wurde im Gefühl, daß er getäuſcht worden ſey, hypochondriſch, und er ſelbſt ſagt, daß er im ganzen Ernſte böſe auf ſeinen Schöpfer geweſen ſey, daß er ihn erſchaffen hätte und doch nicht Rath ſchaffte, daß er fromm würde, ſondern mit böſen und ſündlichen Werken ihm die ewige Verdamniß zuzöge ꝛc. Der Arme!

30.

Szenen aus dem Leben von Myconius.

Myconius als Mönch.

(Fortſetzung.)

Der fromme Kloſterbruder wurde im Jahre 1516 im Franziskanerkloſter zu Weimar, wohin er von ſeinen Ordensbrüdern zu Annaberg geſendet worden war, zum Prieſter geweiht, und las in Gegenwart des Herzogs **Johannes** und ſeines Sohnes **Johann Friedrich** ſeine erſte Meſſe. —

Ein Jahr ſpäter begann **Luther** die Reformation, und es war kein Wunder, daß **Myconius**, bei der Stimmung ſeiner Seele, ſich bald ihr zuwendete. — Dieſes aber mag den Mönchen zu Ohren gekommen ſeyn, und das Schickſal dieſes armen Mannes war in der That ſchrecklich. Doch laſſen wir hier **Myconius** ſelbſt erzählen.

„Fünfmal thaten mich die Mönche in den Bann. Anderthalb Jahre lang beobachteten ſie mich ſo genau, daß ich weder mit einem Menſchen reden, noch an Jemand Briefe ſchreiben oder Briefe in meine Hände bekommen konnte. Und dennoch droheten ſie mir mit einem immerwährenden Gefängniſſe, und wie ſie meinen Leib lebendig begraben wollten (wie ſie mit **Johann Hilten** *) auch gethan). Sechs Jahre lang bekannte ich das Evangelium unter den Mönchen, und wo es nur möglich war, predigte ich Chriſtum und verkündigte: daß die Vergebung der Sünden und des ewigen Lebens nur allein auf dem Glauben beruhe. Ich hatte ſogleich den ganzen Umfang dieſer Lehre eingeſehen. — Nachdem die Mönche mich ſieben Jahre hindurch gemartert hatten, errettete mich

---

*) **Johann Hilt** war Franziskanermönch im Kloſter zu Eiſenach, und wurde von ſeinen Brüdern lebendig vermauert, weil er geweiſſagt hatte, es werde eine große Reformation in der Kirche und Geiſtlichkeit erfolgen. Bei ſeiner Vermauerung ſagte er zu ſeinem Guardian: „Wohlan, im Jahre 1516 wird der kommen, der Euch reformiren und meine Weiſſagung wider Euch wahrmachen wird.“ A. d. V.

Gott endlich ganz und gar aus ihren Händen, da er ſchon vorher mein Gewiſſen frei gemacht und meine Seele erlöſet hatte."

In der That ein trauriges Schickſal für dieſen Getäuſchten, der etwas Anderes im Kloſter erwartet hatte, als er fand. Eben war er im Brachmond des Jahres 1524 im Begriff, nach Annaberg zurückzukehren, als er unterwegs durch einen Freund vor der Vermauerung gewarnt wurde, und nun ſeine Zuflucht nach Buchholz zu dem Bergvoigt Matthes Buſch nahm, wo ſich ihm ein neuer Wirkungskreis eröffnete, wie wir bereits im zweiten Tagesabſchnitte dieſes Monats erzählt haben und uns darauf beziehen wollen.

III.

Myconius als evangeliſcher Lehrer.

Als Myconius nicht in Buchholz als Pfarrer bleiben konnte, weil der Herzog Georg den abtrünnigen Mönch in der Nähe ſeines Landes nicht geduldet haben würde, berief ihn der Herzog Johannes von Sachſen vorerſt nach Zwickau (1524) und noch in demſelben Jahre nach Gotha, wo er hernach der erſte Superintendent wurde, und als Prediger und Menſch durch Wort und That ſich allgemeine Hochachtung erwarb. Einen Beweis dieſer Achtung, ſo wie der Kraft ſeiner Rede giebt folgendes Beiſpiel.

Während der Bauernunruhen, und noch ehe die Schlacht bei Frankenhauſen den Muth der Aufgeſtandenen gebrochen hatte, hatte ſich ein großer Haufen derſelben von Tauſenden bei dem Flecken Ichtershauſen, zwiſchen Erfurt und Arnſtadt, verſammelt, welche ſich der unter dem Namen: die drei Gleichen bekannten Schlöſſer Gleichen, Mühlberg und Wachſenburg bemächtigen und ſie ſchleifen wollten. — Kaum erfuhr dieſes Myconius, als er ſogleich die Bibel unter den Arm nahm und von Gotha nach Ichtershauſen ging. —

Furchtlos trat er unter den Haufen mit einem herzlichen „Friede ſey mit Euch!" — Schon als er ſich näherte, hörte er Stimmen unter dem Haufen: „Der ehrwürdige Pfarrherr von Gotha kommt. — Was mag er wollen! — Wir müſſen den ehrwürdigen Herrn hören!" — Dieſe Worte vernahm der Herannahende und ſie erhöheten ſeinen Muth! Als er nun zu den Bauern kam, und ſie auf das liebreichſte grüßte, wurden alle Häupter entblößt, und Myconius begann nun eine Ermahnungsrede an die Verſammelten, die ſie alle mit ehrfurchtsvoller Stille anhörten. Die Worte dieſes Predigers fanden den Weg in die Herzen der Zuhörer und Gott gab ſeinen Segen dazu, daß die erſt ſo hoch Aufgeregten ſich beſchwichtigen ließen und heim gingen. O, mit welcher Freude ſegnete Myconius ihren Entſchluß, und der Haufen verlief ſich, als der Prediger geendigt hatte; viele Bauern reichten ihm dankend die Hände, und ſo ſchied er mit der Freude von dieſen Leuten, ſein Werk gelungen zu ſehen; dieſe Freude aber iſt der wahre Lohn der guten Werke und höher denn alles Geld oder Gut. — Es gelang auch dieſem Prediger nicht allein, die Aufgeregten wieder zu beſchwichtigen und zu ihrer Pflicht zurückzuführen, ſondern es blieb ſelbſt das ganze Fürſtenthum Gotha ruhig, denn Myconius ermahnte und ſprach zu den Herzen, mit aller Kraft, die ihm Gott gegeben hatte. — Hieraus erkennt man denn, wie wohlthätig ein Prediger auch in ſolchen böſen Zeiten wirken kann, wenn er ein wahrer Hirte ſeiner Heerde und kein Miethling iſt, der ſein Amt nur als eine Pfründe betrachtet, die ihm zu ſeiner Nahrung verliehen wurde. — Myconius ſelbſt war aber ſo beſcheiden, daß er in einer von ihm hinterlaſſenen geſchriebenen Chronik bemerkt: „Im Bawern Aufruhr hat Gott durch ſein Wort dieſe Stadt Gotha vnd die Pfleg, daß ſie nit aufrühriſch worden, erhalten." —

Dieſer Mann erwarb ſich aber auch ſonſt noch manches Verdienſt um ſeine Anvertrauten. „Zu Gotha — ſagt er ſelbſt in der gedachten Chronik — hatten die Canonici, Nonnen und Mönche aller Pfarrer Güter incorporirt, und länger denn vierhundert Jahr verſchlungen, und waren alle Miniſteria und Kirchen wie ein alt Haus zerfallen. Aber mit Gottes und der Landesfürſten, auch der Viſitatoren Hülf hab ich's in dieſe Ordnung, darin es jetzt Gottlob noch ſtehet, gebracht: die Schulen in's Auguſtinerkloſter fundirt, und zu den Miniſteriis das Einkommen, wie es in dieſem Buche verzeichnet, erworben und geordnet. — Es hat unglaubliche Arbeit koſtet, aus dem alten, verſpureten, zermalmeten, faulen Holze ein neues Haus zu erbauen: aber du lieber Gott, gieb, daß es die Poſteri erhalten. Ach wie haben, wir müſſen wider den Strom waten und alles mitten aus dem Feuer holen. In dieſer Arbeit hab ich neben denen, die mir geholfen, von *Anno* 1524 bis ins Jahr 1542 (wo er dieſes ſchrieb) umbgangen ꝛc."

Myconius war auch von 1518 an, bis an das Ende ihrer beiderſeitigen Tage der Herzensfreund **Luthers** und begleitete ihn unter anderm auch nach Marburg, auf das Colloquium, welches 1529 zwiſchen Luthern und ſeinen Freunden und Zwingli nebſt den Seinigen, über die ſtreitige Lehre vom Abendmahle gehalten wurde. Die Fruchtloſigkeit dieſer Handlung, und daß durch ſie keine Vereinigung errungen werden konnte, iſt bekannt; doch an der Friedensliebe unſeres **Myconius** lag es gewiß nicht, daß dieſe Vereinigung nicht zu Stande kam. Und ſo war dieſer Mann ſein Leben lang thätig und arbeitete fleißig im Weinberge des Herrn. Endlich aber, nachdem er lange gearbeitet hatte und von dieſer Anſtrengung müde geworden war, rief ihn der Herr des Weinbergs zu ſich, daß er ihm ſeinen Lohn gebe in Ewigkeit, für ſein treues Wirken hier auf der Erde. Von der vielen und langen Arbeit war ſein Körper dermaßen geſchwächt worden, daß er im Jahre 1541 ſo ſchwer erkrankte, daß man glaubte, er werde ſterben. In dieſem Zuſtande ſchrieb er mit der letzten Kraft an ſeinen Freund, Luther und in dem Antwortsſchreiben

Luthers, *d. d.* Sonntag nach Epiphanias 1541, leuchtet aus jedem Satze hervor, welche innige, brüderliche, bleibende Freundſchaft die Herzen dieſer beiden Männer erfüllte. Am deutlichſten ſpricht ſie ſich am Schluſſe deſſelben in den Worten aus: „Gehabt Euch wohl, mein lieber Friedrich, der Herr laſſe mich ja nicht hören, ſo lange ich lebe, daß Ihr geſtorben ſeyd, ſondern ſchaffs, daß Ihr mich überlebet. Das bitte ich mit Ernſt, wills auch gewähret ſeyn und ſo haben, und mein Wille ſoll hierin geſchehen. Amen! Denn dieſer mein Wille ſucht die Ehre göttlichen Namens, nicht meine Ehre noch Luſt; das iſt gewißlich wahr! —“

Myconius wurde auch für dieſes Mal wieder hergeſtellt, und die beiden Freunde ſchrieben ſich noch viele Male. Endlich befiel ihn am Ende des Jahres 1545 ſeine frühere Krankheit, die Schwindſucht, wieder, und er fühlte es bald, daß er diesmal nicht wieder aufkommen, ſondern ſeinen Lauf hienieden vollenden werde, ſprach auch dieſe Ueberzeugung unverholen aus. Da erhielt er die Nachricht von dem Ableben ſeines Freundes Luther und rief, im Vorgefühl des eignen herannahenden Endes: „Nun ſo gehe denn voran, Bruder Martine! Ich werde fürwahr nicht lange dahinten bleiben!“ —

In dieſem Vorgefühl ſchrieb Myconius an ſeinen Herrn, den Kurfürſten Johann Friedrich, und nahm von ihm Abſchied. In dieſem Briefe dankte er erſtlich Gott, daß er drei Kurfürſten aus dem Hauſe Sachſen nach einander erweckt habe, (Friedrich, Johann und Johann Friedrich) welche die Sache des Evangelii in ihren Schutz genommen hätten. Dann ſucht er den über Luthers Tod hochbetrübten Kurfürſten zu tröſten, und dabei iſt beſonders die Stelle merkwürdig, in welcher er die Ueberzeugung ausſpricht: daß Luther keineswegs geſtorben ſey, ſondern nunmehr erſt ſein Geiſt anfange zu leben!

Der Kurfürſt ſcheint es auch gefühlt zu haben, denn er ſpricht in der eigenhändig unterzeichneten Antwort ſein inniges Bedauern über ſeines treuen

Dieners nahes Abſcheiden aus, und trägt ihm auf, einen frommen, chriſtlichen Mann vorzuſchlagen, dem er, der Kurfürſt, das Superintendentenamt auftragen könne, und giebt dann dem Sterbenden die ächtchriſt-fürſtliche Verſicherung: „So ſoll auch mit Gottes Hülfe an uns, damit nicht allein die Schule zu Gotha, ſondern auch andere Schulen umher, in unſern Landen und Fürſtenthümern, unſer Fundation nach, im *esse* und guten Weſen mit gelehrten Schulendienern erhalten werden, gar kein Mangel ſeyn ꝛc.“ —

Und ſo entſchlief **Myconius** am 7. April 1546. und alſo am **neun und vierzigſten** Tage, nach ſeines Freundes **Luther** Abſchied von dieſer Welt, gleichfalls zum ſeligen Erwachen, und wurde wieder mit ihm vereint; ſo daß ſein Ausſpruch: „ich werde nicht lange dahinten bleiben, ſondern bald wieder bei ihm ſeyn,“— gleichſam zur Weiſſagung wurde. —

Der Vollendete hatte ſein Leben nur auf 54 Jahre drei Monate und dreizehn Tage gebracht; doch dieſe Zeit war an Schickſalen, Arbeit und Mühe **reich** geweſen; ſein Wirken aber hat ihm, ſo wie ſein Wandel, die bleibende Achtung der Nachwelt verſichert, und die Geſchichte nennt ſeinen Namen mit Ehrfurcht.

31.

Der Kurfürſt Auguſt von Sachſen.

Einer der **edelſten** Regenten unſers Vaterlandes und ein wahrer **Vater** deſſelben, war unſtreitig der Fürſt, deſſen Geſchichte wir bloß in gedrängter Ueberſicht geben können, da eine ausführliche Beſchreibung ſeines Wirkens ein eignes Werk erfordern würde. —

Dieſer Fürſt wurde am 31. **Juli** 1526 zu Freiberg geboren und war der jüngſte Sohn des Herzogs **Heinrich des Frommen**. Die Geburt dieſes jungen Fürſten erfolgte zu einer Zeit, wo der Vater

Heinrich, aus Mangel an hinreichenden Einkünften, ſeinen Kindern nur eine Erziehung geben konnte, die mehr bürgerlich als fürſtlich genannt zu werden verdiente. Auguſt beſuchte vorerſt mit ſeinem Bruder die Stadtſchule zu Freiberg, deren Rektor ſpäter der bekannte Rivius war, wurde dann am Hofe des Königs Ferdinand in Prag erzogen, und beſuchte von 1540 an, unter Aufſicht und Leitung des ſchon gedachten Rivius die Univerſität zu Leipzig, wo er den Grund zu ſeiner nachmaligen Staatsweisheit legte.

Als der Vater Heinrich ſtarb, übernahm der älteſte ſeiner Söhne, Moritz, die Regierung und die Geſchichte Sachſens ſpricht mit Ehrfurcht von ſeinem Wirken. Während dieſer Regierung vermählte ſich Auguſt mit der Prinzeſſin Anna von Dänemark, Tochter des Königs Chriſtian *III.* und das junge Paar zog nunmehr nach Weißenfels, wo es ſich aufhielt, bis der Kurfürſt Moritz 1553, in Folge der bei Sievershauſen erhaltenen Wunde, (S. 11. Juli) den Thron mit dem Grabe vertauſchte. — Der Herzog Auguſt befand ſich eben am Hofe ſeines königlichen Schwiegervaters, als die Trauerpoſt vom Tode des Kurfürſten Moritz nach Copenhagen kam und den nunmehrigen Kurfürſten Auguſt ſofort ins Vaterland zurückrief; denn Moritz hatte keinen Sohn, ſondern nur eine Tochter hinterlaſſen, die aber nach ſächſiſchen Geſetzen nicht Erbfolge fähig war.

Kaum hatte der Kurfürſt den Thron beſtiegen, als der ehemalige Kurfürſt Johann Friedrich Anſprüche auf die ihm geraubte Kurwürde und durch die Wittenberger Capitulation entriſſenen Länder machte. — Jedoch wurde er am kaiſerlichen Hofe damit abgewieſen, weil 1548 der jetzige Kurfürſt zugleich mit belehnt worden war. Als nun der Kurfürſt Auguſt ſah, daß ſein Vetter, der Kurfürſt Johann Friedrich, ſich mit dieſem Ausſpruche nicht begnügte, und dabei fürchtete, es möchte der kriegsluſtige Markgraf Albert von Brandenburg es verſuchen, dem Kurfürſten Johann Friedrich wieder zu dem, was er verloren, zu verhelfen;

ſo betrat er die Bahn der Unterhandlungen, und der Naumburger Vertrag kam zu Stande, (24. Febr. 1554) in welchem der Kurfürſt Johann Friedrich einige von ſeinen vormaligen Ländern zurück und noch eine Summe Geld (von 100.000 Mfl.) dazu erhielt. — Kurz darauf ſtarb dieſer Kurfürſt, und dieſe Angelegenheit ſchien alſo abgethan zu ſeyn, ſie ſchien es aber nur, denn der Stachel des Grolls über das Verlorne war im Herzen des Herzogs Johann Friedrich, älteſten Sohnes des verſtorbenen Kurfürſten, ſitzen geblieben, und er ſuchte Gelegenheit auf, wieder zum Beſitze deſſen zu gelangen, was ſeinem Vater entriſſen worden war. Ein fränkiſcher Edelmann, Wilhelm von Grumbach, ſpiegelte dem leichtgläubigen Fürſten die Möglichkeit vor, wieder in den Beſitz des Kurhuts und der ehemaligen Länder ſeines Vaters zu kommen. Dieſer Fürſt ließ ſich auch zu leeren Hoffnungen hinreißen, und gerieth mit dem Kurfürſten Auguſt in Irrungen, ja ſogar in Krieg, was wir bereits im *II.* Bde. dieſes Werks S. 270 ff. erzählt haben, weshalb wir auch nur bemerken, daß der Kurfürſt für die aufgewendeten Kriegskoſten die vier ſogenannten aſſecurirten Aemter, Weyda, Arnshaugk, Ziegenrück und Sachſenburg und zwar vorerſt auf Wiedereinlöſung erhielt, welches aber 1660 in eine ewige Abtretung verwandelt wurde. —

Moritz hatte zu viel mit der Politik zu thun gehabt, und ſein Hauptaugenmerk war nothwendig darauf gerichtet geweſen, Sachſen eine ſichere Stellung gegen Außen zu geben. Dieſes war auch ihm gelungen; allein es war durch die Opfer, welche es zur Erreichung dieſes Zweckes bringen mußte und durch die deshalb geführten Kriege, ziemlich entvölkert und verwüſtet, dabei auch verſchuldet worden, und dabei ziemlich arm an Handel und Gewerben geblieben. Zwar läßt ſich von dem genialen Moritz leicht denken, daß er auch in dieſer Hinſicht thätig für ſein Land gewirkt haben würde, wenn er noch länger am Leben geblieben und nicht ſo früh ſchon von der Welt geſchieden wäre; doch eben dieſer frühe Tod verhinderte ihn daran, und Auguſt fand nun ein weites Feld, ſich als ein guter Staatswirth zu zeigen.

Der Ackerbau iſt die Seele des Staats. Dieſe große Wahrheit ſtand lebhaft vor der Seele dieſes edlen, weiſen Fürſten, und er ſuchte ihn in ſeinen verſchiedenen Abtheilungen während ſeiner langen Regierung möglichſt empor zu heben. Dieſes that er nicht allein durch Verordnungen, ſondern auch, und zwar ganz beſonders, durch ſein eignes Beiſpiel: denn es war der Kurfürſt Auguſt ſelbſt ein tüchtiger Landwirth, der es gründlich verſtand, was Noth war, und nicht im unſichern, klippenvollen Meere der Staatswirthſchafts-Theorie auf gutes Glück umherſteuerte.

Der Obſtbaumzucht vor Allem huldreich zugethan, brachte er dieſelbe auf eine hohe Stufe; ja er ſchrieb ſelbſt eine Art von pomologiſchem Calender, unter dem Titel: „ein künſtlich Obſtgarten-Büchlein.“ Dieſes machte ſeinem kurfürſtlichen Verfaſſer alle Ehre und ſtiftete viel Gutes, ſo daß es dreimal aufgelegt werden mußte. Noch kennt man den Stock, der den Kurfürſten bei ſeinen Reiſen begleitete, wo er aus einem Säckchen mit Obſtkernen an paſſenden Orten ſolche Kerne ſteckte. Hierdurch wurde die Obſtbaumzucht ungemein befördert, und beſonders als der Kurfürſt Franzobſt in Stämmchen aus dem Auslande kommen ließ, und deſſen Anpflanzung auf jede Weiſe beförderte. Ein anderes Beförderungsmittel der Obſtbaumzucht beſtand darin, daß ein Geſetz gegeben wurde, welches befahl: daß jedes Paar Eheleute, bei ihrem Eintritte in den Eheſtand, wenigſtens zwei Obſtbäume pflanzen und unterhalten mußten. — Es iſt auch zu bedauern, daß dieſes Geſetz ſpäterhin nicht mehr ausgeübt worden iſt; denn es würde die wohlthätigſten Folgen für das Land gehabt haben. — Auch dem Hopfenbau that er dadurch, daß er Hopfengärten anlegen ließ, den möglichen Vorſchub, doch gerieth derſelbe ſpäterhin wieder ins Stocken. —

Für die Beförderung des Weinbaues im Lande, ergriff der Kurfürſt die zweckmäßigſten Maaßregeln, und ſorgte zugleich landesväterlich für den Vertrieb des erbaueten Weines dadurch, daß er die Einfuhr fremder Weine erſchwerte, und den Vorzug der inländiſchen auf alle nur mögliche Weiſe beförderte. Auf den Bergen der Hoflößnitz machte er die erſten Verſuche mit Reben vom Rhein und hielt dort mit der Mutter Anna manche fröhliche Weinleſe. Und daß der Hoflößnitzer Wein gut und beifallswürdig war, bezeugt ſo manche Sendung ſächſiſcher Weine, die in jener Zeit in's Ausland ging und dort gern getrunken wurde. — Und damit der Weinbau gründliche Beförderung erhalte, legte der Kurfürſt, außer den Hauskellereien auch noch die Hauptkellereien in Leipzig, Torgau und Dresden an, und ertheilte den Stadträthen Befehl, die Rathskeller der Städte nur aus dieſen Kellereien zu verſorgen. —

Vater Auguſts Regierung war aber auch für die Landwirthſchaft im Allgemeinen ſehr erhebend, und er zeigte durch unzählige Beiſpiele, daß er ein gründlicher Kenner dieſer edlen Wiſſenſchaft ſey; beſonders waren die Verträge dieſes Fürſten mit den Pächtern ſeiner Kammergüter wahre Katechismen der Oekonomie, durch welche eine Menge guter Landwirthe gebildet wurden, und das von dem Kurfürſten gegründete Oſtra-Vorwerk bei Dresden, war eine wahre landwirthſchaftliche Muſteranſtalt, und dort war es, wo er zuerſt Holſteiner und Niederländiſches Vieh hielt, durch welches hernach ſeine Kammergüter verſorgt wurden. — Aus den Hopfengärten dieſes Vorwerks bot er im Jahre 1581 die hochbedeutende Quantität Hopfen von 4000 Scheffeln, à Scheffel ſieben Groſchen, und aus den großen Baumſchulen deſſelben 60,000 junge Obſtbäume (im Jahre 1586,) à 2 und 2½ Gr. aus.

Und ſo verbeſſerte dieſer Fürſt, ohne Erhöhung der Abgaben, ſeine Einkünfte ungemein, durch Verbeſſerungen in der Landwirthſchaft. — Keine Gelegenheit ließ der weiſe Staatswirth unbenutzt, Rittergüter oder andere Beſitzungen zu erkaufen und ſie in Kammergüter zu verwandeln, ſo daß die meiſten dieſer Güter aus der Zeit ſeiner Regierung herſtammten.

Einen beſondern Beweis ſeiner Regentenweisheit gab dieſer Fürſt aber dadurch, daß er Vorrathshäuſer im Lande errichtete, welche den Ueberfluß einkauften und dem eintretenden Mangel ſo abhalfen. Hierdurch wurde ein Mittelpreis erzielt, bei welchem die Producenten wie die Conſumenten beſtehen konnten. — Dieſes möchte freilich den neuern Theorien nicht angemeſſen ſeyn; gewiß iſt es aber, daß ſich das Ganze dabei wohlbefand. —

Hier müſſen wir nun für diesmal abbrechen, und den Faden der Erzählung niederlegen, weil des Stoffs zu viel vorhanden, und der für einen Tagsabſchnitt berechnete Raum bereits überſprungen iſt; doch werden wir, im Abſchnitt des 17. Auguſt, den hier niedergelegten Faden der Erzählung wieder aufnehmen, und, ſo weit es der Raum geſtattet, fortſpinnen. –

1.

Johann Rivius, einer der berühmteſten Gelehrten des *XVI.* Jahrhunderts, wird geboren, am 1. Auguſt 1500.

Dieſer Mann, welcher ſich unter den Gelehrten unſeres Vaterlandes eine ehrenvolle Stelle erworben hat, wurde in einer kleinen weſtphäliſchen Stadt, **Attendern** genannt, geboren, wo ſeine Eltern angeſehene, doch nicht eben ſehr wohlhabende Bürgersleute waren. Der eigentliche Name ſeines Vaters war **Bachmann**, den aber der Sohn, nach der Sitte der Gelehrten früherer Zeit, in dieſe lateiniſche Bezeichnung übertrug.

Als der wohlerzogene Knabe zu den Jahren gekommen war, wo ſich der beginnende Jüngling eine Beſchäftigung erwählt, durch welche er in der Welt zu leben gedenkt, wollten ihn ſeine Eltern die Kunſt des Gold- und Silberarbeiters erlernen laſſen; doch der Oberpfarrer ſeines Geburtsorts, **Tilemann Mullius**, entdeckte die natürliche Neigung des Knaben zum Studiren, und jener Entſchluß der Eltern wurde alſo dahin abgeändert, daß ihr Sohn den Wiſſenſchaften gewidmet wurde, und der ehrwürdige Pfarrer, ſchon durch ſeine vielen Bemühungen um die Schule ſeiner Stadt hochverdient, wurde auch der Lehrer unſeres **Rivius**, nahm ihn nebſt andern fähigen Mitſchülern in's Haus, wo dieſer Knabe nun unter ſolcher Leitung ſo gute Fortſchritte machte, daß er die väterliche Liebe ſeines Lehrers und ſeiner Mitſchüler Hochachtung erwarb. — Doch der edle Mullius hatte das Schickſal ſo vieler andern verdienten Männer: er wurde beneidet, verketzert und gezwungen, ſeinen bisherigen Schulunterricht aufzugeben. Die Motive, weshalb man ihn verketzerte, iſt merkwürdig genug, um aufbewahrt zu werden. Man ſchloß nämlich ſo: Mullius lehrt die griechiſche Sprache. Weil nun aber die griechiſche Kirche nicht mit der römiſchen übereinſtimmend lehrt, ſo iſt auch folglich die griechiſche Sprache eine Ketzerei und der, ſo ſie lehret, ein Ketzer! — Treffliche Logik! —

So bezog Rivius, wohl vorbereitet, die Univerſität zu Cöln, wo Arnold von Weſel, Phriſſenius und Cäſerius ſeine Lehrer waren. Nach abgelaufener Studienzeit wurde Rivius Lehrer an der Schule, welche nahe an der Kirche, zur Stufe Mariä genannt, lag, und verwaltete dieſes Amt drei Jahre lang mit vielem Beifalle; doch nach Verfluß dieſer Zeit gab er ſein Amt wieder auf, machte eine Reiſe an den Oberrhein, beſuchte einige Kloſterbibliotheken, um Leſearten aus alten Handſchriften und Ausgaben claſſiſcher Schriftſteller zu ſammeln, und begab ſich dann im Jahre 1524 nach Sachſen, wohin ihn der Ruf der Univerſität Leipzig zog.

Eben war um dieſe Zeit die Schule der alten Stadt Zwickau im ſchönſten Flor, und Rivius muß als Philolog ſchon einen guten Ruf gehabt haben, denn der Rath dieſer Stadt trug ihm durch ſeinen Bürgermeiſter, Herrmann Mühlpfort, ein Lehreramt an dieſer Schule an, welches er auch annahm und ſieben Jahre lang mit Ehren bekleidete. *M.* Leonhard Natter war dazumal Rector an dieſer Schule und Johann Förſter, ſo wie Hieronymus Noppus lehrten unter ihm, ſo daß ſich leicht ſchließen läßt, Rivius habe zum Anfange die unterſte Stelle bekommen, die er jedoch, nach Förſters Abgange nach Wittenberg, wo dieſer Luthern bei der Bibelüberſetzung half, mit einer höhern vertauſchte. Schon im Jahre 1524 verehelichte ſich Rivius mit Anna Beerwald, Tochter des ehemaligen Bürgermeiſters Peter Beerwald, welcher jedoch ſchon acht Jahre vorher verſtorben war.

Das Jahr 1531 wies unſerm Rivius eine neue Stelle zur Thätigkeit an; denn in dieſem Jahre wurde er zum Rectorate an der Schule zu Annaberg berufen, wohin er nun abging und dieſes Amt mit ſolchem Ruhme verwaltete, daß eine große Anzahl Schüler dieſem Rufe folgten, und er insbeſondere auch ſeine Einkünfte durch Privatunterricht ſehr vermehrte, ſo daß er ſein gutes Auskommen hatte.

Rivius fand beim Antritt ſeines Rectorats die Schule zu Annaberg in keiner ſo guten Verfaſſung, als er die in Zwickau verlaſſen hatte; doch ein Mann wie er vermag es wohl, das Fehlende zu ſchaffen. — Die Verbeſſerung der Lehrart war das erſte, was er vornahm, und hier fand er ein weites Feld; denn die ſcholaſtiſche Barbarei war noch tief eingewurzelt, und es galt, einen Augiasſtall auszuräumen. Doch dem guten Willen wird nichts zu ſchwer, wenn er mit der Kraft in Verbindung ſteht.

Rivius befand ſich aber nicht wohl in Annaberg, denn er bekam Streit mit zwei finſtern Zeloten, dem Pfarrer Johann Zeidler an der Annenkirche und dem Guardian der Franziskaner, Caspar Seger. Die Veranlaſſung hierzu gab die Veränderung, welche die Pfaffen in dieſer Stadt eigenmächtig mit den Kirchengeſängen und beſonders mit dem des Lactantius oder eigentlicher des Fortunatus von der Auferſtehung Jeſu vorzunehmen ſich erlaubten. Der Kirchengeſang fängt ſich nämlich mit den Verſen an:

Ecce renascentis testatur gratia mundi,
Omnia cum Domino dona redisse suo.

Die Pfaffen ließen es aber am Himmelfahrtstage mit der Abänderung:

Ecce ascendentis testatur gratia mundi

und am Pfingſtfeſte folgendergeſtalt:

Ecce spiritum mittentis testatur gratia mundi

ſingen. Dieſer Unſinn, welcher eigentlich in den lateiniſchen Worten liegt, und in der deutſchen Sprache weniger fühlbar iſt, verdroß den ſprachgelehrten Rivius, und er unterſagte daher ſeinen Schülern dieſe Abänderungen. Dieſes brachte aber die Pfaffen gegen ihn auf, und als die Schüler einſt beim Gottesdienſte dem Willen ihres Rectors gemäß ſangen, ſetzte der Pfarrer Zeidler die Ehrerbietung, welche er in der Kirche zu beobachten ſchuldig war, ganz aus den Augen, und erhob einen argen Streit über den Geſang in dem Tempel des Gottes der Liebe und des Friedens, ſchimpfte und ſchmähete in Gegenwart einer Menge Volks auf die Schullehrer in Ausdrücken der pöbelhafteſten Art; ja er vergaß ſich ſogar dermaßen, die Schüler dafür, daß ſie ihrem Rector gehorcht hatten, mit Schlägen zu tractiren, was den Anweſenden wahrſcheinlich zur großen Erbauung gereicht haben mag. — Doch noch war es dem Pfarrer Zeidler nicht genug; ſondern er ſuchte dem widerſpenſtigen Rector noch auf einer andern Seite empfindlich zu ſchaden, und fand bald einen Geſellſchafter dazu. Der Guardian der hieſigen Franziskaner, Caspar Sager, (oder Sagan) verband ſich mit dem Pfarrer, und dieſe beiden Zeloten führten nun bei dem Herzog Georg über den widerſpenſtigen Rector Beſchwerde, und dieſer mußte nach Dresden, ſich zu verantworten; doch ging er mit Ehren aus dieſer Unterſuchung hervor, ſeine Feinde aber zogen mit einer langen Naſe ab. Von nun an hörten die Verfolgungen dieſer Pfaffen gegen Rivius nicht auf, und derſelbe ertrug ſie zwar eine Zeit lang mit Großmuth; doch als es zu arg wurde und auch die Verfolgungen ſonſt noch immer ſtärker, ja die rechtſchaffenſten Männer, wenn ſie ſich durch irgend Etwas die Feindſchaft dieſer Pfaffen, die in der Geſchichte Annabergs als ſchändliche Böſewichter bezeichnet werden, zugezogen hatten, von ihnen angeſchwärzt und in dieſe Verfolgung mit eingezogen wurden *); da wurde es ihm endlich doch zu viel, und er beſchloß, ſeinen Feinden zu weichen. Rivius legte alſo ſein Rectorat im Jahre 1535 nieder, und zog in ein Haus, das er ſich in der kleinen Kirchgaſſe dieſer Stadt gekauft hatte, wo er den vielen Schülern, die einmal an ſeinen licht- und gehaltvollen Unterricht gewöhnt waren, und ſich nicht von ihm trennen wollten, Privatunterricht gab. — Doch die Verfolgungen jener rachſüchtigen Pfaffen gegen Rivius hörten nicht auf, und veranlaßten denſelben zu dem feſten Entſchluſſe, ſein Haus zu verkaufen und Annaberg gänzlich zu verlaſſen. Dieſen Vorſatz führte er

---

*) S. 2. Jul. 4ter Band, S. 7. ff.

auch aus und nahm ſeine Zuflucht nach Marienberg, wo er nicht allein Ruhe zu finden hoffte, ſondern auch wirklich fand. — Dieſe ebenfalls durch des Bergbaues überreichen Segen aus dem Nichts hervorgegangene Stadt gehörte dem Herzog Heinrich, welcher ſich zu dieſer Zeit (1536) bereits offen dem Proteſtantismus zugewendet hatte. Die Verfolgungen der Annaberger Fanatiker hatten alſo hier ein Ende, und Rivius lebte in Marienberg ſo ruhig, zufrieden und vergnügt, daß er dieſe Stadt ſeinen Muſenſitz und geliebte Ruheſtätte zu nennen pflegte, ob ihm gleich kein Amt daſelbſt zu Theil wurde, weil eben keins offen war.

In Marienberg erhielt Rivius den Ruf als Rector der lateiniſchen Stadtſchule zu Schneeberg, welchen er auch annahm, einen andern aber, den er nach Königsberg in Preußen, ſo wie noch einen andern, den er nach Bautzen erhielt, ſchlug er aus.

Nur ſehr kurze Zeit verwaltete Rivius ſein Amt in Schneeberg, als er einen neuen Ruf zum Rectorat an der Schule zu Freiberg erhielt, wo ihm noch überdies auch eine andere ebenfalls ſehr ehrenvolle Beſtimmung zu Theil wurde. — Der Herzog Heinrich hatte den verdienſtvollen Gelehrten in Marienberg kennen lernen, und berief ihn jetzt nicht allein zum Rectorate an der lateiniſchen Schule ſeiner Reſidenz, welche damals eben in ihrer ſchönſten Blüthe ſtand, und hochberühmte Männer zu Lehrern hatte, deren Namen jetzt, nach Jahrhunderten noch, mit Achtung genannt werden; ſondern es vertrauete ihm auch dieſer Fürſt die geiſtige Ausbildung ſeines jüngſten Sohnes Auguſt an, und der ehrwürdige Rivius verwaltete dieſes Ehrenamt ſo, daß die fürſtlichen Eltern über die Früchte ſeines Unterrichts die größte Freude haben konnten.

Der Aufenthalt in Freiberg wurde dieſem hochverdienten Gelehrten durch eine Streitigkeit mit dem herzoglichen Hofprediger, *D.* Schenk, einem ſtolzen und leicht aufzuregenden Manne, der verſchiedene Neuerungen bei der Schule vornehmen und den Lehrern ſeine Meinungen aufdringen wollte, nicht wenig verbittert. Es fand jedoch Schenk an Rivius einen tüchtigen Gegner, der ihn in ſeinem Fache weit überſah und ihm muthig widerſtand. Hieraus entſtanden Streitigkeiten zwiſchen *D.* Schenk und Rivius, welche ſich zur Ehre des letztern endigten.

Das Jahr 1540 brachte neue Ehren für unſern Freund, da er ſeinen jungen Fürſten, Auguſt, ſo wie den Grafen Johann von Mannsfeld, nach Leipzig begleitete, auf deſſen Hochſchule ſich dieſe Beiden den Wiſſenſchaften widmen und dadurch zu ihrem hohen Berufe geſchickter machen ſollten. Der Vater, Heinrich, ernannte vertrauensvoll den Rector Rivius zum Hofmeiſter dieſer jungen Herren und ſetzte ihm eine beträchtliche Beſoldung aus. — Dieſer Ehrenmann rechtfertigte auch das in ihn geſetzte Vertrauen ſeines Fürſten auf das glänzendſte und erzog dem Vaterlande einen ſeiner trefflichſten Regenten. Es iſt eine ſchwere Kunſt, der Erzieher eines Fürſtenſohnes zu ſeyn; doch Rivius verſtand ſie, und die Geſchichte Auguſts giebt ihm ein ehrenvolles Zeugniß darüber. —

Noch war der Prinz mit ſeinem Hofmeiſter in Leipzig, als der Herzog Heinrich am 18. Auguſt 1541 mit Tode abging, und Rivius ließ ſich dann, als er von ſeiner Hofmeiſterſchaft entlaſſen wurde, in Meißen nieder, wo er auch ſeine übrigen Schriften ſchrieb.

Als der Herzog Moritz im Jahre 1543 die drei Fürſtenſchulen Pforta, Meißen und Merſeburg (jetzt Grimma) ſtiftete, wirkte Rivius durch ſeinen Freund Commerſtädt, vertrauten Rath des Herzogs, in der Stille thätig dazu mit, und freuete ſich, als dieſe Pflanze ſo herrlich gedieh. — Der Herzog Moritz gab dem ehrwürdigen Rivius einen ehrenden Beweis ſeines Vertrauens, da er ihn zum Inſpector der Landesſchule zu Meißen ernannte, und ihm auch die Oberaufſicht über die andern beiden Landesſchulen, ſo wie über die ſämmtlichen Schulen im Lande auftrug.

Doch dieſes wichtige Amt war nicht der letzte Beweis von dem Vertrauen des Herzogs; denn als derſelbe 1545 ein Conſiſtorium anordnete, welches in Meißen ſeinen Sitz haben ſollte, wurde unſer Rivius als geiſtlicher Rath und Beiſitzer deſſelben angeſtellt.

Dieſes Amt verwaltete er bis zu ſeinem Ableben, welches am 1. Januar 1553 erfolgte. Schon im vorigen Jahre hatte ſich eine Epidemie in dieſer Gegend verbreitet, welche ſchnell tödtend verſchiedene Glieder von der Familie unſers Rivius, und ſelbſt ſeine Gattin, hinwegnahm. Er flüchtete ſich nun auf ſein Landgut nach Kynaſt, wo er ſelbſt aber am 28. Decbr. dennoch erkrankte, und nach einer Krankheit von kaum drei Tagen verſtarb; ſein Ende war das Ende eines ächten Chriſten.

Der Leichnam dieſes ſo berühmten Mannes wurde vor dem Lommatzſcher Thore zu Meißen auf dem Kirchhofe zu St. Wolfgang begraben, wo ihm Fabrizius eine Grabſchrift verfertigte, welche noch daſelbſt vorhanden ſeyn ſoll.

Die Schriften dieſes Mannes, an der Zahl gegen dreißig, ſchätzte man noch am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts in England ſehr hoch, und weit höher, als in Sachſen, wo er doch eigentlich gelebt und gewirkt hatte. — In welchem Anſehen dieſer Mann ſtand und welches Vertrauen er genoß, beweiſt der Auftrag, welchen Rivius von Johann *VIII.*, Biſchof zu Meißen, erhielt, eine Schulordnung für die Schulen ſeines Biſthums zu ſchreiben. Dieſes iſt gewiß der höchſte Beweis des Zutrauens, welches der Biſchof in ihn ſetzte.

2.

Der Kurfürſt Moritz rettet mit ſeinen Verbündeten die deutſche Freiheit.

6) Das Werk wird durch den Paſſauer Vertrag vollendet.

(Fortſetzung vom 20. Mai, dritter Band, S. 123 und Beſchluß dieſer Scenenreihe.)

So weit war alſo das große Werk gelungen, und es kam nun darauf an, es glorreich zu beendigen. Schon während des Vorrückens erſchien das Gegenmanifeſt des Kaiſers, in welchem er ſich ſo gut als möglich zu verantworten ſuchte; Verſchiedenes mit Stillſchweigen überging und wieder Anderes in's Läugnen ſtellte. — Dabei ſuchte der ſtaatskluge Kaiſer Zeit zu gewinnen, und deshalb wurde der römiſche König Ferdinand abgeſendet, welcher den Kurfürſten Moritz zu einer perſönlichen Zuſammenkunft nach Linz einladen ließ; doch dieſer erſchien erſt nach wiederholten Einladungen, und nachdem er ſich vorher mit ſeinen Mitverbündeten beſprochen hatte; während er aber in Linz war, zog ein Theil ſeines Heeres nach Stockach, wo der Herzog von Meklenburg, im Namen und Auftrag des Kurfürſten, die verſprochenen Hülfsgelder des Königs von Frankreich in Empfang nahm.

BERLIN

Die Vorſchläge, welche der König Ferdinand dem Kurfürſten Moritz machte, (8. Mai) waren ſo beſchaffen, daß der Kurfürſt es nicht bei den übrigen Verbündeten verantworten zu können glaubte, ſie anzunehmen, und es kam daher nichts zu Stande, als eine Uebereinkunft, daß man zum 26. Mai in Paſſau zuſammenkommen und dort verſuchen wollte, einen Vertrag zu ſchließen.

Die Reiſe des Kurfürſten nach Linz hatte jedoch die Kriegsoperationen nicht unterbrochen, ſondern man hatte den Feldzug raſch fortgeſetzt, während dem die Stadt **Augsburg** erobert wurde (S. 3. April), und man drang, als der Kurfürſt wieder beim Heere angekommen war, unaufhaltſam vorwärts (S. 3. Bd. S. 120 ff.) Endlich war man in Innsbruck eingezogen und der Kaiſer der Gefangenſchaft nur durch eine ſchnelle Flucht entgangen. Nunmehr begab ſich der Kurfürſt Moritz allein nach Paſſau, um dort die bereits in Linz begonnenen Unterhandlungen fortzuſetzen, und diesmal waren, außer dem König Ferdinand, auch die Geſandten des Kaiſers, der Erzbiſchof von Salzburg, die Biſchöfe von Eichſtädt und Paſſau, der Herzog Albrecht von Baiern, ſo wie die

Geſandten aller Kurfürſten, des Biſchofs von Würzburg, des Markgrafen Johann von Brandenburg-Cüſtrin und die Herzoge von Braunſchweig-Wolfenbüttel, Jülich, Pommern und Würtemberg ꝛc. zugegen.

Die Unterhandlungen wurden durch Wiederholung der Beſchwerden, welche die Verbündeten gegen den Kaiſer hatten, eröffnet, und der heftige Ton in denſelben ließ faſt keine Hoffnung übrig, die Unterhandlungen durch einen glücklichen Ausgang gekrönt zu ſehen; denn die Erbitterung war noch zu groß. Die Ausſichten auf einen glücklichen Ausgang mehrten ſich aber, da der Kaiſer ſelbſt keine Luſt mehr hatte, den Krieg fortzuſetzen. Von der Stimmung des Kaiſers hat uns Schmidt im zweiten Bande ſeiner Geſchichte der Deutſchen, S. 198 ff. folgenden merkwürdigen Beleg aufbewahrt, den wir hier wörtlich wiedergeben wollen.

„Wenn die Sache allein um ihn zu thun geweſen, — ſagt Carl — ſo hätte er ſich vielleicht gar leichtlich und bald können reſolviren, denn er habe hievor der beſchwerlichen Feinde und Widerwärtigen mehr gehabt, ſich aber durch dieſelben eben nicht ſo gar hart erſchrecken laſſen, daß er nicht hätte im Fall der Noth auf das vorhergehende Vertrauen zu göttlichen Gnaden und guter Gerechtigkeit ſeiner Sache, gegen dieſelbe alles ſein zeitliches Vermögen, Königreiche, Land und Leut, ja ſeinen eignen Leib und kaiſerliche Perſon, ſammt allem, was ihm Gott gegeben, mit freiem beſtändigen Gemüth und Herzen wollen und wiſſen zu wagen und in die Schanz zu ſchlagen. ꝛc.“

Dieſer Geiſt und die Hoffnung, bald ein ſtarkes Heer beiſammen zu haben, motiviren den Widerſtand, den die kaiſerlichen Geſandten anfänglich zeigten; doch es gab noch andere und noch dringendere Gründe, welche den Kaiſer zur Nachgiebigkeit ſtimmten, und es arbeitete beſonders der König Ferdinand daran, ſeinen Bruder zur Unterzeichnung des Friedens zu bewegen. Die Türken waren unter ihrem ſiegreichen Suleyman in Ungarn eingefallen und hatten große Fortſchritte gemacht. — Temeswar, auf deſſen Erhaltung man ſo feſte Hoffnungen geſetzt hatte, war verloren gegangen, das Großfürſtenthum Siebenbürgen, welches der König Ferdinand, durch Vertrag mit der Wittwe des Johannes von Zapolia, nur erſt vor kurzem an ſich gebracht hatte, war ebenfalls in Gefahr verloren zu gehen: der Friede mußte alſo auf jede Weiſe wieder hergeſtellt werden, und er wurde um ſo wünſchenswerther, da der Kurfürſt Moritz dem Könige Ferdinand bereits im Stillen zugeſagt hatte, nach wieder hergeſtelltem Frieden ſeine tapfern Kriegsſchaaren, die ſich jetzt ſo großen Ruhm erworben hatten, perſönlich nach Ungarn gegen die Türken in's Feld zu führen, und da dieſes Anerbieten bei dem Könige zu hohen Werth hatte, als daß er nicht Alles hätte thun ſollen, die Erfüllung deſſelben herbeizuführen, ſo verdoppelte er ſeinen Eifer bei der Bearbeitung ſeines Bruders.

Ein anderer Umſtand trug dazu bei, den Kaiſer zu beſtimmen, den Frieden zu befördern, und er war in der That wichtig genug dazu. — Der König von Frankreich hatte ebenfalls vorgegeben, zur Rettung der deutſchen Freiheit die Waffen ergriffen zu haben, und hatte ſich doch des Herzogthums Lothringen, der Bisthümer Metz, Toul und Verdun bemächtiget, einen, wiewohl nicht gelungenen, Verſuch auf Straßburg gemacht, und war bis an den Rhein gekommen. — Was konnte er nicht noch ferner thun, und welchen Schaden dem Reiche zufügen? Zudem war es eine Demüthigung für den Kaiſer, daß die Verbündeten die weiße Farbe (Frankreichs) als Feldbinde trugen, und hie und da das Wappen deſſelben als Schutzzeichen anſchlagen ließen, „ſich auch — mit den eignen Worten des Kaiſers — nicht anders betrugen, als wenn ſie das Reich den Franzoſen mit Willen unter die Füße werfen wollten, oder wenn gar der Türk und Franzos, mit Hülfe der verbundenen Fürſten, mit ihren Haufen mitten in Deutſchland zuſammenſtoßen und daſſelbe unter ſich theilen oder auch vielleicht mit einander raufen wollten.“

Nicht minder war auch der Kaiſer ſehr unzufrieden, daß ſich kein einziger der Reichsſtände zu ſeinem Beiſtande nur im Geringſten regte, ſondern daß man ſich lieber vom Markgrafen **Albert** bedrängen ließ, als daß man ſich zum Widerſtande verbunden und ihm gemeinſchaftlich entgegengeſtellt hätte. Dieſes Alles motivirt des Kaiſers Betragen, während der Unterhandlungen. Anfänglich Zögern, mitunter Drohen, dann wieder bittere Klagen von einer und Feſtigkeit von der andern Seite, waren das Charakteriſtikſche dieſer Verhandlungen. Endlich wurde der Kurfürſt ungeduldig, und drohete Alles abzubrechen, worauf denn endlich der Abſchluß eines Vertrags, am 2. Auguſt 1552 zu Stande kam. —

Durch dieſen Frieden wurden die beiden gefangenen Fürſten, **Johann Friedrich** und **Philipp**, wieder frei und auch die Acht gegen ſie aufgehoben. Der letztere wurde wieder in den Beſitz ſeiner Länder eingeſetzt, oder vielmehr, man hatte ſie ihm gar nicht genommen. Der Kaiſer verſprach den Verbündeten vollkommene Verzeihung alles Geſchehenen, und daß er ſich nicht an ihnen rächen wolle. Desgleichen verſprach er: die zeitherige Verfaſſung des deutſchen Reichs nicht zu verrücken oder zu beeinträchtigen. — Von nun an ſollte ein beſtändiger Friede zwiſchen den Ständen von der alten und neuen Religion anfangen, ſo daß jeder Theil von dem andern bei ſeiner Religion, Habe und Gütern ruhig und unbeſchwert gelaſſen, alle gegen die neue Religion ergangene beſchwerliche Mandate und Reichsſchlüſſe aufgehoben und vernichtet werden ſollten. — Ferner ſolle nie verſucht werden, die ſtreitige Religionsſache anders als durch friedliche Mittel zum Vergleich zu bringen. Die gegen den Kaiſer geführten Beſchwerden ſollten auf dem nächſten Reichstage erledigt werden u. ſ. w.

So war alſo das Werk vollendet und die Freiheit des deutſchen Reichs gerettet. Nach drei Jahren, als der Kurfürſt **Moritz** ſchon nicht mehr auf der Erde weilte, wurde endlich auf dem Reichstage zu **Augsburg**, nach langen Unterhandlungen, am 26. September 1555 ein förmlicher **Religionsfriede** geſchloſſen, und es haben ſich demnach die Urheber und Vollender dieſes Werks die hohe Ehre erworben: die Retter der deutſchen ſo wie der proteſtantiſchen Freiheit geworden zu ſeyn.

3.

Der Herzog Georg von Sachſen führt Krieg in Friesland.

Bereits im *III.* Bande dieſes Werks haben wir S. 337 ff. erzählt, auf welche Weiſe der Herzog **Al-**

bert der Beherzte von Sachſen für ſeine großen und wichtigen Dienſte, die er dem Kaiſer Maximilian mit eigner höchſtbedeutender Aufopferung geleiſtet hatte, belohnt worden ſey, und wollen nun im vorliegenden Abſchnitte den weitern Verlauf berichten.

Es war eigentlich eine ſchlechte Belohnung für die Dienſte des Herzogs, daß man ihm ein Land anwies, deſſen Einwohner vom ungezähmteſten Freiheitsſinne beſeelt und ſchon längſt als ſehr unruhig bekannt waren, wobei der Kaiſer Maximilian zugleich den Zweck erreichen wollte, dieſen Unbändigen einen Herrn zu geben, der es vermochte, ſie zu zähmen. — Der Herzog begann auch die Unterjochung Frieslands mit ſolchem Glück, daß er bereits im Monat Mai 1499 zu Leuwarden die Huldigung ſeiner neuen Unterthanen empfing. Hier machte nun dieſer Fürſt die Erfahrung, welch' ein Unterſchied zwiſchen ſeinen treuen Sachſen und jenen ſtörrigen, unruhigen Frieſen ſey. Was nun bis zum Tode des Herzogs Albert geſchehen iſt, wollen wir zu dem beziehungsreichen 12. September vortragen, und uns hier darauf beziehen; gehen alſo nun zu den Begebenheiten nach dieſes Helden Tode und beſonders zu der Eroberung der Stadt Tham in Friesland über, weil es an dieſem Tage war, daß dieſe Eroberung im Jahre 1515 geſchah.

Als der Herzog Albert ſtarb, fand ſich ein Teſtament von ihm vor, nach welchem ſein jüngerer Sohn, Heinrich, Friesland bekommen ſollte, und würde er es nicht behaupten können, oder das Haus Oeſterreich-Burgund würde jenes Land durch Erſtattung aller aufgewendeten Koſten und Bezahlung von 100,000 Goldgülden wieder einlöſen, ſo ſollte ihm ſein Bruder Georg die Aemter Freiberg und Wolkenſtein mit aller Hoheit und Obrigkeit, die Nutzung der Bergwerke ausgenommen, und den vierten Theil aller Einkünfte ſeines Landes abtreten. —

Heinrich war, wie wir bereits in den Tagsabſchnitten des 6. und 7. Juli geſehen haben, ein Mann des Friedens und liebte die Ruhe; dieſe aber war in Friesland nicht zu finden. Daher trat er im April 1501 dieſes Land an ſeinen Bruder Georg ab, und verglich ſich mit ihm, wie wir bereits S. 36 d. Bds. erwähnt haben, Georg aber übernahm nun die Regierung von Friesland allein.

Dieſe wurde ihm nicht leicht gemacht, ſondern ſehr erſchwert; denn der oſtfrieſiſche Graf Ezard, den er zum Statthalter dieſes Landes beſtellt hatte, begnügte ſich nicht mit dieſer Würde, ſondern ſuchte ſie mit der eines Herrn des Landes zu vertauſchen. Lange bereitete er einen Aufruhr im Stillen vor, und die Gelegenheit zum Ausbruche gab der Ritter Veit von Drachsdorf, des Herzogs Feldoberſter, welcher ſich eine Grauſamkeit gegen zwei Bürger der von ihm belagerten Stadt Gröningen erlaubte. Eben war dieſe, wegen der etwas ſtrengen Befehle des Herzogs, in Widerſetzlichkeit begriffene und deshalb belagerte feſte Stadt durch Hunger auf das höchſte gekommen, als dieſe beiden Bürger gefangen genommen und vor den Feldoberſten Drachsdorf gebracht wurden. Barſch fragte er ſie: ob ſie ſich durch eine Geldſumme wieder loskaufen könnten? und als ſie es trotzig verneinten, ließ er ihnen Naſe und Ohren abſchneiden und ſchickte ſie ſo verſtümmelt und entehrt wieder nach der Stadt zurück, wo ihr Anblick die Bürger auf das höchſte aufregte, ſo daß ſie dem Barbaren Rache ſchwuren.

Der Graf Ezard benutzte dieſe Stimmung klug für ſich und trat im Geheim mit den Bürgern in Unterhandlung, in deren Folge ſie die Stadt dem Grafen am 1. Mai 1507 übergaben, der an dem Tage ſeinen feierlichen Einzug hielt, und ſich nun in dieſer Stadt feſtſetzte, die Einwohner bald für ſich gewann, und nun aus der Rolle des Statthalters in die des gebietenden Herrn überging. Die Sachſen wurden aus der Stadt entfernt, und dieſe bloß von Landeseinwohnern beſetzt. —

Nun wurde der Graf dem Herzoge verdächtig und von demſelben ermahnt, ſeine Sachſen zur Beſatzung in Gröningen einzunehmen, da ihm, als dem Herrn des Landes, dieſes Beſatzungsrecht allein zuſtehe. Der Graf Ezard gehorchte jedoch dieſem Befehle nicht, ſondern ſuchte unter mancherlei Ausflüchten die Anweſenheit der ſächſiſchen Kriegsſchaaren in Gröningen zu vermeiden. — Der Herzog verklagte nunmehr den Grafen bei dem Kaiſer, welcher Ludwig von Seinsheim an den Verklagten abordnete, und als dieſes fruchtlos blieb, gab er dem Kurfürſten Philipp von Cölln und dem Herzog Wilhelm von Jülich den Befehl, dieſe Sache zu unterſuchen und zu entſcheiden.

Die beiden delegirten Fürſten nahmen, dem kaiſerlichen Befehle gehorſam, die Sache vor, konnten aber zu keinem Ende kommen, denn der Graf Ezard hatte eine Menge Ausflüchte und Rechtsbehelfe, von denen einer noch ſchöner und bündiger war, als der andere, und wußte durch ſeine Advokaten Alles ſo gründlich zu beantworten, daß endlich die beauftragten Fürſten dem Kaiſer berichteten: ſie könnten mit dem Grafen nicht fertig werden, und er vertheidige ſich ſehr wohl. Nun wurde der Graf vor den kaiſerlichen Thron beſchieden, allein er erſchien hier nicht perſönlich, ſondern ein Advocat, der ihn auf das Beſte entſchuldigte und vertheidigte.

Während dem war aber der Graf ſelbſt nicht unthätig geweſen, hatte die Landeseinwohner an ſich gezogen, und den noch im Lande in den feſten Burgen befindlichen Sachſen die Lebensmittel ſo viel als möglich verkleinert; die ſächſiſchen Hauptleute rächten ſich dafür, daß ſie etliche Rebellen öffentlich hinrichten ließen, und trieben durch dieſe Unklugheit die Frieſen bis auf das Höchſte. Nun brach der Aufruhr gegen den ſtrengen Herzog Georg, ſchon lange vorbereitet, öffentlich aus, und die Frieſen kündigten ihm den Gehorſam auf. Der Graf Ezard ſtellte ſich an die Spitze der Aufgeſtandenen, und ſeine Verwandten, der Biſchof Conrad von Münſter, ſo wie die drei Grafen von der Lippe, Schaumburg und Kaunitz-Rietberg ſtanden ihm bei. — Der Kaiſer erließ Abmahnungsſchreiben, mit der Drohung: den Ungehorſamen, wenn er nicht binnen zwei Monaten zu ſeiner Pflicht zurückkehre, in die Acht zu erklären; doch der Graf kehrte ſich an dieſe Drohung nicht und nahm die Briefe nicht einmal an. Was nun der Herzog Georg gethan, das empörte Land wieder unter ſeine Herrſchaft zu bringen, werden wir im nächſtfolgenden Abſchnitte erzählen, da der Raum es nicht geſtattet, ſolches in dem vorliegenden zu thun.

4.

Die Unruhen in Friesland. Der Herzog Georg erobert die Stadt Tham mit Sturm.

(Beſchluß des im vorigen Abſchnitte abgebrochenen Aufſatzes.)

Es war alſo der Herzog in Gefahr, das ganze Friesland zu verlieren, und er wendete Alles an, dieſes zu verhüten. — Die Stände des Sachſenlandes wurden zum Landtage nach Leipzig berufen, und als ihnen der Herzog die ihm drohende Gefahr vorſtellte, waren die Treuen ſofort willig und bereit, ihrem Herrn beizuſtehen in dieſer Gefahr, und des Landes Heermacht wurde ſchnell aufgeboten, ſo daß kurz darauf ſechs ſtarke Geſchwader Ritterpferde, unter den beiden tapfern Obriſten Georg Anger und Hans von Grumbach nach Friesland abgeſendet werden konnten. Dieſen folgte der Herzog ſelbſt im Spätherbſte mit dem übrigen Theile des Heeres nach; denn wegen der vielen und tiefen Moräſte war in Friesland der Winter, wo dieſe gefroren waren, die beſte Zeit zum Kriegführen, in den übrigen Jahreszeiten wurden die Operationen von dieſen Moräſten ſehr eingeſchränkt.

Die vier Herzöge von Braunſchweig, durch Verwandtſchaft und Vertrag mit dem Herzog Georg verbunden, ließen ihre Kriegsſchaaren zu den ſächſiſchen ſtoßen, und das ganze vereinigte Heer rückte nun unter dem Oberbefehle des Herzogs Georg, dem der Herzog Heinrich der ältere von Braunſchweig und der Ritter Schenk von Tautenburg zur Seite ſtanden, mit dem beginnenden Winter des

Jahres 1514 — denn ſechs Jahre hindurch hatten die Federfechtereien und Kabalen der Themishelden gewährt — in Friesland ein, wo die Sache ſofort eine andere Geſtalt gewann, da die Uebermacht wieder auf der Seite des Herzogs war.

Die Brandfackel des Krieges loderte nun hell empor, und in wenig Tagen lagen ſechs und zwanzig Burgen, Flecken und Dörfer in der Aſche. Der Graf Ezard durfte es mit ſeinem kleinen Heere nicht wagen, gegen dieſe Uebermacht offen im Felde aufzutreten, und nahm deshalb ſeine Zuflucht zur Liſt, durch welche er ſeinen Feinden ziemlich Abbruch that. —

Nun begann der Verwüſtungskrieg, und er wurde mit großer Grauſamkeit geführt; denn die Sachſen und Braunſchweiger hielten ſich gegen die Frieſen, als rechtloſe Aufrührer, Alles erlaubt. Mehrere hundert Bauern wurden erſchlagen, und die Städte Jnhauſen und Friedeburg nebſt einigen Burgen erobert. — Die Erbitterung der Braunſchweiger ſteigerte ſich bis zur Wuth, als bei der Belagerung der Veſte Dela dem Herzog Heinrich (am 23. Juni 1515) mit einer eiſernen Kugel der Kopf abgeſchoſſen wurde, daß er tod vom Roſſe ſank. Jeder, der ihnen als Feind in die Hände fiel, mußte es nun entgelten, daß dieſer Fürſt geblieben war.

Die Sachſen und Braunſchweiger vereinigten ſich und zogen ſo vereint vor die feſte Stadt Gröningen, welche ſie nun mit aller Macht belagerten. Die Frieſen hatten vom platten Lande alles Werthvolle in dieſe Stadt geflüchtet, und die Bürger waren feſt entſchloſſen, ſich bis auf das äußerſte zu wehren. —

Ehe jedoch dieſe Belagerung beginnen konnte, mußte man erſt die zwei Meilen von Gröningen gelegene ziemlich feſte Stadt Tham erobern, weil ohne dieſe Gröningen ſelbſt nicht wohl angegriffen werden konnte. Vorerſt wurde das Caſtel Delfers bei dieſer Stadt erobert, und dann mit Beſchießung der Veſte ſelbſt der Anfang gemacht.

Dreizehn Tage donnerten die Feuerſchlünde mit aller Macht auf die Mauern und Thürme der Stadt, und an vielen Stellen ſtürzten dieſe zuſammen; demohngeachtet verminderte ſich die Gegenwehr der tapfern Bürger nicht im Geringſten. Da beſchloß der Feldherr Schenk von Tautenburg einen allgemeinen Sturm, und er wurde im Lager kräftig vorbereitet. Kaum war die Dunkelheit der Nacht eingebrochen, als auch alle Feuerſchlünde, welche man ſchon am Tage gerichtet hatte, auf einmal donnerten und mit erderſchütternden Krachen ihre Ladung nach dem beſtimmten Ziele ſendeten. Feuerballen, welche man in die Stadt warf, erleuchteten für einen Augenblick die Dunkelheit der Nacht, welche durch die ausbrechenden Feuersbrünſte bald zum hellen Tage wurde. Ein ſtarker Wind erhob ſich und verbreitete die Flamme bald weiter, ſo daß die unglückliche Stadt bald überall von ihr ergriffen wurde. Kaum ſtiegen die erſten dieſer Flammen auf, als auch auf allen Seiten der Sturm begann, und die Stadt nach einem kurzen Gefechte erobert wurde, weil die Bürger die Mauern verließen und nach ihren brennenden Wohnungen eilten. — Der Hauptmann von der Stadt, Otto von Diephold, entwich, als er ſah, daß die Stadt erobert wurde, durch einen heimlichen Ausgang, man nahm ihn aber auf der Flucht gefangen.

Als die Stadt erſtiegen war, und die erbitterten Krieger in dieſelbe eindrangen, und nun im Grimme Alles niederhieben, was menſchliche Geſtalt hatte, baten die unglücklichen Einwohner vergebens um Barmherzigkeit. — In den brennenden Straßen war das Morden allgemein, ſelbſt in die Kirchen drangen die wüthenden Sieger ein, wo die Heiligkeit des Ortes nicht geachtet und Keiner verſchont wurde.

Die Leſer wollen es dem Verfaſſer gütigſt erlaſſen, dieſes Schaudergemälde weiter auszumalen, denn es dürfte doch nur ſehr unvollkommen ausfallen, und es begnügt ſich derſelbe mit der Bemerkung: jenes Blutbad ſey ſo ſchrecklich geweſen, daß der Herzog Georg geſchaudert habe, als er die Ruinen der eroberten Stadt beſuchte, und dieſe Greuel ſah, ſo daß er darüber erſtarrt ſeyn ſoll. Dieſe ſchreckenvolle Eroberung geſchah im Monat Auguſt des Jahres 1515, die Geſchichtſchreiber ſind jedoch nicht über den Tag ganz einig: denn einige ſetzen den dritten, andere den vierten, wieder andere den fünften, ja einige den achtzehnten Auguſt, wir aber halten einen der erſtern für den richtigſten.

Dieſes ſchreckliche Beiſpiel ſollte einen tiefen Eindruck auf die Bürger von Gröningen machen, und ihnen zeigen, was ſie ſelbſt zu gewarten hätten, wenn ſie es auf das Aeußerſte ankommen ließen. Es blieb auch nicht ohne allen Eindruck, denn ſie ſchlugen Bedingungen zur Uebergabe vor, von denen ſie wußten, daß ſie der Herzog nicht annehmen werde. Als ſie verworfen wurden, ſetzte man andere von gleichem Werthe an die Stelle der abgeſchlagenen, und trieb dieſes ſo lange, bis endlich die naſſe Herbſtwitterung eintrat, wo die Belagerer dieſe Belagerung aufgeben mußten.

Der Herzog Georg vertheilte nun ſein Heer in die Winterquartiere, und er ſelbſt zog nach Caſſel, um den Landgrafen auf ſeine Seite zu ziehen; als dieſes aber nicht gelang, erwog er, daß dieſes Land ihm mehr koſte als eintrage, auch daß er nunmehr nicht hoffen dürfe, die erbitterten Landeseinwohner wieder zu beruhigen und ſich geneigt zu machen; ſo daß er nichts als Unruhe, Sorge und Aufwand von dieſem Lande haben und daſſelbe ſeinem treuen Sachſenlande nur ſchädlich ſeyn werde. — Dieſe Erwägung gebar den Entſchluß in ihm, dieſes Land an den Kaiſer Maximilian zurückzugeben, und dieſes geſchah auch, gegen die Auszahlung von 200,000 rheiniſchen Gulden, (andere wollen von 1,500,000 Goldgülden wiſſen.) Und ſo war die Frucht von den großen Anſtrengungen und Aufopferungen des Herzogs Albert verloren. Dieſe Frucht war aber auch jederzeit ſo wenig angenehm geweſen, daß der Herzog Georg von dieſem Lande gewöhnlich mit dem Ausdrukke ſprach: „Dieſes Land trägt ſeinen Namen Friesland mit Unrecht, man ſollte es Frißland heißen!“

5.

Der Markgraf von Meißen, Friedrich der Streitbare, ſchlägt die Huſſiten bei Brüx.

Im Heumond des Jahres 1421 zogen die Huſſiten wieder aus, ihren Feinden zu ſchaden. — Die Prager machten bei dieſem Feldzuge den Anfang, und mit ihnen vereinigten ſich ihre Brüder aus dem Saatzer und Szlaner Kreiſe, in welchen ſie nun verwüſtend herumzogen. Das Kloſter Doxſan wurde geplündert und verwüſtet, das zu Oſſegk hatte ebenfalls gleiches Schickſal.

Am Marien-Magdalenen Tage vereinigten ſich noch mehrere Schaaren mit ihnen, und nun zogen die Vereinigten gemeinſchaftlich vor die Stadt Brüx und lagerten ſich auf einem Berge bei dem Schloſſe. — Die Artillerie der Huſſiten beſtand aus zwei großen Donnerbüchſen von Metall, und zwei dergleichen Mörſern, aus welchen Steine geworfen wurden, vier und zwanzig Feldſtücken, und noch viel Rüſtung zum Feuereinwerfen, die Mauern zu beſchädigen u. ſ. w. Dieſes Geſchütz wurde am Abend vor Jacobi in Wirkung geſetzt, und als in den Mauern die Lücken zum Stürmen gemacht waren, begann der Sturm mit der größten Wuth und hielt ſo lange an, daß die Belagerten, ob ſie ſich gleich tapfer wehrten, dennoch endlich den Muth verloren und zu parlamentiren begehrten. Die Uebergabe wurde eingeleitet, doch ehe dieſelbe zu Stande kommen konnte, erſchien ein heimlicher Bote in der Stadt und brachte die fröhliche Botſchaft, daß der tapfere Markgraf von Meißen an der Spitze eines zahlreichen Heeres im Anzuge ſey. die belagerte Stadt zu entſetzen, und zwei mächtige böhmiſche Herren, Sigismund Hlawarz von Tetſchen und Mikulatz Chudy, nicht minder ihnen Hülfe leiſten würden. — Dieſe fröhliche Botſchaft gab den ſchon Verzagten friſchen Muth. ſo daß ſie die Unterhandlungen abbrachen, unvermuthet einen Ausfall und bei demſelben mehrere Gefangene machten, die ſie auf dem Markte öffentlich und unter Trompetenſchall verbrannten. Dieſes erfuhren die Huſſiten und vergalten nun, in reichem Maaße, Gleiches mit Gleichem. Verwüſtung häufte ſich nun auf Verwüſtung, und beſonders war das weibliche Geſchlecht der Gegenſtand der ſchändlichſten Handlungen, die man ſich jetzt aus Rache erlaubte. — Die Huſſiten fingen einen deutſchen Kriegsknecht und warfen ihn, um ihre verbrannten Waffenbrüder zu rächen, in das Feuer. Schnell entſprang derſelbe jedoch dieſem Feuertode und wollte entfliehen, wurde jedoch von den Huſſiten wieder ergriffen, und von neuem in die Flamme geworfen, welcher er jedoch abermals entſprang, und ſo wurde dieſer Elende ſiebenmal in das Feuer geworfen und entriß ſich ebenſo viele Male demſelben wieder. Nun hielten ihn die Huſſiten für einen Verbündeten des Teufels, der ihn auf dieſe übernatürliche Weiſe dem Feuertode entziehe, und ſchlugen ihn mit ihren gewichtigen eiſernen Driſcheln todt.

Während dem ſich nun beide Theile in Grauſamkeiten überboten, kam das Heer des Markgrafen von Meißen mit ſchnellem Zuge heran, und die Huſſiten zogen ſich aus ihrem Lager auf das Blachfeld heraus, wo ſie ſich in Schlachtordnung ſtellten. Die Meißner thaten ein Gleiches, und die Schlacht begann. Der Angriff des markgräflichen Heeres war ſo ſtark und unwiderſtehlich, daß die Huſſiten bei dem erſten Angriff geworfen und in die Flucht geſchlagen wurden. Des kurzen Gefechtes ohngeachtet blieben doch zweitauſend von den Geſchlagenen auf dem Platze, und das huſſitiſche Heer verlor ſein ganzes Geſchütz, ſo wie das Lager und alles Gepäck.

Von dieſer Schlacht hat die Geſchichte folgende

Einzelheit aufbewahrt. Ein Prieſter, Knietz Barta, befand ſich mit in der Schlacht und trug eine Monſtranz (?) in der Hand. Als er nun ſah, die Schlacht ſey verloren, warf er die Monſtkanz von ſich, und übte ſich mit den übrigen Huſſiten in der Schnellläuferei.

Die Geſchlagenen flohen jedoch nicht weit, als ſie ſich wieder ſammelten und nach Töplitz rückten, wo ſie das Kloſter verbrannten und ſchleiften. Und als es in Böhmen kund wurde, das huſſitiſche Heer ſey bei Brüx geſchlagen worden, zogen ſich die waffenfähigen Männer überall zuſammen, dieſen Schimpf zu rächen; doch dieſes wollten die Meißner nicht abwarten, ſondern verließen am 29. September Böhmen und gingen wieder über die Grenze zurück in ihr Land. —

Münz-Juſtiz.

Im Jahre 1562 hatte ſich ein Fremder in der Stadt Leipzig eingefunden, welcher bedeutende Einkäufe machte, und dieſe mit Silberdreiern bezahlte. Dieſe Dreier waren jedoch, ſo wie manche ſogenannte Silbermünzen unſerer Zeit, nur von Kupfer und verſilbert, folglich betrügeriſche Waare. Dieſes kam heraus, man nahm aber von Seiten des Raths dieſem Manne ſeine Betriebſamkeit übel, und derſelbe wurde verhaftet. Kurz war der Prozeß, und über den Umſtand der Zurechnungsfähigkeit wurde von den Advokaten kein Fingerhut voll Dinte verſchrieben, ſondern man machte ihm kurzen Prozeß und das Urtheil war ihm bald geſprochen.

Am 5. Auguſt des gedachten Jahres war eine Menge Leute auf dem Markte verſammelt, und als ſie eine kleine Weile geharrt hatten, erſchienen die Gerichtsperſonen auf dem Platze, beſtiegen die bereitſtehenden, mit rothen Decken belegten Roſſe; der Henker brachte den Verurtheilten an einem Stricke, der ihm um den Leib befeſtigt war, die Treppe des Rathhauſes herab. Der Hut des Miſſethäters war mit den Gegenſtänden ſeines Verbrechens überall geziert, und eine Schnur mit ſolchen falſchen Münzen hing ihm um den Hals. — Der Zug begann, und der Henker erhob den rechten Arm, in der Hand die wohl eingeweichte Ruthe von Birkenreiſern, und bald röthete ſich der entblößte Rücken des Verbrechers von den derben Hieben des Henkers. Der Zug nahm ſeinen Weg nach dem Thore, und zu dieſem hinaus nach der Grenze des Weichbildes der Stadt, wo ihm von der oberſten Gerichtsperſon angedeutet wurde, daß er dieſe Grenze nie wieder betreten dürfe und auf ewig aus ihr verwieſen ſey. — Die von dieſem Manne in Umlauf gebrachten Münzen wurden die Auspauker, oder auch die Staupbeſen-Dreier genannt.

6.

Der nachmals ſo berühmt gewordene Prinz Bernhard von Weimar wird geboren.

Bereits im Tagsabſchnitte des 18. Juli haben wir das häusliche Glück eines edlen Fürſten-Paares, des Herzogs **Johannes** von Weimar und ſeiner Gemahlin, **Dorothea Maria**, kürzlich geſchildert, und wir wollen nun die Geburt eins der zwölf Kinder dieſes glücklichen Fürſten-Paares, ſowie ſeine Jugendgeſchichte zum Gegenſtande dieſes Abſchnitts machen, zuvor aber einen Blick auf die Geſchichte des Herzogs **Johannes** ſelbſt werfen.

Dieſer Fürſt war der Enkel des in der ſächſiſchen Geſchichte durch ſein Unglück und die in demſelben bewieſene Faſſung berühmt gewordenen Kurfürſten **Johann Friedrich** und der zweite Sohn des Herzogs **Johann Wilhelm**. — Von ſeiner Mutter wurde er nur das **Gnadenkind** genannt, weil er ihr nach mehrjähriger Unfruchtbarkeit von Gott geſchenkt worden war, was die fromme Fürſtin mit Recht als eine Gnade dieſes höchſten Weſens anſah. Er wurde geboren am 22. Mai 1570, und hatte ſein **drittes** Lebensjahr noch nicht einmal vollendet, als er ſchon zur vaterloſen Waiſe wurde, indem ſein Vater an den Folgen einer Vergiftung ſtarb, welche gewiſſe fanatiſche Pfaffen zu Urhebern gehabt haben ſoll. — Von früher Jugend an war **Johannes** ein Freund vom Lernen, und nichts war dazu dem Wißbegierigen zu gering. Der Profeſſor **Pingizzer** war der Jugendlehrer des Prinzen, und dieſer hatte die Ehrfurcht und Liebe zu ſeinem Lehrer ſo feſt in ſeinem Herzen aufbewahrt, daß er noch im männlichen Alter und als regierender Fürſt an jenen Profeſſor einen Brief nach Jena ſchrieb, und denſelben bat: „Er möchte doch das mit den beſten deutſchen Sprüchen angefüllte Buch, welches er in der Jugend auswendig gelernt, wieder abſchreiben laſſen, weil das erſte Exemplar verlegt worden ſey!“ — Was der Knabe gelernt hatte, wollte nun der Mann wiederholen, um es im praktiſchen Leben anwenden zu können. — Eine ſchöne Frucht guter Lehrart! —

Im Jahr 1589 ging der Prinz auf Reiſen, und nach Italien, aus dieſem Lande aber nach Wien und von da wieder nach der Heimath zurück. — Der junge Fürſt lernte am Hofe des Fürſten Joachim Ernſt zu Anhalt die treffliche Tochter dieſes Fürſten, Dorothea Maria, kennen, beide Herzen lernten ſich lieben, und bald darauf vereinigten ſie ſich zum Ehebunde; wir haben ſchon S. 110 dieſes Bandes nachgewieſen, wie herrlich dieſer Bund gerathen und wie fruchtbar dieſe Ehe an Kindern geweſen ſey.

Schon befanden ſich die glücklichen Eltern im Kreiſe von neun Söhnen, als am 6. Auguſt 1604 dem beglückten Vater wieder ein Sohn geboren wurde, welcher in der Taufe den Namen Bernhard erhielt und dieſen Namen in der Folge für Jahrhunderte berühmt gemacht hat. — Der bekannte ſächſiſche Annaliſt Sebaſtian Müller bemerkt bei dieſer Gelegenheit: „Es ſey innerhalb zweihundert Jahren, weder im Hauſe Sachſen noch in einem andern fürſtlichen Hauſe der Fall geweſen, daß eilf

Prinzen in einer Reihe geboren worden wären, wie hier. —

Die Freude der Eltern über dieſe abermalige Geburt eines Prinzen war groß, und dieſe glückliche Fürſtenfamilie, die neben dem Glanze weltlicher Hoheit zugleich die häusliche Glückſeligkeit des Privatlebens im höchſten Grade empfand, ſah die freudigſten Ausſichten auf die Zukunft vor ſich. — Schon fingen die Talente der ältern Prinzen an, ſich zu entwickeln und den großen Geiſt zu verrathen, der ſie in der Folge berühmt gemacht hat. Der glückliche Vater empfand ſchon die Freude, den Glanz des fürſtlichen Hauſes durch ſeine Kinder vermehrt zu ſehen, als plötzlich der Tod dieſem Glücke ein ſchnelles Ende machte, (S. 31. Oct.) und den trefflichen Johannes in der Blüthe ſeiner Jahre aus der Welt rief.

Nun haben wir aber bereits S. 111 dieſes Bandes, die treffliche Kinderzucht der Herzogin Dorothea Maria zu ſchildern verſucht, und es läßt ſich daher leicht denken, daß ſie auch ihren Bernhard in guter Erziehung nicht verſäumt haben werde. Der berühmte Hortleder war der Lehrer dieſer Prinzen, und es beweiſet ein Brief, welchen der Herzog Bernhard, *d. d.* Mentz (Mainz), den 29. Auguſt 1635 ſchrieb, und welcher die Ueberſchrift hat: „Ehrenveſter, Hochgelehrter, inſonders vielgeliebter Herr Hortleder!“ in vielen Stellen die kindliche Liebe und Dankbarkeit, welche der Herzog gegen ſeinen ehrwürdigen Lehrer im Herzen bewahrt hatte, und die ihm viel Ehre macht. Aber es ſcheint auch der Herzog die Liebe zu den Wiſſenſchaften mitten im Getümmel des Krieges bewahrt zu haben; denn der Gegenſtand dieſes Briefes war nichts anderes, als die Bitte: ihm, dem Herzog, eine Genealogie des ſächſiſchen Stammes zu überſenden, in welcher gezeigt werde, „wie die jetzige Linie des jetzigen Königs von Frankreich und Sachſen auseinanderkommen ꝛc." dann thut er dem alten geliebten Lehrer ſeine Geſundheit kund, berichtet ihm Verſchiedenes vom Stande der Angelegenheiten, und empfiehlt ihn endlich Gottes Schutz recht angelegentlich.

So bereitete ſich der Prinz zu der glänzenden Laufbahn vor, auf der er ſeinen Namen ſo berühmt gemacht hat. — Bald zeigten ſich deutliche Spuren des natürlichen Heldenberufs, der in ihm lag, und es drängte ihn nach dem Kriege hin. Noch hatte der Prinz ſein vierzehntes Lebensjahr nicht ganz vollendet, als der berüchtigte Fenſterſturz in Prag die Unruhen im Königreiche Böhmen zum Ausbruche brachte und einen dreißigjährigen Krieg herbeizog, in welchem der Prinz Bernhard als einer der erſten Helden ſchlug, doch wie wir bereits im 8. Tagsabſchnitte des Monat Juli erzählt haben, im achtzehnten Jahre ſeines Kriegerlebens an dem Gifte ſtarb, welches moralloſe Politik für ihn bereitet hatte.

Der Herzog Wilhelm (S. *III.* Band, S. 108.) hatte, den Krieg und ſeine Tendenz wohl begreifend, einige Kriegsſchaaren zu Roß und Fuß errichtet, und führte dieſe dem Mannsfelder zu, welcher zu den berühmteſten Helden jener Zeit gehört. Unter der Reiterei dieſer Schaaren begann der Prinz Bernhard als Rittmeiſter ſeine kriegeriſche Laufbahn im Jahre 1621.

Das Heer des Mannsfelders ſchlug alle Angriffe, welche das vereinigte kaiſerliche und ligiſtiſche Heer gegen daſſelbe unternahm, um die Oberpfalz, dieſes dem Exkönig von Böhmen gehörige Land, zu erobern, tapfer zurück. Bei einem dieſer Vorfälle fiel eine fünf und zwanzig pfündige Kanonenkugel zwiſchen den beiden Herzögen Wilhelm und Friedrich nieder, und dem Herzog Bernhard wurde ein Pferd unter dem Leibe getödtet. Es war das erſtemal, daß dem angehenden Krieger dieſes widerfuhr; doch brachte ihn dieſer Vorgang nicht aus der Beſonnenheit, und er ſetzte ſich ganz ruhig auf das Pferd, das ihm ſein Diener brachte.

Dieſe tapfere Gegenwehr hatte die Folge, daß die feindlichen Heerführer, der Herzog Maximilian von Baiern und der Feldmarſchall Tilly, den Ständen der Oberpfalz die glänzendſten Erbietungen machten, ſich dem Herzog von Baiern zu unterwerfen; dieſes aber war für den Mannsfelder ſehr gefährlich, da er in einem Lande, bei ſolcher Stimmung der Landeseinwohner, verloren war, wenn ſie in dieſe Vorſchläge eingingen; doch ein Geiſt, wie der des Mannsfelders, weiß ſich auch aus den gefährlichſten Lagen herauszuziehen, und ſo gelang es ihm, die feindlichen Heerführer durch das Verſprechen, gegen das Opfer von einigen Tonnen Goldes in kaiſerliche Dienſte zu treten, ſo zu täuſchen, daß ſie ihm für die Räumung der Schanzen bei Weydhauſen eine namhafte Summe entrichteten, weil ſie es nicht wußten, daß er dieſe ohnedem hätte räumen müſſen.

Mannsfeld zog ſich nun durch Franken nach der Unterpfalz, wo er tapfer gegen die Spanier unter Cordova kämpfte, welche dieſes Land unter die Botmäßigkeit des Kaiſers zu bringen gekommen waren; die weimariſchen Kriegsſchaaren traten aber zu dem Heere über, welches der Markgraf Georg

Friedrich von Baden zuſammengebracht hatte, für die Sache der deutſchen, politiſchen und religiöſen Freiheit zu ſtreiten. —

Dieſes Heer vereinigte ſich nach dem Treffen bei Mingelsheim, wo Tilly ſich hatte zurückziehen müſſen, mit dem Mannsfelder; doch bald trennte ein Mißverſtändniß dieſe beiden Heere wieder, und nun griff der kluge Tilly am 6. Mai 1622 das badiſche Heer bei Wimpfen *) an, wo die weimariſchen Kriegsſchaaren unter der Anführung ihrer Fürſten lange tapfer kämpften, bis endlich ein glücklicher Zufall es wollte, daß einige Pulverwagen in die Luft flogen, wodurch das Geſchick des Tages zum Nachtheil des badiſchen Heeres entſchieden wurde.

In dieſer Schlacht hatte der Herzog Bernhard, ob es gleich ſeine erſte war, dennoch mit der Ruhe und Beſonnenheit eines alten Kriegshelden den Befehl über ſeine Schaar geführt, und ſich perſönlich tapfer geſchlagen. — An andern Orten werden wir Gelegenheit nehmen, noch mehr Scenen aus dem Leben dieſes Heldenfürſten zu geben, wollen aber dieſen Abſchnitt jetzt ſchließen.

Nachſchrift. Im *I.* Bande iſt S. 208 eine Beziehung auf den 6. Auguſt befindlich; weil aber dieſer Gegenſtand noch wichtiger war, und nicht weggelaſſen werden durfte, ſo iſt jener in den Tagsabſchnitt des 19. Auguſt verlegt worden, was hiermit bemerkt werden ſoll.
A. d. V.

---

*) Eine ausführliche Schilderung dieſer merkwürdigen Schlacht, unvergeßlich durch die Großthat der Vierhundert von Pforzheim, befindet ſich im V. Bande der Denkwürdigkeiten aus dem großen Panorama der Welt und des Menſchenlebens, S. 50 ff. auf welche ſich hier bezogen werden ſoll.
A. d. V.

7.

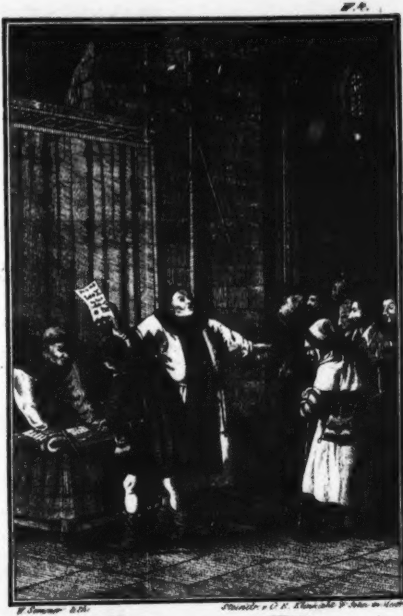
Der Ablaßprediger Tezel im Gebirge.

(Mit Abbildung.)

Die Berge gaben im Gebirge ihre reichen Eingeweide und wurden dadurch ſehr förderlich zur Erhebung dieſer Provinz aus dem wilden Zuſtande, in welchem ſie vom Anfange an geweſen war. Mehrere Städte entſtanden und ſtiegen aus unwirthbaren Wildniſſen empor, ſo daß das ganze Gebirge eine andere Geſtalt erhielt. — Der Ruf von dieſem Reichthum verbreitete ſich weit und breit und gelangte auch zu den Ohren eines Mannes, der keine ſich ihm darbietende Gelegenheit, Geld einzuſtreichen, ungenützt vorübergehen ließ, und er beſchloß, ebenfalls einen Theil jener reichen Bergſchätze für ſich zu benutzen.

Der Dominikanermönch, Johann Tezel, dem man eine tiefe Kenntniß der Welt und Menſchen zugeſtehen muß, und der noch dazu eine hinreißende Gnade von der Natur erhalten hatte, die er auch zu ſeinen Predigten ſehr wohl anzuwenden wußte, zog im Lande umher, mit hohem Auftrag, den Ablaß zu predigen, und dadurch Papier, in Silber und Gold zu verwandeln. Kaum hörte dieſer Speculative von jenem Erzreichthum, als er auch beſchloß, ſeinen Weg dahin zu nehmen, um den reichen Sündern die Hölle durch Predigen recht heiß zu machen, damit ſie in der Angſt des Herzens den Beutel weit aufthun möchten, ſich Abſolution von den Sünden zu erkaufen. Doch Alles mit Umſicht und nichts übereilt, war dieſes geiſtlichen Herrn Wahlſpruch, der ihn immer ſicher zum Ziele geführt hatte; ſo auch hier. —

T. 4.



W. Sommer lith.

Steindr. v. C. F. Kleinicke & Sohn in [illegible]

Tezel und sein Treiben.

Am Fuße des Erzgebirges liegt die uralte Stadt Zwickau, zu jener Zeit hochberühmt durch ihre Manufacturen von wollnen Tüchern und andern Zeugen von gleichem Material. Durch Gewerbfleiß war ſie, gleich ihrer Schweſter Chemnitz, reich geworden, und wo Reichthum vorhanden war, da ließ ſich auch hoffen, daß Etwas für Tezels Speculation zu gewinnen ſeyn möchte. —

Tezel hatte in Chemnitz ein ſybaritiſches Leben geführt, und die Geſchichte hat uns eine Anekdote aus der ſcandalöſen Chronik jener Zeit aufbewahrt, welche den Geiſt derſelben ziemlich anſchaulich macht.

Einſt befand ſich der Ablaßprediger in einer luſtigen Geſellſchaft, wo Bachus und Venus die Gottheiten waren, denen man beſonders opferte, und ein witziger Kopf nahm Gelegenheit, mit dem Ablaßprediger wegen der Verwendung eines Theils der Ablaßgelder zu ſcherzen und erhielt zur Antwort: „O, ich weiß Mittel genug, dieſe Lücke wieder zu füllen. Der Pöbel iſt eine melkende Kuh, die oft gemolken werden muß, wenn ſie anders ihre Milch nicht verlieren ſoll. Was gilt's, ich finde ein Mittel, die Lücke, welche ich heute in meinem Beutel gemacht habe, reichlich wieder auszufüllen!" —

So ſprach der ehrwürdige Herr und machte ſogleich Anſtalt, das gegebene Wort in Erfüllung übergehen zu laſſen. Er ging in die Küche, nahm einen etwas angebrannten Knochen, von einem Braten, den man zu Mittage verzehrt hatte, legte denſelben in ein ſchönes Käſtchen und kehrte dann wieder zur Geſellſchaft zurück. — „Sehet hier, meine lieben Freunde! — ſprach er lächelnd zu ſeinen Zechgenoſſen — dieſes iſt nur ein elender Knochen, von dem wir vorhin das

Fleiſch verzehrt haben, aber er ſoll mir morgen, als am Feſttage des heiligen Laurentius, gewiß ein ſchönes Sümmchen eintragen!"

Und nun wurde von Neuem eingeſchenkt und fleißig ausgetrunken, ſo lange, bis faſt keiner mehr von ſeinem Verſtande wußte. — In dieſem Zuſtande machten ſich diejenigen Zechbrüder, welche noch die nüchternſten geblieben waren, über das Käſtchen her, nahmen den Knochen heraus und legten eine Hahnenfeder hinein, wobei ſie ſehr begierig waren, zu ſehen, wie ſich morgen der heute ſehr berauſchte geiſtliche Herr benehmen werde, wenn er dieſe Verwandlung entdecke.

Am andern Morgen riefen die Glocken in die Kirche, und die Gläubigen ſtrömten haufenweiſe dahin. — Es betrat der Prediger die Kanzel und begann ſeinen Sermon. „Sehet, meine Freunde! rief er aus, indem er das Käſtchen hervorzog, und es ſo uneröffnet dem Volke zeigte. Sehet da, einen Knochen von dem heiligen Laurentius, welcher einſt als ein heiliger Märtyrer auf dem Roſte gebraten wurde. — Dieſes unſchätzbare Kleinod, welches ich aus den Händen des heiligen Vaters ſelbſt erhalten habe, will ich Euch jetzt zum Kuß darreichen, und wohl dem, der ſich dieſer Glückſeligkeit theilhaftig macht; er wird viele Jahre Ablaß und einen großen Lohn im Himmel haben."

Die Zuhörer ſahen jetzt, daß der Prediger Anſtalt machte, das Käſtchen zu öffnen, und drängten ſich herbei, um die heilige Reliquie zu küſſen. Jetzt öffnete er das Käſtchen, und aller Blicke hingen an dieſem Gegenſtande, den heiligen Knochen zu erſchauen. Wie ſtaunten aber alle, als das Käſtchen geöffnet war, und ſtatt des heiligen Knochens eine Hahnenfeder zum Vorſchein kam; doch den Ablaßprediger verließ die Geiſtesgegenwart nicht, war ſie ihm doch in ſo hohem Grade zu eigen geworden. Er merkte zwar, wer ihm dieſen Poſſen geſpielt hatte, doch ſein Entſchluß war ſchnell gefaßt. „Sehet!“ — rief er mit Salbung, — „Sehet, meine Theuern! Eine Verwechſelung, die ich in der Eile beging, verſchafft Euch das Glück, eine noch werthvollere, ja ganz unſchätzbare Reliquie zu küſſen. Dieſe Feder, die Ihr hier ſehet, iſt noch heiliger als jener Knochen, und ihre Wirkung noch kräftiger; denn es iſt dieſes eine Feder aus dem Flügel des heiligen Erzengels Michael. Als er den Teufel aus dem Himmel in die Hölle hinabwarf, packte ihn dieſer bei dem Streite am Flügel und riß ihm dieſelbe Feder, die Ihr hier ſehet, aus. Küſſet ſie, und Ihr werdet großen Vortheil davon haben!“

Und dieſes geſchah. Das Volk drängte ſich herzu, und küßte dieſe Feder mit tiefer Ehrfurcht, opferte reichlich, und der Ablaßprediger wollte, im vertrauten Kreiſe ſeiner Zechbrüder, erſticken vor Lachen.

Du aber, ſchöne goldne Zeit!
O, wenn wirſt du wiederkehren!

Von hier zog der Alles beglückende heilige Mann nach Zwickau; denn es war ja die päpſtliche Gnade den Chemnitzern nicht allein verſprochen, und in der Woche vor Pfingſten hielt der Ablaßprediger ſeinen Einzug in dieſe alte Stadt. Dieſer Einzug war aber ſo feierlich, daß er es nicht im höhern Maße hätte ſeyn können, wenn der Kurfürſt ſelbſt eingezogen wäre. Der Rath, die ganze Geiſtlichkeit, ſelbſt die Mönche aus den beiden Klöſtern, und alle Einwohner Zwikkan's waren hinaus vor das Thor gezogen, den Gottesgeſandten zu empfangen. Schon war der heilige Mann mit ſeinem Gefolge angekommen, und der Wagen hielt im Felde. Ehrfurchtsvoll naheten ſich die Rathsherren demſelben, und der Bürgermeiſter bat den Ablaßprediger, in wohlgeſetzter Rede, auch dieſer Stadt päpſtliche Huld und Gnade zu bringen. — Mit Ernſt und Würde hörte der heilige Mann dieſe demüthige Bitte an, und verſprach mit einem gnädigen Kopfneigen ihre Gewährung. Dann ſtieg er vom Wagen herab, gab die köſtlich eingebundene päpſtliche Ablaßbulle dem ſich ebenfalls genähert habenden Pfarrer der Marienkirche, er aber ergriff ein koſtbares Crucifix, von gutem Silber und reich vergoldet, nahm es zwiſchen ſeine Hände, ſtellte ſich nun neben den Pfarrer unter den Baldachin und der Einzug begann. Alle Glocken in der Stadt ertönten, und die Geiſtlichkeit ſtimmte ein feierliches Hoſianna an. Die Prozeſſion ſetzte ſich nun in Bewegung. Voran zogen die Schulkinder mit ihren Fahnen, und von ihren Lehrern begleitet. Dieſen folgte die ſämmtliche Geiſtlichkeit in prächtigen Meßgewändern, aus deren Mitte der koſtbare Baldachin hervorragte, unter dem der Pfarrer die päpſtliche Bulle trug, und neben ihm ging der Ablaßprediger. Im langen, faſt unabſehbaren Zuge folgten nun der Rath und die Bürgerſchaft, wo einer jeden Zunft die prächtigſten Kreuzfahnen vorgetragen wurden und noch überdies aus der Mitte derſelben die ſchweren ſilbernen Bilder der Zunftpatronen, getragen auf prächtigen Thronen, von den älteſten Meiſtern, herrlich glänzten; das Zeichen der Tuchmacher, damals eine ſehr zahlreiche Innung in dieſer Stadt, war das prächtigſte.

So gelangte die Prozeſſion in die Marienkirche, wo ein höchſt feierliches Hochamt gehalten wurde. Als daſſelbe zu Ende war, begaben ſich die Geiſtlichen, mit dem Ablaßprediger in ihrer Mitte, vor den Altar, wo ſie das Miſerere auf das ergreifendſte anſtimmten, und man weiß es ja, welche Gewalt dieſer Geſang, wenn er gefühlvoll vorgetragen wird, über das menſchliche Gemüth hat, und auch hier wurde jedes trefflich vorbereitet, ſo daß die hierauf folgende Predigt Wunder wirkte.

Tezel verſtand die Kunſt ſehr wohl, durch der Rede Kraft und Macht große Effecte hervorzubringen, und heute trieb er dieſe Kunſt auf's Höchſte. Mit hinreißender Beredſamkeit ſchilderte er die Leiden und Qualen der armen Seelen im Fegefeuer und pries die Wunderkraft des Ablaſſes, ſie von dieſen Martern zu befreien. — Die Wirkung dieſer Rede blieb auch nicht außen, denn eine Todtenſtille herrſchte in der ganzen Kirche, und alle Zuhörer waren tief erſchüttert. Da brach der erfahrne Redekünſtler mitten in ſeiner Rede ab, und verließ die Kanzel, um den zweiten Act ſeiner Charlatanerie und zwar den einträglichern zu beginnen. Vor dem Altare war auf einem Tiſche ein Opferbecken geſtellt, und *D.* Baumhauer, Tezels Gehülfe, hielt die Ehrenwache dabei. Nach dieſem Becken ging jetzt Tezel hin, als er die Kanzel verließ, und die ganze Menge der Zuhörer ſtrömte ihm dahin drängend nach.

„Nicht bloß zu Euch ſprechen will ich, meine Chriſten, — begann der erfahrne Menſchenkenner ſeine Rede — nicht bloß Worte will ich ſpenden, auch mit der That will ich Euch vorangehen; denn auch mich jammert die Qual der armen Seelen im Fegefeuer von ganzem Herzen. Folgt alſo meinem Beiſpiele nach, und noch heute wird Euch die Menge der von jenen Qualen erlöſten Seelen danken, und Eure chriſtliche Milde ſegnen, wenn ſie ſich der Seligkeit des Himmels erfreuen werden. — Sonſt aber müßten ſie noch lange Zeit, vielleicht noch Jahrhunderte in jenen unnennbaren Qualen ſchmachten. — Und Ihr ſäumet noch? — Blickt auf und ſehet, mit meinem Beiſpiel geh' ich Euch voran und opfere Alles, was ich habe.“

Und wirklich griff der große Redner in die Kutte und zog einen Beutel mit Geld hervor, den er in das Opferbecken ausſchüttete. Wie ein Strom ſtürzte die ganze Menge ihm nach, und das Opferbecken war bald ſo hoch angefüllt, daß man es ausleeren mußte, wo es denn ſich mehreremale wieder von Neuem füllte. Die Benediction, feierlichſt ertheilt, machte den Beſchluß des Ganzen, und der Markt hatte einen trefflichen Anfang genommen, der einen guten Fortgang verſprach. —

Dem Vater Tezel gefiel es aber ſo wohl in dem alten Zwickau, daß er ein ganzes Jahr dablieb und die Gaſtfreiheit der Bewohner dieſer Stadt trefflich benutzte. Da aber alles ſeine Endſchaft erreicht, ſo wurde endlich doch der Tag feſtgeſetzt, an welchem der Ablaßprediger von dieſer Stadt, wo es ihm ſo wohl gegangen war, ſcheiden wollte, und am vorhergehenden Tage wurde das rothe Kreuz, welches er bei ſeinem Einzuge feierlich hatte errichten laſſen, mit eben ſolchen Feierlichkeiten wieder abgenommen; am Abend dieſes Tages aber vergalt der dankbare Scheidende den Zwickauern ihre Gaſtfreundſchaft durch ein ſplendides Valetmahl, bei dem er zeigte, daß auch er wohl zu tractiren verſtehe, und erntete den ungetheilteſten Beifall ſeiner Gäſte ein.

Bei dieſem Abſchiedsmahl traten die Altariſten zu Tezeln, und ſtellten ihm beſcheiden vor: welche Bemühungen ſie während ſeiner Anweſenheit gehabt hätten. „Ehrwürdiger Herr! — ſprachen ſie zu ihm — Ihr ziehet nun hinweg, und wir haben Eures Ablaſſes nicht genoſſen, möchtet doch aber auch uns etwas zum Beſten gegeben haben, daß wir einen guten Muth darauf gehabt hätten.“

„Es thut mir leid — antwortete der Ablaßprediger — daß mein Ablaßgeld bereits zu Buche getragen iſt, davon kann ich Euch alſo nichts abgeben. Weil aber Eure Rede vernünftig und Eure Bitte gerecht iſt, ſo will ich Euch auf eine andere Art für Eure in der Sache der päpſtlichen Gnade gehabte Bemühung lohnen! Morgen ſollt Ihr ſehen, was ich thun werde!“ —

Am andern Morgen ertönte das volle Geläute der Kirche zu Unſerer lieben Frauen abermals, und eine Menge Andächtiger ſtrömte neugierig nach dieſem Tempel hin, ſo daß er von dieſer großen Anzahl angefüllt war. — Das Miſerere der Geiſtlichen wurde von ihnen angeſtimmt, und die Sänger hatten noch nie ſo meiſterhaft und hinreißend geſungen als diesmal, wo der Ertrag ihrer Kunſt ihnen ſelbſt gehörte; dann beſtieg der Ablaßprediger die Kanzel, und er, der ſein Thema immer auf neuen Seiten zu bearbeiten verſtand, ſprach auch heute ſo hinreißend zur großen Menge ſeiner Zuhörer, daß die Thränen der Rührung häufig floſſen. Kaum wurde der Prediger dieſe Wirkung ſeiner Rede gewahr, als er eine originelle Wendung mit derſelben nahm. „Wohl hatte ich mir vorgenommen — ſprach er — dieſe Stadt heute zu verlaſſen; allein die Erſcheinung einer armen Seele aus dem Fegefeuer hat mich vermocht, heute noch einmal zu Euch zu ſprechen.“ „Es erſchien mir nämlich in der vergangenen Nacht der Geiſt einer, ohne Beichte und Abſolution, in ihren Sünden dahin geſtorbenen Ehebrecherin, und bat mich demüthig, ſie durch eine Seelmeſſe aus dieſer Qual zu erlöſen. Dieſe ſoll nun aber jetzt gehalten werden, und ich bitte Euch deshalb um eine chriſtliche Beiſteuer, bei welcher ich mit meinem Beiſpiel vorangehen will, und nur diejenigen können ſich ausſchließen von dieſem Werke chriſtlicher Liebe und Barmherzigkeit, welche ebenfalls Hurer und Ehebrecher ſind, und alſo in gleiche Verdammniß kommen werden.“

Mit dieſen Worten verließ er die Kanzel, ging zu dem aufgeſtellten Opferbecken und legte reichlich ein, blieb auch weislich dabei ſtehen, die Gebenden zu beobachten. Es fielen aber dieſe Gaben über die Maßen reichlich; denn der Trumpf, der von dem Prediger darauf geſetzt worden war, war in der That zu ſtark, als daß ſich jemand hätte der Spende entziehen und in Gefahr bringen können, für einen Ehebrecher oder Hurer gehalten zu werden. —

Als nun das Opfer vorbei und die Seelenmeſſe geleſen war, die Volksmenge aber ſich entfernt hatte, reichte Tezel den geiſtlichen Schmaußbrüdern die reiche Spende zur Theilung dar, nachdem er vorher ſein eingelegtes Geld reichlich wieder in Abzug gebracht hatte.

So trieb es Tezel in Zwickau, ſeine weitern Erlebniſſe wollen wir nun im folgenden Abſchnitte erzählen.

8.

Der Ablaßprediger Tezel im Gebirge.

(Beſchluß.)

Von Zwickau zog Tezel nach Freiberg, wo er drei Monate lang ſein gewohntes Weſen trieb, und dabei einen ſo guten Markt hielt, daß er einſt, in der kurzen Friſt von nur zwei Tagen, nicht weniger als zweitauſend Gülden löſete; doch ſo lange als in Zwickau mochte er in Freiberg nicht bleiben, denn die Bürger dieſer Stadt waren ſo ungalant, ſeine Aufführung nichts weniger als geiſtlich zu finden, und er gerieth wegen ſeines Sybaritismus bei ihnen in Verachtung. Deshalb trachtete er ernſtlich auf eine Veränderung ſeines Wohnorts, und warf ſeine Augen auf die im Obergebirge liegende, noch im Entſtehen begriffene Bergſtadt St. Annaberg. Die reichen Silbergruben des Schreckenbergs ſtanden eben im höchſten Flor, und Herr Tezel konnte mit Beſtand der Wahrheit hoffen, daß er unter den ſchnell reich werdenden Bewohnern dieſer neuen Bergſtadt viele der Abſolution und des Ablaſſes ſehr bedürftige Sünder finden werde, deshalb ſendete er ſeinen Gehülfen, *Dr.* Baumhauer, voraus, daß er ihm die Stätte bereite, und dieſer war ſo glücklich im Erfolg ſeiner Sendung, daß er bei ſeiner Zurückkunft eine in den ehrfurchtsvollſten Ausdrücken abgefaßte Einladung des Raths zu Annaberg mitbrachte, nach dieſer Stadt zu kommen, und ihre Bewohner der päpſtlichen Gnade ebenfalls theilhaftig zu machen. Dieſe Bitte hatte zu viel Angenehmes für den, bei den ungalanten Freibergern in Mißcredit gerathenen Ablaßprediger, daß er eilte, nach jenem Kanaan zu kommen; und wirklich, hielt er auch ſchon nach einigen Tagen, an Mittwoch nach Invocavit des Jahres 1508, ſeinen Einzug in dieſer Stadt. Dieſer geſchah ſo feierlich, als ſey der Einziehende ein Fürſt geweſen, und er gab dem in Zwickau an Feierlichkeit nicht das Geringſte nach.

Schon im Tagsabſchnitte des 29. und 30. Juli haben wir verſchiedenes von dem Aufenthalte des Ablaßhändlers in dieſer Stadt gemeldet, und wollen uns, um eins und daſſelbe nicht zu wiederholen, hiermit darauf beziehen, und bemerken dabei nur noch Folgendes:

Tezels Einnahme in dieſer, durch des Bergbau's Segen reich gewordenen Bergſtadt, war groß, und er verſah die übrigen Städte des Erzgebirges aus dieſer Hauptniederlage mit ſeiner geiſtlichen Waare. Neben dem rothen Gnadenkreuze ſtand der große Geldkaſten, welcher jetzt noch in der alten Sacriſtey der Hauptkirche dieſer Stadt aufbewahrt wird, und durch ſeine Größe und Feſtigkeit von dem Reichthume jener Einnahme ein deutliches Zeugniß giebt. Hier war es, wo der bekannte Spruch erſcholl:

„Sobald das Geld im Kaſten klingt,
Die Seel' zu Gott im Himmel ſpringt.“

Selten hat aber wohl ein Sprüchlein ſo viel eingetragen, als dieſes; denn wenn dieſer große, mit Eiſen ſtark beſchlagene Kaſten nur einmal gefüllt war, ſo war des Ablaßpredigers Einnahme höchſt beträchtlich.

In jener Zeit wurden in Buchholz in der kurfürſtlichen, ſowie in Frohnau in der herzoglichen Münze Güldengroſchen, im Werthe zwei Loth fein Silber, ſowie in der letztern Münze Schreckenberger, (nach dem Conventionsfuße am Werthe

$3\frac{1}{3}$ Groſchen) ausgeprägt. Dieſe und die in Joachimsthal geprägten Thaler waren, nebſt den Schneeberger Groſchen, dort die gewöhnlichen Münzen dieſer Gegend*), und in dieſen Sorten wurden auch die Preiſe für die Ablaßbriefe geſtellt.

Schon im Abſchnitte des 29. Juli haben wir das Abenteuer erzählt, welches der Ablaßprediger mit dem Jüngling Myconius hatte. Dieſer war Sieger geblieben und der erſtere nicht mit Ehren aus dieſer Sache hervorgegangen, dadurch aber hatte ſein Anſehn, ohnedem ſchon durch ſeinen ſchwelgeriſchen Lebenswandel in Mißcredit gerathen, einen neuen gewaltigen Stoß bekommen, und der Hochwürdige fühlte es, daß er in den Augen der Menge zum Unwürdigen geworden war; daher beſchloß er, die Stadt auf eine Zeitlang zu meiden; dieſer Entſchluß aber wurde durch folgende Begebenheit zur Reiſe gebracht.

Ein Bürger dieſer Stadt (nach andern alten Nachrichten ſoll es ein Steiger geweſen ſeyn,) hatte eine junge Frau, ſchön von Angeſicht und lüſtern von Gemüthe, kurz eine ächte Evenstochter. Dieſe erregte in dem leicht empfindlichen Herzen des Hochwürdigen die Gefühle der Freundſchaft und noch etwas mehr. Er fand ſich nun oft in dem Hauſe dieſer Holden ein; doch der Ehemann derſelben, anfänglich über dieſe

---

*) Von dieſen Buchholzer Güldengroſchen (Speciesthalern) hat man noch welche vom Jahre 1505 und 1546, und es gehören beide Sorten gegenwärtig unter die theuer bezahlten Seltenheiten der Münzkabinette. Die erſtere Sorte hat die Buchſtaben BUCHH. 1505. Der Stempel iſt ziemlich gut geſchnitten. Von den Schreckenbergern, von denen die erſten ſchon 1493 oder 94 geſchlagen worden ſeyn ſollen, giebt es viele Sorten, jede von der andern verſchieden.

A. d. V.

Ehre hocherfreut, merkte bald die eigentliche Abſicht des Beſuchs und gerieth hierüber nicht wenig in Aufregung, ſo daß er einſt, als er den geiſtlichen Vater zur ungelegenen Stunde bei der jungen Frau antraf, ihm mit kurzen Worten die Thür wies und ihm drohete, daß er ſeine Bemühungen bei dieſer Frau, wenn er ſie nicht unterlaſſe, mit dem Prügel vergelten werde. — O du Grobian! — Du eiferſüchtiger Narr! —

Nun ſcheint es aber, als hätten ſich der geiſtliche Herr und die Frau nicht daran gekehrt, und ihre Zuſammenkünfte dennoch heimlich fortgeſetzt; ſie müſſen aber dabei das Sprüchlein vom Pfaffentrug und Weiberliſt ziemlich aus den Augen geſetzt und ſich ſehr unvorſichtig dabei benommen haben, weil der Ehemann in ſeinem Entſchluſſe beſtärkt wurde, jene Drohung keine leere ſeyn zu laſſen.

Einſt ſah Tezel ſeinen Widerſacher, mit einem derben Prügel bewaffnet, ihm auf der Straße entgegenkommen. Zum größten Unglück war keine Seitengaſſe zum Ausweichen da, die Flucht aber zurückzunehmen, oder mit dem unäſthetiſchen Ausdrucke, auszureißen, war ſeiner geiſtlichen Würde zu ſehr entgegen. Holland war alſo in großer Noth. — Da ſah der Hochbedrängte zur rechten Zeit noch den Laden eines Schwertfegers in ſeiner Nähe, und die entwichengeweſene Geiſtesgegenwart des Ablaßkrämers kehrte wieder zu ihm zurück. Der Herr Pater trat alſo in dieſen Laden ein, und verlangte einige Schwerter zur Anſicht, weil er ſich eins kaufen wollte. Der Meiſter verwunderte ſich zwar über dieſes Begehren, da die päpſtlichen Herren gemeiniglich nur mit Worten fechten, doch ſäumte er nicht, ihm zu entſprechen und reichte ihm alſo einen tüchtigen Schläger. Tezel zog denſelben aus der Scheide, als wenn er die Güte der Klinge prüfen wollte, und war nun bewaffnet genug, ſeinem Widerſacher entgegentreten zu können. — Jetzt war der Bürger herangekommen und machte ſich mit dem Prügel zum Schlagen fertig, Tezel aber kehrte ihm die Spitze des Schwertes entgegen, und wußte den Bramarbas auch ſonſt noch ſo meiſterhaft zu ſpielen, daß ſein Feind ſich zum Abzuge bequemte und der geiſtliche Herr aus ſeiner Bedrängniß mit Ehren herauskam. —

Ein andermal gelang es ihm aber nicht ſo wohl, denn er wurde von einem ebenfalls eiferſüchtigen Ehemanne überraſcht, retirirte ſich unter einen Korb, wurde von dem Manne hier entdeckt und derb ausgeprügelt. Dieſe Begebenheit wurde bekannt und gab Gelegenheit zu einem beißenden Spottliede: Johannes im Korbe, welches weit und breit bekannt wurde, und viel Unruhe, beſonders unter den Bergleuten, ja ſelbſt Aufruhrſcenen und mehrere Todtſchläge zur Folge hatte, auch nur durch kräftige Anwendung der obrigkeitlichen Macht und Gewalt wieder geſtillt werden konnten. —

Solche Dinge mußten jedoch dem guten Manne ſeinen Aufenthalt in dieſer Stadt aufs höchſte verleiden, und er erwählte daher, als er merkte, daß ſein geſunkenes Anſehen nicht wieder herzuſtellen war, das beſte Theil, machte ſeine Bude zu und empfahl ſich beſtens; dieſes aber geſchah im Sommer des Jahres 1510.

Mehrere Jahre waren ſeit dieſer Abreiſe verfloſſen, die in Annaberg erlebten angenehmen Tage aber aus des Mönchs Gedächtniß nicht entſchwunden, und er ſehnte ſich daher nach dieſen Fleiſchtöpfen Aegyptens zurück. Mehrere Jahre hindurch ſcheint es ihm nicht möglich geweſen zu ſeyn, dieſe Sehnſucht zu ſtillen, doch endlich war er ſo glücklich, und ſein Freund, der Franziskanermönch Caspar Seger, bereitete ihm die Stätte, ſo daß er am Tage vor dem Sonntage Lätare ſeinen feierlichen Einzug halten konnte, wo er denn nicht wieder, wie das vorigemal, bei dem reichen Fundgrübner Lorenz Pflock, ſondern im Kloſter ſein Abſteigequartier nahm, und auch das Gnadenkreuz in der Kloſterkirche errichtet wurde. — Es war aber zu eben dieſer Zeit Theurung im Lande, und ſo wenig Brod vorhanden, daß einer Familie nur um zwei Groſchen auf einmal verkauft werden konnte. Dieſe Theurung und der Umſtand, daß es in den ſieben Jahren, welche zwiſchen ſeiner vorigen und jetzigen Anweſenheit lagen, viel heller in den Köpfen der Menſchen geworden war, die Leichtgläubigkeit aber gewaltig abgenommen hatte, man ſich auch wohl an den lockern Lebenswandel Sr. Hochwürden erinnerte, kurz Alles trug vereint dazu bei, daß dieſesmal der Ablaßhandel, deſſen viele Leute, ſelbſt aus den niedrigſten Ständen ſpotteten, einen ſehr geringen Erfolg hatte, weshalb ſich auch der Ablaßhändler für dieſesmal nur kurze Zeit hier aufhielt, und bald wieder von hinnen ſchied. —

Dieſer zweimalige Aufenthalt Tezels, in der Bergſtadt Annaberg, hatte jedoch einen Erfolg, den er ſelbſt zuverläſſig nicht beabſichtiget hatte. Als er am 26. Juli 1509 nach einiger Abweſenheit wieder hierher kam, befand ſich eben der Herzog Georg nebſt ſeinem Bruder Heinrich in dieſer Stadt, und das Namensfeſt der heiligen Anna, als der

Schutzpatronin derſelben wurde durch eine große Prozeſſion ꝛc. auf das Feierlichſte begangen, dabei aber des Ablaßkaſtens nicht im Geringſten vergeſſen. Und weil ſich eine große Menge fremden Volkes hier befand, nahm der Herzog Georg Gelegenheit, der Stadt einen Jahrmarkt zu verleihen, der Meßgerechtigkeit hat und ſolche noch beſitzt. Die zweite jetzt gedachte Anweſenheit Tezels hatte die Verleihung des andern Jahrmarktes zur Folge, und weil die Ankunft des Ablaßpredigers am Sonnabend vor Lätare geſchah, wurde derſelbe auf den Montag nach dieſem Tage gelegt, wo er auch noch gehalten wird.

Hören wir nun noch einen Zeitgenoſſen, den uns ſchon bekannten Myconius, über dieſen Ablaßkram. „Als nun Biſchof Albrecht des päpſtlichen Ablaß Oberſter Commiſſarius war, kam zu ihm der große Clamant und Ablaßprediger, Johannes Tezel, gab ſich an, wo man ihn brauchen wollte, ſo wollt' er den Ablaß umführen und alſo herausſtreichen, daß er verhofft, es ſollte was redliches tragen. Der Biſchof traf, nahm ihn an und befahl ihm die Sachen. Da wollten die Fürſten von Sachſen dieſen neuen Ablaß nicht zulaſſen, weil ihr Land durch etlich Jahr gereit (Mißwachs?) von allem Geld erſchöpft und ausgeſogen wäre. Damit aber die Sache dennoch nicht ohne einen Anfang blieb, bis man die Fürſten auch übertäuben möcht, ließ der Biſchof den Tezel erſt in ſeinen eigenen Biſthumen Magdeburg und Halberſtadt das Kreuz aufrichten und den Ablaß predigen. Unglaublich iſt's, was der ungelehrt und unverſchämte Mönch auf dem neuen Bergkwerk St. Annaberg, da ich Friedrich Mecum ihn ſelbſt gehöret, gepredigt und dadurch trefflich groß Geld erlangt. Er ſagt: „Wenn einer bei Chriſto ſeiner lieben Mutter geſchlafen, und legte nun Geld in's Papſtes Ablaß Kaſten, ſo hätte doch der Papſt dieſe Gewalt im Himmel und auf Erden, daß er's vergeben kunnt, und wenn er's vergebe, ſo müßt' es Gott auch vergeben. Item. Wenn ſie flugs einlegten, ſo würden die Berge um St. Annabergk eitel gediegen Silber werden. — Item: Sobald nur der Groſchen im Kaſten kling, führe die Seel', für die man einlegte, von Mund auf gen Himmel! — Der Papſt hätte mehr Macht, denn alle Apoſtel, alle Engel und Heiligen, ſelbſt die Jungfrau Maria; denn dieſe wären ja noch Alle unter Chriſto, aber der Papſt wäre Chriſto gleich. — Chriſtus habe, nach ſeiner Himmelfahrt nun in der Kirche nichts mehr zu regieren, bis auf den jüngſten Tag, ſondern habe Alles ſeinem Vicario dem Papſte befohlen.“ — „Alſo ein groß Ding war ſein Ablaß! — In Summa: unſer Herr Gott war nimmer Gott, hätte alle göttliche Gewalt dem Papſte gegeben, *tu es Petrus, tibi dabo claves, quodcunque ligaveritis etc.* Da mußt Petrus und Petra, *clavis* und *solvere*, alles eitel Papſt ſeyn und heißen; und da waren Ketzermeiſter, wer ein Wort dawider redete, den verbannten und verbrannten ſie. Und es ward der Ablaß ſo hoch geehrt, daß wenn man den Commiſſarium in eine Stadt einführte, ſo trug man die Bulle auf einem Sammet oder güldin Tuch daher, und gingen alle Prieſter, Mönch, der Rath, Schulmeiſter und Schüler, Mann und Weib, Jungfrauen und Kinder, mit Fahnen und Kerzen, mit Geſang und Prozeſſion entgegen. Da läutet man alle Glocken, ſchlug alle Orgel, begleitet ihn in die Kirchen, richtet ein roth Kreuz mitten in den Kirchen auf, da hängt man des Papſt Panier an ꝛc. und in Summa, man hätte nicht wohl Gott ſelbſt ſchöner empfahen und halten können.“

So weit Myconius, und das, was dieſer Zeitgenoſſe und Augenzeuge anführt, wird von mehreren Seiten her beſtätigt. Lehrreich aber iſt dieſe Schilderung, weil ſie einen lebhaften Begriff von dem Geiſte jener Zeit, ſeiner frühern Stumpfheit und ſeines ſpätern Erwachens giebt. Bei dieſen Betrachtungen verliert der ſchnelle Fortgang der Reformation viel von ſeiner Wunderbarkeit: die Gemüther waren ſchon längſt vorbereitet, Tezel trieb es durch ſeine Unverſchämtheit auf die Spitze, und die an ſich geringe Begebenheit, daß ein Mönch ſeine Streitſätze gegen die bisher herrſchende und ſo einträglich gewordene Lehrart anſchlug, hatte, unterſtützt von den Fehlern der Gegner, die Folgen, welche die ſpätern Zeitgenoſſen in Erſtaunen geſetzt haben. So bedient ſich die Vorſehung oft ganz einfacher Mittel, große Erfolge hervorzubringen, wie ſolches die Geſchichte der Völker in unzähligen Beiſpielen auf das unwiderſprechlichſte beweiſt, dadurch aber zum kindlichſten Vertrauen auffordert.

9.

Studentenaufruhr und ſeine Folgen.

(S. 1. Bd. S. 193 ff.)

Auf der Univerſität zu Jena waren mehrere reiche Studenten, und unter ihnen verſchiedene Adlige, durch den akademiſchen Senat zum Carcer verurtheilt worden und befanden ſich in dieſem Arreſt.

Die Quelle, aus welcher wir ſchöpften, enthält zwar die Urſachen nicht, aus welcher dieſer Carcer-Arreſt verfügt wurde; doch ſcheint es, daß die Gerechtigkeit derſelben den Studenten nicht eingeleuchtet haben mag; denn ſie verſammelten ſich in ſtarken Geſellſchaften und trafen Veranſtaltungen, die Verhafteten mit Gewalt zu befreien; wodurch der Senat in große Verlegenheit gerieth, und ſchleunigſt an den Herzog über dieſe Gefahr berichtete.

Nun iſt es uns aber ſchon aus den Tagsabſchnitten des 1. und 2. Febr. bekannt geworden, daß der Herzog Wilhelm Liebe mit Strenge recht wohl zu verbinden wußte, und in ſeinem Lande eben ſo gefürchtet als geliebt war; er bewährte jene Feſtigkeit auch bei der jetzigen Gelegenheit, indem er dem Stadtrathe zu Jena den gemeſſenen Befehl ertheilte, dieſen Aufruhr mit Gewalt zu unterdrücken, und dazu die Waffen der Bürgerſchaft anzuwenden. Dieſen Befehl befolgte der Stadtrath, rief einen Theil der Bürger zum Gewehr, und die Glieder des Stadtraths traten unerſchrocken zu den aufgeregten Haufen der

Studenten, den Verſuch machend, ſie zu beſchwichtigen. Doch die Gemüther waren zu ſehr mit Erbitterung erfüllt und gaben den an ſie ergangenen Vermahnungen kein Gehör, ſondern ſie wurden nur noch aufgeregter, und die Stimme der Leidenſchaft herrſchte in den Gemüthern dieſer Brauſeköpfe über die Stimme der Vernunft, ſo daß ſie den Warnungen der Rathsherren keinen Eingang verſtatteten und es deutlich ausſprachen, daß ſie die Verhafteten mit Gewalt zu befreien wiſſen würden.

Nun blieb dem Stadtrathe, zur Erhaltung ſeines obrigkeitlichen Anſehens und zur Befolgung des landesfürſtlichen Befehls, nichts anders übrig, als die ganze Bürgerſchaft unter die Waffen zu rufen und dieſen Aufruhr mit Gewalt zu unterdrücken. Es raſſelten daher die Trommeln durch die Straßen, und überall ſah man die Bürger mit Wehr und Waffen nach dem Rathhauſe eilen, wo ſie ſich verſammelten und in Ordnung ſtellten. — Die Gewehre wurden ſcharf geladen, und den Anführern der Bürger-Compagnien der Befehl des Herzogs bekannt gemacht, woraus denn erhellte, daß Gewalt mit Gewalt vertrieben werden ſolle.

Dieſes geſchah am 6. Auguſt des Jahres 1660, und dieſer Tag war beſtimmt, eine Berühmtheit trauriger Art in den Jahrbüchern der Stadt Jena zu erhalten. Die Studenten hatten gedroht, ihre im Carcer befindlichen Mitbrüder gewaltſam aus dem Verhaft zu befreien, und es beſchloſſen nun die Bürgerhauptleute mit ihren Compagnien das Univerſitätsgebäude zu beſetzen, um jene Gewaltthat zu verhüten.

Mit ihnen begab ſich zugleich der Bürgermeiſter dahin, und es wurden die Veranſtaltungen getroffen, den Studenten, wenn ſie herankommen ſollten, Widerſtand zu leiſten.

Dieſe jungen Brauſeköpfe rückten bald in ſtarker Anzahl heran, und in der Fauſt eines Jeden ſah man entweder den blanken Hieber blitzen, oder einen gewichtigen Prügel. So drang der Haufe furchtlos vor und ſtellte ſich den Bürgern gegenüber. Dieſe erwarteten nun den Angriff und machten ſich zur Gegenwehr bereit. — Vergebens rief der Bürgermeiſter den Studenten zu, ſich zu entfernen, ſeine wohlgemeinte Ermahnung wurde von dieſen Tollköpfen nur verlacht, und es fehlte nicht an Hohnworten, die aus dieſem Haufen den Bürgern zugerufen wurden, wodurch ſich dieſe gereizt fühlten, ſo daß die Hauptleute alle Ueberredungskraft anwenden mußten, ihre Compagnien in Ordnung zu erhalten, und einen Angriff auf die Studenten zu verhüten. — Doch dieſe Faſſung wurde von den Studenten mißverſtanden, und ſie deuteten dieſelbe als Feigheit. Dieſes erhob ihren Muth und ſie vermehrten nicht allein ihren Hohn, ſondern ſie drangen ſogar mit hochgeſchwungenen Schwertern und Prügeln vor und auf die Bürger ein, ſo daß dieſe gezwungen wurden, Ernſt zu zeigen und ihren Verhöhnern Achtung einzuflößen. Die hintern Glieder der Bürger fällten alſo die Piken und Spieße, die vordern aber machten ſich zum Feuern fertig, d. h. an jeder Muskete wurde das Radſchloß (den ſchlagenden Hahn kannte man noch nicht) aufgezogen, und ſo erwartete man den Angriff der Studenten. — Dieſe hielten die Bürger für feige Philiſter *) und drangen auf ſie ein, wo ſie ſogar verſuchten, den Philiſtern ihre Waffen zu entreißen. Doch jetzt war die Langmuth der Bürger zu Ende, das Commandowort: „Feuer!“ erſcholl, die Musketen krachten und bei der geringen Entfernung, die die Kugeln bis zum Ziele hatten, auch weil von den, durch den Hohn der Studenten aufgeregten Bürgern jeder einen dieſer Hohnſprecher auf das Korn faßte, ging keine Kugel verloren, und von den Studenten ſanken ſofort zwei, nämlich Brandan Dätri aus Flensburg und Ritter aus Kahla, im Augenblick der Salve tod zu Boden, zwei andere ihrer Mitbrüder, Johann Bartels aus Einbeck und Johann Scheffer, Sohn des Rentmeiſters in Weimar, fielen tödtlich verwundet, ſo daß der erſtere zwei Stunden nach dem empfangenen Schuſſe, der andere aber am folgenden Tage das Leben endigte. In dieſen letzten Stunden, wo die Binde von den Augen fällt, und die Wahrheit unverhüllt erblickt wird, kamen dieſe Unbeſonnenen von dem Rauſche der Leidenſchaft zur Beſonnenheit zurück und ſahen mit Schrecken, wohin die Unbeſonnenheit führen kann. Mit der Bezeigung bitterer Reue empfingen ſie vor dem Abſcheiden aus der Welt das Abendmahl; mit ihrem Tode aber gingen die Hoffnungen ihrer Eltern, die ſie auf dieſe Söhne geſetzt hatten, für immer verloren.

---

*) Mit dieſem Namen wurden ſonſt, ſehr läppiſcherweiſe, die Bürger von den Studenten belegt. Auch jetzt noch iſt dieſe Erbärmlichkeit nicht ganz beſeitigt. — —

A. d. V.

Als die Studenten ihre Mitbrüder fallen ſahen, zogen ſie ſich zwar etwas zurück und nahmen die Todten und Schwerverwundeten mit ſich, die Leichtverwundeten aber wurden zu Aerzten geſchafft, daß ſie verbunden werden konnten; doch kochte das Gefühl der Rache in Aller Herzen und durch dieſe wurden mehrere zu den härteſten Drohungen verleitet. Als nun auch dieſes nach Weimar an den Herzog Wilhelm berichtet wurde, empfand dieſer Fürſt das Bezeigen der Studenten ſehr ungnädig, und beorderte, wie er auch vor ſechzehn Jahren gethan hatte, eine ſtarke Schaar ſeiner Krieger zu Fuße, unter dem Befehl eines Obriſtlieutenants, nach Jena, und ließ zugleich die Ritterpferde in der Nachbarſchaft aufbieten, welche ebenfalls unter einem Obriſtlieutenant dahin geſendet wurden. Der Herzog konnte ſich, wegen körperlichen Unwohlſeyns, nicht abermals perſönlich nach Jena begeben, um die Unterſuchung über die begangenen Ungebührniſſe ſelbſt zu führen, ſondern er ſendete eine Commiſſion dahin, welche aus dem Gerichts-Secretair Georg Neumark*), dem Amtsſchöſſer Walther, dem Landrichter Laderer und dem Amtsſchreiber Krauſold beſtand. Dieſe folgten den Soldaten auf dem Fuße nach und begannen ihr Werk mit Klugheit und Kraft. Eine Menge Studenten wurden verhaftet und verhört, wo es denn endlich gelang, die Urheber dieſes Aufruhrs auszumitteln, ſo daß achtzehn Studenten verhaftet und nach Weimar geſchafft

*) Derſelbe, welcher ohngefähr zwölf Jahre früher das herrliche Kirchenlied: Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc. dichtete. —

A. d. V.

wurden, dort eine ſchwere Unterſuchung zu beſtehen. Die übrigen Studenten, welche in Jena bleiben durften, mußten dem Rector der Akademie, *Dr.* Schröter, in Gegenwart einiger zu dieſer Feierlichkeit abgeordneten adligen Commiſſarien und der beiden Obriſtlieutenante, demjenigen was vorgegangen, und wenn ſie auch nur den geringſten Theil daran gehabt, durch Handſchlag an Eidesſtatt abſagen und von Neuem Gehorſam geloben; diejenigen aber, die als Theilnehmer an dem Aufruhr, jedoch mit minderer Schuld, erkannt und bereits beſtraft worden waren, mußten die Urfehde ablegen und Reverſe ausſtellen, worauf ſie wieder auf freien Fuß kamen.

Von jenen achtzehn wurde nur Einer, Breithaupt, der Sohn des Schöſſers zu Creuzburg im Eiſenachſchen, und zwar in Rückſicht der langen treuen Dienſte ſeines Vaters begnadigt, die übrigen erhielten die gänzliche Relegation, oder wenn ſie recht gnädig wegkamen, das *Consilium abeundi* zum Lohne ihres Aufruhrs gegen die Gewalt des Geſetzes.

10.

Holkes Kriegszug durch Sachſen beginnt.

Seit dem merkwürdigen Tage, wo die kaiſerlichen Räthe Slawata und Martinitz nebſt dem Secretair Fabrizius, zum Fenſter hinausgeworfen worden waren, was die bekannten böhmiſchen Unruhen und einen blutigen Krieg zur Folge hatte, waren bereits vierzehn und ſeit der Ankunft des Königs Guſtav Adolph in Pommern zwei Jahre vergangen; dieſer königliche Held aber ſtand eben dem kaiſerlichen Heere und deſſen Feldherrn, dem berühmten Wallenſtein, bei Nürnberg gegenüber, als dieſer, um den König zu nöthigen, ſeine Stellung zu verlaſſen, dem Feldmarſchalllieutenant Holke befahl, mit einem ſtarken Heerhaufen von Eger aus nach Sachſen vorzurücken, dieſes Land verwüſtend zu erobern, dadurch aber den Kurfürſten von der ſchwediſchen Partei wieder abzuziehen und auf die kaiſerliche herüber zu nöthigen.

Holke war ein alter Waffenbruder Wallenſteins und einer ſeiner Vertrauten, mithin in alle ſeine Pläne eingeweiht. — Wallenſtein kannte ſeine Generale und auch Holke, von deſſen Rohheit er für dieſen Zweck, wo Grauſamkeit nothwendig war, das beſte hoffen konnte, und ſeine Ordre lautete daher: „Das Sachſenland zu verwüſten, von einem Ende bis an's andere.“

Dieſes Land war dazumal von Vertheidigern entblößt; denn das Landesheer ſtand unter Arnheim tief in Schleſien und focht nicht unglücklich gegen die Kaiſerlichen; daher war es gar nicht ſchwer, dieſe Eroberung zu machen, und ſie wurde mit aller möglichen Grauſamkeit gemacht.

Die Kaiſerlichen brachen am 4. Auguſt (1632) von Eger auf, fielen über Hof in Sachſen ein und dieſe Stadt ſowohl als die Stadt Adorf wurde der Plünderung preisgegeben, obgleich die letztere bereits einige tauſend Thaler Brandſchatzung bezahlt hatte. Eine Menge Einwohner wurden von den Feinden gemordet, und endlich beim Abzug derſelben Feuer in die Häuſer eingeworfen.

Von hier ging der Vernichtungszug nach Oelsnitz. Dieſes Städtchen war mit vierzig Mann Defenſionern (Landwehr) beſetzt, welche entſchloſſen waren, daſſelbe zu vertheidigen. Der Vortrab des Heeres kam vor den Mauern an und begann durch einige Compagnien Reiter den Angriff. Nach kurzer Gegenwehr wurde die Stadt überwältigt und eingenommen. Nun begannen die empörendſten Gräuelſcenen, die zu beſchreiben dem Gefühl widerſtrebt, und die nie treffend genug geſchildert werden können. Das unglückliche Oelsnitz loderte in Flammen auf, die Einwohner wurden niedergemetzelt und die Früchte auf dem Felde verbrannt, das weibliche Geſchlecht aber erlag den viehiſchen Begierden dieſer Wüthriche. — Auch der Religionshaß zeigte ſich in ſeiner ſcheußlichſten Geſtalt, denn ein evangeliſcher Prediger, der bei dieſem Zuge in die Hände der Croaten fiel, wurde auf das ſchrecklichſte gemartert, nach dieſen Martern aber gemordet, in Stücken gehauen und den Hunden zum Fraß vorgeworfen. — Die Stadt Plauen ergab ſich auf Bedingungen und entging dennoch nicht der Plünderung. — Ueberhaupt hauſten die Kaiſerlichen im Voigtlande am ärgſten, denn es war dasſelbe die erſte ſächſiſche Provinz, die ſie auf dieſem Vernichtungszuge trafen, der Haß gegen die Sachſen noch neu und wirkte deshalb mit ſeiner ganzen Kraft.

Nun lenkte ſich die Richtung des Zuges nach Zwickau und das kaiſerliche Heer fand die Thore dieſer Stadt verſchloſſen, die Thore und Thürme der Mauern aber mit Männern beſetzt, welche ſich zur Gegenwehr bereit zeigten. Die Trompeter des Vortrabs blieſen nach damaligem Kriegsgebrauch die Stadt an, ein Herold forderte ſie auf, ſich zu ergeben, und erhielt die Antwort: „Man würde ſich wehren!“

Die Stadt Zwickau gehörte in jener Zeit wohl zu den feſten Städten im Lande, welche zwar mit Geſchütz wohl verſehen und auch im vorigen Jahre durch die Veranſtaltung des Obriſten von Starſchedel in guten Vertheidigungsſtand geſetzt worden war; allein es befand ſich, außer einem Fähnlein Defenſioner von ohngefähr hundert Mann keine eigentliche Beſatzung in der Stadt, und auch die ganze Gegend war von Vertheidigern entblößt, da die letzten im Lande gelegenen fünf Regimenter, unter dem Obriſten Tham Vitzthum von Eckſtädt, von Zwickau aus nach Nürnberg, in's Lager des Königs von Schweden, abmarſchirt waren; die Vertheidigung dieſer Stadt hing alſo bloß von dieſen hundert Mann Defenſionern und den Bürgern ab; doch dieſes waren deutſche Männer, deren Vorfahren ſchon 1429 die Stadt gegen die bis dahin unbeſiegten Huſſiten vertheidigt und glücklich erhalten hatten, und auch die jetzigen wollten lieber die Stadt männlich vertheidigen, als ſie dem Schickſal von Adorf und Oelsnitz dahin geben. Es verbanden ſich alſo die Bürger mit den Defenſionern zu tapferer Gegenwehr, und der alte, von den Zwickauern hochverehrte Bürgermeiſter, *Dr.* David Pietſch, traf, in Verbindung mit den Offizieren der Defenſioner, zur Vertheidigung der Stadt die zweckmäßigſten Anſtalten. Auf die Mauern und Thürme wurde das Geſchütz geſchafft und mit Schießbedarf verſehen, die Bürger aber angewieſen, ſich täglich eine Stunde lang bei der Waffenübung einzuſtellen. So vorbereitet erwartete man das, was kommen würde.

Der 10. Auguſt war für die Städte Adorf und Oelsnitz ſo unheilbringend geweſen und ſchon am folgenden Tage gelangte die ſchauderhafte Kunde davon nach Zwickau; ihr folgten bald mehrere Boten mit der Nachricht: daß der Feind ſich dieſer Stadt nähere. Sogleich erboten ſich zweihundert muthige Bürger und Söhne von Bürgern, nach der Gegend hin, wo der Feind herkommen ſollte, auf die Spähe zu ziehen, und ſie zogen auch wirklich hinaus bis Neumark hin; doch ihr Forſchen war vergebens und ſie kehrten am ſpäten Abend unverrichteter Sache wieder heim, ohne einen Feind geſehen zu haben.

In dieſem Zuſtande lebte man drei Tage, als am 15. Auguſt früh die erſten Croaten zu Roß ſich in der Nähe der Stadt zeigten, und in kleinen zerſtreuten Truppen bis an die Ziegelſcheune kamen. Kaum gewahrte ſie jedoch die Beſatzung des nächſten Mauerthurmes, als dieſe mit Feldſchlangen die Feinde ſo lebhaft und wirkſam begrüßte, daß die, welche nicht getroffen worden waren, in größter Eile ihre Sicherheit in der Ferne ſuchten.

Als man den Donner des Geſchützes hörte, ſtürmten die Glocken und wirbelten die Trommeln durch die Straßen, worauf man überall bewaffnete Männer ſah, die nach dem Markte, als dem allgemeinen Verſammlungsorte eilten.

Nun galt's, zu zeigen, daß die jetzigen Bürger von Zwickau würdige Nachkommen ihrer Altvordern wären, und gleich ihnen, tapfer zu ſtreiten vermöchten. Was aber nun geſchehen, wollen wir im nächſtfolgenden Abſchnitte erzählen.

Hiſtoriſche Miscellen.

Die Türken belagerten Wien, und die Gefahr, Deutſchland in eine türkiſche Provinz verwandelt zu ſehen, war groß. Die deutſchen Fürſten eilten deshalb von allen Seiten mit ihren Kriegsvölkern herbei, der Kaiſerſtadt zu Hülfe. Auch der Kurfürſt von Sachſen, Johann Georg *III.*, zog mit 12,000 Mann zu Felde, und dieſe wurden bei Dresden zuſammengezogen, wo der Hofprediger Green, als General-Feldſtabs-Prediger, am 2. Auguſt 1683 die erſte feierliche Betſtunde im Lager dieſer Kriegsſchaaren hielt.

Die medizinisch-chirurgiſche Akademie in Dresden wird eröffnet, am 3. Auguſt 1816.

Der bekannte Theolog, *Dr.* Valentin Löſcher, hielt als Superintendent zu Dresden ſeine Anzugspredigt, am 4. Auguſt 1709.

Der berühmte Orgelbauer, Gottfried Silbermann, ſtarb am 5. Auguſt 1753.

Die Bürgerſchaft in Dresden fertigt eine Deputation aus ihrer Mitte ab, dem Wiener Congreß eine Adreſſe, wegen der Rückkehr des Königs in das Vaterland, zu überreichen. Dieſe Adreſſe wird jedoch dem Prinzen Maximilian von Sachſen, zur weitern Beſorgung überreicht, am 6. Auguſt 1814.

Der König von Sachſen trifft von Frankfurt wieder in Leipzig ein, wo er ſehr freudig empfangen wird, am 9. Juli 1809.

Am 10. Auguſt 1527 ſchrieb der Kurfürſt Johannes von Sachſen an *Dr.* Luther, und rieth ihm, daß er ſich, ſo wie andere Univerſitäts-Lehrer, wegen der in Wittenberg herrſchenden Peſt, nach Jena begeben möchte. Doch Luther zeigte auch hier ſein ſtarkes Gottvertrauen und blieb in Wittenberg.

Am 10. Auguſt 1732 wurde in ganz Sachſen eine Collecte, auf königlichen Befehl, für die vertriebenen Salzburger geſammelt, welche in Dresden allein etliche Tauſend Thaler betrug.

11.

Holke auf ſeinem Vernichtungszuge durch Sachſen.

(Fortſetzung)

Die Bürger waren in dieſen Stunden der Gefahr auf dem Markte und harreten deſſen, was der Rath beſchließen würde; er war verſammelt und kam vom Rathhauſe herab in die Bürgerverſammlung. Der alte ehrwürdige Bürgermeiſter, *D.* Pietzſch, winkte, und Alle harrten, ehrerbietig-ſchweigend, ſeiner Rede. Der hochverehrte Greis ſprach und ſtellte den Bürgern lebhaft vor: wie ſich die heranrückenden Feinde in den Städten des Voigtlandes benommen hätten, und daß demnach leicht vorauszuſehen ſey, was auch dieſe Stadt zu erwarten habe. — Sie ſey doch einigermaßen feſt, und ohne eine förmliche Belagerung nicht zu erobern; doch fehle es weniger an Waffen, als an Beſatzung; wenn aber die Bürger entſchloſſen wären, ſo könne man ſich wohl gegen Feindes Gewalt ſchützen, und dem Feinde einen guten Akkord abdringen. Dazu aber gehöre der unbedingteſte Gehorſam, den die Bürger ihren Obern zu leiſten hätten. Dieſe wären bereits gewählt, und er frage nun die Bürger um ihren Entſchluß. —

Es bedurfte nur einer kurzen Berathſchlagung und der Entſchluß war gefaßt. „Wir wollen uns wehren als Männer und Treue geloben der Stadt, ſo wie Gehorſam den Hauptleuten, und auch dieſes Gelübde beſiegeln durch einen theuern Eid.“ So rieſen die Stimmen, wie aus einem Munde, und der gewählte Stadtkommandant nebſt ſeinen Hauptleuten traten nun zu den Rathsherren in den Kreis. Der Bürgermeiſter ſtellte ſie in dieſer Eigenſchaft den Bürgern vor, und dieſelben waren mit dieſer Wahl ſehr zufrieden, da die Erwählten Männer waren, die das öffentliche Vertrauen beſaßen. Dieſe machten ſich bereit, der Stadt den Eid der Treue zu leiſten, und als dieſes geſchehen war, ſchwuren die Bürger den Eid des Gehorſams gegen die Befehle ihrer Obern. Alle Glocken läuteten bei dieſer Eidesleiſtung, und als die Worte geſprochen waren: „So wahr mir Gott helfe ꝛc.“ ſtimmte der Bürgermeiſter das Heldenlied an: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott ꝛc.“ unter Glocken- und Poſaunenſchall ſangen es nun Alle im gewaltigen Chorus. — Und als alles dieſes geſchehen war, wurden die Bürger von ihren Hauptleuten auf die Mauern, Thürme und Thore vertheilt, ein jeder aber that willig, wie ihm befohlen war.

Kaum waren dieſe Vertheidiger auf ihren Poſten angekommen, als von Stein und Planitz her ein Regiment Crolaten (Croaten) ankam, und ſich in Schedewitz, Bockwa und Hohendorf einquartierte. — Auf den Thürmen und Mauern war man wohl auf der Hut, doch geſchah an dieſem Tage nichts; ein Regenbogen aber, welcher am Himmel ſich zeigte, erfüllte auch die Herzen der Verzagten mit hohem Muthe und neuer Zuverſicht auf die Hülfe Gottes.

Am andern Morgen ſchon ſah man die Stadt in weiter Ferne vom feindlichen Heere umziehen, und es erſchien ein Trompeter vor dem Thore, welcher die Stadt anblies und mit verbundenen Augen zum Thore herein vor den verſammelten Rath geführt wurde. — Hier übergab er ein Schreiben des Feldherrn, in welchem dieſer die Stadt mit fürchterlichen Drohungen aufforderte, und ein zweites Magdeburg ſolle Zwickau werden, wenn es ſich nicht gutwillig den kaiſerlichen Waffen unterwerfe, und es dahin kommen laſſe, daß es mit Sturm genommen werde.

Die Antwort des Raths war männlich feſt, ohne beleidigend zu ſeyn. „Die Stadt zu übergeben — hieß es — ſey nicht des Raths, ſondern des Kurfürſten Sache, von welchem man Befehl deshalb einholen wolle.“

Dieſe Bitte, um Einholung des kurfürſtlichen Befehls, wurde vom General abgeſchlagen, und die Stadt nunmehr ernſtlich eingeſchloſſen. — Bei dem Frauenthore ſuchte man ſich in den ledigſtehenden Vorſtädten feſtzuſetzen; allein dieſes Vorhaben wurde bald vereitelt, und von dem Thurme des nahen Frauenthores ſo nachdrücklich auf dieſen Punkt mit Feldſchlangen und Hakenbüchſen gefeuert, daß ſich die Feinde gar bald von dieſem Orte entfernten. Bei dieſem Feuer erwarb ſich die größte der Feldſchlangen, Colubrina genannt, beſonders den Ruhm der Furchtbarkeit, und man eilte, aus dem Bereiche dieſer Würgerin zu kommen. Im feindlichen Lager war es mittlerweile ganz ſtille; doch die Zwickauer, durch das Beiſpiel der Magdeburger gewarnt, ließen ſich durch dieſe Stille nicht in den Schlaf der Sicherheit wiegen, und verdoppelten die Wachſamkeit.

Kaum war die Mitternacht vorüber, als ſich die Urſache jener gefährlichen Ruhe alsbald offenbarte; denn es erhob ſich plötzlich ein fürchterliches Feuer aus ſchwerem Geſchütz, und eine Saat von Kugeln ergoß ſich über die Stadt; doch waltete die ſchützende Hand über dieſelbe, daß die Kugeln, ob ſie gleich in großer Menge auf den Markt und die ihn zunächſt umgebenden Häuſer fielen, dennoch im Verhältniß nur wenig Schaden anrichteten. Die Belagerten erwiederten dieſes Feuer auf das Kräftigſte, und als es am Morgen licht geworden war, machte ſich Colubrina abermals ſo furchtbar auf den feindlichen Batterien, ſo daß das Feuer derſelben bald nachließ. —

Dieſe männliche Gegenwehr ſcheint den Feinden Achtung abgenöthigt zu haben; denn der Feldherr Holke ließ am Morgen die Stadt noch einmal auffordern und Abgeordnete aus derſelben zu ſich in's Lager entbieten, um mit ihnen zu unterhandeln, auch bot er ihnen ſelbſt einen Waffenſtillſtand auf vier und zwanzig Stunden an, welcher auch abgeſchloſſen wurde. — Kaum war aber der Abſchluß gemacht, als man auf feindlicher Seite dieſen Stillſtand mißbrauchte, indem man verſchiedene Veranſtaltungen traf, die der Stadt zum Nachtheile gereichen konnten. — Kaum wurde man jedoch auf den Mauerthürmen dieſes gewahr, als ein wohlgerichtetes Feuer dieſen Treubruch rächte, und eine ziemliche Anzahl Feinde in den ewigen Schlaf legte. Der Feldherr Holke mißbilligte dieſes Benehmen der Seinigen im höchſten Grade, ließ auch den Veranlaſſer dazu in Verhaft nehmen, und als die Deputirten der Stadt im Hauptquartier ankamen, entſchuldigte er ſich wegen dieſes Ungebührniſſes auf das Beſte.

Bei den Unterhandlungen mit den Stadtdeputirten ſprach der Feldherr ſeine Achtung gegen die Zwickauer auf das Unverholenſte aus. „Achtung und Ehre ſey Euerm männlichen Muthe, ihr Bürger von Zwickau, denn Ihr allein habt mir widerſtanden, da ſich bisher alle Städte mir feige unterwarfen. Doch bedenkt: Alles muß jedoch mit Klugheit geſchehen, und meine jetzige Achtung für Euch könnte leicht in Erbitterung übergehen, wenn Ihr nutzlos noch länger den kaiſerlichen Waffen widerſtehen wolltet. Noch kennt Ihr die Schrecken einer Belagerung nicht; ſollte aber dieſes mein Anerbieten zur Güte zurückgewieſen werden, ſo würde ich unaufhörlich ſtürmen laſſen, und meine Croaten gehen zum Sturme, wie zum Tanze. — Wehe Euch aber dann, wenn die Stadt im Sturme genommen werden ſollte; ſie würde ein zweites Magdeburg werden. Dies mögt Ihr bedenken, Ihr Herren, und wählen: jetzt einen guten Akkord und dann die gänzliche Vernichtung! So viel zu Eurer Nachricht, und nun laßt uns einen Becher in Frieden mit einander leeren, dann aber mögt Ihr heimkehren, um mit Euern Obern meine Vorſchläge zu berathen.“

Der gaſtliche Becher machte nun die Runde, dann ſchieden die Deputirten und kehrten nach der Stadt zurück, wo ſich ſofort der Rath verſammelte. Dieſem trugen ſie das Begehren Holkes und ſeine Aeußerungen vor. Man zog ſie reiflich in Erwägung, und ließ beſonders den Umſtand nicht außer Acht, daß es zwar in den Magazinen an Getreide nicht mangelte, allein die Brod- und Mehlvorräthe reichten kaum auf wenig Tage hin, da der größte Theil der Einwohner aus den öffentlichen Vorräthen verſorgt werden mußte, und die meiſten Mühlen in feindlichen Händen waren, die ſie durch Sicherheitswachen klug vor Schaden an den Werken ſchützten. Dieſe Erwägungen beſtimmten endlich den Rath zur Uebergabe der Stadt auf gute Bedingungen; doch würde man dieſe nicht bewilligen, ſo wollte man lieber ſich bis auf den letzten Mann wehren und ehrlich fechtend fallen. —

Als dieſer Entſchluß der Bürgerſchaft kund wurde, war ſie keineswegs damit zufrieden, und die Bürger wollten ſich durchaus noch länger vertheidigen, denn man traute Holkens Worten nicht, und die abrathenden Stimmen verhallten in dem allgemeinen Murren. — Der Rath kam auf den Markt herab und machte den Bürgern Vorſtellungen, doch lange vergebens, bis es endlich dem alten, allgemein geliebten Bürgermeiſter gelang, die Unzufriedenheit zu beſeitigen und wiederum Ruhe in dieſes aufgeregte tobende Meer zu bringen. Die Bürger wählten nun Deputirte, die mit dem Rathe in Gemeinſchaft die Getreide- und Mehlvorräthe in Augenſchein nehmen ſollten. — Als man ſich nun von dem Unzulänglichen der Vorräthe überzeugt hatte, ſtimmten die Bürger mit in die Uebergabe der Stadt ein, und der Bürgermeiſter D. Pietzſch begab ſich nunmehr mit den erwählten Deputirten in's Hauptquartier, wo er ſo kräftig für die Stadt mit dem kaiſerlichen Heerführer ſprach, daß dieſer, dem ohnedem daran gelegen ſeyn mußte, ſich nicht zu lange vor dieſer Stadt aufzuhalten, um im übrigen Theile des Landes deſto ſchneller vorſchreiten zu können, und auch, wenn die Schweden in Sachſen ankommen ſollten, einen feſten Platz in dieſem Lande zu haben, in welchem er ſich halten konnte, — der Stadt einen ſo guten Akkord bewilligte, wie man es kaum erwartet hatte. Am Tage nach der Uebergabe zog eine Garniſon von 200 Mann ein, welche unter den Befehlen des Hauptmanns Nikolaus Tham von Straßburg ſtand, und es rühmt die Chronik von dieſem Manne: er ſey ein Biedermann geweſen, der, ſo viel als ihm nur möglich, den Bürgern ihre Laſt erleichtert und gute Mannszucht unter ſeinen Kriegern gehalten habe.

Zwickau war alſo erobert, und wir werden im Tagesabſchnitte des 20. Auguſt berichten, was auf dieſem Vernichtungs- und Verwüſtungszuge weiter geſchehen ſey.

12.

Die Sachſen bei Podobna, am 12. Aug. 1812.

(Fortſetzung des 27. Juli.)

Aus jenem Abſchnitte haben wir geſehen, daß ſich das ſächſiſche Corps, als es die Brüder in Kobryn nicht retten konnte, aus einer gefährlichen Stellung weiſe zurückzog, und ſich mit den Oeſterreichern bei Slonim wieder vereinigte. Vom 3. Auguſt an, wo die öſterreichiſche Vorhut bei Slonim eintraf, ergriffen auch die Sachſen, welche den rechten Flügel der Oeſterreicher bildeten, die Offenſive wieder und gingen den Ruſſen entgegen; mußten jedoch, da die Oeſterreicher im Vorrücken etwas langſamer zu Werke gingen, am 8. und 9. Auguſt Halt machen und die Ankunft dieſer erwarten. Hätte der ruſſiſche General Tornaſſow die Sachſen vor dieſer Vereinigung mit ſeiner Uebermacht angegriffen, ſo war der Erfolg für die Ruſſen beinahe nicht zweifelhaft; allein er hatte ganz andere Pläne, und unterließ es; dafür wurde am 10. Auguſt das voranſtehende Corps des ruſſiſchen Generals Lambert, ohngefähr 8000 Mann ſtark, von einem Theile der Sachſen angegriffen und bis nach Pruszana zurückgedrängt, wo die ſich zurückziehenden Ruſſen auf die ankommenden Oeſterreicher ſtießen, und zu einem ſchleunigen Rückzuge gegen Kobryn genöthigt wurden.

Dies waren die Einleitungen zu dem Trauerſpiele, welches in der Geſchichte dieſes Kriegs unter dem Namen Schlacht bei Podobna bekannt iſt, und wir gehen nun zu einer kurzen Schilderung dieſer Schlacht ſelbſt über.

Als das vereinigte öſterreichiſch-ſächſiſche Heer am 11. Auguſt durch den zwiſchen den großen Moräſten von Koſſebrod hindurch führenden Engpaß zog, fand es die Ruſſen in einer faſt unangreifbaren Stellung auf einem an zwei Stunden langen Höhenzuge; ihre rechte Flanke durch einen moraſtigen Grund, ſowie die ganze Fronte durch einen längſt dieſem Höhenzuge ſich hinziehenden Moraſt gedeckt, welcher ſich in einem Walde verlor, der ſich auf dem linken Flügel der ruſſiſchen Stellung befand. Der ruſſiſche Feldherr hatte es darin verſehen, daß er dieſen Wald, welcher ſeinen Flügel, ja gewiſſermaßen die ganze Stellung deckte, nicht beſetzt hatte, doch waren die beiden Uebergänge über den Moraſt durch Geſchütz hinreichend gedeckt.

Auf die unterlaſſene Beſetzung des, die Stellung des ruſſiſchen Heeres auf der linken Flanke deckenden

Waldes, gründete der General Reynier einen Angriffsplan und ließ, noch am Abend des 11. Auguſt, den Wald durch ſächſiſche leichte Infanterie occupiren und dieſe ſich in demſelben feſtſetzen, während der Fürſt Schwarzenberg die Uebergänge über den Moraſt bei Gorodoczno und Podobna bedrohen und feſthalten wollte.

Am Morgen des 12. Auguſt zogen die Sachſen, mit der Reiterei und dem Geſchütz an der Spitze, rechts ab und durchzogen in möglichſter Schnelligkeit den eroberten Wald, wo ſie den Ruſſen gegen 11 Uhr ganz unverhofft im Rücken erſchienen. — Der linke Flügel der ſächſiſchen Schlachtlinie, die nur aus einem Treffen beſtand, lehnte ſich, etwas vorgebogen, an den durchzogenen Wald, und der rechte, aus der ganzen Reiterei beſtehend, berührte die Kobryner Straße, das an ſelbiger liegende Dorf Tebele, auf welches nur allein die Ruſſen ſich zurückziehen konnten, faſt im Rücken habend. Die Ruſſen waren wenigſtens 30,000 Mann, die Sachſen aber, mit Inbegriff der mit ihnen vereinigten öſterreichiſchen Reiter-Brigade Zechmeiſter, kaum 16,000 Mann ſtark, und es ließ ſich auf dieſe Weiſe kein großer Erfolg erwarten, da die Streitkräfte der Angreifenden ſo unzureichend waren, und der übrige Theil des öſterreichiſchen Corps zur Bedrohung der Uebergänge über den Moraſt verwendet werden mußte.

Die ſächſiſche Brigade Sahr war zuerſt am Feinde und wurde von demſelben mit Uebermacht hart angegriffen, der übrige Theil des ſächſiſchen Fußvolkes aber war noch durch den Moraſt von dieſen bedrängten Waffenbrüdern geſchieden, dadurch aber verhindert, denſelben zu Hülfe zu kommen. Beiderſeits waren

Batterien in voller Arbeit, und die ſie deckenden Krieger hatten einen harten Stand, da ſie durch das feindliche Feuer, welches kein Theil zum Schweigen bringen konnte, viel Leute verloren; doch war es ein Glück für die Sachſen, daß die ruſſiſchen Granaten häufig nicht trafen, entweder in der Luft ſprangen oder weit über die Schlachtlinie der Sachſen hinaus flogen, wo ſie ohne Schaden platzten.

Während man ſich hier lange Zeit unentſchieden ſchlug, wurden auf dem rechten Flügel verſchiedene Reiterangriffe verſucht, doch ebenfalls ohne Erfolg. Und ſo fochten beide Theile ohne Entſcheidung bis Nachmittags drei Uhr, wo die öſterreichiſche Diviſion Bianchi, auf dringende Vorſtellung des Generals Reynier, den linken Flügel der Sachſen verſtärkte und mit demſelben gemeinſchaftlich kämpfte, bis endlich Abends um acht Uhr das öſterreichiſche Infanterieregiment Colloredo, von Artillerie unterſtützt, über den Moraſt auf trocknen Stellen vordrang, und den feindlichen rechten Flügel angriff. — Nun erſt gab der ruſſiſche General Tormaſſow ſeine Stellung auf, denn er vermuthete, daß dieſem Regimente noch weit ſtärkere Maſſen von den Oeſterreichern nachbringen würden, was aber zur Verwunderung der Kenner nicht geſchah, und die Ruſſen zogen ſich bei einbrechender Nacht langſam zurück, bis endlich die Finſterniß dem ganzen Gefecht ein Ende machte.

Der Verluſt der Sachſen beſtand bei dieſer Schlacht in 175 Todten und 90 Pferden, welche auf dem Platze blieben und 688 Verwundeten, was in Anbetracht der Heftigkeit des Treffens nur ein mäßiger Verluſt war.

Den ſtärkſten Antheil an dieſem Verluſte hatte die ſechſte Compagnie vom zweiten leichten Infanterieregiment, dieſe hatte ſich, unter dem Befehl ihres Hauptmanns, (von Lindemann) gleich zum Anfange der Schlacht, beim Tirailliren, zu weit vorgewagt, und die ruſſiſche Reiterei drang auf ſie ein. Der Hauptmann konnte in der Ferne nicht unterſcheiden, was für Reiterei gegen ihn heranziehe und hielt ſie für Oeſterreicher, weshalb er ſeinen Soldaten befahl mit dem Feuer einzuhalten. Dieſes benutzten die Ruſſen weislich und kamen, durch dieſen Irrthum begünſtigt, heran, dergeſtalt, daß ſie nun ſogleich unter die in Debandade befindlichen Soldaten eindrangen, wo alle, die ſich nicht zuſammenſchaaren (truppiren) konnten, niedergehauen oder gefangen wurden, welches letztere Loos auch den Hauptmann von Lindemann traf, der in der Gefangenſchaft ſtarb.

Der Fürſt von Schwarzenberg iſt von Kennern der Kriegskunſt hart getadelt worden, daß er nicht allein die Leitung der Schlacht nicht ſelbſt übernommen, ſondern auch ſeine Streitkräfte nicht mit mehr Zuſammenhaltung angewendet habe, wo die vereinigten Oeſterreicher und Sachſen mehr als 8000 Mann ſtärker als die Ruſſen waren. — Dieſe mußten ſich in der Nacht zurückziehen und wurden bis hinter Kowel in Volhynien getrieben, wodurch das Großherzogthum Warſchau gedeckt ward.

13.

Die Monarchen-Zuſammenkunft in Pillnitz, am 13. Auguſt 1791.

Die franzöſiſche Revolution begann eine bedenkliche Wendung zu nehmen, und die National-Verſammlung dieſes Volks ging von einem Schritte gegen die Königs-Gewalt auf den andern über. Die mächtigſten Monarchen Europa's wurden beſorgt, daß ihre Völker den Franzoſen nachahmen möchten und beſchloſſen deshalb, dieſem weitern Fortſchreiten Einhalt zu thun. Da ſich die Kaiſerin Catharina *II.* von Rußland nicht kategoriſch erklärte, ſo hielten der deutſche Kaiſer Leopold *II.* und der König Friedrich Wilhelm *II.* von Preußen eine Zuſammenkunft mit einander, zu welcher ſie das kurſächſiſche Luſtſchloß Pillnitz erkoren. Auch die beiden franzöſiſchen Prinzen und nachmaligen Könige (Ludwig *XVIII.* und Karl *X.*) wohnten derſelben bei und wußten die bedrängte Lage ihres Bruders, des Königs Ludwig *XVI.* von Frankreich, ſo wie die Gefahr, welche hieraus für die übrigen Monarchen Europa's entſpringe, wenn ſie die Volksgewalt aufkommen laſſen wollten, ſo wahrſcheinlich vorzuſtellen, daß ſie die Erklärung erhielten: „die Monarchen würden die Sache des Königs Ludwig als die ihrige betrachten und daher die wirkſamſten Mittel anwenden, um den König von Frankreich in den Stand zu ſetzen, in der vollkommenſten Freiheit die Grundlagen einer monarchiſchen Regierung zu befeſtigen, die den Rechten des Souverains und dem Wohl der Nation angemeſſen wären."

Der Kurfürſt Friedrich Auguſt konnte dem Anerbieten des Kaiſers wie des Königs, dieſe Zuſammenkunft in ſeinem Schloſſe zu Pillnitz zu halten, nicht ausweichen, ob es ihm gleich im Stillen zuwider war, und in ſeiner Seele vielleicht die Ahnung gelegen ſeyn mag, was die Folgen dieſer Uebereinkunft ſeyn möchten.

Die beiden Monarchen wurden ihres hohen Ranges würdig empfangen, auch nebſt ihrem Gefolge bewirthet und ſchieden nach einigen Tagen wieder von hinnen.

14.

Die Einfälle der Huſſiten in Sachſen.

Ein Gemälde aus der Vorzeit.

(Erſte Abtheilung.)

Der Tod des Märtyrers Johann Huß, in den Flammen des Scheiterhaufens, hatte ſeine Jünger zu einem furchtbaren Rachekrieg unter die Waffen gerufen, in welchem, über zwanzig Jahre hindurch, Böhmen, Mähren, Schleſien, Oeſterreich, Bayern und noch mehrere deutſche Provinzen verwüſtet wurden, beſonders aber war das Meißnerland der Gegenſtand ihrer Rache, da ſein Fürſt, der Markgraf und nachherige Kurfürſt, Friedrich der Streitbare, ihr erbittertſter Feind geweſen war, und nach ſeinem Ableben (1428) wiederholten ſie ihre Einfälle in Sachſen; beſonders aber waren die Jahre 1429—32 reich an ſolchen Verwüſtungen. — Bereits in den frühern Bänden dieſes Werks haben wir Scenen aus dem Huſſitenkriege gegeben, der heutige Tagsabſchnitt aber ſoll der erſten Abtheilung einer neuen Folge dieſer Scenen gewidmet ſeyn. So viel zur Einleitung und nun zur Geſchichte ſelbſt.

Nach dem Tode des furchtbaren Huſſiten-Anführers Ziſka (1424) theilten ſich die Huſſiten in zwei

Hauptparteien, die Taboriten und die Waiſen, dieſe aber wieder in verſchiedene Hauſen, die ſich nach den unterſchiedenen Kreiſen des Königreichs Böhmen, mit beſondern mitunter ſehr ſonderbaren Namen bezeichneten. So nannten ſich z. B. die aus dem Gräzzer Kreiſe die Knöffler, die aus dem Chrudimer die Einſammler, die Bechinger nannten ſich die Hütlein, die Glotauiſchen die Vetterlein, die Kaurzimer die Wolfsrotte, die Leitmeritzer die Hoſenmännlein u. ſ. w.

Alle dieſe Geſellſchaften verſammelten ſich am Tage Lamperti im Kloſter St. Ambroſii, wo alle innern Streitigkeiten geſchlichtet wurden und die Anführer einen Einfall in ein Nachbarland beſchloſſen, denn das eigne Vaterland war ſchon im höchſten Grade verwüſtet, man ſah ſich alſo genöthigt, im Auslande Beute zu ſuchen, da die Beute doch einmal die Hauptſache war; nur konnten ſie ſich nicht vereinigen, welchem Lande es gelten ſollte. Da trat Prokopius Holy auf und ſprach zu den übrigen Anführern:

„Ihr wiſſet, lieben Brüder! wie uns die Meißner etlichemale feindlich überzogen und geſucht haben, uns ganz aus dem Lande zu vertreiben; wo es aber durch unſere tapfere Gegenwehr dahin gekommen iſt, daß der Kern ihres Volks im Böhmerlande begraben liegt. — Nun iſt aber ihr alter heldenmüthiger Fürſt mit Tode abgegangen und der jetzige iſt noch ein junger Herr, im Kriege unerfahren, das Landvolk aber iſt erſchrocken und fürchtet ſich vor uns, und deshalb laſſet uns den Weg in das Meißnerland nehmen, reiche Beute wird uns lohnen!“

Dieſe Rede gefiel den übrigen Hauptleuten der Huſſiten wohl, und es zog ſich ein ſtarkes Heer zuſammen, welches am 14. Auguſt 1429 über die Grenze ging und im Meißnerlande eindrang.

Vorerſt wurde die Gegend um Dippoldiswalde verheert und ausgeplündert, und dann ging der Zug vor die Stadt Pirna, welche durch einen Herold zur Uebergabe aufgefordert wurde. Bei dieſer Aufforderung erfuhr man auch die Urſache dieſes Einfalls, und dieſe beſtand in nichts wenigerem, als: weil die Meißner, als ſie zur Zeit des Königs Wenceslai in Böhmen mit ihrem Herzoge eingefallen geweſen, im Thiergarten zu Prag einige Hirſche todt geſchoſſen hätten! — Dieſem Grunde ſieht man es an, um was es eigentlich den Huſſiten zu thun war, und ſie blieben auch ihrem Vorſatze getreu, indem ſie das Land rings umher verheerten. Beſonders aber empfanden die Geiſtlichen ihre Wuth, und jeder von ihnen, der ſich nicht zu retten vermochte, wurde unter den fürchterlichſten Martern ihrer Rache geopfert.

Auch den Bewohnern der Stadt Pirna drohete ein ähnliches Schickſal, doch ſie faßten den männlichen Entſchluß, ſich lieber tapfer dieſer Feinde zu erwehren, als ſich ihren Mißhandlungen hinzugeben. Zur Ausführung dieſes heldenmüthigen Vorſatzes wurden auch die zweckmäßigſten Anſtalten getroffen, und die Mauern, wie die Thürme und Thore ſtark beſetzt. Als nun die Huſſiten vor der Stadt anlangten und eine ernſte, aber nicht höhnende Antwort auf ihre Aufforderung erhalten hatten, wurde ein Sturm auf die Mauern der Stadt veranſtaltet. — Zahlreiche Schaaren der Feinde liefen an, und wurden nach langem Kampfe zurückgeworfen. Neue Schaaren traten an die Stelle der Abgetriebenen und wiederholten den Sturm; doch auch ſie fanden tapfere Gegenwehr und zogen ſich nach einem langen Kampfe zurück. Noch einmal verſuchten die Huſſiten im Sturme ihr Heil. Stärker als die beiden erſten Male rückten ſie zum Anfall heran, und wüthender entbrannte der Streit. Gelang es den Huſſiten, die Stadt zu erobern, ſo war ſie verloren und wurde bis auf den Grund zerſtört; dann wurde das Kind im Mutterleibe nicht verſchont, und Alles, was Odem hatte, gemordet. Dies erwogen die Bürger wohl, und es beſeelte ſie mit dem Muthe der Verzweiflung; was aber dieſer vermag, iſt ja durch ſo manches Beiſpiel bekannt. Mit einem fürchterlichen Geſchrei begannen die Feinde den Sturm und wurden von den Bürgern mit ernſtem Schweigen empfangen. Ein Hagel von gewichtigen Steinen ſchmetterte auf die Köpfe der Stürmenden nieder, Hunderte ſtürzten, von ihnen getroffen, die Sturmleitern herab, doch immer wurde wieder ihre Stelle durch Andere erſetzt, welche wuthentbrannt zur Höhe der Mauer emporſtrebten. Hier empfingen ſie die Streiche der Morgenſterne, eiſernen Driſchel und Wallſenſen; ſiedendes Pech ward auf ſie herabgegoſſen, ſelbſt die ſonſt wehrloſen Weiber wurden heute zu Heldinnen, und warfen Steine auf die Feinde, oder goſſen die Töpfe mit ſiedendem Pech ihnen auf die Köpfe. — Von der feſten, damals unüberwindlichen Burg, der Sonnenſtein genannt, donnerten große Feuerſchlünde herab, und ſchleuderten ungeheure ſteinerne Kugeln unter die Stürmenden, denen ſie die Sturmleitern zerſchmetterten und die Krieger von denſelben in den Graben hinabſtürzten. — Dies entſchied das Geſchick der Stadt und nach einem mehrſtündigen Gefecht endigte ſich der Sturm.

worauf ſich die Huſſiten zurückzogen, in der folgenden Nacht das Lager abbrachen und den Zug nach Dresden entraten.

Dieſer Zug ging auf dem rechten Ufer der Elbe hinunter, und er wurde durch eine Menge Feuer- und Rauchſäulen bezeichnet; denn überall legten die Wüthrige die ſtillen friedlichen Wohnungen der Landbewohner in Aſche, und unter ihren Fäuſten ſtarb alles, was Odem hatte und ſie erreichen konnten: „weil einſt die Sachſen im Thiergarten zu Prag einige Hirſche todtgeſchoſſen hatten.“ —

So erreichte dieſer Verwüſtungszug die Gegend von Dresden und nahm von dieſer Stadt den Theil, welcher auf jenem Elbufer lag, in Beſitz (damals Altdresden, jetzt die Neuſtadt genannt). — Die Brücke war in der Geſchwindigkeit verſchanzt worden und das Elbthor am linken Ufer wurde durch mehrere Donnerbüchſen vertheidigt, welche die ganze Nacht ununterbrochen hinüber feuerten und die Feinde abhielten, daß ſie ſich nicht der Brücke bemächtigen konnten, ſo eifrig ſie ſich auch darum müheten. — Einen kurfürſtlichen Büchſenmeiſter, Hans von Günſtädt, gelang es, die Badſtube in Altdresden in Brand zu ſtecken, und das Feuer verbreitete ſich durch den wehenden Sturmwind bald weiter, ſo daß kurz darauf die ganze Stadt jenſeits der Elbe in Flammen ſtand, und die Feinde, die ſich in der brennenden Stadt nicht halten konnten, dieſe verlaſſen mußten und ſich nach dem Dorfe Ketſchberg zogen, welcher unglückliche Ort nebſt den andern umliegenden Ortſchaften von Grund aus verwüſtet wurde.

Nun richteten die Barbaren ihren Zug nach Meißen, und von Dresden aus bezeichneten die Flammen von Kötzſchenbroda und aller Dörfer in dieſer Gegend bis über Hayn hinaus ihre Annäherung; aber nicht allein dieſe, ſondern auch weiter hinunter, Lommatzſch, Oſchatz, Mügeln, Döbeln und alle umliegenden Dörfer wurden verheert und von Grund aus verwüſtet, ja ſelbſt an der Elbe hinab, bis in die Gegend von Magdeburg, verwüſteten ſie Alles, wohin nur ihre Arme reichen konnten. Und obgleich der Erzbiſchof von Magdeburg ein ziemlich ſtarkes und wohlgerüſtetes Heer beiſammen hatte, wagte er es doch nicht, ſich dieſen gefürchteten Feinden zu widerſetzen, und ſie hauſten daher ohne Widerſtand.

Die Stadt Meißen befand ſich gleichfalls in Gefahr, von den Huſſiten angefallen und mit Sturm erobert zu werden; doch ſie war von den Rittern aus der Umgegend und ihren Mannen ſtark beſetzt und mit Waffen wohl verſehen worden, ſo daß die Huſſiten Bedenken trugen, dieſe ſo gut vertheidigte Stadt anzugreifen, und ſich begnügten, die Vorſtädte nebſt der Nikolaikirche in Brand zu ſtecken. Nun zogen dieſe Barbaren weiter und kamen nach Scharfenberg, wo ſie die Bergwerke durch Zufüllen der Schächte und Stollen verdarben, hierdurch aber ungeheuern Schaden anrichteten, da dieſe Bergwerke in jener Zeit unter die reichen gehörten.

Von Torgau aus, wo ſie die Vorſtädte verbrannten und das Land umher nebſt den Städten Belgern, Strehla, dem Kloſter Riſſa ꝛc. zerſtörten, durchſtreiften ſie die Mark, belagerten jedoch keine feſte Stadt, ſondern begnügten ſich, das Land umher zu verheeren, ſo daß es nach ihrem Abzuge ganz verödet erſchien. Die Stadt Guben, nur von geringer Feſtigkeit, wurde von ihnen überfallen, mit Sturm erobert und nun, ſo wie das Kloſter in derſelben, zu einem Steinhaufen und allgemeinen Grabe der Einwohner gemacht, ſo daß es in gleichzeitigen hiſtoriſchen Schriften mit dieſer Benennung bezeichnet wird. Das Kloſter Neue-Celle wurde von dieſen Barbaren gleichfalls überfallen, wo den Mönchen Arme und Beine abgehauen und dann dieſe Unglücklichen alſo verſtümmelt liegen gelaſſen wurden.

Von hier aus wendeten ſich die Furchtbaren nach Görlitz, wo ſie durch Geſandte Loskaufung verlangten und die gänzliche Zerſtörung als Alternative ſetzten. Die Görlitzer waren jedoch in gutem Vertheidigungsſtande und erſäuften, aufgebracht über die ihnen gemachte Zumuthung, dieſe Abgeſandten. Die Feldherren der Huſſiten waren zwar über dieſe Behandlung ihrer Geſandten höchſt aufgebracht; doch ſie mußten ihre Rache verſchieben, denn zu einer förmlichen Belagerung, welche die Eroberung einer ſolchen feſten Stadt erforderte, gehörte ein vollſtändiges Zeug, und dieſes ermangelte ihnen jetzt, weil die Abſicht ihres Zuges nur auf Verheerung und Plünderung des feindlichen Landes gerichtet war; ſie verſparten alſo ihre Rache auf eine andere Zeit, und zogen vor die Stadt Bautzen, in welcher ſie ein heimliches Verſtändniß mit dem Stadtſchreiber hatten, der für eine empfangene Geldſumme Waſſer in das Schießpulver gegoſſen und auch ſonſt noch manche Verrätherei begangen hatte. Wahrſcheinlich würde dieſe auch durch guten Erfolg gekrönt worden ſeyn, allein ein der Stadt befreundeter Ritter entdeckte dieſelbe durch einen anſcheinenden Zufall, eilte ſofort zur Stadt und warnte den Rath zu Bautzen vor dem in ſeiner Mitte ſitzenden Verräther, welcher nun ſofort verhaftet wurde.

Bei der Vernehmung trat ihm ſein Ankläger mit ſolchen Beweiſen gegenüber, daß er nicht zu läugnen vermochte, und nun den Lohn ſeiner Verrätherei durch eine martervolle Todesart empfing, indem er lebendig geviertheilt wurde. — Als nun die Böhmen vor die Stadt kamen, fanden ſie dieſelbe in gutem Vertheidigungsſtande, doch boten ihnen die Bürger dreihundert böhmiſche Schocke, wenn ſie die Vorſtädte unbeſchädigt laſſen wollten, dieſe nahmen ſie und zogen wieder ab, wornach ſie im Spätherbſt mit zweihundert und zwanzig mit werthvoller Beute beladenen Wagen nach ihrem Vaterlande zurückkehrten.

Dieſes wäre alſo die gedrängte Geſchichte des berüchtigten Huſſiten-Verheerungszuges im Jahre 1429, deſſen Erfolg dieſe Unbeſiegten in den folgenden Jahren zu ähnlichen Zügen reizte, wie wir in den folgenden Abſchnitten zu zeigen verſuchen werden. Aber in dieſem Jahre fielen die Huſſiten auch noch an einem andern Orte verwüſtend in Sachſen ein, wie in dem Tagsabſchnitte des 29. Auguſts dargeſtellt werden ſoll, worauf wir uns hiermit beziehen.

15.

Die Einfälle der Huſſiten in Sachſen.

Ein Gemälde aus der Vorzeit.

(Zweite Abtheilung.)

Die reiche Beute des im Jahre 1429 unternommenen Einfalls in das benachbarte Sachſenland hatte, wie ſchon gedacht, bei den Böhmen Verlangen erweckt, einen ſo einträglichen Zug zu wiederholen, und ſchon in den erſten Monaten des folgenden Jahres verſammelten ſich die Häupter der Knöffler, Einſammler, Hüttlein, Vetterlein, Wolfskrotte und Hoſenmännlein wieder auf dem weißen Berge bei Prag und erwählten abermals den erfahrnen und im Kriege glücklichen Prokop zum Oberhauptmann, Peter Malitz aber war, wie im vorigen Jahre, ſein oberſter Lieutenant (erſter Stellvertreter.)

So wie der Frühling eintrat, verſammelten ſich alle dieſe Kriegshaufen und Prokop führte ſie, 25,000 Mann zu Fuß und 20,000 zu Roß, über die Grenze und ihrem Zuge folgten dreitauſend Heerwagen. Der Weg dieſer wilden Krieger war derſelbe, wie im vorigen Jahre, und ihr erſter Zug war abermals nach Pirna gerichtet, welche Stadt ſie jedoch diesmal nicht belagerten, weil ſie im vorigen Jahre die Tapferkeit der Bürger hatten kennen lernen; doch wurde das wehrloſe flache Land nicht allein hier, ſondern auch überall, wo dieſe Furchtbaren hinkamen, unbarmherzig verwüſtet, die Kirchen wurden verbrannt, die Bauern erſchlagen, die Schlöſſer geſchleift und die Felder verheert. Ueberall ſah man nichts als Verwüſtung. Am übelſten hatten es jedoch die Geiſtlichen dabei: denn wenn ſie einen ſolchen Unglücklichen in ihre Hände bekamen, wurde er auf das grauſamſte verſtümmelt und in ſolchem elenden Zuſtande noch lebend verlaſſen. Bei dieſem Zuge kamen die Huſſiten von Pirna wieder nach Alt-Dresden, welches bei dem vorigen Zuge ein Raub der Flammen geworden war, und wo die Abgebrannten ihre Brandſtellen nothdürftig wieder bebauet hatten, damit ſie im Winter einen Aufenthalt in dieſen Hütten haben möchten. Jetzt kamen die Huſſiten unverhofft wieder und zerſtörten dieſe Hütten abermals, bemüheten ſich auch, die Stadt Dresden ſelbſt zu erobern; doch dieſesmal waren ihre Bemühungen eben ſo vergeblich als im vorigen Jahre; denn der Kurfürſt hatte dieſe Stadt mit ſtarken Schaaren tapferer Krieger beſetzt, welche durch ihre heldenmüthige Gegenwehr alle Bemühungen der Huſſiten, dieſelbe zu erobern, glücklich vereitelten, ſo daß ſie abzogen und ihren Weg nach Leipzig hin nahmen. Auf dieſem Wege verheerten ſie Colditz, Döbeln und Grimma. Der Kurfürſt Friedrich ſtand, nebſt dem Erzbiſchof Günther von Magdeburg, dem Biſchof Johannes von Halberſtadt, dem Landgrafen Friedrich aus Thüringen, Markgraf Wilhelm von Meißen, ſammt noch vielen Rittern, Herren und Reißigen, über fünftauſend Mann ſtark, in der Nähe von Leipzig, und während ſich die Fürſten ſtritten, „wer bei einem unglücklichen Erfolge des bevorſtehenden Treffens den Schaden tragen ſollte,“ — gingen die Böhmen über die Mulde und zogen vor Wurzen, wo ſie aber tapfere Gegenwehr fanden.

Der Markgraf von Brandenburg war mit ſechshundert Mann in Oſchatz gelegen, hatte ſich aber vor der Uebermacht der heranſtürmenden Huſſiten zurückgezogen und mit ſeiner Schaar zu dem Heere des Kurfürſten nach Leipzig geflüchtet, wohin er die Nachricht vom Anzuge der Feinde brachte. — Der Kurfürſt ſendete ſeinen Hauptmann, Johann von Polenz, mit achthundert Mann Reißigen den Huſſiten entgegen, ihnen den Uebergang über die Mulde zu verwehren. Polenz ſcheint aber nicht viel Kriegserfahrung gehabt zu haben; denn als ſie die Wagenburg der bereits über dieſen Fluß gegangenen Huſſiten erblickten, achteten ſie nicht darauf, daß dieſe ihr Lager gemeiniglich mit einer ſolchen Wagenburg, gleich einer Verſchanzung umgeben, ſondern ſie wähnten, es wären Futterwagen, weshalb ſie ohne weitere Spähe gerade darauf losgingen und ſie zur Beute machen wollten. Doch bald wurden ſie ſchmerzlich aus ihrem Irrthum geriſſen, als ſie an die Wagen heran waren und ſie ſich als Beute zueignen wollten, innerhalb dieſer Wagenburg aber die geordneten Schaaren der Feinde erblickten, die im Begriff waren, einen Ausfall zu thun und die Sachſen anzugreifen. Schnell ordnete zwar Polenz ſeine Schaar, um dieſem Angriffe zu widerſtehen, allein dies Ordnen war noch nicht vollendet, als auch die Huſſiten aus ihrer Wagenburg herausſtürmten und die Sachſen wüthend angriffen. Dieſe wehrten ſich zwar tapfer, doch ſie fochten in getrennter Ordnung und wurden alſo leicht in die Flucht geſchlagen, ſo daß ſie auf dieſer größtentheils getödtet wurden. Die tapferſten Ritter der Sachſen, Dietrich von Witzleben, Georg von Wangenheim und Friedrich Vitzthum, nebſt noch vielen andern tapfern Rittern, ſtarben an dieſem Tage nach langer Gegenwehr den Heldentod. Der Ritter Georg von Witzleben trug das Panier dieſer Schaar und ſank nebſt ſeinem Waffenbruder Haubold von Schleinitz ſchwerverwundet vom Roſſe. — Beide lebten noch, als die Huſſiten den Sieg errungen hatten, und die Todten ausplünderten; dieſe barbariſchen Feinde erlaubten ſich nun die Greuelthat, den beiden halbtodten Helden erſt die Augen auszuſtechen und ſie dann in Stücken zu hauen.

Dieſer Verluſt machte die Krieger des kurfürſtlichen Heeres verzagt und ermuthigte die Huſſiten. Jene zagten unthätig in Leipzig und dieſe zogen muthvoll an der genannten Stadt vorbei nach Altenburg, wo ſich alle Einwohner theils auf das Schloß, theils auf das Land geflüchtet hatten und von hier aus das Unglück der Stadt mit anſehen konnten. Als die Huſſiten Alles ausgeplündert hatten, zündeten ſie die Stadt an mehreren Orten an, und bald loderten dieſe Flammen himmelan. — Viele Kranke oder Alte, die in der Stadt geblieben waren und Verſchonung wegen ihres elenden Zuſtandes gehofft hatten, mußten die Erfahrung machen, daß in dieſen Tigerherzen jede ſanftere Empfindung keinen Platz habe: da dieſe grimmigen Feinde jene armen elenden Menſchen, ohne auf ihr Alter oder Elend die geringſte Rückſicht zu nehmen, ſchonungslos in die lodernden Flammen warfen, ſo daß ſie martervoll ihr Leben endigten. — Wenn aber dieſe Unmenſchen ſolche Grauſamkeiten begingen, riefen ſie aus: „Dieſes geſchieht, den unſchuldigen Johannes Huß zu rächen, welcher in Coſtnitz den ſchmerzvollen Tod durch das Feuer geſtorben iſt, und den der Pfaffen Schändlichkeit gemordet hat!“ Nichts aber bezeichnet den wahren Charakter dieſes Rachekrieges beſſer, als dieſer Ausruf, und die Huſſiten blieben demſelben überall treu.

Als ſie nun die Stadt Altenburg zerſtört hatten, bereiteten ſie den Städten Schmölln, Glaucha, Waldenburg und zuletzt Plauen nebſt einer zahlloſen Menge Dörfer ein gleiches Schickſal, ſo daß ſie in dieſem Feldzuge nur allein über ſiebenzig Städte und Burgen, der Dörfer aber vielleicht zehn, ja zwanzig Mal mehr zerſtörten und dabei Grauſamkeiten begingen, vor denen dem Fühlenden die Haut ſchaudert.

Und da ſie überall, wo ſie hinkamen, beſonders die Geiſtlichen zum Ziele ihrer Grauſamkeiten machten, ſo haben uns die Chroniken eine Menge Beiſpiele davon aufbehalten, mit deren Aufzählung wir jedoch unſere Leſer verſchonen wollen. Raub, Mord und Verheerung waren die Zwecke dieſer Züge, und vom erſtern brachten ſie an dreitauſend Wagen mit Beute heim, die letztern aber ſchildert folgender alte Reim ſehr treffend:

Meiſſen und Sachſen verderbt,
Schleſien und Lauſitz zerſcherbt,
Bayern ausgenärbt,
Oeſterreich verheert,
Mähren verzehrt,
Böhmen umgekehrt.

Dieſer Reim belehrt uns aber auch, daß die Huſſiten in noch andere Länder einfielen; weil jedoch dieſes Werk allein der ſächſiſchen Geſchichte gewidmet iſt, haben wir uns auch allein nur auf das beſchränkt, was unſer Vaterland angeht, und ſelbſt dieſes konnten wir blos in gedrängter Ueberſicht geben: weil die ausführliche Beſchreibung dieſer Raub- und Verheerungszüge einen viel größern Raum erfordern würde. Doch überall blieben ſich dieſe länderverheerenden Barbaren gleich, und forderten die übrigen Völker dadurch zur äußerſten Anſtrengung in ihrer Bekämpfung auf.

16.

Die Einfälle der Huſſiten in Sachſen.

Ein Gemälde der Vorzeit.

(Dritte Abtheilung.)

Die Raub- und Vernichtungszüge der Huſſiten, von welchen wir in den beiden erſten Abtheilungen eine gedrängte Ueberſicht gegeben haben, erregten die gerechteſten Beſorgniſſe der übrigen deutſchen Völker, und ſie verbanden ſich unter einander auf das feſteſte, dieſen Verheerungen ein Ende zu machen. Der Kaiſer Siegismund eröffnete am 5. Januar 1431 eine Verſammlung der Stände des deutſchen Reichs in Nürnberg, in welcher die Maßregeln berathen wurden, welche man zur Abwehr jener Einfälle ergreifen wollte. Auch der Papſt Martin V. ſendete einen Legaten, den Cardinal Julian, auf dieſen Reichstag, deſſen begeiſternde Rede den vorgeſetzten Zweck mächtig förderte. Eine päpſtliche Bulle, welche auf dieſem Reichstage auf manchem Wege, beſonders durch die Prediger bekannt gemacht wurde, nahm dieſe Angelegenheit noch von einer andern Seite, und ſtellte die Gefahren, welche aus dieſen Siegen der Ketzer für die Religion und die Kirche ſelbſt erwachſen würden, vor. Oft predigte der Cardinal und verſicherte in dieſen Predigten Allen, die tapfer gegen die Huſſiten ſtreiten würden, die ewige Seligkeit, ohne daß dieſelben erſt zuvor im Fegfeuer gereinigt werden müßten; denn wen das Schwert der Feinde treffen würde, deſſen Seele werde ſofort von Mund auf gen Himmel fahren.

Dieſe Predigten hatten auch die Wirkung, welche ſich von ihnen erwarten ließ, und begeiſterten Alle, welche ſie zu hören Gelegenheit hatten, dergeſtalt, daß in kurzem ein Heer von neunzigtauſend Mann zugeſagt wurde, und zweierlei eintreffende Nachrichten beſtimmten die Fürſten und Herren, auf das ſchnellſte den Reichstag zu verlaſſen und Anſtalten zu treffen, daß das Heer in der Wirklichkeit auf das baldigſte verſammelt werde.

Dieſe Nachrichten waren ermunternder und niederſchlagender Art zugleich. Die Huſſiten waren mit dem Eintritt des Jahres in die Lauſitz eingefallen und hatten Reichenbach belagert, nach deſſen Eroberung ſie in die Meißniſchen Lande einzubrechen gedachten. Aber der Kurfürſt verſammelte ſeine Ritter und Reiſigen in bedeutender Zahl und ſchickte dieſe Schaaren den hochbedrängten Reichenbachern zu Hülfe. Es gelang und die Huſſiten wurden wieder nach Böhmen zurückgejagt. — Auf einer andern Seite war es ihnen beſſer gelungen. Dieſe barbariſchen Feinde waren im Voigtlande eingefallen, und hatten am 24. Januar die Stadt Plauen überfallen und zerſtört, dabei ſich aber die ſchrecklichſten Grauſamkeiten erlaubt, wie wir ſolches bereits im *I.* Bande S. 129 ff. erzählt haben. Jene Nachricht ſtellte die Huſſiten als beſiegbar dar und ließ Gutes für dieſen Feldzug hoffen; dieſe aber erweckte das Rachegefühl in den Herzen Aller und ſie ſchwuren unter einander, jenes unſchuldig vergoſſene Blut ſchrecklich zu rächen.

In dieſem Eifer handelten die Fürſten und Herren, als ſich das Heer verſammelte; von allen Kanzeln erſchollen die Aufforderungen zu dieſem Kreuzzuge, und wer nur noch die Waffen zu führen vermochte, zog dieſem Heere zu, ſo daß es in der That noch weit ſtärker wurde, als die Reichsſtände beſchloſſen hatten, und weit über hunderttauſend Mann ſtark wurde, wo nur allein die auserleſenſte Reiterei über vierzigtauſend Mann betrug. Mit einem ſolchen Heere, dem noch ein mächtiger Freund, die Begeiſterung, zu Gebote ſtand, konnte man hoffen, den Feind, wie grimmig er auch ſey, nicht allein zu beſiegen, ſondern ſelbſt zu vernichten, dadurch aber für die Zukunft von ſeinen verwüſtenden Einfällen befreit zu bleiben. — Dieſer Muth führte zu Uebermuth und dieſer gebar Verachtung des Feindes, welche immer hart von dieſem beſtraft wird. —

Ehe dieſes Heer in Böhmen einbrach, bot der Cardinal Julian, in einem Schreiben (*d. d.* Nürnberg den 5. Juli 1431) den Böhmen Friede und Verſöhnung an; doch wollte er ihnen keine eigne Meinung zugeſtehen, ſondern verlangte, daß ſie ſich dem Ausſpruche der Kirche unterwerfen müßten. Dieſes Schreiben beantworteten die Böhmen aus Prag im männlich feſten Tone, doch ließen ſie hoffen, daß ſie ſich verſöhnen würden, wenn man gerecht gegen ſie ſey und die heilige Schrift ebenfalls auch gelten laſſen wolle, da ſie ſich den Meinungen der Menſchenſatzungen nicht unbedingt unterwerfen könnten. An dieſem Punkte ſcheiterte die ganze Unterhandlung; denn der Cardinal meinte, daß ſie es doch nicht würden beſſer wiſſen wollen, als die hochgelehrten Doctores, Univerſitäten und Collegien, die jetzt noch lebten oder ſchon gelebt hätten. *)

Als ſich dieſe Unterhandlungen zerſchlagen hatten, brach das Kreuzheer am 1. Auguſt 1431 bei Eger und Königswart in Böhmen ein, nachdem der kaum ſechzehnjährige Herzog Siegmund von Sachſen mit der Vorhut von 7000 Mann vor Bilin gerückt war und ſich nicht allein des Spitzberges bei Brixen bemeiſtert, ſondern auch rächend über hundert Dörfer in die Aſche gelegt hatte. —

---

*) Eine treffliche Logik, nach welcher noch in unſern Tagen ſo viele ſchließen und nicht die Sache ſelbſt, ſondern die Leute, welche davon handeln, im Auge haben.

A. d. V.

Das Hauptheer, bei dem ſich der Cardinal-Legat ſelbſt befand und eine große Menge von geiſtlichen Herren in ſeinem Gefolge hatte, um dann, wenn die ketzeriſchen Feinde niedergeworfen ſeyn würden, ſofort die Bekehrung derſelben vornehmen zu können, wobei die Waffen der Sieger nachgeholfen haben würden, drang nun auf ſeinem Wege unaufhaltſam vorwärts; doch der, der im Himmel thront, und die Schickſale der Völker, wie der Einzelnen lenkt, wollte es anders, und es kam nun ſo, wie er es in ſeinem heiligen Rathe beſchloſſen hatte.

Trunken von Siegeshoffnungen zog das Kreuzheer über das Gebirge, und da die Feldherren hörten, die Stadt Tachau ſey von den Taboriten beſetzt, ſo zogen ſie mit einem Theile des Heeres vor dieſe Stadt, deren Belagerung ſogleich begann, und wo mit tapferer Gegenwehr den Stürmen begegnet wurde, von denen einer auf den andern raſch folgte. Jetzt begann bei dem Kreuzheere unter den Anführern Uneinigkeit zu entſtehen, und jeder Fürſt wollte befehlen, keiner gehorchen. Der Herzog von Baiern und der Markgraf von Brandenburg ſonderten ſich mit ihren Völkern von dem Hauptheere ab, und machten auf eigene Hand Heerzüge durch das Land. Hierdurch wurde das Hauptheer bedeutend geſchwächt, und der Mangel an Einheit im Befehl und die Unerfahrenheit ſeines Oberfeldherrn, des (neunzehnjährigen) Kurfürſten von Sachſen, den der päpſtliche Legat ein vom Papſte geweihetes Schwert in der Kirche St. Sebald zu Nürnberg umgegürtet hatte, und noch andere Urſachen mehr, brachten die Kriegszucht im Heere dermaßen in Verfall, daß die erfahrnen Krieger in demſelben ihre Beſorgniſſe einander nicht verhehlen konnten.

Die Böhmen waren von Allem, was in ihrer Feinde Lager vorging, ſehr wohl unterrichtet und zogen ſich in der größten Stille, doch ſchnell, zuſammen. Alle Streitigkeiten zwiſchen ihnen hörten ſofort auf, als ihnen die Ueberzeugung geworden war: Vaterland, Glaube, Gewiſſensfreiheit und Alles, was den Menſchen das Höchſte und Heiligſte iſt, ſey in Gefahr, und jener Vielköpfigkeit im Kreuzheere trat auf ihrer Seite Einheit und Kraft im Befehl entgegen; auch war ihre Zahl der ihrer Feinde ziemlich gleich, denn ſie betrug an achtzigtauſend Mann, die mit Begeiſterung erfüllt waren, und die Schlacht war daher für die Krieger des Kreuzheeres ſchon vor ihrem Beginnen verloren, weil das Geſchick des Tages bekanntlich viel von der moraliſchen Stimmung der Krieger abhängig iſt, und von ihr bedungen wird.

Als die Fürſten von dem Heranzuge der Huſſiten hörten, hoben ſie die Belagerung von Tachau auf und lagerten ſich am Fuße des Berges, auf deſſen Spitze die Rieſenburg thronte, anderthalb Stunden von dem Städtchen Tauß, wo ſie die Huſſiten erwarten wollten.

Dieſe kamen, vor ihnen her aber die geſchlagenen Schaaren des Herzogs von Baiern und des Markgrafen von Brandenburg, welche großen Schrecken unter dem Heer verbreiteten und dadurch den Sieg der Huſſiten erleichterten.

Es war am Morgen des 16. Auguſts (verſchiedene Quellen wollen, es ſey am 14. geweſen), als die Huſſiten in der Gegend der Rieſenburg anlangten und die abermals geſchlagenen Schaaren von Baiern vor ſich hertrieben. Dieſe brachten einen wahren paniſchen Schrecken unter die Schaaren des Kreuzheeres, ſo daß man nur darauf dachte, ſich zu retten, und ehe man noch die Feinde ſehen konnte, war ſchon die Flucht der einzige Gedanke dieſer Krieger; denn die geſchlagenen Flüchtlinge malten die Furchtbarkeit der Feinde mit den ſchwärzeſten Farben, ſo daß jeder lief, der laufen konnte. Die gemeinen Knechte riſſen die Fahnen von den Stangen und liefen davon.

Als der Cardinal-Legat dieſe Unordnung ſah, rief er den Fliehenden auf das Beweglichſte zu: zu ſtehen und die Gefahr zu bedenken, in welche ſie durch dieſe übereilte Flucht gerathen würden, und daß ſie Alles preisgäben, worauf die Hoffnung Aller in ſie geſetzt worden ſey. Die blinden Heiden hätten in der Vorzeit tapfer für ihre Götzen geſtritten, und ſie wollten Nichts für die Ehre Chriſti thun? — Sie hätten es ja nur mit Ketzern zu thun, welche von Gott gehaßt wären, und denen er den Sieg gewiß nicht verleihen werde.

Durch dieſe tapfer-muthige Rede wurden die Schaaren wieder etwas ermuthigt, ſo daß ſich die meiſten noch in Schlachtordnung ſtellen ließen, eine große Menge aber ließ ſich nicht dazu bewegen, ſondern ſuchte ſein Heil in der Flucht, da die eiſernen Dreſchflegel (Driſchel) der Huſſiten ihnen gar zu furchtbar vorkamen. Die Wagen, welche das Geäck des Heeres nachbrachten, fuhren durch einander und verwirrten ſich dergeſtalt, daß ſie nicht mehr vorwärts konnten. Kaum wurden die Flüchtigen dieſes gewahr, als ſie die feſtgefahrnen Wagen beſtiegen und plünderten, dann aber mit der gemachten Beute ihre Flucht fortſetzten; wieder Andere entluden die Wagen, die noch aus dem Gewirre herauskonnten, und ſalvirten ſich auf den leeren Wagen. Da kam der Graf Heinrich von Schwarzburg mit einer Reiterſchaar daher, ſah dieſe Unordnung und ließ eine Menge der Plünderer an die nächſten Bäume aufknüpfen; doch dieſes half alles nichts, denn der Schrecken und die Furcht hatte ſich aller Gemüther bemächtigt.

Die Huſſiten ſetzten den Fliehenden eifrig nach, und ereilten ſie bald, wo denn von Neuem das Morden anging. — Die Bürger hatten ihren Schießbedarf im Walde ſtehen laſſen, und als die nachdringenden Sieger dahinkamen, ſprengten ſie ſolchen in die Luft, wo das hierdurch verurſachte Donnern und Knallen die Flüchtigen dermaßen erſchreckte, daß ſie ihre Eile verdoppelten.

Ueber eilftauſend der Geſchlagenen wurden auf dem Schlachtfelde, oder auf der Flucht ohne Widerſtand niedergehauen, und von dem Kreuzheere geſchah an dieſem Tage nichts, was einem ſolchen Widerſtande ähnlich geweſen wäre. Keiner ſchoß ſeine Büchſe auf die Feinde ab, oder entblößte ſein Schwert, ſo daß die Schande doppelt war. Nur ſiebenhundert Flüchtlinge waren ſo glücklich, daß ſie zu Gefangenen angenommen und gebunden in das Lager gebracht wurden; auch würden noch weit mehr erſchlagen worden ſeyn, wenn ſie nicht noch zwei Straßen gefunden hätten, auf denen ſie ſich retten konnten.

Die ganze Artillerie der Verbündeten wurde von den Siegern erobert, und der Kurfürſt von Sachſen allein verlor 105 Feldſtücke, in jener Zeit Karrenbüchſen genannt, und der Beute war ſo viel, daß die Huſſiten über zwölfhundert ſchwer und mitunter reichbeladene Wagen erbeuteten, und auf dem Schlachtfelde, wie auf der Flucht lagen ſolche Beuteſtücke wie geſäet. — Das ganze Lager, alle Zelte, der ganze große Vorrath an Lebensmitteln, Pferden, Waffen, Gold, Silber und andere Koſtbarkeiten wurde eine Beute der Sieger; der päpſtliche Legat aber büßte die Bulle, Cardinalshut, Meßgewand, Kreuze, ſilberne Glocken und Weihrauchsfäſſer u. d. m. ein, welche Geräthſchaften den ungläubigen Huſſiten hernach zum Geſpötte dienten; Vieles von dieſen Beuteſtücken ſoll ſpäter noch im Beſitz der Bürger von Tauß geweſen ſeyn.

Dies war der Ausgang eines Zuges, von dem man ſich ſo viel verſprochen hatte, und der Kaiſer, ſo wie der Papſt lernten einſehen, wie man Allen nicht Alles verſagen könne, zumal wenn das Recht auf ihrer Seite iſt.

Der Cardinal-Legat, der aus der Schlacht glücklich entkommen war, eilte nach Nürnberg, beklagte ſich bei dem Kaiſer über die Uneinigkeit der deutſchen Fürſten und erzählte ihm, was ſich begeben. Der Kaiſer ſchickte ihn ſogleich nach Baſel, und ließ dem Concilio rathen, die Böhmen einzuladen, ſie freundlich zu hören und ſich, wo möglich, mit ihnen zu vergleichen. Dieſe Nothwendigkeit ſahen auch die verſammelten Kirchenväter ein und baten die Böhmen auf das freundlichſte, nach Baſel zu kommen, und ſich mit ihnen zu beſprechen, man werde Alles thun, um ſich mit ihnen zu vereinigen. *)

Die Böhmen erſchienen im Winter vor der Kirchenverſammlung, und ihre Geſandtſchaft beſtand aus vier geiſtlichen und vier weltlichen Gelehrten, welche von mehr als dreihundert tapfern Rittern begleitet wurden, an deren Spitze der berühmte Prokopius Holy ſich befand. Sie wurden wohl aufgenommen: da es die gefürchteten Sieger von Tauß waren, beſonders liefen Tauſende zuſammen, den ſchrecklichen Prokop zu ſehen, und mit Grauen ſah man den Wilden.

Der Huſſiten Abgeordnete erſchienen nun im Gefolge ihrer ganzen Bedeckung, die in Begleitung ihrer Waffen ein reſpectables Anſehen hatten. — Die Unterhandlungen begannen durch eine Disputation, welche eigentlich die ſogenannten vier Prager Artikel betraf. — Den Anfang machten *D.* Johannes von Raguſa, dem von der böhmiſchen Seite *D.* Johann von Rokyczan **) kräftig antwortete. Der Gegenſtand betraf die Lehre vom Kelche im Abendmahl. Den zweiten Punkt: daß die weltliche Obrigkeit wohl befugt ſey, die Sünden und Laſter der Geiſtlichen zu beſtrafen, vertheidigte der Taborit Niklas Peldrzimowſky gegen den D. Georg Carlier. — Den dritten Artikel von der freien Predigt des Evangelii vertheidigte der Brite und Wikleſit Peter Payne gegen den Franzoſen Jean de Polemar, und den vierten, von den Reichthümern der Geiſtlichkeit, verfocht der Böhme Udalrich gegen den D. Kalteiſen. — Die Huſſiten zeigten, daß ſie nicht allein mit dem Schwerte und Streitkolben, ſondern auch mit der Zunge tapfer zu ſtreiten vermöchten. — In die Hitze des Streits mengte ſich der Cardinal-Legat ebenfalls und ſtaunte, als Prokopius Holy hervortrat und es mit ihm aufnahm, wo denn Se. Eminenz gewahr wurden, daß dieſer Held ein gewandter Zungenfechter war.[**] Endlich, nachdem man lange vergebens geſtritten hatte, trat Prokopius Holy vor, ſtampfte, erzürnt über das pfaffiſche Ausweichen und Achſelzucken, mit ſeiner gewaltigen Keule auf den Boden, daß der Sitzungsſaal zitterte, und rief: „Es iſt genug! mit dem unnöthigen Wortgezänke wird wenig ausgerichtet. Darum frage ich nun zum letzten Male: „Wollt Ihr, oder wollt Ihr nicht?“ Und mit Zittern antworteten die Pfaffen: „Wir wollen!“ Doch dachten ſie bei ſich: wenn ihr nur weg ſeyd, wird ſich wohl ein Weg finden laſſen, euch das gegebene Wort zu brechen. Und ſo zogen die Böhmen wieder heim. Was ſich aber nun begeben und wie ſich dieſer lange

---

*) So ſchreibt die Geſchichte; der Verfaſſer dieſes Werkes aber kann ſich der Verwunderung über die Wirkungen der Tapferkeit und einer gewonnenen Schlacht nicht erwehren; denn wären die Böhmen geſchlagen worden, man würde ganz anders mit ihnen geſprochen haben, ſo aber waren ſie Sieger, und da mußte man freilich den Ton herabſtimmen. A. d. W.

**) Späterhin Erzbiſchof von Prag.

A. d. W.

---

[*] Hier muß bemerkt werden, daß Prokopius Holy, ſo wie ſein Vetter, Prokopius der Kleine, vor der Zeit beide Mönche waren und hier zeigten, daß ſie ihre Künſte noch nicht vergeſſen hatten. A. d. V.

blutige Streit geendet, ſoll an einem andern Orte in der fünften Abtheilung dieſes Gemäldes erzählt werden.

17.

Kurfürſt Auguſt von Sachſen.

(Fortſetzung vom 31. Juli.)

Aber nicht allein guter Staatswirth war der Kurfürſt Auguſt, er war auch ſonſt ein guter Regent, der redlich für ſein Vaterland, das er regierte, ſorgte. Wiſſenſchaften und Gewerbfleiß hatten an ihm einen thätigen Beförderer. — In den erſtern ſelbſt nicht unerfahren, beſaß er beſondere Kenntniſſe in der Mathematik, und von dieſer war ihm die praktiſche Geometrie eine angenehme und liebe Beſchäftigung, da er auf ſeinen Reiſen oft Gegenden aufnahm oder die Entfernung der Orte von einander vermaß; ſelbſt eine Menge kleiner Spezialkarten verfertigte, welche jetzt noch in der öffentlichen Landesbibliothek in Dresden befindlich ſind, und von dem Fleiße ihres Urhebers ein gutes Zeugniß geben. — Auch für die Geſchichte, beſonders aber für die ſächſiſche, hatte der Kurfürſt viel Vorliebe und ehrte die Schriftſteller, welche ſich dieſem Fache der Gelehrſamkeit widmeten, beſonders aber den Hiſtoriographen Sachſens, Georg Fabricius, welcher das Amt des Rectors an der Meißner Fürſtenſchule mit Ehren bekleidete und ſich durch ſeine Werke bleibenden Ruhm erwarb: ſo daß er ſeinen am 13. Juli 1571 erfolgten Abſchied von der Welt aufrichtig beklagte: — Auch im Gebiete der Sprachen war er nicht fremd, ſprach fertig lateiniſch und franzöſiſch und lernte im ſchon beginnenden Alter hebräiſch, nur um die Bibel in der Grundſprache leſen zu können. Bei dieſer Liebe zu den Wiſſenſchaften iſt es leicht erklärlich, daß dieſer Fürſt der Begründer der großen in Dresden befindlichen Landesbibliothek, die eine der Zierden des Landes iſt, werden konnte. Und wenn auch der Kurfürſt verſchiedenes unter die ächten Wiſſenſchaften rechnete, was man jetzt in die Categorie des Aberglaubens ſtellt, z. B. Aſtrologie, Alchymie und Geomantie, ſo geſchah es im Geiſte ſeiner Zeit, der von dem unſrigen ſo ſehr verſchieden iſt. Die Alchymie war die koſtſpieligſte dieſer Afterwiſſenſchaften; denn der Kurfürſt wurde von ſeinen Goldköchen, von denen uns die Geſchichte die Namen Schwerzer, Beuther und Merbitz, obgleich nicht zu ihrer Ehre, aufbewahrt hat, ſtark betrogen. — Die Wiſſenſchaft aber, in welcher der Kurfürſt am meiſten excellirte, war die Theologie, in welcher er tiefe Einſichten und Kenntniſſe erworben hatte, und er muß ſie gleichſam im Vorgefühl deſſen, wie nöthig ſie ihm ſeyn werde, ſtudirt haben. Kaum war der Gothaiſche Krieg zu Ende und wieder Ruhe im Lande, als auch die theologiſchen Streitigkeiten begannen, die an dreißig Jahre lang großes Unheil in Sachſen ſtifteten; welche man in der vaterländiſchen Geſchichte unter dem Namen der crypto-calviniſtiſchen Unruhen kennt, und aus welcher Zeit wir bereits in den frühern Bänden dieſes Werks bei D. Gundermann, Adolph Weinhauſen und noch an andern Orten Scenen gegeben haben. — Anfänglich betraf dieſe Streitigkeit rein theologiſchwiſſenſchaftliche Gegenſtände, und die erſte Veranlaſſung hierzu ſoll Melanchthon ſelbſt geweſen ſeyn, obgleich ohne eine Abſicht dabei gehabt zu haben. Er war in der Lehre vom Abendmahl weit gelinder und nachgiebiger als Luther, und behauptete ſchon bei deſſen Lebzeiten: man dürfe über dieſe Lehre nicht ſtreiten und Niemandem in ſeiner Meinung Gewalt anthun; er ſelbſt aber enthielt ſich, um keinen Anlaß zu Uneinigkeiten zu geben, alles Disputirens, ſobald die Rede von dieſem Lehrpunkte war; hatte jedoch in Privatſchriften eine Meinung geäußert, die im Punkte der Gegenwart Chriſti beim Abendmahle ſich der Lehre Calvins mehr zuneigte, als der Lehre Luthers. Dieſer Meinung pflichteten auch noch mehrere gelehrte Männer bei, beſonders Melanchthons Schwiegerſohn, *D.* Caspar Peucer, welcher unter den Papieren ſeines verſtorbenen Schwiegervaters verſchiedenes gefunden hatte, was ſeine Meinung in dieſem Punkte beſtimmte. Die Meinung Melanchthons fand in Wittenberg beſonders viel Anhänger, welche Philippiſten, ſo wie Crypto-Calviniſten, d. h. heimliche Anhänger der Lehre Calvins, genannt wurden. Ihre Gegner waren, nebſt vielen andern, die Theologen auf der Univerſität zu Jena, welche, wegen ihrer ſtrengen Anhänglichkeit an Luthers Lehrmeinung, Orthodoxen genannt wurden, und dieſe Orthodoxie durch einen hohen Grad von Intoleranz gegen Andersdenkende beurkundeten. — Die Wittenberger wurden von den Jenenſern und ihren Genoſſen auf dem Catheder evangeliſche Irrlehrer genannt, und dieſer Streit wurde immer heftiger und ging auch immer weiter von einem Punkte zum andern, ſo daß endlich die ganze Exiſtenz des Lutherthums in Sachſen in Gefahr gerieth.

Dieſe Streitigkeiten, anfänglich bloß gelehrte Zänkerei, gingen bald auf die übrigen Theile des Volkes über und arteten in förmlichen Sektengeiſt aus, wobei mehr mit der Fauſt, als durch gelehrte Schlüſſe ausgemacht wurde, wie wir in der Erzählung von Adolph Weinhauſen bis zum Ueberfluß dargethan haben. Die Unruhen, welche hieraus entſtanden, wurden immer allgemeiner, und droheten, wie ſchon gedacht, dem Lehrgebäude Luthers die größte Gefahr, ſo daß endlich der Kurfürſt ſich zur Einſchreitung genöthigt ſah.

Am Hofe dieſes Fürſten dachte man orthodox, doch brachten es die eifrigen Bemühungen beider vielvermögender Männer, *D.* Peucer und *D.* Cracau*) ſo wie des Hofpredigers Schütz dahin, daß der heimliche Calvinismus wenigſtens ſtillſchweigend tolerirt wurde. Als aber das Geſchrei der Jenaiſchen Theologen zu ſtark ertönte, berief der Kurfürſt eine Zuſammenkunft der Theologen nach Dresden (1571) und verlangte von ihnen: daß die entſtandenen Irrungen in der Religion beigelegt werden und ſie ſich deßhalb unter einander verſtändigen ſollten. Die Herren kamen zuſammen, disputirten, wurden heftig und gingen endlich unverrichteter Sache wieder auseinander. — Die Philippiſten wurden nun lauter und die Unruhen heftiger. — Peucer lehrte nunmehr öffentlich verſchiedenes, was mit den Lehren der Augsburgiſchen Confeſſion nicht übereinkam, und im Neuen Catechismus, welcher in Wittenberg 1571 herauskam, befand ſich in der Lehre von Chriſto und vom heiligen Abendmahl manches geändert, und auf dieſen Schritt wären zuverläſſig noch mehrere gefolgt, wenn dieſen Unruhen nicht ſchnell ein Ende gemacht worden wäre.

---

*) S. erſten Bd. S. 103 ff. und zweiten Bd. S. 110 ff.

Die Kurfürſtin Anna, eine ſehr eifrige Lutheranerin, hatte Gelegenheit, ſich früher als ihr Gemahl von der Gefahr zu überzeugen, die dem Lutherthum drohe, und daß es in Gefahr ſtehe, vom Calvinismus verdrängt zu werden. Sie drang nun bei ihrem Gemahl durch und brachte es dahin, daß erſt *D.* Peucer am 1. April 1574 (S. erſten Bd. S. 20) und drei Tage ſpäter auch *D.* Cracau (S. zweiten Bd. S. 111) verhaftet wurde. Wie es dieſen beiden Männern, einſt ſo hochmächtig und nun ſo tiefgeſtürzt, ergangen ſey, haben wir an den nur angegebenen Orten ausführlich erzählt.

Nach der Beendigung dieſer über die Häupter des Calvinismus verhangenen Unterſuchung berief der Kurfürſt die vornehmſten Theologen ſeines Landes erſt nach Lichtenburg und dann nach Torgau, wo man gewiſſe Artikel entwarf, welche die Abſicht hatten, die ſtreitigen Meinungen zu vereinigen. Dieſes ſind die ſogenannten Torgauer Artikel, und der gehaltene Convent erforderte einen Aufwand von 80,000 Thalern, weil ſich viele auswärtige Theologen dabei einfanden, welche ſämmtlich eine gute Auslöſung erhielten.

Die Torgauer Artikel gaben Gelegenheit, daß ſie im folgenden Jahre (1577) bei einem neuen Convente von Neuem vorgenommen wurden, wo denn endlich (1579) die ſogenannte *Formula Concordiae* entſtand, welche von drei Kurfürſten, vielen Reichsfürſten, Grafen, Herren und Reichsſtädten, auch von faſt achttauſend Lehrern und Predigern unterſchrieben wurde, und wenn gleich nicht einen ewigen Frieden, doch einen langen Waffenſtillſtand unter den ſtreitenden Theologen zur guten Folge hatte. — Es hatte dieſelbe aber auch eine andere Folge, welche gewiß gegen die Abſicht des Kurfürſten war, und eine üble genannt zu werden verdient.

Die Einigkeitsformel wurde in Sachſen und wo ſie angenommen worden war, zum ſymboliſchen Buche erhoben, auf welches ebenfalls, wie auf die andern dergleichen Bücher, Jeder, der ein geiſtliches Lehramt erhält, ſchwören muß: daß er nichts, was demſelben entgegenſtehe, lehren wolle; in verſchiedenen andern Ländern aber wurde ſie nicht angenommen, und es entſtand daher eine förmliche Spaltung unter den Evangeliſchen, die gewiß ganz gegen die Abſicht des Kurfürſten Auguſt war, der ſich es redlich hatte Zeit, Geld und Mühe koſten laſſen, um die Einigkeit in der evangeliſchen Kirche herzuſtellen und zu befeſtigen. —

Dieſer Fürſt war übrigens von der Wahrheit ſeines Glaubens ſo feſt überzeugt, daß er einſt, als der Hofprediger Schütz eine andre Bibel, nach einer von Luthers Ueberſetzung abweichenden, in ſeiner Bet-Capelle in der Schloßkirche hingelegt hatte, er ſelbſt, nachdem er den Tauſch bemerkte, ſie mit ſeiner gewöhnlichen nach Luthers Ueberſetzung gedruckten vertauſchte, und mit eigner Hand hineinſchrieb: „Er habe ſich von Jugend auf zur heiligen Bibel und Augsburgiſchen Confeſſion bekannt, gedenke auch dabei mit Gottes Hülfe und Gnade zu leben und zu ſterben, und hoffe, ſeine Seelſorger werden ein Gleiches thun ꝛc.“ —

Gewiß iſt es endlich, daß, wenn der Kurfürſt Auguſt bei dieſen Unruhen keine ſolche Feſtigkeit bezeigt hätte, dieſe für die evangeliſch-lutheriſche Kirche einen höchſt verderblichen Ausgang gehabt haben würden, und daß wir dieſer Feſtigkeit gewiſſermaßen ihr Fortbeſtehen in Sachſen verdanken.

(Die Fortſetzung folgt zum 28. Auguſt.)

18.

Der Herzog Heinrich der Fromme.

(Fortſetzung vom 17. April und 7. Juli.)

Der Tod des Herzogs Georg war eine Begebenheit, die nicht allein für den Bruder und Nachfolger deſſelben, den Herzog Heinrich den Frommen, ſondern auch für das Land von der höchſten Wichtigkeit wurde. — Jener wurde auf einmal aus ſeiner Noth geriſſen, eben da ſie am höchſten geſtiegen war, dieſes aber erfuhr große Veränderungen, beſonders im Religionsweſen, die es nicht ſo nahe geglaubt hatte.

Das erſte, was der Herzog Heinrich that, als er die Regierung angetreten hatte, war, daß er die bisherige katholiſche Religionsübung zu verdrängen und an ihre Stelle die evangeliſche zu ſetzen ſuchte. Dieſe Veränderung geſchah auch ſo raſch, daß man dieſes allzuſchnelle und gewaltſame Verfahren nicht eben ſtaatsklug nennen kann: da eine Reformation nur das Werk der Ueberzeugung, nicht aber eines ſtürmiſch und übereilt eingreifenden Herrſchergebotes ſeyn darf. — Der Umſturz kam hier in der That zu ſchnell, und die Lehren, welche man vor wenig Wochen, ja Tagen noch, als Ketzereien verflucht hatte, galten nun als recht, dahingegen die bisherigen Lehrmeinungen als Irrlehren und nicht in Wort begründete Menſchenſatzungen verſchrieen wurden. — Der Herzog Heinrich hatte ſich an den Kurfürſten Johann Friedrich gewendet und ihn um ſeinen Beiſtand und Beirath bei dieſer Reformation gebeten, wobei es geſchah, daß ſich dieſer Fürſt in ſeinem Glaubenseifer übereilte und zu gewaltſam verfuhr, ſo daß ſelbſt Luther dieſe Uebereilung gemißbilligt haben ſoll. —

Dieſe Uebereilung fügte aber auch dem Lande auf noch einer andern Seite einen bedeutenden Schaden zu: denn es wurden die alten bewährten Räthe des verſtorbenen Herzogs, ein Bünau, Piſtoris, Commerſtadt und Wolfgang von Schönberg, ſämmtlich tüchtige Geſchäftsmänner und mit allen Zweigen der Verwaltung innig vertraut, ebenfalls entlaſſen, blos weil ſie bei ihrem alten Glauben bleiben wollten; freilich wirkte der ſehr gereizte Anton von Schönberg durch Perſönlichkeit mit. — Indeſſen verloren dieſe Abgeſetzten ihren Einfluß dennoch nicht ganz, ſondern hielten ſich, als der Vater ſie entließ, zu dem hoffnungsvollen Sohne Moritz, da dieſer die Abſetzung ſolcher verdienſtvoller Männer laut mißbilligte; ſelbſt in ſeinen geheimen Geldverlegenheiten halfen ſie ihm durch Vorſchüſſe und ſuchten den jungen Herrn, dieſe aufgehende Sonne des Landes, ſich auf alle Weiſe zu verbinden.

Aber es wurde auch die Reformation, welche der Herzog Heinrich jetzt beabſichtigte, ihm keineswegs ſo leicht, als ſie ihm früher in Freiberg geworden war: denn der höhere Clerus in dem ererbten Lande hatte den Verluſt ſeiner Macht und Reichthümer, und die Stifter wie die Klöſter die Säculariſation zu fürchten, wenn dieſe haſtige Reformation weiter um ſich greifen und allgemein werden ſollte. Der Katholicismus hatte auch mächtige Vertreter an den Biſchöfen von Meißen, Naumburg und Merſeburg, ſo wie an den Aebten und Prälaten reicher und bedeutender Stifter und Klöſter, der Univerſität zu Leipzig und einem zahlreichen und angeſehenen Adel, ſo daß die Reaction gegen denſelben nichts weniger als leicht war. Kaum waren daher die erſten Schritte des Herzogs Heinrich geſchehen, den bisherigen Zuſtand im kirchlichen Weſen umzuwandeln, als auch verſchiedene Schritte dagegen gethan wurden. Der Biſchof von Meißen, Johann *VIII.*, ſtellte ſich an die Spitze der mit den Reformen Unzufriedenen und machte dringende Vorſtellungen beim Herzoge, wurde aber damit abgewieſen. Nun wendeten ſich dieſelben an den König Ferdinand und baten um ſeine Verwendung bei dem Herzoge, daß er mit der Reformation innehalte. Der König ſendete auch zwei ſeiner Räthe an den Herzog und ließ dieſem dringende Vorſtellungen wegen der von ihm unternommenen Reformation, Säculariſirung der Stifter und Klöſter ꝛc. machen, auf die Vollziehung des letzten Willens vom Herzog Georg dringen, in Religionsſachen Alles beim Alten zu laſſen; auch im Falle, daß er nicht gehorchen würde, mit kaiſerlicher Ungnade drohen. — Man kannte Heinrichs Liebe zum Frieden und zur Ruhe, und hoffte von dieſen Drohungen großen Erfolg. Allein es wunderte ſich der König Ferdinand gewaltig, als er die Antwort des Herzogs vernahm, welche dieſer den Geſandten gegeben hatte: „er werde ſtets ſich ſo zu verhalten wiſſen, wie er es vor Gott und kaiſerlicher Majeſtät verantworten könne; bäte aber, ihm in ſeinem Lande Ziel und Maße zu gönnen. Das Teſtament ſeines Bruders ſey unvollzogen geblieben und ſomit ohne Kraft, auch für ihn nicht bindend. Wolle man aber ihm, wegen ſeines Eifers für das Evangelium, Ungemach bereiten; ſo werde er ſich an ſeine Freunde wenden und ſich mit ihrer Hülfe zu ſchützen wiſſen.“ —

Dieſer ſo unverhoffte Entſchluß hatte aber ganz natürliche Urſachen: Zu jener Zeit beſtand der ſchmalkaldiſche Bund in ſeiner höchſten Macht, und an ſeiner Spitze ſtanden der Kurfürſt von Sachſen ſo wie der Landgraf von Heſſen, die übrigen Glieder dieſes Bundes aber beſtanden aus den ſämmtlichen proteſtantiſchen Fürſten und Ständen des Reichs. Der Herzog Heinrich hatte ſich an ſeinen Vetter, den Kurfürſten, gewendet, und von ihm die Zuſicherung erhalten: der Bund werde ihm, wenn er wegen der Reformation angegriffen werden ſollte, mit aller Macht ſchützen; er möge ſich alſo in ſeinem Reformiren nicht irre machen laſſen.

Mehr verſteckt, aber auch um ſo gefährlicher war der Widerſpruch, den der Biſchof zu Meißen der Reformation des Herzogs entgegenſetzte. Dieſer Prälat ſtellte ſich an die Spitze des Clerus und — fiel nicht mit der Thür in's Haus, ſondern handelte mit Schlangenklugheit. Er wendete ſich ſchriftlich an den Herzog, gab die Nothwendigkeit einer Reformation zu; bat jedoch dieſen Fürſten: eigenmächtig nichts an der Religion zu ändern, weil er ſelbſt über eine fromme Reformation nachdenken wolle. Das war klug von dem Biſchof; allein er blieb dabei nicht auf dem halben Wege ſtehen, ſondern hielt auch Wort und ſendete nach Verlauf einiger Monate einen Entwurf ein, welcher mit großer Klugheit geſchrieben, dabei aber ſehr auf Schrauben geſtellt war. — Auf den erſten Anſchein näherte ſich dieſer Entwurf, ein Meiſterſtück von Doppelſinnigkeit, der Meinung Luthers und hatte oft ſelbſt ſeinen Styl und Ausdruck, dabei aber einen täuſchenden Schein der Wahrheit. Der Herzog las jedoch dieſen Entwurf nicht allein ſelbſt mit Aufmerkſamkeit, ſondern ſendete ihn auch an den Kurfürſten Johann Friedrich, der ihn wieder an *Dr.* Luther, Melanchthon, Jonas und die übrigen Theologen zur Beurtheilung übergab. Dieſe erſchien, und in demſelben war jede Doppelſinnigkeit dieſes Entwurfes an das Licht gezogen, jeder Fehler aufgedeckt, der Entwurf im Ganzen höchlich verworfen, und es wurde auch derſelbe eine Dichtung der Meißner Pfaffen mit Wittenberger Federn geſchmückt genannt, und der Herzog gewarnt, ſich in ſeiner Reformation nicht aufhalten zu laſſen; ja es ſetzte *Dr.* Luther dieſem Bedenken noch den Rath hinzu: auch des Biſchofs Sprengel zu reformiren und denſelben nicht zu verſchonen. — Es war alſo jener Entwurf rein vergebens und zog ſogar die Reformation über das Stift Meißen herbei; denn ehe noch die Antwort von Wittenberg eintraf, hatte ſich der Biſchof bei dem Herzoge über die unternommene Kirchen-Viſitation bitter beklagt, und einen Ausſchuß von der Ritterſchaft und Geiſtlichkeit zur Berathung über die Religionsſache vorgeſchlagen. Dieſer Klage wurde geantwortet, und ſo ſtritt man ſich in Schriften, die aber keine andere Folge hatten, als daß dem Biſchof erlaubt wurde, zu der auf die Augsburger Confeſſion vorzunehmenden Viſitation Deputirte zu ſchicken. Endlich langte die Antwort aus Wittenberg an, und nun hatte die ganze Fehde ein Ende, die Reformation aber ging ihren Gang fort, und ſelbſt das Stift war in Gefahr, ſo wie andere Klöſter eingezogen zu werden, was auch geſchehen ſeyn würde, wenn nicht verſchiedene wichtige Rückſichten dieſe Aufhebung widerrathen hätten.

In Dresden ging die Reformation am ſchnellſten vorwärts. Als die Nachricht vom Ableben des Herzogs in der Stadt ſich verbreitete, erzeugte ſie auf der Seite der katholiſch Geſinnten große Beſtürzung, bei der dem Lutheranismus günſtigen Bürgerſchaft hingegen freudige Hoffnungen: da man die Geſinnung des nunmehrigen Fürſten und ſeine Anhänglichkeit an die neuen Formen kannte. Noch am Abend des Tages, an welchem der Herzog Georg von der Welt geſchieden war, zog der Herzog Heinrich, bei Fackelſchein, durch die dichten Reihen des erwartungsvollen Volks in die Stadt, und wenig Tage ſpäter ging die Huldigung vor ſich. — Ein überſpannter Katholik ſoll dabei geſagt haben: „Er wolle lieber, daß Gott im Himmel ſelbſt geſtorben ſey, als dieſer Fürſt.“ —

Die erſte Sorge des Herzogs Heinrich war, den Leichnam ſeines Bruders in das fürſtliche Erbbegräbniß nach dem Dome zu Meißen abzuführen. Als nun dort das Leichenbegängniß gefeiert wurde, und die Vigilien begannen, verließ der Herzog mit den meiſten ſeines Gefolges den Dom und begab ſich in das Schloß, wo er ſich von ſeinem Hofprediger, **Paul Lindemann**, eine Predigt halten ließ.

19.

Der Herzog Heinrich der Fromme ſtirbt.

(Fortſetzung und Schluß des Vorigen.)

Kaum war die Leiche **Georgs** zur Ruhe, als der Herzog **Heinrich** ſich huldigen ließ; und nun begann die Reformation in Dresden in der oben ſchon bemerkten Art, und ſie wurde durch folgenden Umſtand mächtig gefördert.

Als der Herzog **Georg** ſeinem Bruder **Heinrich** das im *II.* Bande dieſes Werks S. 304 erwähnte Anerbieten machen ließ, und daſſelbe abgeſchlagen worden war, faßte der Herzog **Georg**, wie an dem angeführten Orte ebenfalls bemerkt worden iſt, den Entſchluß, ſein Land dem König **Ferdinand** durch ein Teſtament zu vermachen, um den Katholicismus in demſelben aufrechtzuerhalten; doch ehe er dieſen Entſchluß ausführen konnte, übereilte ihn der Tod, eben da er dem herbeigerufenen Canzler **Simon Piſtoris** das Teſtament in die Feder ſagen wollte. — Das Teſtament blieb alſo unvollzogen und hatte keine gültige Kraft. Demohngeachtet glaubte der Biſchof Johannes von Meiſſen durch daſſelbe die Umwandlung in Religionsſachen, welche jetzt Alles umkehrete, und alſo auch das, was ſeinem Stifte drohete, aufhalten zu können? allein er machte ebenfalls die ſchon dageweſene Erfahrung: daß die menſchlichen Unternehmungen oft einen ganz andern Erfolg als den beabſichtigten haben. Vorerſt wendete er ſich an den Canzler Piſtoris, einen frommen und rechtſchaffenen Mann, und verlangte von dieſem: daß er das Teſtament des Herzogs als vollzogen und demnach als gültig erklären ſollte. Allein der Canzler widerſtand dieſer Verſuchung, ob er gleich als ein guter Katholik leicht vorausſehen konnte, was davon abhängig war, verweigerte demnach ſeinen Beitritt zu dieſer Anmuthung, und nun wendete ſich der Biſchof an den König Ferdinand, welcher auch, wie wir bereits oben erwähnt haben, eine ſtarke Ermahnung an den Herzog ergehen ließ, was aber, wie ebenfalls ſchon gedacht, eine vom Herzog Heinrich nicht erwartete Antwort zur Folge hatte.

Nun war die Reformation in dieſem Lande nicht mehr aufzuhalten. Bereits am 23. April hatte der Hofprediger des Herzogs Heinrich die erſte evangeliſche Predigt in der Schloßkapelle gehalten, und nun wurde am 3. Juni die zum folgenden Tage fallende Frohnleichnamsprozeſſion förmlich unterſagt, auch die Meſſen, Vigilien und andere Religionshandlungen des katholiſchen Cultus als abgeſchafft erklärt, im Gegentheil die Austheilung des heiligen Abendmahls unter beiderlei Geſtalt verordnet, und da der Pfarrer, *D.* Peter Eiſenberg, erklärte: dies wiſſe er nicht zu thun! mußte er ſein Pfarramt niederlegen, und erhielt eine, wiewohl ſehr anſtändige, Penſion. — An ſeine Stelle berief der Rath einen andern, Johann Cellarius, aus Frankfurt am Main, der ſchon am 27. Juni eingewieſen wurde. Am 6. Juli ward durch Predigt und Communion der Gottesdienſt nach evangeliſcher Weiſe in der Kreuzkirche feierlich eingeführt, wobei auch der Kurfürſt Johann Friedrich nebſt ſeiner Gemahlin und Gefolge erſchien, und es wurde nun die Kreuzkirche zur Hauptkirche erhoben.

Eine eigene Commiſſion wurde ernannt, die Reformation im Lande einzuführen, welche aus zwei Geiſtlichen, zwei Herren von der Ritterſchaft und dem Amtmann zu Coldiß beſtand. — Der berühmte D. Juſtus Jonas ſtand an ihrer Spitze, und ſie begann am 15. Juli ihr Werk, nach einer empfangenen Inſtruction, auf das Eifrigſte. Hierdurch wurde Alles rein umgekehrt; doch dieſe Umwandlung lag in den Forderungen des Geiſtes jener Zeit, darum fand ſie überall willkommene Aufnahme, und die Commiſſion konnte binnen ſieben Wochen ihr Geſchäft beendigen; nur die, welche hierdurch verlieren mußten, ſeufzten darüber, laut durften ſie aber damit nicht werden. Ueberall wurden die Altäre aus den Kirchen entfernt, die koſtbaren Geräthſchaften derſelben dieſem Gebrauche entzogen; und in Dresden, wie überall, auf dem Rathhauſe oder bei dem Gerichte niedergelegt. In Meißen wurde das Grabmal des heiligen Benno, welches 1523 errichtet worden war, eingeriſſen und aus der Domkirche geſchafft, in ihr aber predigten D. Jonas, Spalatin, Amsdorf ꝛc. das Evangelium. Der Pater Andreas, ein Franziskanermönch aus dem Kloſter zu Meißen, trat auf und disputirte, bis ihm die Stadt zu verlaſſen befohlen wurde. — Der Biſchof hatte alſo das, was er verhüten wollte, die Einführung der Reformation Luthers, in ſeinem Sprengel nicht verhüten können, ja vielleicht im Gegentheil befördert, weil es Gottes Fügung ſo wollte. Die Klöſter wurden ebenfalls aufgehoben, und den Kloſterleuten anbefohlen, ihre Kloſterkleidung abzulegen und andere ehrliche Kleidung zu tragen; doch hielten ſie ſich an manchen Orten bis zuletzt. Aus den Gütern der Klöſter und aufgehobenen geiſtlichen Stiftungen, ſo wie ihrer Kleinodien, wurde die Verwendung zu frommen Zwecken, z. B. für Kirchen, Schulen und Spitäler genommen, und dadurch manches Gute geſtiftet.

Als die Commiſſion ihr Geſchäft vollendet hatte, ſtellte ſie dem Herzoge in ihrem Berichte vor: Es handle ſich um das geiſtliche Wohl von 5- bis 600.000 Seelen, die etwa 1000 Pfarrer hätten. Die Meſſe habe bisher anſtatt alles Gottesdienſtes gegolten, nach deren Abſchaffung man nun auf gute Prediger und verbeſſerte Religionsübung bedacht ſeyn müſſe.

Dieſes war nun eine Hauptſorge, welcher ſich auch Börner, Fabrizius, Rhau, Pfeffinger und andere wackere Männer alles Ernſtes redlich unterzogen; ſo daß überall Verbeſſerungen eintraten und mit dem Ende des Jahres 1540 auch die ſo hochwichtige Angelegenheit vollendet war.

Die Einführung der Reformation war faſt die einzige wichtige und merkwürdige Begebenheit in der Geſchichte des Herzogs Heinrich, ſeitdem er die Regierung über das Land ſeines verſtorbenen Bruders angetreten hatte; ſie iſt jedoch ſehr einflußreich für dieſes Land geweſen, und der Herzog Heinrich hat ſich auch dadurch einen Namen erworben, der nicht mit Unehre in der Reihe der übrigen Regenten Sachſens ſteht: ob er gleich ſeinen Söhnen und Nachfolgern, Moritz und Auguſt, an Thatenreichthum des Regentenlebens weit nachſteht. —

Wenig Monate vor des Vaters Ableben hatte ſich der Prinz Moritz, älteſter Sohn des Herzogs Heinrich, mit der Prinzeſſin Agnes von Heſſen, Tochter des Landgrafen Philipp und Enkelin des Herzogs Georg, heimlich und ohne Wiſſen ſeiner Eltern vermählt (11. Januar 1541). Der Vater Heinrich fühlte ſich zwar durch die Umgehung ſeine Vaterrechte verletzt, doch ſöhnte er ſich mit dem geliebten Sohne bald wieder aus und legte, da er ſein Ende herannahen fühlte, am 7. Auguſt 1541, die Regierung in die Hände des thätigen, talentvollen Sohnes nieder, ordnete ihm einige alte Räthe ſeines Bruders zu, und wollte nun die letzte Zeit ſeines Lebens in ſtiller Ruhe und Zurückgezogenheit zubringen: doch ſchon nach eilf Tagen ſchied er, am 18. Auguſt, Abends zwiſchen ſieben und acht Uhr, während eines heftigen Ungewitters, ſanft aus dem Leben. —

Die Herzogin Catharina war während des kurzen Krankenlagers ihres Gemahls ſeine treueſte Wärterin und that ihm allerlei Handreichung, wobei er ganz gefaßt dem Tode entgegenſah. — Zwei Tage vor dem Ableben des Herzogs, am 16. Auguſt (1541) brachte ihm ſeine Gemahlin drei Stückchen gediegenes Gold, welches der Kaiſer aus dem damals entdeckten Amerika erhalten und dem Herzog Georg geſchenkt hatte. Der Kranke bezeigte ſeine Freude darüber, brachte es an den Mund, als wenn er darein beiſſen wollte, gab dieſes Gold aber bald wieder an ſeine Gemahlin als ein Geſchenk und wurde nun mit jeder Minute ſchwächer. Am Tage vor ſeinem Tode ließ er ſich oft aus einem Bette in's andere bringen, bis er endlich, nachdem ihm die Sprache immer ſchwerer und das Athemholen kürzer geworden war, Abends in der ſchon ermeldeten Stunde, unter den Gebeten und Wünſchen des Hofpredigers Schumann und des Pfarrers Cellarius ganz ſanft ſeinen Geiſt aufgab. — Von ſeinen Söhnen war keiner bei ſeinem Tode zugegen: Moritz war bei ſeiner Gemahlin in Caſſel, und Auguſt mit ſeinem Hofmeiſter Rivius in Leipzig auf der Univerſität; doch die treue Gemahlin Catharina hielt bei ihm aus bis an's Ende.

Da der Herzog in ſeinem Teſtamente verordnet hatte: „Da er die Freiberger in aller Treue und Gehorſam gegen Gott und ihn erfunden: ſo wolle er auch bei ihnen ruhen und ſchlafen!“ ſo machten ihm alſo die Berghäuer im Dome daſelbſt ſein Grab, und die Vornehmſten der Bergknappſchaft wollten den Leichnam, nachdem man ihn vom Trauerwagen gehoben hatte, nach demſelben tragen. Es war angeordnet worden, daß der Sarg erſt vor der Kanzel niedergeſetzt, und nach gehaltener Leichenpredigt, auch geſprochenem Kirchenſegen, in's Grab geſenkt werden ſollte; allein ein Mißverſtändniß verurſachte, daß man mit der Leiche gleich nach dem Grabe zueilte, während noch die Knappſchaft in den Stühlen ſaß, und des Gottesdienſtes wartete, worauf der Sarg unter Lärm und Widerſpruch — ein

Bild des Geiſtes der Zeit, in welcher **Heinrich** gelebt hatte — in das Grab hinabgeſenkt wurde.

Dies war die erſte fürſtliche Leiche, welche im Dome zu Freiberg ihre Ruheſtätte fand; doch von jetzt an fanden bis mit **Johann Georg** *IV*. alle Fürſten des Kurhauſes Sachſen ihre Ruhe daſelbſt.

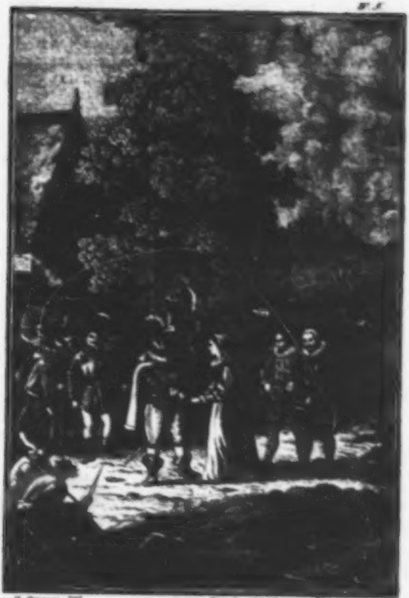
20.

Holke auf ſeinem Vernichtungszuge durch Sachſen.

(Fortſetzung vom 11. Auguſt.)

Zwickau war alſo in den Händen der Kaiſerlichen, und das Heer verfolgte nun ſeinen Weg weiter; Schrecken und Verwüſtung bezeichneten ſeine Bahn, denn die Chroniken ſind voll von den Gräuelthaten, welche dieſe Unmenſchen begingen, und die Haut ſchaudert dem Leſer, wenn er zur Kunde dieſer Gräuel gelangt; ſo daß ein alter Schriftſteller ſagt: „**das ganze Meißner Land habe lichterloh gebrannt!**“ — In **Schneeberg** erbrachen die Croaten, welche gemeiniglich in der Vorhut des Heeres waren, die Kirche, welche ſie als einen Tempel, dem Dienſte des Teufels geweiht, betrachteten, und eben wollten ſie die feſte Sakriſteythüre aufſprengen, als der kommandirende General **Holke** ankam, worauf ſogleich die Croaten die Kirche verließen. Denn obgleich **Holke** ſeinen Soldaten ſehr viel erlaubte, und ihnen ihre Plünderungen und übrigen Exceſſe nachſah, ſo geſtat-

N. 5



Die Gräfin von Hassenstein rettet durch Fürsprache die Stadt Annaberg.

tete er doch nicht, daß in der Stadt oder dem Dorfe, wo er ſich befand, evangeliſche Kirchen beraubet werden durften, wenigſtens ſo lange nicht, als er anweſend war. — Dies war alſo die Urſache, weshalb die Croaten die Kirche in Schneeberg ſo ſchnell verließen, wodurch ihr die koſtbaren Altargeräthe wenigſtens für jetzt gerettet und erhalten wurden; doch bei dem zweiten Einfalle im Jahre 1633 wurden ſie, nebſt einem Flügel des Altars, doch noch geraubt.

Nach einer der ſchrecklichſten Nächte, welche die Geſchichte von Schneeberg kennt, brach endlich am Morgen das Heer wieder auf, um ſeinen Weg weiter zu nehmen. Schon hatten ſich die Schaaren in Marſch geſetzt, und der Stadtrath, welcher in Gemeinſchaft mit dem Bergamte in dieſer Nacht verſammelt geblieben war, ging nun auseinander. Der Stadtrichter, *M*. Cardinal, war bereits in die Nähe ſeiner Wohnung gekommen, als von einem Croaten ein Schuß auf ihn gerichtet wurde, der das Herz des Stadtrichters traf, ſo daß er tod zur Erde ſank. Der Mörder blieb wahrſcheinlich unbeſtraft; denn unter den Waffen ſchweigen die Geſetze.

Das kaiſerliche Heer theilte ſich in Aue, und ein Theil deſſelben zog über Bernsbach und Grünhain, wo ebenfalls Alles verwüſtet wurde, und beſonders das ganze Städtchen Grünhain in Flammen aufloderte, die Einwohner aber unter den Schwertſtreichen der wilden Feinde fielen.

Die andere Heerabtheilung hatte ihren Weg über Schwarzenberg nach Scheibenberg genommen, und fand bei dem Dorfe Mittweide unverhofften Widerſtand. — Es hatten ſich über hundert Mann Hammerſchmiede, Hohofenarbeiter, Köhler und andere ſtarke und beherzte Leute zuſammen verbunden, den ſtreifenden Rotten der Croaten und anderer kaiſerlichen Schaaren zu widerſtehen. — Auch heute hatten ſie ſich vereinigt, denn ſie hörten, daß der Feind heranziehe, und glaubten, es ſey die herannahende feindliche Schaar nur eine ſtreifende Rotte; daß ſie aber eine Heeresabtheilung von mehreren Tauſenden gegen ſich hätten, davon ahneten ſie nicht das Geringſte. Als daher die Vortruppen, welche aus Croaten beſtanden und von einem Obriſtlieutenant angeführt wurden, welcher voranritt und ſich durch ein rothes Kleid auszeichnete, in die Nähe dieſes im Buſche verdeckt liegenden Hinterhaltes kamen, und der Anführer eben durch den Bach reiten wollte, legte **Georg Reinhold**, ein junger Hammerſchmied, ſein gezogenes Rohr auf dieſen Obriſtlieutenant an, drückte ab, und der meiſterhaft Getroffene ſank tod vom Roſſe. Betroffen über dieſen unvermutheten Widerſtand, zogen ſich die ihres Anführers Beraubten eilig zum Hauptcorps zurück, wo dieſer Vorfall ſogleich dem Feldherrn gemeldet wurde, der ſofort ſtrengen Befehl gab, daß ein Regiment Croaten zu Roß vorrücken und Alles niederhauen ſolle, was ihnen unter das Schwert komme.

Jene Vertheidiger des Ihrigen, mehr tapfer als klug, feierten indeſſen ihren leichten Sieg mit Jubel und glaubten, alle Fehde habe nun ein Ende, als ſie plötzlich von den herangekommenen Rächern überfallen und angegriffen wurden. **Neun und dreißig** dieſer Söhne des Gebirges fanden bei der tapfern Gegenwehr, die ſie den Feinden entgegenſetzten, ihren Tod durch das Schwert oder das Geſchoß des Feindes. **Reinhold** aber erhielt ſein Leben durch die Barmherzigkeit eines Croaten, eben da ihm ein anderer den Kopf ſpalten oder abſchlagen wollte.

Das Hammerwerk und eine Gaſſe in dem Dorfe Mittweide wurde nun in Brand geſteckt, und die größte Gefahr drohete dem ganzen Dorfe, als dieſe ganz unvermuthet durch folgenden Umſtand abgewendet wurde.

Einſt, als Holke noch Oberſter im kaiſerlichen Fußvolk war, veruneinigte er ſich mit einem andern Oberſten dieſes Heeres, Namens Pechmann. In dem Duell wurde Holke am linken Auge hart verwundet, drückte aber in dieſem Augenblicke ebenfalls ab, und Pechmann ſank, durch das Gehirn geſchoſſen, entſeelt zu Boden.

Jetzt, nach Jahren, als Holke zum Feldmarſchall-Lieutenant emporgeſtiegen war, und nach dem Dorfe Mittweide kam, dieſes Dorf aber durch Feuer und Schwert verheeren wollte, fand er unverhofft die Tochter jenes Oberſten wieder, die an den Erbrichter des Dorfes verehelichet war. — Verſchwunden war ſogleich das Gefühl der Rache aus ſeinem Herzen und wich der Erinnerung an die vergangenen Zeiten. Eben begann das Erbgericht, von den Croaten ebenfalls angezündet, zu brennen; doch der Feldherr befahl ernſt, und in wenig Augenblicken war das Feuer gelöſcht. Dann beſchenkte er die Tochter ſeines ehemaligen, von ihm im Zweikampfe getödteten Waffenbruders reichlich, und entfernte ſich mit dem Ausrufe: O wollte Gott, mein alter Pechmann lebte noch, ſo hätte ich auch mein linkes Auge noch!“ —

Das Heer brach wieder auf, und bei der alten Bergſtadt Schlettau vereinigten ſich beide Abtheilungen wieder, lagerten ſich um das Städtlein her; doch wurden im Ganzen weniger Verheerungen angeſtiftet; vielleicht ſtimmte Holken die Erinnerung an Pechmann milder, und er geſtattete ſeinen Kriegern heute weniger Gräuelthaten als ſonſt.

Am folgenden Tage brach das Heer wieder auf und zog vor die Bergſtadt Annaberg.

Auf dieſer Stadt hatte in dieſem Jahrhunderte ſchon zweimal die Hand des Schickſals ſchwer gelegen, indem am 27. April 1604 die ganze Stadt, und am 19. November 1630 abermals 300 Häuſer und mithin der größte Theil der noch nicht ganz wieder erbauten, ein Raub der wüthenden Flamme wurde. Die Laſt des Kriegs drückte die Einwohner hart; aller Handel und Wandel lag, ſowie der Bergbau ganz darnieder, und Verarmung trat an die Stelle der ehemaligen Wohlhabenheit. Da kam am ſpäten Abend des 10. Auguſt (1632) der kaiſerliche Obriſtlieutenant Iſaak von Brandenſtein, der, wegen ſeiner Luſt zu rauben und zu plündern, zu ſengen und zu brennen, von ſeinen Zeitgenoſſen gemeiniglich nur der Obriſtlieutenant Mordbrenner genannt wurde, mit ſeinem Streif-Corps von ohngefähr 500 Mann zu Roß und Fuß nebſt drei kleinen Kanonen vor der Stadt an, und ſendete, als er ſich von dem Zuſtande in derſelben unterrichtet hatte, einen ſeiner Offiziere am Morgen früh an den Rath, wo er demſelben das Anſinnen machte, ihm binnen drei Stunden 2000 Thaler Brandſchatzung zu zahlen, worauf er wieder abziehen und Niemand etwas zu Leide thun werde. Mit großer Mühe und Noth brachte man dieſe Summe zuſammen und händigte ſie dem Obriſtlieutenant ein; doch bald lernten die Annaberger dieſen Mann in ſeiner wahren Geſtalt kennen. Er that, als wolle er abziehen, langte jedoch bald wieder vor einem andern Thore an, ſprengte daſſelbe und drang in die Stadt ein, wo ſich das Corps mit ſeinem Geſchütz auf dem Markte aufſtellte und von da aus truppweiſe in die Gaſſen vertheilte und dort mit großen Exceſſen die Bürgerhäuſer plünderte, endlich aber, nachdem es nichts mehr zu plündern gab, von den vor der Stadt liegenden Vorwerken alles vorhandene Vieh zuſammentrieb, und nun mit dieſem Raube beladen, wieder von dannen zog, begleitet von den Flüchen der Beraubten. Ob nun gleich die Stadt Annaberg nur eine einfache Mauer hat, und auch in den frühern Zeiten keinem ernſtlichen Feindes-Angriffe zu widerſtehen vermochte, ſo erregte dieſer Wortbruch eines ſchändlichen Räubers dennoch in den Herzen vieler unverzagten Männer den Entſchluß: nicht jeder Streifrotte ſich zu unterwerfen, und deshalb verſchloß man, als jetzt die erſte Nachricht vom abermaligen Anzug der Feinde erſcholl, ſorgfältig die Thore, die Bürger und Bergleute aber verbanden ſich zur tapfern Gegenwehr und vertheilten ſich wohlbewaffnet auf die Mauern und ihre Thürme.

(Die Fortſetzung im nächſten Abſchnitte.)

21.

Holke auf ſeinem Vernichtungszuge durch Sachſen.

(Fortſetzung. Mit Abbildung.)

So kam der Feind heran, und ein Trompeter des Vortrabs, der die Stadt nach Kriegsgebrauch anblies, d. h. zur Ergebung aufforderte, fand die

Thore feſt verſchloſſen, ſowie die Mauern und Thürme mit bewaffneten Männern wohl beſetzt. Dieſes deutete auf Gegenwehr und der Feldherr wurde, als es ihm gemeldet ward, nicht wenig über dieſe Verwegenheit der Bürger einer kleinen ſchlecht befeſtigten Stadt aufgebracht, und in ſeinem Zorne beſchloß er, ſie zu zerſtören. Die Veranſtaltungen wurden dazu getroffen, und ſo war es denn dahin gekommen, daß der zwanzigſte Auguſt dieſes Jahres der letzte dieſer Stadt ſeyn konnte. Die Bürger und Bergleute in derſelben hatten, als ſie die Schaaren, eine um die andere, aus dem Walde auf dem Schottenberge hervorkommen ſahen, und wohl fühlten, daß ſie es diesmal mit keiner Streifpartei, ſondern mit einem Heere von Tauſenden zu thun hätten, den Muth bereits ſinken laſſen; denn wie konnten ſie, die gar kein Geſchütz hatten, es wagen, ſich gegen eine ſolche große wohlgerüſtete Anzahl von Feinden zu vertheidigen, und es trat daher ein allgemeines Zagen an die Stelle des frühern Muthes. Der Rath und das Bergamt hatten ſich in dieſer Zeit der höchſten Noth verſammelt, fanden aber in derſelben keinen Rath, und die Noth ſtieg auf den höchſten Grad, als plötzlich ein rettender Engel erſchien.

Einſt, als Holke, wie oben bereits erzählt worden iſt, im Duell mit ſeinem Waffenbruder Pechmann am linken Auge ſchwer verwundet wurde, trugen ihn ſeine Gefährten auf das nahe Schloß der böhmiſchen Gräfin Urſula von Haſſenſtein. Dieſe lebte, mit ihrer einzigen Tochter Sidonia, als Wittwe auf dieſem einſamen Waldſchloſſe, und als der gefährlich verwundete Holke zu ihnen gebracht wurde, pflegten ſie ihn ſo ſorgſam, als ſey er ihnen Sohn oder Bruder. Dieſer ſorgſamen Pflege hatte es der Verwundete nur allein zu danken, daß in dem langen Kampfe des Todes mit dem Leben, dieſes ſiegte, und der Verwundete nur allein den Verluſt ſeines linken Auges zu beklagen hatte. — Dieſe ſorgſam genoſſene Pflege und daß er ihr ſeines Lebens Rettung hauptſächlich zu verdanken habe, erkannte auch Holke dankbar in ſeinem Herzen, und wollte, als er endlich geneſen ſchied, ſeinen Pflegerinnen durch koſtbare Geſchenke ihre für ihn bewieſene Sorgfalt reich vergelten; doch dieſe ſchlugen hochherzig jede Vergeltung aus, weil ſie behaupteten, aus reiner Menſchenliebe ſo gehandelt zu haben, und Holke gelobte ihnen: daß er ihnen, führe ſie das Geſchick wieder zuſammen, jede Bitte gewähren wolle, deren Gewährung in ſeiner Macht ſtehe! Späterhin, als die Religionsverfolgungen in Böhmen ſich mehrten, und den Evangeliſchen zwiſchen Abſchwören oder eiliger Flucht in's Ausland keine Wahl blieb, hatte auch die Gräfin Urſula mit ihrer Tochter Sidonia die Flucht erwählte. Sie wohnten in Annaberg, wo ſie ſich durch Wohlthun und ihr übriges Benehmen die Einwohner dieſer Stadt zu Freunden erwarben, und als die Mutter am 17. Oct. 1630 aus der Welt gegangen war, ſetzte die ihr gleichgeſinnte Tochter jenes Benehmen fort, und wurde von den dankbaren Einwohnern dieſer Stadt allgemein hoch verehrt.

Heute, als ſie in ihrer ſtillen Wohnung das Toſen auf den Straßen hörte und vernahm, es ſtehe der Feind vor der Stadt und drohe ihr mit Verderben, fürchtete ſie ebenfalls Alles für ſich; als ſie aber den Namen Holke vernahm, da wurde in ihrer Seele die Erinnerung an das Verſprechen lebendig, welches ihr einſt eben dieſer Holke gegeben hatte: ihr keine Bitte zu verſagen, deren Gewährung in ſeiner Hand ſtehe. Im einſamen Kämmerlein warf ſie ſich zum Gebete vor Gott nieder und der Erhörung Kraft kam über ſie, ſo daß ſie ſich ſtark genug fühlte, hinaus zu gehen in das Lager, den Feldherrn an ſein Wort zu mahnen und ihn zu bitten um Gnade für die Stadt.

Mit dieſem Vorſatz im Herzen erſchien ſie vor dem Seſſionszimmer des Raths, welcher fortwährend verſammelt war, aber zu keinem Entſchluſſe kommen konnte. Die Gräfin wurde gemeldet und ſogleich vorgelaſſen, und als ſie die Verſammlung mit dem Gelübde des Feldherrn, ſowie mit ihrem Entſchluſſe bekannt machte, hinaus zu gehen in das Lager, und von jenem Gelübde zum Beſten der Stadt Gebrauch zu machen: da verſchwand alle Bangigkeit aus den Herzen der troſtloſen Stadtväter und freudige Zuverſicht trat an ihre Stelle. Alle riefen ihr Dank- und Segenswünſche zu, und es wurden der Rathsherr Caspar Schreiber und der Stadtſchreiber M. Badehorn zu Ehrengeleitern der Gräfin erkoren, welche nun mit derſelben in Gottes Namen den ſchweren Gang antraten, und von den übrigen Rathsgliedern bis an das Buchholzer Thor begleitet wurden.

Auf dem Markte hatten ſich die Einwohner der Stadt ſehr zahlreich verſammelt und harrten ängſtlich des Kommens der Dinge. Da traten die Rathsherrn mit Sidonien an ihrer Spitze unter ſie, und der Bürgermeiſter ſprach zur erwartungsvoll ſchweigenden Menge: „Sehet da, Eure Retterin! — Sie will hinaus in's Lager gehen und den Feldherrn um Gnade bitten für die Stadt!“ — Jetzt drängten ſich die Verſammelten an Sidonien heran, ein frohes Gemurmel durchlief die Menge und viele Stimmen riefen: „Das lohne Euch Gott, edle Jungfrau, und ſtehe Euch bei in dieſer ſchweren Stunde!“ — Dann ſah man die Häupter entblößen, und ſtill beteten die Geängſtigten zu Gott, um ſeinen Beiſtand für dieſe edle hochherzige Jungfrau: dieſes Gebet blieb auch nicht ohne Erhörung! —

Das verſchloſſene Thor wurde der Gräfin und ihren Begleitern geöffnet, ſie traten hinaus und gingen nun nach dem Lager der Feinde zu. Alle Anhöhen waren mit Kriegsſchaaren bedeckt, deren Waffen furchterregend in den Strahlen der Sonne glänzten; auf dem Berge aber, welcher die beiden Nachbarſtädte Annaberg und Buchholz von einander ſcheidet, ſah man wilde Croatenhorden, welche eifrig an den Pechkränzen arbeiteten, durch welche die Stadt abermals ein Raub der Flamme werden ſollte. Aus den nahen Berghäuſern, ſowie aus dem Dorfe Frohnau ſchallte das Jammergeſchrei der Geplünderten und

Gemißhandelten herüber, und die drei Geſandten ſeufzten im Stillen zu Gott, daß er die Stadt verſchonen und ihnen beiſtehen wolle bei dieſem ſchweren Werke. —

Jetzt ſahen ſie den gefürchteten Feldherrn der Feinde mit andern Oberſten des Heeres am Fuße des Berges, wo ſie beiſammen ſtanden und Rath zu pflegen ſchienen. Beſcheiden doch furchtlos trat jetzt die Gräfin dem Feldherrn entgegen und warf, als ſie in ſeine Nähe kam, den Schleier zurück, der ihr Angeſicht bedeckte, in dieſem Moment aber rief ſie ihm zu: „Erinnert Ihr Euch meiner noch? Edler Herr und Ritter!“

Holke ſtaunte die Gräfin an, doch im nächſten Augenblick ſchon erkannte er ſie, und rief in freudiger Verwunderung. „Wie! Hier treffe ich Euch? Sidonia Gräfin von Haſſenſtein! Einſt meine ſchweſterliche Pflegerin, der ich ſo viel verdanke! Seyd mit Ehrfurcht gegrüßt!“ —

Er reichte ihr ehrerbietigſt die Hand und drückte die ihrige, die ſie in die ſeinige legte, mit Ehrfurcht an ſeine Lippen. — Durch dieſen Empfang ermuthigt, fragte Sidonie den Feldherrn: ob er ſich noch des Gelübdes erinnere, welches er einſt bei ſeinem Abſchiede von ihrem Schloſſe in Böhmen ausgeſprochen habe, ihr keine Bitte zu verſagen, die er gewähren könne, und Holke wiederholte es, indem er ihr die Hand bot — (S. Abbild.) — und ſeine Umgebung dabei zu Zeugen anrief. Sidonie ergriff ſeine dargebotene Hand und ſchloß ſie zwiſchen die ihrigen, indem ſie mit tiefer Bewegung ſprach: „Wohlan denn! So bitte ich um Gnade für meinen Wohnort, die Stadt Annaberg. Wendet Euch in Frieden zu dieſer Stadt und verſchonet ſie mit der Verwüſtung, die Ihr derſelben angedrohet habt. Um des Euch theuern Andenkens willen, an meine ſelige Mutter, die im Leben Euch als ihren Sohn liebte und nun in der Kirche dieſer Stadt die Ruhe des Grabes fand, bitte ich Euch: verſchonet ſie mit der Verwüſtung und ſeyd barmherzig gegen ſie, damit Gott Euch wieder Barmherzigkeit erzeigt!" „Ja! es ſey — fiel Holke der Gräfin raſch in's Wort — es ſey gewährt, was Ihr von mir bittet. Wenn ich aber jetzt die Stadt Annaberg verſchone, ſo hat ſie dies Euch und dem mir heiligen Angedenken an Eure ſelige Mutter zu verdanken; denn ohne Eure Fürſprache wäre dieſer Tag der Stadt letzter geweſen: doch um Eurer Fürbitte willen werde ihr Gnade ſtatt Verwüſtung."

Nun rief er mit lauter Stimme nach ſeiner Umgebung hin: „die Stadt Annaberg hat ſich ſo eben dem Schutze kaiſerlicher Majeſtät unterworfen. Laßt dieſes bei den Regimentern bekannt machen, ihr Herren; denn es trifft nun ohne Gnade der Tod Jeden, der einen der Bürger dieſer Stadt plündert oder mißhandelt. Ihr aber, ihr beiden Herren, eilt zurück und laßt die Thore öffnen, damit ich an der Seite dieſes Eures Schutzengels meinen Einzug halten kann. Eilt, und bringt wieder Friede und Freude in die angſtvollen Herzen Eurer Mitbürger. Macht ſie ihnen kund, die Nachricht von ihrer Verſchonung!"

Adjutanten ſprengten fort, um den Befehl des Feldherrn an die Regimenter zu bringen; die beiden Geleiter Sidoniens aber eilten ebenfalls in höchſter Freude zurück nach der Stadt. Als nun kurz darauf der Einzug begann, ſtand der Rath ſchon am Thore, dem Feldherrn die Stadtſchlüſſel zu überreichen, und als der Zug, wobei Holke Sidonien am Arme führte, zum Thore herein kam, empfing ſie der allgemeine Jubelruf des Volks. Man drängte ſich an dieſe beiden, der edlen Fürſprecherin und dem großmüthigen Verſchoner der Stadt die Hände, ja ſelbſt nur die Kleider zu küſſen, und es iſt wohl keine Feder vermögend, dieſe Scene treffend und würdig zu beſchreiben.

So war denn alſo der edlen Gräfin ihr Rettungswerk gelungen, und dieſer Tag, der ein Tag, der Zerſtörung, ja der letzte von den Tagen der Stadt zu werden drohete, wurde ein Tag der allgemeinſten Freude für ihre Bewohner. —

22.

Der Kurfürſt Johann Georg II.

Als der Kurfürſt Johann Georg I. mit Tode abging und den Thron mit dem Grabe vertauſchte, hatte der vor einigen Jahren beendigte dreißigjährige Krieg das Land gänzlich verwüſtet, und dem Kurfürſten war nun die ſchwere Aufgabe geworden, die tiefen Wunden wieder zu heilen, welche ihm durch die vielen Kriegsjahre und beſonders ſeit dem Prager Frieden, der dem Lande Ruhe bringen ſollte, ihm aber das Verderben brachte, wie wir bereits an mehreren Orten dargeſtellt haben, geſchlagen waren. — Wenn auch nicht mit großen Talenten begabt, kann man doch dieſem Fürſten einen redlichen Willen nicht abſprechen, obgleich derſelbe oft von Vorurtheilen geleitet wurde. — Mit dieſem redlichen Willen hatte er auch nach wiederhergeſtelltem Frieden das Möglichſte gethan, um den ganz ruinirten Unterthanen wiederaufzuhelfen, und dabei ſtand ihm ſein älteſter Sohn, der Kurprinz und nachmalige Kurfürſt Johann Georg II., kräftig und eifrig bei, ſetzte auch dieſes fort, als nun der Vater geſtorben und der Sohn zur Regierung gelangt war. (S. 8. Oct.)

Johann Georg II. war ein wohlgeſinnter Vater ſeines Landes, der es redlich mit demſelben meinte; doch fällt ihm nicht mit Unrecht die etwas zu weit getriebene Liebe zur Pracht und den Vergnügungen zur Laſt; beſonders ſtieg der Luxus in Kleidern und andern Dingen unter ſeiner Regierung hoch; doch konnte ſich dieſer prachtliebende Fürſt nicht entſchließen, bei der ſo nothwendig gewordenen Verminderung deſſelben den Unterthanen mit eigenem Beiſpiele voranzugehen.

Die Regierung dieſes Fürſten zeichnete ſich durch keine merkwürdigen Ereigniſſe aus; denn des Krieges Stürme hatten ausgetobt, und Ruhe war an ihre Stelle getreten. Johann Georg *II.* hatte alſo Muße genug, ſich mit der Wiederaufrichtung ſeiner ſo tief geſunkenen Unterthanen zu beſchäftigen, und er that auch in der That Alles für ſie, was in ſeinen Kräften ſtand, würde auch noch mehr haben thun können, wenn nicht ſeine Prachtliebe ſo viel von ſeinen Kräften in Anſpruch genommen hätte.

Gleich im erſten Jahre ſeiner Regierung wurde er, nach dem Abſterben des Kaiſers Ferdinand *III.*, (1657 den 2. April) Reichsvikar, welches Amt er, bis zur Erwählung Leopolds verwaltete. Dann errichtete er mit Kurbrandenburg und Braunſchweig einen Münzvergleich (27. Aug. 1667), durch welchen der ſogenannte Zinniſche Münzfuß entſtand, nach dem die Mark Silber zu 10 Thlr. 12 Gr. ausgeprägt wurde. — Einen wahrhaft wohlthätigen Schritt vorwärts that dieſer Fürſt dadurch, daß er den Pennalismus, dieſen Schandfleck der gelehrten Innungen, durch kräftige Maßregeln zu verdrängen bemüht war. Und wenn es ihm auch nicht ganz damit gelang, — denn er hat ſich theilweiſe bis zu unſern Zeiten erhalten, obgleich er viel von ſeiner frühern Schärfe verloren hat, — ſo wurde er doch, wie nur erwähnt, ungemein eingeſchränkt, und dadurch dieſem Flecken wenigſtens ein großer Theil ſeiner üblen Wirkung genommen. — Die Belehnung über ſein ererbtes Land erhielt er im Jahre 1660 am kaiſerlichen Hofe, wo die dahin geſendeten Räthe ſeine Stelle vertraten. In ebendemſelben Jahre kam auch der Theilungsrezeß der Grafſchaft Henneberg zu Stande, wo das Erneſtiniſche Haus ſieben und das Albertiniſche die übrigen fünf Zwölftheile erhielt, welche an den Herzog Moritz von Sachſen-Zeitz fielen. Weniger rühmlich zeigte ſich Johann Georg in der Erfurter Sache, wo er viel zu nachgiebig war. Dieſe alte Stadt gehörte bisher keinem Herrn, und war alſo eine freie Stadt, ohne jedoch die Reichsfreiheit legal zu beſitzen. Zwar wird ſie in der güldenen Bulle unter den freien Reichsſtädten mit aufgeführt, der Rath aber verſäumte es, von dieſer Begünſtigung richtigen Gebrauch zu machen, und es ging daher die ſo nahe Reichsunmittelbarkeit wieder verloren. Der Erzbiſchof und Kurfürſt von Mainz hatte Diözeſan-Rechte in dieſer Stadt, und dem Hauſe Sachſen ſtand das Hoheits- und Schutzrecht über dieſelbe zu. Die Erzbiſchöfe von Mainz hatten, klug wie die Schlangen, die vorkommenden Gelegenheiten benutzt, und hierdurch nach und nach manches Recht in dieſer Stadt erworben, ſo daß ſie ſelbſt auf Landesherrn-Rechte Anſpruch machten, und dieſe unter der Hand zu erwerben ſuchten, wo ihnen jedoch die Energie der zahlreichen Bürgerſchaft fortwährend entgegentrat, und ihre Schritte vereitelte; bis es endlich doch noch dem Kurfürſten Johann Philipp durch weiſes Benutzen der Umſtände gelang, und die Stadt unter Mainziſche Hoheit kam. Die Gelegenheit dazu war das Kirchengebet, in welches der Kurfürſt, von Mainz, als Erzbiſchof, vor dem dreißigjährigen Kriege eingeſchloſſen worden war.— In dieſem langen Kriege, und beſonders ſeit dem Jahre 1632, wo die Fortdauer der Religionsübung der in dieſer Stadt wohnenden Katholiken in Gefahr des Aufhörens gerieth, und nur durch den Tod des Königs und den Prager Frieden derſelben entging, war dieſe Fürbitte unterlaſſen worden, was nun aber von dem Kurfürſten zur Erreichung des von ihm und ſeinen Vorfahren ſo lange und beharrlich erſtrebten Zweckes geſchickt benutzt wurde. Der Kurfürſt von Mainz war thätig und der Kurfürſt von Sachſen verhielt ſich leidend bei dieſer Sache, daher gelang es dem Erſtern, kaiſerliche Commiſſionen auszubringen, und als dieſen keine Folge geleiſtet wurde, ſogar die Achtserklärung auszuwirken, deren Vollſtreckung der Kurfürſt von Mainz ſich anmaßte, ob ſie gleich dem Kurfürſten von Sachſen gebührt hätte. Jener kannte dieſen, und ehe die oberſächſiſchen Stände mit ihren Berathſchlagungen fertig waren, hatte der Kurfürſt von Mainz mit ſeinen franzöſiſchen und lothringiſchen Hülfstruppen die Stadt Erfurt erobert, und dem Kurfürſten von Sachſen blieb nun nichts übrig, als ſich am kaiſerlichen Hofe in Schriften zu beſchweren. Hierauf kam es zu Unterhandlungen, in welchen die ſächſiſchen Miniſter von Mainz mit Geld beſtochen worden ſeyn ſollen, ſo daß ſie ſich alle Mühe gaben, ihren friedliebenden Herrn zur Abtretung ſeiner ſo wohl begründeten Rechte zu vermögen, was ihnen auch gelang, beſonders als der ſtaatskluge Johann Philipp ſich es mehrere Stückfäſſer alten guten Nierenſteiner, Hochheimer ꝛc. koſten ließ. Das Erneſtiniſche Haus nahm jedoch die Sache ernſter; allein der

Kurfürſt Johann Georg übernahm ſelbſt die Vermittelung, und nun kam (1665) der Leipziger Rezeß zu Stande, in welchem das Erneſtiniſche Haus, und der Schulpforter (1667), nach einer perſönlichen Zuſammenkunft beider Kurfürſten zu Stande kam, wodurch Sachſen insgemein ſeinen Rechten gegen einige Entſchädigungen entſagte, und ſie an Mainz abtrat.*) Johann Georg *III.* ſuchte dieſes ſeinem Hauſe ſo ſchädliche Verfahren zu desavouiren und legte eine Proteſtation gegen daſſelbe ein, wobei es aber verblieb.

Dieſes war das Wirken des Kurfürſten in gedrängter Ueberſicht, und wir können uns nicht weiter verbreiten, da wir ſonſt den Raum, den wir einem jeden Tagsabſchnitte widmen können, weit überſpringen würden. Johann Georg *II.* (geb. am 31. Mai 1613) war ein redlicher Vater des Vaterlandes, wie ſo manche gute Verordnung, die ſich von ihm herſchreibt, deſſen Zeuge iſt. Beſonders mühete er ſich, die Landesgebrechen zu heilen, und traf hierzu verſchiedene wirkſame Maßregeln, ſo daß ſeine gute Abſicht großen Theils erreicht wurde. Nur die allzugroße Prachtliebe, die oft in Verſchwendung überging, könnte, ſo wie der Mangel an Charakterfeſtigkeit und eine zu weit getriebene Nachgiebigkeit, ihm zum Vorwurf gemacht werden. So hat uns zum Beweis der erſtern Glafey die Beſchreibung eines im Jahre 1662 gehaltenen äußerſt prächtigen Jägeraufzuges von 265 Perſonen und 139 Pferden hinterlaſſen, welche davon einen vollgültigen Beweis abgiebt. — Gleiche Pracht fand auch ſtatt bei der Anweſenheit der drei Brüder des Kurfürſten — (der Herzoge von Zeitz, Weißenfels und Merſeburg) — die mit ihren Familien (31. Jan.) zum Carneval ankamen und bis zum 1. März hier verblieben.

---

*) Die höchſt intereſſante Geſchichte dieſes langen Kampfes und ſeines Endes, welche einen klaren Blick in die Geſchichte der freien Städte in der Vorzeit gewährt, werden wir, als Seitenſtück zu Heinrich Kellner in einem andern Tagesabſchnitte geben. A. d. V.

Aber es legte auch der Kurfürſt ein Manufacturhaus an, um Verſuche zur Fertigung von ſeidenen Stoffen zu machen, und zu gleicher Zeit ſuchte er den inländiſchen Seidenbau zu befördern, weshalb Maulbeerpflanzungen angelegt wurden. Auch eine Wollenmanufactur wurde errichtet und durch 2000 Thaler Vorſchuß unterſtützt. —

Endlich ſtand dieſer Fürſt am Ziele ſeiner irdiſchen Laufbahn. In Dresden wüthete die Peſt furchtbar, und der Kurfürſt begab ſich deshalb mit ſeiner Familie und Hofſtaat nach Freiberg, wo er jedoch bald fühlte, daß man dem Tode nicht entfliehen könne; denn ſchon wenig Wochen ſpäter wurde er krank, und am 22. Auguſt 1680 ſchwang ſich, im 68. Jahre ſeines Erdenlebens, ſeine unſterbliche Seele himmelan, nachdem er nahe an vierundzwanzig Jahre regiert hatte.

Am 29. Auguſt wurde der entſeelte und einbalſamirte Leichnam auf dem Schloſſe zu Freiberg ausgeſetzt, und von dem Oberhofprediger, D. Geyer, die Trauerpredigt gehalten. *) Am 10. October (1680) erfolgte das feierliche Begräbniß des verſtorbenen Fürſten im Dom, und bei demſelben hielt D. Geyers Nachfolger, Georg Green, die Gedächtnißpredigt. Ein prächtiges Trauergerüſte war in der Kirche für

---

*) Kurz darauf folgte dieſer Geiſtliche ſeinem Herrn im Tode nach. A. d. V.

den Sarg erbaut, und nachdem der Gottesdienſt zu Ende war, ſenkte man den entſeelten Leichnam in den Schoos der Mutter Erde hinab zur Ruhe des Grabes.

23.

Der Cardinal von Sachſen-Zeitz.

Chriſtian Auguſt, Herzog von Sachſen-Zeitz, Cardinal der römiſchen Kirche und Erzbiſchof zu Gran in Ungarn, war der Sohn des Herzogs Moritz von Sachſen-Zeitz, und der 9. October 1666 der Tag ſeiner Geburt. Die Erziehung dieſes jungen Prinzen war ſehr gut und zweckmäßig; doch kaum hatte er das funfzehnte Lebensjahr erreicht, als er auch, am 4. December 1681, ſeinen Vater verlor und nun ſich ſelbſt überlaſſen war. Die Balley Thüringen wurde ihm im väterlichen Teſtamente als Erbe zugetheilt, und er ſchien anfänglich Neigung zum Kriegsſtande zu haben, wohnte auch unter den Kriegsſchaaren des Kurfürſten von Sachſen etlichen Feldzügen am Rheine bei. Plötzlich änderte ſich dieſe Neigung, und der Prinz beſchloß, ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen, wo er denn in Paris zur römiſch-katholiſchen Religion überzutreten, ſich beſtimmt fühlte. Dieſes geſchah im Jahre 1692, und im folgenden Jahre reiſte der Prinz nach Rom, wo er dem Papſte Innocens *XII.* ſeine Religionsveränderung bekannt machte, welcher ihn hierauf, ſeinem Wunſche gemäß, die Prieſterweihen gab, worauf er alsbald einige Canonicate in den deutſchen Reichsſtiftern und 1695 die wichtige Stelle eines Domprobſtes und Schatzmeiſters im Erzſtifte Cölln erhielt, nachdem er vorher den 19. Mai ſeine erſte Meſſe daſelbſt geleſen hatte. Schon im folgenden Jahre empfing dieſer Fürſt das ungariſche Bisthum Raab, und im Jahre 1701 wurde er Coadjutor des Erzbiſchofs von Gran, zum großen Mißvergnügen der ungariſchen Magnaten, denen es ein Gräuel war, daß ein Ausländer zu dieſer höchſten geiſtlichen Stelle im Lande emporſteigen ſollte, was vorher noch nicht geſchehen war.

Schon da, als der Herzog Chriſtian Auguſt noch Biſchof von Raab war, wendete ſich der Kurfürſt Friedrich Auguſt, wegen Erlangung der polniſchen Königskrone, die er als Proteſtant nicht erlangen konnte, zur katholiſchen Kirche, und legte am 2. Juni 1697 ſein Glaubensbekenntniß in die Hände dieſes ſeines geiſtlichen Vetters ab, welcher von dem Könige zum Großkanzler in Sachſen ernannt wurde, welche Stelle er aber bald wieder niederlegte oder gar nicht in Beſitz nahm, da er das große Mißvergnügen der ſächſiſchen Stände über dieſe Ernennung bemerkte.

Als der Kurfürſt von Cölln auf die franzöſiſche Seite getreten war, wurde er aus dem Lande getrieben, und der Herzog Chriſtian Auguſt wurde als Adminiſtrator des Landes eingeſetzt.

Während der Zeit, daß der Herzog und Erzbiſchof Chriſtian Auguſt Adminiſtrator des Erzſtifts war, machte der franzöſiſche Parteigänger la Croix den Plan, ihn bei einer Spazierfahrt, oder auf der Jagd, welche der geiſtliche Herr ſehr liebte, zu überfallen und aufzuheben; dieſer Anſchlag würde auch gelungen ſeyn, da der Erzbiſchof ganz unbeſorgt lebte, wenn er nicht durch einen von dieſer Streifpartei ſelbſt demſelben verrathen worden wäre, worauf wirkſame Gegenanſtalten getroffen wurden, ſo daß la Croix ſich eilig retiriren mußte. —

Der Erzbiſchof nahm im Namen des Kaiſers Joſeph *I.* die Huldigung in der freien Reichsſtadt Cölln an und wurde nun am 17. Mai 1706 zum Cardinal creirt; doch iſt er ſelbſt nicht in Rom geweſen, weil er, als geborner Reichsfürſt, den Vorzug vor den andern Cardinälen verlangte, was man ihm aber nicht zugeſtand. Deshalb wohnte er auch dem Conclave nicht bei, welches zweimal, nämlich 1721 und 1724 bei dem Ableben der Päpſte Clemens *XI.* und Innocens *XIII.* gehalten wurde. Als im Jahre 1707 der Erzbiſchof von Gran, der Cardinal von Callonitſch, deſſen Coadjutor dieſer Fürſt bisher geweſen war, mit Tode abging, rückte der bisherige Mitregent in den vollen Beſitz dieſer hohen Würde ein, wurde am 21. October in dieſelbe inſtallirt und wohnte nun den ungariſchen Reichstagen in den Jahren 1709 und 1710 als kaiſerlicher Commiſſarius bei, ſtiftete 1711 zwiſchen ſeinem Bruder, dem Herzoge von Zeitz, und dem Könige Friedrich Auguſt einen Vergleich, wodurch die Differenz zwiſchen ihnen ausgeglichen wurde. Nach dem Tode des Kaiſers Joſephs *I.* krönte er deſſen Bruder und Nachfolger, Carl *VI.*, am 22. Mai 1712 in Preßburg zum Könige von Ungarn, und erhielt in eben dieſem Jahre (12. November) das Protektorat der deutſchen Nation in Rom. — Zu dem Religionsübertritt ſeines Bruders, des Herzogs Moritz Wilhelm von Sachſen-Zeitz, ſoll dieſer geiſtliche Herr durch ſeine Unterhändler, einen Herrn von Rödern und den Jeſuiten P. Schmelzer das meiſte beigetragen haben, ſo daß der Herzog am 13. December 1715 in dem Kloſter Doxan die evangeliſche Religion abſchwor, welchem Beiſpiele auch der Prinz Moritz Adolph von Sachſen-Neuſtadt, den der Herzog von Zeitz zu dieſem Ende nach Wien geſendet hatte, am Sonntage Jubilate 1716 folgte, und ſeine bisherige Religion in die Hände ſeines Oheims, des Cardinal-Erzbiſchofs, abſchwor. *)

Vom 1. October des nur gedachten Jahres an beginnt eine neue Periode in dem Leben dieſes Fürſten; denn er wurde zum kaiſerlichen Prinzipal-Commiſſar bei dem Reichstage in Regensburg ernannt, welche wichtige Stelle er auch am 28. November des ermeldeten Jahres antrat. Bald wurde man jedoch am kaiſerlichen Hofe gewahr, daß Se. Eminenz ſich bei der Verwaltung dieſes hohen Amtes ziemlich ungeſchickt benähmen, und ordnete ihm deshalb in der Perſon des Barons von Kirchner, eines tüchtigen Geſchäftsmannes, einen Concommiſſarius zu, und nun wurden die Geſchäfte regelmäßig verwaltet, der Herr Cardinal-Erzbiſchof aber wenig damit behelliget.

Eine ziemlich gleichzeitige Quelle ſagt von dieſem geiſtlichen Fürſten: er habe die Gemächlichkeit ſehr geliebt, ſey in ſeinem Benehmen eigenſinnig, unfreundlich und ungeſtüm geweſen, und habe bei allen Gelegenheiten einen ſtarken Ehrgeiz ſpüren laſſen. Von dieſem letztern hat uns die gedachte Quelle folgenden Zug aufbewahrt.

---

*) Von dieſem Prinzen ſ. d. 1. Decbr.

Es war an einem ſchönen Tage im November des Jahres 1723, als ein evangeliſcher Prediger mit ſeiner Familie um die Stadt Regensburg ſpazieren ging. Dieſer gute Mann wußte nicht, daß der Herr Cardinal-Erzbiſchof ein Luſthaus auf der Stadtmauer beſaß, und eben zu der Zeit, wo der Prediger vorbeiging, aus demſelben herausſchauete; es ging alſo derſelbe ganz ſorgenlos vorbei, ohne der Eminenz ſeine tiefe Ehrfurcht zu bezeigen. Dieſe Unterlaſſungsſünde nahm der Cardinal ſo hoch auf, daß er ſich ſogleich an den Magiſtrat von Regensburg wendete, ihm Nachricht von dieſem ſchweren Verbrechen gab, und auf Genugthuung ernſtlich drang. Der Magiſtrat, welcher den geiſtlichen Herrn ſchon kannte und wußte, wen er vor ſich hatte, ſchickte ſogleich eins ſeiner Mitglieder an den Cardinal und ließ den Prediger beſtens entſchuldigen. Allein er war hiermit noch nicht zufrieden, ſondern verlangte ſehr ernſtlich: man ſolle einen ſo groben Mann aus der Stadt jagen, oder er würde es an Ihro Kaiſerliche Majeſtät berichten. Jetzt veranlaßte der Magiſtrat den Geiſtlichen, daß er ſich bei dem Cardinal in einem ſubmiſſen Memorial entſchuldigte, und betheuerte: daß er Se. Eminenz weder geſehen noch gekannt habe. Hierauf ließen es Hochdieſelben gut ſeyn und verziehen dem Unachtſamen; vielleicht bedachten Sie auch die Folgen, die es haben könne, wenn der Prediger ſich an das *Corpus Evangelicorum* wende und um Schutz bitte, der ihm gewiß nicht verſagt werde. Hatten Sie doch von dem groben Manne die Genugthuung erhalten, daß er ſich genöthigt geſehen hatte, das *in natura* unterlaſſene Compliment ſchriftlich zu machen. —

Im Jahre 1725 wurde der Cardinal von der Abzehrung befallen und ſtarb am 23. Auguſt des gedachten Jahres. Fünf Tage lang lag er in einer ſo ſtarken Ohnmacht, daß man ihn für todt hielt und deswegen ſchon zwei Tage vorher mit den Glocken läutete. Als er nun endlich im Ernſte verſtorben war, ſetzte man ſeinen Leichnam in der Kirche zu St. Emeran einſtweilen bei, bis man ihn am 25. Septbr. zu Schiffe nach Gran abführte, wo man ihn in ſeiner erzbiſchöflichen Cathedralkirche zur Ruhe des Grabes brachte.

24.

Der kaiſerliche Feldherr Holke, auf ſeinem Vernichtungszuge durch Sachſen.

(Fortſetzung vom 21. Aug.)

Wenn die Gräfin Sidonia den harten Sinn des Feldherrn durch ihre Bitte zur Milde ſtimmte, ſo hatten die umliegenden Orte nicht dieſes Glück, im Gegentheil ſcheint ſich ſein Zorn ganz gegen ſie hingelenkt zu haben.

Nahe an der Stadt Annaberg liegt die Bergſtadt Buchholz, und beide Städte ſind in Beziehung auf den Gewerbfleiß ſo innig verbunden, daß ſie gewiſſermaßen nur eine einzige auszumachen ſcheinen. Dort bat keine Sidonia von Haſſenſtein für die Stadt, trat kein rettender Engel auf, die Einwohner vor den Ausbrüchen roher Gewalt zu ſchützen und dieſe unterlagen nun der rohen, barbariſchen Gewalt. Beſonders hauſeten die Croaten in dieſer Stadt, als wären ſie Teufel in Menſchengeſtalt, aus Erbitterung, daß ihnen in Annaberg die Plünderung nicht geſtattet und die Freude verdorben worden war; und die alten hinterbliebenen Nachrichten ſind von den ſchauderhafteſten Thatſachen erfüllt, ſo wie ſie nur von ſolchen Barbaren, als damals die Croaten waren, erwartet werden konnten. Die Tradition erzählt, daß man Bürger auf das grauſamſte niederhieb, oder auf das empörendſte verſtümmelte, an die Thüren ihrer Häuſer nagelte, die Frauen in der Männer Beiſeyn ſchändete u. ſ. w.; und ein ſehr glaubwürdiger Geſchichtſchreiber, der Chronograph M. Melzer, — von 1687 bis 1733 Pfarrer in Buchholz, — hat uns in der Chronik, welche von ihm im Originalmanuſcript vorhanden iſt, unter andern auch folgende ſchauderhafte Thatſache hinterlaſſen: Dem Beſitzer der ſogenannten Adelmühle in Buchholz, Hans Oeſer genannt, wurden, durch Verrätherei eines boshaften alten Weibes, unter den grauſamſten Martern, z. B. des gewaltſamſten Zuſammenſchnürens des ganzen Körpers u. ſ. w., 1500 Thaler abgepreßt. — Kaum war dieſer arme Mann ſeiner Martern entledigt, als er auch, um fernern Mißhandlungen auszuweichen, oder auch wenigſtens nur ein Plätzchen zu haben, wo er ruhig ſterben könne, in den gewölbten Waſſerlauf unter dem Grubengebäude St. Conrad kroch. Hier mußte nun der bis zum Tode Gemarterte hülflos verſchmachten, und Niemand wußte, wo er hingekommen war. Abgeſchieden von den Seinen, die um das Verſchwinden ihres geliebten Gatten und Vaters hoch bekümmert waren, und ihn auch lebendig nicht wieder ſahen, endete er ſo hülflos ſein Leben. Ihm drückten nicht die geliebten Seinen die brechenden Augen zu, ſondern er ſtarb, verlaſſen von Allen, die ihm ſonſt zur Seite ſtanden, einſam und ohne Troſt in der letzten Stunde, gefoltert von den Höllen-Schmerzen, die ſeinem Daſeyn ein Ende machten. — So lag der entſeelte Leichnam in dieſem unterirdiſchen Gange, bis in den Monat Oktober, wo er zufällig gefunden und unter den Thränen der Seinen in's Grab geſenkt wurde.

Auch von andern benachbarten Orten haben ſich alte Nachrichten bis zu unſern Zeiten erhalten, welche ein ſchauderhaftes Gemälde von den Grauſamkeiten geben, welche die wilden Krieger in jenen Tagen der Trübſal verübten, und von denen der Grund hauptſächlich im Fanatismus lag.

Während der Feldmarſchall-Lieutenant Holke vom Voigtlande her in das Gebirge einfiel, zog der kaiſerliche Obriſt, Graf Tzſchirein, mit ſeiner Kriegsſchaar, am 10. Auguſt (1632) aus Böhmen gegen Annaberg heran, und eine Partei Croaten kam nach dem nur eine Stunde weit davon entlegenen Dorfe Königswald, wo dieſe Barbaren furchtbar wütheten und von den wehrloſen Einwohnern viele verletzten, neun Perſonen aber wurden auf das ſchändlichſte gemordet, auch ſonſt von dieſen Unholden in dem überfallnen Dorfe viel Unheil verübt. — Hier zeigte ſich nun durch ein Beiſpiel, wie viel ein Menſch auszuſtehen vermag. Georg Müller, der Bretſchneider, in der in dieſem Dorfe befindlichen und dem Rathe zu Annaberg gehörigen Schneidemühle, wurde von den Croaten ſchwer verwundet, bei der Hand hinein und beim Ellenbogen wieder hinaus geſchoſſen; das Achſelbein mit einem Säbelhieb ganz geſpalten; ihm ein Loch mit einem

Spitzhammer in den Kopf geſchlagen, ein Beil in die Bruſt geworfen, daß es ſtecken blieb, und man durch die breite Oeffnung in das Innere ſehen konnte. Dieſem allen ohngeachtet entrann dieſer ſo ſchwer verwundete Mann ſeinen Peinigern und rettete ſich in einen Teich, wo er über eine Stunde lang, von den überhängenden Sträuchern gedeckt, bis unter die Arme im Waſſer geſtanden, während welcher Zeit die Feinde aus dem Dorfe abzogen. Als nun dieſe Unholde nicht mehr zu ſpüren waren, machte ſich Müller auf und ſalvirte ſich in den Wald, wo er drei Tage lang unverbunden blieb, da er wegen Schwachheit im Dickicht des Waldes liegen bleiben mußte, bis er endlich gefunden wurde und ärztliche Hülfe erhielt; doch mußte er, Schwachheit wegen, noch vierzehn Tage lang bleiben wo er war, wovon die Schäden ſo böſe wurden, daß der Dorfbarbier den kalten Brand nicht ſtillen konnte, bis endlich der Scharfrichter in Joachimsthal die Kur übernahm und glücklich vollendete, ſo daß Müller, der bei ſeiner Verwundung ſchon an ſechszig Jahre alt war, noch viele Jahre „geſund und luſtig" lebte.

Von den Trübſalen jener Zeiten giebt ein Genoſſe derſelben, der alte Chronograph Lehmann, ehemals Pfarrer in Scheibenberg, in ſeinem Obergebirgiſchen hiſtoriſchen Schauplatz ein anſchauliches Bild in folgender Darſtellung:

„Was Wälder in Kriegszeiten nützen, haben die armen Gebirger im dreißigjährigen Kriege wohl erfahren. An einem Orte hatte man dem Feinde die (Wald-) Päſſe verhauen, an andern Orten haben ſich Menſchen und Vieh in die Wälder ſalvirt und ihre Mobilien unter die Kohlenſtellen und Meiler verſteckt, ihr baar Geld in den Gipfeln der hohen Tannen, ſich und ihre Kleider ꝛc. in den Felſenklüften und hohlen Bäumen verborgen. Ich habe mit meinen eignen Augen geſehen, daß *Anno* 1640, da die Schweden die Gottesgaber Wälder plünderten, und einem vermögenden Handelsmann ſehr nachjagten, derſelbe in einen hohlen Stock gekrochen und von ſeinem Weibe ſo gut verdeckt worden, daß er ſicher blieben. Mein Prieſterrock iſt ſechs Wochen lang in einem hohlen Baume geſtecket. Prieſter hielten in dieſem Walde Predigten und Betſtunden, tauften auf den Stöcken der abgehauenen Bäume, und daneben hielten Fleiſcher, Brodträger und andere Verkäufer ihren Markt.“

So weit Lehmann an dieſer Stelle, an einer andern in eben dieſem Werke (S. 44.) giebt er ein merkwürdiges Beiſpiel des göttlichen Schutzes in der Gefahr. Als Holke 1632 von Schneeberg her nach Annaberg zog, flüchteten ſich viele Einwohner aus Scheibenberg auf den nahe an dieſer Stadt gelegenen Berg, gemeiniglich der Scheibenberg, auch der Scheibenberger Hügel genannt. Er iſt einer von den Baſaltbergen des Gebirges, an ſeiner Seite befindet ſich eine Menge von achtzehn bis vierundzwanzig Ellen hohen Baſaltſäulen, welche, großen Pfeilern gleich, ſenkrecht daſtehen. —

In den Kriegen der Vorzeit flüchteten ſich die Leute aus Scheibenberg und den nächſtgelegenen Dörfern, wenn die Feinde naheten, mit ihrem Vieh und den beſten Stücken ihrer Habe auf dieſen Berg, in deſſen Höhlen ſie ſich vor dem ungeſtümen Wetter bargen. Man hielt Wächter auf dieſem Berge, welche eine Lärmſtange, mit einem Bündel Stroh auf der Spitze, aufgerichtet hatten. Das Umwerfen dieſer

Stange war dann das Zeichen, daß ſich Feinde naheten, und von allen Seiten her flüchtete man ſich nach dieſer Höhe hinauf.

Als nun Holke mit ſeinen Schaaren herannahete, flüchtete man ſich ebenfalls auf dieſen Berg; doch die behenden Croaten waren an der Spitze des Heeres und ereilten einige junge Leute, welche ſich etwas verſpätet hatten. Eben waren ſie an der Höhe des Berges angekommen und ihre Verfolger dicht hinter ihnen, da faßten drei von ihnen, worunter ein Jüngling von funfzehn und ein Mägdlein von dreizehn Jahren ſich befanden, den beherzten Entſchluß, lieber über die Felſen hinunter zu ſpringen, als ſich dieſen Unholden preiszugeben. Jetzt ſtanden ſie am Felſenrande, und eben ſtreckte der vorderſte der Croaten ſeine Rechte aus nach dem Mägdlein und ergriff ſie bei der Schaube, da ließ dieſe das Kleidungsſtück fahren und ſprang in die Tiefe hinunter, ihre beiden Gefährten aber folgten ihr in der Angſt nach. Die Croaten entſetzten ſich vor dieſer Kühnheit und kehrten um; nur noch wenig Schritte hätte es bedurft, und ſie hätten auf der höchſten Höhe den ganzen Haufen der Geflüchteten entdeckt, die nun aber durch dieſes Umkehren gerettet wurden. Die Hinabgeſprungenen hatte Gott beſchützt, ſo daß ſie keinen Schaden nahmen und glücklich den Feinden entrannen.*)

---

*) Nicht ſo glücklich war ein Liebespaar in Zſchopau, welches ſich am 24. Auguſt 1631, als die Kaiſerlichen das Sachſenland feindlich zu behandeln anfingen, in den Wald rettete und auf einen hohen Felſen verſteckte. Hier wurde daſſelbe von den Soldaten entdeckt und ſtürzte ſich nun freiwillig von dem Felſen hinab, um nicht in dieſe Hände zu fallen. Der Bräutigam blieb auf der Stelle todt, die Braut aber bei dem Falle mit den Kleidern in einem Haſelſtrauche hängen, und an dieſem fand man ſie

So hauſeten die Kaiſerlichen in jener Zeit im Gebirge, und ſpäter machten es die Schweden, als ſie Feinde von Sachſen wurden, nicht im Geringſten beſſer, wie wir bereits an verſchiedenen Orten in dieſem Werke angegeben haben.

25.

Der kaiſerliche Feldherr Holke auf ſeinem Vernichtungszuge durch Sachſen. — Die Drangſale der Stadt Chemnitz beginnen.

(Fortſetzung)

Als die Kaiſerlichen Annaberg verließen, nahmen ſie ihre Richtung aus dem Gebirge hinab in die niedern Gegenden, wo ſie überhaupt mehr zu finden hoffen durften, als in dem weniger fruchtbaren Gebirge. Aber es waren auch Abtheilungen des kaiſerlichen Heeres bereits vom Voigtlande aus nach der Gegend von Chemnitz vorgerückt; doch nahm dieſes Streifcorps wieder einen andern Weg und berührte diesmal die Stadt Chemnitz ſelbſt nicht. Die Nachricht vom Einrücken dieſes feindlichen Heeres und ſeinem Benehmen gegen die Landeseinwohner war aber ſchon am 10. Aug. in dieſer Stadt angelangt, und hatte den Rath veranlaßt, die Bürger unter die Waffen zu rufen, wo denn die Mauern und Thürme von dieſen muthigen Männern ſtark beſetzt wurden. In dieſer Zeit hörte man am 17. Aug.: es ſey geſtern die

---

am andern Tage. Die Stirn war zwar vom Falle ſehr beſchädigt, doch wurde ſie wieder geheilt, ſo daß die Gerettete noch viele Jahre lebte und die Narbe dieſer Wunde trug.
A. d. V.

Stadt Oederan erſtlich vom Feinde geplündert und dann in Brand geſteckt worden, wobei 414 Einwohner theils durch das Schwert der Feinde, theils durch die Flammen umgekommen wären, da viele in den Kellern durch den Rauch erſtickten. (Die Stadt Lichtenſtein hatte am 17. Auguſt ein gleiches Schickſal.) — So lebte man in banger Erwartung deſſen, was da kommen ſollte. —

Am 18. Auguſt ſah man endlich am frühen Morgen von den Thürmen aus die erſten Feinde, und die Wachen, welche dieſe Beobachtung machten, verſäumten nicht, ſofort die gehörige Meldung dem Rathe zu machen, welcher alsbald Lärm ſchlagen ließ.

Die Feinde, welche herangekommen waren, beſtanden aus drei Compagnien Reitern, welche die Nikolaikirche und Schule, nebſt noch vielen andern Häuſern in der ſogenannten Kappel (einer Vorſtadt), nebſt verſchiedenen Vorwerken in Brand ſteckten. — Die auflodernden Flammen und das Angſtgeſchrei der Gemißhandelten drang den Bürgern in die Herzen, ſie mit Erbitterung füllend, ſo daß ſchnell eine Schaar von 150 tapfern Männern und Jünglingen ſich rüſtete, welche zu Roß und zu Fuß einen Ausfall machten. Mit Löwengrimm ſtürmten ſie hinaus und griffen die Kaiſerlichen an. Bei dieſem wüthenden Angriffe waren die Feinde in Kurzem geworfen, und wer von ihnen nicht fiel, ſuchte ſchnell das Weite. Die Reiter ſetzten nun den Fliehenden eilig nach und das Fußvolk konnte ihnen nicht ſo ſchnell folgen. — So kamen ſie immer weiter von der Stadt ab, wurden aber bald gewahr, daß im Kriege nicht die Tapferkeit allein, ſondern auch die Klugheit walten muß.

Die ausgefallenen Chemnitzer ſahen die Flammen von dem Dorfe Markersdorf, welches die Feinde in Brand geſteckt hatten, aufſteigen, dieſes aber ſteigerte ihren Grimm, und ſie ſtürzten wuthentbrannt auf das brennende Dorf los, wobei ſie ein zwiſchen Altchemnitz und Hilbersdorf hart am Wege liegendes Hölzchen nicht beachteten, oder ſich die Möglichkeit eines in dieſem Wäldchen verſteckt liegenden Hinterhaltes in ihrem aufgeregten Gemüthszuſtande nicht dachten; nur auf die Flammen des brennenden Dorfes war ihre ganze Aufmerkſamkeit gerichtet. Bald waren ſie in der Nähe dieſes Dorfes, als ihnen aus demſelben eine kleine Schaar feindlicher Reiter entgegen kamen. Dieſe ſehen und mit einem lauten „Halloh! Halloh! ihr Mordbrenner!“ auf dieſe Schaar einſprengen, war die Folge eines raſchen Entſchluſſes. Bald fanden ſie aber Urſache, es zu bereuen, ſo weit vorgegangen zu ſeyn. In dem Hölzchen hatte ſich eine feindliche Reiterſchaar in Hinterhalt gelegt, und die Ausgefallenen wurden nun, eben da ſie ſich der aus dem Dorfe gekommenen Schaar entgegengeworfen hatten, von jenem Hinterhalte aus angegriffen. Die Ausgefallenen ſahen ſich nun abgeſchnitten und wurden gewahr, daß ſie in eine Falle gegangen waren, die ihnen die Feinde gelegt hatten, und wobei das brennende Markersdorf die Lockſpeiſe geweſen war. — Von allen Seiten wurden die Chemnitzer nun durch die Feinde angegriffen, und bei dieſer Uebermacht konnte der Ausgang des Gefechts nicht lange zweifelhaft ſeyn. Doch der Anführer der Ausgefallenen, Hans Muskauns, ein beherzter Bürger (und Tuchſcheerermeiſter) rief ſeinen Kampfgenoſſen zu: ſich zuſammen zu halten und ritterlich zu wehren; lieber ehrlich zu ſterben, als mit Schande zu fliehen. Und dieſer Zuruf verhallte nicht ungehört; denn obgleich die Chemnitzer ſehr übermannt waren und von allen Seiten angegriffen wurden, ſo zogen ſie doch eine tapfere Gegenwehr der ſchimpflichen Flucht vor; und ſo kämpften ſie denn wie die Löwen, ob ſie gleich einer um den andern dem Tode in die weit geöffneten Arme ſanken; welches Loos auch den tapfern Anführer traf, nachdem er ſich bis auf den letzten Augenblick männlich gewehrt hatte.

So waren ſchon vierzehn tapfere Chemnitzer dem Tode in die Arme geſunken und noch mehrere lagen ſchwer verwundet in Geſellſchaft einer noch größern Anzahl von Feinden auf dem Wahlplatze, die übrigen aber kämpften mit ſinkenden Kräften, aber dennoch muthvoll fort, als plötzlich Hülfe kam, und dieſe Sache eine andere Geſtalt erhielt. „Halloh! Halloh!“ ertönte es ſchon aus der Ferne und es kam von den Chemnitzern nicht allein noch einige Reiterei, ſondern auch die Fußgänger in vollem Laufe an, worauf der Anführer der letztern, Hans Jenik, der einſt im Heere des berühmten Mannsfelders diente und dort den Krieg lernte, das Büchſenfeuer ſo weiſe ordnete, daß eine Menge von Feinden durch deſſen Wirkung ſanken; und als die zur Hülfe angekommene Reiterei ebenfalls tapfer auf die Feinde einhieb, kam es endlich dahin, daß ſich die Feinde fechtend zurückzogen, und verſchiedene von ihren Verwundeten, ſowie einige Chemnitzer, mit ſich fortnahmen, welche durch ihre Wunden zur fernern Gegenwehr untüchtig geworden waren. Von dieſen ſtarb einer, Hans Siriſch war ſein Name, auf dem Wege, den ebenfalls verwundeten

Bäckermeiſter Schulz nahmen die Feinde mit nach Zwickau, wo er wieder aus der Gefangenſchaft befreiet wurde. —

Die Chemnitzer hatten alſo den Wahlplatz behauptet und luden nun mit Trauern ihre des Todes Opfer gewordenen Waffenbrüder, vierzehn an der Zahl, ſo wie acht Schwerverwundete auf die herbeigebrachten Wagen und führten ſie nach der Stadt zurück, wo die Todten einſtweilen in der Spitalkirche beigeſetzt, die Verwundeten aber verbunden wurden. Am andern Tage wurden die entſeelten Leichname der Gebliebenen mit kriegeriſchen Ehren begraben. Lang war der Zug, der ſie begleitete; Trauermelodien ertönten und der Schall aller Glocken begleitete ſie. In der Spitalkirche aber hielt der Superintendent M. Faber — der in demſelben Jahre ebenfalls ein Opfer des Krieges durch Krankheit wurde — eine Predigt: über die hohe Pflicht, ſein Leben im Kampfe für das Vaterland dahinzugeben; und als nach dem Kirchenſegen die Leichname in den Schoos der Mutter Erde gelegt wurden, und die Salven der Büchſen und Carabiner ihnen das letzte: Schlaft wohl! der trauernden Waffenbrüder nachriefen, ſchwuren die Uebriggebliebenen mit Hand und Mund: im Kampfe für die geliebte Vaterſtadt des eignen Lebens nicht zu ſchonen!

So hatte der erſte Vorfall im Kampfe der Chemnitzer mit den Feinden ein ziemlich blutiges Ende genommen, und viele Verzagte, beſonders von den Vornehmen und Reichen flüchteten ſich mit ihren beſten Sachen. Vergebens bat die Stadt den Kurfürſten um Kriegsvolk zu ihrer Vertheidigung, nur unbewaffnete Landleute, die man erſt bewaffnen mußte, erſchienen; doch hielt die Nähe der ſächſiſchen Truppen in Freiberg, Rochlitz und Penig die Kaiſerlichen in etwas von ihren feindlichen Unternehmungen ab.

Am 23. Auguſt erſchienen jedoch acht Fahnen kaiſerliches Fußvolk und einige Geſchwader Reiterei unter dem Oberſten Buttler vor der Stadt Chemnitz, wo ſie in der Vorſtadt vor dem Chemnitzer Thore über dreißig Häuſer nebſt einigen Scheunen, vier Häuſer in der Aue, und in der Niklasgaſſe die Schenke abbrannten. Dabei wurde noch geplündert, und ein Jüngling, Namens Chriſtoph Schreiber, in ſeines Vaters Hauſe von den Feinden erſchoſſen. — Viele Andere aber, die ſich flüchten wollten, wurden ereilt und niedergemacht.

Am Morgen dieſes Tages noch kam ein Trommelſchläger vor das Johannisthor und verlangte den Bürgermeiſter zu ſprechen. Als nun die beiden Bürgermeiſter Pfeifer und Horn erſchienen und den Tambour um ſein Anbringen fragten, erfuhren ſie nun eine förmliche Aufforderung zur Uebergabe der Stadt von ihm, wobei die größte Schonung verſprochen wurde. Nach kurzer Berathſchlagung wurde die Aufforderung ausweichend zurückgewieſen, und der Trommelſchläger kehrte nun mit dieſer Antwort zu dem Quartiermeiſter zurück, der ihn geſendet hatte; er konnte jedoch ſeine Botſchaft kaum ausrichten, als der hierüber hocherzürnte Quartiermeiſter ein Piſtol zog und den unſchuldigen Tambour im Grimme niederſchoß.

Eben als dieſer Arme ſo unnöthig gemordet wurde, kamen auf einer andern Seite der Hauptmann Nabil mit 150 Mann Fußvolk und 100 Reitern in die Stadt, wo die erſtern bei den Bürgern einquartiert wurden, die Reiter aber begannen unerſchrocken ein

Gefecht mit den Feinden, um dieſe aus ihrer Stellung vom Lager hinwegzutreiben; wo ſie jedoch, ſo tapfer ſie auch fochten, dennoch der feindlichen Uebermacht weichen mußten. Bei dieſem Scharmützel wurde der Quartiermeiſter, nebſt dem ihn begleitenden Fourier gleich Anfangs von den Sachſen niedergehauen. Dieſe zogen ſich nun, als ſie hier der Uebermacht weichen mußten, nach Penig, die Kaiſerlichen aber verließen ebenfalls die Stadt.

Die förmliche Belagerung derſelben werden wir im *V.* Bande dieſes Werks und zwar im Tagsabſchnitte des 25. September erzählen, weil an dieſem Tage es war, daß die Belagerung begann.

26.

Der Kurfürſt Ernſt.

Die Landestheilung der beiden Brüder Ernſt und Albrecht. — Der Kurfürſt Ernſt ſtirbt.

Als der Kurfürſt Friedrich der Sanftmüthige am 7. Sept. 1464 mit Tode abging, hinterließ er zwei Söhne, Ernſt und Albrecht, ebendieſelben, welche Kunz von Kauffungen, in der Nacht vom 7. auf den 8. Juli 1455 aus ihres Vaters Burg entführt hatte. Dieſe regierten nun, nach der väterlichen Verordnung vom Jahre 1459, die meißniſchen Erblande gemeinſchaftlich, die Kur und das Herzogthum Sachſen fielen blos auf den ältern Prinzen Ernſt. — Dieſer hielt gemeiniglich zu Altenburg oder Leipzig, ſein Bruder aber zu Dresden oder Torgau Hof.

So gemeinſchaftlich dieſe beiden Brüder regierten, ſo ſuchten ſie auch vereint das Unrecht zu beſtrafen und ihren Unterthanen Recht gegen ihre Unterdrücker zu verſchaffen. Folgender Vorfall gab die Gelegenheit dazu.

Heinrich *II.* Reuß, Voigt von Plauen, drückte ſeine Unterthanen hart, und bereicherte mit dem, was er ihnen abdrückte, ſeine Lieblinge und Diener.

Seine Gemahlin machte es noch ſchlimmer. Die beſten Landgüter brachte ſie an ſich, und dabei war ihr kein Mittel zu ſchlecht, um es zu erwerben, und war es ihr gelungen, ſo ließ ſie das Wohnhaus bei einem ſolchen Gute niederreißen, und gab dabei als Grund an, daß ihr die Viehſtälle mehr eintrügen als dieſe Häuſer. Und als die Unterthanen auf ihre Klagen kein Recht finden konnten, ſondern unter mancherlei Vorwänden auch wohl mit Härte zurückgewieſen wurden, wendeten ſie ſich endlich an die beiden fürſtlichen Brüder, Ernſt und Albrecht, welche auch, als Oberlehnsherren, den Voigt von Plauen ernſtlich von dieſem Beginnen abmahnten, und da er ſich nicht fügte, ſo brachten ſie es endlich bei dem Kaiſer dahin, daß er in die Acht erklärt und den beiden Brüdern Ernſt und Albrecht die Vollſtreckung derſelben aufgetragen wurde. — Hierauf boten dieſe Fürſten ihr Heer auf und zogen gegen den Aechter, wo ſie Plauen, Adorf, Voigtsberg und Oelsnitz ſchnell eroberten und den Geächteten nöthigten, nach Böhmen zu fliehen, von wo aus er die Fürſten um Gnade bat; dieſe wurde ihm auch, ſowie die Losſprechung von der Acht zu Theil: ſein Voigtland aber bekam er nicht wieder, ſondern erhielt zur Entſchädigang eine Geldſumme, wofür er ſich die Herrſchaft Druſing kaufte.

Auf dieſe Weiſe kam das Voigtland an Sachſen, da es ſonſt als eine Mediat-Herrſchaft angeſehen werden mußte. Als böhmiſches Lehen wurde Plauen (1546) eingezogen und dem Enkel jenes Aechters, Heinrich von Plauen, welcher als böhmiſcher Canzler an Ferdinands Hofe lebte, von dieſem Monarchen verliehen; doch der Kurfürſt Auguſt löſte dieſes wieder ein, und von da an verblieb das Voigtland ununterbrochen bei dem Hauſe Sachſen.

So regierten die beiden Brüder ihr väterliches Erbland gemeinſchaftlich, in brüderlicher Einigkeit. Das Beiſpiel ihres Vaters und Oheims hatte ſie abſchreckend belehrt, welche Folge die Uneinigkeit der Fürſten für ihre Länder habe, und als ſie im Jahre 1476 mit dieſem Oheim, dem noch am Leben befindlichen Herzog Wilhelm, in Leipzig zuſammenkamen, ermahnte ſie dieſer öffentlich auf das ernſtlichſte zur Eintracht, und daß ſie jeden Keim zur Zwietracht gleich im Entſtehen erſticken ſollten. Dabei wies er ſie auf die Uneinigkeit hin, welche durch untreue Räthe zwiſchen ihm und ſeinem Bruder angefacht worden wäre, die ſo üble Folgen für ihre beiderſeitigen Länder gehabt hätte, und warnte ſie, ſolche Egoiſten, die ihr eigenes Wohl mehr als das allgemeine Beſte liebten, ſogleich von ſich zu thun und ihnen kein Gehör zu ſchenken. —

Dieſe Ermahnung fruchtete auch in den Herzen der beiden Brüder, und als die Zeiten endlich die Verhältniſſe änderten, und an die Stelle der frühern Herzlichkeit durch die Räthe des Kurfürſten, von welchen der Herzog gewiſſermaßen beleidigt worden war, ſowie durch die Charakterverſchiedenheit der beiden Brüder ꝛc., verurſachte Kälte trat, welche auf beiden Seiten durch einflüſternde Räthe und Diener vermehrt wurde, geriethen dieſe beiden Brüder ebenfalls in die Gefahr eines Bruderkrieges; doch ſie gedachten noch zur rechten Zeit an jene Ermahnung ihres nun verſtorbenen Oheims, und verglichen ſich, um allen fernern Zwiſtigkeiten vorzubeugen, über eine völlige Erbtheilung, wo, nach Vorſchrift des Sachſenrechts der ältere Bruder die Theilung machte und der jüngere die Wahl unter den gemachten Theilen hatte, und dieſe Entſcheidung geſchah am 26. Auguſt 1485 in Leipzig. Der Kurfürſt hatte die ſeinem Vater ſchon zugehörig geweſenen und die von dem Oheim ererbten thüringiſchen Länder, das Voigtland, nebſt einem Theile des Oſter- und Meißnerlandes, ſowie endlich eine baare Geldſumme von hunderttauſend Gülden auf einen Theil, und auf den andern die meißniſchen Länder gelegt. Das Herzogthum Sagan, nebſt den Herrſchaften Sorau, Starkow, Beeskow ꝛc. und die Bergwerke in den beiderſeitigen Landestheilen ſollten ungetheilt bleiben. So war die Theilung gemacht, und nun zu erwarten, welchen Theil der jüngere Bruder wählen werde. Abſichtlich waren dieſe Theile in einander geſchnitten worden, um dadurch bei einem Kriege jeden Theil zur Schonung zu zwingen, und eben ſo abſichtlich hatte der Kurfürſt dem Thüringerlande hunderttauſend Gülden baar zugelegt, welche der, dem das Meißnerland zufiel, dem Andern herauszahlen ſollte, weil er wünſchte, daß ſein Bruder Thüringen wählen und ihm das von ihm ſo hochgeliebte Meißnerland überlaſſen möchte; dazu aber ſollte jene, für die Verhältniſſe damaliger Zeit ungeheure Summe, als Lockſpeiſe dienen. — Ganz gegen Erwarten griff Albert zu dem Meißnerlande, trat ſeinem Bruder das Amt Jena ab, und zahlte ihm noch 50,000 Gülden baar.

Dieſe Wahl ſchmerzte den Kurfürſten ungemein, und der Kummer hierüber nagte dergeſtalt an ſeinem Herzen, daß er denſelben nicht überwinden konnte. Es wäre aber auch im Allgemeinen zu wünſchen geweſen, Albert hätte nach dem Wunſche ſeines Bruders gewählt; denn dieſe Wahl legte den Grund zu den unſeligen Irrungen zwiſchen beiden ſo nah verwandten Linien, welche in der Folge ſo vieles Unheil hervorgebracht haben.

Wenige Monate darauf half der Kurfürſt Ernſt ſeinem Freunde, dem Erzherzog Maximilian zur römiſchen Königskrone (16. Febr. 1486): denn er war es, der durch ſeine kräftigen Vorſtellungen die zweifelhafte Wahl auf dieſen Fürſten lenkte. Bald darauf ſtand er ſelbſt am Ziele.

Am erſten Jahrestage nach der Theilung des Landes befand ſich der Kurfürſt Ernſt im Walde bei Colditz auf der Jagd und hatte bei derſelben das Unglück, als er eben einen Hirſch verfolgte, mit dem Pferde zu ſtürzen. Es war im vollen Jagen geſchehen und daher der Fall um ſo gewaltſamer. Weinend trugen die Treuen den geliebten Fürſten, als ſie ihn fanden, in das Schloß, wo man ſogleich erkannte, es ſey dieſer Fall tödtlich und man reichte ihm deshalb das Sacrament, und mit der ſcheidenden Sonne ſchied die Seele des Kurfürſten Ernſt aus dieſem Leben, als er das ſechs und vierzigſte Jahr ſeines Daſeyns auf dieſer Erde noch nicht halb vollendet hatte, und ſeine Mutter Margarethe ihm nach einem zweiundzwanzigjährigen Wittwenſtande vorausgegangen war.

Dieſer Fürſt, dem die Geſchichte den Ehrennamen eines rechtſchaffenen, weiſen und friedliebenden Vaters ſeines Landes giebt, machte noch in den letzten Stunden vor ſeinem Abſchiede von der Welt ein Teſtament, in welchem er ſeinem älteſten Sohne, dem edlen Friedrich, welchen die Geſchichte unſeres Vaterlandes mit dem Ehrennamen des Weiſen beehrt hat, und deſſen Gedächtniß ruhmvoll iſt, die Regierung des Landes auftrug, und dann ſtiftete er im Dome zu Meißen mit 1000 Gülden eine eigene Meſſe, zum Heil ſeiner Seele, verehrte dieſem Stifte auch die güldne Roſe, die er einſt bei einer Reiſe nach Rom vom Papſte zum Geſchenke erhalten hatte, und ordnete an, daß man bei ſeinem Begräbniß die Armen ſpeiſen und kleiden ſolle ꝛc.

Aber noch weit mehr Werth als alles dieſes hat gewiß folgender Zug. Der Herzog Albert war in der Nähe, als dem Kurfürſten dieſer Unfall begegnete, und er eilte mit Windes Schnelle herbei, als ihm die Kunde davon mitgetheilt wurde. Noch fand er den geliebten Bruder am Leben, und in dieſen ernſten Stunden, wo alles Irdiſche verſchwindet, ſchwand auch das Geringſte, was noch von Mißverſtändniß zwiſchen ihm und ſeinem Bruder obwalten konnte, und ganz frei von Allem, was Brüder-Herzen trennen kann, ſchieden ſie von einander. — Albert drückte endlich dem entſchlafenen Bruder weinend die Augen zu und begleitete ſeinen Leichnam nach Meißen, wo er an der Seite des vor zweiundzwanzig Jahren entſchlafenen Vaters in der Fürſtenkapelle ſeine Ruheſtätte fand.

27.

Herzog Georg wird geboren.

(Fortſetzung vom 17. April.)

Es war am 27. Auguſt des Jahres 1471, als dem Herzog **Albert von Sachſen** ein Sohn geboren wurde, welcher in der Taufe den Namen **Georg** erhielt. Er war der Erſtgeborne, und ihm alſo dereinſt die Nachfolge auf dem Throne ſeines Vaters beſchieden. Sorgfältig wurde er von ſeinen Eltern erzogen, und ſchon früh zeigte er eine entſchiedene Liebe für die Wiſſenſchaften, weshalb er die gelehrteſten Männer zu Lehrern erhielt. Ohngeachtet er, als der Erſtgeborne, wie ſchon gedacht, zur Nachfolge des Vaters beſtimmt war, zeigte er doch ſchon in der Jugend eine beſondere Liebe zum geiſtlichen Stande, ſo daß er bald Domherr zu Mainz wurde, wo ſein Vetter **Albert**, Sohn des Kurfürſten **Ernſt von Sachſen**, eine gleiche Stelle hatte, der ſogar 1482 zum **Erzbiſchof** erwählt wurde, jedoch ſchon nach zwei Jahren mit Tode abging. Als Domherr erhielt der junge Herzog **Georg** 1485 das Amt eines *Praefecti supremi* auf dem **Eichsfelde** und *Provisoris* der Kirche zu **Erfurt**; doch im Jahre 1494, und alſo im dreiundzwanzigſten Jahre ſeines Lebens, verließ er den geiſtlichen Stand wieder und legte alle ſeine in demſelben erhaltenen Würden nieder, indem er ſich nur ſeinem künftigen Regentenberufe widmete. — Aus dieſer Zeit ſeines geiſtlichen Lebens ſchreibt ſich der Feuereifer für den Glauben her, den er für den einzig wahren hielt, und wenn dieſer Eifer auch ſpäterhin, als Luther ſeine Reformation begann, und dieſe mit reißender Schnelligkeit um ſich griff, in Unduldſamkeit gegen die Bekenner dieſer Lehre überging, ſo wollen wir, die wir ebenfalls derſelben anhängen, dieſen Fürſten dennoch deshalb nicht verläſtern, da er ſeiner Ueberzeugung gemäß handelte und die Erfahrung machte: daß man das unaufhaltſam fortrollende Rad des Zeitgeiſtes vergebens in ſeinem Laufe aufzuhalten oder zurückzuwenden verſucht. Georg ſelbſt war ein guter Regent ſeines Landes und ein treuer Vater deſſelben, der in dieſer Hinſicht unter die beſten Regenten gehört.

Schon da, als dieſer Fürſt noch dem geiſtlichen Stande angehörte, nahm ihn ſein Vater Albert (1487) mit auf den Reichstag nach Nürnberg, und als während der Abweſenheit des Herzogs Albert, eine Feuersbrunſt (15. Juni 1491) beinahe die ganze Stadt Dresden nebſt der Kreuzkirche verzehrte, beurkundete der Prinz Georg bei dieſer Gelegenheit ſeinen Regentenberuf auf das herrlichſte, indem er für die Abgebrannten eifrig ſorgte und in einem Berichte an ſeinen abweſenden Vater ſich dieſer Unglücklichen thätig annahm.

Als dieſer Prinz dem geiſtlichen Stande entſagt hatte und aus demſelben ausgetreten war, vermählte er ſich mit der Prinzeſſin Barbara, Tochter des Königs Caſimir von Polen, und hielt am 21. Nov. 1496 das Beilager mit ihr in Leipzig, bei welcher Feſtlichkeit ſich über ſechstauſend deutſche und polniſche Ritter befunden haben ſollen. Dieſe Ehe war eine der beſten Fürſtenehen, denn beide Gatten liebten ſich herzlich, und Frau Barbara wurde Mutter von zehn Kindern, wovon ihr aber ſechs früh ſchon wieder in die Ewigkeit vorangingen. Ueber ſieben und dreißig Jahre hindurch währte dieſe glückliche

Ehe, und als ſie am 17. Januar 1534 durch den Tod getrennt wurde, indem Frau **Barbara** an dieſem Tage ihr irdisches Leben beſchloß, war Herzog **Georg** über dieſen Todesfall ſo betrübt, daß er ſich von nun an, als Zeichen fortwährender Trauer, den Bart lang wachſen ließ und dadurch den Namen der **Bärtige** erhielt. —

Schon haben wir an verſchiedenen andern Stellen dieſes Werkes Scenen aus **Georgs** Regentenleben gegeben, auf welche wir uns hiermit beziehen wollen: nur die Schilderung ſeiner Jugend fehlte noch, welche wir in dem Vorſtehenden verſucht haben, ſoweit uns dazu die Quellen floſſen.

28.

Kurfürſt Auguſt.

(Fortſetzung vom 17. Auguſt.)

Aber nicht allein die Religionsangelegenheiten und der Friede in der Kirche beſchäftigte dieſen Fürſten, er war auch eifrig beſorgt, den **Gewerbfleiß** in ſeinem Lande zu befördern, und unterſtützte daher mehrere vom Auslande einwandernde Manufacturiſten und Fabrikanten nicht allein mit freigebiger Hand, ſondern er gab ihnen auch, wenn es nöthig wurde, bedeutende Vorſchüſſe zinſenfrei, und erhob dadurch dieſen ſonſt wenig gekannten Hebel der Staatswohlfahrt auf eine hohe Stufe. — Es kann zwar nicht unſere Abſicht ſeyn, in dieſer kurzen Ueberſicht der Lebensumſtände eines der merkwürdigſten ſächſiſchen Fürſten auch zugleich eine Geſchichte des ſächſiſchen Gewerbfleißes unter ſeiner Leitung, zu geben: ſondern wir beſchränken uns nur allein darauf, mit wenig

Worten zu ſchildern, was der Vater Auguſt that, um jenen Gewerbfleiß zu beleben und ihn für das Land ſegensreich zu machen. Zwar darf man nicht glauben, als ſey Sachſen vor dieſer Zeit ganz vom Gewerbfleiß entblößt geweſen. Nein! Schon im *XII.* Jahrhunderte kannte man die Woll- und Tuchweberei im Herzogthum Sachſen, welche aber ebenfalls durch Einwanderer dahin gebracht worden war. Im folgenden Jahrhundert fing man an, den Flachsbau zu vergrößern, die Spinnerei einzuführen, oder vielmehr allgemeiner zu machen; denn man ſpann dort zwar ſchon, doch weniger. Eben ſo fing man in dieſer Zeit an, aus Leingarn und Wolle Zeuge zu weben, weshalb ſich die Leinweber in der Folge Zeug- und Leinweber nannten. Waren es auch nicht die verfeinerten Sorten von Zeugen, wovon im *XVIII.* Jahrhundert die Weberei in Frankenberg blühete, ſo kann man ſie doch gute Anfänge dazu nennen.

Eben ſo ſcheint die Barchentweberei hier nicht unbekannt geweſen, und Chemnitz durch die Verbeſſerungen und Erhebungen Auguſts in den Stand gekommen zu ſeyn, mit Augsburg zu wetteifern.

Dieſe Erhebung des Gewerbfleißes, durch die Errichtung von Fabriken und Manufacturen, welche den Kurfürſten Auguſt zum Urheber haben, begann in unſerm Vaterlande beſonders da, als der unſinnige Alba in den Niederlanden die Menſchen ihres Glaubens wegen ſchlachtete und ſie dadurch zur Auswanderung trieb, wo ſie denn den niederländiſchen Gewerbfleiß in den benachbarten Ländern verbreiteten. Auch nach Sachſen kamen ſolche Ausgewanderte und wurden mit offenen Armen aufgenommen. Das Gerücht von dieſer hülfreichen Aufnahme verbreitete ſich bald, und zog immer mehr ſolche Auswanderer in dieſes Land herein, worauf bald eine neue Fabrik oder Manufactur um die andere in's Leben trat. Dort entſtanden die trefflichen Tuchmanufacturen, durch jene niederländiſchen Tuchmacher, welche vor dem Kriege, der dreißig Jahre hindurch Deutſchland von einem Ende bis an das andere verwüſtete, der Stolz des Landes waren.

Auch die Barchentmanufactur erhielt in dieſer Zeit einen neuen Anſtoß, durch die großen Verbeſſerungen, welche eingewanderte Ausländer bei derſelben einführten, und konnte bald mit den diesartigen Manufacturen des Auslandes wetteifern.

Und da für dieſe Manufactur, ſo wie für die Schleierweberei das Bleichweſen von höchſter Wichtigkeit war, ſo wurde ſchon 1420 ein eignes Bleichamt in Chemnitz errichtet, welches Bleichrichter und Bleichgewerken enthielt (S. Bd. 1. S. 285) und von höchſter Wichtigkeit war, auch noch immer iſt, und vom Kurfürſten Auguſt eine für ſein Zeitalter paſſende geregelte Form erhielt.

Die Schleierweberei wurde unter dieſem unvergeßlichen Fürſten von ausgewanderten Schweizern, welche wegen Religionsbedrückung ihr Vaterland vergeſſen, in Plauen ſowie in Hof, der Hauptſtadt des brandenburgiſchen Voigtlandes, gegründet. Anfänglich fertigte man nur ſogenannte baumwollene Schleier, welche von Siebenbürgen und Griechen zu Turbans ſtark gekauft wurden, und ein guter Erwerbszweig geweſen zu ſeyn ſcheinen; dieſe Manufactur hat ſich aber in der Folgezeit, und nach Maßgabe der Bedürfniſſe gewaltig in der Production geändert und war eine Zeitlang durch Fertigung von Mouſſelinen berühmt, welche in Deutſchland nirgends feiner gemacht wurden. Stammt das Schaugericht, welches über die Güte der gefertigten Waare wacht, ebenfalls von dem Kurfürſten Auguſt her, ſo gereicht es ihm gewiß zur Ehre und verdient bei andern ähnlichen Inſtituten gleichergeſtalt eingeführt zu werden. —

Auch die alte urſprüngliche Leinwandweberei wurde durch dieſen Fürſten neu geregelt und dadurch auch neu belebt, ſo daß ſie einen nicht unbedeutenden Zweig des Gewerbsfleißes ausmachte und noch immer ſehr beträchtlich iſt.

Zu eben derſelben Zeit, als Vater Auguſt regierte, erfand Barbara Uttmann in Annaberg einen neuen, anfänglich ſehr einträglichen Nahrungszweig, das Spitzenklöppeln, (S. Bd. 1. S. 80. ff.) welches ſich bald weiter verbreitete, ſo daß, noch bei der Lebenszeit des Kurfürſten, ſich ſchon einige tauſend Perſonen damit beſchäftigten, indem man zur Zeit dieſes Fürſten 18,000 Tuchmacher, 11,000 Zeugmacher, 21,000 Leinweber mehr als ſonſt zählte, und die Zahl der Klöpplerinnen ſich auf 9000 belaufen haben ſoll. —

Aber nicht die Fabriken und Manufacturen allein erhob der Kurfürſt Auguſt durch ſeine Aufmerkſamkeit, ſondern er ſchenkte dieſe auch andern Theilen des Gewerbsfleißes, ließ fremde Wagner und Stellmacher, Büchſenſchäfter aus Böhmen, Ziegelſtreicher aus den Niederlanden, ſo wie den geſchickten Baumeiſter, Maria Noſſeni aus Italien kommen, der ſich ſehr nützlich für unſer Vaterland machte und unter andern ſehr ſchöne Marmorbrüche entdeckte, welche in unſern Zeiten noch wohl benutzt werden. So um faßte die Aufmerkſamkeit des großen Kurfürſten Alles, was nur irgend nützlich für das Land werden konnte, und er hielt nichts für dieſelbe zu klein, was von Nutzen war. — Die Staatswirthſchaft war nicht auf leere Theorie gegründet, ſondern in der Schule der Erfahrung, dieſer theuern aber trefflichen Lehrmeiſterin, erlernt. Frei von Verſchwendungsſucht ging er den Seinen mit gutem Beiſpiele voran, indem er in ſeinem Hauſe eine ſtreng geregelte Wirthſchaft einführte und Hofküchen-, Keller-, Kammer- und Speiſe-Ordnungen einführte, in welchen er ſo tief in das Detail einging, daß unter andern dem Hofprediger nur am Abend vor der Frühpredigt ein Herrnwachslicht, ſonſt aber nur Talglicht gereicht werden ſollte. Demohngeachtet war der ſparſame Fürſt nichts weniger als geizig, er war ein wahrhaft weiſer Hausvater, der im Großen wie im Kleinen im Entbehrlichen ſparte, um Geld zu nützlichen Ausgaben und zum Unentbehrlichen zu haben. Der Kurfürſt blieb dieſem Bilde aber auch darin treu, daß er nicht blos gute Verordnungen gab, ſondern auch eifrig dafür beſorgt war, daß ſie befolgt wurden. Deshalb hat nie ein ſächſiſcher Fürſt ſein Land ſo viel bereiſt als der Kurfürſt Auguſt, und wo er hinkam verkehrte er gern mit Sachkundigen, ohne Unterſchied des Standes, wenn ſie nur das wußten, was er wiſſen wollte. Von ihnen erfuhr er die Gebrechen der Juſtiz, Polizei, Induſtrie ꝛc., und keine ſolche Reiſe war ohne Nutzen für den Kurfürſten; jedesmal erſchienen Reſcripte darauf, welche abänderten und verbeſſerten, wo etwas abzuändern und zu verbeſſern war. — Auf ſolchen Reiſen begleiteten ihn oft ſeine vertrauteſten Räthe, Arnim und Thumshirn, auch Mutter Anne, und dieſes Mütterchen hatte ebenfalls einen geſunden und ſcharfen Blick, war auch bekanntlich in der Oeconomie keine Anfängerin, und ſprach in ſolchen Angelegenheiten gern ein Wörtchen mit. —

Der Bergbau iſt eine der wichtigſten Quellen der Staatswohlfahrt. Dieſe alte Wahrheit fand an dem Kurfürſt August einen eifrigen Bekenner, und er gab alſo demſelben eine treffliche Bergwerks-Ordnung, ließ auch durch erfahrne und geſchickte Männer, die er eifrig aufſuchte und durch Belohnungen aller Art, an ſich zog, das ganze Bergbau- ſo wie das Schmelz- und Hüttenweſen ſehr weſentlich verbeſſern. —

Das waren die Mittel, wodurch es dieſem Fürſten möglich wurde, während ſeiner Regierung ſo viel an oft ſehr koſtſpielige aber nützliche Bauten zu wenden, dem Gewerbfleiß durch reiche Unterſtützung aufzuhelfen, kurz alles zu thun, was ein guter Vater ſeines Landes nur immer zu thun vermag, und dennoch nicht allein an zwei Millionen übernommene Schulden zu bezahlen, ſondern auch einen durch Erſparniſſe, nicht durch Druck der Unterthanen, zurückgelegten reichen Schatz (man ſagt von 17 Millionen) zu hinterlaſſen. Man hat zwar behauptet, der Kurfürſt habe ſich ſtark mit der Alchymie befaßt, und ſey ein geſchickter Adept geweſen. Angenommen aber auch, daß dieſes wahr ſey, und der Kurfürſt dieſe Wiſſenſchaft aus Liebhaberei getrieben habe, — was auch mit den Aſtrologie und Geomantie der Fall geweſen ſeyn ſoll,— ſo weiß man doch aus ſo vielen andern Beiſpielen, daß ſie mehr koſtet als einbringt, wie auch die Thatſachen mit den Goldköchen Schwerzer, Beuther und Merbitz beweiſen, welche durch ihre

Experimente große Summen koſteten, aber gewiß nichts einbrachten.

Aber nicht allein als Staatswirth hat ſich August hohe Verdienſte erworben, er hat ſich auch dergleichen durch andere gute Anſtalten zu eigen gemacht. So hatten z. B. das Appellationsgericht, der geheime Rath und das Kammer-Collegium ihn zum Stifter und galten als Beweis, daß er die wahren Bedürfniſſe ſeines Landes habe kennen lernen.

Es wurde alſo der Kurfürſt August zwar nicht als Held in blutigen Kriegen berühmt — denn der einzige Krieg, den er gegen ſeinen Vetter Johann Friedrich *II.* führte, iſt von der Art, daß man wünſchen muß: er habe nicht ſtatt gefunden; — aber er war nichts deſtoweniger einer der berühmteſten Fürſten, welche die Geſchichte Sachſens kennt. Weiſe ließ die ewige Vorſehung zwei ſolche Fürſten, wie Moritz und August waren, auf einander folgen, und durch ſie wurde Sachſen in den hohen Wohlſtand verſetzt, den es bis zum Anfang des dreißigjährigen Krieges genoß, wo es beinahe vier Millionen glücklicher Einwohner hatte, und herrlich emporgeblüht erſchien; ob es gleich unter den beiden ſchwächern Chriſtianen, dem Sohne und Enkel des Kurfürſten August, wieder etwas geſunken war.

Das häusliche Leben des Kurfürſten war trefflich, und August mit Anna das Muſter einer guten Fürſtenehe. Funfzehn Kinder waren die Sproſſen dieſer Verbindung, von welchen aber eilfe den Eltern wieder voran in die Ewigkeit gingen. Eine dieſer Töchter wurde unglücklich durch ihre Vermählung, wie wir bereits im 1. Bande und zwar im 27. Tagesabſchnitte des Monats Januar erzählt haben.

Als nun endlich der Kurfürſt Auguſt am 11. Februar 1586 geſtorben war, folgte ihm ſein Sohn Chriſtian in der Regierung nach, vermochte es aber nicht, die große Aufgabe zu löſen, ſelbſtſtändig im Geiſte ſeines Vaters fortzuregieren, da er weder den Scharfblick und die Einſicht, noch den ausdauernden Ernſt ſeines Vaters hatte, ſondern ſich zuviel dem Canzler Crell überließ, welcher den Lutheranismus verdrängen und den Calvinismus an ſeine Stelle ſetzen wollte, woraus die Unruhen entſtanden, von denen wir verſchiedene Beiſpiele ſchon erzählt haben. —

29.

Die Einfälle der Huſſiten in Sachſen.

Vierte Abtheilung.

Die Huſſiten im Gebirge. (1429.)

Im Obergebirge lag einſt in einem angenehmen Thale ein Kloſter, von Mönchen aus dem Ciſtercienſer-Orden des heiligen Bernhard bewohnt. Die Ordensregel ſchrieb den Ordensbrüdern Einſamkeit, Pflege der durchreiſenden Pilger und Gaſtfreiheit gegen dieſelben, ſo wie dergleichen Pflichten der Wohlthätigkeit mehr, vor. Wahrſcheinlich waren es Mönche aus dem Kloſter Sittichenbach, welche anfänglich in dieſes Kloſter verſetzt wurden, und es ſcheine, daß die Mönche, welche im Grünen Hayn des rauhen und wilden Obergebirges ſich anſiedelten, faſt noch eher, als die im Kloſter Zelle an der Mulde in's Daſeyn traten; doch war ihr Klöſterlein länger als ein Jahrhundert nur klein und wenig bekannt, bis es durch den Markgrafen Heinrich den Erlauchten eine verbeſſerte Geſtalt erhielt: da der eigentliche Stifter der Burggraf Meinhardt von Meißen war, welcher von ſeiner Grafſchaft Hartenſtein dem Kloſter zehn Dörfer ſchenkte und in ſeinem darüber ausgeſtellten Schenkungsbriefe den Abt mit den Ober- und Untergerichten belieh. Dieſer Schenkung folgten bald mehrere, ſo daß dieſes Kloſter nach hundert Jahren eins der reichſten und angeſehenſten im Lande war, und ſeine Aebte ſich unter die vornehmſten Prälaten zählten.

Der Abt zu Grünhayn, Bernhard *II.* war ſein Name, hatte ſich mit auf dem Concilio zu Coſtnitz befunden und dort eifrig mit an der Verdammung Huſſens gearbeitet. Dieſes war den Böhmen bekannt und ſie ſchwuren ihm und ſeinen Beſitzungen ſchon längſt Rache: doch ſie wurden immer durch andere Züge abgehalten, und während dieſer Zeit ging der genannte Abt in die Ewigkeit ein, die Rache der Feinde kam alſo über den Nachfolger deſſelben und ſeine Zeitgenoſſen, obgleich dieſe an Huſſens Tode ganz unſchuldig waren.

Den Einfall der Huſſiten in Sachſen, im Jahre 1420, haben wir bereits im Tagsabſchnitte des 14. Auguſt erzählt, zu gleicher Zeit fielen aber auch die Huſſiten von Böhmen aus im Gebirge ein, und es galt vorzüglich den Beſitzungen des Abtes zu Grünhayn, dem ſie ganz beſonders Rache geſchworen hatten. Dieſer Mord, Raub- und Plünderungszug ſoll heute der Gegenſtand unſers Vortrags ſeyn. —

In der alten Bergſtadt Schlettau, in welcher der Abt von Grünhayn viel Beſitzungen und Rechte hatte, ob dieſelbe gleich den Grafen und Herren von Schönburg zugehörte, war man im Auguſtmonat des Jahres 1429 wohlgemuth und guter Dinge; denn der Herr hatte die Fluren und Wieſen reich geſegnet, ſo daß die ſchweren Aehren die Halmen bis zur Erde niederbogen, und Freude aller Menſchen Herzen belebte, dieſe wurde aber bald zur Traurigkeit, denn es war dieſer Bergſtadt ſo wie ihren nahgelegenen Schweſtern ein ſchreckliches Loos beſchieden, und mehrere Städte und Dörfer der Zerſtörung geweiht. Ein Heer blutdürſtiger Feinde nahete ſich.

Es war in den letzten Tagen des Auguſts, als ein Einwohner Schlettau's noch am Abende nach Crottendorf gehen wollte, um dort irgend ein Geſchäft auszurichten. Auf dieſem Wege verirrte er ſich in dem Walde, welcher am Fuße des Scheibenbergs hin verbreitet war. Lange ſchon war er im dicken Walde umhergetappt und ſchon manchmal über die Stöcke und Baumwurzeln gefallen, als er endlich in der Ferne einen hellen Schein gewahrte, dem er ſich vorſichtig näherte. Nachdem er leiſe vorgedrungen war, hatte er den Ort erreicht, und ſchon von ferne Menſchenſtimmen gehört, welches ihn veranlaßte, ſeine Vorſicht zu verdoppeln. Wer denkt ſich aber ſein Staunen lebhaft genug, als er ſich ganz ſtill genähert hatte, und gewahr wurde, das es Huſſiten waren, die um ein Wachfeuer herum lagen, und in böhmiſcher Sprache ſich von der Unternehmung unterhielten, die ſie vorhatten, und wo der angſtvoll Horchende vernahm, daß ſie zu der Vorhut eines aus Böhmen herausgedrungenen Heeres gehörten; denn er war als Handelsmann mit der böhmiſchen Sprache wohlbekannt. — Erſchrocken über das drohende Unglück, was ſeinem

Wohnorte nahe war, da er die Benennung Sletin (oder Sletain), die alte böhmiſche und wendiſche Benennung dieſer Stadt, wohl vernommen hatte, ſo daß über das Unternehmen kein Zweifel mehr vorwalten konnte, beſchloß er, ſofort die Einwohner Schlettau's zu warnen; doch wie ſollte er den richtigen Weg nach dieſer Stadt wiederfinden, da er ſich verirrt hatte. — Leiſe trat er alſo wieder zurück und ging auf gutes Glück in den Wald hinein. — Bald kam er auf einen Fahrweg und erkannte nun, daß er auf dem richtigen Wege nach Schlettau ſey. — Schnell eilte er auf demſelben fort, und dankte Gott in ſeinem Herzen, daß er ihn wieder auf den Weg geholfen hatte. — Da der angſtvolle Bote des Unglücks ſchnell ſeine Füße hob, ſo war er bald an den Ringmauern von Schlettau angelangt, und auf ſeinen Ruf öffnete ihm der Wächter das Thor. Schnell eilte er zu dem Bürgermeiſter Wolf Bernd, machte dieſem die drohende Gefahr kund. Herr Bernd erſchrack zwar höchlich über dieſe unvermuthete Nachricht; doch ließ ihm ſein klarer, freier Geiſt bald das rechte Mittel in dieſer Noth finden. —

Schlettau war in jener Zeit mit einer ziemlich ſtarken Ringmauer umgeben, auf welcher mehrere tüchtige Streitthürme ſich erhoben; das Schloß gehörte dem Abte zu Grünhayn und war mit einem breiten Waſſergraben ſo wie mit ſtarken Mauern umgeben, von denen man vor wenig Jahren noch Ueberreſte ſah.

Schnell lief nun der Bürgermeiſter mit dem Unglücksboten durch die Gaſſen des Städtleins, und weckte die Bürger. Bald ertönte auch die Sturmglocke auf dem Rathhauſe. „Feinde! Feinde! Die grimmigen Huſſiten!“ — rief der Bürgermeiſter, und die Bürger eilten nun mit ihren erwachſenen Söhnen gerüſtet nach dem Markte, wo der thätige Bürgermeiſter ſie auf die Mauern und Thürme vertheilte. Die kräftigſten Streiter wurden auf den Thurm über dem Thore angeſtellt, welches nach Waltersdorf hinführt, indem vorauszuſehen war, daß der erſte und heftigſte Angriff hier erfolgen werde. Ein Viertelsmeiſter, der ſchon dem Kriege beigewohnt hatte, und ein erfahrner Mann war, führte dieſe tapfern Vertheidiger der Vaterſtadt an, und die Anſtalten zur Vertheidigung wurden ſo gut als möglich getroffen. —

Kaum war der Tag angebrochen, als die wilden Schaaren der Huſſiten aus dem Walde hervorbrachen und gegen die Stadt ſtürmten. Als ſie das Thor feſt verſchloſſen fanden und die Mauern und Thürme mit Bewaffneten beſetzt ſahen, forderte ein Herold die ſchnelle Oeffnung des Thores, ließ aber nichts merken, daß den Einwohnern Schonung zu Theil werden ſolle, ſondern es hieß: Ihr ergebt Euch auf Gnade und Ungnade. Dies war aber ſo viel als Tod, da dieſe Barbaren keine Gnade übten, ja ſelbſt des Kindes an der Mutter Bruſt nicht ſchonten. — Dieſes wußten die Schlettauer wohl, und daher zogen ſie eine tapfere Vertheidigung einer feigen Uebergabe vor. Die Weiber und Kinder der Einwohner, ſo wie die altersſchwachen Greiſe zogen ſich, wer es nur vermochte, mit den beſten Habſeligkeiten in das ziemlich feſte Schloß, die Bürger aber bereiteten ſich zur tapfern Gegenwehr. —

Der Sturm begann nun auf allen Seiten und überall wurde er abgeſchlagen, denn die Schlettauer fochten den wüthenden Löwen gleich, da ſie ihr Schickſal kannten, wenn es den Feinden gelingen ſollte, in die Stadt einzudringen. So waren bereits verſchiedene Stürme abgeſchlagen, als es den über dieſen Widerſtand in die höchſte Wuth gerathenen Huſſiten endlich gelang, die Bürger, welche das Pförtchen ohnweit des Elterleiner Thores vertheidigten, zu überwältigen und durch dieſe Oeffnung in die Stadt einzudringen. Sogleich ſteckten ſie zwei Häuſer nächſt der Pforte in Brand und verbreiteten ſich in die Gaſſen, Mord und Flammen bringend. Jetzt erſcholl der Schreckensruf in der Stadt: „der Feind iſt eingedrungen!“ und die Bürger verließen deshalb Mauern und Thürme, ſchaarten ſich ſchnell zuſammen, und es entbrannte nun zwiſchen ihnen und den Feinden ein heftiger Kampf in den Gaſſen der Stadt, bei dem keiner von den Bürgern dem Feinde eher wich, als bis er todt oder ſchwer verwundet zur Erde ſank.

Noch immer vertheidigten die jungen Männer das Oberthor mit ſpartaniſchem Heldenmuthe, und die Huſſiten vermochten es nicht, zu ſiegen, ſo wie auch die Vertheidiger der beiden andern Thore mit unerſchüttertem Muthe fochten. Als aber von den Huſſiten eine große Zahl durch die eroberte Pforte eindrang, und die Vertheidiger der Thore im Rücken angriff, war das Schickſal Schlettau's entſchieden. Die von vorn und hinten wüthend angegriffenen Bürger ſanken bald unter den Streichen der Feinde, und der Kampf war dadurch entſchieden. Die Huſſiten ſiegten durch die entſchiedenſte Uebermacht über das kleine Häuflein der Schlettauer, und wem von den Vertheidigern der Thore es nicht gelang, zu entkommen, der fiel unter den gewichtigen Streichen der Feinde; dieſes Glück des Entkommens hatte von den Vertheidigern des Oberthores nicht Einer, ſondern Alle ſanken unter den Waffen der Feinde in des Todes weitgeöffnete Arme. — Von den Bürgern, welche in den Straßen ſich mit den Huſſiten geſchlagen hatten, gelang es den Meiſten, auf das Schloß zu entkommen, wo ſie ſogleich die Zugbrücke aufzogen und auf die Mauern eilten, um daſſelbe zu vertheidigen. — Hier hatten ſie nun den Schmerz, zu ſehen, wie die Stadt, von den Feinden an mehreren Orten angezündet, gänzlich ein Raub der Flammen wurde.*)

Von hier wendeten ſich die Huſſiten nach dem nahen Städtchen Elterlein, welches aber, der Sage nach, damals einen andern Namen gehabt und Quedlinburg am Walde, oder, nach Andern Burg am Walde geheißen und zur Grafſchaft Hartenſtein, (dort viel bedeutender als jetzt) gehört haben ſoll, bis es endlich 1559 vom Kurfürſt Auguſt gekauft und dem Amte Grünhayn zugetheilt wurde.

Es ſcheint, die Einwohner wurden durch geflüchtete Schlettauer gewarnt; denn als die Huſſiten ankamen, hatten ſich bei weitem die meiſten Einwohner mit ihren beſten Sachen in den Wald geflüchtet, und nur wenige Bürger ſich mit der Rettung ihres Eigenthums verſpätet, welche nun von den Huſſiten mit Pfeilſchüſſen verfolgt wurden, ſo daß man, als dieſe Feinde wieder abgezogen waren, ſolche nach den Fliehenden geſchoſſene Pfeile in einem Kaſten lange Zeit in der Kirche aufbewahrte, bis endlich, als

---

*) Dieſer Erzählung liegt ein Excerpt aus dem Fragment eines Manuſcripts zum Grunde, welches ein Bürger in Schlettau beſaß, wo es der Verfaſſer dieſes Werks ſah. Dieſes Fragment hatte weder Anfang noch Ende und war nach der ſehr ſchwer zu leſenden Schrift und ihren Formen zu urtheilen, wahrſcheinlich aus den letzten Jahren des XV. Jahrhunderts, mithin der Begebenheit ziemlich nahe geſchrieben.
A. d. V.

am 2. Mai 1676 die ganze Stadt abbrannte, auch dieſes Denkmal der Vergangenheit mit von den Flammen verzehrt wurde.

Als nun auch dieſe Stadt zum Schutt- und Aſchenhaufen gemacht worden, zogen die zerſtörungsluſtigen Feinde nach Grünhayn hinüber, da das Kloſter in dieſer Stadt der eigentliche Gegenſtand ihrer Zerſtörungswuth war, und ſie durch die Vernichtung des Kloſters, die fanatiſche Wuth des ehemaligen Abtes Bernhard, an ihrem Religionsvater Huß ausgeübt, zu rächen hatten. Doch ſchon auf dem Wege von Schlettau nach Elterlein hatte ſich ein Haufen dieſer Wilden abgeſondert und war nach Grünhayn vorausgeeilt, wo wir nun im nächſtfolgenden Tagesabſchnitte erzählen wollen, was dieſe Rachegeiſter hier verübten.

30.

Die Huſſiten im Gebirge.

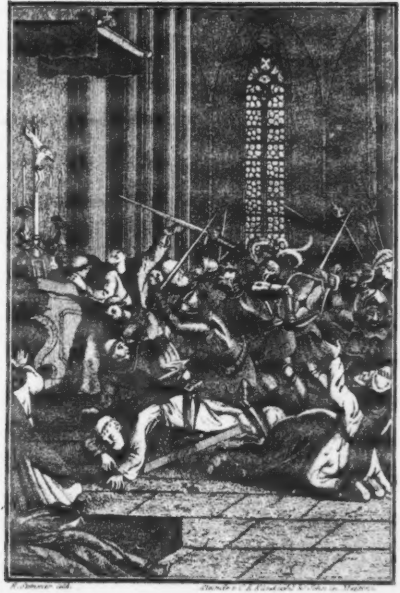
Beſchluß vom nächſtvorhergegangenen Tagsabſchnitte.

(Mit Abbildung.)

Die Einwohner zu Grünhayn lebten, ſo wie ihre geiſtlichen Herren, in ihrem ſtillen Thale, ganz von allen Beſorgniſſen entfernt, als ſie plötzlich aus ihrer Ruhe mit Schrecken aufgeſcheucht wurden.

Der Abt Nikolaus war am 29. Auguſt eben nicht im Kloſter, ſondern in Geſchäften des Convents in Zwickau abweſend, als plötzlich ein Flüchtling aus Schlettau athemlos kam, dem wenig Minuten ſpäter verſchiedene andere aus Elterlein folgten. „Rettet Euch! rief er den erſchrockenen Mönchen zu — die Böhmen ſtürmen Schlettau, das nun wohl in ihren Händen und zerſtört ſeyn wird! Mit Mühe und

Nº 6.



K. Sommer del. Steindr. v. C. [illegible] & Sohn in [illegible]

Die Hussiten in Grünhayn.

Noth rettete ich mich nach dem Walde, und entkam ſo den Händen der Wütheriche, die Alles morden, was ihnen unter die Fäuſte kommt. Barmherzigkeit iſt ihnen unbekannt. — Den Kloſterherren ſammt und ſonders haben ſie den martervollſten Tod geſchworen! — Darum fliehet, weil es noch Zeit iſt. —“

Der Prior des Kloſters, dem in Abweſenheit des Abtes die Oberaufſicht anvertraut war, ließ ſogleich die Sturmglocke ertönen, und die Einwohner des Städtleins glichen nun einem geſtörten Bienenſchwarm, wo jung und alt in größter Verwirrung gegen einander lief. Jammernde Mütter mit ihren Kindern auf dem Rücken, oder auf den Armen; wankende Greiſe am Stabe; Männer und Weiber mit Bündeln geretteter Habſeligkeiten; zwiſchen ihnen halberwachſene Kinder: Alle flüchteten nach dem Walde zu; die ſchauerlichen Töne der Kloſterglocke, welche heute zur Todesglocke wurde, gaben ihnen das Geleite und ſtimmten in das allgemeine Wehklagen und Jammern der Fliehenden mit ein. — Die Mönche eilten in die Kirche, wo ſie ſich am Altare auf das Angeſicht niederwarfen und im jammernden Kyrie Eleiſon zum Allmächtigen um Hülfe in dieſer Noth fleheten, während die Layenbrüder die Schätze des Kloſters vergruben, und die Kloſterknechte die Pforten ſperrten und ſich waffneten, um dieſelben gegen die Feinde zu vertheidigen und ihnen das Eindringen wenigſtens zu erſchweren, wenn ſie dieſelben auch nicht ganz abhalten könnten.

Mit wildem Geſchrei wälzten ſich die Schaaren der blut- und zerſtörungsſüchtigen Feinde heran; Mord und Brand war das Zeichen ihres Erſcheinens. — Dieſe Haufen theilten ſich, und während ein Theil derſelben in die verlaſſenen Häuſer des Städtleins einbrach, raubte, was noch vorhanden, und mordete, was nicht entflohen war, ſtürmte ein anderer das Kloſter, und als die wenigen aber tapfern Kloſterknechte in der Vertheidigung der geſprengten Pforte gefallen waren, drangen die Blutdürſtigen in die Kirche ein, achteten nicht des Heiligthumes, ſondern mordeten die Beter am Altare. (S. Abbild.) Bald athmete keiner mehr von ihnen, und nun vertheilten ſich die Raubſüchtigen im Kloſter, wo ſie nahmen, was ſie fanden, auch die Layenbrüder durch Martern zwangen, ihnen verſchiedene Orte zu entdecken, wohin ſie die geretteten Schätze vergraben hatten. Dieſe wurden nun geraubt, und die Entdecker erkauften damit ihr Leben, doch wurden ſie beim Abzuge mit nach Böhmen genommen.

Nachdem nun nichts mehr zu rauben und zu morden war, wurde das Kloſter ſo wie die Kirche gänzlich zerſtört; auch das Städtlein betraf ein gleiches Schickſal, und weinend ſtanden die nach dem Abzuge der Feinde zurückgekehrten Einwohner an den Trümmern ihrer Habe, und bejammerten ihr Schickſal.

Als die Huſſiten nun alles der Erde gleich gemacht hatten, trieben ſie das Zugvieh auf einen Haufen, und brachten eine Menge Wagen zuſammen, welche nun mit dem Raube beladen wurden, ſo daß die Raubhorden mit reicher Beute wieder in Böhmen ankamen.

Der Abt hörte in Zwickau das Unglück, welches dem Kloſter und den drei Städten, nebſt mehreren Dörfern, durch die Zerſtörung zu Theil geworden war; allein er mußte ſich begnügen, für das Seelenheil der Gemordeten zu beten, und Gott zu danken daß er für ſeine Perſon verſchont geblieben war.

Als nun der Abt hörte, daß die Böhmen wieder in ihr Land gezogen wären, kam er mit den wenigen Brüdern, die bei ihm geweſen waren, wieder nach Grünhayn zurück, wo er mit blutendem Herzen die Gräuel der Verwüſtung ſah, welche die grimmigen Feinde angerichtet hatten. Doch das weiſe Kloſteroberhaupt ſah wohl ein, daß er es nicht bei leeren Klagen bewenden laſſen dürfe, daher legte er ſofort thätig Hand an's Werk, das Zerſtörte wieder aufzurichten. Die Geldvorräthe und werthvollſten Mobilien des Kloſters waren eine Beute des Feindes geworden, und von den Layenbrüdern, welche die Schätze vergraben hatten, war nur noch einer am Leben, welcher von den zurückkehrenden Einwohnern ſchwer verwundet gefunden und verbunden worden war. Frater Sebaſtian entdeckte auch dem Abte, welcher ihn auf ſeinem Krankenlager beſuchte, einige Orte, wo ſie die Kirchen- und Kloſterſchätze geborgen hatten, und der Abt ließ eifrig darnach ſuchen; wir wiſſen aber bereits, daß verſchiedene Layenbrüder durch Martern gezwungen worden waren, die Orte zu entdecken, wo ſie dieſe Schätze vergraben hatten, und der Abt fand von den vergrabenen Schätzen ſo wenig, und die Koſten, das zerſtörte Kloſter nebſt ſeiner Kirche wieder zu erbauen, waren ſo bedeutend, daß dieſer Geiſtliche ſich genöthigt ſah, verſchiedene Güter des Kloſters und unter andern auch das Gut zu Schlettau nebſt den zugehörigen Dörfern an Siegmund von Miltitz zu verpfänden.

Allmälich ſtiegen die verwüſteten Gebäude des Kloſters wie des Städtleins wieder aus ihren Ruinen empor, doch erreichten weder die Kirche noch das Kloſter die frühere Pracht und Schönheit.

Böhmen war nahe, und ein Ueberfall von daher leicht geſchehen. Daher ſuchten der Abt und ſeine Brüder mit den Böhmen in Freundſchaft zu leben; es ging dieſes auch mehrere Jahre hindurch, wegen der Abgelegenheit des Kloſters, recht wohl an; doch endlich wurde dieſe Freundſchaft der rechtgläubigen Mönche mit den böhmiſchen Ketzern verrathen, und der heilige Vater rief ſchaudernd ſein *Apage* dazu. — Der Biſchof von Meißen erhielt Befehl vom Vater aller Gläubigen, daß er den Mönchen dieſen Umgang mit den verdammten Ketzern unterſage und die Fortſetzung mit Bann und Interdict verpöne. — Dieſem Befehl gemäß erfolgte eine in ſtrengen Ausdrücken abgefaßte Unterſagung von dem Biſchofe an den Convent der Ciſterze zu Grünhayn, und es gehorchten ihm der Abt und ſeine Mönche mit Seufzen, denn ſie ahneten die Folgen, welche daraus für das Kloſter und ſeine Beſitzungen entſtehen könnten, und offenbarten es wahrſcheinlich auch den Böhmen, daß ſie ihre Freundſchaft nur nothgedrungen aufgäben; denn man findet nichts mehr, daß dieſe noch einen Angriff auf das Kloſter ſelbſt gemacht hätten, wohl aber griffen ſie diejenige Beſitzung des Kloſters an, von welcher ſie wußten, daß ſie von dem Convente verpfändet worden ſey. Dieſes war Schlettau mit den dazu gehörigen Dörfern, wovon ſich das Erſtere wieder aus ſeinem Schutthaufen erhoben hatte. Für dieſesmal wurde es glimpflicher von den Huſſiten behandelt, als das vorigemal, wenigſtens wurde es nicht wieder zerſtört. Miltitz wandte ſich, weil die pfandweiſe ihm übergebene Herrſchaft ſich in den Händen der Feinde befand, an den Kurfürſten Friedrich von Sachſen, welcher die Böhmen mit Heeresmacht aus dieſer gemachten Acquiſition vertrieb und dieſelbe zwar an Miltitz zurückgab aber auch zugleich verſtattete, daß der Abt dieſes Pfand wieder einlöſen konnte. Dies ließ der Abt ſich nicht ohne Befolgung ſagen, und bewerkſtelligte dieſe Einlöſung durch 800 Schock Groſchen, welche Einlöſung auch in der Folge, als der langwierige Krieg mit den Böhmen wieder aufgehört hatte, und tiefer Friede an ſeine Stelle getreten war, durch den Kurfürſten beſtätigt und von ihm zugleich das Kloſter in Schutz genommen wurde. — Von nun an blieb die Stadt Schlettau mit den zugehörigen Dörfern ungeſtört bei dem Kloſter, bis endlich auch dieſes das Schickſal aller menſchlichen Dinge hatte und aufhörte.

Die Reformation Luthers, welche, in Gemeinſchaft mit dem unaufhaltſam fortſchreitenden Geiſte der Zeit, ſo Vieles umwandelte, drang auch in dieſes Kloſter ſchon 1522 mit ihren Grundſätzen ein, und die meiſten Mönche wurden des Kloſterlebens überdrüſſig, zogen die Kutten aus, und ſechzehn begaben ſich ſchon in dem gedachten Jahre in die von ihnen verlaſſene Welt zurück, wo ſie nun ſo gut als möglich ein Unterkommen zu finden ſuchten. Der letzte Abt Johannes übergab dem Kurfürſten das Kloſter mit ſeinen Gütern, und es wurde ihm durch ein Uebereinkommen, gegeben Torgau, am Sonntage nach Mariä Geburt 1536, ein anſtändiges Auskommen geſichert, wovon — nach der Urkunde — die Hälfte an des verſtorbenen Abtes Weib gegeben werden ſollte. — Die gänzliche Säkulariſation des Kloſters erfolgte in dem nur angegebenen Jahre, in welchem der Abt Johannes — (Göpfert war ſein Familienname) — ſich nach Schlettau wandte, wo er im Jahre 1548 ſtarb, nachdem er ſich mit einer gewiſſen

Walpurgis verehelicht hatte, mit welcher er einen Sohn zeugte, von dem aber keine weitern Nachrichten vorhanden ſind.

Die Einkünfte dieſes Kloſters wurden nach ſeiner Seculariſirung großentheils, und ſehr edler Weiſe, zur Verbeſſerung der Beſoldung von Kirchen- und Schulämtern verwendet.

Und ſo iſt nach drei Jahrhunderten von dieſem einſt ſo prächtigen Kloſter nichts weiter als die Mauer vorhanden, welche einſt den weitläuftigen Garten umgab, und ein Thurm, welcher einſt wahrſcheinlich zum Kloſtergefängniß gedient hat. Desgleichen waren vor mehreren Jahren noch die Grundmauern der Kloſterkirche ſo wie die großen Keller des Kloſters vorhanden, ob aber noch? iſt dem Verfaſſer dieſes Werkes unbekannt.

31.

Sebaſtian Romner, der Entdecker des reichen Schneeberger Silber-Bergbaues*).

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts befand ſich die Gegend, in welcher jetzt die Stadt Schneeberg liegt, noch in ihrer rauhen und wilden Urgeſtalt. Da ſchlug ihre Stunde, und ein anſcheinend ganz unbedeutender Menſch wurde die Veranlaſſung, daß dieſe rauhe Gegend die jetzige freundliche Geſtalt erhielt.

Ein alter Bericht: „von der Wallſtadt und

---

*) Vergl. die Note unter dem Text Bd. 1. S. 278.
A. d. V.

Ankunft des Schneebergiſchen Bergwerks, ehe daſſelbe fündig worden, und was es für eine Gelegenheit des Orts geweſen,“ welche einen Zeitgenoſſen, Wolf Pfeilſchmidt, zum Verfaſſer hat, nennt dieſelbe: ein gewaltig Gewülkniß, d. i. eine fürchterliche Wildniß, welche eine unſichere Durchreiſe nach Böhmen gewähret, ſo daß ein jeder nur mit Furcht durch dieſen Wald gereiſet.“

Einſt zog, es war im Sommer (deß Jahres 1471?) und eine gewaltige Sonnenhitze, ein wenig vermögender Handelsmann, Sebaſtian Romner, durch dieſen Wald. Er kam aus der Stadt Zwikkau herauf, in welcher er, ſo wie auch an andern Orten viele Schuhmacher zu Kunden hatte, denen er ihr ſtählernes Handwerkszeug verkaufte. Jetzt wollte er zurück nach Sirke in Böhmen, wo er Bürger war. Dieſer Mann trug ſeinen kleinen, doch ziemlich ſchweren Kram in einem Kaſten auf dem Rücken, und die gewaltige Hitze des Tages hatte alle ſeine Kräfte erſchöpft. Um ſeine Verlegenheit zu vermehren, verirrte er ſich im dicken Walde, und wenn er unter den vielen Holzwegen, die es gab, nicht bald den rechten traf, um hinaus nach dem Klöſterlein Zelle zu kommen, ſo gerieth er in Gefahr, in dieſem wilden, unwirthbaren Walde übernachten zu müſſen und von wilden Thieren zerriſſen zu werden, von denen es dazumal keine kleine Menge in dem Walde gab. Eben hatte ſich der Reiſende wieder durch ein Dickicht gewunden, als er einen Fußſteig gewahrte, den er freudig betrat. Nicht lange war er auf demſelben gewandelt, als er an eine Kaue kam.*) Der Anblick dieſes kleinen Häuſchens war dem Verirrten ſehr erfreulich, denn hier konnte er Arbeiter vermuthen und durfte hoffen, durch dieſe, der Gegend gewiß Kundige, wieder auf den rechten Weg gebracht zu werden. — Durch ſeine Reiſen war er mit den bergmänniſchen Gebräuchen bekannt geworden, und pochte daher jetzt die Arbeiter auf die gewöhnliche Weiſe aus. Sein Hoffen war auch nicht vergebens, denn es währete nicht lange, ſo erſchien der Steiger, welcher das Pochen gehört und die Anweſenheit eines Gewerken vermuthet hatte, weshalb er ausgefahren war. Als er aber den ihm völlig fremden Mann ſah, hielt er das Auspochen für eine Neckerei, und gab dem Fremden ſeinen Unwillen in ziemlich ſtarken Ausdrükken zu erkennen; doch als ihm Romner ſeinen rathloſen Zuſtand bekannt machte und ihn um Zurechtweiſung nach dem rechten Wege, ſo wie um Labung durch einen Trunk friſchen Quellwaſſers bat, war jener Unwille ſogleich entwaffnet.

---

*) Eine Kaue, (in der bergmänniſchen Volksſprache Kah), iſt

Die beiden Männer ſetzten ſich nun an einer nahen Quelle nieder, wo ſie ſich an einer frugalen Mahlzeit labten, die der Fremde dem Steiger aus ſeinem Speiſevorrathe auftiſchte und den Trank dazu aus der nahen Quelle ſchöpfte. Romner machte nun dem Steiger bekannt, wer er ſey, und fragte endlich, im Laufe des Geſprächs, wie es um das Bergwerk ſtehe? „Ach, da möchte ſich Gott und alle Heiligen

---

ein Häuschen, gemeiniglich blos von Holz und mit bretternen Wänden, welches über die Einfahrt des Schachtes gebaut iſt, um ſie vor Regen zu ſchützen; zugleich iſt es mit einer Thür verſchloſſen, damit kein Unberufener ſich hinein wage und in den Schacht hinabſtürze.

A. d. V.

erbarmen!“ — war die klagende Antwort des Steigers. — „Es wird täglich ſchlechter, und die Gewerken wollen nicht mehr verlegen, weil man aus dem Eiſenſtein nichts machen kann, indem ein anderer Gang dazu gekommen iſt, der das Eiſen ſo flüſſig macht, daß man keinen Stab mehr daraus zu ſchmieden vermag, ſondern es zerrinnet Alles.“

Nun bat Rommer den Steiger um ein wenig Erz von dem dazu getretenen unwillkommenen Quergange. Auf ſeinen Reiſen habe er Gelegenheit, mit manchem Kenner zu ſprechen, und wolle ſich, um den wahren Gehalt dieſes Erzes genau kennen zu lernen, eifrig bemühen. — Dieſes Anerbieten nahm der Steiger mit Vergnügen an, und füllte dem Fremden ein kleines Säcklein mit ſolchem Erz von dem Quergange. Als ſich nun beide durch Speiſe und Trank hinreichend gelabt und erquickt hatten, brach der Reiſende wieder auf, um ſeinen Weg weiter fortzuſetzen, und der Steiger begleitete ihn bis auf den richtigen Weg aus dem Walde. Nachdem ſie nun den Berg herabgeſtiegen waren, kamen ſie an den Eiſenhammer, der ſich am Fuße dieſes Berges befand, da, wo jetzt Schlema liegt. — Hier ſah Romner das flüſſige Renneiſen aus dem Schmelzofen laufen, und hörte die lauten Klagen der Arbeiter: daß man nicht wiſſe, warum Gott ſo hart ſtrafe. Wenn es nicht bald beſſer werde, ſo müßten ſie Alle davon gehen, weil das Eiſen gar nichts mehr tauge, ſeitdem dieſer verdammte Quergang dazu gekommen ſey.

Romner erbat ſich nun etwas von dieſem ausgekühlten Eiſen und verſprach, ſich über die Urſache dieſes Unfalls, auch ob man keinen Rath dafür wiſſe, bei den Eiſenhütten-Verſtändigen in Steyermark zu erkundigen. Dann nahm er Abſchied und ſetzte ſeine Reiſe fort.

Kaum war er in ſeinem Wohnorte Gieke angelangt, als er das von dem Steiger bekommene Erz nebſt dem Eiſen aus dem Hammerwerk einigen ſich dort aufhaltenden Venetianern (auch Walen genannt) zeigte. — Dieſe Leute trieben ſich in der vergangenen Zeit in unſerm Gebirge herum, unterſuchten überall kunſtverſtändig die Gelegenheit, und hofften, noch ein zweites Peru aus demſelben zu machen. — Als ſie nun beides kunſtmäßig probirt hatten, fällten ſie ganz unvermuthet das Urtheil: das vermeintliche Eiſen enthalte weit über die Hälfte Silber, und der ſo unwillkommen dazu getretene Quergang ſey ein reicher Silbergang, der das Eiſen freilich habe verderben müſſen!

Wer vermag es aber wohl, Romners Erſtaunen zu beſchreiben, als er dieſe unvermuthete Nachricht vernahm; doch war ſofort der kluge Entſchluß gefaßt, Niemand den Urſprung dieſes Erzes zu entdecken, ſondern denſelben Ort weiſe für ſich allein zu behalten.

Als nun der Winter vergangen war, trat Romner mit dem beginnenden Frühling eine neue Reiſe nach Steyermark an, das koſtbare Erz und Eiſen in ſeinem Kaſten ſorgſam bewahrend, dort neue Proben machen zu laſſen, um zu erfahren, ob die Ausſage der Venetianer Wahrheit enthalte, dann aber, wenn dieſes der Fall ſey, wieder nach jenen wilden Gebirgsgegenden zu wandern, wo man das Silber ſo wenig kannte, und von dieſem koſtbaren Erz noch mehr um ein Billiges einzuhandeln. — Auf dieſer Reiſe kam er nach Nürnberg, welche Reichsſtadt ſich damals im höchſten Flore befand. — Hier trieb ihn die Neugierde, von ſeinem Schatze abermals eine Probe nehmen zu laſſen. Der Wardein der Stadt, an den er ſich dieſerhalb wohl ein wenig zu offen und unvorſichtig gewandt hatte, erkannte auch ſofort des Erzes Reichhaltigkeit und forſchte eifrig nach, wo dergleichen Erz breche? — Doch Romner ſuchte dieſer Entdeckung durch unbeſtimmte Antworten auszuweichen, und der reiſende geheimnißvolle Handelsmann wurde nun dem Wardein ſo wichtig, daß er es ſofort den gnädigen und hochweiſen Herren des Raths anzeigte, welch ein räthſelhafter Fremder in Nürnbergs Mauern weile; und Romner wurde nun, noch ehe er abreiſen konnte, verhaftet, ſein reiches Erz und Eiſen aber in Beſchlag genommen. In Gegenwart der Rathsherren nahm der Wardein abermals eine Probe, und that durch dieſe die Koſtbarkeit des Probirten dar. Nun wurde Romner vorgeführt und vernommen, Verſprechungen großer Belohnung wurden dabei nicht geſpart, daß er entdecken ſolle, wo dieſes koſtbare Erz her ſey, und im Gegentheile drohete man ihm mit langer Gefangenſchaft. — Doch Romner zog ſich klüglich aus der Sache. — Mit tiefer Demuth eröffnete er den hochweiſen Herren, daß dieſes Erz nicht ſein Eigenthum ſey, und es ihm nur deshalb von einem Bekannten mitgegeben worden ſey, damit er es bei einem Verſtändigen probiren laſſen möchte. Da nun aber jetzt dieſe Probe gemacht worden ſey, ſo wolle er bei dem Eigenthümer forſchen, wo es bräche, und der hochweiſe Rath ſolle die erſte Nachricht davon haben, er aber werde dann die ihm zugeſagte reiche Belohnung mit Dankſagung in Empfang nehmen. — Dieſe Erklärung, welche mit der größten Treuherzigkeit gegeben wurde, that gute Wirkung, denn ſie umhüllte die hochweiſen Herren von Nürnberg mit ſo dichtem blauen Dunſt, daß ſie die langen Naſen nicht ſahen, die ihnen dieſer ſchlichte, einfache Mann mit ſeiner ehrlichen Miene angeſetzt hatte. Deshalb dankten ſie ihm auf das Verbindlichſte und entließen ihn, für ſeinen kurzen Verhaft wohl beſchenkt; Rommer aber verließ Nürnberg mit dem Entſchluſſe, ſtracks nach dem Neſte hinzueilen, wo die Henne ſaß, die ſolche koſtbare Eier legte. Auf dieſer Reiſe kam er nach Zwickau, wo er in ein Bürgerhaus ging, um ſich mit dem damals hochberühmten Zwickauer Biere zu laben. Es war eben Jahrmarkt, und viel Gäſte vorhanden. Bald benebelte der Geiſt des Bieres ihre Köpfe, und es entſtand eine derbe Rauferei, in welcher ſich Rommer tapfer hielt; doch die Obrigkeit hatte wieder andere Grundſätze, und die Schläger wurden ſämmt und ſonders verhaftet und in's Dunkle gebracht, wo ſie Zeit hatten, den Rauſch auszuſchlafen und wieder zur Vernunft zu kommen.

Sobald nun dieſes geſchehen war, und Rommer ſah, wo er ſich befand, gerieth er in eine nicht geringe Verlegenheit, und ſuchte ſich aus derſelben dadurch zu befreien, daß er zu dem Hauptmann (Statthalter) des Kurfürſten, welcher die oberſte Gewalt in der Stadt hatte, gebracht zu werden verlangte. Als er vor demſelben ſtand, überreichte er ihm das letzte Stückchen Erz, welches er noch beſaß, und verſprach ihm die Entdeckung des Ortes, wo dieſes reiche Erz breche, wenn er ihm dafür ſeine Freiheit wieder ſchenken und ihm einen Antheil an den zu findenden Schätzen zuſichern wolle. Der Hauptmann war darüber hocherfreut und ſagte ihm nicht allein die ſofortige Freilaſſung zu, ſondern verſicherte ihm auch einen reichen Antheil an den zu erſchrotenden Erzen. Am andern Morgen reiſten die Beiden mit einander nach dem beſchriebenen Orte hin, den ſie vom Eiſenhammer in Schlema leicht fanden. — Carlowitz, — dieſes war der Name des Hauptmanns — ſah mit Erſtaunen, daß es die nämliche Eiſenſteingrube war, auf welcher er bisher gebaut, aber wegen Unergiebigkeit die Kuxe liegen gelaſſen hatte. — Er ließ ſich nun von dem unbrauchbaren Eiſen eine Partie geben, ſo wie von dem Quergange, der das Eiſen verdorben haben ſollte und zu Tage im Fahrwege ausſtrich.

Als die Beiden nun nach Zwickau zurückkamen, und dort eine durch einen Goldſchmied angeſtellte Probe abermals den hohen Werth des Erzes wie des Eiſens ergab; ſo wurde ein reiches Silberbergwerk in jener wilden Gegend angelegt, an welchem Romner ebenfalls ſeinen Theil erhielt und bald ein reicher Mann wurde, der in Augsburg ein Gewölbe mit Silberkuchen und in Venedig ein Gleiches aufthun und dieſe ordentlich feil haben konnte.

Im nächſten Winter nachher, als das Glückskind Romner den erſten Fund zu den reichen Silberbergwerken Schneebergs gemacht hatte, wurde, man ſagt, es ſey am 6. Febr. 1472 geſchehen! — Förſterei im wilden, dicken Walde gehalten, wobei den Bewohnern des alten Walddorfes Griesbach, ſo wie dem Hammerwerke zu Schlema Holz angewieſen wurde. Die Roſſe, welche die Herren des Waldes hieher getragen hatten, wurden an die Bäume gebunden, und eins derſelben ſcharrte ungeduldig in dem vom Schnee entblößten Boden, und es zeigte ſich nun in der Dammerde eine Silbe, (gilbliches Erz). Ein Hammerarbeider ſchlug dieſer Entblößung nach, und fand ein reiches Erz; welches die Veranlaſſung zur Entſtehung der reichen Grube St. Georg wurde, weshalb auch ein aufgenietetes Hufeiſen zum Zeichen dieſer Entdekkung am Huthhauſe dieſer Grube in der Folge zu ſehen geweſen iſt.

Hiſtoriſche Miſcellen.

Am 27. Aug. 1813 wurden dem franzöſiſchen Marſchall Moreau, der die Schlacht gegen ſeinen Erzfeind Napoleon leitete, durch eine franzöſiſche Kanonenkugel beide Beine zerſchmettert, in Folge welcher Verwundung er am 2. Septbr. zu Laun in Böhmen ſtarb, was für die Sache der Verbündeten ein ſehr übler Zufall war. Dieſe Verwundung geſchah auf der Höhe von Räcknitz, in der Schlacht bei Dresden, und gehört daher ebenfalls in die Geſchichte Sachſens.

Am 29. Aug. 1813 wurden die Franzoſen unter Girard, von Preußen und Ruſſen unter Hirſchfeld und Czernitſchef, zwiſchen Belzig und Lübnitz geſchlagen.

Am 30. Aug. 1756 begann der beſonders für Sachſen ſo verderblich gewordene ſiebenjährige Krieg, und man giebt dem ſächſiſchen Miniſter, Grafen von Brühl, die Schuld, daß dieſer ſo zerſtörende Krieg hauptſächlich durch ſeine Kabalen herbeigeführt worden ſey.

Inhalt des vierten Bandes.

Monat Juli und Auguſt.

I. Heft, 1. bis 11. Juli.

1) Des Vaters Fluch, oder: der flehende Knabe in Freiberg. (Eine Sage.) Seite 3.

2) Der Herzog Georg von Sachſen ſucht das Aufkommen der evangeliſchen Lehre im Gebirge zu verhindern. S. 7.

3) Der Herzog Georg ſucht das Aufkommen der evangel. Lehre im Gebirge zu verhindern. (Fortſetzung.) S. 17.

4) Der Herzog Georg ſucht das Aufkommen der evangel. Lehre im Gebirge zu verhindern. (Beſchluß.) S. 21.

5) Die Brüder, Wilhelm, Albrecht und Ernſt treten dem Prager Frieden für die Herzogthümer Weimar, Eiſenach und Gotha bei. S. 31.

6) Herzog Heinrich der Fromme im häuslichen Leben. — Derſelbe wird mit der Prinzeſſin Catharina von Meklenburg vermählt, am 6. Juli 1512. S. 35.

7) Der Herzog Heinrich und ſein Hof. (Fortſetzung des Vorigen.) S. 40.

8) Der Heldenfürſt, Herzog Bernhard von Weimar ſtirbt, am 8. Juli 1639. (Mit Abbildung.) S. 46.

9) Die Schlacht bei Sievershauſen. S. 53.

10) Die Sachſen vereinigen ſich mit den Preußen unter dem Prinzen Heinrich, am 10. Juli 1778. S. 58.

11) Der Kurfürſt Moritz von Sachſen ſtirbt an der in der Schlacht bei Sievershauſen empfangenen Wunde, am 11. Juli 1553. S. 60.

II. Heft, 12. bis 21. Juli.

12) Die Sachſen vor Stralſund. S. 65.

13) Denkwürdiger Bußtag in der Stadt Radeberg, am 13. Juli 1714. S. 70.

14) Heinrich Kellner, oder das tolle Jahr. S. 72.

15) Heinrich Kellner, oder das tolle Jahr. (Fortſetz.) S. 79.
16) Heinrich Kellner ꝛc. (Fortſetzung.) S. 88.
17) Heinrich Kellner ꝛc. (Beſchluß.) S. 95.
18) Die Herzogin Dorothea Maria v. Weimar ſtirbt. S. 110.
19) Die Sachſen werden bei Cliſſow geſchlagen, am 19. Juli. 1702. S. 116.
20) Der Kurfürſt von Sachſen, Johann Friedrich, wird nebſt den übrigen Theilnehmern am Schmalkaldiſchen Bunde vom Kaiſer in die Acht erklärt, am 20. Juli 1546. S. 120.
21) Die Kammer-Credit-Kaſſe wird errichtet. S. 124.

III. Heft, 22. bis 31. Juli.

22) Die Sachſen in der Belagerung von Mainz im Jahre 1793. S. 129.
23) Der Kurfürſt von Sachſen tritt dem deutſchen Fürſtenbunde bei, am 23. Juli 1785. S. 133.
24) Der große Brand in Freiberg u. die Butterbriefe S. 135.
25. Des Tempels Weihe, oder Segen und Fluch aus Prieſters Munde. Tradition und hiſtoriſche Wahrheit. (Mit Abbild.) S. 141.
26) Des Tempels Weihe ꝛc. (Beſchluß.) S. 148.
27) Der Tag von Kobryn, am 27. Juli 1812. S. 154.
28) Kaiſer Heinrich I. befreit das deutſche Reich von den Ungarn. S. 157.
29) Scenen aus dem Leben des berühmten Friedrich Myconius.
  I. Myconius als Jüngling. S. 171.
  II. Myconius als Mönch. S. 176.
30) Scenen aus dem Leben des Myconius. (Fortſetzung.)
  III. Myconius als evangeliſcher Lehrer. S. 183.
31) Der Kurfürſt Auguſt von Sachſen. S. 187.

IV. Heft, 1. bis 10. Auguſt.

1) Johann Rivius, einer der berühmteſten Gelehrten des XVI. Jahrhunderts, wird geboren, am 1. Auguſt 1500. S. 193.
2) Der Kurfürſt Moritz rettet mit ſeinen Verbündeten die deutſche Freiheit. 6. Das Werk wird durch den Paſſauer Vertrag vollendet. (Fortſetzung vom 20. Mai. III. Bd. S. 128, und Beſchluß dieſer Scenenreihe.) S. 201.
3) Der Herzog Georg von Sachſen führt Krieg in Friesland. S. 206.

4) Die Unruhen in Friesland. Der Herzog Georg erobert die Stadt Tham mit Sturm. (Beſchluß des im vorigen Abſchn. abgebrochenen Aufſatzes.) S. 211.

5) Der Markgraf von Meißen, Friedrich der Streitbare, ſchlägt die Huſſiten bei Brür. S. 215. — Münz-Juſtiz. S. 218.

6) Der nachmals ſo berühmt gewordene Prinz Bernhard von Weimar wird geboren. S. 220.

7) Der Ablaßprediger Tezel im Gebirge. (Mit Abbild.) S. 228.

8) Der Ablaßprediger Tezel im Gebirge. (Beſchluß.) S. 235.

9) Studentenaufruhr u. ſeine Folgen. (S. 1. Bd., S. 193. ff.) S. 244.

10) Holkes Kriegszug durch Sachſen beginnt. S. 250.

V. Heft, 11. bis 21. Auguſt.

11) Holke auf ſeinem Vernichtungszuge durch Sachſen, (Fortſezung.) S. 257.

12) Die Sachſen bei Podobna, am 12 Auguſt 1812. (Fortſetzung des 27. Juli.) S. 263.

13) Die Monarchen-Zuſammenkunft in Pillnitz, am 13. Auguſt 1791. S. 267.

14) Die Einfälle der Huſſiten in Sachſen. Ein Gemälde aus der Vorzeit. (Erſte Abtheilung.) S. 269.

15) Die Einfälle der Huſſiten in Sachſen ꝛc. Ein Gemälde aus der Vorzeit. (Zweite Abtheilung.) S. 276.

16) Die Einfälle der Huſſiten in Sachſen. Ein Gemälde aus der Vorzeit. (Dritte Abtheilung.) S. 282.

17) Kurfürſt Auguſt v. Sachſen. (Fortſetz. v. 31. Juli.) S. 292.

18) Der Herzog Heinrich der Fromme. (Fortſetzung vom 17. April und 7. Juli.) S. 298.

19) Der Herzog Heinrich der Fromme ſtirbt. (Fortſetzung und Schluß des Vorigen.) S. 304.

20) Holke auf ſeinem Vernichtungszuge durch Sachſen. (Fortſetzung vom 11. Auguſt.) S. 310.

21) Holke auf ſeinem Vernichtungszuge durch Sachſen (Fortſetzung. Mit Abbildung.) S. 315.

VI. Heft, 22. bis 31. Auguſt.

22) Der Kurfürſt Johann Georg II. S. 321.

23) Der Cardinal von Sachſen-Zeitz. S. 327.

24) Der kaiſerliche Feldherr Holke auf ſeinem Vernichtungszuge durch Sachſen. (Fortſetzung vom 21. Auguſt.) S. 332.

25) Der kaiſerliche Feldherr Holke auf ſeinem Vernichtungszuge durch Sachſen. Die Drangſale der Stadt Chemnitz beginnen. (Fortſetzung.) S. 338.

26) Der Kurfürſt Ernſt. — Die Landestheilung der beiden Brüder Ernſt und Albrecht. — Der Kurfürſt Ernſt ſtirbt. S. 344.

27) Herzog Georg wird geboren. (Fortſetzung vom 17. April.) S. 350.

28) Kurfürſt Auguſt. (Fortſetzung vom 17. Auguſt.) S. 352.

29) Die Einfälle der Huſſiten in Sachſen. Vierte Abtheilung. Die Huſſiten im Gebirge. (1429.) S. 359.

30) Die Huſſiten im Gebirge. (Beſchluß vom nächſtvorhergegangenen Tagesabſchnitte.) (Mit Abbildung.) S. 366.

31) Sebaſtian Romner, der Entdecker des reichen Schneeberger Silber-Bergbaues. S. 372.

Hiſtoriſcher Bilderſaal

der Sächſiſchen Geſchichte

für

alle Tage im Jahre

von

A. Textor.

Fünfter Band. Monat September und October.

Meißen,
bei C. E. Klinkicht und Sohn.
1836.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK

1.

Gefährliches Wagſtück König Carls *XII.* bei ſeinem Abzuge aus Sachſen.

Der König **Carl** war nach manchem Siege mit ſeinem Heere im September 1706 von Polen her in Sachſen eingedrungen, um den König **Auguſt** in ſeinem Erblande anzugreifen und ihn zu nöthigen, der polniſchen Krone zu entſagen und ſeinem Gegner (dem von **Carl** *XII.* den Polen empfohlnen und auch ſchon gekrönten **Stanislaus**) den Thron abzutreten. Dieſes gelang ihm auch, denn der König **Auguſt** entſagte bald darauf in dem zu Altranſtädt geſchloſſenen Frieden (24. Septbr. 1706), welcher am 26. Novbr. 1706 publicirt wurde, nicht allein der Krone, ſondern ſah ſich auch genöthigt, ſogar dem Könige **Stanislaus** in einem eigenhändigen Schreiben zur Thronbeſteigung zu gratuliren, ſo wie ſolches der harte Sieger ausdrücklich verlangte und nicht davon abging. — Darauf wurde in Kurzem **Stanislaus** von allen Höfen Europa's anerkannt; denn wie hätte man es wagen können, dem gefürchteten Helden — (dem Napoleon ſeiner Zeit) — zu widerſtreben, und man fügte ſich daher gehorſam ſeinem Willen. —

Dem geſchloſſenen Frieden zufolge hätte nun der König **Carl** mit ſeiner Armee Sachſen ſofort wieder verlaſſen ſollen, und Niemand zweifelte auch daran, daß es geſchehen werde. Beſonders wünſchte es der König **Auguſt**, der dieſen Gaſt gern wieder losgeweſen wäre, und deshalb mit dem Abſchluß des Friedens ſo geeilt hatte; allein er irrte ſich ſehr; denn **Carl** verſchob den Abzug ſeines Heeres bis zum 1. **September** 1707, wo der Aufbruch endlich erfolgte. Der Marſch ging hart an Dresden vorbei, und der König ritt nach ſeiner Gewohnheit mehrere hundert Schritte vor ſeinem Heere voraus. — Auf einmal war er den Kriegern aus dem Geſichte gekommen und einige Offiziere ſprengten umher, zu erfahren, wo der König auf einmal hingekommen, ob er ſich verirrt habe, oder was ihm etwa ſonſt geſchehen ſey. Ueberall jagte man herum und fand nichts. Hierüber ward im Heere augenblicklich großer Lärm. Die Regimenter machten Halt, die Generalität verſammelte ſich, und man gerieth in große Beſtürzung, als man endlich von einem vorübergehenden Einwohner erfuhr: der König ſey nach Dresden hineingeritten. Es war ihm nämlich auf einmal eingefallen, dem Könige **Auguſt** einen Abſchiedsbeſuch abzuſtatten, und er ließ dieſen Einfall auch ſogleich in die Wirklichkeit übergehen. In Begleitung von vier General-Adjutanten ritt er zum nächſten Thore hinein und kam faſt bis an das Zimmer des Königs, ehe es ruchbar wurde, daß er ſich in der Stadt befand. Der General **Flemming** hatte ihn zwar zufällig von weitem geſehen, es blieb ihm jedoch bei der Eile, in welcher der König ankam, kaum ſo viel Zeit, es ſeinem Herrn anzuſagen. Dieſer war unpaß und im

Schlafrocke, ließ ſich aber ſogleich ankleiden und ein Frühſtück für den königlichen Gaſt beſorgen. Noch war man weder mit einem oder dem andern fertig, als der König Carl mit Stiefeln und Sporen in das Gemach des Königs Auguſt eintrat. — Es war gewagt, daß dieſer nordiſche Alexander zu einem Fürſten eintrat, dem er ſeine Krone auf eine Weiſe und unter Umſtänden genommen hatte, wie die Geſchichte bis dahin noch kein Beiſpiel kannte, der alſo unmöglich ſein Freund ſeyn konnte, deſſen Herz vielmehr von Groll gegen dieſen Eroberer erfüllt ſeyn mußte. Wie ſehr würde Auguſt ſich gefreut und welche glückliche Wendung ſein Schickſal genommen haben, wenn er dieſen Feind in einer Schlacht oder ſonſt hätte gefangen bekommen können. — Nun hatte er ihn in ſeiner Gewalt, denn er überlieferte ſich ja ſelbſt. —

Alles, was man gegen einen ſolchen Feind, bei einer Gelegenheit wie dieſe, thun konnte, war gewiß Flemming auch beigefallen und er hatte vielleicht auch ſchon Einleitungen getroffen. — Dieſer Miniſter war ein ungemein ſtolzer und gebieteriſcher Mann, dem es zu wenig ſchien, blos in einem Kurfürſtenthume, wie Sachſen, befehlen zu können, der alſo auch im Königreiche Polen eine große Rolle ſpielen wollte, nunmehr aber die Hoffnung dazu aufgeben mußte. Daher war er auf den König von Schweden noch mehr erbittert als ſein Herr, und es ließ ſich nun erwarten daß er nichts unverſucht laſſen werde, was demſelben durch die That entſprechen werde. — Ob nun gleich dem Könige Auguſt, bei allem Grolle, den er gegen den König Carl hegte und unter ſolchen Umſtänden hegen mußte, dennoch ein übles Verfahren gegen denſelben nicht zuzutrauen war; ſo lag doch eine Gewaltthat gar wohl in Flemmings Charakter; und ſie konnte bewerkſtelligt werden, ohne daß Auguſt etwas davon erfuhr. Allein Carl kam in Eile bei Auguſt an, und ehe man ſich beſinnen, Flemming ſich vom Schrecken erholen und etwas Uebles ausführen konnte, machte ſich der kluge Schwede wieder fort. Bei ſeiner Zurückkunft fand er die Generale des ſchwediſchen Heeres im Kriegsrathe verſammelt, und als der König nach dem Gegenſtande ihrer Berathung fragte, antwortete ihm einer der Anweſenden: „daß man des Sinnes geweſen wäre, Dresden zu belagern, wofern man Se. Majeſtät daſelbſt zurückbehalten hätte.“ — Was würde dann wohl erfolgt ſeyn? —

Als nun am Tage darauf die Nachricht im ſchwediſchen Hauptquartiere einging: daß man in Dresden am Hofe großen außerordentlichen Rath halte, und der König meinte, daß wohl etwas Wichtiges vorgefallen ſeyn müſſe; ſo bemerkte der Baron von Strahlenheim: daß er es wohl errathen wolle, weshalb man ſich verſammelt habe. Als nun hierauf Carl fragte: „Nun, warum denn?“ ſo antwortete Strahlenheim: „Man wird in Dresden heute überlegen, was man geſtern bei Ew. Majeſtät Anweſenheit hätte thun ſollen!“ Der König lächelte und ſagte: „Ihr könnt wohl Recht haben.“ —

Einige Tage ſpäter kam der Graf Reinſchild, ſchwediſcher Feldmarſchall, zum Könige und gab ſeine Verwunderung über deſſen Reiſe nach Dresden zu erkennen. „Ich verließ mich — antwortete der König — auf mein gutes Glück! Indeſſen merkte ich aber auch, daß nicht alles rein war, und machte mich daher bald wieder fort; beſonders aber ſah ich es Flemming an, daß ihm meine ſchnelle Wiederabreiſe nicht gelegen kam.

2.

Die ſächſiſche Armee rückt in's Lager bei Pirna.

Die Kaiſerin Maria Thereſia konnte den Verluſt von Schleſien nicht vergeſſen und faßte den feſten Entſchluß, bei einer ſich ereignenden Gelegenheit es ſeinem jetzigen Beſitzer wieder zu entreißen. Hierzu waren aber mächtige Verbindungen nöthig, und dieſe wurden auch geſchloſſen. Der nachmalige Fürſt Kaunitz war der alles geltende Miniſter am Hofe der Kaiſerin und wendete ſich deshalb an den ſächſiſchen Miniſter, den Grafen von Brühl, welcher zu jener Zeit für den feinſten Staatsmann ſeiner Zeit galt. —

Brühl wurde gewonnen, und er arbeitete nun raſtlos, die beabſichtigten Verbindungen zu Stande zu bringen. Dieſes gelang ihm auch, und die beiden Kaiſerinnen von Oeſterreich und Rußland vereinigten ſich auf das innigſte. Der König von Polen, Auguſt *III.*, trat dieſem Bunde bei, und endlich ſchloß ſich auch der König von Frankreich, Ludwig *XV.*, deſſen Dauphin eine ſächſiſche Prinzeſſin zur Gemahlin hatte, demſelben an, ſo daß der König von Preußen verloren ſchien.

Durch einen beſtochenen ſächſiſchen Canzelliſten, Menzel, (S. Bd. II. S. 20. ff. d. W.) ſo wie durch den vertrauten Sekretair des öſterreichiſchen Geſandten in Berlin, Namens Weingarten, erhielt der König die unwiderſprechlichſten Nachrichten von dem zu ſeinem Verderben geſchloſſenen Bündniſſe und rückte nun in Sachſen am 30. Auguſt 1756 ganz unvermuthet ein. (S. 9. Sept.)

Als dieſe Einrückung der Preußen geſchah, lagen die ſächſiſchen Regimenter noch ruhig in ihren Standquartieren, und vier Regimenter Reiterei befanden ſich noch in Polen. Es mußten daher die im Lande befindlichen Regimenter ſich in größter Eile zuſammenziehen, und dieſe Eile war ſo groß, daß ſie die Feldequipage zum Theil erſt im Lager empfingen. Der Sammelplatz des 17,000 Mann ſtarken und vom Grafen Brühl ſehr vernachläſſigten Heeres war bei Pirna, wo daſſelbe in der Nähe der böhmiſchen Grenze ein Lager bezog, welches von Pirna bis Hennersdorf die Länge einer deutſchen Meile und dabei die Elbe im Rücken hatte. — Die Vernachläſſigung, die ſich dieſer Miniſter in Hinſicht dieſes Heeres hatte zu Schulden kommen laſſen, war ſo groß, daß die Armee, als ſie das Lager bezog, nicht mehr als auf funfzehn Tage Lebensmittel hatte. Zwar wurde Anfangs aus der Umgegend zugefahren; allein dieſe Zufuhr hörte bald auf, als die Preußen erſchienen und das ſächſiſche Lager auf das ſtrengſte blokirten, ſo daß demſelben nicht das geringſte zugefahren werden konnte. Eins dieſer Blokade-Corps beſtand aus 16 Bataillons, und ſtand bei Cotta und Gieshübel, das zweite hatte die Höhen von Sedlitz beſetzt, und das dritte umſchloß den Kopf der ſächſiſchen Schiffbrücke oberhalb des Sonnenſteins. Das ganze

Blokadeheer der Preußen mag 18,000 bis 20,000 Mann betragen haben.

Die Sachſen verließen ſich auf die Oeſterreicher, welche dazumal ſchon ein Heer von 70,000 Mann in Böhmen verſammelt hatten, und in der That hatte der Anführer dieſes Heeres, der Feldmarſchall Browne Befehl aus Wien erhalten, zur Befreiung der Sachſen alles mögliche zu thun. Doch ſchon beobachtete ihn der Feldmarſchall Schwerin mit einem Heere, und der Feldmarſchall Keith zog zu ebendemſelben Zwecke gleichfalls heran, dergeſtalt, daß Browne von dieſen beiden ganz im Schach gehalten wurde. —

So verging der Monat September mit dieſer Blokade, und am 1. October wurde die erſte Schlacht in dieſem Kriege bei Lowoſitz geſchlagen, in welcher die Preußen Sieger blieben, und die Oeſterreicher genöthigt wurden, über die Eger zurückzugehen und die Sachſen ihrem Schickſale zu überlaſſen. Dieſes blieb nun nicht lange zweifelhaft, beſonders als ein Verſuch derſelben, in der Nacht des 11. Octobers bei Königſtein über die Elbe zu gehen, und mit den Bundesgenoſſen vereint die Preußen anzugreifen, (was auch von Erfolg hätte ſeyn können) durch außerordentlich ſtürmiſches, regneriſches Wetter um zwei Tage verſpätet wurde, während welcher Zeit die Preußen, welche Nachricht von dieſem beabſichtigten Uebergange erhalten haben mochten, ihre Poſitionen verſtärkten und beſſer verſchanzten, ſo daß dieſer Uebergang ohne Nutzen blieb, und die Sachſen, da auch verſchiedene Hinderniſſe der Natur dazu kamen, ſich nicht mit dem Oeſterreichern vereinigen konnten, ſondern wieder zurückgehen mußten, wo ſie am Fuße des Lilienſteins, mit dem wüthendſten Hunger kämpfend, auch ohne Zelte und von Allem entblößt, in der rauhen Jahreszeit unter freiem Himmel bleiben mußten.

In dieſer Noth erhielt der Feldmarſchall Rutowsky die Ermächtigung vom König Auguſt, mit dem Chef der Preußen in Unterhandlung zu treten. Dieſer Chef war der König ſelbſt, und ſeine Forderung war und blieb unabwendbar: „Die ſächſiſche Armee ergiebt ſich zu Kriegsgefangenen!“ — Da nun die Noth bei dieſem Heere auf das höchſte geſtiegen war, und man nicht länger hungern konnte, ſo fügte man ſich dieſer eiſernen Nothwendigkeit und ſtreckte das Gewehr, die Offiziere behielten ihre Equipage, die Unteroffiziere und Gemeinen ihre Torniſter. Fahnen, Standarten und Pauken wurden auf den Königſtein gebracht und dem König Auguſt zurückgegeben.

Dies war das Schickſal einer tapfern Armee, welches blos durch die Schuld des alles lenkenden Miniſters (Brühl) herbeigeführt wurde.

Die gefangenen Sachſen zwang der König von Preußen, in ſeine Dienſte zu treten, und beging dabei den Fehler, daß er zehn Regimenter Infanterie beiſammen ließ, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie preußiſche Uniformen und Offiziers bekamen. —

3.

Der Großherzog Carl Auguſt von Weimar wird geboren.

Dieſer Fürſt, deſſen Namen noch lange Zeit von ſeinem Volke geſegnet werden wird, und den die Geſchichte

Sachſens mit Ehrfurcht nennt, trat am 3. Sept. 1757 in die Welt. — Kaum war er neun Monate alt, als ſein Vater, der Herzog Ernſt Auguſt Conſtantin, nach einem kurzen Krankenlager am 28. Mai 1758 aus der Welt ſchied, worauf die treffliche Mutter des Erbprinzen, Anna Amalia, eine geborne Prinzeſſin von Braunſchweig, anfänglich unter der Leitung ihres Vaters und ſpäter allein, die Regierung des Landes als Vormünderin ihres Sohnes übernahm. Was ſie in dieſer Zeit ihres Wirkens und bis zum 3. Sept. 1775 an dem Lande gethan, zu deſſen Mutter ſie die Vorſehung berufen hatte, das hat die Geſchichte in ihr unvergängliches Buch aufgezeichnet, und dieſe Fürſtin fand auch ſchon in ihrem Erdenleben Gelegenheit genug, ſich des ſchönſten Lohnes für ihr mütterliches Walten zu erfreuen, da ſie die wahrhaft kindliche Liebe ihres treuen, dankbaren Volkes genoß. — Nur mit wenig Worten können wir hier deſſen gedenken, was ſie that, und nur ganz kürzlich eine gedrängte Ueberſicht von ihrem Wirken und Walten geben. Die vielfältigen Nachtheile, welche der ſiebenjährige Krieg dem Lande zugefügt hatte, glich dieſe wahre Landesmutter durch ihre treffliche Verwaltung aus; wußte durch dieſelbe bedeutende Summen, ohne Bedrückung der Unterthanen, zu erſparen, und es gelang ihr in den Jahren 1771 und 1772 die Hungersnoth von ihrem Lande abzuwenden, welche andere Nachbarländer ſo hart drückte. Nun ging ſie auch zu den Gegenſtänden über, welche das Leben verſchönern, und gründete treffliche Bildungsanſtalten, die ſchon beſtehenden wurden vervollkommnet, und die Folge davon war, daß die Bewohner dieſes Landes ſich eines höhern Grades von Geiſtesbildung erfreuen, als in manchen andern Ländern. Männer von den glänzendſten Talenten, Herder, Göthe, Wieland, Böttiger, Muſäus ꝛc., und zuletzt Schiller, erſchienen in ihrem ſchönſten Glanze an dieſem Hofe; ſo daß ſich der Genoſſe jener Zeit am Ende ſeines Lebens noch derſelben mit Wonne erinnert und das Andenken dieſer trefflichen Fürſtin ſegnet. —

Carl Auguſt, auch dieſer Name wird von der Geſchichte des geſammten Sachſenlandes mit dankbarer Ehrfurcht genannt, war über funfzig Jahre hindurch ein wahrer Vater ſeines Vaterlandes, gütig und ſtreng, nachdem es erforderlich war. — Was die treffliche Mutter begonnen und begründet hatte, ſetzte ihr würdiger Sohn weiſe fort, und die kindliche Liebe und Verehrung ſeiner Weimaraner und Eiſenacher lohnte ihn herrlich für ſein väterliches Mühen und Sorgen; ſo daß dieſe Liebe und Verehrung die ganze lange Zeit ſeiner Regierung hindurch keinen Anſtoß erlitt. —

Obgleich in beſcheidener Stille, hat dieſer Fürſt für das Land, deſſen Regierung ihm durch die Vorſehung anvertraut worden war, dennoch ſo viel gethan, daß auf dem beſchränkten Raume, den wir einem Tagsabſchnitte in dieſem Werke einräumen können, durchaus nichts weiter als eine gedrängte chronologiſche Ueberſicht des Hauptſächlichſten aus dem Leben und Wirken dieſes fürſtlichen Weiſen erwartet werden darf.

Als er 1775 die Regierung ſeines Vaters übernommen hatte, vermählte er ſich ein Jahr ſpäter mit der Prinzeſſin Louiſe von Darmſtadt, und dieſe wirkte nun an der Seite ihres Gemahls, obgleich bloß in ihrer Sphäre, nur Gutes. Noch ſind die Tage des Octobers 1806, wo ſich dieſe herrliche Fürſtin ihrer hohen Stellung vollkommen würdig zeigte, und ſelbſt einem Napoleon durch Würde und Feſtigkeit zu imponiren wußte, in den Herzen der treuen Unterthanen, für die ſie um Schonung bat, unvergeſſen, und die Geſchichte wird auch dieſer Edelthat ſtets mit Ehrfurcht gedenken. — Eine der erſten Regierungsſorgen dieſes Fürſten war dahingerichtet, das, was ſeine herrliche Mutter zur Beförderung der Geiſtesausbildung gethan, fortzuſetzen und auf ebenderſelben Bahn, die ſie mit ſo vieler Weisheit und Geiſtesſtärke betreten hatte, unwandelbar fortzugehen. — Daher richtete er vor Allem ſein Hauptaugenmerk auf die Erhaltung und Verbeſſerung der Univerſität Jena, ſtiftete daſelbſt ein ſehr nothwendiges Hebammeninſtitut, den neuen botaniſchen Garten; baute die neue Anatomie, gab Zimmer im daſigen Schloſſe her, zur Aufſtellung der naturhiſtoriſchen Sammlungen, und kaufte die Büttnerſche Bibliothek für die Univerſitätsbibliothek, ſorgte für tüchtige Lehrer; war der Gelehrten Freund, und verhalf hierdurch der Univerſität zu neuem Flor. — Nach und nach zierten Griesbach, Paulus, Döderlein, Marezoll, Schott, Hellfeld, Schmidt, Gruner, Loder, Voigt, die beiden Hufelande, Fichte, Oken, Reinhold, Schelling, Schütz, Fries. Luden und noch viele andere dieſe Univerſität und brachten ſie zu einer hohen Stufe des academiſchen Rufes und der Frequenz. —

Doch auch in andern Fällen leiſtete Carl Auguſt in ſeinem Wirkungskreiſe Großes und Nützliches, ſo daß wir uns ebenfalls nur auf das Vorzüglichſte beſchränken dürfen.

Der Großvater dieſes Fürſten, nämlich der Herzog Ernſt Auguſt, hatte ſeinen Kriegsſtaat weit über die Kräfte ſeines Landes hinaus ausgedehnt, beſonders als er als kaiſerlicher General der Reiterei die Feldzüge von 1733—1736 in Italien und am Rhein mitgemacht hatte. Dieſes allzuzahlreiche Militair entließ nun der Herzog Carl Auguſt und errichtete dafür ein nach ganz eignen Grundſätzen armirtes und uniformirtes Jägerbataillon, welches in den ſpätern Kriegen gute Dienſte that; neben welchem er auch noch eine Anzahl Huſaren zum Polizeidienſt hielt. — Im zweiten Jahrzehend ſeiner Regierung erwachte die Luſt zum Militairleben in ihm, weshalb er 1787 nach Berlin ging, dem König Friedrich Wilhelm *II.* ſeine Dienſte anbot, und gern angenommen wurde; nun machte er im preußiſchen Heere den holländiſchen Feldzug, ſowie die Feldzüge von 1793 bis 1795 mit, ließ 1806 ſeine Jäger zum preußiſchen Heere ſtoßen und befehligte als General der Cavallerie die Avantgarde der Armee. Nach der Schlacht bei Jena zog er ſich mit ſeinem Heertheile ebenfalls zurück und kam bis Sandau an der Niederelbe, wo ihn ein Courier von ſeiner Gemahlin traf, der ihn vom Heere zurück in ſein Vaterland rief und zugleich die Erlaubniß des Königs mitbrachte, die Armee zu verlaſſen. Dieſem Rufe folgte er, kehrte nach Weimar zurück, erhielt nun ſein von den Franzoſen erobertes Land wieder und ſchloß ſich dann dem Rheinbunde an. Als aber nach der Cataſtrophe von 1812 ſich die Sachen anders geſtalteten, wagte er es zwar nicht gleich, ſich gegen Frankreich zu erklären, that es aber nach der Schlacht bei Leipzig öffentlich und übernahm dann den Oberbefehl über die ſämmtlichen ſächſiſchen Truppen, an deren Spitze er im Feldzuge 1814 ſtritt und nach dem Frieden wieder in ſein Vaterland zurückkehrte. Von jetzt an war ſeine kriegeriſche Laufbahn beendigt, und er lebte nur allein ſeinen Regentenpflichten, von denen wir nur deſſen gedenken wollen: daß ſich der verewigte Fürſt, welcher durch den Wiener Congreß den Titel als Großherzog und einen beträchtlichen Länderanfall erhalten hatte, nunmehr einem höchſt liberalen Regierungsſyſteme zuwendete, ſeinem Lande eine ganz umgewandelte, auf die Idee einer vernünftigen Freiheit baſirte Verfaſſung gab und, ſo weit er zu gebieten hatte, eine vollkommene Preßfreiheit geſtattete. Dieſe wurde aber gemißbraucht, und verſchiedene, der Univerſität Jena gegebene Freiheiten hatten ein gleiches Schickſal. Dieſes verurſachte ſtrenge Maßregeln von Seiten Preußens, und hierdurch, ſo wie durch die karlsbader Beſchlüſſe ſah ſich der Großherzog veranlaßt, verſchiedene Abänderungen zu machen und unter andern auch die Cenſur wieder einzuführen, verſchiedene Profeſſoren zu entfernen ꝛc. und ſich überhaupt ſo zu benehmen, daß alle fernern Beſchwerden der Höfe beſeitigt wurden und ſich Alles wieder in's alte Gleis gab.

So verlebte Carl Auguſt den Abend ſeines Lebens und hatte im Jahre 1825 die Freude, ſein Regierungsjubiläum und 1826 ſeine goldne Hochzeit feiern zu können. Beide Feſte hatten das Anſehen und den Charakter von großen Familienfeſten, und das mit Recht, war doch dieſer Großherzog ein guter Vater ſeines Vaterlandes und die Liebe des Volkes ſein herrlichſter Lohn.

Nach einer 53jährigen ſegensreichen Regierung traf ihn zu Graditz bei Torgau, wohin er ſich auf der Rückreiſe von Berlin begeben hatte, um das dortige Geſtüt in Augenſchein zu nehmen, ein Schlagfluß, der ſeinem Leben ein Ende machte.

4.

Die Kaiſerlichen in Dippoldiswalde.

Nachtrag zu den im IV. Bande enthaltenen Scenen aus Holkens Zernichtungszuge durch Sachſen.

Wallenſtein hatte in den erſten Tagen des Jahres 1632 das Oberkommando des kaiſerlichen Heeres, das er erſt ſelbſt neu geſchaffen hatte, wieder übernommen, und ſein erſtes war, die Sachſen aus dem Königreiche Böhmen zu vertreiben. (Vergl. *III.* Bd., S. 257 ff.) — Am 29. Mai traf die ſächſiſche Armee bei Pirna ein, wo ſie bei Laubegaſt ein Lager bezog, auch eine Schiffbrücke über die Elbe ſchlug, deren Brückenkopf ſo wie das ganze Lager wohl verſchanzt wurde. — Hier ſtand das Heer bis zum 9. Juli, wo es nach der Lauſitz zog, indem die Kaiſerlichen in dieſe Provinz eingefallen waren. —

Jetzt erfolgte der Holkeſche Einfall in Sachſen, und ſchon am 17. Auguſt ſtreiften ſeine leichten Schaaren bis in die Gegend von Dresden, in den Septembertagen des 4., 12., 19. und 25. aber geſchahen ernſtere Angriffe, und die Croaten kamen bis in die Gegend der Altſtadt, ſo auch am 1. October, wo 500 kaiſerliche Reiter einen Anfall der Neuſtadt Dresden wagten, aber zurückgeſchlagen wurden.

Kaum war der 4. September angebrochen, als der kaiſerliche Feldmarſchall-Lieutnant Heinrich

Holke mit 6000 Mann Reitern und Dragonern vor der Stadt Dippoldiswalde ankam, und dieſe Stadt, die ſich ihm nicht gleich auf Gnade und Ungnade ergeben wollte, mit Einwerfung von Feuerkugeln auf das Höchſte ängſtigte, ſo daß man ſich zur Uebergabe gezwungen fühlte und nun glaubte, es habe alle Feindſchaft ein Ende: das Schickſal aber, welches dieſer Stadt beſchieden war, ahnete man nicht im Geringſten, wurde aber bald davon überzeugt.

Die Stadt war übergeben, und die Bürger ſahen dem Einzuge der Kaiſerlichen mit Furcht und Zittern entgegen. Bald wurde dieſe Furcht zur ſchrecklichen Wahrheit, als der Feuerruf erſcholl, und man an verſchiedenen Orten der Stadt die Flammen in dicken Rauchwollen aufſteigen ſah. Dieſe verbreiteten ſich bald über die ganze Stadt, ſo daß die Kirche, Schule, Pfarrhäuſer, Rathhaus und alle bürgerlichen Wohnungen auflodern und in der Stadt nur ein einziges Haus verſchont blieb. Dieſes Glück wurde auch dem Schloſſe zu Theil, und in dieſes trieb man nun die Bürger mit den Ihrigen wie das Vieh hinein, die übrigen aber wurden auf dem Markte bewacht, — „wo man derſelben“ — mit den Worten der Quelle, — „ſiebzehn an der Zahl jämmerlich zuſammenſäbelte, und mit Plünderung und Schändung der Weibsperſonen recht Holkiſch verfuhr.*) Der Bürgermeiſter, Gabriel Feiedrich, wurde, als er ſich durch die Flucht retten wollte, in der Gegend der untern Mühle von den Croaten eingeholt und niedergehauen. Der Amtsſchöſſer, Jakob Haniſch, der Amtsſchreiber Wenzel Tilian und der Stadtſchreiber Johann Mühlbach wurden gefänglich mit nach Brüx in Böhmen geführt, und obgleich in den Vorſtädten nebſt der Kirche zu St. Nicolai noch einige Häuſer ſtehen geblieben, die Einwohner aber mit dem Wenigen, was ſie etwa noch vom Brande in den Kellern erhalten hatten, in ſelbigen nicht ſicher waren, ſo mußten ſie ſich theils nach Dresden, theils, in der Hoffnung beſſerer Zeiten, gar über die Elbe flüchten, ſo gut es gehen wollte.“ —

---

*) Es war alſo der gute Eindruck, den die Gräfin Eldonia von Haſſenſtein vor wenig Tagen auf ihn gemacht und ſein Herz zur Milde geſtimmt hatte, ſchon wieder verloren gegangen, und die gewohnte Härte wieder an ſeine Stelle getreten.

A. d. V.

„Der Pfarrer Chriſtoph Franke in Klein-Walthersdorf, welcher ſchon ſeit zwei und dreißig Jahren dieſes Amt bekleidet hatte, wurde zu gleicher Zeit von den kaiſerlichen Streifrotten jämmerlich umgebracht; denn die über den Cammerthuner Paß hereingefallenen Croaten hieben dieſen Ketzerprediger in Stücken, und gaben den Kettenhunden das Fleiſch zu freſſen. — Nicht viel beſſer ging es dem Pfarrer Salomon Teichmann in Geiſing, da er nicht nur, ſo wie auch ſeine Kirchkinder, von den Croaten und andern kaiſerlichen Kriegsleuten viel Böſes erfahren mußte, ſondern auch von ihnen gefährlich am Kopfe verwundet und die ganze Einwohnerſchaft dieſes Städtchens an den Bettelſtab gebracht wurde. — Ein gleiches Schickſal hatte auch der Pfarrer, *M.* Melchior Küttel in Glashütte, und aus gleicher Urſache hatte Friedrichswalde eine Zeit lang keinen Seelſorger und wurde von dem Paſtor aus Ottendorf mit Lebensgefahr verſorgt.“

Auf ſolche Art hauſten in jener Zeit die Kaiſerlichen, und beſonders die Croaten, aus Glaubenswuth, in dem Wahne, je mehr ſie Ketzer und ihre Prädicanten dahinopferten, deſto wohlgefälliger ſey es vor Gott.

Johann Adolph *II.*, Herzog von Sachſen-Weißenfels wird geboren.

Bereits im erſten Bande dieſes Werks haben wir, S. 341 ff., die Geſchichte des Herzogs Chriſtian von Sachſen-Weißenfels vorgetragen und uns am Schluſſe auf ſeinen jüngſten Bruder und Regierungsnachfolger, Johann Adolph *II.* bezogen, deſſen Leben wir nun jetzt in gedrängter Kürze vortragen wollen.

Dieſer Heldenfürſt erblickte am 4. Sept. 1685 das Licht der Welt. Als ſein Vater, Johann Adolph *I.* ſtarb, war dieſer Prinz noch nicht zwölf Jahre alt, doch ſein älteſter Bruder, Johann Georg, der dem Vater in der Regierung nachgefolgt war, vollendete die Erziehung dieſes Bruders, und man konnte ſie gelungen nennen.

Nach einer Reiſe von zwei Jahren trat er 1701 in Kriegsdienſte und führte das querfurtiſche Reichscontingent (eine Compagnie) 1702 an den Rheinſtrom in's Feld, ſtieß zu dem Regimente des Oberſten von Bünau und wohnte dem Feldzuge an der Maas, ſo wie 1703 der berühmten Belagerung von Bonn bei, wo der holländiſche Ingenieur-General Cöhorn zeigte, wie man ſtarke Veſtungen durch einen anhaltenden Bombenregen zur ſchnellen Uebergabe zwingen könne.

Hierauf trat der Prinz als Obriſtlieutenant in heſſiſche Dienſte, befand ſich 1704 in der Schlacht bei Hochſtädt; ging 1705 mit dem heſſiſchen Erbprinzen nach Italien, wo er gleich nach ſeiner Ankunft in einer Action, bei Caſtiglione, eine franzöſiſche Standarte mit eigner Hand eroberte, die nachher im Zeughauſe zu Weißenfels aufbewahrt wurde. Dann wohnte der Prinz 1706 der Schlacht bei Turin und 1707 der Belagerung von Toulon bei. Im Feldzuge von 1708 war er Oberſter, befand ſich bei der langwierigen Belagerung von Ryſſel, und trat 1709 bei den Sachſen als Generalmajor in Dienſte, wohnte als ſolcher den Kriegsoperationen bis 1711 bei, worauf er mit ſeinem Infanterieregimente nach Pommern zu ſtehen kam, und die peenamünder Schanze eroberte, 1712 mit in der Schlacht bei Gadebuſch focht und 1713 im Lager vor Tönningen ſich mit befand, dann aber 1714 den ſächſiſchen Truppen nach Polen folgte, wo er verſchiedene brave Kriegsthaten verrichtete und bei Stralſund, wo er der Belagerung beiwohnte, den Czar Peter (den Großen) mit dem Degen in der Fauſt aus den Händen der Schweden rettete, die ihn ſonſt gefangen genommen hätten. Nach dem Frieden in Polen (1717) kehrte er wieder nach Sachſen zurück, zog aber in dem folgenden Jahre nach Ungarn gegen die Türken, an der Spitze des ſächſiſchen Contingents, zu Felde, kam jedoch nach geſchloſſenem Frieden bald wieder zurück, erwählte die Stadt Dahme zu ſeiner Reſidenz, und vermählte ſich 1721 mit der Prinzeſſin von Eiſenach, die aber 1726 wieder ſtarb. — In dem prächtigen Luſtlager bei Zeithayn (1730) kommandirte dieſer Fürſt die Reiterei und wurde 1732 General der Infanterie. — Als der König Auguſt geſtorben war, beſtätigte ſein Nachfolger den Herzog in allen ſeinen Chargen, und er ging darauf an der Spitze der Sachſen nach Polen und eroberte Poſen, wohnte mit 12,000 Mann Sachſen der Belagerung von Danzig (1734) bei, wo er die Erbitterung des ruſſiſchen Feldherrn gegen die endlich eroberte Stadt beſchwichtigen half. — Nach der Zurückkunft des Herzogs vermählte er ſich mit der Prinzeſſin Friederike von Gotha und erhielt am Tage ihres Einzugs das Patent, als des Heiligen Römiſchen Reichs General Feldzeugmeiſter, und im Jahre 1735 als ſächſiſcher General-Feldmarſchall. Jetzt ſtarb des Herzogs älterer Bruder, der Herzog Chriſtian (S. 23. Febr.) und Johann Adolph nahm von deſſen Lande Beſitz, veränderte auch ſeine Reſidenz und zog mit ſeiner Gemahlin nach Weißenfels, wo er ſich ganz der Regierung widmete und manches Gute ſtiftete; das Commando über die ſächſiſche Armee legte er aber nieder, behielt jedoch ſeine Feldmarſchallswürde bei, und erbte nun 1739 die Grafſchaft Barby. — In dieſem Ruheſtande blieb der Herzog bis 1742, wo er abermals an der Spitze der ſächſiſchen Armee zu Felde ging und in Böhmen und Mähren das Commando führte, nach dem Breslauer Frieden aber wieder nach Hauſe kam und ſich allein den Regierungsgeſchäften widmete; doch im Auguſt rief ihn ſein Geſchick von neuem in's Feld, indem er an der Spitze von 22,000 Mann nach Böhmen zog und ſich am 21. October mit dem öſterreichiſchen Heere vereinigte, worauf die Preußen von dieſem vereinigten Heere wieder aus Böhmen vertrieben wurden. Nachdem der Herzog am 5. Mai 1745 den engliſchen Orden vom blauen Hoſenbande erhalten hatte, rückte er am 29. d. M. mit der Armee in Schleſien ein, und am 3. Juni lagerte ſie bei Hohenfriedberg, wo am folgenden Tage die Preußen bei Striegau angegriffen werden ſollten; doch der König Friedrich kam dieſem Angriffe zuvor und überfiel die Verbündeten, welche nun auf's Haupt geſchlagen und wieder nach Böhmen zurückgetrieben wurden. — Bei dieſer Schlacht hatte der Herzog ſehr viel Heldenmuth gezeigt, aber auch durch die dabei ſtattgefundenen Anſtrengungen ſeine Kräfte ſo erſchöpft, daß er am 26. Juli die Armee verlaſſen und nach Iglau in Mähren gehen mußte, um ſich durch den Gebrauch der dortigen mineraliſchen Wäſſer wieder zu ſtärken, was jedoch nicht ganz gelungen zu ſeyn ſcheint; denn der Herzog kam zu Ende des Auguſt wieder nach Dresden zurück, wo er das Commando der Armee niederlegte und nach einigen Wochen von da nach Weißenfels zurückging. Als ihm aber der Einfall der Preußen (Ende November 1745) von Halle aus in Sachſen berichtet wurde, machte er ſich ſogleich auf und ging zur ſächſiſchen Armee, wo er ſeinem Nachfolger im Commando, dem Grafen Rutowsky, die Retirade nach Dresden hin anrieth. Dieſer Rath wurde auch befolgt und die Armee nahm auf der Höhe von Keſſelsdorf eine vortheilhafte Stellung, wurde aber demohngeachtet nach tapferer Gegenwehr am 15. Decbr. durch den ſogenannten alten Deſſauer völlig geſchlagen, und dieſer Schlacht folgte am 18. d. M. die Uebergabe von Dresden und am 25. der Friede.

Der Herzog war nicht bei dieſer Schlacht, ermahnte jedoch am Tage vorher die in Schlachtordnung ſtehende Armee zur Tapferkeit, welcher Ermahnung ſie auch nachkam und tapfer fecht. Noch vor der Uebergabe von Dresden verließ der Herzog dieſe Stadt und begab ſich nach Prag, wo er dem Könige zum Frieden rieth, und als derſelbe hergeſtellt war, mit ihm nach Dresden zurückkam und nun nach Weißenfels ging, um wieder ſeinem Lande zu leben. Bald darauf ſtand er am Ziele, indem ihn ein bösartiges hitziges Fieber am 10. Mai befiel, welches ihn nach 6 Tagen aus dem Leben entnahm.

Da die ſechs Kinder des Herzogs in der früheſten Jugend alle wieder geſtorben waren, ſo fiel nunmehr ſein ganzes Land an den Kurfürſten von Sachſen, welcher am 15. Juni 1746 die Huldigung deſſelben annahm.

Die Geſchichte giebt dem Herzoge das ehrenvolle Zeugniß, daß er ein ſo guter Regent als ein tüchtiger Feldherr geweſen ſey, und die Thränen ſeiner Unterthanen, ſowie die der Armen, ſind deſſen unverwerfliche Zeugen.

5.

Der Kurfürſt Johann Georg I. belagert und erobert die Stadt Bautzen.

Die böhmiſchen Unruhen, welche der übertriebene Glaubenseifer des Königs Ferdinand in's Daſeyn gerufen hatte, verbreiteten ſich auch in die übrigen von Böhmen abhängigen Länder und überall ſagte man ihm den Gehorſam auf.

Auch die Lauſitz gehörte zu dieſen Ländern, und die Einwohner derſelben waren ebenfalls befliſſen, ſich der ihnen zu hart dünkenden Herrſchaft Ferdinands zu entreißen. Dieſer aber war mit dieſem Beſtreben nicht zufrieden, ſondern erklärte ſie als Rebellen in die Acht und trug dem Kurfürſten von Sachſen, Johann Georg I., deſſen Geſinnungen er kannte, und ſich des Hofpredigers deſſelben, nämlich des *D.* Hoe, im Geheim verſichert hatte, die Exekution gegen dieſes rebelliſche Land auf. Der Kurfürſt nahm auch dieſen Auftrag willig an, denn er mußte ja befürchten, daß er ſonſt einem andern Fürſten zukommen werde, zum Schaden des eigenen Landes.

Zuvor verſuchte jedoch der Kurfürſt den Weg der Güte und ſendete den Kriegsrath von Grünenthal an den Landeshauptmann von Gersdorf in Bautzen, mit dem Begehren, die Stände des Landes zu verſammeln, damit er ihnen einen Auftrag des Kaiſers eröffnen könne. Dieſes erfuhr der Markgraf Georg von Jägerndorf, der als Statthalter des neuen Königs Friedrich von Böhmen in der Lauſitz angeſtellt war, und unterſagte es dem Landeshauptmanne, ſich mit dem ſächſiſchen Abgeordneten in die geringſte Unterhandlung einzulaſſen. Demohngeachtet wurde dieſelbe durch Gersdorf mit dem Kriegsrathe, eröffnet. Dieſes konnte jedoch nicht ſo geheim geſchehen, daß es der Landes Statthalter nicht abermals hätte erfahren können, und er erfuhr es wirklich ſofort, als dieſe Unterhandlungen begonnen hatten. Sogleich brach er mit 6000 Mann in der größten Stille auf und langte vor den Thoren von Bautzen ganz unvermuthet an, jagte die überraſchte und vielfach übermannte Bürgerwache in die Stadt zurück und drang mit ſeinen Kriegern in dieſelbe ein, wo ſogleich alle Thore und Thürme beſetzt wurden; dann aber wurde der Landeshauptmann nebſt dem ſächſiſchen Abgeordneten verhaftet, und Alle, welche an dieſen Unterhandlungen Antheil genommen, hatten ein gleiches Schickſal. — Die eingedrungenen Kriegsſchaaren wurden bei den Bürgern einquartiert, und dieſe erfuhren nun eine nicht eben ganz freundliche Behandlung; denn die Soldaten ſpielten die Herren.

Der Kurfürſt von Sachſen erfuhr kaum, welches Schickſal ſein Abgeordneter gehabt habe, als er auch ſofort ſein Heer zuſammenrief, und damit über Biſchofswerda in die Lauſitz vordrang. Es waren 12,000 Mann, mit Geſchütz wohl verſehen, 2,000 Rüſt- und Proviantwagen befanden ſich nebſt 600 Schanzgräbern ebenfalls bei demſelben, und dieſes Heer rückte zuerſt gegen Bautzen vor, welche Stadt vom 5. September 1620 an belagert wurde. — Der Markgraf Georg hatte ſich mit ſeinen Völkern zurückgezogen, jedoch eine ſtarke Garniſon in der Stadt gelaſſen, dieſe aber zur tapfern Gegenwehr ermahnt.

Der Herzog Friedrich von Sachſen-Altenburg, (Vergl. Bd. I. d. W. S. 267 ff.) eröffnete am 5. September die Belagerung, und die Beſatzung ſteckte die im Thale, am Ufer der Spree liegende, Vorſtadt in Brand. Die Belagerten ließen ſich jedoch nicht hindern und warfen an gelegenen Orten Schanzen auf, in welche das Geſchütz eingeführt wurde, und nun begann das Beſchießen der Stadt ſehr lebhaft; bald wurde es auch mit Feuereinwerfen in Verbindung geſetzt, ſo daß die Flamme allenthalben aufſchlug, und das Jammergeſchrei der Einwohner himmelan ſtieg.

Nun führte aber unter ſolchen Umſtänden, wie hier vorwalteten, nur das Beſchießen der Mauern zur Uebergabe, und es iſt nicht abzuſehen, wie der Kurfürſt, der perſönlich zugegen war und den Oberbefehl führte, das Feuereinwerfen anbefehlen oder auch nur geſtatten konnte, da ihm doch nicht unbekannt ſeyn durfte, welche Stimmung die Bürger beſeelte, und daß ihr Wille nur allein von der übermächtigen Beſatzung beſtimmt wurde; warum alſo dieſe Bürger ihrer Wohnungen berauben, da dieſer Brand, aus nur angeführter Urſache, die Uebergabe nicht herbeiführen konnte, indem die Soldaten höchſtens ihre Quartiere verloren und ſich nun in den ſtehen gebliebenen Häuſern zuſammendrängten? —

Das Feuer des groben Geſchützes donnerte alle Tage auf die Stadt und wurde von den Mauern und Thürmen derſelben kräftig beantwortet. Vor allen Thoren hatten die Belagerer Schanzen aufgeworfen und die Laufgräben eröffnet; doch die Belagerten leiſteten tapfere Gegenwehr und ſchlugen alle Stürme der Sachſen glücklich ab. Dieſes machte die Belagerten ſo übermüthig, daß ſie, dem Kurfürſten Johann Georg und ſeiner leidenſchaftlichen Jagdliebe zum Hohn und Spott, Jagdhörner auf der Mauer blieſen und das Jagdgeſchrei erhoben, wodurch aber bei dem Kurfürſten nur Grimm und Erbitterung erregt werden konnte, ſo daß man der Stadt deſto mehr zuſetzte; dahingegen die ſchleſiſche Reiterei öftere Ausfälle machte und ſich mit den Sachſen im freien Felde ſchlug, wo das Glück ſchwankend war und leicht abwechſelte.

Die ſächſiſchen Kriegsleute ſtreiften in der Gegend rings umher, trieben aus den Dörfern und einzelnen Vorwerken das Vieh hinweg, welches ſie, oft nur um der Haut willen, ſchlachteten und damit ihre Hütten bedeckten; ſo wie die rohen Menſchen ſich auch ſonſt noch manche Bedrückung erlaubten, bis endlich die Gemißhandelten ihre Zuflucht zu dem Kurfürſten zu nehmen gezwungen waren, dem ſie ihre Noth klagten und von ihm auch in Schutz genommen wurden, ſo daß dieſe Unbilden ihre Endſchaft erreichten.

Endlich, nachdem die Belagerung ſechzehn Tage hindurch gewährt hatte und die Belagerten in tapferer Gegenwehr nicht ermüdeten, ſchritt man zu dem äußerſten Mittel, und fuhr am 22. September einige halbe Carthaunen in geringer Entfernung von der Stadtmauer auf, und dieſe wirkten vereint bald eine ſolche Sturmlücke, daß ganze Regimenter ſtürmen konnten, worauf man ſich im ſächſiſchen Heere ſofort zum Sturme bereitete.

Am Morgen des folgenden Tages rückten die zum Sturme beſtimmten Regimenter aus, ihr ſchweres Werk zu beginnen, und von allen Batterien donnerten die Feuerſchlünde unaufhörlich auf die Stadt, und die zündenden Feuerballen durchſchnitten fortwährend die Luft. Bald wurde die ſchreckliche Wirkung derſelben offenbar, da an mehreren Orten die Feuerflammen aufſchlugen, die bald zu einem allgemeinen Feuermeere wurden und ſich über Stadt und Vorſtädte verbreiteten. Während dieſer Feuergluth begann der Sturm mit aller Macht, und nach einer tapfern Gegenwehr der Beſatzung gelang es endlich den Sachſen doch, ſich einer befeſtigten Vorſtadt, eieines Theils vom Walle und einer feſten Schanze zu bemächtigen, woſelbſt ſie ſich ſofort feſtſetzten und immer mehr Leute hinzogen.

Jetzt brach die Nacht herein und machte dem Morden gegenſeitig ein Ende; doch ſollte mit dem beginnenden Tage der Sturm erneuert werden. — Als aber die Zeit herankam, daß die Blutarbeit auf's neue beginnen ſollte, ſah man die weiße Fahne, als Zeichen der Uebergabe, von den Mauern weben: denn es hatte der Commandant in der Nacht Kriegsrath gehalten und dabei wohl erwogen, daß es nicht länger möglich ſey, Gegenwehr zu leiſten, worauf er dieſe Fahne hatte ausſtecken laſſen. So wie man dies Zeichen der Uebergabe erblickte, ließ der Graf **Wolf von Mansfeld** im Namen des Kurfürſten mit Trommelſchlag verkündigen, daß ein Waffenſtillſtand ſtattfinden ſolle, und keine Feindſeligkeit gegen die Stadt mehr ausgeübt werden dürfe. Alle Donner ſchwiegen nun, ein Trompeter der Sachſen ritt in die Stadt, und zwei von den Offizieren der Beſatzung kamen an das Stadtthor, wo ſie mit den Abgeordneten des Belagerunsheeres unterhandelten, ſo daß endlich eine billige Capitulation zu Stande kam, durch welche die Stadt übergeben wurde; die Beſatzung mit ihren Waffen und zuſammengeſchlagenen Fahnen ꝛc. zum 25. September abzog, und ſich verbindlich machte, binnen 3 Monaten keine Feindſeligkeiten gegen den Kurfürſten oder ſeine Beſitzungen, Unterthanen ꝛc. auszuüben ꝛc.

Am Morgen des beſtimmten Tages zog die Beſatzung aus, zuvor aber noch erſchien der Rath vor dem Thore, wo der Kurfürſt am Ufer der Spree, an der Spitze ſeiner ſchwergerüſteten Reiterei hielt, übergab dieſem Fürſten fußfällig die Schlüſſel zur Stadt und bat ihn um Schutz, welcher auch gnädig zugeſagt wurde. —

Schrecklich war die Verheerung, welche durch die Wirkung des Geſchützes und des Feuereinwerfens entſtanden war: 1163 Häuſer, fünf Kirchen, das

Schloß und mehrere öffentliche Gebäude und Thürme ꝛc. lagen in Ruinen und Aſche, und nur die Hauptkirche, Rathhaus, Waage, Kaufhaus, Weinkeller ꝛc. waren, nebſt 112 Häuſern in der Stadt und 70 in der Vorſtadt von der gänzlichen Zerſtörung frei geblieben; doch befand ſich wohl keins ganz unbeſchädigt. — Der ganze Schade, welcher durch dieſe Belagerung der Stadt zugefügt worden war, wird auf vier Millionen Thaler geſchätzt, eine in jenen Zeiten ungeheure Summe.

So war denn die Hauptſtadt der Oberlauſitz erobert, und nach der für den König von Böhmen ſo unglücklichen Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag unterwarf ſich erſt der noch übrige Theil dieſer Provinz, welcher dann die Niederlauſitz folgte.

Nun beſaß zwar der Kurfürſt dieſe Provinzen, doch nur als Unterpfand für die hierbei aufgewendeten Kriegskoſten, welche von dieſem Fürſten auf ſechs Millionen angeſchlagen wurden. Und als derſelbe im Jahre 1623 entweder die Zahlung dieſer Summe oder die Abtretung der Lauſitzen ſelbſt verlangte, der Kaiſer aber das Erſtere nicht vermochte, ſo bewilligte er Letzteres, jedoch nur pfandweiſe, bis er die geforderte Summe nebſt Zinſen abtragen könne. Auch wurde dabei feſtgeſetzt, daß die Lauſitzen als mit Böhmen verbundene Provinzen betrachtet werden ſollten ꝛc.

Dieſer Zuſtand blieb bis zum Jahre 1635, wo dieſe Provinzen in einem abgeſchloſſenen Nebenrezeſſe, jedoch als ein Lehn der Krone Böhmen, erb- und eigenthümlich an Sachſen abgetreten wurden.

6.

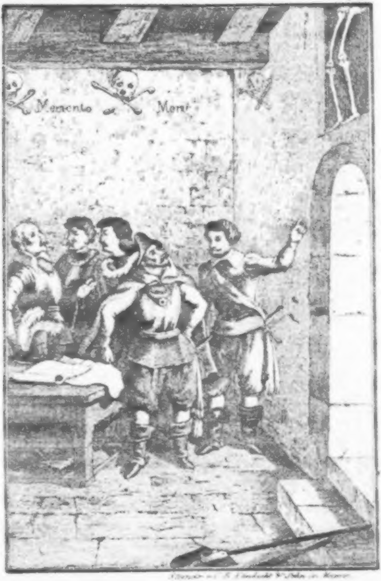
Die Schlacht bei Breitenfeld wird vorbereitet.

(Mit Abbildung.)

I.

Schon hatte eine Reihe von Jahren hindurch das Kriegsfeuer in einem Theile Deutſchlands gewüthet, nur Sachſen war von ihm verſchont geblieben; denn ſein Kurfürſt hielt feſt auf der Seite des Kaiſers und hatte, um es nicht mit dieſem zu verderben, ſelbſt die böhmiſche Krone ausgeſchlagen; hatte es auch blos bei fruchtloſer Interzeſſion am kaiſerlichen Hofe bewenden laſſen, als die böhmiſchen Blutgerichte hunderte der angeſehenſten Proteſtanten hinſchlachteten und Tauſende in's Elend trieben, ſo daß Böhmen ſchier entvölkert wurde, ſo wie endlich, — wie wir im vorigen Abſchnitt erzählt haben, alle Kräfte angeſtrengt, die ihm zunächſt gelegenen aufgeſtandenen Unterthanen des Kaiſers in der Lauſitz zu Paaren zu treiben, ob er gleich auch dieſe Gelegenheit klug für ſich mit benutzte. Als aber das Kriegsglück die den kaiſerlichen Hof regierenden Jeſuiten ſtolz, ja übermüthig gemacht hatte, und den Proteſtanten durch das Reſtitutions-Edict, (6. Mai 1629) der Garaus gedroht wurde, auch die deutſchen Fürſten überhaupt, ja ſelbſt die katholiſchen, eine ſehr achtungsloſe Behandlung erfuhren, wovon der Kurfürſt Johann Georg ebenfalls nicht ausgeſchloſſen war, erwachte dieſer Fürſt endlich aus der Lethargie, in welche er durch die Ergebenheit für den Kaiſer als Reichsoberhaupt verſenkt und von den Jeſuiten bis

11


Memento Mori

[illegible]

Tilly im Todtengräberstübchen.

den Löwen gleich, dennoch war es vorauszuſehen, daß die belagerte Stadt bald eine Beute der Sieger werden würde. Immer näher kam ſie dieſer Cataſtrophe, und der König von Schweden wurde dringend beſchworen, zu ihrer Hülfe herbeizueilen; doch dieſer verlangte zuvor den Anſchluß der proteſtantiſchen Fürſten an ſeine Sache und ihrer Kriegsſchaaren an ſein Heer: beſonders aber verlangte er dieſes von den beiden Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg, und von dem letzten vor allen Dingen die Oeffnung der Veſtungen Spandau und Cüſtrin, um, im Fall, daß er ſich zurückziehen müßte, einen Waffenplatz zur Stütze zu haben, zu welchem er ſeine Zuflucht nehmen könne, wenn ihm ein Unglück begegnen ſolle, oder mit andern Worten, den Rücken frei zu haben; wer konnte ihm aber dieſes verdenken? Der Kurfürſt Georg Wilhelm trug jedoch, theils aus Charakterſchwäche, theils durch ſeinen, dem kaiſerlichen Hofe ganz ergebenen Miniſter Schwarzenberg beredet, Bedenken, dieſes zu thun, ob er gleich erſt vor kurzer Zeit Cüſtrin den fliehenden Kaiſerlichen geöffnet hatte. Das bevorſtehende Schickſal der proteſtantiſchen Fürſten, und beſonders der ohne ſchnelle Hülfe nicht zu vermeidende Fall Magdeburgs galten ihm nichts; er war kalt gegen die Gefahren der Religion und Freiheit, ſah nur die, welche für ihn entſtehen konnte, wenn er es wagte, ſich an die Schweden anzuſchließen und ihnen ſeine Veſtung zu öffnen, ja, er trieb es ſo weit, daß er dem Könige von Schweden, als dieſer zur Rettung Magdeburgs herbeieilte, den Zug durch ſein Land, unter dem Vorgeben der Neutralität, verweigerte. Der Kurfürſt von Sachſen hingegen blickte durch die Gläſer der Eiferſucht und die Brille ſeines Oberhofpredigers in die Zukunft, und erblickte den König von Schweden an der Spitze der Proteſtanten, ſich aber in eine untergeordnete Stellung zurückgewieſen. Dieſes war ſeinem Stolze zu viel zugemuthet, denn er ſelbſt wollte das Directorium der proteſtantiſchen Angelegenheiten in den Händen behalten, ob er gleich fühlen mußte, er ſey hierzu kein Mann.

Durch dieſes unverantwortliche Zaudern wurde der König Guſtav Adolph verhindert, der Stadt Magdeburg zu Hülfe zu kommen, und nun erfolgte ihr bekanntes ſchreckliches Schickſal; ſo daß es ſchien, als wären die Ruinen dieſer Stadt zugleich der Grabſtein des ganzen Proteſtantismus.

Durch dieſe ſo höchſtwichtige Eroberung ſtieg der Muth des Kaiſers und der Liga (katholiſchen Bundes), vorher durch die Fortſchritte des Königs von Schweden ziemlich zum Sinken gebracht, auf's neue, und der kaiſerliche Hof zog nun gegen den Kurfürſten von Sachſen die bisherige Maſke der Schonung ab und zeigte ihm offen den bisher verhaltenen Unwillen, daß es die proteſtantiſchen (ketzeriſchen) Stände gewagt hatten, einen Convent zu halten, um ſich dabei, aller Abmahnung des Kaiſers ohnerachtet, gegen die Unternehmungen der kaiſerlichen Feldherren zu ſetzen, und ſich ihnen nicht unterwerfen zu wollen. Ein gewandter Diplomatiker, der kaiſerliche Geheime-Rath Hagenmüller, erſchien am Hofe zu Dresden, und demonſtrirte ſehr gelehrt und mit Honig im Munde: wie nothwendig alle jene Vorſchritte (Anmaßungen der kaiſerlichen Feldherren) geweſen wären, und wie wenig ſich daher die Fürſten darüber mit Recht beſchweren könnten. — Als jedoch der Kurfürſt es wagte, dieſen Demonſtrationen die ſeinigen entgegenzuſetzen, wandelte der Herr Geheime-Rath den Fuchs in den Bär um: that recht böſe, erklärte den Leipziger Bund für aufgelöſt, und drohete den Ungehorſamen mit harten Strafen (welche auch ſofort an den in Schwaben befindlichen Theilnehmern an dieſem Bunde vollſtreckt wurden). Und damit ſchied der Abgeordnete von dem Kurfürſten.

Dieſem Geſandten folgte ein zweiter, denn der mächtigſte deutſche Fürſt war dem Kaiſer zu wichtig. Es war der Feldzeugmeiſter von Schönburg, ein rauher Krieger, der, im Dienſte des Kaiſers einen hohen Rang bekleidend, nicht nöthig zu haben glaubte, viel Umſtände mit dem Kurfürſten zu machen und ihn daher in kurzen, derben Worten ermahnte: ſeine Völker mit den kaiſerlichen zu vereinigen und gemeinſchaftlich mit ihnen gegen die Schweden zu ziehen. Der Ton, welchen er dabei gebrauchte, war auch ſo wenig anſtändig und berechnet, auch dabei ganz vergeſſen, daß er einen der erſten Reichsfürſten Deutſchlands nothwendig ſehr verletzen mußte. Tief ergriffen von der Undankbarkeit des Kaiſers gegen ſeinen treueſten Vaſallen, gab dieſer dem Abgeordneten Tilly's zur Antwort: „Ich ſehe wohl, daß man die Treue, die ich dem Kaiſer ſtets bewieſen habe, bereits vergeſſen hat, und daß ich endlich nun auch an die Reihe kommen ſoll. Man hat das ſächſiſche Confect lange genug aufgeſpart, will es aber jetzt ebenfalls auf die Tafel bringen. — Merket aber wohl auf! — Man pflegt zum Nachtiſche auch allerlei Nüſſe und Schaueſſen aufzutragen, und dieſe ſind hart zu beißen. Sehet Euch alſo wohl vor, daß Ihr Euch nicht die Zähne ausbeißet.“ — Mit dieſem wohlverdienten Beſcheide kehrte nun Schönburg zu Tilly zurück, der nicht wenig über die erhaltene Antwort erzürnt wurde und ſogleich Befehl gab, aufzubrechen und feindlich gegen das Sachſenland vorzurücken, um dieſen unfügſamen Kurfürſten Reſpect vor den Befehlen eines kaiſerlichen Feldherrn zu lehren; daß er aber dieſen durch die gegen ſeine Unterthanen ausgeübten Feindſeligkeiten nöthigte, ſich dem Könige von Schweden in die Arme zu werfen, und durch die Vereinigung ſeines Heeres mit dem ſchwediſchen dieſem ein bedeutendes Uebergewicht verliehe, daran dachte der ſtolze Tilly nicht, bis er es endlich auf den Ebenen von Leipzig mit Schaden gewahr wurde. —

Dieſer Feldherr war durch 15.000 Mann, die ihm der General Fürſtenberg zuführte, verſtärkt worden und brach nun, von Halle her, mit ſeinem Heere in Sachſen ein. 40,000 Mann war dieſes Heer ſtark, und Schrecken und Verwüſtung ging vor ihm her. — Die Stadt Merſeburg hatte eine nicht zahlreiche Beſatzung, welche durch Capitulation freien Abzug erhielt, nachdem die Vorſtädte geplündert und zum Theil in Brand geſteckt worden waren. Am 29. Auguſt erſchien Pappenheim mit 6000 Mann vor Weißenfels. Die Bürger dieſer Stadt gingen ihm entgegen, boten 6000 Thaler für die Verſchonung mit der Plünderung und erboten ſich, für die ihnen in's Quartier gelegten Kriegsleute nach Kräften zu ſorgen ꝛc. Vergebens! — Dieſes Anerbieten wurde ausgeſchlagen und die Stadt rein ausgeplündert. —

Der Kurfürſt erfuhr zeitig genug dieſes grauſame Verfahren der Kaiſerlichen gegen ſeine Unterthanen und ſah nun das Schickſal kommen, das ihn ſchon längſt bedroht hatte. — Allein und auf eigne Hand dem kaiſerlichen Heere zu widerſtehen, war ihm nicht möglich, und daher das Schickſal des Königs von Böhmen ſein gewiſſes Loos. — Es blieb ihm alſo nichts übrig, als ſich in die Arme des Königs von Schweden zu werfen, und dieſes gelang ihm, nachdem er einige von dem Könige gemachte Bedingungen eingegangen war.

Der heldenmüthige Guſtav Adolph zog nun, nachdem es ihm gelungen war, dem Kurfürſten von Brandenburg zu imponiren und ihn dadurch wenigſtens gewiſſermaßen von der bisherigen Partei ab- und zu ſich herüber zu ziehen, mit ſeinem Heere zur Hülfe herbei, ging am 3. Sept. (1631) bei Wittenberg über die Elbe und vereinigte ſich am folgenden Tage mit dem 18,350 Mann ſtarken Heere des Kurfürſten von Sachſen; ſo daß nunmehr, nach dieſer Vereinigung mit dem 22,000 Mann ſtarken Heere des Königs 40,350 Mann den Kaiſerlichen gegenüberſtanden, um Deutſchlands Schickſal zu entſcheiden.

Tilly war ebenfalls am 3. Sept. aufgebrochen und bis Schkeuditz, dann aber bis in die Gegend von Leipzig ſelbſt vorgerückt, welche Stadt er ſogleich recognoscirte. Der Leipziger Rath bat um Verſchonung, allein der Feldherr ließ demohngeachtet Geſchütz gegen die Stadt aufführen, aus welchem dieſelbe, als ſich die Beſatzung, unter dem Hauptmann von der Pforte, durchaus nicht ergeben wollte, mit glühenden Kugeln beſchoſſen wurde, worauf man die Vorſtädte in Brand ſteckte, die auch faſt ganz niederbrannten. Hierdurch und aus noch andern Gründen fand ſich die Beſatzung bewogen, am 5. Sept. Abends die weiße Fahne auszuſtecken und ſich zu ergeben, worauf ſie am 6. Sept. nach Eilenburg auszog: die Pleißenburg aber hielt ſich einen Tag länger und ergab ſich erſt am folgenden Tage, kurz vor der Schlacht.

In der halleſchen Vorſtadt war ein einziges Haus ſtehengeblieben und in demſelben wohnte der Todtengräber jener Stadtgegend. Am 6. September früh, noch ehe die Garniſon ausgezogen war, nahm der kaiſerliche Feldherr Tilly ſein Hauptquartier in dieſem kleinen Häuschen, das er aber, ſehr beſchäftigt, am Tage nicht betrat. — Hierher wurden die ſämmtlichen Generale und Feldoberſten des kaiſerlichen Heeres zu einem allgemeinen Kriegsrathe beſchieden, welcher am Abend des 6. Septembers in der Wohnſtube des Todtengräbers ſtattfinden ſollte.

Tilly hatte an dieſem Tage Heerſchau gehalten und kam nun Abends in Begleitung der Generale und Feldoberſten nach jenem Häuschen zurück, um den angeſagten Kriegsrath zu beginnen. Die dem Feldherrn ſonſt ſo eigne Ruhe, das ihm ſo nöthige Selbſtvertrauen, hatten ihn heute ziemlich verlaſſen, und er war etwas mißlaunig. Hieran trug die gehaltene Heerſchau die Schuld. Zwar hatte er heute ſeine alten erprobten Schaaren der ligiſtiſchen Regimenter, die Pappenheimer ꝛc. geſehen, allein auf die neugeworbenen Schaaren konnte er kein Vertrauen ſetzen, dahingegen wußte er, daß im ſchwediſchen Heere Alles alte kriegserfahrne Soldaten waren, die von einem bewährten Helden angeführt wurden; vielleicht trat ihm auch das Schaudergemälde des zerſtörten Magdeburgs vor die Seele; und die Erinnerung an jene Greuelſcenen, die er nicht verhütet hatte, wie er doch ſo leicht gekonnt hätte, raubte ihm des Herzens Freudigkeit. —

Der Feldherr trat mit ſeinen Gefährten in das

Todtengräbers kleine Stube, und gleich bei ſeinem Eintreten fand er Gelegenheit zum Erſchrecken und Staunen. An den Wänden der Stube umher waren viele Todtenköpfe als Verzierung gemalt, und über der Thür ſah man das Gemälde des Todes angebracht. Der Feldherr fand ſich in dieſer Umgebung unheimlich und blickte mit unruhigen Blicken umher; dieſe Gemüthsſtimmung theilte ſich auch allen ſeinen Begleitern mit, und Aller Augen richteten ſich nach jenen Symbolen des Todes hin, (S. Abbild.) ſo daß eine Weile verging, bis ſich die hier ſo nöthige Sammlung des Gemüthes wieder fand. Endlich begann Tilly den Vortrag; doch als er in dieſem Augenblicke ſeine Augen im Kreiſe umher, beobachtend, auf die Geſichter warf, fand er nicht das Selbſtvertrauen in ihren Zügen wieder, welches ihn ſchon zu ſo manchem Siege begleitet hatte, auch dieſes beſtimmte ihn, eine Schlacht möglichſt zu vermeiden.

„Kriegsgefährten“ — ſprach er nach einer ziemlich langen Pauſe, in welcher er ſinnend und in ſich gekehrt dageſtanden hatte, — „der König von Schweden hat ſich mit dem Kurfürſten von Sachſen vereinigt, und das Heer der Schweden und Sachſen iſt nunmehr noch ſtärker als das unſrige. Sie ſcheinen es darauf angelegt zu haben, uns anzugreifen und eine Schlacht zu wagen; bei dieſer aber ſteht in der That viel auf dem Spiele. Daher iſt mein Rath, daß wir jetzt dieſe Schlacht zu vermeiden ſuchen und Gronsfeld nebſt Altringer erwarten, die uns aus Thüringen 12,000 Mann zuführen und Erfurt zuverläſſig ſchon erreicht haben. In drei Tagen ſind ſie hier, und dann iſt die Uebermacht ſo entſchieden auf unſerer Seite, daß wir hoffen dürfen, das feindliche Heer mit einem Schlage zu vernichten; bis dahin iſt es alſo wohl am beſten, wir vermeiden die Schlacht, um ſie dann deſto glorreicher zu ſchlagen."

Jetzt trat der Graf von Pappenheim, einer der vornehmſten Generale in der kaiſerlichen Armee, aus dem Halbkreiſe, den die Anweſenden geſchloſſen hatten, [illegible]chtlos hervor und dem Feldherrn einen Schritt näher:

„Generaliſſimus!" — ſprach er furchtlos, doch im ehrerbietigen Tone — „Es ſind nun ſchon vier Monate verfloſſen, daß wir nichts gethan haben, und können dieſes nicht länger alſo laſſen. Es ſcheint, Ihr hegt wegen der Vereinigung der Schweden und Sachſen Bedenken und wollt deshalb erſt Altringers und Gronsfelds Ankunft erwarten. Allein ich bitte Euch, zu erwägen, daß wir dem Feinde gleich ſtark an Zahl, und an Kriegserfahrung weit überlegen ſind, da wohl kein einziger Krieger im Heere iſt, der nicht bereits in mehreren Schlachten den Donner des Geſchützes gehört und dem Feinde in die Augen geblickt hat. Auch dieſes ſind die Schweden; werft Eure Augen aber auf die Sachſen, ſo werdet Ihr finden, daß es kriegsunerfahrne Leute ſind, die man erſt vor wenig Wochen dem Pfluge und andern friedlichen Gewerben entriß, und ſie gegen ihren Willen dem Kriegsſtande widmete. Die Anführer derſelben ſind eben ſo kriegsunerfahren, und ihr Feldherr, dieſer Arnheim, war er nicht unter Wallenſteins Generalen der ungeſchickteſten einer? — Es wird uns alſo nicht viel Mühe koſten, die Hälfte des Heeres in die Flucht zu treiben, wenn wir uns gleich beim Anfange der Schlacht auf dieſe Neulinge werfen; ſind dieſe aber beſiegt, ſo werden die Schweden unſerer doppelten Uebermacht ſchwerlich widerſtehen können. So aber werden wir ſiegen, anſtatt daß unſere Krieger jetzt, wenn wir ſie länger in Unthätigkeit erhalten, muthlos werden. — Dem kräftigen Manne ziemt Muth, berechnende Beſonnenheit zuweilen dem lorbeerbekränzten Greiſe, zumal wenn er ſeinen Ruhm zu verlieren fürchtet. — Alſo ich ſtimme für die Schlacht!" —

Pappenheim trat wieder in den Kreis der übrigen Anweſenden zurück, und Tilly erhob ſein Haupt, muthig wie ein Jüngling. — „Muth ſcheine mir zu fehlen, wähnt Ihr?" — ſprach er — „O! Graf Pappenheim. Noch zittert nicht die Hand, die den Commandoſtab ſchon ſo lange führte, oder bebt mein Herz, wenn feindliche Kugeln an den Panzer ſchlagen. Was ich vorhin rieth, ſprach ich im Namen der Klugheit; doch wenn Ihr glaubt, Muthloſigkeit ſey die Mutter jener Meinung geweſen; wohlan denn, morgen iſt die Schlacht!"

Dieſes Wort war kaum ausgeſprochen, als es auch die freudigſten Bewegungen hervorbrachte. — „Tod und Vernichtung den Feinden! ſey unſer Loſungswort!" ſcholl es aus Aller Munde, und ſchon wollte man ſich entfernen, als Tilly noch einmal ſeinen Blick auf das Bild des Todes über der Stubenthür warf und ausrief: „Aber ſagt, wo ſind wir?"

„Im Hauſe des Todtengräbers!" berichtete Bengard, der Oberſte eines ſchweren Reiterregiments, und Holke ſetzte froh gelaunt hinzu: „Wo hätten wir wohl beſſer über eine ſo reiche Ernte des Todes rathſchagen können, als im Hauſe ſeines Dieners? Ich halte es für ein gutes Omen. — Tod und Verderben den Feinden!"

„Ihr habt Recht!“ — fügte Tilly hinzu. — „Ich ſehe es ebenfalls für ein gutes Omen an. Und ſomit Gott befohlen, ihr Herren! Morgen mit Tagesanbruch ſehen wir uns wieder!“ —

7.

Die Schlacht bei Breitenfeld entſcheidet Sachſens Schickſal.

Der Morgen des blutigen ſiebenten Septembertages war noch nicht ganz heraufgedämmert, als man im kaiſerlichen Lager Trommelwirbel und Trompetenruf die Krieger wecken hörte. Kurz darauf ſah man bei jedem Regimente das Capellzelt zur Feier der Meſſe geöffnet und erleuchtet, und im eifrigen Gebet bereiteten ſich die Krieger aller Claſſen zum Gefecht, vielleicht zum Tode vor. —

Das kaiſerliche Heer brach endlich gegen acht Uhr Morgens aus ſeinem bisherigen Lager bei Eutritzſch auf, und zog ſich auf der Straße nach Düben hin, wo es nicht weit von dem Dorfe Breitenfeld, am Fuße einer Hügelkette, Poſto faßte und ſich in Schlachtordnung ſtellte. Dieſe Schlachtordnung beſtand bei dem kaiſerlichen Heere in großen, unbehülflichen, in's Viereck geſtellten Heerhaufen von zehn bis zwölf Fahnen bei dem Fußvolk, und bei der Reiterei aus eben ſo großen Geſchwadern. Es war dabei auf den unwiderſtehlichen Druck dieſer Bataillone und Geſchwader gerechnet; allein es mußte auch das entgegenwirkende Geſchützfeuer deshalb eine um ſo größere Wirkung haben, je tiefer die Kugeln einſchlagen konnten; überdies konnten ſie ſich auch nur ſchwer bewegen, und jener Vortheil wurde alſo von dieſen Nachtheilen weit überwogen. Die hinter der Schlachtordnung liegenden Hügel waren vom kaiſerlichen Geſchütz bedeckt, deſſen Wirkung im Laufe der Schlacht leicht ſchädlich für das eigene Volk gemacht, oder auch ganz aufgehoben werden konnte. — Den rechten Flügel dieſes Heeres befehligte Fürſtenberg, Tilly die Mitte und Pappenheim den linken. Hier ſtanden die berühmten Schaaren, welche ſich in den bisherigen Feldzügen ſo viel Kriegsruhm erworben hatten und aus den bewährteſten auserleſenſten Kriegern zu Roß und Fuß beſtanden.

Die Schweden hatten zwiſchen Schalkau und Güntheritz, die Sachſen hinter Hohenoſſig die Lober überſchritten, als ihnen Pappenheim mit 2000 Küraſſieren entgegengeſandt wurde, ihnen jenen Uebergang zu erſchweren; dieſer war aber bereits geſchehen, und nach einem kurzen Gefechte mit der Reiterei des ſchwediſchen Vortrabs, das aber blutig für beide Theile war, zogen ſich die Kaiſerlichen wieder zurück, nachdem ſie das Dorf Podelwitz in Brand geſteckt hatten, um die Schweden vom weitern Vorrücken abzuhalten, was jedoch nicht geſchah; denn das Feuer wurde wieder gelöſcht, und die Schweden ſtellten ſich ungehindert jenſeits der Lober in Schlachtordnung.

Die Sachſen zogen ſich bei dem Aufmarſch durch die Dörfer Zſchölka und Göpſchelwitz und nahmen eine keilförmige Stellung dem Dorfe Seehauſen gegenüber. Zu dieſer Stellung hatte der Kurfürſt, in Gemeinſchaft mit Arnheim, den Plan ſelbſt gemacht, und ihren Erfolg werden wir in der Geſchichte der

Schlacht ſelbſt ſehen. Das ganze ſächſiſche Fußvolk war in zehn Diviſionen getheilt, von denen fünf in der hinterſten Linie ſtanden. Vor dem Zwiſchenraum der erſten und zweiten, ſo wie der vierten und fünften, ſtanden zwei Abtheilungen vorwärts, und zwiſchen dieſen beiden war das grobe Geſchütz aufgeführt. Noch zwei andere Abtheilungen waren vor dieſen näher nach der Mitte zu vorgerückt, und vor denſelben noch eine, die im Anrücken die Spitze machte. Die ſächſiſche Reiterei war auf jedem Flügel in sechs Abtheilungen, erſt drei, dann zwei, und zuletzt eine geſtellt, ſo daß ſie ebenfalls eine Spitze machten. Der Kurfürſt kommandirte den rechten und Arnheim den linken Flügel der Sachſen. —

Das ſächſiſche Heer focht alſo allein, und wurde von dem ſchwediſchen durch einen breiten Graben getrennt, eine Veranſtaltung des Königs, die ſich durch den Ausgang als ſehr weiſe erwies.

Das Kaiſerliche Heer betrug an dieſem Tage, als wirklich in der Schlachtlinie ſtehend, 35,000 Mann, und genau ſo ſtark war auch die Zahl des vereinigten ſchwediſch-ſächſiſchen Heeres. Die nominellen Kräfte waren alſo auf beiden Seiten vollkommen gleich.

Die Schweden hatten ihre Stellung auf eine bisher ungewöhnliche Weiſe genommen, und das Feldherrn-Genie des Königs hatte ſie erfunden; ihre Vortrefflichkeit bewährte ſich auch während der Schlacht auf das herrlichſte. Anſtatt der großen unbehülflichen Heerhaufen des kaiſerlichen Fußvolkes, war das ſchwediſche in kleine leicht bewegliche Bataillone von vier oder fünf Fahnen formirt. — Die ſchwediſche Reiterei war ebenfalls in kleinere Schwadronen abgetheilt und zwiſchen ihnen Abtheilungen Muſketenſchützen geſtellt. Dieſe Anordnung, welche heute zum erſtenmale ſtattfand, diente nicht allein dazu, die geringere Anzahl der ſchwediſchen Reiterei zu verbergen; ſondern es wurde dieſelbe auch durch das Feuer jener Muſketiere um ſo furchtbarer, da dieſe die Pferde der zum Angriff heranſprengenden kaiſerlichen Reiter tödteten oder verwundeten, wenn ihre Kugeln die Reiter ſelbſt, wegen ihrer Harniſche, nicht treffen konnten. — Nicht minder hatte der König ſeinen Reitern den Befehl gegeben, weniger auf die ſchwergerüſteten Feinde zu hauen, als ihre Pferde durch Schwertſtöße zu verwunden, wodurch ſie um ſo leichter die Sieger der Geharniſchten werden konnten.

Als nun der ganze Vormittag auf beiden Seiten mit Marſchiren und Stellen vergangen war, das kaiſerliche Heer die Looſung: „Jeſus Maria!" erhalten, der König aber den Schweden und Sachſen den ihre Zuverſicht ausſprechenden Ruf: „Gott mit uns!" gegeben hatte, wurde endlich um 12 Uhr der Vorhang zu dieſem großen Trauerſpiele aufgezogen, und die Schlacht auf kaiſerlicher Seite durch drei Karthaunenſchüſſe, welchen ſofort drei ſchwediſche antworteten, begonnen. Dieſe Signalſchüſſe ſchienen das Schickſal des Tages ſchon im Voraus zu verkünden; denn die der Kaiſerlichen ſchienen in die Luft gethan zu ſeyn, die ſchwediſchen aber trafen beſſer. Der Graf von Pappenheim hatte mehrere der Feldoberſten und ſeine Adjutanten um ſich verſammelt, welche ſeiner Befehle gewärtig waren. Die Schweden hatten dieſe auf einem Hügel befindliche Gruppe wohl beobachtet und jene drei halben Karthaunen dahin gerichtet. Die erſte dieſer Kugeln traf den Oberſten Bengard, der geſtern in der Stube des Todtengräbers das Bild des Todes lange betrachtet hatte und jetzt ſchon von ſeiner Senſe fiel; die beiden andern ſchnell nachfolgenden riſſen rechts und links die Roſſe von den Adjutanten nieder und die ganze Gruppe prallte nunmehr auseinander.

Dies war der Anfang, und die kaiſerlichen Batterien donnerten mächtig vom Hügel herab auf die Schweden, welche ihnen aber nicht das Geringſte ſchuldig blieben, und das Geſchützfeuer ward allgemein. Die Schweden befanden ſich dabei im Nachtheil, da ihnen der Wind den Pulverrauch und den Staub aus den durch die Sonnenhitze ausgetrockneten Aeckern in's Geſicht führte, eine Armee aber, welcher dieſes geſchieht, ſchon halb-geſchlagen iſt. Doch der König veränderte mit ſeinen kleinern, leicht beweglichen Bataillonen leicht die Fronte, und jenes Unheil war vermieden.

Der Angriff begann dadurch, daß Iſolani mit ſeinen Croaten hervorbrach und ſich auf das ſächſiſche Reiterregiment des Herzogs Friedrich von Altenburg und die ihm zunächſtſtehenden Lehensfahnen ſtürzte. Dieſe hielten kaum den erſten Stoß des feindlichen Angriffs aus, als ſie auch ſchon in Unordnung geriethen und ſich zur Flucht wendeten. Das neben ihnen haltende und oben genannte ſächſiſche Reiterregiment gerieth hierdurch ebenfalls ſo in Unordnung, daß es nicht wieder in den Stand der Ordnung geſetzt werden konnte. Dieſe Reiter ſtürzten auf die naheſtehenden Regimenter Fußvolk, ſo daß dieſe ebenfalls in Unordnung geriethen und zur Flucht gebracht wurden; ja ſelbſt das tapfere Reiterregiment, welches die Garde des Kurfürſten formirte, wurde ebenfalls mit fortgeriſſen, und als jetzt der Graf von Fürſtenberg mit kaiſerlichen Küraſſieren und den Croaten auf die in Unordnung gerathenen Sachſen einhieb, ſo fiel eine Menge von ihnen unter den Schwertſtreichen dieſer Geharniſchten, und die nebenſtehenden Regimenter Fußvolk wurden ebenfalls in Unordnung gebracht und geworfen, ſo daß ſich die Sachſen faſt ſämmtlich auf der Flucht befanden, und unter dieſen war der Kurfürſt ſelbſt, der ſich hierdurch vor der Gefangenſchaft zu retten ſuchte. Alle nahmen den Weg nach Eilenburg, und das Geſchick des Tages wurde, bei einem ſolchen Anfange, für die Schweden und Sachſen ſehr zweifelhaft. Nur vier Regimenter Sachſen, Arnheim, Bindauf, Vitzthum und Taube, fochten, als ihre Waffenbrüder, ja ſelbſt der Kurfürſt, ſchon längſt geflohen waren, noch immer in feſt geſchloſſener Ordnung und ſchlugen mehrere Angriffe der Kaiſerlichen glücklich ab, ſo daß die Ehre des ſächſiſchen Namens wenigſtens durch dieſe braven Krieger gerettet wurde. Doch dieſe Gegenwehr erbitterte den kaiſerlichen General, Grafen von Fürſtenberg, der, wie wir bereits wiſſen, dieſen Flügel kommandirte, und die Küraſſiere und Croaten wurden an Zahl verdoppelt, und ließen nun Angriff auf Angriff folgen. Hierdurch ermattet, ſuchten ſich die Heldenſchaaren zurückzuziehen und den Schweden anzuſchließen, welches freilich nicht ganz in Ordnung geſchehen konnte.

Die Croaten trennten ſich nun und ſtürzten ſich auf die Beute, während Eilboten an den Kaiſer und den Kurfürſten von Baiern abgeſendet wurden, ihnen die

Botſchaft vom leicht errungenen Siege zu verkündigen. Doch dies war zu früh Victoria gerufen; denn bald wendete ſich das Blatt, und aus dem Freudenruf wurde ein Wehegeſchrei.

Als jene vier Regimenter ſich nicht mehr halten konnten, ſuchten ſie ſich nach den Schweden hin zurückzuziehn. Kaum wurden dieſes die ſchwediſchen Obriſten Hall und Hebron gewahr, welche mit ihren trefflichen Reiterregimentern zur Unterſtützung der Sachſen beſtimmt waren, als ſie auch ſogleich im Galopp herbeieilten, auf die verfolgende kaiſerliche Infanterie einhieben und ſie zurückſchlugen. Hierdurch gewannen jene vier Regimenter Sachſen wieder Zeit, ſich zu ordnen, welches auch in der größten Geſchwindigkeit geſchah. Nun drangen dieſe Krieger, die Pike geſenkt und die Lunte auf der Muskete angeblaſen, Mann an Mann feſtgeſchloſſen gegen den Feind hin vor, griffen ihn in Gemeinſchaft der genannten beiden ſchwediſchen Reiter-Regimenter auf dieſem Punkte an und ſchlugen ihn in die Flucht. Der ſächſiſche Reiter-Obriſt von Steinbach war mit ſeinen vier Schwadronen ſchon umringt und gefangen. Kaum nahm er dieſe Umwandlung der Dinge wahr, als er mit den Reitern die Waffen auf's neue ergriff, ſich durchſchlug und nun in Gemeinſchaft der Schweden den fliehenden Feind verfolgte. — Betrachten wir nun aber die Schacht an einem andern Orte. —

Tilly ſah einen Theil der Sachſen fliehen und glaubte ſie ganz vernichtet: deßhalb ließ er Pappenheim mit ſeinen ſchweren Reiterregimentern, die noch nie geſchlagen worden waren und ſich ſelbſt, ſtolz auf ihren Anführer, die Pappenheimer nannten, den linken nur aus Schweden beſtehenden Flügel der

Gegner angreifen. Die Erde bebte unter den Hufen der ſchweren Roſſe. Doch hier hatte Guſtav Horn, einer der beſten ſchwediſchen Feldherren, den Befehl, und unter ihm kommandirte der erprobte Banner die ſchwediſche Reiterei. — Mit kaltem Blute ließ man die geharniſchten Eiſenmänner ſo weit herankommen, daß keine Kugel mehr fehlen konnte, dann ſchlugen die aus weiſer Vorſicht zwiſchen die Reiterei geſtellten Schützen ihre Rohre auf die heranſprengenden Roſſe der Feinde an, ihre Salven krachten, und die geharniſchten Reiter ſtürzten übereinander hin und wurden entweder von den hintern ſich zum Rückzuge wendenden Gliedern ihrer Waffenbrüder zertreten, oder konnten ſich nur ſchwer unter dem Haufen der getödteten oder tödtlich verwundeten Roſſe hervorwinden und wurden von den nahen ſchwediſchen Schützen niedergeſchoſſen. Dieſe Angriffe wurden noch zwei- oder dreimal wiederholt, aber immer mit demſelben Erfolg, und bei jedem dieſer Angriffe wurden die angreifenden Regimenter kleiner, ſo daß dieſelben, im Anfange der Schlacht ſo zahlreich, jetzt kleine und unbedeutende Haufen waren, die ſich aber dennoch zum neuen Angriffe willig ordneten. —

Um dem Feinde mit gleicher Waffe zu begegnen, wurde das Regiment des Herzogs von Holſtein, eins der erprobteſten im kaiſerlichen Fußvolk, herbeigerufen, und dieſe Maßregel würde auch guten Erfolg gehabt haben, wenn Pappenheim es beſſer verſtanden hätte, den wilden ſtürmiſchen Muth der beſonnenen Klugheit unterzuordnen. Der Angriff wurde abermals gemacht und hatte keinen beſſern Erfolg als die vorigen, beſonders da er ſo übereilt geſchah, als jene, ſo daß die Holſteiner nicht folgen konnten. Diesmal erwarteten die Schweden den Angriff nicht, wie die erſtenmale, ſtehenden Fußes, ſondern ſie rückten ihnen langſam zum Treffen entgegen, und dieſes hatte, aus gleichem Grunde, eben denſelben Erfolg, wie die frühern, er wurde abgeſchlagen und der General ſelbſt verwundet. Jetzt aber hieben die ſchwediſchen Reiter auf die in Unordnung gekommenen kaiſerlichen Geharniſchten ein, und nach einem kurzen, aber blutigen Gefechte befanden ſich dieſe bis jetzt noch unüberwundenen Heldenſchaaren auf der wildeſten Flucht. — Das Regiment Holſtein wurde von ſchwediſchen Reitern umringt und nach einer tapfern Gegenwehr faſt ganz niedergehauen, der Ueberreſt aber ſuchte ſein Heil in der Flucht.

Durch dieſe Vorgänge ſank allmälich die Wagſchaale der Schweden und das Glück neigte ſich ihnen zu. Der kaiſerliche linke Flügel wurde von den Schweden angegriffen, und nach einer langen Gegenwehr aus dem Felde geſchlagen. Nun ſtürmten die Sieger auch die mit Geſchütz beſetzten Hügel, und bald verſtummte auch dieſes in ſeinem Donner auf die Schweden und wurde auf kaiſerliche Regimenter gerichtet. — Die Wirkung der Kartätſchenladungen auf dieſelben war ſchrecklich, und die wilde Flucht allgemein.

8.

Die Schlacht bei Breitenfeld entſcheidet Sachſens Schickſal.

(Beſchluß.)

Der größte Theil der kaiſerlichen Armee war alſo auf der Flucht, und nur die alten Kernregimenter Pappenheim, Wangler, Savelli und Erwitte, zuſammen 4000 Mann ſtark, hielten allein noch Stand, ſelbſt als die Reiterregimenter Fuggers, die letzten Reiter auf dem Schlachtfelde, ebenfalls gewichen waren und das Fußvolk verlaſſen hatten. Dieſe Tapfern wurden von den Schweden umringt, eben als ſie den ihnen anbefohlnen Rückzug antreten wollten. Die beſten Krieger des ſchwediſchen Heeres umgaben dieſen Heldenhaufen, der ſich furchtlos durch ſie hin einen Weg nach dem Hölzchen bei Lindenthal bahnte. Wer von dieſen Tapfern durch die Schweden getödtet oder verwundet wurde, blieb liegen, und unbekümmert um ihn ſetzten ſeine Waffenbrüder den Rückzug dichtgeſchloſſen fort, und alle Verſuche, in ſie einzubrechen, waren vergebens. Immer kleiner wurde dieſe Heldenſchaar; doch immer ſchloſſen ſich die werdenden Lücken wieder, und ſo erreichten ſie endlich das Ziel, dem ſie entgegengingen, das Hölzchen bei Lindenthal, wo ſie ſofort ſich aufſtellten. Um die auf ſie gemachten Angriffe gehörig würdigen zu können, wird es genug ſeyn, wenn wir bemerken: daß von jenen 4000 Mann, welche den Rückzug antraten, als ſie an dem erſtrebten Punkte ankamen, nur noch 1400 gezählt werden konnten, von denen die meiſten verwundet waren; demohngeachtet hatten ſie keine Fahnen verloren, ſondern alle flatterten noch im Abendwinde; der Feinde Achtung folgte dieſen Helden! —

Ruhig ſtanden dieſe Tapfern eine Zeitlang an dem Hölzchen, und wer von ihnen verwundet war, wurde ſo gut als möglich verbunden. Da ſah man in der Ferne ein Häufchen kaiſerliche Reiter, welche ihren Weg hierherwärts nahmen, und von den Schweden auf dieſem Wege angegriffen wurden; ſie ſchlugen ſich jetzt durch, und kamen bei dem Fußvolke an, an deſſen wehenden Fahnen ſie ſchon in der Ferne die Farben des Kaiſers erkannt hatten. Mit Freudenruf wurden ſie empfangen, denn in der Mitte dieſer Reiter befand ſich Tilly ſelbſt.

Dieſer Greis, bisher noch nicht überwunden, hatte heute ſeinen Heldenruhm verloren, war verwundet worden und gegen das Ende der Schlacht hin ſelbſt in Gefahr geweſen, gefangen zu werden. Schon hatte ein ſchwediſcher Rittmeiſter, wegen der außerordentlichen Länge ſeines Körpers im ſchwediſchen Heere der lange Fritz genannt, die Zügel ſeines Roſſes ergriffen, und ihm ſogar, als er ſich nicht ergeben wollte, die Piſtolen um die Ohren geſchlagen, ſo daß Tilly gefangen war. Da erſchien eben der Herzog Rudolph von Sachſen-Lauenburg in der Nähe, ſah die Gefahr, in der ſein Feldherr ſchwebte, zog ſchnell ſein Piſtol und ſchoß den Rittmeiſter nieder. Dann umringten den Feldherrn einige beſonders tapfere Männer, die ihn in Geſellſchaft mehrerer, nach manchem beſtandenen Angriff, endlich doch noch zu dem Ueberreſte des Fußvolks brachten. Aus dem Jubelgeſchrei, mit welchem dieſes Häuflein empfangen wurde, hatten wahrſcheinlich die Schweden abgemerkt, daß ein Mann von Bedeutung darunter ſeyn müſſe, denn es erfolgten nunmehr neue und heftige Angriffe, die zwar von dieſem Haufen tapferer Helden insgeſammt abgeſchlagen wurden; indeſſen ſchmolzen ſie auch dadurch bis auf 600 Mann zuſammen, welche nun, mit Tilly in der Mitte, nach Halle abzogen.

Und ſo war denn nunmehr, nach einem fünfſtündigen blutigen Gefechte, eine Schlacht beendigt, die anfänglich für die Schweden und Sachſen, durch die übereilte Flucht der Letztern, verloren ſchien. Das Heer des Kaiſers und der Liga verlor an dieſem unvergeßlichen Tage über 7000 Mann an Todten und Verwundeten, ohne die Gefangenen, von denen nur allein 5000 Mann im ſchwediſchen Heere Dienſte nahmen, woraus man auf die ganze Anzahl ſchließen kann.

Von den Sachſen fand man über 2000 Todte, von den Schweden aber nicht über 700 Mann, und waren noch an 1000 Mann verwundet.

Die Sieger eroberten ſieben und zwanzig Kanonen und über hundert Fahnen und Standarten, als die Siegeszeichen des Tages.

Eben ſank die Sonne hinter die Berge hinab, als der Heldenkönig Guſtav Adolph, nachdem er ſeine verfolgenden Reiter hatte durch Trompetenſchall zurückrufen laſſen, im Gefühl deſſen, daß Gott den üblen Anfang dieſer Schlacht ſo herrlich zum glänzenden Siege gewendet habe, auf die Kniee niederſank und dem Allmächtigen für ſeine Gnade herzlich dankte. Es währte nicht lange, und das ganze Heer folgte ſeinem Beiſpiele nach, ſo daß man Alle kniend Gott danken ſah für den geſchenkten Sieg. — Dann ſtimmte der König den hehern Lobgeſang an: „Herr Gott, dich loben wir!“ und die Tauſende fielen mit ein; zur Begleitung aber ſchmetterten die

Trompeten, wirbelten die Pauken und Trommeln, und donnerten die Kanonen. —

Während man hier Gott dankte, brachte die unüberwundene Schaar der Sechshundert ihren alten verwundeten Feldherrn nach Halle, wo er nur ſo lange verweilte, bis er verbunden war, und dann mit 800 Mann Fußvolk und 200 Reitern weiter nach Halberſtadt zog. Bald ereilten ihn die ſtrengſten Befehle von Wien und München: keine entſcheidende Schlacht mehr zu wagen; und ſo war ihm ſogar die Möglichkeit benommen, ſich durch einen ſpätern glänzenden Sieg für die heutige Schlacht zu rächen.

Die Zerſtörung von Magdeburg, und die dort verübten Grauſamkeiten, die Tilly nicht hinderte, wie er doch ſo leicht konnte, haben ihm ſeinen frühern Ruhm geraubt, und die Geſchichte, dieſe unbeſtechliche Richterin, hat über ſein Andenken ein ſtrenges, aber gerechtes Urtheil gefällt.

9.

Die Preußen rücken in Dresden ein.

(S. 2. Sept.)

Bereits im zweiten Bande dieſes Werks haben wir (S. 20 ff.) die Verrätherei des Geheimen-Sekretairs Menzel erzählt, und wollen nun die erſten Folgen derſelben kürzlich vortragen.

Nicht Menzel war es allein, welcher dem Könige von Preußen den wider ihn geſchloſſenen Bund verrieth, auch der vertraute Sekretair des öſterreichiſchen Geſandten in Berlin, Namens Weingarten, welcher in die Tochter des Caſtellans in Charlottenburg ſterblich verliebt war, ließ ſich durch die Liebe verleiten, dem Könige wichtige Dinge zu entdecken. Es gelang ihm jedoch beſſer als Menzeln; denn er entfloh glücklich, heirathete ſeine Geliebte und lebte viele Jahre mit ihr, unter dem Namen eines Herrn von Weiß, zu Stendal in der Altmark.

Der große König traf nun ganz in der Stille wirkſame Gegenanſtalten, ließ aber durch ſeine Geſandten an den fremden Höfen und namentlich im Haag die Erklärung thun: daß er durchaus nicht geſonnen ſey, die Ruhe in Deutſchland zu ſtören. Und da die Kaiſerin Maria Thereſia in ihren Staaten, beſonders in Böhmen, große Anſtalt traf, welche auf einen ausbrechenden Krieg hindeuteten, ſo ließ der König durch ſeinen Geſandten in Wien bei dem Hofe anfragen: ob dieſe Anſtalten etwa gegen ihn gerichtet wären? und erhielt von der Kaiſerin ſelbſt zur Antwort: daß in der ſtarken Criſis, worin ſich jetzt ganz Europa befände, ihre Pflicht und die Würde ihrer Krone es erfordere, hinreichende Maßregeln zu ihrer eignen, als auch ihrer Freunde und Bundesgenoſſen Sicherheit zu ergreifen. Dieſe Antwort, welche der Graf Kaunitz, Miniſter der Kaiſerin, für ſie aufgeſetzt hatte, las die Kaiſerin bei einer Audienz, welche ſie dem preußiſchen Geſandten in Schönbrunn gab, vom Blatte ab und machte in demſelben Moment der Audienz ein Ende.

Auf dieſe Erklärung, welche dem Anſcheine nach nichts und doch auch ſehr viel beſagte, vermehrte der König ſeine Armee und ſetzte ſie in ſchlagfertigen Stand. Um dieſe Zeit erfolgten die Entdeckungen von Weingarten, neue Beſtätigungen von Menzel kamen hinzu, und nun ließ der König noch einmal durch ſeinen Geſandten in Wien anfragen, und es merken, daß er von dem gegen ihn geſchloſſenen Bunde Nachricht habe; die Antwort war ausweichend, ableugnend und ſich auf die vorige beziehend. Nunmehr hatte der König genug, er ließ daher den alten Feldmarſchall Schwerin nebſt den Generalen Retzow und Winterfeld zu einer geheimen Conferenz berufen, in welcher er ihnen den gegen ihn geſchloſſenen Bund entdeckte; und nun fiel ihre Meinung dahin aus, daß man dem beſchloſſenen Angriffe zuvorkommen müſſe. Der Würfel war alſo geworfen und ein Krieg beſchloſſen, welcher ſieben Jahre hindurch Deutſchland und beſonders Ober- und Niederſachſen, nebſt den angrenzenden Ländern verwüſtete und die gemachten Hoffnungen nicht befriedigte. —

Die ſchlagfertige preußiſche Armee zog ſich nun zuſammen und rückte am 30. Auguſt 1756 ganz unvermuthet über die Grenze in Sachſen ein, wo ſich die ſächſiſche Armee in der größten Eile in einem feſten Lager bei Pirna verſammelte. (S. 2. Sept.) Den Erfolg dieſes Zuſammenziehens haben wir bereits gemeldet, und gehen daher zu dem eigentlichen Gegenſtande dieſes Tagsabſchnittes über.

Mehrere Staatsſchriften vertheidigten das Benehmen beider Parteien, von welchen es merkwürdig iſt, daß der gegen den König von Preußen geſchloſſene Bund von den beſchuldigten Mächten gänzlich in Abrede geſtellt wurde, wogegen der König nunmehr die von Menzel und Weingarten erhaltenen Nachrichten beſtens benutzte.

Am 9. September rückten zwölf Bataillone und drei Escadrons Preußen in Dresden ein. Der König war mit den Prinzen in das Lager gereiſt, die

Königin aber mit der übrigen Familie in Dresden geblieben. Als nun die Preußen in dieſer Stadt einrückten, welche von Kriegsleuten ganz entblößt war, entwaffneten ſie die Garde, bis auf die Schweizer, beſetzten mit dieſen das Schloß und alle übrigen Wachtpoſten, nahmen alle Kriegsvorräthe aus dem Zeughauſe, verſiegelten die Archive, beſonders das geheime, welches durch ſtarke Wachen bewahrt wurde. Sämmtliche Caſſen wurden mit Beſchlag belegt, und die Sachſen mußten ihre Abgaben an das in Torgau eingeſetzte königlich preußiſche Feldkriegscommiſſariat liefern; doch die Soldaten mußten ſtrenge Mannszucht halten, und der öffentliche Verkehr erlitt nicht die geringſte Störung; dabei war das ganze Land von den Preußen beſetzt, welche überall die Montirungskammern, Zeughäuſer :c. ausräumten, und das Feldgeräthe nach Magdeburg ſchafften, ſo daß Alles auf eine ſehr ernſtliche Beſitznahme deutete, wie denn auch das Land, nachdem die Armee gefangen war, an 10,000 Rekruten ſtellen mußte.

Am 10. September kam der König Friedrich *II.* in Dresden an und bezog das Moszynskiſche Palais, wo er alle die Maßregeln nahm, die ein Eroberer in ſolchen Fällen zu nehmen pflegt. Der öffentliche Wechſel von Staatsſchriften wurde immer lebhafter, und der König bedurfte nun zu ſeiner Rechtfertigung der Originale aus dem geheimen Archiv, von denen er bereits die Abſchriften durch Menzel beſaß, indem nur jene allein als Beweiſe dienen konnten. Da nur die Königin die Schlüſſel hatte, ſo ließ ſich der preußiſche Commandant, General von Wylich, von ihr dieſelben ausbitten, die Königin aber verweigerte ſie auf das ſtandhafteſte. — Jetzt wurde ein Schloſſer herbeigeholt, um die Thüren zu eröffnen. Dieſes wurde der Königin ſchnell gemeldet, und ſie eilte nunmehr herbei, die bedrohte Thür mit ihrer Perſon zu ſchützen. Dieſe Dame ſtellte ſich mit wahrhaft männlichem Muthe vor die vom Schloſſer bedrohte Thür und redete den zu dieſer Expedition kommandirten Offizier ſehr ernſtlich an, in der Hoffnung, ihm zu imponiren; doch dieſer war der Mann nicht, der ſich ſo leicht ſchrecken ließ und antwortete ihr eben ſo ernſt: es ſey der Befehl von ſeinem Könige eigenhändig vollzogen und ſo beſtimmt, daß er im Nichtbefolgungsfalle ſich der größten Verantwortung ausſetzen würde.

Noch blieb die Königin muthvoll vor der Thür ſtehen und ſagte zum Offizier: wenn er denn durchaus Gewalt brauchen wolle, ſo möchte er mit ihrer Perſon den Anfang machen, ſie würde nur der Gewalt weichen!

Das war denn doch zu viel, und der Offizier begab ſich hinweg, um neue Verhaltungsbefehle zu holen. Sofort ließ die Königin den engliſchen und holländiſchen Geſandten rufen und bat ſie, durch ihre Vorſtellungen den König zu mildern Entſchlüſſen zu bewegen. Dieſe Herren gingen, allein ehe ſie wieder zurückkommen konnten, kam der Offizier zurück und brachte den beſtimmteſten Befehl mit: ſich durch nichts hindern zu laſſen, und nun wurde die Königin, da ſie ſich durchaus nicht entfernen wollte, von dem Offizier umfaßt und ſo ſanft als möglich von der Thür hinweggetragen. Alsdann begann der Schloſſer ſeine Arbeit von Neuem; das Thürſchloß wurde geöffnet, und in dem Archivzimmer diejenigen Schränke, welche die wichtigen Schriften enthielten, und den

Preußen ſchon bezeichnet waren, auf gleiche Weiſe aufgemacht, aus denſelben die gewünſchten Schriften genommen, ſonſt aber Alles an ſeiner Stelle gelaſſen. Am nächſtfolgenden Tage wurden die ſämmtlichen Conferenzminiſter von ihren Aemtern entlaſſen. — Nun erſchien eine öffentliche, auf dieſe Papiere gegründete Staatsſchrift, welche den Titel führte: *Gegründete Anzeige des unrechtmäßigen Betragens und der gefährlichen Anſchläge und Abſichten des wieneriſchen und ſächſiſchen Hofes gegen Se. königl. Majeſtät von Preußen, mit ſchriftlichen Urkunden erwieſen.* —

Dieſen Vorgang abgerechnet, benahm ſich der König ſehr milde, beſonders gegen die Armen, zu deren Unterſtützung verſchiedene gute Anſtalten getroffen wurden. Uebrigens behandelte man Dresden als eine preußiſche Stadt, und vieles wurde in derſelben auf preußiſchen Fuß eingerichtet. —

Als der König am 1. October das öſterreichiſche Heer bei *Lowoſitz* in Böhmen geſchlagen und die ſächſiſche Armee das Gewehr geſtreckt hatte, kam er (14. Nov.) nach Dresden zurück, beſuchte am 21. Nov. die Kreuzkirche, und hörte eine Predigt des Superintendenten *Am Ende* über ſeinen (des Königs?) Wahlſpruch: *Jedem das Seine.*

Nicht ſo milde betrug er ſich gegen die bei Hofe und in den hohen Collegien Angeſtellten, deren Beſoldungen von monatlich 194,000 auf 30,000 Thaler herabgeſetzt wurden. Dem Beichtvater der Königin blieben von 12,000 Thalern nur 2,000, und der Director der Oper mußte anſtatt mit 15,000 mit 2,500 Thalern vorlieb nehmen. Es war daher kein Wunder, daß ein großer Theil der am Hofe angeſtellten Künſtler, Tänzer, Sänger, Muſiker ꝛc. dieſes Land verließen. Auch der Kapellmeiſter Heſſe ging nach Italien. —

Dies war der Anfang eines Krieges, der dem Sachſenlande ſo viel geſchadet hat, daß noch immer die Wunden, die er ſchlug, nicht ganz geheilt ſind. —

10.

Die fröhliche Wiederkunft.

(Fortſ. vom 23. Mai, ſ. den dritten Band, S. 139.)

So waren denn die Tage der Trübſal für den hartgeprüften Fürſten und die Seinen vorüber. Die Wolken hatten ſich verzogen, und nun ſchien des Glückes Sonne wieder hell.

Wer vermag aber die Freude zu ſchildern, als die Nachricht nach Weimar zur Kurfürſtin kam: daß der Kurfürſt ſeiner Haft entlaſſen ſey, demnächſt werde von der Acht losgeſprochen und dann in das Vaterland zurückkommen werden. — In der Mitte ihrer Kinder ſank ſie auf die Kniee und lobte Gott mit Freuden, daß er ihr Leid gewendet und alle dieſe Trübſal ſo herrlich geendet habe. — Bis hieher hatte die treue Gattin um den abweſenden Gatten die Trauerkleider getragen, und jeden Tag mit Gebet für ihn begonnen. — Nun war die Wolke vorüber, die den Himmel dieſer Gatten bisher getrübt hatte, und freudig zog die herrliche Fürſtin nun die Trauerkleider aus; hatte ſie doch Hoffnung, den geliebten Gemahl bald wieder zu umarmen; und dieſe Hoffnung wurde bald erfüllt.

Nachdem der wiederbefreite Fürſt am 28. Auguſt (1552) die gänzliche Abſolution von der Acht erhalten hatte, beurlaubte er ſich endlich am Hofe des Kaiſers und verließ am 2. September die Stadt Augsburg, um in ſein Vaterland zurückzukehren, wo die geliebten Seinen und treuen Unterthanen mit Schmerzen ſeiner harrten.

Wie ganz anders war jetzt ſeine Abreiſe von Augsburg als vor vier Jahren, wo er ſich in dieſer Stadt befinden und mit anſehen mußte, wie ſein Vetter Moritz mit der ihm entriſſenen Kur belehnt wurde, und das peinigende Gefühl hatte, daß dieſer Vetter auch den größten Theil ſeiner Länder beſitze. Jetzt kehrte er wieder heim aus der Gefangenſchaft, ſeine Prüfungszeit war verfloſſen und ſein Leid in Freude verkehrt. Von ſeiner Ritterſchaft und den vornehmſten Hofdienern waren viele nach Augsburg gekommen, den geliebten Herrn heim zu geleiten in das Vaterland, und es ſammelte ſich hierdurch ein Gefolge um ihn, wie es eines ſolchen Fürſten würdig war.

Auch der Kaiſer entließ ſeinen bisherigen Gefangenen, als er ſich am 1. September bei ihm beurlaubte, mit der größten Huld, reichte ihm freundlich die Hand, und verſicherte ihn ſeiner vollkommenſten Gnade, da er ſich während ſeiner Gefangenſchaft alſo verhalten, daß er (der Kaiſer) gnädiges und gutes Gefallen daran getragen; weshalb er ihm auch dieſe Begnadigung gern erzeigt, und hoffe er, daß ſich der Kurfürſt auch fernerhin alſo erzeigen werde, daß der Kaiſer Gefallen daran haben könne.*) Und ſo ſchieden der Kaiſer und der Kurfürſt im beſten Vernehmen von einander, himmelweit von dem verſchieden, wo der Kurfürſt zum erſtenmale als Gefangener vor dem Kaiſer erſchien. —

Als nun der Kurfürſt am 2. September die Stadt Augsburg verließ, und die Rückreiſe zu den Seinen antrat, war ſein Gefolge achtzig Perſonen und ſo viel Pferde ſtark, und überall, wo er durchzog, empfing man ihn mit Freuden; denn die Proteſtanten ſahen ihn als einen Märtyrer ihres Glaubens an, und ſelbſt den Katholiken war dieſer Hartgeprüfte und Bewährtgefundene ein Gegenſtand der Ehrfurcht.

Als der hohe Reiſende am 4. September in der Nähe von Nürnberg ankam, fand er an der Grenze des Gebietes dieſer Reichsſtadt zwei Rathsherren mit 40 anſehnlichen Reitern im Gefolge, welche ihn im Namen des Raths bewillkommneten und in die Stadt geleiteten, wo er übernachten ſollte. Noch eine Stunde von der Stadt entfernt, ſah man eine Menge Volks, das dieſem Fürſten entgegengezogen war, und ihn mit Jauchzen empfing. Viele, beſonders vom weiblichen Geſchlechte, weinten vor Freuden, als ſie den Fürſten ſahen, der fünf Jahre lang in harter Gefangenſchaft geſchmachtet, und dem Gott gnädig wieder geholfen hatte.

Auch in Bamberg, wo der Kurfürſt am 6. September ankam, ſchien es der Biſchof zu fühlen, dieſer Fürſt ſey für die deutſche politiſche Freiheit ebenfalls ein Opfer geworden, und er nahm ihn auf das herzlichſte auf. Hier fand er auch einige Ritter und Herren aus Coburg, welche ihn bis dahin geleiteten.

---

*) Eigene Worte des Kaiſers, von ihm in gebrochenem Deutſch geſprochen. A. d. V.

In letzterer Stadt regierte der Herzog Johann Ernſt, ein Halbbruder des Kurfürſten. Dieſer war dem wiederkehrenden Bruder mit einem ſtarken Gefolge am Mittag des 7. Septembers entgegengeritten, und als ſie ſich eine Meile von Coburg trafen, ſanken die Brüder, an Liebe nicht Stiefbrüder, einander zärtlich in die Arme, und ihre Freudenthränen vermiſchten ſich. — Als ſich nun die Fürſten mit ihrem Gefolge der Stadt näherten, da ſtrömte ihnen die Volksmenge aus der Stadt und den nahgelegenen Dörfern jauchzend entgegen; die Glocken erhoben ihre ehernen, gewaltigen Stimmen, und von den Mauern der Stadt und der Ehrenburg donnerten ihnen viele Freudenſchüſſe entgegen. —

So zog dieſer wahre Triumphzug durch das geſchmückte Thor in die Stadt; doch als der wiederkehrende Fürſt auf dem Markte anlangte, wurde ihm eine neue Freude bereitet. Hier ſtanden die Schulkinder in Feſtkleidern, ein jedes das Haupt mit einem grünen Kranze geziert, und als die beiden Fürſten herankamen, da erhoben ſich die Stimmen dieſer Unſchuldigen zum Himmel in dem erhabenen Hochgeſange: „Herr Gott, dich loben wir!“ Dieſes ergriff die beiden fürſtlichen Brüder, ihre Blicke hoben ſich dankbar auf zum ewigen Lenker aller Dinge, und ihren Augen entſchlüpften die herrlichſten Perlen der Menſchlichkeit. —

Hier in Coburg ſollte aber auch die ſchönſte Scene der ſich nach langer Trennung wieder umarmenden Gatten ſtattfinden. Am 10. September kam die Kurfürſtin Sybille mit ihren Kindern in Coburg an, und als ſie den geliebten Gemahl wieder erblickte, ſank ſie in ſeinen Armen in eine tiefe Ohnmacht, aus welcher ſie wiedererwachte, um nun die Wonnen des Wiederſehens in hohem Grade zu genießen. Das Jagdhaus Wolfersdorf, zwiſchen Neuſtadt und Coburg, wo die Wiedervereinigten das Mittagsmahl einnahmen, erhielt von dieſer Begebenheit den Namen: die fröhliche Wiederkunft.

Und ſo wiederholten ſich in jeder Stadt, ja in jedem Dorfe, wo der Wiederkehrende durchzog, die Ergüſſe der reinſten Freude über ſeine Rückkehr, beſonders in Jena und Weimar, in welcher letztern Stadt nunmehr der Kurfürſt reſidirte. Und als er in dem Schloſſe aus dem Wagen ſtieg, hob ſich der Blick des frommen gottergebenen Fürſten gen Himmel auf, und mit wahrer Herzensfreudigkeit rief er aus: „Nach dem Ungewitter läß't Du uns die Sonne wiederſcheinen. Gelobt ſeyſt Du, o Herr!“ —

Hiſtoriſche Miscellen.

Bei Altenberga, ohnweit der Stadt Ohrdruf in Thüringen, erbaute einſt der Heidenbekehrer Bonifacius, vor tauſend Jahren, die erſte chriſtliche Kirche in dieſem Lande. Dieſe unterlag endlich dem Schickſale aller menſchlichen Dinge, der Vergänglichkeit, ſo daß ſie wieder in Nichts zuſammenfiel. Auf der Stelle, wo dieſe Kirche geſtanden hatte, wurde im Jahre 1811 ein hoher ſteinerner Candelaber errichtet; und am 1. September deſſelben Jahres weiheten ihn drei würdige Lehrer der chriſtlichen Religion: der General-Superintendent *D.* Löffler aus Gotha, der reformirte Prediger Wittich in Schmalkalden, ſo wie der Abt des vormaligen Benedictiner Kloſters auf dem Petersberge zu Erfurt, *D.* Plazidus Muth, durch gemeinſchaftliche Gebete, nach ächt chriſtlicher Weiſe ein, und zwar in Gegenwart einer ungeheuren Menſchenmenge.

Cramer, der in mehrfacher Hinſicht ehrwürdige Stadtprediger in Dresden, als Erbauungsſchriftſteller beſonders berühmt, ſtarb am 4. September 1820.

Der treffliche Friedrich Chriſtian, als Kurfürſt die Hoffnung des Vaterlandes, und Großvater unſeres jetzigen Königs, wurde am 5. September 1722 geboren.

Der in mehrfacher Hinſicht unvergeßliche Oberhofprediger *D.* Reinhard in Dresden ſtarb am 6. Sept. 1812.

Der in der ſächſiſchen Geſchichte bekannte Kurfürſt Friedrich, mit dem Zunamen der Sanftmüthige, ſtarb am 7. September 1464.

Die Stiftungsbulle für die Univerſität zu Leipzig wurde am 9. September 1409 ausgefertigt, nachdem zuvor 2000 mißvergnügte Studenten aus Prag ausgewandert und in Leipzig angekommen waren, wo ſie freundliche Aufnahme gefunden hatten.

11.

Ludwig der Heilige, Landgraf in Thüringen.

Dieſer Fürſt war der erſtgeborne Sohn des Landgrafen Herrmann, (eben deſſelben, von dem wir den veranſtalteten Dichter-Wettkampf auf der Wartburg erzählt haben. — S. 2. Bd. S. 260. —) Kaum hatte er das funfzehnte Lebensjahr erreicht, als ſein Vater ſtarb, und nun wurde er am 6. Juli 1218 in der Georgenkirche zu Eiſenach, in Gegenwart einer großen Menge von Rittern aus Thüringen, Meißen und Heſſen, feierlichſt zum Ritter geſchlagen, dieſer Feierlichkeit aber folgten viele Luſtbarkeiten und unter andern auch ein glänzendes Turnier, in welchem ſich der junge Ritter tapfer hielt, vielleicht waren auch die Gegner, gegen welche er anſprengte, ſo galant, dem fürſtlichen Ritter den Sieg leicht werden zu laſſen.

Der Landgraf Ludwig war einer der ſchönſten jungen Männer ſeiner Zeit, und wenn er in ſeinem ritterlichen Schmuck einhertrat, klopfte ſo mancher Jungfrau das Herz im Buſen: doch er war ſchon ſeit ſeinem zwölften Jahre der Verlobte einer ungariſchen Prinzeſſin Eliſabeth, welche ſich durch ihre Tugenden und den hohen Sinn, welcher alle ihre Handlungen adelte und erhob, den ſchönen Ehrennamen einer Heiligen in der Geſchichte erworben hat.

Dieſes war ebendieſelbe Prinzeſſin, welche einſt im Jahre 1206, während des Dichterkampfes auf der Wartburg, geboren wurde. (Vergl. 2. Bd. d. W. S. 266.) Sie war kaum vier Jahr alt, als ſie mit dem zwölfjährigen Prinzen Ludwig verlobt und nun in einer ſilbernen Wiege an den Hof ihres Schwiegervaters, des Landgrafen Herrmann gebracht wurde, um dort mit ihrem künftigen Gemahl erzogen zu werden. Dieſes Unternehmen gelang auf das beſte, denn dieſe Liebe war eins von den Beiſpielen, wo ſie über das Grab hinaus reichte.

Kaum hatte der Landgraf die Regierung angetreten, als er eine Fehde mit dem Erzbiſchof Siegfried von Mainz rühmlich beſtand. — Dieſer ſo ſtolze als herrſchſüchtige Prieſterfürſt hielt den Landgrafen für einen unbärtigen Knaben und wollte von dieſer Jugend Nutzen ziehen, um dem fürſtlichen Jünglinge einen Theil ſeiner Länder abzunehmen; nur war er um einen Vorwand verlegen, da der Landgraf ſich beſtrebte, mit allen ſeinen Nachbarn in Ruhe und Frieden zu leben. Doch wo wäre wohl ein Herrſchſüchtiger je um einen Vorwand lange verlegen geweſen, und ſo fand denn auch der Erzbiſchof Siegfried bald einen ſolchen, und dieſer reichte ebenfalls über das Grab hinaus. Der Landgraf Herrmann hatte einen Streit mit dem herrſchſüchtigen Erzbiſchofe gehabt, und nun behauptete dieſer, der Landgraf ſey, als ein von der Kirche Verſtoßener, im Banne verſtorben, und ſeine Gebeine verdienten daher nicht, in der geweiheten Erde der Kloſterkirche zu Reinhardsbrunn zu ruhen. Der Landgraf Ludwig verfocht als ein guter Sohn die Ehre ſeines Vaters und wurde nun von dem über dieſen Widerſtand hochaufgeregten Erzbiſchof ebenfalls in den Bann gethan; doch hier zeigte es ſich, welch' einen hohen Werth es habe, wenn die Unterthanen ihren Herrn wahrhaft lieben: denn ſie achteten den ungerechten Bannſpruch des Erzbiſchofs nicht, ſondern ſtellten ſich, als ſie die Trompete des Landgrafen zu den Waffen rief, willig unter ſeine Fahne. An der Spitze eines mächtigen Heeres zog nun der Landgraf aus und fiel mit demſelben in die Beſitzungen des hochfahrenden Oberprieſters ein, wo er die Schaaren deſſelben ſchlug und es dem Stolzen höchlich bereuen ließ, dieſen Mächtigen ſo muthwillig herausgefordert zu haben. Im Stillen wendete ſich daher der Erzbiſchof an den Abt zu Hersfeld und bat ihn um ſeine Vermittelung. Dieſer würdige, ſeinem Obern ſo unnähnliche, Prieſter übernahm auch dieſes Friedensgeſchäft, und es kam ein Vergleich zu Stande, in Folge deſſen der Landgraf ſo wie ſein verſtorbener Vater vom Banne befreiet wurde, welches in der Bonifaciuskirche zu Fulda mit großer Feierlichkeit geſchah. —

Als Sieger kehrte nun Ludwig in die Arme ſeiner hochgeliebten Eliſabeth zurück, und vollzog (1220) ſeine Vermählung mit der trefflichen Jungfrau mit aller Pracht, die dem hohen Stande der fürſtlichen Brautleute gebührte.

Kaum waren die Vermählungsfeierlichkeiten zu Ende, als die Neuvermählten mit einem großen Gefolge, aus den vornehmſten und reichſten Rittern beſtehend, zum Vater Andreas zog, und mit großer Freude umfing der König die ſo lang entbehrte Tochter, über deren entwickelte Schönheit des Körpers und der Seele er das höchſte Entzücken empfand.

Feſte reiheten ſich an Feſte, und in den dabei gehaltenen Turnieren hatte der Landgraf Gelegenheit genug, ſeine Mannhaftigkeit zu zeigen.

Von den übrigen Rittern beſonders waren die beiden Brüder, Walther und Rudolph, Schenken von Vargula, am höchſten bei dem Könige Andreas in Ehren und Anſehen, und es ſchien dieſem Fürſten zu ahnen, daß die geliebte Tochter bald zur Wittwe werden und an dieſen beiden edlen Männern, welche bei dem Landgrafen ſelbſt in hohen Ehren und Anſehen ſtanden, treue Freunde haben werde.

Endlich zog das junge fürſtliche Paar, geſegnet von dem trauernden Vater, wieder heim und langte glücklich auf der Wartburg an. Doch nicht lange durfte der Landgraf der Ruhe pflegen; denn eben hatte ihm ſeine Gemahlin den erſten Sohn geboren, als ſein Schwager, der Markgraf von Meißen, Dietrich (der Bedrängte, S. 1. Bd. S. 305 ff.) im Jahre 1221 mit Tode abging, und den Landgrafen zum Vormunde ſeines Sohnes Heinrich, eben deſſelben, der ſpäter den Namen des Erlauchten erhielt, ernannte. Der Landgraf übernahm nunmehr die Regierung des Meißner Landes, wo ihm zwar die Landſtände willig und vertrauensvoll huldigten, indeſſen wurde er dennoch durch dieſe Vormundſchaft in zweierlei Verdrießlichkeiten, erſt mit dem Biſchofe Eckard von Merſeburg, der ihn in den Bann that, von dem ſich der Landgraf mit achthundert Mark Silber loskaufen mußte, zweitens mit ſeiner Halbſchweſter, der verwittweten Markgräfin Jutta, die ſich wieder mit dem Grafen Poppo von Henneberg vermählt hatte, verwickelt, und es kam ſelbſt zu einem Kriege. Doch als der Landgraf erwog, daß ſie ſeine Halbſchweſter und die Mutter des rechtmäßigen Landeserben Heinrich ſey, und daher ihr doch wohl von Gottes und Rechts wegen auch ein Antheil an der Vormundſchaft über ihr Kind gebühre, ſo trug er ihr, ob er gleich in dieſem kleinen Kriege allenthalben Sieger geweſen war, dennoch einen Theil von der Verwaltung der Markgrafſchaft Meißen freiwillig auf, und der Friede wurde nunmehr wiederhergeſtellt. —

In dieſem Frieden lebte nun Ludwig ganz ſeiner Fürſtenpflicht, und ſorgte als ein guter Vater für ſein Land, ſo daß ihn die Unterthanen allgemein liebten; ſeine Eliſabeth war dabei ſein höchſtes und liebſtes Gut auf der Welt, und er förderte ihren Lieblingshang, den Armen Gutes zu thun, mehr als er ihn hinderte, denn er hatte ſelbſt ſeine Freude an dem Jubel der beſchenkten Armen, wie ſie ſeine Hochgeliebte als ihren wohlthätigen Engel umgaben, ihr die Hände, ja die Kleider küßten, und ſich dann, war er an ihrer Seite, mit ihren Dankbezeigungen auch an den guten Landesvater wandten, von dem ſie ebenfalls wußten, er thue gern Andern wohl. Das war denn jedesmal ein Götterfeſt für beide gute Gatten.

In dieſem Ruheſtande beſtand er eines Morgens ein ſehr gefährliches Abentheuer, welches ihm das Leben koſten konnte. Schon der Landgraf Herrmann hatte einen Löwen, welcher ſich nicht an die Gefangenſchaft gewöhnen konnte, ſondern ſich immer ſehr wild bezeigte, weshalb man ihn einſperren mußte; doch lernte er wenigſtens ſeinen Wärter und dann auch ſeinen Herrn, den Landgrafen kennen, ſo daß er ſich, wenn er dieſen ſah, weniger wild bezeigte. — An einem Morgen erwachte der Landgraf mit der aufgehenden Sonne und kleidete ſich ſofort hurtig an, die friſche Morgenluft zu genießen. Das ganze Hofgeſinde ſchlief noch, und niemand war weiter im Schloßhofe, als der Fürſt, welcher ganz unbefangen ſpatzieren ging. Plötzlich ſprengte der Löwe die ſchlecht verwahrte Thür ſeines Behälters, kam auf den Hof heraus und lief nun auf den Landgrafen zu. Der Fürſt erſchrack, faßte ſich aber ſogleich wieder und ging mit erhobener Hand auf den Löwen los, der ſich nun zu den Füßen ſeines Herrn niederlegte und mit flehendem Blicke um Gnade zu bitten ſchien. So endigte ſich dieſes gefährliche Abentheuer, welches dem Landgrafen ſein Leben koſten konnte, im Frieden; der Löwe ging in ſeinen Käfig zurück, der Wärter aber erhielt Strafe für ſeine Nachläſſigkeit.

So gut aber der Landgraf vom Gemüthe war, ſo ließ er doch ſeine Unterthanen nicht beleidigen, ſondern ſchützte ſie kräftiglich. Der Beſitzer der unter dem Schutze des Herzogs von Polen ſtehenden Herrſchaft Leubus in Schleſien hatte, als Wegelagerer, einige thüringiſche und meißniſche Kaufleute auf der Reiſe nach Polen beraubt und entbrach ſich jeder Genugthuung, weil er ſich auf den Herzog von Polen verließ. Die Beraubten klagten es dem Landgrafen, welcher ſofort ſeine Lehensleute berief und aus ihnen ein wohlgerüſtetes Heer von 3400 Mann zuſammen brachte, mit dem er nach Schleſien zog und die Burg Leubus belagerte, ſich auch durch die Drohungen des Herzogs von Polen nicht ſchrecken ließ, ſondern die Burg am 30. Aug. 1225 eroberte, worauf ſie geſchleift wurde; dann aber, nachdem er ſeinen Unterthanen Erſatz verſchafft hatte, zog er mit ſeinem Heere wieder heim.

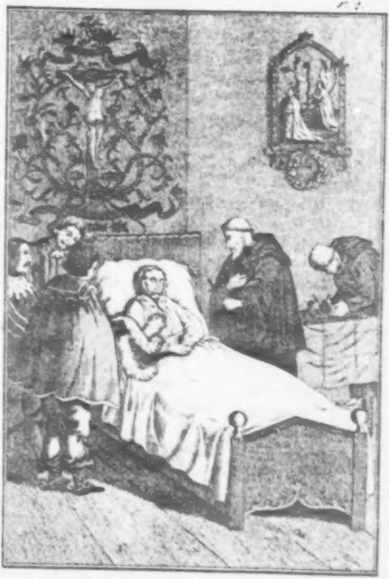
Der Kaiſer Friedrich wurde von dem Papſte unter Androhung des Bannes, genöthigt, einen Kreuzzug zu unternehmen, und berief deßhalb die Reichsſtände zu einer Verſammlung nach Aachen, welchem Rufe auch der Landgraf Ludwig folgte. Hier predigte der Biſchof Conrad von Hildesheim das Kreuz mit ſolchem Erfolg, daß ſich von den anweſenden Fürſten und Herren keiner entbrach, die Reiſe nach dem heiligen Lande mit den Waffen in der Hand zu machen, und es befand ſich daher auch der Landgraf Ludwig unter dieſen Kreuzfahrern. Mit dem Kreuze geſchmückt, kam er wieder heim, doch als er ſich der Wartburg näherte, bangte ihm vor der Kunde, welche er ſeiner Gemahlin von dieſem Entſchluſſe geben ſollte; denn ſie hatte abermals Hoffnung, bald Mutter zu werden. Das Kreuz nahm er alſo ab und offenbarte ihr ſeinen Entſchluß erſt nach mancher Vorbereitung. Eliſabeth ergoß ſich in Thränen, doch ihre fromme, gottergebne Denkungsart ließ ſie einen derſelben würdigen Entſchluß faſſen; ſie gelobte, ihre Leibesfrucht dem Herrn und ſeinem Dienſte zu weihen, und ihr nicht minder frommer Gemahl ſtimmte ihr hierin treulich bei.

Die Stände des Landes wurden nun zu einer Verſammlung nach Creutzburg berufen, und hier nahm der Fürſt von ſeinen Treuen Abſchied. Eine Ahnung ſagte ihm, daß er ſein liebes Thüringen nicht wiederſehen ſondern ſein Leben bei dieſem Zuge laſſen werde. — In dieſem Gefühl beſuchte er die Klöſter ſeines Landes und bat die frommen Mönche um ihren Segen, welcher ihm auch im reichen Maaße zu Theil wurde, da er ihr Beſchützer und Begaber war. Alsdann trug er ſeinem Bruder Heinrich Raspe die Regierung des Landes während ſeiner Abweſenheit auf und empfahl ihm ſeine Eliſabeth auf das dringendſte, was auch Heinrich dem Bruder verſprach.

Endlich kam die Scheideſtunde, deren Schilderung der Verfaſſer bittet, ihm zu erlaſſen. — Der Landgraf zeigte ſeiner Gemahlin einen Ring, in deſſen Stein das Gottes-Lamm eingegraben war, und ermahnte ſie, nur dem, der dieſen Ring bringen werde, in ſeinen Nachrichten von ihm Glauben beizumeſſen. Endlich zog er fort, und in ſeinem Gefolge viele Grafen und Herren ſeines Landes, voll Begierde, ihre Tapferkeit gegen die Ungläubigen zu zeigen, Doch Gottes Wille wollte es anders.

Als der Landgraf mit den Seinen bei dem Heere des Kaiſers ankam, war ein heftiges Fieber, als die Folge der Ausdünſtungen einer höchſt ungeſunden Gegend, im Heere des Kaiſers ausgebrochen, und eine Menge der tapferſten Krieger fielen ihm an jedem Tage zum Opfer. Auch der Landgraf wurde davon ergriffen, und nach wenigen Tagen ſchon war die traurige Gewißheit vorhanden, daß er am Ziele des Lebens ſtehe. Da rief dieſer Fürſt ſeinen Vertrauten, den Ritter Rudolph Schenk von Vargula, gab ihm den Ring mit dem Bilde des Oſterlamms und befahl ihm, der geliebten Eliſabeth ſeinen letzten Gruß zu bringen, mit der Verſicherung, daß er in herzlicher Liebe gegen ſie geſtorben ſey.

Als nun der Trauerbote geſchieden war, empfing der Sterbende die letzte Oelung und ſtarb kurz darauf unter dem Gebete ſeines Beichtigers am 11. Sept.



Der Herzog von Sachsen, Albrecht der
Beherzte, stirbt.

1227. — Was ſich aber nun begeben, wollen wir bis zum 6. Bande verſparen, wo wir im Tagsabſchnitte des 16. Novembers das Leben der heiligen Eliſabeth in gedrängter Kürze geben und zugleich dieſe Begebenheiten erzählen werden.

12.

Scenen aus dem Leben des Herzogs von Sachſen, Albrecht des Beherzten.

5. Der Herzog Albrecht ſtirbt.

(Mit Abbildung.)

Bereits im 3. Bande dieſes Werks haben wir den verehrten Leſern vier verſchiedene Scenen aus dem Leben Albrechts gegeben*) und es bleibt demnach uns nur noch übrig, daß wir ihnen, in dem fünften und letzten derſelben, ſeinen Abſchied aus dem Leben kürzlich noch erzählen.

Große Aufopferungen hatte dieſer Heldenfürſt für den König Maximilian gemacht, und wir haben bereits (im 3. Bd. S. 341.) angeführt, wie er für dieſe Anſtrengungen belohnt wurde. — Es war ſehr undankbar von Maximilian, ſeinen Freund Albrecht, der ſoviel für ihn gethan hatte, an ein ſolches ungebändigtes, die Ungebundenheit von der Herrſchaft der Geſetze über Alles achtendes Volk anzuweiſen, und ihm etwas als Belohnung oder vielmehr Entſchädigung anzurechnen, was für ihn die Quelle einer Menge Unannehmlichkeiten werden mußte, ſo daß es ſogar Leute gab, die es laut ſagten: „Der

*) S. 3 — 63 — 284 — 337 ff.

Kaiſer fürchtet ſich vor ſeiner Tapferkeit und will ihn deshalb den Frieſen aufopfern!" — Was von da an bis zum Ende des Jahres 1499 in Friesland vorgegangen, haben wir bereits im 3. Bande d. W. S. 342 erzählt, und nehmen hier den dort niedergelegten Faden wieder auf.

Es war kein geringer Fehler vom Herzog Albrecht, daß er ſeinen in Regierungsgeſchäften ſo unerfahrnen Sohn Heinrich dieſem unruhigen Volke zum Statthalter ſetzte; es konnte alſo, da weder Heinrich noch ſeine Räthe die Frieſen kannten, noch kennen wollten, an Mißgriffen nicht fehlen, und der ſtärkſte derſelben brachte den Fürſten ſelbſt in Todesgefahr.

Der Statthalter hatte ſeine Reſidenz in Franecker, einer der größten und reichſten Städte in Friesland, und dabei von ſeinem Vater die Weiſung erhalten, das Schloß zu Harlingen neu zu erbauen und ſtärker zu befeſtigen. Dieſem Befehl kam aber Heinrich auf eine Weiſe nach, welche man ſchwerlich unter die Handlungen ächter Regierungsweisheit zählen kann; denn er fing dieſen Bau ziemlich unklug an, ließ dazu viele Häuſer von angeſehenen, einflußreichen Männern niederreißen und regte dadurch die ohnedem ſehr reizbaren Frieſen ziemlich auf. Damit nun aber dieſe Unklugheit nicht allein gehe, ſondern ſich mit einer andern paare, ſo wurde der Herzog Heinrich von ſeinen Rathgebern auch noch dazu beredet, daß er von den Frieſen anſehnliche Summen erpreßte. Dieſe vor dem Richterſtuhle der Vernunft und Billigkeit unverantwortliche Handlung regte die Frieſen, leicht feuerfangend, ſo ſehr auf, daß ſie ſich förmlich empörten, und den Herzog Heinrich mit ſeinen deutſchen Söldnern nöthigten, ſich eilig nach Franecker zurückzuziehen und ſich dort zur Vertheidigung zu rüſten; denn nach wenig Tagen erſchienen die zum Kriege trefflich gerüſteten Schaaren der Frieſen vor der Stadt Franecker und belagerten ſie auf das heftigſte. Der Herzog Heinrich war ihnen ſo ſehr verhaßt, daß ſie eine Kette in der Nähe der Stadt aufhängten und dabei ausrufen ließen: daß der Herzog Heinrich, als der Unterdrücker der Freiheit dieſes Landes an dieſer Kette ſein Leben enden ſollte; denn man werde ihn mit derſelben an den Galgen henken. *) Dieſes war auch keine leere Drohung; denn ein Sturm folgte dem andern, und das Feuer der Belagerer donnerte unausgeſetzt um die Stadt; doch dieſe Gewaltmittel waren alle vergebens, und die Frieſen eroberten Franecker nicht, weil ſich der Herzog mit ſeinen Kriegern Löwen gleich wehrte, da er ſein Schickſal kannte, wenn es den Frieſen gelingen ſollte, die Stadt zu erobern. Dieſe Belagerung aber geſchah im Sommer des Jahres 1500.

Als der Herzog Albrecht die erſte Nachricht von dem Aufſtande der Frieſen erhielt, verſammelte er ſogleich ſeine Landſtände in Leipzig und berieth

---

*) Dieſe Kette fiel ſpäterhin in die Hände des Herzogs Albrecht, welcher ſie ſeinem damit bedroht geweſenen Sohne übergab, der ſie nun unter ſeine Kleinodien rechnete und in ſeinem Schlafzimmer aufhängen ließ, um ſich jener Zeit fortwährend zu erinnern. Dieſe Kette, welche nachher in der Bibliothek zu Dresden aufbewahret worden iſt, war lang, und wie eine Wagenkette ſtark, hatte ſechs bis acht Glieder und am Ende einen großen Ring. Wahrſcheinlich wird ſie jetzt im hiſtoriſchen Muſeum zu Dresden aufbewahrt. A. d. V.

ſich mit ihnen wegen des bevorſtehenden Feldzugs. Noch war zum Glück das Heer nicht abgedankt, und nach wenig Tagen trat es, am 25. Juni 1500, ſeinen Eilmarſch nach Friesland an. — Bald war man an den Grenzen Frieslands angekommen, und zog nun zur Schlacht gerüſtet nach Franecker hin. Plötzlich erſcholl im Lager der Frieſen der Schreckensruf: „Der Sachſenherzog iſt da," und ein Getümmel erfolgte nun im ganzen Lager; die Hauptleute der Frieſen beſchloſſen in einem Kriegsrathe, die Belagerung der Stadt aufzuheben und ſich zwiſchen die Moräſte zu ziehen, wo man ihnen nicht leicht etwas anhaben konnte. Dieſes wurde jedoch dem Herzoge verrathen, und in der folgenden Nacht, als die Frieſen noch ruheten, erſchien er plötzlich mit ſeinen Sachſen vor dem Lager, wo denn ſofort ein harter Sturm erfolgte. Zwar ſtürzten die Frieſen halb bewaffnet nach den beſtürmten Ausgängen hin, und leiſteten dort langen, tapfern Widerſtand, doch endlich wurden ſie überwältigt und in die Flucht getrieben, viertauſend von ihnen deckten, erſchlagen durch die Sieger, mit ihren Leichnamen die Wahlſtatt.

Nun war das ſo lange belagert geweſene Franecker wieder frei, aber es war auch die höchſte Zeit, denn die Lebensmittel waren in dieſer Stadt ganz aufgezehrt, und bereits Hungersnoth eingetreten; da trat durch dieſen Sieg plötzlich Ueberfluß an die Stelle des Mangels, und Alles war vollauf vorhanden, ſo daß nun Heiterkeit an die Stelle des bisherigen Trübſinns trat.

Der Herzog Albrecht war mit 14,000 Mann nach Friesland gekommen, dreiviertel dieſes Heeres beſtand aus Söldnern, die übrigen waren von den Lehnsleuten der treuen Ritterſchaft und Städte aufgebracht. Mit dieſer Macht trieb nun der Heldenfürſt Albrecht die empörten Frieſen zu Paaren und eroberte das ganze Land, bis auf die feſte Stadt Gröningen, welche ſich allein noch widerſetzte. Der Herzog belagerte dieſe Stadt, doch die Bürger derſelben wehrten ſich wie die Löwen gegen die Sachſen, und in einem unverhofften Ausfalle fügten ſie denſelben großen Schaden zu; doch der größte war, daß der Herzog einen ſeiner beſten Hauptleute verlor. Neidhard Fuchs, ein in jener Zeit wegen ſeines Heldenmuthes berühmter Mann, hatte ſich bei dieſem Ausfalle zu tief unter die Feinde gewagt, und wurde nun von den Seinen getrennt, wo er in die größte Gefahr gerieth. Zwar arbeitete er ſich mit ſtarkem Arme aus den Feinden heraus, und ſuchte wieder zu ſeiner Schaar zu kommen, als plötzlich ſein Roß unter ihm getödtet ward. Nun ſchien er verloren und es blieb ihm daher weiter nichts übrig, als auf einen dichtbelaubten Baum zu ſteigen, in deſſen Zweigen er ſich verbarg; doch bald wurde er von den nachſetzenden Feinden entdeckt, und ein Hakenſchütze richtete ſein Geſchoß auf ihn, die Lunte zündete, der Schuß donnerte, und entſeelt ſank Neidhard Fuchs vom Baume herab.

Den Frieſen war es gelungen, die Sachſen einigermaßen zurückzudrücken, und ſie hoben nun den entſeelten Leichnam auf, um ihn nach der Stadt als ein Siegeszeichen zu bringen; doch die Sachſen drängten wieder vorwärts, und die Gröninger eilten, jenen von ihnen getödteten Helden zurückzuſchleppen. Es gelang ihnen auch, und in der

Stadt freuete man ſich, eines ſolchen Feindes entledigt zu ſeyn.

Kurz nach dieſem Gefecht, wo der belagerten Stadt mit erneuter Kraft zugeſetzt wurde, verſchlimmerte ſich eine unbedeutende Schußwunde, die der Herzog **Albrecht** erhalten hatte, durch ein hinzutretendes bösartiges Fieber dergeſtalt, daß man ihn ſchwer krank nach dem Kloſter **Oberemben** tragen mußte. — Hier nahm ſeine Krankheit bald dermaßen zu, daß man ihm die Sterbeſakramente reichte. Im großen Saale des Kloſters lag der ſterbende Fürſt, und indem ſein Sterbelager von den weinenden Feldoberſten ſeines Heeres umgeben wurde, hefteten ſich ſeine brechenden Blicke auf ein Crucifix, welches ein Mönch ihm zum Anſchaun vorhielt, und ihm dabei die bei Sterbenden gebräuchlichen Gebete vorſprach, (S. Abbild.) und an der andern Seite des Saales ſah man die übrigen Mönche im Gebet für den Sterbenden begriffen. Und nachdem der von der Welt ſcheidende Fürſt endlich dem Grafen **Ezard** ſeine Söhne und das Land mit dringenden Bitten empfohlen, iſt dieſer Held am 12. September 1500 verſtorben, und mit der vom Tage ſcheidenden Sonne ging auch ſeine Lebensſonne unter.

Nach dem Ableben des Herzogs traf der Ritter **Schenk von Tautenburg** Veranſtaltung, daß der Leichnam des Herzogs balſamirt werden konnte, um ihn nach dem Vaterlande zurückzuführen; die dabei herausgenommenen Eingeweide fanden ihre Beſtattung in der Kirche des Kloſters, wo er geſtorben war, mit dem Leichname aber machte ſich der Ritter **Schenk von Tautenburg**, in Begleitung der übrigen ſächſiſchen Ritter, auf den Weg noch dem Vaterlande, um denſelben im Dome zu Meißen an der Seite ſeiner Eltern und des Bruder Ernſt zur Ruhe zu bringen, und die Bürger von Meißen, welche dem Rufe ihres Herzogs gefolgt und mit ihm in den Krieg gezogen waren, umgaben zunächſt den Sarg; überall aber klagte man um dieſen Helden.

Endlich gelangte man in der Gegend von Meißen an, und der Biſchof hatte mit ſeinem Domcapitel bereits Veranſtaltungen getroffen, den Leichnam des verblichenen Herrn auf eine ſeinem Range würdige Weiſe zu beſtatten; auch in der Stadt Meißen ſelbſt rüſtete ſich Jedermann, das Begängnißfeſt des ſeligen Herrn verherrlichen zu helfen. Nicht minder kamen von allen Orten und Enden Fürſten und Herren, geiſtlichen und weltlichen Standes, herbei, um bei dieſer Begräbnißfeier zugegen zu ſeyn. — Endlich brach Sonntags, den 11. October, der Tag an, an welchem die Beſtattung ſtatt finden ſollte, und jeder Theilnehmer rüſtete ſich, dieſe Feier würdig zu begehen.

Noch hatte zu jener Zeit des Blitzes Macht die drei nebeneinander ſtehenden Thürme des Domes zu Meißen nicht verzehrt, (S. *II.* Bd. S. 341 ff.) und ihr majeſtätiſches Geläute kündigte das Beginnen der Begräbnißfeier an. Der Wagen mit dem entſeelten Leichname, umgeben von den Waffengefährten des Herzogs, Rittern und Bürgern, Alle in voller Wehre, zog unter dem fortwährenden Tönen der Glocken und den Grabgeſängen der Mönche, ſo wie der übrigen Geiſtlichkeit, den Domberg langſam herauf. Dem Sarge voran zogen die Schulkinder mit Kreuz und Fahnen, und mit eben ſolchen Panieren folgte ihnen die Geiſtlichkeit. Dem Wagen folgte die weinende

Wittwe des Herzogs mit ihren Kindern, und dieſem die verwandten und andere Fürſten, dann die treuen Vaſallen mit Wachskerzen, welche mit Schildern behangen waren, und von denen jede achtzehn Pfund wog. Nun folgten die Magiſtrate aus den umliegenden Städten mit ihren Bürgern und die Dorfgerichte aus vielen Dörfern mit ihren Bauern. Die Domkirche war faſt zu klein, um dieſe Menge zu faſſen. —

Im hohen Chor war ein Trauergerüſt errichtet, auf welches der Sarg geſetzt wurde, dieſes aber war mit 114 ſilbernen Leuchtern beſetzt, auf welchen Wachskerzen ſich befanden, von denen jede vier Pfund wog. — An allen zwei und dreißig Altären, die in der Kirche befindlich waren, wurden Seelenmeſſen geleſen, bei welchen viel Geld geopfert wurde. Um aber Niemand in Unkoſten zu ſetzen, war bei jedem dieſer Altäre ein Gefäß mit Geld geſtellt, aus dem ein jeder der Leidtragenden Geld zum Opfer nehmen konnte.

Der gelehrte Domprediger, Johann Hennig, aus Hayn, beſtieg die Kanzel und hielt dem Verewigten die Gedächtnißpredigt, in welcher er der Tugenden deſſelben lobend gedachte, und auch, als Beweis ſeiner Frömmigkeit, die Wallfahrt nicht vergaß, die er im Jahre 1476 nach Jeruſalem, zum Grabe des Herrn, angeſtellt habe.

Und als nun endlich Alles vorüber war, brachte man den Sarg nach der Gruft und ſenkte ihn hinab. Dann aber beugten die Anweſenden jedes Standes ihre Kniee und beteten im Chorus: „Herr, gieb ihm die ewige Ruh'!“

13.

Die Stadt Leipzig wird von den Sachſen wieder erobert. — Nächſte Folgen der Schlacht von Breitenfeld.

Die Schlacht bei Breitenfeld war alſo geſchlagen, und der Sieg von den Schweden errungen. Groß waren die Folgen dieſes Sieges. Schon am nächſten Tage nach der Schlacht zogen die Schweden vor Merſeburg, und der König überließ es dem Kurfürſten von Sachſen, die ihm gehörige Stadt Leipzig dem Feinde wieder zu entreißen. — Die Schweden waren glücklich in ihrem Unternehmen, und die Stadt Merſeburg wurde von ihnen am 9. September erobert. Nicht ſo glücklich waren die Sachſen vor Leipzig. In dieſe Stadt hatten ſich viele von dem geſchlagenen kaiſerlichen Heere geflüchtet, und der Oberſte Wengler hatte hierdurch über 3000 Mann zu gebieten. Als nun die Sachſen am 9. September vor dieſer Stadt erſchienen, hatte Wengler vorerſt den Entſchluß gefaßt, Gegenwehr zu leiſten; doch als er es näher erwog, daß dieſe keinen Nutzen für ihn haben könne, indem das kaiſerliche Heer gänzlich geſchlagen und zerſtreuet, mithin keine Hoffnung auf Entſatz für ihn vorhanden ſey, ließ er ſich zu einem Accord bereitwillig finden, der auch am 13. September endlich zu Stande kam. An dieſem Tage noch zogen die Kaiſerlichen mit Sack und Pack, Ober- und Untergewehr, auch zehn rothen eingewickelten Fähnlein, doch ohne brennende Lunte und Trommelſchlag zum Petersthore hinaus nach dem Grimmaiſchen hinüber, wo ſie ſich am Gottesacker aufſtellten.

Hier wurden Allen Dienſte unter den Sachſen angeboten; Viele, wohl die Hälfte des Ganzen, nahmen dieſe an, die Uebrigen mußten eidlich angeloben, daß ſie künftig weder gegen die Schweden, noch gegen die Sachſen dienen wollten. Hierauf wurden dieſe Leute von den Sachſen nach beſtimmten Orten geleitet und Acht gehabt, daß ſie keine Exceſſe verüben konnten.

Am Abend dieſes Tages zogen einige Fahnen Sachſen in die eroberte Stadt und Pleißenburg ein; am nächſtfolgenden Sonntage aber wurde ein Dankfeſt wegen dieſes Sieges und ſeiner Folgen gefeiert.

Die ſo hochgefürchtete kaiſerliche Armee war alſo durch dieſe Schlacht ſo gut als aufgerieben. Sachſen, das vor wenig Tagen noch ſo ſehr bedrohete, ſah keinen Feind mehr, und der flüchtige Tilly hatte ſich mit den Trümmern ſeines Heeres nach Braunſchweig gezogen.

Der König Guſtav Adolph unterredete ſich nun mit dem Kurfürſten Johann Georg über die fernern Kriegsunternehmungen. Beide waren darin einig, den Sieg möglichſt zu benutzen und in die Länder des Kaiſers und der Liga vorzudringen. Der König wählte den Weg durch Thüringen nach Franken und Baiern, dem Kurfürſten aber fiel die Eroberung von Böhmen, mithin der leichtere Theil, zu.

Die Sachſen trennten ſich jetzt von den Schweden und zogen, durch die untergeſteckten Kaiſerlichen ziemlich verſtärkt, nach der Lauſitz, in welche Provinz der kaiſerliche General Tiefenbach mit 10,000 Mann eingefallen war und die bedeutendſten Städte erobert hatte, um den Kurfürſten von Sachſen wegen ſeines Uebertritts zur ſchwediſchen Partei zu züchtigen. Auf der andern Seite ſtreifte ein kaiſerliches

Corps unter dem Oberſten Götze durch die Niederlauſitz bis Jüterbog, eroberte und plünderte die wenig haltbaren Städte, Guben, Dahme, Forſte, Spremberg und Hoyerswerda, und dieſe Horden hauſeten ſo, wie man es in jener Zeit von dem Barbaren Götze und ſeinen Spießgeſellen nur erwarten konnte. Bei dieſem Streifzuge war eine Rotte Croaten ſelbſt bis in die Gegend von Neuſtadt-Dresden vorgedrungen, wo ſie einen Anſchlag auf den Jägerhof ausführen wollte; doch das Kanonenfeuer aus den hier befindlichen Schanzen vereitelte dieſes Unternehmen, ſo daß ſie ſich begnügten, einige Scheunen anzuzünden, worauf ſie ſich wieder entfernten.

Plötzlich wurden alle dieſe Feindſeligkeiten durch einen ausdrücklichen Befehl des Kaiſers: alle Beſitzungen des Kurfürſten mit Feindſeligkeiten zu verſchonen, völlig gehemmt. Es war dieſes ein feiner Staatsſtreich, der jedoch abermals ſeine Wirkung verfehlte und eine ganz entgegengeſetzte hatte. — Der Kaiſer lernte einſehen, welche Wichtigkeit die Freundſchaft des Kurfürſten von Sachſen für ihn hatte, und bereuete es, dieſelbe ſo muthwillig von ſich geſtoßen und ſich dieſen Fürſten ganz ohne Noth zum Feinde gemacht zu haben. — Deshalb gab er dieſen Befehl und erneuerte durch Vermittelung der Spanier die Unterhandlungen mit dem Kurfürſten; dieſe aber ſollten eine doppelte Wirkung haben. Gelangen ſie, ſo war der Nutzen für den Kaiſer entſchieden, mißlangen ſie aber, ſo war es doch wenigſtens wahrſcheinlich, daß der Kurfürſt dem Könige verdächtig wurde. — Es war jedoch keins von beiden der Fall. Nur erſt vor wenig Wochen war der Kurfürſt, einer der mächtigſten deutſchen Reichsfürſten, von den kaiſerlichen Generalen ſehr herabwürdigend und dann, als er dieſes nicht dulden wollte, auf das feindlichſte behandelt worden. Jetzt war das Andenken hieran noch zu neu, und der Kurfürſt fühlte es lebhaft, was der König von Schweden für ihn gethan und daß er ſein Land von der Verheerung gerettet hatte. Zugleich dachte er an die Schlacht zurück, die nur durch die Tapferkeit der Schweden noch ſo ſiegreich geworden war. — Dieſes bewog ihn, dem Könige Alles aufrichtig zu entdecken und ſich nur um ſo feſter an ihn anzuſchließen. Der König hatte ſchon Nachricht von dieſer geheimen Unterhandlung erhalten, und die Aufrichtigkeit des Kurfürſten machte alſo eine gute Wirkung auf ſein Gemüth.

So viel für jetzt, den weitern Verlauf der Kriegshandlungen, und wie Böhmen von den Sachſen erobert wurde, werden wir im Tagsabſchnitte des fünf und zwanzigſten Octobers berichten, weil es an dieſem Tage war, daß die Sachſen in Böhmen einrückten.

14.

Naumburg wird vergebens von den Schweden belagert.

Als der Feldmarſchall und Obergeneral des ſchwediſchen Heeres, Banner, am 20. Mai 1641 in Halberſtadt Todes verblichen war, trat der geniale Torſtenſohn an ſeine Stelle. Dieſer, ein Zögling Guſtav Adolphs, und ſchon als Page im polniſchen Kriege ihm zur Seite, war der glücklichſte Nachfolger ſeines Herrn und Meiſters. Obgleich er, von dem Podagra gelähmt, nicht im Stande war, ein Pferd zu beſteigen, und ſich überall in der Sänfte herumführen laſſen mußte, beſiegte er doch, wie ſpäter Napoleon, alle ſeine Gegner durch Schnelligkeit, und ſeine Unternehmungen hatten Flügel, während ſein Körper eine der ſchrecklichſten Plagen muthig trug.

Als er den Oberbefehl übernahm, befand ſich das ſchwediſche Heer in einer ſehr üblen Lage. Banners Tod wurde von dieſem Heere ſehr gefühlt, und man fürchtete, daß er nicht zu erſetzen ſeyn werde, als Torſtenſohn mit friſchem Gelde und Kriegsſchaaren aus Schweden ankam, und das Heer im bedenklichſten Zuſtande fand. Die Kriegszucht, bei den Schweden ſonſt ſo ſtreng, war jetzt ſehr erſchlafft. Die Offiziere forderten mit furchtbarer Einſtimmigkeit ihre Soldrückſtände, und die Generalität vermochte es nicht, dieſen ungeſtümen Mahnern Befriedigung ihrer gerechten Anſprüche zu bieten, oder ihnen Stillſchweigen aufzuerlegen. Zu dieſem üblen Zuſtande des Heeres kam noch ſeine politiſche Lage, welche eben ſo bedenklich, ja noch ſchlimmer war. Der Mangel nahm immer mehr zu; die kaiſerlichen Abberufungsſchreiben verminderten mit jedem Tage das Heer; die Franzöſiſch-Weimariſchen Völker, (ehemals Herzog Bernhards Heer) bezeigten wenig Eifer im Kampfe für die gute Sache; die Lüneburger verließen die ſchwediſchen Fahnen, da die Fürſten dieſes Hauſes, nach dem Tode des Herzogs Georg und bisher von Banner hart gedrückt, ſich mit dem Kaiſer verglichen hatten; ja es ſonderten ſich ſogar die Heſſen von den Schweden ab, um in Weſtphalen beſſere Quartiere zu ſuchen u. ſ. w.

Alle dieſe üblen Umſtände wurden von den Kaiſerlichen beſtens benutzt, und wirklich machten ſie, obgleich in zwei Actionen auf das Haupt geſchlagen, in Niederſachſen dennoch bedeutende Fortſchritte, als der neue ſchwediſche Generaliſſimus ankam, durch ſeine genialen Maßregeln Alles umwandelte und der ganzen Sache eine andere Wendung gab. Nicht lange ſich beſinnend, vereinigte er erſt alle Streitkräfte, und drang nun mit Macht durch die Mark Brandenburg nach Schleſien vor; eroberte Glogau ohne Belagerung mit Sturm; ſchlug den Herzog von Lauenburg bei Schweidnitz; eroberte faſt das ganze diesſeits der Oder liegende Schleſien; drang bis in das Innerſte von Mähren vor und eroberte Ollmütz, wohin die Feinde des Kaiſers noch nicht gekommen waren, ſtreifte nach Oeſterreich und machte ſelbſt die Kaiſerſtadt beben, ſo daß dort die Pfaffen auf den Kanzeln predigten: „Beelzebub habe die Hölle verlaſſen, menſchliche Geſtalt angenommen und führe nun in dieſer Geſtalt das ſchwediſche Heer an.“

Der Erzherzog Leopold und der kaiſerliche erfahrne Feldherr Piccolomini hatten jedoch andere Meinung. Beide vereinigten daher ihre Streitkräfte und drangen nun mit Uebermacht auf die Schweden ein, ſo daß ſich dieſe aus Mähren und Schleſien nach der Lauſitz zogen, Zittau im Angeſicht des Feindes wegnahmen und dann nach der Elbe vordrangen.

Während dieſes geſchah, machte der ſchwediſche General Königsmark einen Streifzug nach Niederſachſen und Thüringen, wobei er am 10. September mit ſeinem Corps vor der Stadt Naumburg ankam. — In dieſer Stadt lag der ſächſiſche Oberſte Goldacker mit nicht mehr als 600 Mann

Muſketieren, und hatte alſo gegen eine wohl zehnfache Uebermacht zu kämpfen. Die Stadt wurde aufgefordert und der Commandant gab zur Antwort: daß er ſeine Pflicht kenne, und ſich wehren werde! —

Nun ließ Königsmark Batterieen in geringer Entfernung von der Stadt aufwerfen, das ſchwere Geſchütz auffahren und vom Morgen des 14. Septembers an die Mauern der Stadt beſchießen. Bald war die Sturmlücke fertig, doch der ſo tapfere als umſichtige Goldacker hatte hinter derſelben einen Graben ausarbeiten, denſelben am jenſeitigen Rande mit Palliſaden beſetzen, und ſeine Tiefe ſo wie den Zugang nach dem Graben, von der Sturmlücke her, durch Fußangeln unzugänglich machen laſſen. Kaum war dieſe Veranſtaltung geſchehen, als die Schweden unter dem Hauptmann Grafford zum Sturm anliefen, jedoch ſo kräftig empfangen wurden, daß der Hauptmann nebſt neunzig Kriegsleuten ihr Leben verloren, und die übrigen ſich zurückzogen. Doch durch dieſen üblen Anfang ließen ſich die Schweden keinesweges zurückſchrecken, denn es folgte der Obriſtlieutnant Lorenz von der Linden in einem anderweiten Anlaufe mit vierhundert Mann, wo ſich denn ein fürchterlicher und langer Kampf entſpann, der ſich endlich damit endigte, daß, als hundert und ſechzehn von den Stürmenden ihr Leben bei dieſem Sturme gelaſſen hatten, und über ſechzig verwundet worden waren, die Schweden abgeſchlagen wurden, und die Tapferkeit ihrer Feinde ehrend in das Lager zurückkehrten. Am folgenden Tage zerſprang auf einer Batterie der Schweden ein überladenes ſchweres Stück, und richtete viel Unheil an.

Dieſes war für den Aberglauben der dermaligen Zeit ein böſes Omen; Königsmark hob nun die Belagerung auf und trat den Rückweg nach Erfurt, dem Hauptwaffenplatze der Schweden, an. Doch bald erfuhr er, was er nicht geahnet hatte. Der Oberſte Goldacker war nicht zufrieden, die Stadt gegen die Anfälle der Schweden vertheidigt zu haben, er ſetzte den zurückziehenden Schaaren derſelben an der Spitze ſeiner Sachſen tapfer nach, ſo daß die Schweden drei harte Angriffe abzuwehren hatten; doch kam Königsmark mit dem Ueberreſt der Seinen am 20. September glücklich wieder nach Erfurt.

15.

Barbara Welling.

Ein Gemälde aus dem 17. Jahrhundert.

Des Krieges Donner, welche dreißig lange Jahre hindurch Deutſchland von einem Ende bis an's andere durchbebt hatten, ſchwiegen endlich, als der Friede zu Münſter und Osnabrück ſie verhallen machte; doch weilten die Schweden noch zwei Jahre in Deutſchland, bis ſie endlich ihre Befriedigung empfangen hatten. — Während dieſes Aufenthalts und auch nachher noch zeigte ſich eine Plage, die eine natürliche Folge des langen Krieges war. Eine Menge von Bürgern und Landleuten, die früher brav und fleißig geweſen waren, aber durch die Feinde Alles verloren hatten, waren endlich genöthigt worden, ſelbſt die Waffen zu ergreifen und ſich jenen wilden Kriegshaufen zuzugeſellen. Bald gewannen ſie Geſchmack an dieſem wilden Leben und wurden deſſen ſo gewohnt, daß ſich die meiſten dieſer entlaſſenen Krieger nicht entſchließen konnten, zu der Ruhe in ihrer frühern Beſchäftigung zurückzukehren; denn hier mußten ſie in die bürgerliche Ordnung zurücktreten und, was hauptſächlich zu beachten ſeyn möchte, dem bisherigen wilden Leben entſagend arbeiten. — Der Arbeit aber ſchon ſeit langer Zeit entwöhnt, konnten ſich alſo nur wenige entſchließen, zu ihr zurückzukehren, und bildeten lieber Räuberbanden, oder trieben ſonſt unerlaubte Dinge, und ſo war, nach der Wiederherſtellung des Friedens, ein Zuſtand eingetreten, der faſt noch ſchlimmer war, als der des Krieges.

Auch nach der wohl bekannten ſächſiſchen Hauptbergſtadt *), damals noch wohlbefeſtigt, waren mehrere ſolche herumziehende Krieger gekommen; es ſcheint jedoch, daß ſie von den feinern und beſſern geweſen ſeyn mögen: weil ſie ſich unter den Bürgern bald Freunde erwarben, ſo daß ſie in den bürgerlichen Geſellſchaften Zutritt fanden.

Einſt, es war im Spätherbſte des Jahres 1648, begrub man einen angeſehenen Bürger dieſer Stadt; der Leichenzug war ſo anſehnlich, daß der ganze Donatskirchhof davon erfüllt war. Die Todtenfeier war zu Ende, und die Anweſenden entfernten ſich allgemach, nur wenige von ihnen blieben noch kurze Zeit auf dem Ruheplatze der Entſchlafenen zurück, um

---

*) Die vorliegende Quelle nennt ſie zwar nur F — g, wer zweifelt aber, daß hier nicht Freiberg gemeint ſey? Es treffen auch die Umſtände mit den Sitten und Gebräuchen jener Zeit genau überein, und deshalb trug der Verfaſſer kein Bedenken, dieſem Gemälde eine Stelle zu geben.
A. d. S.

die hier befindlichen vielen Denkmäler und ihre Aufſchriften zu beſchauen und ſich dabei der Abgeſchiedenen zu erinnern. — Unter dieſen Zurückgebliebenen befand ſich auch einer jener militairiſchen Gäſte, Conrad von Serring, *) welcher von einem Denkmal zum andern ging und die auf denſelben befindlichen Inſchriften las. So kam er auch in die Nähe eines ſolchen Denkmals, vor welchem der Küpermeiſter und Weinſchenke Welling ſtand, die Inſchrift anſtarrte und dabei häufige Thränen vergoß! — „Warum ſeid Ihr ſo tief betrübt? lieber Meiſter!“ — ſprach der Hauptmann zu dem ihm wohlbekannten Bürger, — „Deckt dies Denkmal etwa die Aſche eines Eurer Lieben?“ — Tief ſeufzend blickte der Weinende den Fremden jetzt durch Thränen an, erkannte ihn und antwortete ſchluchzend:

„Als meine einzige Tochter in der Blüthe ihrer Jahre, von Gott gerufen, aus der Welt ſchied, und wir ſie hier auf dieſem der letzten Ruhe geweiheten Platze dem Schooße der Muttererde wiedergeben wollten, langte ein ſtreifender Haufen ſchwediſcher Reiter an, und überfiel uns, die wir tiefbetrübt dem Sarge folgten, welcher die entſeelte Hülle meiner guten Tochter barg. — Im nahegelegenen Dorfe hatten ſie im Uebermaaß ſtarke Getränke in ſich geſchüttet, und hiervon trunken geworden, vergaßen ſie ganz alle Menſchlichkeit. Eben hatten wir den Kirchhof betreten und ſangen unſere frommen Lieder, zum Troſt der betrübten Herzen in dieſer tiefen Trauer, als der trunkne Feindesſchwarm ankam, und mit lau-

---

*) Dieſer Mann wird in der Quelle als Hauptmann bezeichnet; ſie ſchweigt aber von ſeiner frühern Stellung.

A. d. V.

tem Halloh unter uns ſprengte. Wir flogen aus einander, und unſer Geſang verſtummte; aber noch hatten dieſe Barbaren nicht genug, denn ſie verjagten die Leidtragenden ſämmtlich, und der Sarg mit dem Leichnam meiner guten Tochter blieb allein unter ihnen zurück. Der Sarg wurde nun ſeiner Decken beraubt, aufgeriſſen, der Leichnam herausgeworfen, auf das empörendſte ſeiner Umhüllung beraubt, und mit einem langen Nagel an jene Linde befeſtigt. — Als dieſes geſchehen war, nahmen dieſe trunkenen Wüthriche ihre Feuerröhre und ſchoſſen unter dem roheſten und wildeſten Jubel, nach dem angenagelten Leichnam meiner unſchuldigen Tochter, ſo daß dieſe ſo gemißhandelte Entſeelte bald auf das ſchändlichſte von den Kugeln dieſer Unholde verletzt wurde. — Doch dieſes Zielſchießen zog ihr Verderben herbei. Eben ſtreifte ein Haufen kaiſerlicher Reiter in der Gegend von Freiberg, hörte dieſe Schüſſe, und jagte dem Schalle nach, welcher ſie in die rechte Gegend leitete; doch die Schweden entdeckten noch zur rechten Zeit die Ankunft der ihnen an Zahl überlegenen feindlichen Partei, warfen ſich auf ihre Pferde und jagten davon. —“

„Nun kehrten wir Leidtragenden wieder nach dem Gottesacker zurück, umhüllten den ganz entſtellten Leichnam wieder, legten ihn in den Sarg und ſenkten ihn lautweinend zur Ruhe in den Schooß der Muttererde hinab. — Den Nagel aber, durch welchen der Leichnam meiner Tochter an den Baum befeſtigt worden war, ſchlug ich zum Andenken wieder hinein, und Ihr könnt ihn dort noch ſehen!“ —

„„Beruhigt Euch, Vater! Eure Tochter lebt nun in des Himmels Seligkeit, erhaben über allen Erdenleiden, und jene Entehrung traf nur allein die, welche ſie verſchuldeten. — Darum laßt nun die Traurigkeit fahren, iſt's doch jetzt Friede und ſolche Unthat nicht mehr zu fürchten. — Kommt, laßt uns jetzt heimgehen, in Euerm Hauſe giebt heute der Oberſte ein Feſt. —““

Die beiden Männer gingen nun nach Wellings Hauſe hin, und auf dieſem Wege ſprach der Hauptmann die Meinung aus, daß die holde Barbara Meiſter Wellings Tochter ſey.

„Mit nichten, fiel ihm dieſer in's Wort, — das iſt ſie nicht, ſie iſt eine Verwandtin von mir, die ich als ein kleines Kind ſchon, da ihre Eltern bei dem Holkeſchen Einfall umkamen, als meine Pflegetochter aufgenommen und erzogen habe: ſie aber vergilt mir dieſe väterliche Liebe und Treue durch kindlichen Gehorſam und ſteht mir auch in meinem Geſchäft treulich bei: ſo daß ſie es nur iſt, die mich über den Verluſt meiner einzigen Tochter zu tröſten vermag! Weiß ich ſie einmal an der Seite eines wackern Mannes verſorgt, dann will ich mich gern auf's Sterbelager legen und mit Ruhe den Tod erwarten, der mich mit meinen vorausgegangenen Lieben wieder vereinigen wird.“ —

Jetzt waren ſie vor dem Hauſe angekommen, aus welchem ihnen der Jubel einer Menge froher Gäſte entgegenſchallte. Es war richtig, was der Hauptmann dem Meiſter auf dem Wege erzählt hatte. Der Oberſte der fremden hier weilenden Krieger gab ihnen heute im Meiſter Wellings Hauſe ein Feſt, und es hatten ſich bereits viele von den Gäſten eingefunden, und unter ihnen ſchwebte Jungfrau Barbara, die Gäſte ſchnell bedienend, flink einher. —

Dieſe Jungfrau war ſehr ehrbar und züchtig gekleidet, und wußte unter den Gäſten die Achtung gegen ihre Weiblichkeit zu erhalten, ſo daß es auch der ſonſt Freche nicht wagte, gegen ſie die kleinſte Rohheit zu zeigen. — Zwar mehrte ſich fortwährend die Zahl der Gäſte bei Meiſter Welling; doch Barbara wußte ſie Alle von jeder Begehrlichkeit entfernt zu halten, und ſo wurde die Schönheit dieſes Mägdleins, die ihren Vetter und Pflegevater kindlich, ſo wie er ſie wieder väterlich liebte, zur willkommnen und einträglichen Erſcheinung, zum goldnen Magnet, der ihm jeden Tag Gäſte herbeizog. Meiſter Welling hatte ſeine ſchöne Pflegetochter beobachtet, und als er ſie kennen gelernt hatte, vertraute er ihr ganz. O! wenn er ihr doch minder vertrauet hätte.

Serring zeichnete das ſchöne Mädchen vor den Augen der Welt nicht beſonders aus, und auch ſie hielt ſich von ihm entfernt. — Demohngeachtet entſpann ſich ein Liebesverſtändniß zwiſchen ihnen, das um ſo tiefer griff, je heimlicher es war. — Der Hauptmann war ziemlich noch einmal ſo alt, als ſeine Geliebte, hatte mit dem 15. Lebensjahre die Waffen ergriffen, wohl 20 Jahre im Getümmel des Krieges verlebt, und in demſelben unvermuthet Grundſätze angenommen, die im Katechismus ächter Moral nicht als Tugenden gelten, dem aber, der ſie hegt, nur als ganz unbedeutende Dinge erſcheinen. Dabei war Serring ein ſchöner Mann, deſſen Aeußeres es wohl vermochte, das Herz eines Mädchens höher ſchlagen zu machen. Auch in Barbara's Herzen ſchlich ſich die Liebe gegen dieſen ſchönen Kriegsmann ein; bald kam es zwiſchen dieſen beiden Liebenden zur Erklärung, und in einer langen Umarmung löſten ſich ihre gegenſeitigen Gefühle auf. — Barbara liebte ihren Conrad ganz innig und ohne alle Nebenabſichten, doch dieſer hatte ſchon weit leichtere Grundſätze in ſeinen Feldzügen eingeſogen, und wenn er dem Mädchen ſeines Herzens auch betheuerte, daß er es mit dem ganzen Feuer der höchſten Liebe in ſeinem Herzen trage, und Barbara ſich dann liebend an ihn ſchmiegte; ſo verſchloß doch der Gedanke an ſeinen Adel und an Meiſter Wellings Handwerkerſtand den Eingang in Hymens Tempel; da er ſich eine Verbindung mit ſeiner Geliebten nicht als möglich denken konnte. Und dennoch ſetzte er dieſen Umgang fort, trieb es ſogar auf das höchſte, da er doch wußte, daß er die Geliebte ſeines Herzens nicht ehelichen konnte! — Pfui! das war ſchlecht. und Conrad von Serring kein ächter Edelmann.

Meiſter Welling hatte wohl die Neigung dieſer Leute zu einander bemerkt, doch hielt er ſie für eine bloße Galanterie; er glaubte ja ſeine Pflegetochter zu kennen, und ließ die beiden demnach Abends, wenn die Gäſte Abſchied genommen hatten, unbeſorgt allein beiſammen. Längere Zeit hielten ſich auch Beide auf der rechten Bahn; doch einmal ließen ſie ſich vom Gefühl übermannen, weinend entfloh ihr guter Genius, und ſie fielen.

16.

Barbara Welling.

Gemälde aus dem 17. Jahrhundert.

(Beſchluß.)

So war es denn geſchehen, was ſo vielmal ſchon geſchah. Eine weibliche Tugend war gemordet, aber der Mörder dachte nicht an ſeine Pflicht, wieder gut zu machen, was er verbrach: ſondern er fand bald einen wahrſcheinlichen Vorwand, ſich aus dieſer Stadt zu entfernen, und die arme Barbara war troſtlos. Trübſinnig ging ſie umher; denn ſie war nicht mehr das fröhliche Kind, das ſie ſonſt geweſen war, und das Feuer ihrer Augen verloſch, da ſeine Quelle, die Schuldloſigkeit, fehlte. Der Pflegevater der Unglücklichen blieb unbeſorgt, hatte er ſeine Pflegetochter doch ſchon ſo vielemale beobachtet und ſie bewährt befunden. Endlich konnte die arme Gefallene die Folgen ihres Fehltritts, die Mutterſchaft, nicht mehr verbergen, und Meiſter Welling erwachte nun aus ſeinem bisherigen Traume der Sicherheit mit Schrecken. Erſchrocken mehr als zürnend fragte er die Unglückliche um das Nähere und erfuhr nun: der Urheber dieſes Unglücks ſey der Mann, dem er ſo viel getrauet habe: doch ſchon ſeit mehreren Wochen abgereiſt. Doppelt ſchmerzlich empfand es der alte redliche Bürger, was der gewiſſenloſe Edelmann an ſeinem Pflegekinde verübt hatte, und er ſelbſt machte ſich jetzt Vorwürfe, und hielt ſich für mitſchuldig, daß er dieſem Manne zuviel getraut und nicht beſſer auf der Hut geweſen war. — Dieſer Gram griff die edelſten Lebensorgane des Alten an, und langſam ſchwankte er dem Grabe zu.

Die arme Betrogene ſchwankte wie vernichtet im Hauſe ihres Pflegvaters herum, und von ihren Wangen waren die Roſen verſchwunden, welche ſie zum ſchönſten Mädchen in der Stadt erhoben hatten. Die Sitten jener Zeit waren weit ſtrenger als jetzt, und die bisherigen Freundinnen Barbara's zogen ſich alle von ihr zurück, als ſie ihren Fall gewahrten, und ihr blieb keine einzige zum Troſte in der gegenwärtigen, für ſie ſo ſchrecklichen Lage. —

So verging die Zeit ihrer Schwangerſchaft unter dem Nagen des tiefſten Grames, und Serring gab nicht allein jetzt, ſondern auch in der Zukunft kein Lebenszeichen von ſich; nie hat man erfahren, was aus ihm geworden iſt. — Endlich trat die Cataſtrophe ein. Barbara fühlte die Schmerzen der Geburt herannahen und verließ im Uebermaße ihrer Angſt das Haus ihres Pflegevaters. Bald wurde ſie vermißt und geſucht, wo denn endlich die Kunde nach der Stadt kam, die Vermißte ſey in einem Wäldchen, welches an der nach Böhmen führenden Straße lag, in tiefer Ohnmacht liegend, gefunden worden, mit allen Kennzeichen einer unmittelbar vor der Auffindung geſchehenen Entbindung, das Kind werde jedoch vermißt. — Dieſe Nachricht kam auch zur Kenntniß der Stadtobrigkeit; dieſe ſchloß nun auf einen von Barbara verübten Kindesmord und ſendete daher die Wache mit einer Trage an den bezeichneten Ort, wo man die Geſuchte noch immer in tiefer Ohnmacht dem Tode nahe fand. Die Unglückliche wurde nun nach der Stadt zurückgetragen, wo ſie am andern Morgen aus ihrer tiefen Ohnmacht wiedererwachte und ſich in den leeren feuchten Mauern des Kerkers einſam fand. Sie wußte nichts von dem, was mit ihr vorgegangen war, nur deſſen entſann ſie ſich dunkel, daß ſie geboren hatte, und dann in einen todähnlichen Zuſtand gefallen war; wo aber ihr Kind hingekommen ſey, davon hatte ſie nicht die geringſte Ahnung; Alles war ihr nur wie ein Traum. —

Endlich klirrte es am Schloſſe, und der Kerkermeiſter trat herein und fand ſie zwar bei vollem Bewußtſeyn, doch ſo ſchwach, daß ſie es nicht vermochte, vor Gericht zu erſcheinen. Dieſes meldete der Kerkermeiſter, und bald erſchienen die Gerichtsperſonen, um ein Verhör mit der Inquiſitin zu beginnen.

Hier ſtellt nun unſere Quelle den vorſitzenden Richter in ein ſehr gehäſſiges Licht und beſchuldigt ihn, daß er früher Meiſter Wellings Weinſtube oft beſucht und ſtrafbare Abſichten auf die weibliche Tugend der ſchönen Barbara gehabt habe, die jedoch mit verdienter Verachtung und Strenge zurückgewieſen worden wären. Jetzt zeigte ſich nun der Haß, der ſich durch dieſe Abweiſung in der Seele des Abgewieſenen feſtgeſetzt hatte, in ſeiner verworfenſten Geſtalt. Er legte ihr mit geheimer Schadenfreude Fragen vor, die der armen Gefallenen Schaamröthe in das blaſſe Angeſicht treiben mußten, und deren ſich ein Anderer ſchämt. Die unglückliche Barbara wurde förmlich des Kindermordes angeklagt und in mehrmaligen Verhören, wo man ihr in den Zwiſchenräumen Zeit ließ, ſich von den Folgen der Geburt zu erholen, geſchahen die verfänglichſten Fragen an ſie. — So ſehr auch Barbara ſich entſchuldigte, ſo heilig ſie auch betheuerte, es nicht zu wiſſen was mit ihr vorgegangen und wohin ihr Kind gekommen ſey, ſo glaubte man ihr doch nicht, ſondern klagte die Unglückliche des Kindermordes an. Man klagte und befragte ſie immer ſchärfer; und einige in der Gegend, wo man ſie aufgehoben hatte und wahrſcheinlich die Geburt geſchehen war, gefundene Knochen, ſchienen die Inquiſitin ſo hart zu bezüchtigen, daß man von Seiten der Richter kein Bedenken fand, dieſer Unglücklichen die peinliche Frage (Tortur) zuzuerkennen, und der Abend wurde beſtimmt, wo dieſe vorgenommen werden ſollte. — Er kam und die Stunde ſchlug, wo die unglückliche durch Mannestrug Gefallene in die Folterkammer geführt wurde. Dieſe Marterhöhle war mit Fackeln und Lichtern erleuchtet, und im Hintergrunde ſaßen die Richter um eine ſchwarzbehangene Tafel. Man machte den Anfang damit, daß man der Inquiſitin, um ſie zu ſchrecken, die gräßlichen Marterwerkzeuge vorwies, ihr den Gebrauch derſelben erklärte, und ſie dann nochmals zum Geſtändniß ermahnte. — Selbſt der Scharfrichter hatte Mitleiden mit der Unglücklichen, und flüſterte ihr zu, daß ſie doch jetzt geſtehen möchte, ehe er ſich genöthigt ſähe, Hand an ſie zu legen; doch ſie erwiederte nochmals, daß ſie nicht geſtehen könne, was ſie nicht gethan habe, und die Daumenſchrauben wurden nun angewendet. Dem Scharfrichter blutete das Herz dabei, beſonders wenn er das blaſſe einſt ſo blühende Geſicht der Gemarterten ſah und ihre in Thränen ſchwimmenden Augen erblickte, die ſich klagend aufwärts wendeten. Endlich fiel die Gemarterte bewußtlos zurück, und nun wurden ihr die Marterwerkzeuge abgenommen, und ſie in ihr

Gefängniß zurückgebracht, wo ſie ihrem Schickſale überlaſſen wurde.

Als ſie nun wieder zu ſich kam und erwog, daß ſie nicht vermögend ſey, die höhern Grade der Marter auszuhalten; Alles, was ihr einſt lieb geweſen, Ruhe, Lebensglück, Hoffnung, Ruf auf immer entſchwunden ſah, und ihren Conrad, der ſeit ſeiner Abreiſe kein einziges Lebenszeichen von ſich gegeben hatte, untreu glauben und deßhalb auf ewig verloren geben mußte, da ging bei ihr die Liebe zum Leben verloren, und ſie beſchloß ein Verbrechen zu geſtehen, das ſie nicht begangen hatte, um nur die Höllenqual der Folter nicht noch einmal erdulden zu müſſen und aus einem Leben zu kommen, das nicht den geringſten Reiz mehr für ſie hatte. Als ſie ſich daher von den Qualen des erſten Foltergrades einigermaßen wieder erholt hatte, wurde ſie wieder vorgeführt, und abermals zum Geſtändniß der Wahrheit anermahnt: ſie ſchwieg, als ſie aber auf die Folterbank geſpannt und die zarten Glieder ihres Körpers ausgedehnt wurden, da rief ſie endlich mit ſchwacher Stimme: „Laßt mich los, ich will geſtehen!“ Schnell wurde ſie von der Folter entledigt, und geſtand nun etwas, wovon ſie ſelbſt nichts wußte, nur um nicht mehr gemartert zu werden und von einem Leben loszukommen, das ihr zur Qual geworden war. —

Nunmehr wurden die Verhöre geſchloſſen, und ihre Vertheidigung trat ein. So klar und bündig aber auch ihr Vertheidiger bewies, wie wenig Gültigkeit ein von der Folter erpreßtes Geſtändniß an ſich habe, und daß ein verdammendes Bekennen freiwillig ſeyn müſſe, wenn es Kraft haben ſolle; — ſo wurde hierauf doch keine Rückſicht genommen, und das geſprochene Urtheil, nach den ſtrengen Geſetzen jener Zeit, auf Säckung gefällt; es blieb auch dabei. Man eilte, es zu vollziehen. —

An einem ſchönen Herbſtmorgen im Jahre 1649, beinahe um dieſelbe Zeit, wo im vorigen Jahre der Vater Welling mit dem Hauptmann Serring auf dem Gottesacker geſprochen hatte, tönte das arme Sünderglöckchen, und mit den in frühern Jahrhunderten gewöhnlichen ſchauerlichen Feierlichkeiten wurde das hochnothpeinliche Halsgericht gehalten. Allgemein war das Mitleiden in den Herzen der Zuſchauermenge, als die dem Tode Geweihete ſchon halb entſeelt daherwankte, die Troſtworte, die der ſie begleitende Prediger an ſie richtete, nur halb hörend. Aller Augen waren voll Thränen und nur äußerſt wenig Zungen brachen lieblos über ſie den Stab.

Ein Teich, in früher Zeit der Säckteich genannt, hatte ſchon mehrere ſolche Opfer der Verführung, wo der Verführer ſtraflos blieb, aufgenommen und deshalb dieſen Namen erhalten. Auf einer geeigneten Stelle angelangt, machten ſich die Henker bereit, ihr Geſchäft zu beginnen. Ein langer weiter Sack wurde gebracht, und ein Hund ſowie ein Hahn und eine Katze in denſelben gethan, dann aber Barbara ſelbſt zu ihnen hinein geſteckt. — Der Sack wurde nunmehr zugemacht und ſollte jetzt nach Urthel und Recht dreimal in die Fluthen untergetaucht werden. Er wurde das erſtemal in dieſe hinabgelaſſen, und ſchon ſah man an den heftigen Bewegungen des Sackes, den Kampf dieſer einander ſo feindlichen Thiere in demſelben, und dachte an den Zuſtand der unglücklichen Barbara bei dieſem ſchrecklichen Kampfe. Der Sack wurde wieder aus der Tiefe der Fluth herausgezogen, und man ſchickte ſich nach kurzer Zeit eben wieder an, ſie zum zweitenmale hinabzulaſſen, als auf einmal der Ruf: „Halt! Halt! Haltet ein!“ — von ſtarker Stimme aus der Ferne gehört wurde. Alle Anweſenden ſtaunten, und die Henker zauderten. Da wiederholte ſich der Ruf: „Haltet ein! das Mädchen iſt unſchuldig!“ und einige Männer traten vor den Richter, ihm ſtarke Vorſtellungen machend, und endlich, nach mancher Gegenrede, wurde der Sack geöffnet. Da ſprang die Katze heraus und entfloh in weiten Sätzen; der Hund und der Hahn waren im Kampfe mit ihr erlegen und beide die Todesopfer deſſelben geworden. Auch Barbara war nicht mehr am Leben und hatte in den Fluthen den Todeskampf beſtanden; doch konnte man keine eigentlichen Wunden, als Folgen jenes Thierkampfes, an ihr ſehen, wohl aber waren ihre Kleider vom Blute derſelben bedeckt, und triefend dieſe vom Waſſer ſo wie das Haar. — Jetzt wiederholten die fremden Männer, welche das Zeugniß von Barbara's Unſchuld ſchon aus der Ferne zugerufen hatten, daſſelbe vor dem Richter, welchem ſie mit Betrübniß erzählten, daß ſie dieſe Unglückliche Entſeelte an jenem Tage, wo ſie hätten nach Böhmen fahren wollen, im Walde gefunden und ſich des bei ihr liegenden ſchreienden Kindes erbarmt, dieſes auch, da ſie Eile gehabt, mit in ihre Heimath bei Töplitz genommen hätten, wo es wie ihr eignes Kind von ihnen geliebt und gepflegt worden wäre. Während dieſer Erzählung hatte ſich eine fremde zu dieſen Männern gehörige Frau, mit einem kleinen eingewickelten Kinde im Arme, durch die Menge gedrängt, und legte nun den vollgültigſten Beweis von Barhara's Unſchuld in Anſehung des ihr angeſchuldigten Verbrechens des Kindermordes an den Tag. — Alle Verſuche, die Entſeelte wieder in das Leben zu bringen, waren vergebens, und ſelbſt das Schreien des Kindes erweckte die unſchuldig gemorderte Mutter nicht; ſie ſchlief bereits den ewigen Schlaf. — Die Unterſuchung wurde wieder eröffnet, und nun kam die Unſchuld der Gemordeten ganz an den Tag, ſo daß ſie nach ihrem Tode noch gerechtfertigt erſchien. Von dem Richter, der dieſe eines beſſern Looſes würdige Unglückliche als Opfer ſeiner Rache eines ſo grauſamen Todes ſterben ließ, ſagt die hier ſich ſchließende Quelle, daß er ſeinem ſtrafenden Gewiſſen verfallen ſey. —

17

Des Herzogs von Sachſen, Wilhelm *III.* mit dem Zunamen des Tapfern, letzte Lebensjahre. Er ſtirbt in Weimar am 17. September 1482.

Der Herzog Wilhelm liebte ſeine Gemahlin Anna nicht, oder hatte ſie vielmehr nie geliebt. Dieſe Fürſtin war eine Tochter des Kaiſers Albert *II.* aus dem Hauſe Oeſterreich, und nach dem Tode ihres Vaters, ja ſelbſt ſchon vorher, in einem Nonnenkloſter erzogen, deſſen Aebtiſſin eine Freundin ihrer Mutter war. In Folge dieſer frommen klöſterlichen Erziehung gehörte ſie mehr dem Himmel als der Erde an, und war durchaus keine Ehegattin für den feurigen, ſinnlichen Herzog Wilhelm, *) und er ſonderte ſich deshalb bald wieder von ihr ab und wendete ſein Herz der ſchönen Wittwe von Heßberg, einer gebornen von Brandenſtein, zu, bei welcher er mehr Genuß fand, als in den Armen ſeiner Gemahlin, die für ihn viel zu fromm und ſtill war, und immer mehr verſtrickte ihn die ſchöne Brandenſtein in ihren Netzen, ſo daß ſich die Herzogin endlich ſoweit am Hofe zurückgeſetzt ſah, daß ſie ſchon den Entſchluß gefaßt hatte, nicht allein den Hof ſondern auch das Land zu verlaſſen. — Hiervon wurde der Herzog in Kenntniß geſetzt, und er mußte nun Alles fürchten, wenn ſie ſich an den Hof ihres Oheims, des Kaiſers Friedrich *III.*, wendete, der ohnedem ſchon mit dem häuslichen Leben des Herzogs übel zufrieden war, und ihm bei der Bewerbung um die böhmiſche Krone ſeinen Beiſtand verſagt auch ſeinen Unwillen ſehr unverholen an den Tag gelegt hatte. Daher hielt es der Herzog für gerathen, ſeiner Gemahlin die Freiheit zu nehmen und ſie auf das Schloß zu Eckartsberga zu verweiſen. Ohne Thränen verließ ſie das Schloß zu Weimar, in welchem ſie ſoviel geduldet und gelitten, der Freuden aber nur wenige gehabt hatte, und begab ſich mit ihren Frauen und dem frommen Pater Euſebius, ihrem Beichtvater und Tröſter im Leiden, nach dem Schloſſe Eckartsberga, von dem ſie eine weite Ausſicht in das Land hatte, zu deſſen Mutter ſie berufen war, und das ſie ſo gern glücklich gemacht hätte. — Jetzt kam ſie als eine Verbannte auf dieſer Burg an, und der Gedanke, daß ſie als eine ſolche weit ruhiger leben könne als an dem Hofe ihres feindſeligen Gemahls zu Weimar, wurde ihr zum Troſte in ihrer gegenwärtigen Lage. Bald wurde ſie eines andern belehrt. Der Burgvoigt (nach unſern jetzigen Begriffen Hausmarſchall) zu Eckartsberga empfing ſeine Fürſtin zwar ehrerbietig, doch machte er ihr auch einen ſchriftlichen und eigenhändig unterſchriebenen Befehl des Herzogs kund, daß er die Herzogin weder aus der Burg, noch auch von Außen Jemand zu ihr laſſen dürfe. Das war der armen Dulderin denn doch zuviel und ſie ſank ohnmächtig auf ihr Ruhebett nieder. — Da ſaß nun die Kaiſertochter als eine Gefangene, und obgleich der Burgvoigt ihr mit der tiefſten Ehrfurcht begegnete, ſo hielt er ſich doch ſtreng an den Befehl ſeines Herrn, und die Fürſtin blieb im Bereich der Burg eingeſchloſſen.

---

*) In der Folge werden wir, im Tagsabſchnitt des 12. Octobers, Gelegenheit nehmen, die Störung der Vermählungsfeier zu erzählen.

So lebte ſie einſam und freudenlos, und der Gram über ihr zu Grunde gegangenes Lebensglück zerſtörte auch ihre Schönheit, und ſo erloſch, ſo jung ſie auch noch war, doch der Glanz ihrer einſt ſo ſchönen blauen Augen vom ewigen Weinen. — In Betrachtungen über himmliſche Dinge und im Gebet vergingen ihr einſam die Tage; doch ihre Geſundheit ſchwand im nagenden Grame über ihr unverdientes Schickſal, ſo daß ſie bald dem Grabe nahe war.

Nachdem ſie einige Zeit ſo gelebt hatte, machte ſie noch einen Verſuch, das Herz ihres Gemahls ſich wieder zuzuwenden. Doch dieſer Verſuch mißlang gänzlich, und Anna wurde nun in noch engerer Haft gehalten, ſo daß ihr, unter andern, ſogar das Fenſter zugemauert worden ſeyn ſoll, aus welchem ſie die ſchönſte Ausſicht genoß, und an welchem ſie vor Allem gern verweilte. Da brach ihr endlich das Herz, und ſie ſtand am 13. Nov. 1462 am Ziele. — Als ihr Ableben dem Herzoge gemeldet wurde, ließ er ihren Leichnam mit den ihrem hohen Stande gebührenden Ehrenbezeigungen nach Reinhardsbrunn, dem Begräbnißorte der Thüringiſchen Landgrafen bringen, wo ſie zur Ruhe von ſo vielen unverſchuldeten Leiden in den Schooß der Mutter Erde hinabgeſenkt wurde. —

Nun war Wilhelm frei, und er eilte, nachdem die Trauerzeit in den Armen der ſchönen Catharina vergangen war, mit ihr zum Altare, wo er ſie durch die vom Erzbiſchof zu Mainz perſönlich verrichtete prieſterliche Trauung zu ſeiner rechtmäßigen Gemahlin erhob, nachdem die Herren Stammesvettern ihre Einwilligung dazu gegeben hatten. Die Hochzeit wurde auf das prächtigſte gefeiert, und nicht, wie einſt am 20. Juni 1446, ſo ominös geſtört. Nur allein an dreißig Fürſten waren zugegen, und vom niedern Adel und Deputirten der Städte eine vielfach größere Zahl.

Die nunmehrige Herzogin Catharina beherrſchte ihren Gemahl bis an ſeinen am 17. September 1482 erfolgten Tod mit dem unwiderſtehlichſten Zauber der Liebe, ſo daß ſie vom 6. Juli 1463 an, wo ſie ihren Ehebund mit dem Herzog ſchloß, bis zu deſſen Wiederauflöſung am genannten Tage, die vollkommenſte Gewalt über ihn behielt. — Bei dem Volke aber hieß man ſie nur die böſe Käthe von Roſſel. *) — Dieſer Ehe war von der Vorſehung

---

*) Roßla (in der Volksſprache Roſſel) hieß die Burg, auf welcher ſie geboren wurde.

der Kinderſegen verſagt, und hierdurch viel Unheil verhütet. — In ſeiner letzten Krankheit übergab der Herzog ſeinen beiden Vettern, dem Kurfürſten Ernſt und dem Herzog Albert, ſein Land, vermahnte ſie zur Einigkeit und rief ihnen den zwiſchen ihrem Vater und ihm ſtattgefundenen höchſtverderblichen Krieg in's Gedächtniß zurück, ſorgte noch für den Unterhalt ſeiner Gemahlin und ſchied endlich, in dem Alter von neun und funfzig Jahren von der Welt. — Sein Leben war voll Unruhe, und faſt keinen Krieg gab es in jener Zeit, an dem er nicht durch Rath oder That Theil genommen hätte. Catharina lebte nach dem Tode ihres Gemahls noch zehn Jahre in tiefer Stille in Saalfeld, welches ſie zu ihrem Leibgedinge erhalten hatte, und ſtarb daſelbſt am 2. November 1492, worauf ſie nach Weimar gebracht wurde und an der Seite ihres letztverſtorbenen Gemahls ihre Ruheſtätte fand.

18.

Nachgrabungen in den Ruinen des Kloſters Alten-Celle, vom 21. Auguſt bis 18. September 1676.

(Fortſetzung und Beſchluß von S. 254 im 3. Bde. d. M.)

Nachdem jener vernichtende Blitzſtrahl, am 10. Juni 1599, das Dach der herrlichen Stiftskirche ſo wie die übrigen Gebäude des Kloſters Alten-Celle durch der Flamme Wuth und Macht zerſtört hatte, lagen dieſe Trümmern verlaſſen da, und Niemand dachte daran, ſich dieſes ſchönen Denkmals der Vorzeit zu erbarmen, und es der gänzlichen Vergeſſenheit zu entreiſſen. Kein Menſch bekümmerte ſich um die in den Grüften modernden Gebeine der alten hier ruhenden Fürſten des Vaterlandes, um ihr Andenken zu bewahren; man vergaß ihrer! Bald darauf brach der lange Krieg aus, der dreißig Jahre hindurch Deutſchland von einem Ende bis an's andere verwüſtete, und ſo wurde denn auch das ſtehengebliebene Gewölbe der Kirche, ſo wie der Fürſten-Capelle, nachdem ſie ihre vor dem Regen ſchützende Dächer durch den Brand verloren hatte, dem Einſturze immer mehr genähert, ſo daß dieſe Gewölbe in den regenreichen Jahren 1607 und 1608 dermaßen durchweicht wurden, daß ſie einſtürzten und in ihrem Falle die Säulen, Grabmäler, Altäre, und was ſonſt noch bis dahin der Vernichtung nicht anheim gefallen war, zerſchmetterten, die Monumente aber in ellenhohen Schutt begrub.

Endlich ſchwiegen des Krieges Donner wieder, und des Friedens beſſere Zeit trat ein; doch waren von den Verwüſtungen des Krieges im Vaterlande noch ſo viele wiederherzuſtellen, daß noch acht und zwanzig Jahre vergingen, ehe an dieſe verſchüttet gewordenen Gräber der Altvordern gedacht wurde.

Auch der Kurfürſt Johann Georg *I.*, der den dreißigjährigen Krieg entſtehen und enden ſah, war ſchon längſt hinübergeſchlummert und zur Ruhe des Grabes eingegangen, ſein Sohn, der Kurfürſt Johann Georg *II.*, aber ſaß ſchon zwanzig Jahre auf des Vaters Throne, als er, dem es vorbehalten war, die verſchütteten Gräber ſeiner Vorfahren aufſuchen und ihre noch übrigen Gebeine unter dem

Schutte hervorziehen zu laſſen, Anſtalten dazu traf. Es wurde alſo für dieſes Geſchäft eine Commiſſion ernannt, die aus dem Amtshauptmann Wolf Rudolph von Ende, dem Commandanten der Veſte Sonnenſtein und Generalinſpector der Befeſtigungen und Civilgebäude, Wolf Caspar von Klengel und dem Rath Anton Weck beſtand, zu denen noch der Oberamtmann von Meißen, Hans Adam Stiel, hinzukam, welche ſich denn nach den Ruinen des Kloſters Celle begaben und daſelbſt am 21. Auguſt 1676 ihr Werk begannen.

Die Ruinen des hohen Chors und der Fürſten-Capelle waren die erſten Gegenſtände ihrer Aufmerkſamkeit, und ſie fanden hier Arbeit genug für die bei ihnen befindlichen Leute, welche vor allen Dingen den höher als zwölf Fuß liegenden Schutt und die aus dem Gewölbe herabgeſtürzten Steine hinwegſchaffen mußten. — Mehrere Tage währte dieſe Arbeit, bis endlich alle Schwierigkeiten überwunden waren, und man im hohen Chore vier Denkmäler, in Geſtalt liegender Leichenſteine, fand, welche man ſofort vom Schmutz reinigte, und ſo gut als möglich reſtaurirte. Nachdem dies geſchehen war, fanden ſich die Commiſſarien wieder auf dieſen Ruinen ein und verglichen nun die vom Schmutz gereinigten Denkmäler mit den Bildniſſen alter meißniſcher Markgrafen, welche ſie, nebſt den dort aufbewahrten alten Inſchriften aus den kurfürſtlichen Archiven erhalten hatten, wodurch ſich endlich ergab, daß der erſte dieſer vier Denkſteine dem Stifter dieſes Kloſters, nämlich dem Markgrafen Otto dem Reichen anging. Dieſer Fürſt war in einem Panzer mit vergoldetem Wappenrocke und darüberhängender rother Dalmatika abgebildet. Sein Haupt ruhete auf einem Kiſſen und war von dem Fürſtenhute bedeckt. In der rechten Hand hielt er eine Lanze, in der linken ein glattes, längliches, unten zugeſpitztes Schild an dem Schwertgriff. an den Füßen war er geſtiefelt, mit alten ſpitzigen Stech- oder Turnierſporen, ohne Rädchen. — Der andere neben dem erſten liegende Leichenſtein betraf das Denkmal der Markgräfin Hedwig, Gemahlin Otto's. Dieſe Fürſtin wird in einem langen und weiten, gefalteten Kleide, nach damaligem Gebrauch, vorgeſtellt. In der rechten Hand hält ſie die Geſtalt der Kirche zu Cella, womit man andeuten wollte, daß auch ſie durch ihr Einwirken zur Stiftung des Kloſters viel beigetragen habe. Um den Saum ihres Mantels befand ſich der meißniſche ſchwarze Löwe im güldnen Felde, und der landgräflich-thüringiſche im rothen und weißen Schilde gemalt, ihr Haupt aber von einem Nonnenſchleier umgeben. —

An der Wand zur rechten Seite des Thores lag des Fundators älteſten Sohnes, Albrecht des Stolzen, Grabſtein. Dieſer Fürſt war in einem bis auf die Waden reichenden weiten Fürſtenrocke nebſt darüber gegürtetem Schwert und rothem dalmatiſchem Mantel, auf welchem der ſchwarze meißniſche Löwe im goldnen Schilde, auf jeder Achſel aber ein Bär gemahlt war, abgebildet, in der linken einen goldnen Schild mit dem ſchwarzen Löwen an dem Schwertgriff haltend, das mit einem Kranze von Roſen umgebene Haupt auf einem kleinen Kiſſen ruhend.

Zur linken Hand an der Wand befand ſich der Grabſtein Dietrichs des Bedrängten. Man ſah auf dieſem Denkmal den Fürſten, mit dem Haupte auf einem großen Kiſſen ruhend, in einem Wappenrocke ohne Aermel, mit darüber gegürteten Schwerte, auf beiden Achſeln mit herabhängenden Schnüren und Senkeln, in der linken Hand ein ovales vergoldetes Schild unter dem Schwertgriffe haltend, die Rechte im Gürtel ruhend, die Füße geſtiefelt und geſpornt.

Der Verfaſſer glaubt hierbei bemerken zu müſſen, daß er dieſe Beſchreibung deshalb ſo ausführlich gegeben hat, weil ſie uns das Coſtüm der Fürſten in der Vorzeit deutlich vor Augen ſtellt, und überhaupt zu einer phantaſiereichen Vorſtellung in die Vergangenheit der frühern Jahrhunderte führt. Gehen wir nun aber nach dieſer kurzen Abweichung von der Bahn weiter.

So wie man dieſe Grabſteine auf die Seite geräumt hatte, unterſuchte man nun die unter ihnen liegenden Grabſtellen, und es ergab ſich Folgendes: Mitten im Chore fand man an den Stellen, wo die Denkmäler befindlich geweſen waren, die Gräber des Markgrafen Otto, als Stifter dieſes Kloſters, und ſeiner Gemahlin Hedwig. — In dieſen fand man die Grüfte ſchmal und niedrig, aus Sandſtein ausgehauen und mit Feldſteinen bedeckt. Dieſe wurden hinweggeräumt, und nun wurde man gewahr, daß die Leichname ohne Särge beſtattet worden waren. Die Stärke und Form der aufgefundenen Gebeine ließ leicht erkennen, wem die Gebeine angehört hatten, ob Otto oder Hedwig. Bei dem Einſturz des Kirchengewölbes waren, durch die herabſchießenden ſchweren Steine und Fragmente der Pfeiler dieſe Gräber ebenfalls mit durchgeſchlagen und daher die Gebeine der längſt ſchon Ruhenden etwas zerſtreuet worden; man ſuchte ſie aber ſorgfältig zuſammen und legte ſie, die jedes Leichnams für ſich, in eine eichne kleine Kiſte, welche man dann wieder in die Gräber ſetzte, und dieſe auf's neue mit einem Bogen von Ziegeln überwölbte. —

Die Gräber vom Markgrafen Albrecht und ſeiner Gemahlin Sophia fand man nicht in Stein gehauen, ſondern nur mit Ziegeln gewölbt, auch hatten dieſe von den herabſtürzenden Gewölben nichts gelitten, ſo daß dieſe Gräber unverſehrt waren, und die Ueberbleibſel noch in derſelben Lage ſich befanden, in welcher ſie in das Grab gelegt worden waren; von Pretioſen oder dergleichen fand man nicht das Geringſte. Dieſe Gräber wurden wieder zugemauert und blieben unberührt.

Bei weiterm Nachforſchen fand man auch die Gebeine Dietrichs des Bedrängten und ſeiner fünf Kinder, ſowie die Heinrich des Erlauchten und ſeiner drei Gemahlinnen ꝛc. Dieſe wurden alle in eichene Kiſtchen beſonders geſammelt, dann aber in ihre Gräber wieder beigeſetzt und von neuem überwölbt.

Bei den weiteren Nachgrabungen fand man viele Ueberbleibſel von Altvordern, welche hier ihre Ruheſtätte gefunden hatten, und alle dieſe Reſte wurden in eichene Kiſten geſammelt, welche dann in Grüfte geſetzt und überwölbt wurden.

Am 18. September wurden dieſe faſt einmonatlichen Arbeiten durch eingetretenes herbſtliches Regenwetter für dieſes Jahr beendigt, und die Grüfte mit Bretern wohlverdeckt, im folgenden Frühlinge aber (1677) die im vorigen Herbſte eingetretenen Arbeiten wieder begonnen. Die Grüfte wurden wieder zugewölbt, die Mauern des Chors ausgebeſſert und an einigen Stellen abgetragen, an andern erhöht, ſo daß ſie rundum gleich waren, worauf ſie mit einem neuen Dache verſehen wurden.

Der edle Johann Georg *II.* fühlte die Pflicht, die Ueberreſte ſeiner erlauchten Vorfahren der Vergeſſenheit zu entreißen und ihnen eine anſtändige Begräbnißcapelle zu erbauen; allein der Tod entnahm ihn von der Welt und verhinderte ihn an der Ausführung dieſes ſchönen Werkes. — Nun bekümmerte ſich in eilf Decennien keiner ſeiner Nachkommen um die Ausführung dieſes Planes, theils wurden ſie auch durch den Drang ihrer Zeit daran verhindert, bis endlich der Kurfürſt Friedrich Auguſt der Gerechte ſich dieſer Pflicht erinnerte und auf Veranlaſſung des um die ſächſiſche Geſchichte hochverdienten Senators Klozſch in Freiberg im Jahre 1787 Befehl gab, die Ueberreſte ſeiner Ahnen in einer ihres Andenkens würdigen Begräbnißcapelle beizuſetzen.

Dem erſten Plane nach ſollte dieſe neue Fürſtencapelle von einem kleinen Hain, aus Linden und Pappeln beſtehend, eingeſchloſſen werden, und ein einfacher Kreuzgang zu dieſem Mauſoleum führen; doch der wackere Klozſch in Freiberg, der mit ihm gleichgeſinnte Amtsverwalter Hund in Noſſen, dem Celle untergeben war, ſo wie der Hofgärtner Hübler im letztern Orte verbanden ſich gemeinſchaftlich zu dieſem guten Werke, und es gelang ihnen ſo, daß es auch ihnen zur Ehre gereicht und die Nachwelt zur tiefſten Ehrerbietung gegen dieſes ehrwürdige Trifolium veranlaßt.

Dieſe ehrenwerthen Patrioten wirkten vereint, jedoch verſchiedener Art. Klozſch vorzüglich in Dresden und Hund nebſt Hübler durch Aufſuchung der alterthümlichen Denkmäler und anderer Vorarbeiten, hier aber fanden ſie Beſchäftigung in Menge. — „Die geſammten Ruinen waren — ſagt ein geachteter neuerer Schriftſteller, (*Dr.* von Martius) — damals in Schutt und Graus verſunken, und ungeheuere Schutthaufen bildeten eine grauſe Wildniß; wilde Beerſträucher und Hagebutten wucherten in üppigſter Fülle um die verödeten Mauern und verdeckten dieſe beinahe gänzlich. Molche und Ottern niſteten in der ſchreckbaren Einöde, und in den feuchten Kellern brütete die häßliche Feuerkröte über ihren eiſigen Eiern. Kaum wagte es ein Wanderer, ſich dieſer furchtbaren Steppe zu nähern.“ — Doch dieſen drei thätigen Männern war nichts zu ſchwer, und bald erhielt das Ganze eine andere Geſtalt. — Mauern und Giebel wurden abgetragen, große Schutthaufen weggeführt, verſchüttete Keller ausgeräumt, unnütze Teiche zugeworfen und Alles hervorgeſucht, was dieſe neue Schöpfung befördern helfen konnte.

Die Fürſtenkapelle ſteht genau auf der Stelle, wo einſt das hohe Chor ſich befand, und das Monument da, wo der Hochaltar ſeine Stelle hatte. Hart an der alten Stiftskirche ſtand einſt die Andreaskapelle, in jener Zeit die größte der vielen (nahe an dreißig) Kapellen, welche die große Stiftskirche umgaben und die Begräbniſſe der meiſten von den hier begrabenen ſechs und zwanzig Perſonen aus dem markgräflich-meißniſchen Hauſe enthielten. Hier wurden auch die Gebeine von Friedrich dem Ernſten, Landgrafen in Thüringen und Markgrafen zu Meißen, ſo wie ſeiner Gemahlin Mechthildis; desgl. vom Land- und Markgrafen Friedrich dem Strengen nebſt ſeiner Gemahlin Catharina und ihrem Sohne Friedrich aufgefunden, und die Stellen, wo dieſe einſt erlauchten Todten ruheten, ſind mit fünf ſogenannten Lebensbäumen bezeichnet. Nahe dabei findet man dann die Fürſtenkapelle ſelbſt.

Ueber dem Eingange derſelben ſieht der Beſchauer auf einer ſteinernen Tafel folgende einfache Inſchrift, welche ſo wie die übrigen den ſchongedachten ehrenwerthen Klozſch zum Verfaſſer hat.

MEMORIAM MAIORVM
QUORUM OSSA
HAEC TERRA TEGIT
CONDITORIO REFLECTO
RESTAVRAVIT
PIETAS
FRIEDERICI AVGVSTI III
MDCCLXXXVII.

Wird die Thür dieſes Gebäudes geöffnet, ſo tritt man in einen hochgewölbten Saal, in deſſen Hintergrunde ſich ein aus geſchliffenem Crottendorfer und Wildenfelſer Marmor gefertigtes Monument befindet, was der edle Friedrich Auguſt ſeinen durchlauchtigen Ahnen ſetzen ließ. Die Inſchriften ſind vom ſchon erwähnten Klozſch im Lapidarſtyl verfaßt, und beurkunden auf das rühmlichſte ihres Urhebers Genie. Die Buchſtaben derſelben ſind von Meſſing gefertiget und ſtark vergoldet, dann aber auf ſchwarzen Marmortafeln befeſtiget, und enthalten die Nachricht, daß der Markgraf **Otto der Reiche**, Stifter dieſes Kloſters († 1189) ſeine Gemahlin **Hedwig**, († 1197) **Albert der Stolze** († 1195) und deſſen Gemahlin **Sophia**, († 1195), desgl. **Dietrich der Bedrängte** († 1221) und fünf ſeiner Kinder **Otto**, **Conrad**, **Jutta**, **Hedwig**, **Sophia**, ſowie **Heinrich der Erlauchte** (†1288) und ſeine Gemahlinnen **Conſtantia**, **Agnes** und **Eliſabeth**, desgleichen ſeine mit der letztern erzeugten Söhne **Herrmann** und **Friedrich**, (ſtarben 1304 und 1316) **Heinrich ohne Land** († 1298) nebſt ſeiner Gemahlin **Hedwig** und ſeinem Sohne **Friedrich**, ſowie **Agnes von Cörnthen** († 1293), erſte Gemahlin des Landgrafen **Friedrich** (mit der gebiſſenen Wange) und ihrem Sohne **Friedrich dem Lahmen**, (wurde vor Zwenkau durch einen Pfeilſchuß getödtet, 1315) — dann **Friedrich der Strenge** († 1349) und ſeine Gemahlin **Mechtild**, († 1346) **Friedrich der Tapfere**, († 1380) und ſeine Gemahlin **Catharina**, († 1397) ſowie endlich **Friedrich**, († 1350) der Sohn dieſer Beiden, ihre Ruheſtätte in dieſer Stiftskirche und der Kapelle gefunden haben.

Hinter dieſem prachtvollen Monumente führt eine ſtarke eiſerne, verſchloſſene Fallthür, die jedoch dem Fremden geöffnet wird, hinunter in die Fürſtengruft, wo auf einem einfachen Piedeſtale fünf ſteinerne Urnen ſtehen, welche die Gebeine obengenannter Fürſten **Friedrichs des Strengen** und ſeiner Gemahlin **Mechtild**, **Friedrich des Tapfern** und ſeiner Gemahlin **Catharina** und ihres Sohnes **Friedrich** enthalten. Auf einer jeden Urne iſt durch eine Inſchrift die Nachricht befindlich, weſſen Gebeine in dieſem Behälter verſchloſſen ſind.

Dieſe Kapelle gewährt aber auch noch einen andern ganz eignen Genuß. Es iſt dieſelbe nämlich von allen weitern Verzierungen leer, und das Monument, welches den Bildhauer Gäbert in Wildenfels, und als dieſer noch vor der Vollendung ſtarb, den Bildhauer Herrman in Dresden zu ruhmwerthen Urhebern hat, iſt ſehr ſinnig und einfach; die einzige Verzierung dieſer Kapelle, da man die Stuccatur nicht dafür anſehen kann. Zugleich iſt dieſes Gebäude an der Decke nach den Regeln der Akuſtik gebaut, und laut hallen auch die leiſen Schritte der Gehenden an den hohen Gewölben wieder, und in verſtärkter Tönung wiederholt das Echo jedes geſprochene Wort. Eine vorzügliche Wirkung hat hier die Muſik, und ein in der Gruft vorgetragenes Geſangſtück hat auf das Gemüth des Hörenden einen tiefen Eindruck ganz eigner Art.

In der Vorhalle ſind zwei Zimmer rechts und links angebracht, in deren einem die oben beſchriebenen vier Grabſteine, von Otto, Hedwig, Albert und Dietrich, auf hohen Poſtamenten zu ſehen ſind, und im andern gegenüber liegenden Zimmer ſieht man verſchiedene aufgefundene Ueberbleibſel der alten Stiftskirche, unter welchen ſich ein Fragment des prächtigen als Moſaik ausgelegten Fußbodens der Kirche auszeichnet.

Die Beſchauung dieſer wieder erneuerten und dem Auge des Beſchauers dargelegten Denkmäler der Vorzeit gewährt beſonders für den Kenner der vaterländiſchen Geſchichte einen hohen Genuß, und der Verfaſſer dieſes Werks, welcher am 26. Mai 1831 gedachte Ruinen beſah, rechnet die hierauf verwendete Zeit unter ſeines Lebens ſchönſte Stunden.

Dieſes Gebäude, welches den ehemaligen Oberlandbaumeiſter **Frank** zum Urheber hat, und zu dem der Kurfürſt ſchon im Jahre 1789 über 10,000 Thlr. angewieſen hatte, wird von einem geſchmackvoll angelegten Parke umgeben, welcher zu einem herrlichen Spaziergange dienet.

Und wenn endlich der Verfaſſer dieſes hiſtoriſchen Werks in dem vorliegenden Tagsabſchnitte von dem rein Geſchichtlichen, in das Feld des Beſchreibenden übergegangen iſt, ſo hofft derſelbe dennoch den Dank ſeiner verehrten Leſer verdient zu haben, indem er ſie auf dieſes herrliche Denkmal aufmerkſam machte, welches jedem, der es beſucht, gewiß einen hohen Genuß gewährt.

19.

Der Herzog Johann Georg von Sachſen-Eiſenach ſtirbt plötzlich auf der Jagd, am 19. September 1686.

Der Herzog **Johann Georg** trat am 12. Juli 1634 als dritter Sohn des Herzogs **Wilhelm von Weimar** in die Welt. Die Erziehung dieſes Prinzen wurde ſo geleitet, wie ſie in dieſem Fürſtenhauſe gewöhnlich war, d. h. vortrefflich.

Kaum war er achtzehn Jahre alt, als er ſich auf Reiſen in fremde Länder begab, um Welt und Menſchen kennen zu lernen, und nach zwei Jahren, mit mancherlei Kenntniſſen bereichert, wieder in das väterliche Haus zurückkehrte. — Doch es war dieſes Prinzen Sache nicht, lange ſtill zu ſitzen, deshalb begab er ſich in die Kriegsdienſte des Kurfürſten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm des Großen, welcher mit dem Könige Guſtav von Schweden im Bunde ſtand, als die Brandenburger ſich mit den Schweden im Feldzuge gegen die Polen vereinigten, indem dieſe, unter ihrem talentloſen Könige Johann Caſimir, den König von Schweden zum Kampfe herausgefordert hatten. Die Vereinigten drangen in Polen ein, ſiegten überall und ſchlugen in einer dreitägigen Schlacht bei Warſchau die Polen ſo vollkommen, daß die Geſchlagenen dem Kurfürſten von Brandenburg dadurch von der ſchwediſchen Partei abzuziehen ſuchten, daß ſie nicht nur ihm ſein Herzogthum Preußen von der Lehnspflicht frei gaben und als ſouveraines Eigenthum anerkannten, ſondern auch 1660 einen nothgedrungenen Frieden zu Oliva mit Schweden ſelbſt ſchloſſen. — In dieſem Kriege focht der Prinz Johann Georg, als Oberſter über ein Regiment Fußvolk, gleich einem erfahrnen Helden und wurde, eben da er ſein Regiment in's Feuer führte, durch eine Flintenkugel in die Fußſohle, ſowie auch ſpäter von einem Tartar, von welchen viele auf der Seite der Polen fochten, durch einen Pfeilſchuß in den Rücken ſehr gefährlich verwundet. Mehrere Stunden lang mußte der Verwundete unverbunden bleiben, und dieſe Wunden, beſonders die im Rücken, von der man vermuthete, der Pfeil ſey vergiftet geweſen, verſchlimmerten ſich hierdurch ſo ſehr, daß wirkliche Todesgefahr bei dem Prinzen eintrat; doch ſeine Jugend und geſunde Leibesbeſchaffenheit überwanden endlich alle Beſchwerden, und er wurde wiederhergeſtellt, womit denn ſeine militäriſche Laufbahn für dieſesmal beendigt war, indem er den Abſchied nahm. —

Am 21. Mai 1661 vermählte er ſich mit der verwittweten Landgräfin Johannette von Heſſen, einer gebornen Gräfin von Sayn, durch welche Vermählung Johann Georg einen beträchtlichen Theil der Grafſchaft Sayn, *) nämlich die Aemter Friedewald, Freißberg, Altenkirchen und Bendorf erhielt. Anfänglich reſidirte dieſer Fürſt auf dem Schloſſe zu Friedewald, nach ſeines Vaters, des Herzogs Wilhelm Tode aber anfänglich in dem Schloſſe zu Markſuhl, dann aber in Eiſenach.

Bei dem im Jahre 1672 durch den Einfall des ländergierigen, nimmerſatten Königs von Frankreich Ludwig *XIV*. ausgebrochenen Kriege, ergriff der Herzog Johann Georg die Waffen auf's neue und diente dem deutſchen Vaterlande in dieſem Kriege als geſchickter Feldherr, bis er endlich als Kaiſerlicher Generalfeldmarſchall eine abgeſonderte Armee befehligte und nach dem Nimwegiſchen Frieden die Waffen wieder niederlegte, nach ſeinem Lande zurückkehrte und demſelben ein guter Vater und weiſer Geſetzgeber war. Als ſolcher führte er das Erſtgeburtsrecht in ſeinem Lande ein, damit ſich das ohnedem ſchon kleine Haus nicht noch mehr zerſtückele. Zugleich verordnete er, daß nach ſeinem Tode der Zweite Sohn, Johann Wilhelm, die Sayniſchen Aemter erben ſollte. Dies geſchah 1685, und bald darauf ſtand ſelbſt er am Ziele. —

---

*) Dieſe Grafſchaft lag am Rhein nicht weit von Coblenz, und ihre Beſitzer ſchrieben ſich: Grafen von Sayn und Wittgenſtein, gehörten unter die Wetterauiſchen Grafen und theilten ſich in drei Linien: die Saynſche, Berleburgiſche und Wittgenſteinſche, wovon die erſte mit dem Grafen Ludwig, Vater der Herzogin Johannette, im Jahre 1636 ausſtarb. A. d. V.

Der Herzog befand ſich eben auf der Jagd in den großen Forſten, die ihm zugehörig waren, und am Sonnabend war die Jagd noch nicht vollendet, den Sonntag über ſollte ſie aber ruhen, weil der religiöſe Fürſt nicht wollte, daß das Jagdgetümmel und Jägergeſchrei an dieſem Tage des Herrn in den Forſten wiederhalle. Der Herzog ſelbſt fuhr am Morgen nach Eckartshauſen, um dem Gottesdienſte daſelbſt beizuwohnen, und hörte mit Andacht die Predigt des daſigen Pfarrers Hurſſe. Auch bei ſeiner Zurückkunft war der ſonſt heitere Fürſt ungewöhnlich ernſt, doch freundlich gegen ſeine Umgebung.

Am Nachmittage bezeigte er Luſt einen Spaziergang nach dem nahen Forſte zu machen, und verſchiedene Herren von ſeinem Gefolge begleiteten ihn dahin, auch des Herzogs Büchſenſpanner folgte demſelben mit ſeinem zum Schuß bereiten Rohre, um dann, wenn ja auf dieſem Spaziergange ein Wild aufſteigen ſollte, daſſelbe ſogleich fällen zu können. So waren ſie ſchon bis zu dem Platze gekommen, wo jetzt das Schloß Wilhelmsthal ſteht, damals aber eine Scheuer für das Heu befindlich war, womit im Winter das Wild gefüttert wurde. Noch war ihnen nichts aufgeſtoßen, als plötzlich ein Hirſch daher gebrauſt kam und vor den Luſtwandelnden vorüberzog, dann ſtutzig wurde und ſeitwärts durch das Gebüſch brechen wollte. Doch ſchon hatte der Büchſenſpanner ſeinem Herrn das ſchießfertige Rohr überreicht, dieſer legte auf den Hirſch an und druckte ab; aber in dieſem Moment ſank er auch leblos nieder. Erſchrocken ſprang das Gefolge herbei und ſuchte den Gefallenen aufzuhelfen; doch er war und blieb todt, ſo daß ſie den vor wenig Augenblicken noch muntern und geſunden Herrn als einen entſeelten Leichnam nach dem Jagdhauſe zurücktragen mußten. Die Aerzte eilten herbei, doch ihre Hülfe war vergebens, ein Schlag- und Stickfluß hatte dem Leben dieſes Fürſten ſchnell ein Ende gemacht, als er nur zwei und funfzig Jahre und zwei Monate hienieden gelebt hatte und demnach noch viele Jahre hätte leben können. —

Johann Georg war ſeinem Lande ein guter Vater geweſen, und deshalb waren die Thränen ſeiner Unterthanen bei dieſem ſo unvermutheten Abſchiede ihres guten Fürſten von der Welt aufrichtig, ihre Trauer aber ächt und nicht erheuchelt; ſie war allgemein und tief im Lande. —

Dieſer ſchnelle Tod gab ſpäterhin Veranlaſſung, daß der Superintendent, *M.* Pfefferkorn in Tonna, auf Verlangen des bekannten Gelehrten Veit Ludwig von Seckendorf, das Kirchenlied: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende," dichtete, wo es denn nicht lange darauf in das Rudolſtädtiſche Geſangbuch aufgenommen wurde und aus dieſem wieder in andere überging, ſich auch jetzt noch, obgleich etwas verbeſſert, in vielen Geſangbüchern erhalten hat.

20.

Oswald Barthel.

Im ſächſiſchen Erzgebirge liegt die uralte Bergſtadt Ehrenfriedersdorf, in früherer Zeit weit berühmter als jetzt, durch den reichen Bergbau, den ihre Einwohner betrieben, und von welchem wir jetzt nur noch die großen Haldenzüge ſehen, welche im ganzen Gebirge ihres Gleichen nicht haben.

Einſt lebte ein junger Bergmann in dieſer Stadt, Oswald Barthel, ein braver, fleißiger Jüngling, von ſeinen Vorgeſetzten ſehr geſchätzt, und die Sage erzählt, daß er mit der einzigen Tochter des reichen Oberſteigers Baumwald verlobt geweſen ſey, als ſich folgende Begebenheit zutrug, welche dieſen Bund zerſtörte, noch ehe er geſchloſſen war.

Oswald fuhr im tiefen Stolln Gutes Glück im Sauberge an, und es war an dem, daß er mit ſeinen Geſellen einen Durchſchlag machen mußte, welches, wegen der entgegenſtehenden Waſſer, unter die gefährlichſten Arbeiten des Bergbaues gehört. Die Bergarbeiter, welche dieſe Arbeit zu machen und die Gefahr zu beſtehen an der Reihe waren, bereiteten ſich, nach der Tradition, zu dieſem ſchweren gefährlichen Werke, mit ihrem Steiger an der Spitze, durch die Beichte und den Genuß des Abendmals vor. So vorbereitet betraten ſie, als die Häuerglocke zum Anfahren rief, am Tage St. Catharinä, im Jahre 1508 die Fahrt mit einem herzlichſten Glück auf! Die dem Tode Geweiheten fuhren nun hinab in der Erde Schooß und gingen nach dem gefährlichen Punkte hin. Die Arbeit wurde, was die Gefahr noch ſehr vermehrte, in rolliger, ſehr gebrecher (weicher, nicht zuſammenhängender, erdiger) Bergart betrieben, und das Einſtürzen der Firſte *) durch Zimmerung verhütet. Die Laſt war groß, die auf dieſer Zimmerung ruhete, und als der Steiger etwas zurückſtehend, eben eine Anordnung treffen wollte, hörte er ein heftiges Krachen in der Firſten-Zimmerung, und im nächſten Augenblicke ein Gleiches, „Brüder rettet Euch!“ — rief er ſchnell. — „Es macht einen Bruch!“ (die Zimmerung bricht). — Dieſem Rufe folgten alle in der größten Eile; nur Oswald, der jüngſte und raſcheſte von allen blieb, auf eine bis jetzt unbegreiflich gebliebene Weiſe, zurück und wurde ſo verſchüttet. **) — Den braven, geliebten Oswald zu retten, ſchwuren alle anweſende Bergleute, und der Steiger ließ ſogleich einen von ihnen ausfahren, um den unglücklichen Vorfall dem Bergmeiſter zu melden, damit der ſelbſt Veranſtaltungen treffe, den Verſchütteten wo möglich noch zu retten. Der Bergmeiſter erſchrack hart ob dieſer Nachricht und ließ ſogleich eine Menge Arbeiter aufbieten, fuhr auch in Begleitung des Geſchwornen ſelbſt an, wo ſie den Steiger nebſt ſeinen Häuern in voller Arbeit fanden, und die bereits Ermatteten durch friſche Arbeiter wieder ablöſen ließen. Unbeſchreiblich waren die An-

---

*) Die Firſte iſt das Ort über dem Kopfe des Bergmanns, und jederzeit wird ſie, wenn das Ort nicht durch den Felſen getrieben wird, im Stolln durch Zimmerung befeſtigt.
A. d. V.

**) Dieſer Schilderung der Verunglückung liegt die Ueberlieferung zum Grunde; doch ſind auch die Kenner des Bergbaues darin einig: daß, bei den vorliegenden Umſtänden, dieſe Verunglückung auf keine andere Weiſe habe geſchehen können.
A. d. V.

ſtrengungen, welche dieſe Arbeiter machten, um den Verſchütteten von der auf ihm ruhenden Laſt zu befreien; doch umſonſt, es brach immer mehr nach, und **Oswald** war und blieb verloren.

Als nun, wie die Sage erzählt, die Braut **Oswalds** dieſe Unglückspoſt vernahm, ſank ſie in tiefe Ohnmacht dahin, aus der ſie nur deßhalb wiedererwacht zu ſeyn ſchien, um in eine tödtliche Krankheit zu verfallen. Lang und hart war hier der Kampf des Lebens mit dem Tode, doch endlich ſiegte die ungeſchwächte Natur der Jungfrau. Der Tod wollte ſie noch nicht, das Leben ſiegte, und ſie genas faſt wider ihren Willen; denn ſie hatte ſich ſchon darauf gefreut, mit ihrem **Oswald** bald wieder vereinigt zu ſeyn. — Als ſie nun nach ihrer Geneſung das Erſtemal wieder an der Seite ihrer Mutter nach der Kirche wankte, gelobte ſie am Altare der hochheiligen Mutter des Herrn: **ihrem Oswald treu zu bleiben ihr Leben lang, und als Jungfrau zu leben und zu ſterben.** Dann hing ſie ihren **Brautkranz** mit eigner Hand unter den übrigen Todtenkränzen in der Kirche auf und lebte nun in tiefſter Stille, den Segen der Armen verdienend.

Nach dieſer Begebenheit waren viele Jahre verfloſſen, und von den Genoſſen der frühern Zeit, wo **Oswald Barthel** ſein Leben im tiefen Schooße der Mutter Erde beſchloß, niemand mehr am Leben als **Anna**, die treugebliebene Braut **Oswalds**, und **drei** Bergleute, welche ein altes Bergbuch namentlich verzeichnet hat; **Balthaſar Thomas Kendler** und **Andreas Reiter** der Aeltere in Ehrenfriedersdorf, ſowie **Simon Löſer** in Drebach wohnhaft. Da begab ſich's, daß in **Brün-**

lers Fundgrube am Sauberge ein Stolln gewältiget wurde, und als man in die ſiebente Lachter im rolligen Gebirge fortgerückt war, ſtieß man auf einen in der Erde liegenden menſchlichen Körper, der noch in ſeinen unverweſeten Kleidern dalag. Mit vieler Mühe machte man ihn von ſeiner drängenden Umgebung frei, und ſchaffte ihn nach dem Tageſchachte; da brach dieſer harte Leichnam mitten auseinander, und man konnte ihn alſo nur in zwei Stücken hinaufwinden. Der Leib, Kopf und Arme waren noch beiſammen, doch der Körper wahrſcheinlich beim Herausziehen zerriſſen oder vielmehr zerbrochen. Dieſe Begebenheit wurde ſogleich dem damaligen Bergmeiſter Valtin Feige gemeldet, welcher den Geſchwornen Thomas Langer rufen und die obengenannten Greiſe an Bergamtsſtelle beſcheiden ließ. Dieſe Männer ſagten nun aus: daß ſie ſich noch wohl erinnerten, wie einſt, in der Zeit ihrer Jugend, vor ſechzig Jahren, ein junger Bergmann, Namens Oswald Barthel in der Gegend, wo der Leichnam jetzt gefunden worden, ſo verfallen, daß ihn Niemand retten können. Und als man nun den Leichnam brachte, erkannten ſie ihn als den verſchütteten. Es hatte derſelbe — mit den Worten der Quelle, „eine Bergkappe, wie die Alten gepflogen, auf ſeinem Haupt gehabt und ſchwarz Haar einer halben Elle lang, einen weißen Zippelpelz (Schaafpelz) am Leibe, ein Paar Grubenhoſen, Schuh an Füßen, eine Unſchlitttaſche, einen Grubenſcherper mit Blei begoſſen, umgürtet; es ſind auch Schuh, Hoſen und Pelz ganz geweſen.“ Soweit das angezogene alte Bergbuch.

Dieſes Wiederfinden geſchah am 20. Sept. 1568, ſo daß der Verſchüttete 60 Jahre 9 Wochen und 3 Tage in der Erde gelegen hatte, als man ihn wiederfand, worauf er am 26. deſſelben Monats mit einem feierlichen Leichenbegängniß wieder zur Erde beſtattet wurde, welche ihn ſchon ſo lange umſchloſſen gehabt hatte. Es war ein Begängniß, wie Ehrenfriedersdorf kein zweites geſehen hat. Von allen Seiten ſtrömten Bergleute herbei, und ſelbſt die höhern Bergbeamteten aus den andern Bergſtädten verſchmäheten es nicht, dieſem ſo lange verſchüttet geweſenen Berghäuer das Ehrengeleite zu geben, als man ſeinen Leichnam zu Grabe brachte; und ſo beſtand der Leichenzug aus Tauſenden.

In der Gedächtnißpredigt, welche der damalige Ortspfarrer *M.* Georg Reute hielt, ſagte derſelbe im Eingange: Es ſey eine wunderſeltſame Mähr, daß er, der Pfarrer, der ſchon im ein und dreißigſten Jahre ſtehe, heute einer Leiche die Gedächtnißpredigt halte, welche ſchon dreißig Jahre vor ſeiner Geburt verſtorben ſey. — *)

Ebenſo verdient es bemerkt zu werden, daß, während Oswalds Verſchüttung die Reformation ſtattgefunden hatte, und derſelbe nun nach einem Ritus begraben wurde, von dem bei ſeinem Abſcheiden noch nicht die geringſte Ahnung vorhanden war.

Als nun die Leiche eingeſenkt werden ſollte, wankte — ſo erzählt die Sage — die treugebliebene Braut Anna herbei, nahm Abſchied von dem

---

*) Dieſe Gedächtnißpredigt ſoll jetzt noch im Pfarrarchive zu Ehrenfriedersdorf im Manuſcript vorhanden ſeyn.

A. d. V.

Geliebten und ſprach dann in einem ſeelenvollen Blicke die Hoffnung aus, in Kurzem wieder mit ihm vereinigt zu werden. —

Bald darauf wurde auch dieſe Hoffnung erfüllt.

Hiſtoriſche Miscellen.

Am 12. September 1691 ſtarb der tapfere Kurfürſt von Sachſen, Johann Georg *III.*, als er eben ein deutſches Heer gegen die Franzoſen befehligte. Durch dieſen Tod verlor das deutſche Reich einen ſeiner tapferſten Fürſten. Dieſer Todestag iſt auch ſchon um deswillen merkwürdig, weil an dieſem Tage vor acht Jahren der Verewigte durch ſeine Anführung der Reiterei des linken Flügels ſehr weſentlich dazu beitrug, daß die Schlacht gegen die Türken ſo ſehr zum Nachtheil der letztern entſchieden, und das belagerte, bis auf das höchſte gebrachte Wien wieder frei wurde. Von dieſem Tage hing es ab, ob Wien, Oeſterreich, und wer kann ermeſſen, wieviel von Deutſchland den Türken zufallen werde oder nicht. Es iſt daher auch jene Schlacht ein herrlicher Lorbeer in Johann Georg's Heldenkranz.

Am 13. Sept. 1806 rückten die erſten Preußen in Dresden ein.

Am 14. Sept. 1670 ſah man das metallne Kreuz zum erſtenmale auf der Dresdner Brücke.

Ohngeachtet der 1806 erlangten Souverainität, nahm der Herzog Friedrich von Hildburghauſen am 15. Sept. 1815 dennoch den Bauernſtand unter die Landſtände auf; was der König Anton von Sachſen 1831 ebenfalls that.

Am 16. September 1681 ließ ſich Johann Georg *III.* in Dresden huldigen.

Der 20. Sept. 1818 und folgende Tage waren hohe Feſttage der Liebe und Treue für das dankbare Volk der Sachſen; denn an dieſem Tage feierte es das Jubelfeſt des Regierungs-Antrittes Friedrich Auguſt's des Gerechten, welcher vor funfzig Jahren ſtattgefunden hatte. —

21.

Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege.

1.) Der Herzog Wilhelm von Weimar nimmt Erfurt durch Ueberrumpelung ein, am 21. Sept. 1631.

In der Schlacht bei Breitenfeld war, wie wir bereits wiſſen, der linke Flügel des vereinigten Heeres, welcher aus Sachſen beſtand, größtentheils in Unordnung gerathen und in die Flucht getrieben worden, ſo daß ſogar der Kurfürſt eiligſt auf ſeine Rettung bedacht war und ſich bis nach Eilenburg retirirte, und dort die Schlacht bereits verloren gab. (S. 45 ff. d. Bd.) Als aber am ſpäten Abend ein Eilbote die Nachricht von dem Ausgange der Schlacht nach Eilenburg zu dieſem Fürſten brachte, dankte er Gott für den auch ohne ihn errungenen Sieg und begab ſich auf den Weg nach dem ſchwediſchen Lager, wo er nicht ohne ein inneres Gefühl der Schaam, wegen ſeiner frühzeitigen Flucht, die das Geſchick des Tages in Gefahr gebracht hatte, vor dem Heldenkönige erſchien. Doch dieſer dachte zu groß, um ſich zu Vorwürfen herabzulaſſen und dankte dem Kurfürſten in einer Umarmung, daß er zur Schlacht gerathen habe, und der Kurfürſt wurde über dieſe unerwartete Begegnung ſo freudig aufgeregt, daß er in der erſten Freude dem Könige die deutſche Kaiſerkrone verſprach.

Dies geſchah am frühen Morgen des 8. Septembers, und noch in dieſer Stunde beſprachen ſich die beiden Fürſten über den Plan des Feldzugs. Der König Guſtav Adolph war jedoch größer als Hannibal; er verſtand nicht allein zu ſiegen, ſondern auch ſeinen Sieg zu benutzen, und ſchlug dem Kurfürſten vor, ihr Heer zu theilen und ſo, in verſchiedenen Richtungen, in das Herz der kaiſerlichen und katholiſchen Fürſten Staaten vorzudringen. Der König wollte den Weg durch Thüringen und Franken in das Herz von Bayern erwählen, der Kurfürſt aber ſollte erſt die Städte in ſeinem Lande von den Kaiſerlichen befreien und dann in Böhmen einrücken, wo das ganze Land ſein war.

Dieſe beiden Fürſten traten nun an dieſem Tage den Weg zum fernern Siege, in den verabredeten Richtungen an, und wir wollen nun unſere Aufmerkſamkeit beſonders dem Zuge des Königs zuwenden, den Zug des Kurfürſten aber im Tagsabſchnitte des 25. Octobers beleuchten, und richten alſo unſere Blicke vor der Hand nach dem erſteren hin.

Der König eroberte vorerſt Merſeburg, vernichtete dann ein aus Flüchtlingen zuſammengezogenes Corps Kaiſerliche, wobei über 1000 Feinde getödtet und 500 gefangen wurden, und nun ging ſein Zug nach Thüringen raſtlos vorwärts. —

Der Herzog Wilhelm von Weimar war zu dem Könige nach Halle gereiſt, von wo aus er ſeinen Zug nach Thüringen antrat, und in einer vertraulichen Unterredung, welche dieſe beiden Fürſten mit einander hielten, machte der weimariſche Herzog den König auf die durch ihre Lage wichtige Stadt Erfurt aufmerkſam, indem ſie ſich beſonders zu einem Hauptwaffenplatze und Stützpunkte für die Schweden eigne. — Dieſer Vorſchlag, deſſen Wichtigkeit dem Könige einleuchtete, wurde nicht allein von dieſem begierig angenommen, ſondern er lernte auch erkennen, welchen Werth es für ihn haben würde, wenn er dieſen ſächſiſchen Heldenfürſten bereden könnte, in ſeinem Heere eine hohe Ehrenſtelle anzunehmen, und er wurde alſo zu des Königs General-Lieutenant ernannt, wo er denn, der alten Bedeutung ſeines Fürſtentitels gemäß, vor dem Königlichen Heere herzog, und ihm allenthalben die Stätte bereitete, ſo wie die Herzen zuwendete, dadurch aber mehr Dienſte leiſtete als durch gewonnene Schlachten.

Die Stadt Erfurt war zwar durch die ſchreckliche Feuersbrunſt vom Jahre 1472, wo mehrere Tauſende von Häuſern zu Schutt- und Aſchenhaufen wurden, ſo wie durch veränderten Handelszug und noch andere Urſachen mehr von ihrer ehemaligen Größe ſehr herabgekommen, doch hatte ſie noch immer an 50,000 Einwohner, und die Thatkraft ihrer Männer war weit und breit bekannt; durfte alſo auf dieſem Zuge nicht unbeachtet bleiben.

Noch vor dem Herzoge kam der ſchwediſche General-Commiſſär, Siegismund von Haußner, am 19. September nach Erfurt, begab ſich ſofort auf das Rathhaus, und machte dem Rathe kund: daß der König Guſtav Adolph nach Erfurt kommen würde, und zwar an der Spitze ſeines ſiegreichen Heeres. Es hätten demnach der Rath und die

Bürgerſchaft ſich als Freunde gegen die Schweden zu benehmen, für Proviant zu ſorgen und hierin Sr. Königlichen Majeſtät gnädigen Willen zu vollbringen. Der Rath machte zu dieſem ziemlich gewagten Spiele eine gute Miene, und der Herr von Haußner wurde anſtändig einquartiert, worauf er am folgenden Tage ſich nach einem angemeſſenen Quartiere für ſeinen König umſah und dieſes auch in dem Hauſe, zur hohen Lilie genannt, welches auf dem großen Markte lag, gefunden zu haben vermeinte. Einſt war es ein Speiſehaus geweſen, und der Reformator *D.* Luther hatte, während ſeiner Studentenzeit, mit ſeinem Freunde Alexis eine kleine Stube in dieſem Hauſe bewohnt, ſpäterhin aber war es an einen reichen Patrizier übergegangen, der es auf eine ſeines Reichthums würdige Weiſe hergeſtellt hatte; ſo daß es eins der ſchönſten Häuſer in Erfurt war. Dieſer Umſtand verſchaffte wahrſcheinlich dem gedachten Hauſe die Ehre, dem königlichen Helden, den die Proteſtanten als ihren Erlöſer aus der ihnen drohenden Gefahr anſahen, zur Wohnung zu dienen. — An ebendemſelben Tage begaben ſich einige Deputirte in das Hauptquartier des Königs, in der Stadt Sömmerda, um dort die Vorträge des ſiegreichen Monarchen zu vernehmen. Sie trafen ihn aber in dem Dorfe Leubingen, wo er ſie ſehr gütig aufnahm und die beſten Verſprechungen machte. Dieſe beſtanden nun aber in nichts anderem, als in dem Verlangen, die Stadt für die Dauer des Krieges dem Könige einzuräumen; doch ſolle die bürgerliche Obrigkeit ungehindert in ihrer Wirkſamkeit verbleiben. Ueber dieſe Propoſitionen berathſchlagte ſich der Rath am 21. September vom frühen Morgen bis an den Mittag, und noch war dieſe Berathſchlagung nicht zu Ende, als ſchon die Cataſtrophe für die Stadt eintrat.

Der Herzog Wilhelm von Weimar kam mit einigen Schwadronen Reitern vom Regiment Courville, mit denen der Herzog den rückkehrenden Deputirten auf dem Fuße nachgefolgt war, vor dem Thore an.

Es war in der Mittagsſtunde, als der Herzog, von einer kleinen Anzahl Reiter begleitet, vor dem Krämpferthore anlangte und dieſes geöffnet fand. Der auswendige Theil des Thores war mit Stadtſöldnern und der innere mit bewaffneten Bürgern beſetzt. — Vor dem Herzoge kam ein ziemlich ſchwer beladener Wagen, der auf der Zugbrücke über dem Graben halten blieb, bis der Herzog mit ſeinen Reitern herein war, und die Bürger ſo am Aufziehen der Zugbrücke hinderte. — Gleich nach dieſem Wagen kam nun der Herzog ſelbſt an, fand den Schlagbaum offen, und die Wache trat bei ſeiner Ankunft unter das Gewehr, um ihm die Honeurs zu machen. Wie ſtaunten aber die guten friedlichen Stadtſöldner, als die Begleitung des Herzogs auf ſie einſtürmte und ſie in der Geſchwindigkeit entwaffnete. Schnell ſprengten nun die Reiter um den Wagen, der auf der Zugbrücke ſtand, und die Bürger hinderte, dieſelbe aufzuziehen. Schnell war auch dieſe Wache entwaffnet, und nun fuhr der Wagen, als er ſeinen Zweck erreicht hatte, in die Stadt herein. Die Reiter-Schwadronen folgten ihm ſchnell, und ſchnell ſprengten Abtheilungen von ihnen nach den andern Thoren, wo ſie ebenfalls die Wachen entwaffneten, ſo daß in kurzer Zeit die Stadt in den Händen der Schweden ſich befand. Der Herzog begab ſich nun mit ſeinen noch übrigen Reitern auf den großen Markt, **der Graben** (jetzt aber Friedrich Wilhelms Platz) genannt, wo er ſich mit ihnen in Schlachtordnung aufſtellte. Der Rath befand ſich in keiner geringen Verlegenheit über dieſe Occupation, da er es mit dem Kaiſer nicht geradezu verderben durfte, und ſchickte einige Deputirte an den Herzog mit dem Anfragen: Aus welcher Urſache der Stadt dieſes geſchehen ſey? „Auf Befehl des Königs von Schweden“ — war die Antwort — „welcher bald nachkommen und in der Stadt Quartier nehmen wird! Schafft Verpflegung für meine Leute, wenn wir Eure Freunde bleiben ſollen. Vor allen Dingen liefert die Stadtſchlüſſel aus!“

Eine kurze, aber ernſte Antwort des Fürſten! Die Stadtſchlüſſel wurden zwar dem Könige vorbehalten, doch wegen der Einquartierung ſchnell Anſtalt getroffen, ſo daß ſchon vor Abends Alles zur Ruhe war, und die Reiter ſich in ihren Quartieren gütlich thaten.

Die beiden Domſtifter nebſt den Klöſtern erbaten ſich vom Herzog Salvegarden zu ihrem Schutz, doch dieſe halfen ihnen nur wenig, denn wenn ſie einander beſuchten und bei den Wein- und Bierhumpen ſaßen, wurden unterdeſſen die von den Sicherheitswachen verlaſſenen Häuſer der Domherren ſowie die Klöſter, deren Beſchützer dieſe Säufer ſeyn ſollten, von ihnen geplündert, und ein alter Chronograph ſchreibt: „Ich habe ſelbſt geſehen, wie die Reiter auf ihre Pferde traten und den Pfaffen durch die Fenſter in die Häuſer ſtiegen, da ſie doch beſtellt waren, dieſelben zu beſchützen.“

In ſolchem Zuſtande befand ſich die Stadt, als am Morgen des andern Tages die Nachricht eintraf, daß der König noch an dieſem Tage ſeinen Einzug in Erfurt halten werde. — Alle Einwohner waren voll Erwartung, niemand aber in größern Aengſten als die Domherren und Kloſtergeiſtlichen, und überall war man beſchäftigt, die Kirchenſchätze zu verſtecken, damit ſie den ſchwediſchen Ketzern nicht in die Hände fallen möchten. —

22.

Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege.

2.) Der König von Schweden zieht in Erfurt ein.

(Fortſetzung des vorigen.)

Schon am Morgen des folgenden Tages verbreitete ſich die Nachricht in der ganzen Stadt: „Noch heute komme der König! und dieſes war die Loſung zu den thätigſten Anſtalten, ihn mit freudiger Ehrfurcht zu empfangen. Die Lutheraner, welche bereits die Wirkung des kaiſerlichen Reſtitutions-Edicts in vielfachen Zurückforderungen von Kirchen, Klöſtern und geiſtlichen Gütern ſchwer empfunden hatten, ſahen in ihm ihren Beſchützer gegen Unterdrückung, und ſelbſt die Katholiken, ob ſie gleich die Anweſenheit des Königs fürchteten und ihn als einen Feind ihres Glaubens anſahen, fanden ſich doch durch ſo viele Handlungen der Gerechtigkeit, die von ihm bekannt waren, getröſtet, auch hielt er ſeine Krieger da, wo er ſich befand, kräftig im Zaum, ſo daß ſie ſich guter Mannszucht befleißigen mußten: denn **Guſtav Adolph** war ſtreng gerecht und konnte, bei aller Güte und Milde, auch unerbittlich ſtrafen; daher hatten die Katholiken wenigſtens keine Plünderung zu beſorgen, ſo lange er in dieſer Stadt weilte.

Es war am 22. September 1631 Nachmittags um vier Uhr, als das prächtige, vielſtimmige Geläute auf den ſechs Thürmen des Doms zu Unſrer Lieben Frauen und der nahen Stiftskirche des heiligen Severs, ſo wie auf allen Kirchthürmen der Stadt ihre gewaltigen ehernen Stimmen erhoben und in Gemeinſchaft mit dem Donner der Kanonen auf den Wällen und Mauern der Stadt ihren Einwohnern und den Nachbarn verkündigten, daß der ſiegreiche königliche Held ſich nahe und bald zu ihren Thoren einziehe. Viele Tauſende ſtrömten nun nach dem Andreas-Thore hin, wo man das ſchwediſche Heer aus der Ferne herannahen ſah. Der König war in der Mitte ſeiner Feldherren. Vom jubelnden Volke empfangen, zog er unter fortwährendem Kanonendonner, Glockengeläute und dem toſenden Freudengeſchrei vieler Tauſende durch das Thor in die Stadt ein, wo er von dem Stadtrathe und der evangeliſchen Geiſtlichkeit demüthig empfangen wurde. Der König gewann hier, ſowie auf dem ganzen Wege bis nach ſeinem Quartier, Aller Herzen, ſo daß der große weite Marktplatz bis an den ſpäten Abend mit Menſchen dicht erfüllt war, deren Blicke an den Fenſtern hingen, um den König, wenn er ſich einmal denſelben näherte, zu erblicken. Es überbrachte ihm der Rath die geforderten Stadtſchlüſſel, in ſechs Handkörben, und wurde von dem König freundlich empfangen. „Achtet meine Schweden — ſprach der Erhabene zu den beiden Rathsoberſten — als Eure Brüder, und Ich will Euch wieder als Meine Kinder achten. Bei Meiner

Königsehre betheure Ich Euch, daß Ich das, was Ich Euern Deputirten in Leubingen verſprochen habe, treulich halten werde; denn Ich ſuche nichts, als die Sicherheit und Freiheit des deutſchen Reiches zu befördern, und die evangeliſche Religion gegen die Bedrückungen des Papſtes und ſeiner Cleriſey zu beſchützen. So Gott will, wird es Mir gelingen; doch müſſen Mich auch dabei die Deutſchen unterſtützen: denn wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen.“

Am folgenden Tage beſah der König die Wälle und andere Befeſtigungswerke, ſo wie die Cyriacsburg, und kein feſter Punkt entging ſeiner Aufmerkſamkeit, er ordnete die Beſatzung dieſer Stadt an, und ſprach lange mit einem Kriegsbauverſtändigen über manche Verbeſſerung in der Befeſtigung der Stadt, wo ſpäterhin alle dieſe Pläne ausgeführt wurden, ſo daß man noch in den erſten Jahren dieſes Seculi Ueberreſte davon ſah und geſtehen mußte, daß jene Befeſtigungen reſpectabel genug geweſen ſeyn mögen.

Am Abende dieſes Tages zog der König die beiden Rathsoberſten abermals zur Tafel und unterhielt ſich auf das freundlichſte mit ihnen. „An den Befeſtigungen, welche dieſe Stadt umgeben — ſprach der König zu dieſen beiden Rathsherren — habe Ich geſehen, daß Eure Vorfahren ſorgſam dahin getrachtet haben, die Freiheit dieſer Stadt gegen die Bedrückungen von Außen tapfer zu defendiren. Daher bitte Ich Euch, ein Gleiches in dieſen bedenklichen Zeiten zu thun und lieber Euren tapfern Vorfahren nachzuahmen, in der Vertheidigung dieſer Stadt, als Euch feig Jedem zu unterwerfen, der gegen Euch in die Waffen tritt. — Auch Ich bin ein Menſch, und wie leicht iſt es geſchehen, daß Ich falle in dem Kampfe, den Ich unternommen habe, die politiſche und religiöſe Freiheit der Deutſchen zu retten; denn der Tod verſchont die Könige ſo wenig als andere Menſchen, und was würde dann aus Euch werden, wenn Ihr Euch blos auf Mich verlaſſen hättet.“

In der Frühe des kommenden Tages wurde den Beamten des Kurfürſten von Mainz angekündigt, den Mainzer Hof alsbald zu räumen und ihre Aemter niederzulegen. Dieſem Befehle wurde auch ſofort gehorſamt, und ein Juriſt, Johann Weinrich, wurde in dieſen Hof als Verwalter eingeſetzt, der nun die Mainziſchen Einkünfte für den König zu verwalten hatte.

Bei dem Beſuch, welchen der König noch an dieſem Tage der Domkirche machte, ließ er ſich das Grabmal der beiden unter die Heiligen verſetzten Biſchöfe, Adelar und Erban öffnen. Man fand, daß die ſilbernen Särge, in welchen ſie geruhet hatten, ſchon im Bauernkriege verſchwunden und in Bracteaten *) verwandelt worden waren, von denen man eine bedeutende Anzahl wieder geſammelt und in dieſem Grabmale beigeſetzt hatte. — Als nun der König die Reliquien ſah, denen man ſonſt faſt göttliche Verehrung erwieſen hatte, lächelte er und ſprach zu einem ihm naheſtehenden Herrn aus ſeinem Gefolge: „des Menſchen Wahn iſt ſein Himmelreich.“

In dem Benedictinerkloſter auf dem Petersberge,

---

*) Bracteaten auch Hohlpfennige genannt, waren dünne runde Stücken Silberblech, die durch das Schlagen auf der einen Seite das Gepräge auf der andern erhaben zeigten; alſo einſeitig geprägte Münzen. Man findet ſie blos noch in Münzſammlungen, ob ſie gleich im Mittelalter die gangbarſten Münzen waren. A. D. V.

zu welchem er ebenfalls hinanſtieg, ſprach er mit dem Prälaten, der als Abt dieſem Kloſter vorſtand, auf das freundlichſte, zeigte ſich ſehr unterrichtet von dem Kloſterleben und gab ſeine Achtung für den Benedictinerorden, wegen der vielen gelehrten Männer zu erkennen, die ſchon aus ſeiner Mitte hervorgegangen und der Welt durch ihr Wiſſen ſehr nützlich geworden wären; auch daß dieſe Ordensmänner nicht über die Grenzen ihrer Ordensregeln hinausgingen und ſich in Regierungsgeſchäfte mengten, wie z. B. die Jeſuiten, welche durch ihre Herrſchſucht ſchon ſo viel Böſes in der Welt geſtiftet hätten. —

„So darf ich es wohl nicht wagen, — bemerkte der Abt betreten, — Ew. Majeſtät die beiden Kloſterobern des Jeſuitenkloſters in dieſer Stadt vorzuſtellen, die ſolcher Gnade ſchon ſeit einigen Stunden in dieſem Kloſter harren. Es ſind ein Paar ſo gelehrte als gottesfürchtige Männer, die, ſoviel mir bekannt iſt, in ihrem Kloſter blos den Wiſſenſchaften und dem Gottesdienſte leben.“

„Laßt ſie kommen, entgegnete nun der König — Wir werden ja wohl hören, was ſie zu ſagen haben.“

Die beiden Jeſuiten *) traten jetzt ein, warfen ſich dem Könige zu Füßen und fleheten ihn an für ihr Kloſter um ſeine Gnade und mächtigen Schutz.

„Steht auf, Ihr Herren: — erwiederte ihnen der König freundlich ernſt. — Kniet nur vor Gott in Euerm Gebete, nicht aber vor mir, der Ich nur eins ſeiner Geſchöpfe bin. — Glaubt Ihr, Ich werde an Euch rächen, was Eure Brüder in

---

*) Es war der Pater Rector D. **Johannes Belling** und der Pater Prior Lic. **Wolfgang Schilling**, welche dieſe Geſandtſchaft übernommen hatten. A. D. V.

Wien, München und andern Orten, wo ſie mit Schlangenklugheit die Regierung leiten, an der Menſchheit verbrochen haben? Nein! das werde Ich nicht, ſondern die Rache Gott überlaſſen. — — Fragt Euch aber ſelbſt: ſind die böhmiſchen Unruhen nicht hauptſächlich durch die Umtriebe Eures Ordensbruders, des Pater Lemmermann entſtanden? und hat er das Kriegsfeuer nicht bisher immer genährt und unaufhörlich angeblaſen? Glaubt Ihr in Euerm Orden an kein Gericht Gottes? Glauben dieſe, Eure Brüder, nicht, daß ſie dereinſt dem ewigen und allgerechten Richter werden ſchwere Rechenſchaft geben müſſen über das viele Blut, welches durch ihre Verſchuldung vergoſſen, und die ſchrecklichen Greuel des Krieges, welche ſeit dreizehn Jahren verübt worden ſind? — Würden ſie nicht weit beſſer gethan haben, wenn ſie ſich blos an ihr Gebetbuch gehalten und keine ſolchen Blutbäder im Gefolge ſo großen Elends veranlaßt hätten? O, Ich weiß mehr von Euern Ordensbrüdern und ihren geheimen Schlichen, als Ihr wohl glauben werdet. Ich weiß, daß die Abſichten der meiſten derſelben böſe. und ihre Maximen gefährlich ſind. — Doch dieſer ehrwürdige Herr hier hat Euch als fromme und gottesfürchtige Männer empfohlen, die in ihrem Kloſter blos dem Gottesdienſte und den Wiſſenſchaften leben. Dies Fürwort ſoll gelten, und Ich will Euch nun Meine Gnade zufließen laſſen und Meinen Schutz ertheilen. Aber Ich ermahne Euch auch ernſtlich, daß Ihr Euch durchaus ruhig verhaltet, und dieſe Gnade nicht etwa durch Schritte verſcherzt, die Ihr geheim wähnt, die es aber für Mich nicht ſind, weil Ihr auf allen Seiten beobachtet werdet, und Meine Kenntniß aller Eurer Unternehmung eine Folge davon ſind, daß Könige viel Macht und lange Arme haben, und daß ihnen daher mehr Mittel zu Gebote ſtehen, als andern niedriger ſtehenden Leuten, und wäre es auch ein noch ſo verbreiteter Mönchsorden. — Euch beiden will Ich es geſtehen, daß es Mir leid thun würde, wenn Ich mit Strenge gegen Euch und Eure Brüder verfahren müßte; was aber irgend in Euerm Kloſter geſchieht, dafür ſeyd Ihr Beiden Mir verantwortlich, weil Ihr die Obern ſeyd. Darum wachet über Eure Brüder, damit keiner derſelben Etwas thue, was Mich zur Strenge gegen Euer Kloſter reizen könnte. — So gehet denn mit Gott, folgt Meinen Ermahnungen und bewahrt Euch Meine Gnade.“ —

Hiermit war die Audienz zu Ende. Der König bot den beiden Jeſuiten zum Abſchiede freundlich die Hand, welche ſie ergriffen und ehrfurchtsvoll an die Lippen drückten, dann aber ſich entfernten und in ihrem Kloſter die ſtrenge Verfügung trafen, daß kein Ordensbruder ſich im geringſten in Politik miſche und damit ein großes Unglück über das Kloſter bringe. Beide Obern ſahen wachſam auf die Brüder und müſſen ſich ſtreng nach dem königlichen Gebote gerichtet haben; die Chronik meldet nichts von harten Maßregeln, die von Seiten der Schweden gegen dieſes Kloſter ergriffen worden wären, ſelbſt als der König ſchon todt war, und die Schweden (von 1636 an) wieder in Erfurt hauſten.

Die Worte des Königs hatten, weil ſie anerkannte Wahrheiten enthielten, einen ſo tiefen Eindruck in das Gemüth des Pater Rectors gemacht, daß er ſeine Ehrfurcht vor dieſem wahrhaft großen Manne laut und auch dann noch ſo und unverholen ausſprach, als die Schweden ſchon längſt nicht mehr in Erfurt waren. — „Nie kann ich mich genug über dieſes vortrefflichen Königs Verſtand und große Heldentugenden wundern, — ſprach der Pater Rector oft zu ſeinen Freunden, — und ich wünſche von Herzen, daß doch die vortrefflichen und höchſtgottſeligen Meinungen deſſelben möchten nach Rom und an alle katholiſche Höfe berichtet werden, wo ich denn hoffe, daß ſie nicht ohne Wirkung bleiben würden.“ — *)

Dieſe Scene aus dem Leben des großen Königs giebt einen deutlichen Beweis von ſeiner trefflichen, gottesfürchtigen Geſinnung und Handelsweiſe, und verdiente deshalb wohl hier eine Stelle, beſonders da Guſtav Adolphs Leben und Wirken für Sachſen von ſo hoher Wichtigkeit war; denn trat er nicht rettend hinzu, ſo war dieſes Land, vielleicht der ganze Proteſtantismus, verloren, da von dem vielköpfigen in Leipzig geſchloſſenen Fürſtenbunde wenig Erſprießliches zu erwarten war.

Am 26. September verließ der König die Stadt Erfurt wieder mit ſeinem Heere und ging mit demſelben neuen Siegen entgegen.

Vielleicht geben wir im Monat October die Fortſetzung dieſer Scenen, unter dem Titel: Der Herzog Wilhelm von Weimar in Erfurt, worauf wir uns hiermit beziehen wollen.

---

*) Eigne Worte des D. Belling.

19.

Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege.

3.) Das Pirnaiſche Elend.

(Fortſetzung vom 23. April B. 2. S. 324 — 335.)

So war denn nun die Stadt **Pirna** in den Händen der Schweden, doch ihre Leiden hatten ihre Endſchaft keinesweges erreicht, ſondern nur eine andere Geſtalt angenommen. — Zwar ſchien **Banner** mildere Geſinnungen als früher zu hegen, und er fertigte nicht allein am 26. April einen Schutzbrief für die Stadt aus, in welchem er ſeinen Soldaten auf das ſtrengſte befahl, die Einwohner in Ruhe und Friede zu laſſen; ſondern er ließ auch den General-Rumormeiſter in Begleitung von zwölf Trommelſchlägern und funfzig Mann Kriegern in der Stadt herumziehen. Die Soldaten, welche ſich noch in der Stadt aufhielten, mußten hinaus in's Lager, die Bürger aber durften ſich in einer gewiſſen Zeit, bei Lebensſtrafe, nicht aus den Häuſern begeben. Die in die Kirche Geflüchteten wurden ermahnt, in ihre Häuſer zurückzukehren, und als ſie, aus Furcht, nicht ſogleich ſich herauswagten, kam **Banner** ſelbſt, mit aufgeſtreiftem Aermel und dem bloßen Schwerte in der Fauſt, in die Kirche und trieb dieſe Angſtvollen mit Gewalt hinaus. —

Nun begann die Noth der armen Bewohner Pirna's von einer andern Seite; denn die ſächſiſche Beſatzung des **Sonnenſteins** vertheidigte dieſe Veſte auf das tapferſte, und der Commandant derſelben ſteckte die ihr naheliegenden Gebäude in Brand;

die Schweden aber ahmten ſeinem Beiſpiele im vergrößerten Maßſtabe treulich nach, ſo daß abermals eine Menge armer Menſchen ihres Obdachs und aller Habe beraubt wurden, was aber zur Eroberung des Sonnenſteins nichts beitrug; vielmehr zog ſich Banner, nachdem er den Schutzbrief für die Stadt erneuert hatte, und ſich nicht durch die längere Belagerung dieſer Veſte von andern größern Thaten abhalten laſſen wollte, mit ſeinem ganzen Heere von der Stadt zurück und wendete ſich nach Böhmen. In der Stadt aber blieb der Oberſte Patrik Kyniemont, ein geborner Schotte, mit ſeinem Regimente Fußvolk und dem Bannerſchen Dragonerregimente, zur Beſatzung zurück, um die Belagerung der Veſte Sonnenſtein in eine Blokade zu verwandeln und der Beſatzung dieſer Veſte die Proviantzufuhr abzuſchneiden. Der Hunger ſollte nun thun, was bisher das Geſchütz nicht hatte vermocht. Um dieſes nun zu bewerkſtelligen, wurde der Major Jakob Wanke mit 120 Mann Dragonern nahe beim Sonnenſtein aufgeſtellt, die beſtändig herumſtreifen mußten, um jede Zufuhr für die Beſatzung dieſer Veſte zu verhüten. Am 19. Mai aber, als ſchon ziemliche Noth in derſelben eingeriſſen war, kamen die Sachſen Abends mit wenigſtens 1500 Mann und mehreren Wagen an, überfielen die Schweden, welche ſich zwar tapfer wehrten und auch noch Verſtärkung erhielten, demohngeachtet aber endlich doch geſchlagen wurden, wobei der Major Wanke mit 200 Mann in ſächſiſche Kriegs-Gefangenſchaft fiel und nach Dresden abgeführt wurde. — Dieſes Unternehmen, die Veſtung zu verproviantiren, wurde noch einigemale mit Glück wiederholt, und die Schweden lernten es einſehen, daß ſie auch auf dieſem Wege wenig ausrichten würden.

Die armen Einwohner Pirna's und ſeiner nächſten Umgebung mußten dieſes Mißgeſchick entgelten. Plünderungen und Mißhandlungen waren an der Tagesordnung, und was ſie von den Schweden nicht erdulden durften, fügten ihnen die eigenen Landsleute zu. Dieſe feuerten ſehr oft von oben herab in die Straßen, und eine Menge Menſchen, Soldaten, Bürger, Kinder und Frauen wurden verwundet oder getödtet. — Auch der Mangel an Brod riß unter den Einwohnern ein, der um ſo drückender wurde, da der Rath nicht im Stande war, Vorſorge für die Einwohner zu treffen, indem die Bürgermeiſter und Rathsherren auf das ſchärfſte beobachtet wurden, ſo daß ſie mit keinem Bürger reden durften. — Das gewöhnliche Wort der Schweden gegen die Bürger war kein anderes als: „Ihr ſeyd allzumal Schelme und Verräther, die es Alle verdienten, daß man ſie mit ihren Brod-Ratten *) einſperrte, und durch ein Paar Tonnen Pulver die Luft wieder gereinigt würde. —" Aus dieſen Worten läßt ſich auf die Geſinnung der Schweden gegen die Bewohner Pirna's ſchließen, und welche Behandlung dieſe von jenen erfuhren.

Es wurden die Unglücklichen täglich geplündert, beraubt, gemißhandelt, und als die Sachſen bei einem der mehrfachen Verſuche, die Stadt von den Schweden zu befreien, bei dem Abzuge fünf Mühlen verderbt hatten, ſo wurden Handmühlen errichtet, und dieſe wurden von den Einwohnern getrieben,

---

*) So nannten die Schweden die Kinder. A. d. V.

welche auf den Straßen eingefangen und mit Schlägen zu dieſer Arbeit gezwungen wurden. Die Sakriſtei in der Kirche, wohin die Einwohner ihre werthvollſten Sachen geflüchtet hatten, wurde erbrochen und auch dieſer letzte Reſt des ehemaligen Wohlſtandes war nunmehr dahin. Mancher Bürger, einſt mit zeitlichen Glücksgütern geſegnet, ſtarb in tiefer Armuth vor Kummer, und unter dieſen befand ſich auch der Bürgermeiſter Hanns Promnitz, und der Stadtrichter Michael Pietſch.

Nachdem am 16. Juli abermals ein ſächſiſches Corps von 2500 Mann, mit zwölf ſchweren Kanonen, in der Nähe von Pirna erſchienen war, und noch am Abend dieſes Tages eine ſchwediſche Schanze erobert hatte, begann am folgenden Morgen der Sturm auf die übrigen Schanzen, und nach einem furchtbaren Gefecht, in welchem beide Theile mit großer Erbitterung fochten, hatten die Sachſen am Abend geſiegt, und die Beſatzung des Sonnenſteins war von Neuem mit Mundvorrath wohl verſehen. Nun forderten die Sachſen die ſchwediſche Beſatzung der Stadt zur Uebergabe auf; als ſie aber abſchlägige Antwort erhalten hatten, beſchoſſen ſie am 18. Juli die Stadt ſelbſt von drei Seiten, wodurch an drei Orten Sturmlücken eröffnet wurden. Am obern Thore ſtürmten die Sachſen. Hart war das Gefecht, und mehr als 200 Schweden blieben auf dem Platze, dennoch behaupteten ſie ſich, und die Sachſen zogen ſich zurück. — Während dieſes Sturms wüthete das Feuer von den ſächſiſchen Batterien auf die Stadt immer fort, und von Mittags bis Abends ſieben Uhr fielen 978 Granaten und 120

Bomben in der Stadt nieder; doch am folgenden Tage brannte man die letzten Reſte der Vorſtädte nieder, ſo daß von dieſem einſt ſo beträchtlichen Theile der Stadt gar nichts mehr übrig war.

Nach dieſem Tage beſchoß man die Stadt nicht mehr, vermuthlich hatte man erwogen, daß es eine ſächſiſche Stadt ſey, und daß die Kugeln und Bomben den Häuſern mehr Schaden thäten als den Schweden; doch als am 23. Juli der General Stalhantſch mit einem Hülfskorps herankam, zogen ſich die Sachſen zurück und wurden von den Schweden verfolgt, wobei es zu einem Gefechte kam, in welchem der Oberſte Kyniemont, welcher als Stadtcommandant in Pirna die armen Einwohner ſehr geplagt hatte, ſein Leben einbüßte. — Wahrſcheinlich aus Rache für den Tod des theuern Waffenbruders ließ der General Stalhantſch am folgenden Tage an dreißig Dörfer in der Umgegend anzünden, und die Einwohner wurden, wenn ſie löſchen wollten, auf das ſchrecklichſte gemißhandelt. Dieſes Unweſen trieb Stalhantſch drei Tage lang und zog ſich dann, als er die Stadt mit verſchiedenen Nothwendigkeiten verſehen hatte, mit ſeinem Heere nach der Lauſitz, wohin ihm die ſämmtlichen böhmiſchen Exulanten, die ſich der Religion wegen aus ihrem Vaterlande nach Sachſen geflüchtet, und zeither den Schweden, durch ihre geheimen Nachrichten gegen die Stadt Pirna, zum Dank für den gegebenen Aufenthalt, gute Dienſte geleiſtet hatten, nachfolgten, doch ſchon am andern Tage, nachdem ſie mit den Schweden über die Elbe geſetzt waren, wurden ſie von dieſen ihrer Habe beraubt und dem Schickſale hülflos überlaſſen. So wurde Undankbarkeit wieder durch Undankbarkeit beſtraft.

24.

Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege.

4) Das Pirnaiſche Elend. — Die Stadt wird endlich davon erlöſt.

(Fortſetz. d. vor. Abſchnittes.)

Der Monat Juli war, nebſt ſeinen ältern drei Brüdern, in dieſem Elende vergangen, doch dieſes hatte noch kein Ende: da am 2. Aug. der General Stalhantſch, in Gemeinſchaft des Oberſten Herrmann Wrangel, zurückkehrte und nun Leute ausſendete, das Getreide jenſeits der Elbe abzumähen, wo jedoch durch die regneriſche Witterung das meiſte davon verfaulte.

An des getödteten Kyniemonts Stelle war der Oberſte Jeßwitzky Stadtkommandant geworden, weniger boshaft, doch nicht minder hart als jener. — Demüthig wendeten ſich die hochbedrängten Einwohner Pirna's an ihn und baten ihn um Verminderung ihrer Leiden; doch der ganze Troſt, den ſie erhielten, beſtand in der Verſicherung: daß er kaum ſeine Soldaten verſorgen, für ſie aber gar nichts thun könne. Jammernd gingen nun die armen Deputirten von ihm, und das Elend dauerte fort, nur der Hunger wurde durch die aus der Lauſitz angekommenen ſechshundert Scheffel Getreide einigermaßen umgangen; allein die übrigen Arten des ſchrecklichſten Elends, worunter das heftige

Feuer der Schloßbeſatzung in die Straßen nicht das geringſte war, währete faſt ununterbrochen fort, beſonders, als ſich die Schweden immer mehr dem Schloſſe näherten.

Endlich, eben als die Noth faſt am höchſten geſtiegen war, flammte plötzlich ein Stern der Hülfe in dieſer ſchwarzen Nacht der Trübſal. Das Gerücht verbreitete ſich: daß der kaiſerliche General Hatzfeld mit einem mächtigen Heere heranziehe, um Sachſen von den Schweden zu befreien. Jetzt ſchickte der Oberſte Jeßwitzky eine 75 Mann ſtarke Abtheilung Reiter nach Freiberg hin, um zu ſehen, was an dem Gerüchte wahr ſey. Von dieſem Commando kam am Abende deſſelben Tages noch ein Corporal zurückgeſprengt, mit der Meldung: Hatzfeld ſey wirklich im Anzuge und ſeine Waffenbrüder wären ſämmtlich todt oder gefangen. Am 27. Aug. ſah man auch in der Umgegend Pirna's die Hatzfeld'ſchen Vortruppen ſtreifen, welche eine Anzahl zu den Schweden gehöriger Fouragirer gefangen nahmen und 30 Pferde mit ſich fortführten. Hatzfeld verſorgte in der Nacht des 29. Auguſt die Beſatzung des Sonnenſteins reichlich mit Munition, wendete ſich dann am folgenden Tage und zog nach Dresden, wobei die nachſetzenden Dragoner an 30 Mann verloren. —

So war denn den armen Bewohnern Pirna's abermals ein aufgegangener Hoffnungsſtern verſchwunden, und das Elend hatte eine neue Geſtalt angenommen.

Durch die bisherige Belagerung des Schloſſes waren die Röhrwaſſerleitungen zerſtört worden; die Brunnen aber, die noch gangbar waren, wurden von der Veſte herab ſo heftig beſchoſſen, daß man nur mit Lebensgefahr Waſſer von ihnen erholen konnte. Da zwangen die Schweden Kinder und Geſinde der Bürger, ſich an dieſe Brunnen zu wagen, bei welchem Geſchäft viele um das Leben kamen oder ſchwer verwundet wurden. Und ſo rechnet man, daß in dieſen ſchrecklichen ſechs Monaten des tiefſten Elends von den Einwohnern dieſer Stadt, über ſechshundert das Leben eingebüßt und vierhundert den Bettelſtab ergriffen hatten. Doch die Schweden hatten durch die Einnahme der Stadt und die Belagerung der Veſte an 3000 Mann verloren, und dieſes hatte Banner, unter manchem Kernfluche, ſelbſt geſtanden.

Endlich erſchien am 19. September das vereinigte kaiſerlich-ſächſiſche Heer im Angeſicht der Stadt. Der Kurfürſt hatte ſelbſt den Oberbefehl übernommen, und unter ihm leiteten die Generale Hatzfeld und Arnheim die Operationen. Man näherte ſich vorſichtig der Stadt, obgleich das Heer 10,000 Mann ſtark war. Dies verurſachte Verzug, und ſo wurde es denn möglich, daß Banner am 22. September mit zwölf Regimentern Reiterei und vier Regimentern Fußvolk herbeieilen und in die Stadt einrücken konnte. Er wollte eine Schlacht entſcheiden laſſen, und die Vereinigten zogen ſich zurück, um dieſelbe in den Ebenen von Dresden zu halten; doch der geniale Banner wollte dieſes nicht, und machte deshalb rückgängige Bewegungen. Bald überzeugten ſich auch die Schweden, daß ſie, ohne zu viel auf das Spiel zu ſetzen, die Stadt nicht länger behalten könnten. Deshalb faßten die ſchwediſchen Befehlshaber den Entſchluß: die Sadt Pirna durch die Flammen zu vernichten, da der Sonnenſtein doch einmal nicht zu nehmen ſey.

Dieſer Vorſatz wurde bekannt, und wer vermag es nun, den Schrecken der Einwohner zu ermeſſen, als ſie dieſe Nachricht hörten. — Allgemeines Jammern war die Folge davon. — Der Rath vereinigte ſich mit der Geiſtlichkeit, und ging mit einem Schreiben an den Feldherrn, in welchem ſie ihn auf das beweglichſte um Schonung baten, demſelben auf dem Wege nach Zehiſta entgegen. Er nahm es, las es durch, zerriß es dann, warf es von ſich und rief in großer Wuth ihnen entgegen:

„Wenn es Euerm Landesfürſten nicht bedenklich geweſen iſt, Euch zu verderben; wer kann mir, der ich der Feind bin, es zumuthen, Mitleiden mit Euch zu haben. — Geht! — Ergebt Euch in Euer Schickſal, es kann nicht anders ſeyn!“ —

Dieſen harten Spruch wiederholte Banner, als er in die Stadt gekommen war, und die Rathsherren, Geiſtliche und viele andere angeſehene Männer ihm ihre Bitte um Schonung nochmals an das Herz legten; und auch die Deputation der Bürger, welche in Zehiſta, dem Hauptquartiere Banners, ihn fußfällig um Schonung baten, fanden keine Gnade, mit rauhen Worten wies er ſie ab und rieth ihnen, ſich mit Weib und Kindern aus der Stadt zu packen, denn ſie würde geplündert und verbrannt.

Da mußten ſich denn endlich die unglücklichen Bürger Pirna's entſchließen, mit Weib und Kind und dem Wenigen, was ihnen von ihrer Habe noch übrig geblieben war, die Stadt zu verlaſſen, wo denn ein großer Theil ſich über die Elbe ſetzen ließ, bei welcher Fahrt ein Bürgermeiſter und zwei Rathsherren die Fährleute machten. — Kaum waren ſie fort, als auch, es war am 24. September (1639) — alle Krieger des ſchwediſchen Heeres aus dem Lager in die Stadt gelaſſen wurden. Dieſe durchſuchten alle Winkel, nahmen, was ihnen anſtand, und zerſtörten, was ſie nicht gebrauchen oder nicht fortbringen konnten. Die Federbetten ſchnitten ſie auf, ſchüttelten ſie aus und führten dann die Pferde in die Stuben, um durch den Unrath derſelben ſie für alle Zeiten zu verderben. Die Fenſter und Thüren wurden eingeſchlagen, und alles Hausgeräthe zerhauen. Dann befahl Banner, die Stadtmauern einzuwerfen und die Wälle in den Graben zu ſtürzen. — Dies geſchah.

Und ſo ſtand denn die Exiſtenz der Stadt auf dem Spiele und die Noth derſelben war auf das höchſte geſtiegen; da erbarmte ſich Gott und erweckte ihr, in einem Befehlshaber der Feinde, einen Engel, als man es nicht mehr hoffte. —

Den ſchwediſchen Oberſten, Samuel Oeſterling, rührte die Noth der armen Pirnaer, und er ließ den Apotheker Jakobäer, einen der wenigen Bürger, die es gewagt hatten, dazubleiben und von dem Ihrigen zu retten, was möglich ſey, zu ſich rufen. Hier rieth er ihm, nach Lichtenburg zur verwittweten Kurfürſtin, oder nach Dresden zur Kurprinzeſſin zu eilen, welche durch die Schweſter ihrer Mutter, der verwittweten Königin von Schweden, mit der Königin Chriſtina nahe verwandt war, und ſie um eine Fürbitte für die arme Stadt Pirna anzuflehen.

Der Apotheker eilte fort und trat ſeine Reiſe nach Dresden auf einem Pferde des Oberſten Oeſterling an. Zufällig traf er auf dem Loſchwitzer Berge den Rittmeiſter **Jungbanns**, der ihn kannte, und ihn durch eine Ordonnanz nach Dresden bringen ließ, wo er durch den Stadthauptmann **Walwitz** vor den Kurfürſten geführt wurde, der ihn fragte, wie es in Pirna gehe? — „O, das möchte ſich Gott erbarmen, wie es jetzt ſteht, gnädigſter Kurfürſt und Herr! Die Schweden ſind Willens, die Stadt zu verlaſſen, zuvor aber durch Feuer gänzlich zu ruiniren.“ — Nun erzählte dieſer Mann weiter, wie die Thürme, das Salzhaus und andere Häuſer mit Stroh und Pechkränzen ſchon angefüllt wären, der Oberſte **Oeſterling** aber, der vom Feldmarſchall **Banner** zur Ausführung dieſes Brandes befehligt ſey, Erbarmen mit der Stadt gehabt, und ihm gerathen habe, ſich an die verwittwete Kurfürſtin, ſo wie an die Kurprinzeſſin zu wenden, und von ihnen eine Fürbitte für die Stadt an **Banner** auszuwirken, welche zuverläſſig eine gute Wirkung haben und die Stadt vom Brande retten werde. — Dem Kurfürſten gefiel dieſer Vorſchlag, und er übernahm es ſelbſt, mit der Kurprinzeſſin deshalb zu ſprechen. — Bald darauf kam er zurück und übergab das Schreiben an den Apotheker, welcher nun zurück nach Pirna eilte. Schnell rief er die noch übrigen in der Stadt gebliebenen Bürger zuſammen, und an ihrer Spitze eilte er nun hinaus zu dem Feldmarſchall, dem er das Schreiben ſelbſt überreichte, und ihn mit herzbrechenden Worten bat, die arme unſchuldige Stadt zu verſchonen. Nachdem **Banner** das Schreiben geleſen hatte und alle Blicke nun an ſeinen Geſichtszügen hingen, da ſprach er nach kurzem Nachdenken, ernſt, doch nicht ſtreng: „Geht und meldet Euch in einigen Stunden bei dem Commandanten der Stadt, da werdet Ihr meine Reſolution hören; die Stadt wird von den Schweden geräumt!“

Zagend und dennoch hoffend, gingen jetzt dieſe Bürger zurück nach der Stadt und meldeten ſich nach einiger Zeit bei dem Commandanten, den ſie mit einigen Offizieren am Zechtiſche trafen und ihm ihre Bitte vortrugen. Seine Antwort war nicht freundlich! — Zwar machte er ihnen kund, daß ſie mit dem Brande würden verſchont werden; allein er verlangte dafür ſeine Gebühr als Commandant der Stadt, mit 4 bis 5000 Thalern, und auch noch die Auslöſung der ihm ebenfalls anheimgefallenen Glocken. Der Apotheker und noch einige andere Bürger, die man ebenfalls für wohlhabend hielt, wollte er als Geißeln mit ſich nehmen, und „Du — ſprach er insſondere zu Jakobäern — „Du bleibſt hier, bis man die Bürgermeiſter Werner und Raffßen gefunden hat, dann kommt Ihr nicht eher los, bis Ihr mir einen Wechſel auf Hamburg ausſtellt. Jetzt werde ich durch einen Corporal mit zehn Musketieren jene beiden Männer ſuchen laſſen.“ — Doch Jakobäers Geiſtesgegenwart war noch nicht zu Ende; denn er entgegnete dem Oberſten ſchnell: „Herr Oberſter! wenn Er dieſe Leute durch Soldaten will ſuchen laſſen, ſo werden ſie nicht gefunden werden. Laſſe Er mich gehen, ich will ſchon ſehen, daß ich ſie finde und mit guten Worten herbringe. Hierüber war der Oberſte ſehr erfreut, trank dem Apotheker ein großes Glas zu und entließ ihn. — Freudig eilte Jakobäer jetzt fort, aber nicht, um die Bürgermeiſter zu ſuchen, ſondern zu dem edlen Oeſterling, dem er Alles erzählte, wie es ſtand. Dieſer Biedere freute ſich, daß ſein guter Rath ſolche Früchte getragen hatte, und wenige Minuten ſpäter hörte man einen Tambour, von Oeſterlings Quartiere aus, durch die Straßen ſchlagen und einen Ausrufer es verkündigen: daß kein Schwede bei Lebensſtrafe länger in der Stadt verweilen dürfe. — Da ſich nun die entſcheidende Stunde näherte, ſtieg dieſer edle Mann zu Pferde, um überall thätig zu ſeyn. — Die Bürger ermahnte er, fleißig zu löſchen, da die Soldaten die Thürme dennoch anzünden würden.

Endlich ſchlug die Stunde der Erlöſung von dem Elende, unter deſſen Laſt dieſe Stadt bisher geſeufzt hatte, ja ihm faſt erlegen war. Doch noch war die Gefahr nicht ganz vorüber; denn die Schweden brannten die Thore, die Thürme und das Salzhaus an und zogen dann ab, die Bürger aber, durch den edlen Oeſterling vorher in Kenntniß geſetzt, eilten herbei und löſchten ſo eifrig, daß auch dieſe Gefahr vorüberging

So war zwar die Stadt Pirna von der gänzlichen Zerſtörung gerettet; aber ihre nächſte Umgebung war eine wahre Wüſtenei geworden, wo 423 Brandſtätten ein trauriges Zeugniß vom frühern Wohlſtande gaben. Gärten und Felder waren, ſo wie die Stadt, verödet. Die ausgewanderten Bürger kehrten bald zurück, als der Feind abgezogen war, aber jene Gebäude konnten nur langſam und theilweiſe wieder erbaut und die Gärten, wie die Felder, wiederhergeſtellt werden, und mit Schaudern hörten noch in ſpätern Jahren die Enkel zu, wenn ihnen die hochbejahrten Greiſe vom Pirnaiſchen Elend erzählten.

25.

Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege.

5) Chemnitz wird belagert und erobert.

(Fortſ. vom 25. Aug.)

Als ſich die Kaiſerlichen zurückgezogen hatten, glaubten ſich die Chemnitzer von aller Gefahr befreit, ja es brachen ſogar die drei Compagnien, welche zeither in dieſer Stadt zur Beſatzung gelegen hatten, am 23. September auf und zogen ſich nach Freiberg. Bald kamen aber neue Flüchtlinge vom Lande in der Stadt an, beſonders aber die Landpfarrer, denen es bei den Einfällen der Kaiſerlichen am ſchlimmſten erging. Von dieſen erfuhr man, daß **Holke** mit ſeinem Heere von Freiberg her wieder nach dieſer Stadt zu ziehen ſcheine, und die kaum ausgezogene Garniſon kam am 25. September früh im angeſtrengten Eilmarſch wieder in dieſer Stadt an, und kurz darauf verkündigte der Dampf von angezündeten Dörfern, daß der Feind wieder da ſey, worauf man in der Stadt eiligſt Anſtalten zur Gegenwehr traf, welche ſchon am 27. Sept. als nützlich gefunden wurde.

Holke hatte ſein Hauptquartier auf dem Schloſſe bei Chemnitz, und ſein Heer lagerte ſich um die Stadt her. Die Dörfer **Cappel** und **Ebersdorf** loderten in Flammen auf, ſo wie auch die andern nahen Dörfer geplündert wurden, wobei man das Vieh aus ihnen wegtrieb.

Noch an dieſem Tage geſchah der erſte Angriff vor dem Johannisthore durch kaiſerliche Dragoner; dieſe wurden aber durch ein ſo lebhaftes Feuer von den Mauern begrüßt, daß ſie ſich zurückzogen und ſich lieber in den Vorſtädten einlegten, da man dieſe nicht hatte abbrennen wollen.

Auf dem nahen Cattsberge, (auch Katzenberg genannt,) wurde von den Kaiſerlichen eine Batterie von ſchweren Neun- und Zwölfpfünder-Stücken aufgefahren, und mit dieſen ein heftiges Feuer auf die Stadt eröffnet, welches an den Gebäuden großen Schaden that, ſonſt aber, außer einem Knaben, der im Zwinger erſchoſſen wurde, keinem Menſchen das Leben koſtete, obgleich mehr als hundert Kanonenſchüſſe geſchahen. —

Am folgenden Tage meldete ſich frühe zwiſchen 7 und 8 Uhr ein Trommelſchläger vor dem Thore, den man annahm und mit verbundenen Augen zum Thore herein und in das Quartier des Hauptmanns Rabil führte. Das Schreiben, welches er brachte, enthielt abermals die Aufforderung zur Uebergabe; doch der Hauptmann gab wiederholt abſchlägige Antwort, und der Trommelſchläger kehrte damit zurück, worauf das Feuer nicht allein von dieſer Batterie, ſondern auch von den andern neuerrichteten wieder anhob, und zwar weit ſtärker als das vorigemal, und es vermehrte ſich immerfort, ſo daß es großen Schaden that. — Hieraus lernte man nun des Feindes große Macht erkennen und daß man die Stadt bei längerer Gegenwehr muthwillig aufopfere. Dieſes wurde dem Commandanten von mehreren Bürgern dringend vorgeſtellt, und dieſer gab nun, als er die feindliche Uebermacht hatte kennen lernen und erwog, daß fernere Gegenwehr unnütz ſey, dieſen Bitten Gehör. Es wurde nun die weiße Fahne ausgeſteckt und ein ſächſiſcher Lieutenant in das kaiſerliche Hauptquartier geſchickt, wogegen ein kaiſerlicher

Offizier gleichen Ranges als Geißel in die Stadt kam. Die Capitulation wurde bald abgeſchloſſen; denn es mußte Holken, der mit dem Plane Wallenſteins bekannt war, natürlich viel daran gelegen ſeyn, auch dieſe feſte Stadt ſo ſchnell als möglich in ſeine Gewalt zu bekommen, und ſo wurde am 29. Sept. die Stadt übergeben. Die kurfürſtliche Beſatzung ſtreckte das Gewehr und zog, mit dem Stabe in der Hand und dem Gepäck auf dem Rücken, noch an dieſem Tage, in der fünften Stunde Nachmittags, aus der Stadt, ohne kriegsgefangen zu ſeyn. — Kaum waren dieſe Kriegsleute abgezogen, als man vor dem Niklasthore die Trompeten und Trommeln der Kaiſerlichen zum Einzug erſchallen hörte. Schon dunkelte es, als der Feldherr Holke vom Schloſſe her an der Spitze einer Abtheilung ſchwer gerüſteter Reiter ankam, welcher einige Fahnen Fußknechte folgten. Dieſer Zug nahm ſeinen Weg nach dem Markte, wo die Reiter ſogleich in Quartier kamen, die Kriegsleute zu Fuß aber unter freiem Himmel bei angezündeten Wachfeuern die Nacht hindurch bivouakirten und Lebensmittel erhielten, bis ſie am folgenden Morgen einquartiert werden konnten. Dies war das Vorſpiel; doch am folgenden Tage begann eine Reihe von Drangſalen für dieſe Stadt, welche ſie im Laufe dieſes Jahres noch nicht erduldet hatte. Der feindliche Feldherr verlangte 11,000 Thaler Brandſchatzung, oder er werde die Häuſer der Stadt ausplündern laſſen. Um nun dieſem Uebel zu entgehen, traf der Rath Veranſtaltungen, dieſe Summe, wenigſtens zum größern Theile, aufzubringen, und obgleich die Bürger, aus Furcht vor der Plünderung, die größten Anſtrengungen machten, ſo kam dennoch bis zum 4.

October kaum die Hälfte dieſer Summe zuſammen. Außerdem mußten auch täglich 1500 Brode, 10 Fäſſer Bier und für jeden Soldaten der Beſatzung zwei Pfund Fleiſch geſchafft werden.

Um dieſe Drangſale zu vermehren, ſtellte ſich noch Mangel an Lebensmitteln ein. Die Bürger mußten ihr Vieh verkaufen, theils aus Geldnoth, theils aus Mangel an Futter. — Zu dieſem geſellte ſich noch der Mangel an Salz, und unter den Kaiſerlichen zeigte ſich die Peſt. — Den Mangel an Lebensmitteln beförderte aber beſonders die Maßregel des ſächſiſchen Oberſten Taube, welcher durch eine Abtheilung Reiter den koſtbaren Chemnitzdamm, in der Nähe der Kirche des Dorfes Alt-Chemnitz, hatte abſtechen laſſen, wodurch den Mühlen in der Stadt das Waſſer entging, ſo daß ſie bald gar nicht mehr mahlen konnten. — Nicht minder hatten auch die Offiziere der Kaiſerlichen den Weinvorräthen ſo fleißig zugeſprochen, und die Niedern waren dem Beiſpiel der Obern ſo treulich gefolgt, daß man ſchon am 2. October keinen Wein mehr im Rathskeller haben konnte, indem man den noch übrigen Vorrath für den General und ſeine Oberſten ꝛc. aufbewahren mußte, dieſe Herren keinen Mangel leiden zu laſſen und ſie dadurch beim Guten zu erhalten. Doch die Niedern wußten ſich ebenfalls zu helfen, und holten den Wein alsdann da, wo er zu finden war, in den Kellern der Privatleute. Ganze Geſellſchaften kamen in ſolche Häuſer, und wehe dem Eigenthümer, dem Leben und Geſundheit weniger lieb war als ſein Wein: denn dieſe Niedern wußten ſchon, daß ſie von den Obern, für dieſe Art von Erholung eines

Labetrunks, nicht beſtraft werden würden. — Alſo thaten ſie ſich auch nicht den geringſten Zwang an.

Als am 4. October die Rathsdeputirten mit der Hälfte der Brandſchatzung (5500 Thaler) nach dem Lager vor Freiberg reiſeten, befand ſich hierunter eine Menge goldnes und ſilbernes Geſchirr, „ſo — mit den Worten der Quelle — mit großer vielfältiger Noth aufgebracht worden iſt.“

Am 11. October marſchirte der bisherige Stadtcommandant mit ſeinen Soldaten ab, doch damit die Stadt nicht ſchutzlos bleibe, erzeigte ihr der Oberſtlieutnant Antonio Chiarini (die Quelle nennt ihn auch Ihering) die Ehre, ſich mit einigen Fahnen Fußvolk in derſelben einzuquartieren, und dieſe Beſatzung blieb den ganzen übrigen Theil des Herbſtes bis zu dem mit der Schlacht bei Lützen eintretenden Umſchwung der Dinge da.

Weil nun aber der Raum, welcher für einen jeden Tag'sabſchnitt beſtimmt iſt, es nicht geſtattet, die intereſſanten Begebenheiten der Stadt Chemnitz, welche auf die Schlacht von Lützen folgten, in dieſem Abſchnitte zu erzählen; ſo wollen wir hier abbrechen und dieſe Fortſetzung zum 8. u. 9. November geben.

26.

Der Leibchirurgus Johann Friedrich Weiß.

Der König von Polen und Kurfürſt von Sachſen, Friedrich August *I.* gewöhnlicher der Starke genannt, hatte einen kleinen Schaden an einer Fußzehe, der aber, da er ihn nicht achtete und daher vernachläſſigte, bald ſehr bösartig wurde, ſo daß ſogar der Brand dazu zu ſchlagen drohete; und der König ſich in der augenſcheinlichſten Gefahr befand, verkrüppelt zu werden, ja ſelbſt das Leben zu verlieren.

Am Hofe des Königs befand ſich zu jener Zeit ein ſehr geſchickter Leibchirurgus, Johann Friedrich Weiß, gebürtig von Calbe in dem Würtembergiſchen. Dieſer Mann war dem Könige auf ſeinen Reiſen bekannt, und der Monarch auf ſein natürliches Talent zur Chirurgie aufmerkſam gemacht worden, ſo daß er den Empfohlnen auf ſeine Koſten fünf Jahre lang reiſen und die vornehmſten auswärtigen Heilanſtalten, beſonders in Frankreich, beſuchen ließ, um ſich dort für ſeine Kunſt praktiſch auszubilden. Dabei war er denn auch in Paris geweſen, und dort der berühmte Petit, einer der größten Wundärzte des Jahrhunderts, nicht allein ſein vorzüglichſter Lehrer, ſondern auch ſein väterlicher Freund geworden, dem er vieles Treffliche in ſeiner Kunſt verdankte, ſo daß er von dieſem, in ſeiner Art wahrhaft großen Manne, die beſten Empfehlungen erhielt. — Als er nun endlich an den Hof des ihm mit Huld und Gnade zugethanen Monarchen zurückkam, erhielt er auf den Grund dieſer Empfehlungen die eben vakante Stelle eines Leibwundarztes, wo er zwar ſeinen Herrn für ſich geneigt, an den übrigen Leibärzten aber eifrige Gegner fand, die keine Gelegenheit unbenutzt ließen, dieſen Emporkömmling, der nicht eigentlich in ihre Zunft gehörte, und ſeinem Namen nicht des *D.* vorſetzen durfte, nicht aufkommen zu laſſen. Sehr ſelten wurde er daher mit einem Vorſchlage gehört, und hätte auch, ſoweit kann es der Zunftgeiſt und der Kaſtenſtolz treiben, ſelbſt ein koſtbares Menſchenleben darüber zu Grunde gehen ſollen. — Der König merkte recht wohl, wie es ging, und jener Neid und Dünkel, der Weißen aus der Gnade ſeines Herrn bringen oder wenigſtens das Vertrauen deſſelben ſchwächen ſollte, hatte, wie ſo manches, was die blinde Leidenſchaft eingiebt, eine ganz andere Folge, der Gehaßte ſtieg immer höher in dieſem Vertrauen.

Eben zu der Zeit, als der Schaden des Königs durch ſeine Schmerzen ihn nöthigte, ärztliche Hülfe zu ſuchen, war jener Neid auf das höchſte geſtiegen, und als ſich daher der hohe Leidende, etwas unvorſichtig, indem er die beiderſeitige Stimmung recht wohl kannte, nicht dem Leibchirurgus allein, ſondern auch, und zwar zuerſt, dem erſten Leibarzte entdeckte, ſo wurde ſogleich ein *Consilium Medicum* zuſammengerufen, des Königs Schaden beſichtiget und mancherlei für und wider darüber geſprochen. Der Leibchirurgus brachte das ſchleunige Abnehmen der kranken Zehe in Vorſchlag und zeigte mit großer Beredtſamkeit die Gefahr, in welcher der König ſchwebe, wenn man nicht bald dazu ſchreite. Vergebens! die Herren Leibärzte überſtimmten ihn, ohne ihn zu widerlegen, und als ſich Weiß auf ſeines Lehrers Petit Autorität berief; ſo wurde man endlich darüber einig, dieſen berühmten Wundarzt zu berufen. Vergeblich ſtellte ihnen der Leibchirurg die erhöhete Gefahr vor, welche durch dieſe lange Reiſe von Paris bis in die Mitte von Polen, und den hierdurch verurſachten Verzug entſtehen werde; die Herren Leibärzte konnten oder wollten ſich nicht davon überzeugen, und der Leibchirurg war und blieb überſtimmt, ohne widerlegt worden zu ſeyn; nur die Autorität hatte den Sieg davon getragen. — Die Stafette ging nach Paris ab, und ihr wurde die möglichſte Eile empfohlen. Wäre der Reiter aber auch mit der Schnelligkeit des Windes geeilt, ſo würde doch Petit zu ſpäte gekommen und bei der Schnelligkeit, mit welcher dieſe Krankheit, oder eigentlicher, das Abſterben des davon befallenen Gliedes vorſchreitet, der König durch dieſen Dünkel ſeiner Leibärzte unrettbar verloren geweſen ſeyn. Doch ihm wurde gerade noch Hülfe zur rechten Zeit. — Der Leibchirurgus ſah die ſchell wachſende Gefahr für den Kranken; dieſer war ſein Wohlthäter geweſen, und er konnte ſich durchaus nicht entſchließen, ihn dem Eigenſinne und Zunftdünkel der Leibärzte preiszugeben. Daher faßte er den Entſchluß, dem Könige die brandige Fußzehe in der nächſten Nacht abzulößen; doch hier war er genöthiget, den vertrauteſten Kammerdiener mit zuzuziehen; es war jedoch wieder zu fürchten, daß dieſer Umſtände machen und vielleicht durch ſeine Bedenklichkeiten den ganzen Plan verderben werde; er beſchloß alſo, denſelben bis zur Ausführung in Unwiſſenheit zu laſſen. Nun müſſen wir aber auch, und zwar vor allen Dingen, dieſen Kammerdiener kennen lernen.

Bei den Schwächen, welche uns die Geſchichte an dem Charakter des Königs Auguſt bemerkbar macht, war ihm doch ein vortreffliches, zum Wohlthun ſtets geneigtes, Herz nicht abzuſprechen. Alle ſeine Diener, beſonders die, welche zunächſt um ſeine Perſon waren, hatte er ſich durch Wohlthaten verpflichtet, und ſie hingen dafür — wenigſtens die beſſern — mit inniger Liebe und eiſerner Treue an ihm, und ſo war es denn auch bei dem Leibchirurgus, ſo wie bei dem Kammerdiener, von dem hier die Rede iſt, der Fall. —

Dieſer Menſch war ein geborner Coſak, und von Jugend auf einer andern als der chriſtlichen Religion zugethan. Auf eine uns unbekannte Weiſe kam er zum Könige Auguſt, der ſeine Treue bald erkannte und ihn zu ſeinem Leibdiener erhob. Jetzt ließ dieſer Menſch ſich taufen, und erhielt in der Taufe die Namen: Peter Auguſt, nach ſeinen beiden Pathen, dem Kaiſer Peter von Rußland und dem Könige Auguſt.

Nie war ein Diener ſeinem Herrn treuer als dieſer, weshalb er auch der vertrauteſte Kammerdiener des Königs wurde. Es redete aber auch — verſteht ſich unter vier Augen — wohl nie ein Diener freier und dreiſter mit ſeinem Herrn, als dieſer mit dem Könige, ſo daß dieſer ſogar manchen Verweis von dem treuen Diener lächelnd hinnahm; da er die unerſchütterliche Treue und Anhänglichkeit dieſes Menſchen kannte und ſie ſchon geprüft hatte.

Jetzt, da die Gefahr des Königs mit jeder Stunde wuchs, näherte ſich der treue und für ſeinen Herrn hochbeſorgte Leibchirurg dem Kammerdiener, machte ihn mit der Größe der Gefahr bekannt, welche ihrem beiderſeitigen Herrn und Wohlthäter drohete, und zeigte ihm, daß das Leben deſſelben in der größten Gefahr ſchwebe, wenn ihm nicht ſchnelle Hülfe widerfahre. Die Sprache des biedern Mannes war die eines dankbaren Herzens und fand deshalb auch den Weg in das Herz eines Gleichgeſinnten, und dieſer ſtimmte mit ein, der Wiſſenſchaft des Freundes vertrauend.

Der König lag jetzt viel im Bette, denn die Schmerzen erlaubten ihm nicht, auf den kranken Fuß anhaltend aufzutreten, und in jener Nacht wachte denn dieſer treue Kammerdiener in Geſellſchaft eines andern Leibdieners in dem Schlafzimmer des Königs, Peter Auguſt aber ſchlummerte dann auf einer Matratze, die er neben dem Bette ſeines Heern hingelegt hatte, ein paar Stunden, und zwar auf beſondern Befehl ſeines edel und ächt menſchlich geſinnten Herrn, der es nicht wollte, daß ſein treuer Peter Auguſt ſich des Nachtſchlafes ganz beraube. In der entſcheidenden Nacht wachte der Leibchirurg mit dem Kammerdiener gemeinſchaftlich, und am Abend, wo der König das letztemal vor dem Schlafengehen Medizin nahm, verwechſelte Weiß dieſelbe geſchickt mit einem Schlaf machenden Pulver, welches auch bald ſeine Wirkung that. — Schon lagen alle zu dieſem Vorhaben nothwendigen Inſtrumente bereit, und als der König einſchlafen wollte, nahm Weiß den kranken Fuß und legte ihn ſanft auf einen am Bette ſtehenden Stuhl, und verſicherte dem Könige, bei dem das Pulver wirkte, da er ſich über die ungelegene Zeit des Verbandes, ſchon halbſchlafend, noch beſchwerte; daß er ruhig fortſchlafen könne, weil er die möglichſte Vorſicht anwenden werde, ihn nicht weiter zu ſtören. —

Der König ſank nun bald in einen feſten Schlaf, und der Fuß blieb ſo lange unangerührt liegen, bis alle Zeichen der betäubenden Kraft des Pulvers vorhanden waren. Die Inſtrumente waren während dieſer Zeit zurechtgelegt worden, und als nun der entſcheidende Augenblick erſchien, lößte Weiß mit Muth und Schnelligkeit die ganze kranke Fußzehe des Königs auf das geſchickteſte ab. — — So gut auch das Schlafpulver wirkte, ſo hatte doch der

Schmerz des Schnittes den König erweckt, und er fragte, aus dem Schlafe auffahrend, nach der Urſache dieſer ſchmerzlichen Empfindung; der Chirurg aber hatte ſchon eine Ausrede bereit, der König glaubte ſie, und des Pulvers Kraft wiegte ihn bald wieder in den Schlaf.

So verging die Nacht, und der Morgen kam, wo die Kraft des Pulvers ihre Endſchaft erreichte und der König erwachte. Der kranke Fuß ſchmerzte, in Folge der Operation, heftiger als geſtern, und er wollte die Urſache davon wiſſen. — Nun galt keine Ausrede mehr und er erfuhr die Wahrheit.

„Wer hat das gethan?“ — fragte der König in einem Tone, wie er den Herrſchern eigen iſt, und vor dem ſchon ſo mancher Mann zitterte, der früher nie gezittert hatte. —

„Ich that es, Ew. Majeſtät! —“ antwortete der treue Chirurg, und holte die abgelöſ'te Fußzehe aus ſeiner Taſche hervor — „Hier iſt die kranke Zehe!“

„Aber wie haſt Du — fuhr der König mit Fragen fort, doch wurde ſein Ton ſchon weit milder — dieſe Operation ohne mein Wiſſen und Willen unternehmen können?“

„Ew. Majeſtät ſind mein königlicher Wohlthäter! — antwortete der Leibchirurg ganz ruhig, — und Ihrer Gnade verdanke ich Alles, was ich bin und habe. Die größte Gefahr drohete Ihrem, mir über Alles theuern Leben; wenn nicht eine ſchleunige Operation Sie noch rettete, wo es noch Zeit war, ſo waren Sie unrettbar verloren. — Ehe Petit ankommen konnte, war keine Hülfe mehr, da unter der Zeit der tödtliche Brand den ganzen Fuß eingenommen haben und menſchliche Hülfe unmöglich geworden ſeyn würde. — Konnte und durfte ich es aber bei meinem erhabenen Wohlthäter dahin kommen laſſen?"

„Und es wäre wirklich kein anderes Mittel, als die Amputation anwendbar geweſen?"

„Keins! das wird Petit bezeugen und auch ich bürge mit meinem Kopfe dafür!"

„Wer war beim Schnitt zugegen?" fragte der Monarch noch einmal, und ſein Blick ruhete mit Huld auf dem Treuen, Dankbaren, beſonders als er in der Antwort vernahm: „Niemand, als ich und hier Ihr Kammerdiener, den ich überzeugte, und der nun mit mir gleichgeſinnt, ebenfalls nicht zugeben wollte, daß Eigenſinn und Stolz das Leben von Ew. Majeſtät gefährden ſollten."

„Nun ſo habt Dank, Ihr Lieben und Treuen! — ſprach jetzt der König gerührt, indem er ihnen die Hand reichte, die ſie gerührt an das Herz und den Mund drückten. — Nie werde ich Euch dieſe Treue vergeſſen, da ich ihr mein Leben verdanke; doch jetzt befehle ich Euch, das unverbrüchlichſte Stillſchweigen zu beobachten. Du aber behalte dies indes zum Andenken." — — Hier ſchüttete der König ſeine Tabaksdoſe aus, legte die amputirte Fußzehe hinein, und gab ſie an Weiß. —

Das tiefſte Stillſchweigen wurde nun beobachtet, und Niemand erfuhr vom ganzen Vorfalle ein Wort, bis ohngefähr nach zwölf Tagen Petit in größter Eile ankam. Man berief ſogleich ein *Consilium medicum* zuſammen und legte ihm den Stand der Sache vor, wie ſie vor vierzehn Tagen geweſen war. —

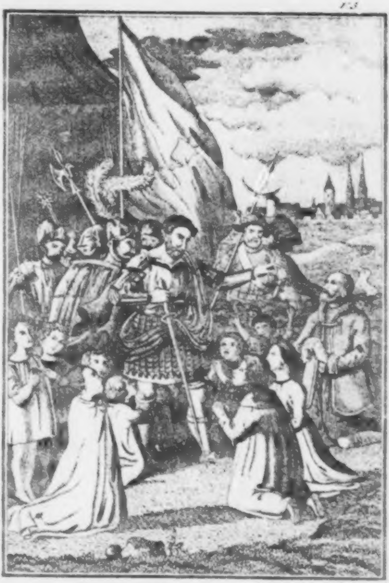
„Gut, meine Herren! ſo war es dazumal, wie iſt es aber jetzt? — Steht hier zu Lande die Fäulniß ſtill? — Nur einem Wunder iſt es zuzuſchreiben, daß der König noch lebt. — Nur die ſchleunigſte Amputation konnte hier angewendet werden, und ich muß mich höchlich wundern, daß man in einem ſolchen keinen Aufſchub leidenden Falle den Rath zu dieſer Operation aus ſo weiter Ferne geholt hat.“

Der Leibchirurgus Weiß war mit zugegen, hielt ſich aber abſichtlich von Petit entfernt; als aber derſelbe ſein Urtheil ganz mit dem früher gegebenen jedoch überſtimmten Voto übereinſtimmte, nahete er ſich dem berühmten Fremden mit der Doſe in der Hand, in welcher ſich die amputirte Zehe befand.

„Das was Ihr verordnet habt, mein hochverehrter Lehrer, iſt bereits geſchehen. Da ich die ſchnelle Amputation vorſchlug und mit meinem Vorſchlage bei dieſen Herren durchfiel, gleichwohl aber die Gefahr ſich ſtündlich mehrte: ſo habe ich dieſelbe in der Nacht, während des verſtärkten Schlafes Sr. Majeſtät, unternommen und glücklich vollendet. Hier iſt die Zehe, mit allen Merkmalen des unheilbaren Brandes!“

„Wie! Ihr ſeyd am Hofe Sr. Majeſtät, mein wackerer Schüler, der meine Lehren ſo wohl gefaßt und anzuwenden verſtanden hat!“ — Hier blickte Petit die anweſenden Aerzte ernſtlich an — „Man hätte nicht nöthig gehabt, mich die weite, beſchwerliche Schnellreiſe machen zu laſſen, da ein ſolcher Mann am Hofe iſt, und ich eile, ſolches Sr. Majeſtät zu melden.“

Nun eilte er fort, zum Könige, lobte dort die Klugheit und das Geſchick Weißens höchlich, und empfahl dem Monarchen, in Zukunft das höchſte Vertrauen zu demſelben zu haben, da er es ſo ſehr



Die Hussiten vor Naumburg.

verdiene, und hier mit ſeinem beſſern Wiſſen unterdrückt worden ſey. Was nun hierauf geſchehen, das kann man leicht ſich denken. —

27.

Die Einfälle der Huſſiten in Sachſen. Ein Gemälde der Vorzeit.

(Fünfte Abtheilung.)

(Mit Abbildung.)

Die Einfälle der Huſſiten in Sachſen waren für dieſe jederzeit ſo einträglich geweſen, als daß ſie nicht hätten ſuchen ſollen, dieſelben zu wiederholen. Der Kurfürſt Friedrich von Sachſen verband ſich deshalb mit dem Herzog von Bayern, um mit vereinigten Kräften ſolchen Einfällen zu widerſtehen.

Eben waren die „Wayſen“ mit verſchiedenen Streifereien im Lande beſchäftigt, und verwüſteten die Güter vieler ihrer mächtigſten Gegner, welche der katholiſchen Religion treu geblieben waren. Dann fielen ſie, mit Prokop an der Spitze, in das Voigtland ein und wendeten ſich, nachdem ſie in dieſer Provinz Alles verwüſtet hatten, hinüber in das Land des Kurfürſten von Sachſen.

Gleich bei der erſten Nachricht von dem Einfalle der Huſſiten hatte dieſer Kurfürſt einen Eilboten nach Bayern geſendet, ſeinen Bundesgenoſſen, den Herzog, um Hülfe angerufen, und es waren auch ſogleich die Bayern in ſtarken Schaaren herbeigeeilt. —

Als nun die Huſſiten in Sachſen einfielen, verſammelte der Kurfürſt ſeine Vaſallen mit ihren Reiſigen um ſich her und zog mit ihnen nach Leipzig.

wo ſich die Baiern mit den Sachſen vereinigten. Die Feinde zogen heran, und die vereinigten Sachſen und Baiern rückten ihnen bis Taucha entgegen. — Hier kam es denn zur Schlacht. — Mit langen Spießen, Morgenſternen und eiſernen Driſcheln drangen die Huſſiten auf ihre Feinde ein, und ihre Donnerbüchſen trugen die todbringenden ſchweren Steine vor ihnen her in die Reihen der Sachſen und Baiern; beſonders wurden in den letztern gewaltige Lücken geriſſen, und ihre Schaaren geriethen in Unordnung. Kaum ſahen dies die Huſſiten, als ſie mit großer Schnelligkeit in dieſe Schaaren eindrangen und ein fürchterliches Gemetzel unter ihnen anrichteten, ſo daß bald das ganze baierſche Hülfsheer auf der wildeſten Flucht war, da ſich rettete, wer nur konnte. — Nun warfen ſich die ſiegenden Feinde auf die Sachſen, von denen ſie jedoch tapfer empfangen wurden, ſo daß ein harter Kampf entbrannte. Doch endlich wurden die Huſſiten auch hier die Sieger, und die Geſchlagenen nahmen die Flucht, wobei viele gefangen wurden, die ſich mit ſtarken Summen wieder loskaufen mußten.

Nun ſtand das ganze Sachſenland den Siegern offen, und es würde gewiß daſſelbe von einem Ende bis zum andern verwüſtet worden ſeyn, wenn nicht die Nachricht von den Unterhandlungen, in welche einige böhmiſche Große mit dem Kaiſer Siegismund in Preßburg treten wollten, und bei denen Prokop natürlich nicht fehlen durfte, angekommen wäre, worauf das Heer mit ſeinem Führer nach dem Vaterlande zurückeilte und das Meißnerland unzerſtört ließ.

Auf dieſem Wege kamen die Siegreichen in die Nähe der Stadt Naumburg an der Saale.

Einſt hatte der Naumburger Biſchof den Märtyrer Huß in Coſinitz mit zum Feuer verdammen helfen, und mag dabei ſehr eifrig geweſen, dieſes aber ſeinen Rächern bekannt geworden ſeyn, wodurch ſie ſich bewogen glaubten, den ſchmählichen Tod ihres Glaubensvaters an ihm und den Seinen auf das Fürchterlichſte zu rächen. Daß die Einwohner der Stadt Naumburg unſchuldig an dem fanatiſchen Benehmen ihres Biſchofs waren, und dieſer ſchon ſeit Jahren nicht mehr auf der Erde lebte, ſondern von dem allgerechten Todenrichten ſein Urtheil empfangen hatte, galt dieſen wilden Kriegern nichts, da nur Blut und Zerſtörung zur Rache für Huß ihre Loſung war; daher hörten ſie auch nicht auf das demüthigſte Flehen der Einwohner um Schonung, ſondern droheten ihnen mit Tod und Verwüſtung ohne die geringſte Verſchonung. — In Naumburg war man über dieſe Drohung in der größten Beſtürzung, bis endlich ein Viertelsmeiſter, Namens Wolf, den Rath gab, die Kinder in Sterbekleidern hinauszuſchicken und den feindlichen Feldherrn um Gnade anzuflehen. Dieſer Vorſchlag fand Beifall, und es zogen nun am 27. Juli 1432 fünfhundert neun und funfzig Kinder, unter Anführung des Viertelsmeiſters Wolf, vom herzzerreißenden Wehklagen ihrer Mütter begleitet, hinaus nach dem Lager der Huſſiten hin, welches in einiger Entfernung von der Stadt auf einer Anhöhe mit ziemlich ſteilem Rande ſtand. Das ſonſt ſo grauſame, blutdürſtige Herz des Feldherrn Prokop wurde vom Allgütigen zu milden Gefühlen geſtimmt, und er begnadigte, als die Kinder ſämmtlich vor ihm auf den Knieen lagen und im Chorus um Gnade fleheten, die Stadt, ſo wie ihre Einwohner (S. Abbildung), beſchenkte dieſe unſchuldigen Kleinen mit Wein und ſüßen Früchten, ließ Muſik kommen und fand in dem muntern Tanzen und Springen der Kinder eine Freude, die ſein vom ſteten Kampf und Blutvergießen hart gewordenes Herz lange nicht gefühlt hatte. —

Am Abend kehrten die fröhlichen Kinder, von denen jedes einen grünen Zweig als Zeichen des Friedens trug, jubelnd wieder heim, und das Andenken dieſes Tages wurde ſpäterhin in einem Feſte erhalten, welches das Kirſchfeſt heißt, und in Naumburg jetzt noch in jedem Jahre am 27. Juli gefeiert wird. *)

Doch nicht in Sachſen allein fielen die Huſſiten verwüſtend ein, ſondern auch in das Brandenburgiſche wagten ſie gleiche Einfälle, um ſich wegen der Hülfstruppen zu rächen, welche der Kurfürſt dem Kaiſer geſendet hatte, und ſie fingen damit an, daß ſie das Land und die Städte plünderten und verbrannten, ſo daß der Strich von Soldin bis Cüſtrin einer Wüſte glich. — Der letztgenannte Ort kam nicht in ihre Hände, weil er ſchon dazumal befeſtigt und für die Kriegskunſt jener Zeit unbezwinglich war. — Nun galt es der ebenfalls feſten Stadt Frankfurt an der Oder; allein hier waren ſie eben ſo wenig glücklich und mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. Der erſte Angriff dieſer Stadt ge-

---

*) Denjenigen, welche den Wunſch hegen ſollten, dieſe nur im Auszuge hier gegebene Geſchichte ausführlicher zu leſen, empfehlen wir dazu den 7. Band der Denkwürdigkeiten ꝛc, welche von ebendemſelben Verfaſſer herausgekommen und bei den Verlegern dieſes Werkes zu haben ſind, 7. Bd. S. 215. A. d. V.

ſchah am 6. April 1432, allein die Bürger vertheidigten ſich ſo tapfer, daß die Huſſiten die Flucht ergreifen mußten, wo ſie bis Mühlroſe verfolgt wurden und bei dieſem Orte noch eine Niederlage erlitten. — Nachdem ſie ihre Schaaren wieder geſammelt und geordnet hatten, zogen ſie auf's Neue vor Frankfurt und ſtürmten mit der größten Wuth, wurden aber jedesmal zurückgeſchlagen, wobei die Vorſtadt Guben und das Carthäuſerkloſter in Flammen aufloderten.

Eben ſo wenig waren ſie mit Bernau glücklich, denn die Bürger kannten das Loos, welches ihrer wartete, wenn die Stadt erobert wurde. Als daher die Huſſiten ſtürmten, wurden ſie löwenmüthig empfangen, wobei ſelbſt das weibliche Geſchlecht unerſchrocken zur Gegenwehr beitrug. Wenn während des Sturmes die Huſſiten ſich müheten, die Höhe der Mauer zu erſteigen, ſo hatten die Weiber Bier und Waſſer kochend gemacht, desgleichen befanden ſich Keſſel mit gekochtem Hirſe auf der Mauer, welche immer im ſiedenden Zuſtande erhalten wurden. Dieſe heißen Subſtanzen den nahe herangekommenen Feinden in's Geſicht zu ſchütten und zu ſchleudern, war nun das Geſchäft der Frauen, und ſie verrichteten es mit großer Unerſchrockenheit, ſo daß die ſonſt ſo tapfern Huſſiten dieſe weiblichen Waffen mehr ſcheueten, als die der Männer.

Durch ſolche tapfere Gegenwehr gelang es den Bernauern, die Stadt zu erhalten, bis der Kurfürſt von Brandenburg mit 6000 Mann zum Entſatz herankommen konnte. Weit ſtärker als dieſes kleine Heer waren die Huſſiten, und es verſchanzte ſich daher der Kurfürſt mit ſeinen Schaaren in einer feſten Stellung vom Berliner Thore an, bis an die

Warte, wo er die Hülfe einiger andern Fürſten erwarten wollte. Da aber dieſe ſich länger verzog, und im Gegentheil zu fürchten war, daß die Feinde Verſtärkung an ſich ziehen würden, ſo entſchloß ſich der Kurfürſt, die Feinde in ihrem Lager anzugreifen. Es geſchah, und zu gleicher Zeit machten die Bernauer Bürger, nebſt denen vom Adel und ihren Knechten, die ſich mit ihrer Habe vom Lande in die Stadt gerettet hatten, an 900 Mann ſtark, einen Ausfall in das Lager der Huſſiten, ſo daß dieſe auch im Rükken angegriffen wurden. — Lange währte der Kampf, bis ſich endlich der Sieg für den Kurfürſten und die Bernauer erklärte, und die Huſſiten ſo auf's Haupt geſchlagen wurden, daß nur wenige von ihnen ſich durch die Flucht retten konnten.

Dieſe Schlacht fiel am **Georgentage** vor, und zu ihrem Andenken wurde alle Jahre an dieſem Tage ein Erinnerungsfeſt gefeiert; ſowie auch die Felder, wo ſie geſchlagen wurde, von dem dabei vergoſſenen vielen Blute, die bezeichnende Benennung: **die rothen Felder** erhielten.

Dies war alſo ein's von den Beiſpielen, wo die Huſſiten durch gleiche Tapferkeit und Einheit im Befehl geſchlagen wurden, und es wird dadurch die Bemerkung beſtätigt, daß die Siege dieſer Krieger meiſtentheils durch die Vorurtheile ihrer Feinde und die Uneinigkeit der gegen ſie aufgeſtellten Heerführer erfochten worden ſind. —

Den Beſchluß dieſer Scenen, wo die Verwüſtung blühender Länder die Folge von dem fanatiſchen Eifer der Väter, in der Kirchenverſammlung zu Coſtnitz einen Mann, den man nicht verſtehen wollte, durch eine der ſchmerzhafteſten Todesarten aus der Welt zu ſchaffen, — genannt zu werden verdient, — wollen wir im nächſtfolgenden Tagesabſchnitte erzählen.

28.

Der Tod der beiden Prokope und die Niederlage ihres Heeres verurſacht das Ende des Huſſitenkrieges.

(Beſchluß des Vorigen.)

Bis hieher waren die Huſſiten immer ſiegreich geweſen und keine Macht konnte ihnen widerſtehen, ſelbſt die größten Heere wurden von ihnen geſchlagen: da gelang es endlich der Pfaffenliſt, das zu bewerkſtelligen, was die Waffen nicht vermocht hatten, und ihr Stern, der ſie bisher ſo oft zum Siege geführt hatte, ging unter.

Das Concilium zu Baſel entwarf die Compactaten, d. h. Verträge, wegen der Punkte, die man den Huſſiten bewilligen könnte, ohne ſie aus der katholiſchen Kirche zu ſtoßen, und dieſes waren die ſogenannten vier Prager-Artikel, aber dermaßen clauſulirt, modificirt und interpretirt, daß am Ende faſt gar nichts mehr von ihrer Originalität übrig blieb. Dies wurde nun, ſo wollten es die Väter des Concils und es gelang ihnen auch, zum Zankapfel, und zur Gelegenheit, eine Spaltung unter den Huſſiten hervorzubringen, die bald bis zum wüthenden Haſſe ſtieg. — Es bildeten ſich zwei Parteien. Die Calixtiner, deren Führer die reichen vielgeltenden Landherren, Mainhard, Neuhaus, Ptaczco und noch andere waren, nahmen die Compactaten an und ſuchten ſich mit der Kirche wieder auszuſöhnen, die Horebiten und Taboriten, an deren Spitze die beiden Prokope, der große und der kleine, ſtanden, zerfielen aber dermaßen mit jener, daß es zum blutigen Kampfe zwiſchen ihnen kam, in welchem ſich beide Parteien ſo ziemlich die Wage hielten. Prokopius Holy belagerte mit den Taboriten, ſchon vor der völligen Spaltung, die Stadt Pilſen, deren Bürger ſich aber ſo tapfer wehrten, daß die Belagerung ſich ſehr in die Länge zog, und bei derſelben ereignete ſich folgende originelle Begebenheit. Da wo die beiden Flüſſe Wato und Myza zuſammenfallen, ſtand auf der Landſpitze der Galgen. Hier nahm Prokop ſein Hauptquartier, ließ es verſchanzen und der Galgen insbeſondere wurde zur Küche eingerichtet. — Zu beiden Seiten dieſes ſonderbaren Hauptquartiers wurden gewaltige Donnerbüchſen aufgeſtellt, und nun mit dieſen die Stadt beſchoſſen. Die Geſchützkunde war aber zu jener Zeit noch ſo ſehr in ihrer Kindheit, daß man wohl eine halbe Stunde nöthig hatte, ehe man mit einem ſolchen Feuerſchlunde wieder ſchußfertig wurde, und die koloſſale Donnerbüchſe mit einem gewaltigen Schlage einen ihrer Größe angemeſſenen Stein in die Stadt hineinſchleudern konnte. — Prokop beobachtete dabei aus ſeinem ganz eigenthümlichen Hauptquartier die Wirkungen ſeines Geſchützes; und ſah, wie fleißig die Pilſener arbeiteten, um keinen dieſer Grüße unerwiedert zu laſſen. —

Alle Einwohner dieſer Stadt waren feſt entſchloſſen den Wiederſtand gegen die Feinde auf das äußerſte zu treiben, und in der Dominicanerkirche, wo ſie ſich Alle verſammelt hatten, ſchwuren ſie mit aufgehobenen Händen: für die katholiſche Religion und ihre Erhaltung ihr Liebſtes und Höchſtes, Gut und Blut, Leib und Leben, willig dahinzugeben und aufzuopfern. Dieſe Begeiſterung aber war es nur allein, welche die Eroberung der Stadt verhinderte; denn die Zahl ihrer Vertheidiger belief ſich blos auf 600 Mann, und es fehlte den Einwohnern noch obendrein an Lebensmitteln, demohngeachtet verloren ſie den Muth nicht, und jeder Sturm, den die Feinde auf die Stadt wagten, wurde tapfer abgeſchlagen, ſo daß endlich die Belagerung in Blokade verwandelt wurde, um die Stadt durch Hunger zu bezwingen.

Während dieſer Belagerung kehrten die Abgeordneten vom Baſler Concilio zurück und brachten die confirmirten Compactaten mit, worauf die Spaltung entſtand, deren wir bereits oben gedachten, und ſie vergrößerte ſich bald zu einem unheilbaren Riß, namentlich auch durch folgenden Umſtand.

Als die Belagerung kaum begonnen hatte, waren 2000 Mann von den Huſſiten in Baiern eingefallen und hatten das Land verwüſtet; der Herzog *Chriſtoph* ſammelte jedoch ein Heer und zog den Verwüſtern ſeines Landes entgegen. Es kam zur Schlacht, in welcher die Baiern anfänglich geſchlagen wurden, dann aber endlich doch noch den Sieg errangen, ſo daß die Huſſiten dermaßen auf das Haupt geſchlagen wurden, daß kaum dreißig Reiter und hundert Fußknechte am Leben blieben.

Kaum erfuhr man im Lager der Huſſiten dieſe Niederlage, als unter den vornehmſten Anführern derſelben ein großer Unwille gegen den Feldherrn entſtand, indem man ihm vorwarf, *daß er die in Baiern Erſchlagenen abſichtlich aufgeo-*

pfert habe. Dieſes kam ſoweit, daß man einſt an der Tafel dieſe Vorwürfe wiederholte, und da Widerſpruch dagegen erfolgte, ſo erhitzten ſich die Streitenden dermaßen, daß ſie einander Kannen und Becher an die Köpfe warfen. — Dieſer Vorfall erregte in Prokops Seele einen Ekel an dem wilden Treiben der Huſſiten, und er verließ das Heer, ließ ſich aber durch das reuevolle Bitten der Taboriten und der Prager ſelbſt bewegen, zurückzukommen und in ſeine vorige Stelle einzutreten. — Der Huſſitenfeldherr Czapek kam jetzt mit 30,000 Mann aus Polen ſiegreich zurück, und brachte unter anderer Beute auch ein Cameel mit, welches einem Obern der deutſchen Ritter gehört hatte und von den Huſſiten eingefangen worden war. Dieſes Thier wurde gleichſam im Triumphe in das Lager vor Pilſen gebracht, wo ſich Czapeks Heer mit dem des Prokop vereinigte, ſo daß dieſes nun über 36,000 Mann ſtark wurde, welches Pilſen umſchloß, aber von den Vertheidigern ſo wenig gefürchtet wurde, daß ſie von jetzt an häufige Ausfälle machten, und in einem derſelben dieſes Cameel fingen und in die Stadt brachten. Dieſes ſchmerzte die Taboriten ſo tief, daß ſie ſchwuren, nicht eher von dannen zu weichen, ſie hätten denn dieſes verlorne Siegeszeichen wieder.

Um dieſe Zeit kamen die böhmiſchen Deputirten von der baſeler Kirchenverſammlung zurück und brachten die Legaten nebſt den Compactaten mit ſich.

Allein die Taboriten, Horebiten und Waiſen, oder mit andern Worten, die Ultras unter den Huſſiten, widerſetzten ſich dieſer Uebereinkunft auf das heftigſte, und beſchwerten ſich in den ſtärkſten Ausdrücken über die Pfaffenliſt, von der ſie jetzt betrogen würden, beſonders aber über Rokyczana, der ſich hätte ſo hintergehen laſſen, und ſeine eigennützigen Abſichten durchſetzen wollte. Die Deputirten der Kirchenverſammlung machten ſich dieſes zu Nutzen und blieſen das Feuer der Uneinigkeit immer beſſer an, wobei der böhmiſche Adel ſich den Taboriten und ihren Genoſſen entgegenſtellte, und aus ſeiner Mitte zwei bewährte Krieger, Rizenberg und Neuhaus, mächtige und reiche Landherren, zu Anführern wählte, denen bald ein hochbedeutendes Heer zu Gebote ſtand, mit welchem ſie vor Prag zogen und ſich dieſer Hauptſtadt zu bemächtigen ſuchten. Die Altſtadt, welche der Taboriten, ſowie der ewigen Unruhen längſt müde war, öffnete ihre Thore, und dann wurde die Neuſtadt von der Altſtadt aus überfallen, und die Taboriten ſowie die Waiſen nach einem harten und blutigen Kampfe, in welchem wohl 15 — 20,000 von dieſer Partei blieben, hinausgejagt. Dieſe Niederlage zog erſt in der öffentlichen Meinung und dann in der Wirklichkeit den Untergang der Taboriten, Waiſen und Horebiten nach ſich, ſo daß ſie, die ſonſt überall die Sieger geweſen und als unüberwindlich gefürchtet worden waren, jetzt mit einemmale von ihrer Höhe herabſtürzten.

Als Prokop im Lager vor Pilſen die Eroberung von Prag erfuhr, hob er, ſchnaubend vor Wuth und Rache, ſofort (8. Mai 1434) die Belagerung dieſer Stadt auf, zog ſich nach Cuttenberg und hier von den mit ihm verbundenen Städten und Landdiſtricten ein beträchtliches Heer zuſammen, mit welchem er ſeinen Feinden, die ihm an Macht überlegen waren, muthig entgegentrat. Am 28. Mai

1434 kam es zwiſchen Prag und Kaurzim zu einer entſcheidenden Schlacht. Siegen oder vernichtet werden, war die Frage dieſes blutigen Tages. Die Schlacht begann am Morgen und endigte am Abend. Beide Heere ſchlugen ſich mit gleichem Muthe, gleicher Todesverachtung, und lange blieb das Geſchick des Tages unentſchieden, bis es ſich endlich zum Verderben Prokops und der Seinen erklärte. Die Feinde waren mit ihrer Reiterei in die Wagenburg Prokops eingebrochen, und dieſer begab ſich nun auf einem andern Orte aus derſelben in das freie Feld. Hier drängten ſich nun die Feinde den Seinen entgegen, und ſuchten ſie zu verhindern, ſich in Schlachtordnung zu ſtellen. Plötzlich drang Prokop der Große an der Spitze eines zahlreichen Corps auserleſener Krieger unter die Feinde ein und es gelang ihm ihre Ordnung zu trennen; ſo daß der Sieg ſich ſchon für ihn zu erklären ſchien. Da gelang es endlich den Feinden, ihn und die Seinen mit Reiterei zu umringen. Da in dieſem Augenblicke Czapeck, ſein Vertrauter und dennoch heimlicher Feind mit der Reiterei der Taboriten und Waiſen flüchtig wurde; ſo war Prokop verloren. Er ſchlug ſich im Gedränge der Feinde mit Löwenmuth, als ihm wieder ein Stern der Hoffnung aufging: Prokop der Kleine, ſein Freund und Waffenbruder, kam ihm an der Spitze ſeiner furchtbaren Schaar zu Hülfe, und ſchon ſchien es, als wollte ſich das Blatt wenden. Da wurde plötzlich der Führer dieſer Schaar, Prokop der Kleine im Kampfe getödtet, und die Seinen geriethen in Unordnung. Dies war der entſcheidende Augenblick, denn die Gegner drängten ſich um dieſe Schaaren immer dichter zuſammen, ſo daß ſie im Gebrauch der Waffen gehindert wurden; und als auch der andere Prokop von dem feindlichen Feldherrn Kotska in dieſem kritiſchen Augenblicke erſchlagen wurde, ſo war die Schlacht und mit ihr dieſe ganze Partei der Ultras unter den Huſſiten verloren. —

Der Kaiſer Siegismund benutzte den erfochtenen Sieg dazu, daß er ſich, was er freilich zwanzig Jahre früher hätte thun ſollen, den Böhmen näherte und auf billige und für ſie annehmliche ja ſelbſt ehrenvolle Bedingungen Frieden mit ihnen ſchloß, durch welchen er in den Beſitz des Landes kam, und ſich dieſer lange und blutige, länderverheerende Krieg endigte. —

29.

Das unheilsvolle Kirchweihfeſt zu Erfurt 1510.

Die Univerſität zu Erfurt war von ihrer Stiftung und Inauguration (1392) an eine der berühmteſten Hochſchulen Deutſchlands in der frühern Zeit geweſen, und die Chronik dieſer Stadt weiß von Zeiten zu erzählen, wo die Anzahl der Studenten ſich auf Tauſende belaufen haben ſoll. Zwar war dieſe Zahl durch den großen Brand, der dieſe Stadt im Jahre 1472 ſo ſtark getroffen hatte, daß mehrere Tauſende von Häuſern der wüthenden Flamme zum Raube geworden waren, ſehr vermindert, doch keinesweges unbedeutend geworden; ſie litt aber ebenfalls an dem Fehler, an dem die meiſten Hochſchulen früherer und ſpäterer Zeit gelitten haben: die Studenten machten von den ihnen eingeräumten

Freiheiten nicht immer den weiſeſten Gebrauch. — Ein unverſtändiger Hochmuth hatte die Studenten dieſer Univerſität bethört, und die jungen Leute, welche hier ſtudirten, wähnten, weil ſie in dieſer Stadt ihr Geld verzehrten, müßten ſie auch den Ton in derſelben angeben, und der Philiſter (Bürger), der durch ſie etwas gewinne, ſey auch gehalten, ihr unterthäniger Diener zu ſeyn, und ein ſolcher Philiſter könne daher keine Achtung vom akademiſchen Bürger verlangen. — Nun iſt zwar dieſes in vielen Univerſitätsſtädten an der Tagesordnung geweſen, und die Bürger haben den Studenten, für die Nahrung, welche ſie von dieſen jungen Leuten hatten, manches nachgeſehn, was ohnedem wahrſcheinlich nicht geſchehen ſeyn würde, und dann auch von denjenigen Bürgern Erfurts, die in der angegebenen Hinſicht, mit den Studenten in Berührung kamen, wohl ebenfalls geſchah, allein die übrigen Bürger, welche nicht in dieſer Berührung ſtanden, wollten ſich dieſes durchaus nicht gefallen laſſen, da ſie auf ihr Bürgerrecht ſtolz waren, und ſich nicht von Jünglingen beherrſchen laſſen wollten, die erſt noch etwas lernen mußten, ehe ſie ſelbſtſtändig werden konnten. —

Durch das Benehmen der Studenten war zwiſchen ihnen und den Bürgern Erfurts, welchen ſich die übrigen Einwohner dieſer Stadt anſchloſſen, eine Spannung entſtanden, die immer größer wurde, und endlich eine ſolche Höhe erreichte, daß es zu einem Bruche kommen mußte.

Nahe bei der Michaeliskirche ſteht jetzt noch ein großes Gebäude, welches dazumal aber noch weit größer geweſen ſeyn mag und zu öffentlichen Vorleſungen, ſowie zu Wohnungen für Profeſſoren und

Studenten beſtimmt war, jetzt aber das ſtädtiſche Arbeitshaus enthält. — Viele Studenten wohnten hier in den Seitengebäuden, und dieſe Wohnungen nannte man gewöhnlich *bursa*, ſowie die der Stipendiaten *bursa pauperum*. Nahe bei dieſem Collegium war eine Schenke, damit die jungen Herren den Durſt nach den Wiſſenſchaften auf eine leichte, angenehme Weiſe ſtillen könnten, weshalb ſie immer ſtark beſucht war. — Dieſe Schenke wurde nun, an dem angegebenen Tage, zum zündenden Funken, durch den eine Exploſion ausbrach, welche für die Univerſität und ihr Beſtehen ſehr unheilbringend wurde.

Seit dem *XIII.* Jahrhundert hatte die Abtheilung der Stadt in Pfarreien oder Gemeinden ſtattgefunden, die man nach der Kirche benannte, welche von den zu ihrer Gemeinde gehörigen Häuſern umgeben wurde. Eine ſolche Eintheilung iſt denn auch jetzt noch wie dazumal gebräuchlich, und die Gemeinde, die ſich nach der Michaeliskirche nennt, und zu welcher denn auch dieſe Univerſitätsgebäude, ſowie die ſchon gedachte Schenke gehörten, war an dieſem Tage in beſonderer Gefahr. —

Es war am 29. September des Jahres 1510, als am Michaelisfeſte, welches man in der Kirche höchſt feierlich als das Kirchweihfeſt begangen hatte, ſich Nachmittags in derſelben Schenke, welche wir bereits erwähnt haben, eine ſtarke Anzahl Studenten verſammelte, wo ſie die vollen Becher ſchnell kreiſen ließen und ſich einen hohen Grad von Muth antranken.

Nun war es aber in jener Zeit, kurz nach **Kellners** Hinrichtung (S. *IV.* Bd. S. 95) eine traurige, unruhvolle Zeit in Erfurt. Die Stadt hatte viele Feinde von Außen, ſo daß die Erfurter Bürger, wenn ſie in ihren Geſchäften an benachbarte Orte reiſen wollten, oft von feindlichen Rittern auf der Straße angefallen und gefangen genommen wurden, wo ſie ſich denn oft ziemlich theuer löſen mußten. Um nun aber die Erfurter Bürger und Einwohner vor ſolchen Bedrückungen zu ſchützen, und die Sicherheit der Straßen aufrecht zu erhalten, hatte der Rath eine nicht unbedeutende Anzahl Söldner angenommen, welche die Reiſenden auf den Straßen begleiteten, um ſie vor Ueberfällen zu ſchützen.

Von dieſen Söldnern, beſonders von denen, welche ebenfalls in dieſer Gemeinde einquartiert waren, befand ſich an dieſem Tage eine Anzahl in dieſer Schenke, und an Gäſten aus dem Bürgerſtande fehlte es ebenfalls nicht. Anfänglich war man vergnügt und fröhlich, und die Zwitracht ſchien ſich mit jedem Anlaſſe dazu entfernt zu haben; ſo daß Bürger, Studenten und Soldaten im friedlichen Verein, ſich in dem guten ſtarken Schlunz *) gütlich thaten; man ſcherzte bei dieſem Trunke lachend mit einander. — Als aber der Geiſt des ſtarken Bieres bei den Anweſenden aus den Mägen in die Köpfe ſtieg, nahm die bisher lachende Fröhlichkeit bald eine andere Wendung und die luſtigen Scherze wurden feindſelig gedeutet. — Schnell ſtieg dieſe Stimmung höher und brach endlich gar in Thätlichkeit aus. — Die Studenten wurden anzüglich und erhielten dafür Prügel zum Lohn. Nun wurden die Klingen blank, und man hieb gegen-

---

*) Dieſes war der Name des alten Erfurter Stadtbieres, welches wegen ſeiner Stärke und Güte in der Vorzeit berühmt war und weit und breit getrunken wurde.
A. d. V.

ſeitig auf einander ein. In dieſem Streite, an dem die Bürger bisher noch keinen Antheil genommen hatten, wurde einer derſelben von einem Studenten verwundet, und der Thäter rief noch lachend ein beißendes Witzwort den Bürgern zu. Nun brannte das Feuer der Zwitracht auch auf dieſer Seite, und die Studenten wurden blutend hinausgetrieben. „Burſche raus! Zu den Waffen! Philiſter über uns!“ ſo rief man auf allen Seiten, und aus den zahlreichen benachbarten Studentenwohnungen eilten ihre Bewohner mit Wehr und Waffen dem Orte des Streites zu. Die Zahl der Studenten war jetzt ſtärker als die der anweſenden Bürger und Soldaten, wovon auch nicht alle bewaffnet waren, und die Studenten drangen jetzt mit hochgeſchwungenen Schwertern auf ihre Gegner ein; dieſe aber mußten ſich bis an die Allerheiligen-Kirche retiriren. Weil aber dieſe in einer großen, ſehr volkreichen Straße lag, und die in jener Schenke unbewaffnet anweſenden Bürger, hinter ihren bewaffneten Mitbürgern weg, in die volkreichen Straßen geeilt waren und dort Lärm gemacht hatten, wo denn jeder Bürger ſchon durch ſeinen Bürgereid zur Hülfe verbunden war, ſo gab dies dem ganzen Streite plötzlich eine andere Geſtalt. — Aus allen Häuſern ſah man Bürger, mit dem Spieße in der Hand *) und dem Schlachtſchwerte umgürtet, nach dem Tummelplatze eilen und den hierher Gewichenen beiſtehen. — Da fälleten die Bürger nicht allein ihre langen Spieße

---

*) Die Handhabung des Spießes war in jenen Zeiten derjenige Theil von Waffenübung, die den Bürgern vorzüglich eigen war; daher die Benennung Spießbürger.

A. d. V.

gegen ihre Feinde, ſondern es kamen auch ſo viele Steine, ſchwere Stücken Holz, Kalk und Kothklumpen auf den Haufen der Studenten geflogen, daß dieſe bald einſahen, ſie wären zu weit vorgedrungen, und hätten lieber in der Nähe des Univerſitätsgebäudes bleiben ſollen. Daher zogen ſie ſich in dichtgedrängter Maſſe zurück und ſuchten das Collegium wiederzugewinnen. — Dieſes gelang ihnen zwar, nachdem ſie ihre Gegner abermals zurückgetrieben hatten; doch nur mit Mühe und Noth konnten ſie es erreichen, und es wurden, auf dieſem nicht zu langen Wege viele von ihnen verwundet.

Kaum waren die Studenten in dem Collegio angekommen, als ſie auch ſogleich die große Pforte verriegelten und ſich hinauf in das obere Stockwerk zogen, wo ſie ſich an die Fenſter ſtellten und aus dieſen Gegenwehr zu leiſten beſchloſſen, wenn ſie angegriffen werden ſollten; bald erfolgten dieſe Angriffe mit Kraft, und die Gegenwehr wurde nöthig.

Der Lärm von dem Kriege der Studenten wurde durch die ganze Stadt verbreitet, gewiß aber ganz entſtellt: die Folge dieſes Lärmens aber war, daß man in allen Straßen den Schall der Trommeln hörte und die Bürger ſich bewaffnet verſammeln und nach dem Orte des Streites hineilen ſah. Bald hatten ſich hier Tauſende verſammelt, und die benachbarten Straßen waren von dieſer Volksmenge dicht erfüllt: doch war noch kein Angriff von Außen erfolgt. — Jetzt wäre es Zeit geweſen, daß der Rath, in Gemeinſchaft mit dem Rector und den übrigen Gliedern des akademiſchen Senats, ſich nach dem bedroheten Collegio begeben und durch gute Worte, glimpfliche Ermahnungen, Verſprechungen von Genugthuung ꝛc.

dieſes Feuer gelöſcht hätte; es geſchah aber von Alle dem nichts, und dieſe Herren blieben ſämmtlich daheim und ließen die ganze Sache ihren Gang gehen.

(Der Beſchluß im folgenden Abſchnitte.)

30.

Das unheilsvolle Kirchweihfeſt zu Erfurt 1510.

(Beſchluß.)

Der Streit hatte bereits lange geruhet, und die vor dem Collegio verſammelte Menge hätte ſich vielleicht beſänftigen laſſen, da die Studenten ſich eine Zeit lang ruhig verhielten, und die Hitze allmälich verdampfte, ſo daß man ſich verlaufen hätte und auseinander gegangen wäre. Da fiel es zum Unglück für ihn und ſeine Commilitonen einem Studenten ein, die Außenſtehenden durch Mienen und Worte zu verhöhnen, und die Menge, welche vor dem bedroheten Hauſe weilte, fand ſich durch dieſen Ausbruch des Uebermuthes im Augenblick dergeſtalt aufgeregt, daß ſie die große und feſte Thür des Collegien-Gebäudes beſtürmte. Noch hätte vielleicht die Fortſetzung des Sturmes und ſomit viel Unheil abgewendet werden können, wenn die Studenten vom Fenſter herab verſprochen hätten, den (ihnen wohlbekannten) Verhöhner des Volks auszuliefern; dieſes zu thun konnten ſie ſich jedoch nicht entſchließen, ſondern ließen ſich vielmehr zu einer andern Unklugheit hinreißen. Viele Steine waren hinauf in den Saal getragen und daſelbſt zur Gegenwehr aufgehäuft worden; dieſe Vertheidigungsmittel, in Verbindung mit mehreren Fauſtröhren, (etwas längere Piſtolen) welche geladen vorhanden waren, machten die Studenten zu ſtolz, als daß ſie ſich zu Tractaten oder wohl gar zu Bitten an die Philiſter hätten herablaſſen ſollen. Die Feſtigkeit der großen Pforte kannten ſie, und alle dieſe Betrachtungen raubten vereint dieſen jungen Brauſeköpfen dermaßen den Verſtand, daß ſie auf das, über den empfangenen Hohn von neuem aufgeregte Volk mit Steinen warfen, wodurch einige Bürger Kopfwunden erhielten und einem von ihnen ſogar ein Auge ausgeworfen wurde. Kaum ſah man das Blut dieſer Verwundeten fließen, als ſich ein fürchterliches Geſchrei unter den Tauſenden erhob: „Bürgerblut iſt gefloſſen! Rache! Rache! Auf und ſtürmt dieſes Mörderneſt!“ — So rief man im Chorus, und die Menge ſtürzte ſich mit Aexten und andern ſolchen Werkzeugen gegen die große Pforte dieſes Gebäudes. Man ſuchte ſie einzuhauen, doch dieſen Streichen widerſtand ſie, denn ſie war im Feſtigkeit liebenden Sinne der Vorzeit gebaut und mit Eiſen wohl beſchlagen. — Immer mehr Steine kamen aus den Fenſtern auf den dichten Haufen, welcher die Thüre zu ſtürmen ſuchte, herabgeflogen, und immer mehrere wurden verwundet, wodurch ſich der Racheruf immer mehr verſtärkte. — Jetzt knallten einige Piſtolenſchüſſe, und durch ſie wurde ein Bürger zweimal durch ein Bein geſchoſſen und noch mehrere verwundet. — Nun hatte der Grimm des Volkes keine Grenzen mehr, und viele Bürger eilten fort, um ſchweres Geſchütz zu holen und dieſe Pforte, die den Aexten trotzte, einzuſchießen. Im Zeughauſe auf dem

Hofe des Rathhauſes ſtanden mehrere Kanonen für ſchnell eintretende Nothfälle bereit. Von dieſen ſchleppten jetzt die Bürger zwei große Stücke herbei, welche an zwei Orten aufgeſtellt und gegen die große Pforte gerichtet wurden. Noch währte die Gegenwehr der Studenten fort, und als die Stürmer der Hauptpforte zurückgerufen wurden, und auch das übrige Volk ſich davon zurückdrängte, wähnten jene Vertheidiger ſchon den Sieg errungen zu haben, und ließen in dieſem Wahne ein Freudengeſchrei ertönen; doch bald wurde es zum Jammerruf. Das unterhalb der Kirche geſtellte Stück ſchleuderte mit furchtbarem Krachen ſeine Ladung nach der großen Pforte, und faſt in demſelben Augenblicke donnerte auch die andere bei dem damaligen Wagegebäude befindliche Kanone, und ihre Kugel ſchlug die Seitenmauer ein und durchfuhr mit Furcht erregendem Sauſen die Zimmer, in welchen ſich die Vertheidiger des Hauſes befanden. — Dieſe beiden Schüſſe entſchieden; denn als die Studenten ſahen, welche Waffen man gegen ſie anwendete, und die zerſchmetterte Pforte erblickten, auf welche im Augenblicke ein ſtarker Haufen Bewaffneter losſtürzte, auch von dem andern Schuſſe mehrere ihrer Brüder zerriſſen am Boden liegen ſahen; ſo fiel ihnen der Muth, und ſie ſahen, daß kein anderes Mittel blieb, als ſchleunige Flucht. Noch gelang es ihnen, die Hauptthüre des Saales zu verſchließen und durch einen Nebengang in den Garten hinabzukommen, wo man ſich über den weitern Weg zur Flucht kurz berathſchlagte. — Hart hinter dem Garten fließt der Gerafluß vorbei und beſpült unmittelbar die Mauern deſſelben. Der Strom iſt dort nicht tief und war den Studenten ſchon durch das

Boden bekannt. Es wurde alſo die Flucht unbedenklich hindurch genommen, und man hat nichts in den Chroniken gefunden, daß von den Flüchtenden nur einer ertrunken oder daß dieſelben vom Volke verfolgt worden wären, da es von dieſer Flucht gar keine Notiz nahm.

Jetzt drangen die Bürger und Soldaten, mit dem Schwerte oder Spieße in der Fauſt, in das Collegien-Gebäude ein und ſprengten die Thüre zu dem Saale, aus deſſen Fenſtern die Gegenwehr geſchehen war. Es wurde leer gefunden, und nur die von dem zweiten Stückſchuſſe zeriſſenen Leichname lagen noch in ihrem Blute am Boden. Schnell ſtürmte man weiter vor und in die Nebengebäude, und was die neben den Bewaffneten Miteingedrungenen in den Wohnungen der Magiſter und Studenten nur einigermaßen Werthvolles fanden, wurde zur Beute gemacht und fortgeſchlept. Fand man einen Studenten noch in ſeiner Stube, ſo nahm man denſelben gefangen und brachte ihn in Verwahrung.

Ein anderer Haufe von denen, die gleich im Anfange in das Collegiengebäude eingedrungen waren, ſchlug die Thüren der Hörſäle ein, und nun wurde in denſelben durch die entfeſſelte Volkswuth Alles verderbt, was man darin fand. — Die Catheder, Bänke und Alles, was vorkam, wurde zerſchlagen; nicht das Geringſte wurde verſchont.

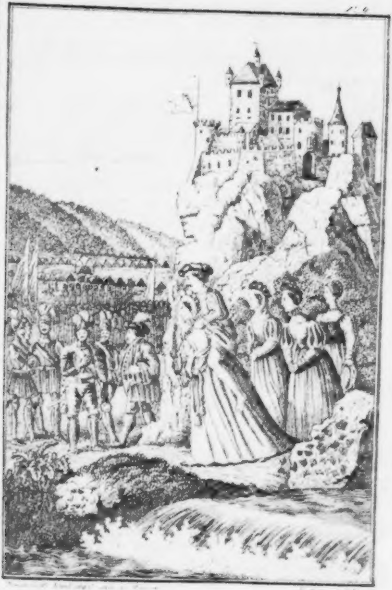
Den größten Schaden that ein Volkshaufen, welcher die Thür des Saales ſprengte, in welchem die Univerſitäts-Bibliothek befindlich war und an welchen ein Gemach ſtieß, in dem alle Manuſcripte, Documente und andere Nachrichten aufbewahrt wurden. — Die Bibliothewurde theils zerriſſen, oder ſonſt verderbt, theils auch nicht wenig davon geſtohlen. Die koſtbaren Manuſcripte, Documente und alten Nachrichten wurden auf das ſchändlichſte verderbt, zerriſſen und verſtreut ꝛc. Nur die eintretende Dunkelheit der Nacht machte dieſen Greueln ein Ende, und die eingedrungenen Volkshaufen, welche überall verwüſteten, wurden auf des Raths Befehl aus dem Hauſe getrieben und in demſelben aufgeſucht, damit ſie ausgewieſen werden konnten. Dann wurde die große Pforte und alle Zugänge durch Bürger beſetzt, welche die Nacht hindurch fleißig wachten.

Am andern Morgen verſammelten ſich die Mitglieder des akademiſchen Senats, — die am vorigen Tage Nichts dafür gethan hatten, das Feuer zu löſchen, als es noch klein war, und es mit geringer Mühe hätte erſtickt werden können, — und eine ſtarke Beſchwerdeſchrift an den Rath trat in's Daſeyn und wurde der bürgerlichen Obrigkeit zugeſendet. — In dieſer beſchwerten ſie ſich über die erlittenen Unbilden auf das heftigſte und droheten, mit der Univerſität an einen andern Ort zu ziehen, wo die Muſen beſſere Ruhe und Sicherheit hätten ꝛc.

Der Rath entſchuldigte ſich auf das beſte: daß er keinen Theil daran habe, indem die Bürger nur zur Wiederherſtellung der durch die Studenten und ihre Anmaßung geſtörten Ordnung unter die Waffen gerufen worden wären; weil ſie aber durch den Hohn der Studenten wären zu Feinſeligkeiten gegen dieſe gereitzt worden, ſo hätte der Rath weder Schuld noch Theil daran, würde aber alles Ernſtes Maßregeln ergreifen, das Geraubte möglichſt wieder herbeizuſchaffen ꝛc.

Um wenigſtens Etwas zu thun, ſo ließ der Rath ausrufen, daß Jeder, wer irgend etwas bei der Plünderung des Collegii an ſich genommen hätte, und wenn es auch nur Eines Pfennigs werth wäre, ſolches dem Rathe aushändigen ſollte, bei Strafe an Leib und Gut. Bald gab ſich auch Gelegenheit, dieſe Strafe in Ausübung bringen zu laſſen. Ein Schuhflicker hatte im Tumult, nachdem man in das Nebengebäude eingedrungen war, einem Magiſter, den man in ſeiner Stube fand, und der keinen Theil an dem ganzen Vorgange genommen hatte, die ſilbernen Knöpfe vom Kleide geſchnitten und kehrte ſich nicht an das Gebot des Raths. Dieſes wurde dem Magiſter verrathen, er zeigte es daher beim Rathe an, welcher den Räuber verhaften und ihm nach geſtandener That den Staubbeſen geben ließ. Dies Beiſpiel von weiſer Strenge hatte ſo gute Folgen, daß in den nächſtkommenden Nächten Vieles von dem Geſtohlnen wieder vor das Rathhaus gelegt wurde. Das Wiedererlangte war jedoch immer noch das Wenigſte, das Meiſte blieb verloren.

Dieſes wäre denn die kurze Erzählung von dem in der Geſchichte ſo berüchtigten Studentenlärm in Erfurt. — Derſelbe hatte für die Univerſität ſowie für die Nahrung der Bürger die traurigſten Folgen, indem ſich die meiſten Studenten an andere Orte wendeten, und die zerſtörten Burſen, (Studentenwohnungen) nicht wiederhergeſtellt wurden. Das ſehr beſchädigte Collegiengebäude blieb bis zum 15. Oct. 1525 verſchloſſen, die Bibliothek und Manuſcriptenſammlung ging für immer verloren.



Die Burgfrau von Greifstein

1.

Die Burgfrau von Kriebſtein.

Ein Seitenſtück zu den Weibern von Weinsberg.

(Mit Abbildung.)

(Erſte Abtheilung.)

Am Ufer des Zſchopaufluſſes liegt, äuſſerſt romantiſch, auf einem hohen Felſen das Schloß Kriebſtein. — Einſt wurde es der Schauplatz eines glänzenden Beiſpiels ehelicher Treue. Dieſes unſern verehrten Leſern zu erzählen, ſey der Gegenſtand dieſes und der nächſtfolgenden Abſchnitte.

Der Ritter Dietrich von Bärenwalde war einer der reichſten Ritter im Markgrafthum Meißen, und eine ziemliche Strecke des Landes auf beiden Ufern des Zſchopaufluſſes nannte er ſein Eigenthum.

In den mancherlei Fehden, welche der Landgraf in Thüringen und Markgraf von Meißen, Friedrich der Tapfere *) mit ſeinen Feinden führte, ſchwang er ſein Schwert als ein muthiger Held. — Als er aber am 26. Mai 1381 auf dem

---

*) Von Andern wird er auch der Strenge genannt. Weil aber jene Benennung dem Worte Strenuus, welches der gewöhnliche Beiname dieſes Fürſten nach Art der Vorzeit iſt, beſſer entſpricht als dieſe, ſo möge ſie auch beibehalten werden. A. d. V.

Schloſſe zu Altenburg mit Tode abgegangen war, begleitete auch der Ritter Dietrich ſeinen Lehnsherrn, der zugleich ſein Freund geweſen war, zur Ruhe in die Fürſtengruft des Kloſters Altenzella, dann aber zog er ſich zurück auf ſeine Stammburg Waldheim; denn er konnte hinfort ſein Schwert nicht mehr ſchwingen, da ihm einſt, als der Markgraf die Raubritter in Thüringen bekriegte und ihre Burgen zerſtörte, bei der Erſtürmung der Burg Gleißberg ſein rechter Arm durch einen ſchweren Stein zerſchmettert worden war. — Nun lebte der Ritter Dietrich in Ruhe und mit den Nachbarn in Friede. —

Dieſer Ritter war beſonders dadurch reich geworden, daß ſich in ſeinem Gebiete einige Silbergruben befanden, die gleichfalls ſein Eigenthum waren und reiche Ausbeute gaben. — Von dieſem Bergſegen verwendete er das meiſte auf den Bau einer Veſte, die er auf einem hohem Felſen erbauete, der am Ufer des Zſchopaufluſſes liegt. Dieſen Ort aber erwählte er deshalb, damit er ſich der ſchönen Ausſicht erfreuen könne, die er von dem hohen Standpunkte herab auf ſeine Beſitzungen hatte.

Bei dieſem Bau hatte der Ritter aber auch noch eine andere, ſehr edle menſchenfreundliche Abſicht, derjenigen ähnlich, welche einſt der Graf Ludwig von Thüringen mit dem Bau der Wartburg erreichte. (Vergl. 2. Bd. d. W. S. 257 ff.) Bei den großen Wäldern der damaligen Zeit war das Klima viel rauher als jetzt, und oft bedeckte dicker Nebel das Land. Ein naſſer Sommer verdarb leicht die Ernte, und da man in jener Zeit die Anſtalten der ſpätern Jahrhunderte zur Abwehr des Hungers noch nicht kannte, ſo konnte eine ſolche mißrathene Ernte leicht höchſt nachtheilig für die Bewohner des Landes werden, und die Armen wurden dann, erbarmte ſich nicht ihr Lehnsherr über ſie, dem Hungertode preisgegeben. — Zwar leiſteten in jener frühern Zeit die Klöſter einigen Erſatz der ſpätern Magazine, doch ſolche ganz zu erſetzen, vermochten ſie bei weitem nicht, denn ihre Vorräthe waren dann bald erſchöpft. Trat aber dieſe Erſchöpfung ein, ſo war die Hungersnoth nicht mehr abzuwenden und zeigte ſich in ihrer ſchrecklichſten Geſtalt.

Auch jetzt drückte eine furchtbare Theurung und Hungersnoth das Land und alſo auch die Beſitzungen Dietrichs, das Geſchrei der armen Hungernden aber jammerte den Ritter, ihren Herrn. Eben waren ihm wieder reiche Schätze aus ſeinen Silbergruben zu Theil geworden, und er wendete ſie an, den Hunger ſeiner Unterthanen zu ſtillen. Vorräthe von Getreide wurden für jenes Silber aus dem Böhmenlande herbeigeſchafft, und Brod aus ihnen gebacken, dadurch aber der Jammer von den Hungernden entfernt.

Nun wurde auf dem hohen Felſen der Grund zu einer Burg gelegt. Und da auf der Seite, wo derſelbe mit einem andern Felſen, und durch dieſen mit dem nahen Berge im Zuſammenhange ſtand, nur ein ziemlich breiter Spalt beide Steinmaſſen von einander trennte; ſo wurde dieſer Riß, als die Burg fertig war, erweitert, ſo daß man nur vermittelſt einer Zugbrücke über denſelben gelangen konnte. Dieſes brachte die Feſtigkeit der Burg auf einen hohen Grad, und ſie der Unüberwindlichkeit näher; nur die

Gewalt des Pulvers oder der Hunger der Beſatzung konnte ſie überwinden.

Im Jahre 1382 begann der Bau, und erſt nach fünf und zwanzig Jahren wurde er vollendet. Millionen Segenswünſche der durch dieſen Bau dem Hungertode entriſſenen dankbaren Unterthanen ruhten auf dieſem Bau, und man hätte daher nicht glauben ſollen, daß der edle Erbauer dieſer Burg werde aus ihr vertrieben werden, wie es ſpäter gleichwohl geſchah. —

Es war im Herbſte des Jahres 1407, als dieſer Bau vollendet war, und der Ritter Dietrich mit ſeinem Weibe und einzigen Sohne, dem Ritter Benno von Bärenwalde, dem der Markgraf kurz vorher den Ritterſchlag ertheilt hatte, in dieſe Burg einzog und nun hoffte, da er mit jedem Nachbar in Frieden lebte, ſeine Tage in Ruhe zu beſchließen. Im Rathe der Vorſehung war es jedoch anders beſchloſſen, und wer vermag es, ihre Rathſchlüſſe zu begreifen! —

Des Todesarm umfing die Gattin des Ritters, als ſie kaum Ein Jahr in dieſer Burg gelebt hatte, und mit Jammer begleitete der Gatte die Ueberreſte der treuen Lebensgefährtin, an deren Seite er ſo viele Jahre glücklich gelebt hatte, zur Gruft. Am Sarge der geliebten Mutter weinte der einzige Sohn, und küßte ihr tief erſchüttert die Hand. War es Ahnung, daß er bald wieder mit ihr vereint ſeyn werde?

Von nun an zog ſich der Ritter in die Einſamkeit zurück, und nur ſelten wohnte er den Trinkgelagen der Nachbarn bei. Einſt, es war im Herbſte des Jahres 1414, war er auch zu einem ſolchen Gelage geladen, als einer der benachbarten Burgherren, der Ritter Staupitz von Reichenſtein ſich ebenfalls daſelbſt befand. — Die Humpen mit dem beſten Nierenſteiner waren oft geleert worden und hatten die Geiſter aufgeregt. — Die beiden Ritter, Staupitz und Dietrich geriethen in dieſer Aufregung in Streit, und der Letztere wurde von dem Erſtern vielfach gereizt. — Mehrere Ritter nahmen ſich Dietrichs an, und dieſer bedauerte heute zum erſtenmale ſein Geſchick, im Dienſte ſeines Lehnsherrn unfähig geworden zu ſeyn, ein Schwert mit der Rechten kräftig zu ſchwingen; auch daß ſein Benno nicht zur Stelle ſey, ſich des alten hochbeleidigten Vaters annehmen und jene Beleidigungen rächen zu können. —

Das Parteinehmen der Ritter für Dietrich und ſeine Sache regte Staupitz immer mehr auf, ſo daß er endlich dem Ritter Dietrich den Fehdehandſchuh zuwarf und ſich dann in höchſter Aufregung entfernte. — Die anweſenden Ritter ſagten dem Bedroheten größtentheils ihren Beiſtand zu, und ſo trennte ſich endlich die Geſellſchaft. —

Kaum war Dietrich wieder in ſeiner Burg angelangt, als er auch ſogleich Anſtalten traf, die Angriffe ſeines Befehders abzuweiſen. — Die Steinkörbe zum Empfang der Stürmenden wurden gefüllt, und die Knechte auf die Mauern und Thürme vertheilt, ihnen auch Morgenſterne und andere Waffen zur Gegenwehr gegen die Stürmenden gegeben. Die drei Donnerbüchſen aber, welche man auf dieſer Burg beſaß, wurden auf die Thürme gebracht, und mit Steinen und dem Pulver, von Barthel Schwarzens Erfindung geladen. *) Vorräthe von dieſen

---

*) In den erſten Zeiten des Feuergeſchützes ſchoß man keine eiſernen Kugeln, ſondern Steine, beſonders bei Bela-

Steinen und Pulver wurden dazu hingebracht, und Alles bereit gehalten, wenn die Feinde anrücken ſollten, ihnen tapfere Gegenwehr zu leiſten.

Als nun dieſe Anſtalten getroffen waren, übergab Dietrich ſeinem einzigen Sohne Benno und ſeinem Waffenbruder, dem Ritter Ulrich von Richzenhayn, den Befehl über die Burg und ihre Beſatzung und zog an den Hof ſeines Lehnsherrn, des Markgrafen Friedrich des Streitbaren, dieſem die Fehde zu melden und ihn um ſeinen Beiſtand zu bitten. — Leider traf er jedoch den Markgrafen nicht in ſeiner Reſidenz; denn es war deſſen Oheim, der Landgraf Balthaſar von Thüringen am 26. Mai 1406 mit Tode abgegangen und hatte zwar ſeinen Sohn, Friedrich den Friedfertigen (auch der Einfältige genannt) zum Erben hinterlaſſen, indeſſen fielen den beiden Oheimen dieſes jungen Fürſten einige Theile zu. — Und da ſich derſelbe von ſeinem Schwiegervater, dem Grafen Günther von Schwarzburg, regieren ließ, dieſer aber damit umging, das Land ſeines Schwiegerſohnes, zum Schaden der fürſtlichen Verwandten, dem König von Böhmen, dem Erzbiſchof von Mainz und dem Landgrafen von Heſſen in die Hände zu ſpielen, die beiden Vettern, Friedrich und Wilhelm, aber dieſes übel aufnahmen, ſo brachen ſie mit einem Heere in Thüringen ein, entfernten den Grafen Günther von

geringen, dann kamen ſteinerne Kugeln, die eiſernen aber ſind erſt im 16. Jahrhunderte aufgekommen und durch den dreißigjährigen Krieg, ſo wie durch die Franzoſen in den Kriegen unter Ludwig XIII. und XIV allgemein geworden. A. d. V.

Schwarzburg und zwangen den Landgrafen, ſich nach ihrem Rathe zu richten.

Auf dieſem Zuge war alſo der Markgraf begriffen, als ihn der Ritter Dietrich aufſuchte, um ihm als Oberlehnsherrn ſein Leid zu klagen. Dieſe weite Abweſenheit aber hatte für ihn traurige Folgen, wie wir ſehen werden, wenn wir unſere Aufmerkſamkeit wieder nach der Burg Kriebſtein, oder in der Sprache und Rechtſchreibung jener Zeit Crywenſteyn, hinwenden wollen.

2.

Die Burgfrau von Kriebſtein.

(Zweite Abtheilung.)

Der angekündigten Fehde ohngeachtet blieb es doch einige Wochen vollkommen ruhig, und man hörte nicht das Geringſte von Krieg oder Kriegsgeſchrei. Dieſer Zuſtand der tiefſten Stille hatte aber die Folge, daß die Beſatzung der Burg ſich vollkommen ſicher wähnte, und dieſe Sicherheit gereichte ihr zum Verderben.

Dem Ritter Staupitz blieb nichts verborgen, was in dieſer Burg vorging, und er kannte auch die Sicherheit vollkommen, worauf er einen Plan gründete, die Burg Kriebſtein durch Ueberfall ſchnell zu erobern; und auf die Weiſe, wie der Plan entworfen war, mußte er gelingen.

Auf der Burg des Ritters Staupitz herrſchte ebenfalls die tiefſte Stille, und man wurde nicht die geringſte Rüſtung zur Fehde gewahr. Dies war aber die Hauptſache; denn man wollte täuſchen, und die

Zurüſtungen zu einem Ueberfalle des **Kriebſteins** wurden auf einer ganz andern Burg, auf welche man keinen Verdacht warf, in größter Stille getroffen, und dabei ein ſicheres, wenn auch nicht moraliſches Mittel angewendet.

Schon im Herbſte, als der Ritter **Dietrich** Kriegsleute in Dienſt nahm, hatte der Ritter **Staupitz** ihm mehrere von ſeinen vertrauteſten Reißigen zugeſendet, welche ſich unerkannt und als falſche Brüder in Dienſt nehmen ließen, damit ſie dereinſt bei der Eroberung der Burg gute Dienſte thun könnten, und dieſe wurden auch in der Stunde, da es galt, entſcheidend.

So verging die Zeit in tiefer Ruhe bis zum **Faſtnachtstage** 1415, welcher Tag, der alten Sitte gemäß, ſo wie überall, auch in **Kriebſtein** in Saus und Braus verlebt wurde. Die beiden Ritter und faſt alle Männer von den Kriegsleuten der Beſatzung waren trunken, nur die im Bunde der Verrätherei ſtehenden neugeworbenen Reißigen hatten ſich inſoweit vom Trunke zu enthalten gewußt, daß ſie ſtreitfähig blieben.

Am Abend dieſes entſcheidenden Tages ſchritt die zur Eroberung der Burg beſtimmte feindliche Schaar im dichteſten Schneegeſtöber den Burgberg heran und ſtand bereits am Thore, ehe man noch das Geringſte von ihrem Daſeyn erfuhr. — An der aufgezogenen Zugbrücke hatte einer von den falſchen Brüdern mit einem treuen Knechte die Wache, und jener wollte, als er durch ein Spähloch die Ankunft ſeiner Waffenbrüder gewahrte, die Brücke herablaſſen, wurde aber von jenem, ſeinem Herrn treuen Knechte daran verhindert. Jetzt war der entſcheidende Augenblick da und wurde von den Verräthern wohl benutzt. Als ſich dieſer Treue ſträubte, in das Verlangen des Verräthers einzuwilligen, wurde er von einem andern dieſer Verräther rücklings niedergeſtoßen, und er konnte nur noch das Wort Verrätherei ſtammeln, als er auch ſchon ſeinen Geiſt aufgab. — Nun wurde jeder Augenblick koſtbar, und die Verräther eilten, die Zugbrücke, welche über den Felſenſpalt führte, und die Burg von den übrigen Theilen des Berges ſchied, niederzulaſſen. Dieſes gelang und die Feinde ſtürmten nun in den Burghof hinein. — Die meiſten Kriegsleute von der Beſatzung waren, durch das Uebermaß des genoſſenen Trunkes, zur Gegenwehr unfähig, und die Burg wurde demnach mit Hülfe der eingeſchlichenen Verräther in kurzer Zeit erobert; wer ſich widerſetzen wollte, wurde erſchlagen.

Als dieſes geſchah, ſaßen die Ritter noch in der Zechſtube bei den Humpen und wurden nur durch das auf dem Hofe entſtehende Getümmel von denſelben aufgeſcheucht. — Bald drangen nun die Feinde, von den Verräthern geführt, auch gegen dieſes Zimmer vor, und die Ritter ſtellten ſich ihnen mit dem Schwerte in der Fauſt entgegen. Ein ſcharfes Gefecht entſpann ſich jetzt, doch dieſes endigte ſich gar bald mit dem Tode der Ritter, da ſie nur in Hauskleidern waren, und von den geharniſchten Feinden mit langen Spießen niedergeſtoßen wurden, ſo daß ſie ganz ungerächt fielen.

Endlich, als von der Burgbeſatzung auch nicht der geringſte Widerſtand mehr geleiſtet wurde, und die Burg ganz in den Händen der Feinde war, eilte man, die Todten zu begraben und die Verwundeten zu verbinden. — Der Ritter Benno wurde in der Burgkapelle neben dem Leichnam ſeiner Mutter beigeſetzt; den Ritter Ulrich aber führten ſeine Knappen auf die Burg Richzenhayn, auf daß er dort ehrenvoll zur Ruhe des Grabes gebracht werde. Ehe der Leichnam des Ritters Benno zur Ruhe gebracht wurde, las der Burgpater ihm die Seelenmeſſe mit tiefer Empfindung. Einſt war er der Lehrer Benno's geweſen und hatte ſich des gelungenen guten Werks ſeiner Erziehung in dem herrlichen jungen Manne gefreut; jetzt aber waren alle dieſe Hoffnungen vernichtet und ſanken mit ihm in das Grab hinab. Jahrhunderte hatte dieſes edle Geſchlecht geblüht, und jetzt lag die ganze Hoffnung eines alten Vaters, das fernere Beſtehen dieſes Geſchlechts, vor ihm im Sarge, entſeelt und kalt; nach wenig Minuten ſollte dieſe Hoffnung eines alten Vaters hinab-in's Grab geſenkt werden, und ſo das Geſchlecht derer von Bärenwalde mit dem Ritter für immer erlöſchen.

Der Ritter Staupitz nahm nunmehr die eroberte Burg, als ſein Eigenthum, in Beſitz und ſuchte ſie noch feſter, ja ganz unüberwindlich zu machen; denn er wußte noch nicht, wie der Markgraf, als Oberlehnsherr, dieſe Eroberung aufnehmen werde. Zwar hatte der Ritter Staupitz dem Ritter Dietrich den Fehdehandſchuh zugeworfen, und derſelbe ihn aufgehoben; folglich beſtand der Krieg zwiſchen ihnen, obgleich es der Erſtere unterlaſſen hatte, die Ceremonien, welche von Alters her dabei gebräuchlich waren, zu beobachten. Es war weder die förmliche Abſagung durch einen Herold geſchehen, noch der Gottesfriede feierlich ausgeläutet worden; weil er die ſtarke Veſte, in Abweſenheit des

Ritters, durch einen Ueberfall am leichteſten zu nehmen hoffen durfte, und deshalb die Beſatzung ſicher machen wollte, was ihm denn auch, wie wir bereits wiſſen, gelang. Die Veſte war leicht erobert worden; doch die Folgen dieſes Ueberfalls konnte der Ritter leicht vorausſehen, da der Markgraf den Fehden ſeiner Vaſallen ſehr abhold war, und ſich auch der Ritter Dietrich jetzt am Hofe dieſes Fürſten befand, wo er gewiß nichts unverſucht ließ, was zum Nachtheil des Eroberers gereichen konnte. — So blieb ihm nichts weiter übrig, als ſich demüthig dem Markgrafen zu Füßen zu werfen und ihn um Gnade zu bitten. Dieſe durfte er aber ſchon wegen der bei der Eroberung Erſchlagenen nicht hoffen und hatte keine andere Ausſicht, als Entſetzung von der Ritterwürde und ewiges Gefängniß. — Dieſe Betrachtungen beſtimmten ihn daher zu dem Entſchluſſe, lieber das äußerſte zu wagen, und er zog alſo in Folge dieſes Entſchluſſes mit Weib und Kind, auch aller ſeiner Habe nach dem Kriebſtein und machte ſich zu einer langen Gegenwehr bereit. —

Der Felſenſpalt, über den die Zugbrücke führte, war die ſchwächſte Seite der Burg, und auf ſie richtete ſich daher des Ritters ganze Aufmerkſamkeit, ſo daß hier die meiſten Befeſtigungen angelegt wurden. Mit Lebensmitteln verſah man ſich reichlich, um eine lange Belagerung aushalten zu können, und blickte nun der Zukunft ziemlich ruhig entgegen; blieb doch dem Ritter nichts weiter übrig, als ſich zu vertheidigen und in der Vertheidigung zu fallen. Wenn er freilich an des Markgrafen Macht gedachte, ſo ahnete ihm wohl, daß er endlich werde unterliegen müſſen; es war jedoch ſchon zu weit gediehen, als daß er hätte die geringſte Hoffnung hegen können, ſich zurückzuziehen.

3.

Die Burgfrau von Kriebſtein.

(Dritte Abtheilung.)

Der Ritter **Staupitz** hatte richtig geſchloſſen; denn als der Ritter **Dietrich** es klagend vor den Thron des Markgrafen brachte, was ihm ſein Feind gethan hatte, wurde dieſer Fürſt hoch erzürnt und ſchwur, die durch den Ueberfall verübte Unthat hart zu beſtrafen. — In **Freiberg**, **Rochlitz** und noch andern Städten ſeines Landes bot der Markgraf die Bürger auf und befahl ihnen, ſich zu rüſten; Geſchütz wurde aus den Zeughäuſern zu Freiberg und Dresden herbeigefahren, und ſo mit dem Eintritte des Frühlings (1415) die Belagerung der Burg begonnen.

Die Schaaren der Ritterſchaft zu Roß und der aus den Städten aufgebotenen Bürger zu Fuß umzogen auf beiden Ufern der Zſchopau die Burg, und ein Herold erſchien vor ihren Mauern, den Ritter auffordernd, ſich dem Markgrafen auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Der Ritter Staupitz war, als er den Herold in die Trompete ſtoßen hörte, auf der Warte erſchienen und hatte die Aufforderung vernommen.

„Sage meinem Herrn, dem Markgrafen, — rief er von dem Thurme hinab — Er ſey nicht mit der

Wahrheit berichtet worden. Als mich der Ritter **Dietrich von Bärenwalde** beleidigte, habe ich ihm, nach Ritterbrauch und Sitte, den Fehdehandſchuh zugeworfen und ihn rechtmäßig bekriegt. Seit wenn iſt es denn aber verboten, ſeinen Feind durch Liſt zu beſiegen? — Der Markgraf iſt eben ſo gut **mein** Lehnsherr, als der des Ritters **Dietrich**, und ich habe alſo eben ſo viel Anſprüche auf ſeine Gerechtigkeit, als mein Feind, der Ritter Dietrich von Bärenwalde. Sollte ſich aber mein **Lehnsherr** als **Feind** gegen mich erzeigen, ſo ſey ihm kund, daß ich mich als ein Mann zu vertheidigen wiſſen werde."

Der Herold ritt wieder nach dem Lager und brachte dem Markgrafen die Antwort des Ritters. Dieſe hatte allerdings Manches, was demſelben zu Gunſten ſprach, und der Herzog verſammelte ſeine Ritter und Räthe zu einem Kriegsrathe. Hier waren die Meinungen getheilt, bis der Kanzler des Fürſten die Fragen aufwarf: Ob nicht dem Oberlehnsherrn gebühre, die Streitigkeiten ſeiner Lehnsvaſallen zu entſcheiden? — und: Welches Schickſal die allgemeine Sicherheit haben werde, wenn es dieſen Vaſallen geſtattet ſeyn ſolle, ihre Streitigkeiten nicht vor den Thron des Fürſten zu bringen, ſondern ſie ohne Weiteres, ſogleich auf eigne Fauſt auszufechten? — Ob nicht hierdurch das Land wieder in den traurigen Zuſtand des **allgemeinen Fauſtrechts** zurückſinken werde, deſſen Folgen nicht abzuſehen wären? — Die Vorältern des Fürſten hätten, von **Heinrich dem Erlauchten** an, ſolche Streitigkeiten jederzeit vor ihren Richterſtuhl gezogen und gerecht entſchieden, daher auch der Ritter **Stauvitz von Reichenſtein**, wenn er gerechte Sache zu dem Ritter **Dietrich von Bärenwalde** zu haben geglaubt, ſolche ebenfalls vor den Thron ſeines Oberlehnsherrn hätte bringen und deſſen Entſcheidung erwarten, nicht aber dieſe Fehde alſo beginnen ſollen.

Dieſe Fragen wurden erwogen, und das Urtheil gefällt: daß der Ritter Staupitz die eroberte Veſte in dem Stande, wie ſie vor dem Ueberfalle geweſen, an den Ritter Dietrich zurückgeben, wegen der bei der Eroberung im ungleichen Kampfe Gefallenen aber ſich vor dem Richterſtuhle des Markgrafen ſtellen, daſelbſt ſich gegen die erhobene Klage vertheidigen und ſein Urtheil erwarten ſolle; es werde daſſelbe mit Unparteilichkeit und Gerechtigkeit gefällt werden.

Dieſes vorläufige Urtheil wurde dem Ritter durch den Herold bekannt gemacht; allein er fügte ſich demſelben nicht, ſondern blieb dabei, daß er die Burg in ehrlicher Fehde erobert habe, und die Erſchlagenen wären in ordentlichem Kampfe gefallen.

Dieſe Widerſpenſtigkeit erbitterte den Markgrafen auf das höchſte. Und da auch der Ritter Dietrich dem Fürſten vorſtellte: daß er bereits auf dem Wege nach dem Hoflager ſeines Fürſten geweſen ſey, um dort ſeine Klage anzubringen, der Ritter Staupitz auch — was durch Zeugen erwieſen wurde — im Zuſtande der halben Trunkenheit Urſachen an ihm geſucht, und ihm den Fehdehandſchuh zugeworfen habe, dieſer aber von ihm blos in der Abſicht aufgenommen worden ſey, ihn dem Fürſten als einen Beweis der Fehdeankündigung vorzulegen, ſo ſetzte nun der Markgraf jede Gnade bei Seite, und die Belagerung begann damit, daß man die Burg auf beiden Seiten des Fluſſes einſchloß und auf dem Berge jenſeits der Felſenſpalte die Donnerbüchſen ſo wie die Schleudermaſchinen zum Feuereinwerfen aufſtellte. Von hier aus ſollte der Hauptangriff geſchehen, da man auf dieſer Stelle der Burg am nächſten kommen konnte.

Als nun dieſe Zurüſtungen beendigt waren, donnerten dieſe gewaltigen Feuerſchlünde gegen die Burg, und ihr Feuer wurde von da aus kräftig beantwortet. — Wenn man aber bedenkt, daß in jenen Zeiten die Geſchützkunde noch in ihrer frühen Kindheit war und mit dem jetzigen Stande nur ſehr entfernte Aehnlichkeit hatte, wo man zehn- und mehrmal ſo viel Zeit brauchte, als jetzt nöthig iſt, um eine ſolche Donnerbüchſe zu laden und zu richten, und dennoch nur mit wenig Sicherheit zu ſchießen vermochte, ſo wird es um ſo leichter erklärbar, daß dieſe Schüſſe die Wirkung nicht haben konnten, die man ſich von ihnen verſprach. — Die Belagerten waren aber auch ſchon um deshalb im Vortheil, weil ihre Donnerbüchſen in feſten Thürmen ſtanden, wo die runden Steine, welche ſtatt der jetzigen eiſernen Kugeln geſchoſſen wurden, dem ſehr ſtarken Mauerwerk wenig oder keinen Schaden thun konnten, die Leute aber, welche bei der Gegenwehr angeſtellt waren, vollkommen bedeckt ſtanden, im Gegenſatz zu der beinahe ganz im Freien ſtehenden Geſchützbedienung der Belagerer. — An andere Oeffnungen jener Thürme hatte man Schützen geſtellt, welche mit ihren ſchweren und langen Hakenbüchſen, die man mit brennender Lunte zündete, die faſt ganz frei ſtehenden Büchſenmeiſter des Markgrafen tödteten, oder durch ſchwere Verwundungen zu ihrem Dienſte untüchtig machten.

Auf dieſe Weiſe wurde die Belagerung der Burg ſehr aufgehalten, und ſchon war der Monat Auguſt vergangen, und die Belagerer hatten noch wenig Vortheile errungen, ſo daß die Eroberung vor dem Herbſte noch immer ſehr zweifelhaft war, als die Hoffnung, dieſer Burg bald Meiſter zu werden, ſich auf einmal wieder erneuerte.

Jenſeits des Felſenſpaltes hatte man in einer dunkeln Nacht Schanzen aufgeworfen und in denſelben große Donnerbüchſen ſo wie die Maſchinen zum Feuereinwerfen aufgeſtellt. — Als nun die Belagerten am folgenden Morgen dieſe Werke gewahrten, feuerten ſie zwar ſtark hinaus, ſahen aber bald, daß ſie gegen dieſe Schanzen nur wenig ausrichten könnten, und ein ſtarker Ausfall ſollte nun das vollbringen, was auf jene Art nicht geſchehen konnte. — Kaum war in der folgenden Nacht die Mitternachtsſtunde vorüber, als auch die ſtarke Schaar, welche zu dieſem Ausfall beſtimmt war, in der tiefſten Stille herauszog und die Schanzen überfallen wollte; allein ihre Beſatzung derſelben war auf ihrer Hut und empfing die Stürmenden ſo kräftig, daß der Angriff bald abgeſchlagen war. — Bald wurde er erneuert, doch abermals zurückgeworfen, worauf ſich die Geſchlagenen nach der Burg zurückzogen. Die Markgräflichen drangen jedoch ſchnell nach, und kamen mit ihren Feinden zugleich an der Zugbrücke an, die über den Felſenriß hinüberführte. — Dies war ein gefährlicher Augenblick für die Burg, und ohne die Entſchloſſenheit tapferer, unerſchrockner Männer war ſie verloren. Da ſchloſſen ſich die Reiſigen der Burgbeſatzung feſt aneinander an, und machten einen unwiderſtehlichen Angriff, warfen die feindliche

Schaar zurück und flüchteten ſich nun im vollen Lauf über die Brücke. In eben demſelben Augenblicke donnerten die Feuergeſchütze groß und klein aus den nächſten Thürmen, und viele von den Belagerern ſanken todt oder verwundet zur Erde; die Zugbrücke aber wurde ſchnell aufgezogen und die Burg war gerettet. —

Der Markgraf war hochergrimmt über dieſe empfangene Schlappe, und doch konnte er im Innern ſeines Herzens der tapfern Beſatzung ſeine Achtung nicht verſagen. — Nun wurde Tag für Tag Feuer eingeworfen, doch ſtets waren die Burgleute wachſam und dämpften die auflodernde Flamme jedesmal ſchnell wieder. — Einſt überſahen ſie jedoch einen Brand, der an einen verborgenen Ort gefallen war und einige Stunden im Stillen fortglimmte; ein heranziehendes Sturmwetter aber blies dieſen glimmenden Brand zur hellen Flamme an, und bald hatte dieſe ſich in dem ganzen Gebäude verbreitet, ſo daß es hochaufloderte. Dieſes Schickſal hatte auch das hart daran ſtoßende Haus, in welchem die Mundvorräthe aufbewahrt wurden. Der ganzen Burg drohete die größte Gefahr, und nur dem Umſpringen des Windes, ſo wie den faſt übermenſchlichen Anſtrengungen der Burgleute konnte man ihre Rettung zuſchreiben. — Die übrigen Gebäude waren alſo wohl vor der Vernichtung geſchützt, allein der größte Theil der Lebensmittel war ebenfalls ein Raub der Flamme geworden, und dadurch der Ausgang der Belagerung nicht mehr zweifelhaft. — Nur gering waren die noch übrigen Vorräthe, und man konnte ſich, auch bei der ſpärlichſten Eintheilung, nur noch wenige Wochen halten: dann aber mußte der Hunger der größten Tapferkeit weichen.

Auch der Ritter Staupitz ſah es wohl voraus, welches Ende es mit ihm nehmen werde, und er war zweifelhaft, was er zu thun habe, um ſich aus dieſer Noth zu retten. Auf Gnade konnte er bei der Erbitterung des Markgrafen nicht hoffen, und ſchon brütete er über dem Plane: einen nächtlichen Ausfall mit allen ſeinen Mannen zu wagen und zu verſuchen, ob es ihm gelinge, ſich mit ihnen nach Böhmen durchzuſchlagen. — Ehe aber dieſer Plan zur Ausführung kommen konnte, nahm der Stand der Sache, durch die Klugheit der Gattin des Ritters Staupitz, eine ganz andere erfreuliche Wendung, und der Ritter wurde dadurch mit den Seinen gerettet.

Frau Adelheid hatte einſt von der Begebenheit gehört, wo die Gemahlin des, in der Veſte Weinsberg in Schwaben vom Kaiſer Conrad belagerten Herzogs Welf, den Kaiſer überliſtete, ſo daß er ihr erlaubte, mit ihren Frauen abzuziehen, und ihre beſte Habe, ſo viel ſie davon tragen könne, mit ſich zu nehmen; daß aber dieſe kluge Frau den geliebten Gemahl, als ihr beſtes Beſitzthum, auf dem Rücken herausgetragen und ſo gerettet habe. *) — Sollte — ſprach dieſe kluge Frau zu ſich ſelbſt — dieſes nicht auch hier gelingen können? — Sollte der Sachſenfürſt Friedrich weniger Edelmuth im Herzen

---

*) S. Denkwürdigkeiten aus dem großen Panorama der Welt und des Menſchenlebens. VIII. Bd. S. 247 ff. A. d. V.

tragen, als einſt der Kaiſer Conrad? — Der Herr, an deſſen Altare ich gelobte, alle Schickſale meines Gatten mit ihm zu theilen, wird mir, ich hoffe es mit Zuverſicht, mit ſeiner Kraft beiſtehen in dem, was ich vorhabe: denn ich erfülle ja meine Pflicht gegen den Gemahl, an den mich das Sakrament der Ehe band. — Wohlan denn, es werde gewagt! —"

Als Frau Adelheid ihren Gatten von dieſem Plane in Kenntniß ſetzte, wollte er nicht einwilligen; denn er hatte weniger Vertrauen zu Friedrich als ſein Weib. — Doch wo hätte wohl je ein Sterblicher dem Schmeicheln und Bitten eines geliebten Weibes widerſtehen können? Da nun aber die Gatten ſich noch immer ſo heiß und innig liebten als am Brauttage, ſo gebot dieſe Liebe, in Gemeinſchaft mit der Mutterliebe, Alles für die Rettung des Gatten und der Kinder zu wagen. Das ſonſt ſo ſchüchterne Weib wurde alſo zum Helden, und wagte für den Gatten und die Kinder Alles. —

Der Markgraf war nach einer Abweſenheit von einigen Wochen wieder im Lager angelangt und wollte am Morgen nach ſeiner Ankunft eben einen Spazierritt beginnen, um der ſchönen Herbſtwitterung ſich zu freuen, als ſich ſein Blick nach der belagerten Burg hinauflenkte, wo er denn auf der hohen Warte die weiße Fahne wehen ſah. —

„Wie, dort weht des Friedens Zeichen? — Der Stolz des Ritters iſt gebrochen? — Er will die feſte Burg übergeben?" — ſo ſprach der Fürſt zu ſich ſelbſt, und blickte ſinnend nach der Höhe hinauf, als ihm gemeldet wurde: die Burgfrau von Kriebſtein ſey angelangt und laſſe den Fürſten um Gehör bitten. — Es wurde ihr dieſes zugeſagt, und der Markgraf ging nach ſeinem Zelte zurück. Hier fand er Frau Adelheid, welche ſich ihm zu Füßen warf und für ihren Gemahl um Gnade bat. Allein ſo ſehr ſie auch weinte und flehete, ſo blieb der Fürſt dennoch unerbittlich und ſein Endurtheil war:

„Mit Weibern und Kindern führe ich keinen Krieg, darum möge ſich Alles, was ſich von dieſen in der Burg befindet, ſo ſchnell als möglich entfernen. Auch mag ſonſt noch jede Frau von ihrer beſten Habe ſo viel mit ſich nehmen, als ſie tragen kann. — Was aber Euern Gatten anlangt, ſo kann und darf ich Euch nichts weiter ſagen, als, er iſt dem Recht verfallen, und er ergebe ſich auf Gnade und Ungnade. — Es ſoll ihm Recht werden durch ebenbürtige Ritter und Herren, deren Urtheil er ſich zu unterwerfen hat. Dies iſt mein unabänderlicher Wille. — Noch heute, ehe der Mittag kommt, zieht ihr ab.“

Der Markgraf winkte, und Frau Adelheid ſchwankte tiefbetrübt aus dem Zelte. Traurig trat ſie den Rückweg nach der Burg an; doch als ſie ſich wieder ein wenig von dem erſten Eindrucke erholt hatte, erwachte in ihr wieder der Glaube an den Edelmuth des Markgrafen, und die Hoffnung, daß der Fürſt die eheliche Treue, die ſie jetzt an ihrem Gemahl übe, werde zu achten wiſſen, lebte von neuem in ihrer Seele auf, ſo daß ſie mit jedem Schritte ruhiger wurde. Dem Gatten verſchwieg ſie die Härte des

Fürſten und wußte auch ihm das Vertrauen zu demſelben einzuflößen, das ihre Seele erfüllte, nun aber ging ſie zur Burgcapelle, wo ſie ſich am Altare niederwarf und Gott um ſeinen Beiſtand bei dem unternommenen Rettungswerke bat. — Der Erhörung Troſt kam über ſie, und geſtärkt ſtand ſie vom Gebete auf.

Die Stunde des Auszugs ſchlug, und den Gatten auf der einen, die Kinder auf der andern Seite, gefolgt von andern Weibern, begann die edle Frau ihr Werk. So ſchlichen ſie den in den Felſen gehauenen Gang hinab in die Ebene, wo das Lager gleich am Ausgange dieſes Ganges ſich befand. Als ſie dahin gekommen war, erfüllte ſie die Bedingung, und lud ihren unbewaffneten Gatten auf den Rücken, ihn nach dem fürſtlichen Zelte tragend, und ihre Frauen folgten ihr. (S. Abbildung.)

Die Bewohner des Lagers liefen zuſammen, als ſie dieſen ſonderbaren Zug ſahen; auch der Markgraf trat mit den bei ihm verſammelten Rittern und Räthen demſelben entgegen. — Wohl ſchlug ihm das Herz höher, als er dieſen Beweis ehelicher Liebe und Treue ſah, und es ſchwand der Zorn allmälich aus ſeinem Herzen, ſanfteren Gefühlen weichend. — Auch der Fürſt Friedrich lebte in glücklicher Ehe mit ſeiner Gemahlin Katharina von Braunſchweig, einer der trefflichſten Frauen ihrer Zeit, ſo ſchön am Körper als an Geiſt und Gemüth, — und er konnte ſich ſelbſt beruhigend ſagen: auch Dein geliebtes Weib würde ebendaſſelbe thun, wie hier dieſe Treue, wenn Du in gleicher Gefahr wäreſt. — Durch dieſen Gedanken aber wurde er, der anfänglich ſo zornig war, entwaffnet und zur Milde geſtimmt.

„Ei Frau Adelheid! — rief ihr der Markgraf ernſt, doch nicht mit Strenge zu, als ſie ſich mit ihrer Laſt näherte, das iſt gegen die Abrede. Ich erlaubte Euch nur, mit Euern Kindern und der werthvollſten Habe abzuziehen: ſtatt deſſen ſucht Ihr Euern Gatten zu retten, ohngeachtet ich Euch doch ſagte, daß er dem Gericht verfallen ſey."

Jetzt ſanken die Gatten vor dem Fürſten nieder, und Adelheid rief, mit dem Zauber in der Stimme, der dem liebenden Weibe eigen iſt, wenn es für den Gegenſtand ſeiner Liebe bittet:

„Was kann ein Weib werthvolleres haben, als den geliebten Gatten, mit dem es am Altar verbunden worden iſt. — Auch Ihr, Erlauchter Herr! habt das Glück, der Gemahl eines trefflichen Weibes zu ſeyn, das für Euch ebenfalls das wagen würde, was ich jetzt aus Liebe und Pflichtgefühl für meinen Gatten thue. — O an Katharina's Namen, an dieſes herrliche Weib, erinnere ich Euch! — Eure Liebe zu der Trefflichen werde meine Fürſprecherin!" —

Das war für Friedrich zu viel, denn er liebte ſeine Katharina über Alles. — Und als ſich ſeine Blicke auf die Umſtehenden lenkten, wo er auf jedem Antlitz die Züge der tiefſten Rührung über dieſen glänzenden Beweis ehelicher Liebe und Treue las, als ſelbſt Dietrich von Bärenwalde — einſt ebenfalls ſehr glücklich in den Armen ſeiner nun ſchon längſt dahingeſchiedenen Gattin — tief ergriffen durch Adelheids ſo edle als kluge Handlung, und im Andenken an ſein früheres häusliches Glück an Jutta's Seite, ſich den Flehenden zugeſellte und den Fürſten ebenfalls um Gnade bat, da fühlte ſich Friedrich endlich überwunden und ſprach die Begnadigung aus. —

So bewirkten Liebe und Klugheit das, was die Tapferkeit nicht hatte bewirken können. Frau Adelheid aber wurde deshalb von ihren Zeitgenoſſen hochgeachtet, und mancher Mann blickte, wenn er ſich fragte: ob ſeine Gattin wohl ebenfalls das für ihn zu thun im Stande ſey, mit trübem Blick auf dieſes Beiſpiel hin; während wieder Andere, vielleicht die Mehrzahl, die Ueberzeugung im Herzen trugen, daß die eigne Gattin jenem Beiſpiele nachzueifern wohl vermöge.

Doch nicht die Zeitgenoſſen allein ehrten dieſe That, auch auf die Theilnehmer ſpäterer Jahrhunderte ging ſie durch Ueberlieferung vom Vater auf den Sohn über, und die Chroniken haben ſie ebenfalls aufgezeichnet. — Selbſt ein Gegenſtand der Kunſt iſt dieſe Begebenheit geworden, und es hing ſonſt im Saale des Schloſſes Kriebſtein ein Gemälde, welches dieſe merkwürdige Begebenheit darſtellte, im Laufe der Zeit aber, vielleicht während eines der folgenden Kriege, abhanden kam; denn es iſt nicht mehr vorhanden.

Noch an dieſem Tage zog der Markgraf in das Schloß ein, und als er deſſen große Feſtigkeit ganz erkennen lernte, behielt er es für ſich und entſchädigte den Ritter Dietrich auf eine andere Weiſe.

Späterhin kam dieſe Burg an Apel von Vitzthum, und dann an Kunz von Kaufungen, der aber mit Gewalt daraus verdrängt wurde, und man ſagt, daß dieſer Verluſt ihn beſonders zu dem Prinzenraube veranlaßt haben ſoll. — Von nun an wechſelten die Beſitzer dieſes Schloſſes oft, man findet aber in demſelben noch Manches, was eben ſo noch daſteht, als es zur Zeit der Erbauung war.

4.

Mord aus Mißbrauch der Studentenfreiheit.

In Jena ſtudirte im Jahre 1682 Johann Georg Wex die Rechte. — Dieſer hoffnungsvolle junge Mann war der einzige Sohn eines angeſehenen Staatsbeamteten, des herzoglich Sachſen-Merſeburgiſchen Geheimenraths und Canzlers *D.* Johann Chriſtoph Wex, und ſeiner Eltern Freude, da er ihrer ſorgfältigen Erziehung Ehre machte. Nur den Wiſſenſchaften lebend, hielt er ſich ſehr eingezogen und nahm keinen Theil an den Saufgelagen der übrigen Studenten. Hierdurch erwarb er ſich aber viel Feinde, und die Saufbrüder legten ihm verſchiedene Schimpfnamen bei, die ihn ganz herabwürdigen ſollten, verſteht ſich aber nur in den Augen ſolcher Menſchen, denn von Verſtändigen wurde der fleißige junge Mann hochgeachtet, und wenn ihn jene zu necken oder ihn auf alle Weiſe zum Gegenſtande des Spottes zu machen ſuchten, fand er ſich durch dieſe Achtung vollkommen und überflüſſig entſchädigt.

Die Natur hatte unſerm jungen Freunde herrliche Geiſtesgaben verliehen, ihm aber den hier doch ſo nöthigen Muth des Mannes verſagt. Einſt neckte ihn ein Student, ſo daß er der Gegenſtand des Gelächters und bitterſten Spottes wurde. Wex klagte deshalb, und der Beleidiger wurde mit Carcerſtrafe belegt. Dieſes war genug, um ihm noch weit mehr Feinde zuzuziehen, und man beſchloß, dieſem *Quasimodogenitus* gelegentlich eins anzuhängen. Die Gelegenheit dazu wurde nicht leicht gefunden, da Wex ſich, wie ſchon erwähnt, ſehr eingezogen hielt.

Es war am 4. October (1682), als dieſer junge Mann Abends von einem Freunde nach Hauſe gehen wollte, und ganz ruhig ſeines Weges ging. Schon war er bis beinahe an das Ende der Johannisgaſſe gekommen, als plötzlich eine Geſellſchaft halbtrunkener Studenten gaſſenbreit um die Ecke herum kam, ſo daß er nicht zu entrinnen vermochte. — Man rief dem Einzelnen ſogleich das gewöhnliche: Steh Hundsfott! entgegen, und Wex mußte nun Stand halten. Er ſuchte ſich durch gute Worte loszumachen, allein hierdurch machte er das Uebel ärger; denn es befanden ſich von ſeinen ärgſten Feinden unter dieſen Saufbrüdern, und dieſe erkannten ihn an der Sprache. Nun erfolgten eine Menge der niedrigſten Schimpfreden, und als Wex, hierdurch aufgeregt, ſich etwas bitter darüber beſchwerte, daß man ihn, der ganz ruhig ſeine Straße gegangen ſey und keinen Menſchen beleidiget habe, dennoch hier anfalle, ſo war das, was man wollte, geſchehen, und der Zweck erreicht. „Wie, du verdammter Ofenhocker, du *Quasimodogenitus*, willſt auch noch raiſoniren und rechtſchaffene Burſche zur Rede ſtellen. Dafür ſollſt du büßen!“ —

Und nun hieb und ſtach man auf dieſen Unglücklichen ein. Ein Hieb traf die Naſe und zugleich die Oberlippe des Mundes, ſo daß die erſtere ganz und von der letztern ein Stück abgehauen wurde. Doch noch war es nicht genug, denn ein Student, Johann Adolph von Wangenheim, der ſich beſonders vorgedrängt hatte, ſtieß nach dem unter Mörder gefallenen Wex, und dieſer Stoß gelang ſo übel, daß der Getroffene mit dem Rufe „Ach Gott!“ zur Erde fiel und in den nächſten Augenblicken ſeinen Geiſt aufgab. —

Als die Mörder den Gemordeten fallen ſahen und leicht denken konnten, welcher Lohn auf dieſe That erfolgen werde, ſuchten ſie den unglückſeligen Ort des Mordes möglichſt ſchnell zu verlaſſen, der Mörder aber floh und ward nicht mehr geſehen. Unſtät wie Kain irrte er in der Welt umher, und ihm ſchwebte unaufhörlich das Bild des von ihm Gemordeten vor.

Und wer vermag den Schmerz zu ermeſſen, der die Eltern des durch Mörderhand Gefallenen traf, als ſie die Nachricht empfingen, ihr hoffnungsvoller guter Sohn, ihr Einziger, ſey von liederlichen Buben gemordet worden; wie ſie dann im Uebermaß des Schmerzes den Mördern fluchten, und ſie vor den Thron Gottes zur Rechenſchaft forderten. — Und der unſchuldige, Vater des Mörders, der ſeinen guten, wohlerzogenen, aber mit den Laſtern der Welt unbekannten Sohn auf die Univerſität ſendete, damit er ſich dort, durch das Studium der höhern Wiſſenſchaften, für den Staatsdienſt vorbereite, ahnete nicht, wohin ihn böſe Beiſpiele führen würden. Alle Hoffnungen, die der Vater auf dieſen Sohn geſetzt hatte, waren nun mit einemmale durch dieſen Mord vereitelt, und der Vater hatte nun den Schmerz, daß er ſeinen Namen durch eine ſolche Schandthat gebrandmarkt ſehen mußte.

Und alles dieſes Unheil kam nur allein von der zu weit getriebenen akademiſchen Freiheit her. Man darf zwar nicht glauben, als wenn dergleichen Unthaten unbeſtraft geblieben wären. Nein! ſie wurden jedesmal auf das ſchärfſte unterſucht und beſtraft. Auch hier war dies der Fall, und es wurde nach dem Mörder auf das fleißigſte geforſcht. Doch dieſer war entflohen, von den übrigen Mitſchuldigen verrieth keiner den Andern, und ſo blieb dieſer Mord zwar von Menſchen unbeſtraft, doch nicht vor dem ewigen Richter, dem nichts verborgen bleibt, und der ſchon hier durch das Gewiſſen, ſo wie dort ewig mit ſtrenger Gerechtigkeit ſtraft.

Solcher Fälle, wo man ſich auf den Straſſen angriff, giebt es in der Geſchichte der deutſchen Hochſchulen ſehr viele, und nur erſt in ebendemſelben Jahre hatte (am 24. April 1682) ein jenaiſcher Student, Thomas Hopmann, aus Minden in Weſtphalen, einen andern, Johann Georg Vorkeller, aus Guben in der Lauſitz, ebenfalls in der Johannisgaſſe getroffen, wo ſie einander begegneten. Beide, wahrſcheinlich ſchon längſt Feinde, ſtieſſen an einander an, und im nächſten Augenblicke kreuzten ſich ihre Degen zum Gefecht. Dieſes aber war nur kurz.

denn nach wenig Stößen ſank der Erſtere, durch das Herz geſtochen, zur Erde und ſtarb in kurzer Zeit an dieſer tödtlichen Verwundung; der Thäter aber machte ſich aus dem Staube, da er als ein Märtyrer der Burſchenfreiheit betrachtet, und ihm fortgeholfen wurde, ſo wie es überhaupt merkwürdig iſt, daß faſt nie ein ſolcher Mörder ergriffen wurde, wenn er ſich flüchten wollte. — Dieſes Duell fiel am hellen Tage, Nachmittags um 5 Uhr, vor, und es hätte demnach recht wohl verhütet werden können, wenn man es hätte verhüten wollen.

Dieſes Alles nannte man akademiſche Freiheit und ließ das Leben dafür, ſie aufrecht zu erhalten. Zwar iſt ſie in unſern Tagen viel geregelter geworden; doch fehlt es auch jetzt noch an heimlichen Zweikämpfen nicht, die in der größten Stille vorfallen, ob ſie gleich auf das härteſte verpönt ſind. —

Auch in jener frühern Zeit ſuchten die Fürſten dieſen immer häufiger werdenden Zweikämpfen durch ſcharfe Geſetze zu ſteuern, und namentlich haben die beiden Fälle, welche wir in dieſem Abſchnitte erzählt haben, ein neues ſolches Geſetz zuwegegebracht, durch welches, am 31. Mai 1684, das Duelliren bei Leib- und Lebensſtrafe verboten wurde. Wie oft aber dieſe angedrohete harte Strafe in Ausübung gebracht wurde, davon ſchweigt die Geſchichte.

5.

Die Grabſchrift auf einem Paukenfell in der Kirche zu Podelwitz.

Bereits im ſiebenten Abſchnitte des Monats September haben wir S. 41 ff. verſucht, ein Gemälde von der Schlacht bei Breitenfeld zu geben, und wollen heute noch eine Scene aus dieſem großen Schlachtgemälde nachliefern.

So wie Tilly im Stübchen des Todtengräbers durch das Sinnbild des Todes betreten gemacht wurde, ſo hatte auch ſein großer Gegner, in der Nacht vor der Schlacht, einen merkwürdigen Traum, und in jener Zeit, wo man auf Träume, als Vorbedeutungen, noch ſo viel hielt, war dieſes allerdings nicht ohne Wichtigkeit.

Der König Guſtav Adolph übernachtete in der Pfarrwohnung des Dorfes Lindenthal bei dem Pfarrer Georg Hertel. Der König blieb Abends lange munter im Geſpräch mit ſeinen vertrauten Waffengefährten, Banner, Horn und Teufel; dann überließ er ſich ein wenig der Ruhe, um ſeinen Körper zu ſtärken, für die Beſchwerden des kommenden Tages, und ſeine Gefährten thaten ein Gleiches. — Als der König erwachte, erzählte er denſelben ſogleich einen Traum, den er ſo eben gehabt hätte, und der ihm ſelbſt ſehr merkwürdig vorkam. Dem Könige hatte nämlich geträumt: er ringe mit Tilly, werfe ihn zu Boden, werde aber von dem alten Corporal in die linke Bruſt gebiſſen.

Die Generale ſahen einander betroffen an, keiner aber wagte ſeine Meinung darüber zu äußern. —

Als ſie nun bei dem grauenden Morgen den König verließen, um Befehle zum Aufbruche des Heeres zu geben, hielten ſie dieſen Gegenſtand noch eine Zeit lang im lebhaften Geſpräch feſt, und manches wurde über dieſes ſonderbare Traumbild von ihnen geſprochen.

Dieſen Herren ziemlich nahe hielt das ſmaländiſche Reiterregiment, von welchem der Capitain Lieutenant **Jörge von Lewalde** eine Schwadron befehligte. Der General **Teufel** *) war dieſes Veteranen beſonderer Freund. Eben ging er an dem alten Waffengefährten vorüber und rief demſelben zu „Wie meinſt Du, alter Degen, ehe heute die Sonne ſinkt, werden wir beide" — „Glorreich geendet haben, mein General!" fiel der Veteran ernſt ein.

„Das verhüte Gott! — rief der Flügelmann des Regiments, ein junger ſchlanker Cornet, — Nein, mein Oheim! **ſiegen** wohl aber **nicht** ſterben."

„Mißgönnſt Du mir den Tod auf dem Bette der Ehre? fragte der Oheim düſter — Ich werde, ich muß ihn finden, nach der Viſion, die ich vorhin gehabt habe. — Als ich dort unter jenem Baume ſchlief, da däuchte es mir, als beginne die Schlacht mit gewaltiger Furie. Verſchiedenemale ſprengten die Feinde auf uns heran, allein wir zerſprengten ihre eiſernen Reihen; doch immer ſammelten ſich die ſtolzen Reiter wieder und ſetzten ſtürmend auf uns an. Da ſtand plötzlich meine längſt verſtorbene Gattin mit einer Friedenspalme vor mir, und von kalter Todtenhand umfangen, ſank ich mit ihr zugleich in's offne

---

*) Man darf ſich nicht an das Gehäſſige dieſes Namens ſtoßen; denn es war **dieſer Teufel** ein vortrefflicher Mann, und wo er befehligte, hielt er ſtrenge Mannszucht.
A. d. V.

Grab. Ja, mein Robert, in einem friedlichen Kirchlein Sachſens möchte ich mir denn wohl eine Grabſtätte wünſchen."

In dieſem Augenblick ſchmetterten die Trompeten und wirbelten die Trommeln zum Aufbruch des Heeres. Es zog fort zum Schlagen und Siegen über einen bisher unbeſiegten Feind.

Was nun aber an dieſem Tage die Schweden gethan und wie inſonderheit ihre Reiterei den Angriffen von Pappenheims Eiſenmännern mit unbeſiegbarem Muthe widerſtanden und ſie durch die zwiſchen den Schwadronen geſtellten Haufen von Muskétieren ſogar in die Flucht geſchlagen haben, das Alles iſt bereits in dem Tagsabſchnitte des 7. und 8. Septembers enthalten, und wollen wir daher unſere Leſer bitten, dort nachzuleſen, nun aber zu dem eigentlichen Gegenſtande unſerer Erzählung zurückkehren.

Der Sieg war endlich errungen, Tilly's Heer auf der Flucht, und er ſelbſt, in der Mitte von ſechshundert Wallonen, der einzigen unbeſiegt gebliebenen Schaar, verwundet, auf dem ſchnellen Rückzuge. Das Schlachtfeld war in den Händen der Sieger, wo der fromme König Guſtav Adolph zum Dankgebet auf ſeine Knie niederſank, und ſein Heer dieſem Beiſpiele folgte. — Dann ſchritt man zu dem Liebesdienſte, die Gefallenen zu begraben und die Verwundeten, gleichviel, waren ſie von Freund oder Feind, zu verbinden. — Da fand man manches tapfern Kriegers entſeelten Leichnam, und unter dieſen auch den General Teufel, unter einem Haufen Erſchlagener, das Schwert noch feſt in der erſtarrten Rechten haltend. Die Ahnung des nahen Todes war an ihm wahr geworden, und er als ein Held im Kampfe gefallen. Nicht weit von ihm fand man einen andern Leichnam, dem gleichfalls die Todesahnung zur Wahrheit geworden war; es war der uns ſchon bekannte Capitain-Lieutenant Jörge von Lewalde. Bei dem letzten Angriffe der Pappenheimer hatten drei Kugeln ſeine narbenvolle Bruſt durchbohrt. Sein Neffe, der Cornet, hatte ihn fallen ſehen, und als der Feind geflohen war, den Leichnam des Oheims aufgeſucht. Bald war er gefunden, und der Cornet kniete nun an der Seite des Oheims, und ſchrieb auf das von einer Kugel durchlöcherte Fell einer nahe liegenden Pauke mit Rothſtift dem als Held gefallenen Oheim folgende Grabſchrift:

„Allhie lieget begraben der ehrenveſte und mannhafte Jürgen von Lewalde, geweſener Capitain-Lieutenant über vier Compagnien ſmaländiſcher Reiter, gebürtig aus Liefland, dem Gott eine fröhliche Auferſtehung verleihen wolle. — Geſchoſſen worden den 7. Septembris 1631.“ —

Als er dies geſchrieben hatte, löſete er mit ſeinem blutigen Schwerte das Pergament von dem Paukenkeſſel ab und reichte es einem Geiſtlichen, den er in Amtskleidung vor ſich ſtehen ſah. — Es war M. Tobias Blumenröder, Pfarrer aus dem Dorfe Podelwitz, und er hatte ſich aufgemacht, um den Verwundeten und Sterbenden mit dem Troſte, welchen die Chriſtusreligion verleiht, beizuſtehen, ſie zu tröſten und zu ſtärken. Er ſah den Jüngling bei dem Leichnam knieen und beten, ſah, wie er auf das Paukenfell ſchrieb und dieſes alsdann lostrennte, und die

Neugierde trieb ihn an, hinzuzutreten, wo ihm dann der tiefergriffene junge Krieger das Pergament reichte und mit weicher Stimme ſprach: „Hier habt Ihr die Grabſchrift dieſes gefallenen Helden. Darum bitte ich Euch denn, hochwürdiger Herr! Ihr wollet dieſem meinem theuern Oheim, dem Capitain-Lieutenant, eine Ruheſtätte in Eurer Kirche vergönnen!“

„Dieſe ſoll ihm werden, und ich gebe Euch mein prieſterliches Wort und Handſchlag, dieſer tapfere Held ſoll in unſerm Gotteshauſe, welches die Barmherzigkeit Gottes vor den Flammen bewahrte, als die Feinde dieſes Dorf am heutigen Morgen in Brand ſteckten, feierlich beerdiget werden!“

So ſprach der Pfarrherr, und der Cornet kniete nun neben der Leiche des Oheims nieder, ſprach ein kurzes, andächtiges Gebet, drückte dann dem Todten einen langen Abſchiedskuß auf die erkalteten Lippen, und reichte nun dem Pfarrherrn ſeine Börſe.

„Nehmt, hochwürdiger Herr, dieſes für die Beerdigung!“ ſprach der Cornet; doch der Pfarrer wehrte es ſanft ab und entgegnete: „Nein, mein junger Herr! Bezahlt nehme ich dieſen Liebesdienſt nicht, und es ſoll auch ohne dieſes Geld der theure Held in unſerer Kirche ruhen.“

„So vertheilt es denn unter Eure Abgebrannten, und lebt wohl!“ rief der Cornet, drückte dem Pfarrherrn die Börſe in die Hand und eilte nach ſeinem Roſſe; denn es ſchmetterten die Trompeten zum Sammeln der Regimenter. Der Cornet traf ſeine Reiter in düſterer und trauernder Stimmung an, über den Verluſt ihres hochverehrten Führers, und die Thränen der Wehmuth rollten manchem dieſer Reiter über den ergrauten Bart. —

Der Pfarrherr hielt Wort, ließ den entſeelten Leichnam des Capitain-Lieutnants in ſeine Pfarrwohnung bringen, und derſelbe wurde mit ſoviel Feierlichkeit, als die Umſtände nur immer erlaubten, in der Kirche zu Podelwitz begraben. Dort ruht ſeine Aſche noch; das Paukenfell aber kann man jetzt noch hinter dem Altare ſehen, wo es dazumal aufgehangen wurde, und die mit Rothſtift geſchriebene Grabſchrift noch ziemlich deutlich leſen.

6.

Scenen aus dem Leben Friedrich des Tapfern.

1) Die Jugend dieſes Fürſten und ſeine Vermählung.

Dieſer Prinz wurde am 6. Oct. 1331 als der älteſte Sohn des Land- nnd Markgrafen Friedrich des Strengen und Frau Mechtild (einer Tochter des Kaiſers Ludwig *V.*) geboren. — Die Geſchichte jener Zeit, ohnehin ziemlich dürftig, hat uns wenig oder nichts von den Ereigniſſe ſeinern Jugend aufbewahrt, und die erſte Nachricht, welche von ihm auf unſere Zeiten gekommen iſt, iſt die von ſeiner Verlobung.

Der junge Fürſt befand ſich in ſeinem funfzehnten Lebensjahre, als ſein Vater ein Turnier in Eiſenach anſtellte, welches mit großer Pracht gehalten wurde. Die Fürſten, Grafen und Herren des Thüringerlandes ſo wie ſeiner Nachbarn wurden dazu eingeladen, und es zogen dieſelben nun von allen Orten und Enden herbei, ſo daß die Stadt Eiſenach lange Zeit hindurch keine ſolche Feierlichkeit in ihren Mauern gehabt hatte. — Auf dem Markte wurde das Turnier gehalten, und der Fürſt ſelbſt erwies ſich tapfer im Stechen, ſo daß er verſchiedene Ritter aus dem Sattel hob. — Am Abende nach dem Turniere vereinigten ſich die ſämmtlichen Gäſte zu einem prächtigen Mahl auf der Wartburg, bei dem der fürſtliche Wirth zeigte, daß er eben ſo ſplendid zu bewirthen als tapfer zu fechten verſtehe. Als nun die Tafel aufgehoben war, zerſtreueten ſich die Gäſte in die Zimmer des Schloſſes, und der Tanzſaal wurde zum Rittertanz zugerichtet. — Trompeten- und Paukenſchall rief nun zum fröhlichen Tanze, und die Herren und Frauen füllten bald den Saal. Dieſes Tanzvergnügen wurde beſonders für den jungen Markgrafen Friedrich und das Geſchick ſeines Lebens ſehr wichtig, wie wir im Verfolg dieſer Erzählung ſehen werden.

Der Graf Heinrich von Henneberg, einer der reichſten Fürſten Thüringens und des Frankenlandes, war mit ſeiner Gemahlin und Tochter ebenfalls erſchienen, und der Schalk Amor trieb bald ſein muthwilliges Spiel mit dem jungen Markgrafen und dieſer holden Jungfrau: denn ihre Herzen fanden ſich, ſo daß Friedrich und die holde Catharina dieſen Abend unzertrennlich waren. Die Landgräfin gewahrte dieſes entſtehende Verhältniß zuerſt, und mit mütterlichem Wohlgefallen weilte ihr Blick auf dem ſchönen jungen Paare. Sie gab ihrem Gemahl Nachricht davon, und auch er ſah mit Wohlgefallen auf dieſes junge Paar, ſo wie ſich daſſelbe nicht minder dem Grafen von Henneberg und ſeiner Gemahlin mittheilte, als ſie vom landgräflichen Paare darauf aufmerkſam gemacht wurden.

Noch an dieſem Abende kam es zwiſchen den beiden Liebenden zur Erklärung, und auch die beiden Väter gaben ſich gegenſeitig ihre Wünſche zu erkennen, daß aus dieſen ihren Kindern ein tugendreiches Ehepaar werden möchte. Die Wünſche begegneten ſich, und noch in dieſer freudenvollen Tanznacht wurde die Verlobung des jungen fürſtlichen Paares erklärt, auch mit allgemeinem Jauchzen der Anweſenden aufgenommen. — Frau Mechtild, die Landgräfin, hatte die künftige Schwiegertochter bereits ſo liebgewonnen, daß ſie den Grafen Heinrich dringend bat, die geliebte Tochter bei ihr zu laſſen; ſie werde als eine liebende Mutter an ihr handeln, und der Graf und ſeine Gemahlin verſprachen es ihr.

Nach einigen Tagen ſchieden die Gäſte und ein jeder reiſte wieder in ſeine Heimath zurück; auch der Graf und die Gräfin von Henneberg begaben ſich nach ihrer Burg, das Fräulein Catharina aber blieb auf der Wartburg.

Die nächſten Wochen verfloſſen nun den Liebenden in den Freuden der erſten Liebe, doch bald ſollten dieſe Freuden getrübt und die Dauer ihrer Neigung einer ziemlich harten Prüfung unterworfen werden, die ſie jedoch mit Feſtigkeit beſtanden und zeigten, ihre Liebe ſey treu und beſtändig.

Der Graf von Henneberg hatte dem Landgrafen verſprochen, ſeiner Tochter die Aemter Coburg und Sonneberg als Brautſchatz mitzugeben, und dieſes war im Rauſche des Wein's und der

Freude über das Glück ſeines geliebten Kindes geſchehen. Als derſelbe aber in ſeine Reſidenzburg zurückkam und dieſes Verſprechen ſeinen Räthen vortrug, fanden dieſe das Minneglück der jungen Gräfin Catharina viel zu theuer erkauft und wußten ihm ſolches ſo anſchaulich vorzuſtellen, daß er ſein gethanes Verſprechen bereuete und daſſelbe wieder zurückzunehmen ſich erklärte. Dieſes ließ er nach einiger Zeit dem Landgrafen erklären, und da hatte nun dieſer Rücktritt die Folge, daß der Landgraf Friedrich hochentrüſtet über dieſen Wortbruch wurde und den Grafen etwas hart anſprach, ſein Wort zu halten, wobei er ihm einen ziemlich herben Verweis ſeines Wankelmuths gab. Als aber der Graf, durch ſeine Räthe geleitet, das Glück ſeines Kindes weniger als den verſprochenen Landſtrich achtete und dieſe harte Anſprache durch eine noch härtere Antwort vergalt, ſtieg der Zorn dieſes Fürſten ſo hoch, daß er, das Minneglück ſeines Sohnes außer Augen ſetzend, und weder auf die Thränen ſeiner Gemahlin, noch auf die Bitten der Liebenden achtend, die Gräfin Catharina ihrem Vater zurückſendete und den gegebenen Verweis verſtärkt wiederholte. — Der Graf wurde hierüber wüthend und ſchwur, ſich wegen dieſes Schimpfs zu rächen. Obgleich dem Landgrafen an Macht und Ländern nachſtehend, war er doch einer der mächtigſten Fürſten in Thüringen und Franken und vermochte es wohl, lange Widerſtand zu leiſten.

Der Graf bot ſeine Vaſallen auf und rüſtete ſich, den Landgrafen zu bekriegen. Dieſes Alles geſchah aber im größten Geheim, denn der Krieg ſollte mit einem Ueberfall beginnen, und die alte Stadt Creuzburg an der Werra wurde hierzu auserſehen. — Durch Kundſchafter ließ er die Höhe der Mauer und die Tiefe des Grabens meſſen, dann aber, als er dies erkundet, rückte er ganz in der Stille in einer ziemlich finſtern Nacht vor dieſe Stadt, und der Sturm auf dieſelbe begann. — Wie ſtaunten aber die Henneberger, als ſie die Bürger wohl vorbereitet fanden, ſo daß ſie nach einem heftigen Kampfe geſchlagen wurden und mit großem Verluſte zurückweichen mußten, nachdem ſie aus Rache die Vorſtädte angezündet hatten.

Die Geſchlagenen wendeten ſich nunmehr nach der Burg Scharfenberg, und machten von da aus die Straße nach Gotha und Eiſenach unſicher. Der Landgraf hörte die Klagen der Geplünderten und verſammelt ſeine Vaſallen nebſt den Bürgern der Städte Gotha, Eiſenach und Creuzburg, mit welchen er vor die Burg Scharfenberg rückte, ſie zu belagern. Dieſes war es aber' was der Graf von Henneberg wünſchte, und er zog ſich mit den Seinen in die Nähe des landgräflichen Lagers, wo er ſich mit ihnen im dickſten Walde verbarg. Um Mitternacht wurde nun das landgräfliche Heer überfallen, und obgleich die Henneberger ihre Feinde, die ſie überfielen, wachſam fanden, dergeſtalt, daß ſie zu den Waffen kamen, mit welchen ſie nun die Henneberger tapfer zurückſchlugen, ſo gerieth doch der Landgraf, als er ſich zu tief unter die Feinde gewagt hatte, in Gefahr, gefangen zu werden; als ein Bürger aus Eiſenach, wegen ſeiner Größe und Stärke, in der Stadt und ihrer Umgegend berühmt, ſeinen Landesherren in Gefahr ſah, ſich mit ſeiner Hellebarde unter den Feinden Platz machte, ſeinen Herrn rettete und glücklich wieder zu den Seinen gebracht. —

Die Henneberger wurden endlich zurückgeſchlagen, und der Graf ſah nun ein, daß er ſich mit einem Mächtigern, als er war, unnöthig verfeindet habe. — Er ſendete alſo einen Geſandten an den Hof des Landgrafen, bereuete es bitter, was er gethan, und bat dieſen Fürſten, das Geſchehene zu vergeſſen, die zerriſſenen Bande der Verwandtſchaft wieder anzuknüpfen und die bedungenen Aemter Coburg und Sonneberg zur Ausſteuer ſeiner Tochter anzunehmen. Als nun die Landgräfin Mechtild und der junge Bräutigam mit dringenden Bitten den Landgrafen beſtürmten, dieſer auch bedachte, daß er nun erlangt habe, was er erlangen wollte, und daß er des Sohnes häusliches Glück begründe, indem die Gräfin Catharina ſelbſt von ihm ſehr hochgeachtet wurde, da ließ er ſich endlich erbitten, und der Vertrag zwiſchen ihm und dem Grafen von Henneberg wurde abgeſchloſſen, die Gefangenen losgegeben, und die Schäden erſetzt. Die Unterthanen der beiden Aemter huldigten dem Markgrafen, und die Gräfin Catharina kam an den Hof des Landgrafen zurück. Die Wolke war nun vorübergezogen, die den Himmel der Liebenden zeither getrübt hatte, ſie hatten die harte Prüfung wohl beſtanden und fühlten ſich nunmehr doppelt glücklich, beſonders als ſie im folgenden Jahre (1346) der Segen der Kirche zum Ehebunde vereinigte; und die Geſchichte erzählt, daß dieſe Fürſtenehe eine der beſten und muſterhafteſten geweſen ſey. Die herzliche Liebe der Gatten zu einander verminderte ſich auch in den fünf und dreißig Jahren ihrer Ehe nicht im mindeſten; ſo daß Catharina, als ſie im Jahre 1381 (26 Mai) durch den Tod ihres geliebten Gemahls zur Wittwe wurde, in ihrem ſechzehnjährigen Wittwenſtande die Trauerkleider um den dahingeſchiedenen Geliebten nicht ablegte, bis ſie endlich am 15. Juli 1397 wieder mit ihm vereinigt wurde.

7.

Der Prinz Friedrich Auguſt wird geboren am 7. October 1696.

Dieſer Prinz war der einzige rechtmäßige Sohn des Königs und Kurfürſten Friedrich Auguſt, den man gewöhnlich unter dem Namen des Starken kennt, und wurde an dem eben angegebenen Tage geboren.

Seine frühesſte Kindheit brachte der Prinz unter der Aufſicht ſeiner Mutter und Großmutter zu, und dann wurde Alexander von Miltitz zum Gouverneur beſtellt, der ihn in der evangeliſchen Religion und den übrigen Wiſſenſchaften wohl unterrichten ließ. —

Kaum war der Prinz ſechs Jahre alt, als ihn die Univerſität zu Wittenberg, bei ihrem zweiten Jubiläo, zum Rector (?) erwählte. — Im Jahre 1703 wurde er Landvoigt in der Oberlauſitz, 1705 Ritter des neugeſtifteten weißen Adlerordens und 1708 Ritter des Elephantenordens, drei Jahre ſpäter wurde er in das Geheimerathscollegium eingeführt, und es häuften ſich denn noch eine Menge Ehren und Würden auf dieſem Königsſohne.

Der König Friedrich Auguſt hatte bei ſeiner Religionsveränderung (1697) verſprochen, ſeinen Sohn und Nachfolger ebenfalls der katholiſchen Kirche zuzuführen, und der Papſt Clemens XI. lag dem Könige ſehr an, ſein Verſprechen zu halten; denn ohne dies war der Uebertritt deſſelben von wenig Nutzen, da mit dem dereinſtigen Ableben des Königs Alles wieder in den alten Stand kam, vererbte ſich aber dieſer Religionsübertritt auch auf deſſen Nachfolger, ſo durfte man hoffen, dem Ketzerthum in ſeiner Wiege einen Hauptſtreich beigebracht zu haben. In dieſer Abſicht ſendete der heilige Vater ſeinen Nepoten Annibal Albani als Legaten nach Dresden, der es auch bei dem Könige ſo weit brachte, daß er ſeinen Sohn erſt nach Polen mitnahm und dann nach Italien reiſen ließ, wo er, wie wir weiter unten gedenken werden, in Bologna zur katholiſchen Religion übertrat. (1712) Auf dieſer Reiſe, welche er über Frankfurt machte, wo er die Wahl- und Krönungsfeierlichkeiten Carls VI. mit anſah, erhielt er ſtatt des Herrn von Miltitz, welcher nach Hauſe geſendet wurde, zwei Katholiken, nämlich den Woywoden von Liefland, Joſeph Koß, und den Baron von Hanen, zu Hofmeiſtern, den P. Salerno aber (einen Jeſuiten) zum Informator. — Von Frankfurt reiſete der Prinz über Mailand nach Bologna, wo er in den Lehrſätzen der katholiſchen Kirche unterrichtet wurde, ſo daß er am 27. Nov. 1712 insgeheim zu derſelben übertreten konnte, was jedoch den vorwaltenden Umſtänden gemäß einſtweilen verſchwiegen bleiben mußte.

Nun ſetzte der Prinz ſeine Reiſe weiter fort, hielt ſich über zwei Jahre lang in Paris auf und ging dann wieder nach Italien, wo er in Venedig die Kinderpocken bekam und überſtand; auf die Nachricht von dem Ableben ſeiner Großmutter, der verwittweten Kurfürſtin Anna Sophia, *) aber, welches am 1. Juli 1717 erfolgt war, ging er nach Deutſchland zurück und erklärte nun ſeinen Uebertritt öffentlich, indem er am 11. October des gedachten Jahres das Sakrament aus den Händen des päpſtlichen Nuncii in Wien empfing. — Dieſer Schritt, welcher in Sachſen bald allgemein bekannt wurde, erregte großes Aufſehen, ja ſelbſt Beſtürzung unter den Einwohnern dieſes Landes, indem ſie üble Folgen vermutheten. Doch der König wußte dieſe Beſorgniſſe durch die bündigſten Verſicherungen zu beſeitigen, und man beruhigte ſich.

Dieſem Religionsübertritt folgte die Vermählung des Prinzen mit der kaiſerlichen Prinzeſſin Maria Josepha, älteſten Tochter des Kaiſers Joſeph *I.*, welche am 2. September 1719 in Dresden vollzogen wurde.

Der Kurprinz blieb nun im Lande, mengte ſich aber in keine Regierungsgeſchäfte, ſo lange ſein Vater noch lebte, ſondern fand ſein größtes Vergnügen im Umgange mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern und dann an der Jagd, weshalb er auch das von ſeinem Vater zum Geſchenk erhaltene Schloß zu Wermsdorf ganz neu baute, und es Hubertusburg nannte. So blieb es bis zum 1. Febr. 1733, wo der König Friedrich August *I.* in Warſchau mit Tode abging. und nun die Regierung Sachſens an den Kurprinzen Friedrich Auguſt kam, der unter der nähern Bezeichnung der Zweite ſein Vaterland regierte, oder vielmehr durch den Grafen Brühl als Premierminiſter regieren ließ.

---

*) Wittwe des am 12. Sept. 1691 in Tübingen verſtorbenen Kurfürſten Johann Georg III.

Durch den Beiſtand Oeſterreichs und Rußlands wurde Friedrich Auguſt zum Könige von Polen erwählt, und ſein Nebenbuhler um die Krone, Stanislaus, verdrängt.

Die Schickſale dieſes Fürſten bis zu ſeinem am 5. October 1763 erfolgten Ableben ſind ſo mancherlei, daß ihre Schilderung ein eignes Werk erfordern würde, nicht aber ſo gedrängt gegben werden kann. Darum brechen wir hier ab, und begnügen uns mit der Bemerkung: daß der Enkel dieſes Fürſten, Friedrich Auguſt *III.*, während ſeiner langen Regierung viel zu thun fand, die Wunden wieder zu heilen, welche jene Schickſale und Brühls Herrſchaft dem Sachſenlande geſchlagen hatten. —

8.

Die letzten Jahre des Kurfürſten Johann Georg *I.* — Sein Ableben und Begräbniß.

Des langen Krieges Donner ſchwiegen endlich wieder; doch Deutſchland war von einem Ende bis an's andere in das tiefſte Elend herabgeſunken. — Städte waren niedergebrannt und Fluren verheert; eine zahlloſe Menge von Dörfern lagen in Ruinen, und von dieſen wurde eine große Anzahl nicht wieder erbauet, ſondern ſie haben ihren Namen nur noch in

Schriften, unter der allgemeinen Benennung von Wüſtungen erhalten.

Sachſen beſonders gehörte unter die Länder Deutſchlands, in welchen der Krieg lange gewüthet und die ſchrecklichſten Spuren hinterlaſſen hatte. — Die Schweden hatten zehn Jahre als Feinde in Sachſen gewüthet und den Abfall des Kurfürſten ſchrecklich an ſeinen Unterthanen gerächt, wie wir dieſes bereits an verſchiedenen Orten in dieſem Werke zu ſchildern verſucht haben. — „Wölfe und Bären, Gauner und arbeitsſcheues Mordgeſindel konnten lange nicht vertilgt werden, — ſagt ein neuerer Schriftſteller. *) Den Univerſitäten fehlte es an Fonds, den Schulen an Schülern, der Handel ſtockte ſchon durch die entſetzliche Kipper- und Wippermünze; die Bergſchachte ſtürzten ein oder erſoffen. — Gehalte konnten nicht mehr bezahlt, der Hof kaum nothdürftig erhalten, und doch ſollten Kriegs-, Reichs- und andere Steuern bezahlt werden! Viele waren der Arbeit ſo entwohnt, daß man die nöthigen Hände zum Feldbau nicht finden konnte. — Die Sittlichkeit war in Verwilderung übergegangen. —“ Dieſes Alles aber war die Folge von Staatsfehlern, welche der *D.* Hoe durch ſeine Einflüſterungen hervorgerufen hatte. — Welche ſchreckliche Lehre! —

Es war daher eine große Aufgabe für den fürſtlichen Greis, welcher während dieſer langen Periode des Elends in Sachſen regiert hatte, dieſe Wunden

---

*) *D.* C. W. **Böttiger**, in ſeinem gehaltreichen, trefflichen Werkchen: Kurzgefaßte Geſchichte des Kurſtaates und Königreiches Sachſen, für Schule und Haus, welche bei den Verlegern dieſes Werkes herausgekommen und für 12 Groſchen zu haben iſt. A. d. V.

allmälich wieder zu heilen, und dies wurde für ihn um ſo ſchwerer, als ſo manche hierzu erforderliche Eigenſchaft ihm abging.

Die Vorſehung ſorgte dafür, dem ſo entvölkerten Lande wieder einigen Zuwachs an Menſchen zu verſchaffen. Die Bedrückungen, welche ſich der kaiſerliche Hof, von den Jeſuiten aufgefordert, ganz gegen den Sinn des erſt vor wenig Jahren geſchloſſenen weſtphäliſchen Friedens erlaubte, beſtimmten eine große Anzahl glaubenseifrige Proteſtanten in dem nahe an Sachſen liegenden Böhmen, das letzte ihnen übrig gebliebene Mittel zu ergreifen und lieber das Vaterland und alles unbewegliche Beſitzthum zu verlaſſen, als den Glauben zu verläugnen, den ſie als wahr erkannt hatten. Deshalb wanderten ſie in Sachſen ein, wo die Regierung des Landes ihnen eine Freiſtätte einräumte, daß ſie ſich daſelbſt eine Stadt bauen konnten, welche den Namen Johann-Georgenſtadt erhielt. Um nun aber einen Gegenſtand nicht zweimal darzuſtellen, wollen wir uns auf den erſten Band dieſes Werkes beziehen, wo im dritten Tagsabſchnitte des Monats Februar die Einwanderung evangeliſcher Böhmen in Sachſen und die Entſtehung der Stadt Johann-Georgenſtadt ausführlich behandelt iſt, und gehen daher in der Geſchichte weiter fort.

Die Religionsbeſchwerden der Evangeliſchen währeten unter ſolchen Umſtänden noch immer fort, und dieſe ſetzten ſich im Allgemeinen den Bedrückungen entgegen. Jetzt kam es darauf an, daß ein kräftiges Oberhaupt an ihre Spitze trat, und dazu wurde der Kurfürſt Johann Georg von ihnen angeſprochen, und — er weigerte ſich. — Da richteten ſich die Augen der evangeliſchen Stände auf den Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg; doch dieſe Wahl beſtimmte nun den Kurfürſten Johann Georg ſchnell, das Directorium der evangeliſchen Angelegenheiten anzunehmen, um es nicht in die Hände des calviniſchen Brandesburgers kommen zu laſſen, ob es gleich in denſelben beſſer als in den Händen Johann Georg's gelegen wäre, da Friedrich Wilhelm dieſem Fürſten an Geiſtes- und Thatkraft weit überlegen war.

Faſt die letzte Handlung dieſes Kurfürſten beſtand noch aus einem bedeutenden Mißgriff, indem er ſein Land, aus beſonderer Vorliebe für jüngere Söhne, gegen die Succeſſionsordnung der Albertiniſchen Linie, in ſeinem 1652 errichteten Teſtamente, welches auch vom Kaiſer Ferdinand noch in demſelben Jahre beſtätigt wurde, unter ſeine vier Söhne vertheilte. — Der älteſte Sohn bekam die Kurwürde und das Burggrafthum Magdeburg, den Kur-, Meißner-, Leipziger- und Erzgebirgiſchen Kreis, die Oberlauſitz ſammt den Stiftern Meißen und Wurzen. Der Herzog Auguſt, als zweiter Sohn (und des Vaters Liebling) erhielt zu ſeinem Antheil die vier eximirten Herrſchaften, Aemter und Städte: Querfurt, Dahme, Jüterbog und Burg, nebſt mehreren Städten, Aemtern und Schlöſſern, desgleichen das Erzſtift Magdeburg auf Lebenszeit. — Dem Bruder dieſes Fürſten, Herzog Chriſtian genannt, wurden nebſt dem Stifte Merſeburg und der Niederlauſitz, auch die Aemter Finſterwalde, Bitterfeld, Delitzſch und Zörbig zugetheilt. Dem jüngſten Sohne des Kurfürſten, Herzog Moritz, aber beſtimmte das Teſtament die

Stifter Naumburg und Zeitz, die Herrſchaften Tautenburg, Frauenprießnitz, Niedertrebra, Voigtsberg, Plauen, Triptis, Arnshaug, Weida, Ziegenrück, und den Kurfürſtlichen Antheil von Henneberg. —

So wurde alſo eine bedeutende Ländermaſſe in vier Theile zerſplittert, aus einem der angeſehenſten und mächtigſten deutſchen Reichsfürſten entſtanden, durch dieſe Zerſplitterung, vier mindermächtige kleinere Fürſten, vier Reſidenzen, und vierfacher Hofſtaat, welches Alles den Unterthanen keineswegs zum Vortheil gereichen konnte und auch in der Folgezeit Uebelſtände herausſtellte, an welche der Kurfürſt bei ſeiner Teſtamentserrichtung gewiß nicht gedacht hatte, obgleich ſie ganz natürlich waren.

Endlich ſtand Johann Georg im zwei und ſiebenzigſten Jahre ſeines erfahrungsreichen, viel- und tiefbewegten Lebens am Ziele und ſchied, am 8. October 1656, nach einer fünf und vierzigjährigen Regierung, die vom Jahre 1620 bis 1650 ſo manche herbe Erfahrung, ſo viele leidensvolle Stunden ihm gebracht hatte, von der Erde. — Neun Kinder, ein und funfzig Enkel, und neunzehn Urenkel, mit denen ihn Gott geſegnet hatte, weinten um ihn. —

Johann Georg war fromm, im Geiſte ſeiner Zeit, ein ſtrenger Lutheraner, dabei aber voll Calviniſtenhaß. Die Geiſtlichen achtete er ſehr hoch, pflegte ſie mit entblößtem Haupte zu empfangen, und man hat einen Zug dieſer hohen Achtung in folgender, vom damaligen Oberhofprediger *D.* Weller aufbewahrten Anekdote auf die Nachkommen gebracht. — Einſt kam dieſer Geiſtliche zum Kurfürſten, und als er in das Zimmer deſſelben eintrat, traf er auf einen Mann, der aus demſelben ſich entfernte. „Dieſer will auch Unglück haben," — ſagte; der Kurfürſt zu dem Oberhofprediger, — „denn er klagt gegen einen Prieſter. Wer Unglück haben will, fange es nur da an. Meine ſel. Frau Mutter hat mich allezeit treulich davor gewarnet, und ich habe es auch an vielen erfahren, daß Unglück darauf folge."

Sonſt rühmen auch alte Geſchichtſchreiber von dieſem Fürſten, er ſey ein Mann ohne Falſch geweſen, ein wahrer Wohlthäter der Armen und Bedrängten, Wittwen und Waiſen; ein gerechter Richter, der Niemand mit Willen Unrecht gethan und dem Referenten einer bedenklichen, Ueberlegung bedürfenden Sache gemeiniglich befohlen: „*Die Sache iſt ſpitzig, legt mir's hieher, ich muß es noch einmal durchleſen, ehe ich mich reſolvire!*" Hatte er ſich etwa im Zorn übereilt und Jemand Unrecht gethan, ſo ſchämte er ſich nicht, es zu bereuen, und ſuchte Gelegenheit, jene Uebereilung an dem Beleidigten wieder gut zu machen u. ſ. w.

Von der Schilderung der letzten Lebensſtunden dieſes Fürſten haben wir bereits Bd. 1. S, 135 ff. einen Zug gegeben, und wollen nur noch bemerken, daß er am ſchon gedachten Tage Abends um fünf Uhr entſchlief, nachdem er kurz zuvor noch mit ſchwacher Stimme geſprochen hatte: „*Meinen Jeſum laß ich nicht!*" *)

Der entſeelte Leichnam wurde am folgenden

---

*) Dieſes gab Veranlaſſung zur Entſtehung des gleichzeitigen Kirchenliedes: „*Meinen Jeſum laß ich nicht.*" — A. d. V.

Tage in die Schloßkapelle gebracht, wo er ſich bis zum 2. Februar 1657 befand, dann in die Kreuzkirche gefahren und von da am folgenden Tage nach Freiberg in das Erbbegräbniß geſchafft, wo er ſeine Ruheſtätte fand.

9.

Gemälde aus dem dreißigjährigen Kriege.

3) Der Herzog Wilhelm von Weimar und ſein Wirken in Erfurt, als Generallieutenant des Königs von Schweden. — Betragen ſeiner Völker gegen die Einwohner dieſer Stadt. —

Als der König Guſtav Adolph am 26. September Erfurt verließ, blieb der Herzog Wilhelm von Weimar als ſein Lieutenant (Stellvertreter) in dieſer Stadt. — Da nun der König ſowohl als der Herzog die hohe Wichtigkeit dieſer Stadt erkannte, ſo wurde dieſelbe möglichſt befeſtigt, um dann, wenn dem Könige und ſeinem Heere ein Unfall zuſtoßen ſollte, einen Zufluchtsort zu haben, in welchem ſich das geſchlagene Heer wieder ſammeln und ſtärken könnte.

Nach einem vom Könige und dem Herzoge entworfenen Plane begannen ſogleich, als der Monarch die Stadt verlaſſen hatte, die Befeſtigungsarbeiten mit der größten Anſtrengung, und noch in den Zeiten der franzöſiſchen Herrſchaft ſah man Ueberreſte davon, welche bezeugten, daß Erfurt in jener Zeit unter die ſtarken Veſten Deutſchlands gehört habe und beſonders durch dieſe Befeſtigungen dazu erhoben worden ſey. —

Der Herzog Wilhelm brauchte dieſe ſtarke Veſte und bedeutende Stadt nicht allein zu einem Waffenplatze, ſondern auch dazu, daß er dem Könige neue Kriegsſchaaren ſchuf und ſeinem Heere zuführte. — Das braune Regiment der Schweden, deſſen Oberſter Teufel hieß, diente als der erſte Stamm des neuzuſchaffenden Heeres; denn die Tauſende von Gefangenen, welche in der Breitenfelder Schlacht waren gemacht worden, wurden hier den verſchiedenen ſchwediſchen Regimentern eingereiht, welche vom Könige nach dieſer Stadt entſendet wurden, um die ſtarken Verluſte, welche die Schweden in der Breitenfelder Schlacht gehabt hatten, wieder zu erſetzen. Dieſe Neueingetretenen wurden nun raſtlos in den Waffen geübt, ſo daß der Herzog Wilhelm ſich mit 10,000 Mann am 18. Januar 1632 bei Oſterwick mit dem General Banner vereinigen konnte, um Pappenheim mit ſeinen Verwüſtungsſchaaren anzugreifen. Da aber dieſer nicht Stand hielt, ſo trennten ſich die beiden Feldherren wieder, und der Herzog Wilhelm beſetzte nun die Städte Goslar und Nordheim, eroberte Göttingen mit Sturm und zog von da nach dem Eichsfelde, welches er nebſt der Hauptſtadt Duderſtadt eroberte und dann wieder in Erfurt mit ſeiner Armee anlangte.

Doch außer dieſen Kriegsverrichtungen unternahm dieſer Fürſt auch in ſeiner Stellung als königlicher

Stellvertreter noch verſchiedene andere Veränderungen in dieſer Stadt und dem ihr zugehörigen Lande.

Der Kurfürſt-Erzbiſchof von Mainz, Anſelm Caſimir, war beſonders feindſelig gegen den König von Schweden aufgetreten, und dieſer ſuchte daher das Wiedervergeltungsrecht an den Ländern des geiſtlichen Fürſten auszuüben. — In der Stadt Erfurt beſaß der Kurfürſt-Erzbiſchof einen Hof mit vielen Zinſen und anderen Einkünften. Dieſe wurden eingezogen, und der Mainziſche Verwalter, Namens Schwind, mit den unter ihm ſtehenden Beamteten, wurde vertrieben, jene Einkünfte aber für den König eingenommen, auch das Mainziſche weltliche Gericht in ein Stadtgericht verwandelt.

Der König Guſtav Adolph ſuchte in der Stadt Erfurt die katholiſche Religion zu verdrängen und die evangeliſche an deren Stelle zu ſetzen; um nun aber dieſen Zweck zu erreichen, geſchahen verſchiedene Schritte. Das Reſtitutions-Edict wurde als ungültig erklärt. Die Domkirche zu Unſerer Lieben Frauen und die Stiftskirche St. Sever wurden mit Gewalt eröffnet, und evangeliſcher Gottesdienſt darin gehalten. -- In das große und ſehr reiche Peterkloſter der Benedictiner ſetzte der Herzog Wilhelm einen Viſitator, Namens *D.* Burchard, welcher bei dieſer Viſitation hinwegſchaffen ließ, was ihm anſtändig war, und dann erſtreckte ſich die Viſitation auf andere Klöſter in gleicher Weiſe, und nur das Kloſter der ſchottiſchen Benedictiner Mönche wurde von dieſer Viſitation, oder eigentlich Plünderung, ausgenommen, weil der Prior dieſes Kloſters einen Bruder unter den Schweden hatte, der dem Könige bekannt und bei ihm wohlgelitten war; dieſer hatte dem Kloſter, dem ſein Bruder vorſtand, eine Salvegarde ausgewirkt, und dieſelbe war nun die Urſache jener unverhofften Schonung. In dem alten Marienknechtenkloſter befand ſich nur noch ein einziger hochbejahrter Mönch, und auch dieſer wurde, als man die Kloſtergebäude zum Gebrauch der Pferdeſtallung, für Wagen, Kutſchen und zum Quartier der dazugehörigen Leute in Beſchlag nahm, von dieſen ungezügelten Troßbuben ſo ſchlecht behandelt, daß er — nach einem alten chronikaliſchen Manuſcript — hätte davon laufen mögen. —

Dieſe Unterdrückung der Katholiken durch die Evangeliſchen, oder vielmehr ihre Machthaber, währete bis 1635, wo durch den Prager Frieden Alles wieder in ſeine alte Geſtalt kam.

Die Vermehrung des Heeres war ebenfalls für die Bürger nichts weniger als erfreulich. Denn wenn auch Viele derſelben durch die Organiſation gute Nahrung fanden, wegen der vielen Arbeit, die ſie für die neuerrichteten Schaaren zu fertigen hatten, ſo wurden ſie doch von dieſen Soldaten auf das ärgſte gemißhandelt, beſonders wenn der Herzog nicht in Perſon zugegen war, ſondern das Commando dem Grafen von Löwenſtein übergeben hatte. — Die Chroniken ſind voll von dieſen Unthaten, und wir begnügen uns, eine Stelle aus Falkenſtein anzuführen, welche eine ſo deutliche Schilderung von jenen Drangſalen giebt, daß ſie die übrigen faſt entbehrlich macht.

„Im November (1631) wurde verordnet, den Soldaten Geld zu geben, damit ſie ſich ſelbſt verköſtigen könnten, und ſo wurden Einem in zehn Tagen ſiebenundzwanzig Groſchen gegeben. Hierauf legten ſie ſich auf das Stehlen, alſo daß die Adventszeit und die Feiertage hindurch ſich Niemand durfte bei Nachtzeit auf der Gaſſe finden laſſen. Kein Wächter durfte auf der Straße rufen, und wenn die Kriegsknechte Einen antrafen, denſelben ſchlugen ſie erbärmlich. Lunte, Schwefel und Licht hatten ſie bei ſich, und wo ſie einbrachen, konnten ſie gleich Licht machen; dabei ſtellten ſie auch gute Schildwachen aus. — Von der Adventszeit an bis zum Heil. Dreikönigs-Feſt hatten ſie über fünfhundert Häuſer erbrochen und beſtohlen, da es immer ein Volk auf das andere ſchob, die Löbenſteiniſchen auf die Weimariſchen und dieſe wieder auf jene. Niemand durfte auf der Straße Etwas ſicher tragen: denn da funde ſich gleich ein ſolcher Packan, der ungebetene Dienſte verrichtete und dem Tragenden ſeine Laſt abnahm.“ —

„So trieben ſie das Stehlen und Rauben ohne Scheu. Wenn dieſe Raubvögel in den Wirthshäuſern ſaßen und ſoffen, ſangen ſie:

Wenn die Bürger ſchlafen und ruhen in der Nacht,
So brechen wir in die Häuſer und ſtehlen gute Tracht.
Blank hier Soldat,
In unſerm Parad,
Friſch auf Soldat,
Gott helf' und geb' uns zu ſtehlen früh und ſpat!“

So weit Falkenſtein, und es wird dieſes genug ſeyn, um die Drangſale jener Zeit, welche die Bürger einer mit den Schweden befreundeten Stadt erdulden mußten, in helles Licht zu ſetzen. —

Wenn aber dieſes, wie nur erwähnt, einer befreundeten Stadt geſchah, ſo läßt ſich leicht auf das Benehmen dieſer rohen Horden im feindlichen Lande ſchließen. Freilich duldete der König dergleichen Unthaten nicht, und ſo weit ſein Blick reichte, hielt er ſtrenge Mannszucht. Desgleichen meldet uns die Chronik, daß auch der Herzog Wilhelm viele Exempel ſtenger Gerechtigkeit ſtatuirt und Einbruch, offenen Raub und dergleichen ſofort mit Verurtheilung zum Strange beſtraft habe; allein dieſes war unzureichend, weil dieſer Fürſt zu oft abweſend war, und die Strafe immer auch nur die traf, welche ſich ergreifen ließen, ſo daß die Klügeren und Vorſichtigeren dabei ſtraflos blieben. — Darum walte immerdar, goldner Friede; denn

Kriege bringen kein Heil;
Dich aber wünſchen wie Alle!

Nachſchrift.

Wir wollten eigentlich heute die Geſchichte des Canzlers *D.* Crell, als Seitenſtück zu *D.* Cracau geben; müſſen es aber, die Ankunft noch mehrerer Quellen erwartend, bis zu einer andern Zeit verſchieben. Dies zur Nachricht, wegen der im *I.* Bande S. 161 geſchehenen Beziehung. A. d. V.

10.

Die Sachſen bei Brzesc.

Eine Scene aus dem denkwürdigen Feldzuge von 1812.

Die Retirade hatte noch nicht begonnen, doch aber drangen die Ruſſen ſtark gegen die Sachſen und Oeſterreicher vor, ihre Uebermacht reichte auch faſt immer hin, dieſe zu bedrängen, und doch half dieſen die Genialität ihrer Anführer immer aus den Verlegenheiten, bis die braven Krieger endlich der Ueberlegenheit der Feinde und der ungewöhnlich ſtrengen Kälte ebenfalls mit großem Verluſte weichen mußten. —

Beide Feldherren hatten beſchloſſen, zu Deckung des Herzogthums Warſchau ſich bei Brzesc feſtzuſetzen. — Das ſächſiſche Corps marſchirte alſo vom 1. bis mit 4. October über Orchoweck, Wlodowa, Hanna und Dobratice, gegen 11 Meilen, am linken Ufer des Bugs abwärts bis nach Brzesc. Eine ſtarke Abtheilung feindlicher Reiterei zog auf der rechten Seite des Flügels beiher. —

Bei Brzesc, wo die Oeſterreicher am 4. des Morgens, vor dem Eintreffen der Sachſen, ein Vorpoſtengefecht am rechten Ufer des Bugs beſtanden hatten, bezog das vereinte Heer eine anſcheinend ziemlich vortheilhafte Stellung, und zwar auf dem rechten Ufer des Bugs, ohnweit Brzesc. — Die

Sachſen lehnten ihren rechten Flügel an dieſe Stadt, die Oeſterreicher aber dehnten ihren linken Flügel, rückwärts gezogen, bis zum Dorfe Brody, auf der Straße nach Kamenec aus. — Die rechte Flanke der Stellung deckte der Bug und die ſächſiſche Vorhut, als nunmehriger Flankenpoſten in Therespol. Die Fronte ward durch die beiden nur genannten Orte, durch die in den Bug fließenden Muchawiec und einige in der Eil aufgeworfene Verſchanzungen beſchützt. — Nur der linke Flügel ſtand ohne alle künſtliche oder natürliche Bedeckung.

In dieſer Stellung blieb die Armee bis mit dem 10. October unbeweglich ſtehen, obſchon die Ruſſen, um ſie daraus zu vertreiben, auf beiden Flanken mehrere Bewegungen, und am 8. einen bedeutenden Angriff auf die Oeſterreicher, in der Gegend des Dorfes Torczyn, von Kobryn her, unternahmen. Endlich fiel der feindliche Heerführer auf das rechte Mittel, was ihm gerade am nächſten lag. Er ging nämlich am 10. October mit ſeiner ganzen Macht bei Bulkow, zwiſchen Brzesc und Kobryn, über die Muchawiec, ließ Therespol durch ein kleines Corps beobachten und ſtand nun mit einemmale in der linken unbeſchützten Flanke. Noch an dieſem Tage drang er bis gegen Brody vor, wodurch ein bedeutendes Vorpoſtengefecht entſtand, und traf Anſtalten zu einem entſcheidenden Angriff.

Nunmehr befanden ſich die vereinigten Oeſterreicher und Sachſen, durch dieſe Bewegung des Feindes, abermals in einer der gefahrvollſten Lagen, die zur Vernichtung führen konnte. — In einem Vierecke eingeklemmt, welches die Muchawiec in der Front, die Lesna, ein mit erſterer faſt parallel laufender, nicht breiter aber tiefer Fluß im Rücken, der Bug in der rechten und der ſtarküberlegene Feind in der linken Flanke, bildete, durfte man den kürzeſten Rückzug hinter den Bug, durch einen Marſch aus der rechten Flanke über Therespol, nicht wagen, weil er nur auf einem ſchmalen, mit einigen ſchlechten Brücken durchſchnittenen Damme, wo höchſtens ſechs Mann in Front marſchiren konnten, bewerkſtelliget werden konnte. Ein einziger Unfall, z. B. die Zerbrechung einer Brücke, reichte hin, die ganze Armee aufzuhalten und ſie dem fürchterlichen Andrange der ruſſiſchen Uebermacht und der Zuſammenſchiebung in den Winkel, welchen die bei Therespol in den Bug fallende Muchawiec bildet, auszuſetzen.

Es blieb alſo nur ein zweiter Rückzug, gerade aufwärts, nach der Lesna übrig, welcher mit der ganzen Frontlinie in mehreren Colonnen ausgeführt werden konnte, um das linke Ufer des Bugs, weiter unterhalb von Brzesc, auf einem Umwege wieder zu erreichen. Aber auch dieſer Rückzug war einer der gefahrvollſten und gewagteſten; denn Alles kam darauf an, daß er vom Feinde unentdeckt blieb, weil die linke Flügelcolonne, nun die rechte, ohnweit ſeiner Vorpoſtenlinie vorbeiziehen mußte. Gewahrten uns aber die Ruſſen, ſo blieb nichts, als die Annahme einer verzweiflungsvollen Schlacht, und bei deren wahrſcheinlichem Verluſt nur jener einzige fürchterliche Rückzugsweg übrig. — Auch mußte die Lesna möglichſt ſchnell erreicht und paſſirt werden, weil die Ruſſen, ſichern Nachrichten zu Folge, den 11. October die Armee mit dem früheſten Morgen angreifen wollten, und es ihnen deshalb einfallen konnte, eine Bewegung in unſerm Rücken, nach unſerer Rückzugslinie hin, vorzunehmen. Mit der größten Ruhe und Stille verließ alſo die Armee am 10. October Abends die Stellung bei Brzesc. Eine ungemeine Finſterniß begünſtigte den Marſch der dichtgeſchloſſenen Colonnen. — Unentdeckt vom Feinde befanden ſich beide Corps vor Tagesanbruch jenſeits der Lesna. Die erſte ſächſiſche Diviſion ſtellte ſich beim Dorfe Skoky; die zweite beim Dorfe Terebun und zwiſchen beiden der Generalmajor von Gablenz mit der Reiterei beim Dorfe Koslowize auf. Alle Brücken wurden abgetragen, und das erſte leichte Infanterieregiment beſetzte, nebſt einer reitenden Batterie, die beiden Uebergänge bei Klinicky und das buſchige Ufer der Lesna.

Die Oeſterreicher verbrannten aber die vor ihrer Front befindlichen Brücken. Die Gluth verrieth den Ruſſen, welche ſich ſo eben zum Angriff der Stellung bei Brzesc anſchickten, die Richtung des Rückzugs. Nun eilten ſie augenblicklich nach und griffen die Oeſterreicher an, gaben aber, nach einigen gewechſelten Kanonenſchüſſen, hier ihr Vorhaben auf und drangen nun, ungeachtet des heftigen und wirkſamen Gewehrfeuers der leichten Infanterie und der Batterie, mit ausgezeichneter Bravour bis an die Uebergänge bei Klinicky vor.

Der Verdruß des feindlichen Feldherrn über die glückliche Entwiſchung der Armee zeigte ſich nun in den ununterbrochenen tollkühnen Angriffen, wodurch es endlich den Ruſſen mit vieler Mühe gelang, den kleinern Uebergang bei einer Mühle mit Bretern zu belegen und mit einigen Grenadier- und Jägercompagnien zu überſchreiten. — Da ſtürzte ſich aber das ſächſiſche erſte leichte Infanterieregiment ſofort mit dem Bajonet auf die Feinde und warf ſie nach einem wüthenden Kampfe, wo man ſich auf einem engen Raume im Handgemenge mit wahrer Erbitterung ſchlug, wieder über die Lesna zurück, ehe noch die von beiden Theilen zur Unterſtützung herbeieilenden Bataillone ankommen konnten. — Die Brücken wurden nun von den Schützen, inſoweit es anging, verbrannt.

Bei dieſem Gefechte blieb der Major von Metzſch, von zwei Kugeln getroffen, als er den erſten geſammelten Schützentrupp den andringenden Ruſſen entſchloſſen engegenführte, aber zu Pferde in ſeinem Muthe etwas zu weit vorauseilte. Um ſeinen Körper entſtand nun ein mörderiſcher Kampf; denn es kehrte, um ihn zu plündern, eine ziemliche Anzahl Ruſſen wieder um. Die Schützen trieben ſie zwar im blutigen Handgemenge zurück, mußten aber ihre Abſicht, den Leichnam mit zurückzunehmen, wegen des feindlichen heftigen Kartätſchenfeuers vom jenſeitigen Ufer aufgeben. Erſt bei einbrechender Dämmerung holte ihn der Corporal von Gerſtenberg und der Schütze Kreuter mit vieler Gefahr ab. — Während nun eine Anzahl Schützen mit ihren Seitengewehren dem braven Anführer, Angeſichts des Feindes, ſeine Ruheſtätte bereiteten, kämpften die übrigen zur Sicherſtellung dieſes heiligen Geſchäfts, und das beiderſeitige Geſchütz- und Kleingewehrfeuer donnerte im ernſten, blutigen Gefechte die Ehrenſalven zu einer Beiſetzung, die in dieſer Art wohl wenig Beiſpiele findet und von Dichtern und Malern verewigt zu werden verdient. —

Nachdem der Feind auch bei Terebun ſich mit der zweiten Diviſion noch ſpät am Abend vergebens kanonirt hatte, endete die Nacht das Gefecht, in welchem die Sachſen außer dem Major von Metzſch auch noch den braven Obriſtlieutenant von Egidy, Commandant des erſten leichten Infanterieregiments, welcher, durch die Bruſt geſchoſſen, wenige Tage nachher ſtarb, ingleichen zwanzig Todte und acht und ſiebenzig Verwundete, mit Inbegriff zweier Subalternoffiziere, verloren.

Dies war eine von den mancherlei Kriegsſcenen, von denen man ſagen kann, daß Umſicht und Beſonnenheit im Kriege doppelt hohen Werth haben. Ehre den beiden Feldherren und den tapfern Kriegern, welche in jenem Feldzuge fochten und durch ihren Heldenmuth dem ſächſiſchen Namen einen hohen Ruhm erwarben! —

Hiſtoriſche Miſcellen.

Drei Anekdoten aus dem Jagdleben des Kurfürſten Johann Georgs *I.*

Einſt befand ſich der Kurfürſt in Annaberg und befahl, in den Wäldern, welche ſich in der Nähe dieſer Stadt befinden, eine Hauptjagd anzuſtellen. Dieſe zog ſich denn am 23. Aug. 1625 auch nach Crottendorf hin, und die Bauern aus dieſem Dorfe hatten einen aus ihrer Mitte auf Wache geſtellt, der aufpaſſen ſollte, wenn der Kurfürſt käme. — Dieſer Mann ſetzte ſich endlich, als er lange Zeit geſtanden und Niemand geſehen hatte, auf einen Hügel nieder, nahm ein Stück Brod aus der Taſche und ließ ſich ſolches wohl ſchmecken. — Jetzt kam ein anſehnlicher Herr den Hügel herauf und ſetzte ſich zu ihm. Ein Geſpräch entſpann ſich mit der Frage des Unbekannten: „Bauer haſt Du den Kurfürſten geſehen?“ — Die Antwort war: „Nein! ich ſoll aufſehen, wenn er kömmt.“ — „Wer denkſt Du wohl, daß ich bin?“ — fragte der Kurfürſt weiter. — Der Bauer ſah ihn groß an, ohne jedoch an den Hut zu greifen, und antwortete endlich: „Ich ſehe wohl, daß Ihr ein Herr ſeyd, und habt Stiefeln an.“ — Und ſo ging denn dieſes originelle Geſpräch weiter, bis die Jäger kamen, welche ſich über dieſe Geſellſchaft ihres Herrn verwunderten. Der Kurfürſt lachet und ſpricht: „nun einen ſolchen tölpiſchen

Fichtelberger habe ich doch im Gebirge noch nicht geſehen!" — und läßt ihm venediſche Seife geben, d. i. die Haare ein wenig zauſen." — (Dieſes würde jetzt nicht geſchehen, daß ein Fürſt einem Unterthanen deshalb, weil er ihn nicht kannte, die Haare zauſen ließ.) —

Wenig Tage ſpäter kam der Kurfürſt von Crottendorf nach Schlettau, wo er zwei große Teiche, die ihm gehörten, fiſchen ließ. — Hier kam ein alter Bäckermeiſter und that bei dem Kurfürſten, als er eben auf dem Teichdamme ſtand und der Fiſcherei zuſah, einen Fußfall, wobei er flehentlich bat: weil er in ſeinem Krautfelde ein Stück Wild am Fuße gefangen hatte. — Der Kurfürſt hieß ihn aufſtehen und fragte: „Wenn Du nun das Wild ganz gefangen hätteſt, was hätteſt Du wohl damit gethan?" — — Hierauf antwortete denn der Bäcker: „Ach gnädigſter Kurfürſt und Herr! Ich hätte ihm nichts am Leben thun, ſondern nur ein paar Schläge geben wollen dafür, daß er mir das Kraut abgefreſſen." — „Ja! — ſagte der Kurfürſt — Wenn ich Deinen grauen Kopf nicht ſchonte, ſo wollte ich Dir weiſen, wie Du mein Vieh hegen ſollſt. Laſſe ich doch Dein Vieh auch auf meinem Grund und Boden gehen, — und zürne nicht darum. — Gehe und hüte Dich!" —

Zwei Jahre ſpäter kam der Kurfürſt mit ſeiner Gemahlin und Kindern wieder nach dem Gebirge und lag daſelbſt ſeinem Lieblingsgeſchäft, der Jagd ob. Als er nun viel Weibsperſonen ſtehen ſah, fragte er ſie: was ſie hier wollten? und als die eine antwortete: wir wollten gern unſern gnädigſten Herrn ſehen; ſo ſchüttelte dieſer gnädigſte Herr den Kopf und ſagte: „Weiber und Katzen ſollen daheim und hinter dem Ofen bleiben!“ Und die neugierigen Weiber gingen beſchämt und voll Erſtaunen über dieſe landesväterliche Weisheit davon.

Noch eine Anekdote von der Schonung des Wildes, aus dem *XVII.* Jahrhundert. Ein Bauer in dem Dorfe Grünau, dörrte einen Scheffel Hafer in ſeinem Backofen, um ihn mahlen und backen zu können; dabei ließ er aus Nachläſſigkeit den Backofen unverſchloſſen. — In der folgenden Nacht kam ein Hirſch, witterte dieſen Hafer, ſteckte den Kopf in den verkühlten Backofen, und ſchmauſte den Hafer, der ihm trefflich ſchmeckte. Als er nun geſättigt war, und den Kopf wieder aus dem Ofen ziehen wollte. verhinderten ihn die Geweihe daran. Der arme Bauer wurde alſo genöthigt, den Ofen einzureißen, um den Hirſch zu befreien, erhielt auch keinen Heller Entſchädigung für ſeinen eingerißnen Ofen. War doch der Hirſch weit mehr werth als der Bauer und ſein Backofen!

Am 10. September 1806 ſtarb der berühmte Sprachforſcher, **Johann Chriſtoph Adelung**, Hofrath und Oberbibliothekar in Dresden, geboren am 6. Auguſt 1732 zu Spantekow in Pommern. — Er hat ſich durch verſchiedene gute Schriften bekannt gemacht, durch ſein **grammatiſch-kritiſches Wörterbuch der deutſchen Sprache** aber verewigt.

11.

Der Straßenraub.

Es war ein neblicher Herbſttag, als am 11. October 1591 ein bedeckter Wagen von Sangerhauſen abfuhr und ſeinen Weg nach Eisleben nahm. Es befanden ſich zwei kurfürſtliche Beamte mit einem Diener in dieſem Wagen, und der Zweck ihrer Sendung war, die Summe von 3600 Gülden kurfürſtlicher Einkünfte nach Leipzig in die Renterei abzuliefern — Die größte Sicherheit herrſchte auf den Straßen, und deshalb gab man dem Wagen keine Begleitung von Bewaffneten zum Schutze mit; doch bald fanden ſie Urſache, dieſe Sorgloſigkeit zu bereuen.

Schon nahete der Abend heran, als der Wagen bei dem Dorfe Sittenbach ankam und ganz ruhig ſeines Weges fuhr; da begegnete ihm eine leere Kutſche, neben welcher verſchiedene Männer hergingen, welche das Geſicht vermummt hatten. — Kaum waren ſie an den Geldwagen heran, als ſie plötzlich den Pferden in die Zügel fielen und ſie zum Stehen zwangen, wieder andere riſſen die Beamten mit dem Diener aus dem Wagen und mißhandelten ſie auf das ſchrecklichſte mit Schlägen. Dann banden ſie jeden an ein Rad ihres Wagens, raubten das Geld und warfen es in den andern Wagen, einer von den Räubern ſetzte ſich dazu, und das Fuhrwerk eilte nun fort. Eben wollten die Räuber demſelben nachfolgen, als einer der Angebundenen ſie flehentlich bat, daß ſie doch nur wenigſtens einen von ihnen losbinden, oder die Pferde abſchirren möchten, denn wenn dieſe fortgehen ſollten, ſo würden ſie jämmerlich gerädert werden und eines ſchrecklichen Todes ſterben. Der Mann bat ſo flehentlich, daß die Räuber ſich erweichen ließen und einen von den Angebundenen losbanden, ihn aber dabei ſchrecklich durch Schläge mißhandelten, auch die Geplünderten mit dem Tode bedroheten, wenn ſie ſich unterſtehen würden, ihnen nachzufolgen. Als dieſes geſchehen war, eilten ſie ihrem Wagen nach, welcher die Straße bald verließ und auf Abwegen davonfuhr. — Kaum waren dieſe Unholden den Gemißhandelten aus den Augen, als der Losgebundene ſeine Unglücksgefährten befreiete, und nun beſtiegen ſie wieder ihren Wagen und verfolgten ihren Weg nach Leipzig, wo ſie den Straßenraub anzeigten.

Nun wurde Alles zur Ausforſchung der Thäter angewendet, doch lange vergebens, und ſchon war der Herbſt und Winter vergangen, ohne daß man das Geringſte entdeckt hatte, als man den Thätern plötzlich auf die Spur kam, ſo daß man ſie verhaften und ihnen den Lohn für das begangene Verbrechen geben konnte. —

Zwei Bürger in Sangerhauſen, wovon einer ein Wagner und der andere ein Schwarzfärber war, kamen in Verdacht, und derſelbe wurde ſo dringend, daß ſie der Schöſſer in Sangerhauſen verhaften ließ, worauf ſie unter ſtarker Bedeckung von bewaffneten Bürgern und Bauern nach Leipzig gebracht wurden, und die Unterſuchung daſelbſt begann. Dieſe war kurz, und über die Verbrecher wurde das Urtheil gefällt, daß ſie mit dem Schwerte gerichtet und ihre Leichname auf das Rad geflochten werden ſollten, was denn auch nach wenig Tagen geſchah. Die übrigen Raubgenoſſen hatten ſchon früher das Weite geſucht, und die ſtrafende Hand der Gerechtigkeit erreichte ſie nicht.

12.

Die feindlichen Brüder.

I.

Die Feindſchaft der Brüder wird durch die Landestheilung begründet.

Bereits im erſten Bande dieſes Werkes haben wir, S. 24. ff., den Tod des Kurfürſten. Friedrich des Streitbaren, erzählt, und die ernſtlichen väterlichen Vermahnungen an ſeine Söhne auf dem Sterbebette den Leſern berichtet und wollen nun ſehen, welche Früchte jene Ermahnungen trugen.

Die Brüder Friedrich, Heinrich, Siegmund und Wilhelm lebten einige Jahre friedlich beiſammen, und der älteſte von ihnen, der Kurfürſt Friedrich. regierte das gemeinſame väterliche Erbe. — Als aber der dritte dieſer Brüder, der Prinz Heinrich am 22. Juli 1435 und alſo an ſeinem vierzehnten Geburtstage, wieder aus der Welt ſchied, theilten die übriggebliebenen drei Brüder am 3. Jan. 1436 ihr väterliches Erbe gemeinſchaftlich unter ſich. *) — Der Prinz Siegmund wendete ſich bald darauf zum geiſtlichen Stande **) und die beiden Brüder, Friedrich und Wilhelm, — der letztere unter der Vormundſchaft des erſtern, — ſetzten ſich nun mit ihrem geiſtlichen Bruder auseinander, ſo daß zu ſeinem Landesantheil, welcher verſchiedene Beſitzungen in Thüringen und Franken begriff, eine Regierung in Weida errichtet wurde. ***).

Die Theilung zwiſchen dem älteſten und jüngſten Bruder war aber eben ſo wenig eine gänzliche, als die unter den drei Brüdern Friedrich, Siegmund und Wilhelm geſchloſſene, ſondern eine ſogenannte Oerterung, auch Mutſchierung (wechſelſeitige Geſammtregierung) genannt. — Dieſe war am 4. Januar 1436 auf neun Jahre geſchloſſen worden und fand auch bis 1445 ſtatt. Als aber in dieſem Jahre der Herzog Wilhelm ſein zwanzigſtes Lebensjahr vollendet hatte, der Herzog Siegmund aber — wie wir bereits im erſten Bande dieſes Werkes, S. 386 erzählt haben — bereits ſeines Bisthums entſetzt und auf das Schloß Scharfenſtein (Scharfenberg?) in Verwahrung gebracht worden war, verlangte Wilhelm eine völlige Theilung, und der Kurfürſt willigte in dieſelbe. — Nach altem Herkommen machte in ſolchen Fällen der ältere Bruder die Theilung, und der jüngere hatte die Wahl, welchen von den gemachten Theilen er nehmen wollte; diesmal aber fand das Gegentheil ſtatt. Der jüngere Bruder machte die Theilung, und der Kurfürſt wählte zu ſeinem Theile Meiſſen, ſo daß ſein Bruder Thüingen bekam. Das **Oſterland** wurde, ſo wie die Schulden, welche 283,000 Gülden betrugen, unter beide gleich vertheilt. Die Bergwerke, Münze, Zehenten ꝛc. blieben zur geſammten Hand.

---

*) S. Bd. 1. S. 28.

**) S. Bd. 1. S. 377. ff.

***) S. Bd. 1. S. 380.

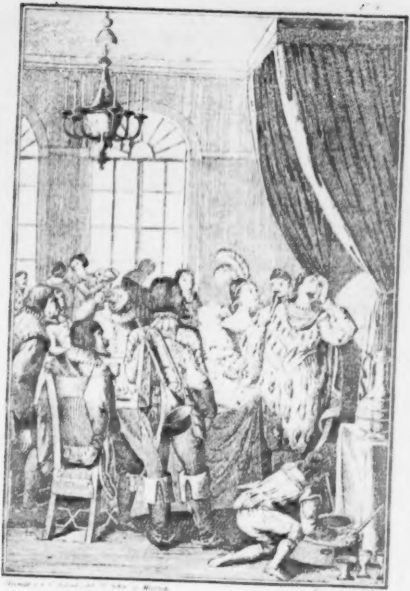
So ſchien alles glücklich und wohl ausgeglichen zu ſeyn, und dennoch lag in den Herzen der beiden fürſtlichen Brüder der Keim zur Zwietracht, die auf beiden Seiten durch böſe Räthe gepflegt, und der glimmende Funken von ihnen ſorgfältig angeblaſen und vor dem Erlöſchen bewahrt wurde. — Der Herzog **Wilhelm** hatte ſeinen Bruder, den Kurfürſten, in Verdacht, daß er von demſelben bei der Theilung bevortheilt worden ſey, wobei **Apel von Vizthum** nichts unterließ, dieſen Fürſten, deſſen vertrauteſter Miniſter er war, in dieſem Glauben zu beſtärken. Auf der andern Seite wirkte **Georg von Babenberg**, der Kanzler des Kurfürſten, wieder eben ſo auf ſeinen Herrn, daß ſich dieſer Fürſt von dem Kanzler bereden ließ, verſchiedene Leibgedingsbriefe ſeinem Bruder vorzuenthalten. Auf dieſe Weiſe mehrte ſich die Erbitterung unaufhaltſam in den Herzen dieſer beiden Brüder, und das Feuer der Zwietracht wuchs ſchnell in denſelben; die dringenden Ermahnungen ihres ſterbenden Vaters waren bei ihnen ganz vergeſſen. — Auf beiden Seiten ſahen die Redlichen und Weiſen dieſe Spaltung mit Schmerz und fürchteten mit Recht für ihre Folgen. — Es baten alſo die Stände des beiderſeitigen Landes den **Erzbiſchof von Magdeburg**, den **Kurfürſten von Brandenburg** und den **Landgrafen Ludwig von Heſſen** um ihre Vermittelung, und es ließen ſich nicht allein dieſe Herren bereitwillig dazu finden, die beiden Brüder zu verſöhnen, ſondern es boten ſich auch die Biſchöfe von Meißen, Naumburg und Merſeburg* zur Erreichung dieſes edlen Zweckes an. Eine Verſammlung wurde zu dieſem Ende nach Halle ausgeſchrieben, bei welcher ſich die genannten geiſtlichen und weltlichen Herren perſönlich einfanden, und wo auch die Abgeordneten der Räthe aus den freien Reichsſtädten Nürnberg, Erfurt, Mühlhauſen und Nordhauſen erſchienen, welche Alle zu dieſer Vereinigung mitwirken wollten. Es kam auch wirklich dahin, daß am 7. December 1445 ein Vertrag zu Stande kam, in welchem die zur Entſcheidung aufgeforderten erſtgenannten drei Fürſten als Schiedsrichter den Ausſpruch thaten: daß es bei der letzten Theilung verbleiben, und der Herzog Wilhelm ſeinem Bruder, dem Kurfürſten, Altenburg, Burgau und Zwickau abtreten, dagegen aber Freiburg von ihm erhalten ſollte.

Dieſe Entſcheidung iſt in der ſächſiſchen Geſchichte unter dem Namen des Halle'ſchen Machtſpruchs bekannt; er war aber leider ein Machtſpruch ohne Macht, da er, als ſolcher, keinem Theile und am wenigſten dem Herzog Wilhelm gefiel, und es blieben daher die Bemühungen der Ohrenbläſer nicht ohne Wirkung, ja ſie übertrafen ſich in dieſer ſelbſt.

Apel und Buſſo, Gebrüder von Vitzthum — jener auf Roßla und dieſer auf Dornburg angeſeſſen — und beides, beſonders aber der erſtere, wie ſchon erwähnt, vertraute Räthe des Herzogs Wilhelm, fanden ihren Vortheil dabei, dieſen Fürſten zu regieren, und es war nothwendig für ſie, daß ſie, um dieſes auch ferner zu können, die beiden Brüder von einander entfernt hielten. — Mit ihnen verbanden ſich zu gleicher Zeit **Bernhard von Kochberg** und **Friedrich von Witzleben**, beides geheime Räthe des Herzogs, die ſein vollſtes Vertrauen beſaßen, und dieſen vier Männern folgte der Herzog in allen Stücken. — Vom niedrigſten Egoismus geleitet, ſuchte dieſer das Herz ſeines Herrn immer mehr von dem Kurfürſten, als dem ältern Bruder abzuziehen und eine unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen dieſen beiden Brüdern aufzurichten, da er nicht mit Unrecht fürchtete, es werde jener ältere und erfahrnere Bruder dem jüngern die Augen öffnen und ihm das Thun und Treiben ſeiner Räthe im Spiegel vorhalten. — Dem Kurfürſten blieb auf der andern Seite nichts von **Apels** Thun und Laſſen verborgen, und er ſuchte ihn daher vom Hofe ſeines Bruders zu entfernen. Wie hätte ihm aber dieſes gelingen können, da der Herzog **Apeln** als ſeinen beſten Freund achtete, und daher jeden Antrag, ihn vom Hofe zu entfernen, mit harten Worten zurückwies. Als nun dieſe Verſuche ſämmtlich mißlungen waren, nahm es der Kurfürſt ernſtlicher und zog mit ſeinem Heerhaufen vor **Apels** Burg, Roßla, die er hart belagerte. Eben wurden im kurfürſtlichen Lager Anſtalten zum Sturme getroffen, als der Markgraf **Albrecht von Brandenburg**, der ſich bei dem Herzoge in Jena befand, Nachricht davon erhielt, ſich eilig auf ſein gutes Roß warf, und nun mit Windesſchnelle nach **Roßla** eilte. Hier ſtellte er dem Kurfürſten die Folgen dieſer Eroberung auf das deutlichſte vor und bewies ihm: daß er hierdurch ſeines Bruders Herz auf immer von ſich entferne, weil dieſer ſeinen Vertrauten für nichts weniger als ſtrafbar halte. Die Worte dieſes Vermittlers trugen unverkennbar das Gepräge der Wahrheit, und deshalb verhallten ſie nicht ohne Wirkung. Der Kurfürſt befahl den Abzug ſeiner Schaaren, nachdem ſie die umliegenden Dörfer und Felder ſchuldloſer Unterthanen verwüſtet hatten.

Durch Apel ſelbſt erfuhr der Herzog Wilhelm dieſen Zug des Kurfürſten, und die Verwüſtungen, welche ſich die rohen Krieger erlaubt hatten, wurden auf das höchſte übertrieben und im gehäſſigſten Lichte dargeſtellt. — Der Herzog ergrimmte darüber, und dieſes war es ja, was Apel gewollt hatte, ſo daß er nur dieſes Feuer unterhalten durfte, um des beſten Erfolges ſeiner Bemühungen gewiß zu ſeyn. — Dieſer Erfolg ſtellte ſich auch auf das deutlichſte heraus, als der Kurfürſt an ſeinen Bruder kurz darauf die Zumuthung gelangen ließ, Apeln vom Hofe zu entfernen; denn der Herzog ſah hierin nur eine ungebührliche Hofmeiſterei, welche ſich der ältere Bruder über den jüngern erlaube, und gab dem Abgeordneten die ſchnöde Antwort: „Ich kann auf keines Andern Befehl einen Treuen fortjagen, und lieber will ich ſelbſt ſterben, oder in's Elend gehen, als dieſen Schimpf übernehmen!“

So war es denn gelungen, das ſchwarze Werk untreuer Räthe. Zwei Brüder waren mit Ingrimm gegen einander erfüllt, ſo daß es nur einer kleinen Reibung bedurfte, um dieſen Funken zu entwickeln und zu einer verzehrenden Flamme anzublaſen, welche Jahre lang Land und Leute verderbte.



Herzog Wilhelms Vermählungsfeier wird
durch eine unangenehme Nachricht gestört.

13.

Die feindlichen Brüder.

II.

Das geſtörte Hochzeitfeſt.

(Mit Abbildung.)

Der Herzog Wilhelm von Sachſen war ſeit einigen Jahren mit der Prinzeſſin Anna von Oeſterreich*) verlobt, und als ſie das ſechszehnte Lebensjahr angetreten hatte, ſollte das Beilager mit ihrem fürſtlichen Bräutigam vollzogen werden. Es wurde alſo die Braut von ihrem Vetter, dem Kaiſer Friedrich *III.*, mit einem großen Gefolge und ihrer Geburt angemeſſener Pracht dem harrenden Bräutigam zugeſendet. — Dieſer war ein junger Herr von kaum ein und zwanzig Jahren, und das Feuer, welches die Jugend zur ſchönſten Periode des menſchlichen Lebens macht, loderte in ihm mit aller Kraft. — Der Liebe verlangende Jüngling ſah daher der erwarteten Braut mit Sehnſucht entgegen, und als ſie ankam, fand er in ihr ein ätheriſches zartes Weſen, im Kloſter mehr für den Himmel, als für die irdiſchen Freuden der Welt erzogen, und folglich nichts weniger als paſſend für den feurigen Wilhelm, welcher eine Liebe verlangende und Liebe gewährende Gattin haben wollte. Es wurde daher ſchon bei dem erſten Empfang der Grund zu der nachmals ſo traurigen Mißſtimmung beider Gatten gelegt, die ſich mit völliger Trennung derſelben, und Annens mehrjähriger Gefangenſchaft auf der Burg zu Eckartsberga endigte.

---

*) Tochter des 1439 in Ungarn verſtorbenen Kaiſers Albert II.

Der Herzog hatte Alles aufgeboten, was Stolz und Ehrſucht nur eingeben können, um ſein Hochzeitfeſt recht feierlich zu machen und dadurch zu zeigen: es ſey eines Kaiſers Tochter, mit welcher er ſich vermähle. — Deshalb war der Kaiſer Friedrich, als Oheim der Braut, und der Kurfürſt Friedrich von Sachſen, als Bruder des Bräutigams, und dann weiter noch über achtzig Fürſten des Reichs, desgleichen die ganze Ritterſchaft im Lande des Herzogs zur Hochzeit geladen, und gleiche Einladungen hatten alle Städte des Landes erhalten, von welchen letztern eine jede drei Abgeordnete zu ſchicken hatte. — Obgleich nun der Kaiſer, der Kurfürſt von Sachſen, und viele der eingeladenen Fürſten nicht erſchienen, ſo war demohngeachtet dieſes Hochzeitfeſt eins der glänzendſten des Jahrhunderts. — Der Erzbiſchof von Magdeburg, mehrere Biſchöfe und eine Menge von Prälaten waren in aller Pracht und Herrlichkeit zugegen; ſo wie auch kein Ritter ohne ſeine Dame erſchien; wodurch aber der fremden Gäſte ſo viel wurden, daß ſie das geräumige Schloß in Jena nicht zur Hälfte, ja ſelbſt die Stadt nicht ganz mit ihrem Gefolge faſſen konnte, da nur allein die Zahl der vorhandenen Pferde über dreitauſend betrug.

Am Montage nach St. Viti, den 20. Juni 1446, verſammelten ſich die geladenen Gäſte auf dem Schloſſe, um das fürſtliche Brautpaar im langen Zuge nach dem Altare zu begleiten, wo der Erzbiſchof von Magdeburg, umgeben von mehreren Biſchöfen und Prälaten, der Ankunft des Zuges wartete, um dieſes fürſtliche Paar durch das Eheband für dieſes Leben auf das innigſte zu verbinden. Niemand ahnete, daß dieſe Vermählung zu einer Quelle tauſendfacher Leiden für die Vermählten werden würde. — Die Braut, kaum aus den Kinderjahren getreten, und in klöſterlicher Einſamkeit erzogen, fühlte ſich heute in dieſer ſo höchſt zahlreichen und prächtigen Geſellſchaft, die in einem Meere von Wonne ſchwamm, ſehr befangen, und in ihrem Gemüthe ſchien ſich eine leiſe Ahnung ihrer künftigen trüben Tage zu erzeugen: ſo daß ſie hier während der glänzenden Feierlichkeit, ſo wie ſpäter im Schloſſe, als lauter Jubel ſie umrauſchte, und überall nichts als Freude zu ſpüren war, dennoch ſtill vor ſich hinblickte, und mancher leiſe Seufzer ſich dabei aus ihrer Bruſt ſtahl.

Mit groſſer Pracht und Aufwande, ſo wie es dem hohen Stande des verbundenen Paares angemeſſen war, wurde dieſes Feſt gefeiert, und nichts wurde geſpart, was dieſelbe an den Tag legen konnte. An vielen Tafeln ſpeiſeten die Gäſte auf das köſtlichſte; beſonders aber war die Tafel, an welcher ſich das Brautpaar mit den Vornehmſten befand, faſt überladen mit prächtiger Verzierung und den koſtbarſten Speiſen. Der Graf Heinrich von Schwarzburg ſtand an der Seite des erlauchten Bräutigams zum Dienſt, und der Graf von Beichlingen an der der holden Braut, ihrer Bedürfniſſe wartend. Der Graf Günther von Mannsfeld und Heinrich von Brandenſtein trugen die Schüſſeln auf, welche für die Braut, ſo wie Graf Adolph von Gleichen nebſt Claus von Wangenheim diejenigen, welche für den Bräutigam beſtimmt waren; den erſtern ging der Oberhofmeiſter der Fürſtin, — ſeinen Namen nennt die Quelle nicht, wahrſcheinlich weil er mit aus Oeſterreich gekommen war — ſo wie der Oberhofmeiſter des Herzogs, Graf Ernſt von Gleichen den letztgenannten, und zwar ein jeder mit dem ſilbernen Stabe in der Hand, feierlich vor. Ebenſo waren auch herzogliche Vaſallen gleiches Ranges zur Bedienung des fürſtlichen Brautpaares angeſtellt, und noch mehrere Ritter hatten nebſt ihren Edelknechten den allgemeinen Dienſt zur Bedienung der Gäſte; die Dienenden aber waren nicht minder prächtig gekleidet, als die, welchen ſie dienten.

Trompeten und Hörner, Zinken und Poſaunen, ſo wie allerlei Saitenſpiel, von dem wir keins mehr kennen, waren vorhanden, das Ohr der Anweſenden zu erfreuen. — Wenn aber die Becher gehoben, und die Wünſche für das Wohl des erlauchten Brautpaares in den vielen ausgebrachten Trinkſprüchen ertönten, dann hallte der Saal wieder von dem Jubelrufe der Gäſte, und Trompeten ſchmetterten zum Wirbel der Pauken, ſo wie ſich auch alle übrigen Inſtrumente luſtig hören ließen, jenen Glückwünſchungsruf zu begleiten.

Dieſes prächtige Banket wurde am Abend nicht minder ſplendid wiederholt, und Alles war von der höchſten Freude durchdrungen, als dieſe plötzlich geſtört wurde.

Schon im vorigen Tagsabſchnitte ſind wir mit der ziemlich herben Antwort bekannt geworden, welche der Kurfürſt von ſeinem Bruder Wilhelm erhielt, als er das Begehren an ihn richtete, Apeln und die übrigen Geheimenräthe und Verhetzer zu entlaſſen. Dieſe wurde ihm ganz trocken ohne die geringſte Bemäntelung vorgetragen, und ſie ſchmerzte ihn nicht wenig.

Nun war es aber am Hofe dieſes Fürſten ſo beſchaffen, wie an dem ſeines Bruders: **Günſtlinge beherrſchten ihren Herrn.** — Unter dieſen war, wie früher ſchon erwähnt, der Miniſter des Kurfürſten, **Georg von Babenberg,** als Liebling des Fürſten das Haupt, und ihm ſtanden noch mehrere Geheimeräthe als vertraute Freunde zur Seite. So wie **Apel von Vizthum** und Conſorten ungemeinen Einfluß auf den Herzog hatten, ſo wirkten hier **Georg von Babenberg** und ſeine Freunde, in nicht geringerm auf das Herz des Kurfürſten, und beide Parteien ſtrebten dahin, dieſe fürſtlichen Brüder ſtets von einander getrennt und in feindſeliger Stimmung zu erhalten, um dabei ſelbſt im Trüben zu fiſchen.

Der Herzog hatte zwar, wie oben ſchon erwähnt worden iſt, ſeinen Bruder, den Kurfürſten, mit zur Hochzeit eingeladen, und dieſes war ſchriftlich geſchehen; allein es iſt ungewiß, ob dieſe Einladung in die Hände des Kurfürſten kam oder nicht, wenigſtens wußten **Babenberg** und ſeine Freunde das Erſcheinen dieſes Fürſten bei der Hochzeit zu verhindern; denn wie leicht konnten ſich die Brüder dabei gegenſeitig erklären und verſöhnen, wodurch dieſen Herren Räthen, auf beiden Seiten, ihre Herrſchaft hätte ſehr gefährtet werden können; dieſes aber zu verhüten, galt jedes Mittel gleich, und es wurde ihnen auch das Gelingen ihres Strebens durch den Herzog ſelbſt nicht wenig erleichtert.

Die Zunge dieſes Fürſten wurde von ihm nur wenig gezügelt, und er ließ ihr nur zu oft freien Lauf. — Auch jetzt hatte er, bei der abſchlägigen Antwort ſeines Bruders, auf die an ihn ergangene

Einladung, nicht erſt unterſucht, wer ſie eigentlich gegeben habe, ſondern ſich unverholen und heftig darüber ausgeſprochen; die Ausdrücke aber waren ſehr ungemeſſen geweſen. Apeln kamen dieſe heftigen Ausdrücke ſehr willkommen, und er hatte nichts beſſeres zu thun, als Sorge dafür zu tragen, daß ſie dem Kurfürſten im ſchwärzeſten Lichte wieder vorgeſtellt wurden, wo ſie denn natürlich heftigen Zorn erregen mußten. Der Funke war hierdurch in den Brennſtoff geworfen, und Babenberg blies nun mit ſeinen Freunden ſo fleißig an, daß er bald zur hellen Flamme aufloderte, und der Kurfürſt erbitterter als je auf ſeinen Bruder wurde. — Für Babenberg und ſeine Verbündeten war dieſes genug, um den Kurfürſten zu einem entſcheidenden Schritte zu bereden, und es gelang ihnen dieſes über Erwarten: denn es ſchrieb dieſer Fürſt einen Landtag nach Leipzig aus, beklagte ſich bei den verſammelten Ständen über ſeinen Bruder, ganz beſonders aber und auf das ungemeſſenſte über die Geheimenräthe deſſelben, weshalb er ſich als Bruder für verpflichtet achte, ſie mit Gewalt von demſelben zu entfernen. Daß er aber ebenfalls ſolche geheime Räthe an ſeinem Hofe habe, und ſein Bruder alſo nicht minder im Beſitz des Rechtes ſey, die Entfernung dieſer Rathgeber gleichergeſtalt zu verlangen, daran ſcheint er nicht gedacht zu haben.

Die Stände ſtimmten ein, und der Kurfürſt bot die treue Ritterſchaft mit ihren Reißigen und Knechten zur Heeresfolge auf; ein gleiches Aufgebot erging auch an die Städte, deren Bürger ſich nicht minder willig zeigten, ihrem Herrn in's Feld zu folgen, beſonders da es ihm gelungen war, ſeine treuen

Stände von Ritterſchaft und Städten zu überzeugen, daß er gerechte Sache habe. Binnen wenig Tagen ſtanden nun die Kriegsſchaaren wohlgerüſtet bei Leipzig und waren bereit, nach Jena vorzurücken, wo man den Herzog und ſeine lieben Getreuen ganz unvorbereitet zu überfallen hoffte; doch dem war nicht alſo.

Unter den Ständen des Kurfürſten gab es auch welche, die das wachſende Mißverſtändniß der beiden Brüder mit beſorgten Blicken betrachteten und den Ueberfall gegen den ritterlichen Wilhelm nicht billigten, ob ſie ſich gleich öffentlich der Mehrzahl gleichſtellen mußten, wenn ſie keinen Verdacht erregen wollten. — Unter dieſen war ein Ritter — die Geſchichte hat ſeinen Namen nicht aufbewahrt — den es ebenfalls verdroß, daß durch dieſe Einbläſereien zwei ſonſt ſo treffliche Brüder entzweit worden waren, und nun in die Gefahr des offenen Krieges gegen einander geriethen. Dieſer ſendete ſeinen vertrauteſten Leibknappen mit einem Schreiben an den Herzog, in welchem er ihm von dem bevorſtehenden Ueberfall Nachricht gab. Dieſer Knappe kam am zweiten Hochzeittage, eben als man Abends ſich zur Tafel ſetzen wollte, auf dem Schloſſe an, und wurde dem Herzog gemeldet. Dieſer Unglücksbote hatte von ſeinem Herrn den Befehl auf das ſtrengſte erhalten, dieſes Schreiben nur allein in die Hände des Herzogs zu übergeben; es ließ alſo der Knappe um unverzügliches geheimes Gehör bitten und erhielt es — vor allen Gäſten an der Hochzeittafel. — „Was mir dieſer Bote zu ſagen hat, das kann er öffentlich vor dieſen meinen werthen Gäſten thun; ſintemal ich kein Geheimniß vor ihnen zu haben gedenke!“

So ſprach der Herzog und der Bote wurde vor die Tafel geführt, wo er den Brief übergab, den der Fürſt mit einem leichten Lächeln annahm und den Ueberbringer wohl zu bewirthen befahl.

Der Herzog öffnete nun das Schreiben und begann zu leſen; doch bald verſchwand das Lächeln von ſeinem Angeſichte und machte einem fürchterlichen Ernſte Platz. Die Augenbraunen zogen ſich furchterregend zuſammen und zeugten von dem heftigen Kampfe in ſeiner Seele. Endlich ſprang er ganz außer ſich von ſeinem Stuhle auf *). „Nein, das iſt zu viel!“ — rief er mit vom innern Grimm halberſtickter Stimme. —

„Hört's, Ihr Herren! — Hört's, meine treuen Vaſallen und tapfern Ritter! Mein unnatürlicher Bruder hat den Anſchlag gemacht, uns Alle hier zu überfallen und gefangen zu nehmen. — Zwar giebt er vor, es gelte nur meinen treuen geheimen Räthen, Vizthum, Kochberg und Witzleben, und hat es auch ſeinen Ständen ſo angegeben; es liegt jedoch am Tage, daß dieſer Fang uns Allen gilt. Darum auf, meine Lieben und Treuen! Auf! zu den Waffen und den Feinden entgegen! — O, daß ihr Anführer mein Bruder iſt!“ —

Nun ſprang der Herzog auf und eilte fort; alle ſeine Vaſallen folgten ihm. Ueberall hörte man den Ruf nach den Roſſen, und in Kurzem war das Schloß von Rittern leer, die es eilig verließen, um nach ihren Burgen zu eilen und dort Anſtalten zu treffen, mit ihren Reiſigen und Knechten auf dem Sammelplatze zu erſcheinen, den ihnen der Herzog bezeichnen ließ. —

---

*) Siehe Abbildung.

So war dieſes Feſt der Luſt und Freude ſchrecklich geſtört. Beſtürzt zog ſich auch die Herzogin zurück und verſchloß ſich in ihre innerſten Gemächer. Die geiſtlichen Herren entfernten ſich des Wohlſtandes wegen ebenfalls, doch erhielten ſie noch einen flüchtigen Schlaftrunk nebſt Imbiß auf ihr Zimmer, die übrigen Speiſen aber blieben unangerührt, worauf ſie am andern Tage die Herzogin ſämmtlich an die Armen vertheilen ließ.

Das Schloß ſchien am andern Morgen ganz ausgeſtorben zu ſeyn; denn wer nur irgend ein Schwert ſchwingen oder einen Spieß führen konnte, war mit dem Herzoge ausgezogen. — Bei Weißenfels ſammelte ſich das ganze Heer.

14.

Die feindlichen Brüder.

III.

Des Bruderkrieges Flamme lodert empor.

Der Kurfürſt war mit ſeinen Schaaren ausgezogen und glaubte, den Herzog unvorbereitet überfallen zu können; wie ſtaunte er aber, als er mit ſeinen Kriegern nach Lützen kam und erfuhr, daß der Herzog mit einer ſtarken Heeresmacht bei Weißenfels ſo ſtehe, daß er ſogleich die Schlacht beginnen könne. Eine Schlacht aber mit dem Bruder zu wagen, war doch dem Kurfürſten zu viel, und ſein Bewußtſein mochte ihm vielleicht des ſterbenden Vaters Ermahnungen *) in das Gedächtniß zurückgeführt haben. Zudem zog er auch den ungewiſſen Ausgang einer ſolchen Schlacht, bei der ſtarken Macht des Herzogs in Erwägung, und er wurde allmälich anderen Sinnes, ſo daß er den Entſchluß faßte, die Entfernung der böſen Räthe ſeines Bruders der Zeit und ihren Umwandlungen zu überlaſſen; — die ſeinigen aber ebenfalls zu entfernen, kam ihm nicht in den Sinn! —

Der Hofmarſchall des Kurfürſten, Kunz von Kauffung, längſt ſchon mit der Spannung dieſer beiden Brüder unzufrieden und ihre Urheber haſſend, näherte ſich ſeinem Herrn und erbot ſich zur Vermittelung zwiſchen ihm und ſeinem Bruder, was auch ſehr bereitwillig angenommen wurde. — Der Ritter zog nun hinüber gen Weißenfels in des Herzogs Lager, wo er ſo kräftig zur Sühne ſprach, daß der Herzog ſich bewegen ließ, ſeine Schaaren einige Meilen weit zurückzuziehen, was auch der Kurfürſt mit den ſeinigen that. Dann gingen beide Heere auseinander, und alle Fehde ſchien nun ein Ende zu haben; doch es ſchien nur ſo, als ſey das Feuer verlöſcht, denn es glimmte der Funken unter der Aſche immer fort und bedurfte nur des Anbläſers, um das Feuer wieder zur Flamme zu bringen.

Apel von Vitzthum wähnte ſich felſenfeſt in der Gnade und Gunſt des Herzogs zu ſtehen, und erlaubte ſich in dieſem Wahne Manches, was er ſich nicht hätte erlauben ſollen, wenn er wahrhaft klug geweſen wäre. — Er und ſeine Geſellen hiel-

---

*) Vergl. Bd. 1. S. 24.

ten dieſen Fürſten ſorgſam umlagert, ſo daß Niemand vor ihn kommen und ſich über etwas beſchweren konnte. Nun wurde jedes Amt mit einer Creatur dieſer Herren beſetzt, und dieſe Beamteten durften nur allein nach dem Willen ihrer Beförderer handeln. Dieſes wäre aber vielleicht noch ſo hingegangen, wenn man ſich begnügt hätte, nur kleine Leute zu bedrücken; dieſe Herren aber, beſonders Apel und ſein Bruder Buſſo, begingen die Unklugheit, die Gerechtſame der Ritter und Herren nicht zu achten, ſondern die angeſehenſten derſelben zu beleidigen, wodurch denn nun ihr Untergang herbeigeführt wurde. — Es verbanden ſich die gedrückten Großen zum Sturze der Vitzthume und ihrer Genoſſen. Damit aber dieſelben keine Nachricht von dem beabſichtigten Bunde erhalten könnten, kamen die Verbündeten 1447, unter dem Vorwand, den Faſtnachtsluſtbarkeiten beizuwohnen, in Erfurt zuſammen und hielten im Gleichiſchen Hofe eine Verſammlung in größter Stille. An dieſer nahmen Theil, die Grafen, Ernſt und Adolph von Gleichen, Bodo von Stollberg, Günther und Hans von Beichlingen, Vollrath und Hans von Mansfeld und Bruno von Querfurt; desgleichen die Ritter, Herrmann von Harras, Friedrich von Witzleben, die reichen und mächtigen Schenken von Tautenburg, nebſt noch anderen, deren Namen uns die Geſchichte nicht aufbewahrt hat, — und alſo die bedeutendſten Vaſallen des Herzogs. Hier beklagten ſie ſich unter einander übe die Herrſchaft Vitzthums und ſeiner Genoſſen, ſo wie über den ungemeſſenen Einfluß, den dieſe, zum Schaden des Landes auf den Herzog ausübten, und daß jeder Verſuch, ihm die Augen zu öffnen, und dieſen Fürſten von ihnen abzuziehen, rein vergeblich ſey. Auch die Erzbiſchöfe von Mainz und Magdeburg ſchickten in Geheim Abgeordnete, die ſich jenen beigeſellten, und aus dieſer gegenſeitigen Mittheilung entſtand nun ein feſter Bund dieſer Herren, alle ihre Kräfte zu vereinigen und gegen die Beſitzungen Apels und ſeiner Genoſſen zu wenden; vorher aber wollte man ſich dem Kurfürſten von Sachſen entdekken und ihm den Beiſtand der Verbündeten anbieten.

Der Graf Ernſt von Gleichen machte den Anfang mit den Feindſeligkeiten und verheerte Apels Güther, welche bei Camburg und Dornburg lagen, trieb die Bauern und ihr Vieh aus dieſen Dörfern hinweg und brachte ſie nach Naumburg. — Und als dieſer Graf erfuhr, Buſſo von Vizthum (Apels Bruder) befinde ſich auf einer Reiſe und übernachte in Wormſtädt, überfiel er dieſes Dorf und zündete es auf mehreren Stellen an, um den Feind zugleich mit den Flammen zu opfern. Vergebens wurden jedoch die Wohnungen ruhiger, friedlicher Landleute in Schutt und Aſche verwandelt; denn Buſſo wurde dennoch gerettet, da ihn ſein treuer, der Gegend ganz kundiger Knappe auf Schleifwegen davonbrachte.

Dieſer Anfang führte zu einem blutigen Kriege. — Apel von Vizthum klagte die ihm widerfahrne Unbilde dem Herzog Wilhelm, und dieſer zog ſogleich mit ſeinen eignen Kriegsſchaaren vor die Burg Wendelſtein, welche den beiden Brüdern Wizleben gemeinſchaftlich zuſtand. Einer dieſer Brüder gehörte, wie wir ſchon früher erwähnt haben, zu Apels Genoſſen, und der andere zu den gegen ſie Verbundenen. Dieſem wurde nun ſeine Hälfte genommen und dieſelbe ſeinem andern Bruder gegeben. Dann wurde dem Ritter Harras ſein Osmanſtädt durch den Herzog verwüſtet und ſeine übrigen Güther ihm genommen. Das Getreide, was man fand, wurde nach Weimar gebracht, und alles übrige den Kriegsknechten preisgegeben, die ſelbſt die Burgfrau nicht verſchonten, ſondern ihr ſogar die Kleider und Alles, was ſie werthvolles beſaß, raubten, ſo daß ſie ſich halb nackend zu einem Freunde ihres Gatten flüchten mußte. *) Nun traten alle Verbündete zu dem Kurfürſten über, und dieſer verſammelte ebenfalls ſeine Schaaren, mit welchen er die Beſitzungen der Vizthume und ihrer Genoſſen eroberte. — Hierdurch wurde nun der offene Krieg zwiſchen beiden Brüdern entzündet; denn manche von dieſen Vizthumiſchen Gütern gehörten eigentlich dem Herzoge, und er hatte ſie blos an Vizthum verpfändet, ſo daß es der erſtere einen an ihm begangenen Raub nannte und alle Kräfte anſtrengte, ſich dafür auf das grauſamſte zu rächen, beſonders als er hörte: es habe der Ritter Harras Vitzthums Schloß und Herrſchaft Lichtewalde (bei Chemnitz) zur Entſchädigung für die ihm genommenen Güter erhalten. Nun lernte der Herzog den Abfall ſeiner ehemals ſo treuen Lehnsleute bedauern, demohngeachtet konnte ihn auch dieſer ihm ſo ſchmerzliche Abfall nicht zu anderer Geſin-

---

*) Dies wäre alſo der Grund, weshalb der Ritter Harras ſpäter ſo grauſam verfuhr, dergeſtalt, daß er an einem Tage ſechzig Dörfer anzünden ließ, weshalb er auch den Namen: der Brandmeiſter bekam, der wo er hinkam, Alles zerſtörte.

J. v. W.

nung gegen dieſen Mann und ſeine Genoſſen bewegen, ſondern er blieb ihnen immer noch mit Gnade zugethan, und Apels reicher Geiſt fand auch Mittel, ſeinem Herrn jenen Abfall zu erſetzen, ſo daß der Krieg eben recht blutig werden ſollte, als zwei Schwäger der feindlichen Brüder, der Kurfürſt von Brandenburg und der Landgraf von Heſſen, erſchienen, welche abermals ſie zu verſöhnen und eine Schlacht zwiſchen den beiderſeitigen Heeren zu vermeiden ſtrebten. Auch die Erzbiſchöfe von Mainz und Magdeburg verbanden ſich zu dieſem edlen Zwecke mit den Vermittlern und brachten es bei den Brüdern dahin, daß eine Zuſammenkunft der Streitenden in Naumburg beſchloſſen wurde. Hätten ſich nun die beiden feindlichen Brüder perſönlich dabei eingefunden und der Friedensſtimme Gehör gegeben, ſo würde unnennbares Elend vermieden worden ſeyn; allein dies geſchah nicht, ſondern eine jede Partei ſendete einen Advokaten als Worthalter, und dieſe, denen die Sache ſelbſt fremd war, bemüheten ſich blos, ihre juriſtiſche Gelehrſamkeit in langen lateiniſchen Reden zu beweiſen, wie es auch jetzt noch zuweilen der Fall ſeyn mag, daß der Wortſchwall bei weitem das Beſte an der Vertheidigung einer Sache iſt. —

Die erſte Zuſammenkunft dieſer Advokaten geſchah — ſonderbar genug — in der Georgenkirche, wo ſich die beiderſeitigen Advokaten, in Gegenwart der vermittelnden Fürſten und vieler Landſtände, der Heiligkeit des Ortes unbeſchadet, lateiniſch tüchtig zankten, jeder ſeine Behauptungen mit Stellen aus den Büchern der Rechtslehrer bewies, die Hauptſache aber weit links liegen ließ. — Als nun die fürſtlichen Vermittler den Advokaten aufgaben, in der Allen verſtändlichen Mutterſprache zu ſprechen, ſo verlangte der Sprecher des Kurfürſten ernſtlich die Entfernung der vier Geheimenräthe von des Herzog Wilhelms Hofe, der Wortführer dieſes Fürſten aber, ein gewiſſer D. Knorre aus Erfurt, antwortete auf dieſes Begehren: „daß der Herzog ſeine treuen Räthe nicht entlaſſen werde, weil es der Kurfürſt ſo befehle, und ſollte der Krieg dreißig Jahre währen.“ — Die Vermittler fanden dieſes zu hart, und auch unter den übrigen Anweſenden hörte man hie und da murren; allein der D. Knorre blieb auf ſeinem Satze ſtehen, ſo daß endlich der ganze Wortſtreit von ſelbſt aufhörte, und die Verhandlungen abgebrochen wurden.

Am Abend dieſes Tages begab ſich der Landgraf von Heſſen zum Kurfürſten Friedrich, und der Kurfürſt von Brandenburg zum Herzog Wilhelm. Dieſe beiden Vermittler ſprachen auch ſo ernſtlich zur Sühne, daß ſie es wenigſtens dahinbrachten, daß die beiden Brüder eine zweite Unterredung auf den folgenden Tag bewilligten.

Dieſer Tag erſchien, und die Abgeordneten beider Theile verſammelten ſich wieder, doch nicht wie geſtern in der Georgenkirche, weil man es fühlte, daß ſolche Zänkereien ſich nicht wohl für eine Kirche eigneten, ſondern man hielt die Verſammlung unter einer großen Linde vor dem Kloſter zu St. Georgen, um dort nach alter deutſcher Sitte unter Gottes freien Himmel zu berathſchlagen. Als die Unterhandlungen begannen, geriethen die beiden Wortführer in einen heftigen Streit mit einander, der ſich immer mehr erhitzte und die Aufregung auch Andern mittheilte, ſo daß die Stimmung ziemlich bedenklich wurde. —

Die beiden Fürſten waren heute ebenfalls nicht in Perſon zugegen, wohl aber die vornehmſten ihrer Räthe, und unter andern die Geheimenräthe Friedrich von Witzleben von der Seite des Herzogs und Rudolph von Bünau von der Seite des Kurfürſten. Beide haßten einander ſchon längſt, und auch ſie geriethen heftig zuſammen. — Bünau ſah Witzleben für einen der Hauptſtifter alles Unheils an und machte ihm die heftigſten Vorwürfe, die aber von dieſem mit nicht minder harten Antworten erwiedert wurden. Die Gemüther von beiden erhitzten ſich dadurch auf das höchſte, und es ließ ſich beſonders Bünau vom Zorne ſo weit bemeiſtern, daß er ein Fauſtrohr *) ergriff, die Lunte aufblies und den Schuß auf Witzleben abbrannte, ihn aus der Welt zu ſchaffen, in welcher er, nach Bünaus feſter Ueberzeugung, ſo viel Böſes ſtiftete. Doch in der hohen Aufreguug und der großen Geſchwindigkeit hatte er die tödtliche Richtung verfehlt, und die Kugel traf nur Witzlebens Arm, der zerſchmettert wurde, dem hinter ſeinem Herrn ſtehenden Diener Witzlebens aber durchborte ſie das Herz, daß dieſer ganz Unſchuldige todt zur Erde ſank. — Dieſer Schuß ſchien das Signal für mehrere geworden zu ſeyn, die auf beiden Seiten abgefeuert wurden, wobei man zugleich auch viele Schwerter ſchlagfertig blitzen ſah, ſo daß das Blut manches

---

*) Ein Fauſtrohr war in jenen Zeiten das, was in unſern Tagen eine Piſtole iſt, nur daß jenes länger und mit einem Luntenſchloß verſehen war.

A. d. V.

Abgeordneten floß, und die alte ehrwürdige Linde ein Denkmal dieſes blutigen Zwiſtes wurde. Immer heftiger wurde der Streit, und immer bedenklicher der Ausgang deſſelben; doch es warfen ſich die vermittelnden Fürſten perſönlich zwiſchen die Streitenden und ſo wurde endlich noch, mit vieler Mühe, ein größeres Unheil verhütet.

Nun wendeten ſich die Vermittler an die beiden Brüder ſelbſt, und ihre Sprache dabei war ſo eindringlich, und die Erinnerung an des Vaters Ermahnungen auf dem Sterbebette ſo herzlich, daß die Eisrinde von ihren Herzen zu ſchmelzen ſchien; denn ſie boten einander die Hand, erkannten die Fürſten von Brandenburg und Heſſen als Schiedsrichter an, und auf einer Tagſatzung in Mühlhauſen ſollte das Verſöhnungswerk zu Stande gebracht werden. —

15.

Die feindlichen Brüder.

IV.

Glänzendes Beiſpiel von Bürgertreue.

Bei den Friedensunterhandlungen in Naumburg war Apel nicht zugegen, ſondern in Böhmen, wo er die Herren von Sternberg und Dohna mit ihren an Krieg und Raub gewöhnten Schaaren für den Herzog Wilhelm in den Dienſt und Sold nahm, und mit ihnen den Marſch nach Thüringen antrat. Als dieſe Horden ankamen, war unterdeſſen der Vertrag von Naumburg zwiſchen beiden Brüdern geſchloſſen, und daher die Gegenwart der Böhmen unnütz geworden, ſo daß der Herzog über ihre Gegenwart in Verlegenheit gerieth. In nicht geringerer war aber auch Apel ſelbſt: denn die Böhmen, welche in den Stiftern Naumburg und Merſeburg einquartiert waren, fielen über die wehrloſen Bauern und Bürger in den Dörfern und kleinen Städten her, beraubten und ſchlugen todt, wen ſie wollten, ſchändeten Weiber und Mädchen und brannten ganze Dörfer nieder. — Apel war ſehr beſtürzt hierüber und ſuchte dem Herzog dieſe Unthaten möglichſt zu verheimlichen, denn er mußte ſonſt Alles fürchten. — Als aber die Häupter dieſer Horden den Ton immer höher ſtimmten und mit jedem Tage ſich trotziger benahmen, da wurde es Apeln leicht, den Herzog zu bereden, daß er mit dieſen böhmiſchen Horden dem Erzbiſchof von Cölln zur Hülfe zog, ihm die Stadt Soeſt, die von ihm abgefallen war, wieder bezwingen zu helfen; doch blieb Apel mit ihren Oberſten in ſolcher Stellung, daß ihm dieſe Schaaren ſtets zur Dispoſition ſtanden, damit er das kaum etwas gedämpfte Kriegsfeuer nach Beſchaffenheit der Umſtände wieder anfachen und zur hellen Flamme bringen könne. So glaubte man von dieſen wilden Horden befreit zu ſeyn; bald aber kamen ſie zurück, da die Belagerung von Soeſt mißlungen war, und des Krieges vernichtende Flamme ſchlug nun, wegen der empörenden Verwüſtung, die ſich die Böhmen überall, wohin ihre verheerenden Schritte führten, ohne Rückſicht, ob ſie in Freundes oder Feindes Land waren, erlaubt hatten, von Neuem hoch empor, ſo daß die Erbitterung auf beiden Seiten ſtärker war als je. Apel freute ſich im Stillen darüber und lachte mit ſeinen Genoſſen heimlich über dieſe Wirkung ihrer Kabalen. Dieſesmal richteten die Böhmen die meiſten Verwüſtungen in Nordthüringen an und machten beſonders die Umgebung von Mühlhauſen zur Wüſte. Hierüber wurden die Edlen in Thüringen höchlichſt erbittert, verſammelten ſich, und trieben mit vereinter Kraft die Böhmen ſchimpflich aus dem Lande.

Während dieſer Zerſtörung und Verheerung durch den unnatürlichſten der Kriege, zwiſchen zwei leiblichen Brüdern, förderte eben dieſer Krieg auch ein herrliches Exempel von hochherziger Bürgertreue an den Tag, und dieſes iſt des höchſten Ruhmes würdig, der ihm auch bleiben wird, ſo lange es eine Geſchichte giebt.

Die vaterländiſchen Bergwerke waren bei der Theilung, wie früher ſchon gedacht, den beiden Brüdern gemeinſchaftlich geblieben, und die Bergſtädte hatten ebenfalls einem wie dem andern gehuldigt. Im Frieden war dies recht wohl thunlich geweſen; bei einem mit ſolcher Erbitterung geführten Kriege aber mußte dieſe Gemeinſchaftlichkeit zum Zankapfel werden, der den Bewohnern der Bergſtädte nur unheilbringend wurde.

Der Kurfürſt Friedrich kam mit ſeinem Heere unvermuthet vor der Stadt Freiberg an und zog an der Spitze deſſelben in die Stadt ein. Von zahlreicher Ritterſchaft in gläzendem Waffenſchmuck umgeben, hielt er hoch zu Roſſe auf dem Markte. — Ein Herold rief dann, auf Befehl des Kurfürſten, mit lauter Stimme aus:

„Daß der Rath und die Bürgerſchaft dem Kurfürſten allein huldigen und dem

Herzoge abſagen ſolle, bei Strafe des Leibes und Gutes!'"

Die Bürger hörten dieſen Ausruf ſtill mit an und harrten erwartungsvoll, was ihre Obrigkeit dabei thun werde.

Der Rath war in ſeinem gewöhnlichen Seſſionszimmer verſammelt und berathſchlagte ſich, was hier zu thun ſey? Der geſchworne Eid zeigte jedoch den Rathsherren den Weg, den ſie in dieſer Nacht voll Zweifel einzuſchlagen hatten, und als nun der Herold ſeinen Ruf wiederholte, kam der ganze Rath im ernſtfeierlichen Zuge, mit ſeinem Vorſteher, dem ehrwürdigen, im Dienſte der Stadt ergraueten Bürgermeiſter Molsdorf an der Spitze, auf den Markt herab, und bei dieſem Zuge trug der Bürgermeiſter ſo wie jeder Rathsherr ſeinen Sterbekittel am Arm. In der Nähe des Kurfürſten angekommen, trat der Bürgermeiſter vor, verbeugte ſich tief und ſprach in ehrfurchtsvoller Rede:

„Erlauchter Herr! Es iſt der Rath und die Bürgerſchaft ſo ſchuldig als bereitwillig, ihrem gnädigſten Herrn, dem Kurfürſten von Sachſen, unterthänigſten Gehorſam zu leiſten, und werden darin auch nie fehlen. So ein herzliches Leidweſen wir nun aber auch über die gegenwärtige Trennung der Gemüther tragen, und ſo ſehr uns auch der Zwiſt beider fürſtlichen Brüder leid thut, ſo ſind wir doch dem Herzog Wilhelm ebenfalls mit Eidespflicht verwandt, und dieſes Eides ſind wir noch nicht entlaſſen. Daher bitten wir, mit dieſem Abfall verſchont zu bleiben. Sonſt aber ſind wir bereit, Gut, Blut, Leib und Leben bei unſerm gnädigen Herrn, dem Kurfürſten, zu laſſen. Sollte es aber bei dem gemachten Anſinnen ſein Bewenden haben, ſo wollen, wir lieber ſterben als uns in ſolche Seelengefahr ſtürzen, und will ich, der Aelteſte unter ihnen, meinen alten ergraueten Kopf vorerſt abſchlagen laſſen.“

Dieſe Rede kam aus der Tiefe eines redlichen, treuen Bürgerherzens und fand auch den Weg in das Herz des von dieſer Treue tiefgerührten Fürſten. Schnell wendete er ſein Roß, ritt an den Bürgermeiſter hinan, klopfte ihm auf die Achſel und ſprach im liebevollſten Tone: „Nicht Kopf ab, Alter! Nicht Kopf ab! Wir bedürfen ſolcher Leute noch länger, die ihren Eid und Pflicht alſo in Acht nehmen!“

Und nun ermahnte der Fürſt die Rathsherren auf das freundlichſte, nach dem Rathhauſe zurückzukehren, was auch ſofort geſchah; doch nahmen ſie die hohe Achtung des Kurfürſten mit ſich.

Dieſer Fürſt ſtand nun zwar von ſeinem Begehren ab; doch zog er die Hälfte vom Ertrag der Bergwerke, die dem Herzog Wilhelm gehörte, an ſich und ließ demſelben nichts verabfolgen.

Von dieſem ſchönen, herzerhebenden Beiſpiel ächter Bürgertreue gehen wir nun wieder zu der niederſchlagenden Schilderung des Krieges über.

Als die Böhmen aus Thüringen zurückgetrieben wurden, wendeten ſie ſich in die Markgrafſchaft Meißen, wo ſie beſonders die Städte Dresden, Döbeln, Wilsdruf, Lommatzſch, Mittweida, Borna, Rochlitz, Eilenburg, Pegau und Gera hart mitnahmen und zum Theil verwüſteten. Doch wir müſſen, um den Zuſammenhang nicht zu ſtören, erſt zurückgehen und den Erfolg der in

Naumburg verabredeten anderweiten Tagſatzung in Mühlhauſen; berichten.

Beide Parteien ſtellten ſich dort perſönlich ein, und auch die Mittler blieben nicht außen. Bei dieſer Friedensverſammlung ſprach Heinrich von Gera für den Kurfürſten, und für den Herzog der *D.* Knorre aus Erfurt. Beide waren ein paar tüchtige Zungenfechter und gelehrte Advokaten, mit allen Schleifwegen der Chikane und Rabuliſterei wohlbekannt. Mehrere Tage hindurch kämpften ſie, und es folgte, beſonders von Knorrens Seite, eine Exception der andern. Dieſe Rabuliſterei brachte endlich die Gegenpartei auf, ſo daß die Anweſenheit dieſes Mannes von ihr gänzlich verworfen und dagegen proteſtirt wurde. — Hierdurch fand ſich jedoch der Herzog Wilhelm ſo ſehr beleidigt, daß er Mühlhauſen ſofort verlaſſen wollte. Durch die eifrigen Bemühungen der Mittler unterblieb dieſes zwar, doch konnten ſie es zu keinem Frieden bringen und durch die äußerſten Anſtrengungen nicht mehr als eine Verlängerung des Anſtandes bewirken.

Es ſoll, nach einer Tradition, die Kurfürſtin nunmehr ſelbſt die ehrenvolle Stelle einer Vermittlerin übernommen haben und durch ihre herzliche Sprache in Verbindung mit dem Zauber, welchen der Schöpfer dem Weibe verlieh, es bei den feindlichen Brüdern dahin gebracht zu haben, daß ſie die Ausſchreibung einer abermaligen Tagſatzung nach Erfurt bewilligten, wobei ein Friedensſchluß zwiſchen den jetzt ſo feindſeligen Brüdern zu Stande gebracht werden ſollte. — Der Kurfürſt begab ſich perſönlich nach Weimar zu ſeinem Bruder, um den Frieden mit demſelben zu befeſtigen, und ſoll dort Apeln ſelbſt die Wiederkehr ſeiner Gnade zugeſagt haben, wenn er ſich ruhig verhalte, was dieſer denn auch auf das Bündigſte verſprach. —

So ſchienen denn die beiden Brüder verſöhnt, und dieſer Friedensſchluß war verbrieft und beſiegelt. Apel beſaß das Vertrauen des Herzogs im höchſten Grade; er hätte aber der Mann nicht ſeyn dürfen, der er war, wenn er dieſes kaum gedämpfte Kriegsfeuer nicht auf einer andern Seite hätte wieder anfachen ſollen. Bald loderte es alſo von Neuem auf und ſchlug hoch empor; die beiden Brüder aber wurden in den Krieg, der ſich jetzt durch Apels Kunſt entſpann, durch die Ränke dieſes Mannes ebenfalls mit verwickelt, und bald ſchlug die Flamme deſſelben abermals hoch empor, worauf derſelbe mit der größten Erbitterung geführt wurde.

Der alte Graf Günther von Schwarzburg-Arnſtadt hatte keinen männlichen Erben, ſondern nur drei Töchter, welche an die Grafen Ludwig von Gleichen, Heinrich von Gera und die jüngſte an den Grafen Otto von Leisnig vermählt waren. Der Graf Günther hatte daher ſein Land, als männlich erblos, noch bei ſeiner Lebenszeit ſeinem Vetter, dem Grafen Heinrich von Schwarzburg-Rudolſtadt übergeben, wurde aber ſo undankbar von dieſem behandelt, daß er oft Mangel an Koſt und Kleidung hatte. — Da er nun in der Güte keine Aenderung ſeines Schickſals von ſeinem Vetter erhalten konnte, ſo klagte er ſeinen Schwiegerſöhnen die ihn drückende Noth, und dieſe riethen ihm, jene Uebereinkunft zu widerrufen, ſein Land aber lieber dem Kurfürſten abzutreten, welcher ihm beſſern Unterhalt gewähren werde, als dieſer undankbare Vetter. Dieſes geſchah, und der Kurfürſt verwilligte dem Grafen Günther die Einkünfte von Dippoldiswalde zum Unterhalt, ſo wie das Schloß in Tharand zur Wohnung. — Die drei Schwiegerſöhne erhielten 9000 Gülden zum Heirathsgut und die Hoffnung auf beſondere Abfindung nach dem Ableben des alten Herrn.

Der Kurfürſt machte nunmehr dem Grafen Heinrich von Schwarzburg dieſe Abtretung und die Vernichtung der mit ihm geſchloſſenen, auf ſeiner Seite aber nicht erfüllten, Uebereinkunft bekannt und forderte ihn auf, die Grafſchaft Schwarzburg-Arnſtadt zu räumen. — Der Graf Heinrich reſpectirte jedoch dieſe Aufforderung nicht, und nun verheerte der Graf von Gera das Land des widerſpenſtigen Grafen um Rudolſtadt, und eroberte das Stammſchloß Schwarzburg, nebſt der Stadt Königsſee, welche ganz beſonders an den Kurfürſten verkauft worden waren. Dieſes geſchah im Jahre 1448.

16.

Die feindlichen Brüder.

V.

Verwüſtungen des Krieges.

Apel von Vitzthum hatte ſich zwar, nach der Ausſöhnung der Brüder, in Erfurt ganz ſtill verhalten, doch in ſeinem Herzen kochte die Rache über die von dem Kurfürſten früher erfahrnen Unbilden; — denn er war unverſöhnlich und faßte den feſten Entſchluß, keine Gelegenheit zu verſäumen, den jetzt unterdrückten Hader zwiſchen den beiden Brüdern zu erneuern, und ihre Erbitterung wo möglich auf das höchſte zu treiben. Der Zwiſt im Hauſe Schwarzburg, und die Partei, welche der Kurfürſt dabei ergriffen hatte, bot ihm eine zu gute Gelegenheit dar, als daß er ſie hätte ungenützt vorübergehen laſſen ſollen. Er traf daher ſeine Vorkehrungen in tiefſter Stille, und ſie wirkten trefflich. —

Dem Grafen Heinrich von Schwarzburg-Rudolſtadt wurde unter der Hand die Unterſtützung des Herzogs angeboten, welche ihm durch die böhmiſchen Söldner deſſelben zu Theil werden ſollte, und der Graf nahm dieſes Anerbieten an. — Nicht allein der Herzog Wilhelm von Sachſen, ſondern auch der Herzog Otto von Braunſchweig und der Graf Wilhelm von Henneberg wurden von ihm um Beiſtand in ſeiner (ſehr ungerechten) Sache gebeten, und jeder dieſer drei Fürſten kündigte nun dem Grafen Günther und dadurch auch mittelbarerweiſe dem Kurfürſten, als Verbündeten des Grafen, Fehde an. Bald wurde dieſe begonnen, und der

Graf Heinrich von Schwarzburg eroberte, mit Hülfe der Böhmen, Königsſee mit Gewalt, die wenigen Krieger des Kurfürſten aber wichen der Uebermacht der Andringenden und zogen ſich zurück. — Der Kurfürſt beſchwerte ſich hierauf bei ſeinem Bruder über dieſen Gewaltſtreich, doch Apel wirkte nun im Stillen auf ſeinen Herrn und ſchmiedete das Eiſen, weil es warm war, ſo daß dieſe Frucht davon bald als reif erſchien. Der Herzog warf nämlich ſeinem Bruder die an dem Grafen Heinrich begangene Ungerechtigkeit auf das härteſte vor und ging auf die Bitte deſſelben, die Böhmen nicht bei dem Grafen zu laſſen, mit keinem Worte ein; ſo daß der Kurfürſt über dieſe Unbrüderlichkeit höchſt aufgebracht werden mußte und es auch wurde.

Und ſo war es Apeln denn gelungen, den bisherigen Frieden zwiſchen dieſen beiden Brüdern abermals zu ſtören und ihn auf's neue in die erbittertſte Feindſchaft zu verwandeln; doch ſcheint es im Jahre 1440 noch zu keinen eigentlichen Feindſeligkeiten zwiſchen ihnen unmittelbar gekommen zu ſeyn. Als aber im Monat Februar des folgenden Jahres 1459 der alte Graf Günther von Schwarzburg in Tharand ſtarb, und der Kurfürſt ernſtliche Anſtalten traf, den mit dem verſtorbenen Grafen geſchloſſenen Kauf mit Gewalt aufrecht zu erhalten, verband ſich der mindermächtige Graf Heinrich von Schwarzburg mit den Grafen Adolph und Siegmund von Gleichen, Buſſo von Vizthum, Chriſtian von Hayna, Georg von Hopfgarten, Chriſtoph von Michelda, und och mehrere thüringiſche Grafen und Herren traten, im Geheim von Apel bearbeitet, dieſem Bunde bei und ſchickten dem Kurfürſten gemeinſchaftlich einen Fehdebrief zu. Noch einmal wendete ſich der Kurfürſt an ſeinen Bruder und bat ihn, dieſe Lehnsvaſallen, die ihn, den Bruder ihres Lehnsherrn, durch ihre Kriegserklärung ſo ſchwer beleidigt hätten, dafür zu beſtrafen: dieſer aber antwortete: „er ſchätze gerechte Anſprüche und die Edlen, welche für ihn aufträten; ungerecht ſey es aber von dem Kurfürſten, daß er dieſer Sache das Wort rede.“ —

Dieſe Antwort, zuverläſſig Apels Werk, wurde der zündende Funken, welcher das Feuer der Zwietracht zwiſchen den beiden Brüdern wieder zur hellen Flamme brachte; und der Krieg zwiſchen ihnen war nicht mehr zu vermeiden, jeder von ihnen ſtand ſeinen Bundesgenoſſen bei, bis ſie endlich unmittelbar einander bekriegten.

Die Blüthe der meißniſchen und ſächſiſchen Ritterſchaft befand ſich bei dem Heere des Kurfürſten, und auch viele fränkiſche und voigtländiſche Ritter zogen demſelben zu; doch auch der Herzog Wilhelm war wohlgerüſtet und hatte an den Böhmen furchtbare Hülfsvölker. —

Gegen den Grafen Heinrich von Gera wendete der Herzog ſeine Waffen vorerſt und ſchwur ihm den Untergang. Der Graf war noch ein junger, kecker Mann und hatte im jugendlichen Uebermuth nicht allein beleidigende Reden über den Herzog Wilhelm und Catharina von Brandenſtein geführt, ſondern auch noch dieſe Beleidigungen in einem Briefe ausgeſprochen, der dem Herzog in die Hände geſpielt wurde und ihn zum höchſten Zorn reizte, ſo daß er mit ſeinem Heere im Monat Mai 1450 vor die Stadt Gera zog und ſie umlagerte.

Schon warf man rings um ſie her Schanzen auf und wollte ſchweres Geſchütz in ſie einführen, die Stadt damit zu beſchießen und zu beſtürmen, als die weiße Fahne des Stillſtandes auf einem Thurme wehete, und die Pforte ſich öffnete. Ein Zug ſchwarzverſchleierter Frauen in Trauerkleidern kam aus derſelben heraus, auf das Lager zugehend. Es war die verwittwete Gräfin, Mutter des Grafen Heinrich, an der Spitze ihrer Frauen und anderer Matronen, und ſie kamen, den Herzog um Gnade zu bitten für die Stadt und ihre unſchuldigen Bewohner. Der Herzog ſtand vor ſeinem Zelte und ſah nach den ſich nähernden Damen hin, den Zweck ihrer Sendung wohl errathend. Sie kamen heran und warfen ſich dem Fürſten zu Füßen, wo die Gräfin das Wort nahm und den Herzog auf das flehentlichſte bat, die Stadt zu verſchonen und um der Unbeſonnenheit ihres Herrn willen die unſchuldige nicht zu verwüſten. Es gelang der trefflichen Frau. — Des Herzogs Zorn verſchwand, er hob ſie auf und ſagte ihr die Begnadigung der Stadt zu, alſo daß auch kein Dachziegel in der Stadt beſchädigt werden ſollte. Noch an demſelben Tage trat das Heer den Rückzug von der Stadt an, und dieſe war gerettet; der Herzog aber ging nach Weimar zurück, um ſich in den Armen ſeiner geliebten Brandenſtein von den Beſchwerlichkeiten des Krieges zu erholen.

So viel Gelegenheit auch der Graf Heinrich von Gera gehabt hatte, um einſehen zu lernen, er dürfe dieſen übermächtigen, kriegsluſtigen Fürſten nicht reizen; ſo ſchnell hatte er doch die auf dieſe ernſtliche Weiſe erhaltene Warnung vergeſſen. Noch war er nicht von ſeiner Thorheit geheilt worden und hatte ſich kurz darauf, nachdem der Herzog ſich durch die Gräfin Mutter erbitten und zum Abzuge bewegen ließ, abermals unbeſonnene Reden über den Herzog Wilhelm erlaubt, die einer förmlichen Herausforderung glichen. *) Dieſe unverzeihlichen Reden wurden dem Herzoge ganz trocken und ohne die geringſte Schonung hinterbracht. Und da zu gleicher Zeit der Graf Heinrich auch in die an ſein Land grenzende, aber dem Herzoge gehörige, Pflege Roda feindlich einfiel und das Land verwüſtete, ſo reizte er dadurch dieſen zum höchſten Zorn, und er beſchloß, den Unbeſonnenen hart zu züchtigen. Er verſammelte ſeine Böhmen, und es zogen ihm Tauſende von mord- und beutegierigen Kriegern zu; auch von den Schaaren des Markgrafen von Brandenburg vereinigten ſich mehrere mit dem Heere des Herzogs, ſo daß Gera allenthalben umzingelt werden konnte und unrettbar verloren war, da ſich auch eine tapfere Gegenwehr gegen ſolche Uebermacht nicht zu halten vermochte. Schnell wurden Schanzen aufgeworfen und die großen Donnerbüchſen aufgefahren, welche bald darauf erderſchütternd krachten, wobei die mächtigen ſteinernen Kugeln die Luft brummend durchſchnitten und überall, wo ſie anſchlugen, Vernichtung bringend wurden. So mußte die unſchuldige Stadt es entgelten, was ihr unbeſonnener Herr verbrochen hatte. Zwar wehrten ſich die Bürger von Gera tapfer, allein es

---

*) Der junge unbeſonnene Graf hatte auf eine ſehr ſpöttiſche Weiſe dem Herzoge unter andern in einer Geſellſchaft gedankt, daß er bei ſeiner Anweſenheit vor Gera die Ziegel auf den Dächern dieſer Stadt ſo gnädiglich verſchont habe.

A. d. V.

war demohngeachtet vorauszuſehen, daß ſie bald ihre Thore würde öffnen müſſen; denn es wurden immer mehr Häuſer von den eingeworfenen Feuerballen entflammt, und ſchon lag die Hälfte der Stadt in der Aſche, eines unüberlegten Spottes wegen.

17.

Die feindlichen Brüder.

VI.

Die Zerſtörung von Gera.

Der Kurfürſt erfuhr die Gefahr, in welcher die Stadt Gera ſchwebte, und ſandte einen Theil ſeines Heeres dahin, die Stadt wo möglich zu entſetzen, er ſelbſt wollte mit dem übrigen Theile ſeines Heeres dem Markgrafen von Brandenburg in's Land fallen, um ſich an ihm für ſein Parteinehmen zu rächen und deſſen Krieger zum Rückzuge in ihr Land zu nöthigen; warum er aber nicht den kürzern Weg einſchlug und geradehin mit ſeinem ganzen Heere vor Gera zog, wo er doch größere Hoffnung gehabt haben würde, zu ſiegen und die bundesverwandte Stadt aus dieſer Gefahr zu befreien, dies iſt ein Räthſel geblieben bis auf den heutigen Tag.

Zweien der erprobteſten Oberſten im Heere des Kurfürſten war der Befehl über die Schaaren anvertrauet worden, die der in größter Gefahr ſchwebenden Stadt Gera zu Hülfe eilen ſollten, und ihnen war in der That eine ſehr ſchwierige Aufgabe zu Theil geworden. Dieſe Oberſten waren der in der Folge durch den Prinzenraub ſo bekannt gewordene Kunz von Kauffungen und Niklas Pflug, dieſer aber ſcheint unter jenem geſtanden zu haben.

Dieſer Heerestheil hatte ſich nach Ronneburg gezogen, wo er die Nacht erwarten wollte, um unter ihrer Hülle einen Ueberfall auf das Lager des Herzogs und ſeiner Hülfsvölker zu wagen. Die Hauptſtärke des Belagerungsheeres ſtand längs dem rechten Ufer der Elſter, die Böhmen aber auf der entgegengeſetzten öſtlichen Seite der Stadt. Die Kurfürſtlichen beſtanden faſt ganz aus Reiterei, und dieſe zog nun in der ſtockfinſtern Herbſtnacht ganz ſtill heran, bis hinter das Lager der Böhmen, wo man ſich ordnete und den Angriff vorbereitete. — Als die Ordnung gemacht war, geſchah der Angriff, und man fiel in das Lager der Böhmen ein; doch dieſe ſcheinen Kundſchaft davon gehabt zu haben; denn ſie ſtanden bei dem erſten Schuſſe unter den Waffen und beſtanden den Kampf mit Beſonnenheit. Bald waren beide Parteien im fürchterlichſten Handgemenge, das durch die Finſterniß der Nacht noch fürchterlicher wurde; denn Niemand kannte den, auf den er ſchlug, ob es Freund oder Feind war. Die Büchſen knallten, und die Hörner der Böhmen heulten durch die Nacht.

Jetzt öffnete ſich das Thor, und der Graf Heinrich fiel an der Spitze der Geraer Bürger aus, und ſuchte dem Feinde in den Rücken zu kommen. So tapfer ſich aber auch die Bürger ſchlugen, ſo wurden ſie doch von der Uebermacht zurückgeworfen, zugleich aber auch ein Theil von Kunzens geſchlagener Schaar mit in die Stadt gedrängt, und Kauf-

Jungen ſelbſt wurde von den Böhmen mit dem größten Theile der Seinigen gefangen, eben als er ſich mit ihnen durchſchlagen wollte, wo er in dem Zelte, in welches man ihn brachte, auch den Ritter Pflug fand der ein gleiches Schickſal mit ihm gehabt hatte. Am andern Morgen brachte man beide Ritter fort nach Böhmen, wo ſie aber ſehr achtungsvoll behandelt wurden.

Kaum waren dieſe Gefangenen fortgeſchafft, als der Herzog den Sturm auf die Stadt befahl. Der Angriff geſchah mit großer Tapferkeit, aber haufenweiſe ſtürzten die Stürmenden von den Leitern in die Gräben hinab, und die Helden auf der Mauer verbreiteten Tod und Verderben unter den Feinden, ſo daß endlich das Zeichen zum Rückzuge gegeben werden mußte. Durch dieſen mißlungenen Sturm waren die Böhmen entmuthigt worden und verloren die Luſt, noch einen Sturm zu wagen. Gera mußte jedoch erobert werden, es mochte auch das höchſte koſten; und Apel machte im Stillen den Entwurf zu einem abermaligen Sturm. Um nun aber den Böhmen neuen Muth zu machen, trat er mit ihrem Feldoberſten unter die verſammelten Schaaren derſelben und verſprach ihnen, auf eigne Verantwortung, nicht allein die Plünderung, ſondern gab ihnen auch noch die Verſicherung, daß kein Befehl ihnen im Morden, Sengen und Brennen Einhalt thun werde, und Alles, was ſie fänden, ſollte ihr Eigenthum ſeyn; beſonders aber wurde ihnen das weibliche Geſchlecht preisgegeben und zum Lohne des Sieges beſtimmt. — Nun ließ Apel ihnen ein reiches Maaß Wein reichen, und dieſes erregte nun ihre viehiſchen Begierden ſo, daß ſie die Zeit kaum erwarten konnten, bis das Zeichen zum Sturm gegeben wurde.

Dieſes erfolgte am 17. Oct. 1450 durch den Schall der Hörner, und nachdem die Donnerbüchſen ihre Ladungen krachend nach den Mauern hingeſchleudert hatten, warfen die Böhmen die Leitern raſch an die Mauern und ſtürmten den Raſenden gleich nach der Höhe hinauf. Abermals ſtritten die Bürger mit dem Muthe der Verzweiflung, und hunderte von den Stürmenden ſtürzten durch dieſe Gegenwehr in den Graben hinab; aber von den Belagerten ſanken ebenfalls viele in des Todes weitgeöffnete Arme. Immer ſchwächer wurde deshalb die Vertheidigung, und endlich erſtiegen die wüthenden Böhmen die Mauer. Nun aber entſpann ſich ein furchtbarer Kampf in den Straßen, da jeder Bürger die letzten Kräfte aufbot, zum Kampfe für die Seinen. Als jedoch die Thore durch die Böhmen von Innen geöffnet wurden, worauf die Herzoglichen mit den Markgräflichen in großen Haufen, mit Apel an der Spitze eindrangen und die löwenmüthigen Bürger mit Uebermacht anfielen, ſo hatte der Kampf bald ein Ende und verkehrte ſich in ein ſcheußliches Blutbad. Alles, was eine menſchliche Geſtalt hatte, vom Greiſe bis zum Kinde, wurde ſchonungslos niedergehauen. Blut floß in allen Straßen wie in den Häuſern, wo die Sieger eingedrungen waren, und das Brüllen dieſer Mordgierigen vermiſchte ſich mit dem Wehgeſchrei der Verwundeten und dem Winſeln der Sterbenden. — Bald geſellte ſich das Praſſeln der in Brand gerathenen Häuſer und das Krachen bei ihrem Zuſammenſtürzen zu jenem herzzerreißenden Getön. — Apel ging im Morden und Brennen überall voran und war für die Wüthenden ein Vorbild der Grauſamkeit. Furchtbar raſten Tod und Verderben in gräßlicher Gemeinſchaft; die ganze Stadt war nur ein Flammenmeer und brannte ganz nieder.

Wem es von den unglücklichen Einwohnern noch möglich war, flüchtete ſich in die ſteinerne Kirche von St. Salvator, welche man für ein ſicheres Aſyl hielt. Sie wäre es auch vielleicht geweſen, wenn es nicht zur Kunde Apels gekommen wäre, daß dieſe Kirche dicht mit Menſchen angefüllt ſey. Dieſe Gelegenheit zum Morden wollte er nicht ungenützt vorübergehen laſſen und raffte in der Geſchwindigkeit einen Haufen Hakenſchützen zuſammen, welche er um die Kirche ſtellte und unter die dicht gedrängte Menſchenmaſſe der in dieſelbe Geflüchteten feuern ließ. Herzzerſchneidend war das Geſchrei der Getroffenen, aber am Tigerherzen Apels ging dies Geſchrei ſpurlos vorüber. Es währte dieſem Teufel in Menſchengeſtalt das Morden durch die Hakenſchützen zu lange, und er ließ Feuer an die Kirche legen, fand ſich aber getäuſcht, denn es brannte nicht fort. Nun ließ er gegen die Mauern dieſer Kirche die groſſen Donnerbüchſen richten, und nach einigen Schüſſen wankten die Mauern und fielen zuſammen, das Gewölbe ſtürzte ein, und unter dieſen Trümmern wurde die ganze Menge, die ſich in dieſer Kirche gerettet glaubte, begraben. Wohl dem, der dabei ſchnell endete, und nicht von den herabſtürzenden Steinen mit dem Erſchlagen verſchont wurde, um unter dieſer Laſt jämmerlich zu erſticken oder den Hungertod zu ſterben.

Ueber ſechstauſend Menſchen, Bewaffnete und Wehrloſe, wurden durch das Schwert der Sieger, das Feuer und die zuſammenſtürzende Kirche hingerafft. Der Graf **Heinrich**, durch ſeine Unbeſonnenheit Veranlaſſer dieſes Unglücks, blieb am Leben und wurde mit dem Grafen **von Kirchberg** auch vielen andern Rittern und Herren gefangen, dann aber, weil er zu ſtolz war, um Gnade zu bitten, nach Prag geführt, wo er als Gefangener nur eine kurze Zeit noch lebte, da der ewige Richter ihn, durch eine peſtartige Krankheit, bald darauf vor ſeinen Thron forderte.

Kunz von Kauffungen und **Niklas Pflug** mußten ſich durch namhafte Summen aus der böhmiſchen Gefangenſchaft loskaufen, und dieſes Löſegeld wurde dann die Veranlaſſung zu dem famöſen **Prinzenraube**, der **Kauffungen** auf das Blutgerüſte brachte.

18.

Die feindlichen Brüder.

VII.

Nemeſis erreicht Apel von Vitzthum.

Die furchtbare Eroberung und Zerſtörung der Stadt **Gera** hatte aber auch eine Folge, die Niemand vorausſehen konnte: **ſie öffnete dem Herzoge über Apels wahre Geſtalt die Augen und vernichtete die Gunſt, in welcher dieſer Böſewicht bisher bei dem Fürſten geſtanden, aus der ihn Niemand verdrängen** konnte, und die eigentlich die Urſache dieſes Krieges war.

Während der Eroberung ſcheint der Herzog mit der Brandenſtein nicht im Lager anweſend geweſen, und erſt am folgenden Morgen zurückgekehrt zu ſeyn. Als er nun bei ſeiner Zurückkunft den Blick auf die eroberte Stadt warf und hier den Dampf aufſteigen ſah, wies er die Brandenſtein nach dem Zelte, er aber ſprengte mit einigen Begleitern hinüber nach den Trümmern, die geſtern noch eine Stadt waren; ſein Herz wollte ihm brechen, als er die Greuel der Verwüſtung erblickte, die in dieſen Stunden der Zerſtörung verübt worden waren, eine ſolche Menge Erſchlagener ſah und unter ihnen ſo viel Greiſe, Weiber und Kinder erblickte. Er rief die Hauptleute der Böhmen zu ſich und fragte ſie, auf die Gemordeten, die noch glühenden Straßen und die eingeſtürzten Kirchen deutend: wer hierzu die Erlaubniß gegeben habe? — Die Antwort war: „Euer Freund, Apel von Vitzthum gab unſern Kriegern Alles preis und befahl ihnen, keinen Eurer Feinde zu verſchonen. Dies haben wir denn auch redlich gethan!“ —

Der Herzog ſchauderte: dieſes hatte er nicht gewollt. — Als er aber ſeinen Weg fortſetzte und an die eingeſtürzte Salvator-Kirche kam, hier von deutſchen Kriegsleuten erfuhr, was mit dieſer Kirche geſchehen ſey, und noch manchen Wehlaut von denen hörte, die von den einſtürzenden Mauern lebendig begraben worden waren und nun jetzt langſam und ſchrecklich endeten; als er abermals hörte, daß Apel auch hier thätig gewirkt, und die Macht, die ihm verliehen geweſen, dazu gemißbraucht habe, den Tempel Gottes, der dieſen Unglücklichen zum

Aſyl gedient, muthwillig zu zerſtören und Tauſende von Wehrloſen dadurch zu morden: da fiel dem bisher ſo verblendeten Fürſten urplötzlich die Binde von den Augen; es wurde hell vor ſeiner Seele, und er ſah nun klaren Blickes, in welche Hände er ſein Vertrauen gelegt habe und wie dieſes gemißbraucht worden ſey. — Apel erſchien ihm in ſeiner wahren Geſtalt, und der Herzog wurde mit dem höchſten Grimm über dieſen grauen Böſewicht erfüllt. Dieſem Unwürdigen ſein Vertrauen ganz und für immer zu entziehen, war ſein feſter Entſchluß. Mit dieſem im Herzen eilte er nach dem Lager zurück und ſuchte ſich jenen grauſenvollen Gegenſtänden zu entziehen. In ſeinem Zelte traf er Catharinen und dieſer entdeckte er, was er geſehen hatte.

„Apel verſteht es vortrefflich, Euer unumſchränktes Vertrauen zu gebrauchen!“ entgegnete Catharina ſchlau forſchend. Es war ihr des Herzogs Geſinnung noch nicht klar.

„Man rufe mir Apeln ſofort!“ — rief der Herzog im höchſten Grimm, und ſein Leibknappe eilte auf dem ſchnellſten Renner nach der Stadt, ſeines Herrn Befehl zu erfüllen.

Vorſichtig forſchte Catharina, und ſchaudernd erzählte Wilhelm die Greuel, die er geſehen hatte und verſchwieg ihr nicht, daß man Apeln die Schuld davon gebe. Noch gab ſich Catharina nicht blos, ob ſie gleich den herriſchen Apel ſchon längſt im Herzen haßte, da ſie fürchten mußte, durch ihn die Zuneigung des Herzogs wieder zu verlieren, ſo wie er ſie an ihren Platz gehoben hatte. Der Herzog war indeſſen ſchon früher mißtrauiſch auf Apel geweſen und dennoch wieder zu ihm zurückgekehrt;

ſie glaubte daher, vorſichtig gehen zu müſſen, und hielt alſo an ſich.

Der Leibknappe kam zurück und brachte Apels trotzige Antwort: „daß er jetzt nicht gleich kommen könne!“ —

Der Herzog wurde über dieſen Ungehorſam im höchſten Grade aufgebracht und ſendete den Leibknappen abermals fort, mit dem Bedeuten: augenblicklich vor ihm zu erſcheinen. Der Knappe eilte und kehrte bald mit der Antwort Apels zurück: er werde ſo bald als möglich erſcheinen! Immer höher ſtieg der Zorn des Herzogs, und Catharina verſäumte nicht, das auflodernde Feuer wacker anzuſchüren, indem ſie dem Fürſten auf eine feine Weiſe bemerklich machte, wie abhängig er von ſeinem Diener ſey. — Das traf, und Apel ſpürte, als er endlich nach zwei Stunden vor ſeinem Herrn erſchien, die Wirkung davon. — Zornig fragte ihn der Herzog: warum er nicht ſofort erſchienen ſey, als er ihn habe rufen laſſen? — und trotzig entgegnete ihm Apel: daß er in ſeinem Dienſte geweſen ſey und nicht ſogleich habe abkommen können. Dieſer Trotz empörte den Herzog noch mehr, und in der höchſten Aufregung fragte er weiter:

„Gab es noch eine Stadt zu verbrennen, Weiber zu ſchänden und Wehrloſe zu morden oder Kirchen zuſammenzuſchießen, und die in dieſes Aſyl Geflüchteten durch ſie erſchlagen zu laſſen? Habe ich dieſes befohlen? Sprich, Ungeheuer!“

In Apels Innern kochte es vor Wuth, und dieſe ließ ſich ihn ſo vergeſſen, daß er rief: „Das, Herzog! Eurem treueſten Diener? O welcher Undank!“

„Aus meinen Augen!“ rief der zornentglühte Fürſt und Apel entfernte ſich, betreten, aus dem Zelte, nachdem er einen bedeutenden Blick auf Catharina geworfen hatte, die er ſogleich als das Werkzeug ſeiner Ungnade anſah. Dieſe verſtand ihn, und ein Knappe erhielt im Geheim den Befehl, dieſen Mann nicht aus den Augen zu laſſen.

Am ſpäten Abend erhielt der Herzog die Nachricht, daß Apel viel Wein getrunken und dann in die Stadt geeilt ſey, wo er viel mit den Böhmen verkehrt habe, jetzt aber in einem abgelegenen Zelte ſitze, wo er, in Gemeinſchaft ſeiner Genoſſen, über den Herzog tobe und ſchelte.

Geleitet von Catharinen und einigen vertrauten Rittern begab ſich der Herzog nach dieſem Zelte und hörte, welche Schmähungen Apel über ihn und die Brandenſtein ausſtieß, die er geradezu eine Metze ſchalt, wogegen ihm jedoch Kochberg mit Härte widerſprach und es auch ſehr mißbilligte, daß er ſich über den Herzog, ihren Herrn, ſo ungebührlich ausließ. Apel war des genoſſenen Weines voll, ergoß ſich, in Folge dieſer Aufregung, abermals in Schmähungen gegen ſeinen Herrn, als dieſer ſich nicht mehr halten konnte und in das Zelt hineinſtürmte. Schon griff er nach ſeinem Schwerte, und Apels letzte Stunde hätte zuverläſſig geſchlagen, wäre nicht Catharina dem Herzoge in den Arm gefallen und hätte ihn erinnert, daß dieſer Böſewicht unwerth ſey, von ſeinen Händen zu ſterben. —

„Geh! und laß Dich nie wieder vor mir ſehen!“ rief der Herzog Apeln zu, und die Wuth, die in ſeinem Innern kochte, raubte ihm faſt die Stimme! — Geh! Ich will mich nicht rächen, aber Gott wird Dich finden! Geh! Eile!“

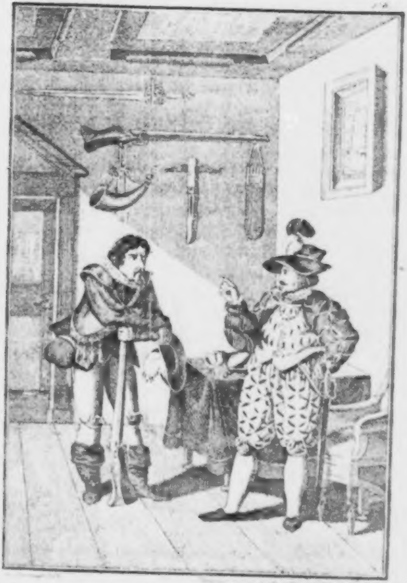
Und Apel befolgte dieſen Befehl ſofort, verließ auch das Lager noch an dieſem Abend und flüchtete ſich nach Rom, um aus dem Bereiche der Macht des Herzogs zu kommen. Späterhin ſoll er wieder zurückgekommen und, nachdem er ſeine von dem Herzog Wilhelm erkauften Beſitzungen wieder verloren hatte, der Uebermacht gewichen und nach Böhmen geflohen ſeyn; dort in der Stille gelebt, im Jahre 1470 aber ſein Lebensziel im hohen Alter erreicht haben. Seine Nachkommen wurden in dieſem Lande als Eingeborne angeſehen, und ſchrieben ſich Vizthum von Egersberg. —

Auch Apels Bruder, Buſſo, und der Gehülfe ihrer Thaten, Friedrich von Witzleben, verſchwanden vom Schauplatze, Bernhard von Kochberg aber, der dem Landfrieden ſchon längſt nicht getraut und einen Umſchwung befürchtet, ſich aber demgemäß verhalten und ſich klüglich an ſeine Schwägerin, die Brandenſtein angeſchloſſen hatte, blieb am Hofe des Herzogs und ſein Geheimerrath, benahm ſich auch ſo, daß man bald vergaß, daß er einſt der Genoſſe Apels geweſen war. —

Und wenn Frau Catharina von Brandenſtein ſpäterhin die Einwilligung zu ihrer Vermählung mit dem Herzoge, von dem Kurfürſten und den übrigen Lehns- und Stammesvettern ſo leicht erhielt *), ſo hatte ſie ſich dadurch, daß ſie die Meinung zu verbreiten wußte, Apel ſey hauptſächlich durch ſie gefallen, die Gunſt dieſer Herren ſehr zu eigen gemacht, beſonders als ſie ſpäterhin ſich ſo klug gegen

---

*) S. oben S. 105 d. Bds.



Schiess, wen du willst, nur meinen - Bruder nicht.

dieſelben benahm, daß dieſe Gunſt ihr auch für die noch übrige Zeit ihres Lebens verblieb. —

19.

Die feindlichen Brüder.

VIII.

Verſöhnung.

(Mit Abbildung.)

Ehe wir zu der Verſöhnung der Brüder übergehen können, wollen wir vorher den Blick auf die Zerſtörungen wenden, welche ihr Zwiſt hervorrief, und wovon **Apel von Vizthum** und **Georg Babenberg** die Haupttriebfedern waren.

Am blutigſten und verheerendſten war dieſer Krieg im Jahre 1450. Das Heer des Kurfürſten hatte ſich im Monat Mai bei dem Kloſter **Pforte** verſammelt, und von da bis Naumburg hin dehnte ſich das Lager auf der groſſen Wieſe. Faſt die ganze Blüthe des meißniſchen und ſächſiſchen Adels war bei dieſem Heere, und von den thüringiſchen Rittern ſtießen ebenfalls noch viele dazu, ſo daß der Kurfürſt noch kein ſolches Heer beiſammen gehabt hatte.

Endlich wurde das Lager abgebrochen, und das Heer brach in drei Abtheilungen auf. **Hermann von Harras** zog mit einer dieſer Abtheilungen an der Saale hinauf und verheerte die Beſitzungen der **Vizthume** in der Umgegend von **Jena** und **Wei-**

war auf das ſchrecklichſte. Die Städtchen Magdala und Melding, ſo wie mehrere Vitzthumſche Dörfer, und die dem Grafen Siegmund von Gleichen gehörige Stadt Ohrdruf am Thüringer Walde, wurden geplündert und verbrannt, die armen unſchuldigen Unterthanen aber mußten es entgelten, was ihre Herren verſchuldet hatten. Auf der andern Seite verbrannte der Ritter Harras in einem Tage Weißenſee, Eckartsberga und ſechzig Dörfer, wodurch er ſich den Namen des Brandmeiſters erwarb, welche wenig ehrenvolle Benennung auch bereits Apeln von Vitzthum zu Theil geworden war. — So ſchrecklich rächte Harras ſein Osmannſtädt an denen, die keine Schuld daran hatten, daß es ihm genommen worden war.

Der Herzog Wilhelm verwüſtete hierauf in Gemeinſchaft mit dem Markgrafen von Brandenburg die Gegend um Altenburg, Zeitz und Naumburg, Rochlitz und Chemnitz, verbrannte Lichtenwalde und Frankenberg, zerſtörte die dem Grafen Ernſt von Gleichen zuſtändigen Burgen Altenberga und Remda mit ihren Dörfern und belagerte die feſte Stadt Blankenhayn, jedoch vergeblich. — Die Böhmen drangen aus ihrem Lande in Sachſen ein, brannten — mit den Worten der Chronik — Altdresden (jetzt Neuſtadt), Lommatzſch, Döbeln und Borna aus und führten viele Wagen mit geraubten Glocken, Kirchenornat ꝛc. mit ſich fort. —

So wurde dieſer Krieg, ohne eine Schlacht zu liefern, bloß durch Verwüſtungen den ganzen Sommer hindurch geführt, und durch ihn unbeſchreibliches Elend hervorgerufen. Endlich erfolgte die Belagerung und grauſame Zerſtörung von Gera, die wir bereits zu beſchreiben verſucht haben, und dieſe war der Wendepunkt des ganzen Krieges. Es war genug des menſchlichen Elends, und die feindlichen Brüder verſöhnten ſich wieder. Diesmal war auch die Verſöhnung aufrichtig und deshalb von Dauer.

Die Zerſtörung der Stadt Gera erregte im ganzen deutſchen Reiche ungemeines Aufſehen, ſo daß jeder Reichsſtand ſeinen Abſcheu vor dieſem unnatürlichen Kriege bezeigte. Der Kurfürſt und Erzbiſchof von Mainz wendete ſich, als Erzkanzler des Reichs, an den Kaiſer, dem er das Elend, welches durch dieſen Krieg hervorgebracht worden war, ſo lebhaft ſchilderte und ſo dringend darſtellte, daß der ſonſt ſo langſame und bedächtige Friedrich *III.* ſchon in der nächſten Woche vertraute Räthe abordnete, welche ſich in Gemeinſchaft mit denen des Kurfürſten-Erzbiſchofs von Mainz ſowohl im Lager des Kurfürſten von Sachſen als auch ſeines Bruders einfanden und auf beiden Seiten den Befehl des Kaiſers kund machten, bei Strafe der Reichsacht und Oberacht ſich ſofort aller Feindſeligkeiten zu enthalten. Dieſer Befehl fand auch um ſo ſchneller Eingang, als kurz vorher Etwas vorgegangen war, was die Herzen der beiden bisher feindlichen Brüder einander genähert und zur Verſöhnung geneigt gemacht hatte.

Als Kauffungen und Pflug gefangen waren, zog der Kurfürſt mit ſeinem Heere ſelbſt der Stadt Gera zu Hülfe, kam aber zu ſpät und nahm nur eine feſte Stellung in der Nähe der Stadt und des herzoglichen Heeres. — In der Nähe des letztern war eine kurfürſtliche Schanze aufgeworfen und mit Geſchütz beſetzt worden.

Der Kurfürſt befand ſich einſt mit ſeinem Feldhauptmann Harras in dieſer Schanze, und man ſah im jenſeitigen Lager den Herzog Wilhelm ganz unbeſorgt herumgehen und Anordnungen treffen. — Harras machte den Kurfürſten darauf aufmerkſam und bemerkte: daß ſich ein ſehr geſchickter Büchſenmeiſter in der Schanze befinde, welcher durch einen Schuß mit einer Nothſchlange (etwas längern Kanone), dem ganzen Kriege ein Ende machen könne, da er den Herzog gewiß wohl treffen werde. Da behauptete die Stimme der Natur ihr Recht im Herzen des Kurfürſten; er blickte den Rathgeber ſehr ernſt an und ſprach: „Harras und Ihr Alle! Vergeßt es nicht, daß der Herzog mein Bruder iſt!“

Noch vorher ließ ſich ein Büchſenſchütze bei dem Kurfürſten melden und wurde vorgelaſſen. — Dieſer Mann war als ein Meiſter in ſeiner Kunſt bekannt und hatte ſchon Schüſſe gethan, die als halbe Wunder betrachtet wurden, ſo daß er ſehr gefürchtet war. Derſelbe fragte jetzt bei ihm an: ob er nicht wünſche, daß er durch einen glücklichen Schuß einen von den feindlichen Heerführern vom Kriegsſchauplatze entfernen ſolle? — Der Kurfürſt ſchüttelte den Kopf und antwortete ihm: „Lieber! Schieß, wen Du willſt, nur triff meinen Bruder nicht!“ Und hiermit entließ er ihn. *)

Bald erfuhr der Herzog, in welcher Gefahr ſein Leben geſchwebt, und wer dieſe von ihm entfernt habe. — Dieſes traf ſein Herz und ſtimmte ihn zum Frieden.

Als nun die Vermittler im Lager erſchienen, fanden ſie den Herzog ebenfalls dem Frieden ſehr geneigt; beide Heere zogen ſich zurück, die Waffen ruheten, und ein Vermittelungstag wurde angeſetzt, wo ſich die beiden bisher ſo feindlichen Brüder nebſt den Vermittlern in Naumburg einfanden. Dort bot der Kurfürſt ſeinem Bruder die Hand, und da die Herzen verſöhnt waren, umſchlangen ſich die Arme, die bisher das Schwert gegen einander geführt hatten, Herz an Herz lagen die Verſöhnten, und der Friede wurde ihren Ländern wieder geſchenkt.

Dieſe Verſöhnung war aufrichtiger als die früheren gleichen Acte; denn Vizthum war nicht mehr da, der wieder Unkraut unter den Weizen geſäet hätte. Zwar gab es noch Rathgeber, die den Herzog, als ihn ſein Bruder nach Leipzig zur Faſtnacht d. Jahres 1451 eingeladen hatte, warnen wollten: daß er nicht trauen und etwa in das Netz gehen ſollte, das man in Leipzig für ihn ausgeſpannt habe; aber er antwortete ihnen voll Grimm: „O wie gerne wollte ich daſelbſt ſterben, wenn ich nur alle, die zuvor Zwietracht zwiſchen uns beiden

---

*) S. Abbildung.

Brüdern verurſacht haben, zuvor henken ſähe!“

Das war denn doch für dieſe Herren zu ſtark, als daß ſie noch ein Wort hätten vorbringen ſollen. Von nun an lebten die beiden Brüder ſtets in Eintracht mit einander, und als der Kurfürſt Friedrich am 7. September 1464 zu ſeinen Vätern verſammelt wurde, weinte der Herzog Wilhelm bittere Thränen der Wehmuth an ſeinem Sarge und blieb den Kindern des Entſchlafenen ein väterlicher Freund und Oheim bis an ſein Ende.

20.

Aechte hochherzige Treue opfert ſelbſt das eigne Leben.

Bereits im dritten Bande dieſes Werks haben wir (S. 344 ff.) Scenen aus dem langen Kampfe der beiden Markgrafen Friedrich und Dietzmann um ihr väterliches Erbe vorgetragen, haben das Elend geſchildert, welches aus dem Länderverkaufe des Vaters dieſer beiden Brüder an den Kaiſer Adolph entſprang, und den Krieg, welcher hieraus entſtand, wo ſelbſt der Tod des Kaiſers Adolph, (2. Juli 1298 in der Schlacht bei Gellheim) keine weſentlichen Veränderungen hervorbrachte, da ſein Nachfolger auf dem Kaiſerthrone, der Kaiſer Albert I., genau in die Fußtapfen ſeines Reichsvorfahrers trat und den beiden Brüdern um ſo gefährlicher wurde, als er mächtiger war wie jener; ſo daß ſie ſogar eine Zeitlang das Land verlaſſen und ſich verborgen halten mußten, wie wir in ebendemſelben Bande S. 355 erzählten. Doch in dieſen Tagen der Trübſal fanden die beiden unglücklichen Brüder ihren Troſt in der eiſernen Treue ihrer Unterthanen, welche für die geliebten Herren willig Alles dahingaben; und wollen heute abermals ein ſolches Beiſpiel erzählen, wo ein treuer Bürger der Erde höchſtes Gut, das Leben für ſeinen Fürſten dahingab und ihn dadurch vor dem Tode durch Meuchelmord ſchützte: das Vorſtehende aber diene zur Einleitung und Fortſetzung vom 28. Juni. —

Das Land war größtentheils wieder erobert, und die Kaiſerlichen vertrieben, ſo daß der Kaiſer Albert in Sorge gerieth. er möchte das Land ganz einbüßen. Er ſetzte deshalb einen Tag an, wo die beiden Brüder vor ihm zu Fulda erſcheinen und ſeinen Richterſpruch vernehmen ſollten. — Die beiden Brüder traueten jedoch dem kaiſerlichen Worte nicht und blieben zurück, worauf der Kaiſer den vom Kaiſer Adolph geſchloſſenen Länderverkauf über Thüringen beſtätigte und in die Stelle Adolphs trat. —

Im Herbſte des Jahres 1306 kam der Kaiſer ſelbſt nach der damaligen Reichsſtadt Altenburg und beſchied auch die beiden Markgrafen dahin. — Dieſe beriethen ſich mit einander, und es leiſtete nur allein der ältere Bruder, der Markgraf Friedrich, Folge. — Dieſes geſchah aus Vorſicht, damit der Kaiſer, wollte er nicht Wort halten. ſich doch nicht beider Brüder zugleich bemächtigen könne. —

Friedrich kam an des Kaiſers Hof und wurde ſehr wohl von ihm empfangen. — Mit täuſchender Offenheit offenbarte ihm der Kaiſer, was er noch gegen ihn für Beſchwerden zu führen habe, und ließ ihn hoffen, daß ſie ſich deshalb noch würden vergleichen können; ſo daß Friedrich getäuſcht wurde und Hoffnungen ſchöpfte, die mit dem falſchen, hinterliſtigen Charakter des Kaiſers im geraden Widerſpruche ſtanden. — Mit dieſen Hoffnungen im Herzen kam er in ſeine Herberge zurück und machte ſolche ſeinem alten erfahrnen Hofmarſchall, dem uns ſchon bekannten **Albert von Vargula** bekannt. Dieſer theilte jedoch die Hoffnungen ſeines fürſtlichen Freundes nicht und gab ſeine Hoffnungsloſigkeit dem Fürſten freimüthig zu erkennen, der auch noch am Abende dieſes Tages die Beſtätigung davon erfuhr.

Die Rede **Alberts von Vargula** hatte in Friedrichs Seele einiges Mißtrauen erzeugt, und er begab ſich nicht nach der Burg zur Abendtafel, zu welcher er geladen war, ſondern ſpeiſete in ſeiner Herberge, einem der erſten Gaſthöfe der Stadt. Eben ſaß er mit ſeinem Gefolge bei der Tafel, als ein unbekannter böſer Bube mit blankem Schwerte in das Tafelzimmer drang und auf den Fürſten losſtürzte, ihn zu morden; doch die Vorſehung wollte es nicht, daß dieſer Treffliche durch die Hand eines Meuchelmörders fallen ſollte, und ſie regierte das Herz eines edlen **Freibergers**, daß er ſich ſofort vor ſeinen Herrn warf, und den tödtlichen Streich mit ſeinem Körper auffing. Er traf den Arm, doch ein zweiter, der ſchnell dem erſten folgte, durchbohrte dieſem Edlen das Herz, ſo daß er zur Erde ſank. — Die Ritter hatten jetzt ihre Schwerter gezogen, und der Mörder fiel nun unter ihren Streichen. —

Zwar hat die Chronik, undankbar genug, den Namen dieſes edlen, hochherzigen Mannes nicht aufgezeichnet; doch durch ſeine Großthat lebt er höchſt ehrenvoll in der Geſchichte fort, und auch die ſpäten Nachkommen ehren ſeinen Heldenmuth!

Ueber dieſe Greuelthat entſtand ein großer Auflauf in der Stadt, und es mögen ſich viele vom Hofe und dem Heere des Kaiſers mit darunter gemiſcht haben; denn der Wirth des Hauſes fand ſich bewogen, den Fürſten heimlich in eine andere Herberge zu bringen und am andern Morgen ihn mit andern Kleidern zu verſehen, ſo daß er unerkannt aus der Stadt kam, wo er ſich nach Pegau flüchtete. — Welche Gefahr aber ihm drohete, erhellt daraus, daß die Kaiſerlichen in die Herberge eindrangen und die Diener des Fürſten, in der Wuth darüber, daß ſie ihn ſelbſt nicht gefunden hatten, erſchlugen oder gefangen nahmen. — Der Kaiſer gab jedoch dieſe Gefangenen wieder frei, um den Verdacht von ſich abzuwehren, daß er dieſen Mord angeſtiftet habe; die Gedanken blieben aber immer zollfrei.

Kurz nach dieſer Begebenheit nahm der Kaiſer die Stadt Freiberg in Beſitz. Und da es unter ſo vielen treugeſinnten Bürgern doch auch welche gab, welche ſich durch die Vorſpiegelung der Reichsfreiheit blenden ließen, ſo kam der Kaiſer noch in dieſem Jahre nach Freiberg und beſetzte die Stadt; die Sache des Markgrafen aber wurde, durch die Beſitznahme dieſer wegen ihrer Bergwerke ſehr wichtigen Stadt, abermals höchſt unſicher, bis ſie durch die Schlacht bei Lucka, wo das kaiſerliche Heer auf das Haupt geſchlagen wurde, (31. Mai 1307) und durch die einige Monate ſpäter erfolgte Ermordung des Kaiſers Albert, abermals einen Umſchwung erhielt, ſo daß alsdann der Landgraf Friedrich (Dietzmann wurde in der Thomaskirche während der Chriſtmetten 1306 ermordert) zum ungeſtörten Beſitz ſeines Landes kam. —

22.

Der Junker von Miltitz, Burgherr von Scharfenberg.

Eine Tradition.

Zu der Zeit, als die Schweden Feinde der Sachſen waren, d. h. vom Prager Frieden (20. Mai 1635) bis zum Waffenſtillſtande, der am 27. Aug. 1645 in Kötzſchenbroda abgeſchloſſen wurde, und alſo in vollen zehn Jahren, wo ſie nur zu oft unmenſchlich mit den Bewohnern Sachſens verfuhren, wie wir bereits an verſchiedenen Stellen dieſes Werks in Beiſpielen erzählt haben, — zu jener Zeit alſo ereignete ſich die Begebenheit, welche wir unſern Leſern hier erzählen wollen.

Die Schweden bedroheten eben die Stadt Meißen und belagerten, um ſich jener deſto eher zu verſichern, das auf der Felſenkuppe eines von drei Seiten freiſtehenden Berges liegende Schloß Scharfenberg.

Dieſe Burg gehörte, ſeit dem Ende des *XV.* Jahrhunderts, dem in Sachſen ſo bekannten Geſchlechte derer von Miltitz, welche es denen von Schleinitz abkauften und noch mehr befeſtigen ließen.

Als nun die Schweden, wie ſchon gedacht, die Stadt Meißen bedroheten, ſuchten ſie vorerſt die feſte Burg Scharfenberg wegzunehmen und lagerten ſich vor dieſelbe; doch der Burgherr, ein Herr von Miltitz, hatte ſeine ſämmtlichen Unterthanen bewaffnet, und vertheidigte mit ihnen die Burg auf das tapferſte. Die Schweden führten nun ihr Geſchütz auf, mit dem ſie die Burg ſo kräftig beſchoſſen, daß bald ein Theil der ſie umgebenden Mauern in Ruinen lag. Die Gräben wurden nun mit Faſchinen ausgefüllt, und die Schweden rückten zum Sturm heran. Er begann und wurde von den heldenmüthigen Vertheidigern nach einem langen Kampfe abgeſchlagen. — Neue Schaaren rückten heran, und nun drangen die Feinde durch ihre Uebermacht ein. Schritt vor Schritt vertheidigten ſich die Burgbewohner, und der Burgherr ging ihnen mit ſeinem Heldenmuthe voran. In jeder Minute wurden zwar die Vertheidiger weniger, aber dennoch hielt ihre Vertheidigung an. Da ſank endlich der Fahnenträger, getroffen von einer Kugel, die ihm das Heldenherz durchbohrte, todt zur Erde, und ihm nahm der Burgherr die Fahne aus der erſtarrten Hand und hielt ſie muthig empor, als wehe ſie zum Siege. Neue Schaaren der Feinde drangen ein, und nun mußten die Vertheidiger der Burg unterliegen; ſie wurden in die Gebäude zurückgedrängt und immer mehr verringerte ſich ihre Zahl. — Endlich war auch für den Burgherrn keine andere Ausſicht mehr, als ſich gefangen zu geben. Sollte er aber die Fahne mit dem Wappen ſeines Hauſes den Schweden übergeben? — Nimmermehr! — Eben hatte man ihn mit den wenig Uebriggebliebenen in ein Zimmer gedrängt, deſſen Thür ſie feſt verſchloſſen. Ein hohes Fenſter befand ſich in dem Zimmer, und der Entſchluß des heldenmüthigen Mannes war bald gefaßt. Das Fenſter wurde geöffnet und Miltitz ſchwang ſich, mit der Fahne in der Linken und das blanke, vom Blute der Feinde geröthete Schwert in der Rechten, auf die Fenſterbrüſtung. „Legt die Waffen nieder, meine Treuen! Ihr habt genug gethan, ich danke Euch; ich aber muß einen andern Weg gehen! Lebt wohl!“ Und nun ſprang der den Tod Verachtende zum Fenſter hinaus, von einem Abſatze des Felſens auf den andern und kam ſo glücklich hinab, die Fahne rettend.

Die Schweden ſtaunten über dieſen kühnen Entſchluß, ehrten aber dieſe Kühnheit und ſchenkten den noch übrigen Vertheidigern der Burg das Leben.

Dieſer Begebenheit zum Andenken wurde eine Figur von einem geharniſchten Manne mit einer Fahne in Stein gehauen, und als Haubold von Miltitz, *) Geheimerrath des Kurfürſten Johann Georg I. im Jahre 1633 die Gebäude des Schloſſes neu aufführen ließ, in die Hauptfronte geſetzt, wo ſie vor mehreren Jahren noch zu ſehen war.

---

*) War dieſes etwa der Mann, deſſen Heldenthat wir erzählen? Wenigſtens war er ein Zeitgenoſſe derſelben.

A. d. V.

Das Schloß Scharfenberg wurde übrigens in neuern Zeiten am 20. Aug. 1783 durch einen Blitzſtrahl größtentheils zerſtört. —

Hiſtoriſche Miſcellen.

Der 11. October 1557 war der Tag, an welchem die Gattin Melanchthons in Wittenberg der Erde entnommen wurde, und im Tode ihrem Gatten voranging, der ihr drei Jahre ſpäter nachfolgte.

Am 12. October 1518 ging Luther, ohne Geleitsbrief, nach Augsburg, um ſich vor dem päpſtlichen Legaten zu vertheidigen.

Am 14. October d. J. überreichte Luther dieſem Legaten ſchriftlich ſeine Erklärung.

Nachdem die Unterredung Luthers mit dem Cardinal Cajetan zu Augsburg fruchtlos abgelaufen war, appellirte der Erſtere, am 16. October d. J., vor Notar und Zeugen, *a Pontifice male informato ad Pontificem melius informandum*, d. i. vom übel unterrichteten an den beſſer zu unterrichtenden

Papſt. — Dieſe Appellation, ſo wie die Verſicherung Luthers: zu ſchweigen, wenn ſeine Gegner ſchwiegen, legen es deutlich an den Tag, daß er in derſelben Zeit noch an keine Totalreformation dachte, und wer weiß, was geſchehen wäre, wenn ſich der Cardinal bei dieſer Unterredung klüger benommen hätte. —

Am 17. Nov. 1806 wurde zwiſchen Napoleon und dem Könige von Sachſen, wegen der Neutralität des letztern, eine Uebereinkunft getroffen.

Am 18. October 1502 wurde die vom Kurfürſten Friedrich *III.* geſtiftete Hoch-ſchule in Wittenberg eingeweiht.

An ebendemſelben Tage wurde im Jahre 1813 die vier Tage früher durch Reitergefechte begonnene große Völkerſchlacht bei Leipzig, zum Nachtheil der Franzoſen entſchieden, und dieſe mit großem Verluſte in die Flucht getrieben, wodurch eine große Umwandlung in ganz Europa bewirkt wurde.

Am 19. October 1817 begann der erſte Landtag nach der Rückkehr des Königs Friedrich Auguſt von Sachſen; wobei jedoch die ältere landſtändiſche Verfaſſung beibehalten wurde.

Am 20. October 1695 erſchien ein Reſcript, in Gemäßheit deſſen die ſächſiſchen Candidaten der

Theologie nicht mehr mit dem Degen an der Seite zur Prüfung vor dem Oberconſiſtorio erſcheinen durften, ſondern anſtatt deſſen in ſchwarzer Kleidung, ihrem Stande gemäß. —

Der Kaiſer Napoleon bewilligte, von Halle aus, am 22. Oct. 1806 die Neutralität Sachſens, und wurde dieſes ſofort durch gedruckte und angeſchlagene Zettel zur allgemeinen Kunde gebracht.

22.

Der Stein bei Reifland, als Denkmal der letzten Peſt, welche das Sachſenland entvölkerte.

Eine Tradition.

Zwiſchen den Dörfern Reifland und Lippersdorf, im Erzgebirge, befindet ſich ein großer Stein im freien Felde, der als Angedenken an eine ſchwere, trübſalsvolle Zeit, die einſt hart auf unſerm geliebten Vaterlande laſtete, hier ſteht, und wohl eine Stelle in dieſem, der vaterländiſchen Geſchichte gewidmeten Werke, durch die Darſtellung der Ueberlieferung verdient, welche ſich davon erhalten hat bis zu unſern Tagen.

Nur allmälich erholte ſich das Sachſenland von den Wunden, welche ihm von 1631 bis 1648, in ſiebzehn drangſalsvollen Jahren der Krieg geſchlagen hatte, als ihm wieder eine neue ſchwere Prüfung durch die Vorſehung beſchieden wurde.

Nach des Vaters Tode (S. 8. October) hatte der Kurfürſt Johann Georg *II.* den Thron beſtiegen und ſtrebte, durch eine friedliche Regierung des Vaterlandes tiefe Wunden zu heilen. Dieſes würde ihm auch noch beſſer gelungen ſeyn, wenn er weniger ſorglos und bequem geweſen wäre, ſich der Regierung perſönlich mehr angenommen und nicht ſo viel ſeinen Miniſtern überlaſſen, auch weniger auf ſeine Vergnügungen gewendet hätte. Obgleich weit entfernt, daß Sachſen den Grad von Bevölkerung und Wohlſtand hierdurch wieder erreicht gehabt hätte, den es im Jahre 1612 beſaß, ſo darf man doch annehmen, daß dieſes Land ſich bereits wieder einigermaßen erholt hatte, als mit dem Jahre 1680 eine neue Periode des Elends für daſſelbe begann.

In Wien hatte ſich mit dem Beginn des nur gemeldeten Jahres die Peſt gezeigt, und kurz darauf verrieth ſie auch ihr Daſeyn in Prag, von wo aus ſie ſich bald darauf mordend über das ganze Königreich Böhmen verbreitete. — Da nun aber dieſes Land, beſonders durch das Gebirge, mit Sachſen in der mannigfachſten Verbindung ſteht, ſo theilte ſie ſich hierdurch dieſer volkreichen Provinz und dann auch dem übrigen Lande mit. Selbſt in Dresden fand man Peſtkranke, und der Kurfürſt Johann Georg flüchtete ſich mit dem Hofe nach Freiberg, und viele reiche Familien folgten ihm dahin, ſelbſt in das höhere Gebirge floh man hinauf; doch überall fand man den Tod, dem man dort entfliehen wollte, und ein gleiches Schickſal hatte auch der Kurfürſt, der in Freiberg am Ziele ſeines Lebens ſtand, und daſelbſt am 22. Auguſt 1680 verſtarb, als er das 67. Jahr ſeines Lebens erreicht hatte. —

Der in ſeinen Maßregeln kräftige Kurfürſt Johann Georg *III.* ließ zwar ſein Land gegen Böhmen hin auf das ſtrengſte abſperren; allein der Anſteckungsſtoff war ſchon in daſſelbe übergegangen und verbreitete ſich in demſelben ſchnell, ſo daß bis in den Monat September 1680 bereits viele Tauſende die

Opfer der Peſt geworden waren. Von dem ſchnellen Vorſchreiten dieſer Krankheit zeugt das Exempel von Camenz. In dieſer Stadt übernachtete ein Bürger aus Dresden, der bereits den Anſteckungsſtoff in ſeinem Körper trug. In derſelben Nacht noch erkrankte er und wurde des Todes Beute. Die Krankheit aber verbreitete ſich ſo ſchnell, daß in kurzem zwölfhundert Perſonen daſelbſt verſtarben.

In Marienberg endete am 29. Juni der erſte Peſtkranke ſein Leben, und bis zum 1. December waren ihm noch 554 nachgefolgt. Auch in Wolkenſtein ſtarben ſehr viele Menſchen, und man ſoll ſich nicht zum Abſperren der angeſteckten Häuſer haben entſchließen können. — Dieſes Abſperren fand aber in Chemnitz, Annaberg und Schneeberg ſtatt, und die Folge davon war, daß weniger Menſchen die Opfer dieſer Krankheit wurden. Beſonders hielt man in Annaberg ſo ſtreng auf dieſe Abſonderung, daß ein Spitzenhändler, der aus einem angeſteckten Orte kam, in dieſer Stadt nicht übernachten durfte, ſondern durch den Steckenknecht *) wieder aus der Stadt gebracht wurde. Ein anderer, vermuthlich heimathloſer, oder nicht mit gehöriger Legitimation verſehener Menſch, mußte ebenfalls fort; wahrſcheinlich war er ſchon krank, und ſtarb nun auf dem Felde hülflos dahin. (So hartherzig kann allgemeines Unglück machen.) — Dieſer Strenge ohngeachtet ſtarben in dieſem Jahre eine Menge Menſchen in derſelben Stadt, ſo daß endlich dieſelbe ebenfalls

---

*) So ſteht in Lehmanns Schauplatz; doch iſt wahrſcheinlich der Gerichtsdiener dadurch gemeint, indem man in frühern Zeiten ſehr gehäſſige Namen für dieſen Dienſt hatte.

A. d. V.

abgeſperrt wurde, wo nun die Chronik zwei Männer (Scheuereck und Lahl) rühmt, welche in Herbeiſchaffung von Lebensmitteln ꝛc. das eigne Leben nicht ſchonten, und dadurch Viele vom Hungertode retteten. Der Stadtphyſikus *D.* Macaſius ſcheuete ſich nicht, in die inficirten Häuſer zu gehen und den Patienten Arznei zu reichen, indem er einem genommenen Präſervativ trauete; doch dieſes ſchützte ihn nicht, und er fiel ſeiner Menſchenliebe zum rühmlichen Opfer. Dieſes Geſchick hatten auch noch viele Aerzte und eine Menge Geiſtliche, die durch ihre Amtspflicht zu den Kranken gerufen wurden, und auch dieſe ihre Kirchkinder nicht feig verlaſſen wollten in der Todesnoth.*) Die erſten unter dieſen gefallenen Opfern der Amtspflicht waren im Gebirge die beiden Geiſtlichen in Marienberg, und ihnen folgten noch viele nahe Amtsbrüder nach, die ebenfalls ihrer Pflicht eingedenk waren und nicht als Miethlinge von der Heerde flohen, wenn der Wolf kam.

Beſonders aber hatte das Elend im erzgebirgiſchen Städtchen Lengefeld einen hohen Grad erreicht. — Durch einen Reiſenden, welcher in der Schenke zu Rauenſtein logirt hatte, war der Anſteckungsſtoff eingeſchleppt worden und verbreitete ſich nun ſchnell in dem höher liegenden und unmittelbar angrenzenden Städtchen Lengefeld. Dieſer Ort gehört jetzt noch unter die ärmſten des Gebirges und war es dazumal noch mehr. Es läßt ſich alſo leicht ermeſſen, welche Fortſchritte die Krankheit in dieſem armen Städtchen gemacht haben werde. Bald lag der größte Theil der Einwohner krank darnieder, und ganze Häuſer ſtarben aus; wieder andere wurden durch den Hungertod verödet; denn es wagte kein Geſunder, den Kranken Lebensmittel zuzubringen, aus Furcht angeſteckt zu werden. — Die Krankheit war in dieſem Orte ſo tief eingedrungen und ſo mächtig, auch ſo ſchnell wirkend, daß am Michaelisfeſte ſieben Perſonen während der Communion erkrankten und ſtarben; denn es war der Zeitraum zwiſchen dem Erkranken und Sterben oft nur ſehr kurz, bei andern Patienten wieder länger, Fäulniß im Blute aber der Hauptcharakter dieſer Krankheit. —

---

*) Nur allein in dem Diſtrict um Eisleben ſtarben ſechs und dreißig Prediger. A. d. V.

Den Pfarrer in dieſem Städtchen, M. Major, (Ehre ſey ſeinem Angedenken!) traf als Hausvater die Hand des Schickſals beſonders ſchwer. Dieſer treue Hirt ſeiner Heerde hatte ſich in den Zeiten der Gefahr nicht von ihr entfernen und ſeine Gemeinde des evangeliſchen Troſtes, den der Prediger deſſelben ſeiner Gemeinde bringt, berauben wollen und war geblieben, weder Gefahr noch Tod ſcheuend. — Seine Tochter erkrankte und wurde, ſo wie es bei vielen, beſonders jungen Leuten, geſchah, raſend. Die Mutter der Kranken kannte ihre Mutterpflicht und wartete die Tochter treulich. Die Berührungen, welche ſich auf dieſe Weiſe nicht vermeiden ließen, ſteckten nun auch die Mutter an, und ſie wurde bald ein Raub des Todes. Nun war der Vater mit der kranken Tochter allein und theilte ſeine Zeit zwiſchen ihrer Wartung und ſeinen Amtsgeſchäften. Einſt riß ſie ſich in der Raſerei von den Banden los, mit welchen ſie an das Lager gefeſſelt war, und ehe der Vater es verhindern konnte, ſtürzte ſie vor ſeinen Augen die Treppe herab, und — brach den Hals. — Das war dem armen Alten doch zu viel, und tief erſchüttert hob er den Blick zum Himmel auf, als wolle er Gott bitten, ihn nicht zu hart zu prüfen; doch blieb ihm endlich nichts anders übrig, als nun auch die einzige Tochter zu begraben, und ihr an der Seite ihrer vorausgegangenen Mutter die Ruheſtätte von den Leiden dieſes Lebens zu bereiten. — Von nun an aber ſehnte ſich dieſer Schwergeprüfte ebenfalls nach dem Tode, als dem Ende von allen Erdenleiden. In dieſer Sehnſucht, vielleicht auch im Vorgefühl des nahenden Todes, wurde es ſein höchſter Wunſch, das Gedächtnißmahl unſers Herrn und Meiſters noch einmal zu feiern, bevor er von der Erde ſcheide. Deshalb ſendete er drei Boten nach einander zu ſeinem Beichtvater, dem Paſtor zu Lauterbach, damit er komme, ihm das heilige Mahl als Stärkungsmittel für ſeine tief vom Schickſal gebeugte Seele zu reichen; doch dieſer beſaß nicht Muth genug dazu, und kam nicht. Da hörte der Pfarrer Rümmler in Lippersdorf von dem Verlangen ſeines Amtsbruders, und ihm war der Muth von Gott gegeben, ſich im Bewußtſeyn erfüllter Pflicht weder vor Krankheit noch Tod zu ſcheuen, und er machte dem ſchwergeprüften Pfarrer zu Lengefeld das Anerbieten, mit ihm das Gedächtnißmahl unſeres Herrn und Meiſters zu feiern. Weil er aber in den gänzlich geſperrten Bezirk von Lengefeld und Rauenſtein nicht kommen durfte, ſo beſtellte er ihn zu einem, zwiſchen dem nahe gelegenen Dorfe Reifland und ſeinem Pfarrdorfe Lippersdorf im freien Felde liegenden großen Steine, und hier feierten denn nun dieſe beiden würdigen Prediger des Evangelii das heilige Mahl im großen Tempel der jetzt trauernden Natur, unmittelbar unter Gottes Augen, den ſie flehentlich anriefen, die Plage zu wenden von dieſem Lande, und ſeinen Bewohnern wieder gnädig zu ſeyn. — Ob nun der Pfarrer zu Lengefeld noch ein Opfer der Krankheit und der erfüllten Amtspflicht geworden und eingegangen ſey in das Land des ewigen Lohnes, oder ob ihn Gott den Uebriggebliebenen ſeiner Gemeinde zum Troſt erhalten und dieſen dadurch einen neuen Beweis ſeiner Allmacht gegeben habe, darüber ſchweigt zwar die Quelle: wer ſollte aber das letztere nicht wünſchen? — Der Pfarrer, *M.* Major hat durch ſein treues Aushalten bei der ihm anvertrauten Gemeinde, ſelbſt in der größten Noth, auch die Hochachtung der ſpätern Zeitgenoſſen ſich erworben.

Folgende ergreifende Scene finde hier noch eine Stelle. Die Todtengräber waren in den meiſten, von der Peſt ergriffenen Orten die Opfer ihres Geſchäftes geworden, und man mußte ſuchen, die entſeelten Leichname ſo gut als möglich einzugraben. Dieſes traurige Geſchäft fiel denn nun gemeiniglich den nächſten Verwandten der Verſtorbenen anheim, und Lehmann, ein Genoſſe jener Zeit und der frühern Peſtperioden, erzählt in ſeinem hiſtoriſchen Schauplatz des meißniſchen Obergebirges, S. 987, daß achtjährige Kinder an manchen Orten die Leichname ihrer verſtorbenen Eltern eingeſcharrt hätten. — Ein Vater von Langenberg war ebenfalls von der Krankheit ergriffen und machte ſich, im Vorgefühl des nahenden Todes ſelbſt ſein Grab. Als er nun merkte, daß es bald mit ihm zu Ende gehen werde, legte er ſich auf das Sterbebette, band ſich die Beine zuſammen, und ſagte dann ſeinen Kindern: „Wenn ich tod bin, ſo ſchleppt mich bei den Beinen in's Grab, und ſcharret das Grab ja zu!" — Als nun der Vater tod war, befolgten die Kinder ſeinen Befehl, — mit welchen Gefühlen iſt leicht zu erachten, — und ſchleppten ihn ſo zu ſeiner Ruheſtätte. —

Das Jahr 1680 war durch dieſe Krankheit eins der ſchrecklichſten der Geſchichte unſers Vaterlandes. Möchte ſie doch nie wiederkehren! — Bis jetzt war ſie die letzte in dieſer Art; doch im Jahre 1813 erlebten auch wir viel Jammer und Elend, durch die Verwüſtungen des Krieges und der ihn begleitenden verheerenden Krankheiten, ſo daß eine Menge Kinder zu Waiſen wurden, die in andern guten Menſchen treue Pfleger wiederfanden.

23.

Der Schutzgeiſt des Oybins.

Eine Sage.

I.

Der Oybin und ſeine Vorzeit.

Der denkwürdigſte Berg in der Gegend von Zittau iſt der Oybin, ein freiſtehender, bienenkorbförmiger Berg, aus ungeheuern, auf Granit ruhenden Sandſteinblöcken aufgeſchichtet, mit den Ruinen eines ehemaligen Cöleſtinerkloſters bedeckt und kaum zwei Stunden von Zittau entfernt.

Einſt bauete der böhmiſche Ritter Berka von der Duba, dem die ganze Pflege von Leipa in Böhmen bis Zittau gehörte, im Jahre 1211 ein

Jagdhaus auf dieſem Berge: doch als daſſelbe im Laufe der Zeit nach dem Tode ſeines Beſitzers wieder verfiel, gründeten die Herren von Borberg eine Burg auf dieſer Stelle, welche die beiden Brüder bis an ihren Tod bewohnten, und in Frieden mit den Zittauern lebten. Als aber dieſe Ritter beide entſchlafen waren, ließen ſich die Söhne verleiten, von der Bahn der Väter abzuweichen und die Feſtigkeit dieſer Burg zu mißbrauchen, von ihr aus die Reiſenden anzufallen und ſie ihrer Habe zu berauben. Dieſes Schickſal hatten auch verſchiedene Kaufleute aus Zittau; deshalb verſammelte der Rath ſeine Bürger, und die Burg wurde zerſtört, die Räuber aber ließen ihr Leben in Zittau unter dem Schwerte des Henkers.

So blieb die Burg in Ruinen liegen, bis dieſe Gegend, im Anfange des *XIV.* Jahrhunderts, an das Geſchlecht der Herren von Leipa kam, welche die Raubburg wieder erbaueten und mit einer Beſatzung verſahen, die unter den Rittern Neptitz und Tannwälder die Umgegend abermals unſicher machten. Der König Johann von Böhmen zog daher dieſe Gegend an ſich und machte ſie zu einem Krongute, auf welches er Burgvögte ſetzte, die aber eben ſolches Räuberunweſen trieben, als früher die Raubritter, worauf der König dieſe Burg ſeiner Schweſter Agnes, als ſie ſich mit dem Herzog Heinrich von Jauer vermählte, als einen Theil ihrer Ausſteuer gab. Ein benachbarter Ritter, Michelsberg, eroberte jedoch am 8. Dec. 1343 dieſe Burg und ſetzte ſich als Raubritter hier feſt; als aber der Herzog 1347 kinderlos verſtarb, und dieſe Pflege an den Kaiſer Carl *IV.* zurückfiel, Michelsberg aber die Uebergabe verweigerte, belagerte der Kaiſer dieſe Burg 1349, eroberte und zerſtörte ſie, ließ ſich von den Zittauern das ſogenannte **Kaiſerhaus** auf dieſem Berge erbauen, übergab aber der Stadt **Zittau** die Herrſchaft gegen einen jährlichen Erbzins von 300 Mark; doch ſchon 1369 geſchah hier eine Hauptveränderung, und dieſer Berg erhielt eine ganz andere Beſtimmung.

Der Papſt **Cöleſtinus** *V.* hatte zu Ausgang des *XIII.* Jahrhunderts den **Cöleſtinermönchsorden** geſtiftet, deſſen Glieder nach der Regel des heiligen **Benedicts** leben, ob ſie gleich in der Kleidung von den eigentlichen Benedictinern verſchieden ſind. — Während der Regierung des Papſtes **Urban** *V.* in **Avignon** beſuchte ihn ſein Freund, der Kaiſer **Carl** *IV.*, und fand dort das erſte Kloſter dieſes Ordens in **Avignon**, wo ihm der Ritus dieſer Ordensbrüder dermaßen gefiel, daß er beſchloß, ein ſolches Kloſter in ſeinen eignen Staaten zu errichten, wozu er den ihm wohlbekannten einſamen **Oybin** auswählte.

Die Stiftung erfolgte nun am 17. März 1369, und die Zittauer mußten dazu nicht allein den Berg abtreten, ſondern auch beim Bau thätig helfen, wodurch die Stadt einen Aufwand von 200 Schock **Prager Groſchen**, — (nach jetzigem Gelde wohl an 12,000 Thaler) — hatte. Es war jedoch der Bau eines **Kloſters**, und mithin ein Gott wohlgefälliges Werk, durch welches man ſich die Seligkeit des Himmels erwerben konnte, und deshalb achtete man dieſen Aufwand nicht; ja man arbeitete ſo eifrig, daß der ſo große, beſchwerliche und kunſtvolle Bau (von deſſen Kunſt jetzt noch die Ruinen zeugen) ſchen mit dem beginnenden Herbſte des Jahres 1384 vollendet wurde. *)

Die Einweihung des Kloſters Oybin geſchah nun am 6. November des nur erwähnten Jahres, und ſie wurde durch den Erzbiſchof von Prag, Johannes von Genſtein, mit aller der Pracht, welche in jenen Zeiten bei einer ſolchen Handlung gewöhnlich war, vorgenommen. Die Zahl der Väter, welche in dieſem Kloſter Gott anbeten ſollten, wurde auf zwölfe feſtgeſetzt. Zwar waren bei dieſer Einweihung nur ſieben von ihnen vorhanden und zogen in das Kloſter ein, doch bald darauf war jene Zahl voll. Tauſende waren andächtige Theilnehmer der feierlichen Handlung, allein man weiß nichts davon, daß der Kaiſer Wenzel unter ihnen geweſen wäre; denn für ſo etwas hatte er weniger Sinn, als für ſinnliche Vergnügungen. —

Bei dieſer Einweihung wurde die Kirche dieſes Kloſters zur Filia der Stiftskirche zu Sulmona, (im Königreich Neapel) erklärt, und das Priorat der erſtern erhielt zugleich der Abt der letztern, Johannes von Aquila.

Der Kaiſer Carl IV. hatte dieſes Kloſter, bei der Stiftung deſſelben, reich mit Gütern und baaren Zinſen verſorgt; ſo daß die Bewohner deſſelben in den Stand geſetzt wurden, nicht allein ein ſorgloſes, ſtilles, ruhiges Leben führen, ſondern auch zugleich noch wohlthätig für die Armen der Umgegend werden zu können. — Dieſes thaten denn auch die

---

*) Der Stifter dieſes Kloſters erlebte die Vollendung deſſelben nicht, indem er bereits am 29. November 1378 in Prag verſtorben war, und ſein unwürdiger Sohn, der Kaiſer Wenzel, den väterlichen Thron beſaß, aber mit weit weniger Klugheit als ſein Vater regierte. A. d. V.

frommen Väter gern; viel Segenswünſche derer, an denen ſie Gutes gethan hatten, ruheten auf ihnen, und ihr Reichthum vermehrte ſich immer mehr.

Der Hussitenkrieg unterbrach die Ruhe dieſer in ſtiller Abgezogenheit lebenden frommen Väter, und die Sorge für die eigne Sicherheit lehrte ſie, die feſte Lage ihres Kloſters noch mehr zu benutzen, um daſſelbe für die Huſſiten uneinnehmbar zu machen. Am 28. September 1429 fanden ſie den Beweis, wie klug ſie durch dieſe Befeſtigung gehandelt hatten, denn an dieſem Tage ſtürmten die Huſſiten das Kloſter, wurden jedoch zurückgeſchlagen; denn nicht allein daß ſeine Befeſtigungen für ſie zu ſtark waren, ſie fanden auch an der Beſatzung des Kloſters die tapferſte Gegenwehr, ſo daß ſie abzogen, und das Kloſter ferner unangefochten blieb; doch ſie ließen nun ihre Rache an den Kloſtergütern aus, die ſie auf das ſchrecklichſte verwüſteten, ſo daß das Kloſter in Armuth gerieth, und die Geiſtlichen nur durch ihr einfaches, ſparſames und exemplariſch moraliſches Leben fortbeſtehen konnten. —

Endlich brachte die Reformation auch dieſem Kloſter ſeine letzte Stunde. Schon war der fortſchreitende und ſich mit der Zeit verändernde Weltgeiſt auch in dieſe Einſamkeit gedrungen und hatte ſeine Wirkung geäußert, als es dem Kaiſer Carl *V.*, — der mehr Klöſter einzog, als Carl *IV.* ſtiftete, — beliebte, die Finanzen dieſes Kloſters (1532) unterſuchen zu laſſen, und da (1544) dieſer Unterſuchung, die Verſiegelung der Kloſterſchätze und Kleinodien folgte, ſo verließen die Conventualen im folgenden Jahre ihren zeitherigen ſtillen Aufenthalt und wanderten in die Stadt Zittau ein, wo ſie ein Haus mit Feld, den Väterhof, (jetzt das Waiſenhaus), beſaßen. Hier lebten ſie einige Jahre, laſen entweder Meſſen in den Kirchen und Capellen der Stadt, oder traten zu Luthers Lehrart über; bis ſie ſich endlich (1557) zerſtreueten, ſo daß mit dem letzten Prior Balthaſar Gottſchalk, am 19. März 1568, der Cöleſtinerorden ganz ausſtarb. —

Die eingezogenen Kloſtergüter wurden erſt verpfändet, dann aber an den Zittauer Rath verpachtet, welcher endlich den Oybin nebſt den dazugehörigen Beſitzungen für 68.000 Thaler käuflich an ſich brachte und denſelben noch beſitzt.

Das Kloſter blieb unbeſetzt und verfiel allmälich; doch trug die Zerſtörung durch Blitz, 1577 den 24. März, und dann die Feinde im dreißigjährigen Kriege, in Verbindung mit Wetter und Zeit, dazu bei, daß dieſe ſonſt ſo herrlichen Gebäude zu Ruinen wurden und in den Stand kamen, in denen wir ſie jetzt erblicken; wo ſie die unläugbarſten Beweiſe geben: daß alle menſchlichen Werke vergänglich ſind. —

24.

Der Schutzgeiſt des Oybins.

Eine Sage.

II.

Der Landvogt Berka von Duba und ſeine Tochter.

Als die Cöleſtiner, gedrungen durch die Härte des Kaiſers, ihr ſtilles Kloſter verlaſſen hatten, überließ dieſer Monarch die zu dem Stifte gehörigen

Beſitzungen pfandweiſe an den Landvogt **Berka von Duba**, und dieſer hatte nun ſeinen Sitz in einem Gebäude, welches man die **kaiſerliche Burg** nannte.

Dieſer Ritter war ein harter Mann und zechte gern; dabei war er ſtolz auf ſeine Ahnen, und obgleich nach dem Tode ſeines Weibes **Agnes** die einzige Tochter dieſes Stolzen ſein Liebling war, ſo erlaubte doch ſein hochfahrender Sinn nicht, ihr den Umgang mit andern Jungfrauen zu geſtatten, die nicht mit ihr gleiche Ahnen zählten. Da nun aber das menſchliche Herz ſich gemeiniglich nicht durch ſolche Rückſichten leiten läßt, ſo machte auch dieſer Ritter eine Erfahrung, die ſeinen ſtolzen Sinn tief darniederbeugte.

Ulrich von Hochſtein, ein junger böhmiſcher Ritter aus der Gegend von **Gabel**, wo er auf der von ſeinem Vater ererbten Burg lebte, lernte die ſchöne **Agnes** bei einem Feſte kennen, welches der Rath in Zittau den Rittern der umliegenden Gegend gab, und ihre Herzen fanden ſich. — Troſtlos war jedoch ihre Liebe; denn wie hätte es der weit ärmere Ritter wagen können, den ſo reichen als ſtolzen Herrn von **Duba** um die Hand ſeiner einzigen Tochter zu bitten, beſonders da ſeine Großmutter aus bürgerlichem Stamm entſproſſen war, und dieſer Umſtand ſeinem Begehren bei dem ſo hochſtolzen Ritter unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg legte. Die Liebenden ſahen ſich alſo genöthigt, **heimlich** zuſammenzukommen, — das ſcharfe Auge der Liebe fand ein Plätzchen, wo ſie vor der Entdeckung ziemlich ſicher waren. Zwiſchen ſteilen Felſen war eine finſtere Kluft, und der zarte Fuß der ſchönen Jungfrau ſcheute nicht den Weg nach dieſem traulichen Plätzchen der Liebe.

ob er gleich über ſteile Klippen herab und zwiſchen Dornen und Diſteln hindurch führte. — Hier hielten ſie manche Zuſammenkunft im tiefſten Geheimniß und benutzten dazu die Zeit, wenn der ſtrenge Vater auf der Jagd oder ſonſt abweſend war. Hier ruhete Agnes ſorglos im Arme des Geliebten, und des verſchwiegenen Mondes ſilbernes Licht blinkte durch die dichten Aeſte der Tannen, wenn die Liebenden ſüß zuſammenkoſ'ten und zärtlich tändelten; aber der Genius der Tugend ſchwebte über ihnen, und ſie blieben rein und ſchuldlos. —

Einſt, als Hochſtein am Hofe des Kaiſers wochenlang weilte, beſuchte Agnes dieſes Plätzchen oft, da es für ſie ſo viele ſchöne Erinnerungen hatte, an die ſie jedoch ohne Vorwurf denken konnte. — So ſaß ſie auch an einem Abend, als eben die letzten Strahlen der ſcheidenden Sonne die Landſchaft umher mit ihrem Lichte nur ſchwach noch erleuchteten. Da bewegte ein leichtes Säuſeln die Luft, die überhängenden Zweige der Tannen rauſchten ſanft, und plötzlich ſtand ein herrlicher Jüngling vor ihr. Schön und herrlich war ſein Anſehen, gleich dem eines Engels, und ätheriſch-leicht ſeine Geſtalt, ſo daß er in der Luft zu ſchweben ſchien.

„Erſchrick nicht, holdes Mägdlein! — ſprach er, und der Ton ſeiner Stimme glich einem ſanften Weſthauch. — Ich bin der Schutzgeiſt des Oybins und ſeiner Bewohner; — Jahrhunderte hindurch ſchwebte ich über ihm und wachte über ihrem Glück; dabei wurde mir, der ich mit dem Geheimniſſe der höhern Sphären vertraut bin, das Vermögen gegeben, mich in menſchliche Geſtalt zu hüllen, und ſo den Sterblichen zu erſcheinen, ſie zu hüten und zu ſchirmen, auch zu warnen vor dem Uebel. — So war ich auch der Hüter der frommen Cöleſtiner, und wenn einer von ihnen ſeinen letzten Kampf beſtand, erleichterte ich ihm das Schmerzliche, und wenn er endete, drückte ich ihm die Augen ſanft zu und brachte ſeine Seele dann hinauf vor den Thron des Ewigen. — Als nun ihre Zeit auf dieſem Berge vollendet war, geleitete ich ſie hinein nach Zittau in den Väterhof, und ſchwang mich dann wieder herauf auf dieſe Höhen, zum Schutz und Dienſte ihrer Bewohner. — Auch Deine Liebe zu Hochſtein kannte ich und wachte über Euch, wenn Ihr in den ſtillen Stunden der Mitternacht, Euch ſelbſt überlaſſen, hier koſ'tet, damit Ihr nicht abwicht von der Bahn der Tugend, und ſchuldlos bliebt, denn dann mußte ich Euch verlaſſen. — Damit aber Eure Liebe auch ferner ſchuldlos bleibe, die Unſchuld nicht von der Sinnlichkeit verdrängt werde, ſo muß nun bald ein Prieſter ihr die Weihe geben und das Band der Ehe um Euch ſchlingen."

In leichten Duft zerfloß nun die Geſtalt des Jünglings. Die zitternde Agnes kam nur mit Mühe wieder zu ſich und gewann die vorige Ruhe auf's neue. Zweifel kämpfen in ihrem Herzen mit dem Glauben an die Wahrheit. — Mit Sehnſucht blickte ſie nach der Stelle hin, wo der Geiſt verſchwunden war, und hoffte, er werde wiederkehren. Vergebens! Nur ein leiſes harmoniſches Flüſtern: „o hoffe, glaube und bleibe der Tugend treu!" vernahm ſie und ſchlich dann nach der Burg hinauf.

Der Landvogt war von der Jagd zurückgekommen, und ſie eilte, den Abendimbiß zu bereiten. Ein wohlgenährter Franziskaner war bei ihm, und als dieſe beiden Herren nach dem Abendeſſen zu zechen begannen, entfernte ſich das Fräulein und ging in ihr Zimmer, wollte ruhen und konnte nicht, ſondern wand ſich ſchlaflos auf ihrem Lager: denn das Nachdenken über die Worte des Geiſtes raubten ihr die Ruhe der Nacht. —

Nach einigen Tagen kehrte der Ritter Hochſtein von Prag zurück und ſäumte nicht, den Landvogt zu beſuchen. Von dieſem wurde er kalt empfangen: doch die Tochter mußte ſich in Gegenwart des Vaters Gewalt anthun, den Geliebten nicht allzuzärtlich zu begrüßen, denn noch durfte jener nichts merken. Am ſpäten Abend aber kamen die Liebenden wieder in der Grotte zuſammen, und Agnes machte ihren Geliebten mit der Erſcheinung des Geiſtes bekannt. — Der Ritter hielt ſie jedoch für das Werk des Betrugs, und Eiferſucht bemächtigte ſich ſeiner Seele. Agnes vermochte es nicht, dieſe durch ihre Betheuerungen zu zerſtreuen, und die Liebenden waren heute zum erſtenmale kälter gegen einander; der Ritter aber kehrte am Morgen nach Gabel zurück. — Als er nun in der nächſten Nacht dort auf ſeinem Lager ſchlaflos lag, ſich mit Grillen plagte und zwiſchen Liebe und Abneigung ſchwankte, erfüllte plötzlich ein heller Lichtglanz ſein finſtres Schlafgemach, und in dieſem Glanze ſah er den Geiſt, ſo wie ihn Agnes beſchrieben hatte. Mit dieſem Anblick kehrte Reue in ſeine Seele ein, denn er ſah, daß er ihr durch ſein Mißtrauen Unrecht gethan hatte; die allmälich verſchwindende Liebe zu Agnes aber erwachte in ihrer ganzen Stärke wieder, und er warf ſich vor der Lichtgeſtalt nieder. „Vergieb! rief er — Vergieb dem Schwachen ſeinen Unglauben! — Er iſt gewichen, und das vollkommenſte Vertrauen ſteht nun an ſeiner Stelle. Erbarme Dich unſerer Liebe, und ewig wollen wir Dir dankbar ſeyn!“

„Ich zürne nicht mit Dir!“ — antwortete der Geiſt mit ſanfter Stimme, die dem Zephirlispeln glich: —„denn Dein Mißtrauen war das Werk des Verſtandes und der Liebe. Damit Du aber meine Macht erkennen lernſt, ſo wiſſe: Agnes ſteht unter meinem beſondern Schutze und wird morgen Dein Weib ſeyn, da der Segen der Kirche Euch verbinden ſoll. Deshalb magſt Du nach dem Mittagseſſen Dich feſtlich kleiden, Dein Roß beſteigen und hinüber nach dem Oybin ziehen, wo Dich Dein Glück erwartet. Hoffe und vertraue!“

Der Geiſt verſchwand und in der nächſten Minute ſtand er vor Agneſens Lager. Dieſe fand er ſchlaflos und weinend. Der Verdacht ihres Geliebten hatte ſie tief gekränkt, und ſie zürnte mit ihm. Der Geiſt kündigte ihr das nahe Glück ihrer Vereinigung mit dem Geliebten an, und ſie machte Einwendungen, die aus ihrer gereizten Stimmung entſprangen. — Als ihr aber der Geiſt mit ſeinem Unwillen drohete, dabei ihr Hochſteins Unſchuld bewies, unterwarf ſie ſich ſeinem Gebot und verſprach Gehorſam. — Nur wegen ihres Vaters war ihr bange, doch auch hier wußte ſie der Geiſt zu tröſten. „Was vermag ein Sterblicher gegen meine Macht? Darum ſchmücke Dich morgen mit dem Brautkleide und ziere mit dem Myrthenkranze Dein Haar; die Sorge für Deinen Vater überlaß mir. — Morgen ſiehſt Du mich am Tage wieder! — Bis dahin leb' wohl!“

Schon war es am andern Tage gegen Abend, als der Ritter Ulrich von Hochſtein vor dem

Thore der Burg hielt und Einlaß begehrte. Der Burgwart antwortete ihm: daß ſein Herr nicht daheim ſey und es ihm auf das ſtrengſte verboten habe, während ſeiner Abweſenheit irgend Jemand einzulaſſen. Der Burgwart verließ nun die Zinne, und der Ritter wollte eben ſein Roß umkehren, um den Burgweg wieder hinab zu reiten, als vor ſeinen Augen ein Wunder geſchah. Die Zugbrücke fiel von ſelbſt herab, und das Thor öffnete ſich. — Dieſes war für ihn eine Einladung, und er zog in die Burg ein. Kein Menſch ließ ſich im Hofe ſehen, und der Ritter führte ſein Roß ſelbſt in den ihm wohlbekannten Stall. Dann aber ging er ungehindert in Agneſens Kammer. — Hier fand er dieſe bräutlich geſchmückt, im weißen Kleide der Unſchuld, mit der Myrthenkrone im Haar. — Hochſtein ſank vor ihr nieder und bat ſie um Verzeihung, wegen ſeines ungerechten Verdachts. Agnes gedachte an des Geiſtes Gebot und hob den Geliebten längſt verſöhnt herauf an ihre Bruſt. Ein langer, ſeelenvoller Kuß beſiegelte ihre Verſöhnung. In dieſem Augenblicke erſchien der Geiſt. —

„Heil Euch, Ihr Glücklichen! In wenig Stunden ſteht Ihr am Ziele und findet dann den ſchönen Lohn Eurer tugendhaften Liebe in immerwährender glücklichen Verbindung. — Aber hört auch meine warnende Stimme: Von dieſem Augenblicke an bis zu dem, wo der Prieſter Eure Hände zum ewigen Bunde der Ehe vereinigen wird, hört meine Macht als Schutzgeiſt auf, und mir iſt nur noch vergönnt, Eure Verbindung dadurch zu beſchleunigen, daß ich eile, den Prieſter zu holen, der Eurem Bunde die Weihe geben ſoll. Darum wachet über Euch und ſtählt das Herz zum

Kampfe mit der Sinnlichkeit. Würdet ihr in dieſem Kampfe fallen, ſo wäre Alles und auf immer verloren. Darum ſtehet feſt und hütet Euch, der Stimme des Verſuchers zu folgen, der jezt an' meine Stelle tritt. Ade! auf Wiederſehen. —"

Der Geiſt verſchwand, und die Liebenden waren in dieſem einſamen Zimmer allein. — Ein böſer Genius, der Gegner ihres Schutzgeiſtes, nahete ſich ihnen und blies den ſchlummernden Funken der Begierde zur hellen Flamme an. Agnes lag ruhig in Ulrichs Armen, als ſeine Küſſe immer heißer wurden. Er wurde zudringlicher, und obgleich Agnes gewöhnt war, die männliche Kühnheit mit jungfräulichem Ernſt im Zaume zu halten, ſo war der Kampf doch zu hart, und das Blut zu heiß, das in ihren Adern gleich ſiedendem Waſſer kochte. Immer ſchwächer wurde ihr Widerſtand und näher kam der Fall: da erleuchtete plötzlich ein ſtarker Blitz das halbdunkle Gemach, und außen brauſ'te ein ſchrecklicher Sturm, der die aufgeſprengten Fenſter zerſchmetterte, durch welche Fledermäuſe eindrangen und den dem Falle Nahen um die Köpfe flogen; ein fürchterliches Geheul von Außen, in der Luft, vollendete das Schrecken dieſes Aufruhres des mächtigen Elements. Dieſer Sturm in der Natur brachte die Wankenden wieder zu ſich ſelbſt, und mit Schaudern ſahen ſie den Abgrund, dem ſie ſo nahe geweſen waren. — Da öffnete ſich die Thür, der Geiſt trat ein und winkte ihnen zu folgen. Zur nahen Kapelle führte er ſie, und ſie traten durch die geöffnete Pforte, wo ſie die Altarkerzen brennen ſahen und an dieſer heiligen Stätte einen Prieſter erblickten, der ihrer harrte.

In jener frühern Zeit gab es in Zittau und der

Umgegend eine Sage: daß ein unterirdiſcher Gang vom Oybin bis in die Stadt führe, wo er ſich im Väterhofe ausmünde. Dieſer Gang war von den frommen Mönchen oft dazu benutzt worden, unbemerkt und abgezogen von den Zerſtreuungen der Welt aus dem Kloſter in den Stadthof zu kommen, wo ſie dieſen Weg gemeiniglich mit einer kleinen Laterne auf der Bruſt und dem Brevier in der Hand machten, ſich dadurch das Langweilige und Schreckbare dieſes Weges erträglicher zu machen. — Eben war der Pater Bruno, einer der frömmſten Mönche unter dieſen Uebriggebliebenen, von einer Amtsverrichtung heimgekommen, als ihn eine unſichtbare Macht ergriff, und in den Gang drängte, der von einem übernatürlichen Lichte erleuchtet wurde. So fühlte ſich der gute Pater von dieſer unſichtbaren Macht immer vorwärts getrieben, und himmliſche Töne einer fernen Muſik ſchlugen an ſeine Ohren.

Es hatte der fromme Mann, ſo gedrängt, bald ſeinen Weg zurückgelegt, und befand ſich am Ende dieſer unterirdiſchen Wallfahrt, als ihn, bei dem Austritte aus dem Gange, der Geiſt in der Geſtalt eines weißgekleideten Jünglings erſchien, ihn ehrerbietig begrüßte, in die Kapelle führte und hier bat, die beiden Verlobten, die er ihm nannte, ehelich zu verbinden. — Der Mönch war zweifelhaft, was er thun ſolle, und ihm ſchien die Sache nicht recht geheuer. Doch ein Blick auf die beiden Verlobten, die jetzt in die Kapelle traten und voll Sehnſucht ihn anfleheten, ihre Liebe durch die Ehe zu heiligen, beſtimmten ihn endlich, dieſem Verlangen zu willfahren, und ſie wurden nun am Altare ehelich verbunden.

Als die Trauung vorüber war, beſchenkte das glückliche Paar den geiſtlichen Herrn reichlich; doch er nahm das dargebotene Gold nur unter der Bedingung an, es nach ſeiner Rückkunft in der Stadt an kranke und elende Perſonen reichen zu dürfen. Dann ſegnete er die Neuverbundenen und ſchied auf ebendemſelben Wege, auf dem er gekommen war, wieder von ihnen; wir aber überlaſſen die Glücklichen ihren Gefühlen und gehen nun zu der Cataſtrophe dieſer Erzählung über.

Am andern Tage kehrte der Landvogt auf die Burg zurück und tobte gewaltig, als ihm ſeine Tochter nicht, wie gewöhnlich, an der Pforte entgegenkam; ſeine Donnerſtimme verhallte aber fruchtlos in den weiten ſteinernen Gemächern. — Agnes lag zitternd im Arme ihres Gatten, verborgen in einem Winkel, und ſie waren unſchlüſſig, was ſie thun ſollten, da ſie ſich mit Recht vor der Wildheit und dem Jähzorne des alten Herrn fürchteten. Da erſchien ihnen der Schutzgeiſt, und ſein Erſcheinen machte ſie froh.

„Sei getroſt, Hochſtein! — ſprach der Geiſt — und fürchte nichts. Tritt am Arme Deines Weibes hervor aus Deinem Verſteck unter die Augen Deines Schwähers!"

„Er wird mich durchbohren!" antwortete der Ritter, für ſein Weib beſorgt und des Landvogts wilde Rachſucht kennend. —

„Er wird es nicht! — erwiederte der Geiſt, — und wollte er es, ſo wird ihn eine höhere Macht abhalten. Geht! Vertrauet mir!"

Die Vermählten traten zu dem Vater in das Zimmer, in dem er mit weiten Schritten umherzog. Das Paar ſank ihm zu Füßen und wollte ſeine Knie umfaſſen; er ſtieß ſie von ſich.

„Wer. — brüllte es den Ritter an, — wer gab die Erlaubniß, mit dieſer ungerathenen Tochter in einſamen Winkeln zu buhlen? Wer? Sprich!“

„Vater, vergebt! Agnes iſt mein Weib durch den Segen der Kirche.“

„Eure Ehe iſt ungültig, ohne meine Einwilligung. Des Prieſters Segen wird für Euch zum Fluch ohne ſie!“

„Ungültig wäre unſere Ehe, — rief Ulrich, von des Vaters liebloſer Härte aufgeregt. — Wer will ſie trennen?“

„Ich! — brüllte wieder der Landvogt, vor Zorn ganz außer ſich! — Nimm hin den Lohn für Deine Frevelthat!“

Wüthend riß der Alte jetzt das Schwert aus der Scheide und ſchwang es in der Luft zum tödtenden Streiche auf Ulrichs Haupt; doch in ebendemſelben Augenblicke erfüllte ein ziſchender Blitz das Gemach, und ein erderſchütternder Donnerſchlag folgte ihm. Der Geiſt erſchien und berührte den rechten Arm des Alten, der gelähmt das Schwert ſinken ließ! „Schäme Dich! — rief der Geiſt dem Landvogt zürnend zu — willſt Du Dein ohnedem nicht ſchuldloſes Leben noch mit dem Morde Deines Eidams enden und dafür ewig in der Hölle brennen? — Schäme Dich! Bittere Reue wird Dich plagen, wenn Du in ihm einen guten Sohn finden wirſt! — “

Stumm und in ſich gekehrt ſtand der Alte, doch jetzt ſchmolz die Eisrinde von ſeinem Herzen, und er umſchlang mit ſeinem Arme, aus dem ſogleich die Lähmung ſchwand, die Tochter und ihren Gatten, ſie verſöhnt an ſeine Bruſt drückend; die Lichtgeſtalt des Geiſtes aber zerfloß in roſenfarbenen Schimmer, und er ſchwang ſich auf zu den hehren Gefilden des Morgenſternes, denn ſein Amt, als Schutzgeiſt des Oybins hatte mit dieſer Verſöhnung aufgehört. —

25.

Die Sachſen dringen in Böhmen ein und erobern dieſes Land.

Die nächſten Folgen der Schlacht bei Breitenfeld haben wir bereits im Tagsabſchnitte des 13. Septembers geſchildert und auch erzählt, daß im Plane der weitern Kriegsunternehmungen es den Sachſen zu Theil geworden ſey, das Königreich Böhmen zu erobern, und wollen nun da fortfahren, wo wir an jener Stelle ſtehen blieben.

Die Sachſen drangen, am 25. October 1631, in Böhmen ein, und Schluckenau hatte aus Religionshaß und zur Vergeltung der von den Kaiſerlichen in Sachſen gemachten Plünderungen ebendaſſelbe Schickſal und wurde rein ausgeplündert. Hierauf rückte man vor Tetſchen, welches mit einer ſtarken Beſatzung verſehen war, die ſich wehren wollte; doch als ſie den Ernſt ſah, capitulirte ſie. —

Von hier bis Prag ergaben ſich alle Orte, und verſchiedene von ihnen wurden ausgeplündert. In Raudnitz wurden die Katholiſchen ziemlich gemißhandelt, und viele vornehme Perſonen gefangen genommen; am meiſten mußten die Juden opfern. —

Endlich erſchien Arnheim mit dem ſächſiſchen Heere vor Prag. Bei der Annäherung deſſelben flüchtete ſich der ganze katholiſche Adel, die Generale mit den Soldaten, die Geiſtlichkeit, die Kronbeamteten, viele Reiche, und wer ſonſt noch Urſache hatte, die Rache der Sachſen für das vor zehn Jahren gehaltene Blutgericht und die an den Proteſtanten verübten Bedrückungen zu fürchten. Alle Straßen bis Wien waren mit ſolchen Flüchtlingen und dem Fuhrwerke bedeckt, welches ihre fahrende Habe in Sicherheit bringen ſollte. — Von dieſer großen Furcht benachrichtiget, ließ Arnheim ein Schreiben an die drei Städte von Prag ergehen, in dem er die Verſicherung gab: daß Jeder ungehindert bei ſeiner Religion bleiben, und für die Aufhebung der Leibeigenſchaft geſorgt werden ſolle.

In der Altſtadt Prag lag der kaiſerliche Oberſte Don Maradas, mit einigen Fahnen Kriegsleuten. Dieſer wollte Gegenwehr leiſten, ſich aber nicht unterfangen, ſolches auf eigne Gefahr zu thun, und wendete ſich deshalb an Wallenſtein, um deſſen Meinung zu hören; dieſer aber machte dem Oberſten bemerkbar, daß er kein Commando jetzt habe, und ebenfalls im Begriff ſtehe, aus Prag ſich zu entfernen. Dieſes geſchah auch. Wallenſtein zog, von einer Menge Wagen begleitet, ab, nach einem ſeiner Güter in Mähren, und der Oberſte Maradas führte nun ſeine ſchwachen Schaaren nach Tabor, wo er den Ausgang abwarten wollte.

Nun zogen die Sachſen in Prag ein und nahmen Beſitz von dieſer Stadt. Als ſie am 1. Nov. vor den Thoren erſchienen, und nicht ein Schuß von den Wällen geſchah, oder ſonſt die geringſte Anſtalt zur Gegenwehr vorhanden war, vielmehr eine Menge von Neugierigen ſich um das ſächſiſche Heer verſammelte, es in Augenſchein zu nehmen, wurden die Sachſen ſtutzig und hegten Mißtrauen wegen Hinterliſt, die im Rücken dieſer anſcheinenden Friedfertigkeit lauſchen könnte. Man verdoppelte daher die Vorſicht. Schon war der Mittag vorüber, die Sachſen aber hielten noch immer mißtrauend vor dem Thore, bis endlich der Feldherr dieſes Heeres Gelegenheit hatte, den zurückgebliebenen Haushofmeiſter Wallenſteins zu ſprechen und von ihm die Wahrheit zu erfahren. Nun wurde ernſtliche Anſtalt getroffen. Die Bürgerſchaft öffnete ohne Widerſtand die Thore, und die Sachſen zogen ein, nachdem ſie den Bürgern Freiheit und Eigenthum verſichert hatten. — Bald darauf kam auch der Kurfürſt Johann Georg ſelbſt nach Prag, die Huldigung ſeiner Schutzbefohlenen zu empfangen, da er dieſe Stadt unter dem nur erwähnten Namen in Beſitz genommen hatte.

Immer weiter breiteten ſich die Sachſen in Böhmen aus und nahmen Alles ohne die geringſte Gegenwehr in Beſitz, als ſie plötzlich und ganz unverhofft Widerſtand von den Kaiſerlichen fanden.

Die Generale Tiefenbach und Götz hatten in Schleſien ein kleines Heer geſammelt, zu dem auch einige Regimenter aus der Oberpfalz, von Tilly geſendet, ſtießen, um in Böhmen den Sachſen Widerſtand zu leiſten und ſie, wo möglich, wieder aus dem Lande zu verjagen. — Der Feldherr der Sachſen erhielt Nachricht davon und zog dieſem Succurs entgegen. Bei Limburg an der Elbe wurden die Sachſen von den Kaiſerlichen angegriffen. Anfänglich wurde die ſächſiſche Reiterei von der kaiſerlichen geworfen, ſetzte ſich aber wieder und ſchlug nun dieſe in die Flucht. — Die Kaiſerlichen warfen ſich nun in das Städtchen Limburg und feuerten aus demſelben unaufhörlich heraus, bis endlich der unglückliche Ort durch die ſächſiſchen Granaten in Brand geſteckt wurde, und die Feinde durch die Flammen ſich genöthigt ſahen, das brennende Städtchen zu verlaſſen und ſich über die Elbbrücke, welche ſie hinter ſich in Brand ſteckten, jenſeits des Fluſſes zu ziehen; Arnheim aber kehrte mit den gemachten Gefangenen nach Prag zurück. —

Die Eroberung der übrigen Landestheile hatte nun ihren ungehinderten Fortgang, und da ſich am 3. Decbr. auch Eger ergab, ſo war das ganze Königreich, bis auf Pilſen, Tabor und Budweis, nebſt einigen kleinen unbedeutenden Orten erobert, und befand ſich in den Händen der Sachſen.

Dieſem Beſitz ohngeachtet ſtreiſten die Croaten bis an die Thore von Prag, wurden zwar immer wieder zurückgejagt; doch wurde hierdurch die Communication zwiſchen den Städten des Landes nicht wenig gehemmt. Selbſt auf die perſönliche Freiheit des Kurfürſten war es abgeſehen, und ein ſolcher Croatentrupp wollte ihn, bei einer Jagd auf wilde Schweine, überfallen und gefangen nehmen. Dieſer Anſchlag war auf das beſte verabredet und würde gelungen ſeyn, wenn er nicht entdeckt worden wäre, da die Jagd ſchon begonnen hatte. Der Kurfürſt entzog ſich hierauf der Gefahr durch eine ſchleunige Flucht nach Prag und ließ das Jagdzeug den Feinden zur Beute. —

Auch die Jeſuiten, von denen es bekannt iſt, daß ſie eine Unternehmung auf das Feinſte einzuleiten verſtehen, hatten den Anſchlag gemacht, die Stadt Prag zum Weihnachtsfeſte den Kaiſerlichen wieder in die Hände zu ſpielen, und das Zeichen dazu ſollten die Glocken der Chriſtmetten geben. Schon hatten die Mönche im Strohhof ein Loch in die Stadtmauer gebrochen, und die Jeſuiten ſendeten einen Bauer an die Kaiſerlichen, der einen Brief in einem großen Stück Speck verborgen bei ſich hatte. Eine ſächſiſche Streifpartei traf dieſen Bauer und durchſuchte ihn. Einem der Kriegsleute gefiel der Speck, und er wollte ihn mit dem Eigenthümer theilen; als er ihn aber von einander ſchnitt, entdeckte er das Papier in der Mitte des Specks und gab es ſeinem Befehlshaber, der es las und nun die ganze Verſchwörung an den Tag brachte. Dieſes hatte die Folge, daß die Jeſuiten ſammt ihren Schülern aus der Stadt gejagt wurden, beſonders als man, bei einer genauen Durchſuchung ihres Kloſters, viel Pulver und Kugeln in demſelben fand.

So ſchloß ſich dieſes Jahr, das folgende aber begann mit einem kleinen Kriege, welchen Don Maradas mit den Sachſen führte, und in dem bald dieſe bald jene Partei unterlag. Bereits im erſten Theile dieſes Werkes haben wir, S. 332, im Tagsabſchnitte des 21. Februars, zwei Scenen aus dieſem kleinen Kriege darzuſtellen verſucht, auf welche wir uns hiermit beziehen wollen.

Dieſer kleine Krieg währete den Winter hindurch mit abwechſelndem Glück, bis im Frühling Wallenſtein wieder den Kriegsſchauplatz als Oberfeldherr betrat und mit ſeinem gleichſam aus der Erde hervorgeſtampften Heere von Mähren aus in Böhmen eindrang, worauf die Sachſen dieſes Land eben ſo ſchnell wieder verloren, als ſie es erobert hatten.

26.

Die wilden Thiere in den Urwäldern des Erzgebirges.

Bereits im erſten Bande dieſes Werkes befinden ſich, S. 208 und 274 ff., Schilderungen von der ehemaligen wilden Geſtalt des Gebirges, und es läßt ſich leicht erachten, daß in den dichten Wäldern, welche jene Berge in den frühern Jahrhunderten bedeckten, eine Menge wilde Thiere, ſelbſt Bären und Wölfe hauſten, welche das Reiſen in dieſen Wäldern ziemlich gefährlich machten. Die alten Chroniken haben uns verſchiedene Begebenheiten aufbewahrt, wo ſolche wilde, reißende Thiere mit den Menſchen in Berührung kamen, und wir haben bereits in dem gedachten Bande, S. 274 verſprochen, einige dieſer Begebenheiten zu erzählen, welches wir denn hiermit erfüllen wollen.

Unter den wilden Thieren waren die Bären für die Menſchen am furchtbarſten. Der alte Chronograph Lehmann, (ehemals, von 1638—1688 Pfarrer in Scheibenberg) hat in ſeinem Hiſtoriſchen Schauplatz der natürlichen Merkwürdigkeiten im Meißniſchen Ober-Erzgebirge ꝛc. S. 537 folgende Verſe von dieſen wilden Thieren.

Der Bär iſt wilder Art, erſchrecklich anzuſehen,
Daß einem in dem Wald die Haar zu Berge ſtehen,
Tyranniſch, wölfiſch, ſtark, der Vieh und Menſchen würgt,
Der ſich tief in's Geſtrüpp und an den Fels verbirgt,
Und dann daraus erſchleicht die Leut in Holz und Beeren.
Frißt Schwein, Hirſch, ander Wild, wovon er nur kann zehren
Er ſteiget in's Getraid', in's Obſt und Haſelnüß',
Ihm ſchmecken Aepfel, Beer', Ameiſen trefflich ſüß.
Er geht dem Honig nach, frißt Karpfen, Krebs und Fiſche,
Und wenn er ſonſt nichts hat, geht er in's Gras zu Tiſche.

Hat einen ſchwachen Kopf, doch voller Furcht und Liſt
Wenn er an's Menſchen Tod ein Mörder worden iſt. u. ſ. w.

Solcher Herren, die mit ihrem Brummen den Wald erfülleten, gab es in jenen Zeiten eine ziemliche Menge, und erſt im *XVIII.* Jahrhundert ſind ſie ganz vertilgt worden; wobei das allmäliche Verſchwinden der Wälder nicht wenig beitrug. In den Wildniſſen aber, wie ſie bis in das *XVI.*, ja theilweiſe bis in das *XVII.* Jahrhundert häufig im Gebirge zu finden waren, hatten ſie Höhlen genug, in denen ſie ſich aufhielten, und aus denen ſie zum Schrekken der Waldbewohner hervorbrachen; indem man verſchiedene Fälle aufgezeichnet findet, daß Morde oder ſchwere Beſchädigungen an Menſchen durch dieſe Thiere geſchehen ſind. — Andreas Troll, ein Holzhacker aus Rittersgrün ging im Sommer 1579 in Geſellſchaft ſeines Hundes über den Haſelberg. Abends ſpät kam der Hund allein heim, ohne ſeinen Herrn. Mit Tages Anbruch machte ſich die geängſtigte Gattin mit ihren Kindern auf, den Gatten und Vater zu ſuchen; das Hündchen lief voran und wies ihnen den Weg. Endlich fanden ſie ſeinen von den Bären zerriſſenen und halbgefreſſenen Leichnam. Der Kurfürſt Auguſt hörte von dieſem Mord und ließ der Wittwe zwanzig Gülden auszahlen.

Ein anderer Fall begab ſich mit einem Köhler, Paul Schmidt genannt. Dieſer wollte am 23. Juni 1650 aus ſeinem Wohnort (Obermitweida) hinaus in den Wald auf den Kohlhau gehen und hatte einen Kober mit Brod, Butter ꝛc. am Helm der Axt hängen. In der Nähe des Löwenthaler Hammerwerks befindet ſich ein enger Hohlweg, zu beiden Seiten mit Buſchwerk bewachſen. Hier begegnete der arme

Mann einer Bärenmutter mit zwei Jungen, und war ſchon ſo weit heran, daß er nicht entrinnen konnte. Der Köhler ſchrie heftig, und die beiden jungen Bären ſprangen, hierdurch erſchreckt, auf die Seite. Die Mutter aber ſetzte ſich auf die Hinterfüße und ſchlug den Köhler mit der vordern Tatze darnieder, ſo daß er blutend zur Erde ſtürzte. Jetzt ſprang das wüthende Thier auf ihn ein, riß ihm einen Theil der Kopfhaut ab, biß ihn viermal in den rechten Arm, riß ihm den Kober von der Axt und mit den hintern Füßen die Kleider in Fetzen, ſetzte ſich ſogar auf den von ihr niedergeriſſenen Mann, und würde ihn gewiß zerfleiſcht haben, wenn er ſich nicht todt geſtellt hätte. Da ließ die Bärenmutter ab und lief mit lautem Brummen ihren davon gelaufenen Jungen nach. — Nun raffte ſich der arme Verwundete auf und ſchwankte fort, ſo gut er es vermochte. Der Kurfürſt Johann Georg war, als dieſes geſchah, auf der Jagd, in den Wäldern um Schwarzenberg, und es wurde ihm dieſer Vorfall gemeldet. „Ei, Köhler müſſen wir im Walde haben! — Laßt den armen Mann heilen!“ ſprach hierauf der gütige Fürſt, und der Verwundete wurde nach Schwarzenberg in die Kur geſchafft. Der Kurfürſt bezahlte auch die Koſten derſelben mit zwanzig Thalern; der arme Mann aber war zu ſehr beſchädigt und blieb gelähmt, ſo lange er noch lebte, ſo daß er betteln gehen mußte. —

Durch den langen Krieg, welcher ſo viele Jahre hindurch auch das Sachſenland verheerte, wurde die Fortpflanzung dieſer wilden, reißenden Thiere nicht verhindert, weil man, eben wegen des Krieges, keine Jagd darauf machen konnte, und ſo hatten ſich denn, beſonders in den letzten Jahren dieſer langen Unglücksperiode, die Bären dermaßen vermehrt, daß nur allein in den nächſten Hochwäldern bei Schwarzenberg über dreißig Paare alte Bäre mit ihren Jungen herumliefen, welche Vieh und Menſchen beſchädigten oder auch mordeten. Oft kamen ſie aus dem Walde in die Bauerhöfe, ja ſelbſt in die kleinen Städtchen, wo ſie in die Scheunen und Ställe zu kommen ſuchten, ja man ſah ſie ſogar in den Gaſſen vor den Fenſtern ihr Futter ſuchen, und da wurde denn geraubt, was dieſen hungrigen Thieren in den Weg kam; ſelbſt Kinder wurden von ihnen fortgeſchleppt und zerriſſen.

Als im Monat Januar des Jahres 1640 das ſchwediſche Heer unter Banner ſchnell aus Böhmen zurückzog, und ſeinen Weg durch das ſächſiſche Erzgebirge nahm, ging Schrecken und Furcht vor dieſem Heere her; denn wo der harte Banner befehligte, da fehlte es an Grauſamkeiten nicht. — Es flüchteten ſich daher die Bewohner der Dörfer mit ihren Habſeligkeiten theils nach Annaberg oder Schneeberg, theils verſteckten ſie ſich mit denſelben in die Wälder. Dort erbaueten ſie ſich Hütten von Fichten- und Tannenzweigen, in denen ſie übernachteten. Dieſe wurden des Nachts oft von hungrigen Bären heimgeſucht, und man mußte wachen und hellbrennende Feuer unterhalten, um dieſe Thiere abzuhalten. Dann befanden ſich die Pfarrer bei ihren Kirchkindern im Walde, tröſteten ſie in ihrem Elende durch die Tröſtungen des Evangelii, tauften, reichten das Abendmahl, und wie es den Kirchkindern ging, wollte es der Pfarrer auch nicht beſſer haben. Lehmann, damals Pfarrer in Scheibenberg, befand ſich bei jener Retirade Banners ebenfalls mit ſeiner Gemeinde im Walde und wurde hier Augenzeuge des folgenden ſchrecklichen Vorfalls.

Die Schweden hatten die Kunde davon erhalten, daß ſich ſo viel Leute in den Wald geflüchtet hätten, und es jagten nun die Kriegsknechte die Wälder aus, jene Geflüchteten und ihre Habe aufzuſpüren. Durch dieſe Jagd wurde auch ein alter Bär aus ſeinem Lager aufgeſcheucht, und er floh vor der Menge den Berg herab, in das Thal, in dem das Dorf Ober-Mitweida liegt, welches faſt ganz von ſeinen Bewohnern verlaſſen worden war. — Wüthend gemacht durch ſeine Vertreibung aus der behaglichen Ruhe, wendete er ſich gegen das nur genannte Dorf, wo in einem der voranſtehenden Häuſer ein zwölfjähriges Mädchen, Maria Günther, zurückgeblieben, oder wahrſcheinlicher von ihren Verwandten (dieſes Kind war eine Waiſe) bei der Flucht zurückgelaſſen worden war und ſich jetzt unglücklicherweiſe im Freien befand, als der Bär herangetobt kam. Nicht ſchnell genug konnte ſich das Kind retten, als es auch der Bär ergriff und mit einem Biß und Riß tödtete, ihm die Kleider vom Leibe riß, und nun das Blut ausſaugte. Es kamen ſchwediſche Reiter, und der Bär ließ nun von dem getödteten Kinde ab, lief weiter und traf noch ein Opfer ſeiner Grauſamkeit, in einer erwachſenen Jungfrau, Salome Jäger, welche er ebenfalls mit einem Schlage zur Erde warf. Doch indem waren die Reiter heran, feuerten ihre Piſtolen auf den Bär ab, und die Jungfrau wurde dadurch gerettet, denn der Bär ergriff die Flucht. Der Leichnam des getödteten und zerriſſenen Kindes wurde nun mit Jammer aufgehoben und beerdigt.

Derſelbe Hiſtoriograph erzählt in ſeinem angeführten Werke auch verſchiedene Beiſpiele, daß Bären beſiegt oder geflohen ſind, wenn man beherzt auf ſie losgegangen iſt. — Ein Holzhacker aus Wieſenthal ging im Jahre 1676 in's Holz und nahm ſeine Ziege mit dahin. Als er ſeine Arbeit begann, kam ein Bär und wollte die Ziege rauben; doch ihr Herr kam ihr mit hochgeſchwungener Axt zu Hülfe und führte einen ſo kräftigen Schlag auf den Kopf des Bären, daß dieſer ſogleich zuſammenbrach und verendete.

In ebenderſelben Gegend hatte ein großer Bär oft die Holzhacker im Walde beſucht und ihnen das Brod aus den Kobern gefreſſen, den Leuten aber nichts zu Leide gethan. Einſt kam er auch mit Brummen und Schnauben auf einen dieſer Holzhacker los, Wenzel Bock hieß dieſer tapfere, unerſchrockene Mann. — Mit Geiſtesgegenwart ſprang dieſer Mann auf einen hohen Stock, die Axt zum Schlage hebend. — Der Bär blickte dieſen Feind, der ihm nicht die Ehre anthat, ſich vor ihm zu fürchten, verwundert an, machte einen großen Katzenbuckel und ſchien ſich zu beſinnen, was er thun ſolle. Während dieſer Ueberlegung ergriff der tapfere Holzhacker ein nahe ſtehendes, ſtarkes Scheit Holz und warf es dem Bären ſo derb auf den Pelz, daß dieſer Wurf es vermochte, den Entſchluß des Herrn Bären zu beſtimmen, indem er mit mächtigen Sprüngen Reißaus nahm.

Und ſo könnten wir unſere verehrlichen Leſer mit noch mancher ſolchen Bärengeſchichte unterhalten, wenn es uns der für jeden Tagsabſchnitt berechnete Raum geſtattete; nur ein einziges ſolches Geſchichtchen, welches uns ebenfalls der mehrgedachte Lehmann (S. 541) aufbewahrt hat, finde hier eine Stelle, da es den Beweis von dem Geiſte giebt, welcher in jener Zeit waltete, wo man ſich nicht entſchließen konnte, ſolche wilde Thiere auszurotten, um die Menſchen zu ſchützen.

Die Bären wurden gehegt, und blos zur Befriedigung der Jagdluſt erlauchter Herren aufgeſpart; beſonders durfte Niemand junge Bären einfangen, wenn er nicht übel belohnt ſeyn wollte.

Es war zur Zeit des Kaiſers Matthias,*) als Benedict Schmiedel, Hammerwerksbeſitzer in Böhmiſch-Schmiedeberg, oft von ſeinen Köhlern die Klage hörte, daß ſie von einer großen Bärin angefallen und verjagt würden; er ging daher, mit ſeiner Kugelbüchſe bewaffnet, hinaus in den Wald, um ſeine Leute vor den Angriffen dieſes wilden Thieres zu ſchützen. Lange durfte er nicht warten, als dieſe Bären-Mama, in Begleitung ihrer liebenswürdigen Kleinen, mit mächtigem Brummen und Schnauben daherkam und auf ihren Feind anſetzte. Es war aber Herr Schmiedel nicht allein ein beherzter Mann, ſondern auch ein guter Schütze, der den Feind mit dem Rohre ſchußfertig erwartete und ihn nahe herankommen ließ, ſo daß der Bär, als der Schuß krachte, mit zerſchmettertem Kopfe zu Boden ſtürzte. Als die Mutter ſo getödtet am Boden lag, kamen ihre Jungen herbei und ſaugten an der todten Mutter; ſo wie ſie aber Leute ſich nähern ſahen, kletter ten ſie an einer Tanne hinauf, von welcher ſie aber durch einen Mann herunter geholt wurden.

---

*) Dieſer regierte von 1612 bis 1619. A. d. V.

Wegen dieſes Verbrechens, einen Bär getödtet und ſeine beiden Jungen eingefangen zu haben, fiel der Hammermeiſter Schmiedel in Ungnade, und es half ihm nichts, daß er vorſchützte, er habe es nur aus Nothwehr gethan, und durch den Tod des Bären ſein eignes Leben zu retten geſucht. Wahrſcheinlich wirkten hier die Berichte von ſolchen, denen ein Bär weit mehr werth war als das Leben eines Menſchen; denn Schmiedel mußte in Prag ſich ſtellen und den von ihm erſchoſſenen Bär nebſt den beiden Jungen mitbringen. — Als er dort ankam, befand ſich zum Glück der Kaiſer Matthias mit ſeiner Gemahlin daſelbſt. Dieſem warf er ſich zu Füßen und bat um Gnade, und der Kaiſer ließ ſich von ihm die Begebenheit erzählen, worauf er befahl, die beiden gefangenen jungen Bären in den Saal zu bringen, wo er ſich mit der Kaiſerin befand, und welche dieſe jungen Thiere gern ſehen wollte. Der Kaiſer ließ ſich eine Reitgerte reichen und ſtiftete ſeine Gemahlin an, daß ſie einen dieſer jungen Bären mit dieſer Ruthe ſchlagen ſollte. Dieſes that ſie, allein der junge Bär verſtand keinen Spaß, ſondern ſetzte ſich zur Wehre und fuhr der Kaiſerin nach der Schürze. Dieſe erſchrak, der Kaiſer aber lachte und begnadigte in dieſer guten Laune den Angeklagten mit den Worten: „Was würde wohl geſchehen, wenn ein grauſam großer Bär einem im wilden Walde begegnen ſollte?"

27.

Die wilden Thiere in den Urwäldern des Erzgebirges.

(Fortſetzung.)

Die Bären waren aber nicht die einzigen reißenden Thiere, welche die dichten Urwälder des Hochgebirges durchſtreiften und das Wandern durch dieſelben gefährlich machten, auch die Wölfe und Luchſe gehörten dazu, und die Niederlagen, die ſie unter dem übrigen Wilde, beſonders den Hirſchen und Rehen anrichteten, waren nicht gering. — Ihre Zahl war noch größer als die der Bären, weil ſie ſich auch ſtärker vermehren, und die Wölfin mehrere Junge auf einmal wirft; ſo daß ſich in dem langen Kriege, in der erſten Hälfte des *XVII.* Jahrhunderts, dieſe Thiere dermaßen vermehrt hatten, daß ſie im Winter, wo ſie im Walde wenig zu ihrer Nahrung fanden, in Heerden von zehn bis zwanzig und noch mehr in die kleinen offnen Städte kamen und raubten, was ſie erlangen konnten, beſonders aber Schaafe und Ziegen. Die Menſchen wurden von ihnen zwar weniger angefallen; wenn aber der Wolf hungrig war, ſcheuete er auch dieſe nicht. Der alte Lehmann erzählt in ſeinem Schauplatz ebenfalls folgende Begebenheit aus der Geſchichte ſeiner Zeit. Als derſelbe, vor ſeiner Anſtellung als Pfarrer in Scheibenberg in dem pommerſchen Städtchen Löckenitz bei dem Pfarrer daſelbſt (1632) Hauslehrer war, wollte ein Bürger dieſes Städtchens in ſeinem Hofe Reißig zuſammenbinden, und ſein Söhnchen, ein Knabe von viertehalb Jahren folgte ihm dahin, ſetzte ſich dem Vater gegenüber und ſah ſeiner Arbeit zu. Da brach plötzlich ein großer Wolf durch die Lücke des Gartenzauns, ergriff das Kind und eilte mit ihm auf des Zaunes Oeffnung zu, der Vater ſprang ihm jedoch unerſchrocken nach und ergriff den Wolf, eben als er durch den Zaun wollte, bei den Hinterbeinen und zog ihn zurück. Nun ließ das grimmige Thier zwar das Kind fallen, kehrte ſich aber um und biß den Vater mehreremale in's Geſicht und in die Arme. Die Mutter des Kindes hörte das Geſchrei und ergriff das Beil, welches ihr Mann auf die Seite geworfen hatte, als er dem Wolfe nacheilte, ſein Kind ihm zu entreißen, und ſchlug nun, durch Gatten- und Mutterliebe zur Heldin gemacht, das wüthende Thier ſo kräftig auf den Kopf, daß es den Mann ſogleich fahren ließ und nach einem wiederholten Streiche verendete. Der Mann und das Kind aber ſtarben kurz darauf an den Folgen der Wunden und des Schreckens.

Schon früher, im Jahre 1530, ging ein Bergmann aus dem nahe bei Annaberg gelegenen Dorfe Frohnau nach der Grube, um dort ſeine Schicht anzufahren. Es war früh um drei Uhr. Dieſem Manne ſtürzten neun hungrige Wölfe entgegen und fielen ihn an. In dieſer großen Gefahr blieb dem armen unbewehrten Bergmanne nichts weiter übrig, als ſich auf die Knie niederzuwerfen und Gott um Hülfe anzurufen, dabei hielt er die in der Hand habende brennende Grubenleuchte empor, und — die Wölfe flohen, von dem Lichte erſchreckt. — Der Gerettete aber dankte Gott für ſeine Rettung.

Als man des Krieges wegen unterließ, auf dieſe Thiere Jagd zu machen, weil die Menſchenjagd alle Aufmerkſamkeit auf ſich zog, vermehrten ſich dieſe wilden Thiere, wie oben ſchon erwähnt, ſo ſehr, daß ſie Heerdenweiſe herumzogen und die Menſchen ſo wie die Thiere anfielen. Beſonders nahmen ſie in den Dörfern, welche bei Feindesgefahr zuweilen Wochen- ja Monatelang von ihren Bewohnern verlaſſen waren, ihren Aufenthalt. — Einſt zog ein Reiſender durch ein ſolches Dorf und wurde von einigen Wölfen angefallen. Es gelang ihm, ſich in eine Scheune zu retten, wo er eine angelegte Leiter ſah, auf dieſer nun ſchnell auf den Boden hinaufſtieg, und die Leiter nach ſich zog. Nunmehr war er zwar ſicher, daß die Wölfe ihm nicht zu Leibe kamen, er gerieth aber in eine andere Noth, nicht geringer als die erſte und mit ihr nahe verwandt. Die Wölfe belagerten ihr Opfer förmlich und wichen keinen Augenblick vom Eingange dieſer Scheune. Zwei Tage hatte der hierdurch bedrohete Mann alſo zugebracht und ſah auf dieſe Weiſe dem Hungertode entgegen. Endlich erblickte er durch eine Dachlücke einige Reiter, die ſich dem Dorfe näherten, und gab ihnen mit ſeinem auf eine Stange geſteckten Hute ein Nothzeichen. Dieſes ſahen ſie und kamen heran. Nun rief er ihnen zu und klagte ihnen ſeine Noth, worauf ſie unter die auf der Scheuntenne gelagerten Wölfe ſo kräftig feuerten, daß dieſe ſich alsbald bewogen fanden, dieſe Belagerung aufzuheben und ſich mit der Flucht zu retten.

Und ſolcher Beiſpiele giebt es noch eine Menge; wir begnügen uns aber mit dieſen und bemerken nur noch: daß auch außer den Wölfen die damals noch ziemlich häufigen Luchſe mit zu den Raubthieren gehörten, da ſie unter dem Wilde des Waldes ſo wie unter den zahmen Hausthieren eine bedeutende Anzahl mordeten.

Alle dieſe reißenden Thiere ſind nunmehr verſchwunden, und die Wälder ganz ſicher vor ihnen geworden. Auch die Geier und Steinadler, wovon die erſtern ziemlich häufig waren, ſind nicht mehr vorhanden; ja ſelbſt das jagdbare Wild iſt in den Wäldern des Gebirges ſo ſehr vermindert worden, daß es in den meiſten Gegenden eine Seltenheit geworden iſt, einen Hirſch oder ein wildes Schwein im Walde zu ſehen.

Wo alſo in der Vorzeit Bären brummten und Wölfe heulten, wohnen jetzt vernünftige Menſchen und freuen ſich als ſolche ihres Daſeyns. Sicher vor den wilden Thieren ſind die Wälder geworden, und nicht mehr hat es der Wanderer nöthig, mit den Waffen in der Hand ſie zu durchreiſen. *) Alles hat eine freundlichere Geſtalt gewonnen, wofür wir Gott zu danken wohl Urſache haben.

28.

Gemälde aus dem dreißigjährigen Kriege.

4) Die Kaiſerlichen in Marienberg.

(Fortſetzung vom 24. Auguſt und 9. October.)

Das kaiſerliche Heer breitete ſich in dieſen Tagen in der ganzen Umgegend von Annaberg aus, und der Schrecken war, im innigen Vereine mit der Verwüſtung, bei ihm; von der Schonung, welche der

---

*) Wie groß früher die Menge des Wildes war, geht aus alten Ueberlieferungen hervor, denen zu folge während der Regierung des Kurfürſten Johann Georg I. bei den angeſtellten Jagden: 48,048 Stück Rothwild, Hirſche,

Stadt **Annaberg**, durch die Fürſprache der Gräfin von **Haſſenſtein** zu Theil geworden war, fand man nirgends weiter eine Spur.

Am 21. Auguſt entſendete der Feldmarſchall den Oberſten **Preuß** mit ſeinen Schaaren nach **Marienberg**. Dieſe Stadt lag ſeit dem ſchrecklichen Brande (31. Aug. 1610) großentheils noch in Ruinen, und dem Oberſten war daher einige Schonung empfohlen worden. — Um zehn Uhr Vormittags kamen dieſe Schaaren vor der Stadt an und fanden die Thore verſchloſſen. Ein Trompeter ritt vor und blies die Stadt an, hierdurch die Oeffnung der Thore fordernd. Es erfolgte weder Antwort noch Oeffnung, und nun wurde zum Sturm geblaſen. Ein paar Carthaunenkugeln bewirkten die Oeffnung ſchnell und zerſchmetterten die Thorflügel, worauf die Kaiſerlichen in die Stadt eindrangen, wo man keinen Menſchen erblickte. Alle Häuſer waren feſt verſchloſſen. Vorſichtig zogen die Krieger in die Stadt ein und durch die Straße vom Annaberger Thore her nach dem Markte, wo ſich die Kriegsſchaaren in Schlachtordnung aufſtellten; denn man fürchtete hinter dieſer Stille eine Liſt, wie ſie im Kriege ſo oft vorkommen, und zuweilen ſehr verderblich werden. So ſtanden ſie zwei Stunden lang auf dem Markte geordnet und noch ließ ſich Niemand ſehen. Endlich wurde das Rathhaus aufgeſprengt und auch hier Niemand ge-

---

Rehe ꝛc. und 29,196 Stück Schwarzwild, Schweine, Keuler ꝛc., ſowie 203 Bären, 3543 Wölfe und 200 Luchſe, an gemeinem Wild aus der niedern Jagdklaſſe aber eine vielfach größere Menge erlegt worden, woraus ſich auf die Menge des vorhanden geweſenen Wildes ſchließen läßt, da doch gewiß noch genug übriggeblieben iſt. A. d. V.

funden, worauf ſich denn das ganze Räthſel löſ'te. Der Rath hatte mit den ſämmtlichen Einwohnern die Flucht ergriffen und ſich draußen im nahen Walde verborgen; nur einige ganz Arme und Kranke waren geblieben und hielten ſich verborgen, wurden aber entdeckt, und nun fehlte es an Mißhandlungen nicht.

Nun begann die Plünderung der verlaſſenen Stadt, und ſie währte volle zehn Tage hindurch. Auf dem Rathhauſe fand man ſo viel Geld und Geldeswerth, daß man nicht begreift, warum der Rath nicht durch dieſe Summe die Stadt von der Plünderung loskaufte, oder warum er, als er floh, dieſe werthvollen Dinge zurückließ. —

Endlich, als die ganze Stadt rein ausgeplündert war, und die unglücklichen Bewohner derſelben ſich nicht länger in dem Dickicht des Waldes, ſo wie in den Höhlen und Klüften deſſelben halten konnten, entſchloß ſich eine Anzahl von Bürgern, in die Stadt zu gehen und den feindlichen Oberſten zu bitten, ihnen die Rückkehr zu geſtatten. — Dieſe Erlaubniß erhielten ſie leicht, war doch ſchon alles ausgeplündert! Ja es wurde ihnen ſogar eine Abtheilung Kriegsleute mitgegeben, damit ihnen Niemand das raube, was ſie noch beſaßen. — Und ſo kehrten am 30. Auguſt dieſe bisherigen Waldbewohner wieder in die verlaſſene Stadt zurück, wo ſie wenig von dem verborgenen Gute wiederfanden, da das meiſte dem Spürſinne der Feinde zu Theil geworden war. Jammern und Wehklagen der Einwohner, und das höhniſche Gelächter der Räuber ſtanden ſich im ſchneidenden Contraſte einander gegen über.

Endlich zogen, in den erſten Tagen des Septembers, als es nichts mehr zu rauben gab, die Feinde wieder ab und nach Freiberg hin, auf welchem Zuge alle Ortſchaften ausgeplündert und viele Einwohner von den wilden Kriegshorden um ihr Leben gebracht wurden. Freiberg wurde, nachdem es einige Tage lang belagert worden war, von den Kaiſerlichen erobert, worauf die Stadt zwar 50,000 Gülden Brandſchatzung bezahlen mußte, übrigens aber nicht hart behandelt wurde. — Freiberg ſcheint auch der Wendepunkt des Holke'ſchen Zuges geweſen zu ſeyn, denn er zog mit ſeinem Heere nach Zwickau und Plauen, wo er ſich wieder mit dem Hauptheere Wallenſteins vereinigte; Gallas aber zog ſich, nachdem er die Bürger entwaffnet und eine ſtarke Beſatzung zurückgelaſſen hatte, von Freiberg nach Böhmen zurück, bei welcher Gelegenheit die Stadt Frauenſtein ganz ausgeplündert wurde.

Die Folgen aller dieſer Kriegsdrangſale waren denn nun nichts anderes als Hunger und Krankheiten, welche eine Menge Menſchen hinrafften, wenn wir auch nicht annehmen wollen, daß alle Epidemien, welche gemeiniglich die Folgen des Hungers und Elends waren, und ſich durch ſchnelles Dahinraffen den Wirkungen der wahren orientaliſchen Peſt näherten, auch wirklich jedesmal die wirkliche Peſt ſelbſt waren. — In jenen Zeiten wurden dieſe Krankheiten durch das Elend des Krieges ſehr befördert, und wenn in den nächſten Monaten, nach dem Fliehen der Marienberger 325 Perſonen blos in Marienberg ſtarben, ſo waren die Verheerungen, welche in der benachbarten Stadt Zſchopau durch die Krankheiten angerichtet wurden, noch viel ſtärker: denn man kann ganz beſtimmt rechnen, daß in dieſer Stadt und den hier eingepfarrten Ortſchaften, in dieſem und dem folgenden Jahre dreitauſend und fünfhundert Menſchen begraben worden und kaum ſechs Ehepaare ungetrennt durch ſie geblieben ſind.

29.

Gemälde aus dem dreißigjährigen Kriege.

5) Die Kaiſerlichen in Scharfenſtein.

Auf einem ziemlich hohen Berge, am Ufer der Zſchopau, liegt, in einer ſehr romantiſchen Gegend das Schloß Scharfenſtein. — Schon vor einem halben Jahrtauſend, als der Landgraf Friedrich mit der gebiſſenen Wange von dem Markgrafen Waldemar von Brandenburg bei Großenhayn gefangen genommen wurde, war dieſe Burg wegen ihre Feſtigkeit bekannt. Aus jener Zeit iſt weiter nichts übrig geblieben, als ein alter ſechsunddreißig Ellen hoher, weiter und in den Mauern ſehr ſtarker Wartthurm, der bis jetzt dem Zahn der Zeit getrotzt und ſich erhalten hat. Die übrigen Gebäude jener alten Burg aber haben das Schickſal aller menſchlichen Dinge gehabt, ſie ſind durch die Länge der Zeit und ihre Alles umwandelnden Verhältniſſe verſchwunden und haben einem, im neuern Geſchmacke aufgeführten Schloſſe Platz gemacht, welches der Sitz des Eigenthümers dieſer Herrſchaft iſt. — In den neueſten Zeiten wird am Fuße des Berges, auf welchem dieſes Schloß ſteht, ein Gebäude errichtet, welches zu einer Maſchinenſpinnerei beſtimmt iſt und alſo in ſeiner Wirkung wohlthätig für die Umgegend werden wird.

Als Holkens Heer von Annaberg aus ſich über das Gebirge verbreitete, kam ein Hauptmann, Edmund Bourg, von Buttlers Regiment, welches unter ſeinem Oberſten Tzerinn die Stadt Wolkenſtein ausgeplündert und aus der Kirche die beiden Kelche geraubt hatte, vor das Schloß, welches dem Herrn Hans Hildebrand von Einſiedel gehörte. Dieſer konnte ſich nicht gegen die Uebermacht ſetzen, welche dieſen Wenigen nachfolgte, und wich alſo der Gewalt, worauf dieſe Bande, die aus achtzig Mann, meiſtens Italienern beſtand, das Schloß zu einem wahren Raubſchloſſe erniedrigte und von da aus die Amtsbezirke Wolkenſtein, Auguſtusburg und Lauterſtein durchſtreifte, überall unerſchwingliche Forderungen machte, und wenn die unglücklichen, ganz ausgeplünderten Einwohner es nicht mehr vermochten, dieſen ausſchweifenden Forderungen zu genügen, ſo wurden ſie auf das unmenſchlichſte gemißhandelt, ſo daß ſich dieſe Unglücklichen zum großen Theil in die Wälder und Bergſchluchten verkrochen, wo viele im Elend ſtarben und eine Welt verließen, in der von Wenigen für Millionen grenzenloſer Jammer bereitet worden war. — Es war eine ſchreckliche Zeit, und dem fühlenden Menſchenfreunde ſchaudert die Haut, wenn er hört, wie in jener Zeit die Menſchen von Unmenſchen gemißhandelt wurden. Kleienbrod war bei der durch das wilde Kriegsvolk verderbten Ernte die einzige Speiſe für die armen Landeseinwohner geworden, doch den fremden Kriegern mußten ſie natürlich etwas beſſeres ſchaffen, mochten ſie es auch hernehmen, wo ſie wollten. Der feindliche Herrſcher auf dem Scharfenſtein gab Schutzwachen gegen ſich ſelbſt, und ließ ſich anſehnliche Summen dafür bezahlen, daß man den Einwohnern nichts mehr auspreßte, wo ohnedem nichts mehr auszupreſſen war. —

Und ſo wurde von dieſer Horde die ganze umliegende Gegend gebrandſchatzt, die Einwohner aber, wenn ſie nicht das Unmögliche möglich machen konnten, auf das unbarmherzigſte gemartert. Dieſe zu Boden getretenen Unglücklichen mußten aber den Grimm hierüber in ſich ſelbſt verbergen; denn die an ſich ſchwache Schaar wäre zwar wohl jenem Grimme zum ſichern Opfer gefallen, ſie ſtand aber mit andern weit ſtärkern Schaaren und durch dieſe mit dem kaiſerlichen großen Heere in Verbindung, und ſchrecklich würde dann auch das Geringſte, was dieſen Unholden geſchähen wäre, von ihren Genoſſen gerächt worden ſeyn. Es blieb alſo den Gemißhandelten und gewaltſam Unterdrückten nichts anders übrig, als zu dulden und zu erwarten, bis die Stunde der Rache geſchlagen haben würde. — So hatten ſie drei Monate lang jene Mißhandlungen und ſchändlichen Bedrückungen ertragen müſſen, als endlich jene lang erſehnte Stunde ſchlug.

Auf den Feldern von Lützen wurde, am 6. November 1632, eine große Schlacht geſchlagen, in der ein bisher unbeſiegter Feldherr überwunden vom Schlachtfelde entfliehen mußte. Zwar ließ der Heldenkönig Guſtav Adolph ſein Leben in dieſer Schlacht; doch ein ſächſiſcher Fürſt, der Herzog

Bernhard von Weimar übernahm ſogleich den Oberbefehl und vollendete nun das, was der gefallene Held begonnen hatte, auf das glorreichſte. —

Das geſchlagene kaiſerliche Heer zog ſich nach Leipzig und von da nach Chemnitz herauf, von da aber durch das Voigtland nach Böhmen zurück. Die ſiegreichen Schweden verfolgten die Geſchlagenen, und die kaiſerliche Beſatzung übergab nach einer kurzen Belagerung die Stadt Leipzig; die Pleiſſenburg aber vertheidigte ſich bis zum 1. December, wo ſie ebenfalls an die Sachſen überging.

Dieſer Rückzug brachte neue, wenn auch nur vorübergehende Leiden, über den Landestheil, durch den er ging, und trieb die Bewohner deſſelben zur Verzweiflung, ſo daß ſie die Nachzügler, wollten dieſe ſich das geringſte erlauben, ſchonungslos erſchlugen. Eine weniger tragiſche, nur aus einer tüchtigen Durchprügelei beſtehende Scene fiel in dem nahe an der böhmiſchen Gränze gelegenen und der Stadt Annaberg gehörigen Dorfe Kühlberg vor, wo die aus dieſem Dorfe und dem nahen Königswald in die Wälder geflüchteten Bauern über eine waffenlos von Leipzig kommende Abtheilung herfielen, ihnen alles Gepäck abnahmen und ſie ſelbſt weidlich durchprügelten, und geſchah dieſe Heldenthat meiſtens nur durch Weiber und Kinder, in Gemeinſchaft einiger ſchwediſchen und ſächſiſchen Kriegsknechte. —

Die Beſatzung des Schloſſes Scharfenſtein verſäumte es, ſich zur rechten Zeit nach Böhmen zurückzuziehen; vielleicht wollte ſie von der Gelegenheit, zu rauben, ſo lange als möglich profitiren. Da erhoben ſich plötzlich die Bewohner der umliegenden

Gegend, und die lang verhaltene Rache für ſo viele erlittene Mißhandlungen brach nun endlich aus.

Der Herzog Bernhard von Weimar befand ſich vor Chemnitz, welche Stadt er nach einer kurzen Belagerung eroberte, und ihm wurde jetzt gemeldet, welches Unweſen die Beſatzung des Schloſſes Scharfenſtein treibe, und wie ſchwer ſie die ganze Umgegend bedrücke. — Sofort gab dieſer Fürſt Befehl, daß eine Abtheilung Schweden ſich mit den Bewohnern der umliegenden Orte vereinige und dieſe Burg zur Nachtzeit überfalle. Freudig hörten die Landbewohner dieſe Nachricht und bewaffneten ſich ſo gut als möglich, doch meiſtentheils mit den Werkzeugen des ſonſt ſo friedlichen Ackerbaues, Gabeln und Dreſchflegeln. — In der größten Stille verſammelte man ſich, und den Kaiſerlichen auf dem Schloſſe zu Scharfenſtein kam auch nicht die geringſte Nachricht zu, welches Schickſal ihnen bevorſtehe.

Nur aus ſiebenzig Mann beſtand die Abtheilung der Schweden, welche das Schloß zu erobern beſtimmt war, aber der Landleute waren wohl dreitauſend, von denen faſt jeder eine Mißhandlung an den Unholden zu rächen hatte, welche ſich auf der Burg befanden. Dieſe war feſt, und deshalb ſchwer das Unternehmen. Da drängte ſich ein Zimmermann hervor und ſprach zu dem ſchwediſchen Hauptmann, welcher den Haufen befehligte:

„Herr! Ich bin in dem nahen Orte Großalbersdorf wohnhaft. Als einer dieſer Barbaren mein Weib mit Gewalt zu ſeiner Lüſte Befriedigung zwang, und ſie ſich dann durch einen Meſſerſtich den Tod gab, da ſchwur ich dieſen Böſewichtern blutige

Rache, und jetzt hat dazu die Stunde geſchlagen, und ſie ſoll beginnen. Mit der Oertlichkeit dieſer Burg bin ich auf das innigſte vertraut und will Euch einen Weg zeigen, auf dem Ihr das Schloß ohne den geringſten Verluſt erobern könnt.“

Freudig nahm der Hauptmann dieſen Vorſchlag an, und der Zimmermann führte nun die Schweden zu einer verborgenen Thür, welche der Beſatzung wahrſcheinlich unbekannt geblieben war, da ſie nicht die geringſte Sicherheitsanſtalt bei derſelben getroffen hatte. Durch dieſe Thür drangen die Schweden mit den Waffen in der Hand in tiefſter Stille in das Innere der Burg ein und fanden, daß die Beſatzung in der größten Sicherheit ſchlief. Die Schweden vertheilten ſich durch das Schloß, und eine Anzahl von ihnen überfiel die ebenfalls in tiefer Sicherheit befindliche Wache am Thore. Die Schildwache rief die Herandringenden an, wurde aber ſogleich niedergeſtochen, und ein gleiches Schickſal hatten auch die übrigen Männer von der Wache, die ſich vertheidigen wollten. —

Nun wurden die Schläfer im Schloſſe überfallen, und faſt alle ohne Gegenwehr im ſorgenloſen Schlafe gemordet. Nur der Hauptmann Bourg hatte ſeine beiden Zimmer, in denen er mit ſeiner Tochter *) wohnte und ſchlief, feſt verſchloſſen, ſo daß er ſeine Waffen ergreifen und ſich zur Wehre ſetzen konnte. Tapfer war dieſe Gegenwehr, und verſchiedene von denen, die ihm am nächſten waren, wurden verwundet. Doch auch er bekam bei dieſer Gegenwehr mehrere

---

*) Die kindliche Liebe hatte dieſe Jungfrau bewogen, die Schrecken des Kriegs nicht zu achten, und ihren Vater in's Feld zu begleiten. A. d. V.

ſtarker Hieb über den rechten Arm machte ihn wehrlos und dem Gefechte ein Ende, da der Hauptmann tödtlich verwundet zur Erde ſank.

Sechzig Mann wurden im Schloſſe bei dieſem Ueberfall ſchonungslos niedergehauen, und wieder andere erwachten von dem Getümmel und ſuchten ſich zu retten. Wohl zwanzig von ihnen gelang es, den Schwertern der mordenden Schweden zu entgehen und hinaus in's Freie zu kommen. Dort glaubten ſie, Rettung zu finden und fanden ebenfalls den Tod, dem ſie entfliehen wollten. Die bisher ſo gemißhandelten Landleute hatten das Schloß im dichten Kreiſe umgeben, und ſie empfingen nun ihre bisherigen Bedränger mit ihren ländlichen Waffen, ſo daß alle unter den gewichtigen Schlägen der Dreſchflegel mit zerſchmettertem Haupte zu Boden ſanken, oder den Geiſt unter zahlloſen Säbelſtichen aushauchten. Keine Bitte wurde von den höchſt erbitterten Landleuten gehört, und keinem der Fliehenden das Leben geſchenkt.

Wieder andere entzogen ſich zwar den Schwertern der Feinde, wurden aber von dieſen verfolgt, und ſahen nun, da bei der Rachewuth der Schweden auch die geringſte Hoffnung auf Schonung verſchwand, keine Wahl vor ſich, als unter den Schwertſtreichen zu fallen oder ſich in den nahe an zweihundert Ellen tiefen Ziehbrunnen zu ſtürzen, welcher ſich auf dem Hofe befand, und dieſen Hinabſturz erwählten Manche.

Endlich waren alle dieſe Racheopfer geſchlachtet, und keiner von den Italiänern lebte mehr, als der ſchwer verwundete Hauptmann und ſeine Tochter, die man nun beide nach Zſchopau brachte, wo der

Vater bald darauf an ſeinen Wunden ſtarb, und die Tochter ſpurlos in der Geſchichte verſchwindet, nachdem ſie die ſterblichen Ueberreſte des Entſeelten in der Stadtkirche hatte zur Ruhe bringen laſſen.

Es ſcheint, daß die Schweden, als ſie mit den Kaiſerlichen fertig waren, die entſeelten Leichname ebenfalls in den Ziehbrunnen geworfen haben; denn als man nach hundert und vierzig Jahren dieſen verſchütteten Brunnen durch Bergleute wieder aufräumen ließ, fand man noch in der Tiefe eine Menge von menſchlichen Ueberreſten und Waffen, welche darauf ſchließen laſſen. Dieſe gefundenen Gebeine wurden nun, als Ueberbleibſel jener längſt vergangenen Zeit, in einem Sarge auf dem Gottesacker zu Großolbersdorf feierlich beerdigt.

Bei dem Kriegszuge, welchen der kaiſerliche Feldherr Holke im folgenden Jahre (1633) durch das Gebirge hielt, beſetzte wieder eine Schaar von dieſem Heere das Schloß Scharfenſtein, doch der ſchwediſche Oberſte Goldſtein eroberte es abermals und ließ die ganze Beſatzung niederhauen.

30.

Scenen aus dem Leben Friedrichs des Tapfern.

2) Friedrichs Kämpfe für die öffentliche Ruhe und Sicherheit.

Nach dem Tode ſeines Vaters, Friedrichs des Strengen, (2. Feb. 1349) beſtieg der Markgraf Friedrich der Tapfere deſſen Wunden, und ein, und ihm wurde zugleich von den Ständen des Landes die Vormundſchaft mit über ſeine Brüder, Balthaſar und Wilhelm, übertragen, und dieſe Alleinregierung währete an zwanzig Jahre lang, wurde aber von dieſem Fürſten mit ſolcher Weisheit geführt, daß ſich weder ſeine Brüder noch die Unterthanen zu beſchweren Urſache hatten.

Zu jener Zeit herrſchte der Kaiſer Carl *IV*. über das deutſche Reich und ſuchte die Städte und Schlöſſer, die ehedem zu ſeinem Erbreiche Böhmen gehört hatten, im Laufe der Zeit aber davon abgekommen waren, wieder an ſich zu bringen. Dieſes traf denn nun auch Heinrich Reuß, Vogt zu Plauen, dieſer aber widerſetzte ſich mit Kraft, und als es ihm gelungen war, ſich gegen die Angriffe der Böhmen zu behaupten, wurde er übermüthig und griff auch den Markgraf Friedrich von Meißen an, da er dieſem Fürſten in's Land fiel, und von demſelben einige Städte erobern wollte. Dieſes geſchah im Jahre 1356; doch im folgenden Jahre wurde er vom Markgrafen mit Krieg überzogen, und dieſer tapfere Fürſt eroberte Ziegenrück, Ronneburg, Stein, Weida und noch andere Schlöſſer mehr; Reuß aber wurde hierüber ſo hoch erbittert, daß er die Hauptleute, welche dieſe Städte und Burgen übergeben hatten, in eine Scheune ſperren und dieſe anzünden ließ, ſo daß die Unglücklichen des ſchrecklichſten Todes ſterben mußten, ohne daß ihr Herr dadurch das Verlorne wieder erhalten hätte.

Der Markgraf hatte das Städtchen Kindelbrück an den Grafen von Beichling verpfändet, doch mit dem Bedinge, daß er die Bürger bei ihren Freiheiten laſſen ſollte. Gegen dieſe Bedingung handelte aber der Graf ſehr oft, und die Bürger beſchwerten ſich deshalb bei dem Markgrafen, welcher ihn ernſtlich darüber zur Rede ſetzte. Der Graf wurde hierüber ſehr entrüſtet, erbat ſich von den Reichsſtädten Mühlhauſen und Nordhauſen einige Reiterſchaaren, vereinigte dieſe mit den ſeinigen und zog mit denſelben nach Kindelbrück, wo er als der ärgſte Feind verfuhr. Viele Bürger wurden gemordet, und die Stadt geplündert. Die Einwohner flüchteten ſich in die Kirche, und als die Reiter auch in dieſe eindringen wollten, ſetzten ſich die in derſelben befindlichen Bürger zur Wehre, ſo daß die Angreifenden zurückweichen mußten. — Ueber dieſe Gegenwehr ganz außer ſich gebracht, befahl der Graf, die Kirche anzuzünden, und nun wurden die in dieſes Aſyl geflüchteten Unglücklichen entweder ein Raub der Flammen, oder ſie wurden, wenn ſie ſich aus denſelben herauswagten, gefangen genommen und auf die Burg Beichlingen geführt, wo ſie in die Burgverließe geworfen wurden. Kaum erfuhr der Markgraf dieſe Greuelthat, als er auch den Grafen von Beichling zwang, die Gefangenen loszugeben, und überdies nahm er ihm auch die verpfändete Stadt Kindelbrück wieder ab, ohne ihm die Pfandſumme zurückzuzahlen; denn er gab dieſe den Einwohnern dieſer Stadt, ihren Schaden einigermaßen zu erſetzen. Die Städte Mühlhauſen und Nordhauſen mußten ihm nicht minder für ihre Theilnahme eine Geldſumme erlegen, die er großmüthig ebenfalls zum größten Theil den armen Kindelbrückern überließ.

Durch dieſe ſtrenge Handlung der Gerechtigkeit machte ſich der Markgraf in Thüringen einen gefürchteten Namen, und man ſcheuete ſich, ihm entgegenzutreten.

Der Abt zu Fulda, **Heinrich von Craleck**, ein ſehr ſtolzer Prälat, wurde von den beiden Landgrafen von Thüringen und Heſſen ermahnt, ſeinen Vaſallen, den Rittern des Fuldaer Landes, die Räubereien zu verwehren, deren ſie ſich ſo oft ſchuldig machten. Der hoffärtige Prieſter hätte leicht erachten können, daß dieſe beiden Fürſten ihm zu mächtig wären, und ſich daher dieſem an ſich billigen Begehren fügen ſollen; allein er war ſo vom Stolze verblendet, daß er auf die an ihn ergangene Mahnung eine ſchimpfliche Antwort gab, jedoch ſehr bald die Wirkung davon empfand. Beide Fürſten verſammelten ihre Kriegsſchaaren und fielen dem Abt von zwei Seiten her in's Land, wovon ſie ſchnell einen großen Theil eroberten. Hierdurch kam der hochfahrende Prälat zur Beſinnung und ſuchte den Frieden, den er zwar fand, aber doch mit verſchiedenen Opfern erkaufen mußte. Dieſe Fehde fand im Jahre 1361 ſtatt.

Nach wenig Jahren mußte der Markgraf **Friedrich** zum Schutz der öffentlichen Sicherheit abermals zu Felde ziehen und endigte auch dieſen Krieg mit Ehren.

Der Herzog **Albrecht von Braunſchweig** verlachte ebenfalls das an ihn gerichtete Begehren, ſeinen Vaſallen, den Rittern, welche auf dem Harzgebirge ihre Burgen hatten, das Rauben durch Wegelagerung nicht zu geſtatten, und der Markgraf war dieſes ſeinen Unterthanen um ſo mehr ſchuldig, als dieſer Raub verſchiedene Kaufleute ſeines Landes betroffen hatte, und auch die Leipziger Meſſen durch dieſe Unſicherheit der Straßen gefährdet wurden. —

Der Markgraf Friedrich ſchrieb deshalb an den Herzog, und ſchickte ihm dieſen Brief durch einen Geſandten. Der Herzog war jedoch ſo unklug, nicht allein auf das Begehren des Markgrafen nicht die geringſte Rückſicht zu nehmen, ſondern auch den Geſandten auf das bitterſte zu verhöhnen und ſich der ſchimpflichen Aeußerung zu bedienen: „Ich werde mein Land wohl behaupten, und wenn es drei Tage lang Fürſten von Thüringen und Meißen ſchneiete. Wer aber ſeinen Feind verachtet, iſt ſchon halb beſiegt; ſo auch hier, und der ſtolze Herzog machte eine bittere Erfahrung ob dieſer Wahrheit.

Der Markgraf durfte dieſen Schimpf für ſeine fürſtliche Ehre nicht ungerochen laſſen, er zog daher ein Heer von 18,000 Mann *) zuſammen und fiel damit in das Land des Herzogs ein, indem er bald einige Städte und Burgen erobert hatte. — Endlich galt es der Stadt Einbeck, welche von dem meißniſchen Heere belagert wurde. Dieſe Stadt war jedoch ſtark beſetzt und die Belagerung zog ſich nicht allein in die Länge, ſie nahm ſelbſt einen ungünſtigen Ausgang für die Belagerer.

Bis jetzt hatten allein Körperkraft und Tapferkeit im Kriege gegolten; allein es nahete ſich nun die Zeit, wo ſie nur untergeordnete Rollen zugetheilt erhielten. Schon hatte der Mönch Schwarz ſeine große Erfindung gemacht, die Anwendung davon aber

---

*) Verſchiedene alte Schriftſteller wollen ſogar: es ſey 28,000 Mann ſtark geweſen, was aber bei Vergleichung der gewöhnlichen Heeresſtärke in jener Zeit eine ungewöhnlich große Zahl für das Heer eines deutſchen Fürſten wäre.

A. d. E.

für den Krieg war noch in ihrer früheſten Kindheit, und die Maſchinen, durch welche dieſe Erfindung angewendet wurde, gehörten unter die Seltenheiten, gewährten aber eine große Ueberlegenheit über die, welche keine derſelben beſaßen: weil auch der tapferſte Mann nicht vor der Wirkung dieſer Geſchütze ſicher ſtand. Dieſes war hier der Fall, da die belagerte Stadt eine ſolche Donnerbüchſe beſaß, und durch dieſelbe viel Schaden im Lager der Belagerer anrichtete, ja ſogar eine von den Urſachen wurde, welche die Aufhebung der Belagerung herbeiführten. Das Heer zog ſich zwar von dieſer Stadt zurück, allein es breitete ſich an andern Orten im Lande aus, und viele Dörfer loderten deßhalb, weil ihr Herr ſich unklugen Hohn erlaubt hatte, in Flammen auf. Dieſe Verwüſtungen brachten endlich den Herzog zu dem Entſchluß, um Frieden zu bitten, der ihm aber nur unter der Bedingung gewährt wurde, daß er die Kriegskoſten bezahlte, und die von ſeinen Raubrittern geplünderten Kaufleute entſchädigte. —

Als dieſer Vergleich geſchloſſen war, zog das markgräfliche Heer wieder heim, behielt jedoch noch einige Schlöſſer beſetzt, weil der Markgraf dem Herzog nicht trauete. Bald ging dieſe Ahnung in Wirklichkeit über, weil einige Wagen, die der Markgraf in die beſetzten Burgen ſendete, durch die Braunſchweiger geplündert, und die Reiſigen, welche ſie begleiteten, entwaffnet wurden. Hierüber wurde nun dieſer Fürſt höchſt entrüſtet, und kam abermals mit einem Heere in das Land, wo der Krieg von neuem entbrannte, und der Herzog allenthalben in Nachtheil gerieth, da er der Mindermächtige war. Noch einmal bat er um Frieden und betheuerte, daß er von jener Plünderung und Entwaffnung nichts wiſſe. Der Markgraf war jedoch über jenen Treubruch ſo erzürnt, daß er die Geſandten gar nicht hören wollte, und mit der größten Mühe kam es endlich dahin, daß der Herzog gelobte, ſich perſönlich in Eiſenach zu ſtellen, und hier wurde endlich der Friede völlig geſchloſſen.

So kämpfte dieſer Fürſt beharrlich für die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit, und ſchon deshalb verdient er ein ehrenvolles Angedenken. Da wir nun aber bereits im *III.* Bande dieſes Werks, S. 162 ff., einen kurzen Abriß von der Geſchichte dieſes Fürſten gegeben haben, ſo waren es dieſe Kämpfe nur allein, welche noch zu ſchildern übrig waren, und mit ihnen iſt nun der Cyclus von den Scenen aus dem Leben deſſelben geſchloſſen.

31.

Der Herzog Johannes von Weimar ſtirbt.

(S. 18. Juli.)

Dieſer Fürſt war der zweite Sohn des Herzogs Johann Wilhelm, ſo wie der Enkel des ehemaligen Kurfürſten Johann Friedrich, und am 22. Mai 1570 in Torgau geboren. Es iſt derſelbe beſonders auch dadurch merkwürdig, daß er als der Stammvater des gegenwärtigen Hauſes Sachſen, Erneſtiniſcher Linie, anzuſehen iſt, da die übrigen ältern Linien ſämmtlich abgeſtorben ſind.

In der Jugend ſchon verlor er ſeinen Vater, als er kaum drei Jahre alt war, und ſeine Mutter nannte ihn nur das Gnadenkind, indem ſie ſeit einigen Jahren nicht Mutter geworden war, als ſie dieſen Sohn gebar. —

Als der Herzog Johann Wilhelm ſtarb, kam dieſer ſein minderjähriger Sohn unter die Vormundſchaft des Kurfürſten Auguſt, und dieſer ſorgte nun, in Gemeinſchaft mit der Mutter des Prinzen, dafür, daß derſelbe eine gute Erziehung erhielt, und von ſeinem Inſtructor, dem *D.* Virgilius Pingiſſer, vortrefflich unterrichtet wurde. Im Jahre 1584 ging der Prinz mit dieſem ſeinem Lehrer nach Dresden, wo er bis zum Jahre 1588 blieb, nachdem er für ſeinen Vetter, den Kurfürſten Chriſtian *I.* am Throne des Kaiſers Rudolph *II.* die Lehen empfangen und auch im folgenden Jahre (1587) eine Reiſe nach Naumburg gemacht hatte, die Erbvereinigung und Erbverbrüderung zwiſchen Sachſen, Brandenburg und Heſſen zu erneuern. Dann waren die folgenden beiden Jahre einer Reiſe gewidmet, wo aber auch dieſer junge Fürſt ſeinen gefangenen Vetter, Johann Friedrich, in Neuſtadt beſuchte und dann wieder heimkehrte.

Als der ältere Bruder Friedrich Wilhelm nach dem Abſterben des Kurfürſten Chriſtian *I.* die Adminiſtration der Kur-Sachſen, mit der Vormundſchaft über den minderjährigen Prinzen Chriſtian übernahm, verlegte er ſeine Reſidenz nach Torgau, der Herzog Johannes aber behielt die ſeinige in Weimar, bis er am 29. März 1592 ſeine Mutter durch den Tod verloren hatte, worauf er ſich nach Altenburg wendete, nachdem ihm ſein Bruder am 1. Nov. des nur gedachten Jahres die Aemter Altenburg, Ronneburg und Eiſenberg nebſt Zubehör abgetreten hatte.

Dieſes Jahr war aber auch ſonſt noch eins der wichtigſten für dieſen jungen Fürſten; denn er lernte in demſelben eine der edelſten deutſchen Fürſtentöchter, die Prinzeſſin Dorothea Maria, Tochter des Fürſten Joachim Ernſt von Anhalt, kennen, und zwei verwandte Herzen fanden ſich zum glücklichſten Bunde zuſammen, welcher am 7. Jan. 1593 in Altenburg durch prieſterliche Einſegnung geſchloſſen wurde. Dieſe Ehe war eine der geſegnetſten, denn zwölf Kinder entſproſſen binnen vierzehn Jahren aus derſelben, wovon bei des Vaters Ableben acht Prinzen am Leben ſich befanden. Leider wurde dieſes ſo glückliche Bündniß ſchon am 31. October 1605 durch den Tod wieder aufgelöſt, obſchon der Herzog Johannes erſt im ſechs und dreißigſten Lebensjahre und alſo in der ſchönſten Blüthe des männlichen Alters ſtand. Das Band, welches dieſe glückliche Fürſtenfamilie umſchlang, welche neben dem Glanze fürſtlicher Hoheit auch zugleich die Glückſeligkeit des häuslichen Privatlebens empfand, ſchien das feſteſte zu ſeyn, und noch lange keine Trennung beſorgen zu laſſen. Die Geburt ſo vieler Söhne verſcheuchte jede Sorge wegen Sicherſtellung der Nachfolge. Die Eltern fühlten ſich im Kreiſe ihrer Kinder glücklich, beſonders als ſich bei den ältern Söhnen ſchon ſo manches Talent zu entwickeln begann, und manche Andeutungen den großen Geiſt verriethen, der ihnen durch eine Reihe erlauchter Vorfahren angeerbt war. Der glückliche Vater empfand ſchon die Freude, durch ſeine Kinder den Glanz ſeines Hauſes vermehrt zu ſehen, und ſeine noch frühen Jahre, ſo wie die vortreffliche Beſchaffenheit ſeines Körpers ließen ſeiner Familie die gewiſſe Hoffnung ſchöpfen, noch lange des Glückes genießen zu können, ſie unter der weiſen Anführung ihres Vaters die erſte Laufbahn ihres Lebens vollenden zu ſehen. — Mit dieſen Wünſchen des fürſtlichen Hauſes vereinigten ſich die der Unterthanen, welche in ihrem Fürſten zugleich ihren Vater verehrten, und mit Inbrunſt die Erhaltung ihres Wohlthäters von der Vorſicht erflehten. Allein plötzlich wurden alle dieſe Hoffnungen und freudigen Erwartungen zernichtet. — Eine Wolke verhüllte die Glückſeligkeit des Landes und verwandelte die Freude in Trauern. — Der Herr über Leben und Tod rief den guten Vater ſeines Landes zu ſich, und er ſank in den ſchönſten, kraftvollſten Jahren ſeines Lebens in's Grab. —

Schon ſeit einiger Zeit hatte der Herzog an Milzbeſchwerden viel gelitten, und dieſes Uebel nahm plötzlich ſo ſehr überhand, daß alle Hoffnung ſchwand, ihn noch länger am Leben zu erhalten.

Der 31. October 1605 war alſo der Tag, an dem, nach Gottes Willen, ein Fürſt von der Erde ſchied, der eben ſo guter Gatte und Familienvater, als Vater und Verſorger ſeines Landes war.

Weinend knieten ſeine Gemahlin und Kinder an ſeinem Sterbelager und empfingen ſeinen Segen. Gefaßt und mit dem Muthe, der des wahren Chriſten Theil im Sterben iſt, nahm er von den Seinen Abſchied, ermahnte ſie, Gott zu fürchten und Recht zu thun, all' ihr Lebenlang. Dann befahl er ſeine Seele Gott, und nach einem kurzen Kampfe rang ſie ſich von dem ſterblichen Körper los und ſchwang ſich auf zu Dem, der jede gute That des kurzen Erdenlebens lohnt, durch des Himmels Freude in Ewigkeit. —

Nur auf fünf und dreißig Jahre, fünf Monate und eilf Tage hatte ſich das Leben dieſes Fürſten erſtreckt, und dennoch war der Tag ſeines Todes ein allgemeiner Trauertag für das ganze Land dieſes Fürſten: denn allgemein wurde es gefühlt, was man an ihm verloren hatte.

Wie nun die gute Mutter Dorothea Maria ſich benommen, und wie ſie dem Lande, ſo wie ihren Kindern, eine treffliche Leiterin und das Vorbild zum Guten geweſen, haben wir bereits im Tagsabſchnitte des 18. Juli erzählt (S. *III.* Bd. S. 110) und wollen uns darauf beziehen.

Hiſtoriſche Miſcellen.

Am 22. October 1776 wurde der allgemeine Reichskalender in Sachſen eingeführt.

Der 23. October 1591 iſt der merkwürdige Tag, an dem ein bisher in Sachſen hochmächtig geweſener Mann, der Canzler *D.* Crell, verhaftet wurde. Wohl an zehn Jahre ſaß er auf dem Königſtein, und dann wurde er am 9. Oct. 1601 mit dem Schwerte hingerichtet.

Am 24. October 1673 wurde in Sachſen der erſte Buß-Bet- und Faſttag gehalten.

Am 25. October 1569 hat der Kurfürſt Auguſt von Sachſen den Dresdner Superintendent Daniel Greſer zum Gevatter.

Inhalt des fünften Bandes.

Monat September und October.

I. Heft, 1. bis 10. September.

1. Gefährliches Wagſtück König Carls XII. bei ſeinem Abzuge aus Sachſen. Seite 3.
2. Die ſächſiſche Armee rückt in's Lager bei Pirna. S. 7.
3. Der Großherzog Carl Auguſt von Weimar wird geboren. S. 10.
4. Die Kaiſerlichen in Dippoldiswalda. (Nachtrag zu den im IV. Bande enthaltenen Scenen aus Holkens Vernichtungszuge durch Sachſen.) S. 16.
Johann Adolph II., Herzog von Sachſen-Weißenfels, wird geboren. S. 19.
5. Der Kurfürſt Johann Georg I. belagert und erobert die Stadt Bautzen. S. 23.
6. Die Schlacht bei Breitenfeld wird vorbereitet. S. 30. (Mit Abbildung.)
7. Die Schlacht bei Breitenfeld entſcheidet Sachſens Schickſal. (Fortſetzung.) S. 41.
8. Die Schlacht bei Breitenfeld entſcheidet Sachſens Schickſal. (Beſchluß.) S. 50.
9. Die Preußen rücken in Dresden ein. (S. 2. Sept.) S. 53.
10. Die fröhliche Wiederkunft. (Fortſetzung vom 23. Mai, ſ. den III. Bd. S. 139.) S. 59.

II. Heft, 11. bis 20. September.

11. Ludwig der Heilige, Landgraf in Thüringen. S. 65.
12. Scenen aus dem Leben des Herzogs von Sachſen, Albrecht des Beherzten. 5) Der Herzog Albrecht ſtirbt. (Mit Abbildung.) S. 73.
13. Die Stadt Leipzig wird von den Sachſen wieder erobert. — Nächſte Folgen der Schlacht von Breitenfeld. S. 81.
14. Naumburg wird vergebens von den Schweden belagert. S. 84.
15. Barbara Welling. Ein Gemälde aus dem 17. Jahrhundert. S. 88.
16. Barbara Welling. (Beſchluß.) S. 95.
17. Des Herzogs von Sachſen, Wilhelm III. mit dem Zunamen des Tapfern, letzte Lebensjahre. Er ſtirbt in Weimar am 17. September 1482. S. 102.
18. Nachgrabungen in den Ruinen des Kloſters Alten-Celle, vom 21. Aug. bis 18. Sept. 1676. (Fortſetzung und Beſchluß von S. 254 im III. Bde. d. W.) S. 106.
19. Der Herzog Johann Georg von Sachſen-Eiſenach ſtirbt plötzlich auf der Jagd, am 19. Sept. 1686. S. 117.
20. Oswald Barthel. S. 122.

III. Heft, 21. bis 30. September.

21. Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege. 1) Der Herzog Wilhelm von Weimar nimmt Erfurt durch Ueberrumpelung ein, am 21. Septbr. 1631. S. 129.

22. Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege. 2) Der König von Schweden zieht in Erfurt ein. (Fortſetzung des Vorigen.) S. 135.

23. Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege. 3) Das Pirnaiſche Elend. (Fortſetzung vom 23. April Bd. II. S. 324—335.) S. 143.

24. Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege. 4) Das Pirnaiſche Elend. — Die Stadt wird endlich davon erlöſt. (Fortſezzung des vor. Abſchnittes.) S. 148.

25. Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege. 5) Chemnitz wird belagert und erobert. (Fortſ. vom 25. Aug.) S. 156.

26. Der Leibchirurgus Johann Friedrich Weiß. S. 160.

27. Die Einfälle der Huſſiten in Sachſen. Ein Gemälde der Vorzeit. (Fünfte Abtheilung.) (Mit Abbildung.) S. 169.

28. Der Tod der beiden Prokope und die Niederlage ihres Heeres verurſacht das Ende des Huſſitenkrieges. (Beſchluß des Vorigen.) S. 175.

29. Das unheilsvolle Kirchweihfeſt zu Erfurt 1510. S. 181.

30. Das unheilsvolle Kirchweihfeſt zu Erfurt 1510. (Beſchluß.) S. 187.

IV. Heft, 1. bis 10. October.

1. Die Burgfrau von Kriebſtein. Ein Seitenſtück zu den Weibern von Weinsberg. (Mit Abbildung.) (Erſte Abtheilung.) S. 193.

2. Die Burgfrau von Kriebſtein. (Zweite Abtheilung.) S. 199.

3. Die Burgfrau von Kriebſtein. (Dritte Abtheilung.) S. 204.

4. Mord aus Mißbrauch der Studentenfreiheit. S. 216.

5. Die Grabſchrift auf einem Paukenfelle in der Kirche zu Podelwitz. S. 221.

6. Scenen aus dem Leben Friedrichs des Tapfern. 1) Die Jugend dieſes Fürſten und ſeine Vermählung. S. 226.

7. Der Prinz Friedrich Auguſt wird geboren am 7. October 1696. S. 232.

8. Die letzten Jahre des Kurfürſten Johann Georg I. — Sein Ableben und Begräbniß. S. 235.

9. Gemälde aus dem dreißigjährigen Kriege. 3) Der Herzog Wilhelm von Weimar und ſein Wirken in Erfurt, als Generallieutenant des Königs von Schweden. Betragen ſeiner Völker gegen die Einwohner dieſer Stadt. S. 241.

10. Die Sachſen bei Brzesc. Eine Scene aus dem denkwürdigen Feldzuge von 1812. S. 247.

Drei Anekdoten aus dem Jagdleben des Kurfürſten Johann Georgs I. S. 253.

V. Heft, 11. bis 21. October.

11. Der Straßenraub. S. 257.

12. Die feindlichen Brüder. I. Die Feindſchaft der Brüder wird durch die Landestheilung begründet. S. 259.

13. Die feindlichen Brüder. II. Das geſtörte Hochzeitfeſt. (Mit Abbildung.) S. 265.

14. Die feindlichen Brüder. III. Des Bruderkrieges Flamme lodert empor. S. 273.

15. Die feindlichen Brüder. IV. Glänzendes Beiſpiel von Bürgertreue. S. 281.

16. Die feindlichen Brüder. V. Verwüſtungen des Krieges. S. 289.

17. Die feindlichen Brüder. VI. Die Zerſtörung von Gera. S. 294.

18. Die feindlichen Brüder. VII. Nemeſis erreicht Apeln von Vitzthum. S. 299.

19. Die feindlichen Brüder. VIII. Verſöhnung. (Mit Abbildung.) S. 305.

20. Aechte hochherzige Treue opfert ſelbſt das eigne Leben. S. 311.

21. Der Junker von Miltitz, Burgherr von Scharfenberg. Eine Tradition. S. 315.

VI. Heft, 22. bis 31. October.

22. Der Stein bei Reifland, als Denkmal der letzten Peſt, welche das Sachſenland entvölkerte. Eine Tradition. S. 321.

23. Der Schutzgeiſt des Oybins. Eine Sage. I. Der Oybin und ſeine Vorzeit. S. 328.

24. Der Schutzgeiſt des Oybins. Eine Sage. II. Der Landvogt Berka von Duba und ſeine Tochter. S. 333.

25. Die Sachſen dringen in Böhmen ein und erobern dieſes Land. S. 344.

26. Die wilden Thiere in den Urwäldern des Erzgebirges. S. 349.

27. Die wilden Thiere in den Urwäldern des Erzgebirges. (Fortſetzung.) S. 357.

28. Gemälde aus dem dreißigjährigen Kriege. 4) Die Kaiſerlichen in Marienberg. (Fortſetzung vom 24. Aug und 9. October.) S. 360.

29. Gemälde aus dem dreißigjährigen Kriege. 5) Die Kaiſerlichen in Scharfenſtein. (Fortſetzung des Vorigen.) S. 364.

30. Scenen aus dem Leben Friedrichs des Tapfern. 2) Friedrichs Kämpfe für die öffentliche Ruhe und Sicherheit. S. 371.

31. Der Herzog Johannes von Weimar ſtirbt. (S. 18. Juli.) S. 377.

Historiſcher Bilderſaal
der Sächſiſchen Geſchichte

für

alle Tage im Jahre

von

A. Textor.

Sechſter Band. Monat November und December.

Meißen,
bei C. E. Klinkicht und Sohn.
1837.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
BERLIN

1.

Der Herzog Heinrich von Sachſen, genannt der Vogelſteller.

Einſt, zur Zeit des Herzogs Heinrich von Sachſen, den die Geſchichte den Vogelſteller nennt, lebte ein Graf von Wettin, Dittmar oder Dietrich war ſein Name, und ſeine Tapferkeit machte ihn dem Herzoge doppelt werth.

Zu jener Zeit ſaß der Kaiſer Conrad auf dem Throne, und dieſer haßte den Herzog Heinrich und ſeine Sachſen, denn nur dieſes Volkes Tapferkeit und Starrſinn allein verhinderte den Kaiſer, die Alleinherrſchaft über Deutſchland zu erringen, dieſes aber war Urſache genug zum unvergänglichen Haſſe des Kaiſers. — Gern würde er dieſen Haß im Blute der Sachſen und ihres Herzogs befriedigt haben, allein dieſes Volk war zu furchtbar durch ſeine Anzahl und Tapferkeit, als daß es der Kaiſer hätte wagen ſollen, zu viel auf das Spiel zu ſetzen; was alſo die Gewalt nicht vermochte, ſollte durch Liſt und heimtückiſche Bosheit erreicht werden, und dazu ſchien jedes Mittel erlaubt.

Zu jener Zeit ſaß Hatto, dieſer Schandfleck des geiſtlichen Standes, ja ſelbſt der ganze Menſchheit, auf dem erzbiſchöflichen Throne, und es war ebenderſelbe Prieſter, der ſich ſchon durch eine Schandthat der erſten Größe den Fluch aller Rechtſchaffenen zugezogen hatte. Der Graf Albrecht von Babenberg, der Letzte dieſes alten Geſchlechts, lebte mit dem Kaiſer in Unfrieden, und dieſer that ihn in die Acht, zog auch mit einem Heere vor die unüberwindliche Veſte, in welcher ſich der Graf aufhielt, und dieſe wurde nunmehr vom Heere des Kaiſers umlagert. Lange währte dieſe Einſchließung, und noch war nicht die geringſte Hoffnung zur Eroberung vorhanden, weil die Belagerten mit Lebensmitteln im Ueberfluſſe verſehen waren. Da erbot ſich der Erzbiſchof Hatto, den Grafen in die Hände des Kaiſers zu liefern, und dieſer war darüber hoch erfreut, weil er ſchon den Beſchluß gefaßt hatte, dieſe Belagerung aufzuheben, da ſich der Winter nahete, und das kaiſerliche Heer Mangel an Lebensmitteln litt.

Der Erzbiſchof ließ ſein Roß ſatteln und ritt, nur von einem Trompeter begleitet, der eine weiße Fahne trug, bis an den Fuß des Felſens, auf deſſen ſteilem Gipfel die Babenburg thronte. Hier ſtiegen beide ab, und der Trompeter ſtieß in ſeine Trompete, Einlaß in der Burg dadurch fordernd. Die weiße Fahne nahm der Erzbiſchof ſelbſt, und ſo klimmten die beiden den ſteilen Weg zur Burg hinan, wo ſie eingelaſſen wurden. In einem Geſpräch, welches der geiſtliche Herr mit dem Grafen hielt, wußte er dieſen mit Schlangenliſt zu überzeugen, daß er ſich ohne Beſorgniß in das kaiſerliche Lager begeben und dort der beſten Aufnahme verſichert ſeyn könne. Dabei ſchwur dieſer Pfaffe einen ſchweren Eid, ihn wohlbehalten wieder auf die Burg zurückzubringen. Der Graf ließ ſich durch dieſen Eid überreden und glaubte dem Erzbiſchofe, welcher nun darauf drang, daß ſie beide ſogleich den Weg nach dem kaiſerlichen Lager anträten, und wiederholte ſeinen Eid. — Der Graf war gläubig und ſie gingen. Kaum waren ſie die Hälfte des Weges hinab, als der Erzbiſchof klagte: er befände ſich übel, weil er im Eifer, den Grafen mit dem Kaiſer zu verſöhnen, vergeſſen habe, ſein gewöhnliches Frühſtück zu ſich zu nehmen. Der Graf lud ihn ein, dieſen Mangel zu erſetzen und mit ihm umzukehren. Dieſes ließ ſich der argliſtige Pfaffe gefallen, und beide kehrten nun nach der Burg zurück, wo der Erzbiſchof ein reichliches Frühſtück genoß. Dann begab er ſich mit dem Grafen wieder auf den Weg, und beide kamen glücklich im kaiſerlichen Lager an, wo ſie nach dem Zelte des Kaiſers gingen. Der Erzbiſchof ging hinein, den Grafen zu melden, und dieſer wartete außen ganz unbeſorgt, als er plötzlich von der Leibwache des Kaiſers überfallen, niedergeworfen und gebunden wurde. Man brachte ihn vor den Kaiſer, wo ihm das Todesurtheil geſprochen und er auch ſogleich zur Vollziehung deſſelben abgeführt wurde. Der Erzbiſchof ſtand neben dem Kaiſer, und der Graf erinnerte ihn mit harten Worten an ſeinen Eid. „Dieſen habe ich redlich gehalten, — antwortete der Pfaff mit bitterm Hohn, — habe ich Euch nicht, ſo wie ich Euch verſicherte, wieder nach der Burg zurückgebracht? Daß Ihr das zweitemal mit mir ginget, geſchah auf Eure eigne Gefahr. Da ſehet nun zu, ich habe keinen Theil daran!“ — Und der betrogene Graf blutete in der nächſten Viertelſtunde unter dem Henkerſchwerte.

Die Leſer kennen nun dieſen hochunwürdigen

Herrn und ſollen ſogleich noch einen andern ſeiner Streiche erfahren, der aber, glücklicher Weiſe, nur beim Verſuche ſtehen blieb.

Der Kaiſer Conrad hatte dem Herzog Heinrich die Lehn mit ſeinen Ländern verweigert und machte Bedingungen deshalb, die Heinrich nicht eingehen wollte. Die Macht des Herzogs war jedoch der des Kaiſers ziemlich gleich, und deshalb fürchtete dieſer den tapfern Sachſenfürſten und machte Verſuche, die Macht deſſelben zu brechen, der Erzbiſchof Hatto aber dachte auf einen Streich, ſich des Herzogs ganz zu entledigen.

Der Goldſchmid, welcher für den Kaiſer ſchon verſchiedene einträgliche Arbeiten durch den Erzbiſchof erhalten hatte, war dieſem ſehr ergeben, und auf dieſe Ergebenheit bauete nun der Argliſtige ſeinen Plan zum Verderben des Herzogs. Bei dem Goldſchmide wurde nun ein ſilbernes und vergoldetes Halsband beſtellt. Dieſes ſollte inwendig mit einem beſondern Gifte überzogen werden, welches durch die natürliche Hautwärme zur Wirkſamkeit gebracht werden ſollte, dann aber ohnfehlbar tödtlich werden mußte. Schon war das Halsband fertig, als der Erzbiſchof, im frohen Gefühl, ſeine Edelthat gelingen zu ſehen, dieſes Halsband in die Hand nahm, und halb laut vor ſich murmelte: „Wie ſchön biſt du von außen, und trägſt doch den Tod in deinem Innern. — Stolzer Heinrich! lege dann dies Halsband um und ſtirb!" — Dieſe Worte hatte der Goldſchmid verſtanden und ſchloß mit Recht auf eine Uebelthat, die der Erzbiſchof begehen wollte, und daß er dazu fähig war, war allgemein bekannt. Der Herzog Heinrich war wegen ſeines Hochſinnes und ſeiner Tapferkeit von der ganzen deutſchen Nation geachtet, und man empfand es, daß nur er allein den Kaiſer an der Allgewalt des Selbſtherrſchers hinderte. Dieſes erwog der Goldſchmid ebenfalls und beſchloß, den Herzog zu warnen, that dieſes auch gerade zur rechten Zeit; denn kaum hatte er den Herzog wieder verlaſſen, als der vertraute Kämmerling des Kaiſers kam, und dieſem Fürſten das vergiftete Halsband als ein Geſchenk ſeines Herrn brachte und ihn bat, daſſelbe als ein Zeichen ſeiner beſondern Huld anzuſehen. — Kaum konnte der Herzog an ſich halten, als er dieſen Beweis der Schändlichkeit in ſeinen Händen hatte. Doch er überwand ſeinen Groll und entließ den Kämmerling mit einem Geſchenke. Um nun aber dem hinterliſtigen, ſchändlichen Hatto es fühlen zu laſſen, daß er von ſeiner Schandthat Wiſſenſchaft habe, ſendete er dieſes Halsband an den Erzbiſchof, nur mit den ſchriftlichen Worten: „Mein Hals iſt ſo weich als der des Grafen Albert von Babenberg!" —

Hierdurch war jedoch die Rache des Herzogs noch nicht geſättigt, ſondern er fiel in das Erzbisthum ein, welches er größtentheils eroberte.

Nicht lange mehr weilte der ſchändliche Prieſter auf der Erde, und bald forderte ihn ein Blitzſtrahl, der ihn traf, vor Gottes Gericht, wo er nun die Strafe für ſein böſes Leben empfing. — Ein Gerücht, welches dazumal allgemein umlief, behauptete: der Teufel habe den Körper dieſes Ruchloſen geholt, und ihn in den Krater des Aetna geworfen, weil man ihn nicht mehr an der Stelle fand, wo ihn der Blitz getroffen hatte; wie aber, die Genoſſen eines weit ſpätern und in den

Kenntniſſen viel weiter vorgeſchrittenen Jahrhunderts wiſſen, daß es recht wohl möglich ſey, daß ein menſchlicher, vom Blitz getroffener Körper in einem Augenblicke durch die Macht deſſelben ſpurlos verzehrt werden könne. —

Der Rachekrieg des Herzogs gegen den Erzbiſchof gab dem Kaiſer Gelegenheit, ſich ebenfalls gegen dieſen Fürſten zu erklären, und es kam zwiſchen ihnen zu einem Kriege, in deſſen Folge bei Merſeburg eine ſo große Schlacht geliefert wurde, daß es bei den Genoſſen jener Zeit zum Sprichwort wurde, zu ſagen: „Wo wird man eine ſo große Hölle finden, welche die Seelen der Erſchlagenen aufnehmen kann.“

Der Erfolg der Schlacht war unentſchieden geblieben, und beide Theile zogen ſich zurück. Doch der Kaiſer war nicht allein durch eignes Land und Leute mächtig, ſondern er fand auch, als Reichsoberhaupt, leicht Bundesgenoſſen, die ihm mit ihrer Macht zuzogen, ſo daß er bald nach der Schlacht ſeinen Bruder, den Herzog Eberhard von Franken, mit einem neuen Heere gegen den Herzog Heinrich ſenden konnte, als dieſer noch beſchäftigt war, den in der Schlacht bei Merſeburg erlittnen Verluſt wieder zu ergänzen. — Dieſer Einfall in das Sachſenland geſchah ganz unverhofft, und man fand den Herzog unvorbereitet, ſo daß er kaum Zeit hatte, ſich mit den Kriegsſchaaren, die ſich bei ihm befanden, in die feſte Stadt Gröningen bei Halberſtadt zu werfen. Dieſe Veſte wurde nun von den Franken umlagert; doch hatten ſie auf der einen Seite nicht alle Päſſe auf das genaueſte beſetzt, ſo daß der Graf Dittmar von Wettin ganz unerhofft in Gröningen erſchien.

2.

Der Herzog Heinrich von Sachſen, genannt der Vogelſteller.

(Schluß.)

Eben hatte der Herzog Eberhard Geſandte in die belagerte Veſte geſchickt, den Herzog Heinrich aufzufordern, ſich dem Kaiſer zu unterwerfen, und dabei wurden ziemlich annehmliche Bedingungen geſtellt. — Der Herzog rief ſeine Heerführer und Vaſallen zuſammen, um mit ihnen zu berathſchlagen. Hier erhoben ſich nun viele Stimmen gegen die Forderungen des Herzogs Eberhard und ſtellten dem Herzog Heinrich vor, daß das Joch des Kaiſers dem Sachſenvolke hart drückend werden würde; ſo daß es beſſer ſey, auch mit der Uebermacht zu kämpfen, als in entehrende Knechtſchaft zu willigen. — Es waren die Stimmen jedoch getheilt, und viele der Meinung: daß es klüger ſey, jetzt nachzugeben und ſich mit Ehren aus einer üblen Lage zu ziehen, das übrige aber von der Zeit zu erwarten. So war man noch zu keinem Schluſſe gekommen, als der eben angelangte Graf Dittmar von Wettin ganz unverhofft in dieſer Verſammlung erſchien. Schon hatte er ſich unterrichtet, wie die Lage des Herzogs eigentlich beſchaffen ſey, und ſein Entſchluß war gefaßt.

Der Graf trat in die Verſammlung, verbeugte ſich ehrerbietig vor dem Herzoge und ſprach: „Erlauchter Herr! Ich komme, Euch zu melden, daß ich mit einem Heere von dreißig tauſend tapfern ſächſiſchen Männern, die von Euern Vaſallen zuſammen gebracht wurden, hier erſchienen bin, und frage nun, wohin ſie, nach Eurem Befehl, ſich lagern ſollen?"

Durch die Nachricht von dieſer unvermutheten Hülfe wuchs dem Herzog Heinrich und den übrigen Anweſenden der Muth dergeſtalt, daß die fränkiſchen Abgeſandten eine abfällige Antwort erhielten und ſich wieder aus der Veſte entfernten. Der Graf Dittmar hatte dabei klüglich Sorge getragen, daß die Nachricht von der Ankunft ſeines Heeres auch den fränkiſchen Abgeordneten, und zwar nichts weniger als verkleinert, zugebracht wurde. Dieſe Nachricht verbreitete denn nun einen ſolchen Schrecken im fränkiſchen Heere, daß daſſelbe ſchnell und mit Hinterlaſſung eines Theils von ſeinem Gepäcke abzog.

So vermochte es ein einziger Mann, durch eine wohl ausgeſonnene Kriegsliſt, ein ganzes Heer zum Abzug zu bewegen. Es war aber dieſe Nachricht von den angekommenen 30,000 Mann nichts anders als eine Erdichtung, ausgeſonnen, die Feinde zu ſchrecken, was denn auch ſo vollkommen gelang. — Die Wahrheit an dieſem Gerücht war: daß der Graf mit drei tapfern Rittern angekommen war.

Der Herzog war dankbar gegen den Grafen, der ihn durch ſeine Liſt gerettet hatte, und beſtätigte ihm die Landvogtei über die Sorben-Wenden. Hierdurch band er den tapfern Dittmar für immer an ſich, und dieſer vergalt es ihm durch treue Anhänglichkeit und manche tapfere That.

Seit jener Zeit, wo Dittmars gelungene Liſt den Herzog von ſchimpflicher Unterwerfung rettete, wandte ſich das Glück von dem Kaiſer zu dem Herzog, und jener ſah es ein, daß es vergebens ſey, ihn unterjochen zu wollen; deßhalb ſuchte er ihn wieder zum Freunde zu haben, und ihn wieder zu verſöhnen. Auf beiden Seiten traten redliche Männer hinzu, und die beiden Fürſten verſöhnten ſich in der That; der Kaiſer bewies auch kurz darauf, daß es ihm mit dieſer Verſöhnung Ernſt geweſen ſey.

Seit einiger Zeit war ſeine Geſundheit ſehr geſunken, und er fühlte es, daß er bald am Ziele ſeines Erdenlebens ſtehen werde. Dieſes Leben aber mit einer Edelthat zu beſchließen, war ſein feſter Vorſatz, und dieſen führte er auf folgende Weiſe aus. — Er ließ ſeinen Bruder Eberhard und die übrigen Häupter der Nation zu ſich rufen, machte ſie mit dem Zuſtande ſeiner Geſundheit bekannt und ermahnte ſie ernſtlich, für den Fall ſeines Todes den Herzog Heinrich von Sachſen zum Oberhaupte des Reichs zu wählen, da er keinen deutſchen Fürſten kenne, welcher für dieſe hohe Stellung würdiger und geeigneter ſey, als dieſer eben ſo heldenmüthige als weiſe Fürſt. — Alle Anweſenden waren durch dieſe Ermahnung des ſterbenden Kaiſers gerührt und verſprachen, ſie ſofort zu erfüllen. Man traf auch ſogleich Veranſtaltungen zur Wahl, allein ehe ſie noch geſchehen konnte, ſtarb der Kaiſer plötzlich, am 19. October des Jahres 918. Als man ihm nun die ſolennen Exequien in Wliniburg, (Weilburg) gehalten hatte, veranſtaltete man in der Geſchwindigkeit eine Reichsverſammlung zu Fritzlar, (Friedeslar in jener Zeit genannt) wo, den Wünſchen des verſtordenen Kaiſers gemäß, der Herzog Heinrich von Sachſen, am 1. Nov. deſſelben Jahres, einſtimmig zum Kaiſer gewählt wurde.

Der Gewählte wurde gekrönt, aber nicht geſalbt, denn er verbat ſich dieſen Act, als ihn der Erzbiſchof Heriger vornehmen wollte, da er ſich, aus übergroßer Demuth, nicht für würdig dazu hielt. Alle anweſende Stände des Reichs unterwarfen ſich ihm als ihrem Oberhaupte willig und waren tief gerührt, als der Kaiſer ſich am Altare auf die Knie niederwarf und Gott in einem feierlichen Gelübde verſprach, ſeinen Regentenpflichten treulich nachzukommen und dem deutſchen Volke ein guter Vater zu ſeyn.

Heinrich gehört auch in der That unter die beſten deutſchen Kaiſer, und wir haben bereits im *IV.* Bande, dieſes Werkes, S. 157 ff. von ihm erzählt, wie er das Reich von den Verwüſtungen der Hunnen oder Ungarn befreiete; allein er war auch in noch anderer Hinſicht ein trefflicher Regent und erwarb ſich die entſchiedenſten Verdienſte um das Reich, ſo daß ſein Name in der Geſchichte mit Ehren genannt wird. Dieſer ruhmwürdige Kaiſer ſtarb am 2. Juli 936 im 61. Lebens- und 16. Regierungsjahre.

Ein einſtürzender Thurm erſchlägt zwei ſächſiſche Prinzen.

Seit dem Jahre 1180, wo der Herzog Heinrich der Löwe in die Acht erklärt wurde, war das Herzogthum Sachſen auf den Askaniſchen Stamm übergegangen, und der Herzog Bernhard vom

Kaiſer Friedrich *I.* (dem Rothbart) damit belehnt worden. Auch die Kurwürde mit dem Reichsmarſchallamte wurden dieſes Fürſten Nachkommen zu Theil; und wir haben bereits im *II.* Bande dieſes Werks S. 70 und 269 verſchiedenes aus dem Leben der beiden Kurfürſten aus dieſem Hauſe: Rudolph *I.* und *III.* vorgetragen und wollen uns darauf beziehen; in dem vorliegenden Tagsabſchnitte aber eine Begebenheit kürzlich erzählen, die auf das Fortbeſtehen dieſes Hauſes großen Einfluß hatte. Vorher aber wollen wir eine Ueberſicht der Kurfürſten und Herzoge aus dieſem Hauſe gehen laſſen.

1) Bernhard, geb. 1140, ſtarb 1212.
2) Albert *I.* ſtarb 1260.
3) Albert *II.* „ 1308.

Dieſe drei Fürſten führten blos den Herzogstitel. —

4) Rudolph *I.* Dieſer war der erſte aus dieſem Stamme, welcher den Titel Kurfürſt öffentlich annahm und von den Rechten dieſer Fürſten Gebrauch machte. (S. *II.* Bd. S. 72) Er ſtarb 1356.

5) Rudolph *II.* ſtarb 1370.
6) Wenceslaus, „ 1388.

7) Rudolph *III.* ſtarb an Gift, welches er von den Huſſiten 1419 empfangen hatte, und ihm folgte:

8) ſein Bruder Albert *III.* ſtarb 1422, und mit ihm dieſer Fürſtenſtamm ab.

Noch im Jahre 1406 war nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß dieſer Stamm ſo bald abſterben würde, denn der Kurfürſt Rudolph *III.* war Vater von zwei hoffnungsvollen Söhnen, Siegismund und Wenzel, und von dieſen kraftvollen Jünglingen ließ ſich eine zahlreiche Nachkommenſchaft erwarten; als plötzlich alle dieſe Ausſichten vereitelt wurden.

Die beiden jungen Fürſten wohnten mit ihrem Hofmeiſter und einer Anzahl adliger Spielgenoſſen auf dem Schloſſe zu Schweidnitz an der ſchwarzen Elſter. Einſt, man ſagt, es ſey am 2. November 1406 geſchehen, — ſtürzte der Thurm, in welchem die fürſtlichen Brüder mit ihren Spielgenoſſen ſchliefen, unvermuthet zuſammen, und alle dieſe hoffnungsvollen Sproſſen wurden auf einmal geknickt. Mit ihnen wurden alle Erwartungen ihres troſtloſen Vaters zu Grabe getragen, er ſelbſt wurde nie wieder fröhlich.

Und ſo wurde dieſer einſtürzende Thurm, ſo wie ſpäter ein brennendes Bauernhaus *) zu den Urſachen, daß ein altes, früher blühendes Fürſtenhaus ausſtarb.

3.

Der Kurfürſt Moritz von Sachſen belagert Magdeburg.

I.

Um die Folgen der Reformation und ihr Fortſchreiten möglichſt zu hemmen, wurde das Interim, ein Mittelding, welches weder den Katholiken noch den Proteſtanten gefiel, erfunden; es

---

*) S. 1. Bd. S. 38.

wurde aber nur da, wo des Kaiſers Machtgebot wirkte, angenommen, und viele Reichsſtände verweigerten geradezu die Annahme deſſelben. Faſt durch das ganze Reich hatte man ein Sprichwort davon:

Lieber! Hüte dich vorm Interim,
Denn es hat den Schalk hinter ihm.

Auch die große und mächtige Stadt Magdeburg hatte die Annahme dieſes Interims beharrlich verweigert und ſich dabei vielleicht etwas zu ſtarker Ausdrücke bedient, ſo daß der Kaiſer hierüber ſehr ungnädig wurde und dieſe Stadt in die Acht erklärte. Keiner der benachbarten Fürſten wollte jedoch die Vollſtreckung dieſer Acht übernehmen, und der Kaiſer wendete ſich deshalb an den Kurfürſten Moritz, welcher dazumal noch ſein volles Vertrauen beſaß. Dieſer Fürſt erhielt eine Summe von monatlich 60,000 Goldgülden und für die wegen dieſer Belagerung aufzuwendenden oder ſchon aufgewendeten Koſten 100,000 Goldgülden zugeſagt; worauf dann die Rüſtungen begannen.

Der Herzog Georg von Mecklenburg, ein tapfrer Kriegsheld, war der erſte, der in den Waffen war, mit ſeinen Kriegsſchaaren vor Magdeburg erſchien und die Stadt an einigen Orten berennte, wobei auch die umliegenden Städte und Dörfer geplündert oder gebrandſchatzt wurden. — Die Einwohner dieſer Ortſchaften, beſonders die von Haldensleben, beklagten ſich hierüber bei dem Rathe zu Magdeburg und baten um Hülfe. Dieſer Bitte zu willfahren wurden am 21. September (1550) zwölf Fahnen Bürger, Bauern und Söldner zu Fuß mit einigen Stücken Geſchütz und ungefähr hundert Mann Reitern aufgeboten, und dieſe zogen hinaus bis Wolmirſtädt, wo ſie die Nacht hindurch blieben und fleiſſig Wache hielten, damit ſie nicht überfallen würden.

Der Graf Albrecht von Mannsfeld, ein alter erfahrner Krieger, war als Kriegsoberſter in Magdeburg und widerrieth dem Rathe, dieſe des Kriegs ungewohnten Bürger und Bauern den kriegserfahrnen Leuten des Herzogs entgegenzuſtellen; allein es fand dieſer wirklich gute Rath keinen Anklang bei den Rathsherren, und die Schaaren zogen aus, den Feinden entgegen; bald aber lernten ſie es bereuen, daß ihre Obern dem guten Rathe des Grafen nicht gefolgt waren.

Der Herzog ſah am andern Morgen die Magdeburger herankommen und ſtellte ſofort ſeine Schaaren in Schlachtordnung. Die von Magdeburg thaten ein Gleiches und ihre Hauptleute waren ſo klug, die kriegsgewohnten Soldknechte und die aus Freiwilligen gebildeten Schaaren voranzuſtellen, die Landleute hatten den hintern Theil der Schlachtordnung. — Die Wagen zur Verſchanzung fingen an aufzufahren, hatten aber dieſelbe noch nicht geſchloſſen, als auch ſchon der Angriff erfolgte.

Der Herzog Georg hatte es gewahrt, wie die Feinde ihre Schlachtordnung ſtellten, und ſah ein, daß er die Wagenburg nicht dürfe ſchließen laſſen, wenn er nicht den Sieg erſchwert ſehen wolle. — Schnell ließ er zum Angriffe blaſen und machte die Veranſtaltung, daß ſeine ſchwergeharniſchten Reiter im vollen Galopp die Feinde umgehen und in die hintern Haufen der Bauern fallen ſollten. Dabei befahl dieſer Fürſt ſeinen Kriegern, die feindlichen Söldner zu ſchonen, die Bürger gefangen zu nehmen, die Bauern aber alle todt zu ſchlagen: denn ſie wären den Soldaten feind und dienten zu nichts, alſo müßte man ſie aus dem Wege räumen.

Die Magdeburger waren an 7000 Mann, die Meklenburger aber nicht einmal den dritten Theil ſo ſtark; was aber dieſen an Zahl abging, erſetzte ihre Kriegserfahrung, und deshalb thaten ſie mit freudigem Muthe den Angriff auf die Ueberlegenen und — ſiegten.

Noch fuhren die Wagen der Magdeburger und ſuchten eine Wagenburg zu bilden, als die Feinde ſie angriffen und in den vorderſten Schaaren tapfern Widerſtand fanden. — Die eilf ſchweren Kanonen der Magdeburger donnerten fleißig auf die Feinde; doch die Wagenburg zu ſchließen war nicht möglich, und auf dieſe hatte man doch ſehr viel gerechnet. Da wurden ſie plötzlich im Rücken angegriffen, und dieſer Angriff entſchied das Schickſal des Tages.

Während die vordern Schaaren der Söldner und freiwilligen Magdeburger den Meklenburgern tapfern Widerſtand leiſteten, ſetzte ſich der Herzog Georg an die Spitze von ſechshundert ſchon in mancher Schlacht erprobten ſchwergeharniſchten Reitern und umging mit denſelben die Schlachtordnung der Feinde. Dieſes gelang, und nun fielen die Ergrimmten mit dem fürchterlichen Schlachtruf, das hochgeſchwungene Schwert in der Fauſt, über die zwar bewaffneten aber noch unerfahrnen Schaaren der Bauern her, welche bald in Unordnung geriethen, als die langen Schlachtſchwerter der Feinde ſo fürchterlich in ihnen würgten. Bald lößte ſich ihre Ordnung auf, und die hart Angegriffenen drängten ſich bald vorwärts, ſo daß ſie die vordern Schaaren der

Söldner und Bürger durch ihr Gedränge ebenfalls in Unordnung brachten, dergeſtalt, daß auch dieſe bei einem wiederholten Angriff geſchlagen waren, und das Gewühl der Unordnung allgemein wurde.

Schrecklich wütheten nun die Sieger unter den Beſiegten und mordeten beſonders ſchonungslos unter den Bauern, ſo daß man an dreitauſend Leichname auf der Wahlſtatt fand, von denen die meiſten von den Bauern waren. — Auch die Wagenburg nebſt dem ganzen Geſchütz ging verloren, und wer noch das Leben als eine Beute davon brachte, floh eilig nach der Stadt zu. Von den Gebliebenen nennt die alte faſt gleichzeitige Quelle „den alten berühmten Cantor Schallreuter, aus Zwickau gebürtig.“

Obgleich die Magdeburger einen ſo großen Verluſt erlitten und viele gefangene Mitbürger auszulöſen hatten, verloren ſie doch den Muth nicht, beſonders als ſie das alte Hauptpanier der Stadt gerettet ſahen, und alle ſchwuren, ſich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. — Um den Verluſt wieder zu erſetzen, wurden auf allen Seiten Söldner geworben, und dieſe zogen nun in ganzen Schaaren mit Wehr und Waffen der Stadt zu: denn der Soldknecht in jener Zeit kann mit den heutigen Soldaten der ſtehenden Heere nicht im geringſten verglichen werden: da er blos gemietheter Knecht war, der ſeinen Dienſt für gewiſſe Zeit im Kriege vermiethete, mochte auch die Sache ſeyn wie ſie wollte, wer ihn bezahlte, für den ſchlug er ſich, und wer den Sold, — der in jenen Zeiten viel höher war als jetzt, — ſchuldig blieb und nicht richtig bezahlte, gegen den trat er ſofort in den Stand des Aufruhrs, wie wir im Verfolg dieſer Belagerungsgeſchichte ebenfalls zwei Beiſpiele ſehen werden.

So hatten die Magdeburger den erlittenen Verluſt durch dieſe Werbungen bereits wieder erſetzt, als der Kurfürſt Moritz im Lager vor Magdeburg ankam und die Stadt zur Ergebung an den Kaiſer auffordern ließ; doch die Magdeburger waren noch voll ungebeugten Muthes und antworteten: ſie würden ſich vertheidigen! —

Der Monat October verging, und noch war das ſchwere Belagerungsgeſchütz nicht angekommen, ſo daß auch die Beſchießung noch nicht beginnen konnte; doch gab es faſt täglich Ausfälle der Belagerten, in deren Folge ſie Gefechte mit ihren Feinden hatten. Ein Ausfall, welcher am 7. Nov. ſtattfand, war für die Belagerten beſonders glücklich, indem ſie zwei und zwanzig große Elbkähne mit Lebensmitteln erbeuteten und mit Jubel in die Stadt brachten.

Um ſich nun vor dieſen Ausfällen einigermaßen ſicher zu ſtellen, ließ der Kurfürſt an mehreren geeigneten Orten Schanzen aufwerfen und dieſe wohl beſetzen, traf auch noch eine Veranſtaltung, die von ſeinem Feldherrntalent zeugte.

Der Herzog Georg von Mecklenburg war kaum vor Magdeburg erſchienen, als der Rath ſogleich die Vorſtädte in Brand ſtecken ließ; die Neuſtadt aber hatte man, wegen ihrer Nähe, und weil man fürchtete, es möchte das Feuer derſelben für die Stadt ſelbſt gefährlich werden, damit verſchont. Dieſe Schonung ſuchte nun der Kurfürſt für ſeinen Zweck zu benutzen und wagte am 28. Nov. Abends acht Uhr einen Sturm auf einen entgegengeſetzten Punkt der Altſtadt, der jedoch bald abgeſchlagen wurde. Während man ſich nun von allen Seiten hieher zog, da man eine Wiederholung dieſes Sturmes fürchtete, ſtürmten die Sachſen die Neuſtadt und überſtiegen ſie ohne die geringſte Gegenwehr, weil man ſich nicht allein hier nichts verſehen hatte, ſondern auch viele Bürger derſelben ſich ſchon in die Altſtadt geflüchtet hatten. In kurzer Zeit waren die Sachſen im Beſitz dieſes Stadttheils; doch nicht lange blieben ſie ungeſtört, denn die Magdeburger ſahen dieſe Eroberung mit Schmerz, und die tapferſten Schaaren ihrer Männer und Jünglinge rüſteten ſich, die Feinde wieder daraus zu vertreiben. In der folgenden Nacht ſtürmten ſie die Neuſtadt, und der Graf Albrecht von Mannsfeld war ihr Anführer. Bald waren die Mauern überſtiegen, denn die Sachſen waren eines ſolchen Unfalls nicht gewärtig und deshalb ſchlecht auf ihrer Hut. Die Eingedrungenen fanden jedoch bald Widerſtand und zündeten nun die Häuſer an, die auch bis zum Rathhauſe hin ein Raub der Flamme wurden. Endlich, als die Feinde immer mehr Verſtärkung bekamen, zogen ſich die Tapfern ſiegend wieder zurück und nahmen viele Gefangenen mit ſich.

4.

Der Kurfürſt Moritz von Sachſen belagert Magdeburg.

(Fortſetzung.)

Dieſer Unglücksfall, daß die Magdebruger die Neuſtadt verloren hatten, ſchlug ihren Muth nicht nieder, er wurde ihnen vielmehr zur Veranlaſſung, daß ſie ſich unter einander auf das feſteſte verbanden, ſich tapfer bis auf den letzten Mann zu vertheidigen und nichts unverſucht zu laſſen, was zur Erhaltung der Stadt dienen könnte. Die Bürger wie die Söldner und ihre Führer erneuerten den Eid der Treue an den Rath, und dieſer gelobte wiederum der Stadt und ihrem Wohle ſo wie allen Vertheidigern derſelben treue Fürſorge. —

Durch dieſes Bündniß wurde die Eintracht zwiſchen Befehlenden und Gehorchenden auf's Neue befeſtigt, und dieſes that auch um ſo mehr Noth, da man es fühlte, welch ein kräftiger Feldherr bei den Feinden an der Spitze ſtehe: denn ſchon am folgenden Tage, nachdem die Neuſtadt erobert und theilweiſe verwüſtet worden war, ſah man eine Menge Schanzarbeiter, welche dieſen Stadttheil ſehr thätig verſchanzten, und die Schanzen mit Geſchütz beſetzten, ſo daß die Altſtadt auch von dieſer Seite her lebhaft und ſehr wirkſam angegriffen werden konnte.

Zu dieſer Zeit traf ein kaiſerlicher Commiſſar, der Oberſte Lazarus von Schwendi, im Lager ein; doch ehe derſelbe noch ſein Amt antreten konnte, machten die beiden Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg einen Verſuch, die Stadt Magdeburg wieder mit dem Kaiſer auszuſöhnen, wobei ſie der Stadt verſprachen, daß ſie alle ihre Freiheiten, Befeſtigungen, ꝛc. behalten ſollte. Auch für die Ausſöhnung mit dem Domkapitel geſchahen Vorſchläge; doch die ganze Unterhandlung ſcheiterte an der Zumuthung, eine hinreichende Beſatzung von den Sachſen und Brandenburgern einzunehmen, da man dieſes für die Freiheit der Stadt zu gefährlich hielt.

Faſt täglich geſchahen Ausfälle von den Belagerten, bei welchen tapfer gefochten wurde; doch wie wollen unſere Leſer nicht mit Erzählung aller dieſer Vorfälle ermüden, da einer dem andern ziemlich gleich ſah, nur eines ſolchen Gefechts wollen wir gedenken, weil daſſelbe von mehrerer Bedeutung war.

Es war am 19. December (1550), als in der Nacht um zwei Uhr die ſämmtlichen Kriegsleute in der Stadt ſich verſammelten, um einen Hauptausfall zu machen, der, wenn er gelang, von großer Wichtigkeit werden konnte. Um ſich zu erkennen, hatte ein jeder Krieger über ſeinen Harniſch ein weißes Hemde gezogen, und es wurde auch ſonſt Alles klüglich vorbereitet, was dieſes Unternehmens Gelingen befördern konnte. —

Das Haupt, abſehen dieſes Ausfalls war auf das Dorf Groß-Ottersleben gerichtet, in welchem die Vaſallen des Erzſtifts*) mit ihren Reiſigen lagen. Der Weg dahin war zu beiden Seiten mit Schanzen beſetzt, und die Reiterei wähnte ſich deshalb ganz ſicher, wurde aber in dieſer Nacht mit Schrecken aus ihrem Irrthum geriſſen.

In der größten Stille zogen die Magdeburger zwiſchen den verſchanzten Dörfern Buckow und Deßdorf hindurch, ohne entdeckt zu werden, und kamen, ebenfalls unentdeckt, vor Ottersleben an. Hier wurden die Schaaren geordnet, und nun drangen ſie, ſo ſtill als möglich, in das Dorf ein.

Unter allen Gefechten nimmt der Ueberfall an Furchtbarkeit die erſte Stelle ein, und es iſt faſt unmöglich, einen ſolchen treffend genug zu beſchreiben. Eine Menge der Ritter und ihrer Knechte wurden in den Betten überfallen, und wenn ſie um Quartier baten, nahm man ſie gefangen, doch wer ſich widerſetzen wollte, wurde niedergehauen.

---

*) Dieſes war nämlich ebenfalls mit der Stadt im Kriege begriffen und ſuchte dieſelbe zu unterjochen. A. d. V.

Dieſes ſtille Morden und Gefangennehmen ging eine Zeit lang ungeſtört fort, ſo daß faſt die ſämmtlichen Ritter des Erzſtifts, die in dem angegriffenen Dorfe befindlich waren, dieſem Schickſal unterlagen, bis endlich ein Haus in Brand gerieth, worauf ſich die Magdeburger mit zweihundert fünf und zwanzig Gefangenen, unter welchen ſich mehr als dreiſſig Ritter befanden, wieder nach der Stadt zurückzogen und nicht allein 263 Pferde ſondern auch ſonſt noch viel gute Beute, beſonders an Waffen, mit ſich brachten. Das ſchönſte Stück unter dieſen Siegeszeichen war das prächtig geſtickte Hauptpanier des Erzſtifts, welches die Sieger ebenfalls erbeutet hatten, und dieſes wehete nun als Zeichen des Sieges in der Mitte der Sieger, welche daſſelbe auf das Rathhaus brachten.

Dieſer gelungene Streich erhob den Muth der Magdeburger ſo gewaltig, daß ſchon am andern Tage eine Schaar dieſer Verwegenen zu Roß wieder einen Ausfall wagte. — Es war am hellen Tage, als dieſe Tollkühnen den Ausfall machten und vor die Neuſtadt zogen, die Feinde mit Spott auffordernd; doch durften ſie nicht lange warten. Der Herzog Georg hörte die Aufforderungen und ließ ſogleich die Trempeter Appel blaſen, er ſelbſt war bald hoch zu Roſſe und führte die geſammelte Schaar hinaus, den verwegenen Feinden entgegen, auf die ſie mit hochgeſchwungenen Schwertern einſtürmten, jedoch tapfer empfangen wurden.

Auf beiden Seiten ſchlug man ſich nun mit wechſelſeitigem Glück, und bald wurden die Mecklenburger von den Magdeburgern, bald wieder dieſe von jenen zurückgetrieben, bis endlich das Gefecht entſchieden wurde.

Der Herzog **Georg** hatte ſich dadurch, daß er bei dem erſten Gefecht die Bauern hatte ſchonungslos niederhauen laſſen, viele Feinde zugezogen, und es hatten ſich heute mehrere von den Ausgefallenen zuſammen verſchworen, beſonders den Herzog anzugreifen und ihn wo möglich gefangen zu nehmen. Als ſich nun dieſer Fürſt heute ſehr hervorthat, ſtürmten die Verſchwornen plötzlich auf ihn ein. Er wurde durch Schüſſe und Schwertwunden verſchiedenemale verletzt, doch ſchlug er ſich immer tapfer durch, bis endlich ſein Roß unter ihm zu Boden ſank, worauf er gefangen genommen wurde. — Lange wollte er ſich nicht ergeben, bis man ihn endlich überwältigte und zum Gefangenen machte, ſo daß er ſein Schwert an den Führer der Magdeburger übergab. Sofort ſetzte man ihn auf ein anderes Roß und eilte mit ihn nach der Stadt, damit er nicht wieder befreiet würde, was die Reiter von der Schaar des Herzogs ernſtlich verſuchten.

Als man dieſen Fürſten nach der Stadt brachte, gerieth er in Gefahr, von dem Pöbel ermordet zu werden. Auf ſeinen Befehl wurden, wie ſchon gedacht, vor einigen Wochen ſo Viele niedergehauen, und heute, als man dieſen Fürſten in die Stadt brachte und ſich das Gerücht von ſeiner Gefangenſchaft verbreitete, ſtürmten die, denen er den Gatten, Vater, Sohn rc. hatte niederhauen laſſen, wüthend herbei und riefen: daß man Rache an dieſem Mörder von ſo Vielen nehmen müſſe. Beſonders aufgebracht waren die Weiber, denen die Männer an jenem Tage auf Befehl des Herzogs erſchlagen worden waren, und ſie hätten ihn in Stücken zerriſſen, wenn die Kriegsleute dieſes nicht mit Gewalt verhütet hätten. Mit Mühe entriſſen ſie ihn den Händen der Wüthendem und brachten ihn auf das Rathhaus, wo er in ein Zimmer gebracht und da verbunden wurde, dort auch unter der Obhut etlicher Bürger blieb, die den Gefangenen bewachten und zugleich vor Mißhandlungen ſchützten.

Als dieſer Vorfall ſich ereignete, befand ſich der Kurfürſt Moritz nicht im Lager, ſondern war durch eine drohende Gefahr in die Ferne gerufen worden.

Die Stadt Magdeburg ſtand ſchon von Alters her in genauer Verbindung mit den Hanſa-Städten, und dieſe hätten der verbündeten Schweſter gern Hülfe in der Noth geſendet, wagten es aber nicht, dieſes öffentlich zu thun, weil die Stadt in kaiſerlicher Acht befangen war, daher mußte es im Verborgenen geſchehen.

Es verſammelten ſich daher einige Tauſend Kriegsknechte, die für Sold jedem Herrn dienten, im Gebiete von Bremen, und dieſe ſtiegen ſchnell bis zu ſechstauſend Kriegern an, welche insgeheim den Sold von den Hanſaſtädten empfingen. — Für das Belagerungsheer mußte die Anweſenheit dieſer Schaaren Beſorgniß erregend ſeyn, beſonders als man hörte, der Graf Vollrath von Mannsfeld und der geächtete Ritter von Heydeck befänden ſich in der Nähe dieſer Leute und wären, wie es ſchien, ihre Anführer. Es zog alſo der Kurfürſt mit ſechs Fahnen Fußvolk und einigen Geſchwadern Reitern nach dem Sammelplatze jener Leute hin und kam dieſen herrenloſen Kriegsſchaaren ganz unvermuthet über den Hals, wo er einen ihrer Oberſten vor ſich forderte. Mit dieſem ſcheint er ſich verſtändigt zu haben, denn als er ihn aufforderte, ſeine Schaar auseinander gehen zu laſſen, ſagte es dieſer dem Kurfürſten zu, äußerte aber ſeine Beſorgniſſe, weil die Kriegsleute mit Sold, Lebensmitteln und Kriegsbedürfniſſen übel verſehen worden wären und bedeutende Forderungen hätten, welche erſt befriedigt werden müßten, wenn er nicht in Gefahr gerathen ſolle, von dieſen rohen Menſchen gemordet zu werden, da er ſie nicht befriedigen könne. Der Kurfürſt gab ihm hierauf einige Kriegsbefehlshaber als Vermittler mit, und ohne dieſe Vermittelung würde auch der Oberſte von den wilden Kriegsknechten gemordet worden ſeyn. — Durch die Klugheit dieſer Vermittler kam es dahin, daß der größte Theil der Kriegsſchaaren in den Dienſt des Kurfürſten Moritz trat, was beſonders der geächtete Ritter von Heydeck mit vier ſtarken Fahnen erprobter Kriegsknechte that, und der Kurfürſt achtete es nicht, daß dieſer Ritter im Bann des Reichs befangen war, da er an ihm einen treuen Diener erwarb, der ihm in der Folge treffliche Dienſte leiſtete.

Während der Kurfürſt Moritz auf dieſem Zuge befindlich, abweſend war, hatte der Markgraf Albert von Brandenburg, der, nebſt dem kaiſerlichen Oberſten Schwendi, in Abweſenheit des Kurfürſten den Oberbefehl übernommen, eine nicht geringe Gefahr zu beſtehen, die ſogar die Aufhebung der Belagerung zur Folge haben konnte.

Weiter oben haben wir bereits mehr erwähnt, daß die Söldner damaliger Zeit jedem Herrn dienten, der ſie bezahlte, und jeder Zweck galt ihnen gleich, wenn ſie nur richtig bezahlt wurden; ermangelte aber dieſe Richtigkeit in der Bezahlung nur im Geringſten, dann traten die Soldknechte im innigſten Verein ihrem Herrn als Rebellen entgegen. Dieſes geſchah auch von den Soldknechten, die im Lager vor Magdeburg ſtanden. Dieſe Rohen traten zuſammen und verlangten mit Ungeſtüm ihren Soldrückſtand von zwei Monaten. Der Zahlmeiſter war nicht im Stande, ſogleich Zahlung zu leiſten, und gab den Soldaten gute Worte, als der Oberſte von **Schwendi** zufälligerweiſe in das Zelt des Zahlmeiſters trat, und im Gefühl ſeiner Würde als kaiſerlicher Commiſſarius, die Aufgeregten im hohen Tone anredete, wodurch er aber Oel in's Feuer goß, indem er es durch dieſe Unklugheit dahin brachte, daß die Söldner in die höchſte Wuth geriethen, ſo daß er ſich nebſt dem Zahlmeiſter flüchten mußte.

Der Markgraf **Albrecht von Brandenburg** benahm ſich in dieſen gefährlichen Stunden weit klüger als **Schwendi**: denn er führte ſeine Reiterſchaaren aus der Nachbarſchaft der Aufrührer und verſprach ihnen auf ſein fürſtliches Wort, daß ihr Soldrückſtand in wenig Tagen berichtiget werden ſolle. Die Leute folgten dieſen guten Worten und gelobten ihm Gehorſam und Treue. So hatte er ſich dieſer Schaaren verſichert und konnte nun an die Beſtrafung der Aufrührer denken, war aber ſo klug, ſich blos unter der Hand der Rädelsführer zu bemächtigen, die entweder heimlich in der Elbe erſäuft oder in der Nacht, ganz in tiefer Stille, gehenkt wurden, ſo daß ihre Waffenbrüder erſt am andern Tage ſahen, welches Loos ihnen zu Theil geworden war. Hierdurch kam eine ſo große Furcht unter die Kriegsleute, daß ſie ſich ganz ſtill verhielten, und ſogar **Herr von Schwendi**, der ſich in Folge der begangenen Unklugheit verborgen halten mußte, durfte ſich wieder öffentlich ſehen laſſen.

Kurz darauf kam der Kurfürſt Moritz in das Lager zurück und handelte ſo gerecht als weiſe, da er die Veranſtaltung traf, daß der Soldrückſtand baldigſt ausgezahlt werden konnte.

5.

Der Kurfürſt Moritz von Sachſen belagert Magdeburg. —

(Schluß.)

Uebergabe der Stadt.

Der Kurfürſt führte die Belagerung auf eine ſonderbare Weiſe, ſo daß ſie an dreizehn Monate währte, und die reichlich mit Allem verſehene Stadt endlich doch nur in Folge einer Uebereinkunft übergeben wurde. —

Es würde die Leſer ermüden, wenn wir die Geſchichte dieſer langen Belagerung mit allen dabei ſich ereigneten Begebenheiten vortragen wollten; wir beſchränken uns daher nur auf einige, namentlich auf die Umſtände, welche dieſelbe ſo in die Länge zogen.

Der Aufruhr, welcher im Lager der Belagerer ſich gezeigt hatte, ließ ſich auch in der Stadt auf das beſorglichſte ſpüren. — Auch hier fanden Soldrückſtände ſtatt, und die Soldknechte wurden deshalb ſehr aufgebracht. — Lange begnügte man ſich mit Murmeln, als dem gewöhnlichen Vorboten des Ausbruchs. — Beſonders war ein Hauptmann, Hans von Kindelbrücken, der Gegenſtand allgemeinen

Unwillens, die Chronik ſagt aber nicht, womit er denſelben verſchuldet habe. —

Die Soldknechte verlangten für die Gefangennehmung des Herzogs von Mecklenburg einen vollen Monatsſold für jeden Mann, und noch außer dieſem drei Monate Rückſtand. Der Rath behauptete hingegen, daß er nicht ſo viel ſchuldig ſey, und es ſcheint der Grund des Unwillens gegen den Hauptmann Kindelbrücken in dieſer Differenz zu liegen, und derſelbe ſich hier einer Betrügerei ſchuldig gemacht zu haben, die nun ſchrecklich an ihm gerächt wurde.

Am 18. März (1551) machten die Soldknechte einen Ausfall nach einer Schanze hin, überfielen die Beſatzung und nahmen 125 Mann davon, die am Leben geblieben und bei dem Morden verſchont worden waren, gefangen mit in die Stadt zurück, wo man ſie mit allgemeinem Jubel empfing, und dieſer wurde noch vermehrt, da auch ein Magdeburger Schiff, welches von den Feinden als Beute weggenommen worden, von ſeiner Beſatzung aber dieſen wieder entführt worden war, heute zurückkam und gute Ladung mitbrachte.

Bei dieſem Zuge war die letzte Verabredung zu der Rebellion genommen worden; denn am folgenden Tage verſammelten ſich die ſämmtlichen Söldner, die nicht im Dienſte waren, auf dem Markte, und mit Zagen ſahen dies die Einwohner; denn welche Folgen konnte dieſes haben! Der ſo verhaßte Hauptmann Kindelbrücken wurde von den Aufgeregten aus ſeinem Quartier geholt, wo er ſich verſteckt hatte, aber doch entdeckt wurde. Auf dem Markte brachte man ihn in den Kreis, den die Kriegsknechte geſchloſſen hatten. Hier wurde er ernſtlich zur Rede geſtellt, und da er ſich nicht genügend verantworten konnte, ſo ſtieß und ſchlug man ihn mit den Kolben der Büchſen und den Schäften der Spieße ſo derb, daß er nach wenig Tagen ſtarb.

Bei dieſem Aufruhr war es dem Rathe übel zu Muthe, denn er konnte die ſchrecklichſten Folgen haben, wenn die Feinde es erfuhren und einen Sturm wagten. Daher ſuchte man denſelben zu ſtillen und erwählte auch in der That ein ſehr zweckmäßiges Mittel dazu. — Der Graf Albrecht von Mannsfeld war als Anführer der Kriegsſchaaren ſehr geſchätzt, — wahrſcheinlich machte er es darnach — und hatte ſich das Vertrauen ſeiner Untergebenen allgemein zu erwerben gewußt. An dieſen wendete ſich der Rath in ſeiner Noth und bat ihn um Vermittelung. Der Graf begab ſich nun auf den Markt, und als ihn die Krieger ſahen, wurden ſie erfreut. Vertrauensvoll trat er in ihre Mitte, hörte ihre Klagen und verſprach ihnen Abhülfe. Dieſe erfolgte auch, indem der Rath ihnen die Auszahlung ihres Rückſtandes, ſo wie einen halben Monat Sold für die Gefangennehmung des Herzogs Georg zugeſtand. Nach dieſem Zugeſtändniß begaben ſich die Soldknechte heim in ihre Quartiere, und die ganze Sache war durch dieſen Act der Gerechtigkeit abgemacht.

Die Belagerung wurde eigentlich auf eine ganz ſonderbare Weiſe geführt, und ſo feſt auch die Stadt Magdeburg war, ſo hätte ſie doch eher fallen müſſen; es wären keine dreizehn Monate nöthig geweſen, ſie durch eine Uebereinkunft zu erobern, die von der Art war, daß ſie die Magdeburger mit wenig Ausnahme, gleich im Anfange eingegangen ſeyn würden. Es hatte alſo eine ganz andere Bewandtniß mit dieſer Belagerung.

Der Kurfürſt Moritz hatte ſich bei dem Landgrafen Philipp von Heſſen für Leben und Freiheit verbürgt, als er wieder Gnade bei dem Kaiſer ſuchte, und der Biſchof von Arras, als Miniſter des Kaiſers, hatte ihm eine Verſicherungsſchrift gegeben, in welcher das Verſprechen enthalten war: „Daß der Landgraf nicht mit einigem Gefängniß belegt werden ſollte ꝛc.“ Das Wort einigem aber war ſo künſtlich gezogen, daß es auch ewigen geleſen werden konnte. Als nun der Landgraf ſich auf dieſe Verſicherung berief, brachte man jene hinterliſtige Lesart zum Vorſchein und behauptete, daß der Kaiſer blos verſprochen habe, den Landgrafen nicht mit ewigem Gefängniß zu beſtrafen, dieſes ſchließe aber einige Zeit der Haft nicht aus. Und dabei blieb es auch; ja es vermochte der Kurfürſt Moritz, ſo hoch er auch bei dem Kaiſer in Anſehen ſtand, dennoch nicht, ſeinem Schwiegervater, dem Landgrafen Philipp von Heſſen, die Befreiung aus der Gefangenſchaft des Kaiſers auszuwirken, und es wurde keine Verwendung dieſes und der übrigen Kurfürſten angenommen, ſondern im Gegentheil erfolgte nun ein Schritt nach dem andern, die deutſche Freiheit zu unterdrücken und die Alleinherrſchaft im deutſchen Reiche einzuführen. Deshalb beſchloß der Kurfürſt Moritz, mit einigen andern deutſchen Fürſten und Ständen in einen Bund zuſammenzutreten, um die deutſche Freiheit zu retten, und dieſer Bund wurde während der langen Belagerung Magdeburgs geſchloſſen, auch ſonſt noch verſchiedenes, was hierzu dienen konnte, vorbereitet. Die Ausführung dieſes großen Planes ſelbſt haben wir bereits im *II.* Bande dieſes Werks S. 193 bis S. 209. und im *III.* Bande S. 120. bis

128. ſo wie im *IV.* B. S. 201. bis 206. vorgetragen und wollen uns darauf beziehen; jetzt aber in der Belagerungsgeſchichte fortgehen und das Ende derſelben erzählen.

Der kaiſerliche Oberſte Schwendi ſuchte zwar die Abſicht ſeiner Sendung zu erfüllen, und hatte Verdacht, daß es der Kurfürſt nicht mehr treu mit dem Kaiſer meine, auch hatte er deshalb Bericht an den kaiſerlichen Hof erſtattet; allein der Kurfürſt überſah Schwendi's Klugheit und wußte ihr zu begegnen, wie wir bereits in einem der frühern Bände*) erzählt haben, und Schwendi's Kundſchafter-Berichte fanden bei dem Kaiſer keinen Glauben, denn dieſer hielt ſich von der Anhänglichkeit des Kurfürſten Moritz zu feſt überzeugt, bis ihm endlich der Glaube in die Hände kam, und er ſich auf das bitterſte getäuſcht ſah.

Endlich war es Zeit, und man konnte ſich nicht länger vor Magdeburg aufhalten, doch ſollte und konnte in dieſem Jahre nichts weiter geſchehen. Es wurde daher der Ritter Heydeck, jetzt Hauptmann (Statthalter) des Kurfürſten in Leipzig, nebſt den beiden kurfürſtlichen Räthen, Arnold und Bellingshauſen in die Stadt Magdeburg geſendet, dort die Unterhandlung wegen der Uebergabe zu beginnen, wozu der gefangene Herzog Georg ſchon treffliche Einleitung getroffen und dem Rathe über die wahren Geſinnungen des Kurfürſten Moritz die Augen geöffnet hatte. Am 9. September begaben ſich daher die kurfürſtlichen Räthe mit den Abgeordneten der Stadt in das kurfürſtliche Hauptquartier, wo die Unterhandlungen fortgeſetzt und dann am 29. September in Wittenberg beendigt wurden. Ein Waffenſtillſtand hatte allen Feindſeligkeiten bereits am 4. September ein Ende gemacht, und die Uebergabe wurde im Laufe des Monats October vorbereitet, ſo daß ſie am 3. November 1551 in Kraft geſetzt werden konnte. — Die Stadt Magdeburg machte ſich durch die Uebergabe anheiſchig, dem Kaiſer Abbitte zu thun, ſich dem Kammergericht zu unterwerfen, dem Abſchiede des letzten in Augsburg gehaltenen Reichstags ſich gemäß zu bezeigen, die Befeſtigungen auf Verlangen des Kaiſers abzubrechen, dem Kaiſer die Stadt jederzeit zu öffnen und deſſen Beſatzung einzunehmen, 50.000 fl. an die Cammer zu zahlen und zwölf der größten Kanonen auszuliefern, auch den Herzog von Meklenburg unentgeldlich loszulaſſen, die beiderſeitigen Gefangenen (von denen 583 ſich in der Stadt befanden) ſollten ebenfalls ohne Ranzion losgelaſſen werden. —

---

*) B. II. S. 200 ff.

Am 9. November zog der Kurfürſt mit zehn Fahnen Fußvolk und zwei Geſchwadern Reiter in die Stadt und nahm Beſitz von derſelben, worauf ihm die Bürgerſchaft huldigte. — Das Kriegsvolk der Stadt, 2.000 Mann zu Fuß und 130 Mann zu Roß, wurde am 8. Nov. auf dem Markte bezahlt und abgedankt, worauf ſie, „mit aufgerichteten Fähnlein," nach Schönebeck zogen, wo ſie vom Herzog Georg wieder in Dienſt genommen wurden; was eben ſo viel war, als wenn ſie in den Dienſt des Kurfürſten Moritz getreten wären, denn ſie fochten hernach, unter ſeinen Fahnen, tapfer gegen den Kaiſer, wie wir bereits früher vorgetragen haben. —

6.

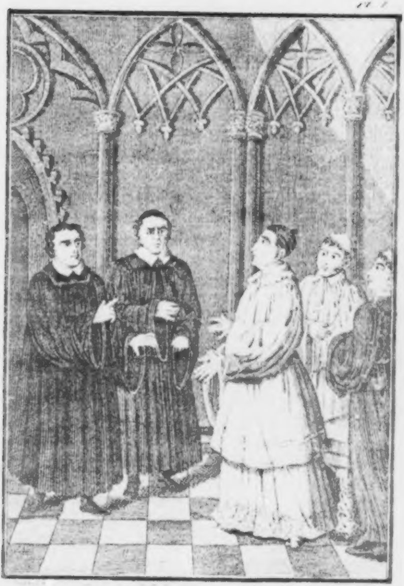
D. Martin Luther wird vom päpſtlichen Legaten, dem Biſchof Verger, auf ein nach Mantua ausgeſchriebenes Concilium eingeladen,

am 6. Dec. 1535.

(Mit Abbildung.)

Als Luther im Jahre 1518 vor dem Cardinal Cajetan ſtand, war es ihm noch nicht eingefallen, ſich vom päpſtlichen Stuhle zu trennen, und es lag alſo noch in den Händen des Legaten, dieſen Reformationsverſuch, der dort kaum noch ein ſolcher genannt werden darf, da Luther blos gegen Tezels ſchamloſe Behauptungen aufgetreten war und nur das ausgeſprochen hatte, was tauſende gelehrte Männer zugleich mit ihm gefühlt hatten, wieder zum Stillſtand zu bringen. Benahm ſich alſo der Cardinal klug, und heuchelte wenigſtens Gerechtigkeit gegen dieſen Mann, wenn ſie auch wirklich nicht in ſeinem Herzen thronte, lobte ſeinen Eifer und gebot ſeinen Gegnern Schweigen, gab auch dem Ablaßhandel eine andere, weniger empörende Geſtalt und empfahl den Ablaßhändlern mehr Klugheit, als Tezel und Conſorten bisher bewieſen hatten, ſo wäre es vielleicht ganz anders gekommen, und die Reformation wieder erſtickt worden. Allein man kannte in Rom den Geiſt der öffentlichen Meinung in Deutſchland nicht, machte ſich beſonders von dieſer Nation ganz falſche Vorſtellungen und wähnte ſie noch auf derſelben Stufe, auf der ſie zu der Zeit Gregor *VII.* ſtand. — Dabei war Leo *X.* auch in der Wahl des Legaten nicht glücklich und

N. 1



Luther vor dem päpstlichen Gesandten.

wählte einen Mann dazu, den er nicht hätte wählen ſollen: denn der Cardinal war eingenommen von ſich und ſeiner Gelehrſamkeit, ſo wie von ſeiner hohen Würde, als einer der Fürſten der Kirche, und blickte verächtlich auf den armen Auguſtinermönch herab. — Dieſes aber war nicht die rechte Art für einen Mann, der das, was er als Wahrheit erkannt hatte, rückſichtslos verfocht, und dabei kein Anſehen der Perſon achtete. Es konnte alſo nicht anders kommen, als es kam. Der Cardinal verlangte: Luther ſolle widerrufen, weil es ihm befohlen werde, und dieſer wollte aus der heiligen Schrift gründlich widerlegt ſeyn, was aber dem Cardinal nicht gelegen war, und dabei nahm er ſich auch ziemlich unklug, ſo daß dieſe Unterredung, welche einen ganz andern Ausgang hätte haben können, ſich mit einer Proteſtation Luthers und einer Appellation deſſelben, vom übelunterrichteten Papſt an den beſſer zu unterrichtenden, beſchloß.

Nun nahm die Reformation ihren entſchiedenen Gang: die Leipziger Disputation Carlſtadts und Luthers mit Eck, die von dieſem ausgebrachte Verdammungsbulle *) und noch andere dergleichen Dinge mehr waren neue Anſtöße vor die Reformation und führten ſie Schritt vor Schritt weiter, ſo daß endlich der Riß ſo breit wurde, wie er noch in unſern Tagen iſt, und Luther ſich ganz vom Papſte losriß, was er früher nicht gewollt hatte. — Manches geſchah, was nicht geſchehen ſeyn würde, wenn der Herr Cardinal klüger geweſen wäre. —

Dieſes ſcheint man auch in Rom eingeſehen zu

---

*) S. 10. Decbr.

haben, wie verſchiedene Verſuche, jenen Fehler zu reparieren, auf das Deutlichſte zeigen. — Einer dieſer Verſuche iſt denn nun aber die Begebenheit, welcher wir dieſen Abſchnitt eigentlich gewidmet haben, und das Vorſtehende durfte als Einleitung und der Verſtändlichkeit wegen nicht wegbleiben.

Schon oft war es das Verlangen der deutſchen Reichsſtände geweſen, daß ein allgemeines Concilium ſich verſammeln möchte, um über die eingetretenen Differenzen in Glaubensſachen ein entſcheidendes Urtheil zu fällen. — Lange hatte man am päpſtlichen Hofe nichts von einer ſolchen Kirchenverſammlung wiſſen wollen, und noch Clemens *VII.* hatte ſich von dem Kaiſer Carl *V.* die Ausrottung der Lutheraner verſprechen laſſen. — Auch dieſes ſtaatsklug gegebene Verſprechen war ein ſolches geblieben, weil der Kaiſer ſah, daß es unausführbar ſey. — Das Verlangen nach einer Kirchenverſammlung war, nach der Bekanntwerdung des in Augsburg dem Kaiſer und der Reichsverſammlung vorgetragenen Glaubensbekenntniſſes, auf's Neue angeregt und immer dringender geworden, bis endlich der ſtaatskluge Papſt Paul *III.* den Schein annahm, als ſey es ihm ein Ernſt mit der Zuſammenberufung einer ſolchen Verſammlung. Am 16. Januar 1535 hielt der heilige Vater in einem Conſiſtorio der Cardinäle eine nachdrückliche Rede, in welcher er den Wunſch ausſprach, eine Kirchenverſammlung baldigſt zu berufen, damit es nicht das Anſehen gewinne, daß man in Rom nur leere Verſprechungen mache, ohne ernſtlich an ein Concilium zu denken. — Dieſe Rede that große Wirkung, und man beſchloß deshalb, Legaten an den Kaiſer, den König von Frankreich und andere europäiſche Fürſten zu ſenden, um ſie zu ermahnen, alle ihre Macht und Anſehen anzuwenden, ein ſolches Concilium verſammeln zu helfen.

Peter Paul Verger, Biſchof von Capo d'Iſtria, war einer dieſer Legaten, und ihm war in der That ein ſehr ſchwieriger Punkt zugefallen; denn er war nach Deutſchland und beſonders nach Sachſen beſtimmt, um dort einen Verſuch zu machen, wie weit er mit dem Urheber dieſer Kirchenſpaltung kommen könne. — In der That eine ſchwere Aufgabe, bei welcher ſich jedoch dieſer Legat ſehr weiſe benahm und durch ſein weltkluges Benehmen lebhaft an den Contraſt zwiſchen ihm und dem Cardinal Cajetan erinnerte.

Zuerſt begab ſich dieſer Legat zu dem Markgrafen Georg von Brandenburg in Baireuth, und als er bei dieſem ſein Geſchäft ausgerichtet hatte, machte er ſich bereit, nach Sachſen abzureiſen und eine Unterredung mit Luther zu halten. Der Kurfürſt Johann Friedrich war in dieſer Zeit in Wien, um die Kurbelehnung am Throne des Kaiſers zu empfangen, hatte aber, da ihm bekannt geworden war, daß der Legat nach Sachſen kommen werde, die Verfügung getroffen, daß derſelbe in ſeiner Abweſenheit anſtändig empfangen und bewirthet werden ſolle. Der Legat wünſchte, ſich vorher mit dem Kurfürſten perſönlich zu beſprechen, und dieſer war ſo gefällig, ihm nach Prag entgegen zu kommen, wo dieſer Biſchof ebenfalls eintraf und nun bei dem Kurfürſten Audienz hatte. Hier bezeugte nun der geiſtliche Geſandte, wie ernſtlich angelegen es ſich der heilige Vater ſeyn laſſe, eine Kirchenverſammlung zu berufen. Er ſchreibe nichts vor; doch er habe, aus wichtigen Gründen, die Stadt Mantua zum Verſammlungsort des Concilii beſtimmt.

Der Kurfürſt entgegnete: er wünſche noch, wie vorhin, eine Kirchenverſammlung, aber in Deutſchland, wie auch die Reichsſtände beſchloſſen hätten. Dabei werde es nöthig ſeyn, daß er, ſeine Mitverwandten und Theologen, mit genugſamer Verſicherung und Geleit verſehen würden, damit ſich die Tage von Coſtnitz nicht wiederholten.

Das Concilium in Deutſchland zu halten, — erwiederte der Legat, — ſey wohl vorgeſchlagen aber nicht bewilligt worden. Mantua gehöre dem Kaiſer, und deshalb ſey ein beſonderes Geleite nicht nöthig, da der Kaiſer in Worms bewieſen habe, wie ſtreng er ſich an ſein Wort binde; doch wolle er dies Geleit verſchaffen, zum Zeichen, daß man es redlich meine. — Ueberdies wollten die andern Mächte nicht darein willigen, dieſe Verſammlung in Deutſchland zu halten, zumal auch der heilige Vater nicht ohne ein großes Heer dahin reiſen könne, was der deutſchen Nation nicht angenehm ſeyn werde.

Der Kurfürſt verlangte indeſſen wiederholt und ernſtlich dieſe Geleitsverſicherung und gab nun dem Legaten einen Brief nach Sachſen mit, wohin derſelbe nun abreiſte.

Derſelbe kam in Wittenberg an und wurde ſeiner hohen Würde gemäß empfangen, ihm auch das Schloß zur Wohnung angewieſen. Er ſendete zu Luther, und ließ ihn erſuchen, zu ihm zu kommen, weil er ein Geſpräch mit ihm halten wolle, und dieſer war bereitwillig dazu. Am andern Morgen ließ er ſeinen Barbier rufen, und als ihn dieſer raſirt hatte, legte er ſeine beſten Kleider an. Als ſich nun der Barbier darüber wunderte, wurde ihm, in der guten Laune, in welcher ſich der Reformator befand, die Antwort: „Ja, mein Freund! Ich ſoll zu dem Botſchafter des heiligen Vaters kommen, und da muß ich mich ſchmücken, damit ich jung ſcheine; ſo wird der Legat denken: Ei, der Teufel, iſt der Luther noch ſo jung und hat ſo viel Unglück angerichtet, was wird er denn noch thun!“

Bald darauf kam der Wagen, der ihn auf das Schloß bringen ſollte, und *D.* Bugenhagen, der ſeinen Freund begleiten wollte, mit ihm. Beide ſtiegen ein, und im Hinfahren ſagte Luther zu ſeinem Freunde in der roſenfarbenen Laune, in der er ſich heute befand: „Siehe, da fährt der deutſche Papſt und Cardinal Pommeranus *); das ſind Gottes Werkzeuge!“

Der Legat empfing Luther und ſeinen Begleiter würdevoll und ſehr anſtändig, und ſein prüfendes Auge ruhete auf dem Manne, der es gewagt hatte, dieſen Kampf zu beſtehen; gewiß aber konnte der Legat, dem übrigens der Ruhm eines Weiſen gebührt, dem Unerſchrockenen ſeine Hochachtung nicht verſagen, gab ihm dieſe auch in der Behandlung zu erkennen, da ſie gerade das Gegentheil von der war, die Luther ſiebenzehn Jahre früher von dem Cardinal Cajetan erfahren hatte. — Auch Luther ſcheint hierdurch zu den Vorſatz beſtimmt worden zu ſeyn, ſeiner Temperamentshitze und Derbheit Meiſter zu werden und zu bleiben: denn Beide ſprachen nun ganz ruhig und achtungsvoll, auch ſo mit einan-

---

*) Pommeranus, auch *D.* Pommer, nannte man Bugenhagen, weil er aus Pommern gebürtig war. A. d. V.

der, wie es der wichtige Gegenſtand der Sache erheiſchte. —

Forſchend warf der Legat die Bemerkung hin: Luther ſtehe bei dem heiligen Vater und dem ganzen Collegio der Cardinäle im größten Anſehen. Allgemein mißbillige man das vom Cardinal Cajetan gegen ihn beobachtete unfreundliche Verfahren, ſo wie die Strenge Leo's X. Man ſey weit entfernt, jetzt von ihm unbedingten Widerruf zu verlangen, ſondern nur freiwillige Rückkehr und Unterwerfung unter die Gewalt des römiſchen Stuhls, und daß er ein Concilium befördern helfe. Bei jener hätte er die beſten Ausſichten und könne gar leicht eine Inful, ja wohl gar einen Cardinalshut davontragen ꝛc. —

Dieſe Schmeicheleien machten keinen Eindruck auf Luther; hatte er doch ſeine Uneigennützigkeit ſchon längſt bewieſen, — Als der Legat ſah, daß er auf dieſem Wege nicht zum Ziele kommen werde, ließ er ihm auf eine feine Art die Gefahren merken, denen er ſich ausſetzen würde, wenn er in ſeinem Ungehorſam und der Trennung von der Kirche verharre, deutete auch dabei auf die Macht des Kaiſers und der übrigen katholiſchen Fürſten hin. Doch Luther blieb ſo unverzagt, wie er vierzehn Jahre früher in Worms vor dem Kaiſer und der Reichsverſammlung geblieben war, und er, der damals ſprach: „Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders; Gott helfe mir!“ — entgegnete auch heute mit frohem Muthe: „Ich fürchte mich nicht vor denen, die den Leib tödten, wohl aber vor denen, ſo die Seele tödten wollen. Harret doch noch eine Weile und ſehet, von wem das Werk ſey.

Iſt es von Menſchen, ſo wird's untergehen, iſt's aber von Gott, ſo wird's beſtehen, und der Herr, ſo da Gewalt hat im Himmel und auf Erden, wird es zu ſchützen wiſſen!" —

Berger lenkte nun das Geſpräch auf das Concilium, und Luther äußerte mit ſeiner gewöhnlichen Freimüthigkeit:

„Ich zweifle, daß es Euch ein Ernſt iſt, ein Concilium zu halten, es iſt nur Euer Spott. — Und wenn Ihr auch eine ſolche Verſammlung haltet, von was wird die Rede ſeyn, als von Kappen, Platten, Eſſen, Trinken und andern dergleichen Dingen, nicht aber vom Glauben, der Rechtfertigung, wie die Chriſten im Geiſt und Glauben ſtehen und leben ſollen, und andern wichtigen Dingen; denn das wäre nicht für Euch. — Wir ſind durch den heiligen Geiſt, in Gottes Wort, der Dinge alle gewiß und bedürfen gar keines Conciliums, ſondern es bedürfen deſſelben blos die armen Leute, ſo durch Eure Tyranney unterdrückt werden; denn Ihr wiſſet nicht, was Ihr glaubt. — Nun wohlan, habt ihr Luſt dazu, ſo machet ein Concilium, ich will, ob Gott will, kommen, und wenn ich wüßte, daß Ihr mich verbrennen ſollt. —"

Der Legat fragte hierauf: In welcher Stadt wollt Ihr ein Concilium haben? und Luther antwortete ihm: „Wo es Euch gefällt, es ſey zu Mantua, Padua oder Florenz, oder wo Ihr wollt!"*)

Mit gleicher Unerſchrockenheit und Freimüthigkeit beantwortete er auch die andern Fragen des Legaten, und als dieſer ihn unter andern fragte: „Weihet Ihr auch Prieſter?“ — antwortete ihm Luther: „Ei freilich weihen wir Prieſter; denn der Papſt will uns keine weihen! Sehet! Hie ſitzet ein Biſchof, — (er wies auf D. Bugenhagen) — den wir geweihet haben.*)

---

*) Dieſe Gleichgültigkeit gegen den Ort, wo das Concilium gehalten werden ſollte, hatte ihren Grund in dem feſt begründeten Zweifel, daß es dem Papſte ein Ernſt mit der Zuſammenberufung einer Kirchenverſammlung ſey; und die-

Der Legat kam endlich zu der Ueberzeugung, daß bei dieſem Hartkopf Hopfen und Malz verloren ſey, und endigte das Geſpräch, ſchickte ſich auch bald darauf zur Abreiſe an. — Bei dieſer nahmen ſie beide freundlichen Abſchied von einander, und als der Legat zu Pferde ſtieg, reichte er Luther noch die Hand und ſprach zu ihm: „Ade denn! Doctor Martine! Sehet zu, daß Ihr jetzt auf ein Concilium gefaßt ſeyd!“ und Luther ſchüttelte ihm die dargebotene Rechte, ihm antwortend: „Ja Herr! ich will kommen, mit dieſem meinem Kopfe und Halſe!“

Und ſo ſchied der Legat von Wittenberg, der Zweck ſeiner Sendung aber, der — wir wiederholen es noch einmal aus voller Ueberzeugung — ſiebenzehn Jahre früher zuverläſſig erreicht worden ſeyn würde, war und blieb gänzlich verfehlt; denn der günſtige Zeitpunkt war verſtrichen und der Riß unheilbar geworden. Von Zeit und Umſtänden aber hängt ja in der Welt Alles ab; Gott aber weiß dieſe zu lenken und zu fügen.

ſen Zweifel hatte Luther auch ſchon früher gegen den Kurfürſten in einem Schreiben auf das ſtärkſte ausgeſprochen.
A. d. V.

*) S. Abbildung.

7.

Die Betſtunde auf dem Markte.

Der *M.* **Martin Rinkart** war Archidiakonus in **Eilenburg**, und ein wahrhaft frommer Lehrer der chriſtlichen Religion, der ſeiner Gemeine in allen chriſtlichen Handlungen ein treffliches Vorbild war. Aber nicht allein dieſes, ſondern auch noch mehr war er ihr in den Zeiten des langen Krieges geweſen, den wir unter dem Namen des **dreißigjährigen** kennen, und hatte in den ſchweren Drangſalen, die in denſelben dieſe Stadt beſonders von 1637 an betrafen, ſeine Heerde nicht feig verlaſſen in den Stunden der Noth und Drangſal, ſondern redlich ausgehalten bei ihr, weßhalb ihn auch Jedermann als einen Vater ehrte und liebte.

Dieſer fromme Hausvater pflegte jeden Abend die Seinen um ſich zu verſammeln, um mit ihnen eine Betſtunde zu halten, in dieſer aber Gott zu danken für den verlebten Tag. Dann ſangen dieſe Frommen ein Abendlied; der Vater las ihnen ein Capitel aus der Bibel vor, und ermahnte dann die Seinen zum Danke gegen Gott, der keinen Tag vergehen läßt ohne Wohlthun und Beweiſe ſeiner Vatergüte, die wir oft nicht erkennen. Dringend empfahl er ihnen dann, Gott den beſten Dank für die empfangenen Wohlthaten durch Gottesfurcht und Rechtthun darzubringen.

Einſt, es war in der erſten Hälfte des Monats November, im Jahre 1648, als der Vater **Rinkart** eines Abends Betſtunde mit den Seinen hielt, war das Abendlied bereits geſungen, und der ehrwürdige Alte las nun den Seinen das funfzigſte Capitel aus dem *Jeſus Sirach* vor. Eben hatte er den 23. Vers geleſen und wollte zu dem folgenden übergehen, wo es heißt: „Und ſprachen: *Nun danket alle Gott, der große Dinge thut, an allen Enden.....*" Weiter vermochte er nicht zu leſen, denn es erhob ſich ein Getümmel auf der Straße, und der im Leſen geſtörte Greis eilte an das Fenſter, weil er fürchtete, es ſey Feuersgefahr vorhanden. Doch indem er daſſelbe öffnete, hörte er Stimmen rufen: „*O Gott ſey tauſendmal Dank für ſeine Gnade!*" Dieſer Ruf konnte auf kein Unglück deuten, und er rief deshalb den freudig vorüber Eilenden fragend zu, was es gäbe? — Sofort antwortete ihm die Stimme eines Mannes: „O Gott ſey Dank! Es iſt Friede. So eben kam ein Eilbote an unſern Herrn, den Kurfürſten, geſendet von *Osnabrück*, hier an, und hat uns dieſe frohe Botſchaft verkündet. — Nach dreißig ſchreckenvollen Jahren des Kriegs und ſo vieler Plagen ſchenkt uns der gütige Gott wieder den Frieden. — O Preis, Lob und Dank ſey Gott für dieſe große Wohlthat!" —

„Ja ihr habt Recht Kinder!" — rief der durch dieſe frohe Nachricht überraſchte und tiefergriffene *Rinkart* vom Fenſter herab dem Häuflein zu, das ſich hier ſammelte. — „Gott hat uns durch dieſen Frieden nach ſo langer Kriegstrübſal eine große Wohlthat erzeigt. Laßt uns ihm dafür danken mit Herz und Mund. — Läutet ſogleich die Glocken und verſammelt Euch, gerufen von ihnen, auf dem Markte. Dort unter Gottes freiem Himmel wollen wir ihm, dem Herrn im Himmel, danken für den uns wieder geſchenkten Frieden, und ihm bringen Lob, Ehre und Preis. —"

Das Häuflein zerſtreuete ſich jetzt, und bald darauf hörte man der Glocken feierliche Töne die Bewohner der Stadt rufen zum frohen Danke für den wieder geſchenkten Frieden, deſſen hohe Wohlthat man nach dieſem ſo langen Kriege um ſo mehr erkannte, als nur die bejahrteren Einwohner an den Zuſtand des Friedens aus den Zeiten der frühen Jugend ſich zu erinnern vermochten, die jüngeren aber damit ganz unbekannt waren. Auch der Vater Rinkart erſchien in ſeiner Amtskleidung mit der Bibel unter dem Arme, begleitet von den Seinen, auf dem Markte, wo er ſchon Viele fand und ihre Anzahl ſich immerfort vermehren ſah, ſo daß ſich bald alle Einwohner Eilenburgs, ſo viel ihrer, nach den ſo ſchweren Trübſalen der vergangenen Jahre, noch übrig waren,*) auf dieſem Platze verſammelt hatten.

Es war ein ſtiller, heitrer Abend, als ſich dieſe Gemeine im Tempel der Natur verſammelte, des Herzens höchſten Dank Gott darzubringen, für den wiedergeſchenkten Frieden. — Der volle Mond glänzte freundlich am Himmel, und den frommen Dankenden ſchien er das Auge Gottes zu ſeyn. Auch die Myriaden Sterne verkündigten in ſtiller Pracht das Daſeyn deſſen, der Alles ſchuf und Alles erhält. —

Als die Verſammlung nun beiſammen war, winkte Rinkart mit der Hand, und es entſtand eine tiefe Stille. Der anweſende Cantor ſtimmte den von kindlicher Ergebung erfüllten Kirchengeſang an: „Sollt' es gleich bisweilen ſcheinen, als wenn Gott verließ die Seinen ꝛc.“ und die Verſammlung fiel mit lauter Stimme ein. — Bald verminderte ſich jedoch die Zahl der Singenden, denn die Erinnerung an die unzähligen Leiden, welche der bisherige Krieg über die Einwohner gebracht und ſie dadurch faſt zu Boden gedrückt hatte, verband ſich faſt unwillkührlich mit dem Gedanken: daß nun mit dem wiedergekehrten Frieden das Ende dieſer Leiden herbeigekommen ſey, und dieſes ergriff die Gemüther ſo tief, daß in dieſer Rührung die Stimmen Vieler weicher wurden und nicht mehr vermochten, ſich im Geſange zu erheben. — Millionen Thränen dankbarer Rührung floſſen nun milde, und immer lauter wurde das Schluchzen der von heiliger Rührung tief Ergriffenen; nur Wenige vermochten es, dem Geſange bis an's Ende treu zu bleiben.

---

*) Nach Haſche's Magazin der ſächſiſchen Geſchichte (IV. Thl. S. 337.) hatten Krieg, Hunger und Peſt in dieſer Stadt ſo grauſam gewüthet, daß im Jahre 1641 von drei bis vier Häuſern nur eins noch einen Beſitzer hatte.

A. d. V.

Endlich war das Lied geſungen, und als die letzten Töne deſſelben verklungen waren, ſchlug Vater Rinkart ſeine Bibel auf und las die Stelle, in welcher er vorhin bei ſeiner Familienandacht geſtört worden war. (Sirach, Cap. 50, V. 24, 25, 26.)

„Nun danket alle Gott, der große Dinge thut an allen Enden, der uns vom Mutterleibe an lebendig erhält, und thut uns alles Gutes. — Er gebe uns ein fröhliches Herz und verleihe immerdar Friede zu unſerer Zeit in Iſrael. — Auf daß ſeine Gnade ſtets bei uns bleibe, und erlöſe uns, ſo lange wir leben.“ —

Als nun der fromme Rinkart dieſe Stelle geleſen hatte, rief er mit lauter Stimme: „So beugt denn Eure Knie vor Ihm, dem Allmächtigen, der Krieg und Frieden abwechſeln läßt, laſſet uns Ihm danken und beten!" Mit dieſen Worten ſank der gottergebene Greis auf ſeine Knie zum Gebet nieder, und die ganze Verſammlung folgte ſeinem Beiſpiel. — Betend erhob nun der würdige Lehrer des Evangelii ſeine Seele zu Gott, und aus ſeinem Munde ſtrömten Worte des tief empfundenen Dankes für den wieder geſchenkten Frieden; es ſprach ſich aus das kindliche Vertrauen, daß Er, der Allmächtige, und Allgütige werde das durch den Krieg Verlorne wieder zu erſetzen wiſſen. Dieſes Gebetes Kraft durchdrang auch die Herzen aller Anweſenden, und es ſtieg auf zu Ihm, der hoch über den Sternen thront, und dem ein dankbares Herz wohlgefällt. —

Als nun endlich Vater Rinkart wieder in ſeine Wohnung zurückkam, ſchloß er ſich in ſein Kämmerlein ein, und aus ſeinem durch dieſe erhabene Scene tief bewegten Herzen entſtieg nun das herrliche Danklied:

„Nun danket Alle Gott ꝛc."

Millionen haben es ſeitdem, bei tauſend und aber tauſend Gelegenheiten geſungen, und ſo viele fromme Seelen ſich dabei erhoben gefühlt bis auf den heutigen Tag. — Möge es auch ferner ſo ſeyn! Aber nur Wenige haben den Dichter gekannt, ſo wie die Entſtehungsgeſchichte dieſes trefflichen Liedes; deshalb machte der Verfaſſer in dem Vorſtehenden einen Verſuch, die herrliche, herzerhebende Scene zu ſchildern, welche dieſes Liedes Veranlaſſung war.

8.

Die Sachſen erobern durch Kriegsliſt Halle.

Wie die Schweden, nach dem Frieden von Prag, der Sachſen Feinde geworden, und in dieſes Land verheerend eingefallen, ſolches haben wir bereits in den früheren Bänden dieſes Werks an verſchiedenen Stellen erzählt, und wir wollen hier nur noch eine Scene zu ſchildern verſuchen, wo der Vortheil auf der Seite der Sachſen und der Nachtheil für die Schweden war.

Nach dem Ueberfalle von **Meißen** *) verſtärkten ſich die Kaiſerlichen und die Sachſen immer mehr, und als auch in dem verwüſteten Lande der Hunger hinzutrat, ſah ſich der Feldmarſchall **Banner** genöthigt, mit ſeinem kaum noch 11,000 Mann ſtarken Heere Sachſen zu verlaſſen und, gedrängt von den vereinigten Kaiſerlichen und Sachſen, einen gefährlichen Rückzug nach Pommern anzutreten, wobei er von den nachziehenden Feinden unaufhörlich beunruhigt wurde. — Um ſich nun Ruhe zu verſchaffen, griff er am 21. Juni (1637) bei **Jüterbog** das ihm nachziehende ſächſiſche Corps unvermuthet an und ſchlug daſſelbe in die Flucht, wobei 600 Mann niedergehauen und 400 gefangen genommen wurden. —

Nunmehr blieben die Schweden auf ihrem Rückzuge ungeſtört, und die Sachſen wie die Brandenburger konnten nichts anders thun, als die Plätze, welche Jene noch in dieſen Ländern inne hatten, von ihnen zu befreien. **Havelberg**, **Dömitz**, **Plauen**

---

*) S. *III.* B. S. 223 bis 228.

und Görz wurden, ſo wie die Schanze bei Werben von den Sachſen unter dem General von Vitzthum weggenommen, und die letztere, von Natur ſchon feſt, that keinen Schuß, weshalb der Commandant derſelben, Major Ruth, ſpäterhin vor ein in Stettin niedergeſetztes Kriegsgericht geſtellt und erſchoſſen wurde. — Ein gleiches Loos hatte auch der ſchwediſche Oberſte von Stammer, der den Kalchberg bei Lüneburg zu zeitig übergeben hatte, und deshalb enthauptet wurde.

So waren endlich alle dieſe Plätze wieder von den Schweden geräumt, nur allein das Schloß Moritzburg bei Halle befand ſich noch in ihren Händen, und war mit wohl verſuchten Schweden ziemlich ſtark beſetzt. —

Dieſe Beſatzung war der Stadt Halle ſehr läſtig, denn von derſelben wurde oft in die Stadt geſchoſſen, Feuer eingeworfen, und den Bürgern auch durch Ausfälle viel Schaden zugefügt. — Um nun dies zu verhüten, wurden ſtarke Schaaren Sachſen in die Stadt gelegt, welche die Moritzburg blokirten und ihr die Zufuhr abſchnitten, ſo daß ſich bald der Hunger bei der Beſatzung einſtellte, und Krankheiten begleiteten ihn wie gewöhnlich dergeſtalt, daß die Beſatzung bald geſchwächt wurde. Der Befehlshaber ſendete nun zu verſchiedenenmalen verſchmitzte Leute von der Feſtung aus, um zu ſpioniren, ob er ſich Hoffnung auf Entſatz machen könne, und von dieſen Boten war einer, den man nach Erfurt, als dem Hauptwaffenplatze der Schweden geſendet hatte, ſo unglücklich, daß er aufgegriffen wurde, wobei man in ſeinen Schuhen einen Brief fand, der den Zweck ſeiner Sendung verrieth und die Folge hatte, daß man ihn des Nachts an einen Balken henkte, ſo daß ihn die Schweden ſehen konnten. Doch dieſe rächten ſich nun an der Stadt ſelbſt, welche ſie am folgenden Tage bis zum Abend mit ihren Kanonen beſchoſſen und derſelben nicht wenig Schaden zufügten.

Aus dem aufgefangenen Briefe hatte man die üble Lage der Beſatzung erſehen, und er war von der Bemerkung des Commandanten begleitet: daß ſeine Leute dieſe Drangſale nicht länger ertragen könnten; er ſähe ſich demnach genöthigt, die Veſte baldigſt zu übergeben. Dieſer elende Zuſtand der Beſatzung wurde noch mehr kund, als eine Soldatenfrau ſich an Stricken herabließ und glücklich in die Stadt zu ihrem Manne kam, der als Gefangener daſelbſt befindlich war. Dieſe erzählte nun noch mehr und gab als Urſache ihrer Entweichung an, daß ſie gefürchtet hätte, der Commandant ließe ſie auch ermorden, wie er mit einer Wittwe vor kurzem gethan habe, welche in Geheim erſchoſſen worden ſey, um ſich ihres Geldes zu bemächtigen.

Auf dieſe Schilderung bauete nun ein ſächſiſcher Offizier, Thomas Wilhelm Fahrensbeck einen Plan, den er ganz für ſich im Geheim ausführte und dadurch die Moritzburg in ſächſiſche Hände brachte.

Dieſer Mann war ein geborner Liefländer und hatte als Hauptmann unter dem ſchwediſchen Fußvolke im Karriſchen Regimente geſtanden, war dann aber, da der Feldmarſchall Banner ihm Feind geworden, als Gefangener in ſächſiſche Dienſte übergetreten. — Um nun den Commandanten auf der Moritzburg zur Uebergabe zu bewegen, ließ er Banners Petſchaft nachſtechen, und eine geſchickte Hand kopirte in einem entworfenen Schreiben Banners Unterſchrift auf das täuſchendſte. In dieſem Schreiben gab der Marſchall allen Commandanten und ſchwediſchen Offizieren Befehl, dieſem ſeinem Commiſſair, dem Hauptmann Fahrensbeck in Allem, was er ihnen im Namen des Marſchalls befehlen möchte, Folge zu leiſten ꝛc.

Mit dieſem Schreiben begab ſich nun der Hauptmann Fahrensbeck auf die Moritzburg zum Commandanten derſelben, redete ihn in der Sprache ſeines Vaterlandes, der Finniſchen an und wußte nun den Betrogenen zu überreden, daß er, der Richtigkeit dieſes Befehls trauend, die Veſte an die Sachſen übergab, ſich jedoch in einer Capitulation den freien Abzug und die nöthigen Transportmittel freies Geleite bis Hamburg ꝛc. ausbedung.

Am 8. Nov. zog die Beſatzung aus und kam in die Stadt Halle, wo die Offiziere und Gemeinen in einem Gaſthofe am Markte und im Rathskeller einquartiert, die Kranken aber in's Spital gebracht wurden. Die Hallenſer waren durch die vielen Drangſale, welche ſie von dieſen Leuten während ihres Aufenthaltes auf dem Schloſſe hatten erdulden müſſen, dermaßen aufgebracht, daß die wenigen Schweden von dieſen Aufgeregten wären erſchlagen worden, wenn die Sachſen ſie nicht vertragsmäßig geſchützt hätten.

Am andern Tage zogen die Geſunden von dieſer Beſatzung nach Hamburg ab, ob ſie gleich, durch die Capitulation, acht Tage lang freies Quartier in Halle gehabt hätten.

Die Quelle meldet nichts davon, wie der Marſchall Banner dieſe Liſt Fahrensbecks aufgenommen habe; doch ſcheint ſie einen Grund zu der wüthenden Erbitterung mit abgegeben zu haben, mit welcher dieſer Harte in den folgenden Jahren gegen Sachſen verfuhr.

9.

Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege.

6.) Drangſale der Stadt Chemnitz, nach der Schlacht bei Lützen.

(Fortſ. vom 25. Sep.)

„Es ſoll ſich zeigen, wer Herr in Deutſchland iſt, der König von Schweden oder ich!“ hatte Wallenſtein, in einem Anfalle ſeines gewöhnlichen hochfahrenden Uebermuths geſagt, und jetzt machte er Anſtalt, dieſes hohe Wort in Erfüllung zu bringen. — Als beide Heere den Sommer 1632 hindurch bei Nürnberg unentſchieden einander gegenüber geſtanden waren, und Wallenſtein ſich begnügt hatte, einen Sturm des ſchwediſchen Heeres auf ſein verſchanztes Lager abgeſchlagen zu haben, jede entſcheidende Schlacht aber ſorgfältig vermied, fühlte er es endlich doch, daß er etwas thun müſſe, jenes hochtrabende Wort in Erfüllung übergehen zu laſſen, und fiel deshalb mit dem Hauptheere in Sachſen ein, welches Holke ſchon erobert hatte, und wo ſich nun beide Feldherren mit einander vereinigten.

Die Sachſen befanden ſich in Schleſien, und ihr Vaterland war von Vertheidigern entblößt. Angſtvoll rief Johann Georg I. den König Guſtav Adolph um Hülfe an, welcher nun mit ſeinem Heere herbeieilte, und am 6. Nov. in den Ebenen von Lützen die Entſcheidungsſchlacht lieferte in welcher ſein Blut floß und ſein Heldenleben ſich endigte. — Funfzehntauſend Sachſen lagerten, in Eilmärſchen aus Schleſien zurückgekommen, bei Torgau, allein ihr Anführer war nicht zu bewegen, Theil an der Schlacht zu nehmen, nur erſt nach derſelben vereinigten ſie ſich mit den Schweden. Dies zur Einleitung. — Gehen wir nun aber zu dem über, was die Stadt Chemnitz inſonderheit betrifft. —

Schon im *V*. Bd. haben wir, S. 160, erzählt, daß der Obriſtlieutenant Chiarini mit einigen Fahnen Fußvolk dieſe Stadt beſetzt habe, und mit ſeinen Leuten bis nach der Schlacht bei Lützen daſelbſt geblieben ſey. Dieſe Leute machten nun zwar Laſt genug, doch wäre dieſes noch zu ertragen geweſen, obgleich die Aufbringung der zweiten Hälfte von der Contribution, (5500 Thaler) welche in dieſe Zeit fiel, ſehr drückend war; allein bei dem in Folge jener Schlacht eingetretenen Umſchwung, kamen noch weit mehr Trübſale über dieſe Stadt, welche wir nun kürzlich zu ſchildern verſuchen wollen.

Noch hatte man keine Nachrichten von der gelieferten Schlacht, als am 7. Nov. gegen Abend erſt dumpfe Gerüchte von derſelben und ihrem Ausfall erſchollen, die ein paar Stunden ſpäter beſtätigt wurden, als 200 kaiſerliche Reiter ankamen, denen in der folgenden Nacht mehrere Wagen mit Verwundeten folgten.

Der nächſte Morgen brachte den Befehl: zehntauſend Stück Brode für das ſich zurückziehende kaiſerliche Heer bereit zu halten, und die Vorſtädter, welche ihre Zuflucht in der Stadt geſucht hatten, mußten wieder in ihre verlaſſenen Häuſer zurückkehren.

Schon am folgenden Tage traf das Hauptquartier Wallenſteins in Chemnitz ein und blieb vier Tage hier. Die meiſten Häuſer der Stadt wurden für daſſelbe zu Quartieren in Beſchlag genommen; 600 Wagen ſtanden auf den Straßen und auf dem Markte, und über 4000 Pferde mußten untergebracht werden, wo viele unter freien Himmel bleiben mußten.

Der Herzog von Friedland hatte ſein Quartier im Hauſe des M. Schau, und auch hier mußte in demſelben, ſo wie überall, wo dieſer Mann lebte, eine Todtenſtille herrſchen, ſo daß ſelbſt keine Schildwache ein lautes Wort reden oder dulden durfte, weil ſonſt nur zu leicht das für Viele ſchon ſo verhängnißvoll gewordene Wort erſcholl: Laßt die Beſtie henken!" gegen welches Todesurtheil keine Appellation half.

In der Johannisgaſſe ſah man im Heinrichſchen Hauſe einen bedeckten Wagen ſtehen, auf welchem der Leichnam des bei Lützen gebliebenen berühmten Kriegsoberſten Pappenheim lag. An beiden Seiten dieſes Leichenwagens brannten Tag und Nacht Wachskerzen und ſtarke Wache umgab denſelben. An einem Altare in der Nähe dieſes Wagens wurden täglich Seelenmeſſen für den auf dem Bette der Ehre gebliebenen Helden geleſen, was auch in den Quartieren der Generale geſchah. —

Viele Bürger von geringem Vermögen waren genöthigt, ihre aus Grafen und Herren beſtehende Einquartierung zu bewirthen, und dazu mußte auch die letzte Anſtrengung gemacht werden, und wurde keine Entſchuldigung angenommen. Dabei hatte noch mancher Bürger vierzig bis funfzig Pferde in ſeinem Hauſe, und um den Kirchhof herum ſah man ringsherum nur Pferde angehängt.

Auf den Gaſſen brannten überall Wachfeuer, wozu man Breter, Latten, Fäſſer, Hausgeräthe, Bauholz verbrannte, wie es den Soldaten in die Hände fiel; und wollte man es ihnen nicht überlaſſen, ſo wurden die Eigenthümer gemißhandelt. Es war ja Krieg, wo nur das Recht des Stärkern gilt.

Am Abend und in der Nacht durfte Niemand auf der Straße gehen, wenn er nicht angefallen und beraubt ſeyn wollte, wie ſo manchem Bürger widerfuhr, wenn er durch die Bedürfniſſe ſeiner Einquartierung auf die Straße getrieben wurde. —

Die Drangſale dieſer Tage wurden noch durch den Mangel an Lebensmitteln vermehrt, welcher durch die ungeheure Menge Kriegsvolk, das nur zehrte oder nichts mitbrachte, hervorgerufen wurde. Weder Bier noch Brod war anders als zu ungeheuern Preiſen, das ſo unentbehrliche Salz aber gar nicht mehr zu erlangen; demohngeachtet aber hieß es: „Wirth ſchaff' an!“ und war es dieſem nicht möglich, das Verlangte bringen zu können, ſo ließen ſich wohl hohe Befehlshaber herab, den Wirth zu mißhandeln.

Die Bürger in der Stadt hatten, bei allen dieſen Drangſalen, dennoch nichts von Plünderung zu leiden; in den Vorſtädten und auf den nahen Dörfern aber ging es deſto ärger zu, und eine Menge Beiſpiele gab es, wo die rohen Kriegsknechte das verdarben, was ſie nicht nahmen. —

In und außerhalb der Stadt wurden eine Menge Bürger als Boten oder Wegweiſer verſendet, von denen mancher nicht wieder kam, oder doch ſich über erlittene Mißhandlungen ſehr zu klagen hatte.

Es war an einem Freitage, als das Hauptquartier ankam, und am folgenden Sonntage hörte man keine Glocke, die zum Gottesdienſte rief, und die Kirchen blieben verſchloſſen; wohl aber hörte man dieſe Glocken ſtürmen, als am Nachmittag ein Schornſtein in Brand gerathen war, der aber durch Musketenſchüſſe wieder gelöſcht wurde.

Es wurden alſo die armen Einwohner dieſer Stadt durch mancherlei Plagen gedrückt, als durch die Soldaten auch noch der Leiden letztes, der Tod, durch anſteckende, ſchnell tödtende Krankheit verbreitet wurde, und da die Croaten den Todtengräber und die Leichenbeſchickerinn aus ihrer Wohnung vertrieben hatten, dergeſtalt daß ſie heimatlos herumirrten, ſo konnten binnen fünf Tagen keine

Leichen begraben werden, was die Sterblichkeit nur vermehrte, bis ſie ſich endlich Beide wiedereinfanden, wo ihnen eine andere Wohnung angewieſen wurde.

„Und ſo war denn, — ſagt die vorliegende Quelle — allenthalben, bei Reichen und Armen, Groß und Klein, Jammer, Angſt, Noth, Elend, Herzeleid und Betrübniß vollauf und genugſam, und fing auch die Hungersnoth zu wüthen an.“

Endlich erklangen am 13. Nov. die Trompeten zum Abmarſch des Hauptquartiers, und ihre Töne wurden für die Einwohner der Stadt zu wahren Freudentönen, da ſie glaubten, ihre Noth habe nun, wenn nur das Heer durch ſey, ein Ende; ſie fanden ſich aber getäuſcht, denn als der Nachzug des geſchlagenen Heeres dieſen ganzen Tag über durchmarſchirt war, zogen am Abend vier ſtarke Schaaren Fußvolk in die Stadt ein und kündigten ſich als dableibende Beſatzung an. — Dieſe brachte neue Leiden über die Chemnitzer, wie wir nun im folgenden Tagsabſchnitte erzählen werden.

10.

Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege.

7) Drangſale der Stadt Chemnitz nach der Schlacht bei Lützen.

(Schluß des vorigen Abſchnitts.)

Der Commandant dieſer Beſatzung war der kaiſerliche Oberſte Andreas de Contrares, ein Brabanter, — mit den Worten der Quelle — „ſeinem Namen treu, ein recht contrariſcher, halsſtarriger und widerwärtiger Mann; ſo gegen die Bürger ſich als ein Tyrann bewies und ſie recht abſichtlich und mit Vorſatz preßte und ſchikanirte, auch dann, als nach ein paar Tagen die Schweden vor der Stadt ankamen, die Vorſtädte ohne weiteres anzünden ließ, welche nun in Flammen aufloderten, ſo daß die bei dieſem Brande eingetretene Windſtille ein wahres Glück für die Stadt ſelbſt war, da ſie ſonſt in Gefahr geweſen ſeyn würde, ebenfalls ein Raub der wüthenden Flammen zu werden. Eilf Perſonen, und unter dieſen ein Greis von ſiebenzig Jahren, kamen bei dieſem Brande um das Leben, entweder von den Flammen übereilt oder im Beſtreben, ihre Habſeligkeiten zu retten; ſo daß — mit den Worten der Chronik — „manches naſſe Auge und betrübtes trauriges Herze dadurch gemacht worden. — “

Dieſe Zerſtörung geſchah am 17. November, eben da die Schweden vor der Stadt angelangt waren, und ſie aus einigen Kanonen lebhaft zu beſchießen anfingen. — Während dieſes Brandes und der Beſchießung von Außen drohete der Commandant der Bürgerſchaft mit Plünderung und ließ ſich durch kein Bitten erweichen; doch endlich blieb es dabei, daß er verſprach: die Stadt mit der Plünderung zu verſchonen, wenn ſie eine Brandſchatzungsſumme von 4000 Thalern bezahle, wozu ein jedes Haus innerhalb der Ringmauer zehn Thaler beitragen ſollte. Wer nun aber erwägt, welche Laſten dieſe Stadt ſeit drei Monaten getragen hatte, und daß ihre Bürger gänzlich ausgeſaugt worden waren, der wird leicht ermeſſen können, daß ſie ſich nicht im Stande befanden, dieſe Summe aufzubringen, und nun nahm der harte Contrares eine Maßregel, dieſes Geld auszupreſſen, die ganz ſeiner würdig war. Die Bürgerſchaft wurde auf das Rathhaus gefordert, und die Außenbleibenden mit harter Strafe bedroht. — Die Bürger erſchienen, gehorſam dem Gebote ihrer Obrigkeit, und keiner von ihnen vermuthete das, was geſchah. — Den Bürgern wurde nochmals die Anforderung von 4000 Thalern eröffnet, wofür ſie mit der Plünderung verſchont werden ſollten. Rath und Bürgerſchaft vereinigten nun ihre Bitten um Milderung dieſer Forderung; doch Alles war bei dem harten Sinne dieſes Mannes vergebens, und er ging nun im höchſten Zorn aus dem Verſammlungsſaale. Bald darauf wurden die Bürger die Wirkung ſeines

Zornes gewahr, als ſie ſich in ihre Wohnungen begeben wollten und die Thür des Rathhauſes mit ſtarken Wachen beſetzt fanden, die ihnen gebieteriſch ihr „Zurück!“ entgegenriefen; und nur die Bäcker, Barbierer, Hufſchmide, Stell- und Rademacher, Zimmerleute, und wer ſonſt noch von den Soldaten für ihre Arbeiten gebraucht wurde, durften das Rathhaus verlaſſen und ſich heimbegeben. Auch die beiden Bürgermeiſter erhielten dieſe Erlaubniß, weil ſie zum Dienſte für die Beſatzung nothwendig waren; die übrigen Bürger aber durften ſich in vier Tagen und Nächten nicht aus dieſer Haft entfernen, und wurden auf mancherlei Weiſe gequält. Von den Ihrigen getrennt, hörten ſie täglich den Donner des ſchwediſchen Geſchützes und nur zu oft den Feuerruf, wenn die Kugeln eingeſchlagen und gezündet hatten. Denn denke man ſich die Angſt eines ſolchen Hausvaters, der das Seinige in ſolcher Gefahr weiß, und doch von demſelben gewaltſamerweiſe entfernt gehalten wird, und man wird es gewiß nicht unwahrſcheinlich finden, wenn die Chronik berichtet, daß Verſchiedene in Folge dieſer Schreckenstage erkrankten und ſtarben.

Die Beſchießung der Stadt erneuerte ſich und wurde beſonders am 18. November heftig, wo der Herzog Bernhard von Weimar, welcher das ſchwediſche Heer befehligte, längſt dem Kaßberge die Angriffslinie ziehen ließ, wo denn Laufgräben und Schanzen angelegt wurden. Der kaiſerliche Commandant traf ebenfalls gute Anſtalten zur Vertheidigung, ließ Geſchütz auf die Mauerthürme und über die Thore bringen, Säcke, mit Schaaf- und Baumwolle gefüllt, fertigen, alles vorhandene Zinn und Blei zum Kugelgießen zuſammenbringen, der Bürgerſchaft die Gewehre abnehmen, die Lebensmittel ſparſam vertheilen: kurz, alles deutete auf eine hartnäckige Vertheidigung bis zum Letzten hin. —

Das Feuer aus dem ſchweren Geſchütz wurde beſonders am 19. November ſehr verſtärkt und arbeitete an dieſem und dem folgenden Tage aus ſechsundvierzig ſchweren Kanonen unaufhörlich auf die Mauern der Stadt, da der Herzog die Stadt ſelbſt, als eine ſächſiſche, zu ſchonen befohlen hatte. Als ein Beiſpiel beharrlicher Gottesfurcht verdient hierbei bemerkt zu werden, daß am 20. November, einem Sonntage, der Gottesdienſt, während des ſtärkſten Kanonenfeuers gehalten und über die Stelle aus dem 25. Pſalm: Die Angſt meines Herzens iſt groß, führe mich, Herr, aus meinen Nöthen, gepredigt wurde. Die Wahrheit dieſes Spruchs wurde auch an dieſer Stadt bewährt, denn ihre Noth war nun bald vorüber, ob ſie gleich noch einige Beängſtigungen erfahren mußte.

Der Commandant that, als ob ihn das heftige Feuer der Schweden nicht irre, und verdoppelte die Vertheidigungsanſtalten. Im Garten des Rathsbaumeiſter Richter und in den nebenanliegenden Gärten hinter der Lohgaſſe ſtanden mehrere hundert kaiſerliche Soldaten, die ſich, um dem Sturme beſſer begegnen zu können, einen Weg in den Zwinger hinaus eröffnen ließen. Und um die Bürger noch mehr zu erſchrecken, ließ der Commandant zwei Pechkränze am hohen Thurm aushängen und anzünden, verband auch damit die Drohung: „Lieber die Stadt anzuzünden und in Flammen auflodern zu laſſen, als ſie den Schweden zu übergeben, und ſollte er ſelbſt ſein Leben dabei laſſen müſſen."

So häufte ſich die Gefahr für die Stadt, und ſie ſtieg auf das höchſte, als an eben dieſem Sonntage, Nachmittags drei Uhr, die Schweden einen Sturm wagten und durch die Sturmlücke neben dem Kloſter eindrangen, wo ſie ſich ſogleich verſchanzten, da ſie entweder nicht weiter vordringen konnten, oder auch, was ebenfalls nicht unwahrſcheinlich iſt, der Herzog Bernhard die Stadt nicht verderben und ſie den Greueln, die mit einer ſolchen Erſtürmung gemeiniglich verbunden ſind, nicht ausſetzen wollte, beſonders da er einſah, dieſe Eroberung bleibe ihm doch gewiß. —

Den Commandanten ſcheint nunmehr auch der Muth gefallen zu ſeyn, und er ſuchte eine Capitulation einzuleiten, um ſich mit Ehren aus dieſem Handel zu ziehen. Die Gräfin Terzka, Schweſter des Herzogs von Friedland, (Wallenſtein) hatte ſich Unpäßlichkeit wegen in dieſer Stadt verſpätet und war mit eingeſchloſſen worden, ſo daß ſie allen Schrecken einer Belagerung preisgegeben war. Um ſich nur einigermaßen ſicher zu ſtellen, hatte ſie ſich auf den Kirchthurm begeben, wo ſie im kleinen Stübchen des Thürmers wohnte. Hier wurde ſie nun zum Friedensengel der hochbedrängten Stadt. — Contrares ſandte den jungen Grafen von Harrach mit einigen andern vornehmen Offizieren zur Gräfin Terzka und ließ ſie um ihre Vermittelung bei dem Herzog Bernhard bitten. Der Bürgermeiſter M. Horn wurde nun nebſt dem Amtsſchöſſer Arnold zu der Gräfin beſchieden, wo ſie den Grafen Harrach fanden, der ihnen den Vortrag machte: „Weil ſie nun ſähen, daß ihr Handel faſt verſpielt ſey, dergeſtalt, daß ſie ſich zu einem Accord mit den Schweden genöthigt ſähen: ſo wollten ſie hiermit den Rath und die Bürgerſchaft freundlich bitten, ſich bei dem feindlichen Befehlshaber für die Beſatzung zu verwenden und derſelben einen leidlichen Accord zu vermitteln welches ſie hinkünftig wiederum rühmen und der Stadt dankbarlich vergelten wollten.“

Es läßt ſich leicht erachten, welche Freude dieſer Vortrag in den Herzen der beiden Männer hervorbringen mußte, und ſie ſagten auch zugleich ihre Vermittelung zu. Als ſie nun, nach einer längern Conferenz, wieder vom Thurm herabkamen, wurden auf den Thürmen über den Thoren die Stillſtandsfahnen aufgeſteckt, und kaum ſahen die Schweden dieſe wehen, als auch ſogleich das Schießen aufhörte, und alle Feindſeligkeiten eingeſtellt wurden. —

Am Morgen des 21. Nov. begaben ſich der Bürgermeiſter und Amtsſchöſſer auf das Schloß, w der Herzog Bernhard ſein Hauptquartier genommen hatte, überreichten ihm ein Schreiben der Gräfin und baten noch mündlich, zur Schonung de

Stadt, der Beſatzung den Abzug zu verwilligen. Der menſchlich fühlende Fürſt ließ ſich auch dazu bereitwillig finden und verſtattete der Garniſon den Abzug, doch mit Hinterlaſſung ihrer Fahnen und Waffen, des ſchweren Geſchützes und der Munition, auch daß der Auszug noch an dieſem Tage vor Abends geſchehe.

Der Commandant hatte ſeine frühern Prahlereien vergeſſen und war heute froh, auf dieſe Weiſe aus der Sache zu kommen, ſo daß er die Accordspunkte gern unterſchrieb und — packen ließ.

In der vierten Nachmittagsſtunde hörte man die Trompeten und Trommeln der einziehenden Schweden, und bald darauf zogen ſie auf dem Markte und den nächſten Straßen in Schlachtordnung auf. Auch die Beſatzung hatte ſich aufgeſtellt, und es wurden nun von den Kaiſerlichen die Waffen geſtreckt, und die Fahnen, nebſt dem Geſchütz und dem Schießbedarf, den Schweden übergeben. Hier mußte Contrares einen ihm ſchmerzlich fallenden Vorfall erleben, indem der größte Theil ſeiner Leute zu den Schweden übertrat, und bei ihnen Dienſte nahm, wobei ſich ſelbſt Staabsoffiziere befanden.

Bei dieſem Act der Uebergabe hatte man ſich hie und da die Plünderung erlaubt, und mehreren Bürgern war ihr Eigenthum mit Gewalt genommen worden. Kaum erhielt der Herzog Bernhard die Kunde von dieſen Unordnungen, als er auch ſogleich die Profoße der Regimenter ausſendete, denſelben zu ſteuern, und ſie erhielten Befehl, diejenigen, welche ſie auf der That betreffen würden, ohne weitere Anfrage aufzuhängen. — Einer dieſer Profoße kam vor dem Johannisthore an das Haus eines Schuhmachers und vernahm den Hülferuf der Hausbewohner. Ein ſchwediſcher Soldat war in dieſes Haus eingedrungen und balgte ſich mit dem Beſitzer, der ſich ſein Eigenthum nicht nehmen laſſen wollte. — Der Profoß trat in das Haus und ſah, was geſchah, hörte auch von den Hausbewohnern die Klage über dieſen Zuchtloſen, und daß er habe plündern wollen. — Sogleich ergriff er nun den Soldaten bei der Bruſt, und dieſer bat, leichenblaß geworden, um Gnade. —

„Keine Gnade! — erſcholl es aus dem Munde des Profoſen. — Du kennſt den ſtrengen Befehl des Heerführers und haſt ihn dennoch übertreten, haſt in Freundesland zu plündern verſucht. Darum befiehl Deine Seele Gott, denn Du mußt zum abſchreckenden Beiſpiel für andere ſterben.“ Die Knechte des Profoſen ergriffen ihn nun, und in den nächſten Augenblicken hing er an dem Fenſterſtock des Schuhmacherhauſes und endete zappelnd ſein Leben.

So ſtrenge Mannszucht gab es im ſchwediſchen Heere; doch löſ'te ſie ſich in den folgenden Jahren, wo ſich die Nationalſchweden durch die vielen Schlachten und Gefechte ſehr verminderten, und das Heer meiſtentheils aus Ueberläufern beſtand, allmälich auf, ſo daß man das ſchwediſche Heer von 1630 bis 1632 nicht mehr in dieſem erkannte.

Am folgenden Tage, nach einer ſehr unruhigen Nacht, in welcher Tauſende keine Quartiere finden konnten, ſondern auf den Gaſſen der Stadt bei angezündeten Feuern bleiben mußten, zog der Herzog Bernhard ſelbſt in die Stadt und nahm ſein Hauptquartier in ebendemſelben Hauſe, wo es Wallenſtein auch gehabt hatte; im Gefolge dieſes Helden befanden ſich noch zwölf andere Herren fürſtlichen Standes, die den Krieg von ihm lernen wollten und im ſchwediſchen Heere dienten. — Die Menge der Einquartierten war ſo groß, daß ſich mancher vornehme Befehlshaber mit einem ſchlechten Quartiere behelfen mußte. Mit Staunen ſahen jetzt die Chemnitzer die Carthaunen, Feldſchlangen und anderes ſchweres Geſchütz, ſechzig Stück an der Zahl, auf dem Markte auffahren, aus welchen in den vorhergegangenen Tagen die Stadt beſchoſſen worden, und dankten Gott, daß dieſe Gefahr nun zum Ende gekommen war.

Nach vier Tagen ging das Hauptquartier wieder von hier ab, doch währten die Durchmärſche noch einige Tage fort, und ſchwer war die Laſt, die jetzt auf den unglücklichen Einwohnern dieſer Stadt drückend lag; denn mancher Bürger hatte zwanzig und mehr

Soldaten im Hauſe und weder einen Biſſen Brod noch ein Körnlein Salz. „alſo daß abermal Wehklagen, Jammer, Angſt und Noth vollauf und genugſam vorhanden war. —“

Dem Jammer, der Angſt und Noth und der langen Dauer der Leiden unterlagen eine Menge Menſchen, ſo daß man nur allein in der Belagerungswoche zweihundert Leichen von den Einwohnern zu begraben hatte, wovon, wegen Sperrung der Thore, ſechs und ſechzig auf der Herrengaſſe unbegraben lagen, die am 28. November auf einmal begraben wurden. Ueberhaupt ſtarben in dieſem Jahre 1234 Perſonen, die angemerkt, ohne die, welche im Gedränge der Begebenheiten und der Noth überſehen worden waren.

Als das Hauptquartier abgezogen, und das Heer ebenfalls ſeinem Führer gefolgt war, glaubten die Chemnitzer, alle Noth hätte nun ein Ende, wurden jedoch bald gewahr, daß ſie ſich zu früh gefreut hatten, denn der ſchwediſche Major. Joachim von Mitzlaff, welcher als Stadtcommandant zurückgeblieben war, erklärte dem Rath: daß es Kriegsgebrauch ſey, daß die Glocken und kupfernen Braupfannen in einer eroberten Stadt den Siegern gehörten und von ihnen durch eine Geldſumme ausgelöſt werden müßten. — Dieſer Erklärung folgte nun die Forderung von Eintauſend Thalern, die ſogleich zu erlegen wären, und es half keine Einwendung, man mußte ſehen, wie man dieſes Geld aufbrachte. Indeſſen vergalt es doch der Commandant dadurch, daß er thätig Anſtalten traf, daß durch Zufuhre von Fleiſch und Brod, von Außen her, die Bürger einen Zuſchuß für ihre Einquartierung hatten, wodurch die Noth doch einigermaßen gelindert wurde.

Um ſich nun aber von der Hungersnoth in jener Zeit einen nur einigermaßen richtigen Begriff machen zu können, wollen wir eine Stelle aus der Chronik wörtlich wiedergeben, welche uns Scenen aus jener Zeit vor die Augen führt —

„In dem fordern Häuslein bei der Vogelſtange auf dem Anger ſeynd auf einmal zugleich zwei und funfzig Perſonen anweſend, und darinnen ſo viel Jammer, Elend und Hunger geweſen, daß die Leute das zum Brandwein geſchrotene Korn, wie auch Klenen und Saufutter im Ofen auf der Ofengabel gebacken und wegen der Menge, ſo vorhanden und einander gehindert, nicht ausbacken können, ſondern wenn es nur beym Feuer ein wenig gedorret und beharſchet, die Rinde davon abgezogen und alſo warm hineingegeſſen haben."

„In der Aue habe ich ferner von einem armen Weibe gehört: daß in ihr Häuslein, da man ſich in der Stube nicht recht wohl aufrichten können, auf einmal in die vier und zwanzig Soldaten gekommen, ſo aber faſt nicht alle hineingekonnt; da ſie denn befunden und geſehen, daß der arme hungrige Hausvater die Klenen, ſo ſonſten die Säue fraßen, im Kachelofen in der Stube gedörret und gebacken hat, daher ſie auch nicht lange Quartier begehret."

„Man hat auch in derſelbigen Nachbarſchaft nicht das geringſte Brod in den Häuſern dürfen ſehen und vermerken laſſen; denn wenn man's gewahr worden, haben's die Soldaten den Leuten mit aller Gewalt genommen, den Hunger damit zu ſtillen."

„In der Stadt hat eine reiche Frau, am Markte wohnend, ſelbſt erbautes Korn ungemahlen kochen und vor den Hunger eſſen müſſen."

„Viele Leute, ſo vor dieſem gute Nahrung gehabt, und ſonderlich ſolche, welche unter der Belagerung vor den Thoren geweſen, haben mancher in zwei, auch drei Tagen und länger keinen Biſſen Brod in den Mund gebracht; daher ſie denjenigen, ſo noch ein weniges gehabt, mit Thränen und Zähren um Gottes Willen, ein Stücklein abgebettelt!"

11.

Die Ohrfeige und ihre Folgen.

Im Mittelalter gab es unter den Rittern und Herren des Sachſenlandes ein Geſchlecht der Burggrafen von Dohna, welches ſich in mehrere Linien theilte, die bis nach Preußen hin ihre Sitze hatten. Eins dieſer Geſchlechter lebte auf der Burg zu Dohna und hatte große Beſitzungen bis nach Dresden hin. Der fehdeluſtige Geiſt jener Zeit ſcheint auch auf dieſem Geſchlechte geruht zu haben, und die Burggrafen zu Dohna ließen ſich mancherlei Plackereien zu Schulden kommen, verlegten die Wege aus Böhmen, beraubten die auf dieſen Wegen ziehenden Kaufleute und machten ſich noch mehr dergleichen Thaten ſchuldig.

Der Markgraf von Meißen, Wilhelm *I.*, auch der Einäugige genannt, regierte zu jener Zeit in Dresden, und oft kamen die Klagen ſeiner durch die Leute des Burggrafen beraubten Unterthanen vor ſeinen Thron, ſo daß er endlich beſchloß, bei der erſten Gelegenheit Rache an den ſo frech gewordenen Raubrittern zu nehmen. Die Gelegenheit kam, und die Raubritter wurden geſtürzt. —

Die Weinleſe des Jahres 1401 war vorüber, und der ſüße Traubenſegen gekeltert. Ein ungewöhnlich heißer Sommer hatte die Trauben bald gezeitigt, ſo daß die Leſe ſchon zu Michaelis allgemein war, und die Berge von der Lößnitz (Hoflößnitz) bis weit über Meißen hinunter vom Jubel der fröhlichen Winzer wiederhallten.

Der Markgraf Wilhelm hatte in ſeinen Bergen ebenfalls reich geerntet, und im frohen Gefühl dieſes Weinſegens ordnete er ein Feſt an, ſich im Kreiſe ſeiner Vaſallen zu erfreuen.

In den letzten Tagen des Monats October ſah man aus dem fürſtlichen Schloſſe zu Dresden die reitenden Boten eilen, welche ſich nach den vier Windgegenden vertheilten, die lieben treuen Vaſallen einzuladen, ſich am Tage Martini (11. Novbr.) zu rechter früher Zeit einzufinden und nach der Meſſe eine Martinsgans verzehren zu helfen.

Der Tag kam und mit ihm die Vaſallen zu allen Thoren der Stadt Dresden eingezogen. An der Seite faſt jedes Ritters ritt ſein Weib, mit Söhnen und Töchtern, was von ihnen wehrhaft und mannbar war, und alle verſammelten ſich auf dem Rathhauſe der Altſtadt, wo der Rath den Saal für dieſe Feier köſtlich hatte zubereiten laſſen.

Auch der Markgraf Wilhelm erſchien bei dieſem Feſte, doch nicht, wie in den frühern Jahren, an der Seite ſeiner Eliſabeth, ſondern er kam einſam und allein; denn der Tod hatte dieſen Bund der glücklichſten Ehe getrennt, und der fürſtliche Wittwer ſah nun mit betrübtem Sinn die Ritter und Herren an der Seite ihrer Gattinnen und begleitet von ihren Kindern ankommen, während er, zwar als Fürſt des Landes hochverehrt, doch gatten- und kinderlos an der Tafel ſaß und ſich blos an ihre Freuden halten mußte.

Die Becher, gefüllt mit den älteſten und edelſten Weinen der Lößnitzer und Kötzſchenbrodaer Berge, kreiſten oft, und der Geiſt ſtieg aus ihnen allmälich zu den Köpfen empor, ſo daß bald alle anweſende Herren weinſelig waren.

Endlich wurde die Tafel aufgehoben. Die Zinken- und Poſaunenbläſer, Lauten- und Citherſpieler, Pfeifer, Trompeter und Pauker ſchickten ſich an, durch ihre Töne die Gäſte in Bewegung zu bringen, und bald ſah man die Paare ſich luſtig im deutſchen Tanze drehen.

Der Burggraf Jesky von Dohna nahm ebenfalls Theil an dieſem Feſte und hatte bei der Tafel dem Becher nicht minder eifrig zugeſprochen, war aber dadurch ſehr aufgeregt worden. In dieſer Aufregung nahete ſich der Burggraf, ein noch junger Mann, der Gattin eines benachbarten Ritters, Nützſchel von Körbitz, auf der Burg Meuſegaſt, drängte ſich an ſie und koſete auf das Vertraulichſte mit ihr. Die Frau von Körbitz ſcheint die Huldigungen des Burggrafen etwas zu willfährig aufgenommen zu haben, und die Vertraulichkeit, die bei dem Zuſtande der halben Trunkenheit, in welchem ſich der Burggraf befand, leicht die Grenzen der Schicklichkeit überſchritt, erregte Aufſehen bei den Anweſenden; der Ritter Körbitz aber nahm insbeſondere dieſe Zudringlichkeit des Burggrafen gegen ſeine Hausfrau ſehr übel auf und ſuchte an dieſen zu kommen, wozu ſich auch bald eine Gelegenheit darbot.

Der Burggraf Jesky zog die Frau von Körbitz zum Tanze auf und benahm ſich bei demſelben abermals ſehr frei gegen ſie. — Dieſes höchſt unſchickliche, Aufſehen erregende Benehmen und die Art, mit welcher dieſe Frau jene Huldigungen aufnahm, erregte die Eiferſucht ihres Gatten dermaßen, daß er dieſem Paare im Tanze ein Bein ſtellte, wo denn daſſelbe ſtolperte und fiel, dadurch aber zum Gelächter der Anweſenden wurde. Der Ritter Körbitz lachte ebenfalls, und der Burggraf kam dadurch der Vermuthung auf die Spur, daß ihm der Ritter abſichtlich ein Bein geſtellt habe, um ihn zum Fall zu bringen und dadurch den Anweſenden zum Gelächter zu machen. In der Aufregung des Weines und des Zornes vergaß ſich jetzt der Burggraf dergeſtalt, daß er auf den Ritter zuſprang und ihm eine gewichtige, durch den ganzen Saal ſchallende, Ohrfeige verſetzte. — Dieſen gewaltigen Backenſtreich konnte der Ritter nicht ungerochen hinnehmen, und er wollte ſo eben dem Burggrafen dieſe Ohrfeige mit blutigen Zinſen auf eine andere Weiſe vergelten und eilte nach ſeinem Schwerte, welches er, wie alle andern Ritter. des Tanzes wegen abgelegt hatte; der Burggraf that ebenfalls ein Gleiches. Beide hatten Anhänger, und ſo hätte dieſes Feſt, der Fröhlichkeit gewidmet, leicht zu einem blutigen Mordfeſte werden können, wenn nicht der Markgraf ſein ganzes fürſtliches Anſehen angewendet hätte, ein Gefecht zu verhüten, das ſehr blutig werden mußte. — Der Burggraf Jesky und der Ritter Körbitz warfen ſich nun, da ſie heute nicht kämpfen durften, gegenſeitig den Fehdehandſchuh zu, und beide begaben ſich dann hinweg, da ſie einander nicht mehr ohne Grimm anblicken konnten.

Die Chronik verſchweigt dabei das Schickſal der Gattin des Ritters Körbitz, die eigentlich einen

Theil der Schuld an dieſer Fehde trug, da ſie, wie ſchon erwähnt, die Huldigungen des Burggrafen aus weiblicher Eitelkeit zu nachſichtig aufgenommen hatte. Wahrſcheinlich gelang es ihr, durch die Macht des Weibes den Gatten, dieſen Hocherzürnten, wieder zu begütigen; denn man weiß nichts davon, daß der Ritter Körbitz ſeine Gattin verſtoßen habe.

Der Burggraf von Dohna war dem Ritter Körbitz an Reichthum und Macht zwar überlegen, der letztere aber an Freunden reicher, da ſich im Gegentheil der Erſtere faſt die ganzen Nachbarn durch ſeinen Stolz und Uebermuth zu Feinden gemacht hatte. — Es verbanden ſich alſo die ſämmtlichen benachbarten Ritter mit Rudolph von Körbitz zum Beiſtande gegen den Burggrafen, dieſer aber rief ſeinen Bruder Maul, welcher ſeine Beſitzungen in Böhmen hatte und ſich am Hofe des Königs Wenzel aufhielt, bei dieſer Fehde um Hülfe an, und derſelbe verſäumte auch nicht, mit ſeinen Knappen und Knechten herbeizueilen; ein Gleiches geſchah auch von den Vettern des Burggrafen, Heyde und Jahn, welche ihm ebenfalls zu Hülfe zogen.

So ſammelten ſich alſo auf beiden Seiten die Kriegsſchaaren, und die Fehde begann nun mit Mord, Raub und Verwüſtung, wie wir in dem Nachſtehenden zu ſchildern verſuchen werden.

12.

Die Ohrfeige und ihre Folgen.

(Fortſetzung.)

Der Burggraf Otto, Vater des Burggrafen Jesko, war mit in den Krieg gegen den Feind ſeines Sohnes gezogen; es war jedoch dem Greiſe das üble Loos zu Theil geworden, in dem erſten Gefechte, dem er beiwohnte, gefangen zu werden, wo er denn auf die Burg Meuſegaſt gebracht und dort in Haft gehalten wurde. — In dieſer Haft wirkte nun aber der Kummer über dieſes Schickſal ſo übel auf ihn ein und nagte dermaßen an ſeinem Leben, daß die geſchwächten Kräfte bald unterlagen, und der Greis erkrankte. Zwar fehlte es ihm nicht an ärztlicher Hülfe, doch die Macht des Kummers war ſtärker, und der Körper des Greiſes erlag den Leiden der Seele, ſo daß er am Ziele ſeines Lebens ſtand. — Er ſtarb, und ein Bote brachte dieſe Trauernachricht auf die Burg Dohna. Die Burggrafen Jesky und Maul verlangten nun den Leichnam ihres Vaters, um ihm auf der Burg ſeiner Väter eine Ruheſtätte geben zu können, und dieſes Verlangen wurde erfüllt. Die Abholung des Leichnams erfolgte, und währned die Fehde tagelang ruhete, brachte man die entſeelte Hülle des Verſtorbenen nach der Burg ſeiner Väter, wo er nun im Tode die Ruheſtätte fand, die er im Leben nicht hatte finden können.

Dieſer Todesfall wurde nun die Veranlaſſung, daß die Fehde mit erhöhter Wuth geführt wurde. Faſt in jeder Woche fielen Gefechte vor, in welchen bald dieſe bald jene Partei ſiegte. Dieſem unruhigen Zuſtande ein Ende zu machen, gebot der Markgraf beiden Theilen, ſich ruhig zu verhalten und dieſe Fehde zu endigen. — Dieſem Befehle wollte ſich auch der Ritter Rudolph von Körbitz unterwerfen, der Burggraf von Dohna aber verwarf denſelben, auf ſeine Macht pochend. — Hierüber wurde der Markgraf mit Recht ſehr aufgebracht, und da der Burggraf ſich in dieſem Trotze auch noch mit den Leuten verband, die offenbare Feinde des Markgrafen waren, auch den Anfällen, die ſie auf ſeine Unterthanen machten, allen möglichen Vorſchub leiſtete, ſo brach endlich die Fehde zwiſchen dem Fürſten und dem Burggrafen öffentlich aus, und dieſer lernte es nun bereuen, ſich den Markgrafen muthwillig zum Feinde gemacht zu haben, da er gar bald die Macht deſſelben fürchten lernte.

Der Markgraf begann die Feindſeligkeiten gegen den Burggrafen damit, daß er die Brücke über die Müglitz, am Dohnaiſchen Wege, abwerfen ließ, die Straße nach Böhmen über Pirna verlegte und Maxen beſetzte. — Nun kam es oft zu blutigen Kämpfen, und einer der blutigſten fand bei Fichte an der böhmiſchen Grenze ſtatt. — Hier focht der Burggraf Maul an der Spitze einer Reiterſchaar mit dem Muthe der Verzweiflung, und faſt wäre es ihm dadurch gelungen, den Sieg zu erringen, als ein glücklicher Schuß dem ganzen Gefechte einen andern Ausgang gab. —

Ein geſchickter Schütze aus dem markgräflichen Kriegsvolke ſah, wie der Burggraf mit dem Schlachtſchwerte unter ſeinen Feinden würgte, und die Gefahr für ihn und ſeine Waffenbrüder wuchs mit jedem Augenblicke; nur ein geſchickter und gelungener Schuß konnte ihn und ſie aus dieſer Gefahr retten und von dieſem ſchrecklichen Würger befreien.

Noch waren in jenen Zeiten die Donnerbüchſen, welche krachend ihre Ladung nach dem Ziele ſendeten, nichts weniger als allgemein, und die Kunſt, mit dieſen, auch den tapferſten Mann niederwerfenden Büchſen ſicher zu ſchießen, noch in ihrer frühen Kindheit, Schützen aber, welche mit Erfolg ſich ſolcher Büchſen bedienten, waren ziemlich ſelten.

Im Heere des Markgrafen diente ein Schütze, der es bis zu einer ſo großen Fertigkeit im Treffen gebracht und ſchon ſolche Schüſſe gethan hatte, daß man ihn eines Bundes mit den Dämonen beſchuldigte, da er ſeines Zieles ſelten fehlte. — Dieſer Schütze hatte eben ſeine Büchſe wieder geladen und ſchußfertig gemacht, als einige ſeiner Waffengefährten von dem Burggrafen Paul ſchonungslos niedergehauen wurden, und dieſer Würger ganz in ſeine Nähe kam. Schon lag des Schützen todbringendes Rohr auf der Gabel,*) und die Lunte war von ihm angeblaſen, als eben der Burggraf ganz in ſeiner Nähe einen von des Schützen Waffenbrüdern niederhauen wollte und nur noch wenig Schritte von ihm entfernt war; es war alſo die höchſte Gefahr für ihn ſelbſt vorhanden. Der Burggraf hatte den Helm geſchloſſen, und es war äußerſt ſchwer, eine der kleinen Oeffnungen in demſelben zu treffen, der Schütze mußte ſich alſo ein anderes Ziel ſuchen. — Jetzt gewahrte der Burggraf den Schützen, der auf ihn angeſchlagen hatte, und drückte beide Sporen dem Roſſe in die Seiten, um jenem den Garaus zu machen. Im nächſten Augenblicke war er heran, und hob ſchon den Arm, um dieſem drohenden Feinde mit einem Streiche den Tod zu geben, als er ihn ſelbſt in dieſem Moment empfing. Die glühende Lunte berührte das Zündkraut der Büchſe, die Ladung entzündete ſich und die Kugel fuhr bei dem Burggrafen unter dem hochaufgehobenen Arme hinein und durch den Kopf, ſo daß der Getroffene alsbald todt vom Roſſe ſank. Der Schütze hatte im Augenblicke der Gefahr noch ſo viel Geiſtesgegenwart und Beſinnung gehabt, dieſen verwundbaren Fleck zu erſpähen und ihn ſofort zum Ziele ſeines Schuſſes zu machen, der ihm auch, bei der Nähe des Burggrafen, vollkommen glückte.

---

*) Wenn man in Waffenſammlungen die Büchſen aus der erſten Zeit ihres Daſeyns ſieht, ſo begreift man leicht, daß man mit einem Gewehr von ſolcher Schwere nicht aus freier Hand ſchießen konnte, ſondern daß ſie aufgelegt werden muſten. Dazu bediente man ſich denn einer Gabel, auf welche der Schütze ſein ſchweres Rohr legte, wenn er ſchoß. — Dieſes war noch im dreißigjährigen Kriege alſo, und eben auch in dieſer Zeit wurden die Büchſen noch durch Lunte losgeſchoſſen, bis endlich gegen das Ende dieſes langen Krieges die Radſchlöſſer an den Flinten allgemeiner wurden. A. d. V.

Mit dieſem Bruder war für den Burggrafen Jesky einer der tapferſten Streiter verloren, und ihm blieb von ſeinen Anverwandten nur noch der Vetter Heyde, denn der andere Vetter Jahn war vor kurzem durch eine Fehde nach ſeiner Burg in Böhmen gerufen und dort erſchlagen worden. Ein gleiches Schickſal hatte kurz darauf der Burggraf Heyde in einem harten Gefecht mit der Uebermacht des Markgrafen Wilhelm, und der Burggraf Jesky ſtand nun ganz allein gegen dieſen Fürſten, vor deſſen Uebermacht er ſich nach der Burg Dohna zurückzog. Der Markgraf wollte ſich dieſe Gelegenheit nicht entgehen laſſen, den unruhigen Nachbar und ungehorſamen Lehnsmann loszuwerden, und ſtärkte ſeine Macht auf das möglichſte, worauf er mit dem Heere vor die Burg Dohna zog, und die Belagerung derſelben begann. —

Dieſe Burg gehörte zu den Veſten, welche ſich in der Vorzeit, ehe das Pulver erfunden wurde, lange halten und Widerſtand leiſten konnten. Durch die Macht des Pulvers aber war dieſe Widerſtandsfriſt ſehr verringert worden, denn die ſteinernen Kugeln der gewaltigen Donnerbüchſen warfen die Mauern und Thürme in kurzer Zeit darnieder, und dann war die Eroberung durch Sturm ſehr erleichtert.

Von dieſer Burg hat ſich ein Gemälde in Copien bis auf unſere Zeiten erhalten, und es giebt einen klaren Begriff von der Befeſtigungsart der Vorfahren. Nach dieſer Schilderung muß die Burg Dohna einen ſehr bedeutenden Umfang gehabt haben, und ſie beſtand hauptſächlich aus zwei Burgen, wovon die eine auf der Spitze des Berges, die andere aber daneben am Fuße deſſelben lag. Beide waren durch Mauern mit einander verbunden und auch wieder unabhängig von einander, ſo daß die Eroberung des einen Theiles die des andern nicht erleichterte. — Dabei waren auch beide Burgen mit Thürmen, der Hauptſtärke in der frühern Befeſtigungsart, wohl verſehen, und eine zahlreiche Beſatzung vertheidigte ſie.

Dieſe Schwierigkeiten der Eroberung kannte der Markgraf Wilhelm und traf kräftige Anſtalten, ſie zu überwinden. Die gewaltigſten Donnerbüchſen, die er beſaß, wurden von Dresden herbeigebracht und vor der Burg in Stückbettungen aufgefahren. Die Büchſenmeiſter waren beſchäftigt, dieſe gewaltigen Röhre zu laden, und richteten ſie nach dem Punkte der Mauer hin, wo ſie die Sturmlücke brechen ſollten. Jesky ſtand eben auf der Zinne ſeiner Burg, als er dieſes Treiben gewahrte und erkannte, wohin es führen werde. — Schon da, als die Fehde durch den Tod ſeines Bruders Maul eine üble Wendung nahm, hatte er jenen unſeligen Schmaus verwünſcht, welcher die Veranlaſſung zu dieſer Fehde gegeben hatte, und heute, wo er die Zurüſtung zu ſeinem Verderben ſah, jene Verwünſchung lebhaft wiederholt. — Immer deutlicher wurde es dem Burggrafen, daß dieſe Fehde ſich mit ſeinem Untergange endigen werde, beſonders wenn er hinüber nach dem Lager blickte, welches die Veſte umgab, und die gewaltigen Donnerbüchſen ſah, welche man eben nach ihr richtete. — Im Innern erbebend ſah er dann dem Augenblicke entgegen, wo jene ſich ihrer Verderben bringenden Ladung entledigen würden. Dieſer kam. Mit erderſchütterndem Donner öffneten ſich jene koloſſalen Feuerſchlünde, und mit fürchterlichem Sauſen durchſchnitten die ſteinernen Kugeln, welche ſie ſchleuderten, die Luft und ſchlugen zerſtörend am Orte ihrer Beſtimmung ein.

Nachdem dieſer Donner einen Tag hindurch bis an den Abend gewähret und die Erde dabei gebebt hatte, ſtürzte gegen Abend der Thurm, gegen den es gerichtet war, in Trümmern zuſammen, und am folgenden Morgen galt es einem Stück der Mauer, welche ebenfalls nach kurzer Zeit einſtürzte. — Nun erfolgte in der nächſten Nacht ein Sturmanfall; doch die Stürmenden fanden die Beſatzung vorbereitet und wurden alſo zurückgeſchlagen. — Mehrere Stürme, welche dieſem folgten, hatten ein gleiches Schickſal; denn die Krieger in der Burg vertheidigten ſich mit dem Muthe der Verzweiflung. — Doch immer größer wurden die Zerſtörungen, welche Berthold Schwarzens Erfindung anrichtete, und die Zeit rückte immer näher, wo die Uebergabe der Burg erfolgen mußte. — Dem Burggrafen Jesky ſank nun allmälich der Muth, doch konnte er den Gedanken nicht ertragen, der Gefangene des Markgrafen zu werden, da ihm ſein Gewiſſen ſagte: daß er dieſen Fürſten zu oft und ſchwer beleidigt habe, um nicht eine üble Aufnahme bei demſelben zu finden. — Schon hatte der Burggraf den Entſchluß gefaßt, lieber im Kampfe zu fallen, als ihm der Burgvoigt den Vorſchlag machte, durch einen unterirdiſchen Gang, dergleichen in der Vorzeit jede Burg und jedes Kloſter wenigſtens einen hatte, aus der Burg zu entfliehen. Dieſer Vorſchlag wurde von dem Burggrafen mit Freuden angenommen und in der nächſten Nacht ausgeführt. Da nun dieſer Gang ſich auf einer Seite ausmündete, welche von den Feinden wenig oder nicht beſetzt war, ſo gewährte er zugleich die Hoffnung, auch einige der tapferſten Streiter zugleich mit zu retten, und nach dem Weſenſtein zu entkommen.

Um Mitternacht begab ſich der Burggraf mit ſeinen erleſenen Reiſigen wohl bewaffnet auf den Weg, und der Burgvoigt leuchtete ihnen mit ſeiner Fackel voran. Lang und düſter war dieſer Weg, doch endlich war er glücklich zurückgelegt, und die Geretteten ſtiegen in einem einſamen Thale an die freie Luft hervor. Kein Feind ließ ſich blicken, und ſo kamen ſie unangefochten auf dem Weſenſtein an, wo ſie ſich zu vertheidigen ſuchten.

13.

Die Ohrfeige und ihre Folgen.

(Schluß.)

Auf der Burg Dohna wurde am andern Morgen die rothe Blutfahne des Krieges, die von der

Zinne wehete, abgenommen und die weiße der Ergebung aufgeſteckt. Sogleich ſchwieg der Donner des Geſchützes, und alle Feindſeligkeiten hörten auf. Der Burgvoigt erſchien vor dem Markgrafen und bot die Uebergabe der Burg an. Als ihn nun dieſer Fürſt entrüſtet fragte: warum ſein Herr nicht ſelbſt erſcheine, hörte er die Nachricht ſeiner Flucht.

Die Burg wurde nun übergeben, und gleich nach der Uebergabe waren tauſend Hände geſchäftig, ſie dem Erdboden gleich zu machen, was auch bis zum Herbſte des folgenden Jahres vollendet wurde; ſo daß man da nur noch einige wenige Ueberbleibſel ſieht, wo einſt die große und herrliche Burg thronte. —

Kaum war die Burg übergeben, als auch der Markgraf mit ſeinen Schaaren ſofort vor die Burg Weſenſtein zog, um dem entwichenen Burggrafen keine Zeit zu laſſen, ſich zu ſtärken. — Dieſe Burg wurde nun ebenfalls hart belagert; doch nach vier Tagen gelang es dem Burggrafen in einer finſtern Nacht, abermals zu entfliehen, und er nahm nun ſeine Zuflucht zu der feſten Burg auf dem Gipfel des Königſteins. *) Auch dieſen Zufluchtsort erfuhr der Markgraf, und er verfolgte ihn dahin, wo dann die Burg eine lange und harte Belagerung auszuhalten hatte. — Dieſe Veſte war jedoch zu vortheilhaft gelegen, als daß ſie hätte auf eine andere Weiſe als durch Hunger zur Uebergabe gezwungen werden können. —

Noch konnte ſich der Burggraf nicht entſchließen, den Markgrafen um Gnade zu bitten, die aber auch ſchwerlich für ihn vorhanden geweſen ſeyn würde, da er zu feindſelig gegen dieſen Fürſten gehandelt, ja

---

*) Vergl. II. Bd. S. 4.

ſelbſt ſich bittern Hohn und Spott gegen denſelben erlaubt hatte, wenn ihm der Fürſt die Störung der öffentlichen Sicherheit verwies, und ihm die Unterlaſſung ſeiner Plackereien gebot.

Als es nun mit der Burg auf dieſem ſteilen Felſen, nach einer langen Einſchließung, durch Hunger auf das höchſte gekommen war, und der Markgraf Wilhelm ſchon die Hoffnung hegte, den ſtolzen Burggrafen zu ſeinen Füßen als Gefangenen zu ſehen, gelang es dieſem, auf eine unerklärliche Weiſe, noch einmal zu entfliehen und nach Böhmen zu entkommen, ſo daß des Markgrafen Hoffnung auf einen vollkommenen Triumph durch dieſe Flucht ziemlich vereitelt wurde.

Der Markgraf Wilhelm war zu ſehr erbittert auf den Burggrafen Jeſky, als daß er ihn hätte in ſeinem jetzigen Zufluchtsorte in Ruhe laſſen können, und er verfolgte ihn alſo auch bis dahin. —

Der Burggraf hatte ſich nach Prag, an den Hof des Königs Wenzel, geflüchtet, und als dieſer eine Reiſe nach Ofen, zu ſeinem Bruder Siegismund, König von Ungarn, antrat, folgte ihm der Burggraf dahin; es ahnete ihm dabei wohl nicht, daß er dort am Ziele ſeines unruhvollen Lebens ſtehen werde. —

Kaum erfuhr der Markgraf, daß ſich der Burggraf am Hofe des Königs Wenzel, befinde, als er auch Anſtalten zu einer Reiſe dahin traf; denn er konnte dieſen Aufenthalt nicht mit gleichgültigen Augen anſehen, da es in das Reich der leichten Möglichkeiten gehörte, daß es dem Burggrafen gelang, den wilden König Wenzel für ſich zu gewinnen, wo es dann leicht zu einem verwüſtenden Kriege deſſelben gegen den Markgrafen Veranlaſſung geben konnte. Es mußte daher alles Mögliche geſchehen, und der Markgraf ergriff auch in der That die beſten Maßregeln, die zum Siege über dieſes böſe Prinzip führen konnten und auch wirklich führten.

Als der Markgraf Wilhelm bei ſeiner Ankunft in Prag den König Wenzel nicht mehr anweſend fand, trat er ſogleich die Weiterreiſe nach Ofen an, und in ſeinem Gefolge befanden ſich mehrere Perſonen, welche von dem Burggrafen Jesky oder ſeinen Leuten angefallen und beraubt worden waren, und nun als Zeugen gegen ihn auftreten ſollten.

Dem Burggrafen wurde nicht wohl zu Muthe, als er von der Ankunft des Markgrafen von Meißen an des Königs Hofe hörte, allein es gab kein Aſyl weiter für ihn, und er war daher gezwungen, auszuhalten und ſein Schickſal zu erwarten.

Der Markgraf Wilhelm klagte nun den Burggrafen Jesky am Throne des Königs feierlich der vielfachen gefliſſentlichen Verletzung des allgemeinen Landfriedens und der öffentlichen Sicherheit an. — Der Burggraf war, durch ſeine Beſitzungen in Böhmen, ein Lehensmann des Königs, und es wurde daher ein Gericht von böhmiſchen Magnaten, unter dem Vorſitze des Burggrafen von Carlſtein, verſammelt. Vor dieſem wiederholte nun der Markgraf ſeine Klage gegen den Burggrafen Jesky, und die Zeugen, auf die er ſich dabei berief, beſchworen ihre Ausſage auf das Evangelium und die Gebeine der Heiligen. — Der Angeklagte war alſo überführt und vermochte auch nicht zu längnen, ſuchte ſich zwar zu entſchuldigen, doch ſeine Entſchuldigungsgründe wurden nicht als zureichend anerkannt. Sein Urtheil wurde alſo bald gefällt, und vom Könige, als Oberlehnsherrn, beſtätigt. — Es war ſtreng, jedoch dem Verbrechen angemeſſen. — Wegen des oft wiederholten Bruchs des allgemeinen Landfriedens wurde von ſeinen Richtern das Urtheil geſprochen: daß er, Andern zum abſchreckenden Beiſpiel, ſein Leben durch das Beil des Henkers verlieren und dadurch ſeine Schuld büßen ſollte. — Nur wenig Tage wurden ihm zur Vorbereitung Friſt gegeben, und dieſe nützte er nun zur innigen Reue und dachte mit Schmerz an jenes Feſt in Dresden, welches ſeines Schickſals Anfang war. — Als nun der verhängnißvolle Tag erſchien, ſah man einen dichten Kreis, den die Leibwache des Königs im Hofe der Königsburg zu Ofen bildete. In der Mitte deſſelben befand ſich der Block, und neben demſelben ſtand der Scharfrichter und Gevatter des Königs Wenzel, der ihn auch auf dieſer Reiſe begleitet hatte. — In der Mitte von zwei Geiſtlichen erſchien das dem Tode geweihete Opfer, und nachdem er von dieſen ſeinen Begleitern den letzten Segen erhalten hatte, kniete er gefaßt am Blocke nieder, legte ſein Haupt auf denſelben, des Königs Gevatter ſchwang das blanke Beil, es fiel nieder, und abgeſchlagen rollte das Haupt des Burggrafen Jesky auf dem Sande dahin.

Der Markgraf Wilhelm zog nun die Burg Dohna und die übrigen in ſeinem Lande liegenden Beſitzungen des enthaupteten Burggrafen als heimgefallnes oder verwirktes Lehn ein und behielt das Ganze, nachdem die nur genannte Burg geſchleift worden war, als wohlerlangtes Eigenthum. Die Burg Weſenſtein verlieh der dankbare Fürſt den Brüdern Günther und Heinrich von Bünau, für ihre treuen Dienſte: doch kamen ſie erſt unter dem Nachfolger des Fürſten, (1413) zum völligen Beſitz dieſer Burg.

Dies waren alſo die Folgen einer Ohrfeige, verurſacht durch Uebermuth und Unbeſonnenheit, und ſie zog den Untergang eines reichen, mächtigen und berühmten Geſchlechts nach ſich. — Welch eine gewichtige Lehre! —

Bei dieſer Gelegenheit wollen wir aber auch unſern Leſern noch berichten, daß der Markgraf Wilhelm im Jahre 1404 die Stadt Pirna vom König Wenzel für 3000 Schock Groſchen erkaufte und ſie an Sachſen brachte. — Ein Gleiches geſchah im nämlichen Jahre mit der Stadt und Herrſchaft Colditz, welche der Markgraf ihren Beſitzern, Georg und Albrecht, für 15,000 Mark abkaufte und an ſein Land brachte. Dieſe Summen zog der Fürſt aus den Freiberger Silbergruben, welche zu jener Zeit beſonders recht ergiebig waren.

Dieſer Fürſt war übrigens einer der weiſeſten ſeiner Zeit und trat, wenn es galt, auch kräftig auf, wie dieſe Geſchichte ein Beiſpiel giebt. — Der 10. Februar im Jahre 1407 war der Tag ſeines Abſchiedes von der Welt, und er wurde im Dome zu Meißen vor dem Hochaltare an der Seite ſeiner vorausgegangenen Gemahlin, Eliſabeth, begraben, wo man noch ihre Grabſteine mit der Inſchrift auf dem Grabmale der Markgräfin, nicht aber auf dem des Markgrafen ſieht; die meſſingnen Platten aber, welche auf dieſen Steinen befeſtigt waren, wurden im dreißigjährigen Kriege von den Feinden ausgebrochen und entwendet. —

Doch wir können dieſen Abſchnitt nicht ſchließen, ohne des Schöppenſtuhls zu Dohna, — (*Scabinatus Donensis* wird er in alten Nachrichten genannt) — mit Wenigem zu gedenken. Dieſer Gerichtshof war zu ſeiner Zeit ſehr berühmt und dem Magdeburger gleich geſchätzt; in Urkunden vom Jahre 1325 kommt er zum erſtenmale vor, iſt aber wahrſcheinlich älter. — Es giebt auch noch eine alte Nachricht folgenden Inhalts: Anno 1513, Dienſtags nach Dyoniſii, iſt in Dohna Mahl- und Ritterding gehalten worden ꝛc. Dann wird Günther von Bünau, Landvoigt zu Pirna, als Bevollmächtigter des Herzogs Georg, und neben ihm mehrere adelige Beiſitzer genannt. Vom Jahre 1541 an wurden die Privilegien dieſes Schöppenſtuhls beſchränkt und verordnet: daß in Zukunft nur Lehnsſachen von ihm vorgenommen werden ſollten. — Dies geſchah bis zum Jahre 1561, wo er nicht mehr vorkommt, und vom Kurfürſten Auguſt mit dem Leipziger Schöppenſtuhle vereinigt wurde.

14.

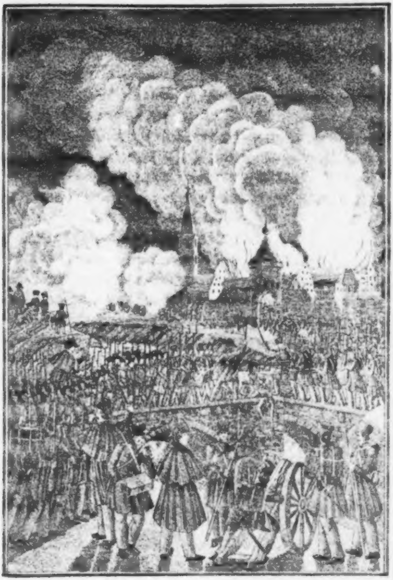
Die Sachſen bei Wolkowysky.

Von einem Augenzeugen.

(Mit Abbildung.)

Die große Armee befand ſich (1812) bereits im vollen Rückzuge, der rechte Flügel aber, unter Schwarzenberg und Reynier, welcher letztere das 7. Armeecorps und auch die Sachſen befehligte, hatte genug zu thun, jener die Flanken zu decken. Faſt in's Unglaubliche gehen die Bewegungen, die

Pl. II.



Die Schlacht bei Wolkowysk

man uns jeden Tag machen ließ, und dieſe Strapazen ſchadeten uns an Mannſchaft ſo viel als eine verlorne Schlacht, nur daß ſie uns nicht entmuthigten.

Die Sachſen, ohngefähr noch 13,000 Mann höchſtens ſtark, waren auf einer Strecke von einigen Meilen zerſtreut, und die Oeſterreicher noch weiter von ihnen entfernt. Dieſes Getrenntſeyn wurde den Ruſſen bekannt, und es war zu lockend, um es nicht beſtens zu benutzen. — Das gegen uns mehr als doppelt ſtarke Armeekorps, welches, wie wir nachher erfuhren, der General Sacken commandirte, drängte ſich nach uns hin, und wir nahmen in der Nacht vom 13. auf den 14. November eine Stellung auf den Höhen vor dem Städtchen Wolkowyský, wo wir bei einer ſtarken Kälte unſere Bivouacs nahmen, das Hauptquartier des Generals Reynier aber kam in das aus hölzernen Häuſern beſtehende und größtentheils von Juden bewohnte Städtchen Wolkowyský ſelbſt, und dieſes wurde vom erſten Bataillon des leichten Infanterieregiments von Lecoq in den Zugängen beſetzt gehalten. Ein Bataillon vom Infanterie-Regimente Prinz Friedrich Auguſt hielt die Uebergänge gedeckt, welche über zwei moraſtige Bäche führten; eine nahgelegene Waldung aber machte unſere ganze Stellung gefährlich, wurde auch für uns zur Büchſe der Pandora, aus der viel Unheil und eine harte Prüfung für uns kam.

Es war ſehr kalt, und wir mußten im Schneegeſtöber campiren, wo wir uns denn ſo gut als möglich vor dieſem Wetter zu ſchützen ſuchten; doch konnte wegen der Kälte Niemand ſchlafen. Da hörten wir, mitten in der Nacht, drüben am Walde einzelne Schüſſe fallen, und dieſe machten uns aufmerkſam.

Noch mehr Schüſſe folgten, und im nächſten Augenblicke ſtanden wir in Schlachtordnung unter den Waffen. Die Ruſſen waren mit wohl zehnfacher Uebermacht auf das voranſtehende Bataillon von Prinz Friedrich Auguſt eingedrungen, hatten daſſelbe überraſcht und zurückgeworfen, ſo daß die Feinde mit den Zurückgedrängten zugleich in das Städtchen eindrangen. Das Hauptquartier, die Kriegskaſſen ꝛc. ſchienen ſchon rettungslos verloren zu ſeyn, als ſich das im Orte ſtehende leichte Infanteriebataillon mit ſeltener Tapferkeit dem Feinde entgegenſtellte und durch ſeine Gegenwehr den Hauptquartiers-Perſonen, nebſt dem Fuhrweſen wie den Kaſſen ꝛc. Zeit und Gelegenheit verſchaffte, zu entkommen, ſo daß wenig in Feindes Hände fiel.

Unter allen Vorgängen des Kriegs iſt der Ueberfall das Furchtbarſte, und dieſes wurde auch hier wahr. Den erſten Schüſſen folgte bald der Hurrahruf der Feinde, welcher ſich mit dem Appel der Trompeten und Signalhörner und dem immer ſtärker werdenden Gewehrfeuer vermiſchte, und in Gemeinſchaft mit dem Commandoruf der Anführer und dem Getöſe der ſich flüchtenden Pferde und Wagen einen ſolchen Lärm machte, daß die Faſſung eines kriegsgewohnten Soldaten dazu gehörte, um nicht verzagt dadurch zu werden.

Die Flamme eines brennenden Hauſes erleuchtete jetzt das Theater, auf dem dieſes Schauſpiel aufgeführt wurde, und die Grenadierbataillone Spiegel und Anger eilten, nebſt dem zweiten Bataillone von Prinz Friedrich Auguſt, die Anhöhe hinab, den Angegriffenen zu Hülfe, wo ſie dann die Ruſſen, bis zum Anbruch des Tages, von weitern Angriffen abhielten.

Mit dem Tage begann ein dichtes Schneegeſtöber, und in demſelben näherten ſich in mehreren Colonnen viele tauſend Ruſſen (gewiß noch einmal ſoviel als Sachſen waren) und griffen nun, ziemlich gedeckt von dieſem Schneewetter, den linken Flügel unſerer Stellung mit Reiterei (wenigſtens 6000 Mann) an, wurden aber von der kaum 1000 Mann ſtarken ſächſiſchen Reiterei zurückgeworfen, wo eine reitende Batterie das Gedränge an der Brücke auf eine furchtbare Weiſe durch ſchnell auf einander folgende Zuſendungen von Kartätſchenladungen benutzte, ſo daß die Ruſſen einen ungeheuren Verluſt dadurch erlitten. — Die Feinde griffen nun unausgeſetzt die linke Flanke unſerer Stellung, als den ſchwächſten Punkt derſelben, an, und dieſes zeigt, daß ſie durch Verrätherei ſehr gut von Allem unterrichtet ſeyn mußten; wir aber hielten feſt und ſchlugen jeden Angriff tapfer zurück, da auf den bedroheten Punkt Verſtärkung genug geworfen wurde. —

Gegen Mittag hörte das Schneewetter auf, und die Kälte ſtieg wieder, ſo daß ſie gewiß 20° Grad und drüber erreichte. Das Regiment Clemens (in welchem der Augenzeuge diente) ſtand jetzt ruhig mit dem Gewehr beim Fuß, dieſen Theil der Poſition deckend, da zog uns plötzlich eine reitende Batterie, die an unſerer Fronte hinzog, das wirkſame Feuer einer ruſſiſchen Batterie zu, welche uns mehrere brave Leute, ſowie von der Beſpannung dieſer Batterie ſelbſt zwei Pferde tödtete und einem Manne vom Train das Bein zerſchlug. Doch unſere Batterie rächte ſich bald durch ein lebhaftes und ſo gut gerichtetes Feuer, daß ſie die gegentheilige Batterie nach kurzer Zeit zum Schweigen brachte.

So verging der ganze Tag. (15. Nov.) und wir ſtanden, im gänzlichen Mangel an Holz, Stroh, Lebensmitteln, ja ſogar an Trinkwaſſer, bei einem hohen Kältegrad, den Tag hindurch abwechſelnd im Feuer, und da der Beſitz des Städtchens, wenn er in den Händen der Ruſſen blieb, für uns ſehr nachtheilig werden konnte, ſo wurde es von den ſächſiſchen Batterien durch Granaten in Brand geſteckt. An mehreren Orten ſchlugen die Flammen auf, und bald ſtand das ganze unglückliche Städtchen in Flammen. Iſt es wahr, was man ſich allgemein verſicherte, daß die größtentheils aus Juden beſtehenden Einwohner dieſes Städtchens uns an die Ruſſen verrathen und dieſe herbeigerufen haben, ſo wurden ſie für dieſe Verrätherei hart genug geſtraft; denn ihr Wohnort brannte bis auf wenige Häuſer nieder, und dieſe Unglücklichen waren im ungewöhnlich harten Winter nunmehr ohne Obdach. —

Und ſo verlebten wir denn, im drückendſten Mangel aller Lebensmittel, eine der übelſten Nächte, wo die Finſterniß von den Flammen des noch brennenden Städtchens erleuchtet wurde, und dieſe Leiden waren von der Art, daß ſie auch den ſtarken Muth des Mannes wohl zu erſchüttern vermochten. Demohngeachtet ſchlugen wir am folgenden Tage alle Angriffe der Ruſſen tapfer zurück, ob wir gleich mit der entſchiedenſten Uebermacht zu kämpfen hatten, und dieſe vermochte es nicht, uns zu überwinden. — Beſonders war der Uebergang über den ſchon gedachten Bach einer der wichtigſten Punkte, und die Brücke über denſelben wurde deshalb zum Zankapfel zwiſchen beiden Theilen, dadurch aber die Urſache langer unentſchiedner Kämpfe. — (S. Abbild.)

Beide Tage rollte der Donner des Geſchützes, und praſſelte das Feuer des kleinen Gewehrs faſt unaufhörlich, und es gab nur zuweilen einen Ruhepunkt. — Da erhielt der Kampf unvermuthet eine andere Wendung, und uns erſchien Hülfe in dieſer kritiſchen Lage. — Bei einem dieſer Ruhepunkte hörten wir entfernten Donner von ſchwerem Geſchütz; es war Schwarzenberg mit den Oeſterreichern, die uns zu Hülfe kamen. — Die Ruſſen ließen ſogleich von ihren Angriffen ab, und zwei Bataillone Franzoſen, von der Diviſion Dürütte, — (aus zehn Nationen, Verbrechern ꝛc. zuſammengeſetzt, und eine wahre Pfingſtepiſtel) — machten nun ihr Probeſtück durch einen Angriff auf die Ruſſen, die ſich zwiſchen den glühenden Trümmern der niedergebrannten Häuſer vertheidigten, und endlich, doch nicht durch den nicht ſonderlich ausgefallenen Angriff genöthigt, ſondern weil ſie ſich in der Seite und dem Rücken durch die Oeſterreicher bedrohet ſahen, das Städtchen verließen.

So war denn endlich dieſer lange Kampf ausgekämpft, und wir gingen aus ihm mit Ehren hervor, ohngeachtet wir uns mit der entſchiedenſten Uebermacht geſchlagen hatten. Manches Opfer hatte dieſer lange und harte Kampf gekoſtet, und man kann annehmen, daß die Sachſen an dieſen beiden Tagen mehrere hundert tapfere Streiter, an Todten, Verwundeten und Gefangenen verloren haben; beſonders ſtarben viele von den Verwundeten durch die heftige Kälte, da ſie ſonſt wohl noch würden zu retten geweſen ſeyn. —

Nachdem wir uns nun am 16. November, den größten Theil des Tages hindurch, mit den Ruſſen geſchlagen hatten, zogen ſich dieſe in der Nacht zurück, ließen jedoch, um uns zu täuſchen, ihre Wachtfeuer durch zahlreich Zurückgelaſſene unterhalten; indeſſen gelang es doch einer aus Wagehälſen beſtehenden Patrouille, das Wahre zu entdecken, worauf wir mit Macht vordrangen, und die bei den Feuern befindlichen Ruſſen ohne die geringſte Gegenwehr gefangen nahmen. —

Kaum war der Tag angebrochen, als auch das Regiment Clemens, welches die Avantgarde hatte, ſofort aufbrach und den Feind verfolgte. — Noch waren wir nicht vier Stunden marſchirt, als wir auf einen Haufen Ruſſen ſtießen, welche, einige hundert Mann ſtark, im Walde zurückgeblieben waren, um irgend einen Plan auszuführen. — Dieſe wurden entdeckt, von uns aber überraſcht und ſo heftig angegriffen, daß wir ſie im erſten Angriffe ohne Verluſt eines Mannes zerſtreueten und mehr als hundert Mann nebſt einem Staabsoffizier gefangen machten; die übrigen entflohen in Eil. — Nun zogen wir durch den Wald fort und fanden jenſeits deſſelben ein ſchönes Dorf, in einer reichen fruchtbaren Gegend, wo wir uns, durch die im Ueberfluß vorhandenen Lebensmittel, von dem frühern Mangel trefflich wieder erholten und am Vormittage des 18. Nov. aufbrachen, um die Feinde weiter zu verfolgen, wobei wir abermals Ruſſen in einem Walde trafen, und verſchiedene Caſſen, mehrere Wagen, eine bedeutende Anzahl Stücken Schlachtvieh ꝛc. Beute und dabei noch viele Gefangene machten; ſo daß wir von Wolkowysky und ſeinen Tagen an den Ruſſen über 4000 Mann, mit einer Menge Staabs- und Oberoffizieren, abnahmen, und den Oeſterreichern fielen gewiß nicht weniger in die Hände, ſo daß man annehmen kann, dieſe Expedition habe den Ruſſen 10,000 Mann gekoſtet.

Die Sachſen verfolgten das ruſſiſche Corps bis Brzesc, wo wir mit den Oeſterreichern zuſammentrafen. Der Marſch bis zu dieſer Stadt ging auf den übelſten Wegen, Knitteldämmen und Brücken vorwärts, welche von den Feinden zerſtört worden waren, und nun in der Eil wiederhergeſtellt werden mußten: ſo daß dieſer Marſch mit Recht der erſchöpfendſte und mühſeligſte dieſes ganzen Feldzugs genannt zu werden verdient. Gemeiniglich kampirten wir, bei ſtrenger Kälte, ohne Stroh in den Wäldern auf Schnee und Eis, ſo daß jene Behauptung des Uebermaßes von Mühſeligkeit wahrlich gerecht iſt.

Bei dieſem ſo beſchwerlichen Marſche hatte es die Vorhut am übelſten, weil wir die ruinirten Brücken und Wege wieder herſtellen mußten, dieſes aber nichts Geringes war, da wir einige mehr oder weniger bedeutende, im Walde befindliche Flüſſe zu paſſiren hatten. Hier verdient denn nun aber folgender Vorfall um ſo mehr eine Stelle, als er ein Beiſpiel von den Schickſalen des Krieges im Felde giebt. —

Eben hatten wir den Wald zurückgelegt und waren in ein Thal gekommen, in dem ein ziemlich breiter Strom floß (die Narew?) an deſſen diesſeitigem Ufer ein ziemlich großes Dorf befindlich war, aus deſſen Mitte ſich die Gebäude eines Edelhofs erhoben, und eine lange hölzerne Brücke führte über den Strom. — Hier überraſchten wir die letzten von der ruſſiſchen Nachhut, welche eben die Brücke abbrechen wollten, woran wir ſie jedoch verhinderten, und dabei über 400 Gefangene machten, auch eine

Menge Schlachtvieh, Fuhrweſen und Gepäck, — (wobei ſich drei Dromedare befanden) — zu ſehr willkommener Beute machten. — Das willkommenſte waren jedoch mehr als tauſend Stück noch warme Brode, die man in den Backöfen der Bauern ſo eben gebacken hatte, und die uns nun wohl zu ſtatten kamen.

Schon unterwegs hatten wir mehrere Leichname todter Ruſſen gefunden, die den übermäßigen Anſtrengungen aus Hunger und Ermattung erlegen waren, und bei ihnen fanden wir auch die Leichname von Sachſen, die in ruſſiſche Gefangenſchaft gerathen waren und ein gleiches Schickſal gehabt hatten. — Als wir aber in dem Dorfe ankamen, fanden wir mehrere ſächſiſche Gefangene, die in einer Scheune lagen, und von den abziehenden Ruſſen nackend ausgezogen worden waren. Verſchiedene von ihnen hatte der Froſt ſchon getödtet, wieder andere waren dem Tode nahe, als wir ankamen und ſie wieder zu erwärmen ſuchten, was uns auch bei Manchen gelang, ſo daß ſie dem Dienſte erhalten wurden. — Beſonders erinnere ich mich noch eines Sergeanten vom Infanterieregimente Prinz Anton, der in einem Bauer einen mitleidigen Samariter gefunden hatte, der den Nackenden mit einem alten Pelze und ein Paar Leinwandhoſen bedeckte, dadurch aber ihm das Leben rettete. — Als uns nun dieſe Leute die erduldete Begegnung erzählten, wurden wir ſo erbittert, daß wir an den bei uns befindlichen Gefangenen, beſonders aber an denen, die erſt heute in unſere Gefangenſchaft gefallen waren, bittere Rache geübt haben würden, wenn es unſer Oberſter Mellentin geſtattet hätte. Dieſer edle, von uns ſo hochverehrte Mann aber brachte uns durch ſeine väterlichen Ermahnungen wieder zu uns ſelbſt, ſo daß wir dieſe Vergeltung des Böſen mit Böſem unterließen, und das Benehmen des edlen Mellentin wird nun abermals zum Beweiſe, daß im Kriege durch menſchlich denkende und fühlende Anführer viel Elend verhütet werden kann.

Und wenn ich hier dies kleine Gemälde unſerer damaligen Leiden ſchließe, ſo kann ich doch die Feder nicht niederlegen, ohne mir noch folgende Herzensergießung erlaubt zu haben.

Seit jenem denkwürdigen Feldzuge ſind viele Jahre vergangen, und ich ſtehe nun an der Schwelle des hülfloſen Greiſenalters. Denke ich aber an die Begebenheiten dieſes unvergeßlichen Feldzuges zurück, ſo erfüllt ſich meine ganze Seele mit Ehrfurcht gegen die damaligen Führer des Heeres, und dieſes Gefühl erzeugt den Wunſch: daß das vaterländiſche Heer ſtets ſo glücklich ſeyn möge, ſolche Führer zu haben. — Alle Beſchwerden tragen ſich dann leichter, wenn der Soldat Vertrauen zu ſeinen Obern hat und weiß, daß ſie eben ſo wohl entbehren als ihre Untergebenen. — Getroſter betritt dann der Kriegsmann den ſo verhängnißvollen Weg, wenn er überzeugt iſt, daß ſein Blut nicht muthwillig und ohne Noth geopfert wird. —

Dieſes Alles war aber in jenem Feldzuge der Fall, und deshalb kann ich jetzt noch mit Ruhe an jene Zeit zurückdenken, dies aber gebiert jene Hochachtung.“

So weit der Augenzeuge, der in mehrfacher Hinſicht Achtung verdient und ein ſehr glaubwürdiger Mann iſt. Zu wünſchen wäre es wohl, wenn mehrere ſolche Schilderungen von ſpeziellen Kriegsbegebenheiten, zur Vollendung des großen Gemäldes erſchienen. — Vielleicht gelingt es uns, dieſen alten Veteranen zu vermögen, uns noch mehr ſolche Scenen vorzuführen, was denn noch in dieſem Bande geſchehen ſoll. —

15.

Sühne eines begangenen Mords. — Ulrich Mengemeyer.

Ein Rückblick in die Sittengeſchichte der Vorzeit.

Wenn in unſern Tagen ein Menſch den andern des Lebens beraubt, ſo wird er, zur Strafe dafür, wieder an dem höchſten Gute des Sterblichen, am Leben geſtraft, und in der Vorzeit waren die Geſetze in dieſer Hinſicht noch ſchärfer als in unſern Tagen. — Demohngeachtet giebt es auch Beiſpiele, daß ein ſolcher Mord auf eine Weiſe geſühnt wurde, welche ſich in unſern erleuchteten Zeiten ſchwerlich der Rechtskraft würde zu erfreuen haben.

In der Nähe der Bergſtadt Annaberg liegt das Dorf Klein-Rückerswalde, und in dieſem Dorfe begab ſich der Fall, den wir jetzt unſern verehrlichen Leſern als einen Beweis von der Verſchiedenheit der Sitten unſerer Vorfahren gegen die unſrigen vortragen wollen.

Es war im Jahre 1517, am Dienſtage nach dem Feſte der Reinigung Mariä, (Lichtmeß) als ſich der Richter und die Schöppen zu Klein-Rükkerswalde verſammelten, und es erſchienen nun Michael Hirsfelder und Jacob Pulitz, Bürger in Schlettau, nebſt noch andern Perſonen, auf der Seite und im Namen Melchior Heubels, eines geweſenen Einwohners dieſes Dorfes, welcher von ſeinem Miteinwohner, Blaſius Haſſe, wahrſcheinlich im Zuſtande der Trunkenheit beider Theile, ermordet worden war. Michael Hirsfelder und Jacob Pulitz, beides Bürger in Schlettau, nebſt noch Andern aus der Verwandtſchaft des Entleibten, und auch ein Vertreter des Mörders erſchienen eben hier, um einen Vergleich zu ſchließen und den begangenen Mord zu ſühnen. — Die Unterhandlungen wurden eröffnet, und über das Reſultat derſelben giebt eine hierüber vorhandene, von Melzer in ſeiner Geſchichte der Stadt St. Catharinenberg im Buchholz angeführte Schrift, folgende, für die Sittengeſchichte der frühern Zeit ſehr intereſſante Auskunft, die wir jedoch im Geiſte unſerer Zeit, hinſichtlich der Form, wiedergeben wollen. Dieſes Dokument bezeugt: daß Blaſius Haſſe ſich dem Ausſpruche geiſtlicher und weltlicher Gerichte und was davon abhängig iſt, unterwerfen ſoll, und will derſelbe, zur Sühne des Entleibten, nach Rom und Aachen wallfahrten, *) und zwar ſo bald als möglich. — Dann ſoll er dreiſſig Seelenmeſſen und ſoviel Vigilien für das Seelenheil des Entleibten halten laſſen, desgleichen ein Seelbad, (Beichte und auferlegte Buße) verſchaffen, „wie er ſolches am erſten erzeugen möchte, doch des-

---

*) Mit den Worten der Chronik eine Romfahrt und Aachath thun.

halb auch, daß ſolches geſchehen, ſichere Kundſchaft beibringen.“ Deßgleichen wurde ihm auferlegt, daß er, nach Ordnung der geiſtlichen und weltlichen Rechte, dem Entleibten ein ſteinernes Kreuz zu Rükkerswalde ſetzen laſſen, und ein Manngeld (Sühnegeld) von zehn Schock ſilbernen Groſchen den Hinterlaſſenen, in gewiſſen dort beſtimmten Terminen, zahlen, auch binnen vier Wochen, zum Troſte für die Seele des Entleibten, eine Vigilie in der Kirche zu Rückerswalde mit ſechs Prieſtern und vier Wachskerzen, jede von einem Pfunde, zum Begängniß halten laſſen ꝛc.

Für die pünktliche Erfüllung dieſes Ausſpruchs verbürgten ſich drei Einwohner dieſes Dorfs und machten ſich anheiſchig, für jeden Schaden, der aus einer Verſäumniß an dem Verſprochenen entſtehen möchte, einſtehen zu wollen.

Der herzogliche Hauptmann. (Amtshauptmann, Statthalter) zu Annaberg, Albrecht von Schreibersdorf, konfirmirte dieſen Vertrag, und Blaſius Haſſe wurde hierauf von aller Schuld und Strafe freigeſprochen.

„Daß man aber zu jener Zeit,“ — ſagt Melzer in dem gedachten chronikaliſchen Manuſcript, — „den Mord nicht hochgeachtet, erhellt daraus, daß 1519 Jacob Reichenbach, ebenfalls in Rückerswalde, entleibt worden iſt, und zwar nicht lange nach ſeiner Hochzeit. —“ Ein anderes Mordbeiſpiel aus eben dieſem Dorfe führt Melzer in demſelben Werke an, denn er berichtet: daß 1511 Stephan Tietz einen Todſchlag an Herrmann Steigk begangen, aber nicht geflohen, ſondern der römiſchen

Gnade vertrauet *) und dageblieben ſey: ja ſogar als Vicerichter die Gerechtigkeit verwaltet habe. —

Uebrigens iſt es gewiß, daß die Genoſſen jener Zeit weit roher waren, und viel mehr Morde begangen wurden, als in unſern Tagen, und man weder im Hauſe noch auf der Straße ſicher war. Denn ſo berichtet Arnold in ſeiner Chronik von Annaberg: daß im December des Jahres 1532 der Bürgermeiſter Johann Weffring daſelbſt, ein ſehr gutthätiger und den Armen gewogener Mann, während einer finſtern Nacht, in ſeinem Hauſe ermordet worden ſey. — Georg Koch, Organiſt zu Annaberg, wurde auf dem Wege erſchlagen, als er im October 1555 von einer Hochzeit aus Buchholz nach Hauſe gehen wollte. — Einem alten Bürger in Annaberg, Benedict Hegewald, wurden am 28. Febr. 1573 zwei Söhne auf einmal erſtochen. — Am 22. Juni 1600 erſtach ein Sohn ſeinen eigenen Vater, und dergleichen traurige Beiſpiele mehr erzählt die Chronik, die wir jedoch übergehen, weil alle nur auf eins, offenen, vorſätzlichen Mord, hinauslaufen. Vergebens ſchärfte man die Geſetze und ſtrafte den Mord ſofort mit dem Tode, wo es von der damaligen ſchnellen Juſtiz ein Beiſpiel giebt, daß der Mörder auf ſprechender That betroffen und ſogleich hingerichtet, dann aber mit dem Ermordeten in ein Grab gelegt wurde. Die Rohheit des Zeitalters wirkte demohngeachtet fort. Doch wir glauben, folgende merkwürdige Mordgeſchichte aus jener Zeit nicht verſchweigen zu dürfen, da ſie zu ihrer Zeit viel Aufſehen machte.

---

*) Alſo ein Beiſpiel vom Schutz der Ablaßbriefe. A. d. V.

Ulrich Mengemeyer war Bürger in der Reichsſtadt Nürnberg, und ein reicher, angeſehener Mann, der an vielen reichen Gruben in der Gegend Annabergs Antheil hatte und deshalb ſchnell viel reicher wurde, als er es früher geweſen war. — Dies erregte Aufſehen, und da Herr Mengemeyer für gut fand, die wahre Urſache ſeines Reichthums in den undurchdringlichen Schleier des Geheimniſſes zu hüllen, ſo kam man dieſem Reichthume nicht auf die rechte Spur, und nun hatte man viel Gelegenheit, ſich in Muthmaßungen zu erſchöpfen, ſo daß die Klatſchgevatterinnen in Nürnberg ein weites Feld hatten, ihren Zungen freien Lauf zu laſſen. —

In jener Zeit herrſchten in den Reichsſtädten und alſo auch in Nürnberg die adligen Geſchlechter, und ſie hatten alle Aemter, die nur irgend einträglich waren, an ſich geriſſen, und waren auch dermaßen mit einander verſchwägert, daß ſie eine Kette bildeten, die für Nürnberg nicht heilbringend war, ſo daß die Staatswirthſchaft dieſer Stadt im ganzen deutſchen Reiche zum Sprichwort wurde.

Von dieſen Patriziern, — denn ſo nannte man die Stadtadligen, — warf einer, Herr Andreas Tucher, Rathsherr und geweſener Hauptmann in der Kriegsſtube, ſeine Augen auf Mengemeyers einzige Tochter, denn die ſchöne, züchtige Jungfrau und ihre noch ſchöneren Silberkuchen*) gefielen ſeinen Augen wohl. — Herr Tucher war jedoch nicht glücklich in ſeiner Bewerbung, ſondern erhielt eine abſchlägliche Antwort, und ein Geſuch um ein ſtarkes Darlehn, ſich aus ſeiner üblen Lage zu erheben, hatte ein gleiches Schickſal. — Von nun an trat alſo tödtlicher Haß in Tuchers Herzen an die Stelle jener Neigung.

---

*) Dieſe Silberkuchen waren runde, tellergroße Scheiben, gemeiniglich 6 Pfund oder 12 Mark ſchwer. In jener metallreichen Zeit wurden ſie den Gewerken als Ausbeute gegeben, da die Münze in Annaberg es nicht vermochte, alles bei dieſer Stadt gewonnene Silber zu vermünzen. A. d. V.

Mengemeyer wurde auf Tuchers Veranlaſſung eines Verbrechens angeklagt und gefangen geſetzt. Hart war dieſe Gefangenſchaft, und jedes Mittel ſchien gerecht, das den Angeklagten auf das Blutgerüſt führen konnte. — Der Ankläger hatte jedoch die Demüthigung, unverrichteter Sache zurücktreten zu müſſen, da er ſeine Klage nicht beweiſen konnte, der Angeklagte aber ſich zu rechtfertigen im Stande war. Mengemeyer wurde alſo wieder in Freiheit geſetzt.

Ueber dieſen Sieg der Unſchuld wurde nun aber Herr Tucher ſo hoch erbittert, daß er Mengemeyers Tod feſt beſchloß, als dieſer, ſein Schickſal ahnend, alles Beſitzthum, Baarſchaft und Koſtbarkeiten, in der größten Stille zuſammenpackte und aus Nürnberg verſchwand.

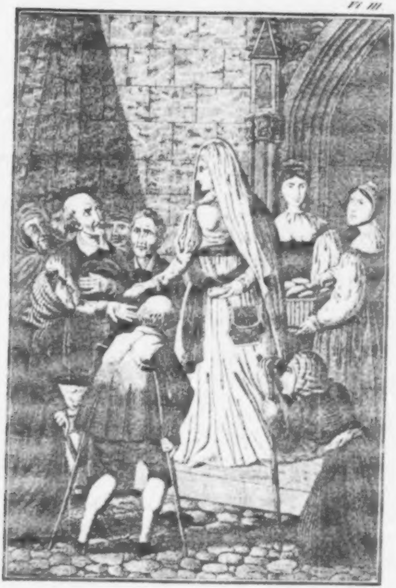
Schon oben haben wir erwähnt, daß Herr Mengemeyer in den Bergwerken zu Annaberg viel Antheile hatte, und er wendete ſich daher in dieſe Stadt, wo er einige Zeit ruhig, geachtet und geehrt, lebte, auch den Glauben hegte, man habe ihn und ſeine frühern Begebenheiten vergeſſen. Doch er irrte ſich in dieſer Vorausſetzung: denn jene Rache war unvergänglich, und ſie ſchlief nur ſo lange, als man Mengemeyers Aufenthalt nicht kannte. —

Mengemeyer wähnte ſich, wie ſchon gedacht, n Annaberg vollkommen ſicher und gedachte ſeiner rühern Verdrüßlichkeiten mit Tucher ſchon längſt nicht mehr. In dieſer Sicherheit wollte er ſich am Freitage vor Pfingſten des Jahres 1514 zu ſeinem Freunde, dem Guardian des Franziskanerkloſters zu Annaberg begeben, und war nur noch wenig Schritte von der Kloſterpforte entfernt, als er plötzlich von zwei ganz unbekannten Männern, mit dem blanken Meſſer in der Fauſt, angefallen wurde. Ohne Wortwechſel ſtachen ſie auf ihn hinein, und in den nächſten Augenblicken lag der unter die Mörder Gefallene in ſeinem Blute am Boden und hauchte röchelnd das Leben aus, da die Stiche der Mörder wohl getroffen hatten. —

Die Mönche hoben, als ſie gewahrten, was in ihrer Nähe geſchehen war, den Sterbenden auf und trugen ihn in's Kloſter, wo er aber, aller ſchnell herbeigeſchafften ärztlichen Hülfe ohngeachtet, in kurzem ſtarb. —

Die Mörder entſprangen durch das nahe Frohnauerthor und flohen hinüber auf den Schreckenberg, wo ſie ſich in der dicken Waldung zu verbergen ſuchten. Einer derſelben, Namens Wilwald Dyrmann, wurde hier, wahrſcheinlich wegen ſeines verſtörten Ausſehens, von einem Bergmann angehalten, und weil man vielleicht das blutige Meſſer bei ihm fand, verhaftet, worauf man ihn nach Annaberg brachte, und hier die Unterſuchung mit ihm eröffnete. — Der Spießgeſelle dieſes Böſewichts, Henſel Unger, welcher von jenem zu dieſem Morde für vierzig Gülden gedungen worden war, entſprang zwar, doch entlief er nicht dem Gericht Gottes, denn er wurde in Pirna ergriffen und hierher geliefert, wo er mit ſeinem Mordgeſellen durch das Rad hingerichtet wurde.

Tf III.



Elisabeth die Heilige.

Dyrmann compromittirte in ſeinen Verhören die beiden Nürnberger Rathsherren, Kerling und Tucher, als Anſtifter des Mordes gewaltiglich; doch dieſe wußten, was geſchicktes Läugnen heißt, und ein Advocat, welcher von Nürnberg nach Annaberg geſchickt wurde, vertheidigte ſeine Clienten ſo gut, daß dieſe geſtrengen Herren für unſchuldig erkannt wurden.

Dieſe That wurde auf einem Bilde geſchildert, welches auf einer Tafel im Kreuzgange des Kloſters aufgehangen wurde, und dort zu ſchauen war, bis es bei dem großen Brande am 27. April 1604 mit dem Kloſter ein Raub der Flamme wurde.

Es iſt dieſes auch die Begebenheit, von welcher die Sage will, daß der Rath zu Nürnberg, auf die Klage des Herzogs Georg von Sachſen, wegen dieſes Mordes, vom Reichsgericht verurtheilt worden ſey, der damals noch im Entſtehen begriffenen Hauptkirche zu Annaberg den ſchönen Marmoraltar, ein Meiſterſtück der Bildhauerei, als Buße zu geben, der jetzt noch ihre Zierde iſt. Allein dieſe Sage iſt unrichtig und dieſer Altar, welcher in Augsburg durch Meiſter Adolph gefertigt wurde, ward blos von der damals reichen Bergſtadt auf ihre Koſten angeſchafft.

16.

Eliſabeth die Heilige, Landgräfin von Thüringen.

(S. 10. April und 11. Sept.)

Mit Abbildung.

Bereits im vorigen Bande haben wir, S. 65 ff., Einiges von dieſer trefflichen Fürſtin erzählt, und wollen nun verſuchen, noch verſchiedene Scenen aus ihrem Leben und Wirken zu geben.

Die Landgräfin hatte von der Natur ein ſehr weiches, für die Noth der Armen offenes Herz erhalten, und wenn man ſie ſah, wurde ſie von den zahlreichen Armen und Nothleidenden als ein Weſen höherer Art verehrt. Dieſes verdiente ſie aber auch im vollen Maße, denn ihr ganzes Streben war auf Wohlthun gerichtet, und Thränen zu trocknen, ihre höchſte Wolluſt. Von dieſen Handlungen der Wohlthätigkeit haben ſich, durch ſechs Jahrhunderte hindurch, bis zu unſern Zeiten, viele erhalten, und wir wollen nun einige davon unſern Leſern wiedergeben, ſo wie ſie auf uns gekommen ſind. —

Einſt, es war bei der Vermählung der Prinzeſſin Agnes, Schweſter des Landgrafen Ludwig, war das Hochzeitmal bereitet, und die langen Tafeln ſeufzten unter der Laſt der ſie drückenden Schüſſeln. Die geladenen Gäſte waren bereits im Speiſeſaale verſammelt, und keiner fehlte, als die Landgräfin ſelbſt. Endlich begab ſich der Landgraf perſönlich in das Zimmer ſeiner geliebten Eliſabeth, um ſie zu mahnen, nicht länger vergeblich auf ſich warten zu laſſen. Hier ſah er nun, daß ihr der koſtbare Mantel fehlte, den ſie als Fürſtin, bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen pflegte. Der Landgraf wähnte, der Mantel ſey ihr geſtohlen worden, doch Eliſabeth umfing den zornig werdenden Gemahl.

„Zürne nicht, mein Trauter! Nicht geſtohlen iſt der Mantel, ſondern ich gab ihn einem armen Nackenden, um ſeine Blöße zu decken!“

„Du gabſt den köſtlichen Mantel einem Bettler? fragte der Landgraf ernſt aber nicht ſtreng. — Der

Mantel der Fürſtin hängt nun um die Schultern des zerlumpten Bettlers? —“

„Ja, ich gab ihn willig hin, mein Trauter! —“ antwortete Eliſabeth mit den ſüßeſten Schmeicheltönen. — „Hätteſt Du, ſo wie ich, den hülfloſen Greis geſehen, wie er zitterte vor Froſt, und ſeinen flehenden und doch ſo frommen Blick, Du würdeſt ihm Deinen eigenen Mantel gegeben haben.“

„Nun da es einmal geſchehen iſt,“ — rief der Landgraf, vollkommen zufrieden geſtellt, — „ſo nimm einen andern Mantel; jetzt aber komm und laß uns gehen, denn die Speiſen erkalten ſonſt!“

In dieſem Augenblicke trat die Gürtelmagd (Kammerfrau) der Landgräfin eilig in das Zimmer und ſprach haſtig:

„Erlauchte Frau! Euer koſtbarſter Mantel, den Ihr vor kurzem noch umhattet, hängt draußen auf dem Geländer der Treppe! Welch ein Wunder!“

Ganz ruhig ſprach jetzt Frau Eliſabeth: „So gehe denn hin und hole ihn!“

Die Gürtelmagd ging. In den nächſten Augenblicken hing der Mantel wieder um den Nacken der Fürſtin, und ſie ging nun an der Seite ihres Gemahls nach dem Speiſeſaale, wo die Gäſte auf ſie warteten.

„Iſt es wohl einem Zweifel unterworfen, daß es ein Engel des Herrn, ja daß es der Herr ſelbſt war, der, im Gewande des Bettlers, die fromme Landgräfin prüfte, und als ſie die Prüfung beſtanden hatte, ihr den Mantel wiedergab.“

In dieſem Glauben wurde der Mantel, als Eliſabeth von hinnen geſchieden war, ſich von den frommen Mönchen des Barfüßerkloſters zu Eiſenach erbe.

ten, welche ihn dann zu einem Meßgewandte umändern ließen, wo er als Reliquie Jahrhunderte hindurch aufbewahrt und verehrt wurde. — Er war von himmelblauem Zeug, mit goldnen Sternen und Blumen geſtickt.

Die Mutter des Landgrafen, die verwittwete Landgräfin Sophie, haßte ihre Schwiegertochter, wegen ihrer weit getriebenen Wohlthätigkeit, die ſie Verſchwendung nannte, und ſuchte ihren Sohn gegen ſeine Gemahlin aufzuhetzen.

Einſt war der ganze Hof der Wartburg mit Armen und Kranken erfüllt, und Eliſabeth erſchien mit ihren Frauen, welche Körbe mit Brod und andern Speiſen trugen. Mit Engelshuld trat dann die Vortreffliche unter die Armen und theilte ihre Gaben aus. (S. Abbildung) Mit Ehrfurcht wurde ſie empfangen und die Armen küßten ihrer fürſtlichen Wohlthäterin dankbar die Hände, und man begnügte ſich auch, wenn man nur den Saum ihres Kleides küſſen konnte.

Eine arme kranke Frau war auch hieher geleitet worden und erhob den matten Blick zu dieſem Engel in Menſchengeſtalt. Dieſer traf! — „Ihr Lieben, Irmigard und Jutta,“ ſprach ſie zu ihren Begleiterinnen — „ſorgt doch, daß dieſe Frau hineingebracht werde in die Burg, und ihr ein Lager bereitet, auf daß ſie geneſe von ihrem böſen Gebreſte.

Die Frauen gehorchten ihrer Gebieterin und führten die Kranke in ein Zimmer, wo ſie ihr ein Lager bereiteten, auf welches ſie nun ihre kranken Glieder legte und im innigen Gebete Gott dankte, der dieſen Engel in Menſchengeſtalt erweckt habe, dem Leidenten zum Heil und Troſte.

Die Landgräfin Sophie hatte von ihrem Fenſter herab dieſem Thun und Treiben ihrer Schwiegertochter zugeſehen, und da ſie es, nach ihren Grundſätzen, für unfürſtlich hielt, ſich mit Bettlern abzugeben, ſo begab ſie ſich, als die Austheilung endlich vorüber war, und die Armen ſich entfernt hatten, nach dem Zimmer ihrer Schwiegertochter, um ihr dieſes unfürſtliche Benehmen zu verweiſen. Doch dieſe war nicht anweſend, und die Landgräfin Sophie ſuchte ſie im ſteigenden Zorne auf, bis ſie die Geſuchte endlich in dem Zimmer fand, wo man die kranke Bettlerin hingebracht hatte, und Eliſabeth ſich mit der Pflege derſelben beſchäftigte. Eine Fluth von Vorwürfen überſtrömte nun die menſchenfreundliche Fürſtin, doch ſie hörte alle dieſelben, da ſie aus dem Munde ihrer zweiten Mutter kamen, ſchweigend und ehrerbietig an. Als nun endlich jene Fluth verrauſcht war, entgegnete ſie darauf nur wenig Worte, aber dieſe wurden zu Blitzen, welche in das Herz der ſtolzen Fürſtin einſchlugen und ſie verſtummen machten.

Beſchämt ſchwieg nun zwar die Landgräfin Sophie ſtill; doch gebeſſert war ſie durch dieſe Ermahnung nicht worden, ſie wartete nur auf eine Gelegenheit, wo ſie dieſer ſo niedrig denkenden Schwiegertochter ſchaden konnte. Dieſe Gelegenheit kam bald.

Eliſabeth wollte eben über den Hof der Wartburg gehen, als ſie unter dem Thore einen armen Greis gewahrte, der an ſeinem Stabe daherwankte und mit leiſer, halb erſtorbener Stimme um eine Gabe bat. — Die Landgräfin eilte ſogleich zu ihm hin, und der elende Anblick dieſes Greiſes drang tief in ihr edles, menſchenfreundliches Herz ein. Sogleich befahl ſie, ein warmes Bad zu bereiten, und leitete nun den Elenden ſelbſt mit dahin, wo es bereitet war. Durch die Lumpen, welche den Körper dieſes armen Mannes nur halb bedeckten, ſchienen eiternde Beulen hindurch, und deshalb war ein warmes Bad für ihn ganz an der rechten Stelle. Doch kaum hatte ſie dieſen Mann mit nach dem Badezimmer begleitet und ihn dort der Fürſorge ihrer Diener übergeben, als ſie auch nach der Kleiderkammer ihres Gemahls eilte, dort einige wärmende weiche Kleider auslas, und ſie den Dienern gab, den armen Alten, wenn er aus dem Bade käme, damit zu bekleiden.

Dieſes war geſchehen, und eben brachten die Diener den Greis den Gang entlang geführt, als Eliſabeth kam, ihm noch eine baare Gabe zu reichen. Das Bad ſchien eine unerwartete, widrige Wirkung auf den Kranken gehabt zu haben, denn er ſank den Dienern unter den Händen zur Erde.

Im höchſten Grade erſchreckt, griff die Landgräfin jetzt ſelbſt zu und nahm den ſinkenden, dem Tode nahen Greis in ihre Arme. Eben war man an der Thür des Schlafzimmers der fürſtlichen Gatten. Die Landgräfin öffnete ſogleich die Thür und befahl, den Sterbenden in dieſes Zimmer zu bringen, wo derſelbe in das fürſtliche Ehebette gelegt wurde, damit er ſich wieder erholen könne. —

So oft nun auch die Diener des Landgrafen Beiſpiele von der Engelsgüte ihrer Herrin geſehen hatten, ſo war doch dieſes ihnen noch unerhört. Einen mit Beulen behafteten Bettler in das fürſtliche Bette legen zu laſſen, überſtieg doch Alles, was ſie bisher geſehen. — Es konnte daher nicht fehlen, daß dieſe unerhörte That auch zu den Ohren der Landgräfin

Sophie kam, dieſe aber gerieth darüber in heftigen Zorn und beſchloß, dieſes höchſt unfürſtliche Benehmen ihrem Sohne zu melden, ſo bald er von der Jagd werde heimgekehrt ſeyn; und ſie durfte nicht lange darauf warten; denn in dem Augenblicke, wo ſie dieſen Entſchluß faßte, hörte ſie auch des Thurmwarts fröhliches Liedlein, welches ſeine Rückkunft verkündete. — Es war daher der Landgraf kaum vom Roſſe geſtiegen, als auch ſchon ſeine Mutter bei ihm war, die Schwiegertochter wegen der unverantwortlichen Entweihung des fürſtlichen Bettes auf das härteſte anzuklagen. — Die Art und Weiſe, wie ſie es vortrug, war ganz dazu geeignet, den Zorn des Landgrafen zu entflammen, und dieſer ſchlug auch in der That in hellen Flammen auf. Mit ſchnellen Schritten eilte er in das Schlafgemach, wo ſich Eliſabeth noch befand, und den ſanften Schlaf des Kranken beobachtete. Als der Landgraf in das Zimmer trat, ging ihm ſeine Gemahlin freundlich entgegen und wollte ihn umarmen, als er ſie mit harten Worten anredete und die Bettdecke zu öffnen befahl.

So hoch aufgeregt hatte Eliſabeth ihren Ludwig noch nicht geſehen, und zitternd zog ſie daher die Bettdecke weg, wo ſich ihren Blicken ein erſtaunenswürdiger Anblick zeigte. Anſtatt des Kranken lag, — ſo erzählt die Legende, — das Bild des gekreuzigten Erlöſers zwiſchen den Decken.

Eliſabeth erſtaunte nicht minder als ihr Gemahl, und dieſer umarmte nun ſeine Eliſabeth, die er für ein von Gott hoch begünſtigtes Weſen zu halten begann. An ihrem Herzen that er das Gelübde, ein Spital für arme Kranke am Fuße des Berges, auf dem die Wartburg lag, zu errichten, und er hielt Wort; bald darauf erhob ſich dieſes Spital, in dem das fromme fürſtliche Paar gemeinſchaftlich die erhabenſten Pflichten des Chriſtenthums ausübte.

17.

Eliſabeth die Heilige, Landgräfin von Thüringen.

(Schluß.)

Nach dieſem Wunder ſchwieg die Landgräfin Sophie einige Zeit; doch bald darauf begannen ihre Bemühungen, den Landgraf Ludwig und ſeine Gemahlin zu entzweien, auf's neue. — Es trat eine Theurung und Hungersnoth ein, und Eliſabeth fand nun volle Gelegenheit, ihrem Hange, wohlzuthun, Genüge zu leiſten.

Der Landgraf befand ſich eben auf einem Zuge im Auslande, als dieſes geſchah, und der Schöſſer wie der Hausmarſchall machten ihr deshalb, daß ſie ſo viel Geld ausgab, dringende Vorſtellungen; ſie aber behauptete als eine ächte Landesmutter: in ſolchen Zeiten der Noth habe das Geld einen ſehr untergeordneten Werth, und man dürfe Niemand Noth leiden laſſen. Daher, und weil ſie ihren Gemahl kenne, handle ſie gewiß in ſeinem Geiſte, wenn ſie kein Geld ſchone, um dem Hunger zu wehren. Was könnte es ihm auch helfen, wenn er zurückkäme und fände wohl ſeine Schätze bewahrt, aber ſeine Unterthanen verhungert. Wer würde ihm dann den Acker bebauen und in dem Kriege dienen? —

Nein! Alle Schätze ſind zu wenig, Menſchenleben aufzuwiegen. —

Als nun der Landgraf heimkam, und ſeine Beamteten es ihm klagten, wie die Landgräfin den Schatz geleert und noch obendrein Schulden gemacht habe, nur um der Noth zu wehren, tröſtete er ſie mit den denkwürdigen Worten:

„Laſſet meine Eliſabeth den armen Leuten Gutes thun nach eignem Gefallen. Was ſie um Gotteswillen der Armuth zu Gute thut, da ſage Niemand etwas dagegen. — Wenn ſie mir nur die Wartburg, Eiſenach und Naumburg nicht verſchenkt, bin ich es wohl zufrieden.“ —

So kam es denn, daß der Landgraf dem Hange ſeiner Gemahlin, Wohlthaten zu verbreiten und Gutes zu thun, nach allen Kräften zu Hülfe kam, und es entſtanden nun hierdurch verſchiedene fromme Stiftungen, Hoſpitäler ꝛc., in welchen die herrliche Frau waltete und Gutes that.

Bei dieſem Hange wohlzuthun, war Eliſabeth auch noch ſehr ſtreng in den Bußübungen gegen ſich, und geißelte ihren zarten Leib, trug ein härnes Bußgewand, in den geordneten Zeiten, und nahm an den Faſttagen nichts als Brod und Honig zu ſich. Zu dieſer Schwärmerei wurde ſie von ihrem Beichtvater, dem *M.* Conrad, einem Dominikanermönch, der ſich als Ketzermeiſter ungeheure Grauſamkeiten erlaubte,*)

---

*) Die Inquiſition in Spanien kann im *XVI.* und *XVII.* Jahrhundert nicht ſchlimmer gehauſt haben, als die Glaubensrichter im *XIII.* Jahrhundert in Thüringen. Beſonders iſt die Chronik von Erfurt voll von Grauſamkeiten, welche ſich die daſigen Dominikaner als Ketzerrichter erlaubten. A. d. V.

verleitet, und dieſe treffliche Frau wurde von jenem ſchändlichen Heuchler auf das empörendſte behandelt.

Gehen wir nun zu den Begebenheiten Eliſabeths in ihrem Wittwenſtande über. — Als der Bote anlangte, (S. *V*. Bd. S. 72 ff.) welcher die Nachricht von dem Ableben des Landgrafen auf die Wartburg brachte, wendete er ſich vorerſt an die Landgräfin Sophie, deren Charakterſtärke er kannte, und welche dazumal auf dem Schloſſe zu Kreuzburg Hof hielt. — Tief erſchüttert hörte ſie die Nachricht von dem Ableben ihres geliebten Sohnes, und ſie zagte, dieſe Nachricht ihrer Schwiegertochter, mit der ſie ganz ausgeſöhnt war, zu überbringen.

Mit dem Boten im Gefolge begab ſie ſich auf die Wartburg und ermahnte mit ſtockender Stimme die Schwiegertochter, ſich mit Muth zu rüſten und eine ſehr betrübende Nachricht mit Standhaftigkeit anzuhören. Dieſe Vorbereitung ließ ſchon ahnen, was ſie hören werde, ein Schauder durchflog ſie, und todtenbleich ſtand ſie, zitternd vor Erwartung, da, als ſich ihr der Unglücksbote nahete und ihr den Ring überreichte, (S. *V*. Bd. S. 71) den der ſterbende Landgraf ihm überantwortet hatte. — Wie vom Blitze getroffen ſtand die arme Wittwe da, und nur allein das Wort „Geſtorben! Geſtorben!“ entſchwebte den bebenden Lippen, dann entfernte ſie ſich, um ſich in der Einſamkeit im Gebete Troſt zu holen, da ſie denſelben von Menſchen nicht erwarten durfte; denn bald darauf begannen ihre Leiden.

Wir haben ſchon im Tagsabſchnitte des 11. Septembers gedacht, daß der ſcheidende Landgraf Ludwig ſeinem Bruder, dem Landgrafen Heinrich Raspe, die Landesregierung während ſeiner Abweſenheit nebſt dem Schützeramte ſeiner Eliſabeth und der Vormundſchaft ihrer Kinder übertragen hatte. Als nun dieſer Fürſt der Regent des Landes wurde, behandelte er ſeine Schwägerin, die Wittwe Eliſabeth, ſehr hart und ungerecht. —

Mit harten Schmähworten warf er der Wittwe vor, daß ſie die Schätze des Landes durch ihre übertriebene Wohlthätigkeit verſchwendet habe, und befahl ihr dann, noch vor dem Einbruch der Nacht mit ihren Kindern die Wartburg zu verlaſſen: auch ſolle ſie, wenn ihr das eigene Leben und das Leben ihrer Kinder lieb ſey, nicht wieder dahin zurückkehren, denn er wolle nichts weiter von ihnen wiſſen.

Mit ſanften aber eindringlichen Worten ſtellte Frau Eliſabeth ihrem Schwager die Härte ſeiner Handlung dar und bat für ſich und ihre Kinder um Schonung. — Vergebens! Und nicht genug, daß dieſer Barbar die arme Wittwe von der Wartburg vertrieb, er gönnte ihr auch auf den andern Burgen des Landes keinen Aufenthalt; ſo daß dieſe Königstochter nicht mehr wußte, wo ſie ihr Haupt hinlegen ſollte.

In dieſer Trübſal hatte die Hochbedrängte die Freude, daß ihre vertrauteſten vier Dienerinnen, als ſie hörten, die Herrin müſſe die Wartburg verlaſſen, mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit erklärten, ſie würden mit ihr ziehen. —

Und ſo machte ſich denn Frau Eliſabeth fertig, die Wartburg zu verlaſſen, und es fiel ihr dieſes um ſo ſchwerer, als es eben harter Winter war, wo ſie ihre Wanderung antreten mußte. Die Bäche und Brunnen waren zugefroren, und tiefer

Schnee lag auf den Wegen und Gaſſen, als die arme Wittwe mit ihren Kindern auszog. Sie ſelbſt trug ihren Säugling im Arme, und ihre Frauen führten die beiden ältern, wovon der vierjährige Knabe Hermann der eigentliche Herr dieſes Landes war. — Eben war dieſer Zug unter das Thor der Wartburg gekommen, als die Landgräfin Eliſabeth ihrer Schwiegermutter, der Landgräfin Sophie begegnete. Betroffen fragte dieſe die Fortziehende um die Urſache, und als ſie ſolche erfahren hatte, ſtieg ſie ſogleich vom Zelter ab, der ſie trug, und führte die Schwiegertochter nach der Burg zurück, dann aber ſprach ſie ein ernſtes Wort mit ihrem Sohne, dem Landgrafen Heinrich, über ſeine Härte gegen die Wittwe ſeines Bruders; doch während ſie ſo ſprach, wußte ein Hofſchranze, ebenderſelbe, der den Landgrafen Heinrich verführt und zu dieſer Härte vermocht hatte, die arme Wittwe ſo einzuſchüchtern, daß ſie ſich noch einmal auf den Weg begab, um mit ihren Kindern dem gedroheten Tode zu entgehen. — Die Kinder weinten vor Kälte, als die Mutter mit ihnen zum Thore der Stadt Eiſenach einzog, und verlangten nach einem Obdach, um ſich wieder zu erwärmen. So kamen ſie vor dem Hauſe des reichen Bürgers Hellegraf an, der von dem verſtorbenen Landgrafen manche Gnade empfangen hatte. Auch er war in jenes unbekannte Jenſeits übergegangen, aus dem noch keiner wiederkehrte, und ſein Sohn verſagte, aus Furcht, es mit dem Landgrafen Heinrich zu verderben, (der es auf den Straßen der Stadt Eiſenach hatte ausrufen laſſen, daß ſich, bei hoher Strafe, Niemand unterſtehen ſolle, der Landgräfin

Eliſabeth und ihren Kindern Obdach zu geben,) dieſer unglücklichen Wittwe den Eintritt, ſogar auf eine Nacht; ſie mußten alſo weiterziehen. Immer heftiger wurde das Weinen der Kinder vor Froſt, und als ſie an noch vier andern Häuſern abgewieſen worden waren, weil ſich Jeder vor der Rache des Landgrafen fürchtete, blickte Eliſabeth durch Thränen hinauf zum geſtirnten Himmel, wo der Vater aller Verlaſſenen thront, ihm aber, dem nichts verborgen bleibt, blieb auch dieſes nicht verborgen; denn als die Reichen, aus Furcht vor der Rache des Landgrafen, es nicht wagten, die arme Wittwe und ihre Kinder aufzunehmen, erweckte Gott dieſen Unglücklichen einen Engel in der Perſon eines Greiſes, der in einem kleinen Häuschen wohnte, und ſie willig aufnahm.

Hier wohnte nun Frau Eliſabeth mit ihren Kindern und Frauen verborgen; doch es wurde ihr Aufenthalt verrathen, und die Mutter mußte mit den Ihrigen auch dieſes Aſyl wieder verlaſſen und ſich in die Kirche der Barfüßermönche flüchten, wo ſie erſt von dieſen Mönchen, und dann von der Landgräfin Sophie mit Lebensmitteln verſorgt wurde, bis ihr endlich der Biſchof Eckbert von Bamberg einen Zufluchtsort auf der Burg Bottenſtein gab.

Die unwürdige und unverdiente Begegnung, welche Frau Eliſabeth zeither erduldet hatte, erregte die Gefühle aller Rechtſchaffenen, und beſonders war die Geduld, mit welcher ſie Alles ertragen hatte, ihre lebhafteſte Vertheidigerin. —

Hier lebte die Wittwe mit ihren Kindern in tiefer Einſamkeit, und nur ihren Mutterflichten, als ſich plötzlich ihr Schickſal änderte. —

Die ſterblichen Ueberreſte des verſtorbenen Landgrafen kamen endlich im Vaterlande an, begleitet von den Treuen, welche bei ſeinem Abſchiede zugegen geweſen waren. Die Pflicht rief daher alle Lehnsmänner des Landes nach der Wartburg, den Leichnam von dort aus nach Reinhardsbrunn zu begleiten. Man erzählte ſich von der Härte, welche die Landgräfin von ihrem Schwager erduldet hatte, fragte dann weiter, erfuhr, und die treuen Lehnsmänner faßten nun den Entſchluß, ein ernſtes Wort mit dem Landgrafen deshalb zu ſprechen. Die beiden Brüder, Walther und Rudolph, Schenken von Vargula, wurden zu Wortführern erkoren.

Schon im V. Bande haben wir, S. 68, des hohen Anſehens gedacht, in welchem dieſe beiden Ritter ſtanden, und heute machten ſie einen trefflichen Gebrauch davon. Die ſämmtlichen Vaſallen begaben ſich auf die Wartburg, wo ſie im Ritterſaale von dem Landgrafen Gehör verlangten, und er trat erwartungsvoll in ihre Mitte. — Jetzt trat Walther von Vargula, der ältere jener beiden Brüder, vor den Landgrafen und hielt ihm ſein Unrecht, das er an der Landgräfin Eliſabeth verübt habe, in ſo ſtarken Worten vor, redete die Sprache der Wahrheit ſo eindringlich, machte ihn mit der Stimme der öffentlichen Meinung über ſein Benehmen ſo unverholen bekannt, daß der Fürſt wie vernichtet vor ihm ſtand. — Der Landgraf Heinrich war kein Böſewicht, ſondern nur ein Verleiteter. Die Stimme des Gewiſſens hatte zeither bei ihm geſchwiegen, jetzt erwachte ſie, und rief ihm mit Donnertönen zu: Du haſt nicht recht gethan! — Dieſe Stunde entſchied über ſein übriges Leben, er war der Tugend wiedergegeben. — **Es bedurfte nur eines kurzen** Kampfes in ſeinem Innern, um ihn zu ſeinem beſſern Selbſt zurückzuführen. — Tief ergriffen bot er dem edlen Ritter von Vargula die Hand und ſprach ſeine Reue über die an Eliſabeth und ihren Kindern verübte Härte ſo unverholen aus, und bat ihn ſo innig, die ſo hoch beleidigte Schweſter Eliſabeth zu verſöhnen, daß ſich ihm Aller Herzen wieder zuwendeten.

Die Verſöhnung zwiſchen Heinrich und Eliſabeth geſchah, als dieſe nach Reinhardsbrunn kam, um am Grabe ihres Ludwigs zu beten, und ſie war aufrichtig von beiden Theilen; Heinrich aber zeigte ſeine Reue dadurch, daß er mehr that, als Eliſabeth gehofft hatte, und ſie erhielt nun das Vermögen, Wohlthaten um ſich her zu verbreiten.

Eliſabeth verlebte ihre letzten Lebensjahre in Marburg, und ihre Neigung, Gutes zu thun und der leidenden Menſchheit zu dienen, führte ſie bis dahin, daß ſie ſich nicht ſchämte, das Allmoſen für ſein von ihr geſtiftetes Hoſpital perſönlich zu ſammeln und in demſelben als Krankenwärterin zu dienen.

Nur vier und zwanzig Jahre lebte Eliſabeth auf dieſer Welt und ſchied am 16. Nov. 1231 von derſelben, da ſie ſich durch ihr freiwillig übernommenes Amt, einer Wärterin armer Kranken, die Anſteckung einer ſchweren Krankheit zugezogen hatte, welche ihrem Leben bald ein Ende machte. —

Der Ruf von dem frommen, ächtchriſtlichen Lebenswandel dieſer Fürſtin kam auch vor den heiligen Vater, und dieſer erhob die Verſtorbene, am Pfingſtfeſte des Jahres 1235, unter die Heiligen.

Die ſterblichen Ueberreſte derſelben ruhen in einer Kapelle des heiligen Franziſkus zu Marburg, und bei ihrem Leichenbegängniß war eine große Menge von Fürſten und Herren zugegen. Ein Jahr nach der Canoniſation befahl der damalige Papſt Gregor *IX.*, daß ihr Leichnam, von dem man ſich viele Wunder erzählte, die er gethan haben ſollte, aus der Erde gehoben und der Verehrung geweiht werden ſolle. Bei dieſer Feierlichkeit war unter Tauſenden von Vornehmen der Kaiſer Friedrich *II.* im Kaiſerſchmuck und weihete derſelben eine goldne mit Edelſteinen beſetzte Krone.

Späterhin erhob ſich über der Kapelle die berühmte und ſchöne Eliſabethkirche, und in ihr iſt das berühmte Denkmal befindlich, welches an jene Heilige erinnert.

Noch ein Angedenken hat ſich in einer Spende erhalten, welche jährlich am Tage der heiligen Eliſabeth (19. Nov.) im Dome zu Erfurt, an die Armen vertheilt wird. —

18.

Des ſchwediſchen Oberſten Wanke Mordanſchlag auf den Kurfürſten Johann Georg von Sachſen.

Der Kurfürſt Johann Georg von Sachſen, ſeit dem Prager Frieden im offenen Kriege mit den Schweden, belagerte im Jahre 1641, vom 23. Juli an, die Stadt Görlitz, welche der ſchwediſche Obriſtlieutenant Jakob Wanke tapfer vertheidigte, doch endlich, aus Mangel an Munition und Lebensmitteln übergeben mußte, wobei er für ſich und ſeine

Beſatzung freien Abzug, doch ohne Waffen, bedung. — Dieſe Capitulation wurde jedoch von den Sachſen und Kaiſerlichen gebrochen, und man hielt die Erbitterung wegen der langen Gegenwehr und der beiden abgeſchlagenen blutigen Stürme, in welchen die Sachſen allein über 1200 Mann verloren hatten, für die Urſache davon.

Am 2. October zog die Beſatzung nach der Capitulation wehrlos, doch mit ihrer Habe, aus. Zu beiden Seiten des Weges, den die Schweden ziehen ſollten, hatten ſich die Kaiſerlichen und Sachſen mit Wehr und Waffen verſammelt. — Als der Durchzug der Schweden beginnen ſollte, wurde ausgerufen, daß, wer früher bei den Kaiſerlichen oder Sachſen gedient habe, ſtraflos zurückbleiben ſolle, und dieſer Aufforderung folgten viele, doch nicht alle, und beſonders machte einer dieſer Fälle viel Unheil.

Ein ſächſiſcher Soldat entwich einſt von ſeiner Fahne und nahm bei den Schweden Dienſte, wo er ſich ſo wacker hielt, daß er erſt Fähnrich und dann Lieutenant wurde, ja er hatte ſogar vor kurzem eine Compagnie als Hauptmann erhalten. Dieſer Hauptmann hatte jetzt mit ſeiner Compagnie in Görlitz geſtanden und einen Theil der Garniſon ausgemacht, nun aber zog er ebenfalls mit aus. — Das Schickſal wollte, daß ein ſächſiſcher Obriſtlieutenant, ebenderſelbe, der einſt der Hauptmann dieſes Deſerteurs geweſen war, ſich heute unter dem Belagerungsheere befand und jenen Deſerteur erkannte. Ob er gleich ſah, daß dieſer ſchwediſcher Offizier war, ſo war er doch ſo rückſichtslos, daß er ihn bei dem Ausmarſche anhielt und ſeine Auslieferung verlangte. — Dies verurſachte einen Wortwechſel, und der Obriſtlieutenant

Wanke kam dazu, als man ſich heftig um die Freiheit dieſes Mannes ſtritt. — Kaum hatte Wanke erfahren, wovon die Rede war, als er auch den Obriſtlieutenant auf den Inhalt der Capitulation aufmerkſam machte, wo von ſolchen Reklamationen keine Rede ſeyn könne, und die, ſo jetzt geſchehe, ſey ganz gegen den Inhalt dieſes von dem Kurfürſten eigenhändig unterſchriebenen Vertrags. Der ſächſiſche Obriſtlieutenant, — ſeinen Namen nennt die Quelle nicht, — ließ ſich jedoch nicht bedeuten, und beide Streitenden erhitzten ſich immer mehr, ſo daß ſie endlich gar zum Gebrauch der Waffen ſchritten, wo denn der Obriſtlieutenant Wanke ſeinen Gegner durch den Kopf ſchoß, ſo daß er todt vom Roſſe ſank.

Dieſer Schuß wurde das Signal zu einem fürchterlichen Tumulte und zur Aufforderung zur Rache an den Schweden. Von allen Seiten drang man auf ſie ein, und da ſie in Folge der Capitulation wehrlos waren, ſanken nun vom Fußvolk die meiſten unter den Streichen der Wüthenden entweder todt oder verwundet darnieder; nur Wenige aber waren ſo glücklich, ihren Torniſter oder übrige Bagage zu behalten, und nur dem Obriſtlieutenant Wanke mit 150 Reitern gelang es, zu entkommen und ſich nach Lauban zum General Stahlhans zu flüchten.

Der Kurfürſt Johann Georg war höchſt aufgebracht, als er dieſen Bruch der Capitulation erfuhr, denn er ſah voraus, welcher Schaden für ſein Land hierdurch entſtehen werde, wenn die Erbitterung der Schweden, die ohnedem ſchon durch den Abfall der Sachſen von ihrer Partei hoch genug geſtiegen war, hierdurch noch höher getrieben werden ſollte. Er eilte in Geſellſchaft des Herzogs von Lauenburg nach dem Orte des Tumults, aber beide Fürſten vermochten es nicht, die Wüthenden zu beſänftigen, und ein Kriegsgericht wurde niedergeſetzt, welches in Gegenwart des Kurfürſten mit der größten Strenge richtete, und eine Menge Krieger, welche beſchuldigt wurden und ſich nicht zu reinigen vermochten, wurden gehangen oder erſchoſſen. Die meiſte Schuld wurde von den Sachſen auf die Kaiſerlichen geſchoben, eigentlich aber war alles ſo drunter und drüber gegangen, daß Niemand wußte, wer Koch oder Kellner war, und wer ſich entſchuldigen konnte, entſchuldigte ſich. —

Im Herzen des Obriſtlieutenant Wanke glühte das Gefühl der heißeſten Rache, und es iſt wahrſcheinlich, daß das harte Verfahren der Schweden gegen die ſächſiſchen Unterthanen ſeine Urſache mit in dem Bruche dieſer Capitulation hat.

Wanke ſtieg zwei Jahr ſpäter zum Oberſten auf, und der Waffenſtillſtand der Schweden mit den Sachſen erfolgte (1645); im Herzen dieſes Mannes aber glühete das Feuer der Rache fort, und er konnte es nicht über ſich gewinnen, ſie zu unterdrücken; denn der Bruch einer von beiden Theilen unterzeichneten und dadurch gewiſſermaßen beſchwornen Capitulation hatte dem Oberſten Wanke nicht allein den größten Theil ſeines Gepäckes gekoſtet, welches geplündert worden war und nicht wieder erlangt werden konnte, weil es Einer auf den Andern ſchob, ſondern auch an ſeiner Ehre fühlte er ſich hoch beleidigt, da man ſeine tapfere Vertheidigung ſo wenig achtete. Gegen den Kurfürſten Johann Georg ſelbſt war ſeine Rache vorzüglich gerichtet, und an ihm perſönlich wollte er ſich rächen.

In dieſer Zeit trat, (1645) wie oben ſchon und mehr erwähnt, der zwiſchen den Schweden und Sachſen abgeſchloſſene Waffenſtillſtand ein, und nun wurde dieſes Unternehmen ſogar zum Hochverrath und Bruch des Waffenſtillſtandes. Doch es verblendet die Rache ja den Menſchen die Augen, daß ſie das Rechte und Wahre nicht ſchauen können, und Wanke ſah ſogar den Waffenſtillſtand als ein Förderungsmittel ſeines Unternehmens an, und ſuchte nun Helfershelfer zu gewinnen. Nach langem, fruchtloſen Mühen gelang es ihm, den Major Jansko, den Fähnrich Hofmann und den Dragoner Matthieſen zum Einwilligen in ſeinen Plan zu bewegen. Beſonders war der Letztere ein Kerl, der den Teufel ſelbſt angegriffen haben würde, wenn es ihm befohlen worden wäre. — Der Plan Wankens betraf aber nichts Geringeres, als die Stadt Dresden zu überfallen und dann, wenn man dieſe einmal habe, in das Schloß einzudringen und den Kurfürſten mit ſeiner ganzen Familie umzubringen. —

Im Herbſte des Jahres 1647 ſollte dieſer Plan ausgeführt werden, und der Oberſte Wanke entdeckte nun dem Obriſtlieutenant Brünelle: „daß er einen Anſchlag habe, gute Beute zu machen!" — ſagte aber, nicht wo. — Eine Schaar Schweden von fünfhundert Mann Reiterei zog in den Tharander Wald, und der Obriſtlieutenant Brünelle ſah nun ein, daß Wankens Plan dahingehe, Dresden ſelbſt zu überfallen, was eigentlich ſchändlich war, und von dem Obriſtlieutenant ſelbſt verabſcheut wurde; doch ſein Oberſter hatte es zu vertreten und nicht er, deshalb ſetzte er ſich nicht entgegen. —

So nahete ſich die Ausführung dieſes Planes, und der Kurfürſt ſchien durch dieſen Ueberfall, von dem er nicht die leiſeſte Ahnung hatte, mit ſeiner Familie unrettbar verloren, als ganz unverhofft dieſer hölliſche Plan entdeckt und vereitelt wurde.

Der Fähnrich Hofmann ſollte die Vorhut der Schweden bei dieſem Ueberfalle führen und war mit ſeiner Schaar im Walde an einem verborgenen Orte gelagert. Nur noch vier Tage fehlten bis zu dem Tage, wo der Plan ausgeführt werden ſollte, als plötzlich dieſer Fähnrich anderes Sinnes wurde. — Der Oberſte Wanke hatte gegen ihn unverholen geäußert: wenn er Dresden nur einmal hätte, wolle er ſchon einen Herrn dazu finden, und wäre ſeine Intention, die ganze kurfürſtliche Familie über die Klinge ſpringen zu laſſen. Es wäre freilich Schade um Herrn Adminiſtrator Auguſt, dieſes gute Herz; allein er müſſe auch mit daran. —

Der Fähnrich Hofmann ſoll nun aber in früherer Zeit lange in Dresden gewohnt haben, war vielleicht ſelbſt ein geborner Sachſe, und deshalb erwachte die natürliche Liebe zu ſeinem angebornen Landesherrn in ihm. Zudem war ihm gerade der ſchwierigſte Theil des Unternehmens beſchieden; denn er ſollte in Dresden ein Haus miethen, in dieſem 60 Mann Schweden, die nach und nach ankommen ſollten, verſtecken, und nun mit dieſen den übrigen, die der Oberſte Wanke ſelbſt anführen wollte, die Thore öffnen. Dieſe ſechzig Mann hatten alſo das Gefährlichſte bei der ganzen Sache.

19.

Des ſchwediſchen Oberſten Wanke Mordanſchlag auf den Kurfürſten Johann Georg von Sachſen.

(Schluß.)

Alle dieſe Umſtände erwog denn nun aber Hofmann in ſeinem Herzen wohl, und der Entſchluß, dieſen ganzen von ihm nun verabſcheueten Anſchlag zu entdecken, wurde in ſeiner Seele feſt. Ganz unvermerkt entfernte er ſich von ſeinem Trupp, und ſein ſchnelles Roß trug ihn, da er ſelbſt die ganze Nacht ritt, bald nach Altenburg in das Hauptquartier des Feldmarſchalls Wrangel, wo er dieſem Feldherrn den ganzen Anſchlag des Oberſten Wanke entdeckte.

Die Schändlichkeit, einen heilig beſchwornen Vertrag auf eine ſolche Weiſe zu mißbrauchen und dadurch den ſchwediſchen Namen auf immer zu brandmarken, empörte dieſen Feldherrn, und er gab nicht allein den ſächſiſchen Oberſten von Schleinitz, der ſich eben im Hauptquartier befand, Nachricht von dieſer Entdeckung, ſondern ſendete auch ſofort den Rittmeiſter Sittegaſt mit einer Schwadron Reiter ab, dem Oberſten Wanke zu verhaften, und ihn dadurch an der Ausführung ſeines Vorhabens zu hindern. —

Als der Oberſte Schleinitz die Gefahr erfuhr, in welcher der Kurfürſt ſchwebte, durchbebte ihn ein heftiger Schauder, beſonders als er die Nähe der Gefahr ſah und gewahrte, daß es die höchſte Zeit ſey, wenn er ſeinen Herrn warnen und retten wolle. Einer ſeiner ſchnellſten Renner trug nun einen vertrauten Offizier, dem die größte Eile empfohlen war, nach Dresden, und der Kurfürſt erfuhr nur einige Stunden vorher, ehe das Unternehmen ausgeführt werden ſollte, mit welcher Gefahr er bedroht ſey. — Die Thore wurden ſogleich geſperrt und die Wachen verdoppelt. Alle Soldaten verſammelten ſich, und die Bürger traten, als ſie von der Gefahr hörten, die der Stadt und ihrem Herrn drohe, ebenfalls unter die Waffen. — So war man in der nöthigen Gegenverfaſſung und erwartete nun den Feind ganz ruhig.

Es kam aber kein Schwede, der ſich der Stadt hätte bemächtigen wollen; denn während dem, daß dieſe Veranſtaltungen getroffen wurden, kam der Rittmeiſter Sittegaſt mit ſeiner Schwadron in der größten Eile im Walde bei Tharand an. Die Abgeſendeten trafen den Oberſten Wanke beſchäftigt an, denn es war ja der Tag, der ihn an das Ziel ſeiner Wünſche bringen ſollte. — Die Reiter ſtellten ſich in Schlachtordnung auf und zogen die Schwerter, um auf alle Fälle bereit zu ſeyn, wenn ſich ja die Kriegsleute, welche Wanke befehligte, gegen die Verhaftung ihres Oberſten ſetzen ſollten. — Der Oberſte wurde geſucht und erſchien, um den Befehl des Feldmarſchalls zu vernehmen. Allein wie ſtaunte er, als ihm der Rittmeiſter das Schwert abforderte, das er ſchon ſo lange im Dienſte der Krone Schweden gebraucht hatte, und ihn förmlich verhaftete. Anfänglich behauptete er: es müſſe ein Mißverſtändniß ſeyn; doch als er die eigenhändige Ordre des Feldmarſchalls ſah, erblaßte er, fügte ſich jedoch dem Befehle und übergab dem Rittmeiſter ſein Schwert. „Ich ſehe wohl, ich bin verleumdet worden,“ — ſprach er in tiefer Bewegung, — „doch Gehorſam iſt die erſte Pflicht des Kriegers, und ſo nehmt es denn hin, Herr Rittmeiſter, das Schwert, welches ich ſo lange ſchon im Dienſte des Königs geführt habe. Hoffentlich wird es mir gelingen, den Feldmarſchall zu überzeugen, er habe ſich geirrt!"

„Auch ich hoffe dies, Herr Oberſter!" — antwortete der Rittmeiſter, indem er das Schwert übernahm. — „Weshalb ich Euch verhaften muß, iſt mir nicht bekannt; Ihr aber wißt, daß der Kriegsmann den Befehlen ſeiner Obern blind gehorchen muß. — Jetzt kommt! ich habe Befehl, Euch nach Leipzig zu bringen, wo Guſtav Horn ſteht, dort wird Euch Recht werden. —"

Als Wanke den Namen Guſtav Horn ausſprechen hörte, zitterte ihm das Herz im Leibe; denn die unerbittliche Strenge dieſes Feldherrn war ihm bekannt. —

Die Reiterſchaar, von Sittegaſt angeführt, ſetzte ſich nun in Bewegung, den Verhafteten in ihrer Mitte, und am Abend des andern Tages langten ſie Alle in Leipzig an, wo man den Oberſten Wanke nach der Pleißenburg brachte, und ihm dort ein Quartier anwies.

Noch vermuthete der Verhaftete die eigentliche Urſache ſeiner Verhaftung nicht und trat deshalb ganz getroſt vor ſeine Richter. Als ihm aber die Anklage des Fiskals vorgeleſen wurde: daß er geſucht habe, den Waffenſtillſtand zwiſchen der Krone Schweden und dem Kurfürſten von Sachſen muthwillig und abſichtlich zu brechen, ja ſelbſt den Kurfürſten mit den Seinen zu ermorden, erblaßte der Angeklagte, doch ſuchte er ſich durch Läugnen zu helfen. Da wurde plötzlich die Thür eines Nebenzimmers geöffnet, und der Fähnrich Hofmann, von dem er wähnte, er befinde ſich in Dresden, oder ſey zu dem Regimente zurückgekehrt, trat herein. — „Nun bin ich verloren!" murmelte der Oberſte vor ſich hin, und er war es. —

„Fähnrich Hofmann!" — ſprach der vorſitzende General Horn mit Ernſt und Würde! — „Gebt Gott und der Wahrheit die Ehre und wiederholt es in Gegenwart des Oberſten Wanke, was Ihr von ſeinem Unternehmen wißt!"

Und nun wiederholte der Fändrich ſeine, bei dem Feldmarſchall Wrangel gethane Ausſage, von welcher der Vorſatz, den Kurfürſten und ſeine Familie zu morden, der beſchwerendſte Theil war.

„Was habt Ihr, Oberſter, dagegen zu erinnern?" fragte der General, als Hofmann ſeine Ausſage wiederholt und ſich zum Eide wegen der ſtrengen Wahrheit derſelben erboten hatte, — und Wanke — ſchwieg. — „Ihr geſteht es alſo durch Euer Schweigen zu —" erwiederte der General, und that ſich Gewalt an, ſeinen Grimm, der in ihm wallte, niederzuhalten. — „Doch um ganz ſicher zu gehen, ſo macht Euch zum Eide bereit, Fähnrich, damit wir die volle Gewißheit bei dem Urtheile haben, welches dann über den Verbrecher gefällt werden wird. Ihr aber, Wanke, mögt zugegen ſeyn, wenn der Fähnrich den Zeugeneid leiſtet!"

Dieſes geſchah nunmehr. Der Fähnrich ſchwor unter den bei ſolchen Eiden gewöhnlichen Feierlichkeiten, und der Oberſte wurde wieder in ſeinen Verhaft zurückgebracht.

Am folgenden Tage, den 19. Nov. 1647, verſammelte ſich das Kriegsgericht von neuem, und nun wurde über den Verbrecher folgendes harte Urtheil gefällt.

„Der bisherige Oberſte im Dienſte der Krone Schweden, Jacob Wanke, ſoll, in Anbetracht deſſen, daß derſelbe erwieſenermaßen und wie er auch ſchweigend zugeſtanden, ſich unterfangen wollen, den geſchloſſenen Waffenſtillſtand zwiſchen dieſer Krone und dem Kurfürſtenthum Sachſen freventlich zu verletzen, die Stadt Dresden zu überfallen und den Kurfürſten nebſt den Seinen umzubringen, vorerſt aller Ehren und Würden entſetzt, dann aber, Andern zum Exempel und ihm zur Strafe, lebendig geviertheilt, das ungetreue Herz aus dem Leibe geriſſen und auf's Maul geſchlagen; dann die Viertel ſeines Leibes auf vier Pfähle nach den vier Winden hin geſteckt werden. Von Rechtswegen!"

Gegen die Vollziehung dieſes ſchrecklichen Urtheils appellirte Wanke an die Königin Chriſtine von Schweden, und ſeine Gattin reiſete nach Dresden, wo ſie ſich dem Kurfürſten zu Füßen warf und um Gnade für ihren verurtheilten Gatten flehete. — Dieſe wurde ihr zwar nicht zugeſagt, denn der Kurfürſt erklärte: daß er dem ſchwediſchen Kriegsbefehlshaber nicht gebieten könne; indeſſen iſt es doch ſehr wahrſcheinlich, daß er ſich bei dem Feldmarſchall Wrangel für den Verurtheilten im Stillen verwendete: denn es wurde demſelben ein Defenſor zugelaſſen, und dieſer machte ſeine Sachen ſo gut und wußte die Angelegenheit ſeines Clienten ſo meiſterlich auf die lange Bank zu ziehen, daß dieſes Urtheil nach drei Jahren, wo die Schweden (1650) gänzlich aus Sachſen abzogen, noch nicht vollſtreckt war, und Wanke als Gefangener mit ihnen zog.

Späterhin wurde er nebſt andern Verbrechern wieder auf freien Fuß gelaſſen, kam aber nicht wieder in Dienſt; worauf er am 26 Jan. 1660 zu Paſewalk in Pommern in höchſt traurigen Umſtänden ſein Leben endete. —

20.

Vergeltung.

Ein Blick in das frühere Leben unſerer vaterländiſchen größern Städte.

Die Städte Altenburg, Zwickau und Chemnitz gehörten einige Zeit lang unter die deutſchen Reichsſtädte, entſagten jedoch dieſer Reichsfreiheit, zu welcher ſie durch den Kaiſer Adolph (von Naſſau) erhoben worden waren, freiwillig und kehrten unter die Herrſchaft des Markgrafen von Meißen zurück; doch hatte ſich manche reichsſtädtiſche Einrichtung in dieſen Städten und beſonders in der alten Stadt Zwickau erhalten, wo vorzüglich das Weſen der Patrizier tiefere Wurzeln als in den übrigen beiden Städten geſchlagen zu haben ſcheint. Die nachfolgende Geſchichtserzählung läßt einen hellen Blick in das Städteleben der frühern Zeit thun, und wir wählten ſie deshalb für dieſen Tagsabſchnitt aus.

Der Bürgermeiſter in Zwickau, Peter Mergenthaler, war ein ſtrenger Regent, ſowohl im Stadtweſen als in ſeinem Hauſe, und konnte beſonders keinen Widerſpruch dulden.

Der Cämmerer daſelbſt, Franziskus Steuchſing, war eben ſo ſtolz und herrſchſüchtig als der Bürgermeiſter, und es war nun ein Kampf zwiſchen dieſen beiden widerſtrebenden Gewalten nicht zu vermeiden, beſonders als dieſer Cämmerer zum Stadthauptmann und Stadtvoigt aufſtieg.

Die Rathsherren Markus Dittmann ſowie Franziskus und Alex Gelden waren ebenfalls Feinde dieſes Letztern, die er ſich durch ſeinen Stolz und ſeine Herrſchſucht zugezogen hatte, und welche nun ebenfalls auf die Seite des Bürgermeiſters traten.

In frühern wie in ſpätern Zeiten und bis zur Einführung der neuen Städte-Ordnung fehlte es an Beiſpielen nicht, daß ſich Stadträthe, ihre eigentliche Stellung verkennend, nicht als Verwalter, ſondern als Nutznießer des gemeinen Weſens betrachteten und als ſolche handelten. Wehe dann den Bürgern einer Stadt, in welcher der Rath ſolche Geſinnungen hegte und in Eintracht blieb; dann konnte die Wohlfahrt derſelben gar bald an den Rand des Abgrundes gebracht werden. Doch dieſe Eintracht fand, zum Glück der Städte, nur ſelten ſtatt, und auch in Zwickau bildeten ſich bald zwei Parteien; Mergenthaler und Steuchſing traten einander gegenüber, und jeder von ihnen hatte Anhänger im Rathe, ſo daß ſich dieſer bald förmlich in zwei Parteien ſpaltete.

So mächtig auch der Bürgermeiſter Mergenthaler war, ſo war doch ſein Gegner ihm auf einer andern Seite nicht wenig furchtbar; denn er hatte als Cämmerer Gelegenheit genug gehabt, die Geheimniſſe des Raths, ſowie das *Fas* und *Nefas* ſeiner Einkünfte kennen zu lernen, wußte genau, wie es mit dem Finanzweſen der Stadt beſchaffen war, kannte die Grenzen und Rechte des Stadteigenthums vollkommen und hatte Beweiſe in den Händen, welche Rechte des Raths gegründet und welche blos angemaßt waren. — Wenn er den Bürgern Aufſchlüſſe gab und ſich an ihre Spitze ſtellte, ſo konnte der Rath vielleicht gar zur Rechenſchaft über ſeine Verwaltung gezogen werden, dieſes aber war bei der jähzornigen, rachſüchtigen Gemüthsart Steuchſings ſehr zu fürchten; aber es gab auch noch einen Grund, aus welchem dieſer Mann dem Rathe furchtbar war.

Die Rechte des Markgrafen in der Stadt waren, als ſie der Reichsfreiheit entſagte, durch Uebereinkommen ſehr beſchränkt worden, man hatte aber von Seiten der Markgrafen keine Gelegenheit unbenutzt gelaſſen, ſie zu erweitern, und es war zu fürchten, daß Steuchſing zu dieſem Zwecke thätig mitwirken werde. —

Zu dieſer Zeit regierte der Markgraf Wilhelm der Einäugige, und wir haben in der Schilderung ſeines Kampfes mit dem Burggrafen von Dohna geſehen, daß er, wenn es galt, kräftig auftrat. Wenn nun Steuchſing ſich an dieſen Fürſten wendete, ſo konnte ſeine Wiſſenſchaft dem Rathe und ſeinen Intereſſen ſehr ſchädlich werden, und dies mußte man zu verhindern ſuchen.

Es gab ein Mittel, den Bürgermeiſter und den Stadtvoigt zu verſöhnen. Jener hatte eine einzige Tochter und dieſer einen einzigen Sohn, und durch eine Verbindung derſelben konnte eine Verſöhnung geſtiftet, und die Eintracht im Rathe wieder hergeſtellt werden. — Albrecht Steuchſing hatte ſich auf der Univerſität zu Prag für den künftigen Dienſt ſeiner Vaterſtadt fleißig vorbereitet, und der ſo wohlgebildete als geſittete Jüngling war ein tüchtiger Juriſt geworden, ſo daß gute Dienſte von ihm erwartet werden konnten. Mit der Tochter des Bürgermeiſters aufgewachſen, hatte ſich ihre Jugendfreundſchaft bis jetzt in den Schranken derſelben gehalten, als der luſtwandelnde Jüngling ſah, daß dieſe liebliche Jungfrau, eben als ſie mit einem der Schwäne ſcherzte, die in der Vorzeit, als Wahrzeichen der Stadt, — die man *Cygnea*, Schwanenſtadt nannte — auf dem Stadtgraben ſchwammen, vor ſeinen Augen in den tiefen Stadtgraben ſtürzte. Schon umrauſchten die zu Boden ſinkende die ſchwarzen Fittiche des Todes, als ſie gerettet wurde. Der beherzte Jüngling war unerſchrocken in die Fluth geſprungen, hatte ſie ergriffen und glücklich an das Land gebracht.

Mergenthaler und Steuchſing waren in der Jugend innige Freunde geweſen, und nur das öffentliche Leben hatte ſie ſpäterhin entzweit und ihre Herzen entfremdet. Jetzt, als ihm der tapfere Jüngling das einzige Kind mit Daranſetzung des eignen Lebens gerettet hatte, verſchwand aller Groll und er umarmte ihn dankbar.

Der erſte Schritt zur Vereinigung beider Häuſer war geſchehen, und die bisherige Jugendfreundſchaft verwandelte ſich in innige Liebe. — Allmälich ging dieſe auch auf die beiden Väter über, ſie gedachten ihrer Jugend, und ihre erkalteten Herzen erwärmten ſich allmälich wieder, und ſchon durfte man das Beſte hoffen, als ein Schuß Alles wieder verdarb und die Cataſtrophe herbeiführte. —

Der Stadtrath zu Chemnitz hatte ein Königsſchießen veranſtaltet, und dazu auch die benachbarten Städte, beſonders aber die Schweſterſtadt Zwikkau eingeladen. In jener Zeit, dem beginnenden XV. Jahrhunderte, war das Feuergewehr noch nicht ſo allgemein, und ſolche Schießen wurden noch mit der alterthümlichen Stahlarmbruſt gehalten. Auch Mergenthaler und Steuchſing befanden ſich unter den Geladenen, und beide erſchienen: denn ſie waren leidenſchaftliche Schützen und Meiſter im Schießen mit dieſer Armbruſt, daher auch dieſem Vergnügen mit Leib und Seele ergeben. — Das Schießen begann mit dem feierlichen Auszuge der Schützen, und man hatte freundlich für die anweſenden Fremden geſorgt. — Alle Straßen, durch welche der Zug ging, waren mit Menſchen erfüllt, und gravitätiſch ſchritt der köſtlich geſchmückte Schützenkönig zwiſchen den ihn begleitenden Rathsherren, und ihm folgten die Jungfrauen, welche die Preiſe trugen, die beſten Schützen zu lohnen. In langen Zügen folgten die Schützen, und jubelnd wurde der Zug auf dem Schützenplatze von der harrenden Menge empfangen. —

Das Schießen begann, und bald lernte man die Meiſterſchaft der beiden Zwickauer Herren kennen. Endlich war nur noch ein Stück vom Rumpf an der Stange, und dieſes wurde nun das Ziel, wonach Alle ſtrebten. — Schon begann der Abend zu dunkeln, als der Bürgermeiſter Mergenthal zum Schuß kam. Er ſchoß und traf den Rumpf, daß er ſich drehete und dann herabſtürzte. Tauſendfacher Jubel erſcholl, Trompeten ſchmetterten und Pauken wirbelten, und der Lärm der Trommeln verkündigte allgemein den Bürgermeiſter aus Zwickau als König. — Da zeigte der Schützenmeiſter hinauf nach der Stange, und als ſich der Lärm beſeitigt hatte, rief er:

„Seht! dort oben iſt noch ein Span an der Spindel hängen geblieben. Sicher hält er mehr als zwei Loth am Gewicht und daß er Farbe hat, verkündigt jedem ſein ſcharfes Auge. Er iſt der Königsſchuß!“

„Wohlgeſprochen!“ — riefen viele Schützen — „auch ſagen es unſere Statuten ſo! —“

Bald darauf kam Steuchſing zum Schuß. Er zielte, drückte ab, der Bolzen durchſchnitt ſauſend die Luft, traf, und der letzte Span ſtürzte zur Erde herab.

„Das war ein Meiſterſchuß! —“ riefen Tauſende im Chorus „Ehre ſey dem, der ihn that. Er iſt König!“

Allgemeine Beglückwünſchung folgte, und dem neuen Schützenkönige wurden nun vom alten die Schilder umgehangen, und mit feierlicher Rede übergab das Oberhaupt der Stadt den Preis des Sieges, einen herrlichen ſilbernen und vergoldeten Pokal, gefüllt mit dem Ehrenwein, der jetzt unter Trinkſprüchen geleert wurde. —

Dieſer Königsſchuß vernichtete den keimenden Frieden zwiſchen Mergenthol und Steuchſing für immer und tödtete das Lebensglück ihrer Kinder. Der Bürgermeiſter hatte Steuchſings Geſichtszüge während der Uebergabe des Königspreiſes ſcharf in's Auge gefaßt und glaubte in denſelben die unverkennbaren Zeichen des Hohnes und der Schadenfreude wahrzunehmen. — Dieſe Beobachtung, vielleicht auf einem Irrthum beruhend, vernichtete das Lebensglück von zwei guten Menſchen, und mit ihm das, deſſen ſich ihre Nachkommen hätten erfreuen können, trug auch im Grunde die Schuld, daß mehrere, ſonſt achtungswerthe Männer unter dem Schwerte des Henkers bluteten.

Von jetzt an war der Bürgermeiſter Mergenthal wieder der erbittertſte Feind des Stadtvoigts Steuchſings und zerriß mit harter Hand das Band, welches die beiden Liebenden umſchlang, und auch Steuchſing zeigte ſich feindſelig, da er ſich von dem Bürgermeiſter beleidigt wähnte. — Von nun an ſuchte er von den Geheimniſſen des Raths, in deren Beſitz er war, einen Gebrauch zu machen, der für den Rath ſelbſt nachtheilig werden mußte. — Die Stadt Zwickau beſaß viele Privilegien, welche nun der Stadtvoigt dem Markgrafen in die Hände zu ſpielen verſuchte. Dabei benahm er ſich ſtolz und auffahrend gegen die Rathsherren, wenn ſie nicht, ſo wie er, dem Stande der Gelehrten angehörten. — Doch dieſes hätte noch ſeyn mögen, allein er benahm ſich auch gegen die Bürger hart und höhnend, und grub ſich ſo mit eigner Hand die Grube des Verderbens.

Doch wir müſſen heute abbrechen, weil wir den für einen Tagesabſchnitt beſtimmten Raum ſchon überſprungen haben; allein im Tagsabſchnitte des 18. Decembers in dieſem Bande wollen wir dieſe Geſchichte fortſetzen, worauf wir uns hiermit beziehen wollen.

21.

Gemälde aus dem dreißigjährigen Kriege.

6) Die Schreckenstage der Stadt Zſchopau.

(Fortſetzung vom 28. und 29. October.)

Die Zeiten jenes Krieges enthielten mitunter ſchreckliche Perioden für unſere Väter, und von 1631 an trafen ſie, vierzehn lange Jahre hindurch, der Leiden manche, wie wir denn bereits im vorigen Bande dieſes Werks, Seite 364, die Erzählung von den Verheerungen einer tödtlichen Krankheit eingeſchaltet haben, welche auch die Stadt Zſchopau entvölkerte. Noch hatte ſich dieſe unglückliche Stadt nicht erholen können, als ſchon wieder neue Leiden über ſie kamen, welche eine ſolche Höhe erreichten, daß die damaligen Einwohner mit Recht ausrufen konnten: „Ach Herr, es iſt aus mit uns!“ — Denn waren die Jahre 1632 und 1633 Unheilbringend für das Gebirge geweſen, ſo war es das Jahr 1634 nicht minder, obgleich ſchon an der Ausſöhnung des Kaiſers mit dem Kurfürſten von Sachſen in Prag gearbeitet wurde, und der Friede nahe war. — Doch wir wollen vorher auf das Jahr 1633 zurückkehren, und die Kriegsdrangſale der Stadt Zſchopau und der Umgegend kürzlich berichten, da wir von den Verheerungen im derſelben durch die Krankheiten am angeführten Orte ſchon Nachricht gegeben haben.

Herrlich ſtand im Sommer 1633 die Ernte im Felde, und ſchon eilte man hinaus, ſie zu mähen und mit Dank einzuſammeln in die Scheuern: da ertönte die Kriegstrompete auf's neue: die Feinde naheten, und die armen Landleute eilten wie gejagtes Wild nach den Wäldern hin. Da ſah man die geängſtigte Mutter den Säugling im Fliehen, an das hochſchlagende Herz drücken, hörte den wankenden Greis noch über das ihn im hohen Alter betreffende Schickſal tief aufſeufzen,, und der Menſchenfreund bedauerte das Schickſal dieſer Unglücklichen. Mord- und raubluſtig ſtürmten die Schaaren der Croaten über die Fluren daher: mit ihren Roſſen das Getreide zertretend, ſtürzen ſie ſich in die verödeten Dörfer, und wo ſie noch einen Lebenden finden, der wird gequält oder getödtet. — So war es an der böhmiſchen Grenze hinauf überall der Fall, denn der ſo ſtrenge Holke war abermals aus dieſem Lande herüber nach Sachſen gefallen und hauſete im Gebirge nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe. — Man hatte den böhmiſchen Wald durch Verhaue ungangbar gemacht, doch dieſes hielt einen Holke nicht auf, denn er ließ die Verhaue durch fünfhundert böhmiſche Bauern ſchnell aufräumen, brach dann wie ein Blitz aus heiterm Himmel herein und ſtürmte wie eine Waſſerfluth über die Grenze herüber, wo ſich dieſe ungezügelten Schaaren Alles ungeſtraft erlaubten. In Schneeberg wurde die Kirche geplündert, die Kirchengefäße und Altarbekleidungen geraubt, und der Kirchner, der die Sakriſtey nicht öffnen wollte, zu Tode gerädelt. — Einige Bürger, die durch Widerſpruch dieſe Sachen zu retten dachten, oder ſich über dieſe Gewaltthaten beklagten, wurden ohne weiteres erſchoſſen. Die in Lebensgröße vorhandenen Bildniſſe Luthers und Melanchthons wurden zerhauen, ja das treffliche Altargemälde von Lucas Cranach wurde geraubt, und nach Prag geſchafft, wo es ſechszehn Jahre lang blieb und endlich 1649, auf hohe Interceſſion, wieder an den frühern Ort zurückkam. — Merkwürdig iſt dabei, daß einer von den Soldaten, hinter der aufgeſprengten eiſernen Thür der Sakriſtey, Folgendes an die Wand geſchrieben hatte: „Herr! Herr! die Dich berauben, laß wieder beraubt werden! *Hans Georg Küffner, die Veneris M. Augusti A. 1633 scripsit Assit omen dicti Amen!* (d. h. Geſchrieben Freitags im Monat Auguſt 1633. O, möchte dieſe Prophezeihung in Erfüllung gehen!) Von dieſem Einfall ſagt die Chronik von Schneeberg: „Bei dieſem Einfall mußten, wie bei dem Vorigen, die Leute im Elend herumlaufen und bisweilen in der Wildniß bei ziemlich ſtrenger Kälte Noth leiden, in Steinklippen und Felſen, auch in Schachten und auf den Bergen ſich aufhalten, und ohne Speiſe und Trank, in Furcht und banger Sorge leben, wie nichts weniger große Schmerzen ausſtehen, wo ſie im Ausreißen etwa verunglücket, wie einſten der Diaconus Blumberg ein Bein gebrochen: deswegen denn mancher Menſch gewünſcht, lieber todt als lebendig zu ſeyn." —

Holke zog hinunter nach Zwickau und nahm mit leichter Mühe dieſe Stadt, doch zu ſeinem eignen, ſo wie zu ſeines Heeres Verderben: denn in derſelben hatte die Peſt gehauſet, und der Anſteckungsſtoff war noch in ziemlicher Menge vorhanden. Als er daher von einem Zuge nach Leipzig, wo er 80,000 Thaler Brandſchatzung erpreßt hatte, wieder zurückkam, fand er ſeine Zurückgelaſſenen von der Peſt ergriffen, und dieſe breitete ſich nun mit reißender Schnelligkeit in ſeinem Heere aus. Zwar zog ſich Holke mit ſeinen Schaaren vor dieſer wüthenden Feindin nach dem Voigtlande zurück, allein dies war ſchon zu ſpät. — Tauſende und abermals Tauſende ſanken von ihr getroffen in den Tod dahin. Auch der Feldherr ſelbſt wurde ein Opfer dieſer Krankheit, wie wir bereits an einem andern Orte in dieſem Werke dargeſtellt haben, und es war nunmehr die Prophezeihung eines alten Geiſtlichen:

Es wird vergehen Holke,
Wie eine trübe Wolke.

in Erfüllung gegangen; *) wir aber gehen nun zu dem eigentlichen Gegenſtande dieſes Tagesabſchnittes über. —

Die Stadt Zſchopau ſcheint bei dieſem Einfalle verſchont worden zu ſeyn, wahrſcheinlich hielt die in ihr herrſchende Krankheit die Feinde entfernt; deſto verderblicher wurde das folgende Jahr für ſie. Verſchiedene kaiſerliche Streifparteien beunruhig-

---

*) Ein lateiniſches Epigramm curſirte in jener Zeit und ward allgemein bekannt. Es betraf Holken und lautete in der Urſprache:

Quis neget hic meritis pretium par reddere Divos,
Qui tua pestis erat, Misnia, peste perit.

Dieſe lateiniſchen Verſe hat ein Dichter der neuern Zeit folgendermaßen überſetzt:

Wer nur leugnete hier des Himmels gerechte Vergeltung?
Der eine Peſt dir war, Meiſſen, ihn tödtet die Peſt.

A. d. V.

ten das Erzgebirge. Der kaiſerliche Obriſtlieutenant Schütz von Schützky, berüchtigt in der Geſchichte durch ſeine Raubzüge, wollte am 6. October 1634 die Stadt Freiberg überfallen und war mit ſeiner Reiterei bereits in der Vorſtadt vor dem Erbisdorfer Thore angekommen, als er plötzlich entdeckt wurde. Die unter dem Thore wachehaltenden Bürger ſchloſſen nun eiligſt das Thor und ließen die Schutzgatter herab, dann ertönte ihr Ruf: „Der Feind iſt vor dem Thore!“ und alsbald riefen die Trommeln die Bürger zuſammen, um auf jeden Fall bereit zu ſeyn. Die Sturmglocken tönten und die Bürger eilten mit Wehr und Waffen auf die Mauern und Thürme; eine ziemlich ſtarke Schaar aber machte ſich bereit, auszufallen und den Feind tapfer abzutreiben. Dieſes ſcheint dem Obriſtlieutenant verrathen worden zu ſeyn, denn er ließ eilig in der Vorſtadt plündern und das vorhandene Vieh zuſammentreiben, dann aber zog er ſich mit dieſem Raube zurück nach Seyda hin, wo er die Stadt ausplündern und das Schloß in Brand ſtecken ließ, welches nun mit vielen Häuſern ein Raub der Flammen wurde. Nun ging der Zug dieſer Streifrotte, die ſich jedoch ziemlich verſtärkt und auch Dippoldiswalde gebranntſchatzt hatte, nach Chemnitz, Annaberg, Marienberg, Zſchopau und Scharfenſtein, wo ſie überall Geld erpreßten und plünderten, auch die größten Schandthaten verübten. In Zſchopau erbrachen ſie die Kirche und raubten hier die gottesdienſtlichen Gefäße und Meßgewändter; doch ſcheinen ſich die Croaten, die ſie raubten, verſpätet zu haben, denn zwei beherzte Bürger, die Chronik hat ihre Namen aufbewahrt, und giebt den einen als den

Tuchmachermeiſter Georg Schnee und den andern als den Fleiſchhauermeiſter Chriſtian Görne an, — ergriffen ihre Waffen und ſchoſſen zwei Croaten, die ſie über dem Rauben gottesdienſtlicher Gefäße betrafen, ohne Weiteres nieder, worauf ſie den Raub zurücknahmen. —

Um nun das Gebirge vor ſolchen Ueberfällen zu ſchützen, gab der Kurfürſt Johann Georg Befehl, daß fünf ſächſiſche Regimenter: Hollſtein, Prinz von Dänemark, Trautzſchen, Schierſtädt und Schleinitz ſich in das Gebirge zogen, um die Einwohner dieſer Provinz gegen ſolche Ueberfälle zu ſchützen. Dieſe Regimenter ſtanden unter dem Befehl des Oberſten Moritz Adolph von Dehne und marſchirten am 30. Oct. 1634 durch Zſchopau in die Gegend von Marienberg und Annaberg, und als hier Alles ruhig blieb, zogen ſie ſich, in der Mitte des Novembers, wieder nach Zſchopau hin, wo ſie das Schwert des Feindes ereilte. —

Dieſe Sachſen in Zſchopau waren wenig auf der Huth, denn es ſcheint der Oberſt Dehne dem Ausgang der in Prag zwiſchen dem Kaiſer und dem Kurfürſten von Sachſen eröffneten Friedensunterhandlung zu viel getraut zu haben, dieſes aber wurde im hohen Grade für ihn und ſein Volk verderblich.

Der kaiſerliche Major Beck hatte den ſeit 1631 verhauen geweſenen Wald bei Reitzenhayn durch böhmiſche Bauern aufräumen laſſen, und fortwährend gab es nun kleine Gefechte zwiſchen den über die Grenze herübergekommenen Feinden und den Sachſen. — So wurde ein kaiſerlicher Rittmeiſter, der mit 48 Reitern in dem Dorfe Lauterbach bei Zöblitz lag, von den ſächſiſchen Drogonern in der

Nacht überfallen, verſchiedene ſeiner Leute niedergehauen und vierzig Mann zu Gefangenen gemacht. Der Rittmeiſter entſprang in bloßen Füßen der Gefangenſchaft und kam in dieſem Zuſtande zu Fuße in Marienberg an, „wo ihm der Rath *in puncto* wieder ein Paar Stiefeln ſchaffen müſſen!“ — (Worte der Chronik) — Dieſes kleine und ein größeres Gefecht mit den Sachſen auf der Höhe bei Hilmersdorf, wo die Letztern ſich zurückziehen mußten, waren jedoch nur die Vorſpiele der Schreckenstage, welche nun über die unglückliche Stadt Zſchopau hereinbrachen. —

22.

Gemälde aus dem dreißigjährigen Kriege.

6) Die Schreckenstage der Stadt Zſchopau.

(Schluß.)

Der kaiſerliche Oberſt Colloredo war ein ſehr thätiger Mann und ſuchte ſich hervorzuthun, indem er keine Gelegenheit ungenützt vorüber gehen ließ. — Eben ſtand er mit drei Regimentern bei Reitzenhayn, als er von der Sorgloſigkeit der in Zſchopau liegenden Sachſen die ſichere Kunde erhielt, und nun zog er in der Geſchwindigkeit noch ein Regiment Reiter an ſich, welches in Kommotau ſtand und in Eil herbeikam, da die Hoffnung auf eine reiche Beute zu lockend war. Die Stadt Marienberg war zeither von ſpaniſchen Hülfsſchaaren und Croaten ziemlich ſtark beſetzt geweſen, und auch dieſe machten ſich fertig, mit zum Streite zu gehen. Ueber dieſen

Anſtalten hing jedoch ein undurchſichtiger Schleier, denn Niemand erfuhr das Geringſte, wem es gelten ſolle. — So konnte auch nichts verrathen werden, und die Sachſen blieben demnach gänzlich ungewarnt.

Am Nachmittage des 21. Novembers 1634 zogen jene vier Regimenter hinter der Stadt weg, nach Rückerswalde zu; zugleich ſtellte ſich auch die in der Stadt gelegene Beſatzung auf dem Markte und zog bald darauf, es war ſchon nah an dem Abend, nach der Heinzebank hin, von wo ſie ſich mit jenen Schaaren in Verbindung ſetzte, und beide Theile ſchlugen nun langſam den Weg nach Zſchopau ein, um die Sachſen in dieſer Stadt von zwei Seiten zugleich zu überfallen. —

So war die Mitternacht herangekommen, und die Sachſen befanden ſich noch in tiefſter Sicherheit; in dieſer befanden ſich beſtimmt auch die Wachen, denn der Ueberfall gelang ganz. —

Außer den Einwohnern lebten auch noch eine Menge Landleute in der Stadt, welche mit ihrem Vieh und den beſten Habſeligkeiten herein geflüchtet waren: denn auf dem Lande erlaubten ſich die Feinde noch weit mehr Uebels als in den Städten, wo ſie gemeiniglich durch die Gegenwart höherer Befehlshaber im Zaum gehalten wurden. — Durch dieſe Hereingeflüchteten und durch die in der Stadt befindlichen fünf Regimenter war die Stadt überfüllt, dadurch aber erhöheten ſich die Schrecken des Ueberfalls ungemein, und wurden auf das Höchſte geſteigert.

In ſanfter Ruhe ſchlief in Zſchopau Alles, als plötzlich auf allen Seiten die Trompeten erklangen und die Trommeln raſſelten. Schnell ſtürmten die Feinde vorwärts, und einem geſtörten Bienenſchwarme glich jetzt die Stadt. — Halb im Schlafe ſtürzten die Krieger mit den Waffen in der Hand heraus auf die Straße, und ſo wie ſich einige zuſammengefunden hatten, ſtellten ſie ſich den vordringenden Feinden tapfer entgegen; doch die Uebermacht ſiegte ſchnell über dieſe Vereinzelten, und wer ſich von ihnen nicht durch die Flucht rettete, wurde niedergehauen oder gefangen. — Nur in der Vorſtadt Zſchopenze und ihrer nächſten Umgebung gelang es dem daſelbſt liegenden Regimente, ſich zu ſammeln und den Feinden in Maſſe entgegenzuſtellen. Die übrigen Regimenter aber waren nicht ſo glücklich und wurden vereinzelt niedergehauen oder zu Gefangenen gemacht. — Bald wurde es die allgemeine Loſung: Rette ſich, wer kann! und von allen Seiten ſuchten nun die Ueberfallenen das Freie zu gewinnen. Den Meiſten gelang es, doch war es nicht möglich, das Ganze zu ſammeln und geordnet an den Feind zu führen, dadurch aber den Verſuch zu machen, die verlorene Stadt wieder zu gewinnen. —

Das Schickſal der Einwohner war aber noch weit trauriger, als das der Krieger. Wenn dieſen es gelungen war, das Freie zu erreichen, ſo waren ſie geborgen. Und wenn auch nur Wenigen es glückte, die Habſeligkeiten im Torniſter oder Futterſacke wegzubringen, ſo iſt doch die Habe des Soldaten bekanntlich nur wenig bedeutend, und er hat im Kriege ſo viele Gelegenheiten, ſich ſchadlos zu halten, daß er im Grunde nichts einbüßt. — Ganz anders war es aber mit den Einwohnern beſchaffen, und dieſe waren weit unglücklicher als jene. — Beſtürzt ſtürmten ſie gegen einander, als die Trompeten ertönten und die

Trommeln ihren Lärm begannen. — Die Männer eilten, man möchte ſagen, inſtinktmäßig, auf die Straßen, Weiber, Kinder und Greiſe verkrochen ſich in die Keller; dieſer Entſchluß aber wurde für die meiſten derſelben ſehr unheilbringend. Rabenſchwarz war die Nacht, nur zuweilen von dem Blitzen abgefeuerter Gewehre auf Momente erleuchtet. — In allen Gaſſen wüthete das Gefecht im Dunkeln, und mancher von den Fallenden ſtarb, ohne die Feinde geſehen zu haben. — Leichenhaufen erhoben ſich überall, und man kämpfte, ohne den Feind zu ſehen. Da gebot Abraham Schönnickel*) und es loderten die Flammen in Brand geſteckter Häuſer empor und leuchteten zu dem Gefechte. — Nur vor wenig Tagen hatte dieſer kaiſerliche Oberſt einen Verſuch gemacht, die Stadt Freiberg gleichſam im Fluge durch einen Handſtreich zu nehmen, und da ihm dieſes nicht gelang, zündete er das Johannisſpital vor dieſer Stadt an, welches nun nebſt der Viehgaſſe und den Rathsſcheunen in Flammen aufloderte. Kaum ſahen jedoch die braven Freiberger die Flammen in die Höhe ſchlagen, als ſich auch eine Anzahl tapferer Männer und Jünglinge vereinigten, einen Ausfall machten, und die Feinde mit blutigen Köpfen in die Flucht jagten; eine bedeutende Zahl von Todten und Verwundeten blieben auf der Stelle liegen. Von hier wendete ſich der Oberſt Schönnickel nach Zwickau, aber auch dieſe Stadt verſchloß ihm ihre Thore, und er mußte unverrichteter Sache abziehen, worauf er ſein Regiment nach Böhmen führte und dort mit dem Corps des Oberſten Colloredo vereinigte, worauf er bei dem Abzuge dieſes Oberſten das Commando in der eroberten Stadt Zſchopau erhielt, ſich aber auf den Ruinen nicht behaupten konnte, ſondern dem Corps des Oberſten Colloredo nachfolgte, nachdem er die Häuſer, die noch ſtanden, ebenfalls hatte erſt ausplündern und dann in Brand ſtecken laſſen, ſo daß die ganze Stadt mit allen ihren Vorſtädten ein Haufen dampfender und glühender Ruinen war, und außer der alten Pfarrwohnung und dem Fiſcherhäuschen kein einziges Haus ſtehen blieb.

---

*) Von dieſem Manne weiter unten.

Eine Menge Einwohner hatten, wie ſchon erwähnt, ihre Zuflucht in die Keller genommen, und hier waren an neunzig derſelben erſtickt, ohne die, welche in der Dunkelheit der Nacht in den Kampf gerathen und da gefallen waren.

Dieſe Schreckensnacht möge, — wer ſollte das nicht wünſchen! — für die Stadt Zſchopau nie wiederkehren, und auch jeden andern Ort im Vaterlande behüte Gott gnädig vor ſolchem Unglück! —

Schwer mit Beute beladen und im Beſitz aller Bagagewagen der Sachſen, zogen ſich nun die Kaiſerlichen mit acht Fahnen und Standarten, die ſie den Ueberfallenen abgenommen hatten, nach Böhmen zurück und nahmen die Gefangenen mit ſich dahin.

Wegen dieſes Ueberfalles beſchwerten ſich die ſächſiſchen Friedensgeſandten bei den kaiſerlichen, und dieſe berichteten es an ihren Herrn nach Wien, worauf der Oberſte Colloredo ernſtlich zur Verantwortung gezogen, und ihm dieſer Ueberfall hart verwieſen wurde; allein er entſchuldigte ſich dadurch: daß kein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen und ihm bekannt gemacht, ſondern die Waffen auf beiden Seiten zeither fortgebraucht worden, der Friedensverhandlung unbeſchadet. Dabei beruhigte man ſich, und den Schaden trugen — die armen Bewohner der zerſtörten Stadt Zſchopau. —

Die geſchlagenen und verjagten Sachſen hatten ſich auf die umliegenden Ortſchaften zerſtreut und dort nach dem Abzuge der Feinde wieder geſammelt, wo man ſich ſo gut als möglich ordnete, und nun in den Dörfern auf das unfreundlichſte betrug, in den Quartieren plünderte und die Wirthsleute ſo arg mißhandelte, als kaum die Feinde hätten thun können; „welchem aber endlich — mit den Worten der faſt gleichzeitigen Quelle, — von den Land- und Bawersleuten begegnet, vnd friſch darauf geſchlagen worden, alſo daß verſchiedene Wachtmeiſter vnd andere Soldaten eingeſchleift vnd zur Ruhe ſeynd gelegt worden. —“

Durch dieſen ganz zweckloſen Ueberfall wurde die Erbitterung zwiſchen den Kaiſerlichen und Sachſen auf das höchſte geſteigert, und der folgende Vorfall giebt einen Beweis davon, ſo wie von dem Abſcheu, den man vor den vaterländiſchen Kriegern, wegen ihres üblen Betragens hegen mußte.

Nach dem Ueberfall hielt man, als ſich die dort zerſtreueten Sachſen wieder ſammelten und ſo übel auf den Dörfern hauſeten, in Marienberg fleißig, bei Tage wie bei der Nacht, die Thore zu, um ſich vor dieſen üblen Gäſten zu ſchützen. — Auch von dem Befehlshaber der in dem nahen Grenzorte Reitzenhayn liegenden Kaiſerlichen hatte ſich der Rath eine Schutzwache von zwei Mann erbeten, und dieſe befand ſich noch zum Anfange des folgenden Jahres daſelbſt.

Am 2. Jan. 1635 langte der Obriſtlieutenant

Unger mit dreihundert ſächſiſchen Dragonern vor dem Freiberger Thore der Stadt Marienberg an und fand dieſes verſchloſſen, worauf er mit barſchen Worten ſofortigen Einlaß begehrte. — Dieſen jedoch ohne Weiteres zu gewähren, trug der auf dem Rathhauſe verſammelte Rath gerechtes Bedenken, und eben wollte man die Deputirten des Raths an den Obriſtlieutenant abſenden, um ihm die Schonung der Stadt an das Herz zu legen, als das Thor von den wilden Kriegsleuten mit Aexten und ſchweren Hämmern aufgeſchlagen wurde und dieſen Streichen in Kurzem wich. Gleich einem feindlichen Heerhaufen ſtürmten jetzt die vaterländiſchen Krieger zum aufgeſprengten Thore herein und eilten nach dem Markte, wo ſie ſich in Schlachtordnung aufſtellten. Die erſte Frage des Obriſtlieutenants iſt nun nach der kaiſerlichen Schutzwache, deren Quartier man ihm nennt. Sogleich wird eine Abtheilung Dragoner entſendet, welche dieſes Quartier auf das genaueſte durchſucht und von den beiden Feinden keinen findet; denn einer derſelben war, zu ſeinem Glück, ein paar Stunden zuvor nach Reitzenhayn entſendet worden, und der andere hatte ſich, als das Geſchrei von der Anweſenheit der Sachſen und ihrem Beſtreben, das Thor zu ſprengen, erſcholl, in einen benachbarten Gaſthof geflüchtet, wo er ſich in einer Bodenkammer verbergen wollte, dieſe aber nicht ſicher genug fand, und nun zum Dachfenſter hinausſtieg, wo er ſich hinter der Feueröſſe zu verbergen ſuchte. Dieſes Aſyl wäre nun zwar nicht übel gewählt geweſen, allein es entging den ſcharfen Augen eines Trompeters nicht, daß dieſer Menſch ſich auf dem Dache, hinter der Oeſſe verborgen habe, und er meldete es ſofort dem Obriſtlieutenant, der nun dieſen Unglücklichen ſeinem Verſteck entreißen und vor ſich auf den Markt bringen ließ. Hier ſchnaubte er dieſes Opfer ſeiner Wuth wüthend an, und es war vergebens, daß die Rathsherren faſt knieend für das Leben dieſes Mannes baten und dem Obriſtlieutenant vorſtellten, daß er ſich ſtets gut betragen und der Stadt manchen Dienſt erwieſen habe. Dieſe Vorbitte hatte keine andere Wirkung, als daß der Obriſtlieutenant mit Wuth dem Opfer ſeiner Rache zurief: „Knie nieder, Hund!“ Der Soldat befolgte dieſen Ruf, kniete nieder, ſchlug das Kreuz vor der Bruſt und erwartete nun den Tod, mit geſchloſſenen Augen, als ein Mann. — Noch einmal baten die Rathsherren flehendlich für das Leben dieſes Mannes, doch ſie wurden keiner Antwort weiter gewürdigt, der Obriſtlieutenant befahl, und ſechs Dragoner ſtiegen von den Pferden und machten die Karabiner aus den Haken los, ſpannten die Radſchlöſſer und ſtellten ſich in geringer Entfernung von dem kaiſerlichen Soldaten auf, der mit männlichem Muthe den Tod erwartete. Lange durfte er nicht darauf warten, denn auf einen Wink des Obriſtlieutenants krachten die ſechs Schüſſe, und mit zerriſſener Bruſt und zerſchmettertem Haupte zuckte der Getroffene an der Erde in ſeinem ſtrömenden Blute, nach kurzem Todeskampf den Geiſt aushauchend. —

Die Dragoner quartierten ſich nun ſelbſt ein, und alle Zügelloſigkeiten, welche feindliche Krieger nur immer ſich erlauben können, wenn ſie wiſſen, ſie werden nicht beſtraft, wurden heute gegen die Bürger verübt, dieſe geplündert, und beim Abzuge am andern Morgen alle vorhandene Pferde mitgenommen, die man bei den feindlichen Einfällen der Kaiſerlichen immer noch erhalten hatte. Der Obriſtlieutenant Unger ſelbſt machte beim Abſchied noch eine Forderung, die ſeiner würdig war. Es mußte ihm nämlich die Stadt für den andern nicht anweſend geweſenen kaiſerlichen Soldaten, und daß er ihn nicht ebenfalls erſchießen laſſen konnte, weil — er ihn nicht im Gewahrſam hatte, — acht und zwanzig Thaler bezahlen, und damit den gehabten Aerger über dieſes Entkommen büßen.

Am folgenden Morgen zogen die ſächſiſchen Dragoner nach Annaberg hin und plünderten die Landleute, welche Lebensmittel in dieſe Stadt gebracht hatten.

Die hier ſo natürliche, ſich gleichſam von ſelbſt aufdringende Frage: Und alles dieſes wurde nicht beſtraft? können wir aus dem Grunde nicht beantworten, weil uns die Nachrichten davon ermangeln; doch können wir überzeugt ſeyn, daß dieſe Strafloſigkeit nur daraus entſprang, weil der Kurfürſt keine Kunde von dieſen Verübungen erhielt, und dieſer Fürſt eben ſo wenig allgegenwärtig und allwiſſend war, als andere Fürſten; auch bei verſchiedenen Gelegenheiten, wo er von ſolchen Bedrückungen ſeiner Unterthanen Kunde erhielt, Ernſt und Strenge zeigte, ſo daß es alſo an ihm nicht lag, wenn dieſe Unthaten nicht beſtraft wurden.*

Zum Schluſſe dieſes Abſchnitts noch das oben Verſprochene über Abraham Schönnickel, der ſich bei dieſem Ueberfall Heroſtratos Ruhm, (als Mordbrenner) erwarb. —

Dieſer Mann war aus Chemnitz gebürtig, und ſoll von Profeſſion ein Tuchmacher geweſen ſeyn. Weßhalb er aber ſeine Vaterſtadt verlaſſen, und ob ſie ihn ausgeſtoßen habe, iſt nicht mehr bekannt, wohl aber, daß er in kaiſerliche Dienſte ging und dort von einer Ehrenſtufe zur andern ſtieg, ja es ſelbſt bis zum Oberſten und Commandeur eines Regimentes Fußvolk brachte, ſich aber allenthalben, wo er hinkam, blos durch Sengen und Brennen auszeichnete, hier in Zſchopau beſonders ſeine Grauſamkeit zeigte, und ſoll derſelbe elendiglich in Ungarn geendet haben. —

23.

Der Kaiſer wird von den Verbündeten in ſeinem Lager bei Ingolſtadt belagert und beſchoſſen.

(Fortſ. vom 20. Jul. S. IV. Bd. S. 120 ff.)

Zwiſchen dem Kaiſer und den ſchmalkaldiſchen Bundesverwandten (den proteſtantiſchen Fürſten) war es alſo zum Kriege gekommen, und es würde dieſer Krieg eine für den Erſtern äußerſt ungünſtige Wendung genommen haben, wenn der unternehmende Landgraf Philipp den Oberbefehl über das Heer allein gehabt hätte; allein die Unentſchloſſenheit des Kurfürſten verdarb alles, und zog den widrigen Gang des Krieges herbei. — Der Kaiſer hatte, als er in ſeinem verſchanzten Lager bei Ingolſtadt ſtand, höchſtens 10,000 Mann beiſammen, und die Verbündeten ein Heer von 100,000 Mann; wurde daher der Wille des Landgrafen, einen Sturm mit dieſer ganzen Macht auf das kaiſerliche Lager zu wagen, nicht durch den Widerſpruch des Kurfürſten entkräftet und die Gelegenheit verſäumt, ſo war der Erfolg dieſes Sturmes, bei ſolcher zehnfachen Uebermacht, nicht zweifelhaft, und der Kaiſer würde vielleicht der Gefangene dieſer beiden Fürſten geworden ſeyn, anſtatt daß ſie ſpäterhin die ſeinigen wurden, wo er ſie denn fünf Jahre lang die Härte der Gefangenſchaft ganz empfinden ließ. —

Einen Meiſterſtreich der Politik ſpielte der Kaiſer, als er den Herzog Moritz von Sachſen überredete, die Vollſtreckung der Achtserklärung gegen den Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen zu übernehmen, und der Herzog that dieſes nothgedrungen; denn der König Ferdinand machte ernſtliche Anſtalten. dieſes ſelbſt zu thun, wenn es der Herzog nicht bewerkſtelligen wolle, und nun blieb dieſem Fürſten keine Wahl übrig, als die kurfürſtlichen Städte einſtweilen in Beſitz zu nehmen, was denn auch mit Schneeberg und Zwickau, Torgau und Altenburg geſchah. Als jedoch der Kurfürſt die Nachricht davon erhielt, wurde er höchſt aufgebracht über dieſe Treuloſigkeit, wie er dieſe eigentlich blos temporaire Beſitznahme nannte, und beſchloß, ſie auf das härteſte zu rächen.

Nachdem die Beſchießung des kaiſerlichen Lagers fruchtlos geweſen war, und die Verbündeten keinen Sturm auf daſſelbe gewagt hatten, obgleich der Kaiſer einen ſolchen vermuthete, und ſich mitten unter den heftigſten Schmerzen zu Pferde ſetzte, um Anſtalten zum Empfang der Stürmenden zu treffen, zogen die Bundesverwandten bei Nacht und Nebel davon, um die dem Bunde ebenfalls verwandte und ſich bedroht glaubende Stadt Nördlingen zu decken, verließen alſo den höhern Zweck, um den niedern zu erreichen, und es war nun eine Beſtätigung der alten Wahrheit vorhanden: Wer im Kriege zu viel decken will, deckt gar nichts.

Auch dadurch, daß der Kaiſer an ſeinen Feldherrn Büren, welcher ihm hochbedeutende Verſtärkung aus den Niederlanden herbeiführte, den Befehl ergehen ließ, Ulm und Augsburg zu bedrohen, ſchaffte er ſich Erleichterung unter der Feinde Laſt, die ihn bedrängte; denn die erſtere Stadt mußte ſofort mit 3000 Schweizern und 1500 Mann deutſchen Fußvolks beſetzt werden, die letztere aber rief ihre Kriegsſchaaren, unter dem tapfern Schertlin, von dem man ſagen konnte: Du biſt ſo viel als zehntauſend, eilig zurück, wodurch aber das Heer ſehr geſchwächt wurde.

Auf dieſe Weiſe, und weil der Oberbefehl auf kaiſerlicher Seite in der Hand eines Einzigen lag, bei dem Bundesheere aber zwiſchen zwei einander ganz widerſtrebenden Naturen getheilt war, wo der Eine immer dem widerſprach, was der Andere thun wollte, war es denn bald dahingekommen, daß die Ueberlegenheit auf die Seite des Kaiſers trat; denn im Kriege beſtrafen ſich alle Fehler und Mißgriffe ſelbſt, ſo auch hier, und der Ausgang dieſes Krieges bereitete ſich durch die Uneinigkeit des Kurfürſten und des Landgrafen ſo vor, wie er gekommen iſt.

Den Verbündeten wurde bange, daheim das eigne Land zu verlieren, und hier, in der Entfernung, den ungewiſſen Kampf zu beſtehen; ſie beſchloſſen daher am 23. Nov. (1546), unter dem berühmten Feldoberſten Heydeck ein Winterlager von 10,000

Mann an einem gelegenen Orte aufzuſtellen, mit dem übrigen Theile des Heeres einſtweilen auseinander zu gehen, und daſſelbe im Frühlinge wieder zu ſammeln. Dieſes geſchah; doch das kurfürſtliche Heer war nur Schaaren- und Haufenweiſe auseinandergegangen, und ſammelte ſich in Fulda wieder, nun in das Land des Herzog Moritz eindringend, wo wir denn die geehrten Leſer wegen der Folgen dieſes Rückzugs auf den 1. Bd. dieſes Werks S. 28 ff. verweiſen, woſelbſt ſie das Weitere finden werden.

Als der Kaiſer durch dieſen Rückzug freie Hand bekommen hatte, zwang er vorerſt den Herzog von Würtemberg, ſich zu unterwerfen, ſo wie er Augsburg, Ulm und die übrigen ſchwäbiſchen Reichsſtädte, auch nicht minder Strasburg und Frankfurt am Main zum Gehorſam brachte. — Dieſe Städte mußten dem gewaltigen Herrſcher ihr Geſchütz und alle Kriegsvorräthe ausliefern, Beſatzungen von ihm einnehmen, ſtarke Geldbußen zahlen, ſich vom Bunde losreißen und dem Kaiſer gegen die Häupter des Bundes beiſtehen; endlich aber, nachdem ſie alles dieſes gethan und erfüllt hatten, mußten ſie dennoch in Demuth erwarten, was der Kaiſer ihrethalben beſchließen, und ob er Gnade für Recht ergehen laſſen werde. —

Ganz Europa ſtaunte über dieſen Ausgang eines Feldzugs, von dem man ganz andere Reſultate erwartet hatte. — Der ſpaniſche Geſchichtſchreib Avila rühmt von den deutſchen Kriegern: daß ſie ihre gewöhnliche Langſamkeit in dieſem Feldzuge nicht gezeigt und ſehr thätig geweſen wären. Nichts als die Unentſchloſſenheit des Kurfürſten von Sachſen trägt die Schuld davon; doch er wurde durch ſeine Gefangenſchaft ſchrecklich dafür geſtraft, und mußte viel leiden, wie wir bereits wiſſen. —

24.

Das große Zielſchießen zu Freiberg, im Jahre 1572.

Als nach der Erfindung des Pulvers und durch des Papſtes Bann die Turniere des Adels aufhörten, traten große Schießfeſte an ihre Stelle, wo man mit der Stahlarmbruſt nach dem Ziele ſchoß, und dieſe gingen bald darauf auf die Bürger über, da beſonders die Armbruſt in den frühern Zeiten, vor der Erfindung des Pulvers, die Waffe des Fußvolks war, der Adel aber ſich hauptſächlich auf den Dienſt zu Roß befleißigte, und die Armbruſt nur noch auf der Jagd gebrauchte.

Dieſe, mit allem, was der Geiſt früherer Jahrhunderte Pomphaftes kannte, gefeierten Schießfeſte hatten die Verbindung der Städte unter ſich zu einem gemeinſamen Bürgerleben erhoben, und biedere Landesfürſten hatten es nicht verſchmäht, in der Mitte ihrer treuen Unterthanen an ſolchen Feſten perſönlichen Antheil zu nehmen.

Die Chroniken ſächſiſcher Städte haben mehrere ſolche Feſte aufgezeichnet, und dadurch ihre Feier auch in unſern ſpätern Zeiten, wo Alles in einer andern Geſtalt beſteht, im Gedächtniß erhalten. — B nders aber lebt auf dieſe Weiſe dasjenige große Fr hießen fort, welches die Annaliſten der Vorzeit in der alten berühmten Metropole des ſächſiſchen Erzgebirges aufgezeichnet haben, und welches wir nun unſern Leſern im Nachſtehenden überliefern wollen.

Das Kurfürſtenthum Sachſen befand ſich unter ſeinem biedern und weiſen Landesvater, dem Kurfürſten Auguſt, auf der höchſten Stufe des Flors. — Künſte und Wiſſenſchaften, Handel und Gewerbe blüheten, denn keine Grenzſperren gruben dem Volkswohlſtande ſein Grab. — Die Unruhen der nächſt vorhergegangenen Zeit waren vorüber, die Religionsfreiheit errungen, und ein dauernder Friede beglückte mit allen ſeinen Segnungen das geliebte Vaterland. Es konnte ſich der Bürger wie der Landmann ſeines Daſeyns auf der Erde freuen, denn ein thätiger Fürſt hielt den Zügel der Regierung in ſeinen Händen und lenkte mit Weisheit das Ganze.

So befand ſich denn Sachſen auf einer Stufe des Wohlſtandes, welche es, beſonders in Hinſicht auf die Volkszahl, in ſpätern Zeiten nicht wieder hat erreichen können, nachdem es durch den fürchterlichen dreißigjährigen Krieg und den Wechſel der Feinde in demſelben gänzlich verwüſtet und an den Rand des Abgrunds gebracht worden war.

Auch die biedern Bürger der alten ehrwürdigen Hauptbergſtadt Freiberg genoſſen in jener Zeit ebenfalls die Segnungen des Friedens und freueten ſich ihres Daſeyns; denn es ruhete auch in ihren Umgebungen des Himmels reicher Segen auf der Erde Fläche, und des bürgerlichen Wohlſtandes Glück ward ihnen ebenfalls zu Theil. Nicht minder förderte aus dem Schooße der Erde der Knappen reger Fleiß die großen Schätze zu Tage, von welchen die Annalen jener Zeit uns rühmend melden. — Desgleichen handelten auch die Berg- und Stadtobrigkeiten im innigſten Vereine zur Beförderung des Gemeinwohls, und ſo war denn Jedermann fröhlich und guter Dinge.

„So es Euch gefällt, liebe Herren! — ſprach der wackere Bürgermeiſter, Wolf Prager, ein freundlicher, biederer, von Jedermann geliebter Greis. in der Rathsverſammlung zu ſeinen Collegen — ſo veranſtalten wir in den Sommertagen dieſes Jahres ein großes Freiſchießen mit ganzem Stahl *) und laden unſern gnädigen Herrn mit den lieben Seinigen, die geſtrenge Ritterſchaft, ſo wie die ehrenwerthen Bürger in den Städten unſeres Vaterlandes ein, an dieſem Feſte Theil zu nehmen. Es will mich faſt bedenken, als wolle dieſe löbliche Uebung in unſern Zeiten einigermaßen in's Abnehmen kommen, und werde ſolche durch ein dergleichen Feſt wieder auf's Neue gefördert werden. Dabei iſt auch unſer lieber Freund, der Berghauptmann, mit mir gleichen Sinnes und wird mit den angeſehenſten Gliedern der löblichen Knappſchaft ebenfalls Theil nehmen an dieſes Feſtes Feier. So berathſchlagt Euch denn hierüber, liebe Herren und Freunde, damit ein förmlicher Schluß das Werden oder Unterbleiben dieſes Feſtes beſtimme. —“

Und als ſich nun die Rathsverſammlung über

---

*) Mit dieſem Ausdrucke bezeichnete man in jener Zeit die großen Armbrüſte mit ſtählernen Bogen, nannte ſolche auch wohl ganze Rüſtungen, zum Unterſchied einer kleinern Gattung Armbrüſte, die man jetzt noch an verſchiedenen Orten beim Vogelſchießen gebraucht, und halben Stahl, oder auch halbe Rüſtungen nennt.

A. v. W.

dieſen Gegenſtand beſprochen hatte, und zur Faſſung eines Schluſſes die Stimmen geſammelt wurden, war auch nicht eine dagegen. — Es wurden daher die Veranſtaltungen zu dieſem Feſte getroffen und der zweite Tag des Brachmonds zu ſeinem Anfange beſtimmt. —

Der Kurfürſt Auguſt nebſt ſeinem ganzen Hauſe wurde nun, durch eine Deputation des Freiberger Stadtraths, zu dieſem Feſte eingeladen, und der gütige Fürſt ſagte es auch den Lieben, Getreuen gnädiglich zu, daß er ihre Bitte erfüllen und zu dem Feſte erſcheinen werde; zur Beſtätigung dieſer Gewährung aber ſendete er nach altem Gebrauch den ſilbernen Schützenkranz mit dem Fähnlein nach Freiberg. —

Die rückkehrenden Rathsdeputirten brachten durch dieſe gewährende Antwort viel Freude in dieſe Stadt, und es gingen nun die Boten mit den Einladungen an die Ritterſchaft und Städte; kehrten auch überall mit Zuſagungen wieder heim.

Sobald als nun die erſte Frühlingswitterung es geſtattete, wurden die vorbereitenden Anſtalten begonnen und der Schießplan mit den Zielwänden, an welche die Scheiben gehängt werden ſollten, vorgerichtet. —

Es wurde auch in der Eil ein neues Schießhaus für dieſes Feſt erbaut, und in demſelben die Stände und Sitze für die Fürſten und Herren, ſo wie der obere Saal für die Damen eingerichtet, dieſe Sitze und Stände aber, nach der Sitte jener Zeit, mit grünem Tuche behangen.

Die Zielwand, an welcher die Scheiben für die ganzen Stahlrüſtungen hingen, war gegen

Mitternacht aufgerichtet, und hinter derſelben ſah man einen ziemlich hohen Thurm von Holz, mit dem Wappen des Kurfürſten und dem der Stadt geziert. Auf dieſem Thurme befand ſich ein Uhrwerk mit einem Glöckchen, welches durch einen ſtählernen, im Innern der Scheibe befindlichen Spiegel mit dieſer, ſo wie mit einem, aus Holz gearbeiteten, gelb und ſchwarz gekleideten Bergmann in genauer Verbindung ſtand. — Dieſe Maſchinerie war ſo künſtlich eingerichtet, daß der Bergmann jedesmal, wenn ein Schütze ſeinen Schuß that und innerhalb eines auf der Scheibe gezogenen Zirkels traf, dadurch aber den verborgenen Spiegel berührte, demſelben eine Stufe gutes Silbererz zeigte, die andern Schützen aber, die nicht dahin treffen konnten, und die alſo den gezogenen Zirkel nicht erreichten, „mußten ſich mit einem Blick auf des Bergmanns Hinterleder begnügen."

Auch waren neben dieſer Wand rechts und links vier Verſuchwände für die fürſtlichen, adeligen und bürgerlichen Schützen. Und weil der Kurprinz Chriſtian, ſeiner Jugend wegen *), die große Stahlarmbruſt nicht gehörig handhaben konnte, ſo war für denſelben abſonderlich eine Ziel- und Verſuchwand zum halben Stahl, — (S. Anm. oben) eingerichtet und dergleichen Anſtalten noch mehr getroffen worden. —

Von dieſen gedenken wir, nach unſerer Quelle, noch zweier luſtiger Leute, welche für dieſes Feſt zu Pritſchmeiſtern beſtellt worden waren und gewaltig viel Kurzweil gemacht haben.

---

*) Er war an 29. Octobr. 1560 geboren, und ſtand alſo jetzt erſt im zwölften Lebensjahre. A. d. V.

Und ſo kam denn, während dieſer Veranſtaltungen, der erſte Tag des Brachmonds heran, und Alles war bereit, ſo daß das Feſt beginnen konnte.

Kaum war der Mittag dieſes Tags vorüber, als die Bürger, mit Wehr und Waffen, auch fliegenden Fahnen, zu dem Thore auszogen, welches nach Dresden führt, und ſich zu beiden Seiten des Weges aufſtellten, des herannahenden Hofes harrend. Auch die Bergleute ergriffen die Parden, mit welchen ſie und ihre Väter für das Vaterland und ſeinen Fürſten tapfer gekämpft, und zogen gleichfalls aus, den geliebten Landesvater mit Freuden zu empfangen, und ihren Zügen trat das ſtarke Chor der Bergſänger mit ſeinen Saiteninſtrumenten und dem klingenden Triangel voran. —

Wenn der Kurfürſt Auguſt im Lande reiſete, wurde er überall mit Herzlichkeit von ſeinen treuen Sachſen empfangen; denn man kannte ihn ja als den guten, ſorgſamen Vater des Vaterlandes, der es vom Herzen wohl mit allen ſeinen Sachſen meinte; dies war der Grund ihrer herzlichen Liebe zu ihm; er aber wußte dies auch zu ſchätzen, und wenn er unter ſeine Lieben, Getreuen trat, hatte er allen Nimbus der fürſtlichen Würde von ſich gethan und fühlte ſich durch die unverkennbaren Zeichen der allgemeinen Liebe und die Zuneigung aller Herzen höchſt ſelig und beglückt. —

Als nun heute die Bürger und Bergleute des herannahenden Fürſten und der Seinen an der Straße harreten, und Aller Blicke ſehnlich an der Gegend hingen, wo er herkommen mußte, da erblickten ſie in weiter Ferne eine Staubwolke, welche die Erwarteten barg. Jetzt ordneten ſich Alle in freudigem

Getümmel, und immer näher wälzte ſich die Staubwolke heran. Jetzt kam der Kurfürſt mit ſeinem Gefolge den Hüttenberg herauf, und er war noch nicht ganz heran, als ihm ſchon der freudige Zuruf der Bürger: „Willkommen lieber Landesvater! und der Bergleute herzliches „Glück auf" entgegenſchallete. — Als nun dieſer geliebte Vater des Vaterlandes mit den Seinen in der Mitte der jubelnden Bürger und Bergleute erſchienen war und ſie freundlich begrüßt hatte, ertönte der Bergreihen, den der Kurfürſt ſo gern hörte, im gewaltigen Chor, und es ging nun der Zug in die alte treue Bergſtadt ein, wo in allen Straßen ein freudiger Zuruf der verſammelten Menge die landesfürſtliche Familie empfing. —

Kaum waren die hohen Gäſte in ihrem Quartier angekommen, als auch der Kurfürſt die ſämmtlichen Schützen und Theilnehmer des Feſtes, ohne Unterſchied des Standes, vor ſich kommen ließ und ſich mit ihnen auf das freundlichſte beſprach.

25.

Das große Zielſchießen zu Freiberg, im Jahre 1572.

(Fortſetzung.)

Als nun am andern Morgen der Kurfürſt mit ſeiner Familie, auch den andern Herren, den fremden Schützenmeiſtern und Freiberger Schützen ꝛc. dem Gottesdienſt im Dome beigewohnt hatte, begab er ſich mit ſeinem Gefolge nach dem Schießhauſe, wo der ſtattliche Zug der Schützen bald nach ihm ebenfalls eintraf.

Der Bürgermeiſter und Zehendner, Wolf Prager, empfing nun ſeinen gnädigen Herrn im Namen des Raths und der Bürgerſchaft mit einer feierlichen Rede, in welcher ſich der treuen Unterthanen reine Freude, den geliebten Landesvater in ihrer Mitte zu ſehen, unverkennbar ausſprach, und die ſich mit einem allgemeinen herzlichen Lebehoch ſchloß.

Auf Befehl ſeines Herrn beantwortete der Hofmarſchall, Hans von Bock, dieſe Rede, und während der Beantwortung bot der Kurfürſt den anweſenden Rathsherren ringsherum die Rechte und ſchüttelte einem Jeden die dargereichte bieder.

Es wurden nun die ſämmtlichen Schützen, die an dem Feſte Antheil nehmen wollten, aufgezeichnet, und da fand ſich's denn, daß außer dem Kurfürſten und ſeinem Sohne, dem Kurprinzen Chriſtian, auch noch der Herzog Franz von Sachſen-Lauenburg, der am ſächſiſchen Hofe befindliche heſſiſche Geſandte, Erich Volkmar von Berlepſch, die Grafen von Mannsfeld, von Solms und von Lynar, ſechs und zwanzig Herren von der Ritterſchaft und mehrere kurfürſtliche Hofbeamte, desgleichen die Schützenmeiſter und Abgeordneten der Städte: Leipzig, Wittenberg, Dresden, Torgau, Chemnitz, Zwickau, Meißen, Pirna, Großenhayn, Annaberg, Marienberg, Schneeberg, Wolkenſtein, Mittweida, Zſchopau, Döbeln, Roßwein, Oederan, Dippoldiswalde u. d. m. zu dem ausgeſchriebenen Schießen gekommen waren.

Nunmehr erwählte man die ſieben Kampfrichter aus der Zahl der Schützen, welche unter der Benennung der Siebner über das Schießen und ſeine Ergebniſſe die Aufſicht zu führen hatten. Dieſen wurden noch vom Rathe zu Freiberg Siegmund Rühling und Hans Büttner zu Aufſchreibung der Zweckſchüſſe, ferner in die große Schreibebude Valentin Hausmann als Schreiber und Georg Köhler als Beiſitzer, und in die andere Schreibebude beim halben Rüſtungsſchießen Wolf Tanneberger und Valentin Allnpeck in gleicher Eigenſchaft geordnet.

Die Bürgermeiſter, Wolf Prager, Lorenz Fleiſcher und Wolf Hilliger erhielten durch ihr Anſehen und gute Aufſicht die Ordnung, welche auch noch eine Fahne bewehrter Bürger, bei dem Schießhauſe und den Fürſtenſtänden aufgeſtellt, befördern half.

Nun begann, nach allen dieſen Vorbereitungen, das Schießen ſelbſt und wurde dabei folgende Ordnung beobachtet:

Wenn ein Rennſchießen durch alle Schützen durch war, wurden die Scheiben von den Siebnern beſichtigt und ſorgfältig mit dem Regiſter, dann aber, auf Veranſtaltung des Raths, durch die in die Schreibebuden geordneten Deputirten dem beſten Schützen, unter Vortretung der Stadtmuſik und der Bergſänger, eine Bratforelle mit einer Semmel auf einem zinnernen Teller, ingleichen ein Glas guter Wein und eine ſchöne mit Seide oder Gold ausgenähete Bergkappe, ſo wie eine gelb- und ſchwarzſeidene Fahne präſentirt, wobei man einen luſtigen Bergreihen ſang und mit den Inſtrumenten dazu blies. — Denen aber, welche den Zirkel nicht erreicht hatten, wurde von einem Pritſchmeiſter nur ein Quarkkäſe mit ſchwarzem Rockenbrod auf einem hölzernen Teller, nebſt einem Glaſe Bier, anſtatt der geſtickten Bergkappe aber ein ſchlechter grauer Schachthut mit einem brennenden Grubenlichte ſammt einer Leinwandfahne überreicht, und dabei vom Pritſchmeiſter viel Spötterei getrieben. Am ſchlechteſten erging es dem, der am weiteſten vom Centro nach dem Rande hin getroffen hatte; denn er bekam weder Bratforelle noch Quarkkäſe, ſondern wurde unter allgemeinem Gelächter und vielfältigen Spöttereien gepritſcht. —

Und dieſe Ceremonien wurden nach einem jeden Rennſchießen *) wiederholt, von welchen am erſten Tage zwölfe und am folgenden eben ſoviel gethan wurden, alſo daß ein jeder Schütze vier und zwanzig Schüſſe zu thun hatte.

Als nun am andern Tage Nachmittags das vier und zwanzigſte, als das letzte Rennſchießen zu Ende war, und man die Scheiben genau beſichtigt, die Weite der Schüſſe und ihren Abſtand vom Centralpunkte ſorgfältig gemeſſen, und dieſes Alles im Buche angemerkt hatte, begaben ſich die Siebner, mit den kurfürſtlichen und Rathsdeputirten

---

*) Damit dieſer techniſche Ausdruck nicht mißverſtanden werde, wollen wir hiermit zur Erklärung deſſelben bemerken: daß dieſer Ausdruck nichts anders bedeutet, als: es haben ſämmtliche Schützen der Reihe nach geſchoſſen, und es geht wieder von vorn an. — Ein ſolches Schießen hieß ein Rennen. — Gemeiniglich wurde bei jedem neuen Rennen, wegen der Reihenfolge, friſch geloost. A. d. V.

in das obere Zimmer des Schießhauſes und verſchloſſen ſolches hinter ſich, dann trat eine Wache auf und bewahrte den Eingang. — Es wurden nun die über das Schießen geführten Regiſter auf das ſtrengſte unterſucht und geprüft, und dieſe Strenge verurſachte, daß die Unterſuchung ziemlich lange währete; den Schützen aber, die das Bewußtſeyn für ſich hatten, ſich unter die Beſten zählen zu dürfen, ſchlug das Herz in freudiger Erwartung.

Endlich war die Prüfung zu Ende, die Thür öffnete ſich, und die neun Kampfrichter traten heraus, das entſcheidende Verzeichniß der beſten Schüſſe ſah man in der Hand des Vorſtandes. Mit Muſik zogen ſie jetzt auf den Platz, wo der Stand des Kurfürſten ſich befand, und hier wurde nun durch öffentlichen Ausruf kund gemacht:

„Daß nach der genaueſten, gewiſſenhafteſten Prüfung und Vergleichung ſich ergeben habe: daß zu dem ausgeſetzten Kampfpreiſe, um welchen Alle ſo männlich durch das Geſchoß gerungen hätten, zwei in den Schüſſen völlig gleichſtehende Bewerber vorhanden wären, nämlich: 1. Se. Kurfürſtliche Gnaden, der gnädige Herr und Landesvater ſelbſt, und 2. der ehrſame und mannhafte Bürger und Schützenmeiſter, Franz Lindner aus Annaberg, — welche daher um dieſen Preis, jeder durch einen Schuß, mit einander kämpfen ſollten.“

Ein allgemeines Freudengeſchrei erſcholl jetzt von der Menge, die den Ausrufer dicht umgeben hatte, und die Muſik und das Wirbeln der Trommeln begleitete daſſelbe, während dem der Kurfürſt die ihm überreichten Regiſter ſelbſt durchging und dann den Ausſpruch der Siebner beſtätigte.

Die Rüſtungen wurden jetzt von den Rüſtmeiſtern ſchußfertig herbeigebracht, und die Bolzen aufgelegt. Die beiden Schützen, der Kurfürſt wie der Bürger, traten nun, als Kämpfer um den Preis, in die Stände. Der Kurfürſt Auguſt ergriff die Armbruſt, und ſprach mit der, von ihm ſchon längſt gewohnten Huld das ächt fürſtliche Wort:

„Da ſey Gott für, daß wir dem armen Manne das Stücklein Brod, ſo ihm Gott hierher gelegt, aus den Händen reißen wollten. Wir wollen ihm lieber noch eins dazu ſchenken, und ſein gnädiger Herr ſeyn und bleiben.“ *)

Und nun legte der gütige Fürſt, als einer der beſten Schützen längſt anerkannt, die Armbruſt an, erwählte ſich einen Schießpunkt außerhalb des Zirkels und fehlte dieſen um kein Haar. Der Zieler zeigte den Schuß an, und der Kurfürſt gab lächelnd und mit ſich ſelbſt zufrieden dem Rüſtmeiſter die Rüſtung zurück, blickte aber unverwandten Auges nach der Scheibe hin, zu ſehen, wie ſich Lindner halten werde. Jetzt hörte man das Klatſchen der Sehne, der Bolzen ſchnitt durch die Luft, und traf meiſterhaft, ſo daß der Schütze der Ehre gar wohl werth war, Schützenkönig zu ſeyn.

Die Muſik und ein allgemeiner Freudenruf erfüllte die Luft; der Kurfürſt aber reichte dem geſchickten Lindner vergnügt die Hand, die er ihm freundlich ſchüttelte und drückte, und es wurde dieſem nunmehr, zum Lohne für ſeine Geſchicklichkeit, der von dem Rathe zu Freiberg ausgeſetzte Hauptpreis

---

*) Die eignen Worte Auguſts, wie ſie die Chronik aufbewahrt hat.
A. d. V.

von funfzig neugeprägten Güldengroſchen (Speziesthalern) zuerkannt und von dem regierenden Bürgermeiſter Prager mit einer glückwünſchenden Anrede überreicht; nun aber empfingen auch die andern Schützen ihre errungenen Preiſe. —

26.

Das große Zielſchießen zu Freiberg, im Jahre 1572.

(Schluß.)

Dem Kurfürſten wurde aber auch an dieſem Tage die Vaterfreude zu Theil, daß ſein zwölfjähriger älteſter Sohn, der Kurprinz Chriſtian, bei dem Schießen mit dem halben Stahl den beſten Preis, nämlich einen ſilbernen, ſtark vergoldeten Becher, als Sieger erwarb. — Und weil ſich dies halbe Stahlſchießen ſchon am erſten Tage endigte, ſo wurde, zu Ehren dieſes Prinzen, noch ein Vogelſchießen veranſtaltet, bei dem er abermals den beſten Preis erhielt. —

Als nun endlich das Hauptſchießen ebenfalls geendigt war, ſo wurde, zur fernern Uebung dieſer löblichen Wiſſenſchaft, von den Deputirten die Kreuzfahne an den Kurprinzen überreicht, welche derſelbe auch mit großen Freuden übernahm und ſich gegen die Deputirten ſo huldreich bezeigte, wie es von dem hoffnungsvollen Sohne eines Fürſten, wie Auguſt war, nur immer erwartet werden konnte. — Die Hauptſchießfahne aber wurde den Deputirten der Stadt Meißen mit den umſtändlichen Ceremonien der damaligen Zeit übergeben.

Damit aber auch die übrigen vornehmen Anweſenden, welche nicht unmittelbaren Antheil am Schießen nähmen, auch einige Kurzweil hätten, waren verſchiedene Luſtbarkeiten veranſtaltet worden.

So ſah man hier ein Wettlaufen und darauf folgenden Tanz etlicher Bauerknechte und Mägde, dort wieder einen Haufen um einen Glückstopf dicht gedrängt, der manchen lächerlichen Gewinnſt zur Ausbeute brachte. — Wieder an einem andern Orte hatte man zwei hohe, ihrer Rinde beraubte Tannenbäume errichtet und dieſelben mit verſchiedenen Kleidungsſtücken, oben im höchſten Gipfel aber mit einer Anzahl Silbermünzen, an gehenkelten Thalern und dergleichen, behangen. Es fand ſich bald eine Anzahl junger, muthiger Leute ein, welche die hoch oben hängenden lockenden Dinge ſehnlich beſchaueten, ſich aber nicht ſogleich daran wagen wollten. — Als ſie jedoch der herzukommende Bürgermeiſter **Hilliger**, ein lebensfroher Greis aufmunterte, dieſe Bäume zu beſteigen und ſich von den aufgehangenen Preiſen etwas zuzueignen, da wollten gleich zehn auf einmal an den Bäumen hinaufklettern. Dies aber gab der Bürgermeiſter nicht zu, weil auf dieſe Weiſe einer dem andern hinderlich werden und das Herabſtürzen befördern könnte. — Das Loos beſtimmte nunmehr die Ordnung des Aufſteigens, und es war luſtig anzuſehen, wenn ſo ein Klettermeiſter den Baum in der größten Hoffnung beſtieg, und ihm die Blicke Aller folgten, er aber, oft nur einige Ellen über dem Erdboden in die Höhe gelangt, wieder an dem glatten, zum Ueberfluß noch mit Seife beſtrichenen Baume herniederfuhr, und zuweilen ziemlich unſanft die Mutter Erde küßte. Doch waren wieder Andere glücklicher, und in einigen Stunden die beiden Bäume abgeleert, die Sieger aber trugen ihre Beute im Triumph davon.

Der geräumige Schießplan war mit Buden, Zelten und Hütten von grünen Zweigen beſetzt; Lebensmittel und Leckereien aller Art wurden hier feilgeboten, und alle dieſe Zelte und Hütten waren dicht mit Menſchen gefüllt, die es ſich wohl ſeyn ließen. Aus dieſen Orten des Wohlſeyns für gutes Geld tönte der Jubelruf der fröhlichen Menge, denn es war allda das in dieſer Zeit hochberühmte Freibergerbier, oder in andern wieder der Saft der Reben zu haben, und ein Lebehoch dem lieben Landesvater Auguſt, der guten Landesmutter Anna und ihrem lieben Sohne Chriſtian, folgte ſchnell dem andern; worüber ſich dann der Kurfürſt, hörte er es, was oft geſchah, auf das herzlichſte freuete und ſeinen Lieben und Treuen mit Huld und Wohlgefallen dankte, auch hier und da einem wackern Bürger biederherzig die Hand darreichte. — Man war es ſchon alſo gewohnt, daß, wo der Kurfürſt Auguſt ſich befand, es einen Jeden däuchte, als lebe und webe ein liebevoller Hausvater in der Mitte der Seinen. Die Folge davon war aber eine der ſchönſten, denn alle Sachſen liebten dieſen Fürſten als ihren guten Vater, und er ſie vergeltend wieder als ſeine lieben Kinder, ſo daß dieſes ſchöne Verhältniß einen der ehrenvollſten Plätze in der ſächſiſchen Geſchichte verdient. —

Und ſo war denn dieſes Volksfeſt reich ausgeſtattet an Gegenſtänden der Beſchauung und Beluſtigung; alle Theilnehmer aber waren fröhlich und guten Muthes. —

Als nun am andern Tage die Sonne ſich zur Rüſte neigte und dem Horizonte nahe war, zogen die ſämmtlichen Schützen im feierlichen Zuge wieder nach der Stadt, wobei dem wackern Lindner die Ehre wurde, als der König des Feſtes an der Seite des Sohnes ſeines Kurfürſten, und in der Mitte der Bürgermeiſter und Rathsherren den feierlichen Einzug zu halten. Als nun dieſes geſchehen war, und die Schützen ihrer Wehre ſich entledigt hatten, begaben ſie ſich ſämmtlich wieder in das Quartier des Kurfürſten, von wo aus nun ein Zug begann, der in ſeiner Art wohl eine Seltenheit genannt zu werden verdient.

Unter Vorantretung der Muſik zog der Kurfürſt mit ſeiner Gemahlin und dem Prinzen, die eben anweſende Herzogin von Braunſchweig, ältere Schweſter des Kurfürſten, mit dem Herzoge von Sachſen-Lauenburg, ſo wie die als Theilnehmer des Feſtes gekommenen Grafen und Herren, auch der Stadtrath mit dem Schützenkönig in der Mitte, und allen Schützen nach dem Rathhauſe, wo eine köſtliche Abendmahlzeit bereitet war. — Als man ſich nun zu Tiſche ſetzen wollte, und jeder ſchon an ſeinem Platze ſtand, da faltete der fromme Kurfürſt ſeine Hände zum Tiſchgebet, und ſprach es, nach dem täglichen Gebrauche ſeines Hauſes, laut und mit Erhebung; ein Gleiches geſchah auch, als man geſättigt von der Tafel wieder aufſtand. — Der gütige Fürſt war dieſen ganzen Abend beſonders aufgeräumt und herablaſſend und ſuchte Gelegenheit, mit jedem der anweſenden Bürger wenigſtens einige Worte zu ſprechen. Dabei reichte er gemeiniglich, wenn er ſich wieder von dem Sprechenden entfernte, ihm nach alter deutſcher Sitte die Rechte, die er dann freundlich ſchüttelte.

Vom Tanze erzählt die vorliegende hiſtoriſche Quelle nichts, ſondern erwähnt nur, daß die kurfürſtliche Familie, als die Zeit gekommen ſey, zur Ruhe zu gehen, ſich in der Stille entfernt habe, um die Fröhlichen nicht zu ſtören; demohngeachtet aber ſey der Saal bald leer geweſen, als man dieſe Entfernung bemerkt habe.

„Aller guten Dinge müſſen drei ſeyn!“ hatte der Kurfürſt bei der Tafel, im Scherz zu den Bürgermeiſtern geſprochen, und es war von ihm bereits, um dieſes Wort wahr zu machen, für den folgenden Tag eine Ritterſcheibe als Nachſchießen angeordnet worden, von den Bürgermeiſtern aber die nöthige Veranſtaltung dazu geſchehen.

Man ſah daher die rüſtigen Freiberger am frühen Morgen wieder auf dem Platze, wo ſie das Zeichen zum Aufbruche erwarteten. Als nun der Kurfürſt mit den übrigen Herren, und zwar diesmal zu Roſſe, erſchien, wurde er von ſeinen treuen Bürgern mit einem Freudenrufe empfangen. Nun ſetzte ſich der Zug in Bewegung und zog nach dem Schießhauſe hin, wo die dort ſchon verſammelte Menge demſelben entgegenjubelte.

Den beſten Schuß zu lohnen, hatte der Kurfürſt fünf Ellen guten ſchwarzen Sammet zum Hauptpreis, ſo wie der Stadtrath zwölf Güldengroſchen zu Nebengewinnſten beſtimmt, und man fing nunmehr das Schießen an, wobei ein Jeder ſich beſtrebte, das Beſte zu thun. Es wurde auch dieſes Ritterſchießen, als Nachtrag des Ganzen, zu ſonderlicher Freude und Luſt in ſieben Stunden vollbracht, wobei der Schützenmeiſter, Ulrich Kroll, aus Dresden, den kurfürſtlichen Preis erhielt. —

Noch war es hoch am Tage, als das Ritterſchießen beendigt war, und man ſchien bereits in Verlegenheit um die Unterhaltung; dieſe ſollte nun aber keinen Augenblick fehlen, und bald wurde etwas für dieſelbe, im Geiſte jener Zeit, aufgefunden.

Plötzlich hörte man von fern her den Schall von Trommeln und Pfeifen, und eine Schaar von Grubenjungen, aus dem benachbarten Bergſtädtchen Brand, kam herangezogen. Eine gleiche Schaar ſolcher jungen Helden aus der Stadt hatte ſich in der Nähe des Schießplatzes poſtirt und wartete auf die Heranziehenden. Als nun Jene bald heran waren, brachen Dieſe auf und zogen den kommenden Feinden beherzt entgegen. Von beiden Seiten waren die Waffen unſchädlicher Art und beſtanden aus Grubenbeilen von zuſammengeleimter Pappe. Es währte nicht lange, und der Angriff der Fremden auf die Freiberger begann, dieſe aber wehrten ſich männlich gegen jene. Erſt hieb man ſich mit den gepappten Parden herum, bald aber warf man dieſe hinweg und ſchlug ſich auf die eigne Fauſt, ſo daß in kurzem ein allgemeines Gewühl fertig war. — Wenn nun die Fauſt nicht mehr helfen wollte, packten ſich die jungen Helden bei den Haaren und zogen einander ſo weidlich herum. Dadurch aber wurden ſie dermaßen erbittert auf einander, daß für die Schwächern unter ihnen zu fürchten war. Da drängten ſich die beiden Pritſchmeiſter unter ſie und brachten ſie endlich mit Mühe und Hülfe der Pritſche aus einander. — „Deswegen ſie“ — ſagt unſere Quelle — „hernach gepritſcht, und etliche auf einer großen Kuhhaut geſchupft worden, ſo mit beſonderer Luſt anzuſehen geweſen, wie denn der eine, den man zuvor dazu abgerichtet, ſich drollig genug dabei geberdet, viel Gaukelei mit den Händen getrieben, und ob er ſchon hoch empor geworfen worden, dennoch meiſtentheils wieder auf die Füße gekommen.“

Das war alſo eine Beluſtigung im Geiſte jener Zeit, welche des Gelächters viel erregte.

Als man nun am Abend wieder in die Stadt gezogen war, ſind die Deputirten der Städte vom Rathe zu Freiberg abermals ſplendid bewirthet worden.

Am folgenden Morgen reiſ'te der Kurfürſt mit ſeinem ganzen Gefolge wieder ab nach Dresden. Die Rathsherren, ſo wie der Berghauptmann mit ſeinen Bergbeamteten, begleiteten ihn zu Roſſe, eine Menge Bürger und Bergleute aber zu Fuße eine gute Strecke Wegs, und als man ſich beurlaubt, hat der Kurfürſt den Raths- und Bergherren die Hand zum Abſchied geboten und die Worte geſprochen:

„Wir werden unſerer lieben Stadt Freiberg alle Wege in Gnaden eingedenk ſeyn, wie ſie ſich in dieſen Tagen beſtrebt, Uns zu vergnügen; ſintemal Wir Uns in der Mitte Unſer lieben treuen Unterthanen ſo wohl befunden haben, als ein Vater in der Mitte ſeiner lieben Kinder. Auch thut uns daher der Abſchied ſchier weh von Euch, Ihr lieben Getreuen!“

Auf dieſe, mit Herzlichkeit geſprochenen Worte, welche ſich unter den Umſtehenden ſchnell weiter verbreitet, haben Viele angefangen zu weinen und ihren lieben Herrn alſo mit thränenden Augen geſegnet und ein herzliches Lebewohl geſagt. —

Und als endlich an dieſem Tage auch die fremden Schützenmeiſter wieder abgereiſ't, ſo hat dieſes berühmte Freiſchießen, deſſen gleichen das Erzgebirge ſeit der Zeit nicht wieder gehabt, ſeine völlige Endſchaft erreicht, und der Verfaſſer kann ſich des aus dem Innerſten der Seele kommenden Wunſches nicht enthalten:

So wie einſt unter dem Kurfürſten Auguſt das Band der gegenſeitigen Liebe und des herzlichſten Vertrauens Fürſt und Volk umſchlang, ſo umſchlinge es Dieſelben auch jetzt und immerdar! —

27.

Der Knabenraub.

Zu Ende des *XVI.* Jahrhunderts lebte in der Gegend von **Hildesheim** ein reicher Gutsbeſitzer, mit Namen **Johann Weſtphal**. Dieſer hatte einſt die Betrügereien zweier Gauner entdeckt, und die ernſtliche Beſtrafung derſelben veranlaßt, hierdurch aber ihren Haß und ihre Rachſucht dergeſtalt aufgeregt, daß ſie ſich es zuſchwuren: er ſolle ihnen die Summe, um welche ſie jetzt geſtraft worden wären, bald genug hundertfach wieder erſtatten müſſen. — Und ſie hielten Wort. —

Weſtphal beſaß einen einzigen Sohn, für deſſen zweckmäßige Erziehung er auf das väterlichſte beſorgt war, weshalb er ihn auf die berühmte Schule zu **Lemgo** in der Grafſchaft **Lippe** brachte. — Daß dieſer Knabe dem Vater das Liebſte auf der Welt ſey, war jenen Böſewichtern bekannt; deshalb wurde aber auch die Rache, die ſie an dem Letztern zu nehmen gedachten, auf dieſe Liebe gegründet, und der Plan zu dieſer Rache wurde dann auf folgende Weiſe ausgeführt.

Die Böſewichter zogen einen Miethkutſcher mit in ihren Plan, fuhren mit dieſem nach Lemgo und ließen den Wagen vor der Stadt halten. Einer von den Verbundenen, Peter Seifert, aus Königsberg, ging hinein in die Stadt und brachte dem jungen Weſtphal die Nachricht, daß ein naher Verwandter, der ihm Briefe von ſeiner Mutter bringe, in einem Gaſthofe vor der Stadt abgeſtiegen ſey und ſie ihm dort übergeben wolle; er möchte daher zu ihm kommen. Voll Freude, Nachricht und Briefe von der ſo hochgeliebten Mutter zu erhalten, folgte der Knabe mit Vertrauen in erwartungsvoller Eil, und ſah vor dem Thore einen angeſpannten Wagen ſtehen. — „Ach, der Herr hat ſich ſchon wieder eingeſetzt, und will wieder abreiſen; kommt, laßt uns daher eilen!“ — So ſprach Seifert und ahnungslos eilte der Knabe an ſeiner Hand nach dem Wagen hin: — keine mitleidige Seele warnte ihn.

Jetzt waren ſie am Wagen, und der Knabe öffnet ſelbſt die Thür, den lieben Vetter zu ſehen und die Briefe ſeiner Eltern in Empfang zu nehmen. Da packt plötzlich Seifert den argloſen Knaben und wirft ihn in den Wagen hinein, wo ihn ein anderer Kerl ergreift und feſthält, Seifert ſteigt gleichfalls in den Wagen hinein, und nun iſt es das erſte Geſchäft dieſer Böſewichter, dem armen erſchrocknen Knaben, der gar nicht weiß, wie ihm geſchieht, die Hände zu binden und den Mund zu verſtopfen, damit er nicht um Hülfe ſchreien kann; der Wagen aber rollt ſo ſchnell fort, als nur die Pferde laufen konnten.

So gelangten ſie bald in einen Schlupfwinkel, wo ſie in vollkommenſter Sicherheit waren. Von hier aus ſchrieben ſie an den Vater einen Brief folgenden Inhalts:

„Ihr habt uns verfolgt, und wir uns dafür gerächt; denn wir haben nun einen Schatz in Händen und ein Pfand, was Ihr gewiß nicht unausgelöſ't laſſen werdet, nämlich Euern einzigen Sohn. Wollt Ihr nun denſelben lebendig wieder haben, ſo müſſet Ihr die Summe von achtzehntauſend Thalern als Löſegeld für ihn bezahlen, und zwar werden wir 15,000 Thaler in der bevorſtehenden Neujahrmeſſe zu Leipzig, in dem Gaſthofe zu den drei Schwanen auf dem Brühl, in Empfang nehmen, die übrigen 3000 Thaler aber zu Ausgang des Januars (1596), zu Münſter oder Cölln erwarten. — Geſchieht nun aber dieſes nicht, oder wir erfahren, daß man uns nur im Geringſten nachſtellt; ſo wird der Tod des Knaben unausbleiblich erfolgen. Wonach Ihr Euch denn zu achten habt, denn wir halten Wort, und des Knaben Leben muß uns für unſere Sicherheit bürgen.“

Wer ermißt den Schrecken und Schmerz der Eltern, als ſie dieſen Brief erhielten und die Gefahr erblickten, in welcher ihr einziges Kind ſchwebte. Weſtphal war ein reicher Mann und beſchloß alſo, dieſe Summe an das Leben ſeines Kindes zu wenden.

Den tiefen Kummer, der ſeine Seele folterte, vertrauete er endlich einem treuen Diener an; denn nichts erleichtert das kummervolle Herz mehr, als wenn es ſich mittheilen kann.

Weſtphal hatte einen ſehr treuen und klugen Diener, Jakob Mark, und dieſem vertrauete er ſeinen Kummer an. — Dieſer treue Diener beſchwor ihn jetzt, ihm die Sache zu übertragen, und gelobte mit ſeinem Leben für die glückliche Rückkehr des Knaben und die Beſtrafung der Räuber zu haften. Viel verſprochen! — Doch Jacob Mark hatte feſtes Vertrauen auf den Beiſtand Gottes bei ſeinem Unternehmen! war es doch ein gutes. Und in dieſem Vertrauen machte er ſich nun, reichlich mit Wechſeln und einem Vorſchreiben an den Rath zu Leipzig verſehen, auf den Weg, und kam am Tage nach dem Neujahre in dieſer Stadt an.

Hier war es nun ſein erſtes, das Vorſchreiben an den Rath abzugeben, und er bat zugleich, die Uebernehmer des Geldes in Verhaft zu nehmen. Der Rath berathſchlagte lange und zeigte Bedenklichkeiten, doch verſprach er, ſofort Bericht an den Adminiſtrator der Kur Sachſen, den Herzog Friedrich Wilhelm. zu erſtatten und ſeine Befehle einzuholen. — Dieſes geſchah, Mark überbrachte den Bericht ſelbſt, wurde dem Fürſten vorgeſtellt, berichtete ihm alles ausführlich und empfing nun einen offenen Verhaftsbefehl an alle Obrigkeiten im Lande, diejenigen, welche der Inhaber benennen werde, ſofort verhaften zu laſſen und ſtreng zu bewahren, ſogleich aber Bericht zu erſtatten und weitere Befehle zu erwarten. —

Mark reiſete nun nach Leipzig zurück und traf ſeine Veranſtaltungen. — Als er aber am beſtimmten Tage ſich im Gaſthofe zu den drei Schwanen einfand, fand er die Beſteller nicht mehr, denn dieſe hatten ſich aus Angſt entfernt, wohl aber fand er einen von ihnen zurückgelaſſenen Brief, in welchem er beſchieden wurde, das Geld an Chriſtoph Pfeifern, Gaſtwirth zum ſchwarzen Bär in Eilenburg, binnen drei Tagen auszuzahlen, oder man werde ihm das blutende Haupt des Knaben überſenden.

Der treue Diener begab ſich nun in der größten Angſt an den bezeichneten Ort, allein er fand dort die Räuber nicht, wohl aber hatten ſie den Wirth Pfeifer in das Verſtändniß gezogen, und ihm Vollmacht gegeben, ſowohl das Geld in Empfang zu nehmen, als auch, doch erſt dann, wenn das Geld erlegt ſeyn werde, das Verſteck des Knaben anzuzeigen. Als Mark dieſes von dem Gaſtwirthe vernommen hatte, gerieth er in Verlegenheit, denn er ſah ein, daß, wenn er die Geldſumme auszahlte, und den Knaben dadurch befreiete, ſeine Abſicht nur zur Hälfte erreicht werden und er die Räuber aus den Augen verlieren, dadurch aber der Beſtrafung entziehen werde. Wollte er ſich nun des Gaſtwirths jetzt gleich verſichern, ſo brachte er das Leben des Entführten in Gefahr, und dieſes konnte und wollte er nicht wagen. Er faßte alſo den Entſchluß, einen Verſuch zu machen, die Sache zum Aufſchluß zu bringen, und gab vor, daß er nicht mehr als die Hälfte bei ſich habe, und wegen der andern Hälfte um einige Nachſicht bitten müſſe. Dieſes ſchlug nun aber der Gaſtwirth Pfeifer rund ab und berief ſich dabei auf die ihm ertheilte Anweiſung, nicht von der bedungenen Summe abzugehen. Nun ſtellte ſich Mark, als ſey er von der höchſten Verzweiflung ergriffen, weinte und klagte, fiel dem Gaſtwirth zu Füßen, umſchlang ſeine Knie und ſchilderte ihm den Jammer der Eltern um ihr Kind, ſo wie ſeine eigne Verantwortlichkeit in ſo lebendigen, ergreifenden Ausdrücken, daß es ihm gelang, den Gaſtwirth, der ebenfalls Vater einiger Kinder war, zu erweichen, und ihn zu bereden, ihn zu den

Räubern ſelbſt zu führen, damit er ebenfalls ihre Knie umſchlingen und ſie um Erbarmen anflehen könne. — Der Gaſtwirth gab endlich nach, und dies war es, was **Mark** wünſchte; doch ließ ihn Pfeifer, als ſie kurz darauf in einer Miethkutſche mit einander nach **Düben** reiſeten, nicht mehr aus den Augen, um jeder Verrätherei vorzubeugen; und doch war dieſe näher, als er dachte.

28.

Der Knabenraub.

(Beſchluß.)

Der Wachſamkeit des Gaſtwirths ohngeachtet folgte ein Vertrauter **Mark's** dem Wagen zu Roß, und von den darin Sitzenden ſo wie vom Kutſcher unbemerkt. — **Mark** bat den Gaſtwirth, langſam fahren zu laſſen, weil er ſich unwohl befinde und das ſchnelle Fahren nicht wohl vertragen könne. Dabei reichte er ſeinem Reiſegefährten, der über den kalten, ſtark wehenden Wind klagte, eine Flaſche des beſten Weins, die er bei ſich hatte, und von der ſich's Freund **Pfeifer** trefflich ſchmecken ließ, er aber that, als ob er ſchlief, und ſein Reiſegefährte war endlich mit ihm in gleichem Falle; doch wenn jener ſich nur ſo ſtellte, ſo ſchlief dieſer im Ernſte und bald darauf hart und feſt, wie ſein Schnarchen zu erkennen gab.

Die Reiſe ging nach **Düben**, wie **Mark** ſeinem Reiſegefährten bereits abgelockt hatte, dort ſollten ſich die Leute befinden, denen er das Löſegeld zahlen ſollte, und es kam nun darauf an, daß er den heimlichen Begleiter des Wagens davon in Kenntniß ſetzte. — Pfeifer ſchlief hart und feſt und Mark ſchrieb nun die Worte: „die Reiſe geht nach Düben. Dort ſind die Räuber verſammelt, folge dem Wagen unbemerkt, und ſieh, wo er hält, dann triff ſchnell und vorſichtig Deine Anſtalten. —

Es war ſchon Nacht, als der Wagen in Düben anlangte, wo Pfeifer ſeinen Reiſegefährten in ein entlegenes Haus führte und ihm die ſchweren Geldſäcke dahin tragen half. — Dort ſtellte er ihn den beiden Räubern vor und bat ſie ſelbſt um Barmherzigkeit, da dieſer Mann es auf das heiligſte betheure, er könne nicht mehr als die Hälfte des Verlangten zuſammenbringen. Doch Alles war vergeblich; denn die beiden Gauner beſtanden auf der Auszahlung der vollen Summe und faßten den armen Mark, dem die erwartete Hülfe zu lange außenblieb, und der ſeine Bitten immer auf's neue wiederholte, auch immer dringender wurde, endlich ſogar bei der Kehle, warfen ihn nieder und nahmen ihm mit Gewalt ſein Taſchenbuch, um zu unterſuchen, ob er nichts weiter in Wechſeln bei ſich führe.

So war es auf das höchſte gekommen, und Mark ſchien verloren. Wenn die Räuber in ſeiner Brieftaſche die Wechſel fanden, die er nicht hatte beſeitigen können, dann mußte er Alles fürchten. Doch wenn die Noth am höchſten geſtiegen iſt, zeigt ſich oft die Hülfe am erſten, ſo auch hier. In dem Augenblicke, wo die Räuber den armen Mark unter ſich hatten, wurde die Thür mit einem Stoße geſprengt, und an der Spitze von Gerichtsdienern und bewaffneten Bürgern ſtürzte Marks Vertrauter, eine der alten Quellen ſagt, es ſey ſein Bruder geweſen, — in das Zimmer und auf die beiden Räuber los, die ſie ergriffen, und beſonders den einen verhinderten, daß er ein gezogenes blankes Meſſer in Mark's Bruſt ſtieß, da er ihn auf der Erde feſthielt.

So waren wohl die beiden Knabenräuber gefangen, doch ihren Raub hatten dieſe an einem andern Orte verborgen; den geraubten Knaben fand man in Düben nicht. —

In Ketten und Banden brachte man die Räuber ſelbſt, in Gemeinſchaft des Gaſtwirths Pfeifer, nach Leipzig, wo ſie in die unterirdiſchen Behälter der Pleißenburg einquartiert wurden. — Dort wurde kurzer Prozeß mit ihnen gemacht, und ſie wegen des Aufenthalts des geraubten Knaben ernſtlich befragt. Anfänglich läugneten ſie beharrlich, als aber der Scharfrichter mit den Werkzeugen zur Folter ſich nahete, und dieſe anzuwenden Anſtalt machte, geſtand der eine Räuber, daß der geraubte Knabe in Merſeburg verborgen ſey; doch bei wem, wollte er nicht ſagen. Nunmehr kam der Scharfrichter mit ſeinen Werkzeugen wieder und legte die Daumenſchrauben an. Einer der Räuber überwand den Schmerz, der andere aber vermochte es nicht und bekannte, daß derſelbe bei einem Manne, den er näher bezeichnete, verborgen ſey. — Schnell wurde ein Mitglied des Raths nach Merſeburg entſendet, welcher auch den Knaben an einem verborgenen Orte in dem bezeichneten Hauſe traf, und es fand ſich, daß dieſer Merſeburger mit der eigentlichen Beſchaffenheit der Sache, dem Raube und den andern Umſtänden, ganz unbekannt war; denn man hatte ihm den Hergang und die Beſchaffenheit der Sache ganz falſch erzählt, da man mit Recht geſchloſſen hatte, es werde ſich dieſer Mann gänzlich von der Sache losſagen und den Geraubten ſeinen Eltern wiederbringen; ſo aber ſprach weder der Bewahrer ſelbſt mit dem Knaben, noch duldete er, daß ein anderer mit ihm ſprechen durfte, und der arme Unglückliche ſchmachtete angſtvoll ſeiner Erlöſung entgegen.

Der Befreiete wurde nun nach Leipzig gebracht, genau verhört und mit den Räubern konfrontirt, welche ihre That bereueten und um Gnade, doch vergebens, baten.

Der Herzog Wilhelm ließ den Befreieten zu ſich nach Torgau bringen und ſprach auf das liebreichſte mit ihm, wo er den Hergang der Sache erfuhr, und über die begangene Schändlichkeit ſo hoch entrüſtet wurde, daß man ihn hernach vergebens um Gnade für die Verbrecher anflehete. — Auch mit dem treuen Mark ſprach der Fürſt huldreich, lobte ihn für die bewieſene Treue an ſeinem Herrn und beſchenkte ihn fürſtlich. Ob nun aber gleich dem Treuen dieſe Fürſtenhuld ſehr ſchmeichelhaft war, ſo fand er doch in dem Entzücken der Eltern, als ſie den geretteten Sohn wieder in ihre Arme ſchließen konnten, und auch deſſen wackern Befreier dankbar freudig umarmten, noch höhern Lohn, und er blieb ihm nun bis an ſein Ende. —

Der Prozeß, den man nun den Räubern machte, war ziemlich kurz. Gegen das Ende des Monats November 1595 war der Raub geſchehen und zwei Monate ſpäter die Befreiung. Nur des Monats Februarii bedurfte es zur Unterſuchung und der Schöppenſtuhl ſprach dann, nachdem die Acten geſchloſſen waren, das Urtheil. Es war ſtreng, aber gerecht; denn das Verbrechen, einem Vater ſein Kind zu ſtehlen, um eine Summe Geld zu gewinnen, durfte nicht unbeſtraft bleiben, und die Thäter mußten für ihre Uebelthat und den Raub des höchſten Gutes des Menſchen am Leben beſtraft werden.

Auch der Gaſtwirth **Pfeifer** in **Eilenburg** wurde auf gleiche Weiſe beſtraft, und der Hauptgrund zu der Härte dieſer Strafe lag in einem Briefe, den er während der Gefangenſchaft des Knaben im Namen der Räuber an den Vater **Weſtphal** geſchrieben hatte, und der die Drohung enthielt: **daß, wenn er nicht bis zum letzten Tage des Monats Januar das geforderte Löſegeld erlegt habe, werde man ihm das blutige Haupt ſeines Sohnes an die Thür ſeines Hauſes nageln.** — Dieſer Brief kam mit zur Unterſuchung, und **Pfeifer** geſtand endlich, als er überführt wurde, es ein, denſelben geſchrieben zu haben, wurde nun als der That vollkommen ſchuldig erklärt und, gleich den Räubern, zum Tode durch das Schwert verurtheilt. —

Nicht minder wurde der **Kutſcher**, welcher ſeinen Wagen zu dieſer That hergegeben und den Geraubten entführt hatte, verhaftet und nach Leipzig geſchafft, wo er den Räubern unter die Augen geſtellt und dadurch die Aufhellung der Sache ſehr befördert wurde. Auch dieſem Manne wurde, als Theilnehmer an dieſem höchſt ſtrafwürdigen Menſchenraube, der Tod durch das Schwert zugeſprochen, doch dieſe Strafe nicht vollzogen, ſondern ihm in der Stunde der Hinrichtung noch Gnade ertheilt. —

Das Blutgerüſte wurde auf dem Markte in

Leipzig errichtet, und ſchon ſeit einigen Tagen ſah man die Geiſtlichen in's Gefängniß gehen, um die Verurtheilten zum Tode zu bereiten. — Der Adminiſtrator der Kur-Sachſen hatte im Namen des minderjährigen Kurfürſten Chriſtian II. das Todesurtheil über die beiden Räuber und den Gaſtwirth Pfeifer beſtätigt, und ſie waren nun dem Tode unrettbar verfallen.

Am Morgen des 14. März 1596 verſammelte ſich eine große Menſchenmenge auf dem Markte um das Blutgerüſte. — Das Armeſünderglöcklein erklang, und die Todesopfer erſchienen, unter den Trauergeſängen der Schule und mit dem vorgetragenen Kreuze, in Begleitung ihrer Beichtväter vor dem hochnothpeinlichen Halsgerichte, welches öffentlich auf dem Markte ſeine Sitzung hielt, und hier, nach wiederholtem Geſtändniß der That, das Todesurtheil bekannt machte und den Stab über einen jeden brach.

Nach dieſer Feierlichkeit, welche man in der neueſten Zeit abgeſchafft hat, betraten die dem Tode Geweiheten das Blutgerüſte, und hier empfingen ſie den Lohn ihres Verbrechens durch die Hand des Scharfrichters. — Der Kutſcher ſah die Räuber und den Gaſtwirth hinrichten, dann aber, eben als er glaubte, daß die Reihe auch an ihn kommen werde, wurde ihm die Gnade des Fürſten und die Rettung ſeines Lebens angekündigt, die Todesangſt war ſeine Strafe. —

Die Leichname der Enthaupteten wurden, auf Vorbitte ihrer Beichtväter, ehrlich und mit vorgetragenem Kreuz, auch Begleitung der Geiſtlichen, begraben, und die Chronik führt als Beweggrund dieſer Bitte an: „daß die Räuber ihnen etwas legirt hätten!" — doch dieſes ſey dahin geſtellt, glauben wir lieber, das Geſetz hielt ſich für verſöhnt, nachdem das Verbrechen mit dem Leben gebüßt war.

Dieſer Knabenraub machte zu ſeiner Zeit großes Aufſehen und wurde mit Recht ſo ſtreng beſtraft. Wegen der Seltenheit einer ſolchen Begebenheit aber haben wir geglaubt, ihr eine Stelle hier geben zu müſſen.

29.

Die Sachſen bei Moorlautern in den blutigen Novembertagen, des Jahres 1793.

Nach der Eroberung von Mainz zogen die Deutſchen vor Landau, um auch dieſe Veſte zu erobern und ſich dadurch den Einbruch in das Elſaß zu ſichern. — Dieſes Unternehmen gelang jedoch nicht, denn Landau war eine von den ſtärkſten franzöſiſchen Veſten, im vortrefflichſten Vertheidigungszuſtande, und mit allen Nothwendigkeiten bis zum Ueberfluß verſehen. — Der republikaniſche General Denzel kommandirte in derſelben, und tüchtige Männer ſtanden ihm zur Seite; die beiden in der Veſte befindlichen Volksrepräſentanten aber wachten arüber, daß keine Verrätherei vorfallen konnte, und die Guillotine ſtand ihnen hierin kräftig bei.

Landau um jeden Preis zu entſetzen, und von den Feinden zu befreien, war der ſtrenge Befehl des Nationalconvents an die Generale der Republik, und *Landou ou la mort* das Feldgeſchrei ihrer Heere, ſo wie der Tag- und Nachtgedanke der Soldaten. — Der damalige Kronprinz und jetzige König von Preußen befehligte das Heer, welches die hochwichtige Veſte einſchloß, und hielt dieſen Juwel feſt; wo denn nun die Franzoſen ſich entſchloſſen, Alles für die Befreiung dieſer Veſte zu wagen.

Der geniale Hoche hatte vor einigen Wochen den Oberbefehl über die franzöſiſche Moſelarmee erhalten, und Carnot, der ſeinen Mann kannte, hatte ihm die gemeſſenſten Befehle ertheilt, für die Befreiung Landau's Alles zu wagen. Mit einem ſtarken Heere, weit überlegen an Zahl dem der Verbündeten, und mit einer doppelt ſo ſtarken Artillerie als die der Letztern, zogen die Franzoſen heran, und eine Reihe von Gefechten bereiteten, vom 17. Nov. an, dieſe ewig denkwürdigen Bluttage, in welchen ſich alle Streiter, und beſonders die Sachſen, unſterblichen Ruhm errangen. —

Mit 50.000 Mann und 400 Kanonen waren die Franzoſen unter Hoche und ſeinen Waffenbrüdern, von denen wir blos Merceau nennen können, gegen den Herzog von Braunſchweig, der nur höchſtens 36,000 Mann und 200 Kanonen hatte, herangezogen. Am 28. Nov. ſtanden die beiden Heere einander im Geſicht, der Vorhang wurde aufgezogen, und das Trauerſpiel begann. —

Was den Deutſchen an Menſchen- und Geſchützzahl abging, erſetzte die Feſtigkeit ihrer Stellung. Auf dem Galgenberge bei Moorlautern befand ſich eine fürchterliche Redoute, von welcher das Geſchick des Tages abhängig wurde. — Noch am 28. November war ſie nur ſchwach beſetzt, als der Herzog, ihre Wichtigkeit erkennend, eilig eine hinreichende Verſtärkung an Mannſchaft und Geſchütz hinſendete, und dieſes war die höchſte Zeit; denn ſchon wimmelte der nahe Wald von franzöſiſchen Schützen, die ihr zärtliches Augenmerk liebäugelnd auf dieſe Schanze richteten, und ſehr zu bedauern waren, daß man ihre Affection ſo wenig anerkannte. —

Schon am 28. Nov. traf man hier und da auf einander; doch die Sachſen hatten an dieſem Tage wenig oder nichts zu thun, deſto ſtärker wurden ſie aber am folgenden angeſtrengt.

Schon oben haben wir der Wichtigkeit der ſtarken Schanze, auf dem Galgenberge bei Moorlautern gedacht und dieſe wurde am 29. Nov. der Gegenſtand ungeheuerer Anſtrengungen, welche die Franzoſen machten, dieſe Schanze zu erobern, da Hoche ihren Werth wohl erkannte und die Folgen dieſer Eroberung vorausſah. Sturm auf Sturm erfolgte, und wurde von Schuß auf Schuß mit Kartätſchen von den Preußen empfangen. Ganze Reihen der Stürmenden wurden niedergeſtreckt. Vergebens! Im Zuſtande der Trunkenheit, ja man ſagt ſogar der Raſerei, da man dieſen Bataillonen Wein mit Belladonna geſchwängert gereicht habe, — ſtürmten die Franzoſen, den ſichern Tod verachtend, dem ſie bei dieſem Kartätſchenfeuer entgegengingen, am Berge hinauf, welcher dieſe Schanze trug. — Schon war es durch dieſe Todesverachtung dahin gekommen, daß die Franzoſen in der Nähe waren, und die Beſatzung der Schanze in Gefahr gerieth, dieſelben unter die Kanonen kommen zu ſehen; in dieſem Falle aber war ſie verloren. Doch der Genius des Feldherrn ſchützte ſie. — Der General Kalkreuth, — ebenderſelbe, der ſich vierzehn Jahre ſpäter durch ſeine Vertheidigung der Veſte Danzig unſterblichen Ruhm erwarb, erkannte die Gefahr, in welcher die tapfern Vertheidiger der Schanze ſchwebten, und ließ dem ſächſiſchen General Gersdorf befehlen, mit ſeinen beiden Reiterregimentern Carabiniers und Carl-Dragoner, in die Stürmenden einzuhauen und ſie dadurch von dem fernern Stürmen abzuhalten. — Gleich als auf Sturmes Flügeln und wie eine Vernichtung bringende Wetterwolke ſprengten dieſe beiden tapfern Regimenter heran, und die Erde bebte unter dem donnernden Hufſchlag ihrer Roſſe. — Furchtbar war es, als ſie auf die republikaniſchen Cohorten losſtürzten; was nicht unter ihren Streichen fiel, wurde in das Thal der Lauter hinabgeworfen, und dieſe Ueberbleibſel von funfzehn Bataillonen würden ganz vernichtet worden ſeyn, wenn nicht die ſächſiſchen Reiter von einer großen Gefahr bedroht worden wären.

Hoche ſah die Noth, in welcher die Geworfenen ſchwebten, und ließ ein Reitercorps von viertauſend Mann gegen die Sachſen losbrechen. — Zugleich richtete eine ſchwere Batterie der Franzoſen, welche auf dem gegenüber befindlichen Berge aufgefahren war, ihre Feuerſchlünde herüber, und unter dieſem gewaltigen Feuer ſprengten die franzöſiſchen Reiterſchaaren heran; unerſchrocken warfen ſich ihnen jedoch die beiden ſächſiſchen Regimenter entgegen. Wohl ſechsmal ſo ſtark waren die Franzoſen, und dieſe Uebermacht wurde den ſächſiſchen Reitern nachtheilig, da ſie, durch das Zuſammenſtoßen (den ſogenannten Chok) vereinzelt, ein jeder heldenmäßig gegen mehr als einen Feind focht. Dieſes Heldenmuthes ohngeachtet würden ſie aber endlich dennoch der Uebermacht unterlegen ſeyn, wenn ihnen nicht von den Preußen ein

Theil der Reiterei, in Geſellſchaft von zwei preußiſchen Infanterieregimentern, zu Hülfe gekommen wäre. — Die Reiter hieben ſofort auf die Franzoſen ein, und das Fußvolk, welches im ſchnellen Laufe herankam, ſtürzte ſich mit dem gefällten Bajonett auf ſie. — Nach einem wüthenden Kampfe wurden die Franzoſen zurückgedrängt. —

Die Redoute war unter der Zeit mit neuen Munitionsvorräthen und die Beſatzung mit Verſtärkung verſehen worden, ſo daß ſie neue Stürme aushalten konnte. Bald darauf machte die Nacht der Schlacht für dieſen Tag ein Ende, welche ſich mit einem furchtbaren, die Erde erſchütternden Geſchützfeuer von wohl zweihundert Kanonen (wo die Preußen und Sachſen das letzte Wort behielten) und verſchiedenen Angriffen der Reiterei endigte.

Von der Blutarbeit dieſes Tages ermüdet, ruheten beide Theile in der folgenden Nacht dies- und jenſeit des Holzes bei einer zahlloſen Menge von Wachtfeuern, die man vom Kaiſersberge überblicken konnte, und die einen Anblick gewährten, der nicht wohl zu beſchreiben iſt.

Da es vorauszuſehen war, daß am folgenden Tage die Schlacht von Neuem beginnen und zur Entſcheidung gebracht werden würde, ſo wurden während der Nacht Verſtärkungen an verſchiedene bedrohete Punkte geſendet, ſo z. B. die ſächſiſchen Bataillone Kurfürſt und Prinz Anton auf den linken Flügel marſchirten und ſich nun bei Moorlautern poſtirten.

So wie am 30. November der Tag begann, eröffneten auch die Franzoſen die Schlacht durch ein furchtbares Geſchützfeuer aller ihrer Batterien, und unter dem Schutze derſelben ſtürmten die Republikaner, die Marſeillaiſe oder das *Ça ira* brüllend, die Flanke in der Poſition der Deutſchen bei Moorlautern. Die Sachſen rückten dem heranſtürmenden Feinde mit klingendem Spiele entgegen und warfen die Maſſen deſſelben vom Buchberge in das Thal hinab, worauf die Franzoſen auch den Oſterberg verließen und unter dem Schutze ihrer Batterien durch das Oſterbacher Thal zurückgingen.

Auf den von Pirmaſens herführenden Wegen drangen die Republikaner jetzt auch gegen den linken Flügel der Deutſchen vor, griffen die preußiſchen Regimenter Prinz Heinrich und Crouſatz, ſo wie das ſächſiſche Grenadierbataillon Chriſtiani mit größter Hitze an und wurden nach einem heftigen Gefechte mit Verluſt zurückgeſchlagen.

Eben ſo ſtürmten ſie auch die Schanze auf dem Galgenberge noch einmal und wurden durch die Kartätſchen derſelben abermals zurückgeworfen. — Auf dieſe Weiſe griffen ſie bald hier, bald da an, bis endlich ihre Retirade allgemein wurde.

Die Sachſen hatten in dieſer Schlacht ſich hohen Ruhm erworben und zur Entſcheidung derſelben ungemein viel beigetragen.

Groß war der Verluſt an Menſchen und Pferden auf beiden Seiten; doch bei den Franzoſen weit ſtärker, was beſonders die Stürme der Schanze auf dem Galgenberge, das darauf folgende Einhauen der Sachſen, ſowie die übrigen Angriffe derſelben verurſacht hatte.

Der preußiſche General Kalkreuth, der ſich in dieſer Schlacht neue Lorbeern ſammelte, wurde durch eine ſpringende Granade ſchwer verwundet und mußte zurückgebracht werden, erſchien jedoch bei dem im nächſten Frühling beginnenden neuen Feldzuge wieder bei dem Heere, wo er in derſelben Gegend, am 23. Mai 1794, die Franzoſen abermals ſchlagen half.

Der König Friedrich Wilhelm *II.* erkannte die Tapferkeit der Sachſen dadurch öffentlich an, daß er dem das ſächſiſche Corps kommandirenden General Lindt den rothen Adler- und ſiebenzehn Offizieren das Kreuz vom Verdienſt-Orden, ſo wie verſchiedenen Unteroffiziers ꝛc. die goldene Verdienſt-Medaille ertheilte, als dieſes Corps im Winter durch ein gleich ſtarkes abgelöſt wurde und in's Vaterland zurückkehrte, nachdem es gleichſam zum Abſchiede am 8. Febr. 1794 die Franzoſen von den Höhen bei Kreuznach vertrieben hatte, ſo daß die Preußen unter Szekuly wieder in dieſer Stadt einrücken konnten.

30.

Der Markgraf Conrad von Meißen geht in's Kloſter, am 30. November 1155.

Bereits im *II.* Bande dieſes Werks haben wir S. 547 ff. eine Scene aus dem Leben dieſes Fürſten vorgetragen und erzählt: daß ihn ſein Vetter, der Graf Heinrich von Wettin, in einem eiſernen Käfig gefangen gehalten habe, und damit geſchloſſen: daß dieſer Fürſt vom Kaiſer Lothar in den Beſitz der Markgrafſchaft Meißen geſetzt worden ſey, dieſe auch habe auf ſeine Nachkommen vererben können; im heutigen Tagsabſchnitte wollen wir nun da fortfahren, wo wir dort ſtehen geblieben ſind, und nicht allein die übrigen Regentenhandlungen dieſes Fürſten, ſondern auch, und zwar ganz beſonders ſeinen Austritt aus dem Fürſtenſtande, und wie er ſich in die Stille des Kloſterlebens zurückgezogen habe, erzählen. —

Die Geſchichte unſeres Vaterlandes hat dieſem Fürſten dreierlei ehrende Beinamen gegeben, nämlich den des Frommen, — weil er das Kloſter auf dem Petersberge vollendete und daſſelbe reich dotirte, — des Großen, — wegen ſeiner tapfern Thaten — und des Reichen, — wegen des bedeutenden Länderzuwachſes, den er zu ſeinem Stammlande hinzugefügt hat.

Dieſer Fürſt hatte mit ſeiner Gemahlin Luitgard ſieben Söhne und ſechs Töchter erzeugt, von denen nur der älteſte Sohn in der Jugend ſtarb. —

Es hat dieſer Fürſt ſich auch den Ruhm erworben, ſeinem Lande ein guter, väterlicher Regent geweſen zu ſeyn, und beſonders den harten Schlag des Schickſals, als ihm ſeine Gemahlin Luitgard, die er ſo herzlich liebte, im Jahre 1140 durch den Tod entriſſen wurde, mit chriſtlicher Ergebung ertragen zu haben.

Aus dem Regentenleben dieſes Fürſten iſt auch der Zug gegen die heidniſchen Wenden, im Obotritenlande (Meklenburg, Pommern ꝛc.), welchen der Herzog Heinrich der Löwe unternahm, und dem ſich der Markgraf Conrad anſchloß, noch bemerkenswerth. Derſelbe hatte die Bekehrung dieſer Völker zum Chriſtenthum als Zweck, welcher auch theilweiſe erreicht wurde; doch nur theilweiſe, denn ſobald die bewaffneten Bekehrer das Land verließen, fielen die gezwungenen Chriſten wieder ab, und das Bekehren ging nun wieder von Neuem an, wobei denn auch zuweilen der Scheiterhaufen oder der Strang als Werkzeuge dieſer Bekehrung auftraten. Für dieſe Frömmigkeit, die Heiden bei den Haaren in's Himmelreich zu ziehen, wurden denn nun aber die Fürſten von Prieſtern und Mönchen hochbelobt, und ihnen das directe Himmelreich verſprochen. — Dieſes Erheben in den Himmel fand denn nun aber beſonders bei dem Markgrafen Conrad ſtatt, denn er bauete das Kloſter Lauterberg auf dem Petersberge bei Halle, welches ſein älterer Bruder Dedo geſtiftet hatte, der aber ſchon beim Beginnen des Baues von der Welt geſchieden war. Dieſen Bau ſetzte nun der Markgraf fort und begabte auch das Kloſter, in welches dann die Mönche einzogen, reichlich. — Dafür prieſen denn nun dieſe aber ihren Wohlthäter mit vollen Backen, und der Markgraf beſuchte ſie oft, weil er ſich dort wohl befand. —

Aber noch weit mehr, als durch dieſe Stiftung, machte ſich dieſer Fürſt durch eine Handlung berühmt, die von ſegensreichen Folgen geworden iſt, ob ſie gleich an und für ſich ganz einfach war. Er vertauſchte nämlich eine Beſitzung in der Gegend von Schkeuditz gegen den Flecken Liptzk, welcher bisher dem Biſchof von Merſeburg gehört hatte, erhob dieſen nunmehr zu einer Stadt, und umgab dieſelbe mit Wall und Graben. Damit aber die Einwohner dieſer Stadt beſſere Nahrung hätten, legte er eine Niederlage von Salz, Getreide und andern Lebensmitteln an, welcher Handel über Erwarten gedieh. und aus dem damaligen kleinen, unbedeutenden Liptzk iſt nun unſer Leipzig, aus jener Niederlage aber der gegenwärtige, für das ganze Vaterland höchſt wohlthätige Handel dieſer Stadt geworden. — Dies hat der Markgraf Conrad ſelbſt nicht geahnet; allein dies iſt ja eben der wahre Segen Gottes, daß die Handlungen der Menſchen immer viel ſchönere und größere, ausgebreitetere und herrlichere Folgen haben, als der kurzſichtige Verſtand der ſchwachen Sterblichen ahnen kann. —

Endlich, als dieſer thatenreiche Fürſt das neunund ſechzigſte Lebensjahr erreicht hatte, beſchloß er, von dem Fürſtenſtuhle herabzuſteigen und die noch übrigen Tage ſeines Lebens in der Einſamkeit des von ihm neu erbaueten Kloſters Lauterberg (auf dem Petersberge bei Halle) zuzubringen, um dereinſt unter dem Gebet dieſer ſeiner Brüder abſcheiden zu können. Conrad war, wie wir bereits wiſſen, Vater von zwölf lebenden Kindern, und jeder gute Vater ſucht ſoviel als möglich das zeitliche Glück der Seinen zu begründen. Von den Töchtern war die älteſte, Agnes, Aebtiſſin zu Quedlinburg, und die zweite, Oda, Aebtiſſin zu Gerbſtädt, ſo wie die jüngſte, Bertha, Canoniſſin, ebenfalls in dem Kloſter zu Gerbſtädt, drei dieſer Schweſtern aber waren an Fürſten vermählt, von den Söhnen hatte Herrmann, der zweite unter ihnen, ebenfalls den geiſtlichen Stand erwählt, und lebte als Domherr in Bamberg, wurde 1175 zum Biſchof erwählt, ſtarb aber ſchon 1177. Von den übrigen fünf Söhnen, Otto, Friedrich, Heinrich, Dedo und Dietrich wollte nun der Vater gern einen jeden mit Grund und Boden verſorgen, und theilte deshalb 1155 ſein Land unter ſie, ſo daß Otto Markgraf zu Meißen, Friedrich Graf zu Brena, Heinrich

Graf von Wettin, Dedo Graf von Rochlitz und Dietrich Markgraf in der Lauſitz wurde. Der ſonſt ſo weiſe Fürſt verſah es hier, daß er aus Vaterliebe ſein ſchönes Land zerſplitterte und in ſo verſchiedene Theile theilte, von denen die Oberlauſitz dann, als die Vorſehung dieſen Staatsfehler wieder gut machte, an den Kaiſer und von dieſem an Böhmen zurückfiel, aber erſt nach fünf Jahrhunderten wieder an dies Haus, die Stammburg und Grafſchaft Wettin aber nie wieder an daſſelbe zurück, ſondern an den Erzbiſchof von Magdeburg kam. — Die Niederlauſitz, welche Dietrich erhalten hatte, fiel in der Folge, durch Ausſterben, wieder an die Stammmark Meißen zurück.

Als der Markgraf Conrad auf dieſe Weiſe für ſeine Kinder geſorgt zu haben glaubte, verſammelte derſelbe die Grafen und Herren, Biſchöfe und Prälaten ſeines Landes und aus der Nachbarſchaft, in der Domkirche zu Meißen. Dieſe Verſammlung begab ſich am 30 Nov. 1155 im feierlichen Zuge in dieſe Kirche, wo der Biſchof Gerung ein feierliches Hochamt hielt, nach deſſen Beendigung ſich alle Anweſenden an den Stufen des Hochaltars verſammelten. Der Markgraf Conrad erſchien, im vollen Harniſch und mit dem Fürſtenmantel umhangen, an ebenderſelben Stelle und winkte mit der Hand, worauf eine tiefe Stille erfolgte. — Mit inniger Rührung machte nun der Markgraf der Verſammlung ſeinen Entſchluß kund, der Fürſtenwürde zu entſagen, und ſeine Tage in klöſterlicher Stille auf dem Petersberge zu beſchlieſſen. Den treuen Lehnsvaſallen theilte ſich, als ſie dieſen Entſchluß vernommen hatten, jene Rührung ebenfalls mit, ſo daß man Vieler Augen in Thränen ſchwimmen ſah. — Als der Markgraf ſeine Abſchiedsrede beendigt hatte, ließ er ſich von ſeinem Leibkämmerlinge den Fürſtenmantel abnehmem, und ſeinen Harniſch Stück vor Stück ausziehn. Alles dieſes übergab er nun dem Biſchof, mit der Bitte, es in der Kirche zum Andenken an ihn aufzuhängen, welches auch der Biſchof verſprach, ſo daß dieſes Andenken an die Entſagung des Markgrafen Conrad lange Zeit hier fortbeſtand, in dem Brandunglück aber, welches den Dom im Jahre 1547 betraf. (S. 25. April *II.* Bd. S. 241) wurde daſſelbe wahrſcheinlich mit vernichtet, denn es iſt nichts mehr davon vorhanden. Im ganz einfachen Hauskleide ſtand nun der ſeines Fürſtenſchmuckes entkleidete Greis vor dem Altare, in der Mitte ſeiner getreuen Lehnsvaſallen, die ſämmtlich mit tiefer Rührung auf den aus ihrer Mitte ſcheidenden Fürſten hinblickten. Da erhob dieſer noch einmal die Stimme zu der Bitte, ihm den Abſchied vom Irdiſchen zu erleichtern, indem ſie ſeinen Söhnen und Nachfolgern in den verſchiedenen Landestheilen noch in ſeinem Beiſeyn huldigten. Da drängten ſich die Treuen, ein Jeder zu ſeinem nunmehrigen Fürſten heran, ihm die Hand zum Gelübde der Treue und der Unterwürfigkeit reichend, und des Vater Conrads Blicke weilten mit Wonne auf dieſer Scene. Nun ſegnete er väterlich alle ſeine Lieben und ſchied dann aus ihrer Mitte, wie ein Vater von ſeinen Kindern ſcheidet. Allgemeine Wehmuth begleitete ihn.

Im Kloſter Lauterberg auf dem Petersberge empfingen die Mönche ihren bisherigen Fürſten und künftigen Ordensbruder mit Ehrfurcht. Nach wenig Tagen erſchien der Erzbiſchof von Magdeburg im Kloſter, und feierlich wurde der geweſene

Fürſt als Mönch eingekleidet und geweih't. —. Nun widmete ſich dieſer Fromme mit allem Eifer den Pflichten ſeines neuen Standes, allein das Wachen, Faſten und unabläſſige Beten griffen die Geſundheit dieſes Greiſes dergeſtalt an, daß er bald darauf erkrankte, und dieſe Krankheit nahm ſchnell dermaßen zu, daß man ihn mit den Sacramenten verſah; nach wenigen Tagen aber ſtand der Greis am Ziele ſeines Lebens und verſchied am 5. Febr. 1156 ſanft, unter den Gebeten ſeiner Brüder, die in ihm nicht blos den Bruder ſondern auch den Wohlthäter des Kloſters ehrten und wohl dazu Urſache hatten, denn dieſes Stift hatte, außer vielen Kleinodien, Heiligthümern und andern koſtbaren Kirchengeräthen, von ihm, zur Dotation einhundert ſechs und vierzig, ſo wie von der bereits im Jahre 1140 verſtorbenen Markgräfin Luitgard, noch überdies drei und vierzig Hufen Landes, nebſt verſchiedenen Meßgewändern, Kelchen, Monſtranzen u. ſ. w. erhalten; ſolche Wohlthäter aber mußte man doch wohl ehren.

Der Leichnam des Vollendeten wurde in die Mönchskutte gehüllt, und mit den bei Beerdigungen der Kloſterbrüder gewöhnlichen Ceremonien an Luitgardens Seite in der Kloſterkirche zur Ruhe gebracht.

Nach Jahrhunderten fand dieſes Kloſter ſeine Auflöſung durch die Reformation und ihre Folgen, und ſeine Gebäude zerfielen wieder in Ruinen, ſo daß von der alten Herrlichkeit deſſelben nur einzelne Bruchſtücke übrig ſind.

Hiſtoriſche Miſcellen.

Am 21. Nov. 1496 hielt der Prinz Georg von Sachſen, ebenderſelbe, den man ſpäter, als Regenten, unter dem Namen des Bärtigen kennt, in Leipzig Beilager mit der Prinzeſſin Barbara von Polen. Bei dieſer Hochzeitfeier waren über ſechstauſend ſächſiſche und polniſche Hochzeitgäſte zugegen, welche in der Chronik als Reiter aufgeführt werden, und wo demnach auch die Pferde derſelben gefüttert werden mußten. Dieſe zahlreichen Gäſte wurden vom Sonntage bis zum Freitage ſplendid tractirt, und ließen ſich's auch ſo wohl ſchmecken, daß die Chronik erzählt, es wären von ihnen 99 Lägel ſüßer Wein, 13 Eimer anderer und 444 Fäſſer verſchiedene Sorten Bier getrunken worden. — Wohl bekomm's den Herren!

Die Präliminarien des Prager Friedens werden unterzeichnet, und durch denſelben die Schweden in Feinde von Sachſen verwandelt, am 22. Nov. 1634; hierdurch aber wird eine neue Menge Elends über dieſes unglückliche Land gebracht.

Der verbeſſerte Calender wird in den Ländern der Erneſtiniſchen Linie eingeführt, am 24. Nov. 1699.

Der Pabſt Hadrian *VI.* ſchreibt wegen Luthers Zurückkunft von der Wartburg nach Wittenberg an den Kurfürſten und die übrigen Reichsſtände, und dringt auf die Vollziehung der Achtserklärung gegen Luthern, und dieſes Schreiben wurde auf dem Reichstage übergeben, am 25. Nov. 1522.

Die Sachſen helfen die Stadt Prag mit Sturm erobern, am 26. Nov. 1741.

Das Königsbild in Neuſtadt Dresden wird errichtet, am 27. Nov. 1736.

Die erſten Zigeuner, welche man in Sachſen geſehen hat, kamen unter dem Namen Tartern, oder Tatern, in Sachſen an, am 29. Nov. 1418. In den neuern Zeiten haben die ſcharfen gegen ſie angewendeten polizeilichen Maßregeln dieſen Leuten den Aufenthalt ſo ſehr erſchwert, daß man faſt gar nichts mehr von ihnen hört.

Nachdem der Herzog Albert von Sachſen ſeine Reiſe in das gelobte Land vollendet hatte, kam er am 30. November 1476 in Oelsnitz an, wohin ihm ſein Bruder, der Kurfürſt Ernſt, entgegen gereiſ't war. — Es gewährte einen herrlichen, das Herz erhebenden Anblick, als dieſe beiden Brüder einander wieder ſahen, und ſich mit Inbrunſt umarmten; daß ihre Umgebung dieſe Scene mit tiefer Rührung mit anſah. Am folgenden Tage zogen dieſe beiden wieder vereinigten Brüder mit ihrem Gefolge nach Zwickau, wo ihnen die Prieſter mit den Schulen und vorgetragenen Kreuzfahnen nebſt der ganzen Gemeine entgegenzogen, und auf dem Markte das *Te Deum laudamus* angeſtimmt wurde. —

1.

Der Herzog Moritz Adolph von Sachſen, Biſchof zu Leitmeritz und Probſt zu Alt-Oettingen.

Der **Herzog Moritz von Sachſen-Zeitz** hatte drei Söhne, und von dieſen erhielt der jüngſte, Friedrich Heinrich, das Fürſtenthum Neuſtadt (an der Orla). Da dieſer Fürſt nur einen einzigen Sohn hatte, ſo ſtarb dieſe Linie auch bald wieder aus; und dieſer Prinz iſt es eben, deſſen kurze Geſchichte wir heute geben wollen.

Moritz Adolph wurde am 1. December 1702 in Pegau geboren und war kaum eilf Jahr alt, als ſein Vater mit Tode abging, worauf ihn ſein Onkel nach Zeitz zu ſich nahm und an ſeinem Hofe erziehen ließ. — Dieſes ging dann ſo fort, bis zum Jahre 1716, wo der junge Prinz von ſeinem andern Onkel, dem Cardinal von Sachſen-Zeitz, nach Wien verlangt wurde. — Dort ſchwur nun dieſer junge Prinz am Sonntage Jubilate 1716 ſeine Religion ab und trat zu der katholiſchen Kirche über. (S. 4. Bd. S. 330.) Der Cardinal nahm nun ſeinen jungen Vetter mit nach Regensburg, wo er am Michaelisfeſte 1718 in der Kirche zu St.

Emmeran in den geiſtlichen Stand trat, die niedern Weihen und ein Canonicat bei dem hohen Domſtifte in Cölln erhielt.

Im Juni 1722 bekam dieſer junge Fürſt die wichtige Probſtei zu Alt-Oettingen in Baiern, und 1723 that derſelbe eine Reiſe nach Rom, von wo er nach Dresden ging, dort von dem Könige im Januar 1725 den weißen Adlerorden erhielt und kurz darauf zum Cabinetsminiſter ernannt wurde, wobei jedoch die vorliegende Quelle bemerkt, daß dieſes blos titular geſchehen ſey, denn der Prinz habe ſich zu nichts weniger als zu einem Staatsminiſter geeignet. Im März 1725 erhielt dieſer Prinz die Weihe als Diakonus von dem päpſtlichen Nuncius, und im Mai die als Prieſter, worauf er in der Hofkirche zu Dresden, in Gegenwart des Königs und ganzen Hofes, ſeine erſte Meſſe las. Im Monat Auguſt dieſes Jahres ſtarb ſein Oheim, der Cardinal, und ſetzte ſeinen Neffen zum Erben ſeiner Verlaſſenſchaft ein, der nun nicht allein dieſe Erbſchaft in Beſitz nahm, ſondern auch im September ebendeſſelben Jahres zum Dechant des Collegiatſtiftes von St. Gereon zu Cölln erwählt wurde. — Im Jahre 1730 erhielt dieſer Dechant von dem Papſte den Titel eines Erzbiſchofs von Pharſalien, zu welcher Würde er am 27. Auguſt des gedachten Jahres die Weihe erhielt, und damit es nicht beim leeren Titel bleibe, wurde der neue Erzbiſchof vom Kaiſer Carl *VI*. am 8. October 1731 zum Biſchof von Königsgrätz und wirklichen Geheimen Rathe, des letztern aber zuverläſſig mehr wegen ſeiner fürſtlichen Geburt, als wegen ſeiner Fähigkeiten, erwählt, worauf er am 9. Januar 1732 den Eid der Treue ablegte. Im Juni 1733 bekam er das Bisthum zu Leitmeritz und am 24. Januar 1748 wurde er Domherr zu Eichſtädt. — Von nun an lebte er ganz in der Stille zu Leitmeritz, bis er endlich im Juli 1759 daſelbſt mit Tode abging.

2.

Die ſchöne Polyxena.

Der Licentiat, Johann Gartewitz, verließ ſeine Vaterſtadt Freiberg, in welcher ihm das Glück nicht blühen wollte, und ging in die weite Welt, wo wir ihn denn nach verſchiedenen Schickſalen endlich in Rom wiederfinden. Hier hielt den Unſtäten die Liebe feſt; denn er ſah die herrliche Anna und verliebte ſich in ſie. — Bald war die Gelegenheit gefunden, ihr ſeine Liebe zu entdecken, und der ſchöne, kräftige deutſche Mann fand bald Erhörung. — Dieſes Paar wurde alſo durch den Segen der Kirche verbunden, und Gartewitz ließ ſich um ſo lieber in dem ſchönen Rom, damals weit bedeutender als jetzt, häuslich nieder, da er, durch die Fürſprache ſeiner nunmehrigen Verwandten, eine Anſtellung im Dienſte des heiligen Vaters fand und durch den Gehalt deſſelben ein gutes Haus machen konnte.

So lebte dieſes Paar mehrere Jahre hindurch in ungeſtörter häuslicher Glückſeligkeit ruhig, vergnügt und geachtet; Gartewitz aber fand in Anna's Armen ſeinen Himmel. — Dieſe war, ſchon am Ende des erſten Jahres, Mutter einer Tochter geworden, welcher man den Namen Polyxena gegeben hatte, und die nun der Eltern Freude und Stolz war: denn das Mägdlein war von ſeltner Schönheit und ließ ſchon in den Tagen der Kindheit hoffen, daß in ihr eine der ſchönſten Jungfrauen erwachſen werde. — Auch blieb ſie die einzige Frucht dieſer Ehe und wurde deshalb den Eltern um ſo lieber. Der Vater wurde durch ſeine Amtsgeſchäfte faſt den ganzen Tag von ſeiner Wohnung entfernt gehalten, und es fiel daher die Erziehung Polyxena's hauptſächlich der Mutter anheim, die denn auch nichts ſparte, ihr Kind wohl zu erziehen, ob ſie ſich gleich nicht die geringſte Strenge gegen die einzige, über Alles geliebte Tochter erlauben zu dürfen glaubte; daher aber iſt es ein Wunder zu nennen, daß ihre Erziehung noch ſo gerieth. Polyxena wurde unter andern von der Mutter ſelbſt in verſchiedenen weiblichen Künſten und Wiſſenſchaften unterrichtet und machte auch hier bewundernswürdige Fortſchritte: dabei hatte aber auch die Mutter Gegelegenheit, eine Bemerkung an ihrer Tochter zu machen, welche ihr viel Kummer verurſachen mußte: ſie entdeckte nämlich einen unbezwinglichen Hang zur Rachſucht an ihrem Kinde und merkte bald, daß Polyxena dieſer Leidenſchaft Alles aufzuopfern im Stande war. — Die wackere Mutter bot alle Kräfte auf, dieſe übie Leidenſchaft zu bekämpfen, und es ſchien auch, als wenn es ihr einigermaßen gelingen wollte, ſie konnte aber dieſes Feuer nur zum Theil dämpfen; denn im verſchloſſenen Gemüthe Polyxena's brannte es im Stillen heftig fort; doch wußte ſie ſich meiſterhaft vor der Mutter zu verbergen. Und ſo wurde nicht allein die Rachſucht im Verborgenen genährt, ſondern auch zur Bemäntelung derſelben eine Kunſt in's Leben gerufen, die ſpäterhin nicht wenig dazu beitrug, Polyxena's Unglück begründen zu helfen; denn um dieſe Rachſucht der Mutter zu verbergen, lernte ſich die Tochter verſtellen, und es gelang ihr bald, die Meiſterſchaft in dieſer nichts weniger als edlen Kunſt zu erringen.

Auf dieſe Weiſe wuchs Polyxena zur Jungfrau heran, und ihre Körperſchönheit entfaltete ſich immer mehr, die ſchönſten Hoffnungen gebend. — Da erkrankte plötzlich ihre Mutter an einer epidemiſchen Krankheit, welche in jener Zeit in Rom herrſchte, und wurde nach wenig Tagen dem Tode zum Raube. Dem Herzen des Gatten ſchlug dieſer Todesfall eine unheilbare Wunde, und nie konnte er das Glück vergeſſen, welches er in den Armen der trefflichen Anna genoſſen hatte.

Als die ſterblichen Ueberreſte der Entſeelten in den Schoos der Mutter Erde zur Ruhe gebracht worden waren, beſtimmte die Leere, welche durch dieſen Todesfall im Herzen des Wittwers entſtanden war, dieſen Troſtloſen endlich, ſein Amt niederzulegen und die Stadt Rom zu verlaſſen, wo ihn ſo viel Erinnerungen an das genoſſene Glück, das er verloren hatte, das Herz zerriſſen. — Der arme tiefgebeugte Wittwer ging nun in ſein Vaterland zurück, um dort, in einem kältern Himmelsſtriche, zu verſuchen, ob er die Ruhe ſeines Herzens wieder finden könne, die ihm der Tod ſeiner heißgeliebten Gattin geraubt hatte. — Die Tochter, jetzt des Vaters einziger Troſt, begleitete ihn, und beide kamen nach einer langen Reiſe endlich in Freiberg an, wo Gartewitz nun ſeinen Wohnort wieder aufſchlug und mit ſeiner Tochter in der tiefſten Stille lebte. — Die Schönheit Polyxena's entfaltete ſich hier immer mehr, und in manches Jünglings Bruſt erregte ſie die Sehnſucht, dieſe holde Schöne ſein nennen zu dürfen; doch Polyxena lebte ſehr eingezogen, und nur an der Seite ihres Vaters, oder ſeiner Schweſter, einer ehrwürdigen Matrone, ſah man ſie in der Kirche, oder ſonſt an einem öffentlichen Orte, wo es ſchwer war, ſich der ſtreng eingezogen lebenden Jungfrau zu nähern.

Dem treuliebenden Gartewitz, deſſen Liebe zu der verſtorbenen Gattin über das Grab hinausreichte, war es nicht möglich, ſeine Anna zu vergeſſen, und er war und blieb traurig; ja, er faßte endlich ſogar den Entſchluß, in den geiſtlichen Stand zu treten und ſeine noch übrige Lebenszeit im Dienſte des Herrn zu verleben. Der Dechant im Dome zu Freiberg war der Jugendfreund dieſes Mannes, und als ſich derſelbe an ihn wendete, handelte er ſo thätig für ſeinen Freund, daß derſelbe auf dieſe Verwendung eine Stelle unter den Chorherren erhielt, welche unter ſeiner Leitung ſtanden, ſo daß er am 2. December 1508 die Weihen feierlich erhielt. —

Die Tochter lebte bei dem Vater, und die Schweſter deſſelben, ſchon vor Jahren zur Wittwe geworden, zog ebenfalls zu ihm; ſo aber lebten dieſe drei im innigſten Vereine ein beneidenwerthes Leben in der Stille, bis zum Beginnen des Jahres 1512, wo ſie ſich trennten, da Polyxena in den Eheſtand trat und ihrem Gatten folgte.

Unter den Jünglingen, denen Polyxena's hohe Schönheit ſtille Wünſche des Herzens abgelockt hatte, befand ſich Andreas Bohem (oder Böhme), ein junger, reicher Bürger zu Freiberg, der ſich ebenfalls in dieſe Schöne verliebt hatte, es aber nicht bei ſtillen Wünſchen bewenden ließ, ſondern ernſtlich dahin trachtete, der Gatte dieſer ſchönen Römerin zu werden, und ſie ganz die Seinige nennen zu dürfen. In dieſem Streben bewarb er ſich eifrig um Polyxenens Liebe und Hand und war glücklich in ſeiner Bewerbung.

Polyxena trennte ſich nun von dem Vater und zog zu ihrem Gatten, der ein ſchönes und großes Haus in der Meißner Gaſſe dieſer Stadt und auch ſonſt noch ein anſehnliches Vermögen beſaß; dort lebte ſie vergnügt an ihres Gatten Seite.

Dieſe Ehe erfreuete ſich keiner Kinder, welche gemeiniglich das Band um beide Gatten um ſo feſter ſchlingen, und Polyxena fühlte daher eine unbeſchreibliche Leere in ihrem Herzen: es war die heimliche Sehnſucht nach den Mutterfreuden. Dieſe Sehnſucht aber wurde nun die Gebärerin einer Reihe von Verbrechen, die ſich mit dem Tode durch das Henkerſchwert endigten.

Ein Kriegsbefehlshaber hatte ſchon längſt ſeine Augen auf die ſo ſchöne Frau geworfen, und ſeine Wünſche wurden immer lebhafter, weshalb ſich der Offizier an ſie drängte und ihr ſeine Neigung erklärte. Polyxena wies ihn nicht ſtreng genug ab, und jener war ein gewandter Verführer. Die vortheilhafte Geſtalt ſeines Körpers unterſtützte ihn, die feurige Italienerin ſchwankte, er wußte nur ſeinen Vortheil zu wohl zu nützen und errang endlich den Sieg. — Polyxena fiel. —

In ſtrafbarer Liebe gegenſeitig entbrannt, lebten die Beiden in Vertraulichkeit und hielten dieſes Verhältniß ſo geheim, daß weder der Gatte noch ſonſt

Jemand nur das Geringſte davon ahnete: nur eine vertraute Magd, von ihrer Herrin durch reiche Geſchenke gewonnen, kannte dieſes Geheimniß und bewahrte es Jahrelang treu in ihrem Herzen. — Der Liebhaber und die Geliebte benahmen ſich ſo klug, daß der betrogene Mann nicht das Geringſte bemerkte, und keine, auch nicht die entfernteſte Ahnung davon hatte, in welchen Orden man ihn aufgenommen habe; er blieb in dem Wahne, ſeine Polyxena liebe ihn noch ſo treu wie ſonſt, und war in dieſem Glauben glücklich. —

Nun iſt es aber eine der furchtbarſten Wahrheiten, daß ein Verbrechen das andere gebiert, und die Sünde einer Kette gleicht, in welcher ein Glied am andern hängt, und der, welcher ſich einem anfänglich kleinen Verbrechen hingiebt, von einem zum andern, und zu immer größern Uebelthaten hingeriſſen wird; ſo aber ging es auch hier.

Polyxena und ihr Geliebter wünſchten ihre innige Vereinigung durch den Bund der Ehe immer heftiger, und der Zwang, den ſie ſich anthun mußten, um ihr ungeſetzliches Liebesverſtändniß allen Augen zu verbergen, wurde ihnen mit jedem Tage läſtiger. — Schon verloren ſie ſich in Betrachtungen, die allmälich weiter führten. — Polyxenens Gatte war allein das Hinderniß, welches ſich dieſer Vereinigung entgegenſtellte, und ſo lange als er am Leben war, verſchwand ihnen alle Hoffnung dazu, war er aber nicht mehr, ſo ſchwanden auch, mit ſeinem Tode, auf einmal alle Hinderniſſe dahin. — Dieſer Gedanke wurde immer lebhafter bei Beiden, und die erſte Sünde des Ehebruchs riß ſie nun zu einem andern, noch weit gräßlichern Verbrechen, dem des Mordes hin. — Bohem ſollte aus dem Wege geräumt werden, damit die Beiden ſich noch inniger verbinden, und des Zwanges, ihre gegenſeitige Neigung und das aus derſelben entſpringende Verbrechen ſorgfältig vor der Welt verbergen zu müſſen, entledigt ſeyn könnten; vielleicht brachte auch der Offizier das Vermögen, welches der Mann beſaß, und welches leicht, durch einen letzten Willen, an Polyxenen fallen konnte, mit in Anſchlag. — Die That wurde beſchloſſen.

3.

Die ſchöne Polyxena.

(Schluß.)

Um den Mord ungeſtraft vollbringen zu können, ſollte der dem Tode geweihete Mann vergiftet werden. — Nun giebt es aber bekanntlich unter den Giften ſolche, die man ſchleichende Gifte nennt, weil ſie den Organismus des menſchlichen Körpers nur langſam und unmerklich zerſtören, und ein ſolches empfing der argloſe Bohem unvermerkt aus den Händen ſeiner Gattin, die er noch immer für treu hielt, und nicht im Geringſten daran dachte, welch' eine giftige Schlange ſie war, und weſſen ſie ſich ſchon ſchuldig gemacht hatte. Unbefangen nahm er das Gift aus ihren Händen und hatte nicht die geringſte Ahnung, welches Verbrechen dieſe Schändliche an ihm beging.

Es iſt zwar das Nähere dieſer That in der Chronik nicht angegeben worden; allein es läßt ſich leicht denken, daß dieſe geborne Römerin von der, in Italien ſo gemeinen Giftmiſcherei einige Wiſſenſchaft gehabt, und das Gift, welches ihren Gatten tödten ſollte, ſelbſt zubereitet habe. — Wie aber dem auch ſey, ſo viel iſt gewiß, Bohem wurde vergiftet und empfing das Gift aus den Händen der Gattin, die er noch ſo herzlich liebte. —

Kurze Zeit nur bedurfte es, und das empfangene Gift that ſeine Wirkung. Andreas Bohem wurde krank, und ſein Uebel trotzte ganz natürlich der ärztlichen Kunſt, da der Arzt über die Urſache der Krankheit gefliſſentlich in Unwiſſenheit gelaſſen, oder auch auf falſchen Weg geführt wurde, um die Vergiftung nicht wahrſcheinlich werden zu laſſen. — Daher wurde die Wirkung allmälich immer ſtärker, und endlich nahm ſie die unerwartete Wendung, daß der unglückliche Mann, unter unbeſchreiblichen Schmerzen, ganz contract wurde und ſein Lager nicht mehr verlaſſen konnte.

Dieſes Verbrechen geſchah im Jahre 1519, und ſchon ſchmachtete der arme Bohem gelähmt auf ſeinem Lager, als ſein Schwiegervater, der Canonicus Gartewitz, im folgenden Jahre ſeiner ſchon längſt vorausgegangenen Gattin in die Ewigkeit nachfolgte. Nun war auch die letzte Stütze des unglücklichen Kranken gebrochen, und die Cataſtrophe näherte ſich.

Die Scheu ſchwand dahin, welche die ſo tief geſunkene Polyxena bisher noch vor ihrem Vater hegen mußte, da er ein ſtrenger Moraliſt war. Und hatte ſie ſich bisher vor dieſem unerbittlichen Richter ſcheuen müſſen; war es ihr auch durch Klugheit und Verſtellungskunſt gelungen, ihren Vater ebenfalls in dem feſten Glauben zu erhalten: ſeine Polyxena ſey noch die ehemalige, alſo daß nicht der entfernteſte Gedanke in ſeiner Seele Raum fand, daß ſie ſo tief geſunken ſeyn könne, als ſie es wirklich war, ſo fiel doch jetzt, mit ſeinem Tode, auch dieſe Schranke nieder, und es war nun Niemand mehr vorhanden, vor dem ſie ſich hätte ſcheuen dürfen, da auch ihre Tante Sophia dem Bruder vorangegangen war, und daher jede Rückſicht vor derſelben wegfiel. —

Vollkommen war es bisher Polyxenens Verſtellungskunſt gelungen, den Schein zu erhalten und ihre Umgebung zu täuſchen; doch dieſer Zuſtand wurde ihr allgemach zu peinlich, und die Sehnſucht nach dem Wittwenſtande immer größer. — Dieſe Contractur ihres Gatten hatte nicht in ihrem Plane gelegen, und ſie konnte, bei dieſer unvorhergeſehenen Wirkung des Gifts, noch Jahre lang währen, wodurch ſie aber von ihrem Ziele, der vollkommenen Vereinigung mit ihrem Geliebten, entfernt gehalten wurde. — Allmälich entſtand ein Vorſatz in ihrer Seele, vor dem ſie anfänglich ſchauderte, doch nach und nach vertrauter mit ihm wurde. — Dieſes war der Gedanke, jene langwierige Krankheit ihres Gatten abzukürzen und ſeinen Tod zu beſchleunigen. Hierzu erwählte ſie jedoch nicht abermals Gift, denn es ſchien ihr dieſer Weg weniger gewiß, und ein ſchnell wirkendes Mittel dieſer Art konnte leicht Verdacht erregen; ein raſcher und gut gerathener Meſſerſtoß hingegen ſie aus aller Noth ziehen und an das Ziel bringen, nach dem ſie ſo eifrig ſtrebte. Zwar widerſetzte ſich der innere gute Geiſt, der in jedem Menſchen wohnt, das natürliche Gefühl des Rechten und Wahren, dieſem Mordanſchlage.

doch die wollüſtigen Begierden ſiegten endlich über dieſen warnenden Engel; und ihre Sophiſterey, ſowie die Vorſtellung: daß dieſer Kranke doch nicht wieder geneſen könne, und ein ſolcher Meſſerſtoß eigentlich eine Wohlthat für ihn ſey, weil er dadurch auf einmal von ſeiner Qual befreit, und das Ende aller ſeiner Schmerzen herbeigeführt werde, ſiegte endlich über jeden Widerſtand des innern moraliſchen Gefühls und betäubte durch dergleichen ſophiſtiſche Trugſchlüſſe das Gewiſſen, ſo daß Polyxena endlich zur Ausführung ihres Vorſatzes ſchritt.

Dieſe Frau war im Beſitz eines ſchlafmachenden Mittels, welches der Arzt ihrem, vor Schmerz oft laut aufſchreienden Gatten verordnet hatte, damit er ſich zuweilen eine ruhige Nacht ſchaffen könne, um wenigſtens einige Stunden ſchmerzlos zu verleben. — Dieſes gab ſie ihm am Abend, als die beiden Gatten eben allein waren, und Andreas den Wunſch äußerte, einmal eine ruhige Nacht zu haben. — Bald darauf entſchlief er, und als die Wärterin ihre Nachtwache antrat, fand ſie den Kranken ſanft und feſt ſchlafend. Auch dieſe Perſon entſchlief nun, erſchöpft von vorhergegangenen Nachtwachen, in dem Bewußtſeyn, daß der Kranke ſie in dieſer Nacht nicht nöthig haben werde, und bald darauf gab ſie ihren feſten Schlaf durch Schnarchen zu erkennen. Polyxena lauerte, und als ſie ſich von dem tiefen Schlafe der Wärterin überzeugt hatte, ergriff ſie ein ſcharfes und ſpitziges Meſſer, ſuchte am Körper, des im feſten Schlafe liegenden Gatten, die Stelle des Herzens, ſetzte hier die Spitze des Meſſers an, und es bedurfte nun keines ſtarken Drucks, um daſſelbe in die Mitte des Herzens zu ſtoßen, ſo daß der Gemordete nach einem kurzen Röcheln faſt regungslos verſchied.

So war es denn verübt, das Verbrechen, zu dem die Gefallene Stufe für Stufe hinabgeſunken war. Der Gatte hatte am Abend die ſchlafmachende Arznei dankbar aus ihren Händen genommen, in der Hoffnung, ſeine Polyxena wolle ihm dadurch eine ruhige Nacht bereiten und empfing nun den Tod, durch dieſe ſo tief Geſunkene.

Um den Verdacht des Mordes von ſich abzuwälzen, hatte die Mörderin die Hand ihres Gatten um das Meſſer gelegt, und ſo den Anſchein gegeben, als wenn er ſich ſelbſt gemordet habe. — Dieſes war nun nicht übel ausgeſonnen, und dennoch half es ihr nichts, da es von Gott beſchloſſen war, daß dieſes Verbrechen nicht ohne Strafe bleiben ſollte; und alſo ward es auch entdeckt. —

Als die Wärterin erwachte, freuete ſie ſich über den anhaltenden Schlaf des Kranken, und war ganz unbeſorgt; doch wer ſchildert den Schrecken dieſer armen Frau, als ſie zufällig mit der Nachtlampe ſich dem Bette näherte, ihren Blick auf den unbeweglich liegenden Kranken warf, und nun die mit Blut überzogene Bettdecke ſah, ja ſogar die Blutflecken am Boden erblickte, die durch das Bette hindurch gedrungen waren und gleich einer Pfütze den Boden bedeckten.

Ganz außer ſich vor Schrecken ſtürzte nun die Wärterin in Polyxenens Schlafzimmer, welches dicht an daſſelbe ſtieß, in welchem das Verbrechen verübt worden war, und meldete das, was ſie geſehen hatte. Polyxena ſchien höchſt erſchrocken und eilte in das Zimmer, wo der Todte lag. Hier erklärte ſie nun dieſen ſofort für einen Selbſtmörder, wie es auch, durch jene kluge Veranſtaltung, in der That den Anſchein hatte, und es überhaupt nicht unwahrſcheinlich war, daß der Kranke ſeinem Leben ein Ende gemacht habe, um von ſeinen Schmerzen befreit zu werden; dieſe aber waren in den letzten Tagen ſehr heftig geweſen, wie der Wärterin wohl bekannt war, da er ſie durch ein faſt ununterbrochenes Wimmern zu erkennen gegeben hatte.

Der Obrigkeit wurde nun dieſer anſcheinende Selbſtmord gemeldet, und die Gerichtsperſonen erſchienen, um Beſichtigung zu halten. Man fand den Anſchein, daß Bohem ſich ſelbſt ermordet hatte, und der Gemordete wurde nun, als Selbſtmörder, mit der ganzen Strenge und Rückſichtsloſigkeit behandelt, die zu jener Zeit in ſolchen Fällen üblich war. — Das Vermögen des Selbſtmörders wurde zum Theil für die auflaufenden Koſten angeſprochen, und das übrige durch Adminiſtration verwaltet.

Polyxena glaubte nun alle Hinderniſſe aus dem Wege geräumt zu haben, und mit ihrem Geliebten ehelich verbunden werden zu können; doch dieſe Hoffnung ſchlug fehl, und ſie gelangte durch den Mord ihres Gatten nicht dazu, ja ſie wurde durch denſelben für immer von dieſem Ziele entfernt. — Man weiß es nicht, ob ſie ſich ihrem Geliebten ganz entdeckt und dadurch ſeinen Abſcheu vor dieſer ſchwarzen That und ihrer Urheberin erregt habe; ſo viel nur iſt gewiß, daß er in der Stille Freiberg verließ und weder dieſe Stadt noch Polyxenen wiederſah. —

Bald darauf erregte ſich der Verdacht des Mordes gegen die Wittwe und die Wärterin; doch dieſe letztere wußte ſich ſo gut zu vertheidigen, und ihre Vertheidigung wurde ſo augenſcheinlich durch die Sprache der Unſchuld geführt, daß ſie als gerechtfertigt erkannt wurde; hingegen lenkte ſich der Verdacht deſto mehr gegen die Wittwe: beſonders wurde der Umſtand verdächtig, daß man nicht begreifen konnte, von wem der Mann das Meſſer erhalten habe, da die Wärterin eidlich erhärtet hatte, ihm keines gegeben zu haben, er ſelbſt aber, wegen ſeiner Lähmung, ſich nicht vom Lager zu bewegen im Stande war. —

So ſchwebte dieſe Sache in dichter Dunkelheit, als die Magd, welche das ehebrecheriſche Verhältniß der Wittwe zu dem Offizier kannte, und daſſelbe jetzt, von ihrem Gewiſſen getrieben, entdeckte, dieſe Dunkelheit ſehr aufhellte und dazu beitrug, daß Polyxena ſofort verhaftet wurde.

Die Verbrecherin leugnete fortwährend, und nun wurde ihr die Magd gegenüber geſtellt, welche hier ihre Ausſage rückſichtslos wiederholte und hierdurch, auch weil ſich Polyxena nicht hinreichend vertheidigen konnte, die Sache dahinbrachte, daß auf Anwendung der Folter bei der Leugnenden erkannt wurde: weil man die Sache als hellerwieſen und Polyxenens Abrede nur als hartnäckiges Leugnen anſah. —

Die Verbrecherin wurde alſo nach der Marterkammer gebracht, wo ſie ihre Richter, an einer ſchwarz behangenen Tafel ſitzend, vor ſich fand. — Man redete ihr auf das beweglichſte zu, die Wahrheit zu geſtehen: allein ſie blieb feſt bei ihrer Ausſage. — Nun wurde ſie mit dem bekannt gemacht, was ihrer warte, wenn ſie nicht bekennen werde, und der Scharfrichter mußte nun herzutreten, ihr die Werkzeuge der Marter zeigen und ihr die Anwendung derſelben erklären. Dieſes that der Mann mit wahrhaft gräßlicher Beredtſamkeit, ſo daß Polyxena zu ſchwanken begann; demohngeachtet bekannte ſie noch nicht. — Die Richter winkten jetzt, und die Henkersknechte ergriffen ſie, den zarten Leib auf die Folterbank zu ſpannen. Schon lag ſie auf der Leiter, und man legte die Riemen an Hände und Füße, um ſie auszudehnen, oder, nach der henkermäßigen Kunſtausſprache, zu recken, als ſie plötzlich rief: „Halt! Ich will ohne Marter geſtehen, was ich verbrach!"

Schnell wurde ſie nun der Bande entledigt und wieder vor die Richter gebracht, wo ſie denn nun, mit einem tiefen Seufzer beginnend, auch mit allen Zeichen der Reue, ihre That geſtand; den entwichenen Geliebten aber von der Theilnahme oder Mitwiſſenſchaft gänzlich freiſprach.

Dieſe Ausſage wurde ſorgfältig aufgezeichnet, dann aber ſchloß das Gericht die Acten und ſchickte ſie nach richterlichem Erkenntniß. Das Urtheil war nicht lange außen und es brachte für die Verbrecherin als Strafe: „die Hinrichtung mit dem Schwerte, und daß ihr entſeelter Körper auf das Rad geflochten werden ſolle." — Dieſes ſtrenge Urtheil wurde Polyxenen bekannt gemacht, und ſie wendete nichts dagegen ein, ſondern betrachtete es reuevoll als eine wohl verdiente Strafe ihres Verbrechens.

Der Tag wurde beſtimmt, an dem die Verbrecherin ihre Uebelthat mit dem Leben büßen ſollte. Bußfertig bereitete ſie ſich nun zum Tode, beichtete und that Buße mit tiefer Reue und Leid: dann empfing ſie das Verſöhnungsmahl des Herrn und erwartete nun gefaßt den Tag, an welchem ſie ſterben ſollte.

Am 3. December 1522 hörte man die wehmüthigen Töne des Armenſünderglöckchens, und auf dem Platze vor dem Rathhauſe hatten ſich die Richter um einen mit ſchwarzem Tuche bedeckten Tiſch verſammelt, das hochnothpeinliche Halsgericht zu halten. Vor dem Stadtrichter lag das weiße Stäblein, welches über der armen Sünderin gebrochen werden ſollte, zum Zeichen, daß hierdurch gleichſam auch ihr Leben gebrochen werde und dem Tode unrettbar anheimfalle. — Der Diener des Gerichts ſtand, von einem blutrothen Mantel umgeben, hinter dem Stadtrichter, und als dieſer winkte, ergriff er das auf dem Tiſche liegende lange Schwert, und begann nun, dreimal um den Tiſch mit langſamen gemeſſenen Schritten herumgehend, den Grauſen erregenden Zeterruf über die Mörderin ihres Ehemannes, zum erſten-, andern- und drittenmale. —

Jetzt ertönte das Armenſünderglöckchen wieder, und die dem Tode anheimfallende Verbrecherin erſchien, in der Mitte zweier Dominikaner-Mönche, die ſie bis zum letzten Augenblicke nicht mehr verließen, ſondern ihr mit dem Troſte des Glaubens zur Seite blieben und ihr beiſtanden in der Todesnoth. — Obgleich erbleicht, war die Schönheit dennoch nicht von der Büßerin gewichen, und allgemein war das Mitleid, das ſie fand. — Zwiſchen ihren Händen trug ſie das Bild des gekreuzigten Erlöſers, der heilig und ſchuldlos für die Sünde der Weltbewohner ſtarb, und oft drückte ſie dieſes Bild des Heilandes an ihre

Lippen, die früher mit ganz andern Küſſen beſchäftiget geweſen waren.

Der Stadtrichter ermahnte die vor ihm ſtehende Armeſünderin mit beweglichen Worten: Gott und der Wahrheit, in dem freien und öffentlichen Bekenntniß ihres Verbrechens, die Ehre zu geben, und ſie antwortete nun, auf die an ſie gerichteten Fragen, mit einem lauten und deutlichen Ja. — Nun las ihr der Gerichtsſchreiber das Urtheil vor, und bei den Worten: „Von Rechtswegen!“ brach der Richter das weiße Stäblein entzwei, deſſen Stücken er über das Haupt der Armeſünderin hinüberwarf. — Nach dieſem Brechen des Stabes ſtanden die ſämmtlichen Gerichtsperſonen auf und ſtießen ihre Stühle um; die anweſenden Mönche und frommen Bruderſchaften aber ſtimmten den Geſang des *Miserere* an, und der Zug ging nun zum Thore hinaus, wo auf dem Rabenſteine der Scharfrichter mit dem wohlgeſchliffenen Schwerte das Opfer bereits erwartete, welches er heute der Gerechtigkeit zur Sühne ſchlachten ſollte.

Endlich hatte Polyxena den letzten geiſtlichen Segen empfangen, und ſie wurde nun ermahnt, ihre Strafe zu erleiden. Gefaßt ging ſie nach dem verhängnißvollen Stuhle zu, und ſetzte ſich bereit, den Todesſtreich zu empfangen. Man verband ihr die Augen, nachdem ſie die Sonne zum Letztenmale hatte ſcheinen ſehen. — Jetzt wurde das Schwert gezogen, es blitzte, geſchwungen von der kräftigen Fauſt des Scharfrichters, die mit Sicherheit den Todesſtreich führte, ſo daß das mit dieſem Streiche abgeſchlagene Haupt in den Sand rollte.

Dieſe von einem Verbrechen zum andern fortgeriſſene und auf dem Blutgerüſte endende Verbrecherin giebt aber ein deutliches Beiſpiel von der Wahrheit des Spruchs: *Laß dich den Teufel bei einem Haar faſſen, und du biſt ſein mit Seel' und Leib*; — welches unſer herrlicher **Gellert** noch beſſer geſagt hat in den Verſen:

> Erzittre vor dem erſten Tritte;
> Mit ihm ſind alle andern Schritte
> Zu einer böſen That gethan.

4.

Der Herzog Johann Ernſt von Weimar ſtirbt in Ungarn.

(Fortſetzung vom 17. Mai. III. Bd. S. 114.)

Vorwort.

An dieſem nur angegebenen Tage haben wir uns in einer S. 112 befindlichen Note unter dem Texte auf den 4. December, als dem Tage bezogen, an welchem der Herzog *Johann Ernſt* von *Sachſen-Weimar* in weiter Ferne von dem Vaterlande ſtarb, und wollen nun die nähern Umſtände dieſes Ablebens eines heldenmüthigen Fürſten aus dem Hauſe Sachſen den geehrten Leſern vortragen.

Der Herzog *Johannes* von *Sachſen-Weimar* wurde in ſeiner kinderreichen Ehe mit der herrlichen deutſchen Fürſtenmutter *Dorothea*, (S. *IV.* Bd. 18. Juli und *V.* Bd. 31. Oct.) Vater von *zehn* Söhnen, von welchen ſich *ſechs* unter den Helden des dreißigjährigen Krieges ausgezeichnet haben, und von dieſen opferten drei ihr Leben im Kampfe für die Sache, die ſie als eine gute und gerechte anerkannt hatten.

Schon im *III.* Bande dieſes Werks haben wir S. 108 ff. unſere Aufmerkſamkeit auf dieſe fürſtlichen Brüder gelenkt und verſchiedene von ihnen angeführt: in dem heutigen Tagsabſchnitte aber ſoll blos die Rede von Johann Ernſt, dem älteſten derſelben, ſeyn.

Dieſer Prinz erblickte, als der Erſtgeborne in dieſer Fürſtenehe, am 21. Febr. 1594 in Altenburg das Licht der Welt, und ſtand, nach dem frühen Ableben des Vaters, bis zum Jahre 1612 unter der Vormundſchaft der einander in der Regierung folgenden beiden Kurfürſten von Sachſen, Chriſtian *II.* und Johann Georg *I.*; als er aber in dieſem Jahre ſein achtzehntes Lebensjahr vollendet hatte, erklärten nicht allein die kurfürſtlichen Räthe die Reſignation der bisher geführten Vormundſchaft, ſondern beſtellten dieſen ältern Bruder auch zum Vormunde ſeiner jüngern Brüder.

Schon in den erſten Jahren des ausgebrochenen Krieges, nachdem die ehrwürdige Mutter Dorothea bereits aus der Welt gegangen war, (S. 18. Juli.) nahmen die ältern Brüder Theil an dem Kriege, und auch der kaum aus dem Knabenalter herausgetretene Bernhard betrat die Heldenlaufbahn, wo ſie nun fortwährend, bald in dieſem, bald in jenem Heere gegen den Kaiſer fochten, und wobei der Prinz Friedrich in der Schlacht bei Fleury (19. Aug. 1622) ſein Heldenleben ließ. — Schon zuvor (1621) war zwiſchen dieſen fürſtlichen Brüdern ein Vertrag errichtet worden, in welchem der älteſte Bruder, Johann Ernſt, die Regierung ſeinen jüngern Brüdern und beſonders an Ernſt übertrug, der ſie bis zur Rückkunft Albrechts aus Frankreich allein, und dann mit demſelben gemeinſchaftlich führen ſollte; Johann Ernſt aber wollte ſich ganz dem Kriegsleben widmen.

Schon waren verſchiedene deutſche Fürſten, die es gewagt hatten, öffentlich gegen die kaiſerliche Uebermacht aufzutreten, von dem gewaltigen Tilly beſiegt worden. Die fürſtlichen Brüder von Weimar aber hatten immer nur als Anführer in einem oder dem andern dieſer Heere gedient. Auch dieſes hatte der Kaiſer ungnädig aufgenommen und verſchiedene Abmahnungen waren fruchtlos an ſie ergangen, und ſo blieb denn weiter nichts übrig, als dieſe Ungehorſamen in die Acht zu erklären.

Der Zuſtand Deutſchlands wurde immer bedenklicher, und dem Kaiſer Ferdinand ſchien kein Hinderniß bei ſeinen Unternehmungen, zur Unterjochung der deutſchen Fürſten, mehr entgegen zu ſtehen, als ſich plötzlich eine neue Coalition gegen ihn bildete. England, Frankreich, Schweden, Holland, ſchloſſen Bündniſſe. Der König von Dänemark, Chriſtian *IV.*, gehörte als Herzog von Holſtein unter die deutſchen Reichsfürſten und hegte den Wunſch, ſich an die Spitze dieſes Bundes zu ſtellen. — Aber auch der König von Schweden, Guſtav Adolph, war gerüſtet, und auf ihn hoffte man nicht minder. Dieſer ſchon damals berühmte Fürſt war auch nicht abgeneigt, dieſem Bunde beizutreten, allein er verlangte den Oberbefehl über das Bundesheer und die Einräumung einiger feſten Plätze in Deutſchland, um auf jeden Fall vorgeſehen zu ſeyn. — Man berathſchlagte über dieſe nichts weniger als unbilligen Forderungen. Da regte ſich die Eiferſucht im Herzen des Dänenkönigs Chriſtian, gegen den mächtigen Nachbar, und er konnte ſich nicht entſchließen, dem Schwedenkönige den Oberbefehl zu überlaſſen; denn er ſelbſt wollte ihn führen und ſah ſchon im Geiſte den Lorbeerkranz um ſeinen Scheitel grünen. Es wurde alſo das Begehren Guſtav Adolphs verweigert, und Chriſtian zum Oberſten des Niederſächſiſchen Kreiſes ernannt. Als ſolcher warb er Truppen und führte ſolche nach Deutſchland. England und Frankreich verſprachen Beiſtand. Mannsfeld und Chriſtian von Braunſchweig errichteten neue Kriegsſchaaren, mit denen ſie zum däniſchen Heere ſtießen, und die Herzoge von Meklenburg erklärten ſich öffentlich für ihn. —

Doch auch die Kaiſerlichen waren nicht unthätig bei dieſer ihnen drohenden Gefahr, und der kriegskundige Tilly breitete ſich mit einem Heere in Niederſachſen aus, wo er beſonders das feſte Calenberg eroberte, welches der Kaiſer ſpäterhin zur Belohnung dieſes Feldherrn beſtimmte. — Der König Chriſtian ſendete nun den Prinzen Friedrich von Altenburg mit einer Heeres-Abtheilung den Feinden entgegen, wo dann dieſer Fürſt, in dem Treffen bei Salſen, am 4. Nov. 1625 ſein Heldenleben verlor. (S. *I.* Bd. S. 267 ff.) — Nun ſah ſich der König Chriſtian genöthiget, mit ſeinem Heere gegen die Kaiſerlichen mächtig aufzutreten, und er zog deshalb im Frühlinge 1626 mit einem Heere von 60,000 Mann in's Feld, beging aber den Hauptfehler, dieſes ſo große Heer in drei Abtheilungen zu theilen, welche beſonders für ſich agiren ſollten. Der König wollte hierdurch Tilly zwingen, ſein Heer ebenfalls zu theilen, doch dieſes gelang ihm nicht, wohl aber ſuchte dieſer weit größere Feldherr jene Abtheilungen einzeln zu ſchlagen, was ihm auch gelang, ſo daß ſich dieſer Feldzug, der ſich mit ſo guten Ausſichten angefangen hatte, ſehr nachtheilig für die Dänen endigte.

Der Herzog Johann Ernſt hatte eine ſolche Heeres-Abtheilung befehligt und damit einen Zug in das Stift Münſter gemacht und war dann mit 5000 Mann zu Mannsfeld geſtoßen, als dieſer vorher von Wallenſtein, an der Deſſauer Brücke, angegriffen und geſchlagen worden war.

Gemeinſchaftlich gingen nun dieſe beiden Heerführer nach Schleſien, wo ſie den großen Plan ausführen wollten, nach Ungarn vorzudringen, ſich dort mit dem Fürſten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor zu vereinigen und das Haus Oeſterreich am Herzen ſelbſt anzugreifen. Gelang dieſes, ſo war viel damit gewonnen, und die Kaiſerlichen mußten eilen, der Reſidenz ihres Herrn zu Hülfe zu kommen. — Schon waren dieſe Schaaren bis zur Jablunka, einem wichtigen Paſſe im Fürſtenthume Teſchen, an der ungariſchen Grenze vorgedrungen, wo ſie ſich verſchanzten und alle Angriffe der Feinde, die auf dieſe Verſchanzungen gerichtet waren, tapfer zurückſchlugen. — Dieſer ſo geniale, folgenreiche Plan wurde jedoch nicht ausgeführt, denn Bethlen Gabor kam nicht ſelbſt, ſondern ſchickte nur einige Truppen, ſchloß auch kurz darauf mit dem Kaiſer einen Vergleich, ſo daß dieſes ganze Unternehmen, welches von großen Folgen hätte werden können, ſcheitern mußte.

Johann Ernſt und ſein Bruder Bernhard trennten ſich nun von Mannsfeld und wendeten ſich wieder nach Schleſien, wo ſie verſchiedener Orte ſich bemächtigten und bei Troppau ein anſehnliches

Lager bezogen, von wo aus ſie ſich im Lande verbreiteten und faſt täglich neue Vortheile errangen.

Wallenſtein war dem Grafen von Mannsfeld nach Ungarn gefolgt, ohne ihn jedoch zu erreichen, ſandte aber, auf Befehl des Kaiſers, einige Schaaren gegen die Weimaraner aus; doch die Letztern fochten glücklich mit ihren Feinden und jagten ſie in die Flucht, nachdem ſie 1300 Mann von den Kaiſerlichen erſchlagen hatten.

Von Bethlen Gabor verlaſſen, dankte endlich Mannsfeld ſeine Völker ab und eilte, nur von wenigen Freunden begleitet, nach dem venetianiſchen Gebiete, wo ihn der Tod, am 20. November 1626, in Zara in Dalmatien ereilte, indem dieſer Held daſelbſt an der Peſt ſtarb.

Kurz vorher war auch der Herzog Chriſtian von Braunſchweig geſtorben, und der Kaiſer binnen wenig Tagen von zwei ſeiner gefährlichſten Feinde befreiet worden. — Daher wendete ſich nun der Zorn dieſes Mächtigen gegen die Weimariſchen Fürſten, gegen die er die Acht ausſprechen wollte; hiervon wurde er jedoch durch den Tod des Herzogs Johann Ernſt, welcher bald darauf erfolgte, verhindert, und dieſer Achtsſpruch erfolgte alſo nicht. —

Dieſer Fürſt machte eine Reiſe nach Ungarn, um dort die entlaſſenen Mannsfeldiſchen Kriegsſchaaren in Dienſt zu nehmen. In der Stadt St. Martin (in Oberungarn an der Waag,) befand er ſich plötzlich unwohl und wurde von einer ſchweren Krankheit übereilt, die ihren Grund in einer nicht völlig gargekochten Speiſe gehabt haben ſoll (nach Andern iſt Gift der Grund dieſer Krankheit geweſen). Der Herzog ſuchte dieſe Unverdaulichkeit durch den Genuß von ſtarkem Wein zu heben, allein dies vermehrte die Krankheit, ſie wurde immer heftiger, keine Arznei ſchlug an, und nachdem der Fürſt mit jedem Tage ſchwächer und matter geworden war, ſtarb er endlich am vierzehnten Tage der Krankheit, nachdem er ſein Leben nur auf 32 Jahre, 9 Monate und 13 Tage gebracht hatte.

Dieſem Fürſten geben die Zeitgenoſſen das Lob eines klugen, tapfern und verſtändigen Fürſten, der durch ſeine Thaten, wenn er das Leben noch länger gehabt, ſich nicht wenig berühmt gemacht haben würde.

Der Leichnam des Herzogs wurde nun mit Vergünſtigung des Kaiſers nach Troppau abgeführt, bis im folgenden Jahre der General Wallenſtein einen Paß ausſtellte, daß dieſer Leichnam nach Weimar abgeführt werden durfte, auch überall mit Kriegsehren und Bedeckung verſehen wurde. Am 10. Mai 1627 wurde der Transport in Troppau begonnen, und am 27. Juni kam die Leiche in Jena an, wo ſie in der Stadtkirche bis zum 17. Juli ſtehen blieb und an dieſem Tage bis nach Oberweimar gebracht wurde, von wo ſie am folgenden Tage in feierlicher Prozeſſion abgeholt und in das fürſtliche Erbbegräbniß zur Ruhe gebracht wurde.

5.

Der ſchwediſche Feldherr Torſtenſohn und der Superintendent zu Pegau.

Bereits an mehreren Stellen dieſes Werks*) haben wir Beiſpiele von der Erbitterung gegeben, wel-

---

*) S. *II.* Bd. S. 235 ff. und S. 324 bis 335.

che der von dem Kurfürſten Johann Georg und andern Reichsſtänden mit dem Kaiſer abgeſchloſſene Prager Friede in den Herzen der Schweden hervorgerufen hatte. Beſonders aber wurde der Umſtand, daß die Sachſen feindlich gegen die Schweden auftraten und ſich mit den Kaiſerlichen vereinigten, dieſe aus Deutſchland vertreiben zu helfen, höchſt verderblich für den größten Theil des Sachſenlandes, welches nun für ſeinen Fürſten auf das grauſamſte büßen mußte. Immer höher ſtieg das Elend, welches der Prager Friede in dieſem Lande hervorgerufen hatte, und dennoch war der Kurfürſt nicht zu bewegen, von der Seite des Kaiſers wieder abzutreten, oder wenigſtens einen Waffenſtillſtand mit den Schweden zu ſchließen, bis es endlich, nachdem beinahe das ganze Land von dieſen grimmigen Feinden verwüſtet worden war, im Jahre 1645 (27. Aug.) in Kötzſchenbroda als Werk der höchſten Noth geſchah. (S. *II.* Bd. S. 186 ff.)

Das Jahr vorher brachte einen ſehr thätigen Feldzug, in welchem der geniale Torſtenſohn die Schweden anführte und den mit den Sachſen vereinigten kaiſerlichen General Enkefort bei Jüterbog dermaßen auf's Haupt ſchlug, daß dieſer Feldherr ſelbſt nebſt einer Menge Offizieren und faſt 2000 Unteroffizieren und Gemeinen gefangen genommen wurde.

Nach dieſem Siege führte Torſtenſohn ſein 12,000 Mann ſtarkes Heer in Erholungsquartiere, die ſich in der Gegend von Weißenfels und Naumburg befanden, und auf dem Zuge dahin kamen die Schweden vor Pegau, wo ſie gewiſſermaßen eine Ehrenſache abzumachen hatten.

Schon am 19. März 1644 war ein kleines Heer von dieſen Völkern unter Königsmark vor Pegau geweſen, hatte ſich aber, da ſchon dazumal der ſächſiſche Oberſt von Gersdorf mit achthundert Reitern und Dragonern in dieſer Stadt als Beſatzung lag, und den Schweden das Fußvolk zum Stürmen fehlte, auch der Kaiſerliche General Hazfeld mit einem Heere in der Nähe ſtand, unverrichteter Sache wieder abziehen müſſen. — Dieſe lange Naſe hatte die Schweden gewaltig verdroſſen, und es war bei ihnen gewiſſermaßen zu einem Ehrenpunkte geworden, wieder zu kommen und die Stadt Pegau zu erobern.

Am 4. December 1644 rückten ſie alſo auf's neue wieder vor dieſe Stadt und brachten eine bedeutende Anzahl ſchwerer Kanonen mit ſich. Noch befand ſich Gersdorf mit hundert ſächſiſchen Küraſſieren und fünf Compagnien Dragonern, welche zuſammen an ſiebenhundert Mann betrugen, in dieſer Stadt, und dieſelbe wurde nun von den Schweden zur Uebergabe aufgefordert. — Der ſchwediſche Obriſtlieutenant Rabe, ein alter Freund Gersdorfs, wurde mit einem Schreiben an dieſen abgeſendet, in welchem ihm der General zu Gemüthe führte: „daß dieſer Ort zu ſchwach ſey, einem ganzen Heere zu widerſtehen. Dieſes möchte der Herr Camerad bedenken und nicht durch unnütze Gegenwehr die Stadt in Gefahr bringen, durch das Feuer des ſchweren Geſchützes zerſtört zu werden. Er (Torſtenſohn) halte ſich dann vor der Welt entſchuldigt, wenn dieſe Stadt durch Feindſeligkeiten unglücklich werde.“

Mit dieſem Schreiben fand ſich der Obriſtlieutenant Rabe bei ſeinem Freunde Gersdorf ein.

Dieſe beiden alten Waffenbrüder, die ſich ſeit Jahren nicht geſehen hatten, umarmten ſich jetzt mit inniger Freude, und Rabe gab ſeinen Brief ab, — Gersdorf las ihn und ſeine Stirn runzelte ſich.

„Du haſt Dich zu einer üblen Commiſſion brauchen laſſen, alter Freund und Waffenbruder! — entgegnete der Oberſte, nachdem er den Brief geleſen hatte. — Dieſe Stadt hat mir der Kurfürſt zur Vertheidigung anvertraut, und ich darf dabei auf nichts Rückſicht nehmen, ſondern muß meine Schuldigkeit thun. — Mit Ehren diente ich bisher meinem Vaterlande und habe nicht Luſt, wie der Hauptmann Vopel und ſchon mancher andre Commandant vor mir, durch das Schwert des Henkers zu ſterben (ſ. B. I. S. 227 ff.) und meine Laufbahn wie dieſe Männer zu beſchließen, die ſich auch durch Rückſichten leiten ließen. — Will Dein General die Stadt Pegau durch die Gewalt des Geſchützes vernichten, ſo habe ich es nicht zu verantworten; ich aber werde mich demohngeachtet vertheidigen, ſo lange als möglich.“ —

Der Obriſtlieutenant Rabe wendete alle Kunſt der Ueberredung an, den Oberſten Gersdorf dahin zu vermögen, die Stadt zu übergeben. Doch dieſer blieb feſt bei ſeinem Entſchluſſe ſtehen, und der Schwede mußte ſich unverrichteter Sache wieder in das Lager begeben.

Torſtenſohn war höchſt entrüſtet, als er dieſe Antwort vernahm, und befahl ſogleich, das ſchwere Geſchütz aufzufahren, um die Stadt mit glühenden Kugeln zu beſchießen, „weil er dieſes Neſt ausbrennen wolle.“ — Da aber für die glühenden Kugeln erſt Oefen erbauet werden mußten, ſo verging hierüber der ganze folgende Tag (5. Decbr.) bis an den Abend, und erſt ſpät an dieſem konnte dieſe ſchreckliche Arbeit beginnen. — Kaum hatte es am 5. Decbr. Abends 10 Uhr geſchlagen, als das ſchwediſche Feuer aus zwanzig ſchweren Kanonen und vier Mörſern auf das furchtbarſte begann, und man die glühenden Kugeln, gleich feurigen Drachen, durch die Luft ziehen ſah. Keine Viertelſtunde hatte dieſes alſo gewähret, als auch an ſechs Orten die Flammen aufſtiegen und, weil die Einwohner nicht löſchen konnten, da ſie ſich vor den häufig in der Luft fliegenden Kugeln, Steinen und Granaten verbergen mußten, bald zu einem allgemeinen Feuermeere wurden, welches die ganze Stadt ergriff. — Dabei donnerte immerfort das ſchwediſche Geſchütz, und der Regen von Kugeln, Steinen und Granaten fiel unaufhörlich auf die arme Stadt nieder. — An dreihundert und funfzig Häuſer ſtanden in hellen Flammen, und eben dieſe Allgemeinheit des Brandes war es, in Gemeinſchaft mit dem unaufhörlichen Regen von Kugeln, Steinen und Granaten, welche es verurſachte, daß an dreihundert von den Einwohnern dieſer unglücklichen Stadt oder von den in dieſelbe geflüchteten Landleuten, den furchtbaren Tod durch die Flammen erlitten oder in den Kellern und andern Zufluchtsörtern vor Rauch erſtickten. — Auch die ſämmtlichen Pferde der Beſatzung hatten ein gleiches Schickſal und gingen verloren, da ſich die Reiter nicht von den angewieſenen Poſten entfernen durften, und daher ihren treuen Roſſen nicht zu Hülfe kommen konnten. — Und ſo war das Elend im vollſten Maße auf dieſe Stadt gekommen, und es ſchien dieſer Tag ihr letzter zu ſeyn. —

Während dieſes Brandes feuerten die ſächſiſchen

Reiter und Dragoner fleißig mit ihren Carabinern und wenigen Feldſtücken auf die Schweden hinaus, und waren auch des Sturms gewärtig; doch Torſtenſohn wollte dieſen nicht wagen, wußte er doch, daß er an dem Feuer einen mächtigen Verbündeten habe, welcher die Eroberung der Stadt ſehr befördern werde.

Der Superintendent zu Pegau, D. Lange, hatte ebenfalls ſeine Wohnung und ganze Habe durch den Brand verloren, als er ſich beſann, daß der ſchwediſche Feldherr Torſtenſohn einer ſeiner Univerſitätsfreunde ſey, und in ſeiner Seele entſtand der Vorſatz: das, was noch von der Stadt und ihren Einwohnern übrig war, durch einen Fußfall bei dieſem Gewaltigen zu retten. Schnell wurde dieſer Vorſatz feſt in ſeiner Seele, und er machte nun den Oberſten Gersdorf damit bekannt. — Dieſer war durch das ſo allgemein gewordene Brandunglück wahrſcheinlich auf andere Gedanken gebracht worden und hatte einſehen lernen, daß er dieſe Stadt gegen einen Sturm doch nicht halten könne, und gab daher ſeine veränderte Geſinnung dem Superintendenten, als dieſer ihm ſeinen Vorſatz kund machte, unverholen zu erkennen.

Schnell verſammelte nun dieſer würdige Hirte ſeiner Heerde, zu ſeinen eignen Söhnen noch die Söhne der nächſten Nachbarn und anderer Bekannten, ſo daß er an der Spitze von zwölf ſolchen Kindern *) am Thore erſchien und nebſt ihnen hin-

---

*) Die Chronik ſagt: ſie wären weiß gekleidet geweſen. Wenn aber eine Stadt überall in Flammen ſteht und die Kugeln der Feinde, gleich einer Saat, in den Straßen niederfallen, ſo iſt bekanntlich keine Zeit übrig, die Kinder weiß

ausgelaſſen wurde. — Dieſer Geiſtliche war im Amtsgewande, und ging nun mit Ernſt an der Kinder Spitze nach dem Lager der Schweden hinüber. — Unangehalten ließ man ihn ziehen, und er erfuhr leicht, wo das Hauptquartier des Oberbefehlshabers ſich befinde. — Noch war es Nacht, dieſe aber wurde durch die fortwährend lodernde Gluth zum hellen Tage gemacht. Ununterbrochen donnerte das ſchwere Geſchütz auf die Stadt, daß die Erde bebte, und *D.* Lange hörte von einem Adjutanten des Feldherrn den Befehl an den Commandanten einer Batterie bringen: dieſe am folgenden Morgen vor dem Thore aufzufahren und dieſes zuſammenzuſchießen, damit man dieſes alsdann ſtürmen und durch daſſelbe in die Stadt eindringen könne, wo dann Alles niedergehauen werden ſolle. Langens Blick lenkte ſich jetzt hinauf zum Himmel, Gott um ſeinen Beiſtand anflehend. — Die Seinigen hatte er hochherzig verlaſſen, um zu verſuchen, was noch zu retten ſey, und wie er jetzt gehört hatte, konnte er wenigſtens vieler Menſchen Leben retten; dazu aber war ihm der Beiſtand deſſen nöthig, der allmächtig iſt, und der Menſchen Herzen lenkt, wie Waſſerbäche. —

Jetzt war *D.* Lange mit den Kindern in der Nähe des Hauptquartiers angekommen: es war ein einzeln ſtehendes Haus zwiſchen Pegau und Groitzſch. Das geiſtliche Gewand verſchaffte dem wahrhaft

---

anzuziehen. Nehmen wir alſo an, es ſey dem Superintendenten ſein Unternehmen gelungen, auch ohne die weißen Kleider der Kinder; oder dieſe entſprangen Abends, als das Feuer begann, im bloßen Hemde dem Verderben, was ſehr wahrſcheinlich iſt, und hierdurch wäre alſo jene weiße Kleidung erklärt. A. d. V.

Ehrwürdigen einen leichten Eingang; denn ſchon ſeine Begleitung ließ ſchließen, daß die Abſicht, aus welcher er kam, keine feindſelige ſey. — Der Feldmarſchall ſaß in ſeinem Zimmer, der Ruhe pflegend, in einem Lehnſtuhle. Da ertönte plötzlich im Vorzimmer ein Geſang von mehreren Kinderſtimmen, zu welchen eine Mannsſtimme im Baß die Grundtöne gab. — Der Feldherr ſprang auf und horchte, es war die feierliche Melodie eines Chorals, und ſonderbare Gefühle durchbebten das Herz des Kriegers, als er das herrliche, vom innigſten Gottvertrauen erfüllte, alte Kirchenlied hörte:

„Wenn wir in höchſten Nöthen ſeyn,
Und wiſſen nicht, wo aus noch ein" ꝛc. *)

Torſtenſohn war der deutſchen Sprache mächtig und verſtand alſo dieſes Lied vollkommen. Die Worte deſſelben drangen aber tief in ſeine Seele ein und hatten eine beſondere, ſehr beruhigende Wirkung auf ſein Gemüth, dieſe Wirkung aber nahm zu, je länger er zuhörte. — Endlich ſchwiegen die Sänger, und er öffnete nun die Thür ſeines Zimmers, wo er ſtaunte, als er ſeinen Jugendfreund Lange, den er im erſten Augenblicke wiedererkannte, im Prieſtergewande vor ſich ſtehen ſah. „Lange! Du biſt es! — Was willſt Du mit dieſen Kindern?" — So rief der Feldherr gerührt, und ſeine Rührung wurde zur tiefen Erſchütterung, als die Kinder jetzt auf ihre Kniee niederfielen und flehentlich um Gnade riefen.

---

*) Für die mit der ältern Hymnologie weniger bekannten Leſer, finde hier die Nachricht eine Stelle: daß *D.* Paul Eber, geboren zu Kitzingen in Franken, Profeſſor der hebräiſchen Sprache zu Wittenberg, ſowie Paſtor und Superintendent daſelbſt, welcher im Jahre 1569 aus der Welt ging, der Dichter dieſes Liedes war. A. d. V.

„Ja, um Gnade flehen wir, für die Einwohner der unglücklichen Stadt, die Ihr im Grimme durch Eure Macht zerſtört habt!“ — rief mit Wehmuth aber auch im feierlichen, herzergreifenden Tone der ehrwürdige Prieſter; ſank dabei ebenfalls auf ſeine Kniee und hob die gefalteten Hände bittend empor. — „Darum höret uns, o Herr, und achtet auf das Flehen dieſer Unſchuldigen, damit Euch Gott wieder höre! — Erbarmet Euch und laßt uns Gnade widerfahren, damit ſich Gott dermaleinſt, am jüngſten Gericht, wieder über Euch erbarme und Euch gnädig ſey. Amen!“

Dieſe Worte, aus einem vollen Herzen kommend, verfehlten ihre Wirkung nicht, ſondern ſie drangen tief in das Herz des Feldherrn ein, und mit bewegter Stimme rief er: „Steht auf, ihr Lieben! ich bitte Euch! — O warum mußte mich doch Gersdorf reizen, durch ſeinen ohnmächtigen Trotz, daß ich ihm den Ernſt des Kriegs zeigen mußte. Was ſchon geſchehen iſt, kann ich nicht ungeſchehen machen; wird er ſich aber mit ſeinen wenigen Leuten auf Gnade und Ungnade ergeben, ſo ſoll ihm Gnade widerfahren, im Gegentheil aber muß Alles ſterben, was die Waffen trägt und mit dieſen in der Hand gefangen wird. — Jetzt aber komm an mein Herz, Du faſt noch einziger Freund, der mir aus jener ſchönen Zeit der Jugend geblieben iſt. — Komm, erzähle mir geſchwind, wie es Dir ſeit jener Zeit erging. Dann aber eile nach der Stadt zurück, mit Gersdorf zu ſprechen und Dein gutes Werk zu vollbringen.“ *D.* Lange hatte wenig zu erzählen, denn ſein Lebensſtrom war ſtill und ohne Geräuſch, nur allein im nützlichen Wirken, dahin gefloſſen, und Torſtenſohn beneidete ihn um dieſe ruhige häusliche Stille.

Endlich ſchied *D.* Lange mit den Kindern, froh über das gelungene Werk; das ſchwediſche Geſchütz hatte bereits, auf den Befehl des Feldherrn, ſeine ſchreckliche Wirkſamkeit eingeſtellt, und ein Adjutant Torſtenſohns brachte den Superintendenten mit den Kindern glücklich wieder vor das Stadtthor, welches ihnen jetzt, auf Langens Ruf, eröffnet wurde. Der Superintendent machte nun den Oberſten mit dem Erfolg ſeiner Sendung bekannt und fand ihn zur Uebergabe bereit. — Mit dem Adjutanten, der ebenfalls eingelaſſen worden war, wurde nun das Nöthige verabredet; dieſer kehrte dann zurück, und nach wenig Stunden ſtellte ſich das ſchwediſche Heer vor der Stadt in Schlachtordnung. Jetzt öffnete ſich das Thor, und die Beſatzung zog aus demſelben heraus.

Faſt alle gemeine Reiter, auch viele Unteroffiziere, nahmen bei den Schweden Dienſte. Der Oberſte und ſeine Offiziere aber wurden als Kriegsgefangene nach Leipzig gebracht, wo ſie bis zu ihrer Auslöſung als ſolche lebten.

6.

Die Räuber auf dem Frauenſtein.

Kleines Gemälde aus dem XV. Jahrhundert.

Zu der Zeit, als die feſte Burg Sayda noch zu Böhmen gehörte, wurde die Burg Frauenſtein als eine Grenz=Veſte gegen dieſes Land hin angelegt und möglichſt befeſtigt. Dies geſchah wahrſcheinlich im *XI.* Jahrhundert, und dieſe Veſte diente bei dem Kriege der Kaiſer Adolph und Albert, um die rechtmäßigen Fürſten des Landes zu verdrängen, den

Letztern oft zum geheimen Zufluchtsort, da die Beſitzer, von denen man einen Reichhelm von Frauenſtein kennt, treue Vaſallen waren. Später kam dieſe Veſte an das Geſchlecht derer von Ilburg oder Eilenburg und von dieſen an die Burggrafen zu Meißen aus dem Hauſe Hartenſtein, dann aber, im Jahre 1429, für die Summe von 14,736 Gülden an den Burggrafen Heinrich von Plauen, welcher in den folgenden Jahren mit dem Kurfürſten Friedrich *II.* in Fehde gerieth, da er dieſe Burg dem Ritter Dietrich von Vitzthum zur Bewahrung anvertrauet, oder auch, was noch wahrſcheinlicher iſt, wieder verkauft; und dieſe Scene, wie die Burg von dem Kurfürſten erobert und zerſtört wurde, ſoll nun kürzlich der Gegenſtand dieſes Tagsabſchnittes ſeyn, das Vorſtehende aber als hiſtoriſche Einleitung dienen.

Die Huſſiten waren unter ſich in Zwieſpalt gerathen, und ihr Stern ging unter. *) — Durch die Schlacht, in welcher die beiden Prokope endeten, wurde dieſe Partei vollkommen beſiegt, und eine Menge ſolcher wilden Krieger, denen der Friede ein Greuel war, und die durch den langen Krieg des Friedens ganz entwöhnt worden waren, gingen lieber über die Grenze und verließen das Vaterland, als daß ſie ſich dem Kaiſer unterworfen hätten.

Von dieſen Ausgetretenen hat uns die Geſchichte verſchiedene Namen aufbewahrt und nennt uns als die Häupter Ptaczeck, Horowiz und Banaleck; doch außer dieſen gab es auch noch viel andere Kriegsleute, welche ebenfalls ihr Vaterland verlaſſen hatten und im Nachbarlande ein Aſyl ſuchten.

---

*) S. V. Bd. S. 175 ff.

Die Burg Frauenſtein lag auf einem Berge mitten im groſſen und dichten Walde, und am Fuße dieſes Berges hatten ſich die Zugehörigen, arme Leibeigne, mit ihren Hütten angebaut. —

In dieſem dichten Walde hatten ſich die Böhmen ihren Aufenthalt erwählt, und durch die Beute der Jagd erhielten ſie ſich das Leben. Dietrich von Vitzthum hörte von dieſen fremden Gäſten, und ihre Anweſenheit war ihm nicht gleichgültig. — Bald wurde Vitzthum mit ihnen befreundet, und dieſe Fremdlinge zogen in die Burg ein, wo ſich nun eine neue Periode für dieſelbe anhob. —

Dieſes (gleich dem ſpätern Apel) unwürdige Mitglied des Vitzthumiſchen Geſchlechts ſtellte ſich an die Spitze dieſer von ihrem Vaterlande Ausgeſtoßenen und zog mit ihnen auf Raub aus, ſo daß dieſe Rotte gar bald das Schrecken der Umgegend wurde. — Mit gewaffneter Hand zogen dieſe Räuber gegen die friedlichen Bewohner der Umgegend aus, und wer ſich ihnen widerſetzte, wurde erſchlagen. So wurde das Meißnerland weit und breit durch dieſe Räuber unſicher gemacht, und die Klagen der Beraubten kamen endlich vor den Thron des Kurfürſten Friedrich, dieſer aber ſendete ſofort einen Herold nach Frauenſtein, dieſe Rotte von ihrem wüſten, geſetzwidrigen Treiben abzumahnen. Als dieſer vor der Burg ankam, fand er das Thor verſchloſſen und die Zugbrücke aufgezogen. Er ſtieß in die Trompete und rief ſeine Aufforderung aus, aber es ſchwirrte, gleichſam zur Antwort, ein Bolzen, von einer gewichtigen Armbruſt abgeſchoſſen, an ſeinem Kopfe vorbei, ein Hohngelächter, dem gleich, welches Satan über die von ihm Betrogenen ausſtößt, folgte dieſem Bol-

gen nach, und der Herold ritt unverrichteter Sache
zurück.

In jenen Zeiten gab es noch keine ſolchen ſtehen-
den Heere wie jetzt, welche immer in Bereitſchaft,
und die Vollſtrecker fürſtlicher Befehle ſind, ſon-
dern es wurden, wenn ein Krieg ausbrach, die wehr-
haften Männer aus den Städten und den Dörfern
aufgeboten und bewaffnet, welche dann gegen den
Feind kämpften. Auch jetzt erſchallte die Trommel
des Krieges, und die Bürger Freibergs ſchloſſen
ich den kurfürſtlichen Schaaren an, welche unter eig-
ner Anführung des Kurfürſten tapfer in Böhmen ge-
ämpft hatten und jetzt unter Cuno von Schön-
erg vor Frauenſtein rückten. — Es war im
erbſte des Jahres 1438, als dieſe Schaaren vor der
urg Frauenſtein ankamen und die Räuber zur
egenwehr bereit fanden. — Aus Dresden führte
an ſchweres Geſchütz, in koloſſalen Donnerbüchſen
erbei und fuhr es in geringer Entfernung auf. Dieſe
onnerbüchſen krachten, daß die Erde erbebte, und
urch die großen ſteinernen Kugeln wurde die Burg-
auer bald darnieder geworfen; noch wehete die wei-
Fahne der Ergebung nicht von der Zinne der Burg,
ndern es donnerte auch ihr Geſchütz zur Vertheidi-
ng, und die Beſatzung hielt die Mauern und Thür-
ſtreitfertig beſetzt. Auf's neue donnerten die Kar-
aunen der Kurfürſtlichen, und noch immer ergab
h die Beſatzung nicht. — Jetzt ſah man Dampf
s dem Innern der Burg emporſteigen, und ſofort
dneten ſich die Belagerer zum Sturme. Dieſer be-
nn, und bald war die Veſte erſtiegen, obgleich die
ſatzung tapfern Widerſtand leiſtete und auch im
nern ſich mühete, die Feuersbrunſt zu dämpfen. —

Mit großer Erbitterung wurde gefochten, und wer ſich nicht ſofort ergab, ohne Barmherzigkeit niedergehauen.

Auch Dietrich von Vitzthum wurde zum Gefangenen gemacht, als er ſchon ſchwer verwundet war und ſich gegen den Ritter von Schönberg im wüthenden Kampfe vertheidigt hatte. — Die Befehle des Kurfürſten wegen Vitzthums und ſeiner Genoſſen waren beſtimmt, und die anweſenden Ritter erkannten ihm einſtimmig den Tod durch Henkers Hand zu, und daß er ſterbe durch das Schwert der Gerechtigkeit.

In den erſten Tagen des Monats December wurde dieſe Burg erobert und nach drei Tagen, die man dem zum Tode Verurtheilten vergönnt hatte, ſich zu dem Austritt aus dem Leben vorzubereiten, wurde dieſes Todesurtheil vollzogen. Von den Bewohnern der Umgegend, beſonders aber von den Bürgern Freibergs, hatten ſich viele auf dem Schloßhofe verſammelt, um den Mann ſterben zu ſehen, der bisher der Schrecken der Umgegend geweſen war; der ganze Burghof war daher dicht mit Menſchen erfüllt, die erwartungsvoll der Cataſtrophe harrten. Endlich hörte man das Glöcklein auf der Burgkapelle klingeln, und vier Knechte brachten den zum Tode Verurtheilten auf einem Stuhle getragen, da er ſeiner Wunden wegen nicht gehen konnte; der Stuhl wurde in dem Kreiſe niedergeſetzt, den Bewaffnete geſchloſſen hatten, und in welchem der Scharfrichter bereits ſeines Opfers harrte. Der Burgpater gab dieſem noch den Segen der Kirche, dann wurde ihm der Hals entblößt, der Scharfrichter zog das Schwert, es blitzte, ſchlug, und abgeſchlagen rollte das Haupt des Verbrechers in den Sand. Das Verbrechen war für dieſe Welt gebüßt.

und jenſeits trat er nun vor ſeinen Richter, der anders als die Menſchen richtet. —

Die Burg wurde großentheils geſchleift, und noch jetzt ſieht man einen Thurm davon, der **dicke Merten** genannt. — Vierzig Jahre ſpäter wurde **Frauenſtein** vom Herzog **Albert** an die Beſitzer der Herrſchaft **Purſchenſtein**, nämlich die Gebrüder **Bernhard** und **Caspar von Schönberg** verkauft, die das neue Schloß 1588 erbaueten, welches gegenwärtig der Sitz des Juſtiz- und Rentamts iſt.

Dieſes kleine Gemälde, welches wir, des beſchränkten Raumes wegen, nur im Umriſſe geben können, gewährt eine Anſicht von der Rohheit jenes Zeitalters und lehrt uns, wie wenig wir Urſache haben, uns die Glückſeligkeit des Mittelalters zurückzuwünſchen.

7.

General Arnheims Gefangenſchaft und Befreiung.

Dieſer Feldherr erwarb ſich im ſächſiſchen Kriegsdienſte einen, wenigſtens etwas zweideutigen Ruhm, und ſo lange Wallenſtein lebte, war er nicht von dem allgemein auf ihn geworfenen Verdacht befreit: er diene zwei Herren.

Auch an dem Abfall des Kurfürſten **Johann Georg** von der Partei der Schweden, und der Feindſchaft der Sachſen gegen ſie, hatte dieſer Feldherr, aus perſönlicher Abneigung gegen die Schweden, in Gemeinſchaft des kurfürſtlichen Beichtvaters *D.* **Hoe von Hoenegg**, der wieder aus andern

Rückſichten handelte, keinen geringen Antheil, und dieſe beiden Männer haben die meiſte Schuld an dem Uebel, was nunmehr das Sachſenland betraf. —

Schon hatten die Sachſen zwei Schlachten gegen die Schweden verloren, und die letztern waren ebenfalls im Begriff, in unſer Vaterland verwüſtend einzufallen: der General Arnheim aber begab ſich nach Boitzenburg, wo er ein Gut hatte, um dort auf ſeinen Lorbeern auszuruhen; dieſe Ruhe wurde jedoch zur Büchſe der Pandora für ihn, aus welcher viel Unheil entſprang.

Der ſchwediſche Intendant, Steno Bielke, war eben auf einer Reiſe von Garz nach Stettin, dem Hauptwaffenplatze der Schweden, begriffen, als ihm die Nachricht gebracht wurde: der ſächſiſche General Arnheim befinde ſich auf ſeinem Schloſſe zu Boitzenburg, und lebe ganz unbeſorgt. Dieſes war genug, um Bielken zu dem Entſchluſſe zu bewegen, dieſen ſo erbitterten Feind der Schweden in ſeiner Sicherheit zu verhaften und dadurch außer Wirkſamkeit zu ſetzen; ein Zufall förderte dieſen Entſchluß mächtig, und er wurde beſtens benutzt.

Schon war der Intendant auf dem Wege nach Stettin, als ihm eine ſchwediſche Reiterpartei begegnete, welche von dort herkam und zur Bedeckung eines Transports beordert war. Mit dem Befehlshaber derſelben ſprach jetzt der Intendant im Geheim und fand ihn willfährig. Der Abend kam, und die Reiter ſetzten ſich in Bewegung, nach dem nicht weit entlegenen Boitzenburg. —

Bald darauf waren ſie dort. — In tiefſter Stille zogen die ſchwediſchen Reiter um den See herum und in Boitzenburg ein. Der General hatte ſich ſchon zur Ruhe begeben, als das Schloß von allen Seiten durch die Reiter umringt wurde. Nun klopfte man an das Thor, und der Thorwärter empfing die Nachricht, daß eine Staffette vom Kurfürſten von Sachſen da wäre, welche dem General Briefe brächte. Ganz arglos öffnete nun der Thorwächter den Flügel des Thores, um die Staffette einzulaſſen; allein wie ſtaunte er, als plötzlich eine ſtarke Anzahl Reiter anſtatt eines einzigen eindrang, und ihn im Augenblick umringte, wo ihm denn, wenn er nur ein lautes Wort hören ließ, die größte Gefahr für ſein Leben drohte. — So blieb Alles ruhig, und der General ahnete in ſeiner ſüßen Ruhe nicht, wie ſehr ſie bald werde geſtört werden.

Nachdem man alle Ausgänge ſo beſetzt hatte, daß kein Entkommen zu fürchten war, weckte man endlich den General und kündigte ihm die Gefangenſchaft an. — Der Ueberraſchte ſtaunte bei dieſer Nachricht, doch er war zu ſehr Weltmann, um ſich nicht in ſein Schickſal ſofort zu ergeben. Der Intendant **Bielke** verſiegelte nun die Papiere des Generals, und es gelang durch die Ueberraſchung, ſich ſeiner geheimen Briefſchaften zu bemächtigen. Nun bedeutete man ihn, ſich ankleiden zu laſſen; ein Wagen wurde mit vier raſchen Pferden beſpannt, und fuhr nun, nachdem der Gefangene eingeſtiegen war, im raſchen Trabe davon. — Die Reiſe ging in der möglichſten Eil nach **Prenzlow** hin und dann über **Brüſſow** und **Löcknitz** nach **Stettin**, wo der ſchwediſche Gouverneur, General **Wrangel**, dieſen wichtigen Gefangenen mit Freuden in Verwahrung nahm.

An einem der nächſten Tage, nachdem man die geheimen Briefſchaften des Gefangenen geleſen und ſich von Allem unterrichtet hatte, wurde er vor ein geheimes Gericht gebracht, dem der Gouverneur ſelbſt vorſaß, und wo man denn dieſem Gefangenen ſchuld gab, er habe Dänemark gegen Schweden aufwiegeln wollen. Zwar ſuchte er ſich auszureden, und wollte ſich beſtens entſchuldigen; doch ſeine Papiere zeugten zu laut gegen ihn, und endlich wurde, ſo ſehr ſich auch der Herzog von Meklenburg Mühe gab, es zu hintertreiben, dennoch der Schluß gefaßt, dieſen ſo wichtigen Gefangenen nach Schweden zu ſenden, was denn auch ſchon in den nächſten Tagen geſchah. — Ein ſchwediſches Schiff, St. Michael genannt, wurde ſegelfertig gemacht, und am 13. April 1637 lichtete daſſelbe die Anker, nachdem der gefangene General ſolches, nebſt 180 Mann Büchſenſchützen (Arkebuſieren, nach dem damaligen Ausdruck hatte beſteigen müſſen, und ging unter Segel, worauf es den Weg nach Swinemünde nahm, und glücklich auf die hohe See gelangte. — Widrige Winde ſtellten ſich jetzt ein und verzögerten die Fahrt ungemein; doch endlich, nach Monatsfriſt, ſah man die Küſten von Schweden, und nachdem ein Lootſe auf das mit Kanonenſchüſſen gegebene Signal vom Lande her an das Schiff gekommen war, lief dieſes zwiſchen Horſten und Malkubben in die Scheeren ein. Dem gefangenen General ließ die Neuheit des Anblicks und der ſchnelle Wechſel der Gegenſtände ſein Schickſal einigermaßen vergeſſen, und ſein Gemüth wurde von dieſer Neuheit mächtig angezogen.

Die Gefangenſchaft Arnheims war eng, und es befand ſich eine ganze Corporalſchaft Trabanten vor der Thür ſeines Zimmers, von dieſer wurde er bei jedem Gange aus dem Zimmer begleitet und ſorgſam mit den Augen gehütet, damit er ja nicht entwiſche. —

Die Unterſuchung wurde gegen den gefangenen General mit aller möglichen Strenge geführt, und ſeine Papiere zeugten wenigſtens in ſo weit gegen ihn, daß er ein ſehr eifriger Feind der Krone Schweden geweſen ſey und nichts unverſucht gelaſſen habe, was ihr ſchädlich werden konnte. Dieſes entſchuldigte er aber mit dem Kriegszuſtande, in welchem ſich der Kurfürſt von Sachſen gegen die Krone Schweden befand, und daß er berechtigt geweſen ſey, feindſelig gegen dieſelbe aufzutreten; beſonders habe er nichts gethan, was nicht der Befehl ſeines Herrn, des Kurfürſten, geweſen wäre. —

Dieſe Vertheidigung war auch ſo bündig, daß wenig dagegen eingewendet werden konnte; doch war es gewiß, daß man ſchwediſcher Seite ſuchen mußte, dieſen ſo gefährlichen Feind im Gewahrſam zu behalten und ihn nicht wieder auf freien Fuß zu laſſen. Bald wurde dies dem General deutlich, und es war nun keinem fernern Zweifel unterworfen, daß er vor dem geſchloſſenen Frieden nicht wieder nach Sachſen werde zurückkehren dürfen. Dieſes war ſehr betrübend für den Gefangenen, denn es erwuchſen mancherlei Nachtheile aus ſeiner Abweſenheit für ihn, und er ſuchte ſich nunmehr ſelbſt aus dieſer Gefangenſchaft wieder zu befreien; dazu aber ſchien ihm Liſt und jedes Mittel erlaubt.

Vorerſt ſuchte der General ſich das Vertrauen ſeiner Wächter zu erwerben, und dieſes gelang ihm auch vollkommen, ſo daß ſchon ein großer Schritt hierdurch geſchehen war. — In der Stille ließ er dann, unter mancherlei Vorwänden, durch ſeine Diener in der Stadt eine Partie Garn einkaufen, aus welchem eine Strickleiter gefertigt wurde, um ſich damit aus dem Fenſter herabzulaſſen.

Nunmehr ſtellte ſich der General krank und verlangte einen Arzt, welchen er zu täuſchen wußte, ſo daß er ihm verſchiedene Arzneien verſchrieb, die der verſtellte Kranke aber natürlich nicht einnahm. — Wochenlang währete dieſe falſche Krankheit, bis endlich der Gefangene die Nachricht erhielt, der Reichskanzler Oxenſtierna werde ſich mit der jungen Königin und den Reichsräthen nach Nieköping begeben, und nun bat er um Päſſe auf zwei Diener, welche er nach ſeiner Heimath ſenden wolle, um ſeine Befehle dahin zu bringen und dort manchen möglichen Schaden zu verhüten. Dieſes Geſuch fand auch ſofort Gewährung, und die Päſſe wurden ausgefertigt.

Es waren bereits zwei Pferde für die beiden Reiſenden erkauft und aus einem rothen Mantel eine Reiſekleidung gefertigt worden. — In der Nacht des 20. Nov. 1638 ließ ſich der General auf der Strickleiter zum Fenſter herab, ſetzte ſich zu Pferde und kam glücklich fort, wo denn alles Nachſetzen vergeblich war, ſo daß der Entflohene mit ſeinem ihn begleitenden Diener glücklich die Grenze erreichte und in das däniſche Gebiet kam. —

Die alte, gleichzeitige Quelle, aus welcher wir ſchöpften, hat uns die nähern Umſtände dieſer Flucht nicht aufbewahrt, und begnügt ſich mit der Nachricht: daß der General an der Grenze den Paß vorgezeigt und an Trinkgeldern es nicht habe ermangeln laſſen; auch bis an die Grenze den Bauern die Beförderung der Fuhre übertheuer bezahlt habe; damit aber fortgefahren wäre, bis er an den Sund gekommen ſey, von wo er ſich nach Hamburg habe überſetzen laſſen und dort am 7. Dec. 1638 glücklich angekommen wäre.

Dies war alſo eine Feldherrn-Gefangenſchaft und Flucht, und es ſcheint, als habe er ſeine Stelle als ſächſiſcher Obergeneral nach ſeiner Zurückkunft aus Schweden niedergelegt, denn man findet ihn nach dieſer nicht mehr in der Geſchichte des ſächſiſchen Heeres genannt. — Während der Gefangenſchaft Arnheims hatte der Kurfürſt Johann Georg den kaiſerlichen General Graf Marazini als Feldmarſchall in ſeine Dienſte genommen. dieſer Mann war aber zu wenig Held, als daß er ſich hohen Kriegsruhm hätte erwerben können, wie wir bereits in der Geſchichte des 4. Aprils *) ein Beiſpiel geſehen haben. —

Endlich wurde der Plan gemacht, die Kaiſerlichen und Sachſen in Schleſien zu vereinigen, und unter Arnheims Leitung, während der Herzog von Lauenburg dem Namen nach Oberbefehlshaber war, gegen die Schweden agiren zu laſſen; doch ehe dieſes noch in's Werk geſetzt werden konnte, erkrankte der General Arnheim plötzlich in Dresden, und am 18. April 1641 ſtand er am Ziele ſeiner irdiſchen Laufbahn, worauf er am 25. Juli in die Kreuzkirche begraben wurde. Der Kurfürſt ſelbſt, ſo wie der Herzog von Sachſen-Lauenburg folgten nebſt einer Menge von vornehmen Offizieren der Leiche zu Fuße nach, und einige Compagnien des kurfürſtlichen

---

*) S. II. Bd. S. 210 ff.

Leibregiments erwieſen ihm durch ihre Salven die letzten militäriſchen Ehren.

8.

Flachsveit und Fiedelhans.

Dieſe beiden Männer ſind aus der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges bekannt geworden, beſonders aus der Periode, wo die Sachſen und die Schweden Feinde geworden waren, und ſie fochten nun als Parteigänger an der Spitze von Schaaren, die man fliegende nennen möchte, eine Art von kleinen Krieg mit den Schweden, der mitunter ſehr nachtheilig für dieſe war, und es auch ſeyn mußte, da die ſächſiſchen Parteigänger von den Landeseinwohnern, die von den Schweden ſo viel zu leiden hatten, jede Unterſtützung fanden. — Ehe wir jedoch weiter gehen, wollen wir vorher unſere Leſer mit den beiden Herren näher bekannt machen.

Flachsveit führte eigentlich den Namen Veit Rüſtig, und war, wie er ſelbſt erzählte, die Frucht der Liebe eines böhmiſchen Geiſtlichen zu einer Nonne, im Kloſter Oſtariz. Als er erwachſen war, kam er nach Sachſen, wo er einen Handel mit Flachs und Garn anfing, in der Gegend von Frauenſtein wohnte, und nun in Bezug auf dieſen Handel den Beinamen Flachsveit erhielt. —

Als durch den Prager Frieden die Schweden zu den erbittertſten Feinden der Sachſen gemacht wurden, verbrannte eine Partei derſelben den Ort, in welchem Flachsveit wohnte, und er kam hierdurch um alle ſeine Habe, ſo daß er zum Bettler wurde. — Auf das Höchſte erbittert durch dieſes Schickſal, geſellte er ſich zu Andern, die ein gleiches Geſchick betroffen hatte: und aus ihnen bildete ſich eine Partei, von welcher ein jedes Glied etwas an den Schweden zu rächen hatte. Dieſe Rache wurde nun auf ,alle mögliche Weiſe ausgeübt, und den Schweden durch dieſe Rotte empfindlicher Schaden zugefügt. Flachsveit wurde bald der Anführer dieſer Partei und fand im Fiedelhans einen trefflichen Waffenbruder.

Fiedelhans war ein verlaufener Stadtpfeifergeſelle, der ſich durch ſeine Geige und ihr Spiel in den Schenken nährte. Dann fand er ſich mit einer Prager Harfeniſtin zuſammen und verübte nun, in Geſellſchaft derſelben, manchen Unfug.

Dieſer Mann, der an Geiſtesgewandtheit und Liſt dem Flachsveit weit nach, an Körperkraft aber hoch über ihm ſtand, hatte einſt dem Oberſten von Gersdorf das Leben gerettet, als das Pferd deſſelben ſcheu wurde und mit ihm durchging, wo ſich dieſer Rieſe, eben da das Pferd mit dem Oberſten in die Elſter ſetzen wollte, mit ſolcher Kraft an dem Schweif deſſelben feſthielt, daß das Pferd nicht weiter ſpringen, und der Oberſte gerettet werden konnte. — Fiedelhans nahm nun Dienſte unter Gersdorfs Reiterregimente und zeichnete ſich bald durch ſeinen kühnen Muth dergeſtalt aus, daß ihm die Führung kleiner Streifkorps anvertrauet wurde.

Bei einer ſolchen Expedition traf er Flachsveit in einer Schenke, und es erkannten nun ſich die gleich geſtimmten Seelen. Bei einer Flaſche Wein näherten ſie ſich und ſchloſſen nun für dieſe Welt [illegible] heiligen Freundſchaftsbund, der ſie feſt zuſammenhielt, bis endlich dieſes Band — am Galgen zerriß.

Dieſe beiden Männer führten nun mit einer Rotte der verwegenſten Menſchen die tollkühnſten Streiche aus. Wo man ſie nicht im geringſten vermuthete, ſtiegen ſie wie aus der Erde hervor und fügten den Schweden empfindlichen Schaden zu. Dabei kam ihnen die Kenntniß der Gegenden und das Einverſtändniß mit den durch die Grauſamkeit der Schweden hocherbitterten Landeseinwohnern ſehr zu ſtatten, und ſie konnten auf dieſe Weiſe faſt unglaubliche Streiche ausführen. ——

So trieben ſie es Jahre lang, und immer gelang es ihnen, den Schweden zu entgehen, ſo eifrig dieſe auch den Beiden nachſtellten; endlich aber ſchlug doch auch ihre Stunde, und ſie wurden durch folgende Veranlaſſung gefangen.

Bereits im Tagsabſchnitte des 5. Dec. haben wir den Einfall erwähnt, den im Jahre 1644 die Schweden in Sachſen machten, und der ſich mit der Abbrennung von Pegau für dieſes Jahr beſchloß. Bei dieſem Einfalle hatten die Sieger große Summen von den Landeseinwohnern erpreßt, welche ſie nun nach Leipzig ſendeten. Es war eben ein bedeutender Geldtransport dahin unterwegs, und einer der ſchwediſchen Oberſten benutzte dieſe Gelegenheit, ſeine Gemahlin ſicher mit nach Leipzig zu bringen, da die Bedeckung des Geldtransports ziemlich ſtark war. —

Veit und Hans bekamen zeitig genug Nachricht, um ihre Maßregeln zum Angriff dieſes Transports ergreifen zu können. — In einem Walde legten ſie ſich mit ihrer Rotte zu beiden Seiten der Straße auf die Lauer und erwarteten ſo die Ankunft des Wagens mit dem Gelde. — Er kam, und auf einen gellenden Pfiff knallten eine Menge Büchſen auf beiden Seiten, ſo daß die, welche man auf das Korn genommen hatte, todt oder verwundet von den Pferden ſtürzten. Schnell fielen nun die Räuber, mit dem Schwerte in der Fauſt, über die Schweden her, und wurden nach einem wüthenden Handgemenge, die Sieger derſelben, nachdem auch der letzte derſelben niedergehauen worden war. —

Bei dieſem Gefechte wurde im Getümmel, wo alles drüber und drunter ging, auch die Gemahlin des Oberſten, welche in einem Wagen hinter dem Geldwagen fuhr, ermordet, was man vielleicht nicht gewollt hatte, wie es jedoch bei ſolchen Gefechten zu geſchehen pflegt; ihre Dienerin aber, welche von dem Blute der gemordeten Gebieterin beſpritzt, ja übergoſſen war, ſtellte ſich todt und wurde nebſt der Ermordeten in das Gebüſche geworfen, wo ſie liegen blieb, bis ſich die Räuber entfernt hatten, dann machte ſie ſich auf den Weg und traf bald darauf einige Schweden, denen ſie das Schickſal ihrer Herrin erzählte und ſchilderte, wie alles geweſen ſey. Dieſe Leute ſammelten noch mehrere ihrer Waffenbrüder und ſetzten nun jener Rotte nach; doch dieſe war wie von der Erde verſchwunden, und man fand nicht die geringſte Spur, weder von dem Wagen noch von dem Gelde; denn ſchon längſt hatte ſie einer ihrer vielen verborgenen Schlupfwinkel in ſeinem ſichern Schooße aufgenommen.

Die Ermordete war eine nahe Verwandte des Feldmarſchalls Torſtenſohn, und dieſer wurde, als der Gemahl den begangenen Mord meldete, die entkommene Dienerin auch die nähern Umſtände erzählte, im höchſten Grad wüthend über dieſen Mord, und als er kurz darauf durch Zufall erfuhr, Flachsveit und Fiedelhans hätten mit ihrer Rotte dieſen Raubmord begangen, ſchwur er, Alles anzuwenden, dieſe Menſchen in ſeine Gewalt zu bekommen.

Nun waren aber dieſe Beiden ein Paar Männer, denen ſchwer beizukommen war; allein wenn ein Mann, wie Torſtenſohn, dem ſo viel zu Gebote ſteht, Geld, Macht und Liſt anwendet, ſo kann man Tauſend gegen Eins wetten, es wird ihm gelingen, und alſo ging es denn auch hier. — Veit und Hans ſuchten ſich den Schweden zwar zu entziehen und brauchten die möglichſte Vorſicht, aber dennoch waren ſie bald darauf in Torſtenſohns Händen. Eben da ſie ſich es am wenigſten vermutheten, wurden ſie überfallen und gefangen.

Beide wurden vor den Feldmarſchall gebracht, und dort verhört. Zwar ſuchten ſie den Mord zu läugnen, bis ihnen die entflohene Kammerjungfer entgegengeſtellt wurde, wo ſie nicht mehr läugnen konnten; nunmehr aber verſuchten ſie, den Mord auf ihre Leute zu ſchieben. Doch auch dieſes half ihnen nichts, ſondern der hocherzürnte Feldmarſchall ſprach ihnen das Urtheil: daß ſie am Galgen ſterben ſollten.

Wenige Tage nach der Einäſcherung von Pegau fing man die Beiden, und ſchon an dem Tage, welcher der Nacht folgte, in welcher ſie gefangen worden waren, führte man ſie nach dem errichteten Galgen hin. Veit wurde zuerſt gehangen und Hans gezwungen, während dem, daß ſein Genoſſe am Galgen zappelte, auf einer Geige, die man ihm reichte, zu geigen. Dann hatte er ein gleiches Schickſal.

Viel Schaden hatten dieſe beiden Männer den Schweden zugefügt und dieſe dadurch dermaßen aufgeregt, daß ſie ein ſo ſtrenges Urtheil über ſich herbeiführten, als nun auch vollzogen wurde. Uebrigens hatten ſie ihr Schickſal durch ſo manche That verdient, die nur im Kriege, wo die Geſetze durch das Geräuſch der Waffen zum Schweigen gebracht werden, vorläufig unbeſtraft bleibt, aber dennoch immer, ſey es auch ſpät, ihre Beſtrafung findet. —

Wenn übrigens Veit und Hans in wirklichen Kriegsdienſt geſtanden hätten, ſo hätten ſie ſich großen Ruhm erwerben können, anſtatt daß ſie auf dieſe Weiſe blos als Räuber behandelt wurden. —

9.

Die thüringiſchen Beſitzungen Apels von Vitzthum werden erobert. —

In Thüringen ſieht man zwiſchen Arnſtadt und Gotha die drei berühmten Schlöſſer, die drei Gleichen genannt; die eigentlichen Namen aber ſind Gleichen, Mühlberg und Wachſenburg. Die letztgenannte Burg liegt auf dem höchſten und ſteilſten dieſer drei Berge und gewährt von der Abend- und Mitternachtſeite her eine vorzüglich ſchöne Anſicht.

Dieſe Burg iſt noch ziemlich wohl erhalten und wird auch mit zum Straforte für Verbrecher benutzt, die hier aufbewahrt werden.

Einſt gehörte dieſe Burg dem berüchtigten Apel von Vitzthum, ſo wie auch Capellendorf. Beide Burgen hatte ihm der Herzog geſchenkt und forderte ſolche dann, als Vitzthum in Ungnade gefallen war, wieder zurück; doch Vitzthum antwortete trotzig: „Geſchenkt iſt geſchenkt!“ und weigerte ſich, dieſe wieder herauszugeben. Hierauf wurde ihm die Fehde erklärt und ſeine Schlöſſer belagert und erobert. Dieſe merkwürdigen Belagerungen und Eroberungen ſind es nun aber, denen wir in dem Abſchnitte dieſes Tages eine Stelle geben wollen.

Auf Apel Vitzthums trotzige Antwort wurde der Herzog Wilhelm ſehr erbittert auf ihn, und folgender Vorfall trieb dieſe Erbitterung bis auf den höchſten Grad, denn er zeigte Apeln im wahren Lichte, und ſo hoch dieſer ſonſt bei dem Herzog geſtanden hatte, ſo tief war er geſunken.

Der Kurfürſt Friedrich von Sachſen hatte den Grafen Georg von Gleichen und ſeinen Hofmarſchall, Georg von Beineburg, nebſt dem Erfurter Vizedom, Doctor von Allenblumen nach Burgund entſendet, eine Vermählung der kurfürſtlichen Prinzeſſin mit dem Sohne des Herzogs zu Stande zu bringen. Die Geſandten ſcheinen auch gute Verrichtung gehabt zu haben, und ſie waren bereits auf dem Rückwege, als in Mainz ein Befehl des Kurfürſten eintraf, der dem Grafen von Gleichen, ſowie dem Marſchall von Beineburg eine andre Beſtimmung gab; der Doctor Allenblumen aber ſetzte, begleitet von den abgeordneten burgundiſchen Räthen, die Reiſe nach der Heimath fort.

Apel von Vitzthum hielt ſich um dieſelbe Zeit heimlich in Erfurt auf, und hier bekam er Nachricht von dieſer Zurückreiſe der Geſandten. Dieſe zu vereiteln war nun ſofort ſein Entſchluß; denn ſie reiſten ja in Angelegenheiten des Kurfürſten, deſſen erbittertſter Feind Apel war. —

Der Bruder dieſes Mannes wurde von ihm aufgefordert, den heimkehrenden Geſandten aufzulauern, und derſelbe legte ſich nun mit einer Rotte bei Haſſenhauſen auf die Lauer. Die Reiſenden näherten ſich ganz unbefangen, als die Lauernden plötzlich über ſie herfielen und ſie in der Ueberraſchung mit ihrem Gefolge, in Allem dreiunddreißig Perſonen, zu Gefangenen machten.

Die Beute, welche dieſe Wegelagerer davon brachten, war ſehr beträchtlich, und es waren dabei die Geſchenke des Herzogs von Burgund an die ſächſiſche Prinzeſſin höchſt anſehnlich und von beſonderer Wichtigkeit. —

Die Gefangenen behielt Vitzthum in Gewahrſam und ſendete den burgundiſchen Miniſter, einen Abt und den Doctor Allenblumen nach der Wachſenburg, die übrigen aber nach der Burg Capellendorf.

Kaum erfuhr der Herzog Wilhelm dieſen Ueberfall der Geſandten, als er eine Verſammlung thüringiſcher Fürſten und Herren nach Jena berief, welche am Dienſtage nach Martini 1451 eine Berathſchlagung daſelbſt hielten, der auch Abgeordnete aus Erfurt beiwohnten. Hier wurde nun der Beſchluß gefaßt: daß der Herzog Capellendorf, die Erfurter aber die Wachſenburg belagern ſollten. Wäre eine dieſer Burgen in vier Wochen noch nicht erobert, ſo wolle man ſich ferner berathen, ſiele aber eine ſolche Burg eher, ſo wolle man doch nicht nachlaſſen, bis alle in Thüringen gelegenen Burgen Vitzthums erobert wären. —

Die Belagerung von Capellendorf leitete der Graf Adolph von Gleichen, in der Burg aber befehligte der Ritter Dietrich von Schillenſtädt, der ſich zwei Monate lang tapfer vertheidigte. Nun war aber, unter andern Gefangenen, auch der Sohn des *D.* Allenblumen, ein Erfurtiſcher Bürger, mit nach Capellendorf gebracht worden, und wurde daſelbſt in ſtrengem Gewahrſam gehalten. Als nun die Burg belagert und heftig beſchoſſen wurde, ſtellten die Belagerten dieſen Allenblumen auf die Mauer, wo ihn ein Knecht am Stricke halten mußte, um die Belagerer hierdurch vom Schießen abzuhalten, wenn ſie dieſen Mann in ſolcher Gefahr ſähen. Doch dieſen jungen Mann beſeelte wahrer Heldenmuth, und er gab daher, nachdem er ein heimliches Gelübde gethan hatte, nach Ziegenhain bei Jena, zur Capelle der heiligen Maria der Tröſterin zu wallfahrten, wenn ſie ihn bei dem, was er thun wolle, beſchütze, — dem ihn hütenden Knechte unvermuthet einen Stoß, entriß ihm, dem Ueberraſchten, mit einem Rucke den Strick und ſprang nun beherzt in den Waſſergraben hinab, deſſen Fluthen über ihm zuſammenſchlugen. Mit Büchſen und Armbrüſten ſchoß man nach ihm, doch er entkam demohngeachtet glücklich ſeinen Verfolgern, und traf wohlbehalten im Lager ein. — Der Gerettete hielt auch Wort mit ſeinem Gelübde und hing den Strick mit eignen Händen in der Wallfahrtscapelle zu Ziegenhain auf, wo man ihn noch haben ſoll.

Als ſich nun Schillenſtädt nicht länger halten konnte, übergab er (am 2. Jan. 1452) die Burg gegen freien Abzug für ihn und die Beſatzung, welche Alle das Verſprechen ablegen mußten, weder den Kurfürſten noch den Herzog ferner zu befehden.

Noch früher als dieſe Burg hatten die thätigen und tapfern Erfurter die noch feſtere Wachſenburg erobert. —

Die Bürger von Mühlhauſen und Nordhauſen, denen Apel ebenfalls verhaßt geworden war, ließen gleichergeſtalt ihre Bürger in's Feld ziehen, ſo daß die ſämmtlichen Beſitzungen Apels auf einmal umringt wurden.

Die Erfurter allein zogen vor die feſte Wachſenburg, ob es gleich ſchon ſpät im Herbſte war, (Mitte des Nov.) und die Belagerung begann ſofort mit aller Macht. — Die mächtigen Donnerbüchſen, zu jener Zeit Karrenbüchſen, wegen ihres karrenartigen Geſtelles, genannt — wurden aus dem Zeughauſe der Stadt genommen und dorthin gefahren, wo man ſie an fünf verſchiedenen Orten aufſtellte und nun die Burg mit aller Macht beſchoß.

Bei dieſer Belagerung zeigten die Erfurter ganz die Energie, die man an ihnen gewohnt war. Die Belagerung wurde nur allein von Streitern aus dieſer Stadt unternommen, und ihr Hauptquartier hatten ſie zu Herrnhauſen, von wo aus der Stadthauptmann, ein Ritter Werner von Wittern, mit Kriegserfahrung und Umſicht die Belagerung leitete.

Der Ritter Chriſtian von Hayna ſetzte, als Befehlshaber in der Burg, dieſen Angriffen eine ſo tapfere als kluge Vertheidigung entgegen, und die Eroberung verzog ſich daher längere Zeit, als man geglaubt hatte, wobei die Steilheit des Berges ſehr zu Hülfe kam. — Doch den thätigen Wittern forderte dieſe Gegenwehr zu deſto ſtärkern Angriffen auf, und er fiel auf ein Eroberungsmittel, welches auf einem mühſamen aber ſichern Wege zum Ziele führte. Aus Ilmenau kamen vierzig Bergleute, welche ſich in den Berg eingruben und binnen drei Wochen einen Stolln nach den Kellern der Burg trieben, womit ſie bis unter die innerſte Brücke kamen, und auch zugleich eine Wirkung hervorbrachten, welche die Belagerten nicht vermuthet hatten. Denn es ſtürzte, durch dieſes Untergraben, ein großes Stück der Mauer ein, und die Belagerer machten ſich zum Sturme fertig. Dieſes wollte aber der Ritter von Hayna nicht abwarten, denn die Beſatzung war zu ſchwach, einen ſolchen Sturm auszuhalten. Als daher am folgenden Morgen, denſelben zu beginnen, ſich die Bürger rüſteten, ſahen ſie auf einmal die weiße Fahne der Ergebung auf dem Thurme der Burg wehen, und alle Fehde hatte nun ein Ende. — Es war am Tage nach Mariä Empfängniß. (9. Dec. 1451) als die Burg überging, und man bekam hierdurch die dreißig Mann ſtarke Beſatzung zu Gefangenen, welche ſich durch ein Löſegeld freikaufen mußten. So wie die weiße Fahne wehete, erſchien ein Herold vor der Burg, welcher dem Befehlshaber die Botſchaft brachte, daß ſeine Uebergabe angenommen werden ſolle, und pflanzte, zum Zeichen der Beſitznahme, eine andere Fahne mit den Farben der Stadt Erfurt, (grün und weiß) neben jene. — Noch vor dem Abend zogen die Erfurter in die Burg, und ein tüchtiger Schmaus krönte nunmehr ihr Werk, ſo daß die ganze Nacht hindurch poſaunt und gepfiffen wurde.

Durch dieſe Eroberung kamen die Erfurter nicht allein in den Beſitz einer beträchtlichen Kriegsbeute, an Waffen, Rüſtungen und Lebensmitteln, ſondern ſie fanden auch bedeutende Geldſummen in ungariſchen und rheiniſchen Goldgülden vor, die ſie, wie die Gefangenen, im Triumph nach Erfurt brachten.

Noch jetzt ſieht man zum Andenken an dieſe Belagerung zwei große ſteinerne Kugeln in der Mauer eingemauert, welche Einſetzung dazumal geſchah.

Aber nicht allein die Wachſenburg und Capellendorf, ſondern auch Dornburg, Leuchtenburg und die übrigen Beſitzungen Vitzthums wurden erobert, dieſer aber dadurch gezwungen, ſich nach Böhmen zu flüchten, wo er endlich 1470 im hohen Alter geſtorben ſeyn ſoll.

Die Wachſenburg blieb nicht lange im Beſitz der Erfurter, denn ſie traten ſolche am 16. April 1453 an den Herzog Wilhelm gegen Einräumung der Burg Capellendorf ab, welche ſpäter durch Heinrich Kellnern ebenfalls wieder an Sachſen kam, und die Urſache wurde, daß dieſer ſo ſtolze und mächtige Mann ſein Leben am Galgen endete.

Dieſe Vertreibung Vitzthums haben wir der Vollſtändigkeit wegen, und um den Schlußſtein zu dem ganzen Gebäude des Bruderzwiſtes, durch Apeln veranlaßt, ſo wie das Ende dieſes Mannes zu geben. Er endete ſo, wie er es verdient hatte — in Verachtung. —

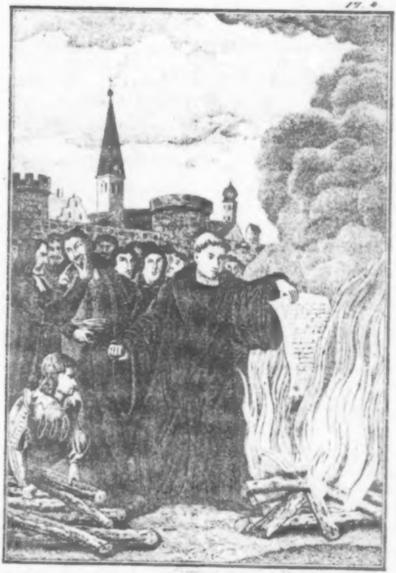
10.

D. Luther verbrennt die gegen ihn gerichtete päpſtliche Verdammungsbulle und die Bücher des päpſtlichen Rechts.

(Mit Abbildung.)

Die Disputation Luthers mit Eck hatte den Letztern auf das Höchſte erbittert und er reiſte nun nach Rom, wo er eine Bulle (15. Juni 1520) auswirkte, in welcher ein und vierzig Sätze aus Luthers Schriften angeführt waren, welche theils als offenbar ketzeriſch, theils als ärgerlich und frevelhaft dargeſtellt wurden. Dieſe betrafen beſonders Luthers Meinungen von der Vergebung der Sünden; Genugthuung und Buße; Bann und Ablaß; Abendmahl; Erbſünde; Macht des Papſtes und der Concilien; Fegefeuer und freien Willen; Werth der guten Werke; den der Bettelorden ꝛc. — Aus der Wahl dieſer Sätze ſieht man die eigentliche Tendenz dieſer Bulle, und es war daher ganz natürlich, wenn der Papſt in der Bulle ſagt: „Er habe ſie mit Rath und Bewilligung ſeiner würdigen Brüder, (der Cardinäle) und nach vieler Gelehrten reifem Bedenken aus des allmächtigen Gottes und der heiligen Apoſtel Petri und Pauli, ſo wie ſeiner eignen Gewalt, — dieſe aber war hier die Hauptſache, — als ketzeriſch, falſch, fromme Ohren beleidigend ꝛc. verdammt und verworfen; denn er könne vor Angſt ſeines Gemüths und Schmerzen kaum ſagen, wie reg ſie wären! — Anſtatt der Schriftbeweiſe und einer gründlichen Widerlegung jener ſo argen Sätze, die man eigentlich zu geben ſchuldig war, argumentirte der Verfaſſer dieſer Bulle, Pe-

17. 4



Dr Luther verbrennt die päpstliche Bannbulle

ter von Accolithis (Cardinal von Ancona) durch folgende ſchlagende und unumſtößliche Gründe. – – „Wenn Luthers Sätze wahr wären, ſo müßte nothwendig folgen, daß die römiſche Kirche irre, und allezeit geirrt habe. Dieſes aber ſey der Verheißung Chriſti (Matth. 28, 28.), den Ausſprüchen der heiligen Väter, der Concilien und Decreten der Päpſte entgegen, da nach dieſen die Kirche durch den heiligen Geiſt regiert werde, und daher nicht irren könne ꝛc. Folglich wären auch Luthers Meinungen falſch, irrig und ketzeriſch; und er habe ſie demnach binnen vierzig Tagen zu widerrufen, bei Strafe des Bannes. —“

Dieſe Bulle erregte, hauptſächlich wegen ihrer Seichtigkeit, den Unwillen der meiſten damaligen Gelehrten, und in Leipzig, wo ſie *D.* Eck zuerſt zum Vorſchein brachte, wurde ſie mit großer Verachtung aufgenommen; ja die Studenten ſetzten dieſen Herrn Doctor in ſo große Angſt, daß er ſich erſt in das Paulinerkloſter verbarg und endlich ſogar nach Freiberg floh, von wo er die Bulle durch Gerichtsdiener an die Behörde überſendete. — In Erfurt nahm die Univerſität dieſe Bulle ebenfalls nicht an, und die Studenten zerriſſen ſie vor der Wohnung des Doctor Eck, wo ſie die Stücken in's Waſſer warfen, ſo daß — mit den Worten der Quelle — die Bulle, im eigentlichen Sinne des Worts, zur Waſſerblaſe wurde. — Selbſt der Biſchof zu Bamberg geſtattete die Bekanntmachung dieſer Bulle nicht und brauchte dabei den Vorwand, daß ſie nicht mit den gehörigen Formalitäten übergeben worden ſey. – –

Eigentlich lag es hauptſächlich daran, daß dieſe Bulle dem Geiſte der Zeit widerſtrebte, und Alles, was dieſem widerſtrebt, erreicht bekanntlich ſeinen Zweck nicht. Auch in dem Lande des Kurfürſten von Sachſen durfte ſie auf den Rath ſeines Bruders, des Herzogs Johannes, nicht öffentlich bekannt gemacht werden, und Spalatin wurde nach Wittenberg geſendet, um den Zuſtand der Univerſität zu unterſuchen und ſich zu erkundigen, was Luther bei dieſer Sache thun werde. — In ſeinem Berichte hierüber ſagt derſelbe: „daß Luther in ſeinen Predigten und öffentlichen Vorträgen noch immer großen Zulauf, und, wegen der in der Bulle auf ihn gemachten Angriffe, wohl dreißig ſehr geiſtreiche Troſtbriefe von Fürſten und gelehrten Herren erhalten habe.“

Wegen dieſer Bulle legte Luther am 17. Nov. 1520, vor Notarien und Zeugen eine Appellation an ein allgemeines Concilium in dem Auguſtinerkloſter zu Wittenberg nieder, die eigentlich nur eine Wiederholung der vom 18. Nov. 1518, und in noch ſtärkern Ausdrücken abgefaßt war. Bald darauf erſchien auch *D.* Martin Luthers Grund und Urſache aller Artikel, ſo durch die römiſche Bulle als unrechtlich erkannt ſind. — In dieſer Schrift erkennt er nur allein die Bibel, wenn ſie durch ſich ſelbſt und nicht nach menſchlichen Meinungen erklärt werde, als Richterin an. —

Dieſer Appellation ohngeachtet wurden, auf päpſtlichen Befehl, nicht allein Luthers Bildniß und ſeine Schriften in Rom, ſondern auch in Löwen, Cölln und Mainz öffentlich verbrannt, und er nun zu einem Schritte der Gegenvergeltung gereizt, ſo daß man ſagen kann, er ſey hierdurch erſt veranlaſſt worden, ſich vom **Papſte** und **ſeiner Kirche** völlig **loszureißen**, und ſich von der **päpſtlichen Gerichtsbarkeit** völlig **loszuſagen**.

Am 9. Dec. waren die Studenten zahlreich im Auditorio **Luthers** verſammelt, und als dieſer im Verfolg ſeiner Rede darauf kam, daß man die Lehre des Evangelii mit Gewalt zu unterdrücken ſuche, ſo entſtand allmälich eine gewaltige Aufregung unter den jungen Leuten, ſo daß am Ende viele riefen: „**Hat man Eure Schriften verbrannt, Herr Doctor! Was hindert Euch, mit den Schriften des Papſtes ein Gleiches zu thun?**“ — Dies war der Anſtoß zu einem Anſchlage Luthers an das ſchwarze Bret, daß er morgen, als den 10. Dec., früh um 9 Uhr, die Bulle und die Decrete des Papſtes vor dem **Elſterthore** feierlich verbrennen werde, wozu er hiermit einladen wolle. —

Am andern Morgen verſammelten ſich ſchon vor der angeſetzten Stunde eine ſtarke Anzahl Univerſitätsglieder und eine noch größere Menge von den Einwohnern Wittenbergs vor dem Elſterthore; einige Magiſter aber waren beſchäftigt, einen Holzſtoß aufzurichten. Endlich, als die bezeichnete Stunde geſchlagen hatte, ſah man eine Menge Leute zu dem Elſterthore herauskommen, es war Luther mit ſeinen Zuhörern. — Er ſelbſt trug die päpſtliche Bulle, die Studenten aber das Geſetzbuch des **canoniſchen Rechts**, ſammt einigen von **Eck** und **Emſer** gegen Luthern herausgegebenen Schriften. Jetzt waren ſie heran, ein Kreis wurde um den Holzſtoß gemacht und dieſer angezündet. Als nun die Flamme aufſchlug, warf Luther des Papſtes Bulle mit den Worten in die Flamme: „Weil Du den Heiligen des Herrn betrübet haſt, ſo verzehre Dich das ewige Feuer!“ — (S. Abbildung.) — Als dieſes Pergament von der Flamme verzehrt worden war, warf man noch das Geſetzbuch des geiſtlichen Rechts, Ecks und Emſers Schriften, ſowie noch mehr dergleichen Bücher in's Feuer, wo ſie bald zu Aſche wurden.

Kurz darauf machte Luther in einer Druckſchrift die Urſachen öffentlich bekannt, weshalb er dieſen Schritt gethan habe; dieſe Schrift aber führt den Titel: „Warum des Papſts und ſeiner Jünger Bücher vom *D.* Martin Luther verbrannt ſind.“ — In dieſer Schrift geht er von dem Grundſatze aus: daß das ganze canoniſche Recht nur dahin ziele, die päpſtliche Hoheit über Alles zu erheben und ihn zum oberſten Herrn der Welt zu machen, und dabei führte er, neben andern dergleichen Dingen mehr, einen Canonem an, wo es heißt: Wenn der Papſt ſo böſe wäre, daß er unzähliche Menſchen mit großen Haufen zum Teufel führe, ſo dürfe ihn doch niemand darum ſtrafen! —

Nun wendeten ſich die päpſtlichen Legaten an den Kurfürſten von Sachſen und verlangten von ihm: Luthers Bücher zu verbrennen, ihn ſelbſt aber zu tödten oder auszuliefern. erhielten aber nach einigen Tagen eine Antwort, die eines Weiſen würdig war.

„Es ſey ihm etwas Unvermuthetes,“ — antwortete der Kurfürſt, — „daß der Papſt dies von ihm begehre; denn er nehme ſich der Sache Luthers nicht an. Doch rechtſchaffene und gelehrte Leute urtheilen: daß er nicht von ſelbſt ſo weit gegangen wäre, ſondern ſeine Widerſacher hätten ihn dahin gebracht. — Er ſey weder vom Kaiſer noch von andern verhört, und ſeine Schriften nicht alſo eines Irrthums oder einer Gottloſigkeit überwieſen worden, ſo daß man ſie verbrennen müſſe. Wenn er aber mit Zeugniſſen der heiligen Schrift und gründlichen Beweisthümern überführt werde, wolle er (der Kurfürſt) ſeine Sache nicht gut heißen.“

Und ohngeachtet der Legat **Aleander** dem Kurfürſten wiederholte Vorſtellungen that, ſo erhielt er doch keine andere Erklärung, und eben ſo fand er auch bei Luthern durch ſeine Verheißungen kein Gehör.

Dieſe Begebenheit iſt aber um ſo wichtiger, als man von dieſem Tage an die förmliche Trennung Luthers von der römiſchen Kirche datiren kann, und ſie bezeichnet alſo eine neue Periode in der Reformationsgeſchichte. —

Hiſtoriſche Miscellen.

Am 1. December 1748 feierte der berühmte und hochverdiente Superintendent zu Dresden, *D.* **Löſcher** ſein Amtsjubiläum.

Der König von Sachſen reiſt nach Paris und kommt daſelbſt an, am 1. Dec. 1809.

Als die Strenge des Winters das Schickſal des Krieges geändert hatte, verließ der Kaiſer Napoleon die Armee und ging nach Paris. Auf dieſer Reiſe kam er am 2. **December** 1812 nach Dresden, und die Geſtalt, in welcher er jetzt erſchien, war ſehr verſchieden von der, in welcher er einige Monate früher in Dresden erſchienen war.

Der 3. December des Jahres 1483 war der Geburtstag des in der Reformationsgeſchichte bekannt gewordenen Gottesgelehrten Nikolaus von Amsdorf. —

Nachdem im Jahre 1409 das Mißverſtändniß der Lehrer und Studenten, der verſchiedenen Ausländer, genannt die deutſche Nation und die Böhmen auf der Univerſität zu Prag auf das höchſte geſtiegen war und nicht mehr ausgeglichen werden konnte, wanderten mehrere Tauſende von Studenten, angeführt von mehreren ihrer Lehrer, von Prag aus, und wenigſtens zweitauſend derſelben wendeten ſich mit ihrem Anführer, D. Johann Otto, von Münſterbergk, nach Leipzig, wo eine Univerſität begründet und dieſer Mann ihr erſter Rector wurde. Am 4. December 1409 kam dieſer Studentenzug in Leipzig an, und noch in dieſem Monate war die Univerſität bereits organiſirt.

Am 4. Dec. 1809 wurde die vierhundertjährige Jubelfeier wegen dieſer Stiftung in Leipzig feierlich begangen.

Von der vergeblichen Reiſe nach Berlin, den Kaiſer Napoleon zu ſprechen, kam der König Friedrich Auguſt von Sachſen nach ſeinem Luſtſchloſſe Moritzburg zurück, am 5. Dec. 1806.

11.

Der Friede zwiſchen Frankreich und Sachſen wird in Poſen geſchloſſen, am 11. December 1806.

Preußen und **Sachſen** waren ſeit dem Jahre 1768 auf das innigſte verbunden, und als daher die erſtere Macht gegen den Kaiſer **Napoleon** in die Schranken trat, konnte der König **Friedrich Auguſt**, ſtets ſeinem gegebenen Worte treu, dem Bundesgenoſſen die tractatenmäßige Hülfe nicht verſagen; es vereinigten ſich daher 20.000 Mann Sachſen mit den Preußen. Der üble Ausgang dieſes kurzen Feldzuges iſt bekannt. Das vereinigte Heer wurde in einer Hauptſchlacht auf das Haupt geſchlagen, und Sachſen nun in allen Richtungen vom Feinde überſchwemmt, wo denn das flache Land entſetzlich, und weit mehr als die Städte, mitgenommen wurde. — Der Kaiſer **Napoleon** gab ſich in ſeinen Proklamationen das Anſehen, als betrachte er das Verhältniß des Kurfürſten von Sachſen zum König von Preußen blos als ein ſolches, wo die kleinere Macht der größern nothgedrungen folgen muß, und hatte in dieſer Hinſicht zwei gefangene ſächſiſche Staabsoffiziere, die Majore **Funke** und **Thielemann**, ſogleich vom Schlachtfelde aus entlaſſen und ſie an den Kurfürſten geſendet, ihm die friedlichen Geſinnungen des Siegers zu melden und ihn zu bitten, nicht zu flüchten, ſondern ihm zu vertrauen und dazubleiben.

Als der Major Funke mit dieſer Nachricht, am 17. October Nachmittags, nach Dresden kam, fand er Alles in der größten Beſtürzung. Der Hof war im Begriff, nach Prag abzureiſen, und die Gänge und Höfe des Schloſſes ſah man mit jammernden Menſchen erfüllt. — Die Kaſſen und Koſtbarkeiten waren eingepackt, ja ſchon zum Theil nach der Niederlauſitz unterwegs, und der Kurfürſt eben mit dem ganzen Hofe im Begriff, abzureiſen, als der Major Funke ankam; und die Nachrichten, die er brachte, waren ſo beruhigend, daß nicht allein der Kurfürſt mit dem Hofe die Abreiſe einſtellte, ſondern auch Befehl gab, daß dieſe Nachrichten, zur Beruhigung der Dresdner, in der Stadt verbreitet würden; und allgemein fühlte man ſich beruhigt. Die Nachricht des Majors hatte den Troſt enthalten: daß Napoleon die Sachſen nicht als Feinde anſähe, ihre Unabhängigkeit und Verfaſſung achte und bereits am 15. October Befehl gegeben habe, die gefangenen Sachſen frei zu laſſen ꝛc. — Schöne Worte, aber dies war auch Alles, und es blieb bei denſelben, da ſie nichts koſteten; aber die Forderung von 25 Millionen Franks als Contribution, und der Beſchlag, der ſofort auf alle Caſſen und Einkünfte gelegt wurde, ſo wie die Stellung des Kurfürſten ſelbſt, der nichts weniger als noch Herr in ſeinem Lande war, machten einen gewaltigen Abſtich zu dieſen gegebenen ſchönen Worten. — Am 24. October wurde durch einen Anſchlag verſichert, daß keine Feindſeligkeiten weiter zu befürchten wären, und noch an demſelben Tage kam der franzöſiſche Obriſtlieutenant **Thiard**, als der von **Napoleon** ernannte Gouverneur der Reſidenzſtadt Dresden, an, und wurde der Regent dieſer Stadt; indeſſen muß man ihm nachrühmen, daß er thätig beſorgt war, gute Anſtalten zu treffen und beſonders die Bürger gegen die Exceſſe ihrer Einquartierten zu ſchützen.

Der edle **Friedrich Auguſt** unterſtützte in dieſer Noth die treuen Unterthanen aus ſeinem Privatvermögen ſo viel, als er nur vermochte, und gab dadurch einen neuen Beweis ſeiner väterlichen Geſinnung. Da er aber vor allen Dingen ſuchen mußte, ſeine Stellung gegen **Napoleon** zu begründen; ſo reiſte er am 26. November nach **Berlin** ab, um perſönlich mit **Napoleon** zu ſprechen, traf denſelben aber nicht mehr an, da er bereits zum Heere abgegangen war, und kam daher am 3. December nach **Moritzburg** zurück. —

Ueberall ſah man Zettel angeſchlagen mit der Schrift: *Territoire de la Saxe electorale, pays neutre* (Gebiet des Kurfürſtenthums Sachſen, neutrales, Land).

Mitten unter dieſen Begebenheiten wurden zwiſchen dem ſächſiſchen Miniſter, Grafen **von Boſe**, und dem franzöſiſchen General **Duroc** Unterhandlungen geflogen, die am 11. December 1806 zu einem Friedensſchluſſe führten, der in der Geſchichte Sachſens unter dem Namen des Friedens von **Poſen**, weil er in dieſer Stadt geſchloſſen wurde, bekannt iſt. — Durch dieſen Frieden vertauſchte der **Kurfürſt** ſeine Würde mit der königlichen, ſchloß ſich dem Rheinbunde an und verſprach ein Contingent von 20.000 Mann zu dem Bundesheere zu ſtellen, welches aber für diesmal auf 4200 Mann Infanterie, 1500 Mann Kavallerie und 300 Mann Artillerie herabgeſetzt wurde. — Alle Contribution hörte ſofort auf, und die Katholiken wurden den Lutheranern in den bürgerlichen Rechten vollkommen gleichgeſtellt. — Der Kurfürſt hatte ausdrücklich erklärt, daß er keinen Länderzuwachs begehre, was weit biederer als politiſch war; indeſſen erhielt er zwar von Preußen den Cottbußer Kreis in der Lauſitz, trat aber dafür das Amt Gommern, die Grafſchaft Barby, Treffurt und einen Theil der Grafſchaft Mannsfeld an Weſtphalen ab, und gab folglich mehr, als er bekam.

Von jetzt an ſtand der König als Freund auf der Seite Napoleons, was man ihm ſpäterhin zum Vorwurf machte und zum Vorwand brauchte, ihn als Feind zu betrachten und ihm das Land zu nehmen. —

12.

Friedrich der Friedfertige und der Flegelkrieg.

Scene aus dem 15. Jahrhundert.

Der Landgraf Balthaſar hatte aus ſeiner erſten Ehe einen Sohn, Namens Friedrich, der ſchon in der frühen Jugend die höchſte Neigung zur Ruhe und Unthätigkeit zeigte; ſolches aber verträgt ſich bekanntlich nicht mit den hohen Pflichten eines Regenten, und doch wurde er dies, als der Landgraf Balthaſar im Jahre 1406 mit Tode abging. — Friedrich ſaß nunmehr auf dem Fürſtenthrone ſeines Vaters, ohne jedoch deſſen Talente und Tugenden geerbt zu haben, und er ſehnte ſich nach Jemand, der ihm die ſchwere Laſt des Regierens tragen helfe; dieſer Jemand fand ſich bald.

Günther XXIX., Graf von Schwarzburg, eben ſo geiſt- als ränkevoll und dabei reich, lernte die träge Gemüthsart des Landgrafen kennen und beſchloß, ſie zu benutzen. Dieſer letztere Fürſt war dazumal einundzwanzig Jahre alt, und lebte alſo im Blüthenalter des menſchlichen Lebens, wo das Herz beſonders ſich nach einem verwandten Gegenſtande ſehnt, und der Graf Günther hatte eine Tochter, welche gleiche Geſinnung mit dem Vater hegte. Dieſe wurde das Mittel, wodurch der Zweck glücklich erreicht wurde. Die Gräfin wurde dem Landgrafen bekannt, und ihre Schönheit machte einen tiefen Eindruck auf das Gemüth dieſes jungen Fürſten, ſo daß er ſich ſterblich in ſie verliebte. Anna benahm ſich klug und wußte den Verliebten ſo zu feſſeln, daß ſie die höchſte Gewalt über ihn erhielt. -- Eigentlich war ſie ſchon dem Grafen von Naſſau verſprochen, doch der kluge Graf Günther dachte, beſſer iſt doch beſſer, und vermochte den Naſſauer — man ſagt, durch eine tüchtige Geldſumme — zum Rücktritt, worauf nun bald Anna Landgräfin von Thüringen war.

Nun waren Günthers Abſichten erreicht: herrſchen wollte er! — Friedrich ſollte Landgraf heißen, und er wollte es ſeyn. Während alſo Friedrich mit Annen tändelte, welche ſich die Neigung ihres Gemahls in immer gleicher Stärke zu erhalten wußte, hatte er natürlich zu den Regierungsgeſchäften keine Zeit und überließ dieſe ſeinem Schwiegervater, welcher dieſe Mühe auch gern auf ſich nahm und nun als Landgraf herrſchte; dabei ſcheint er aber auch noch einen Plan gehabt zu haben, der ihm jedoch nicht gelang.

So heiß ſich auch **Friedrich** und **Anna** liebten, ſo blieb ihre Ehe doch **kinderlos**, und hierauf ſcheint der Graf **Günther** den Plan gebaut zu haben, Thüringen auf eine feine Weiſe an ſich zu bringen; doch muß dieſes zur Kenntniß der nächſten beiden Stammesvettern, der Markgrafen **Friedrich** und **Wilhelm von Meißen** gekommen ſeyn; denn ſie zwangen den Grafen **Günther** (11. Auguſt 1408) zu dem ſchriftlichen Verſprechen: ſich bei dem Tode des Landgrafen die Erbfolge keinesweges anzumaßen, es komme auch, wie es wolle. — Als dem herrſchſüchtigen Grafen ſo der Plan verdorben worden war, **Landgraf von Thüringen** zu werden, trat er mit dem Könige von Böhmen, dem Landgrafen von Heſſen und endlich mit dem Erzbiſchof zu Mainz in geheime Verbindung; doch auch dieſes wurde durch zwei Räthe des Landgrafen, die Gebrüder von Bitzthum, dem Markgrafen **Friedrich dem Streitbaren von Meißen** verrathen, und dieſer arbeitete ihm nun kräftig entgegen. — Bald merkte der Graf **Günther**, wer ihm ſeine Pläne durchkreuzt habe, und brachte es dahin, daß dieſe beiden Räthe von dem Landgrafen Friedrich ihres Dienſtes entlaſſen wurden, wo ſie auch zugleich den Hof deſſelben meiden mußten. Dies heiſchte Rache, und es traten daher die vornehmſten Vaſallen des Landgrafen gegen die Herrſchſucht des Grafen **Günther** in einen Bund zuſammen, welchen man den **Bund des Löwen** nannte, womit man andeuten wollte, daß man ſich gegen die Herrſchſucht dieſes Grafen tapfer vertheidigen werde. —

Schon hatte ſich der Landgraf Friedrich, der durch die Herrſchſucht ſeines Schwiegervaters in mancherlei üble Lagen gebracht wurde, gegen ſeine Stammesvettern, die Markgrafen Friedrich und Wilhelm, urkundlich verpflichten müſſen, nichts von ſeinen Ländern zu veräußern, und deſſen ohngeachtet traueten ſie dieſem Verſprechen nicht, ſondern brachen im Monat Juli 1412 mit einem (kleinen) Heere in Thüringen ein, ihrem Vetter Friedrich — ſo erklärten ſie — die Augen zu öffnen über die Unbilden ſeines Schwiegervaters. —

Der Letztere traf jedoch Gegenanſtalten und verbot beſonders den Städten, dieſen fürſtlichen Brüdern die Thore zu öffnen, welchem Verbote auch die meiſten gehorchten und den heranrückenden Fürſten die Thore verſchloſſen hielten. Unter dieſen Städten war auch Gotha; doch der Markgraf Wilhelm drang ganz allein in die Stadt ein und bis auf den Markt vor, wo er laut erklärte: „Er käme nicht, um zu gebieten, ſondern ſeinem Vetter Friedrich und dem Thüringerlande zu nützen.

Gemeinſchaftlich näherten ſich die beiden Brüder der Stadt Weißenſee, wo ſie ebenfalls verſchloſſene Thore fanden und durchaus nicht zu dem Landgrafen Friedrich kommen konnten. Ueber das Verſchließen der Thore beklagten ſie ſich in einem Schreiben an die Bürgerſchaft zu Gotha auf das Bitterſte, und durch dieſes Schreiben wurden die Herzen der Bürger auf die Seite der beiden Brüder gelenkt; dieſes aber hatte die Wirkung, daß der Landgraf und ſein Schwiegervater ſich mit einem Male zum Nachgeben bereit zeigten, einen Vergleich mit den Herren Vettern zu ſchließen. — Zu dieſer Bereitwilligkeit fand ſich der Graf vorzüglich durch die nur erwähnte Stimmung der Bürger zu Gotha veranlaßt, welche ſich förmlich auf die Seite der beiden Markgrafen geſchlagen hatten: vielleicht lernte er auch die Richtung der öffentlichen Meinung kennen, in welcher er übel angeſchrieben ſtand, und fürchtete die üblen Folgen derſelben. — Kurz, es kam eine förmliche Ausſöhnung zwiſchen beiden Theilen zu Stande, in welche auch der Graf Günther von Schwarzburg nebſt ſeinem Sohne Heinrich namentlich aufgenommen, ihnen Vergeſſenheit des Geſchehenen, Gnade und Schutz gleich andern Lehnsleuten zugeſagt wurde.

Nun ſchien Alles wieder in's Gleiche zu kommen, allein es ſchien nur ſo, wie wir in der folgenden zweiten Abtheilung dieſes Abſchnittes erzählen werden; denn der Graf Günther konnte den Verluſt ſeiner Macht nicht verſchmerzen und fachte im Stillen wieder ein anderes Feuer an, welches unter dem Namen des Fleglerkrieges bekannt iſt, und wovon wir in der ſchon gedachten zweiten Abtheilung das Weſentlichſte geben werden.

Die Landgräfin Anna ſcheint über die Einſchränkung ihres Gemahls, durch welche er an aller Willkühr gehindert und nicht einmal nach Belieben Geld aufzunehmen berechtigt war, höchſt aufgebracht geweſen zu ſeyn, und in dieſer Aufregung des Gemüthes erlaubte ſie ſich einen Schritt, durch welchen ſie ſich ſehr ausſetzen mußte: ſie eilte nämlich an der Spitze einiger Vertrauten nach der Wartburg, dort das Archiv, welches die Verträge zwiſchen ihrem Gemahl und den beiden Markgrafen enthielt, mit Gewalt zu öffnen und dieſe Documente hinwegzunehmen; denn ſie glaubte, wahrſcheinlich in der Beſchränktheit ihres Verſtandes, dann wäre Alles gut. — Doch in Wartburg gab es treue Diener des Landgrafen, welchen das Archiv zur Bewahrung anvertraut war; dieſe wurden das Vorhaben zeitig gewahr und hinderten es, indem ſie mit gezogenen Schwertern den Eingang zu dem Archiv bewachten. Dieſe Wache anzugreifen, wagten Anna's Begleiter nicht, und ſo zog die ganze Geſellſchaft unverrichteter Sache wieder von dannen.

Nun ſcheint Ruhe in dieſer Art eingetreten zu ſeyn, denn bis zu Anna's Tode (7. Mai 1431), ſo wie hernach bis zum Ableben Friedrichs (4. Mai 1440) blieb es ruhig, nur die Fehde ausgenommen, welche wir jetzt zu ſchildern verſuchen wollen.

Die Grafen von Hohnſtein, der Vater und der jüngſte Sohn, hatten ſich über die Theilung einer Erbſchaft entzweit, weil ſich dieſer verletzt, und ſeinen ältern Bruder von dem Vater begünſtigt glaubte, würden ſich aber wahrſcheinlich wieder vereinigt haben, wenn nicht ein Dritter dazwiſchen getreten wäre.

Friedrich von Heldrungen, ein tüchtiger Raufer, mengte ſich in dieſe Familienzwiſtigkeit, und hetzte den jüngſten Sohn auf, ſeinem Vater nicht nachzugeben. Dieſes geſchah, und dieſer junge Graf verließ heimlich das Schloß ſeines Vaters, ſich zu dem Ritter von Heldrungen begebend, der in der nächſten Nacht die Burg des Grafen von Hohnſtein überfiel, erſtieg, und den alten Grafen im Bette verhaftete. Nun ſtürmte die ganze Rotte nach dem Zimmer des älteſten Sohnes, des Grafen Heinrich, dieſen ebenfalls gefangen zu nehmen. Man fand es feſt verſchloſſen, und Heinrich war in den Armen ſeiner Gemahlin ſanft entſchlafen. Da erwachten die Gatten von den Schlägen an der Thür, und Heinrich erkannte die Stimme des Ritters von Heldrungen; ſogleich war es ihm klar, was dieſer wollte. Weder Schwert noch Harniſch war in dieſem Zimmer vorhanden, und demnach an Gegenwehr nicht zu denken. Es war alſo kein anderes Mittel zur Rettung übrig als die Flucht! Wie aber hinab zu ebener Erde kommen? Doch im Kopfe der klugen Frau war augenblicklich ein Plan zur Flucht fertig. Schnell wurde das Betttuch aus dem Bette geriſſen und zu einem Seile zuſammengedreht, ein anderes Tuch, welches eben bei der Hand war, hatte ein gleiches Schickſal. Beide wurden nun eilig zuſammengeknüpft und an das Fenſter des Gemachs befeſtigt. Noch einen Kuß drückte der ſcheidende Gatte auf die Lippen der trefflichen Gattin, und dann ſchwang er ſich zum offenen Fenſter hinaus, ſich am Seile hinablaſſend. Glücklich kam er hinab auf den Boden, und im nächſten Augenblicke war das Seil wieder heraufgezogen und im Bette verborgen, worauf eben ſo geſchwind das Bett wieder in Ordnung gebracht wurde. Jetzt öffnete die kluge Gattin die Thür, und wußte ſich ſehr überraſcht zu ſtellen, als die Bewaffneten in das Zimmer eindrangen.

„Wo iſt Euer ehelicher Herr?“ — rief ihr der Ritter von Heldrungen mit rauher Stimme zu.

„Er iſt noch nicht daheim! —“ antwortete Frau Margarethe ſchnell entſchloſſen und ſchon vorbereitet. — Geſtern gegen Abend ging er auf die Jagd und iſt noch nicht zurückgekommen. Ich lag in ſanfter Ruhe, als Euer Klopfen mich erweckte!"

Dieſe Entſchuldigung hatte viel wahrſcheinliches, und als man das ganze Zimmer ausgeſucht und den Grafen natürlich nicht gefunden hatte, entfernte man ſich polternd und tobend wieder, und die Gräfin war nun wieder allein, wo ſie denn ängſtlich zum Fenſter hinausblickte und dem entflohenen Gemahl die beſten Wünſche nachſandte.

Dieſe wurden auch erfüllt, denn der Graf Heinrich entkam ſeinen Verfolgern glücklich und langte wohlbehalten im Kloſter zu Ihlefeld an. Hier ließ ihn der Abt, dem er ſein Schickſal erzählte, mit Waffen und einem Roſſe verſorgen, und ſo begab ſich der Entflohene zu ſeinem Oberlehnsherrn, dem Markgrafen Friedrich (dem Streitbaren) von Meißen, um denſelben um Hülfe zu bitten gegen den Ritter von Heldrungen. Der Markgraf wurde entrüſtet über dieſen Bruch des Land- und Burgfriedens und ließ ſogleich Befehl an ſeine Vaſallen ergehen, damit ſich ein Jeder an die Spitze der Seinigen ſtelle, und ein Heer verſammelt werde, mit welchem der Friedensſtörer zur Ruhe gebracht werden könne. Zugleich wurden die Bürger in den Hauptſtädten des Landes aufgeboten, und dieſe zogen nun dem Heere des Markgrafen zu, welches ſich bei Langenſalze verſammelte, und zu dem auch der Markgraf Wilhelm mit ſeinen Schaaren ſtieß. — Der Zug ging nun vor die Burg Heldrungen; doch ehe ſie dieſe noch zu Geſicht bekamen, hatten ſie verſchiedene Gefechte mit Bauernhaufen zu beſtehen, welche mit Dreſchflegeln und Heugabeln bewaffnet und von ihrem Herrn, dem Ritter von Heldrungen zuſammengerafft worden waren, auch das Verſprechen erhalten hatten: daß ein jeder von ihnen, wenn er tüchtig zuſchlagen werde, ſo daß dieſe Schaar dem Markgrafen widerſtehen könne, ſein eigenes Gut haben, und die Beute gleich unter ſie vertheilt werden, man demnach alles gemeinſchaftlich haben ſollte.

Durch dieſes Verſprechen ermuthigt, ſchwangen die Bauern ihre Flegel rüſtig, und ſtanden tapfer im Gefecht: doch das Uebergewicht der Waffen und die Anwendung des Feuergeſchützes beſiegte dieſe rohe Tapferkeit, und die tapfern Flegelſchwinger wurden, ſo rüſtig ſie auch zuſchlugen, dennoch geworfen und zerſtreut. —

Es iſt beinahe erwieſen, daß der Graf Günther auch hier ſeine Hand im Spiel hatte und im Geheim wirkte, ob er ſich gleich nicht öffentlich damit kundgeben konnte, daß er mit Heldrungen unter der Decke ſtecke.

Die verbündeten Fürſten belagerten nun, als ſie die rohen Bauernhorden aus dem Felde geſchlagen und zerſtreuet hatten, die Burg Heldrungen, im Herbſte des Jahres 1414. Dieſe Burg war ſehr feſt, und deshalb verzog ſich die Uebergabe, welche blos durch Hunger bewirkt werden konnte, bis zum Winter, wo endlich die Belagerten, am 12. Dec., die weiße Fahne der Ergebung ausſteckten; zuvor aber war der Ritter von Heldrungen, wahrſcheinlich durch einen unterirdiſchen Gang, aus der Veſte entkommen. —

Die Fürſten nahmen nun Beſitz von der eroberten Burg, und übergaben dieſe als verwirktes Lehn dem Grafen Heinrich von Hohnſtein, zugleich auch als Entſchädigung für die von dem Ritter Heldrungen erlittene Unbilde.

Nun hatte dieſe Fehde wieder ein Ende, und Heldrungen endigte kurz darauf ſein Leben, indem er, nebſt etlichen andern von ſeiner Rotte, das Schloß Scharfeld überfallen und erſteigen wollte, aber von den Bauern zu Makerode nebſt ſeinen Geſellſchaftern angegriffen und mit einem Schweinſpieß erſtochen wurde.

Die Geſchichte meldet auch eine Grauſamkeit des Ritters Hans Tanzel, der in der Belagerung die Leitung übernommen hatte, und nun, nachdem die Burg erobert war, die Gefangenen wie Hunde zuſammenkoppeln ließ, wo jeder eine Peitſche mit eiſernen Spitzen bekam, die Löcher in das Fleiſch riſſen, und mit dieſen mußten ſie einander bis auf den Tod peitſchen. Abermals ein Beiſpiel von dem rohen, grauſamen Geiſte jener Zeit, da dieſe Leute mehr als die Verführten des Grafen von Schwarzburg und ihres Herrn, des Ritters von Heldrungen, zu betrachten waren.

13.

Die Stadt Zittau wird von den Sachſen erobert.

Schon waren die Sachſen mit den Schweden im Jahre 1634 in Spannung gerathen, noch ehe das Heer der Letztern bei Nördlingen geſchlagen worden war. Der ſchwediſche Feldherr Banner hatte ſein Abſehen auf Glogaus Eroberung gerichtet, und ließ dieſe Veſte durch den Oberſten Stahlhans auffordern. Zu gleicher Zeit kam aber auch der ſächſiſche Feldmarſchall Arnheim mit einigen Regimentern vor die Stadt und ſchloß ſie ein, worauf ſie ſich an die Sachſen ergab, welche von der 800 Mann ſtarken Beſatzung 500 als Gefangene nach Sachſen ſchickten, 300 andere nahmen Dienſte im ſächſiſchen Heere. In der Stadt fand man 24 Kanonen, 100 neue Küraſſe und verſchiedene Lebensmittel.

Der ſchwediſche Feldherr hielt dieſe Eroberung für einen bei Verbündeten nicht ſtatthaften Eingriff, und nahm deshalb dieſe Eroberung ſehr übel auf. Arnheim ſuchte ſich zwar damit zu entſchuldigen, daß er von der durch die Schweden geſchehenen Aufforderung nichts gewußt habe; demohngeachtet blieb Glogau in den Händen der Sachſen, was dann zwiſchen beiden Parteien ein bedeutendes Mißvergnügen hervorbrachte, und die zwiſchen ihnen eintretende Kälte ſtieg immer höher. —

Dieſe eingetretene Spannung wurde dem kaiſerlichen Hofe verrathen, und dieſer glaubte nun, dieſelbe benutzen zu müſſen, eine Trennung zwiſchen den Schweden und Sachſen zu verſuchen; man hatte im Rathe des Kaiſers die Wichtigkeit der Freundſchaft eines ſo mächtigen Reichsfürſten, wie der Kurfürſt von Sachſen war, einſehen lernen, hatte es ſchon oft bereut, ihn 1631 mit Gewalt von ſich geſtoßen und muthwillig zum Feinde gemacht zu haben, ſuchte alſo jenen begangenen Fehler wieder gut zu machen und dieſen Fürſten von neuem auf die Seite des Kaiſers zu ziehen. — Der junge König von Ungarn und Böhmen, (nachmals Kaiſer Ferdinand *III.*) Oberbefehlshaber aller kaiſerlichen Heere, übernahm dieſe Vermittlung und leitete ſie auch ſo klug ein, daß ſich der Kurfürſt Johann Georg bewegen ließ, Geſandte nach Leitmeritz abzuſenden, um die Friedensvorſchläge anzuhören, und den 2. Juni fingen ſich die Conferenzen an, wurden aber hernach nach Pirna verlegt.

Der Kurfürſt fühlte jedoch, daß eine Annäherung an die Kaiſerlichen noch zu frühzeitig ſey und ihn zu ſehr ausſetze: er beſchloß daher, mit ſeinem ſtaatsklugen Oberhofprediger und Beichtvater *D.* Hoe von Hoenegg, *) noch eine Zeit lang zu temporiſiren, bis eine gelegenere Periode eintrete, Frieden mit den Kaiſerlichen zu ſchlieſſen, und ſich von der Oberherrſchaft des ſchwediſchen Reichskanzlers Oxenſtirna zu befreien. Denn nichts war dem Kurfürſten, als einem der erſten Fürſten des Reichs, ſo läſtig, als das Directorium der Angelegenheiten, welches in den Händen dieſes Mannes ſich befand, in denſelbigen zu ſehen, ſo daß der geborne deutſche Kurfürſt dem ſchwediſchen Edelmann nachſtand.

Um nun zu temporiſiren, verglich ſich Arnheim mit Banner über die fernern Kriegsoperationen, und beide Feldherren beſchloſſen, durch eine Diverſion in Böhmen die Kaiſerlichen zu nöthigen, die Belagerung von Regensburg aufzuheben. — Dieſen Einfall wollten ſie gemeinſchaftlich machen, und Banner links über Friedland, Arnheim aber durch die Lauſitz in dieſes Königreich eindringen.

Vor allen Dingen wurde den Sachſen und Schweden der Beſitz von Zittau nothwendig, und der Zug der Sachſen richtete ſich alſo dahin. Der Kur-

---

*) Ein Mehreres von dieſem Manne enthält der Tagabſchnitt des 4. März *II.* Bd. S. 30 f. A. d. V.

fürſt ſelbſt kam mit friſchen Schaaren bei ſeinem Heere an und übernahm die Leitung der Belagerung in Perſon.

Der kaiſerliche Oberſte Fuchs, ein tüchtiger Kriegsbefehlshaber, befehligte in der Stadt, und die Beſatzung beſtand aus 1400 Mann Fußvolk und 200 Reitern.

Die Sachſen näherten ſich vorſichtig der Stadt und hatten viele Schanzkörbe verfertigt, hinter denen ſie gedeckt, ſich den Außenwerken näherten. Ein gewaltiges Feuer donnerte von den Batterien der Stadt auf ſie, und die Sachſen ſahen ſich daher genöthigt, ihr Geſchütz ebenfalls vorzubringen, und es begann das Feuer deſſelben mit großer Wirkſamkeit und war aber beſonders gegen die Außenwerke gerichtet, ſo daß bald eine ſo breite Breſche vorhanden war, daß man hätte mit einem Wagen durchfahren können.

Unter den Belagerten muß es Meiſter im Treffen mit dem ſchweren Geſchütz, ſo wie mit der Muskete gegeben haben, wie folgende Beiſpiele zeigen. Während dieſes Feuers wollte der ſächſiſche Oberſtlieutnant von Wangenheim über einen Schanzkorb hinaus nach den feindlichen Werken ſehen, um Beobachtungen anzuſtellen, wobei er, um deſto ſchärfer zu ſehen, die Hand über die Augen hielt, und gleich hinter ihm war ein Kanonier beſchäftigt, ſein Stück zu laden und zu richten. So wenig auch der Kopf des Oberſtlieutnants über den Schanzkorb hinausragte, ſo wurde man ihn doch auf dem nächſten Außenwerke gewahr, und ein Büchſenmeiſter, der aber ein wackrer Meiſter in ſeiner Kunſt war, richtete ſofort eine geladene Kanone auf dieſen Punkt: dann wurde abgefeuert, die Ladung entzündete ſich krachend, die Kugel ſaußte durch die Luft und traf auch richtig ihr Ziel, denn ſie riß dem Oberſtlieutenant die Hand mit dem halben Kopfe weg und erſchlug hinter ihm den Kanonier, der eben mit ſeiner Arbeit fertig war und die Lunte zum Abfeuern ergriffen hatte, indem ſie denſelben zerriß, dann aufſchlug, (ricochettirte) und nun noch einem kurfürſtlichen Stallmeiſter, der in ziemlicher Entfernung davon hielt, den Ellebogen des linken Armes wegriß. — Kurz darauf ließ auch ein Musketier in der Stadt ein Beiſpiel ſeiner Kunſt ſehen, dieſes aber koſtete einem andern geachteten ſächſiſchen Offizier das Leben. Der Artilleriecommandant der Sachſen, Obriſtlieutnant von Stanpin, befand ſich eben auf einer ſächſiſchen Batterie und ließ die Kanonen richten, wobei er die rechte Hand auf der Bruſt liegen hatte. Dieſe Batterie war am weiteſten vorgerückt, und das Feuer des ſtädtiſchen Außenwerks ſchwieg eben ein wenig. Da gewahrte ein Schütze zwiſchen den Schanzkörben hindurch den Oberſtlieutnant, wie er den Büchſenmeiſtern ſeine Befehle ertheilte. Schnell war ſein Entſchluß gefaßt, ſeine Büchſe dorthin zu richten. Das ſchwere Gewehr wurde aufgelegt, das Luchsauge des Schützen zielte, jetzt krachte der Schuß, und der Oberſtlieutnant ſank, von dieſem Meiſterſchuß getroffen, zur Erde. Die Kugel war ihm durch die Hand in die Bruſt gedrungen und hatte die Lunge zerriſſen, ſo daß die Verletzung abſolut tödtlich war, und der Oberſtlieutnant nach wenig Tagen ſeinen Geiſt aufgeben mußte. Durch den Verluſt dieſer beiden Männer, ſo wie noch anderer Offiziere und der vielen tapfern Kriegsleute, welche durch dies mörderiſche

Feuer ihr Leben laſſen mußten, wurde der Kurfürſt ſehr mißvergnügt und hielt mit ſeinem Arnheim geheimen Kriegsrath, in welchem der Schluß gefaßt wurde, einen Verſuch zu machen, ob nicht die Stadt durch einen unvermutheten Sturm genommen werden könne. Fünf ſächſiſche Regimenter wurden zu dieſem gefährlichen Waffentanze beſtimmt, und ihre Oberſten, Wolfersdorf, Bünau, Vitzthum, Arnheim und Pforte, wurden in das Hauptquartier gerufen und empfingen dort ihre Rollen.

Kaum war am 4. Juli die Sonne untergegangen und die Dämmerung eingetreten, als ſich der Kurfürſt mit Arnheim auf einen, eine Strecke von der Stadt gelegenen Berg begab. Dieſe beiden Herren ſtellten ſich unter einen Baum und ließen zwei bei ſich habende Trompeter Clarine blaſen.*) Dieſe muſikaliſche Gutenacht wurde die Loſung für die ausrückenden Kriegsſchaaren, welche, mit ihren Oberſten an der Spitze, in tiefſter Stille nach den ihnen angewieſenen Punkten ſich in Bewegung ſetzten. Schon war es dunkel, die Beſatzung des bedroheten Außenwerks war wenig auf ihrer Huth, und die Heranziehenden waren ſchon bis an den Wall gekommen, als ſie von der Schildwache erſt entdeckt und angerufen wurden. Die Antwort auf dieſen Ruf war — ein beherzter Angriff. Dieſer gelang, und das Außenwerk wurde ohne ſonderlichen Widerſtand erobert. — Hier wäre nun eigentlich dem Befehl genug gethan geweſen, und nur auf die Eroberung dieſes Außenwerks war er gerichtet:

---

*) Clarine war in jener Zeit das, was jetzt Retirade oder bei der Infanterie der Zapfenſtreich iſt.

A. d. V.

doch dieſer gute Anfang hatte den Muth der Stürmenden ſo hoch gehoben, daß ſie die folgenden Werke auch angriffen, doch hier mehr Widerſtand fanden, als bei dem erſten, wo die Ueberraſchung geholfen hatte; demohngeachtet eroberten die Sachſen eins dieſer Werke nach dem andern, ſo daß endlich die Vertheidiger ſich in die Stadt zurückziehen mußten. Auch dieſe ſtürmten die Sachſen und überſtiegen endlich, nach einem harten Kampfe, die Mauern. — Nun drang eine Partei nach dem nächſten Thore vor, ſolches von innen zu öffnen; doch hier gab es einen heftigen Streit mit einem Theile der Beſatzung, und der Stadtcommandant ſelbſt kam dieſen Streitern mit einer Abtheilung zu Hülfe. Doch auch die Sachſen wurden verſtärkt, und der Kampf entbrannte nun an dieſer Stelle auf das heftigſte. Der Oberſte Fuchs konnte es nicht vermeiden, daß ſeine Leute mit den ſiegenden Sachſen ins Handgemenge geriethen, in welchem er von einem Zimmermanne mit einer Axt vor den Kopf geſchlagen wurde, daß er todt zur Erde ſank. Ein ſächſiſcher Oberſter war mit einem Regimente Reiter befehligt, durch Abtheilungen deſſelben die Thore beobachten zu laſſen, damit die in der Stadt befindlichen Reiter nicht entkommen könnten. Als aber dieſer Oberſte ſah, daß die Stadt ſchon erobert war, und die über die Mauern geſtiegenen Sachſen den Meiſter in der Stadt ſpielten, ließ er die Thore mit Aexten und Beilen aufhauen, und drang nun mit ſeinen Reitern auf dieſem Wege in die Stadt. Gleich am Thore, wo dieſes Regiment ſtand, befand ſich ein Zwinger, und in demſelben eine ſtarke Abtheilung kaiſerliche Soldaten. Dieſe wurden von den eingedrungenen Reitern angegriffen, ein Theil davon niedergehauen, und die andern gefangen genommen, wo denn nur allein an dieſer Stelle 300 Mann Gefangene ſächſiſche Dienſte nahmen; wahrſcheinlich band der Eid der Treue den Soldaten nicht länger als bis er gefangen war.

Von der Beſatzung wurden in der Stadt 600 Mann, die ſich in einen Garten geflüchtet hatten, und ſich hier den Siegern ergaben, gefangen gemacht, die nun ſämmtlich in ſächſiſche Dienſte traten. 169 Mann von der Beſatzung fanden ihren Tod in dieſer Nacht, und die übrigen von den Gefangenen, die nicht ſo, wie jene ebengedachten, Dienſte genommen hatten, blieben dem Kaiſer treu, und ließen ſich in die Gefangenſchaft bringen, aus der ſie aber nach einigen Monaten erlöſt wurden.

Dieſe Eroberung war in zwei Stunden vollendet. Um 10 Uhr Abends geſchah der erſte Angriff, und um 12 Uhr Nachts befand ſich die Stadt in den Händen der Sachſen. Als nun die Stadt erobert war, wurde ſie fünf Stunden lang von den Siegern geplündert, wie es der rohe Geiſt jener Zeit mit ſich brachte.

Die Kriegsbeute, welche dieſe Eroberung brachte, war ziemlich anſehnlich; denn man eroberte zwölf Fahnen, zwei Standarten, mehrere Kanonen und viel Munition, auch reichen Vorrath von Lebensmitteln. Beſonders reich aber war die Beute, welche die Kriegsleute durch die Plünderung machten, ſo daß mancher Soldat dadurch ein reicher Mann geworden ſeyn ſoll.

Am Morgen nach der Eroberung kam der Kurfürſt aus dem Hauptquartier nach der Stadt, und der ſchwediſche Feldmarſchall Banner war ihm zur Seite. Dieſe beiden Herren beſichtigten nun offenthalben die eroberte Stadt und begaben ſich dann nach der Kirche, wo ſie einem angeſtellten Dankfeſte beiwohnten. —

Dieſe Eroberung iſt aber beſonders dadurch merkwürdig, weil ſie die letzte Waffenthat iſt, welche die Sachſen mit den Schweden gemeinſchaftlich verrichteten. Die Kälte zwiſchen beiden Parteien ſtieg durch das Geſchick der Nördlinger Schlacht auf den höchſten Grad und zog endlich den Prager Frieden herbei. —

14.

Muttermord und ſeine Strafe.

Eine Menge von Beiſpielen hat es ſchon bewieſen, wie tief der Menſch ſinken, und daß er ſelbſt ein Teufel werden könne; im heutigen Tagsabſchnitte wollen wir den geehrten Leſern eins dieſer Beiſpiele erzählen, und das Schrecklichſte der Schrecken, ein Muttermörder, ſey der Gegenſtand.

Eine Meile von der ehemaligen Sechsſtadt Lauban liegt das Dorf Giersdorf und in demſelben wohnte, in der zweiten Hälfte des *XVI.* Jahrhunderts, eine alte Wittwe, die man, nach ihrem verſtorbenen Manne, die Jacob Meyin nannte. Dieſe alte Mutter beſaß ein Haus nebſt Garten auch einigen Aeckern Feld, ſo daß ſie ſich recht wohl hätte nähren können; allein ſie hatte auch das Unglück, die Mutter eines Sohnes zu ſeyn, von dem es beſſer geweſen wäre, wenn ſie ihn nicht geboren hätte.

Johann, oder, wie er gemeiniglich hieß, Hans Mey, war von Jugend auf ein böſer Bube, der ſeinen Eltern vielen Kummer machte. Noch war er nicht zwölf Jahre alt, als ſein Vater ſtarb, und dieſes vollendete ſein moraliſches Verderben; denn nur die Strenge des Vaters war es noch, die er fürchtete, und als dieſe Schranke nun gefallen war, ſchritt er auf dem Wege des Böſen ſchnell vorwärts.

Hans Mey fiel in die Hände der Verführung, und zwei Böſewichter wurden nun ſeine Lehrmeiſter und Anführer in vielen böſen Thaten, beſonders verführten ſie ihn zum Stehlen; denn dieſes nährt bekanntlich leichter und weniger mühevoll als das Arbeiten, und Hans Mey war kein Freund von Anſtrengung, die doch bei der Arbeit nothwendig iſt. Dabei hatte dieſer Dieb, der bald ein ſehr ausgelernter, ſehr geübter wurde, das Glück, daß er bei ſeinen Diebereien immer unentdeckt blieb und dadurch immer beherzter wurde.

Die Verführer dieſes Menſchen waren zwei Brüder. Caspar und Michael Hofmann, und dieſe Böſewichter hatten den Schein der Ehrlichkeit und eines guten Wandels, trotz ihrer vielen heimlichen böſen Thaten, dennoch zu bewahren gewußt; und die Einwohner des Dorfes hielten demnach dieſe Heuchler für unbeſcholtene, brave Leute, ob ſie gleich ſo viel Böſes im Stillen thaten.

Allmälich begann jedoch die Obrigkeit dieſen beiden Brüdern in die Karte zu ſehen; doch dieſe merkten es und ſtrebten nun, durch verdoppelte Heuchelei und Vorſicht jeden Verdacht von ſich abzuwenden, was ihnen auch zu gelingen ſchien; Mey aber taumelte auf der Bahn des Laſters immer vorwärts, bis er endlich an das Ziel gelangte, welches von Nacht und Grauen umgeben iſt. —

Caspar Hofmann hatte der Wittwe Mey ein Stück Feld abgekauft, hielt aber die Zahlungsbedingung ſo ſchlecht, daß die Verkäuferin ihn wegen der Nichtbezahlung bei dem Gericht verklagte. Caspar wurde vorgefordert und verſprach zu bezahlen, ſetzte auch ſelbſt den Zahlungstermin an, und dieſes wurde angenommen, die Sache aber ſchien abgemacht, doch im Herzen Caspars lebte der feſte Entſchluß, ſich von dieſer Zahlungsverbindlichkeit zu befreien; Hans Mey aber ſollte hierzu das Werkzeug ſeyn, auch blos die Arbeit und die Gefahr haben, den Nutzen aber wollte Caspar Hofmann ziehen.

Der Verführer machte ſich alſo an ſeinen Jünger und ſtellte ihm das Unrecht, welches ſeine Mutter, durch ihre angeſtellte Klage, an ihm begangen habe, mit manchen Scheingründen vor; machte dabei die enge Freundſchaft geltend, welche zwiſchen ihnen beiden beſtehe, und gab Hanſen unumwunden zu erkennen, daß ſie keine Freunde bleiben könnten, wenn ſeine Mutter am Leben bliebe, denn ſie habe ſich durch ihre Klage Hofmanns Freundſchaft für immer verſcherzt. —

Dieſe Reden wiederholte der Verſucher, und endlich wurde der Muttermord beſchloſſen und ausgeführt.

Es war am 14. Dec., im Jahre 1571, als die Wittwe Mey abermals zur Gerichtsherrſchaft gegangen war, um ihre Klage über Hofmanns Saumſeligkeit im Bezahlen zu wiederholen. Dieſes erfuhr Caspar, und nun war keine Zeit mehr zu verlieren, wenn nicht die Wirkung dieſer Klage verderblich für ihn werden ſollte. Es verſteckte ſich alſo dieſer Mann mit dem unnatürlichen Sohne in den Wald, und beide lauerten gemeinſchaftlich auf die zurückkehrende Mutter. — Endlich kam die alte Frau ganz unbefangen auf dem Wege daher, und der den Sohnes-Namen nicht verdienende Böſewicht ging ihr auf demſelben entgegen. „Bringt Ihr Geld?“ fragte er ſie ganz trotzig, und die Gefragte ſchwieg: vielleicht war ſie überraſcht, von ihrem Sohne dieſe Frage zu vernehmen. — Plötzlich zog dieſer Schändliche ſein Meſſer hervor und ſtieß es ſeiner Mutter in die Gurgel. Es konnte dieſes nicht ſo geſchwind geſchehen, daß es die Angegriffene nicht hätte gewahren ſollen, was mit ihr geſchehen ſolle, und ſie bat ihn ſehr um Schonung. Doch ſie mochte bitten, wie ſie wollte, ſo wurde doch der Stoß vollführt, und die verruchte Hand des Böſewichts ſtieß der Mutter, die ihn geboren und mit zärtlicher Liebe erzogen hatte, das Meſſer unerbittlich in die Gurgel. — Doch es ſchien, dieſes lebloſe Inſtrument weigere ſich, zu dieſem Verbrechen zu dienen, denn es brach ab, der Mörder aber ließ ſich dadurch nicht irre machen, denn er ſchnitt ſeiner Mutter mit dem abgebrochenen Meſſerſtumpf die Kehle vollends durch, ſo daß ſie in wenig Augenblicken röchelnd ihr Leben endete, und der letzte Blick ihres brechenden Auges ſchien ſich deshalb zum Himmel zu richten, um den Muttermörder bei dem Richter und Rächer der Bosheit anzuklagen. Dem Allwiſſenden und Allgerechten blieb auch die begangene Schandthat des Muttermords nicht verborgen, und er beſtrafte ſie ſchrecklich.

Kaum war das Opfer gefallen, als auch der verſteckt gebliebene Hofmann herbeikam, und ſeinem Spießgeſellen half, die Ermordete auf die Seite zu ſchleppen, ſie brachten ſie an einen abgelegenen Ort und glaubten nicht, daß ihre Unthat irgend ntdeckt werden könnte.

Die Ermordete wurde vermißt, und Niemand wußte, wo ſie hingekommen war, bis ſie endlich am Weihnachtsabende, von wilden Thieren und Vögeln zerfleiſcht, gefunden und nach ihrem Wohnorte gebracht wurde. — Es mußte Jemand Caspar Hofmann in verdächtiger Situation betroffen haben, oder hatte er ſich durch unvorſichtig ausgeſprochene Worte verdächtig gemacht; kurz, es ereigneten ſich Muthmaßungen gegen ihn, und er wurde in Verhaft genommen, in dieſen aber begleiteten ihn ſeine beiden Kinder. Auch der Mörder ſelbſt wurde in Waldau verhaftet, und in Lauban verhört, wo er denn die That zwar zu läugnen ſuchte, ſich in ſeinen Antworten aber verwickelte, und dadurch verdächtig machte, ſo daß ihm die Anwendung der Folter zuerkannt wurde, um durch dieſe ſein Bekenntniß zu erzwingen. — Hans Mey wurde alſo in die Marterkammer geführt, wo er die obrigkeitlichen Perſonen um eine Tafel ſitzen ſah, vor welche man ihn brachte. Hier wurde er noch einmal ernſtlich befragt, und als er bei ſeinem Läugnen verblieb, mußte ihm der Scharfrichter die Marterinſtrumente zeigen und die Anwendung derſelben erklären; Hans Mey blieb jedoch bei ſeinem Läugnen, und nun übergab man ihn den Henkersknechten, die ihn ergriffen und auf die Folterbank brachten. Hier wurde er aufgeſpannt, oder nach der Kunſtſprache der Henker, gereckt. Hans Mey bekannte nicht. Nun wurde er wieder losgelaſſen, und ihm die Daumenſchrauben angelegt. Eine Zeit lang hielt er den Schmerz aus, den ſie ihm verurſachten. Als aber der Henker ſie noch feſter zuſchraubte, und die Schmerzen unerträglich wurden, bekannte er die That und wurde nun wieder losgelaſſen, wo er denn vor den Richtern ſein Bekenntniß wiederholte. Hier gab er nun die beiden Brüder Hofmann als Mitſchuldige, ja als die Verführer zu dieſer ſchrecklichen Mordthat an, und dieſe geriethen in eine üble Lage; es entzog ſich aber Michael Hofmann durch eine ſchleunige Flucht dem Verhafte, wurde jedoch auf der Flucht eingeholt und ebenfalls verhaftet, worauf er ſich die Gurgel mit einem Meſſer durchſchnitt, ſo daß er weder eſſen noch reden konnte und jämmerlich ſterben mußte. — Der andere dieſer beiden Brüder, Caspar Hofmann, war, wie ſchon gedacht, bereits verhaftet, und als er hörte, welches Geſtändniß Hans Mey gemacht habe, konnte er die Folgen davon vorausſehen, und nahm ein heftiges Gift, das er heimlich bei ſich trug und mit in den Verhaft gebracht hatte, um es als Mittel zu gebrauchen, ſich dem Tod durch Henkershand zu entziehen, da er ſah, daß ihm dieſer gewiß war. —

Auch ſeinen Kindern gab er reiche Gaben dieſes Giftes, denn ſie ſollten nicht, mit der Schuld des Vaters beladen, noch länger in der Welt leben. Das Mittel verfehlte auch ſeine Wirkung nicht, und man fand am andern Morgen die entſeelten Leichname des Vaters und ſeiner Kinder, welche das Gift bis zum Zerplatzen aufgetrieben hatte.

Dies war alſo das Ende dieſer beiden Brüder, welche die Dämonen Meys geweſen waren; doch das Ende des Verführten war noch weit ſchrecklicher.

Die Acten wurden nach Prag geſendet, und das Hofgericht daſelbſt ſprach das Urtheil über den Muttermörder, welches auch am Dienſtage vor dem Tage Pauli Bekehrung, und alſo am 24. Jan. ſchon, dem Spruche gemäß, vollzogen wurde.

Vor dieſem Tage ſchon ſah man auf dem Markte zu Lauban ein Blutgerüſte erbauen, und ſchon am früheſten Morgen verſammelte ſich eine große Menge Volks, um Zeuge zu ſeyn, wie dem Muttermörder ſein Recht geſchehe. — Endlich ertönte das Armeſünder-Glöckchen, und man ſah den zum Tode Verurtheilten geführt bringen. — Er war ſchwarz gekleidet, als trauere er über ſein Verbrechen. Das Haupt war mit einem ſchwarzen Tuche überdeckt, welches man aber da, als der Verbrecher vor dem hochnothpeinlichen Halsgericht ſtand, wieder abnahm, damit er ſeine Richter und das Volk erblicken konnte, welches gekommen war zu ſehen, wie der Muttermord beſtraft werde.

Das hochnothpeinliche Halsgericht wurde gehalten, und ſchauerlich tönte der Zeterruf des Gerichtsdieners durch die Luft. Der Stab ward gebrochen, und der Zug ging nunmehr nach dem nächſten Kreuzwege hin. Die Henkersknechte trugen ein Gefäß mit glühenden Kohlen, in welchem einige Zangen lagen, die hierdurch glühend gemacht wurden. Wenn man nun auf einem ſolchen Kreuzwege ankam, ſo ergriff der Henker eine glühende Zange, und riß damit in den Körper des armen Sünders, und dieſes wurde auf jedem Kreuzwege wiederholt. Jedesmal hörte man, wenn die glühende Zange in's Fleiſch griff, ein Ziſchen, und ein ranziger Dampf ſtieg davon auf. — Endlich kam man wieder auf dem

Markte an und beſtieg mit dem armen Sünder das Blutgerüſt, wo nun der übrige Theil der Strafe vollzogen werden ſollte. — Ein Tiſch ſtand auf dem Blutgerüſte, und neben ihm ein Block mit einem ſcharfgeſchliffenen Beil. — Jetzt wurde der Verbrecher entkleidet, und kniete neben dem Blocke nieder, auf den er ſeinen rechten Arm ausſtreckte. Der Scharfrichter erhob jetzt das Beil und, mit zwei Schlägen abgehauen, lag dann die rechte Hand am Boden, welche der gemordeten Mutter das Meſſer in die Kehle geſtoßen hatte.

Nun ergriff man den armen Sünder und legte ihn auf den Tiſch. — Bei allen bisherigen Martern hatte man kein Schmerzgeſchrei, ja nicht einmal einen Seufzer von ihm gehört; ſondern er litt die furchtbare, ſchmerzenvolle Strafe im Gefühle ſeiner Schuld geduldig und betete das laut nach, was ihm ſein Beichtvater vorſprach. Auch jetzt, wo ſich der Tod ihm näherte, that er dies mit Eifer, und betete das ihm Vorgeſprochene nach. Jetzt ergriff der Scharfrichter das Meſſer und riß ihm damit den Leib auf, griff dann hinein und riß oder ſchnitt vielmehr das Herz aus ſeiner Stelle. Da, als man ihm den Leib aufſchnitt, lebte der Gequälte noch, und ſeine Qualen endeten ſich erſt dann, als ihm das Herz aus dem Leibe geriſſen wurde.

Als nun endlich, unter dieſen ſchrecklichen Qualen, das Leben entflohen war, wurde der entſeelte Körper in vier Stücken gehackt, und dieſe an vier Säulen genagelt, welche neben dem Galgen befindlich waren, das Eingeweide aber daneben begraben. Dort fanden auch die beiden Brüder Hofmann ihr Grab. —

15.

Die Schlacht bei Keſſelsdorf.

In dem Kriege zwiſchen Oeſterreich und Preußen, welchen dieſe letztere Macht zur Rettung des ſchon beſiegten Kaiſers Carl *VII.* im Jahre 1744 begann, hatte der König von Polen und Kurfürſt von Sachſen ſeine Armee mit der öſterreichiſchen vereinigt, und ſo fochten die Sachſen, in Gemeinſchaft der Oeſterreicher, in dem Feldzuge von 1745 tapfer gegen die Preußen.

Um ſich dafür zu rächen und zugleich eine Diverſion zu machen, rückte der Fürſt Leopold von Deſſau nebſt dem General Gesler mit einem Heere in Sachſen ein, zugleich that der König mit einem andern Heere ein Gleiches in der Oberlauſitz, wo die Preußen am 26. Nov. ankamen. Die Sachſen hatten ſich bereits von den Oeſterreichern getrennt und bei Keſſelsdorf 20,000 Mann ſtark, eine ſehr feſte und vortheilhafte Stellung genommen. 6000 Oeſterreicher unter dem General Grüne ſtanden bei ihnen, und die große öſterreichiſche Armee, unter dem Herzog Carl von Lothringen, hatte ihre Stellung bei Dresden, hinter dem großen Garten, ſo daß ſie ſich leicht mit den Sachſen hätten vereinigen können.

Die Stellung der Sachſen bei Keſſelsdorf war ganz vortrefflich: ihr linker Flügel lehnte ſich an Keſſelsdorf; rechter Hand von dieſem Dorfe fängt ſich der Zſchonergrund an, der anfänglich bis Zölmen ziemlich flach, dann aber immer tiefer abfällt, und endlich ſo ſteil wird, daß man unterhalb dieſes Dorfes mit Kriegsſchaaren nicht mehr übergehen kann. Beim Eingange nach Keſſelsdorf iſt rechter Hand ein Hügel, und auf dieſen hatte man ſechs ſchwere Kanonen gepflanzt. Hier fing ſich die erſte Linie an, welche aus lauter Infanterie beſtand, lief ſodann an Zölmen hin und ſchloß ſich an den Zſchonergrund. Dieſer Flügel hatte noch eine zweite Linie Fußvolk zur Unterſtützung, hinter dem rechten Flügel aber befanden ſich die vierzehn Schwadronen Reiterei vom Grüneſchen Corps, und eine dritte Linie formirte die ſächſiſche Reiterei. — Oben auf der Höhe, dicht vor Keſſelsdorf, war eine Batterie von 16 Kanonen und 4 Haubitzen, ihr zur linken befand ſich eine von 8 Kanonen, welche beide Batterien die ganze Ebene beſtrichen. Zu ihrer Bedeckung ſtanden, hinter den nächſten Zäunen und Hecken, ſieben der beſten ſächſiſchen Grenadierbataillone, welche von den leichten Dragonerregimentern Prinz Carl und Rutowsky unterſtützt wurden, die ihnen zur Seite auf der rechten Hand des Dorfes hielten und durch das Regiment Sybilsky verſtärkt wurden, welches mit den Ulanen jenſeits des Dorfes geſtanden hatte. Vor der Fronte der erſten Linie waren drei Batterien, jede von 8 Kanonen, aufgefahren. Vom Grüneſchen Corps wurden 20 Bataillone und 20 Kanonen zwiſchen Kemnitz und Priesnitz auf die Höhe an den Zſchonergrund geſtellt, den rechten Flügel der Armee zu verſichern, im Fall der Feind ein Corps an der Elbe herauf detaſchiren ſollte; 2000 Mann leichte ungariſche Infanterie (Warasdiner genannt) ſollten das Dorf Zölmen beſetzen, welches mitten vor der Fronte lag. — Die Armee des Herzogs Carl von Lothringen, welche hinter dem großen Garten bei Dresden ſtand, ſollte ebenfalls kommen und ſich mit den Sachſen vereinigen, wo dann die Schlacht, wegen der entſchiedenſten Uebermacht in Verbindung mit dem Umſtande, daß die Preußen dieſes übermächtige Heer in einer ſehr vortheilhaften und feſten Stellung angreifen mußten, höchſtwahrſcheinlich einen ganz andern Ausgang gehabt haben würde. Allein dieſe Vereinigung geſchah nicht, und es haben mehrere Schriftſteller, welche die Geſchichte jener Zeit beſchrieben, ihre Verwunderung laut darüber ausgeſprochen; die Zeit hat jedoch folgende Aufſchlüſſe darüber gegeben.

Der Feldmarſchall, Graf von Rutowsky, ein nicht ungeſchickter General, beging den im Kriege unverzeihlichen Fehler, ſich auf die Feſtigkeit ſeiner Stellung zu viel zu verlaſſen und in dieſem Dünkel die Feinde zu verachten, ob ihm gleich nicht unbekannt ſeyn konnte, daß ſie von einem berühmten Helden und großen Feldherrn, dem Fürſten Leopold von Deſſau, (bekannter unter dem Namen des alten Deſſauers) angeführt wurden. Als daher der Prinz von Lothringen den Feldmarſchall Rutowsky bitten ließ, es ihm bei Zeiten zu melden, wenn er ſich mit ihm vereinigen ſolle, damit er Zeit habe, ſeine Armee zuſammenzuziehen, da der Geheimerath von Heinicke, dem die Dislocative des Heeres anvertraut war, die Quartiere der Oeſterreicher ſo weit aus einander gelegt hatte, daß es volle 24 Stunden bedurfte, um dieſes Heer zuſammenzuziehen, *) ſo

---

*) Daß dieſer Mann ſich vom Lakeien bis zum Miniſter emporgeſchwungen hatte, wäre nun weiter nichts Bemerkenswerthes. Man hat ſpäter mehr Beiſpiele gehabt, wo ſolche aus dem Staube Emporgeſtiegenen aber ihre Stellen mit Ehren beſetzten; allein Herr von He-

antwortete Rutowsky, auf dieſes Anerbieten: daß er keiner Hülfe bedürfe, indem er auf ſeinem Poſten ſtark genug ſey, und die Preußen nicht die Keckheit haben würden, ihn in dieſer Stellung anzugreifen! —"

Es geſchah alſo dieſe Vereinigung nicht, und auch die 1000 Warasdiner, welche das Dorf Zölmen beſetzen ſollten, blieben ebenfalls außen, dieſer wichtige Poſten aber blieb unbeſetzt. — Die ſächſiſche Armee war demnach ſich ganz allein überlaſſen, und da ihre linke Flanke entblößt war, ſo wurde ein Bataillon nach Keſſelsdorf abgeſendet, welches ſich hinter die Zäune bei der Kirche poſtirte, und ſo die Flanke deckte. —

Eines Fehlers in dieſer übrigens ſo ſtarken Stellung müſſen wir jedoch gedenken, da er für das Geſchick des Tages von Wichtigkeit wurde. — Es ſtand nämlich die ſächſiſche Infanterie nicht auf dem Kamme der Anhöhen, wo ſie hätte den Zugang derſelben vertheidigen können, ſondern hundert Schritt weit zurück, wo ſie erſt alsdann wirkſam werden konnte, wenn die angreifenden Feinde die Anhöhen bereits erſtiegen hatten, und es läßt ſich nicht begreifen, weshalb Rutowsky dieſes gethan hatte. War es aus zu viel Selbſtvertrauen geſchehen, ſo wurde dieſes wenigſtens während der Schlacht ſchlecht gerechtfertigt. —

nicke war ein bloſer Günſtling des Glücks, der von der launenhaften Glücksgöttin an den damals allmächtigen Miniſter, den Graf von Brühl, empfohlen worden war und nun, von dieſem gehoben, bis zum Miniſter ſtieg, ohne die nöthigen Talente (eine gute Quantität Eigendünkel ausgenommen) zu beſitzen. A. d. V.

Es war am 15. Decbr. ſchon nach 12 Uhr Mittags, als die Preußen, 35 Bataillone und 93 Eskadronen ſtark, in vier Colonnen heranrückten und ſofort in zwei Linien aufmarſchirten. Die Reiterei erſtreckte ſich über die Freiberger Straße und auf dem linken Flügel über Roitzſch hinaus; die Sachſen waren alſo auf dem rechten Flügel weit überflügelt. Was aber dieſes zu bedeuten hat, iſt ſchon bekannt.

Um 1 Uhr begann das Feuer des ſächſiſchen Geſchützes, dieſes wurde jedoch von dem preußiſchen anfänglich nicht erwiedert, und erſt nach Verlauf einer Stunde erhob ſich auf dieſer Seite ein fürchterliches Feuer aus einer Menge Kanonen und Haubitzen, welche auf den Eingang des Dorfes Keſſelsdorf und die dort errichteten ſächſiſchen Batterien gerichtet waren und dieſen Punkt mit einer Saat von Kugeln übergoſſen. Zugleich griffen 6 Bataillone der beſten preußiſchen Truppen das Dorf an. Muthig ſtiegen ſie den ſächſiſchen Batterien entgegen; doch als dieſe Feuerſchlünde die feurigen Rachen öffneten, riß der aus ihnen ſtrömende Kartätſchenhagel ſo viele Leute von den Stürmenden nieder, daß die Trümmern dieſer in den Tod geſendeten Schaaren zurückweichen mußten. Knirſchend zogen ſich die wackern Krieger zurück, und andere Schaaren, welche nun an ihre Stelle traten und den Sturm auf das Dorf erneuerten, waren nicht glücklicher; auch von ihnen kamen nur geringe Ueberreſte zurück. Doch das Dorf mußte genommen werden, und von dieſer Eroberung hing das Geſchick des Tages ab; das ſah auf beiden Seiten Jedermann ein, und deshalb wurden die größten Anſtrengungen von den Preußen gemacht; doch zweimal ganz vergebens, und der Boden war mit Leichnamen dicht bedeckt.

Die Sachſen hatten bei beiden Stürmen ſich klug in ihrer Stellung gehalten und blos den weichenden Preußen einen Kugelregen aus dem groben Geſchütz und dem kleinen Gewehr nachgeſendet, der auch nicht ohne Wirkung blieb und das Beſte war, was ſie thun konnten. Beide Stürme waren den Preußen mißlungen, und die ſtürmenden Bataillone hatten großen Verluſt erlitten, ſo daß das Geſchick des Tages für das preußiche Heer ſehr zweifelhaft geworden war. — Noch ein Sturm auf das Dorf wurde von den Preußen gewagt, und als auch dieſer mißlang, zogen ſie ſich in Unordnung zurück. — Kaum ſah dieſes ein General,*) als er den ſächſiſchen Grenadieren zurief: vorzurücken. — Sogleich ſetzten ſich dieſe, ſo wie das Regiment Rutowsky, in Bewegung, einen Ausfall zu machen und die Feinde zu verfolgen. Dieſe zogen ſich ſchnell und in Unordnung zurück, ſo daß es wahrſcheinlich wird, man habe nur die Sachſen aus ihrer Stellung locken wollen, was dann auch über alles Erwarten gelang, denn die Grenadiere ſo wie das Regiment Rutowsky ließen ſich vom anſcheinenden Siegestaumel ſo weit fortreißen, daß ſie die ſächſiſchen Batterien am Feuern hinderten, indem ſonſt die eigenen Leute von ihnen erſchoſſen worden wären. Jetzt war der entſcheidende Augenblick gekommen, und der alte Kriegeheld, Leopold von Deſſau, benutzte ihn mit großer Weisheit und Umſicht. Kaum ſah er den wahren Stand der Sache, als er auch ſogleich dem Küraſſierregiment Stille und dem Dragonerregiment Benin Befehl ertheilte, auf die Sachſen von beiden Flanken her einzuhauen und ſie aufzurollen, zugleich machte die preußiſche Infanterie einen Angriff auf die Fronte der vorgerückten Sachſen, ſo daß dieſe von allen Seiten her in's Gedränge kamen. Die ſächſiſchen Kanoniere ſahen dieſes Alles, allein ſie durften nicht feuern, weil ſie ſonſt ihre eigenen Leute todt geſchoſſen haben würden. — Und ſo drängten ſich die Ueberreſte der ſächſiſchen Grenadiere und des Regiments Rutowsky zurück, ſo daß die Preußen zugleich mit ihnen bei den Batterien der Sachſen ankamen, auf welche nun die Preußen einen raſchen Angriff machten und das Geſchütz im Augenblick nahmen. Die nahe ſtehenden drei ſächſiſchen Dragonerregimenter, welche durch das Kanonenfeuer der Preußen ſchon ſehr gelitten hatten, ſuchten zwar den Grenadieren zu Hülfe zu kommen, wurden aber geworfen und zerſtreut. —

---

*) Die Quelle (Feldzüge der Kurſächſiſchen Armeen, vom Grafen von Beuſt) nennt ſeinen Namen nicht, und ſagt blos: „er ſey nicht einmal bei den Truppen eingetheilt geweſen." — A. d. V.

Die Schlacht wurde nun allgemein, und bald wurde man gewahr, daß der Ausgang derſelben ein anderer ſeyn werde, als der Anfang verſprochen hatte: denn als die Oeſterreicher und Sachſen auch von den felſigen Anhöhen bei Pennerich vertrieben wurden, ſo war der Verluſt dieſer Schlacht, die nur zwei Stunden gewährt hatte und dennoch ſehr blutig für die Sachſen geweſen war, für dieſe vollkommen verloren und die Schuld von dieſer Umwandlung des anfänglichen Sieges in ſchmähliche Ueberwindung lag allein an jenem unvorſichtigen Ausfalle, welchem das ganze Mißgeſchick des Tages beigemeſſen werden kann.

Ein Theil der ſächſiſchen Armee nahm ſeinen Rückzug auf der großen Straße nach Dresden, ein anderer ging durch den Plauenſchen Grund dahin; das öſterreichiſche Corps des Generals Grüna zog ſich zur Armee des Prinzen von Lothringen zurück.

Dieſe ſtand während der Schlacht ruhig beim großen Garten, und Rutowsky's Stolz und übermüthiges Selbſtvertrauen ſcheint den Prinzen tief verwundet zu haben; denn als man ihn während der Schlacht um Hülfe bat, antwortete er ganz ruhig: „Die Sachſen ſind brave Leute, ſie werden ſich's halter ſchon wehren!“ — Die Oeſterreicher blieben alſo beim großen Garten ſtehen und halfen den Sachſen nicht. —

Es war eine kurze aber fürchterliche Schlacht: denn im ohngefähr höchſtens drei Stunden deckten 1680 Todte und 3137 Verwundete von den Preußen, und von den Sachſen 3811 Mann Todte nebſt einer weit größern Anzahl von Verwundeten das Feld; 6300 Mann, und unter dieſen ein General mit einer Menge Offiziere, wurden von den Siegern zu Gefangenen gemacht. Faſt das ganze Fußvolk war durch jenen unglücklichen Ausfall aufgerieben worden; die ſächſiſche Reiterei hatte ſich jedoch nicht ſo gut geſchlagen, ſondern war zeitig vom Schlachtfelde gewichen.

Und ſo ging eine Schlacht verloren, die unmöglich verloren gehen konnte, wenn der Oberanführer weniger Eigendünkel und mehr Vorſicht beſeſſen hätte. Er verließ ſich auf ſich ſelbſt und verachtete den Feind, ob er gleich wiſſen mußte: einer der erfahrenſten und berühmteſten Kriegsheldẽn ſtehe ihm gegenüber. — Die Folgen dieſer unglücklichen, faſt muthwillig verſpielten Schlacht, trug — das Sachſenland. — Hätte dieſer General die Maxime des großen Friedrichs befolgt: Die kleinſten Fehler im Kriege werden beſtraft; denn der Feind verzeiht nicht; und Mißtrauen iſt die Mutter der Sicherheit, ſo würde dieſe Schlacht einen andern Ausgang gehabt haben als dieſen.

Von den nächſten Folgen dieſes blutigen Tages werden wir zum 25. Dec. das weitere anführen, weil wir heute bereits den Raum überſprungen haben, der für einen Tagsabſchnitt beſtimmt iſt.

16.

Wiederſehen und Rettung.

Eine Scene auf dem Schlachtfelde bei Keſſelsdorf.

Die mörderiſche Schlacht war alſo zu Ende; die Preußen hatten das Schlachtfeld behauptet, und nun ſtrömten am Morgen darnach eine Menge Menſchen auf das Schlachtfeld, von denen viele forſchten, ob nicht irgend ein Verwandter von ihnen unter den Verwundeten liege und der Hülfe benöthigt ſey. Desgleichen arbeiteten, ſchon ſeit Anbruch des Tages mehr als tauſend Bauern aus der Umgegend an großen Gruben, um die Todten zu begraben, und es hatten, gleich nach dem Ende der Schlacht, eine Menge von Wagen die Verwundeten nach den in den nächſten Orten errichteten Lazarethen gebracht, wo denn natürlich die von der Partei der Sieger den Vorzug fanden.

Der edle, menſchenfreundliche Prinz Heinrich von Preußen hatte ſich ebenfalls auf das Schlachtfeld begeben, um daſſelbe zu beſehen und die Anſtalten zur Unterbringung der Verwundeten zu beſchleunigen. — Bei dieſem Geſchäft, ganz dieſes edlen Fürſten würdig, traf er eine Anzahl von ſieben Kindern, wohl gekleidet, welche ſich vertheilt hatten und emſig etwas ſuchten. Der Prinz errieth ſogleich, daß es Offizierskinder ſeyn möchten, die etwa ihren Vater ſuchten, und ging mit ſchnellen Schritten auf den älteſten etwa elf- oder zwölfjährigen Knaben zu, der ſeine jüngſte dreijährige Schweſter an der Hand führte. —

„Kinderchen! was ſucht ihr hier?“

„Unſern Vater!“

„Wer iſt dieſer? —“

„Er war Obriſtwachtmeiſter unter den Küraſſieren, und ſein Name war Weißbach; er ſoll aber in der Bataille geblieben ſeyn; da wollten wir denn ſehen, ob wir ihn finden könnten. Hier in dieſer Gegend muß er liegen, denn hier hat ſein Regiment geſtanden!“

„Woher wißt ihr das, Kinder?“

„Von ſeinem Reitknecht, der hat uns erzählt: daß unſerm Vater gleich beim erſten Anfalle eine Kartätſchenkugel das Pferd und eine andere ihn ſelbſt getödtet habe. Gleich darnach iſt das Regiment geworfen worden, und der Reitknecht hat ſich mit der Flucht retten müſſen.“

„Wo iſt dieſer Reitknecht?“

„Er iſt in's Dorf zurück gegangen!“

„Und ihr ſeyd mit ihm ſo allein gekommen?“

„O nein! Auch unſere Mutter, ihre Kammerfrau, und unſer jüngſtes, ein Jahr altes, Schweſterchen, nebſt ſeinem Mädchen ſind auch dabei. Als geſtern der Reitknecht zurückkam und uns die Nachricht von des Vaters Schickſale brachte, ließ die Mutter gleich alles einpacken, es wurde Extrapoſt beſtellt, und ſo ging die Reiſe hierher; nur ein Bedienter iſt mit einer alten Frau in unſerm Hauſe in Dresden geblieben, die unſere Sachen dort bewahren. — Wie wir unterwegs waren, befand ſich auf einmal die Mutter ſehr übel, und wir mußten im Wirthshauſe dieſes Dorfs, (in Bennerich) einkehren, wo denn unſere Mutter, durch den Schrecken über den Tod unſers Vaters, eine unzeitige Geburt gehabt hat, und nun gewiß auch todt iſt. — So ſind wir denn vater- und mutterloſe Waiſen! — Gott erbarme ſich über uns!"

„Ja, das wird Gott gewiß; denn er iſt ja der Waiſen Vater. — O Brühl! — Brühl! — Alles dieſes Elend konnteſt Du mit einem Federzuge verhüten! —"

„Wenn nur der Reitknecht käme! —" klagte ein kleiner Knabe, von dieſen Geſchwiſtern, — „daß er uns den Vater ſuchen hülfe; ich weiß den Weg nicht, und ach mich hungert gar zu ſehr!"

Kaum hatte das Kind dieſe Worte ausgeſprochen, als der vortreffliche, ächt menſchlichfühlende Prinz einen nahe befindlichen, bei den zuſammengetragenen Leichnamen Wache haltenden Soldaten fragte, ob er nichts zu leben bei ſich habe?

„Noch etwas Commißbrod und einen Schluck Branntwein!" antwortete der Soldat. —

„So gebt es dieſem Kleinen; ich will es Euch vergüten!" — ſprach hierauf der Prinz zu dem Soldaten, der die Lebensmittel ſofort aus dem Torniſter hervorzog und ſie dem Prinzen einhändigte, der ihm einen Thaler dafür reichte. Da es ſchien, als wenn die Kinder ſämmtlich guten Appetit hätten, ſo holte der Prinz von den Soldaten noch mehr Brod zuſammen und gab jedem Einen Thaler, hatte auch ſeine Freude darüber, als er die Kinder ſo vergnügt in das Brod beißen ſah, und unterhielt ſich auf das liebreichſte mit den Kindern, die immer mehr Vertrauen zu ihm bekamen; da kam plötzlich der Reitknecht mit der frohen Nachricht herbei: „Mama ſey nicht todt, ſondern lebe noch!“ — „Unſern guten Vater haben wir aber immer noch nicht gefunden! —“ ſprach das älteſte Mädchen zu dem Reitknechte, und die wachhabenden Soldaten meinten, daß der Oberſtwachtmeiſter wahrſcheinlich ſchon begraben ſeyn werde, weil immer die Offiziere zuerſt an die Reihe kämen, und auch ſchon von dieſem Platze mehrere weggeſchafft worden wären.

Der Prinz rieth nunmehr den Kindern, zu ihrer Mutter zu gehen, und verſprach ihnen auf das liebreichſte: daß er ihren Vater aufſuchen laſſen wolle, und nun beſchrieb der älteſte Sohn ein Kennzeichen, an dem man den Vater erkennen könne. Auf dem rechten Backen habe er nämlich die Narbe von einem Hiebe, den er in der Schlacht bei Striegau erhalten habe. und dieſer habe eine ſtarke mit auf dem Backen befindliche Warze mitten durchgehauen, worüber der ſelige Papa oft mit der Mama geſcherzt habe. —

Der Prinz wiederholte ſein Verſprechen, den Vater aufſuchen zu laſſen, und die Kinder kamen nun alle, eins um das andere herbei, dem Prinzen

— den ſie jedoch nicht kannten, — dankbar die Hand zu küſſen. Dieſes thaten ſie auch den übrigen Offizieren, und benahmen ſich ganz als wohlerzogene Kinder, ſo daß ſie in der Gunſt des Prinzen ſehr ſtiegen und er ſie eine Strecke über das Schlachtfeld begleitete, wo er von dem Reitknechte die nähern Umſtände der Lebensrettung der Majorin von Weißenbach und dabei erfuhr, daß ſie ſolche einem preußiſchen Feldſcher zu danken habe, indem ſie ſonſt durch die ungeſchickte Hebamme des Dorfes aufgeopfert worden ſeyn würde. Die erſte Frage, nach ihrem Wiederaufleben, ſey nach ihren Kindern geweſen, und er habe ſich nun beeilt, ſie zu holen ꝛc.

Der Prinz trug nun dem Reitknechte auf, dem Feldſcher zu ſagen, daß er für die Geſundheit dieſer Dame Alles thun möchte, und alle erforderliche Medikamente ſolle er ſich aus der Feldapotheke geben laſſen, und wenn er es als nöthig halten werde, noch einen geſchickten Arzt zu Hülfe nehmen.

„Sagt nur“ rief er dem Reitknechte nach, als dieſer ſich mit den Kindern entfernte, — „Sagt nur dem Feldſcher: der Prinz Heinrich von Preußen habe es ſo befohlen; Eurer gnädigen Frau aber machet mein Compliment, unter Anwünſchung der Wiederherſtellung ihrer Geſundheit.“

Der Reitknecht ging jetzt mit den Kindern, der Prinz aber ſah ihnen ſo lange nach, als er konnte, und kehrte dann auf das Schlachtfeld zurück, wo er ſich alle Mühe gab, den beſchriebenen Leichnam zu finden, es war aber Alles vergebens, bis endlich der Prinz ſich an den die Begrabung der Todten inſpizirenden Offizier wendete, von dem er erfuhr: es wäre ein ſächſiſcher Major des Namens von

Weißbach zwar unter den Todten aufgeführt worden; allein es habe, bei der Aufhebung ſeines Leichnams, ein Marketenderweib noch Spuren des Lebens entdeckt, wodurch ſie das Lebendigbegraben dieſes Mannes verhütet habe. Das Pferd wäre ihm unter dem Leibe todt geſchoſſen worden, und er ſo unglücklich geweſen, beim Stürzen unter ſelbiges zu liegen zu kommen, wo ihm dann das ſchwere Pferd über Bruſt und Magen gelegen wäre, ſo daß er nicht hätte ſchreien können, und endlich ſey er ſo ſchwach geworden, daß jeder Feldſcher ihn für todt gehalten habe, und er wäre gewiß mit begraben worden, wenn nicht dieſe Marketenderin noch den Lebensfunken in ihm entdeckt hätte, worauf er ſofort in ein Feldlazareth gebracht worden ſey. —"

„Laſſen Sie ſogleich in dem Lazarethe nachfragen, ob der Major von Weißbach, von den ſächſiſchen Küraſſiers, noch lebe, und wie es mit ihm ſtehe?"

So befahl der Prinz, und alsbald ſaß einer von den Offizieren auf, nach dem Lazarethe zu eilen und dem Prinzen Nachricht von dem Befinden des Majors zu bringen. Bald kehrte er mit dem Rapport zurück: „Der Oberſtwachtmeiſter von Weißbach lebe noch, und fehle ihm nichts im Körper, nur allein durch den Fall und die Schwere des Pferdes habe er an den Hüften und Knieen gelitten, ſo daß er weder ſtehen noch gehen könne, was aber bald werde gehoben werden. ꝛc."

Kaum hatte der menſchenfreundliche Königsſohn dieſe Nachricht empfangen, als er auch zu Roſſe ſaß und nach Bennerich galoppirte, die trauernde Gattin wieder zu erfreuen; denn ſolche Handlungen der ächten

Menſchlichkeit waren dem edlen Fürſten wonnebringend. Bald war er dort und trat in das Zimmer, in welchem die Kranke lag, die ſich aber ſchon wieder etwas erholt hatte. So wie er in das Zimmer trat, umgaben ihn die Kinder, küßten ihm die Hand und ſuchten ihm ſonſt noch ihre Dankbarkeit zu bezeigen. Die kranke Mutter wurde durch dieſe Anhänglichkeit ihrer Kinder an dieſen preußiſchen Offizier überraſcht, und als ſie hörte, es ſey der Herr, der ihnen auf dem Schlachtfelde Brod gegeben und verſprochen habe, den Vater ſuchen zu laſſen; ſo konnte es nicht anders ſeyn, als er war es ſelbſt, der edle, vortreffliche Königsſohn, der nur großmüthig zu handeln gewohnt war. Mühſam richtete ſich die Kranke im Bette auf und bat den Prinzen um Verzeihung, wenn ſie ſich außer Stand befinde, ihm den ſeinem hohen Range gebührenden unterthänigen Reſpect zu bezeigen.

„Bleiben Sie ungeſtört, Madame! —“ fiel ihr der Prinz in's Wort. — „Vernachläſſigen Sie nichts, was zu Ihrer völligen Wiederherſtellung beitragen kann. Ich bin froh, Sie ſo viel beſſer zu finden, als mich die Ausſage Ihrer lieben Kinder fürchten laſſen mußte.“

„Ich war auch in der That dem Tode nahe, und habe meine Erhaltung, nächſt Gott, nur allein einem Feldſcher aus Ihrer Armee zu verdanken.“

„So wie Ihr Gemahl! — Erſchrecken Sie nicht, Madame!“

Die Majorin verſtand den Prinzen nicht, und ſprach nun ihre Ergebung in das harte Schickſal aus, was ſie und ihre Kinder betreffe, ſprach dieſes aber in einem Tone, der es deutlich merken ließ, was dieſe Faſſung ihrem Herzen koſte, und daß hier die Troſtgründe der Religion einen ſchönen Sieg über die Laſt des Leidens errungen hatten.

Des Prinzen Achtung gegen dieſe wahrhaft edle Frau ſtieg mit jeder Minute, und er glaubte ſie nun ſtark genug, die Nachricht vom Leben ihres Gemahls zu vernehmen. — Mit der größten Theilnahme ſprach er jetzt:

„Madame! Als ich hierher kam, empfand ich Achtung für Sie, denn ich ſchloß: daß die Mutter, welche ſolche gute Kinder zu ziehen vermöge, ſelbſt eine treffliche Frau ſeyn müſſe; doch ſeit ich Sie perſönlich kennen gelernt habe, finde ich, daß Sie auch eine verſtändige, wahrhaft chriſtlich denkende und fühlende Frau und gute Gattin ſind, und meine Hochachtung für Sie hat ſich vermehrt; ſie beſtimmt mich daher zu der Frage: Würden Sie wohl, wenn Ihr Gemahl noch lebte, ſtark genug ſeyn, die Nachricht zu vernehmen und ſeinen Anblick zu ertragen?“

Jetzt erhob ſich die Seele des wackern Weibes, und ſie richtete einen von Thränen glänzenden Blick auf den edlen, menſchenfreundlichen Königsſohn. — „O mein Prinz! — Ich würde ihn in dieſe matten Arme ſchließen und von ſeinen Lippen neues Leben ſchöpfen. —“

„Nun wohlan denn, Madame! Da Sie, wie ich ſehe, ſtark genug ſind; ſo mögen Sie denn wiſſen: Ihr Gemahl lebt noch, war aber dem Tode nahe, und verdankt ſein Leben einer preußiſchen Marketenderin, welche ihn dem Lebendigbegrabenwerden entriß. Faſſen Sie ſich! In wenig Tagen ſollen Sie ihn in Ihre Arme ſchließen. Wackere Aerzte nehmen ſich ſeiner, auf meinen ausdrücklichen Befehl, beſonders an. Vernehmen Sie alſo die auch für mich frohe Nachricht, daß Ihr Gemahl gar nicht verwundet iſt, ſondern daß er nur unter ſeinem getödteten Pferde lag und dadurch an den Hüften Schmerzen erleidet, die aber binnen wenig Tagen gehoben ſeyn werden.“

Man erlaſſe dem Verfaſſer nun die Beſchreibung einer Scene der innigſten Freude, die nur gefühlt, nicht aber beſchrieben werden kann. Der Prinz fühlte ſich in ſich ſelbſt für ſeinen Edelmuth in dieſer Handlung des edelſten Hochſinnes belohnt, den hohen Lohn, den jede gute That begleitet. In der nächſten Viertelſtunde beurlaubte er ſich, ritt ſelbſt nach dem Feldlazareth, wo der Major von Weißbach lag, ſprach dieſen perſönlich und fand, daß er in wenig Tagen kräftig genug ſeyn werde, in die Mitte der Seinigen zurückzukehren. Durch die Vermittelung des Fürſten erhielt dieſer Offizier auch die Erlaubniß, zu den Seinigen zurückzukehren, nachdem er ſein Ehrenwort gegeben hatte, während dieſes Krieges nicht mehr gegen die Preußen zu dienen.

Auch auf die Majorin hatte die frohe Nachricht vom Leben ihres Gatten den beſten Einfluß gehabt, und nach wenig Tagen kehrte ſie nach Dresden zurück. Hier ſanken ſich die todt geglaubten Gatten wieder in die Arme. Bald darauf ward Friede, und der edle Prinz hatte noch das Vergnügen, dieſe höchſt beglückten Gatten, als er ſie, während ſeiner kurzen Anweſenheit in Dresden, perſönlich überraſchte, wieder vereinigt zu ſehen; in ſeinem Herzen aber thronte des Himmels höchſte Freude; denn er war ja das Werkzeug mit geweſen, daß ſie einander wiedergefunden hatten, und acht Kinder nicht zu Waiſen geworden waren. Den edlen Mann aber lohnt die gute That ſelbſt, durch das Bewußtſeyn, ſie gethan zu haben. —

17.

Der Kurfürſt Friedrich Chriſtian ſtirbt.

(S. 19. Jan. *I.* Bd. S. 103 ff. und 21. Juli *III.* Bd. S. 124 ff.)

Die Flamme des Kriegs, welche ſieben Jahre hindurch das Sachſenland verheert hatte, war endlich am 15. Febr. 1763, durch den Frieden von Hubertusburg, wieder gedämpft worden, und am 30. April kehrte der König Auguſt, nach faſt ſiebenjähriger Abweſenheit, aus Polen nach Dresden zurück, und ſein Miniſter begleitete ihn. Dieſe Herren fanden das Land an Menſchen und Vieh verödet, und mit Ephraimiten (ſchlechten Achtgroſchenſtücken, des Juden Ephraim, unter der Aegide des Königs von Preußen geſchlagen,) dermaßen überſchwemmt, daß man ſolche aus dem Umlauf ziehen und 4888 Centner davon einſchmelzen mußte. Ackerbau und Gewerbe lagen darnieder, und die Lage des Landes war grenzenlos elend. Dieſe ſcheint jedoch dem Schöpfer deſſelben, nämlich dem Miniſter Graf Brühl, nicht beſonders zu Herzen gegangen zu ſeyn; denn mit ſeiner Zurückkunft fing das alte Spiel wieder an. Am Hofe folgte ein Feſt dem andern, und eine der wichtigſten Sorgen des Miniſters war, das große Opernhaus, welches bisher zum Magazin gedient hatte, ſeiner Beſtimmung wiederzugeben, und eine von der Kurprinzeſſin Antonia gedichtete unkomponirte Oper, Teleſtris, vor dem Hofe aufführen zu laſſen.

Man würde aber ungerecht ſeyn, wenn man glauben wollte, daß der Miniſter ſich begnügt habe, nur allein den Glanz des Hofes zu fördern, er fühlte wohl, daß Etwas, ja daß viel geſchehen müſſe, und es wurden — die Landſtände zuſammen berufen, auf deren Schultern nun der kluge Miniſter die Laſt legte, und die auch durch ſie vollauf zu tragen bekamen. — Der Herr Graf ſtellte alle Zahlungen ein, denn die Preußen hatten die Häuſer und Paläſte dieſes ihres Erzfeindes ganz beſonders in Affection genommen, und ſie vorzugsweis geplündert und zerſtört; er brauchte demnach viel Geld, dieſen Schaden wieder herſtellen zu laſſen, da er ja ſich der Nächſte war. —

Die Augen der leidenden Sachſen waren hoffnungs- und vertrauensvoll auf den Kurprinzen Friedrich Chriſtian gerichtet, welcher den ganzen Krieg hindurch in Dresden geblieben war und ſich eifrig bemüht hatte, die Leiden des Krieges zu mildern. — Er war es auch beſonders geweſen, dem es gelungen war, ſeinen Vater zur Friedensliebe zu ſtimmen, ſo daß er den Geheimen-Rath von Fritzſch nach Leipzig an den König von Preußen ſenden durfte, wo derſelbe den Grund zu dem Friedens-Congreſſe zu Hubertusburg legte, der am obengenannten Tage den Frieden herbeiführte. — Der König von Preußen ſchätzte dieſen Prinzen ungemein hoch, und dieſer Hochſchätzung verdankten die Sachſen während des Krieges manche Erleichterung. Ehe der König Friedrich das Land verließ, hatte er am 26. März eine Unterredung mit ſeinem Freunde Friedrich Chriſtian, welchem er die bündigſten Verſicherungen ſeiner Freundſchaft gab.

Jetzt hatte dieſer Fürſt ein weites Feld vor ſich ſeinem Vaterlande wohlzuthun; allein er fand ſich dabei durch die fortwährende Macht des Premierminiſters beſchränkt; doch ehe man es meinte, erfolgte eine Alles umwälzende Cataſtrophe durch das Ableben des Königs.

Dieſer Fürſt fühlte ſeine Geſundheit ſehr angegriffen und begab ſich, um ſie wieder zu ſtärken, am 4. Juli (1763) in das Bad nach Töplitz, von wo er am 28. dieſes Monats nach Dresden zurückkehrte Fortwährend folgte nun ein Hoffeſt dem andern, und am 2. Oct. wurde die Oper Leucippo, die am 7. Oct. zum Geburtstage des Königs aufgeführt werden ſollte, in den Zimmern dieſes Monarchen probirt. und am 5. Oct. ſollte Abends die Hauptprobe ſeyn. Da an dieſem Tage eben dreißig Jahre verfloſſen waren, daß Auguſt zum König von Polen erwählt worden, und es war Mittags große Tafel bei Hofe, der in Galla verſammelt war. — Eben ſaß der König bei der Tafel, als er ſich plötzlich übel befand, und dem dienſthabenden Kammerherrn, vom Schlage getroffen, in die Arme ſank. Man trug ihn ſogleich in ſein Zimmer, öffnete ihm eine Ader und ließ auch ſonſt kein Mittel zur Rettung des ſo hart bedroheten Lebens unverſucht, allein alles war vergebens, Auguſt ſtand am Ziele ſeines Lebens im nicht ganz vollendeten 67. Lebensjahre.

Friedrich Chriſtian übernahm nun die Regierung ſeines Vaterlands. Die Thore wurden geſperrt, und die Miniſter, ſo wie die höchſten Landes ſtellen leiſteten ihm den Eid der Treue; der erſte von ihnen, der bis jetzt ſo hochmächtige Graf Brühl aber, fühlte es, daß es die höchſte Zeit ſeyn möchte, alle ſeine Aemter niederzulegen und ſich in das Privatleben zurückzuziehen, wozu ihm denn die Krankheit, an welcher er ſchon einige Zeit litt, einen guten Vorwand gab. Bei dem Sohne ſtand er ſchon längſt nicht ſo gut, als bei dem Vater, und er mußte Alles fürchten. Dieſe Furcht vor der Folge deſſen, was da kommen konnte, und der Gram über das plötzliche Herabſtürzen von der bisherigen Höhe, hatte einen ſo üblen Einfluß auf das Leben dieſes Mannes daß es wohl keines Giftes bedurfte, daſſelbe zu enden, wie man in jener Zeit viel fabelte. Brühl war über 63 Jahre alt, und hatte viel gearbeitet, auch manche Kränkung durch das Mißlingen ſeiner Plane erlitten, und es war daher dies ſchon mehr als genug, die Geſundheit eines mehr als ſechszigjährigen Körpers zum Wanken und Erliegen zu bringen.

Der Krieg, welchen Brühls falſche Politik hatte hervorrufen helfen, hatte dem Sachſenlande gegen hundert Millionen Thaler gekoſtet, und es an den Rand des Abgrundes gebracht, ihm auch vierzig Millionen Thaler Schulden aufgebürdet, und die Folge von dieſem Allen war das gerade Gegentheil von dem, was man gewollt hatte: denn der ſo tödtlich gehaßte Preußenkönig war mächtiger als je geworden. — Eine Unterſuchung wurde angeordnet, durch welche ſich ergab, daß Brühl mehr als fünf Millionen Thaler veruntreut hatte, und ſeine Verlaſſenſchaft, ſo wie ſie im Jahre 1765 aufgezeichnet wurde, betrug einen reinen Beſtand von 1,539,346 Thlr. 9 Gr. 7 Pf. — Ob aber dieſe Summe zur theilweiſen Deckung jenes Defecte verwendet worden ſey, darüber ſchweigt die vorliegende Quelle, und es iſt auch ſonſt nicht bekannt geworden.

Ein neues Leben trat nun ein. Der treffliche Friedrich Chriſtian kannte nur eine Aufgabe ſeiner Regierung, und dieſe war keine andere, als: die Wunden ſeines Landes zu heilen. Vorerſt galt es der Wiederherſtellung der Finanzen, und der edle Fürſt ging dabei mit ſeinem Beiſpiel voran, indem die Hofwirthſchaft ſtreng geregelt, die möglichſte Sparſamkeit dabei eingeführt und unter andern das Heer der Operiſten und Tänzer ſo wie noch mehr dergleichen fortgeſchafft wurde. — Der bis auf nichts geſunkene Credit des Landes wurde durch die Regulirung des Schuldenweſens und die Verfügung, daß zur Abzahlung dieſer Schulden jährlich die Summe von 1,100,000 Thalern verwendet werden ſollten, ſehr gehoben. — Der Militäretat wurde um 673,000 Thaler vermindert und davon 150,000 von dem Kurfürſten ſelbſt übernommen. Oper und Ballet wurden, wie ſchon gedacht, abgedankt, und viele Gunſtgehalte geſtrichen. Es gab keinen Premierminiſter mehr, auch keine Scheidewand zwiſchen Fürſt und Unterthanen; der Kurfürſt machte bekannt, daß er die mündlichen oder ſchriftlichen Bitten oder Vorſtellungen ſeiner Sachſen perſönlich annehmen werde.

Mit den Landſtänden lebte der edle Fürſt im beſten Vernehmen; beide Theile fühlten es, wie nothwendig dieſes einträchtige Wirken dem Vaterlande ſey. Und ſo richtete der Vaterlandsfreund ſeine Blicke getröſtet und vertrauungsvoll in die Ferne und hoffte das Beſte. Auch mit ſolchen Hoffnungen ſchloß der Landtag ſeine Sitzungen am 20. Nov. und bot dem Kurfürſten ein Geſchenk von 12,000 Thalern an, welches der edle Fürſt aber erſt auf wiederholtes Bitten annahm und freiwillig gelobte, daſſelbe nur allein zum Beſten des Vaterlandes zu verwenden.

Mit den ſchönſten Hoffnungen gingen die Landſtände aus einander, und keiner von ihnen ahnete, daß dem Vaterlande ſein treuer Vater werde ſo bald entriſſen werden. Da erkrankte plötzlich dieſer wahrhaft gute Fürſt am 15. December 1763; ein ſtickflußartiger Zufall befiel ihn, und am folgenden Morgen bemerkte man an mehreren Stellen ſeines Körpers Flecken, ſo daß man den Ausbruch der Pocken befürchtete. Sogleich füllten ſich die Kirchen mit frommen Betern, die eifrig zu Gott für die Erhaltung des geliebten Fürſten fleheten. Doch der Allweiſe hatte es anders beſchloſſen, und am Morgen des 17. Decembers, früh halb zwei Uhr, **entſchlief der edle Friedrich Chriſtian ſanft und ſelig**, in einem Alter von 41 Jahren, 3 Monaten und 12 Tagen. — Sein Andenken iſt aber im Segen geblieben und wird es bleiben für und für. Was hierauf geſchehen iſt, ſiehe den erſten Band, S. 103.

18.

Vergeltung.

(Fortſetzung vom 20. November, S. 123.)

In jenem Tagesabſchnitte haben wir geſehen, auf welchem Grunde die tödtliche Feindſchaft des Bürgermeiſters **Mergenthaler** gegen den Stadtvoigt **Steuchſing** beruhete, und wie dieſe beiden Männer eine Stellung gegen einander genommen hatten, daß einer von ihnen nothwendig fallen mußte.

Dieſen Haß nährte der Rathsherr Dittmann, ein hinterliſtiger Mann, weil eine Verbindung ſeines Sohnes mit der ſchönen und reichen Tochter des Bürgermeiſters ſeines Herzens höchſter Wunſch war. Auch er haßte den Stadtvoigt unendlich und ſuchte alles auf, was dieſem ſchaden konnte, und hierzu bot ſich ihm denn folgende treffliche Gelegenheit dar. —

Schon oben haben wir (S. 123 und 125) bemerkt, daß die Stadt Zwickau mancherlei reichsſtädtiſche Einrichtungen beibehalten habe, und daß die Rechte des Markgrafen ziemlich beſchränkt worden ſeyen, auch der Gefahr gedacht, in welcher der Rath ſchwebte, wenn Steuchſing die Verwaltungsgeheimniſſe des Raths dem Markgrafen verrieth. Dieſe Gefahr wuchs jetzt, als Mergenthaler und Steuchſing in ſo tödtliche Feindſchaft gerathen waren, der Letztere aber keine Rückſicht mehr zu beachten hatte, und in der That nährte dieſer auch den Plan in ſeinem Kopfe, dem Markgrafen die Gerechtigkeiten der Stadt in die Hände zu ſpielen, und es würde ihm gelungen ſeyn, er aber dafür eine hohe Belohnung von dem Fürſten erhalten haben, wenn er zu temporiſiren verſtanden hätte und weniger ſtolz und haſtig geweſen wäre; allein er war dies in ziemlich hohem Grade, und beſonders beſaß er einen Fehler, der ſo vielen ſtudirten Halbgelehrten eigen iſt: Herr Steuchſing war nämlich ſtolz gegen jeden Bürger, der nicht wie er *Literatus* war. Deshalb konnte es auch nicht fehlen, daß er eine große Anzahl von Feinden hatte, die ſein Verderben wünſchten. —

So kochte das Verderben geräuſchlos im Topfe der Zukunft, und Steuchſings Plan, dem Landesfürſten die bedeutendſten Freiheiten und Gerechtigkeiten der Stadt Zwickau, oder vielmehr des Raths — denn dieſer war der eigentliche Nutznießer, nicht aber die Stadt oder die Bürgerſchaft — auf eine mehr oder minder feine Weiſe in die Hände zu ſpielen, näherte ſich ſeiner Vollendung und Ausführung. Doch der Verräther ſchläft nicht, und das Mißtrauen hat, nach dem alten Sprichworte, einen Arguskopf mit tauſend Augen. Schon längſt hatte man Verdacht auf den Stadtvoigt Steuchſing geworfen und ihn im Stillen beobachtet; als man daher erfuhr, derſelbe ſchicke einen Boten mit geheimen Briefſchaften an den Markgrafen, ſo wurde die Veranſtaltung getroffen, ihm auf dem Wege aufzulauern und zu verhaften. — Dieſes gelang auch vollkommen. Der Bote wurde im Walde durch verkappte Reiter überfallen, vom Roſſe geworfen, ihm ſeine Briefſchaften abgenommen und er dann als ein Gefangener in der Nacht nach Zwickau gebracht, wo man ihn in größter Stille zum Verhaft brachte.

Noch in dieſer Nacht empfing der Bürgermeiſter die dem Boten abgenommenen Briefe, das Paket war an den Markgrafen Wilhelm überſchrieben, und mit zitternder Hand erbrach es der Bürgermeiſter, die Briefſchaften leſend. Es war ſo, wie man vermuthet hatte, und der Beweis davon lag jetzt in Mergenthalers Hand. Mancherlei Gefühle durchkreuzten des alten Mannes Bruſt, als er las und die deutlichſten Beweiſe in Händen hatte, daß der Stadtvoigt die Stadt, oder vielmehr den Rath, an den Markgrafen habe verrathen wollen. Dann wäre er von ſeiner Höhe herabgeſtürzt worden und, es war kein Zweifel vorhanden, der Stadtvoigt Steuchſing an ſeine

Stelle getreten. Solch ein ſchändliches Unternehmen heiſchte blutige Rache, und in den erſten Momenten der Ueberraſchung ſchwur er ſich ſelbſt, daß dieſer Verräther am Rathe auf dem Blutgerüſte durch das Schwert des Henkers ſterben ſolle. — Dann trat wieder des Gefühl der Wehmuth an die Stelle der Rache und führte ihm im Bilde der Erinnerung die Begebenheiten ſeiner Jugend und die innige Freundſchaft, in welcher er mit dieſem Steuchſing gelebt, ehe das öffentliche Leben ſie entzweiete, vor das Gemüth, und ſchon wurde er anderes Sinnes, und mildere Entſchlüſſe verdrängten allmälich jenen harten Entſchluß. Da führte ein feindſeliger Dämon dieſem ſtolzen Manne Steuchſings Königsſchuß ins Gedächtniß, und jener Engel des Friedens verſchwand, dem Dämon der Rache den Platz laſſend. Hätte Steuchſing geſiegt, ſo wäre die Rathsherren-Ariſtokratie in Zwickau geſtürzt worden, und ein Hauptmann des Markgrafen hätte dem Rathe geboten; jenes Kleinod der Herrſchaft aber war mit den Herzen der Rathsherren zu tief und innig verwachſen, als daß es ihnen hätte entriſſen werden können, ohne dieſe ſelbſt zu zerreißen. Steuchſing hatte dieſes gewagt, und er ſollte nun hart dafür büßen. —

Dieſer Entſchluß ſtand endlich feſt und am folgenden Morgen wurde zu ſeiner Ausführung geſchritten. Der Rath war verſammelt, um mit den Viertelsmeiſtern gemeinſchaftlich eine wichtige Angelegenheit zu berathen; denn klug nahm der Rath dann, wenn es Bewilligungen galt, und die Beutel der Bürger in Anſpruch genommen werden ſollten, die Viertelsmeiſter mit zur Berathung, wußte aber vorher das Privatintereſſe dieſer Herren klug in's Spiel zu ziehen; denn man kannte es aus Erfahrung, daß die kühnſten Sprecher ſchweigen, wenn es das eigene Wohl gilt. — Dabei kam man in Kleinigkeiten den Wünſchen der Bürgerſchaft entgegen und rechnete ihnen dies hoch an, dafür mußten ſie dann aber bei andern Gelegenheiten reichlich zahlen. Durch dieſes Kunſtſtück hatte ſich die Rathsherren-Ariſtokratie in der Stadt Zwickau erhalten, und der Bürgermeiſter gebot wie ein unumſchränkter Herr.

Heute waren die Viertelsmeiſter in dem Seſſionszimmer des Rathes auf den Ruf des Rathsdieners ebenfalls erſchienen und harrten auf den Vortrag des Bürgermeiſters. Eine düſtere Wolke lag auf deſſen Stirn, und beſorgt ſah man dem Vortrage entgegen.

Der Stadtvoigt **Steuchſing** war nicht zugegen, ſondern unter einem Vorwande zu Hauſe geblieben; denn eine geheime Ahnung deutete ihm an, welch' ein gewagtes Spiel er unternommen habe. Der Stadtvoigt hatte die wichtigſten Urkunden der Stadt an den Markgrafen geſendet, und eine andere, welche die Gerechtigkeiten und Befugniſſe der Rathsherren enthielt, an ſich behalten. Hatten ſie dieſe nicht mehr, ſo war auch ihre Hauptſtütze dahin, und deshalb ſollte ſie gelegentlich vernichtet werden. — Um zu dieſen Urkunden zu kommen, hatte der Stadtvoigt ſeinen Zutritt in das Stadtarchiv dazu gemißbraucht, dieſe wichtigen Urkunden nach und nach heimlich fortzubringen, und ſie zum Nachtheil des Raths anzuwenden.

Jetzt, als in der Seſſion Aller Augen und Ohren an den Lippen des Bürgermeiſters hingen und vernehmen wollten, was ihn ſo tief beuge, begann er mit einem ſchweren Seufzer ſeinen Vortrag. —

„Ihr Herren des Raths, und Ihr, Viertelsmeiſter der Stadt, die einſt unter den freien Städten des Reichs ihren Rang mit Ehren behauptete! Eine große Gefahr droht unſerer Stadt, denn es hauſet ein gefährlicher Feind ihrer Freiheiten und Gerechtigkeiten in unſerer Mitte, der dieſe an den Markgrafen verkauft, aus unſerm Archiv die wichtigſten Urkunden geſtohlen und ſolche dem Markgrafen überſendet hat. Dann ſind unſere Freiheiten und Befugniſſe verloren, und die Schöſſer des Markgrafen gebieten uns als Herren. — O Zwickau! Zwickau! Wie weit iſt es mit Dir gekommen!“ —

„Herr Bürgermeiſter! Ihr erſchreckt uns! —“ ſprach jetzt einer der Viertelsmeiſter. — Sagt, wißt Ihr etwas Näheres? Habt Ihr Beweiſe von dieſem Verbrechen? Nun wohlan, ſo nennt uns den Verbrecher! —“

„Viertelsmeiſter!“ — antwortete der Bürgermeiſter in ſtolzem, ſehr ernſtem Tone, — „wenn der Bürgermeiſter Mergenthaler ſpricht, ſo iſt jedes ſeiner Worte gedacht und überlegt. — Wenn ich aber Jemand des Hochverraths an der Stadt beſchuldige, ſo muß ich Beweiſe haben, und ich habe ſie in den Händen. Hier ſeht! Dieſes entſiegelte Briefpaket ſollte ein Bote an den Markgrafen Wilhelm nach Meißen bringen. Eine geheime Ahnung ſagte mir, daß die Sendung dieſes Botens eine verderbliche für die Stadt ſey, und ich ließ ihn deshalb auf dem Wege anhalten und finde nun, daß mich meine Ahnung nicht getäuſcht hat, indem dieſes Briefpaket verſchiedene höchſt wichtige Documente enthält, welche aus dem Archiv der Stadt entwendet wurden und dem Markgrafen zugebracht werden ſollten, wodurch die beſten Freiheiten und Rechtſame, welche ſich die Stadt bei ihrer Uebergabe an den Landgrafen Friedrich den Gebiſſenen vorbehalten hat, auf einmal verloren geweſen wären.“

„Wer iſt der Schurke, der unſerer Stadt dies große Uebel zufügen will?“ riefen die Viertelsmeiſter und Senatoren jetzt einſtimmig.

„Der Stadtvoigt und Stadthauptmann Steuchſing iſt es! —“ rief der Bürgermeiſter, in tiefer Bewegung, mit erhobener Stimme. — „Hier liegen die Beweiſe: das Schreiben an den Markgrafen, von ſeiner eigenen Hand, und die Documente, welche er dem Archiv heimlich geſtohlen hat, um ſie dem Markgrafen zuzuſpielen und ſeine Macht über die Stadt, welche durch die Verträge beſchränkt iſt, zur unumſchränkten zu machen; denn eben dieſe Verträge ſind es, die er uns entwinden und dem Markgrafen zuwenden wollte. — Kommt! Seht ſelbſt die Beweiſe von der Untreue und ſprecht dann was geſchehen ſoll.

Die Viertelsmeiſter traten herzu und ſahen mit Erſtaunen die Dokumente; es waren die Verträge, zwiſchen Friedrich dem Gebiſſenen und der Stadt Zwickau, als ſie aus der Reihe der freien Reichsſtädte heraustrat und ſich dieſem Fürſten unterwarf. Mit noch größerm Erſtaunen laſen ſie den Brief Steuchſings an den Markgrafen, des Inhalts: daß zu viel Freiheit der Stadt nicht gut ſey, der allzuſehr begünſtigte Rath aber übermüthig werde und ſich auflehne gegen Fürſtengewalt; ſo wie dieſe Begünſtigungen die Bürger allzu ſtolz mache, und ſie vergeſſen laſſe, daß ſie Unterthanen des Fürſten wären. Deshalb möchte wohl ihre Freiheit in geziemende Schranken gewieſen werden. —

Waren nun auch die Bürger im Ganzen damit einverſtanden, daß der Rath übermüthig geworden ſey, und fühlten ſie ſich auch durch ihre Obrigkeit bedrückt; ſo glaubten ſie ſich doch durch den Nachſatz ſo hoch beleidigt, daß ſie ſehr aufgeregt wurden und auf des Verbrechers ſofortige Verhaftung drangen.

„Das habe ich von Euch erwartet! — ſprach der Bürgermeiſter jetzt voll heimlicher Freude, aber doch nicht ganz frei von Furcht. — Wer alſo ein braver Zwickauer Bürger iſt und die Freiheiten und Rechtſame der Stadt erhalten zu ſehen wünſcht, der trete unter die Waffen und bleibe unter denſelben, bis der Verbrecher zur Haft gebracht worden iſt. — Ihr, Ehren Dittmann, begebt Euch nebſt dem Stadtwachtmeiſter und ſeiner Wacht zu dem Stadtvoigt und verhaftet ihn; wir andern aber bleiben verſammelt, bis man den Verbrecher zum Verhaft gebracht hat. —“

Dittmann ging, um die Verhaftung zu vollziehen, und die Viertelsmeiſter begaben ſich hinweg, um die Bürger unter die Waffen zu rufen; der Rath blieb aber verſammelt im bangen Erwarten der Dinge, die da kommen ſollten, und in Furcht, wie ſich Steuchſing benehmen werde, da man ſeine Entſchloſſenheit kannte.

19.

Vergeltung.

(Fortſetzung des Vorigen.)

Der Stadtvoigt Steuchſing ſaß in ſeinem Lehnſtuhle, das Haupt ſorgenvoll in die Hand geſtützt, denn er fühlte, daß er verloren ſey, wenn der Rath, dem er ſchon längſt verdächtig war, ſein Schreiben an den Markgrafen auffing. — Da ſtürzte plötzlich ein Greis, dem er das Gnadenbrod gab, in das Zimmer. —

„Ach, lieber Herr! —“ rief er angſtvoll aus — „Meinen armen Sohn, den Ihr als Boten geſendet habt, hat man heute morgen vor Tage gefangen zurückgebracht und in den Thurm gelegt. — O macht ihn wieder frei! Ich bitte Euch flehentlich. — Erbarmt Euch ſeines Weibes und Kindes!“

Gleich einem Donnerſchlage wirkte dieſe Nachricht auf den Stadtvoigt, denn er konnte leicht erachten, daß man ihm nun an den Hals zu kommen ſuchen werde. Doch bald kehrte ſeine Entſchloſſenheit zurück, und der Greis mußte ihm den Harniſch anlegen und ſein gutes Schwert umgürten helfen. Jetzt warf er einen Blick durch das Fenſter und ſah den Stadtwachtmeiſter mit den Schaarwächtern, den Rathsherrn Dittman an der Spitze nach ſeinem Hauſe herkommen.

„Ha, die wollen mich verhaften! —“ rief er mit Hohngelächter, „doch kommt nur! Noch iſt mein Arm kräftig genug, das Schwert zu ſchwingen, und ich will Euch zeigen, daß der Stadthauptmann keine Memme iſt.“ — Wieder ein Blick durch das Fenſter. „Wahrhaftig ſie kommen nach meinem Hauſe, und es iſt auf mich abgeſehen. Nun gilts!“ Indem er den Helm aufſetzte und nach einem nahen Schranke eilte, wo er ein mit großem Siegel behangenes Pergament herausriß und in die glühenden Kohlen des Kamins warf: „Erſt will ich Dich der Vernichtung weihen, und mit Dir iſt viel vernichtet; man wird Dich ſchmerzlich vermiſſen.“

Jetzt polterten die Ankommenden die Treppe herauf, und die Thüre zu dem Zimmer, wo ſich der Stadtvoigt befand, ward geöffnet. Der Rathsherr Dittmann mit dem Stadtwachtmeiſter und dann die Schaarwächter traten ein.

„Herr Stadtvoigt!“ — ſprach Dittmann mit unſicherer Stimme, denn er kannte Steuchſings Entſchloſſenheit und ſeine eigene Feigheit. „Ihr ſeyd vor dem Rathe angeklagt, ſchwere Verbrechen verübt zu haben, und deshalb ſind wir abgeordnet, Euch zu verhaften. Darum folgt uns, und erwartet, was Rechtens iſt. —“

„Wenn ich angeklagt bin, — antwortete der Stadtvoigt mit Feſtigkeit, und ſeine Augen blitzten, ſo iſt es von Niemand geſchehen, als von dem Bürgermeiſter, der mein Feind iſt, weil ich ihm in Chemnitz den Königsſchuß entriſſen und mich ſonſt noch ſeiner Herrſchſucht entgegengeſetzt habe. — Noch aber bin ich Stadthauptmann und trage ein gutes Schwert an der Seite. Wer wollte mich denn zwingen, wenn ich nicht wollte? —“

„Wir!“ — rief der Stadtwachtmeiſter. — „Wir ſind gekommen, den Befehlen des Raths Achtung zu verſchaffen! Darum ergebt Euch im Guten und zwingt uns nicht, Gewalt zu brauchen!“

Ganz außer ſich über dieſe höhnende Rede riß Steuchſing ſein Schwert aus der Scheide, und die Klinge blitzte in ſeiner Hand, indem er es ſchwang. Doch Dittmann ließ ſich dadurch ſo weit hinreißen, daß er ſich vergaß und den Schaarwächtern zurief, den Verbrecher zu greifen; allein im nächſten Augenblicke ſank einer von denen, die ihn zu packen und wehrlos zu machen verſucht hatten, ſchwer verwundet zu Boden, die übrigen ſtürmten jetzt zwar auf ihn ein, allein das Schwert ziſchte ihnen ſo gewaltig um die Köpfe, daß ſie zurückwichen, und dieſes Weichen benutzte denn Steuchſing, ſich durchzuſchlagen. — Er wußte, daß ſein flüchtiges Roß geſattelt im Hofe ſtand; konnte er dieſes erreichen, ſo war er gerettet. Rechts und links ausfallend, wo denn Zwei verwundet ſanken, gelang es ihm, die Treppe zu erreichen, welche er haſtig hinabeilte. Schon war er im Hofe und eilte auf das Roß zu, allein indem er es erreicht hatte, warf ihm ein rücklings ſtehender Frohn eine Schlinge um den Hals und riß ihn zu Boden. Die andern ihn verfolgenden Schaarwächter warfen ſich nun auf ihn, und er wurde gefangen genommen. Hart gebunden wurde er nun nach dem Rathhauſe geſchafft, wo er in ein feſtes Gefängniß gebracht wurde.

Als der Stadtvoigt verhaftet war, begab ſich der Senator Dittmann nach dem Zimmer deſſelben zurück, wo er im Camin etwas liegen ſah, und dieſes nun dem Verderben zu entreißen ſtrebte; es war ein Pergament, welches von den glimmenden Kohlen nur einige Brandflecke erhalten hatte und auf das die Kapſel zu dem Siegel ihn aufmerkſam machte. Bei der Beſchauung fand er, daß es eins der wichtigſten Documente war, deſſen Verluſt für die Stadt unerſetzlich geweſen ſeyn würde. — Ein heftiger Schrekken bemächtigte ſich ſeiner, und er nahm von den Anweſenden zwei Männer zu Zeugen, daß er dieſes Pergament den Flammen entriſſen habe. — Dann barg er es unter ſeinen Mantel und brachte es auf's Rathhaus, wo es den Rathsgliedern vorgelegt wurde, und Alle ſtaunten über dieſen Fall, der in ihren Augen ein todeswürdiges Verbrechen ſeyn mußte. —

Am andern Tage verſammelte der Bürgermeiſter das Stadtgericht, dem er ſelbſt vorſaß, und der Geſichtspunkt, von dem dieſes ausging, war folgender. Steuchſing ſtand im Dienſte der Stadt und hatte demnach die Rechte und Freiheiten derſelben einem Fürſten in die Hände ſpielen wollen, der zwar der

Landesfürſt hieß, deſſen Macht aber durch Verträge ſehr beſchränkt worden war; hierdurch wäre aber auch zugleich, und dieſes dürfte wohl die Hauptſache ſeyn, die Macht und Wirkſamkeit des Raths ſehr eingeſchränkt worden, und Steuchſing hatte demnach ein klar und deutlich erwieſenes Verbrechen der beleidigten Rathsmajeſtät begangen, welches nur durch Blut geſühnt werden konnte. Aus dieſem Geſichtspunkte alſo muß die ganze Juſtizverhandlung gegen dieſen Mann betrachtet werden, und es läßt ſich daher leicht vorausſagen, welchen Ausgang ſie genommen habe.

Die Verſammlung der Richter geſchah im Saale des alterthümlichen Rathhauſes, und ſie ſaßen um den ſchwarzbehangenen Tiſch, auf dem ſich, über einem Todenkopfe, ein Crucifix erhob.

Schon einmal war der Verhaftete im vorläufigen Verhör geweſen, und hatte nicht geleugnet, da er wußte, daß er durch die dem Boten mitgegebenen Urkunden überführt war.

Er leugnete auch heute bei der Hauptvernehmung nicht, ſondern ſtand ſtolz vor den Männern, die ſeine Collegen geweſen waren und ſich jetzt das Richteramt über ihn anmaßten. Er machte ſie auf das Ungebührliche aufmerkſam, daß die Stadt Zwickau noch als eine Reichsſtadt angeſehen werden ſollte, da ſie ſich doch dem Markgrafen von Meißen unterworfen und von dieſem Fürſtenhauſe ſchon manches Gute empfangen habe. — Zwickau habe kein Vorrecht vor andern ſächſiſchen Städten, und ſie wären nichts mehr als die Rathmänner in andern Orten auch. ꝛc.

Dieſes war denn freilich ſehr ſtark, und hieß die Herren des Raths am Leben angreifen; denn ging es auf dieſe Weiſe, ſo war das vornehme Rathscollegium, das ſich auf die ehemalige Reichsfreiheit der Stadt Zwickau nicht wenig einbildete, dem Rathe einer jeden andern Landſtadt gleich, und man mußte daher Alles anwenden, um dieſe Meinung nicht in die Wirklichkeit übergehen zu laſſen. Es war alſo am beſten, wenn man dem Manne, der eine ſo arge Meinung hegte, den Mund auf immer verſchloß, und man ſprach ihm nun, aus dieſem Grunde, das Todesurtheil. —

Bald leuchtete es den Stadtvätern ein, daß man mit der Hinrichtung eilen müſſe, damit ſich nicht die Partei des Verurtheilten, die er, wegen ſeines Widerſpruchs gegen den Rath, unter den Bürgern hatte, noch mehr ſtärke und ihn etwa aus dem Gefängniß befreie; oder es gebiete etwa der Markgraf Schonung, wo man dann nicht widerſprechen konnte. Schon erhitzten ſich die Köpfe, und Parteienwuth theilte die Bürger, doch behielt die Partei des Raths, als die ſtärkere, für jetzt die Oberhand.

So erſchien der Morgen des Tages, an dem Steuchſing durch das Schwert des Henkers ſterben ſollte, damit der Rath in ſeiner Macht nicht beeinträchtiget werde. Die eigentliche Urſache dieſer Hinrichtung wiſſen die Leſer ſchon zu ſuchen, ſie lag in jenem famöſen Schuſſe, welcher dem Bürgermeiſter Mergenthaler die Ehre nahm, der Schützenkönig in Chemnitz auf ein Jahr zu ſeyn, und wo ſein Gemüth mit tödtlichem Haß gegen den Stadtvoigt erfüllt wurde. — Die Thore wurden an dieſem Morgen geſperrt und ſtreng zugehalten, den Andrang von Außen ſo wie das Eindringen eines Gnadenboten, was ebenfalls möglich, ja wahrſcheinlich war, zu verhindern; in der Stadt glaubte man ſich jedoch der Mehrzahl verſichert halten zu dürfen. Der Markt wurde um das Blutgerüſt her von bewaffneten Bürgern beſetzt, und hierzu wählte man ſolche, deren Treue man ſich verſichert halten zu können glaubte.

Das hochnothpeinliche Halsgericht verſammelte ſich, und Steuchſing wurde unter dem Getöne des Armenſünderglöckchens vor den ſchwarzbehangenen Tiſch gebracht, den die Richter umgaben. Hier wurden ihm die Anklagepunkte vorgeleſen und er leugnete nicht, verwarf aber die Giltigkeit dieſes Blutgerichts und berief ſich auf die Gnade des Kaiſers, wenn man b

Recht des Markgrafen zum Blutgericht leugnen wolle. —

„Unſer iſt das Recht des Blutgerichts!“ rief der Bürgermeiſter, und die Rathsherren ihm nach. Nun aber rief Steuchſing mit lauter Stimme: „Blos deshalb, weil ich mich überzeugt habe, daß die Stadt und ihre Bürger ſich unter dem ſanftern Regimente des Markgrafen beſſer befinden würde, als unter dem Joche des Rathes, muß ich in dieſer Stunde ſterben, und dennoch iſt das meine feſte Ueberzeugung noch jetzt; ſo wahr mir Gott helfe und alle Heiligen. Amen!“ —

„Nein!“ — antwortete der Bürgermeiſter, ebenfalls mit erhobener Stimme — „Nicht deshalb, ſondern weil Du der Stadt beſte Urkunden entwendet und eine derſelben haſt durch das Feuer vernichten wollen; nur dafür wirſt Du mit dem Tode geſtraft. Gott ſey Deiner armen Seele gnädig. Amen!“

Er brach jetzt den Stab über dem Verurtheilten, und indem dieſer vor dem anweſenden Beichtvater niederkniete, um zu beichten, ſtimmte das Chor der Mönche das „*Ex profundis etc.*“ an. Auch die Abſolution war endlich gegeben, und der Verurtheilte hatte den Segen der Kirche empfangen. Dann erhob er ſich wieder und ging mit feſten Schritten dem Sandhaufen zu, auf dem er niederkniete und ſich die Augen ſelbſt verband. Der Scharfrichter zog jetzt ſtill das Schwert; bei den Worten des Paters: *In manus tuas etc.* ſchwang er es, und abgeſchlagen rollte Steuchſings Haupt auf den Sand hin.

Der Scharfrichter erhob das Haupt und rief gegen die Rathsherren und das Volk gewendet: „Habe ich recht gerichtet?“ und dieſe antworteten ſämmtlich im Chor: „Ja, Du haſt recht gerichtet!“ Und das Volk brüllte ſein tauſendſtimmiges „Ja“ dazu. So wandelbar iſt des Volkes Gunſt! —

(Der Schluß folgt zum 31. d. M.)

20.

Der Kurfürſt Friedrich Auguſt von Sachſen nimmt die Königswürde an.

Durch den in **Poſen** geſchloſſenen Frieden (S. 11. Dec.) war auch die Verwandlung der Kurwürde in den Königstitel feſtgeſetzt worden, und am 20. Dec. 1806 wurde dieſes durch Ausruf öffentlich bekannt gemacht. Der öffentliche Ausrufer war der Hoffourier **Kühn**, welcher in der Tracht eines alten **Herolds**, unter militäriſcher Cavalleriebedeckung mit Trompetern und Paukern aus dem Schloſſe ritt, wo er im großen Hofe den Anfang gemacht hatte, und dieſes Ausrufen an noch ſieben verſchiedenen andern Orten in der Alt- und Neuſtadt-Dresden wiederholte, nämlich vor dem Hauſe des franzöſiſchen Commandanten am Altmarkt; vor dem Altſtädter Rathhauſe; vor dem Hauſe des Gouverneurs im Zeughofe; auf dem Neumarkte; vor dem Rathhauſe in Neuſtadt; vor dem Japaniſchen Palais daſelbſt und endlich vor der Neuſtädter großen Hauptwache. — Ueberall ſchloß ſich der Ausruf mit dem Wunſche: „**Es lebe der König und Sein hohes Haus!**" welcher überall von der Volksmenge durch ein allgemeines „**Hoch!**" beantwortet wurde. —

Bei Hofe war große Galla, und Abends ſah man die Stadt erleuchtet. Die Bürgerſchützen brachten dem nunmehrigen Könige bei Fackelſchein unter Trompeten- und Paukenſchall ein Lebehoch. Am folgenden Tage wurde in allen Kirchen das *Te Deum* geſungen, und dabei donnerten unter Glockengeläute 100 Kanonenſchüſſe, und krachten die Salven von kleinem Gewehr.

Dieſe Bekanntmachung geſchah in Dresden am 20. Dec., und ſie erfolgte für das ganze Land durch ein Patent vom 2. Jan. 1807. Der bisherige umſtändliche Titel wurde vereinfacht, und blos die Benennung König von Sachſen feſtgeſtellt. Der König und die Königin erhielten den Titel Majeſtät, die übrigen Prinzen und Prinzeſſinen des königlichen Hauſes titulirte man Königliche Hoheit. — Aus dem alten, bisher gebräuchlich geweſenen Wappen verſchwanden die Kurſchwerter, und es beſchränkte ſich auf die wegen des Herzogthums Sachſen ſchon früher üblich geweſenen fünf ſchwarzen Balken im goldnen Felde, mit dem durch ſelbigen gezogenen Rautenkranze, bedeckt von der königlichen Krone.

Dieſe Veränderungen zogen noch andere nach ſich. Der bisherige Kurkreis wurde Wittenberger Kreis genannt; der Religionseid für die weltlichen Beamteten aufgehoben, bei den Geiſtlichen der evangeliſchen Kirche aber beibehalten. —

Der Friede von Poſen hatte dem Landesherrn die vollkommene Souverainetät gegeben; allein der König machte keinen Gebrauch davon, und erklärte dem zuſammenberufenen Ausſchußtage in der

Propoſition von 10. Mai 1807: daß die frühere Landesverfaſſung unverändert beibehalten werden ſolle, gab aber hierdurch abermals einen Beweis, daß er Gerechtigkeit liebe, und den Beſitzſtand achte. —

21.

Die todtbringenden Kirſchen.

Der Markgraf **Dietrich** von Meißen, mit ſeinem Beinamen **der Fette**, oder auch von ſeiner Reſidenz, Markgraf **Dietrich von Landsberg** genannt, ein Sohn des bekannten Markgrafen **Heinrich des Erlauchten**, war der Vater eines Sohnes, der wegen ſeiner ſchweren Zunge mit dem Beinamen **Totta**, oder auch der **Stammler** in der Geſchichte bekannt worden iſt. Sein Abſterben und die wahrſcheinliche Urſache ſeines Todes ſollen der Gegenſtand dieſes Abſchnittes ſeyn, und dies ſey die Einleitung, wobei wir noch bemerken wollen, daß dieſer Fürſt abwechſelnd in Dresden oder **Seuſelitz** Hof hielt, und da er am 21. **December** 1269 geboren wurde, ſo wählten wir dieſen Tagesabſchnitt, um einen Blick in die Geſchichte ſeiner Zeit zu thun.

Zur Zeit dieſes Fürſten ſaß in Meißen **Wittigo I.**, aus dem Hauſe der Ritter von **Greifenſtein** und **Bheſta** zu **Camenz**, auf dem biſchöflichen Stuhle. — Er gelangte 1266 zur Regierung, und war nun ſieben und zwanzig Jahre hindurch — ſo lange regierte er — bis zu ſeinem 1293 erfolgen Abſterben ſehr thätig für das Beſte ſeines Stifts beſorgt. Die Domkirche war in den dreihundert Jahren ſeit ihrer Erbauung ziemlich baufällig und dabei zugleich für den Bedarf der ſehr vermehrten Gemeine zu klein geworden. Der Biſchof **Wittigo** achtete es demnach als eine ſeiner erſten Pflichten, dieſen Mängeln abzuhelfen, und es wurden nun die alten baufälligen Mauern von 1272 an abgetragen; mit dieſem ſehr mühſamen Geſchäfte brachte man aber bis zum Herbſt des folgenden Jahres zu und verſchaffte die Koſten zu dieſem Bau durch **Ablaßbriefe**, die der Biſchof auf den Kirchenverſammlungen zu **Lyon**, **Würzburg** und **Mainz** bewirkte. Mit dem Bau brachte man bis zum Jahre 1290 zu und fand dabei des Biſchof **Benno's** Gebeine, die in der Mitte der Kirche in einer prächtigen **Tumba** beigeſetzt worden. Nur drei Jahre las der Biſchof die Meſſe noch in dieſer Kirche, dann rief ihn der Herr ab und nahm ihn weg aus ſeiner bisherigen Wirkſamkeit.

Noch war der Bau des Domes nicht vollendet, als der Biſchof, der ein kriegeriſch geſinnter Prälat geweſen ſeyn mag, mit dem Markgrafen **Friedrich dem Stammler** in Fehde gerieth, ſo daß Beide gegen einander mit Kriegsmacht auftraten. Die Veranlaſſung zu dieſer Fehde iſt durch die Länge der Zeit unbekannt geworden, ſo wie man überhaupt von der Führung derſelben nur Folgendes weiß.

Der Markgraf belagerte die Stadt **Pirna**, welche wahrſcheinlich dem Stifte gehörte. Doch dieſe Belagerung gelang nicht, ſondern der Markgraf ſah ſich genöthigt, dieſelbe wieder aufzuheben, weshalb man die Spottreime machte:

Margraf Tutte,
Zeuch heim und holen Lutte,

d. i. Markgraf Totta zog heim und holete Leute, d. i. er warb andere Schaaren an die Stelle der Erſchlagenen.

Dies geſchah auch, denn der Schimpf, von der Stadt Pirna abgewieſen worden zu ſeyn, hatte eine tiefe Wunde im Herzen des Markgrafen geſchlagen, ſo daß er ſich ſelbſt gelobte, alle Kräfte anzuſtrengen, dieſe Scharte wieder auszuwetzen. Es wurden alſo die Lehensleute verſammelt und ſie ermahnt, mit dem beginnenden Frühlinge in Begleitung von zahlreichen Schaaren ſich einzufinden und die Fehde auf's neue zu beginnen. Die Ritter theilten gleiche Geſinnung mit ihrem Lehnsherrn und verſprachen ihm nicht allein Beiſtand, ſondern ſie hielten auch Wort, und kaum hatte der ſtrenge Winter Abſchied genommen, als man auch von allen Seiten her die treuen Lehnsleute mit ihren Knechten dem Lehnsherrn zuziehen ſah. Der erſte Zug war nach Pirna gerichtet, wo die Belagerung auf's neue begann und diesmal mit Glück beendigt wurde; denn nicht allein die Stadt Pirna, ſondern auch Dresden und Scharfenberg, welche zu jener Zeit noch dem Biſchof gehörten, wurden erobert, und auch dieſes Prälaten feſte Burg Stolpen hatte gleiches Schickſal. — Dieſe Siege verfolgte der kriegserfahrne Markgraf ſo eifrig, daß der Biſchof auf das Höchſte in die Enge getrieben wurde und ſich endlich genöthigt ſah, ſeine Zuflucht zu dem Erzbiſchof Werner von Mainz zu nehmen, wo denn nun auf deſſen Betrieb die Biſchöfe von Naumburg und Merſeburg als Vermittler auftraten, und durch den Frieden, welchen ſie vermittelten, den Biſchof zwar zur Rückkehr auf ſeinen biſchöflichen Sitz brachten, doch verlor er Pirna und Scharfenberg, auch Stolpen ſcheint erſt nach dem Tode des Markgrafen wieder an den Biſchof zurückgefallen zu ſeyn.

Einen ſolchen Ausgang nahm dieſe Fehde, höchſt verſchieden von ihrem Anfang, und ſie war wohl die letzte, aber nicht die erſte, welche dieſer kriegeriſche geiſtliche Herr unternahm, denn die erſte war gegen den Erzbiſchof von Magdeburg ſelbſt gerichtet. — Kaum war dieſe vorüber, als ihr eine zweite folgte, nach welcher der kriegsluſtige Biſchof wieder in eine andere mit ſeinen Amtsbrüdern, den Biſchöfen zu Lübeck und Brandenburg gerieth, in welche ſpäterhin der Markgraf von Brandenburg mit verflochten wurde, ja ſpäterhin war ſogar der Markgraf Heinrich der Erlauchte, deſſen Canzler er war, vor der Fehdeluſt dieſes Prälaten nicht ſicher; dann aber als dieſe Fehde mit dem übermächtigen Fürſten, klug, durch Vermittelung weiſer Amtsbrüder, der Biſchöfe von Merſeburg und Naumburg, noch einigermaßen mit Vortheil geendigt hatte, gerieth er in neue Fehde mit dem Grafen Albrecht von Brehna, und zuletzt, durch den glücklichen Erfolg dieſes Krieges mit dem Grafen übermüthig geworden, ſogar in die mit dem Markgrafen Friedrich, deren Gang und Ende wir oben geſchildert haben, dergeſtalt, daß dieſer ſo fehdeluſtige Prälat die letzten drei Jahre ſeines Lebens in Ruhe, den Pflichten ſeines Amtes lebte, worauf er oft vor dem Volke, und zwar in deutſcher Sprache predigte, was zu jener Zeit ſelten geſchah. — Sonſt rühmt man auch noch von dieſem Biſchof, daß er die Stadt Biſchofswerda mit Mauern umgeben und das alte wendiſche, ſeinen Namen tragende Städtchen Wittigenau faſt ganz neu anlegen ließ und die Bürgerſchaft der Stadt Meißen von einer drückenden Schuldenlaſt aus eigenem Antriebe befreite. — Dieſes waren ſehr löbliche Handlungen, wir kommen aber jetzt zu einer, durch welche der Biſchof den Ruhm ſeines Lebens ſehr befleckte.

Auf einem freiſtehenden Felſen liegt an der Elbe die alte Burg Hirſchſtein, und von dieſem hohen Standpunkte hat man eine wunderſchöne Ausſicht, ſo daß das bewaffnete Auge in weiter Ferne die in verſchiedenen Perioden berühmt gewordenen Gegenden vom Königsſteine an bis nach Torgau hinab im weiten Panorama erblickt.

Wer den Hirſchſtein erbauete, weiß man nicht gewiß, doch vermuthet man, daß es Heinrich *I.*, König der Deutſchen, oder einer ſeiner Feldherren war, der nach der Unterjochung der Dalemiꝛier eine Reihe von Burgen anlegte, um dieſes Volk im Gehorſame zu erhalten. Hirſchſtein, Siebeneichen, Meißen, Scharfenberg ꝛc. gehörten zu dieſer Befeſtigungskette von Burgen, welche ihren Zweck nicht verfehlten.

Der Ritter Wigand von Hirſchſtein beſaß in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts dieſe Burg, doch muß ſich der Biſchof Wittigo ebenfalls oft hier aufgehalten haben und der Hausfreund des Ritters geweſen ſeyn, wo er ſich im Jahre 1291 durch eine Gräuelthat entehrte, die wir unſern Leſern erzählen wollen.

Der Hirſchſtein war von trefflichen Wäldern umgeben, die, mit wilden Thieren erfüllt, viel Gelegenheit zur Jagd darboten, und von dem Beſitzer der Burg wurden oft ſolche Jagden angeſtellt, bei denen ſich auch die benachbarten Ritter einfanden, und die Wälder ertönten dann von dem Hörnerruf und Jagdgeſchrei.

Auch der Markgraf Friedrich war ein groſſer Liebhaber des edlen Waidwerks, und oft fand er ſich auf dem Hirſchſteine bei dem Ritter Wigand ein, wo man die wilden Thiere kräftig jagte; dieſe Tage aber, wo er ſich dort befand, gehörten zu den vergnügteſten Lebenstagen dieſes Fürſten.

Während der Fehde mit dem Biſchof vermied es dieſer, dem Fürſten dort zu begegnen, doch als der Krieg durch die Vermittelung der Biſchöfe beendigt, und Wittigo wieder in ſeinen Biſchofsſitz zurückgekehrt war, fand er ſich von neuem zur Jagd auf dem Hirſchſteine ein, und machte, wenn er dort mit dem Markgrafen zuſammentraf, eine gute Miene zum böſen Spiel, denn der Anblick dieſes Fürſten mußte ihm, im Angedenken an die beſtandene Fehde und ihren ſchimpflichen Ausgang, höchſt unangenehm und ein Stachel im Herzen ſeyn. Doch der Prieſter verbarg die tödtliche Feindſchaft, die ſein Herz erfüllte, unter der Maske der Gleißnerei, die ſeinen Standesgenoſſen ſchon ſo oft eigen war, und wußte die Rolle des Reuerfüllten ſo meiſterhaft zu ſpielen, daß der argloſe Markgraf dieſe Verſtellung für Wahrheit nahm, und es allmälich vergaß, daß eine Fehde zwiſchen ihnen beſtanden hatte. — Dieſes Vertrauen aber war es, was der Biſchof wollte, und auf dieſes bauete er nun ſeinen Plan zur Rache an dem im Herzen ſo ſehr gehaßten Fürſten, und wartete mit Sehnſucht auf eine ſchickliche Gelegenheit zur Ausführung. Dieſe kam und wurde beſtens benutzt. —

Einſt, es war im Sommer des Jahres 1291, kam der Markgraf auch auf den Hirſchſtein zur Jagd und traf den Biſchof ebenfalls daſelbſt. Der argloſe Fürſt, dem nichts weniger als ein rachſüchtiges Herz im Buſen ſchlug, und der ſich durch die Gleißnerei des Biſchofs täuſchen ließ, jagte an der Seite dieſes Prieſterfürſten ganz ohne Falſch, und ein Leibdiener begleitete ſie. Dieſer war in die geheimen Pläne ſeines Herrn eingeweiht und wich ihnen nicht von der Seite. — So jagten ſie im Walde und trafen in der größten Hitze des Mittags auf einem lichten Platze zuſammen. Der Markgraf war ſehr erhitzt und lechzete nach einem friſchen Trunk, dieſer aber war hier in der Wildniß nicht zu haben; da nahete ſich ihm der Prälat mit heuchleriſcher Miene und bat ihn, eine Erfriſchung anzunehmen, welche ſein Diener bei ſich trage, für ſolche Fälle der Erſchöpfung. — Der Diener nahete ſich jetzt und zog aus einem ledernen Täſchlein eine Anzahl Kirſchen hervor, die er dem Markgrafen darbot, der ſie auch annahm und ſich am Genuß der ſüßen Früchte labte. Der Biſchof ermahnte den Diener mit erheuchelter Freundlichkeit, dem Markgrafen den ganzen Vorrath dieſer Kirſchen zu geben, weil er ſelbſt weniger erſchöpft ſey und erſt vor wenig Augenblicken eine klare Quelle im Walde gefunden und aus ihr getrunken habe. — Dieſes war wahrſcheinlich, und der kein Arges ahnende Fürſt aß nun die ganzen ihm dargebotenen Kirſchen auf, durch deren Genuß er ſich erquickt fühlte. — Die Augen des Biſchofs und ſeines vertrauten Leibdieners hafteten erwartungsvoll auf dem Markgrafen, als ſie dieſen plötzlich erblaſſen und lautlos zur Erde ſinken ſahen. Die Kirſchen hatten ein ſtarkes, ſchnellwirkendes Gift enthalten, und unter heftigen Zuckungen endete dieſer unglückliche Argloſe, der in dem Prieſterfürſten keine ſolche Schandthat ahnete, als er ſich in der That erlaubt hatte, nach wenig Minuten das Leben. Der Biſchof und ſein Diener entfernten ſich jetzt und gaben dann vor, den Fürſten nicht geſehen zu haben, was man auch dem geiſtlichen Herrn auf's Wort glaubte, und deshalb blieb dieſe Schandthat unbeſtraft; doch die Geſchichte richtet ſtrenger, und in der Folgezeit hat ſich der Verdacht gegen den Biſchof, dieſen Tod veranlaßt zu haben, bis zur Evidenz beſtätigt. Vielleicht beſchleunigte auch in der Folge der Diener durch ſeine Geſtändniſſe jene Gewißheit des Mordes, und der Biſchof ſelbſt trat nach noch nicht ganz zwei Jahren vor den Thron des Richters, dem nichts verborgen bleibt, und der einen Jeden richtet nach ſeinen Thaten.

22.

D. Paulus Sperling,
oder
Die Zerſtörung der Stadt Stolpen.

Dieſer Geiſtliche, welcher ſich durch ſeine Unerſchrockenheit einen Ehrenplatz in der ſächſiſchen Geſchichte erworben hat, war ein geborner Thüringer und erblickte am 17. Oct. 1595 in Laucha das Licht der Welt, bereitete ſich in Pforta für die hohe Schule vor, und ging dann nach Wittenberg, wo er 1619 Magiſter und 1623 der Philoſophiſchen Facultät Adjunctus wurde, 1629 hielt er ſeine Inaugural-Disputation als Licentiat, und wurde nun im folgenden Jahre als Pfarrer in Stolpen angeſtellt, wo er den erſten Beweis ſeiner Unerſchrockenheit gab. —

Wie ſchon bekannt war der Kurfürſt Johann Georg von Sachſen, bisher der treueſte Freund des Kaiſers, durch die Schritte dieſes Reichsoberhauptes, ſo wie durch die Feindſeligkeiten Tillys und ſeines Heeres, gezwungen worden, von der Partei des Kaiſers ab und auf die Seite der Schweden zu treten, und Sachſen wurde nun von den Kaiſerlichen durchaus feindlich behandelt, wie wir bereits im Tagesabſchnitte des 6. Sept. weiter ausgeführt haben. (S. *V*. Bd. S. 30 ff.) — Beſonders hatten die Sachſen hohe Urſache, vor den Streifereien der Croaten auf der Hut zu ſeyn, denn am 30. Sept., und alſo nach der Schlacht bei Breitenfeld, kamen einige hundert Croaten nach Neuſtadt-Dresden, welches dazumal noch nicht befeſtigt war, und es würde ihnen wahrſcheinlich gelungen ſeyn, dieſe Stadt zu überrumpeln, wenn nicht ein Sachſe in dieſer Schaar ſich befunden hätte, welcher entwich, in die Stadt kam und die Gefahr kundmachte, in der ſie ſchwebte. Anfänglich fand er keinen Glauben, endlich aber entſchloß man ſich doch, die Straßen zu barricadiren und durch eingeſchobene Wagen, ſo wie durch aufgeworfene Gräben zu ſchützen. Kaum war man damit fertig, als Abends um 8 Uhr die Croaten erſchienen und einen Angriff wagten; allein ſie ſtaunten höchlich, als ſie ſich mit einem lebhaften Feuer aus Büchſen und Muſketen empfangen ſahen, ſo daß viele von ihnen zur ewigen Ruhe kamen, die übrigen aber zogen ſich zurück und ließen ihre Wuth über den fehlgeſchlagenen Angriff an den vor der Stadt liegenden Scheunen und den nächſten Dörfern aus, welche ſämmtlich im Feuer aufgingen, dann zogen ſie ſich in die Gegend von Stolpen zurück, wo aber ihr Aufenthalt nicht lange währte und ſie ſich bald wieder fortmachten.

Im folgenden Jahre ſtreiften von Zittau aus viele Croatenparteien durch die Lauſitz und kamen auch nach Sachſen herüber. Dieſes erfuhr man in Dresden, und der Einſpänniger-Lieutnant Kraushaar wurde mit einem Commando ſeiner Reiter ausgeſendet, um zu erſpähen, wie ſtark der Feind ſey, und wo er anzutreffen wäre? — Als dieſes Commando nach Stolpen kam, ließ es der daſige Amtsſchöſſer Großmann geſchehen, daß ſich dreißig bewaffnete Bürger beritten machten und ſich mit dieſen Leuten, unter dem Befehl des Amtsſchreibers Kotte, vereinigten und ihren Marſch nach Biſchofswerda nahmen, wo ſie um Mitternacht ankamen und nur mit Mühe Einlaß fanden, einen Labetrunk erhielten und nun ihren Rückweg früh um 4 Uhr antraten. — Kaum war dieſe Partei aus Biſchofswerda fort, als die Kaiſerlichen von Putzkau her einzogen und hier erfuhren, wie ſtark dieſe Reiter an Zahl geweſen wären, und daß ſich eine Anzahl Bürger aus Stolpen mit Wehr und Waffen dabei befunden hätten. Dieſes beſtimmte den Befehlshaber der Croaten, Romhof war ſein Name, einen Zug nach Stolpen zu machen, da die Bürger dieſer Stadt ſich ziemlich energiſch den Anmaßungen der Kaiſerlichen widerſetzt hatten.

Ehe alſo die Bürger von dem Kraushaarſchen Streifcommando wieder nach Hauſe kamen, fanden ſich fünf unbekannte Männer vor Stolpen ein und ließen einen Schmidt vor das Unterthor kommen, der ihnen die Pferde beſchlagen mußte, zu dem einer von dem Fremden im Scherz ſagte: „Wenn wir wiederkommen, wird man uns doch wohl nicht aufhalten?“

Dieſen Abend noch kamen die Bürger von ihrem Streifzuge wieder heim und veranlaßten durch ihre Behauptung: daß vom Feinde nichts zu hören ſey, die Verminderung der Wachſamkeit, indem nur eine Corporalſchaft Bürger die Thore beſetzt hielt. — Am folgenden Morgen zogen die feldbauenden Einwohner hinaus in das Feld, den Ernteſegen einzuſammeln, und es war auch bereits eine Fuhre herein, als man feindliche Soldaten in der Ferne gewahrte, und nun eilte Jedermann, wer nur laufen konnte, mit Weib und Kind dem Schloſſe zu. Früh um 10 Uhr waren die Feinde, 600 Mann ſtark, am Thore, und da ſie das Oberthor mit einer Wagenburg geſperrt fanden, ſo wendeten ſie ſich nach dem untern und drangen hier ohne Gegenwehr ein. — Nun begann die Plünderung, und da die Häuſer ausgeplündert waren, drangen die Croaten nach dem Schloſſe vor, welches man ohne Gegenwehr zu erobern hoffte. Die vorliegenden Gebäude wurden auch ohne Widerſtand genommen, die Zugbrücke aber war aufgezogen und das Thor tüchtig verwahrt, worauf die Croaten nach den Schießſcharten der Mauer ihr Feuer richteten und von daher tapfere Antwort fanden. Die Beſatzung beſtand aus wenigen aber unerſchrockenen Männern, und der Ortspfarrer Sperling war die Seele der Vertheidigung. Nicht genug, daß er ſehr thätig bei der Verſperrung des Thores war, er ergriff auch die Waffen und half tapfer mit auf die Feinde feuern. Gleich Anfangs wagte ſich ein Tollkühner an den Thorflügel des Schloſſes und ſteckte ſeine Hand durch ein Loch, um inwendig den Riegel aufzuſchieben, verlor aber dieſe Hand, die ſo ſchwer verletzt wurde, daß ſie abgenommen werden mußte.

Die Beſatzung der Burg beſtand aus den anweſenden Beamteten, einem Forſtbedienten und den Bergleuten, welche an der Grabung des Brunnens arbeiteten, wozu dann noch die aus der Stadt geflüchteten Bürger kamen. Dieſe wenig gerüſtete Beſatzung feuerte emſig aus Stücken und Doppelhaken, und von den Feinden ſtürzte einer um den andern zu Boden. — Jetzt ließ Romhof das Schloß auffordern und machte glänzende Verſprechungen, wenn man ihm das Thor öffnen werde, im Gegentheil werde er das Kind im Mutterleibe nicht verſchonen. Man überlegte, allein der unerſchrockene, tapfermüthige Pfarrer Sperling ermuthigte die Männer zu einer abſchlägigen Antwort: Man könne und wolle nicht verſchenken, was nicht ſein Eigenthum ſey und halte es für thunlicher, unglücklich, als untreu zu werden! Kaum hatte der Feind dieſe Antwort vernommen, als er ein grauſames Mittel ergriff, ſeinen Zweck zu erreichen. Bald ſah man die Flammen beim Töpferofen und aus dem kurfürſtlichen Vorwerk am Unterthore, ſo wie aus den großen und hohen Scheunen dieſer

Vorwerks und noch an andern Orten der Stadt aufſteigen, ſo daß binnen einer Viertelſtunde alles in voller Gluth ſtand. — Durch die Hitze erhob ſich der Wind, und als die Kirche brannte, trieb der Sturm die Flamme auf das Schloß hinauf, wo denn der ſogenannte ſiebenſpitzige Thurm entzündet wurde, und das Feuer drang von dem Dache in das Innere des Schloſſes, wo es Nahrung genug fand und nun ein Gebäude von dem Schloſſe das andere entzündete, ſo daß nur ein Theil nebſt des Wildwärters Hauſe am kurfürſtlichen Garten, ſo wie ein paar entfernte niedrige Hütten am Altſtädter Wege und die kleine Begräbnißkirche ſtehen blieben. Die ganze Stadt und der größte Theil des Schloſſes lagen binnen drei Stunden in der Aſche. Der Feind, welcher gute Beute gemacht und unter andern auch 186 Stück Pferde und Rinder fortgetrieben hatte, ſah in der Ferne zu, wie die Flammen wütheten, und erwartete, daß die Beſatzung, durch die Gluth gezwungen, werde ausfallen oder in derſelben verderben müſſen. Es hatte auch den Anſchein, daß dieſes geſchehen werde, wenn der übrige Theil des Schloſſes in Brand gerieth. Doch dieſes geſchah nicht; und es gelang den Anſtrengungen der Leute im Schloſſe, den übrigen Theil deſſelben zu erhalten und endlich die Gluth ganz zu dämpfen, ſo daß die beſten Gebäude dieſes Fürſtenhauſes erhalten werden konnten, wozu ein einfallender Regen viel beitrug. —

So wurde zwar die Stadt Stolpen und ein Theil des Schloſſes verwüſtet, das Schloß ſelbſt aber demohngeachtet erhalten, wozu der Pfarrer Sperling das meiſte durch ſein hochherziges Zureden und tapfermüthiges Bezeigen beitrug; denn er wirkte, wie ſchon gedacht, nicht allein durch der Rede Kraft und Macht, ſondern ergriff auch eine Büchſe und feuerte lebhaft mit derſelben auf die Feinde, ja er ſchwang auch noch andere Waffen mit eignen Händen rüſtig auf die Feinde, als ſie ſtürmten und das Schloß mit Gewalt erobern wollten. — Dieſer unerſchrockene Mann kam 1638 von hier als Superintendent nach Freiberg, wo er in der Belagerung ſeinen unerſchrockenen Muth abermals zeigte und nicht wenig zu dem glorreichen Ausgange dieſer Begebenheit beitrug, wie wir zum 27. Dec. erzählen werden, und uns hiermit darauf beziehen wollen. Endlich entſchlief dieſer wackere Mann im 58. Lebensjahre am 22. Dec. 1652, hart geplagt vom Stein und Chiragra; ſein Angedenken aber iſt zu Segen geblieben. —

23.

Friedrich Auguſt, Prinz von Sachſen, wird geboren.

Es war am 23. Dec. im Jahre 1750, als dem Kurprinzen Friedrich Chriſtian von Sachſen von ſeiner Gemahlin Maria Antonia ein Sohn geboren wurde, welcher in der heiligen Taufe die Namen Friedrich Auguſt erhielt.

Die frommen Eltern erzogen den geliebten Sohn ſtreng zur Gottesfurcht und den ſchönen Tugenden, die ſie ſelbſt zierten, und die unvertilgbare Liebe zur Religion, welche dieſen Fürſten durch ſein ganzes langes Leben hindurch begleitete, war gewiß die Frucht jener religiöſen Erziehung. Treffliche Lehrer unterrichteten ihn und unter ihnen befand ſich der würdige

Gutſchmid, der den Prinzen in den Staatswiſſenſchaften unterrichtete und dann, als ſein Eleve den Thron beſtiegen hatte, eine hohe Stufe im Dienſte des Vaterlandes erſtieg, auch das Vertrauen ſeines fürſtlichen Zöglings und Freundes bis an ſein Ende ungeſtört genoß. —

Seinen übrigen Lehrern dankte der edle **Friedrich Auguſt** thätig für den genoſſenen Unterricht, und es ſind uns hiervon verſchiedene rührende Züge bekannt, welche den Edelſinn dieſes Fürſten in das hellſte Licht ſtellen.

Noch hatte der Prinz ſein dreizehntes Lebensjahr nicht ganz vollendet, als ſein edler Vater ſtarb, und die auf ihn geſetzte Hoffnung des Vaterlands mit ihm zu Grabe getragen wurde. (S. 17. Dec.) Nun beſtieg der noch minderjährige Prinz den Thron ſeines Vaters, und zwar beinahe fünf Jahr lang, unter der Vormundſchaft ſeines Oheims, des Prinzen **Xaver**, bis er endlich, am 15. Sept. *) 1768, die Regierung ſelbſt übernahm und ſich nun von da an bis zum 5. Mai 1827 durch ſeine Regententugenden und Handlungen einen hohen Ruhm in der Geſchichte unſeres Vaterlands ſicherte. — In der ganzen langen Zeit ſeiner Regierung hat er ſich wiſſentlich keine Ungerechtigkeit erlaubt, und ſeine Handlungen waren ſtreng nach den Geſetzen der Moral gerichtet. — Dazu aber legte zuverläſſig ſeine Erziehung den Grund, und das Vaterland iſt alſo denen hoch verpflichtet, die ſie leiteten.

---

*) S. **Denkwürdigkeiten aus dem großen Panorama der Welt und des Menſchenlebens** XI. Bd. S. 137 ff. A. d. V.

24.

Der Kurfürſt Auguſt von Sachſen läßt die Stadt Gotha auffordern.

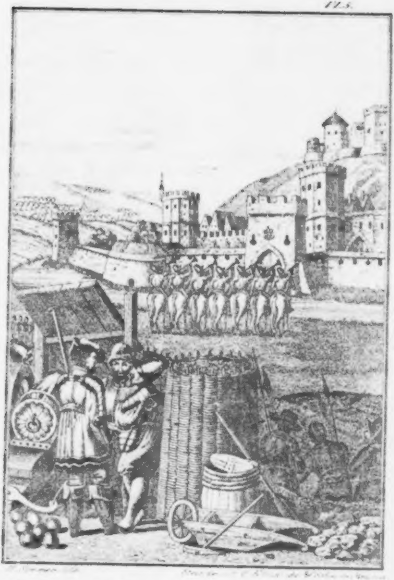
(Mit Abbildung.)

Bereits im zweiten Bande dieſes Werkes haben wir (S. 270 ff.) erzählt, wie die Grumbachiſchen Händel entſtanden ſind, in deren Folge der Herzog Johann Friedrich der Mittlere in die Acht erklärt, nach der Uebergabe des Schloſſes aber in die Gefangenſchaft des Kaiſers abgeführt und in derſelben acht und zwanzig Jahre hindurch bis an den Tod feſtgehalten wurde.

Eben ſo haben wir am nur angegebenen Orte die Geſchichte der Belagerung und Eroberung von Gotha, auch wie Grumbach nebſt ſeinen Mitſchuldigen beſtraft worden erzählt, und es bleibt uns demnach nur noch übrig, die Scene zu geben, durch welche die Belagerung eröffnet wurde, und die den Gegenſtand der heutigen Abbildung ausmacht.

Der Herzog war bereits in die Acht des Kaiſers und Reichs erklärt, und ihm die Achtserklärung am 13. December 1566 bekannt gemacht worden. Nun zog ſich das Reichsexekutionsheer, welches aus 8000 Mann zu Roß und 40,000 Mann zu Fuß beſtand, aus dem Ober- und Niederſächſiſchen, dem Weſtphäliſchen und dem Fränkiſchen Kreiſe zuſammen, und der Kurfürſt von Sachſen, Auguſt, übernahm den Oberbefehl über dieſes Heer. Am 22. December kam daſſelbe in der Gegend von Gotha an und umzog am folgenden Tage im weiten Kreiſe die Stadt. Die Feindſeligkeiten gegen dieſelbe wurden eröffnet, und es bedurfte dazu, nach

115.



Der Kurfürst August lässt Gotha berennen.

damaligem Kriegsgebrauch, nur noch einer Formalität, die nun ebenfalls beobachtet wurde.

Wenn in den frühern Zeiten eine Stadt oder eine einzelne Burg belagert werden ſollte, ſo wurde ſie vorher von einem oder mehreren Trompetern angeblaſen, was die Bedeutung hatte: „Von jetzt ſind wir Eure Feinde und nun gehen die Feindſeligkeiten an; wornach Ihr Euch zu achten habt!“ Dieſes geſchah denn auch hier, wo es einer ſo anſehnlichen Stadt und einer Veſte galt, die den Namen Grimmenſtein trug und den Ruf der Unüberwindlichkeit für ſich hatte. — Eine ſtarke Reiterſchaar und ein Fähnlein Fußvolk *), der tapferſten, erleſenſten Krieger wurden aus dem Lager nach der Stadt hin entſendet und an der Spitze der Reiterſchaar zogen acht Trompeter aus; ein kriegserfahrner Ritter hatte den Befehl über die Reiter und das Fußvolk. —

So zogen die Kriegsleute vorſichtig und zum augenblicklichen Gefecht gerüſtet nach der Stadt hin, in deren Nähe ſie hielten, und nun verrichteten die Trompeter ihr Amt, und blieſen die Stadt an. (S. Abbild.) von den Mauern und Thürmen der Stadt geſchah kein Schuß auf dieſe Schaaren und Trompeter, ſondern man verhielt ſich ganz ſtill und ließ ſie trompeten.

Während dieſes Acts war das ganze Heer in

---

*) Ein ſolches Fähnlein war mehr als jetzt eine Compagnie und weniger als ein Bataillon. Gewöhnlich enthielt ein ſolche Abtheilung 3 — 400 Mann. — Die Reiterei war in Geſchwader abgetheilt, die von ſehr ungleicher Stärke waren, und meiſtentheils nicht unter 200 Mann enthielten. Von dieſer Benennung rührt auch ohne Zweifel die in unſern Tagen bei der Reiterei gebräuchliche Benennung Schwadron her.
A. d. V.

Bewegung und zog einen weiten Kreis um die Stadt, wo es in ſieben Abtheilungen das Lager ſchlug, alſo daß dieſe ſieben Lager die Stadt ringsum bedroheten. — Dieſe Anlegung der Lager hatte einen Fehler in ſich, ſie war zu weitläufig; denn eins davon war z. B. auf dem Seeberge, zwei Stunden von der Stadt, errichtet und die Belagerten verſäumten auch nicht, von dieſem Fehler einen für ſie nützlichen Gebrauch zu machen, denn in der nächſten Nacht wagten 60 Reiter und 200 bewaffnete Bürger mit einer Menge Wagen einen Ausfall in die nahgelegenen erfurtiſchen Dörfer, in denen man alle Lebensmittel raubte und in die bedrohete Stadt brachte, wo nun Magazine angelegt wurden, aus denen die, welche nichts hatten, ihren täglichen Bedarf erhielten. —

Es war am Weihnachtsheiligenabend, als dieſer Act der Anblaſung geſchah, und in der folgenden Nacht machten die Ausfallenden den Bauern in den erfurtiſchen Dörfern eine beſondere Weihnachtsfreude, daß ſie ihnen ihre Vorräthe abnahmen, und ſich ſo den heiligen Chriſt ſelbſt beſcherten. — Das, was noch von dieſer Belagerung zu berichten iſt, haben wir bereits an den ſchon angegebenen Orten vorgetragen und wollen uns hiermit darauf beziehen. —

25.

Der Friede wird in Dresden geſchloſſen, am 25. Dec. 1745.

Als die Schlacht bei Keſſelsdorf verloren war, zogen ſich die Ueberreſte der ſächſiſchen Armee, in Gemeinſchaft der Oeſterreicher, nach Böhmen zurück, und in Dresden blieben nur 6000 Mann Landmiliz, nachdem die Oeſterreicher bei ihrem Abzuge die Vorſtädte Dresdens, des Feldſchlößchen und das Dorf *Plauen* ꝛc. geplündert hatten. In der Stadt lagen mehrere tauſend Verwundete; man ſah aber der Ankunft der Preußen nichts weniger als mit Zagen entgegen, denn viele Dresdner näherten ſich den Preußen mit Vertrauen, als dieſe in die Nähe der Stadt kamen. — Der Stadtcommandant antwortete auf die an ihm ergangene Aufforderung, ſich zu ergeben: *daß er ſich aus einem Luſtgarten nicht wehren könne*, — und am 18. Decbr., mithin am dritten Tage nach der Schlacht, rückte der König, von der *Lauſitz* her, in dieſe Reſidenz ein. Der König *Auguſt* war mit dem Hofe nach *Prag* geflüchtet, die jüngſten Glieder der königlichen Familie aber waren da geblieben, und wurden von dem großmüthigen Sieger ſo behandelt, wie ſich's erwarten ließ. Der König trat im *Lubomirskyſchen* Palais ab, beſuchte den Hof, umarmte die Prinzen und befahl, die Stadt zu ſchonen. Die Miniſter und oberſten Landescollegien ergaben ſich ebenfalls auf Gnade und übergaben dem Könige eine Vorſtellung, die anſtatt einer Capitulation dienen ſollte und auch nicht ganz ohne Wirkung blieb. Zwar ſetzte der König die Bedingungen nach eignem Belieben feſt; doch waren ſie billig, und die Dresdner fanden einen großmüthigen Sieger. Indeſſen war die Laſt, die ſie trugen, immer noch ſchwer genug, denn den Staabsoffizieren bis zum Major mußten täglich 4 Thlr., dem Hauptmann 1 Thlr., dem Lieutnant und Fähndrich 12 Gr. für die Beköſtigung gereicht, die Unteroffiziers und Soldaten aber in Natura verpflegt werden. — Und ſo kam es denn, daß die Stadt bis zum 28. Dec. die Summe von 47,750 Thlr. Koſtgeld und 13,441 Thlr. Douceurs, Botenlohn ꝛc. zu bezahlen gehabt hatte. Die Diäten und Naturalverpflegung aber hatten 28,300 Thaler gekoſtet, und überdies hatte die Stadt auch noch 180 Rekruten und 50 Pferde den Siegern ſtellen müſſen und ſollte noch 100,000 Thlr. bezahlen.

Dies waren die Folgen der Schlacht bei Keſſelsdorf, die der Herr Graf Rutowsky aus unzeitigem Stolze und durch Vernachläſſigung der vornehmſten Feldherrnpflicht verloren hatte. Er ſelbſt hatte ſich aus der Affaire gezogen und war in Böhmen außer dem Schuſſe, das Land aber mochte ſehen, wie es zurechtkam. — Die Laſt lag nun zu hart auf dem armen, durch die Schuld des Miniſters unglücklichen Lande und man ſuchte um den Frieden nach, den der Sieger auch bewilligte, und ſeine Vorſchläge waren ſo gemäßigt, daß ſie bei der Kaiſerin Maria Thereſia und dem Könige Auguſt ſogleich Eingang fanden, ſo daß ſie ihre Geſandten zur Wiederherſtellung des Friedens nach Dresden ſchickten, die Kaiſerin den Grafen Harrach und der König von Polen den Staatsminiſter von Bülow, ſo wie den Grafen von Stubenberg, welche mit dem preußiſchen Staatsminiſter, Grafen von Pedewils, in Unterhandlung traten.

Von allen Seiten zeigte ſich Liebe zum Frieden, und ſo kam er binnen wenig Tagen zu Stande, ſo daß er am Weihnachtsfeſte, den 25. Dec. 1745, unterzeichnet werden konnte, und es ſoll eine einzige Freude, nicht allein in Dresden, ſondern auch überall m Lande erregt haben, als auf einmal die Nachricht erſcholl: „Es iſt Friede!“

Noch an demſelben Tage ſprach der König zu einer bei ihm verſammelten Geſellſchaft:

„Meſſieurs! Es iſt Friede geſchloſſen worden nach wenig Tagen der Unterhandlung. — Warum iſt's denn ſo leicht gegangen? Und mußte denn zuvor noch eine Bataille geliefert und ſo vieles Menſchenblut unnütz verſpritzt werden!“ —

Dieſe wenigen Worte ſagen mehr, als eine lange Betrachtung es vermag, und der Bruder des Königs, Prinz Heinrich, ſetzte hinzu: „Mein königlicher Herr Bruder äußerte bei einer ähnlichen Gelegenheit ſehr treffend, und es iſt auch hier vollkommen anwendbar: „„Man irrt ſich oft, wenn man ſeinen Feind dadurch auf beſſere Geſinnungen zu bringen glaubt, daß man ihn mit den Waffen in der Hand ſchont; denn nur allein der Sieg zwingt ihn zum Frieden! —““

Und der edle Prinz hatte vollkommen Recht. — Doch um dieſes zu beweiſen, müſſen wir auf die Urſache des Krieges zurückgehen. —

Die Kaiſerin Maria Thereſia konnte ihr ſchönes Schleſien nicht vergeſſen, und als ſie es im Breslauer Frieden hingab, that ſie es nur nothgedrungen, um ſich den fürchterlichſten ihrer Feinde vom Halſe zu ſchaffen und ſich gegen die übrigen deſto nachdrücklicher vertheidigen zu können. Dabei faßte ſie aber den Entſchluß, dieſes ſchöne, reiche Land bei der erſten Gelegenheit wieder an ſich zu bringen.

Als daher der König von Preußen gegen Oeſterreich abermals die Waffen ergriff, um ſeinen Freund, den Kaiſer Karl *VII.*, vor der gänzlichen Unterdrückung durch die ſiegreichen Waffen ſeiner Feinde zu ſchützen, und am 3. Sept. 1744 in Böhmen einrückte, war ſie im Herzen hoch erfreut darüber, denn die Gelegenheit war ja nun da, ihr liebes Schleſien wieder zu erobern. Die Heere dieſer Fürſtin waren zeither ſiegreich geweſen und hatten die Franzoſen an allen Orten und Enden geſchlagen; ſie durfte alſo hoffen, auch mit dem Könige von Preußen fertig zu werden. Bald wurde ſie jedoch gewahr, daß dieſer Fürſt, durch ſeine Schnelligkeit, ein fürchterlicher Feind ſey; denn er rückte mit 80,000 Mann in Böhmen ein, und ſchon am 17. Sept. war die Stadt Prag von den Preußen erobert, und wäre die vereinigte kaiſerliche und franzöſiſche Armee, ſo wie es im Operationsplan verabredet war, der preußiſchen in Böhmen entgegengekommen, und hätte ſich mit ihr im Prager Kreiſe vereinigt, ſo wäre Oeſterreich in eine üble Lage gerathen; doch dieſe Vereinigung geſchah nicht, ſondern es trennten ſich im Gegentheil die Franzoſen von den Kaiſerlichen, und beſchäftigten ſich mit der Belagerung von Freiburg im Breisgau, welches ſie nach einer harten Belagerung eroberten, und dann am Rhein und Main die Winterquartiere bezogen, ohne ſich um die Preußen nur Etwas zu kümmern. Der Prinz Carl von Lothringen, welcher das bisher ſieghafte öſterreichiſche Heer befehligte, zog daher mit demſelben dem Königreich Böhmen zu Hülfe, um dieſes Land den Preußen wieder zu entreißen. Und obgleich dieſes Heer an und für ſich ſtark genug war, ſo hatte es ſich dennoch zum Ueberfluß auch noch mit dem ſächſiſchen, 24.000 Mann ſtarken, Heere, unter dem unermüdlich thätigen Herzoge von Weißenfels vereinigt; ja es nahm dieſes vereinigte Heer eine ſolche Stellung, daß das preußiſche in Gefahr gerieth, von Prag und Schleſien abgeſchnitten zu werden, und es zog ſich daher aus Böhmen nach dem letztern Lande zurück, wohin ihm die Oeſterreicher mit aller Macht folgten, ſo daß es ihnen auch dermaßen glückte, daß ſie mit dem Ende des Jahres 1744 das ganze Oberſchleſien, mit Ausnahme von Neiſſe und Coſel in ihre Gewalt brachten, worauf Maria Thereſia den Breslauer Frieden und die in demſelben geſchehene Abtretung Schleſiens wieder aufhob, und durch ein Patent, *d. d.* Wien, den 1. Dec. 1744, von dieſem Lande auf's neue Beſitz nahm. — Doch der alte Deſſauerfürſt, dem der König das Obercommando übergeben und ſich nach Berlin zurückgezogen hatte, um dort verſchiedene Veranſtaltungen zu treffen, manövrirte ſo kräftig und glücklich, daß die Oeſterreicher ſich genöthigt ſahen, ſich in den erſten Tagen des Jahres aus Oberſchleſien nach Mähren zu ziehen. Da ſtarb plötzlich der Kaiſer Karl *VII.*, und da durch dieſen Todesfall die Urſache des Krieges hinweggeräumt war, ſo bot der König Friedrich der Königin Maria Thereſia die Wiederherſtellung des Friedens an; doch die Miniſter dieſer Fürſtin waren von der neulichen Wiedereroberung Oberſchleſiens noch ſo begeiſtert, daß ſie ihrer Herrin den Rath gaben, das ganze Schleſien zurück zu verlangen. Der Krieg wurde alſo fortgeſetzt; um ihn jedoch um ſo ſiegreicher zu führen und wegen des Erfolgs um ſo ſicherer zu ſeyn, verband ſich Maria Thereſia mit dem Könige Auguſt von Polen auf das innigſte, und dieſer verſprach, die größten Anſtrengungen zu machen, ſeiner Bundesgenoſſin beizuſtehen; es wurde daher, da man ſich ſo vereint des Sieges für gewiß hielt und nichts Geringeres im Sinn hatte, als dem König von Preußen, den man bei dieſen Anſtalten ſchon als beſiegt anſah, den größten Theil ſeiner Länder zu nehmen, und ihn ſo in den frühern Stand der Mittelmäßigkeit zurückzuſtellen, am 3. Mai 1745 ein Theilungstractat geſchloſſen, wo man die Haut des Löwen ſchon bei ſeinem Leben theilte, in der weiſen Vorausſicht, daß man ſich hernach nicht darum zanken wolle, und man warf förmlich das Loos über das preußiſche Königsgewand. Das Erzbisthum Magdeburg nebſt dem Bisthum Halberſtadt auch Halle und deſſen Gebiet, den preußiſchen Antheil von Mansfeld und das übrige von den Beſitzungen des Königs in Thüringen ſollte an Sachſen fallen. Die Kaiſerin Maria Thereſia aber ihr Schleſien ganz wiedererhalten; kurz man wollte den König Friedrich, deſſen aufſtrebenden Geiſt man fürchtete, wieder klein und ohnmächtig machen; und der Plan dazu war vom Grafen Brühl entworfen, vom öſterreichiſchen Miniſter Bartenſtein verbeſſert und vom Grafen Rutowsky erweitert worden. Dieſe Staatskünſtler meinten es indeſſen gar nicht übel, und der Länderzuwachs, der Sachſen hierdurch zufiel, war bedeutend genug, wenn nur die Hauptſache gethan, und der Feind beſiegt war. Darauf rechnete der Staatskünſtler Brühl freilich nicht, daß der König, deſſen Land man theilen wollte, in den drei Hauptſchlachten dieſes Feldzugs ſo entſchieden ſiegen werde, was nach dieſes Miniſters Berechnung nicht hätte geſchehen ſollen und den ganzen Plan verdarb. Ehe aber die erſte Schlacht bei Striegau geliefert wurde, *) und man noch voll von Siegeshoffnungen war, auch den Theilungstractat kaum geſchloſſen hatte, gehörte einſt der ſchwediſche Geſandte am Dresdner Hofe, Wolfenſtierna, zur Spielpartie des Grafen Brühl, und dieſer war im Uebermuth ſo unklug, den geſchloſſenen Theilungstractat dem Schweden, mit dem er ſehr vertraut war, zu entdecken. Wolfenſtierna aber, der dem König Friedrich, auch für die Perſon ſehr zugethan war, ſchrieb ſeinem Freunde, dem ſchwediſchen Geſandten am Berliner Hofe, Rudenskiold, der ebenſo, wie Wolfenſtierna, dem Könige Friedrich perſönlich ſehr zugethan war und nun demſelben dieſe unkluge, prahleriſche Plauderei Brühls entdeckte, was dieſen bewog, ſeine Anſtrengungen zu verdoppeln, um den Sieg auf ſeine Seite zu wenden und dadurch jenen Plan zu vereiteln. Daß aber dieſes geglückt ſey und das Kriegsglück dabei beſonders den König begünſtigt habe, lehrt die Geſchichte. Er errang Triumphe, eben da man ihn verderben wollte und ſchon den Raub im Voraus theilte, da er noch nicht gewonnen war.

Dieſes Theilen geſchah, wie ſchon erwähnt, vor ſieben Monaten, und jetzt, nachdem ſo viele tauſend Söhne des Vaterlandes hingeopfert worden waren, der Feind ſiegend war, ja ſogar die Reſidenz erobert

---

*) Sie wurde am 4. Juni 1745 geſchlagen und fiel äußerſt ungünſtig für die Sachſen aus. Die zweite wurde am 30. Sept. deſſelben Jahres bei Sorr geliefert, ſollte ein Ueberfall der Preußen werden, und wurde ein vollkommener Sieg für dieſelben. Die dritte Schlacht bei Keſſelsdorf kennen wir ſchon. A. d. V.

hatte, ſchloß man nothgedrungen einen Frieden, der von jenem Theilungstractat und ſeiner Tendenz himmelweit entfernt, obgleich noch billig genug war, und von der Selbſtbeherrſchung des Siegers ehrenvoll zeugte. —

Die Kaiſerin und der König eroberten beide nichts, doch gab die erſtere dem letztern die ihm gehörige in Brabant gelegene und zeither in öſterreichiſchen Händen geweſene Herrſchaft Turnhout zurück; dagegen nahm der König die Proteſtation zurück, die er gegen die Wahl des Gemahls der Kaiſerin zum Oberhaupte des deutſchen Reichs als Kurfürſt von Brandenburg eingelegt hatte, und erkannte ihn als Kaiſer an. Beide Theile garantirten ſich ihre Länder und verſprachen einander aufrichtige Freundſchaft. So der Friede zwiſchen Oeſterreich und Preußen; zwiſchen dieſer letztern Macht und Sachſen war er etwas härter, doch aber immer noch billig genug. — Der Beſiegte verſprach dem Sieger zur Oſtermeſſe 1746 eine Million Thaler in Ducaten und Louisd'ors nebſt den Zinſen davon, vom 23. Dec. an gerechnet, zu bezahlen, entſagte auch aller Entſchädigung wegen der Kriegskoſten. Dagegen verſprach der König von Preußen in ebendemſelben Artikel, vom 23. Dec. an alle Erhebungen an Gelde und Naturalien im ganzen Lande einzuſtellen, und es verſicherte der preußiſche Miniſter, daß die Ordre dazu ſchon am 21. d. M. ausgefertigt worden ſey. — Desgleichen verſprach der König von Preußen, ſeine Truppen unverweilt aus dem Lande abzuführen, nur allein in Meißen ſollte das Hauptlazareth der Preußen noch einige Zeit auf Koſten ſeines Herrn verbleiben und dann, wenn es geſchehen könnte, die Verwundeten und Kranken, auf ebendeſſelben Koſten in das preußiſche Land geſchafft werden. — An Land trat der Beſiegte dem Sieger den Oberzoll zu Fürſtenberg nebſt dem Dorfe Schidlo ab, und empfing einige zu Schleſien gehörende und in der Lauſitz liegende Partinentien dafür, ſo daß dieſe Entſchädigung den Namen einer reichlichen verdient. —

Gern enthalten wir uns aller weitern hiſtoriſchen Bemerkungen, ob ſich gleich ſo manche hier machen laſſen, und wollen uns nur die einzige geſtatten, daß Friedrich ſich als Sieger mehr zu beherrſchen und zu mäßigen wußte, als ein bekannter Eroberer der neuern Zeit, indem dieſer keine ſolche Großmuth gegen ſeine beſiegten Feinde übte, als jener ältere Held, und gewiß, hätte er an Friedrichs Stelle geſtanden, einen ganz andern Friedensſchluß dictirt haben würde, als dieſer

Und da wir zum letztenmale in dieſem Werke die Geſchichte jener Zeit berühren, ſo können wir doch den Faden dieſer Geſchichte nicht niederlegen, ohne ein Fragment aus derſelben angeführt zu haben, welches zeigt, wie viel oft im Kriege auf einem einzigen Menſchen ankommt. —

26.

Reue eines Gaſtwirths.

Am erſten Weihnachtsfeiertage des Jahres 1699 empfing der Hofprediger Cyprian in Weimar folgenden Brief, welcher mit lateiniſchen Verſalbuchſtaben, jedoch in deutſcher Sprache, geſchrieben war:

Hoch-Ehrwürdiger Herr Hofprediger!

„Es hat mein ſeliger Vater, geweſener Gaſtwirth allhier, mir kurz vor ſeinem Ende im Vertrauen zu vernehmen gegeben: daß, als vor einigen Jahren fürſtliche Abgeſandte bei ihm logirt, er ſich von ſeinem ſündlichen Fleiſche verleiten laſſen, in der Zehrungsrechnung zwölf Thaler mehr, als ihm zugekommen, anzuſchreiben, und weil er, nebſt allen andern, auch dieſe Sünde herzlich bereuet und dem lieben Gott abgebeten, wollte er mich väterlich ermahnt haben, berührte zwölf Thaler, welche er mir zugeſtellt, Einem von denen Herren Geiſtlichen in Weimar incognito mit obiger Anzeige zuzuſtellen. Wie nun meines lieben ſeligen Vaters Befehl nachzuleben mich ſchuldig erachtet; alſo habe mehr ermeldete zwölf Thaler hier anſchließend und vorgeſchriebenermaßen in Seiner Behauſung einreichen wollen, mit Bitte, ſelbige gehöriges Ortes zu übergeben, und der Mühe Vergeltung von Gott zu erwarten, auch mich dero Vorbitte bei Gott genießen zu laſſen.

Den 25. Dec. 1699.

(ohne Unterſchrift)

Zu Herrn Hofpredigers Cypriani eigenen Händen
zu
Weimar.

Dieſen Brief hatte am erſten Feiertage, Abends ſechs Uhr, und alſo ſchon in der Dunkelheit, eine von einem blauen Mantel umgebene Mannsperſon in der Wohnung des Hofpredigers an den Diener deſſelben mit der Bitte abgegeben, ſolches ſofort dem Herrn Hofprediger zu überreichen, weil Geld in demſelben ſey. Der Diener verſprach dieſes und hielt Wort, indem er ſeinem Herrn den Brief ſofort übergab; dieſer öffnete ihn und fand die zwölf Thaler Geld darin. So ſehr ihn nun auch die Reue des Verſtorbenen freuete; ſo gerieth er doch in Verlegenheit deshalb, und wußte nicht, was er thun ſollte. Der Botenmeiſter *) bei dem er ſich erkundigen ließ, mit welcher Gelegenheit dieſer Brief gekommen ſey, wußte nichts davon, der Unbekannte aber, welcher den Brief gebracht hatte, hatte ausdrücklich bemerkt, daß der Herr Botenmeiſter ihn ſchicke. Es war Niemand im Briefe bezeichnet, an den dieſes Geld abgegeben werden ſolle, und der gute Hofprediger befand ſich deshalb in keiner kleinen Verlegenheit; doch er beſann ſich nicht lange, ſondern ſendete am folgenden Tage das Geld mit einem Schreiben an den Herzog Wilhelm Ernſt, dem er den ganzen Verlauf treulich berichtete und es der Entſchließung des Herzogs anheim ſtellte, was mit dieſem Gelde zu thun ſey? Der Herzog entſchloß ſich ſchnell und ſendete noch an dieſem Tage dem Hofprediger das Geld durch einen ſeiner Kammerdiener zurück, mit dem Bemerken: „daß der ehrwürdige Herr dieſes Geld, in Ermangelung nährer Beſtimmung mit gutem Gewiſſen als ein Chriſtgeſchenk anſehen und an ſich behalten könne;" was denn der Herr Hofprediger auch that. —

---

*) Hier muß erinnert werden, daß die Briefe zu jener Zeit, wo die Poſteinrichtungen noch in ihrer Kindheit waren, durch Boten beſtellt wurden, welche unter einem Botenmeiſter ſtanden. Erſt in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts erhielten die Poſten eine verbeſſerte Einrichtung, obgleich dabei nicht an die Vollkommenheit der jetzigen gedacht werden darf.
A. d. V.

27.

Die Belagerung von Freiberg.

Die Schweden hatten bei Leipzig einen entſcheidenden Sieg über die Kaiſerlichen errungen (27. Oct. 1642) und drangen erobernd im Sachſenlande vor. Die feſte Bergſtadt Freiberg war nun der Hauptgegenſtand; denn der nun verſtorbene Feldmarſchall Banner war von Oſtern 1639 vor dieſe Stadt gerückt und hatte die Belagerung wieder aufheben müſſen, worauf er nun ſeinen Groll gegen die Freiberger bei der Eroberung der Stadt Pirna gegen ihre Bewohner Luſt machte und es dieſen entgelten ließ, daß er von Freiberg mit langer Naſe abgezogen war, wie wir bereits früher (*II.* Bd. S. 324 ff. und *V.* Bd. S. 143) ausführlich zu beſchreiben verſucht haben. — Zwei Jahre ſpäter ſtarb Banner an vergiftetem Weine in Halberſtadt, und Lienhard Torſtenſohn kam an ſeine Stelle. — Dieſer geniale Feldherr ſtellte die ziemlich in Verfall gerathene ſchwediſche Sache wieder in guten Stand und kam jetzt mit dem ſiegreichen Heere der Schweden vor die Stadt Freiberg, den Flecken von der ſchwediſchen Soldatenehre wieder abzuwiſchen, den die mißlungene Belagerung von 1639 derſelben verurſacht hatte, und er, der als einer der geſchickteſten Artilleriſten jener Zeit bekannt, als einer der glücklichſten Veſtenbezwinger gefürchtet war, hatte ſtarke Veſten bezwungen, und Freiberg durfte demnach nicht hoffen, ihm zu widerſtehen, und dennoch widerſtand es ihm; denn dem Muthe des Mannes, wenn er mit Beſonnenheit ſich paart, gelingt wohl Schweres.

Am 27. Dec. 1642 kamen die Schweden, von

Chemnitz her vor der Stadt an; doch der Muth der Bürger Freibergs hob ſich mächtig, als ſie zwar in der Ferne die Feinde gleich einer drohenden Wetterwolke heranziehen ſahen, aber auch einen Regenbogen erblickten, der in den gebrochenen Strahlen der Sonne ſich am Himmel zeigte und die Herzen mit neuem Muthe erfüllte, da man denſelben als ein Zeichen der göttlichen Gnade anſah und ſich durch daſſelbe des himmliſchen Schutzes verſichert hielt. Dieſes wußte der Superintendent, *D.* Paulus Sperling, den wir ſchon oben im Tagesabſchnitt des 22. Dec. haben kennen lernen, weislich zu benutzen, und ſeine kräftige Rede trug viel dazu bei, den Muth in den Herzen der Freiberger zu entflammen. Es war ſchon am Nachmittage, als die Schweden vor der Stadt erſchienen und im weiten Kreiſe dieſelbe umzogen. Ein Trompeter erſchien vor dem Erbiſchen Thore und blies die Stadt an, rief auch, daß man ihn einlaſſen ſolle. Der Brief, den er bei ſich hatte, und der an den Commandanten der Stadt, Obriſtlieutnant von Schweinitz, gerichtet war, wurde ihm abgenommen, und nach kaum einer Stunde hatte er Antwort, die ganz kurz und kräftig war: Der Kurfürſt habe ihm befohlen, antwortete der Commandant: — die Stadt bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, und dieſem Befehle werde er treulich nachkommen, ſo wie es einem rechtſchaffenen Soldaten gebühre! —

Am andern Morgen verſpürte man die Wirkung dieſer tapfermüthigen Antwort; denn es wurden dreizehn Schüſſe aus ſchwerem Geſchütz nach dem Petersthurme gethan, da ſich eine Kanone auf demſelben befand. Die Batterie der Schweden, welche dieſes ziemlich ſchadenlos bleibende Feuer machte, befand ſich am Hospital, und das Feuer wurde auf Befehl des Oberſten Didemann, welcher den Vortrab des Heeres führte, gemacht, denn das Heer unter dem Feldmarſchall Torſtenſohn war noch nicht angekommen, und dieſer traf erſt am 29. Dec. ein, wo man denn daſſelbe auf acht Brigaden Fußvolk, vier Regimenter Reiterei und hundert und neun Feuerſchlünde berechnet hat; dieſes war folglich mehr als genug, um die Stadt zu verderben, und dennoch hielt der Muth der wackern Freiberger dieſe harte Prüfung aus, ſo daß ſie alle Anfälle tapfer und glücklich abſchlugen.

Des ſtürmiſchen Wetters und der ziemlich heftigen Kälte ohngeachtet wurden in den folgenden Tagen dennoch die Laufgräben eröffnet und Batterien aufgeworfen, worauf das Jahr 1642 am 31. Dec. einen donnernden und krachenden Abſchied nahm, da an dieſem Tage ein fürchterliches Feuer auf die Stadt begann. Vorerſt fiel ein Steinregen krachend auf die Häuſer nieder, und dieſem folgten eine Anzahl von einhundertundfunfzigpfündigen Feuerballen und einige ſechszigpfündige Bomben, die jedoch wie durch eine höhere Hand gelenkt auf freie Plätze fielen und nicht zündeten. — Das Geſchütz der Freiberger feuerte jedoch ebenfalls, und ſchon heute wurden die Schweden gewahr, daß die Städter gute Büchſenmeiſter und tüchtige fernhin treffende Schützen hatten; denn einer der vornehmſten Ingenieurs des ſchwediſchen Heeres war in den Laufgräben beſonders thätig, was man von dem nahen Thurme gewahrte, und einer der Schützen legte jezt den Doppelhaken auf den Rothrock an, die brennende Lunte berührte das Zündpulver, die Ladung entzündete ſich, und pfeifend flog die Kugel durch die Luft; ſie traf ihr Ziel, und ſterbend ſank der ſo thätig geweſene Mann zu Boden. —

Dieſen Verluſt zu rächen und den Freibergern Reſpect vor der ſchwediſchen Macht einzuflößen, begrüßten die Belagerer am folgenden Morgen das eingetretene Neujahr aus zwanzig der größten Kanonen die ihre gewichtigen Kugeln ſauſend durch die Luft nach der Stadt ſchickten, dann hörte dieſes Feuer wieder auf, und Torſtenſohn ließ noch einmal die Stadt auffordern und dem Commandanten ſagen: er habe ihm Ehre genug angethan, indem er ihm ſeine Armee vorgeſtellt und das neue Jahr begrüßt habe; daher hoffe er nun, daß er es nicht bis zur Extremität kommen laſſen, ſich mit der angethanen Ehre begnügen, und das kurfürſtliche Erbbegräbniß ſchonen werde.

Schweinitz war eben mit einem Theile ſeiner Bewaffneten in der Kirche, wo *D.* Sperling predigte, und durch ſeiner Rede Kraft die Gemüther mit hohem Gottvertrauen erfüllte; der Herold mußte daher ſeine Zurückkunft erwarten, und als dieſe erfolgte, vernahm er das Anbringen des Abgeſandten, dem er nun die kurze aber bündige Antwort gab: die Uebergabe der Stadt ſtände nicht in ſeiner Macht und müſſe ſolche der Herr Feldmarſchall bei kurfürſtlicher Durchlaucht auszuwirken. —

Die Bürger Freibergs, ſo wie die übrigen Streiter löſten einander an dieſem Tage gegenſeitig vom Wachedienſt ab, damit ein Jeder die Kirche beſuchen und da ſeine Seele zu Gott erheben könne. — Dieſes that eine wundergleiche Wirkung, und in der ſechswöchentlichen Belagerung blieben ſie nun unverzagt, und immer kam neuer Muth in die etwa wankenden Herzen. Bei dieſer geiſtigen Erhebung vergaßen ſie aber auch die Anſtalten zur Gegenwehr nicht. Die Thore wurden nun noch mehr verrammelt, und Jedermann, Alt wie Jung, die Reichen wie die Armen, Alle waren thätig, und wer die Waffen nicht führen konnte, wurde bei den Löſchanſtalten angeſtellt; dieſe aber ſind bekanntlich bei Belagerungen ſehr gefahrvoll, weil die Batterien ihre Richtung nach den ausgebrochenen Feuersbrünſten nehmen, und ihre Arbeit verdoppeln, um dort dem Löſchen zu wehren.

28.

Die Belagerung von Freiberg.

(Schluß.)

Mit dieſen Anordnungen und Anſtalten brachten die Bewohner Freibergs den Neujahrstag hin und ſahen nun dem Morgen, in Erwartung deſſen, was die Schweden thun würden, entgegen. Dieſer Morgen wurde nun von einem gewaltigen Schneegeſtöber begleitet, und auf einmal donnerten von den Batterien gegen die Stadt die halben Carthaunen der Feinde, und vor dem Petersthore wurden in geringer Entfernung, mithin in der ſtärkſten Wirkung, drei Batterien von dem erfahrnen Feuerwerker Torſtenſohn ſelbſt dirigirt und von den geſchickteſten Geſchützkünſtlern gerichtet, welche im

Laufe von ſechs Stunden das Thor zuſammenſchoſſen, indem ſie in dieſer Zeit nicht weniger als dreihundert und ſiebenzehn Schüſſe thaten, und da in dieſer Nähe jede Kugel traf, dadurch das Gemäuer rechts und links des Thores, ſo wie einen Theil deſſelben ſelbſt niederſchmetterten, ſo daß eine breite Sturmlücke in die Mauer geriſſen wurde. Der ſogenannte Wetterthurm beim Petersthor wurde ſehr beſchädigt, noch mehr aber dieſes ſelbſt. Dabei ſtiegen eine Menge Feuerballen und hundertpfündige Bomben, ſo wie eine Unzahl großer und kleiner Steine in die Luft und fielen als unwillkommene Neujahrsgeſchenke auf das bedrängte Freiberg nieder. An verſchiedenen Orten entſtand Feuer, daſſelbe wurde aber immer wieder gedämpft, und blos mehrere Dächer wurden zerſtört; die meiſten Bomben und Feuerballen fielen auf die Marktplätze und in die Straßen nieder. und die Zerſtörung in den Mauern am Petersthore und in dieſem ſelbſt war der größte Schade, der in dieſen lärmvollen Stunden angerichtet wurde.

Da öffnete ſich plötzlich mit ſchrecklichem Blitz und Schlage vor dem Thore die Erde, Feuer und Dampf erfüllte die nahen Gaſſen; die Erde bebte, und die von den Dächern herabſtürzenden Ziegel machten die Straßen unwegſam, und gefährlich war es, in ihnen zu gehen. — Eine ſchwediſche Mine war geſprungen, doch der Baumeiſter derſelben hatte ſich in der Strecke verrechnet, und die auffliegende Mine verſchlang blos die Marterſäule vor dem Petersthore, welche in den Schoos der Erde hinabſank. Noch immer brauſete ein heftiger Schneeſturm, und in ſeine Flocken eingehüllt, auch bedeckt von dem dicken Dampfe des unaufhörlich donnernden Geſchützes, rückten die Schweden zum Sturm heran, und es ſchien, als werde dieſer Tag entſcheidend für Freibergs Schickſal. Schon waren die Stürmer heran und hatten bereits die Sturmleitern ergriffen, als ſie die verkehrte Wirkung der Mine ſahen, und dieſe beſtimmte den Feldmarſchall, daß er, ſeine Schaaren zu ſchonen, dieſe wieder zurückzog und den Sturm aufſchob. Jetzt ſtürmten die Freiberger heraus, und ein Gefechtentſpann ſich, in dem die Ausgefallenen mit wahrem deutſchen Heldenmuthe und ächtem Bürgerſinne fochten. Während dieſes Gefechts räumten die Bergleute den Graben auf, brachten die gefundenen Stückkugeln nach der Stadt und verwahrten die Sturmlücke auf das beſte. — Innerhalb der Stadt traf man die beſten Anſtalten, wenn ja der Feind einbrechen und durch die Sturmlücke eindringen ſollte. In den bedroheten Straßen wurden Abſchnitte, ja in der Petersgaſſe, die am meiſten in Gefahr war, ſogar eine Batterie aufgeworfen und mit Stücken beſetzt, die nächſten Häuſer aber zu Blockhäuſern gemacht, aus welchen Gegenwehr geleiſtet werden konnte.

Als die ausgefallenen Freiberger endlich das Gefecht abgebrochen hatten und unbeſiegt in die Stadt zurückgekehrt waren, verdoppelten die Schweden ihr Feuer, und dieſes donnerte mit ſolcher Gewalt in ganzen Batterien=Lagen die Nacht hindurch, daß die Erde bebte.

Am folgenden Tage ſprang wieder eine Mine, und dieſe war richtiger berechnet, als die erſte, denn ſie warf einen Theil von der Futtermauer nieder, und ſofort ſtürmten zweihundert Schweden nach der Sturmlücke, wurden aber ſo tapfer empfangen, daß der Sturm in kurzer Zeit abgeſchlagen war. —

Gleich nach dieſem Sturme ließ der Feldmarſchall abermals die Stadt auffordern und führte dem Commandanten zu Gemüthe, daß der General die Veſtungen Breiſach, Grosglogau, Leipzig rc. erobert habe, und demnach dieſes ſchlechte Landſtädtchen nicht widerſtehen könne; allein Schweinitzens Antwort war abermals die alte: die Uebergabe der Stadt hänge vom Kurfürſten ab, wolle der Feldmarſchall einen Generalſturm verſuchen, ſo müſſe man ſolches geſchehen laſſen; die Stürmenden würden aber Leute finden, die ihren Eid und Pflicht kennten und zu bewahren wüßten, auch lieber ſterben, als zugeben würden, daß dieſe Bergſtadt unter das ſchwediſche Joch gerathe! —

Dieſer Nachſatz ſcheint den Feldmarſchall ſehr verdroſſen zu haben, denn er ließ kurz darauf, nachdem er dieſe Antwort vernommen hatte, einen neuen Sturm anlaufen. Alsbald donnerten die ſchwediſchen Carthaunen Schuß auf Schuß, und die ſchweren Kugeln wühlten in der Stadtmauer und ihren Thürmen. Mit dem Schlage der Mitternachtsſtunde ſprang krachend wieder eine Mine, und dieſe war für die Stürmer das Signal zum Anlauf. Die blaue und weiße Brigade, geführt von den Generalen Wrangel und Mortaine, ſtürzten ſich mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen gegen die Breſche vor. Bald wimmelte der Gräben von Stürmern, die das Rondel erſtiegen, ſo daß ſchon zwanzig Fähnlein auf der Höhe flatterten. Zu gleicher Zeit wurde auch das Erbiſche und Meißniſche Thor heftig beſchoſſen, und eine Unzahl von Bomben, Steinen und Brandballen fielen auf die Stadt in Bogenſchüſſen herab, die Häuſer zerſchmetternd, ſo daß es — mit den Worten der Chronik — geſchienen, als wolle Himmel und Erde einfallen.

Furchtbar wüthete der Kampf in der Sturmlücke, und mehreremale ſchien es, als wenn der Sturm gelingen wolle, ſo daß die Feinde eindringen könnten. Dieſe Gefahr ſtieg auf das Höchſte, als der tapfere Schweinitz ſelbſt verwundet zur Erde ſank und die Schweden auf ihn eindrangen, ſo daß er in Gefahr gerieth, getödtet oder gefangen zu werden; doch die Seinen ſtellten ſich vor ihn und warfen die Feinde zurück. Endlich wurde der ganze Sturm abgeſchlagen, und die Schweden wichen. —

In jenen Tagen der Gefahr zeichneten ſich mehrere edle Männer unter den Anführern der Freiberger aus. Dem Stadtcommandant von Schweinitz eiferten ſeine Beiſtände, der Major Muffel von Ehrenreuth, der Capitainlieutnant von Arnim, der Lieutnant Michel und noch mehrere Wackere nach. Der Stadtlieutnant Peter Schmohl vertheidigte den niedrigſten und deßhalb gefährlichſten Punkt, in Geſellſchaft ihm gleich geſinnter Mitbürger und anderer wackern Männer, mit wahrem Löwenmuthe. Der Bürgermeiſter Jonas Schönleben war meiſtentheils an den gefährlichſten Orten zu finden, die Raths- und Muſterherren führten die Bürger, die Bergbeamten ihre Bergleute furchtlos in den Kampf, und der Superintendent *D.* Sperling war mit ſeinem Amtsbruder *M.* Vieth und noch mehreren gleichgeſinnten Geiſtlichen zur Stunde der Gefahr an den Orten, wo es am härteſten herging, und ſtanden nicht allein den Sterbenden mit dem Troſte der Religion bei, ſondern ſie ſorgten auch dafür, daß die durch harten Kampf Ermatteten leibliche Stärkung oder ärztliche Hülfe fanden.

Und ſo würden wir die Grenzen, welche uns durch die Tendenz dieſes Werks gezogen worden ſind, bei weitem überſchreiten müſſen, wenn wir die Geſchichte dieſer Belagerung ausführlich erzählen wollten; wir wollen uns daher, obgleich dieſe Geſchichte an intereſſanten Anecdoten ziemlich reich iſt, nur auf folgende Begebenheit beſchränken, welche durch Tradition auf uns gekommen iſt.

Als die Schweden einſt zu einem Hauptſturm ſehr zahlreich ausrückten und die Gefahr für die Stadt mit jedem Augenblicke wuchs, befand ſich der Bürgermeiſter Schönleben auf der Mauer. Dieſer ſah die Schweden ſo zahlreich wie noch nie heranrücken und ſendete beſorgt ſeinen alten treuen, bewährten Diener nach Hauſe, um ſein vorräthiges baares Geld und die übrigen werhvollſten Stücken ſeiner Habe an einen geheimen Ort zu verbergen, damit es nicht den Schweden in die Hände falle, wenn ſie etwa durch ihre Uebermacht ſiegend eindringen ſollten. Der Diener that, was ihm ſein Herr befohlen hatte, und ſtieg dann wieder hinauf zu dieſem auf die Mauer, um ihm zu berichten, wo er es hin verborgen habe. Eben als er ſeinen Bericht beginnen wollte, kam eine Kanonenkugel daher geſauſt, und riß dieſem Treuen den Kopf ab. — Hierdurch ging aber des Bürgermeiſters beſte Habe verloren, denn nie wurde dieſes Schatzkäſtlein wiedergefunden, ſo eifrig man auch darnach ſuchte, denn der ſo kluge als treue Diener hatte daſſelbe zu gut verborgen; und noch harret dieſer Schatz des Finders.

Als zwiſchen dem Meißniſchen und Donatsthore die Laufgräben eröffnet wurden, bekam der ſchwediſche General Wittenberg das Commando über dieſen Theil der Einſchließung. Dieſer lebensfrohe Oberbefehlshaber bat eine Anzahl vornehmer, ſelbſt fürſtlicher Gäſte in ſein Hauptquartier, ein einſamſtehendes, nicht zu weit von der Stadt entferntes Landhaus, welches von der Zerſtörung verſchont geblieben war. Die Gäſte ſaßen bei Tiſche, und die Becher kreiſten fleißig; doch plötzlich wurde die Luſt geſtört; denn die Beſatzung des ziemlich nahen hohen Thurmes neben dem Donatsthore wurde dieſe Zuſammenkunft gewahr und richtete einige auf dem Thurme befindliche Kanonen nebſt den Falkonetten dahin. Dieſe wurden auf einmal abgebrannt, die Kugeln derſelben durchſchnitten ſauſend die Luft und ſchlugen wirkungsreich am Orte ihrer Beſtimmung zerſtörend ein. Eine dieſer Kugel war eine Granade, dieſe ſprang und zündete, und bald darauf ſtand das ganze Haus in Flammen, ſo daß die Gäſte, vor einer kleinen Weile noch ſo fröhlich, in ſchneller Haſt entfliehen mußten. Kaum ſahen dieſes die Männer auf dem Thurme, als ſie auch mit grobem Geſchütz, Doppelhaken und Büchſen nach den Fliehenden ſchoſſen, wo denn eine Kugel ſo gut traf, daß einem der Fliehenden der Hut vom Kopfe geſchoſſen wurde, ohne dieſen zu berühren.

Wieder eine andere vierundzwanzigpfündige Kugel ſchlug durch das Waſſerthürmlein am Petersthor, flog dann über die ganze Stadt hinweg in ein Gebäude der Sächsſtadt, wo ſie eine Wiege umwarf, und dann zwiſchen zwei Kindern durchſchlug, ohne eins dieſer drei Kleinen nur im Geringſten zu beſchädigen; das kaum einige Monate alte Wiegenkind, Michael Schlegel, wurde mit der Wiege durch dieſe Kugel, vielleicht auch blos durch den Luftzug derſelben, umgeworfen, von den herzueilenden Eltern aber unbeſchädigt wieder aufgehoben, von ſeinen Eltern wohl erzogen, widmete ſich dann dem Kirchendienſte, ſtudirte und wurde endlich Pfarrer in Ober-Gruna, wo er am 18. Dec. 1715 im 73. Lebensjahre ſtarb. —

Und ſo könnten wir noch mehrere ſolche Beiſpiele aufführen, wo Gottes Schutz ſichtbar war, wenn es uns nicht an Raum gebräche, und wir gehen daher zum Schluſſe unſerer Geſchichtserzählung über.

Schon am 8. Jan. machten die Freiberger drei Schweden zu Gefangenen, die den Bericht gaben, daß man im Lager viel vom Entſatz ſpreche, welcher der Stadt durch ein kaiſerliches Heer zu Theil werden ſolle. Dieſe Nachricht ſtärkte den Muth der Freiberger und ließ ſie hoffen; doch wurden ſie mit der Hülfe ziemlich lange hingehalten, denn der kaiſerliche Feldherr, Ottavio Piccolomini, verzögerte, man weiß nicht warum, die Hülfe lange, ſo daß die Stadt den ganzen Monat Januar und die Hälfte des Monats Februar dieſe gewaltige Belagerung aushalten und alle Gräuel der Verwüſtung ſehen mußte, ehe die Hülfe mit Schneckenſchritten ankam. —

Verſchiedene Boten wurden nach Dresden entſendet, und vielleicht werden unſere Leſer fragen: wie war es möglich, daß dieſe Boten durch das ſchwediſche Heer hindurch kommen konnten? und wir berichten zur Antwort: daß dieſelben ſämmtlich kühne

Männer aus dem Bergmannsſtande waren: dieſe fuhren in der Stadt in einem Berggebäude ein, gingen dann unter der Erde in dem Stolln fort und ſtiegen dann wieder in großer Entfernung hinter dem Lager der Schweden durch das Mundloch des Stollns, oder in einem Tagesſchachte an das Freie heraus, worauf ſie glücklich nach Dresden kamen, beſonders da man zu ſolchen Botengängen auch die beſten, verſchlagenſten Köpfe ausſuchte. Auf dieſem Wege kamen die Boten wieder zurück und brachten die Antwort, welche jedesmal tröſtend und ermuthigend lautete. — Ja, am 23. Januar brachte ſogar ein ſolcher zwei Briefe von Piccolomini aus Brix in Böhmen mit der Nachricht, daß der Succurs kommen werde, ſobald es möglich ſey; die Zeit der Möglichkeit beſtimmte jedoch dieſer hinterliſtige Zauderer nicht näher.

Täglich ſtieg die Noth in der Stadt, und in den erſten Tagen des Februars ſtieg wieder ein Bergmann in den tiefen Schooß der Erde hinab und gelangte auf dieſem Wege wohlbehalten nach Brix zu dem zaudernden Feldmarſchall, wo er ſeinen Brief abgab, in welchem die Noth der Stadt ſo dringend vorgeſtellt war, daß der Feldherr ſah, es ſey nun die höchſte Gefahr vorhanden und er dürfe nicht länger zaudern, wenn er ſich nicht der höchſten Verantwortlichkeit ausſetzen wollte. In dem Antwortſchreiben, welches auf ein kleines Papier geſchrieben war und in einer mandelförmigen ſilbernen Kapſel verborgen lag, die der Bote in den Mund nehmen konnte, verſprach der Feldherr, daß er längſtens binnen acht Tagen die Belagerung aufſchlagen werde; zum Signal ſollten zwei Güter dienen, welche der Feldmarſchall in dem Dorfe Lichtenberg anzünden laſſen wollte. — Dieſe Woche verging und noch kam der Entſatz nicht, täglich ſprangen Minen und täglich kämpfte man auf den Schutthaufen, welche ſonſt Thore und Mauern geweſen waren. — Bei dem Petersthore ſchlug man ſich um den Beſitz einer Thür, die ein Theil öffnen und der andere ſchließen wollte.

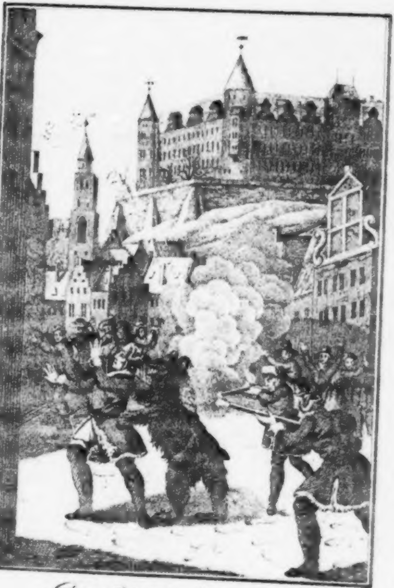
Die höchſte Noth war eingetreten, denn der Hunger ſtieg in der mit Menſchen überfüllten Stadt mit jedem Tage höher; denn nicht allein der Feinde Feuer und Schwert, auch der Hunger und Krankheiten wütheten unter den unglücklichen Städtern, und dennoch ſchlugen ſie jede Aufforderung zur Uebergabe ab; doch ſank den Freibergern, nachdem auch dieſe acht Tage verfloſſen waren, und noch keine Hülfe erſchien, endlich der Muth, und der Rath ſuchte bei dem Feldmarſchall Torſtenſohn um einen Waffenſtillſtand an, um einige Abgeordnete nach Dresden ſchicken zu können, bei dem Kurfürſten die Erlaubniß zur Uebergabe der Stadt auszuwirken. Der Feldmarſchall ſah aber in dieſem Begehren nichts anderes, als ein Mittel, Zeit zu gewinnen, und ſchlug dieſes Begehren ab, ſendete im Gegentheil ſeinen Generaladjutanten von Rebenſtock vor das Erbiſche Thor, welcher einen nochmaligen Verſuch machen ſollte, den Commandanten zur Uebergabe zu bewegen, dieſer aber ſang das alte Lied: „Das muß mir erſt der Kurfürſt erlauben; ehe ich von dieſem die Erlaubniß habe, übergebe ich die Stadt nicht.“

Wieder donnerten die Kanonen; ſobald es aber Abend wurde, ſah man in Lichtenberg die beiden Güter brennen und hörte zugleich ſechs ſchwere Kanonen in der Ferne donnern. Dies geſchah am 15. Februar.

Am folgenden Morgen zogen die Schweden ihre Reiterei zuſammen und ſchickten ſolche mit einer Anzahl Kanonen und vielem Fußvolke dem Feinde entgegen; vor der Stadt aber ging das Feuern fort. Auch erſchien Herr von Rebenſtock an dieſem Tage viermal wieder und forderte die Stadt auf; allemal hieß es: „Nein!“

Endlich zogen am 17. Februar die Schweden ab, und die Noth hatte nun ein Ende. — Ewiger Ruhm blieb den Freibergern; denn als am folgenden Tage Fabius Piccolomini mit einem großen Gefolge nach Freiberg kam und den Zuſtand der Mauern und Thürme ſah, deren übler Beſchaffenheit ohngeachtet die Vertheidiger ſich doch gehalten hatten, da ſtaunte er, pries laut den Löwenmuth der Freiberger und ſchämte ſich im Stillen, daß er durch ſein Zaudern dieſe Stadt auf das höchſte getrieben und in die Gefahr gebracht hatte, mit ſtürmender Hand erobert zu werden, wo hernach kein Erbarmen zu hoffen war.

Der Kaiſer Ferdinand feierte die Rettung dieſer Stadt durch ein feierliches *Te Deum* und ſchickte einige goldne Gnadenketten, Adelsbriefe, ſo wie ſchöne Worte in Menge nach Freiberg, wo der Bürgermeiſter Jonas Schönleben eine ſolche nebſt dem Adelsbriefe, ſo wie Schweinitz eine von noch höherm Werthe nebſt dem Verſprechen eines Reichslehns erhielt. — Aber auch der, der kein ſolches Zeichen der Achtung erhielt, trug dafür den Lohn in eigener Bruſt.



Der Bär in Augustusburg

29.

Der Bär in Auguſtusburg.

(Mit Abbildung.)

In einem mit zwölf Ellen hohen Mauern umgebenen Bezirk auf dem Schloſſe Auguſtusburg wurden ſonſt Bären gehalten, weil ſie aber mehrmals dieſe Mauern überſtiegen und viel Unglück angerichtet hatten, ſo unterließ man dieſe gefährliche Aufbewahrung ſolcher reißenden, leicht grimmig werden Thiere. — Einen ſolchen Unglücksfall, den letzten, der bekannt geworden iſt, wollen wir erzählen.

Es wurde im Jahre 1720 ein beſonders großer Bär, den man wegen ſeiner Wildheit gemeiniglich nur dem Mordbär nannte, aufbewahrt. Einſt, an einem ſonnenreichen hellen Wintertage, am 29. Dec. des genannten Jahres, kamen (es war ein Sonntag) früh unter der Predigt einige muthwillige Knaben zu dem Bärengarten, fanden eine Leiter und ſtiegen auf die Mauer hinauf, wo ſie dem Bären an einem Bindfaden einige Stücken Brod hinabließen, und je kürzer ſie den Faden hielten, deſto weiter mußte ſich der Bär ausdehnen, um es zu erhaſchen, Meiſter Pez aber hatte Hunger und langte begierig nach dem Brode, wobei es das Schickſal wollte, daß er in der Mauer eine Stelle fand, wo er mit den Vordertatzen greifen konnte, mit aller Macht ſchlug der dieſe ein, ſchob mit den Hintertatzen nach, und in Kurzem war er oben auf der Mauer.

Als die Knaben ſahen, daß der Bär die Mauer erkletterte, eilten ſie die Leiter ſchnell hinab und warfen dieſe um. Bald ſahen ſie den Bär oben auf der Mauer ſtehen und eilten erſchrocken davon; doch ſo hen ſie noch im Davoneilen, daß er ſich von der Mauer herunterkugelte. — Nun war das hungrige Thier, deſſen Hunger durch das Brod erſt recht gereizt worden, im Freien und begann nunmehr zu würgen, was ihm vorkam. In einem kleinen Häuschen ohnweit des Bärengartens befanden ſich ein Paar Kinder am Fenſter, ſchnell eilte er darauf zu und brach durch dieſes hinein, die Kinder, welche zwei Mädchen von acht und zehn Jahren waren, wollten entfliehen, zuvor aber ihr kleines Schweſterchen aus der Wiege mitnehmen, doch dieſes gelang ihnen nicht, denn der Bär kam in die Stube, ergriff das achtjährige Mädchen, daß es alſobald nach dem erſten Anpacken liegen blieb. Eine Nachbarin eilte herbei und drang beherzt in die Stube, das Wiegenkind zu retten; doch ehe ihr dieſes noch gelang, ließ der Bär von dem Mägdlein ab und ergriff die Frau, die er am ganzen Leibe zerriß und ſo ſehr verletzte, daß ſie am folgenden Tage ſtarb.

Jetzt ſammelten ſich mehrere Leute vor dem Hauſe, und unter dieſen war ein Schneidermeiſter, der mit einer Holzaxt auf dem Bär loßging und dabei mit dem Kopf derſelben auf die Steine ſchlug, worauf das Unthier aus dem Hauſe lief, und man glaubte ſchon, es nehme, geſchreckt durch den Ton des Eiſens auf den Steinen, die Flucht, doch es ſuchte nur Futter für die Stillung ſeines Hungers und war durch das Erwürgen der Frau und des Mägdleins erſt recht grimmig geworden. Im Hauſe eines Fleiſchhauers hing ein erſt am vorigen Tagen geſchlachtetes Schwein, über dieſes erbarmte ſich der hungrige Bär und fraß über die Hälfte davon. Endlich lief er weiter und begegnete auf der Straße dem reitenden Grenzſchützen, deſſen Pferd er anfallen wollte, doch dieſes that einen Seitenſprung, wodurch es dem Tatzenſchlage des Bären entging, und dann ſetzte es ſich ſogleich in Galopp, wodurch es, ſo wie ſein Herr, gerettet wurde.

Durch dieſes Entkommen auf's neue zur Wuth gereizt, ſuchte der Bär andere Opfer derſelben und ſah einen Mann, der queer über die Straße lief und ſeiner allein im Hauſe befindlichen Tochter zu Hülfe eilen wollte, er war auch nicht weit mehr vom Hauſe entfernt, als er von dem wüthenden Thiere in gewaltigen Sprüngen ereilt wurde, welches ſich ſofort aufrichtete und den Mann zu Boden riß. (S. Abbild.) Verſchiedene Schüſſe geſchahen nach dieſer wilden Beſtie, allein ſie achtete ihrer nicht, ſondern brachte den Mann, welcher vergebens mit allen Kräften gegen ſie ankämpfte, dennoch unter ſich, wo ſie dem armen Unglücklichen den Leib aufriß und ſchrecklich zurichtete, ja ihn endlich ſogar anbiß und das Fleiſch von den Armröhren und den Rippen bis an den Unterleib fraß. — Das erbärmliche, Herz zerreißende Geſchrei des unglücklichen Mannes lockte immer mehr Bewaffnete heran, und dieſe ſchoſſen nach dem Thiere, welches aber ſeine Beute nicht fahren ließ, ſondern dem armen Mann die Eingeweide aus dem Leibe riß, worauf endlich eine Büchſenkugel das grimmige Thier durch den Kopf traf, ſo daß es alſobald todt zu Boden ſank.

Auf dieſe Weiſe wurde die an ſich unſchuldige Neckerei einiger Knaben zur Veranlaſſung von der grauſamen Ermordung dreier Menſchen, wovon das Kind noch das glücklichſte war, weil es ſein Leben ſogleich endete, die Frau aber, welche das Kind retten wollte, ſo wie der Mann lebten noch, dieſer bis an den Abend, jene aber, wie ſchon gedacht, bis an den andern Tag, wo ſie unter den ſchrecklichſten Schmerzen ſtarben. Eine wichtige Lehre liegt in dieſer Erzählung; möchte ſie doch immer beherzigt werden.

Der Mann der ſein Leben auf eine ſo ſchaudervolle Weiſe enden mußte, war ein Leinwebermeiſter und ſein Name Hans Fiſcher, dem die Cronik den Ruhm eines chriſtlich-guten und frommen Mannes giebt; von dem Bär aber meldet: daß er in einigen Thierkämpfen ſiegreich geweſen ſey, und als man dieſen unglücklichen Vorfall nach Dresden berichtete, ſey der Befehl erfolgt, den getödeten Bär mit Haut und Haar einzuſchaaren; wahrſcheinlich ſind auch ſeit jener Zeit keine Bären mehr gehalten worden; denn der Bärengarten iſt ſeit länger als Menſchengedenken an Privatleute vererbt worden, und jene Liebhaberei, die hier ſo traurige Folgen hatte, hat aufgehört. —

30.

Der erſte Schuß in Sachſen im ſiebenjährigen Kriege.

Bereits im Tagesabſchnitte des 22. Dec. haben wir von dem vergeblichen Angriffe der Kaiſerlichen auf das Schloß zu Stolpen und die Zerſtörung der Stadt berichtet, heute wollen wir eine andere merkwürdige Begebenheit aus der Geſchichte dieſes Schloſſes vortragen, und wählen hierzu den erſten Schuß, der von den Preußen im ſiebenjährigen Kriege in Sachſen feindlich geſchah. —

Die Veranlaſſung des Krieges, der ſieben Jahre hindurch den nördlichen Theil von Deutſchland und beſonders Sachſen verwüſtete, iſt ſchon im *V*. Bd. dieſes Werkes S. 53. ff. erzählt worden, und es bleibt uns demnach nur noch übrig, ſogleich auf die Begebenheit überzugehen, welche der Gegenſtand dieſes Tageabſchnittes ſeyn ſoll.

Seit jenen Tagen, wo eine Croatenpartei die Stadt **Stolpen** zerſtörte, das Schloß aber nicht erobern konnte, weil die Beſatzung ſich männlich wehrte, waren verſchiedene Einfälle der Kaiſerlichen, beſonders aber der Croaten geſchehen und dieſe hatten im Jahre 1639 mit einem Anfalle der Schweden unter **Banner** abgewechſelt, bei welchem abermals die halbe Stadt abgebrannt wurde. — Durch dieſe und andere Anfälle, ſowohl im dreißigjährigen Kriege, als auch in der ſchwediſchen Invaſion (1706), wurde jedoch das Schloß zu **Stolpen** nicht erobert, ſondern dieſe Ehre war nur allein dem Preußiſchen General **Warnery** vorbehalten.

Die Veſte **Stolpen** hatte vor dem ſiebenjährigen Kriege, ſo wie die andern Veſten Sachſens, blos eine Compagnie Invaliden zur Beſatzung, und der alte Generalmajor von **Liebenau** war Commandant auf dem Schloſſe. Als nun die Preußen am 30. Aug. 1756 die ſächſiſche Grenze überſchritten, ſich aber nirgends feindſelig benommen hatten, verſammelten ſich die ſächſiſchen Regimenter in einem Lager bei **Pirna**, und der Commandant auf dem Schloſſe zu Stolpen erhielt Ordre, ſich mit ſeiner Beſatzung nach dem **Sonnenſtein** zu ziehen, welche Veſte man vertheidigen wollte. Es zogen alſo am 31. Auguſt 1756 dieſe alten Kriegsmänner nach dem Sonnenſtein ab. Dieſe Ordre kam erſt in der Nacht an und lautete: ſofort nach Eingang derſelben abzumarſchiren. Es wurde alſo eiligſt eingepackt, und noch vor ſieben Uhr Morgens ging der Abmarſch vor ſich, weshalb auch der Gottesdienſt in der Schloßkapelle eingeſtellt wurde, da der größte Theil der Gemeinde nicht mehr vorhanden war. Dafür gaben nun die Bewohner des Dorfes Altſtädt nach einer alten Verpflichtung einige Mann zur Bewachung des Schloſſes, welche die Zugbrücke nicht aufzogen und mit ungeladenen Gewehren, höchſtens 6 Mann ſtark, auf der Wache ſtanden übrigens aber ganz unbeſorgt lebten, da man ſich nicht vermuthete, daß die Feinde ſich bis hieher verlieren würden; bald wurden dieſe Leute jedoch eines andern belehrt.

Der Herzog von Bevern führte ein preußiſches Corps durch die Lauſitz, und von dieſem erſchien eine Abtheilung Huſaren unter dem General-Major Warnery am 3. Sept. des ermeldeten Jahres vor Stolpen. — Der alte Hauptmann war am Morgen dieſes Tages auf ein Gut gefahren, welches er in Lang-Wolmsdorf beſaß und kaum eine Stunde wieder nach Hauſe, als die Preußen ganz unvermuthet ankamen, die Zugbrücke niedergelaſſen und das Thor offen fanden. Die Huſaren drangen alſo ohne die geringſte Schwierigkeit in die Veſtung ein, wo der General Apell blaſen ließ. Der Commandant erſchien, und Warnery forderte ihm den Degen ab. Der alte Greis ſah ſich übermannt und griff alſo nach dem Degen, um ihn aus dem Kuppel zu ziehen und zu übergeben, als der General Warnery ein Piſtol zog und dem Greiſe eine Kugel in den Leib jagte, ſo daß er an den Folgen derſelben kurz darauf geſtorben ſeyn ſoll.

Dies war alſo der berüchtigte erſte Schuß im ſiebenjährigen Kriege, und zugleich jene große, an einem vierundſiebenzigjährigen Greiſe verübte Heldenthat, welche Warnery als eine ſolche ſelbſt auszupoſaunen pflegte; denn es ſollte Stolpen eine förmliche Beſatzung von einem Kreisregimente gehabt, und Warnery wollte Gefangene gemacht, auch viel Beute an Gewehr ꝛc. mit fortgenommen haben.

Nach drei Tagen rückte ein Commando preußiſche Infanterie als Beſatzung der Veſte ein und löſte die Huſaren ab, welche theils zum Armeecorps abgingen, theils in die Stadt einquartirt wurden. Am 16. Sept. kam die Ordre an den Huſarenrittmeiſter von Venediger, die Veſtung zu ruiniren, worauf ſogleich Anſtalt getroffen wurde, dieſen Befehl zu vollziehen; da es doch nicht möglich war, das Ganze zu ſprengen. Das Zeughaus wurde alſo ausgeräumt, die eiſernen Kanonen, die Gewehre, Pulver und Blei ꝛc. wurden in den tiefen Schloßbrunnen geworfen, die metallnen Kanonen fortgeſchafft. — Mehrere Gebäude und Werke wurden eingeriſſen, und die künſtliche Waſſerleitung im Thiergarten von Grund aus ruinirt. — Den 18. Sept. brachen endlich die Preußen wieder auf, ohne von dem Beſitz oder der Zerſtörung dieſer alten Veſte dem geringſten Nutzen gezogen zu haben. Seitdem iſt dieſelbe immer mehr verfallen, und im Jahre 1787 ein großer Theil der alten Werke abgetragen worden.

So liegt denn dieſes Schloß in Trümmern und erinnert nur noch durch ſeine vier Höfe und mehrere Thürme, durch die Ueberreſte der Schloßkirche und des 143 Ellen tiefen, durch Baſalt gearbeiteten, aber faſt ganz verſchütteten Brunnens, an ſeine ehemalige

Herrlichkeit. Den Berg, auf dem es liegt, ließ Napoleon 1813 verſchanzen; doch auch dieſes Mittel hatte keine Wirkung, denn die Franzoſen wurden demohngeachtet zum Rückzuge genöthigt.

31.

Vergeltung.

(S. 19. Dec. Beſchluß.)

So hatte ſich alſo der Rath an den ihm verhaßten Stadtvoigte gerächt; allein die Rache iſt nur im Anfang ſüß, und ihr unmittelbar folgte der Reue Wermuth. — Der Bürgermeiſter Mergenthaler, ſo wie die Rathsherren Franziskus und Alex. Gülden, vor allen und beſonders aber der Erzfeind Steuchſings, der alte Rathsherr, Markus Dittmann erſchracken heftig, als der Wachtmeiſter am Tränkthore die Meldung machte: der junge Albrecht Steuchſing ſey von zwei Markgräflichen Knappen begleitet am Thore geweſen, und da man ihm den Eingang in die Stadt verwehret, zugleich aber die Urſache dieſer Weigerung bekannt gemacht und darauf hingedeutet habe: daß das Lauten der Glocken, welches er höre, auf die vollzogene Hinrichtung ſeines Vaters und daß man ihn eben zu Grabe trage, deute, ſey er mit dem Ausrufe: „Der Retter kam alſo zu ſpät. — Wohlan, der Rächer wird nicht zaudern!“ davongeſprengt.

Dieſe Nachricht erſchütterte den Bürgermeiſter, ſo wie die übrigen Feinde Steuchſings tief; denn ſie kannten ſeines Sohnes Klugheit und Thätigkeit und fühlten, daß der Markgraf dieſe Hinrichtung als eine Nichtachtung ſeiner landesherrlichen Hoheit anſehen und deshalb nicht ungerochen laſſen werde, wo ſie denn Schlimmes befürchten mußten; auch ſagte ihnen ihr Gewiſſen, daß ſie nicht nach den Geſetzen des Rechts gehandelt, ſondern blos den Stimme unerlaubter Privatrache Gehör gegeben hätten, und ſie machte ihnen deshalb ziemlich harte Vorwürfe.

Während ſo die Feinde Steuchſings im Innern bebten, waren ſeine Freunde thätig, ihn zu rächen; die Anzahl dieſer Freunde vermehrte ſich auch ſehr, da das Mitleiden im Herzen eines jeden Bürgers erwachte, und man es wohl fühlte, daß dem Hingerichteten von dem Rathe zu viel geſchehen und er als ein Opfer der Rachſucht ſeiner Feinde gefallen ſey. Beſonders fürchteten ſich die Schuldigen vor dem Zorne des Markgrafen, da ſich der Verurtheilte auf ihn berufen hatte, was aber nicht von dem Rathe beachtet worden und daher höchſt ſtrafbar war, da es als ein *crimen laesae majestatis* betrachtet wurde, eine ſolche Appellation nicht zu beachten.

Albrecht Steuchſing kam in Meißen an und trat vor dem Markgrafen als Kläger gegen die Feinde ſeines Vaters auf, die auf ſeine Vertheidigung nicht gehört hatten, und betheuerte, daß es als ſein Hauptverbrechen geachtet worden ſey, die Rechte des Markgrafen gegen die Herrſchſucht der Rathsherren vertheidigt zu haben, und nur deshalb allein habe er ſterben müſſen, daß er es gewagt habe, dem herrſchſüchtigen Bürgermeiſter und ſeinen Einverſtandenen bei ihren Reichsfreiheitsträumen Widerpart zu halten.

Der Fürſt war hoch aufgebracht über dieſen

Frevel der Reichsfreiheitſüchtigen Rathsherren und berief ſeine Vaſallen und Ritter zu einer feierlichen Rathsverſammlung; ſie erſchienen. —

Auf ſeinem Throne ſaß der Fürſt, und über der Ritterrüſtung, die er trug, umgab ihn der herzogliche Purpurmantel mit Hermelin gefüttert, an ſeiner Seite aber klirrte das lange Ritterſchwert, und von ſeinem Nacken her umgab eine ſchwere goldene Kette ſeine Bruſt. Im weiten Halbkreiſe umgaben die Ritter und Vaſallen den Fürſtenthron, und heute, wo er über Verletzung der Fürſtenrechte zu richten genöthigt war, wollte er auch zugleich zeigen, daß er Herr im Lande ſey. —

Er rief den anweſenden Albrecht Steuchſing auf, zu klagen, wie er es vermöge und Recht ſey, und dieſer trat nun vor den Thron des Fürſten und klagte über den Rath zu Zwickau, daß derſelbe den Stadtvoigt und Stadthauptmann Steuchſing gemordet habe, blos deßhalb, weil er die Gerechtſame des Landesfürſten gegen den Stolz und die Freiheitsträume des Bürgermeiſters und der Rathsherren von Zwickau vertheidigt habe. —

Nachdem der beredte junge Mann, den Kindesliebe und Rachegefühl heute eine hinreißende Beredtſamkeit verliehen, dem Markgrafen Alles, was mit ſeinem Vater vorgegangen war, vorgetragen hatte, ſank er am Thron auf die Kniee und rief die Gerechtigkeit des Landesfürſten an, ſeinen durch die Macht der Rathsherren und den Mißbrauch ihrer obrigkeitlichen Gewalt gemordeten Vater zu rächen und ſeine Mörder zu beſtrafen.

Der Markgraf winkte, und Albrecht erhob ſich von der Erde, ſich auf einen zweiten Wink des

Markgrafen entfernend, damit die Berathung ganz frei ſey; ſie erfolgte. Mit Ausnahme des Canzlers, der als rechtsgelehrter Doctor vom Bürgerſtande und ſeinem Herrn treu ergeben war, beſtanden die übrigen Anweſenden ſämmtlich aus Herren vom Ritterſtande, dieſe aber waren den Städten keineswegs hold, und die Ueberhebung der Zwickauer Rathsherren war ein todeswürdiges Verbrechen in ihren Augen. Daher kann man leicht erachten, welches Urtheil ſie ſprachen; es lautete einſtimmig für den Tod der Rathsherren, die für den Tod Steuchſings geſtimmt hatten, da dieſer ein treuer Diener ſeines Landesherrn geweſen ſey, und blos deshalb habe ſterben müſſen; es ſey alſo ſein Todesurtheil, ſo wie der Traum von Reichsfreiheit, den dieſe Eidesvergeſſenen fortwährend nährten, ein Angriff gegen die Rechte des Landesfürſten, die Verſchmähung der an denſelben gerichteten Appellation aber vollends ihr Verbrechen und ſetze ihm die Krone auf. Eines Sinnes ſtimmten ſie alſo für den Tod dieſer Männer als Strafe. —

Als nun der Markgraf dieſes Urtheil ſeiner Getreuen hörte und fand, daß es ganz mit ſeinen Wünſchen übereinſtimmte, beſtätigte er es; doch ſetzte er hinzu: „Es iſt das Urtheil, daß Ihr, meine Treuen! gefällt habt, zwar vollkommen gerecht; doch bleibe auch der Schein von Ungerechtigkeit fern von uns. Die Strafe folge der Uebelthat, die Verbrecher aber wollen wir erſt hören und vernehmen, was ſie zu ihrer Vertheidigung vorzubringen haben. — Canzler! Beſcheidet dieſe Männer nach Meißen, hier erwarte ſie Gericht und Tod.“

Die Berathung war geſchloſſen, und ein Eilbote ging ab, den Befehl des Markgrafen, daß der Bürgermeiſter Mergenthaler nebſt den Senatoren Dittmann und den beiden Gülden in Meißen erſcheinen, ſich wegen der über den Stadtvoigt Steuchſing verhangenen Hinrichtung verantworten und ihr Urtheil vom Markgrafen erwarten ſollten, kundzuthun.

Mergenthaler und ſeine Schickſalsgefährten empfingen dieſen Befehl, der für ſie eine Todesbotſchaft ſeyn mußte, mit männlichem Muthe und Ergebung in ihr Geſchick, das ſie reuevoll nicht als ungerecht erkannten. Morgen ſchon ſollten ſie abreiſen, und heute noch gingen ſie in die Kirchen Zwickaus, in jeder derſelben betend und dann Abſchied nehmend von dem geliebten Tempel des Herrn. In der Capelle des Grünhayner Hofs beichteten ſie und empfingen aus den Händen des Pater Gregor das Sakrament zur Stärkung des Gemüths in der bevorſtehenden Todesgefahr; denn ſie fühlten es wohl, was ihrer warte, nach dem, was ſie an Steuchſing gethan hatten. — Nach dem Gottesdienſte gingen ſie auf das Rathhaus, wo ſie ſämmtlich ihre Aemter niederlegten und dann von der Bürgerſchaft Abſchied nahmen. Dieſe Bußfertigkeit erwarb ihnen das allgemeinſte Mitleiden unter den Bürgern, und man wünſchte ihnen die Begnadigung des Fürſten.

Der Abgeſandte des Markgrafen erwartete ſie nebſt ſeinen Reitern und übergab ſie der Wache, die ſie begleiten ſollten. Ein Wagen nahm ſie auf. So fuhren ſie langſam fort, ihrem — Tode entgegen. Am dritten Tage ſahen ſie Meißen vor ſich liegen, und langſam fuhr der von den Reitern umgebene Wagen den Schloßberg hinauf, die Zugbrücke fanden ſie herabgelaſſen, das Thor zur Burg aber verſchloſſen. Da trat ihnen aus dem Pförtlein ein Mönch aus dem Kloſter St. Afra entgegen, ein Crucifix trug er in ſeiner Rechten. „Bekennet Eure Sünden ohne Rückhalt und dann bereitet Euch, ſie zu büßen! Der am Kreuze auch für Euch geſtorben iſt, wird Euch gnädig ſeyn, Amen.“ So rief ihnen der Mönch zu, indem er ihnen das Crucifix entgegenhielt, daß ſie mit Ehrfurcht küßten, und ein jeder legte in des Paters Hände das Geld, was er bei ſich trug, nieder, um Seelenmeſſen für ſie dafür zu leſen, was dieſer auch verſprach. Nun knieeten ſie am ſteinernen Kreuze, welches den Burgfrieden bezeichnete, nieder, beichteten dem Mönche und empfingen die Abſolution.

Jetzt öffnete ſich das Thor, der Mönch ging voran und ſie folgten ihm. Das Thor wurde hinter ihnen verſchloſſen und das zweite geöffnet, durch welches ſie ebenfalls eintraten und hinter ſich die Thorflügel zufallen hörten. Jetzt tönte die Glocke des rothen Thurms, und aus ihm trat der Blutrichter mit vier Schöffen hervor, ihnen folgten zwei Scharfrichter, deren jeder ein Richtſchwert unter dem Arme trug und eine ſtarke Wache, welche ſofort einen Kreis ſchloß. Der Blutrichter trat mit den Schöffen hinein, und die Opfer des Todes wurden ebenfalls dahin beſchieden. Nur wenig Fragen hatte er zu thun, ſie waren aber alle entſcheidend über Tod und Leben. Die vier Männer handelten als ſolche, ſie bekannten und leugneten nicht. In Folge dieſes Bekenntniſſes las ihnen jetzt der jüngſte Schöffe das Bluturtheil vor, und der Blutrichter brach über dem Haupte eines Jeden den Stab; dann aber befahl er den Scharfrichtern, ihr Amt zu verrichten und dieſe

Deliquenten mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bringen, wie es Recht ſey. —

Als ſie nun den letzten Segen der Kirche empfangen hatten, gingen ſie mit männlichem Muthe nach dem Sandhaufen hin, wo der alte Mergenthaler zuerſt an die Reihe kam und ohne Furcht den Todesſtreich empfing; ihm folgten die andern auf dieſer blutigen Bahn und endeten zur Vergeltung für Steuchſing ihr Leben durch das Henkerſchwert.

Der Kopf eines Jeden wurde zu dem Leichname gelegt, der ihn getragen hatte, und dann empfingen ſie ihre Ruheſtätte in der Kirche zu St. Afra. Der Tod dieſer Männer hatte den Fürſten verſöhnt, er ließ ihnen ein Monument in dieſer Kirche ſetzen, welches ihre Todesart und ihre Veranlaſſung in ſehr ſchonenden Ausdrücken darſtellte.

Noch an dieſem Tage gab der Markgraf der Stadt Zwickau diejenigen Privilegien zurück, die ſich mit der Fürſtenwürde vereinigten und die Beförderung des wahren Bürgerwohls zum Zwecke hatten; denn der Markgraf Wilhelm war ein guter Fürſt, der ſeine Unterthanen herzlich liebte, doch auch ſtreng das Unrecht ahnden konnte, wie wir hier und bei dem Burggrafen von Dohna geſehen haben.

Epilog.

Mit dem vorliegenden Hefte iſt der ſechſte Band des hiſtoriſchen Bilderſaals und zugleich auch das ganze Werk geſchloſſen.

Als ich vor drei Jahren daſſelbe begann, hegte ich Zweifel, ob es mir, der ich eben ein Werk von zwölf Bänden beendigt hatte, auch wohl gelingen werde, die Aufmerkſamkeit der Leſer in dieſen ſechs Bänden ebenfalls feſt und dem Werke geneigt zu erhalten, ſo daß mich nur das Vertrauen auf Ihre Güte und Nachſicht zum Beginnen dieſes Werkes ermuthigen konnte. Und jetzt, da es vollendet iſt, ſehe ich mich zu dem freudigen Bekenntniß veranlaßt, daß mich jenes Vertrauen nicht getäuſcht hat, und bringe Ihnen, verehrte Leſer! dafür meines Herzens innigſten Dank dar; lege aber nun für jetzt die Feder nieder und empfehle mich Ihnen zu fernerm geneigtem Wohlwollen. A. Textor.

Inhalt des ſechſten Bandes.

Monat November und December.

I. Heft, 1. bis 10. November.

1. Der Herzog Heinrich von Sachſen, genannt der Vogelſteller. Seite 3.

2. Der Herzog Heinrich von Sachſen, genannt der Vogelſteller. (Schluß.) S. 9.

Ein einſtürzender Thurm erſchlägt zwei ſächſiſche Prinzen. S. 12.

3. Der Kurfürſt Moritz von Sachſen belagert Magdeburg. S. 14.

4. Der Kurfürſt Moritz von Sachſen belagert Magdeburg. (Fortſetzung.) S. 20.

5. Der Kurfürſt Moritz von Sachſen belagert Magdeburg. — Uebergabe der Stadt. (Schluß.) S. 28.

6. D. Martin Luther wird vom päpſtlichen Legaten, dem Biſchof Berger, auf ein nach Mantua ausgeſchriebenes Concilium eingeladen, am 6. December 1535. (Mit Abbildung.) S. 34.

7. Die Betſtunde auf dem Markte. S. 43.

8. Die Sachſen erobern durch Kriegsliſt Halle. S. 48.

9. Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege. 6) Drangſale der Stadt Chemnitz, nach der Schlacht bei Lützen. (Fortſetzung vom 25. September.) S. 52.

10. Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege. 7) Drangſale der Stadt Chemnitz nach der Schlacht bei Lützen. (Schluß des vorigen Abſchnittes.) S. 56.

II. Heft, 11. bis 20. November.

11. Die Ohrfeige und ihre Folgen. S. 65.

12. Die Ohrfeige und ihre Folgen. (Fortſetzung.) S. 69.

13. Die Ohrfeige und ihre Folgen. (Schluß.) S. 76.

14. Die Sachſen bei Wolkowysky. Von einem Augenzeugen. (Mit Abbildung.) S. 82.

15. Sühne eines begangenen Mordes. — Ulrich Mengemeyer. — Ein Rückblick in die Sittengeſchichte der Vorzeit. S. 92.

16. Eliſabeth die Heilige, Landgräfin von Thüringen. (S. 10. April und 11. September.) (Mit Abbildung.) S. 99.

17. Eliſabeth die Heilige, Landgräfin von Thüringen. (Schluß.) S. 106.

18. Des ſchwediſchen Oberſten Wanke Mordanſchlag auf den Kurfürſten Johann Georg von Sachſen. S. 114.

19. Des ſchwediſchen Oberſten Wanke Mordanſchlag auf den Kurfürſten Johann Georg von Sachſen. (Schluß.) S. 119.

20. Vergeltung. Ein Blick in das frühere Leben unſerer vaterländiſchen größern Städte. S. 123.

III. Heft, 21. bis 30. November.

21. Gemälde aus dem dreißigjährigen Kriege. 6) Die Schreckenstage der Stadt Zſchopau. (Fortſetzung vom 28. und 29. October.) S. 129.

22. Gemälde aus dem dreißigjährigen Kriege. 6) Die Schreckenstage der Stadt Zſchopau. (Schluß.) S. 135.

23. Der Kaiſer wird von den Verbündeten in ſeinem Lager bei Ingolſtadt belagert und beſchoſſen. (Fortſetzung vom 20. Juli. S. IV. Bd. S. 120 ff.) S. 144.

24. Das große Zielſchießen zu Freiberg, im Jahre 1572. S. 148.

25. Das große Zielſchießen zu Freiberg, im Jahre 1572. (Fortſetzung.) S. 154.

26. Das große Zielſchießen zu Freiberg, im Jahre 1572. (Schluß.) S. 160.

27. Der Knabenraub. S. 167.

28. Der Knabenraub. (Beſchluß.) S. 172.

29. Die Sachſen bei Moorlautern in den blutigen Novembertagen des Jahres 1793. S. 178.

30. Der Markgraf Conrad von Meißen geht in's Kloſter, am 30. November 1155. S. 184.

IV. Heft, 1. bis 10. December.

1. Der Herzog Moritz Adolph von Sachſen, Biſchof zu Leitmeritz und Probſt zu Alt-Oettingen S. 193.

2. Die ſchöne Polyxena. S. 195.

3. Die ſchöne Polyxena. (Schluß.) S. 201.

4. Der Herzog Johann Ernſt von Weimar ſtirbt in Ungarn. (Fortſetzung vom 17. Mai. III. Bd. S. 114.) S. 211.

5. Der ſchwediſche Feldherr Torſtenſohn und der Superintendent zu Pegau. S. 217.

6. Die Räuber auf dem Frauenſtein. Kleines Gemälde aus dem XV. Jahrhundert. S. 226.

7. General Arnheims Gefangenſchaft und Befreiung. S. 231.

8. Flachsveit und Fiedelhans. S. 238.

9. Die thüringiſchen Beſitzungen Apels von Vitzthum werden erobert. S. 243.

10. D. Luther verbrennt die gegen ihn gerichtete päpſtliche Verdammungsbulle und die Bücher des päpſtlichen Rechts. (Mit Abbildung.) S. 250.

V. Heft, 11. bis 19. December.

11. Der Friede zwiſchen Frankreich und Sachſen wird in Poſen geſchloſſen, am 11. December 1806. S. 257.

12. Friedrich der Friedfertige und der Fleglerkrieg. Scene aus dem XV. Jahrhundert. S. 260.

13. Die Stadt Zittau wird von den Sachſen erobert. S. 269.

14. Muttermord und ſeine Strafe. S. 277.
15. Die Schlacht bei Keſſelsdorf. S. 285.
16. Wiederſehen und Rettung. — Eine Scene auf dem Schlachtfelde bei Keſſelsdorf. S. 294.
17. Der Kurfürſt Friedrich Chriſtian ſtirbt. (S. 19. Jan. I. Bd. S. 103 ff. und 21. Juli III. Bd. S. 124 ff.) S. 302.
18. Vergeltung. (Fortſetzung vom 20. Nov. S. 123.) S. 307.
19. Vergeltung. (Fortſetzung.) S. 315.

VI. Heft, 20. bis 31. December.

20. Der Kurfürſt Friedrich Auguſt von Sachſen nimmt die Königswürde an. S. 321.
21. Die todtbringenden Kirſchen. S. 323.
22. Dr. Paulus Sperling, oder die Zerſtörung der Stadt Stolpen. S. 330.
23. Friedrich Auguſt von Sachſen wird geboren. S. 336.
24. Der Kurfürſt Auguſt von Sachſen läßt die Stadt Gotha auffordern. (Mit Abbildung.) S. 338.
25. Der Friede wird in Dresden geſchloſſen, am 25. December 1745. S. 340.
26. Reue eines Gaſtwirths. S. 349.
27. Die Belagerung von Freiberg. S. 352.
28. Die Belagerung von Freiberg. (Beſchluß.) S. 356.
29. Der Bär in Auguſtusburg. (Mit Abbildung.) S. 367.
30. Der erſte Schuß in Sachſen im ſiebenjährigen Kriege. S. 370.
31. Vergeltung. (Beſchluß.) S. 374.

L. Richter del. [illegible] gest.

Lalla Rukh.

Ein Gedicht

von

Thomas Moore.

Deutſch von Theodor Oelckers.

Dritte durchgeſehene Ausgabe.

Leipzig.
Verlag von Bernh. Tauchnitz jun.
1846.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
BERLIN

1960.1575

Im elften Jahre der Regierung Aurengſeb's unternahm Abdallah, König der kleinen Bucharei, in gerader Linie vom großen Zingis abſtammend, nachdem er dem Throne zu Gunſten ſeines Sohnes entſagt hatte, eine Pilgerfahrt zum Heiligthume des Profeten; und als er auf dem Wege durch Indien das herrliche Thal von Kaſchmir betrat, raſtete er auf kurze Zeit zu Delhi. Aurengſeb empfing ihn mit einer feierlichen Gaſtfreundſchaft, gleich würdig des Gaſtes wie des Wirthes, und begleitete ihn ſodann mit der nämlichen Pracht bis Surat, wo er ſich nach Arabien einſchiffte. Während des Aufenthaltes des königlichen Pilgers zu Delhi hatte man eine Heirath beſchloſſen zwiſchen dem Prinzen, ſeinem Sohne, und der jüngſten Tochter des Kaiſers, Lalla Rukh [Tulpenwange]; — einer Prinzeſſin, die von den Dichtern ihrer Zeit ſchöner geſchildert wird, als Leila, Schirine, Dewildé, oder eine andere der Herrlichen, deren Namen und Liebe in den Geſängen Perſiens und Hindoſtans gefeiert iſt.

Man war Willens, die Hochzeit zu Kaſchmir zu feiern, wo der junge König, ſobald es die Sorgen der Regierung erlaubten, zum erſten Male ſeine holde Braut begrüßen ſollte, um ſie, nach wenigen Monden der Ruhe in dem zauberiſchen Thale, über die ſchneeigen Hügel in die Bucharei zu führen.

Der Tag, wo Lalla Rukh von Delhi Abſchied nahm, war ſo glänzend, als ihn Sonnenſchein und Gepränge nur machen konnten. Die Baſars und Bäder waren ſämmtlich mit den reichſten Teppichen behangen. Hunderte von vergoldeten Barken wogten auf dem Dſchumna mit ihren im Waſſer ſpiegelnden Flaggen; während durch die Straßen Gruppen von anmuthigen Kindern überall die lieblichſten Blumen ſtreuten, was man bei dem Perſerfeſte das Roſenſtreuen (Gul Riſi) nennt, bis jeder Theil der Stadt ſo duftete, als ob eine Moſchus-Karawane von Khoten durchgezogen wäre. — Nachdem die Prinzeſſin Abſchied von ihrem geliebten Vater genommen hatte, der beim Scheiden einen Karneol aus Yemen, worauf ein Vers des Koran ſtand, um ihren Nacken hing, — und nachdem ſie den Fakirs, welche die ewige Lampe in ihrer Schweſter Grabmal unterhielten, ein beträchtliches Geſchenk geſandt hatte, beſtieg ſie ſittig den für ſie bereiteten Palankin. Während ihr Aurengſeb von ſeinem Balkone noch nachſchaute, bewegte ſich der Zug langſam auf der Straße gen Lahore.

Selten hat der Orient einen ſo prächtigen Aufzug geſehen. Von den Gärten der Vorſtädte bis zum kaiſerlichen Palaſte war Alles nur eine prunkvolle Linie. Die ſtattliche Erſcheinung der Rajah's und Mogulsherren, geehrt durch die Zeichen der kaiſerlichen Gunſt, nämlich die weißen Reiherfedern von Kaſchmir auf ihren Turbanen, und die kleinen ſilberbeſchlagenen Pauken am Sattelbogen; — die prächtige Bewaffnung ihrer Reiter, die bei dieſer Gelegenheit mit den Leibwachen des großen Keder Khan wetteiferten, im Glanze ihrer ſilbernen Streitäxte, wie in der Stärke ihrer goldenen Schlachtkolben; — das Schimmern der goldigen Pinienäpfel auf dem Dache der Palankine; — die geſtickten Decken der Elefanten, die auf ihrem Rücken zierliche Thürmchen, ähnlich kleinen antiken Tempeln trugen, darin die Frauen der Lalla Rukh lagen, wie eingerahmte Heiligenbilder; — die roſenfarbenen Schleier um der Prinzeſſin eigene prachtvolle Sänfte, vor welcher eine junge ſchöne Sklavin ſaß, die ihr mit Argus-Faſanen-Federn durch die Vorhänge zufächelte; — und die anmuthige Schaar tartariſcher und kaſchmirſcher Ehrenmädchen, die der junge König zur Geſellſchaft ſeiner Braut geſandt hatte, und welche zu beiden Seiten der Sänfte auf ſchlanken arabiſchen Pferden ritten: — Alles war glänzend, ſinnig und prächtig, und gefiel ſogar dem krittelnden und grilligen Fadladin, Groß-Naſir oder Kämmerling des Harems, welcher in ſeinem Palankin unmittelbar hinter der Prinzeſſin getragen wurde, und ſich ſelbſt nicht als die unbedeutendſte Perſon dieſes Prachtzuges betrachtete.

Fadladin wußte ſein Urtheil abzugeben über alle nur möglichen Dinge, — vom Bemalen eines cirkaſſiſchen Augenlides bis zu den tiefſten Fragen über Wiſſenſchaft und Literatur; von der Miſchung einer Leckerei aus Roſenblättern bis zum Entwurfe eines epiſchen Gedichts: und ſolchen Einfluß hatte ſeine Meinung auf den veränderlichen Geſchmack des Tages, daß alle Dichter und Köche zu Delhi Ehrfurcht vor ihm empfanden. Seine politiſchen Handlungen und Meinungen gründeten ſich auf den Spruch des Sadi: „Sollte der Fürſt zu Mittag ſagen: es iſt Nacht — ſo erkläre, du ſäheſt Mond und Sterne!“ — Und ſein Eifer für die Religion, wovon Aurengſeb ein freigebiger Beſchützer war, glich ungefähr der Uneigennützigkeit jenes Goldſchmieds, der ſich in die Diamantenaugen des Götzenbildes zu Jaghernaut verliebte.

Während der erſten Tage ihrer Reiſe fand Lalla Rukh, deren ganzes Leben bisher im Schatten der königlichen Gärten zu Delhi verfloſſen war, in der Schönheit der Umgebungen, durch welche ſie kam, genug des Anziehenden für ihr Gemüth und des Ergötzlichen für ihre Phantaſie; und wenn man Abends oder in der Hitze des Tages ſich von der Heerſtraße abwendete zu den einſamen und romantiſchen Stellen, die man ihr zur

Ruheſtatt auswählte, bald an den Ufern eines Bächleins, ſo klar wie die Fluthen des Perlenſee's, bald unter dem heiligen Schatten eines Banianbaumes, von wo ſich die Ausſicht auf eine lichte Stelle des Waldes öffnete, von Antilopen belebt; auch oft an jenen verborgenen, umlaubten Räumen, die Einer1) von den Inſeln des Weſtens beſchrieb als „Wohnungen der Schwermuth, des Entzückens und der Sicherheit, wo die einzige Geſellſchaft ringsum nur wilde Pfauen und Turteltauben waren;“ — da fühlte ſie einen Reiz in dieſen ſo anmuthigen und ihr noch neuen Scenen, der ihr eine Zeitlang jede andere Unterhaltung gleichgiltig ſein ließ. Doch Lalla Rukh war jung, und die Jugend liebt Abwechslung; auch konnten die Geſpräche ihrer Frauen und des Großkämmerlings Fadladin (der einzigen Perſonen, die in der Regel Zutritt zu ihrem Zelte hatten,) die vielen müßigen Stunden nicht hinlänglich ausfüllen, die weder dem Ruhekiſſen noch dem Palankin geweiht waren. Da gab es wohl eine kleine perſiſche Sklavin, welche angenehm zur Wina ſang, und die Prinzeſſin dann und wann mit den alten Liedern ihrer Heimath in den Schlummer lullte, die von der Liebe Wamak's und Eſra's, oder vom ſchöngelockten Zal und ſeiner Herrin Rodahver handeln; nicht zu vergeſſen Ruſtan's Kampf mit dem furchtbaren weißen Dämon2). Dann unterhielten ſie wieder die reizenden Tänzerinnen aus Delhi, denen die Braminen der großen Pagode erlaubt hatten, ſie zu begleiten, zum großen Aergerniß des guten Muſelmanns Fadladin, der nichts Reizendes oder Huldvolles an dieſen Götzendienerinnen finden konnte, und dem ſchon das Geklingel ihrer goldenen Knöchelringe3) ein Greuel war.

Doch dieſe und manche andere Vergnügungen wiederholten ſich, bis ſie allen Reiz verloren hatten, und die Nächte und Mittage fingen an, langſamer vorüber zu ſchleichen. Da erinnerte man ſich endlich, daß ſich unter dem vom Bräutigam abgeſandten Gefolge ein junger Dichter von Kaſchmir befand, berühmt im ganzen Thale wegen ſeiner Weiſe, die Sagen des Oſten zu erzählen, und dem ſein königlicher Herr das Vorrecht ertheilt hatte, das Zelt der Prinzeſſin zu betreten, um ihr die Langeweile der Reiſe durch einige ſeiner höchſt anmuthigen Erzählungen vertreiben zu helfen. Als man eines Dichters erwähnte, erhob Fadladin ſeine kritiſchen Augenbrauen, und nachdem er ſeinen Geiſt mit einer Doſis des köſtlichen Opiums erfriſcht hatte, welches man aus dem ſchwarzen Mohne von Thebais gewinnt, gab er Befehl, der Sänger möge erſcheinen.

Die Prinzeſſin, die nur einmal in ihrem Leben einen Poeten durch die Florſchirme in ihres Vaters Halle erblickt, und durch dieſes Probeexemplar eben keine beſonders günſtige Idee von der ganzen Gattung erhalten hatte, erwartete wenig Anziehendes von dieſer neuen Darſtellung; — ſie fühlte ſich indeß gleich beim erſten Erſcheinen Feramors' geneigt, ihre Meinung zu ändern. Er war ein Jüngling, etwa von gleichem Alter mit Lalla Rukh, und anmuthig, wie der Abgott der Weiber, Kriſchna*), — wie dieſer ihrer jugendlichen Einbildungskraft erſcheint, eine Heldengeſtalt, ſchön, ſelbſt aus ſeinen Augen Muſik athmend und die Ehrfurcht ſeiner Anbeter zur Liebe erhöhend. Sein Anzug war einfach, doch nicht ohne einige Zeichen von Koſtbarkeit, und die Frauen der Prinzeſſin machten bald die Entdeckung, das Tuch, welches ſeine hohe Tartarmütze umfing, ſei von der vorzüglichſten Art, welche die Shawlziegen von Tibet gewähren. Hier und da, auch über ſeinem Unterkleide, durch einen blumigen Gürtel von Kaſchan zuſammen gehalten, hingen feine Perlenſchnüren, dem Anſcheine nach mit abſichtsloſer Nachläſſigkeit geordnet; — auch entging die auserleſene Stickerei ſeiner Sandalen der Beobachtung dieſer ſchönen Kunſtrichterinnen nicht, die, wie leicht ſie auch Fadladin bei den unerheblichen Gegenſtänden der Religion und Regierung freies Urtheil ließen, doch ſtets die Beharrlichkeit von Märtyrn an den Tag legten, in allem, was ſo hochwichtige Dinge wie Juwelen und Stickerei betraf.

In der Abſicht, die Pauſen ſeiner Erzählung durch Muſik zu füllen, hielt der kaſchmirſche Jüngling eine Zither in der Hand, — von jener Art, wie ſie vor Zeiten die Arabermädchen des Weſten bei Mondlicht in den Gärten der Alhambra zu belauſchen pflegten, — und, nachdem er mit vieler Demuth bemerkt hatte, die Erzählung, die er vortragen wolle, gründe ſich auf die Abenteuer des „verſchleierten Profeten 5) von Khoraſſan,“ der im 163. Jahre der Hegira ſo viel Aufſehen in den Oſtlanden erregte, neigte er ſich vor der Prinzeſſin und begann ſo:

Der verſchleierte Profet von Khoraſſan 6).

Im ſchönen Land der Sonne, wo ſie mild
Begrüßt das erſte Perſiſche Gefild,
Um roth die liebſten Kinder ihrer Strahlen,
Die Blüth' und Frucht, an jedem Strom zu malen,
Und wo des ſchönſten Stroms, des Murga Wellen
An Meru's 7) Hainen und Paläſten ſchwellen:
Dort ſah man ſtolz, verehrt von Millionen
Die blind ihm glaubten, den Profeten thronen:
Genannt Mokanna. Sein Geſicht umfing
Ein Silberflor, den er darüber hing
Aus Huld weil noch ein ſterblich Antlitz nicht
Ertrüge ſeiner Augen blendend Licht.
Denn minder hell, ſo ſagten die Geweihten,
Sah einſt man über Muſſa's 8) Wangen breiten

Sich jenen Glanz, als er vom Berge trat,
Ganz Gluth, weil ſeinem Gott er ſelbſt genaht.

Der Gläub'gen auserwählte Wache ſtand
Zu beiden Seiten, kühn mit Herz und Hand;
Entflammte Streiter, welche mehr durch Waffen
Als Worte für den Glauben Achtung ſchaffen;
Da iſt kein Jüngling, welcher nicht ſein Schwert
Voll Eifer, wenn es nur ſein Fürſt begehrt,
In's eigne Herz, wie in die Scheide, drückt,
Die Lippen ſegnend, die ihn ſo beglückt!
Zu höhnen des Kalifen Kleid der Nacht 9)),
Iſt ſchneeweiß Alles, Helm ſowohl als Tracht;
Die Waffen vielfach: — in der Eil' erkor
Man hier die Lanz' aus Kathay's leichtem Rohr;
Aus Büffelhorn der Bogen; im Köcher droht
Der Zweig 10)), den Iran's Flußgeſtade bot;
Indeß ſie dort, um härtern Kampf zu wagen,
Den Kolben und die ſchwere Streitart tragen; —
Und wallt empor milchweiß im Morgenſtrahl
Ihr Helmgefieder, gleichen ſie zumal
Dem Tſchenarhain 11)), deß Wipfel, ſtolz erhoben,
Mit Schneegefieder Winter hat umwoben.

Hoch zwiſchen Porphyrſäulen, überdacht
Von des arab'ſchen Baues goldner Pracht,
Sieht man verhüllt des Harems Gallerie,
Wo Blicke glühn durch ſeidnes Netzwerk, die
Von Zeit zu Zeit (wie Sonnenſtrahlen flimmern
Durch Herbſtgewölk) die Pracht rings überſchimmern. —
Darf frevler Mund, ihr blühnden Heil'gen, wagen,

Euch feſſle mehr als Himmel hier, zu ſagen?
Und daß die Liebe dieſer ſchnöden Welt
Selbſt eurem hohen Seher Netze ſtellt?
Nein, — frevler Wahn! — Er hat Befehl erhalten,
Zu ſchmücken Edens Hain mit Huldgeſtalten,
(So holden Weſen, daß wohl Lipp' und Augen,
Selbſt irdiſch noch, zum Paradies ſchon taugen,)
Sich dort des Himmels Jungfraun anzureihn
Und den Erkornen ew'ge Luſt zu leihn! —
Gut hat der Fürſt-Profet ſein Werk vollbracht:
Denn jede Schönheit, die auf Erden lacht,
Sie, die an Brama's Feuerquellen[12]) beten,
Die Yemens Höhn im leichten Tanz betreten,
Von dort, wo Perſiens Rehenauge blitzt,
Bis zu der Kathay's[13]) Augen, ſchmal geſchlitzt;
Auch Georgiens Blüthen, Azabs dunkles Glühn,
Und goldne Locken, die im Weſten blühn:
Dies ſieht man hier! Ein blühendes Gewimmel
Zur ſchönſten Bildungsſchule für den Himmel!

Doch wozu nun der Prunk? die Kriegerpracht?
Was ſammelt heut ſo reich des Diwans Macht,
Im Turban jede Sitt' und Farbe zeigend,
Demüthig vor dem Schleierhaupt ſich neigend,
So wie ein reiches buntes Tulpenbeet,
Wann unſichtbar ein Weſt darüber weht?
Welch' neues Wunder wird, als gottentſprungen,
Dem Glauben blutbeſiegelt aufgedrungen?
Welch Gaukelſpiel, nachäffend Gottes Macht,
Hat der Profet für dieſen Tag erdacht?
Nein, Anderm gilt heut dieſer prächt'ge Staat.

Der Jüngling, der dort aus der Menge naht,
Mit ſchöngeſticktem Gürtel, Silberbogen,
Und der Bucharenmütze, pelzumzogen,
An Blick und Haltung kühn, doch anmuthreich,
Dem Kriegsgeſtirn am Sommerhimmel gleich;
Der Jüngling kam, (ein Jünger, Horden werth
Von kühlerm Muth und minder raſchem Schwert,)
Sich, Muth und Glaube ganz, zu dieſer Stunde
Zu weihn des gottgeſandten Hauptes Bunde.

Ob jung, nennt ihn doch ſchon das Abendland
Mit Ruhm. Jenſeit Olymps beſchneiter Wand,
Ward, eh' noch Mannheit bräunte ſeine Wangen,
Er von den Griechen in der Schlacht gefangen 14)),
Und bis zum Frieden ſchmachtet' er allda. —
O! wer, und ob in Ketten ſelber, ſah
Das edle Hellas, dem das Herz nicht glühte?
Wer wallte je dort, wo die Freiheit blühte,
Mit offnem Sinn und Herzen, der nicht da
Die lichten Spuren ihrer Gottheit ſah?
Den nicht der Götterhauch der Luft durchbebte,
Der ſtumm berichtet, daß ſie einſt hier lebte?
Der junge Held empfand's: — zu bald erwacht
Für ſeine Ruh war dieſes Zaubers Macht.
So kehrt' er in der theuern Heimath Schoß,
Voll edler Träume, die umſonſt ſo groß
Die Jugend träumt, die ſtolze Pläne nährt
Und ſelbſt zum Gott den Menſchen gern verklärt:
Ein Trug, wie ihn der Horizont auch zeigt,
Wo Himmel ſcheinbar ſich zur Erde neigt! —
Kaum hört er, daß ein Götterarm erwacht

Für's Recht der Völker, und erblickt voll Pracht
Mokanna's weißes Banner aufgeſtellt
Mit goldnem Wahlſpruch: „Freiheit aller Welt!"
Da weiht er Glauben, Seel' und Schwert zumal
Dem hohen Ruf; denn es ſchien jeder Stahl,
Zum Kampf für dieſen heil'gen Zweck beſtellt,
Zweiſchneidig, ſo für die, als jene Welt.
Ein Auge, das ſo willig blind war, fand
Noch nie der Glaube für ſein ſanftes Band,
Im Tugendwahn; — nie hing wohl ein Gemüth
So treu an dem, wofür's einmal erglüht,
Als ſeins, — der, bleich vor frommer Scheu, entzückt
Sich vor dem Silberflor zum Staube bückt,
Und glaubt, das Weſen, dem er Ehrfurcht weiht,
Sei ſelbſt ein Engel, der die Welt befreit,
Der Feſſeln, Bande, Flecken von ihr wendet
Und ihren erſten Glanz auf's Neue ſpendet!

Mit Azim war die bunte Schaar, (aus allen
Weltgegenden genaht,) auf's Knie gefallen
Und „Allah!" hört man's weit und breit erſchallen;
Indeß, ob des Profeten Haupt gehalten,
Sich tauſend Banner ſonnbeſtrahlt entfalten,
So wie der weißen Zaubervögel Schwingen
Den luft'gen Thron des Soliman umringen 15)! —
„Fremdling, iſt deiner Seele Hüll' auch (ſprach
Mokanna) neu jetzt — lang ſpürt' ich ihr nach
Bei jedem Wechſeln und Erneu'n des Sei'n 16),
Durch deſſen mannichfache Stufenreihn
(So wie beim Fackelſpiel von Hand zu Hand
Die raſche Jugend ſchickt den lichten Brand,)

Von Form zu Form die ew'ge Seele wallt
Bis ſie am Ziel iſt, ſonder Aufenthalt!

„Glaub' nicht, der niedre Geiſt allein, durchglimmt
Von ſchwacher Gluth, der Erde nur beſtimmt,
Geh' dieſen Pfad; — auch Höh're ſind bereit
Zu ſolchem Gang durch düſtre Sterblichkeit.
So Adams Geiſt, dem ſich die Engel neigten
Und, bis auf Einen Stolzen, Ehrfurcht zeigten[11];
So der erhabne Geiſt, den einſt umfing
Des Muſſa Leib; und der dann weiter ging
Durch manches Sehers Bruſt: — in Iſſa hell,
In Mahom feurig; bis dann fliehend ſchnell,
(So wie ein heller Bach von Fall zu Fall
Durch manchen Irrgang ſtürzt, hell überall,
Bis dann er, in ein ſchöner Land gelangt,
Als voller Strahlenſee geläutert prangt!)
In mir der heil'ge Geiſt, voll Ruh und bar
Von Fall und Schatten, nun vereinigt war.“
Und wiederum bei dieſem Wort erklang
Der Ruf von tauſend Stimmen: Alles ſchwang
Die Schwerter himmelwärts, — die Fahnen wallen
Im Wind, und hinter Perſiens Teppichhallen,
(Die ſchlecht des Harems Anmuth nur verbaun
Den Blicken,) war manch weiße Hand zu ſchaun,
Mit bunten Schärpen wehend, welche reich
Entſenden Wohlgeruch: — den Houri's gleich,
Sobald ein Held gelangt in ihr Bereich.

‚Doch ſolche Wahrheit (fuhr er fort,) heiſcht weit
Geheiligteren Sinn und ſtillre Zeit

Als jetzt die Welt hat. Eh' dies Schwert noch nicht
Das dunkle Kerkerhaus der Menſchheit bricht,
Kommt ihr der Friede nie, und auch die Wahrheit
Leiht einer ſünd'gen Welt nicht ihre Klarheit!
Doch dann, ihr Himmelskrieger, wenn auf Erden
So Thron' als Tempel vor uns fallen werden;
Wenn froh der Sklav ablegt vor meinem Throne
Gebrochne Ketten, der Tyrann die Krone,
Sein Buch der Pfaff, den Kranz der Sieger auch,
Und von der Wahrheit Lipp' ein mächtiger Hauch
Zerſtreut, wie Wirbelwind, in ſeiner Macht
Das ganze Gaukelwerk der Geiſtesnacht: —
Dann waltet die Vernunft allein auf Erden,
Und friſch erwacht, wie neugeboren, werden
Die Menſchen in des Weltenfrühlings Strahl
Wie Heil'ge glänzend wandeln allzumal.
Dann werd' auch ich vom Engelsangeſicht
Den Schleier ziehn, verhüllend jetzt ſein Licht,
Daß ſich das Erdenrund entzückt erfreut
Am lichten Strahl, den ſeine Schöne beut!

„Sei, junger Held, gegrüßt! — manch eitlen Brauch
Mußt du vergeſſen, Manches lernen auch,
Eh' man den weißen Helmſchmuck dir verleiht —
Doch, einmal mein, bleibſt du's in Ewigkeit!“ —

Die Pracht iſt aus — zerſtreut die Schaaren alle,
Doch jedes Ohr und Herz bebt noch vom Halle
Der Stimme, tief, gleich Allah's Donnerſchalle!
Die Jugend iſt von Schmuck und Wehr berauſcht,
Von Thrones Glanz und Harem, halb erlauſcht;

Die Alten denken an's verſprochne Reich
Der Ruh' und Wahrheit; und es wagten gleich
Daran die Augen ſicher alle Frauen,
Das Wunderantlitz nur einmal zu ſchauen!
Doch Einer Jungfrau, von der Wand umfangen
Des Harems, färbte tiefes Roth die Wangen, —
Sie, die die heutge Pracht berührte, wie
Der kalte Tod. Erbleichen ſaht ihr ſie,
Erſtaunte Schweſtern, und vernahmt den Laut
Des Schreckens von ihr, als ſie kaum erſchaut
Den Jüngling (ihr bekannt und theuer ſchon),
In Schweigen knieend vor des Profeten Thron.

Ach, Zelika! wohl gab es einſtens Stunden,
Da Wonne du in ſeinem Blick empfunden;
Da ſeine Stimme hören, nur ihn ſehn,
Bei ihm zu athmen, war dein innigſt Flehn!
Da Alles um ihn ſtrahlte zauberreich,
Was er auch that, ihm that es Keiner gleich.
Ihr ſelge Tage! da dir jede Blume,
Die er berührte, ward zum Heiligthume; —
Du lernteſt ihn, bis du mit jedem Laut,
Mit jedem Zug und holdem Blick vertraut;
Bis alle Mienen, die ſein Antlitz malten,
Nur holder noch aus deinem wiederſtrahlten,
So wie durch's Echo holder Klang, vermehrt
Mit doppelt ſüßem Wohllaut, wiederkehrt!
Er nahte nun — und wohl noch ſchöner, wie
Er je geſtrahlt — doch, ach! nicht ſchön für ſie: —
Nein, ſchrecklich, unerwartet iſt ſein Nahn,
Ein Gaſt aus andrer Welt, wie zu umfahn

Dein ſchuldig Herz mit Träumen ferner Wonnen,
Die, bis auf der Erinnrung Weh, zerronnen: —
O trüber Traum! Wie wenn der Geiſt der Jugend,
Im Schlaf uns nahend, mit all der Unſchuld, Tugend
Der frühern Zeit uns ſchmückt, uns dann hinan,
In ſchlimmer Täuſchung führt die lichte Bahn
Der Jugendzeit, und jeden Strahl uns ſo
Von Ruh und Hoffnung zeigt, der dort entfloh.

Einſt glücklich Paar! — Bokhara's Wäldergrün
Pries deiner Jugendliebe reines Glühn.
Am alten Strom 18) geboren, der beſchwingt
Sich anfangs durch die ſchwarzen Berge ringt,
Dann, ſtark durch ſchnelle Bäche, die durchſchienen
Von Reſten ſind buchariſcher Rubinen,
Halb ſeine Fluth dem Meere Kaspiens ſchenkt,
Und endlich in den Adlerſee ſich ſenkt; —
Erwachſen dort am ſchönen Strand, bezeigten
Die Blumen, die zum Fluß ſich morgens neigten,
Nicht bunt und duftig ſchönern Gruß der Fluth,
Die murmelnd floh, als eure keuſche Gluth
Und erſter Neigung Sehnſucht mild ertheilte
Der Jugend ſanftem Strom, der raſch enteilte.
Doch Krieg zerriß den Traum — entboten war
Er, ihrem Lächeln ferne, zu der Schaar
Der Perſerkrieger in den Thrakergaun.
Da tauſcht der Jüngling ſeine Waldesaun
Mit rauhem Zelt und wildem Todesreihn;
Das Lächeln Zelika's mit grellem Schein
Des griech'ſchen Feuers; ſanfte Liebesbande
Mit blutger Knechtſchaft im Byzanzerlande.

Die Maid ſah Mond um Mond, im kummervollen
Verwaiſten Leben, ihre Sonnen rollen
Zwei Sommer — aber ach! wie trüb und kalt
Selbſt Sommerſonnen, wann Er ferne wallt!
Durch manch betrübt Gerücht ward ſie verdüſtert,
(Wie Geiſtermund des Kranken Namen flüſtert
Juſt eh er ſtirbt:) bis eins die Kunde bot,
Vernichtend für ihr Herz: „Azim iſt todt!“ —
Schmerz aller Schmerzen! Da verlaſſen war
Das junge Herz einſam und Troſtes bar
In weiter Welt, wo's aller Band' entbehrt,
Durch die ihm Tod verhaßt und Leben werth; —
Stumm, gleich der Harfe, die nie mehr erklungen,
Seitdem die beſte Saite drauf geſprungen!

Das Herz des guten Mädchens war ſo krank,
Daß ſelbſt Vernunft darob erſterbend ſank; —
Ob auch ihr muntrer Geiſt ſich bald erhob
Vom Todesweh des Grams, der ihn umwob,
Kehrt' auch Geſundheit, Blühn — nie ſchloß die Glieder,
Einmal verwirrt, des Denkens Kette wieder.
Warm, lebhaft, wie in ſchönſter Jugendzeit
War ganz ihr Geiſt — oft aber irrt er weit —
Ein irrend Schiff, auf deſſen Pfade licht
Zwar jeder Stern ſcheint, nur ein Leitſtern nicht!
Sie lächelt wieder, lächelt oft, doch war
Es ſeltſam, unnatürlich, ſonderbar;
Und wenn ſie ſang zu ihrer Laute Klang,
So ſcholl es halb entzückt, halb ſchmerzlich bang,
Wie Bülbül's Lied, eh ihre Seel' entfliegt,

Wenn ſie, durch eines Sängers Kunſt beſiegt,
Nun auf der Laute ſtirbt, der ſüß ihr Herz erliegt.

O Zelika, ſo warſt du, als dich fand
Die Sendung, welche rings im Morgenland,
Wo ſchöne Frauen überall entzücken,
Die Schönſten auserwählt, um ſo zu ſchmücken
Mit Lippen und Augen jene Sternenbahn,
Die der Profet bereitet himmelan! —
Und ſchnell Willkommen, wie ein Funk' erhält,
Der unter herbſtlich welke Blätter fällt,
Fand jedes Wort, von Schwärmermund berichtet,
In dieſer Jungfrau Bruſt, vom Gram vernichtet.
Vom Feuereifer war ſie ſchnell entzückt;
Erwählt für's Paradies — wie hoch beglückt!
Beſtimmte Braut in Himmels ewgem Reich
Von einem Helden — welchem, gilt ihr gleich?
Nein, nur vom Einzigen, deß Bild ſo ſtark
Unlöſchbar ihr geprägt in Herz und Mark;
Des Einen, deß Gedächtniß, friſch belebt,
Ein jedes Band des irren Geiſt's umwebt;
Und deſſen Bild, ob auch Vernunft verblühte,
Noch hell durch ihrer Seele Trümmern glühte.

Ach, arme Zelika! der Phantaſien
Bedurft' es ganz, die deinen Geiſt umziehn,
Zu ſehen in des Harems glühnden Frauen
Die heilige Schaar, beſtimmt für Edens Auen;
Zu träumen, als ob Er (deß Gier dich nahm
Zum Opfer nur zu bald) voll Hoheit kam
Vom Himmel, dieſem Seelen zu vereinen.

Die hier er erſt verdorben, gleich der deinen!
Nein — wenn des Geiſtes Licht nicht ganz zerrann,
Verſenkt in Nacht: ein Amulet trug dann
Dein Herz am theuern Bild das es umſchlang,
Das des Verſuchers Kunſt wohl leicht bezwang,
Und dir der Reinheit Blüthe, ſanſt geröthet,
Bewahrte, deren Flucht die Liebe tödtet! —
Doch irr, entflammt — riß wilder Eifer hin
Der Jungfrau ſanften anmuthvollen Sinn;
Die Erſt' in des Profeten Gunſt, bewährt
An Reiz und Eifer — ach! nur zu wohl nährt
Der Heuchler ihren Wahn, in deſſen Glühn,
Umſtrahlend dieſer Jungfrau üppig Blühn,
Er ſtärkre Zauber ſah, mit finſterm Band
Zu hüllen ſo den menſchlichen Verſtand,
Und feinre Schlingen, als die Höll' erfand.
Nicht Kunſt noch Zauber ſpart' er; jeden Trug,
Den ihm ſein Teufel eingab, nützt' er klug,
Goß Wonne bald, bald Gram ihr ins Gemüth —
Den Gram, wovon der Wahnſinn wilder glüht —
Die Wonne, die aus Kummerstiefen lacht,
Dem Monde gleich, deß Schimmer Wahnſinn macht!

Nach einem pracht'gen Feſte, reich verſchönt
Durch Dichtkunſt und Muſik, die ringsum tönt,
Gemeinſam malend ihrem Geiſt und Ohr
Des Himmels Pracht, die man ihr auserkor:
Wo Alles rein ſei, jedes Sündenzeichen
Von dem verklärten Geiſte werd' entweichen,
Und wo dann, (mehr als Jugendliebe je
Sich wünſcht' und träumte,) ſie für immer geh'

An Azim's Arm durch Fluren, duftbethaut,
Als ſeine ſelge reinverklärte Braut! —
Von ſolchen Scenen, ſolchem Zauberglanz
Riß Er ſie fort, noch Luſt und Freude ganz,
Zum düſtern Leichenhaus. Durch ſeine Reihn
Von Duft und Moder leitet nur der Schein
Den die Verweſung leiht, die höhnend ſpricht
Zum Frohen, Stolzen: ich auch habe Licht! —
Sie gehn durch Todtenreihn, aufrecht geſchichtet:
Die ſchienen ihr (nun auch durch Angſt vernichtet,)
Vom blauen Leichenlichte trüb umfangen,
Zu murmeln leis, als ſie vorbeigegangen. — —
Als einen grauſen Trank ſie ohn' ein Wort
Geſchlürft nun Beid' an jenem Schreckensort, —
(O, Duft und Gluth des rothen Tranks weicht nur
Im Tod von ihr!) da band mit finſterm Schwur
Nach Art der Höll' er ſie: daß nie fortan
So lang er heilig wall' auf irdſcher Bahn,
So lang das Himmelsblau umſah' ſie Beide,
Daß nimmer ſie, bei dem Verwünſchungseide,
Ihn laſſ', in Schmerz wie in der Freude Schimmer!
Sie ſchwur — das weite Haus der Leichen hallte „nimmer!"
Von Stund' an war ſie ganz ihm hingegeben
Und (ach, die Arme glaubt's!) dem ewgen Leben.
Ihr Hirn, ihr Herz, all ihr Gefühl entbrannte:
Wie ſtand ſie ſtolz, wenn ſie der Harem nannte
„Die Glaubensprieſterin!" — wie ſtrahlt' umher
Ihr Aug' ein Licht, ach! das nicht himmliſch mehr,
Wenn man, ſo hoch entzückt als ſie beinah,
Rings die Verehrerſchaar des Harems knieen ſah!
Mokanna hatte Recht: die Schönheit macht

Die Welt ſchon ſein durch ihre Zauberpracht:
Die leichten Glieder, die voll Anmuth wogen
Vom Geiſt bewegt — wie je ſich Zweige bogen
Wenn davon auf ein Vöglein war geflogen;
Der Mund, deß Roſenlabyrinth wohl ſchnell
Die Herzen fängt; Erröthen, wild und grell,
So wie ein flüchtig Meteor entbrennt
Am ſchönen, aber ſtürm'ſchen Firmament;
Ihr Blick! — o, war ein Herz wohl kalt genug,
Das nicht bei ſeinem Zauber höher ſchlug?
Schnell, raſtlos, ſeltſam — ſchön doch bei dem Allen,
Wie der der Engel, juſt eh ſie gefallen;
Bald trüb von Erdenſcham, und bald entbrannt
Vom Strahl des Himmels, den ihr Herz verbannt;
Aus jedem ihrer Blicke deutlich bricht
Der ſchönen, doch verſtörten Seele Licht,
Die oft Gefühl der Wehmuth noch bekümmert, —
Wie Blitz die Stätte hellt, die er zertrümmert!

So war nun Zelika — ach! wie verſchieden
Von ihr, die jüngſt nur noch in holdem Frieden
Durch Mandelwälder an Bokhara's Wogen
Mit Azim, Glück und Leben ganz, gezogen!
So war ſie, als in jenes Feſtes Pracht
Und bei des ſtolzen Diwans Kriegermacht
Das Bild des Jünglings, längſt als todt beweint,
Den ſie geliebt, nun lebend ihr erſcheint!
Als, (glänzend, wähnt ſie, mag von Edens Bahn,
Nur halb betreten, er ſich wieder nahn
Der Erde, mit des Himmels Lichtgewand,)
Als ſo ihr ſchöner Azim vor ihr ſtand.

Vernunft! wer ſagt uns, welch ein Zauber oft
Dein Band vereinigt wieder unverhofft?
Welch ſchmale Ritze läßt mit einemmal
In dunkles Hirn des Geiſtes lichten Strahl?
Und wie, (gleich Burgen, die ein Freund, der drinnen,
Wohl unverhofft Belagrern läßt gewinnen,)
Ein Lichtgedanke, durch Erinnrungskraft
Erweckt, nun allen andern Zutritt ſchafft?
O, träf' dich, armes Mädchen, ſolches Loos!
Doch, kam auch Licht, kam es zum Theil doch blos
Gnug, um den Irrgang, den ſie ging, zu ſpüren,
Doch nicht genug um ſie herauszuführen;
Genug, zu ſchimmern ob den Wogenſchlünden,
Doch nicht, den Rettungshafen ihr zu künden.
Ob Frieden auch und Wonne, lang entſchwebt,
Bei ſeinem Anblick ihr das Herz durchbebt, — —
Doch, ach! zu denken, wie ihr Herz ſo weit
In Schmach und Falſchheit kam ſeit jener Zeit, —
Und dann ihr Eid — — Da kehrte Wahnſinn wieder
Und ſchaudernd ſank ſie in die Feſſeln nieder
Der Geiſtesnacht, als wär' das Beſte: Fliehn
Vorm Licht, da jeder Strahl ihr tödtlich ſchien!
Doch einen Troſt, und mag ihr Herz auch bluten,
Bracht' ihr Erinnrung: Thränen, Thränenfluthen,
Ihr lang erſtarrt, nun frei — wie ſich beflügeln
Im Frühling Bäche von beſchneiten Hügeln,
Die warm des Winterſchlafes ſich erwehrten,
Durch Thäler wallend, die ſie lang entbehrten!

Trüb und erſchreckt zum erſtenmal vernahm
Mit Schauder ſie's, als ihr die Ladung kam

(Ein ſeltner Ruf, der Jede ſonſt beglückt,
Und welcher ſtets bis jetzt auch ſie entzückt:)
Zu ſehn Mokanna in dem Betgemach, —
Ein Gartenbethaus, kühl und ſchön, dem Bach
Zur Seite, wo noch, wann der Tag enteilt,
Der Schleierſeher im Gebet oft weilt;
Manchmal allein — jedoch weit öfter ſteht
Ihm eine Nymphe bei in dem Gebet.

Längſt hatte ſie's vor Andern weit gebracht
In ſeiner Gunſt; und ob auch, (ſeit der Nacht,
Wo jedes Wort des grauſen Schwurs das Grab
Nachhallen ließ, der ſie ihm übergab,)
Der Heuchler, ſeines Opfers nun gewiß,
Vom Herzen ſich gemach die Maske riß,
Und ſo ruchloſe, freche Dinge ſprach,
Daß ſelbſt der armen Irren nach und nach
Durch ſchwachen Geiſt, deß Licht ſchon lang verflogen,
Des Schreckens und des Zweifels Schatten zogen: —
Doch Eifer, Ehrgeiz, finſtern Eides Pflicht,
Die ſtille Hoffnung auch, ſein Angeſicht
(Deß Schimmer noch der Welt verborgen war)
Würd' ihr bald, o Triumph! ihr offenbar,
Und ihr allein; — und dann die Hoffnung, (ihr
Die liebſte, kühnſte:) daß die Sünde hier
Nur ſei in gröbrer Erdengluth die Bahn,
Worauf der Geiſt zuletzt ſteig' himmelan,
Rein, wie noch nie, — wie zu des Himmels Hallen
Durch Dampf und Flammen Opferdüfte wallen: —
Und daß, wenn Azim treu und göttlich ſie
Umarm' im Himmel, jeder Makel flieh'

Vom Herzen, einſt ihm theuer auf der Erde,
Daß ſie dort rein, verklärt und ſein ganz werde!
Dies war der wilde Traum, deß kühner Flug
Sie leicht in des Verſuchers Feſſeln ſchlug,
Wo herrlich ſie ſelbſt dünkte Höllentrug. —
Doch die Geſtalt, die ihr geſträubt das Haar —
Die Aehnlichkeit, (o, ſchrecklich, wenn es wahr!)
Die ihr durch Wahnſinns wildem Taumel rief
Gewiſſenmahnend, ſtreng und kalt und tief!
Wie wenn in Nordmeers dunkler Mitternacht
Ein leichtes Schiff am Eisgebirg zerkracht,
Das, weckend all die Armen die drin ſchliefen,
Mit einem Stoß ſie ſchleudert in die Tiefen: —
So kam der Stoß, der Wahnſinn ſelbſt erſchreckte,
Zwar jedes langentſchlafne Bild erweckte,
Doch den erwachten Geiſt neu mit Verzweiflung deckte.

Bleich und verſtört, als jetzt der Abend graut,
Geht ſtill ſie zum Kiosk hin, heimlich, traut, —
Wo, während er an frevle Pläne denkt.
Mokanna ihrer harrt; — zu tief verſenkt
In ſeiner Zukunft reich gekrönte Werke,
Als daß die bleichen Sorgen er bemerke,
Die auf des Opfers trüber Stirne ruhn,
Und wie ſo träg ihr Gang, wie anders nun: —
Da ſonſt die Prieſtrin, ſchnell und gluthbelebt,
Kaum hörbar, wie ein Geiſt, dahin geſchwebt, —
Die wilde Zelika, der Zaubergluthen
In jedem Blick, in jedem Wort ſonſt ruhten. —

Mokanna ruht auf ſeiner Lagerſtatt
Bei Ampellicht — nicht glimmend kühl und matt,

Wie es der nächtlich Betende wohl hat
Im heilgen Kum und Mekka's dunklem Saal —
Nein, ſchimmernd, ſanft, ſolch Licht, in deſſen Strahl
Die Mädchen ſchöner glühn, goß üppge Gluth
Auf ſeines Schleiers ſchimmernd weiße Fluth.
Zur Seit ihm ſtand, ſtatt Buch und Roſenkranz,
Worin die Welt ihn glaubt verſunken ganz,
Der Krug voll goldnen Weins, den Kiſchmi19) bot,
Auch Thränenthau von Schiras, welcher roth.
Deß ſchlürften eifrig die verhüllten Lippen
So manchen Zug, als läg in jedem Nippen
(So wie in Zemzem's heilgem Quell) die Kraft,
Die jeder Seelentugend Stärkung ſchafft.
So trank er fort und ſann — und ſah nicht nahn
Das Mädchen, weil ihn Träumerein umfahn;
Bis er nun aus in Teufelslachen brach,
Wie Eblis bei des Menſchen Fall, und ſprach: —
„Ja, ihr Gezücht, der Hölle Spaß nur gebend,
Zu ſchlecht der Erd' und doch gen Himmel ſtrebend;
Ihr Bilder Gottes, ja! gleich mögt ihr ſein,
Dem Indien dient, dem Affengott allein; —
Du Volk aus Hauch und Thon: — wenn's abgeſchlagen
Einſt Lucifer, wie uns die Ammen ſagen,
Bei dem Verluſt des Himmels, dir zu nahn
In Demuth, hat er wahrlich recht gethan!
Bald ſetz' ich meinen Fuß nun, ſchmuzig Aas,
Dir auf's Genick, und ſonder Furcht und Maaß
Im Haſſe ſchwelgend, räch' ich dann die Schmach,
Daß ich auch ward benannt den Menſchen nach! —
Bald führ' ich, blind und wüthend, Myriaden,
Behaubten Falken gleich, auf meinen Pfaden,

Den dunkeln, durch das Weltall, wo zum Spiel
Der Schwache mir, der Schlecht' als Raub verfiel.

„Ihr Weiſen, die den dunkeln Pfad ihr wallt
Beim Dämmerſtrahl von Zeiten, längſt verhallt,
Wie abergläubſche Diebe für die Nacht
Sich eine Kerz' aus Todtenmark gemacht**) —
Euch mach' ich reich, ihr Weiſen, und geehrt;
Ich weiß, ihr Narrn, was eure Weisheit werth;
Die Sternenſchaar meßt ungeblendet ihr, —
Doch blendet euch ein Tand, ein Goldſtück hier.
Wie lach' ich dann, laßt ihr mein Lob erſchallen,
Wann Lügenreden, Lügenlieder hallen,
Gelehrte Sklaven! niedrigſte von Allen!
Ihr Witz iſt feil, all' ihre Weisheit ſinkt,
Wo eines Scepters kleine Spitze blinkt!

„Ihr, die ihr glaubt ſo manch unglaublich Wunder,
Und heilig haltet ſelbſterdachten Plunder,
Und, kühner noch als Nimrod, Himmel ſtürmt,
Indem ihr Unſinn über Unſinn thürmt:
Euch ſollen Wunder werden, traun! die klar,
Geſehn, gehört, beſtätigt, nur nicht wahr.
Und euern Eifrern, die ſo hoch verzückt,
Daß leider Sinn nicht ihre Rede ſchmückt, —
Den Märtyrn, deren Blut für Wahrheit rann,
So göttlich, daß kein Menſch ſie faſſen kann, —
Und euren Prieſtern, handelnd mit der Lehre,
Die Heil erwirbt, (ſo wie an Ava's Meere
Nur Prieſtern iſt der Handel zugedacht
Im beſten Marmor, draus man Götter macht:)

Myſterien geb' ich ihnen, (gute Hülle
Für manchen Schuft!) Myſterien die Fülle;
So wirr, als ſe von Liſt ſie ausgegangen,
Leicht vom Einfältigen als wahr empfangen,
Vom Schalk erheuchelt, bis er drin befangen! —
Ein Himmel wär' auch wohl, ihr Herrn aus Lehm,
Ein üppig Paradies, euch angenehm!
Schlecht ſteht's um des Profeten heilge Kraft,
Der Himmel nicht nach Jedes Sinne ſchafft;
Houri's den Knaben, Weiſen hohe Lehren,
Und Allen Engelflügel, Ruhm und Ehren.
Nur Tand! was Luſt und Eitelkeit nur nennt,
Denn Jedes Himmel iſt, wonach er brennt; — —
Seel' oder Sinn, weß Namen man ihm leiht,
Der Menſch bleibt immer Menſch in Ewigkeit!
Bleib' er (Eblis, den Fluch erfüll' auf immer!)
Stets, was er iſt: nicht Hölle wäre ſchlimmer!“ —

„Ich bin verloren!“ rief die Maid voll Bangen,
Die ſeiner ganzen Rede Giſt empfangen.
Mokanna ſtutzt — doch nicht beſorgt, befangen:
Von Furcht wußt' er ſo wenig, als von Eis
Die Leute wiſſen unterm Wendekreis!
Doch in dem Schreckenswort, das zu ihm drang,
„Ich bin verloren!“ lag ſo grauſer Klang,
(So gleich der Stimme, die der ſündgen Horde
Am Höllenthore lieſt die Schreckensworte),
Daß es, von ihr erklungen, die bis jetzt
Nichts trübt' und beugt' — ihn ſelbſt in Staunen ſetzt.

„Ha, ſchöne Prieſtrin!“ (ſo, mit Liſt bereit,
Grüßt ſie der Heuchler:) „deren Lächeln leiht

Begeiſtrung mehr in ſeinem roſ'gen Strahl,
Als Schwärmers Hoffnung, Sehers Traum zumal!
Du Licht des Glaubens, welchen du geſchmückt
So ſchön mit Liebe, daß man, drob entzückt,
Im Herzenszauber was man liebt vergißt:
Den Himmel den du lehrſt, den, der du biſt?
Was wär' ich ohne dich? dir ferne, war
Nur ſtumpf die Macht, der Sieg auch freudenbar!
Mein Banner wär', bar deiner Augen Glanz,
Trüg' es ein Engel auch, nicht göttlich ganz.
Doch — wie ſo traurig, Kind? dein Blick, voll Leben
Noch geſtern Nacht! mußt' all ſein Glanz entſchweben?
Komm, komm — der Morgen hat ihn matt gemacht,
Erfriſch' ihn; ſelbſt die Sonne ſänk' in Nacht,
Wenn ihr Kometen (wie ich dir) nicht Helle
Erneuten aus des Lichtes ewgem Quelle.
Den Becher ſieh: — nicht irdſcher Saft iſt drinnen,
Nein, jener reinen Bäche Fluth, die rinnen
Im Himmel auf Topaſen und Rubinen,
Vom Farbenglanz des Edelſteins durchſchienen.
Allnächtlich füllen Genien mir den Krug —
Trink! — Lebensbalſam glüht in jedem Zug.
Er leiht dem Geiſte Gluth, dem Auge Pracht —
Komm, komm, dein Lächeln brauch' ich dieſe Nacht; —
Ein Jüngling iſt — du ſtaunſt? haſt ihn geſehn?
War er nicht ſchön? mit ſolchem wirſt du gehn
Dereinſt verbunden in den Hainen droben; —
Für Lieb' iſt, fürcht' ich, er zu ſtolz erhoben,
Vom kalten Feind der Luſt zu ſehr gebunden,
Vom Tugendwahn — doch, das wird überwunden; —
Nicht bebe, weiſes Kind! du wirſt mit nichten

Des himmliſchen Myſteriums Dunkel ſichten.
Durch's Feuer muß der Stahl, eh' er verleiht
Für ſtarke Hand die Waffe, gut zum Streit.
Erproben will ich hoher Schönheit Macht
An dieſes Kriegers Herzen heute Nacht.
Was nur mein Harem bietet, zaubervoll
An Witz und Anmuth, herrlich, köſtlich, ſoll
Ihn prüfen; — Myrzala mit Augen, blau,
Mit ſanftem Lid, wie Schnee auf Veilchenau;
Arujah's Wangen, Frühlingsſtrahlen gleich,
Und Lippen, die im Druck ſo zauberreich
Wie Salomonis Siegel; Zeba's Lieder;
Und Lilla's leicht im Tanz bewegte Glieder,
Wie Vögel überm Meer ſo flink und weiß:
Dies Alles ſoll durch ſeinen Zauberkreis
In einem Reiz den Neubekehrten ſahn,
Wovon der nächſte Schritt führt himmelan; —
Daß glühend, ſchmelzend, weich das Herz ihm ſchlägt,
Worein des Glaubens Bild ſich leichter prägt. —
Doch, Prieſterin! ob von den Nymphen allen
Auch jede weiß nach Kräften zu gefallen
Durch Grazie, die, am Spiegel klug erprobt,
Sie ſelbſt zuerſt, dann alle Welt belobt:
Brauch' Eine doch zum vollen Sieg ich, Eine,
Die jeden Reiz in jedem Blick vereine;
In welcher jeder Schönheitsſtrahl vereint,
Wie durch der Liebe Brennglas, glühend ſcheint;
Mit Lippen, welche ſtumm ſchon überwinden,
Mit Worten, die ſelbſt ſinnlos Ehrer finden,
Wie Heiliger Worte, dunkel, unbeſtimmt,
Der Glaube doch als gut und göttlich nimmt!

Solch einer Nymphe braucht's, ganz Gluth und Pracht,
Zu krönen das Verſuchungswerk heut Nacht;
Und ſo muß die verklärte Zaubrin ſein,
Die ihn beſiegt — und das biſt du allein!"

Die Hände faltend und mit bleichem Munde
Sah ſtarr zum Schleier ſie, durch den die Kunde
Zu ihr erſcholl, wie Südwind durch ein Beet
Der Kerzrahblumen 21) Peſt aushauchend weht: —
So frech geſprochen auch! als wiſſ' er ſchon,
Daß alle Tugendſchen von ihr geflohn,
Als wiſſ' er, daß das Weib, das einmal fiel,
Im Sündenlaufe nimmer fänd' ein Ziel!

Erſt, ob ſie ſtumm auch lauſcht, ſcheint was er ſpricht
Ihr nur ein Traum; denn ihres Geiſtes Licht,
Noch ſchwach, begriff den Plan zur Hälfte nicht.
Doch als er ſprach „du biſt's allein" zuletzt,
Ward alles klar ihr und ſie rief entſetzt:
„O nicht um Welten! — Großer Gott! dem ich
In Unſchuld einſt gekniet, ſo lohnſt du mich?
Mein Träumen all', Hoffnung auf Seligkeit,
Reinheit und Stolz, ach! kam's damit ſo weit —
Als Teufels Buhlin leben! Kupplerin
Für ſeine Schuld — o Schmach! — und nun dahin
So tief geſunken, wie zur Höllengluth,
Noch Andre nachziehn in die heiße Fluth?
Andre? — ha! — ja — den Jüngling, der erſchien —
Ihn liebt' ich nicht — nicht ihn — o! ſprich, nicht ihn!
O ſchwöre mir alsbald, daß er's nicht war,
Und finſtrer Feind! dir dien' und knie ich immerdar!"

„Still, raſendes Geſchöpf! in Zeiten ſtill!
Verſchweig, was ich nicht dulden darf und will,
Selbſt nicht von dir. Geh — prüfe Laut' und Lieder,
Ihr Zauber wirft den Jüngling ſicher nieder.
Mich freut die Gluth, gleichviel woher entſtammt,
Die ſchöner noch als je dein Auge flammt;
Säh' er — der bald von deinen Blicken weich —
Auch wirklich deinem todten Liebling gleich,
Muß dich nur mehr es freun, ihn zu beſiegen:
Ein Lebenswarmer wird doch überwiegen
Zehntauſend Kalte, die im Grabe liegen?
Nein, Holde, nicht erzürnt! die Augen ſind
Zum Lieben, nicht zum Zorn — gehorche Kind!“

„Gehorchen! — gut — ja, ich verdien' es ſehr —
Nie fällt des Himmels Rach' auf mich zu ſchwer —
Doch Azim, edel, treu und ſchön, ſoll ihn —
Ich ihn auch mit in das Verderben ziehn?
Wird er auch, herrlich wie er iſt, bethört,
Daß Lieb' und Himmel er, wie ich, verſchwört?
Wie ich? — ich ſchmäht' ihn, ich Verlorne — nein —
Er iſt voll Wahrheit noch, voll Kraft und rein!
Füll' deinen Höllenbecher bis zum Rand,
Er, Teufel! hält dem Zauber Widerſtand.
Laß deine glühnden Dirnen ihn umringen,
Er liebt, er liebt, und ſpottet ihrer Schlingen!
Ob ich auch ſank, in ſeinem Herzen klar
Herrſch' ich noch ſtets, wie ſonſt, und fleckenbar!
Ob auch geſtürzt — entehrt — mein Bild ſchirmt doch
Wie Geiſterſegen ſeine Seele noch.
O, nie erfahr' er, wie das Angeſicht,

Das er beim Abſchied küßte, Schmach umſicht —
Nie ſag' ihm, wie verdorben, wie verletzt,
Die einſt er — einſt? — ach, die er liebt noch jetzt!
Du lachſt, o Quäler, — ſtellſt du mich ihm blos?
Thu's, thu's — umſonſt, — er glaubt mich fleckenlos
Und feſt und treu, daß nichts auf Erden mich
Verführen könne, — ſo dacht' einſt auch ich.
Doch das iſt hin. — Mein Loos nun — ſchlimmer ſei's
Als Höll' und Tod — 's iſt nichts, weil er's nicht weiß.
Fern will ich fliehn in ein umnachtet Land,
Nie ſonnerhellt, bis daß mein Leben ſchwand;
Wo Niemand die Verlorne fragt „von wann?“
Dort welk' und ſterb' ich ohne Namen dann!
Und du — ob Teufel oder Menſch genannt —
Der du das Peſtmal erſt in mir erkannt,
Dann ſchnell mir's breiteteſt durch Seel' und Sinn
Mit mehr als Teufelskunſt, bis ich dahin
Nun ganz in Schmach und Peſt und Hölle bin! —
Ging' ich nun“ —

„Tolle, halt! laß nicht erglühn
Die Wuth in mir — kaum wagt ja halb ſo kühn
Der kleine Vogel [33]) ſelbſt mit ſpött'ſchem Singen
In Krokodilles offnen Schlund zu dringen!
Und du willſt fliehn? aufgeben auf einmal
Die keuſche Herrſchaft in des Harems Saal?
Der Liebe halb, halb Allah hingegeben,
Muß, wie das Grab Medina's, auch dein Leben
Inmitten Höll' und Himmel immer ſchweben!
Zu fliehn? ſo leicht, als es das Würmchen thut
Worauf der Schlange gierig Auge ruht; —

So leicht entwindet ſich die Beut' auch ihr
Aus dem erfreuten Zahn, als du dich mir.
Nein, das ſteht feſt! — ob froh du, ob dir's graut —
Mein biſt du bis zum Tod, Mokanna's Braut!
Denk' deines Eids!" —

Es bebt vor dieſem Ton
Das Mädchen — (das empört ſein roher Hohn
Durch's tiefſte Mark und ſie mit Zorn umwob,
Der ſich, trotz der Verzweiflung ſelbſt, erhob —)
Sie bebt zurück, als wehte dieſer Oden,
Der ſolches Wort geſprochen, giftgen Broden.

„Ja, Eidesbraut, laß Andern Lauben prangen
Als Brautgemach — uns hat das Grab umfangen!
Statt Duft und Balſam, hob um dich und mich
Dort reicher Dunſt ſußer Verweſung ſich;
Bei der Vermählung glimmten Todtenlichter;
Statt Gäſten ſahn verſtorbene Geſichter
(Gewiß zu ihrer Zeit unſterblich auch!)
Aus duftgem Grabtuch auf den heilgen Brauch!
Der Eid — ihn wiederholten viele Lippen —
Der Kelch — du ſchauderſt — war er ſüß zu nippen?
Der Kelch verband uns — beſter Beinhauswein —
Mit Leib und Seele macht' er ganz dich mein;
Band dich durch Ketten an mich, die nun bricht
— Ob heilig, ob verflucht — ſelbſt Hölle nicht!
Zum Harem, Weib! — ſieh fröhlich oder kalt,
Sieh wie du willſt, nur traurig nicht! — Doch halt
Noch Eins [illegible]
Ich weiß [illegible] ganz und gar

Und wahr ſchien Alles, Närrin, dir bisher?
Daß mir die Menſchen lieb? Ei, freilich ſehr —
Als Opfer: — wie der Seehund innig liebt
Die zarte Fiſchbrut, die ihn rings umgibt;
Wie ſich des Schlamms der Ibis liebend freut,
Der ihm die ſtinkend giftge Nahrung beut! —

„Und da mein Engelherz du nun durchſchaut,
Wird's Zeit, daß dich mein Antlitz auch erbaut; —
Dies Antlitz, deſſen Pracht (o, Himmelspracht!)
Ward aufbewahrt, daß dir ſie ſelig lacht;
Der Strahlenblick, vor deß verhüllter Macht
Unſterbliche du ſaheſt auf dem Knie —
O, wär' er doch ein Himmelsblitz für ſie!
Doch komm und ſchau — und ſtaune, willſt du's, dann,
Wie ich auf Haß und grimme Rache ſann
An dem, der (höhnend oder ſchwach,) zur Welt
Mich ſandte ſo abſcheulich und entſtellt, —
Und an der Menſchheit, die (ob ſie auch glich'
Der Affenbrut:) Halbgötter gegen mich!
Hier — ſprich, ob Hölle ſelbſt, bei aller Kraft,
Noch einen Fluch wohl ſolchem Scheuſal ſchafft?“ —

Er hebt den Schleier — ſtill dreht ſie ſich um —
Sieht — ſchreit entſetzt — und ſinkt zu Boden ſtumm.

Als ſie in der nächſten Nacht auf dem Lagerplatze anlan
ten, waren ſie angenehm überraſcht, den Hain rings erleuch
zu finden; einige Künſtler aus Yemtſchu waren vorausgeſan

worden, dies zu vollbringen. An jeder Seite der grünen Allee, die zum königlichen Zelt führte, waren kunſtreiche Verzierungen aus Bambus errichtet, Bogen, Minarets und Thürme darſtellend, von denen tauſend ſeidene Laternen, mit dem zarteſten Pinſel Kantons gemalt, hernieder hingen. — Nichts konnte anmuthiger ſein, als die Blätter der Mangobäume und Akazien, die in dem Lichte der Bambusſcenerie erglänzten, welches einen ſanften Schimmer ergoß, wie die Nächte von Periſtan.

Lalla Rukh jedoch, zu ſehr beſchäftigt mit der traurigen Geſchichte Zelika's und ihres Geliebten, um noch an etwas Anderes denken zu können, als vielleicht noch an ihn, der die Sage erzählte, eilte durch dieſe prachtvolle Scene zu ihrem Zelte, — zur großen Demüthigung der armen Künſtler aus Yemtſchu, — und mit gleicher Haſt folgte ihr der Großkämmerling dahin nach, der unterwegs jenen alten Mandarin verwünſchte, deſſen väterliche Sorgſamkeit in Beleuchtung der Seeküſten, wo ſeine geliebte Tochter gewandelt und ſich verloren hatte, die erſte Urſache dieſer phantaſtiſchen chineſiſchen Beleuchtungen war.

Ohne eines Augenblicks Verzug ward der junge Feramors eingeführt, und Fadladin, deſſen Sinn ſich nie den Verdienſten eines Dichters erſchloß, bis er die Religionsſekte kannte, welcher Jener zugethan war, war eben im Begriff, ihn zu fragen, ob er ein Schia oder ein Suni ſei, als Lalla Rukh ungeduldig zum Zeichen des Stillſchweigens in die Hände klatſchte, und der Jüngling, der ſich nahe bei ihr auf ein Polſter niedergelaſſen hatte, alſo fortfuhr:

Sei ſtark nun, Azim! — feſt haſt du beſtanden
Der Griechen Ketten, trotzteſt ihren Banden;
Tratſt dem gerühmten Phalanx kühn entgegen,
Macedon's Lanzenwald und Feuerregen;

Dies Alles haſt du feſten Muths geſehn;
Doch härtre Proben ſollſt du nun beſtehn —
Vor Frauenaugen! — viel ſind hier vereint
Aus jedem Land, wo Schönheit lacht und weint,
Von jeder Farb', in der das Banner ſtrahlt
Der Liebe: lichtblau oder ſchwarz gemalt!
Und jede ſüße Kriegsart: — von dem Glühn,
Das durch die dunkle Wimper leuchtet kühn,
Bis zum verſtohlnen Blick, der, ſchlau verſteckt,
Gleich halb gezückten Schwertes Glanz, dich neckt.
So, Azim, wird die holde Kriegsmacht ſtrahlen,
Die dir nun droht; — laß Sieger ſtolz auch prahlen
Mit ihrem Feld des Ruhms; wer tugendhaft
Das warme Herz wahrt vor der Schönheit Kraft,
Zwar ihre Reize fühlt, doch nicht erliegt —
Der hat allein am herrlichſten geſiegt!

Nun ſieht man Lichterſchein im Harem walten,
Am Putztiſch ſtehn geſchäftige Geſtalten;
Die Zofen fliegen raſch von Saal zu Saal,
Zum Turban ſchlingt die eine ſchön den Shawl,
Von einer wird der Schleier umgehangen
Der jungen Herrin um die glühnden Wangen,
(Die, wenn ein Blick nur durch die Falten fliegt,
Gleich Saba's Kön'gin ſchon mit einem ſiegt;)
Indeß die andre Hennablätter[23]) bot,
Die Fingerſpitzen färbend roſenroth,
So ſchön, daß ſie vom Spiegel wiederblitzen,
Wie aus dem Strome die Korallenſpitzen.
Auch Kohols[24]) ſchwarze Fluth wird hier verlangt,
Wovon das Auge dunkel ſchmachtend prangt,

Wie an Cirkaſſiens Fraun (die zu beſitzen
Selbſt Fürſten ſtolz,) die holden Augen blitzen! —
Bewegung rings! von Federn, Perlen, Ringen
Strahlt's überall; doch jüngre Mädchen gingen
Zum Garten, grün im Mondenlicht belaubt,
Zu flechten friſche Kränze für ihr Haupt;
Ihr Holden! ſüß und traurig ſchaut ſich's an,
Wie ſie nur ſolchen Blumenbeeten nahn,
Die mahnen an ſchuldloſer Kindheit Frieden,
An theure Heimath, Freundſchaft — die ſie mieden.
Die Maid aus Indien, vor Freud' entzückt,
Daß ſie die goldne Kampakblume[25]) ſchmückt,
Gedenkt der Zeit, wo ihr am Gangesſtrand
Manch eine Blüth' der Spielgenoſſen Hand
Ins lange dunkle Haar geflochten, das
Von der geweihten Stromfluth glänzend naß;
Es ſieht Arabiens Kind, vom Duft erfreut,
Den ihr der Heimathberge Blume beut,
(So der Elkaya, und der Baum, der Allen
Ein Kompliment macht[26]), welche zu ihm wallen,)
Bei dieſem Dufte, wie durch Zauber, ſchnell
Rings ihres Vaters Zelt, Kameel und Quell;
Zur Heimath, einſt geflohn mit leichtem Herzen,
Seufzt ſie, und ſehnt ſich ſelbſt nach ihren Schmerzen.

Indeſſen ſchweift durch weite lichte Hallen
(Erhellt, doch ſtumm, wo nichts als nur das Fallen
Des duftgen Waſſers, welches kühlend rauſcht
Aus manchem Jaſpisquell, das Ohr erlauſcht,)
Azim befangen hin, — gedankenvoll,
Was dieſer Einſamkeit ſolch Lichtmeer ſoll?

Hier führt der Weg auf bunten Marmorplatten
Durch manchen Gang, und auf Kairo-Matten;
Aus Silberbecken weht da durch die Luft
Der Aloe, des Sandels ſüßer Duft;
Und Räucherſtäbe 27), wie ihr Schimmer bricht
Zur Nacht durch Tibets Hain, ſtreun duftig Licht,
Gleich Peri's-Ruthen, wann dem reinen Geiſt
Ihr Segensſtrahl den Weg zum Himmel weiſt.
Auf einmal zeigt ſich ihm ein Schimmerſaal,
Endlos und blendend, wie der Mittagsſtrahl:
Wo, bunt durchglüht von Regenbogenfarben,
Ein Springquell ſpielt, der ſeine Waſſergarben
Hoch bis zur Kuppel ſprüht, die ſich erhebt
Mit Gold und Blumenzierrath reich durchwebt;
Die Moſaikflur unten ſchimmert helle
Und funkelt von dem Thau der Silberquelle,
Feuchtglänzend wie der Muſcheln Farbenpracht,
Die an dem Strand des rothen Meeres lacht.

Hier konnt' er holdes Spielwerk auch der Frauen
In zarten lebenden Geſchöpfen ſchauen
Von Land und See, die (jenen gleich) gefangen,
Weil ſie in liebenswürdger Schöne prangen!
Da ſah er, wie, gleich einem Blitzesſtrahle,
Durch's Waſſer, hell wie die kryſtallne Schale
Worin es fluthet, kleine Fiſchlein ſchienen,
Den goldnen Barren gleich aus Feenminen;
Auch ſah er wie hier leicht vergittert war
Mit duftgem Holz aus Koromin die Schaar
Der ſchönſten Vöglein, die die Luft durchfliegen,
Als: bunte Lurl's, die ſich ſchimmernd wiegen

Auf Purpurblüthen von Korallenbäumen,
Wo Indiens Fluthen warmes Land umſchäumen;
Mekka's geweihte Taub': aus Hindoſtan
Die Droſſel, die ihr heilig Lied ſtimmt an
Am Abend von der Zinne der Pagode; —
Die goldgen Vögel, die, betäubt zum Tode
Vom Hauch der würz'gen Düfte 28)), niederfallen
In Indiens ſommerlichen Gartenhallen.
Auch ſie, die in Arabiens milden Aun
Ihr hohes Neſt auf blühndem Zimmet baun, —
Kurz, was nur Schönes, Seltnes fliegen mag
Im reinen Element, — der Ruhe pflag
Es hier im Licht, den grünen Vögeln gleich,
Im Asphodillenfeld in Edens Reich.

Durch all die Scenen nun, die zauberreichen,
(Die mehr dem Prunk des freveln Königs gleichen,
Den, eh' er nahte ſeinem Freudenſitz,
Erſchlug des finſtern Todesengels Blitz 29)):
Als des Propheten Wohnung, der bewehrt,
Die Menſchen zu befrein, mit Gottes Schwert,)
Irrt Azim hin und ſchaut voll Ernſt entlang.
Sein einfach Kleid, des Kriegerſtiefels Klang
Paßt ſchlecht ſich nur zum Pomp und zu der Pracht,
Die hier, wiewohl in üppger Stille, lacht.

„Soll dies, denkt er, ſoll dies der Weg denn ſein
Die Menſchheit von den Mächten zu befrein
Der ſchnöden Weltluſt? — lehrt ihm dies im Leben,
Daß nur die Tugend könne Segen geben?
Und daß er ſeinen Namen ſoll beim Sterben

Als Ruhmes Leuchtthurm auf die Nachwelt erben?
So haben deine Weiſen nicht gelehrt,
O Land, durch Muth und edle Tugend werth!
So nährte nicht, in Hallen üppger Pracht,
Einſt deine Freiheit ihre heilge Macht!
O, dort ließ nimmer ein verdorrend Glühn
So dumpfen Schwelgens einſt die Myrthe blühn,
Die ſie um's Schwert ſchlang, ſollte ſich geſtalten
Die große That; — nein, nur im kräftgen Walten
Der Müh', der Mäßigkeit, nur im Entfalten
Erhabner Tugend, deren Hauch allein
Im Schmuck der Freiheit blühend Glück kann leihn.
Wer, überſchaund die Spanne Welt, dies Sein
So winzig in der Zeiten Wüſtenein,
Ein Iſthmus, wo ſich weit zwei Meere breiten,
Vorzeit und Zukunft, beides Ewigkeiten!
Wer ließ den ſchönen Ort entweiht und leer,
Wo ſich ein Tempel baun ließ' ſtolz und hehr,
Und wo noch lang ſein Name wiederhallte,
Spät, wann zu ihm manch reine Seele wallte?
Doch nein — dem Gott die hohe Würde gab,
Zu brechen hier der Lüge Zauberſtab,
Der Wahrheitkünder, den Gott ſelbſt beſtellt,
Schmäht nicht ſein Amt durch eiteln Tand der Welt!
Nein, nein — gewiß: er hält mich nur für ſchwach!
Verſuchen ſoll mich dieſes Prunkgemach,
Soll Prüfung ſein für meine junge Bruſt —
Wohlan, ſie widerſteht dem üppgen Wuſt."

So denkt er; aber da er widerſtritt
Dem Zauber, fühlt er, wie der Zauber glitt

Durch jeden Sinn. Der Duft der überall
Gleich Geiſtern wallend weht; der leiſe Fall
Des Waſſers, murmelnd, wie die Biene ſingt
In Indien am Abend, wenn ſie bringt
Zur duftgen Nilika**), und, tief geſchmiegt
In blaue Blüth', in Schlaf ſich ſummend wiegt!
Und auch Muſik (die größre Wonne gibt
Als irgendwas der Seele, die ſie liebt)
Hört er von fern, ſo fern — vernommen kaum,
Wie die ſanfte bezaubernde Muſik im Traum; —
Es war zu viel für ihn, zu wonnevoll, —
Nichts fühlt ein Herz, das hier nicht fühlend ſchwoll;
Weich ſank er auf ein Kiſſen und es zogen
Durch's Herz ihm ſüße Träume, ſanft wie Wogen
Auf ſtillem See, wann Sturm hat ausgetobt; —
Er dacht' an Zelika, ihm einſt verlobt,
Und an die Zeit, wo ſie, von Lieb' umfahn
Einander ſelig Aug' in Auge ſahn,
Beglückt und ſtumm — als wäre ſchauenswerth
Nichts, was der Himmel ſonſt der Welt beſcheert!

„O, theure Freundin! deren Huldgeſtalt
Noch ſtets bei mir, und ewig mit mir wallt,
Für dich, für dich allein bin ich gegangen
Des Ruhmes Pfad; zu röthen deine Wangen
Mit warmem Beifall; und mein Lob zu ſehn
Wie Engelsſchrift in deinem Antlitz ſtehn;
Und alle Müh' belohnt zu halten, leiht
Dein Blick ein Lächeln, werth Unſterblichkeit!
Ertrag' ich's, wenn mir dann am Buſen liegt
Dein junges Herz, das ich allein beſiegt?

Obwohl ich deß nicht würdig — weil allein
Am Glücklichſten die Beſten ſollten ſein!
Wenn von den Lippen, lange nicht berührt,
Mein Kuß die Wonnethränen ihr entführt:
Die Thräne warm, wie ich ſie einſtens kannte,
Und rein der Kuß, wie er beim Abſchied brannte!
O, du, mein zweites Selbſt! und warum trennt
Von dir ein Tag mich noch, nur ein Moment?

So denkt er ſtill, und näh'r und näher ziehn
Die ſüßen, träumeriſchen Harmonien,
Wo jeder Ton ein neues Glied noch webt
Zur ſanften Kette die ſein Herz umſchwebt.
Er kehrt ſich nach dem Ton. Aus langem Saal,
Erhellt von tauſend Ampeln auf einmal
(Mit einem Licht, wie es der Sonne Strahl
Dem Meer leiht, wenn ſie ſinkt ins Wellenbad,
So lichtdurchflackert war der lange Pfad),
Sieht er ſich eine Frauengruppe nahn,
Zum Tanz verſchlungen theils und ſanft umfahn
Von Ketten aus des Gartens Luſtbereich,
Gefangenen des Blumenkönigs gleich;
Und ein'ge, ſcherzend, kettenlos und frei,
Als höhnten ſie der Schweſtern Sklaverei,
Sieht er um jene munter tändelnd fliegen,
Wie Mücken Nachts ſich um den Lichtſtrahl wiegen; —
Noch andre wecken, anmuthvollen Gangs
Im Takte nahnd, die Seele des Geſangs
Aus Pſalter-, Flöten-, Lauten-Himmelsklang
Und eignem, noch weit himmliſcherm Geſang.
Sie wogen vor ihm, nahe bald, bald weit,

Geſtalten, wie Natur ſie formt, im Streit
Mit Phantaſie, wo Weſen ſie erſchafft,
So hold, wie jene nie in ſchönſter Kraft.

Sie tanzen erſt, dann theilen ſie die Reihn,
Wie Abendwolken ſich im roſ'gen Schein
Rings um der Sonne glühend Zelt zertheilen —
Bis ſie, eins nach dem andern, ſtill enteilen,
Durch manchen Pfad, der aus dem Zimmer leitet,
Wo Mondlicht ſich auf Wieſ' und Garten breitet;
Ihr fernes Lachen hallt zurück im Wind;
Im Saale blieb nur noch ein bebend Kind;
Umſonſt winkt jene ſie zurück: — allein
Blieb ſie nur hier im hellen Kerzenſchein;
Kein Schleier hüllt ihr ſchönes Angeſicht,
Das ſchöner nur das Schamroth nun umflicht;
Um's Haupt iſt nur ein Goldnetz ihr geſchlagen,
(Wie es die Yezd- und Schiras-Mädchen tragen,)
Von dem zu jeder Seite zierlich hangt
Ein golden Amulet, auf welchem prangt
Manch edler Spruch aus heilger Schrift, ſich einend
Mit Sängerswort, kaum minder göttlich ſcheinend;
Sie hielt, indeß ſie zitternd niederſchaute,
Zur Hand von Gold und Sandelholz die Laute,
Die ein-, zweimal der Finger überflog,
Den ſie dann bebend ſchnell zurücke zog.
Doch, als ſie einen ſcheuen Blick geſandt
Auf Azim, und den milden Ernſt erkannt,
Der ſeine Züg' umfing und ihr benahm
Die Furcht, da trat ſie, wie ein Reh, halbzahm,
Doch zitternd noch, ihm näher, bis zuletzt

Sie kühner ſchon ſich auf ein Kiſſen ſetzt,
Bald, nach pathet'ſcher Art von Isfahan,
Ein Vorſpiel griff, worauf ſie ſo begann:

„Eine Roſenlaub' iſt an des Bendemir[11]) Fluth,
Die Nachtigall flötet den Tag dort entlang;
Süß träumend hab' oft ich als Kind da geruht
Bei Roſen und unter der Vögel Geſang!

„Und nimmer vergeſſ' ich die Laub' und den Klang —
Oft einſam, bei Frühlings erwachendem Grün,
Gedenk' ich: hallt dort noch der Nachtigall Sang?
Ob Roſen am ruhigen Bendemir glühn?

„Ach, nein! bald verwelkten die Roſen am Bach —
Doch pflückte man Knospen, da friſch ſie erblüht,
Die ſchenkten im köſtlichen Oele darnach
Noch Düfte des Sommers, da lang er verglüht.

„So leiht uns Erinnrung nach manch einem Jahr
Noch Tropfen der Freude, wann längſt ſie entſchwand —
So ſchwebt vor der Seele mir immer noch klar
Die Laub' an des ruhigen Bendemir Strand!"

„Du, Arme! denkt er: wenn du auserſehn
Mit Lautenſpiel und Schönheit mir zu wehn
Unheilgen Wunſch ins Herz, und, ob es echt,
Dies Herz zu prüfen: kennſt die Kunſt du ſchlecht.
Denn ob dein Mund auch ſüß verlockend ſänge,
Verwärf' dein reiner Blick doch jene Klänge.
Doch ſolche Reinheit haucht dein Sang und leiht
So ſüß Erinnrung reiner Jugendzeit,

Und führt dein Herz (ſank je es irrend nieder)
So ſanft zu ſeiner erſten Unſchuld wieder: —
Daß eh'r ich die befreite Taube hielt',
Wenn ſie zurück zur theuern Heimath zielt,
Und neu mit Feſſeln ihre Schwing' umflöchte —
Als dich vom Tugendpfad ich wenden möchte."

Noch ſann er, — als von Augen ein Gedränge
Durch's Lichtblau leis geöffneter Behänge
Der luftigen Fenſter (wie im Abendgraun
Vom blauen Himmel Sterne ſchelmiſch ſchaun)
Herein lacht, als gäb' ihm das Paar viel Spaß,
Das drin ſo ſtill und melancholiſch ſaß.
Nun fliegt der Vorhang auf und einwärts ſteigen
Aus kühler Luft, umwogt von Jasminzweigen,
Die nach noch werfen draußen die Genoſſen,
Zwei heitre Mädchen, heiter, wie entſproſſen
Dem Blumendufte, die einander rund
Im hellen Saal, berührend kaum den Grund,
Im Wechſeltanze ſich nun munter jagen,
Bald Luſt, bald Schmachten, Lockung und Verſagen —
Nur zu beredt, der warmen Liebe Bild!
Indeß, die kaum zur Laute ſang noch mild
Den Heimathtraum, hinweg ſich ſchüchtern ſtahl,
Wie Veilchen ſchwinden in des Sommers Strahl;
Doch folgt ihr Azim's Seufzer, wie wir ihn
Oft Weſen weihn, die uns vorüber fliehn
Im Weltgewühl, zu hold, um zu beſtehn,
Lichtweſen, die wir nimmer wiederſehn! —

Den weißen Hals der Nymphen hier im Tanz
Schmückt köſtliches Geſchmeid, von ſchönerm Glanz,

Als ihn das Seeglas ſpendet jedem Pfad
Auf jenen Höhn 32) am Kaspiſchen Geſtad;
Von ihren langen ſchwarzen Locken hängen
Hernieder Glöcklein, mit ſo holden Klängen
Wie jene, die an Edens goldnen Zweigen
Vom Hauch des Ewigen ſich klingend neigen 33), —
Und mehr bei jedem Schritt und Sprung tönt's ſüße,
Als wär' die Zauberſprach' es ihrer Füße! —
Nun endlich ruht die Jagd; verſchlungen ſtehn
Sie Arm in Arm; indeſſen leiſe wehn
Durch's kühle Fenſter, mit dem Hauch durchwebt
Der Mondlichtblumen, Klänge, wie entſchwebt
Von einem ſtillen See, ſo ſeelenvoll; —
Und wann's nach leiſer Pauſe ſtärker ſchwoll,
Dann konnte klar das Ohr durch all das Rauſchen
Der Saiten und der Stimmen dies erlauſchen:

„Es waltet ein Geiſt, deß duftiger Hauch
Jetzt glüht durch Erd' und Himmelshöhn;
Wo Wangen erröthen, da wohnt er auch,
Wo Lippen ſich treffen, da weilt er ſchön!

„Sein Athem wie Seelen der Blumen ſo lind —
Die ſchwimmenden Augen gleich der Pracht
Der Waſſerliſie 34), wenn ſanfter Wind
Die Fluthen umher erzittern macht!

„O Heil dir, o Heil, du zündende Macht!
Du Geiſt der Liebe, der Segen ſtreut!
Geheiliget iſt dir die Mondennacht,
Und nimmer war Mondnacht ſüßer denn heut!

„Bei der Schönheit, vom Muth
Erröthend umfahn —
Wie die Sonn' und die Fluth
Am Abend ſich nahn!

„Bei der Thräne, geweint
Wenn erwacht das Gefühl —
Wie der Regen erſcheint,
Wenn die Lüfte ſchwül!

„Bei der Lieb' erſtem Blitz
Durch ein jugendlich Herz!
Bei der Wonn' im Beſitz,
Und der Trennung Schmerz!

„Bei Allem was hehr
Du je uns beſchieden!
Was, ſchwänd' es niemehr,
Gäb' Himmel hienieden —

„Wir rufen dich nieder, bezaubernde Macht!
Du Geiſt der Liebe, der Segen ſtreut!
Geheiliget iſt dir die Mondennacht,
Und nimmer war Mondnacht ſüßer denn heut!“

Müd' einer Scene, deren Zauber ſich
Ihm wider Willen tief zum Herzen ſchlich,
Und wo, von Blumen, Reiz, Muſik umringt,
Das bloße Zuſchaun ſchon Verderben bringt —
Rafft ſich der Jüngling auf, den Harmonien
Der leichten Nymphengruppe zu entfliehn,
Und naht den Bildern, bunt ringsum verſchlungen:
Gemälde, die beredt auch ohne Zungen,

Landſchaften, wie aus Feenaun entſprungen.
Hier ward ihm neuer Zauber dargebracht —
Was nur des Pinſels ſtumme Wundermacht
In's Leben rufen kann, ſo ſchön und zart,
So ſüß und tiefgefühlt, ward hier gewahrt;
Doch nicht zu glühnd! durch edle Kunſt gemildert,
Die nur den reinern Theil der Freude ſchildert,
Und weiß, daß Schönheit, halb verhüllt, die beſte,
Gleich ihrem eignen Prachtgeſtirn im Weſte,
Wenn's halb enthüllt nur ſchmückt die Himmelsveſte!
Hier ſahe man des Genienkönigs Leben,
Wie er ſich Saba's Fürſtin hat ergeben,
Wo er in ihren reinen Blicken lieſt,
Daß nur der Weiſe wahrhaft glücklich iſt;
Wie dort Zuleika heiß um Liebe fleht
Den Jüngling, welcher ihrem Reiz entgeht,
Und doch voll Sehnſucht denkt noch beim Entrinnen:
„O, könnt' ich ſammt dem Himmel ſie gewinnen!“
Auch prangt hier Mahom, der, voll Lieb' und Liſt,
Den Koran in Maria's Blick vergißt;
Doch trifft vom Himmel dann ein Engel ein,
Mit neuem Text ſein Lieben einzuweihn 35)!

Mit raſchem Schritt, indeß das Aug' oft weilt,
Iſt er die Bilder nun vorbei geeilt
Nach einem Fenſter, wo der Mondſchein klar
Zu ihm herein bricht. Friſch und ſchimmernd war
Die Flur zu ſehn, die draußen ſchlummernd ruht,
Als wär kein Leben mehr in Luft und Fluth.
Da weilt er; die Muſik, mehr fern geflohn,
Haucht hier ins Ohr ihm nun mit heilgerm Ton,

Als ob Entfernung und der Himmelsfriede
Durch den der Klang hier zu ihm ſtrömte, ſchiede
Was allzu irdiſch war, aus jenem Liede.
O, blieb' er ungerührt von dieſem Licht,
Und dieſem Klang? und dächt' er ihrer nicht?
Argloſer! träume, da dir's noch gewährt,
Das letzte Heil iſt's, was dir widerfährt.
Drück' an dein Herz ihr Bild, eh' all das Licht,
Das dir es theuer ſein ließ, ihm gebricht.
Denk' ihres Lächelns, wie's beim Abſchied war,
Durch nichts verdunkelt, heiter, ſchön und klar;
Denk' ihrer Abſchiedsthränen, jener reinen,
Wie ſie ein Engel weint, wenn Engel weinen.
Sie harrt wohl dein jetzt in des Haines Grün,
Mit ſelber Schönheit, ſelbem Herzensglühn,
Doch einſam nun, ganz dein und einzig dein,
Wie droben jener Stern, ſchön und allein! —
O, daß ſo ſüßer Traum, ſo lang getragen,
So ſchrecklich und ſo grauſam wird zerſchlagen!

Es ſchwieg der Sang, die Nymphen ſind entſchwebt,
Und er allein, von Träumen ſüß umwebt; —
Allein? nein, nicht allein — ein „Ach!“ entwand
Sich Jemands Bruſt, der nahe bei ihm ſtand —
Weß konnt' es ſein? — Ach! und das Elend wacht
Alſo auch hier in dieſer Zauberpracht?
Er wendet ſich — vom Schleier dicht umwallt
Lehnt, wie in Ohnmacht, eine Fraungeſtalt
Am nahen Pfeiler; nicht den Andern gleich
Geſchmückt mit Kränzen und Juwelen reich —
In tiefblau Trauerkleid iſt ſie gehüllt,

Bokhara's Mädchen[26]) gleich, wenn gramerfüllt
Um Freunde ſie, die fern ſind oder todt;
Als Zelika den letzten Gruß er bot,
Trug ſie's; — als er, verſtummt vor tiefem Gram,
Hinweg noch ihre letzten warmen Thränen nahm.

Seltſam fühlt er im Innern ſich bewegt,
Mehr, als ihn bloßes Mitleid ſonſt erregt;
Bewußtlos öffnet er die Arm', und wie
Mit ihrer letzten Lebenskraft ſtürzt ſie
Herbei; doch krampfhaft wankend ſinkt ſie wieder,
Eh' er ſie noch umfaßt, zu Boden nieder; —
Der Schleier weicht — ſein Knie umfaßt ſie — ha! —
Sie iſt's, die er erblickt — 's iſt Zelika! —
Doch, wie entſtellt! ein Liebender wohl nur
Fand in den Schönheitstrümmern noch die Spur
Der einſt verehrten Gottheit! Er ſtand lang
Auch ſelbſt verſtummt, und ſtrich ihr zweifelsbang
Die Locken aus der Stirn, ſah ſtaunend nieder
Auf dieſe ſonſt ſo glanzbelebten Lider,
Eh' er es glaubte, wirklich ſei's die traute
Geliebte Maid, die lang er kannt' und ſchaute
In beiden ſchön: in Kummer, wie in Scherz;
Die, ſelbſt im ſchwerſten Leid, (da er voll Schmerz
Zum Kriege ziehend Abſchied von ihr nahm,)
Gleich war der Nachtblum'[27]) in dem düſtern Gram,
Die, wenn ihr Nacht den Thränenthau entwendet,
Gleich Weihrauch ihren ſüßen Duft entſendet.

„Blick auf, o Zelika! — Zeig' einmal doch
Den holden Blick, daß ich erkenne, noch

Erloſch dein Leben, deine Huld nicht ganz,
Nein, dort zum mindſten ſtrahle noch ihr Glanz.
Komm, blick' auf Azim! o, ein Blick von dir
Wie ehmals, macht ihn ſelig! — Was auch hier
Dich hergeführt — mir gilt es als ein Segen!
Ha! — ſüßer Mund — ich ſeh' ihn ſich bewegen —
Es goß der Kuß ihr neues Leben ein,
Und nun umfaſſ' ich ſie — ganz wieder mein!
O, welche Wonne! wäre heut geſtellt
In meine Macht die ganze reiche Welt,
Dich hätt' ich doch nur auserwählt für mich
Von aller Welt gehäuftem Gut, nur dich —
Zu halten dich — zu ſchauen auf dich nieder,
O, beſte, reinſte Zelika, nun wieder!“ —

Und wirklich kam durch ſeinen Kuß, ſo theuer,
In ihr erloſchnes Auge neues Feuer,
Und — wie allmälig Schnee vor'm Himmelsglühn
Wegſchmilzt und zeigt des Bodens farbig Blühn —
Erſchließt ihr Lid ſich, und der Blick ſchaut klar
Auf ihn — nicht wie er jüngſt geweſen war,
Wild, raſtlos — nein, bewegt, doch kummerbar,
Als wär's ſchon Tröſtung, wenn ſie die Minute
Entzückt ſo nah an ſeinem Herzen ruhte;
Als nähm', zu raſten ſüß in ſeinem Arm,
Zur Hälfte ſchon vom Herzen ihr den Harm. —
Doch, „Reine, Gute!“ ihn nun hören ſagen —
Dies war zu viel, — zu ſchrecklich ihr zu tragen.
Aus ſeinen Armen wand ſie ſich erſchreckt, —
Ihr ſchuldig Antlitz mit der Hand verdeckt,

Rief ſie in einem Ton (ein Herz von Stein
Hätt' er zerriſſen ſelbſt!) „o Himmel! rein!"

Der Ton — der wilde Blick — und jener Schatten,
Den Sünd' und Gram der Stirn geliehen hatten, —
Die Kleinmuth der geſunknen Augen, wo,
Hätt' er ſie ehmals überraſcht alſo,
Sein eigen Antlitz ſelig ſich gemalt,
Von tauſend Freudenlichtern rückgeſtrahlt;
Und dann der Ort, — der Ort, ſchön doch voll Schuld,
Wo Laſter liegt verborgen unter Huld
Und üpp'gem Reiz; — wie ſich die Viper hüllt
Voll Liſt in Balſamblätter, duftерfüllt; —
Es fiel auf's Herz ihm all dies jäh und ſchwer
Wie kalter Tod — Erzählung braucht's nicht mehr —
Nein — er ſieht Alles, offen, wie's der Brand
Der glühnden Schmach nur zeichnet; weſſen Hand
Auch raubte Gott und ihm ſo reinen Glanz:
's iſt hin — für Gott und ihn auf ewig ganz.
Ein ſchrecklicher Moment! nicht Sehnſucht, Gram,
Noch ſelbſt das jahrelange Leiden, kam
Der Angſtminute gleich — der höchſte Schmerz
Befiel mit dieſem Donnerſchlag ſein Herz;
Es lag, von einem Schickſalsſtoß getroffen,
Zertrümmert ſeines Lebens ganzes Hoffen!

„O, fluch' mir nicht!" rief ſie, als wild empor
Die Händ' er rang — „ob mich dein Herz verlor —
Schuld, Falſchheit war der Grund nicht meines Falles,
Nein — Kummer nur und Raſerei that Alles!
Nein, zweifle nicht: — ſchwand auch die Liebe dir —

Ich weiß, ſie ſchwand — doch, mindſtens glaube mir,
Daß alles Licht des Geiſtes mußt' erbleichen
Im Hirn mir, eh' von dir ich konnte weichen!
Todt ſeiſt du, hieß es — was gab das Geſchick
Uns Beiden nicht den Tod im Augenblick
Des Abſchieds? Wüßteſt du, wie, tief verſenkt
In meinem Gram, ich täglich dir geſchenkt
So manche Thrän', und wie ich ſonder Wanken
An dich gedacht, bis Qual ſelbſt die Gedanken
Mir wurden (Tropfen gleich, die Nacht und Tag
Kalt, raſtlos fallen,) und mein Herz erlag!
O, wüßteſt du, wie bleich ich ſaß zu Haus,
Den Blick gewandt nach deinem Weg hinaus, —
Wie ich die Nächt' in Furcht und Hoffen ſchwebte
Und ſtets dein Ton und Schritt im Ohr mir bebte —
O Gott! du würdeſt dann nicht ſtaunen, da
Ich jede Hoffnung nun zertrümmert ſah,
Da rings ich Schreckensſtimmen ſagen hörte:
„Azim iſt todt!" daß dies mein Hirn verſtörte,
Und ich als Wrack nun in der Irre trieb,
Wo mir kein Strahl von Geiſt und Himmel blieb:
Ganz wirr! — mein treues Lieben mußte nun
Als niedre Gluth der Sünde Vorſchub thun!
Du leihſt mir Mitleid — daß du's thätſt, wußt ich:
Elendres gibt's auf Erden nicht, als mich.
Der Feind, der mich verlockt — (ſtill, tritt herzu,
Sonſt, wenn er's hört — verloren wärſt auch du)
Von Dingen ſprach er — teufliſch ſüß erdichtet,
Sie hätten auch ein reiner Herz vernichtet —
Von dir, und jener ewig lichten Bahn,
Wo ſelig (wär' ich ihm hier unterthan,)

Ich ewig ſäh dein theures Angeſicht
Und tränk' aus deinen Blicken himmliſch Licht!
Denk', wie ſo ganz der Geiſt verdüſtert mir,
Zu hoffen, Schuld führ' mich zu Gott und dir!
Du weinſt um mich — ja, thu's! — O, könnt' ich ſchlürfen
Die Thränen — doch entweihte Lippen dürfen
Dich nicht berühren; — eine Zärtlichkeit,
Ein Augenblick ſel'ger Vergeſſenheit
Ward mir in deinem Arm, und tief ſoll nun
Dies, bis ich ſterb', in meiner Seele ruhn!
Als letzter Freudenreſt im Erdenthal,
Ein Tropfen in dem Sandmeer meiner Qual,
Mein Herz bewahrt ihn aus der Liebe Fluth,
Zu mildern und zu kühlen ſeine Gluth! —
Doch du mußt fliehen — ja! für immer flieh;
Dies iſt kein Ort für dich — für dich! O, ſieh,
Sagt' ich's nur halb dir: dein gefoltert Hirn
Es würd' erglühn, und mein's ſich neu verwirrn!
Genug, — hier herrſcht die Schuld, die teufliſch zehrt
Von Herzen, gut einſt, nun befleckt, entehrt. —
Genug, daß wir getrennt — daß Schickſalswogen
Nun zwiſchen unſre Herzen ſind gezogen,
Die düſter dich von mir nun ſcheiden, weit
Wie Himmel von der Höll', in Ewigkeit!" —

„O Zelika!" rief er mit all den Schmerzen
Des bis zum Wahnſinn faſt entflammten Herzen;
„Beim heilgen Himmel droben, wo (wenn ihn
Gebet bewegen kann) dir wird verziehn,
Wie dir's in meinem bangen Herzen iſt,
Ob du auch ſündig, irr, verloren biſt!

Bei der Erinnrung unſrer Lieb', einſt rein,
Die, einem Kirchhofslichte gleich, allein
Noch ob der Grabſtatt unſrer Seelen glimmt,
Die dir die Schuld, Verzweiflung mir nicht nimmt!
Beſchwör' ich, fleh' ich dich, zu fliehn von hier;
Blieb nur ein Funke noch von Unſchuld dir,
Mit mir hinweg zu fliehn —"
„O Glück! mit dir!
Dies Wort vergütet Schmerzensjahre mir.
Wie? die Verlorne führſt du? läßt ſie froh
An deiner Seite gehn, wie ehmals, wo
Wir Beide noch ſo rein beglückt durch Liebe —
Zu ſchöner Traum! Wenn Troſt auf Erden bliebe
Noch für dies Herz, wär's, daß es Tag für Tag
Beglückt an deiner Seite wandeln mag,
Dein Engelswort erlauſch', und ewig dein
So reiner Blick mich ſchirm', in deſſen Schein
Ich ſelber auch auf's Neue werde rein, —
Wie Sonnenglanz befleckt Gewebe bleicht
Und reint, weil es ſein reiner Strahl erreicht!
Und beten für mich willſt du — wenn zur Nacht
Das Schuldgefühl am härteſten erwacht
Im Herzen, werden deine Blicke wallen
Voll ſüßer Thränen zu des Himmels Hallen,
Beim Himmel für mich flehn, bis ich kann wagen
Mein ſündig Auge ſelbſt empor zu ſchlagen;
Bis dann die guten Engel, wenn ſie ſehn
Mich ſtets bei dir ſo bleich und gramvoll ſtehn,
Um deinetwillen mir die Schuld vergeben,
Und dich gen Himmel mich auch heißen heben!
O! ja, ich flieh mit dir —"

Kaum war entflohn
Dies haſt'ge Wort ihr, als ein grauſer Ton
(Wie der von Monker, der vom Schlafe ſchon
Die Todten weckt, — ſo ſtarr erfaßt' er Beid' —)
Durchs nahe Fenſter ſcholl: „Dein Eid! dein Eid!“ —
O Gott! wie ſtarr ihr Blick! „Er iſt es,“ rief
Sie ſchwach, vom jähen Schreck erſchüttert tief;
Die Augen wagt ſie nicht zu öffnen, lacht
Durch Fenſter nun auch nur noch Himmelspracht
Und Mondgefilde, ruhig wie zuvor —
„Er iſt's — ich ſein, die alles nun verlor —
Geh, flieh ſogleich — ſonſt biſt du rettungsbar —
Mein Eid! mein Eid! o Gott! 's iſt allzuwahr,
Wahr, wie in dieſer kalten Bruſt die Pein, —
Ich bin Mokanna's Braut — ſein, Azim, ſein —
Die Todten zeugten, als den Schwur ich ſprach,
Ihr blauer Mund — wie jetzt noch — hallt' ihn nach —
Ihr Blick ſtarrt' auf mich bei dem Tranke dort,
's war glühend Blut — noch brennt's im Innern fort!
Und der verhüllte Bräutgam — ſtill! ich ſchaute
Zur Nacht, was Engel ſelbſt zu wiſſen graute,
So furchtbar — ach! ſchau du es nimmer an,
Was nur der Höll' und mir ward kund gethan!
Doch ich muß fort! hinweg! ich kann nicht dein,
Noch Gottes, noch der Liebe furder ſein —
Halt mich nicht — ha! meinſt du, Satan trennt nimmer
Die Hände — Herzen nur? — Wohlan — auf immer!“

Mit all der Kraft, verliehn durch Raſerei,
Reißt ſie ſich von ihm; und mit einem Schrei
(Deß Ton, ob er auch mehr der Jahre lebt

Als Elend zählt, doch ſtets ſein Ohr durchbebt,)
Fliegt ſchnell ſie durch des Lichtmeers Kerzenkranz,
Wie ſcheues Nachtgevögel vor dem Glanz
Der Sonn', und bald war ſie entſchwunden ganz! —

Lalla Rukh konnte den ganzen Tag an nichts, als an das Unglück dieſer beiden jungen Liebenden denken. Ihr Frohſinn war dahin, und ſelbſt auf Fadladin blickte ſie ernſthaft. Sie fühlte auch, ohne zu wiſſen warum, eine Art ſchmerzlicher Freude, indem ſie ſich vorſtellte, Azim müſſe gerade ſo ein Jüngling geweſen ſein, wie Feramors; eben ſo würdig, all die Wonnen, jedoch nie die Qualen jener trügeriſchen Leidenſchaft zu genießen, die nur zu oft, gleich den ſonnigen Aepfeln Iſtkahar's, ganz Süßigkeit auf der einen, und ganz Bitterkeit auf der andern Seite iſt 33).

Als ſie nach Sonnenuntergang einen abgelegenen Fluß entlang zogen, ſahen ſie ein junges Hindu-Mädchen am Ufer, deſſen Beſchäftigung ihnen ſo ſeltſam vorkam, daß ſie die Palankine halten ließen, um jene zu beobachten. Sie hatte eine kleine, mit Kokosöl gefüllte Lampe angezündet, und in eine mit einem Blumenkranz geſchmückte Schüſſel geſetzt: dieſe übergab ſie mit zitternder Hand dem Strome und beobachtete nun ängſtlich deren Lauf ſtromabwärts, ohne auf den frohen Zug, der ſich ihr genähert hatte, zu achten. Lalla Rukh war voll Neugier, — als eine der Dienerinnen, die an den Ufern des Ganges gelebt hatte, (wo dieſer Gebrauch ſo häufig iſt, daß oft im Abenddunkel der Strom ganz von Lichtern überglänzt erſcheint, gleich dem Oton-tala oder Sternenſee,) der Prinzeſſin berichtete, dies ſei die gewöhnliche Weiſe, in welcher die Freunde derer, die gefährliche Reiſen unternommen haben, um glückliche Rückkehr opfern.

Sinke die Lampe ſogleich unter, ſo ſei dies ein ungünſtiges Zeichen; doch wenn ſie hellſcheinend den Strom abwärts gehe, und fortfahre zu brennen, bis ſie dem Geſicht gänzlich entſchwunden, ſo werde die Rückkehr des geliebten Gegenſtandes für gewiß angenommen.

Als ſich der Zug wieder in Bewegung ſetzte, ſchaute Lalla Rukh mehr als einmal zurück, um zu beobachten, wie es mit der Lampe der jungen Hindu gehe; und während ſie mit Vergnügen ſah, daß ſie noch unverlöſcht war, konnte ſie gleichwohl nicht umhin zu fürchten, alles Hoffen dieſes Lebens ſei um nichts beſſer, als das ſchwache Licht auf dem Strome. Den übrigen Theil der Tagreiſe legte man ſchweigend zurück. Sie fühlte jetzt zum erſtenmal jenen Schatten von Melancholie, der über das Herz des jungen Mädchens ſtreift, ſo ſüß und vorübergehend, wie ihr eigner Hauch auf einem Spiegel; und nicht eher erwachte ſie aus den Träumereien, die ſie umſchwebt hatten, bis ſie die Laute Feramors, leiſe vor der Thüre des Zeltes ertönend, hörte. Sogleich ſtrahlte ihr Auge heiter, und nach einigen unvernommenen Bemerkungen Fadladin's, über die Unſchicklichkeit, daß ſich ein Poet in Gegenwart einer Prinzeſſin ſetze, ward Alles wie am vorhergehenden Abend geordnet, und Alle lauſchten begierig, als die Erzählung folgendermaßen fortgeſetzt wurde:

Weß ſind die gold'gen Zelte rings herum,
Wo geſtern Alles noch ſo wüſt und ſtumm?
Die Kriegerſtadt, in wenig Stunden dort
Entſprungen, als ob deſſen Zauberwort,
Der während eines Sternenſtrahls voll Pracht
Die Pfeilerhallen Tſchilminar's (29) gemacht,
Die Welt von Zelten, Kuppeln hier erbaut,
Sammt lichtem Waffenſchmuck, ſo weit das Auge ſchaut! —

Fürſtliche Zelte, welche ſchön umwoben
Mit rothem Tuch und goldnen Knäufen oben; —
Manch Roß, deß Decke ſilberreich umſponnen,
Sammt Kett' und Bruſtriem blitzend in der Sonnen;
Kameele, rings behängt mit Yemens Glocken,
Woraus die Lüfte helle Tön' entlocken!

Noch geſtern Nacht die weiten Fluren all
So regungslos, ſo ſtumm, daß nur der Schall
Des fernen Stroms (dem im Gebüſch entlang
Der Heuſchreckvogel **) folgt) herüber klang; —
Doch horch! welch Mißgetön ſich dort erhebt, —
Wie von Gelächter, Schrein die Luft erbebt!
Der Roſſe Wiehern — klingelnder Gedrang
Von den Kameelen, und der Treiber Sang; —
Geklirr der Waffen, und im Winde ſauſend
Die Wimpel an den Zelten, bei zehntauſend; —
Und Kriegsmuſik, die manchmal ſich erhebt,
Mit Gong- und Zymbelklängen wild durchwebt.
Dann, ſchweigen rauh're Klänge, fluthet auch
Der Hörner und der Flöten milder Hauch
Fernher, wo zwiſchen durch der Adlerklang
Der Abyſſiniſchen Trompete drang **)!

Wer führt dies mächtge Heer? „Wer," fragt ihr noch?
Und ſchauet ja die ſchwarzen Banner doch
Ob jenem Zelt: den Schatten und die Nacht **)!
'S iſt des Kalifen ſtolze Heeresmacht.
In ſeinem Schloß erweckt durch drohnde Kunde
Von jenes Trugprofeten Waffenbunde,
Von der Unglaubgen Heer, das trotzig jetzt

Dem Islam und der Welt ſich widerſetzt: —
Obwohl er, müd vom Griechenkampfe, liegt
In ſeines Schloſſes Hallen ſüß geſchmiegt,
Doch trägt er ungerächt nicht ſolchen Hohnes
Schimpf, welcher ſchmäht den Abend ſeines Thrones;
Nein, bei dem heilgen Grab beſchwur er dies:
Zu ſiegen oder ſterben! — und er ließ
Nochmals im Wind ſein ſchattig Banner wogen,
Und mit dem Heer, in Siegen groß gezogen,
Iſt er zu der Empörer Sturz gekommen,
Die ſeinen ſchönen Sonnengau genommen.
Niemals hat Mahadi's Zug offenbart
Solch eine Pracht, — ſelbſt nicht auf ſeiner Fahrt
Zu Mekka's Tempel, wo ſo Meer als Land
Für dieſes Pilgers Luſt geplündert ſtand: —
Wenn rings umher, im heißen Sand, er ſchaute,
Wie Nordlands Frucht ihm eiſ'ge Friſche thaute,
Sein durſtiger Mund, bei Mekka's Sonnenbrand,
In Urnen perſ'ſchen Schneees Kühlung 43) fand: —
Nie ſtrömte ſtolzre Kriegermacht desgleichen
Rings aus des Kaliſates Königreichen.
Den Vortrab macht das Felſenvolk 44), auf Roſſen
Von leichter Art, aus Königsſtamm 45) entſproſſen;
Dann Ritter von Damaskus, ſtolz zumal
Auf ihrer reich verzierten Klingen Strahl; —
Hier ſieht man Männer von den Wolgamünden
Des Südens ſchwarzen Schützen ſich verbünden;
Mit ihrem Speer und weißem Turban ſtand
Die Schaar vom Sind und Attocks heilgem Strand;
Vom Myrrhenland auch Völker; ſtarke Mohren,
Und Inſulaner in der Mittelſee geboren. —

Auch ſtark an Zahl, doch neu und unerfahren
Im Kriegsdienſt waren jene wüſten Schaaren,
Die, ſei's aus Eifer, ſei's aus Zwang gethan —
Des Heuchlers weißes Banner dicht umſahn.
Noch außer ſeinen tauſend Gläubgen (blind
Und raſch erglühend wie der Samielwind,)
Flohn viel, die's fühlten, mehr, die Furcht belehrt,
Zu ſcheun des Islamiten Glaubensſchwert,
Zum Banner; ſie, die Usbeks Stamm regieren
Und ſich mit ſtolzen Reiherbüſchen zieren;
Zahllos wie ihre Heerden, ſieht man nahn
Turkmanen von dem nordiſch duftgen Weideplan;
Auch Kriegervolk der Türkishügel; — dann,
Die wohnen, wo der Schnee noch nie zerrann,
Am Hindu-koſch, in wilder Freiheit lebend,
Fels ihre Burg, Strombett ihr Lager gebend.
Jedoch von Allen in Mokanna's Heer
Stürmt Niemand kühner zu der Schlacht, und mehr
Glüht Keinem Haß, als Iran's Aechtern, jenen
Verehreren des Feuers 46), die ſich ſehnen
Nach Rach' an den verfluchten Saracenen:
Nach Rache für des Vaterlandes Druck,
Geraubten Thron, entweihten Tempelſchmuck.
Von Yezd, der ewgen Feuerwohnung, wo
Im Himmelstraum der Heilgen Leben floh;
Von Backu, wo der Quellen blaues Glühn
Im Meere Kaspiens brennt 47), nahn ſie ſich kühn,
Sorglos, für wen, für was ſie Krieg begannen:
Siegt Rache nur und bluten die Tyrannen!

So war der wild vermiſchte Heereszug,
Der hoch empor die bunten Banner trug
Um das Profeten-Haupt: — und Alles neigt
Vor'm Silberſchleier ſich. wo er ſich zeigt —
Ein Leuchthurm durch der Schlacht erregte Fluth
Ein Regenbogen, deſſen Regen Blut!

Zwier ging die Sonn' ob ihrer Schlacht ſchon unter,
Ging zweimal auf, und fand ſie kämpfend munter;
Das Blutbad raucht in ihrem Mittagsglühn
Gen Himmel: heiß, wie rothe Wolken ſprühn,
Wovor ſich ſcheu die Karawane legt,
Wenn Wind die rothe Wüſtenfluth erregt!
„Auf! Euer Schwert," ruft der Kalif, „erwirbt
Dem Sieger Throne, Himmel dem, der ſtirbt!" —
„Auf, Rächer!" ruft Mokanna, „auf, ihr Braven,
Und Eblis hole jeden fliehenden Sklaven!" —
Nun kommt der Wendepunkt des Tags, ſie ziehn
Genander — des Kalifen Truppen fliehn!
Mokanna ſtürzt das ſchwarze Banner — nun
Sieht man des Oſtlands Kaiſerkrone ruhn
In ſeiner Hand faſt — — horch, welch Schrein? es fand
Der Moslem Flucht durch Jemand Widerſtand:
Sie wenden — ſammeln ſich — es führt ſie an
Ein Krieger (gleich den Engeln angethan
Mit lichter Himmelsrüſtung — die vormal
Die Gläubigen geführt durch Beder's Thal**);
Kühn, als hätt' er zehntauſend Leben, dringt
Er auf der Sieger Schwerter ein, und zwingt
Mit einmal ihren Strom zurück und leiht
Den Seinen Muth und Hoffnung neu zum Streit;

So Schritt vor Schritt ſein blutger Pallaſch baut
Sich Lucken nun, durch die der Sieg ſchon ſchaut!
Mokanna ſteht umſonſt, da Alle fliehn,
Noch feſt, wie roth der Mond in Sturmnacht ſchien
Durch fliehend Gewölk, das raſch vorüber rennt,
Und ihn nur ſtehen läßt am Firmament! —
Vergebens läßt er ſeine Flüche ſchallen
Und gibt den Tod ganz ſonder Auswahl Allen,
Dem kühnen Feind, den Freunden, die feig fliehn,
Daß als der Erzfeind Allen er erſchien!
Der Schrecken wächſt — „ein Wunder!“ ruft man dort
Im Moslemheer, „ein Wunder!“ hallt es fort:
Den Jüngling ſtaunt man an, deß Kommen ſchien
Ein Licht, ein Glanz, womit uns Träum' umziehn;
Jed Schwert fühlt ſich (ſo wie durch dunkle Wogen
Zum Nordſtern der Magnet) ihm nachgezogen!

Nur auf Mokanna ſtürmt er nun hinan,
Als lenkte ſelbſt der Herr die grauſe Bahn
Des ſtarken Racheſkeiles, wild entflammt,
Von ſchwächern Häuptern, die nur halb verdammt,
Auf ihn, den Aergſten Aller insgeſammt!
Jedoch umſonſt — ob in der blutgen Stunde
Auch um Mokanna ſtänd der Engel Runde,
Droht auch ihr Gluthſchwert ihm aufs Haupt zu fallen,
Mokanna trotzte dennoch ihnen Allen; — —
Doch wird vom Strom der Flucht, für Menſchenkraft
Zu ſtark, auch er nun mit dahin gerafft;
Vergebens ruft er „Halt“ den wirren Wogen
Von Tauſenden — er wird mit fortgezogen;

Ein Troſt blieb dem Beſiegten noch auf der
Erzwungnen Flucht: zu morden rings umher!
Grimm, wie ein Tiger, den des Bergſtroms Macht
Erfaßt in einem Hohlweg bei der Nacht,
Selbſt im Ertrinken noch die Heerden haſcht,
Sammt ihm von Berges-Schneefluth überraſcht,
Zuletzt ſie noch auf ſeinem Weg verſchlingt
Und blutig färbt den Strom, den er nicht zwingt!

„Allah illa Allah!" tönt's froh im Nu —
„Allah Akbar 29)!" — Kalif iſt in Meru!
Die Straßen bunt mit Tepp'chen überzieht,
Die Tempel ſchmückt und ſingt die Ziralit 30)!
Des Herren Schwerter ſiegten; auf dem Thron
Sitzt der Kalif — der Heuchler iſt entflohn.
Wer neidet nun den jungen Krieger nicht,
Dem neigt des Islam Herr ſein Angeſicht
In gnädiger huldvoller Dankbarkeit
Für ſeines Thrones Schutz in ſchlimmer Zeit?
Wer ſtaunt nicht, daß, (als tauſendfacher Klang
Zu ſeines Namens Preis gen Himmel drang,
Ihn heilge Harmonie des Ruhms umſchlang,
Die tugendreicher Seelen Pfad verſchönt,
Wie der Planeten Bahn Muſik umtönt!)
Er kalt ſich abkehrt, als ob Gram ihm nagte
Am Herzen, welchen kein Triumph verjagte;
Ein ſtilles Weh, auf deſſen Angeſicht
Des Ruhmes Strahl nicht freudeſtrahlend bricht!
Ja, armer Azim! ſolch ein Gram iſt dein,
Nichts kann dir Hoffnung, Furcht und Troſt mehr leihn;

Trüb, ruhig kalt: nichts bricht dir dieſes Weh,
Nichts wärmt noch hellt es nun — gleich Syriens See.
Dem Lenz und Morgen ſtets vergebens bot
Sein Lächeln, denn darin iſt Alles todt! —
's gab Herzen, die, geübt im Kummer, ſahn
Solch Leiden ruhig und gemildert nahn;
Doch deines, Armer! hat dich ſchnell erdrückt,
Auf einmal kam's, als froh du und entzückt:
Als Hoffnung ſchon die trübe Zeit beinah
In Glanz und Segen ſich verwandeln ſah —
Da, eben da, als Freude friſch erblüht,
Traf dieſer Fluch des Elends dein Gemüth;
Da war dein volles warmes Herz erſtarrt,
Wie Tropfen, noch im Fall, gefrieren hart!
So, ſtarr und kalt wie dieſe, ſchloß es ein
Nur eine große, nie vertilgte Pein!
Nur ein Verlangen, eine Leidenſchaft
Erhält ihm noch ſein Leben fieberhaft:
Die Rache — grimme Rach' am Wicht, der ihn
Und die ihm lieb, in's Elend mußte ziehn.
Deshalb, (durch Kunden aufmerkſam gemacht,
Auf ſeiner Flucht nach jener ſchlimmen Nacht,
Von Kriegsmacht, die zu ſtürzen hab' im Sinn
Den Schleierfürſt,) — deshalb eilt er dorthin,
Raſch wie ein Aar, wo's Banner aufgeſtellt;
Da Alles ſcheint verloren, wirft er in
Die Wage ſich und rettet eine Welt!
Nur deshalb lebt er — ungerührt von allen
Ruhmkränzen, die auf ſeine Pfade fallen;
Für Rache lebt er — wie der Blitz verſenket
Nur einen Rachekeil, und ſtill dann endet!

Doch bleibt der Geiſt des Böſen noch zu zücht'gen.
Mit einer Bande von verlornen Flücht'gen,
Dem letzten trotz'gen Reſt der ſtolzen Schaaren
Die jüngſt noch gegen Gott in Waffen waren,
Nimmt er Meru — ſtrömt ſeinen Fluch in Blut
Auf deſſen Thron — eilt über Jihons Fluth,
Verſammelt Alle, deren Tollheit glaubt
Es ſei der Heiland ihr geſtürztes Haupt,
Pflanzt ſeine weiße Fahn' ob Nekſcheb's Pforten
Und wartet, ungezähmt, der Sieger dorten.

Von ſeines Harems ganzer Bienenſchaar,
Die reich an Liedern, ſüßen Reizen war,
Läßt er nur Eine theilen ſeine Flucht,
Nicht wegen Lieb' und Schönheit ausgeſucht: —
Denn Zelika ſtand welk ja unter Allen,
Bleich, wie die Blume, geſtern abgefallen
Vom Almabaum, die ſtarb, weil neben ihr
Die heut'ge Blüthe prangt in junger Zier[31])!
Nein, nicht aus Lieb' — auf die Verdammten bricht
Des Himmels Glanz eh'r, als der Böſewicht
Empfindet reiner Liebe Himmelslicht!
Nein, nur ſein Opfer iſt ſie: — darin liegt
Ihm Reiz genug — Reiz, welcher nie verfliegt,
So lang noch Höll' in ſeinem Herzen brennt,
Und ihr's noch eine Spur von Himmel kennt.
Zu ſtürzen einen Engel: — ſehn ein Blatt,
So weiß wie's Tugend je entfaltet hat,
Geſchwärzt zur Sündenliſt' in ſeinem Hauch,
Durch Brand der Seele dann beſiegelt auch: —
Dies iſt der Höllenſieg, der ihn erfreut.

Und ihm den erſten Platz bei Teufeln beut!
Dies ſchmückt das Opfer, das verloren ganz
Nun vor ihm liegt, in ſeinem Aug' mit Glanz
Und Licht, gleich dem, was Höllengluth auch bringt
Dem armen Sünder, welchen ſie verſchlingt!
Doch ander Werk harrt ſein, erheiſchend nun
All jenen ſchlauen Muth in Plan und Thun,
Den ihm die Diven 32) liehen: — denn betrachtet
Auf jenen Ebnen, dunkel ſonſt umnachtet,
Die Leuchten, zahllos wie die Lichterpracht
Auf Indiens Feldern in der Regennacht 33);
So weit, als ſie ihr furchtbar Leuchten tragen,
Auch der Belagrer mächtge Zelte ragen, —
Erglimmend an des Himmels dunklem Rand,
Dann näher kreiſend, bis ihr Schimmer ſtand
Beim Quell und Hain, auf die hernieder ſchaut
Die Stadt, in ſtolz bewehrter Pracht erbaut.
Doch furchtlos ſchaut von ſeiner hohen Wehr
Mokanna nieder auf das Zeltermeer;
Ja, lächelnd denkt er, daß, ob auch geſchlagen,
Gen ihn ſich doch nur Myriaden wagen;
Daß, ob er freundlos, thronlos, nothbeladen,
Er dennoch gleichkommt jenen Myriaden!
„O, nur ein Schlag mit jenes Dämons Schwingen,
Die des Aſſyrerkönigs Heer 34) umfingen
Mit Dunkelheit: und voll hätt' ich gemacht
Mit dieſem Heer die Hölle noch heut Nacht!
Doch, wie's auch ſei: ob dem Kalif, Profeten
Der Thron verbleibt — die Menſchheit wird zertreten:
Ob Königs Druck, ob Prieſters Hohn verfallen —
Wird die verhaßte Welt nur bang erſchallen

Vom Sklavenheulen und der Opfer Schrein:
Der Klang wird Labung mir im Grab noch ſein!"
So zu ſich ſelbſt; — indeß zur kleinen Schaar,
Die ihm noch blieb, ſein Ton ein andrer war:
„Die meine Kron' ihr ſchirmt in eurer Hut,
Die hohe, deren Glanz nie trüb von Blut
Noch Erdennacht, — vor deren Pracht zumal
Der Erdendiademe bleicher Strahl,
Die Krone Geraſchid's, der Säulenkranz
Um Parviz[55]) Thron, des Reiherbuſches Glanz
Ob Ali's ſchönen Augen[56]) voller Pracht,
Wie Stern' erbleichen, wenn der Tag erwacht; —
Jauchzt! denn wir ſind durch düſtre Schickſalswogen
Im ſchönen Hafen endlich eingezogen!
Uns ſtrahlt nun Sieg! wie es geſchrieben iſt
Im Buch, deß Blätter nur der Engel lieſt:
Daß Islams Scepter falle vor der Macht
Des größten ſeiner Feind' in ſelber Nacht,
Wo licht die Mondenſcheibe ſteigt und klar
Aus Nekſcheb's heilgem Quelle wunderbar!
Nun ſchaut dorthin!" —

Sie ſchaun: und, wie er ſprach,
Ein klarer Schimmer über Alle brach,
Und eine Scheibe, groß und ſtrahlend, hebt
Vom heilgen Quell ſich, deren Schein umwebt
Die reiche Stadt und Ebne meilenweit[57]),
Und ſolchen Glanz den goldnen Dächern leiht
Auf manchem Haus und ſtolzem Minaret,
Wie Herbſtesſonne, wenn ſie niedergeht!
Von allen Zeugen dieſes Trugbilds ſcholl

Alsbald es rings: „ha! göttlich! wundervoll!“
Der Gheber kniet, indem er meint, es fliege
Sein heilger Stern, der ungeduldig fliege
Durch Mitternacht, zu mahnen ihn zum Kriege!
Und Muſſa's Gläubger ſieht im Strahl ſich breiten
Das edle Licht, das in der Freiheit Zeiten
Die Bundeslad' umglänzt' und jetzo wieder
Schau' ſegnend auf den Bruch der Ketten nieder!

„Zum Sieg!“ ſo rufen nun auf einmal Alle —
Mokanna ſteht nicht träg bei dieſem Schalle;
Schnell ſind des Thores Flügel aufgeſchoben,
Und, wie ein kleiner Bergſtrom kühn mag toben
Zur weiten See hinab, ſo ſtürmt man dort
Grad auf des Moslem mächtge Schaaren fort.
Des Lagers Wachen, (die die Pflicht verträumt
Auf ihrer Rund' und ſelbſt den Schall verſäumt
Der kleinen Trommel, die die Stunden kündet,
Als ſie geſehn das Wunderlicht entzündet,)
Sie trifft jetzt ſchnell ein unverhoffter Arm, —
Ein Todesſeufzer iſt nun ihr Alarm.
„Für euer Schwert iſt dies Volk zu gemein, —
Nach jenem Zelt, erhellt von Lampenſchein!
Dort ruhet der Kalif! befreien mag
Nun All' ein einziger beglückter Schlag!“
Ein kühnes Spiel — auf das wohl der nur ſetzte,
Deß Wurf, in Hoffnung einer Welt, der letzte.
Das Glück verläßt ihn aber — eilend bricht
Auf ihn jetzt Kling' auf Kling' im Dämmerlicht,
Und bei dem Schalle ſtrömen Neue nun
Zum Platz — den Bienen gleich von Kanzerun —

Beim grellen Trommelſchall — bis dann, erwacht,
Anrückt des weiten Lagers ganze Macht;
Man treibt zurück, nachdem ſie viel verloren,
Der Abenteurer Schaar zu Nekſchebs Thoren;
Und bei den Letzten blitzt der Silberflor
Noch manchmal auf — ſo leuchtet wohl empor
Ein Segel, deſſen Glanz durch Sturmnacht bricht,
Umſahn von des Gewitters grellem Licht.

Wird nun der Stolze nicht gebändigt ſein?
Schwand nicht ſein Trotz und ſeine Kühnheit? Nein.
Ob halb das Volk, dem Sieg und Thron er bot
In letzter Nacht, verſtümmelt liegt und todt:
Doch hört der Morgen ihn noch ſtolz und feſt
Von Sieg und Thronen prahlen vor dem Reſt; —
Und dennoch glaubt man! — Ob für falſch auch hielt
Der Liebende den Blick, der's Herz ihm ſtiehlt;
Ob auch das Kind begreift, daß man nicht ſpielt
Mit Regenbogen; ob der Alchymiſt
Auch ob des Tiegels Gold in Zweifel iſt; —
Fanat'ſcher Glaube nur, einmal geſetzt
Auf theuern Unſinn, pflegt ihn bis zuletzt.

Der Heuchler kannte wohl die Künſt' und Tücken,
Die Satan lehrt, um Herzen zu berücken;
Auch darf bei dieſen letzten Plan, um Seelen
Elend zu machen, Zelika nicht fehlen.
Unſel'ge! wär' Vernunft erwacht vom Schlaf
Nur halb, bei all dem Schrecken, der dich traf,
Dann trugſt du's nicht — Tod wäre ſchnell gekommen
Und hätt' dein armes Herz hinweg genommen.

Doch ſo war's nicht — Betäubung, Apathie
Des Denkens (faſt auch Lebens) fiel auf ſie
Nach jener wilden, grauſen Schreckensnacht,
Die ſie der Ruh' und Hoffnung bar gemacht.
Brach durch ein Strahl von Wahnſinn manchmal auch.
(Wie durch Vulkanes dunklen Flor von Rauch
Verdächtig Leuchten dann und wann wohl ſchwebt
Zum Zeichen, daß noch Feuer in ihm lebt,)
War ſie doch meiſt gehüllt in Gramesnacht,
(Nicht Azim gleich, der, auf ſein Loos bedacht,
Still, wie ein Todtenangeſicht, von außen,
Indeß im Innern Würmer nagend hauſen!)
In Starrheit ſtill verſenkt, und frei war ſie
Von Schmerz und Denken ganz, voll Apathie: —
So ſtand ſie, leblos faſt, ein Opfer kalt
Und bleich, in ihres Peinigers Gewalt.

Aufs Neue nun, wie in Meru, bedeckte
Er ſie mit Schmuck, als Prieſterin der Sekte.
Und, wie ein Opfer aufgeputzt, führt er
Sie vor den Blicken ſeines Zuges her:
Bleich, wie die junge Braut, verlobt dem Nil,
Wenn ſie, im ſtolzen Hochzeitsprunke fiel
Hinab, für ſeine wilde Fluth ein Spiel[55])! —
Und ſenkt die arme Maid das Haupt dann nieder
Und ſteht, wie kaum erwacht vom Tode wieder,
Im Gafferſchwarm: da lügt der Böſe frei
Dem abergläub'ſchen Volk, Verzückung ſei
Jetzt auf ihr; doch aus ſolcher Traumeswonne
Erſteh' bald ihres Glaubens Freiheitsſonne.
Erwacht' ihr Geiſt manchmal, erregt durch Schmach

Der Sünde, daß ſie wilde Worte ſprach:
Der kühne Läſtrer deutete ſofort
Als Schickſalsſprüche dann ihr tolles Wort,
Ihr flammend Auge nannt' er Himmelsgluth,
Und Himmelsſprache, wenn ſie ſchrie vor Wuth! —
Doch hilft zuletzt nichts mehr. Verzweiflung mehrt
Sich rings; der Hunger ſchleicht heran und zehrt
Was nicht gemäht das Schwert; umſonſt voll Sorgen
Schaut nordwärts er am Abend wie am Morgen
Nach all den Speeren, die verſprochen waren
Von wilden Horden und von Bergtartaren;
Sie kommen nicht; — doch Mordmaſchinen ſchickt
Der Feind herein, zuvor noch nie erblickt,
Furchtbar ſo ſehr, als neu 59); — der Wurfſpeer kracht,
Umkränzt von rauch'ger Gluth, durch finſtre Nacht;
Rothglühnde Kugeln, die im Flug zerſchellen
Und ſtreuen, gleich entbrannten Naphtaquellen,
Den Feuerregen, wild verderblich Allen;
Die, wenn durch die erhellte Nacht ſie wallen,
Den wilden Vögeln gleichen, die zum Ergetzen
Am Feuerfeſt die Magier aufwärts hetzen,
Mit glühnden Bündeln an den mächtigen Schwingen,
Daß weit umher den heißen Brand ſie bringen 60).
Die ganze Nacht hört man die Stadt durchhallen
Der Armen Todesſeufzer, die gefallen
Vom glühnden Speer — indeß die Flammen faſſen
Schon Tempel, Häuſer, Maulbeerfeigengaſſen; —
Die ſtillen Baſars (deren goldne Matten
Seit letztem Feſt ſich nicht entfaltet hatten;)
Die Marmorbäder, ſtrömend nun nichts mehr
Als Blut; die Minarete, ſchlank und hehr,

Wo nicht, wie jüngſt, wenn Sonne niedergeht,
Im goldnen Abendſtrahl ertönt Gebet; —
Dies Alles trifft der Feuerwaffen Fallen,
Und Brand und Tod läßt in des Ortes Hallen
Sein ſchadenfrohes Feſtgetön erſchallen!
Mokanna ſieht, daß er ſein Reich nicht hält; —
Drum noch ein Stich zum Abſchied, eh' er fällt!
„Was grämt ihr euch?“ ſo tröſtet frech er dort
Die Wenigen, die noch verſtehn ſein Wort,
Die Sklavenſchaar, die ringsum ſterbend ruht
Bei ihres Tempelbrandes lichter Gluth:
„Was grämt ihr euch? jetzt, da mit Blitzesſchnelle
Wir überſchreiten ſchon des Heiles Schwelle —
Wenn Allah nahm hinweg aus unſern Reihn
Die gröbern Zweige, die den Gnadenſchein
Uns ſchmälerten, und wir nunmehr als Erben
All ſeine Kraft und all ſein Licht erwerben?
Wir, auserwählt, zu leben nach dem Falle
Von Thronen, Kön'gen, ſiegend über Alle!
Ihr ſchwachen Murrenden, blieb euch denn nicht
Der Glaub' an ihn, der Stern euch war und Licht?
Vergaßet ihr den Strahlenblick denn ganz,
Verhüllt von dieſem Schleier, deſſen Glanz,
Wie Wüſten-Sonnengluth, verdorren kann
Millionen, wie ſie herführt jener Mann?
Lang ſchlief ſein Blitz — zu lang — doch nun erfülle
Sein Glühn die Erde furchtbar ſonder Hülle!
Zur Nacht — ja, ſel'ge Männer! — dieſe Nacht
Lad' ich euch All' zu eines Feſtes Pracht,
Wo — (wenn ihr euch zuvor erlabt am Mahl,
Wie es der Cherub ſpeiſt im Himmelsſaal,

Wann eurem trüben Geiſt lieh neuen Strahl
Der Wein, wie er wird von den Jungfraun droben
Im Moſchusſiegel Sel'gen aufgehoben**), —
Sich offen dann zeigt eurem Angeſicht
Des Wunderauges unausſprechlich Licht;
Dann führ' ich euch, und will die Myriaden
Zerſtreuen durch das Weltall fluchbeladen!"

Sie lauſchen ſcharf; von jedem Wort erglüht
Mit neuem Leben ihr erſtarrt Gemüth, —
Trugleben, wie's dem Aufgeſpießten winkt
Im Becher, wenn er ſtirbt, indem er trinkt!
Wild deuten mit dem Speer ſie auf die Pracht
Der tiefen Sonn' und rufen laut: „zur Nacht!" —
„Zur Nacht!" ruft er dann auch in einem Ton,
Dran ſich die Höll' erfreut, mit Teufelshohn!
Ihr armen Opfer! nie ward offenbar
Betrübteres, als eure Freude war!
Hier, zu den Wen'gen, deren Eiſenkraft
Die Blut- und Hungerqual nicht hingerafft,
Drängt bleiches Volk ſich, deſſen Siegsgeſchrei
Dem Lachen ähnlich iſt der Raſerei; —
Dort tanzen Andre, wilden Geiſtern gleich
Die um ein Grabfeu'r ſchweifen, durch's Bereich
Der Sterbenden und Todten in der Runde; —
Dem ſchaut ein Armer zu, der aus der Wunde
Den Gluthpfeil reißt, der ihm ſein Blut geraubt,
Und wild verzückt ihn ſchleudert über's Haupt!

's war Mitternacht vorbei — und Schweigen bang
Folgt nun dem Schrein und wildem Beifallsklang,

Der kaum durch jene Königsgärten ſcholl,
Von des verhüllten Teufels Fluchfeſt voll, —
Als Zelika'n (von jedem Schrecken muß
Ihr armes Herz ja theilen den Genuß!)
Zum Mahl zu kommen, that ein Sklave kund,
Der, als das Wort er ſprach mit bleichem Mund,
Schwarz ward, als ob des Grabes Schatten rund
Ihn hüll'; und eh' er wiederholt ſein Wort,
Sank todt zu ihren Füßen er ſofort!
Voll Schauder geht ſie und von Angſt beklommen;
Die Ahnung, daß ihr eigen Ziel gekommen,
Weckt ihr Gefühl; Verſtand erwacht, als wollt er
Sie noch einmal nun ſpannen auf die Folter.
Still ſchien es rings, — das Gluthgeſchoß ruht aus
Des Feinds, als fürcht' auch er den Teufelsſchmaus;
Und hüllt den Himmel auch ein rother Dunſt,
Es iſt nur eine ferne Feuersbrunſt.
Doch horch! — ſie ſteht — ſie lauſcht — graunvolle Töne!
Des Quälers Lachen iſt's — und nun Geſtöhne,
Ja, Todsgeſtöhn hallt nach — kann dieſes ſein
Der Ort der Luſt, der Saal der Schwelgerein?
Sie tritt hinein — o, Allah! welch Geſicht
Sich ihr nun bietet! bei dem trüben Licht
Der bleichen Dämmrung und dem Schein von Branden,
Entſunken manchen ſchon erſtarrten Händen,
Sieht ſie den Tiſch: — zum Hohn mit Pracht umwoben,
Mit ſüßen Räucherpfannen — Kränzen droben —
Die Urnen, Becher, kaum geleert, ſie prunken
In goldner Pracht, doch — was hat man getrunken?
O! ſchaut die Gäſt', und jede Frage ſchweigt: —
Geſchwollne Häupter, ſchwarz, zur Bruſt geneigt —

Starr ſchaut gen Himmel mancher auch der Armen,
Als ſucht' er dort, und fänd' doch kein Erbarmen,
Als ob er, zwar von Gift zerriſſen, fühle,
Daß herber noch Gewiſſensmarter wühle!
Indeß die Bravſten, Kühnſten aus den Schaaren
Des falſchen Fürſten (die im Schlachtfeld waren
So ſtolz bereit zum Tod für ihn,) verderben
Hier ſtumm und hilflos; — aber wie ſie ſterben,
Sprüht grimme Rache noch des Auges Gluth,
Ballt ſich die Fauſt gen ihn umſonſt in Wuth.

Entſetzt nur konnte man das ſtarre Graun
Und die Verzweiflung in dem Blicke ſchaun,
Den einige der Opfer grimmig ſenden
Auf ihrer Seele Peinger, eh' ſie enden, —
Auf dieſen Feind, deß offner Schleier nicht
Den Sterbenden zeigt das verheißne Licht,
Das Antlitz, welches himmliſch ſtrahlen ſollte
Und Sieg nur und Erlöſung bringen wollte —
Nein, Züge, graſſer, als ſie Hölle lieh
Der eignen Brut; — ein Wüſtendamon[12]) nie,
Kein Kirchhofs-Ghol, welchen das Sonnenlicht
Gefeſſelt, hat ein menſchlich Angeſicht
Durch graſſre Züge je mit Graun erfüllt,
Als höhniſch der Betrüger nun enthüllt: —
„Ihr Heilgen! Licht und Stern, hier ſchaut nun beides,
Ihr wolltet Narren und Opfer ſein, und ſeid es.
Gnügt's? oder muß ich euch, ſo lang noch Leben
In eurer weiſen Bruſt, auch Lügen geben?
Muß ſchwören, daß die Todesgluth, die innen
Ihr fühlt, nur ſei der Himmelsluſt Beginnen?

Und daß dies Antlitz, ſcheußlich, ungeheuer,
Wie je eins war, — der Gottheit lieb und theuer?
Und daß — doch ſeht! — bevor ich euch noch zierlich
Gegrüßt, fliehn ſchon die Seelen unmanierlich.
Lebt wohl, ihr Seelen! nicht umſonſt ſterbt ihr,
Seid Eblis ihr nur halb ſo lieb als mir. —
Ha! junge Braut! — 's iſt gut — ſetz' dich zu mir;
Komm — ſchaudre nicht — erſchienen niemals dir
Die Todten? unſrer Hochzeit holde Zier?
Froh ließen hier die mächtgen Gäſte blinken
Den Abſchiedskelch — den ſollſt auch du nun trinken.
Wie aber? Alles ſchon geleert? o, welch
Ein durſtger Mund war vor dir an dem Kelch!
Doch, Holde — wart' — ein Tropfen iſt noch drin,
Der wird begeiſtern meine Prieſterin; —
Da, trink; und naht dein Liebender ſich ſchon,
Eh' dieſer Lippen Zauber ganz entflohn,
Gib halb ihm nur dies Gift im Kuß zurück, —
Und ich verzeih' des Nebenbuhlers Glück!

„Und ich — ſterb' auch; doch nicht wie jeder Schuft
Der um uns liegt, verweſend an der Luft;
Nie ſei dies Antlitz im Triumph verlacht,
Wann Todesgraun es greulicher gemacht;
Nie faul' es vor dem Blick des Knechts, der ſchreit
Voll Hohn: „Seht, da liegt ſeine Göttlichkeit!“
Nein — ſchnödes Volk! ſeitdem mein Athem weht,
Warſt du mein Spiel, und bleibſt's, bis er vergeht.
Sieh die Ciſtern im Schatten dort — drin iſt
Ein glühend Gift, bewahrt für dieſe Friſt: —
Ich ſtürze mich in dieſe flüſſge Gluth —

Ein Bad, für ſterbende Profeten gut.
Mich tödtet's, eh Beſinnung dich noch mied; —
Ganz bleibt, von mir zu zeugen dann, kein Glied.
Dann künden allwärts meine Jüngerſchaaren:
Gen Himmel ſei der Heilige gefahren,
Der, eine Zeit verſchwunden von der Erde,
Einſt herrlich, ſtrahlend wiederkehren werde!
Altäre bauen ſie mir gläubig-blind,
Wo Narren knien und Schurken Prieſter ſind;
Der Glaube murmle dort den myſtiſchen Brauch,
Mit Blut geſchrieben; Frömmelei füll' auch
Ihr Himmelsſegel mit der Hölle Hauch!
So wird mein Banner dort Aeonen wallen
Ob des Betrugs und der Empörung Hallen; —
In Zukunft ſchreckt mein Name Kön'ge noch,
Und, ſterb' ich auch, mein Geiſt wallt immer doch
Da, wo ſich Blut, und Schuld, und Streit erheben,
Woran vordem er ſich ergötzt im Leben!
Horch! ihr Geſchütz erbebt am Walle ſchon —
Ei, laß es beben — Allen biet' ich Hohn,
Den Nahnden zeigt mich keine Spur — auch kann
Ich dir vertraun, denn du — biſt ſtumm alsdann.
Sieh, wie ein armer Tropf, gleich mir, ſo leicht
Im kühnen Sprunge Göttlichkeit erreicht!"

Er ſprang und ſank bei dieſem letzten Wort —
Schnell barg die glühnde Fluth ſein Haupt ſofort,
Und Zelika ſtand nun, die Bebende,
Im weiten Saal als einzig Lebende:
Als ob die Arme nur noch athmen müßte
Allein in dieſer grauſen Todeswüſte —

Den Geiſtern gleich, die, (man erzählt es ſo,)
In ſtiller Stadt des Schweigens**) wohnen, wo
Von Allah nur geſehn, ſie einſam weilen,
Dem blaſſen Leichnam Schutz noch zu ertheilen.
Der Morgen kam, — da regt ſich wieder friſch
Das Lager der Belagrer kriegeriſch.
Es flog der Feuerball, (deß Schreckensglanz
Einſt Sieger Mahadi lieh von Byzanz,)
Des Skorpiones Schaft, des Steinblocks Tanz
Hoch von Balliſten, und des Widders Drang,
Den wohlgeſchirmte Kriegermaſſe ſchwang:
Dies Alles zeigt der Feinde Plan, nunmehr
Zu prüfen, ob nicht Thurm und Feſtungswehr
Und Mauer, minder ſchwer ſei zu gewinnen
Und zu zerbrechen, als die Herzen drinnen.
Voran am Werke ſieht man eifrig ſtehn
Den glühnden Azim! O! könnt' er nur ſehn
Den Lügner lebend noch ins Netz gegangen:
Nicht Druck des Leuen, noch der Schlang' Umfangen
Käm' gleich dem Rachegriff, dem wilden Haſſen,
Womit den Feind er grimmig würd' umfaſſen!

Laut kracht am Wall des Widders Kraftgewicht,
Nun bebt die Bruſtwehr und ein Pfeiler bricht, —
Doch noch nicht Breſche! — „nun noch einmal mag
All unſre Kraft dran, wie ein Donnerſchlag!“
Da wankt die Mauer — jauchzend ruft das Heer:
„Die ſtärkſte Katapulte ſtellt nunmehr
Nach dieſem Ort — Nekſcheb wird unſer ſein!“ —
Man thut's — die Werke ſtürzen krachend ein;

Die hohe Mauer zeigt nun durch den Spalt,
Gleich einem alten Krater, die Geſtalt
Der troſtlos öden Stadt, von Rauch durchwallt!
Doch wunderbar! es will ſich nirgends zeigen
Ein Lebensmerkmal — was ſoll dieſes Schweigen?
Sekundenlang ſtarrt Jedem Herz und Sinn —
Laut ruft nun Azim: „Auf! zur Breſche hin!"
Doch der Kalif, deß Vorſicht noch Gefahren
In dieſer Stille fürchtet, hält die Schaaren.
Und eine langſam ſchreitende Geſtalt
Naht aus den Trümmern; jetzt, vom Schein umwallt
Des Sonnenſtrahls, ein Jeder deutlich ſah
Den wohlbekannten Silberſchleier! — „Ha!
Mokanna, und allein!" ſo hallt es rund;
Schnell ſchwingt vom Roß ſich Azim auf den Grund —
„Dies, heiliger Kalif, iſt mein Begehr,
Den Schurken zu zermalmen — ſonſt nichts mehr!"
Und gierig ſtürzt er auf den Feind der Hölle,
Der durch des aufgehäuften Schutts Gerölle
Sich mühſam naht, und, wie er nah genung,
Hinſtürzt in Azim's Speer mit jähem Sprung;
Und wie beim Sturz der Schleier iſt gefallen,
Sieht er das Herzblut — Zelika's entwallen! — —
„Ich wollte nicht, o Azim!" ſprach die Gute,
Indeß ihr Haupt auf ſeinem Arme ruhte,
Und ſie ſein Antlitz ſah von Schmerz durchwühlt,
Mehr, als man je von Körperwunden fühlt —
„Nicht wollt' ich's, daß die Qual dir ward zu Theil, —
Obwohl der Tod, bei dir erlangt, ein Heil,
Das du mir nie entzögſt, ſähſt du nur ein,
Wie oft ich Gott bat, ſolchen Tod zu leihn! —

Doch war des Feindes Trank zu ſchwach und klein,
's war Thorheit, drauf zu warten — und ich dachte,
Wenn dieſer Flor (o, ſchau nicht drauf,) mich brachte
Vor eures grimmen Heeres Blick: ſogleich
Träf mich ein tauſendfacher Todesſtreich.
Doch ſo iſt's ſüßer! glaub', nie möcht' ich laſſen
Dein theures, wenn auch trauriges Umfaſſen,
Und nie den Tod in deinen Armen geben
Für's reizendſte, beglückteſte der Leben!
Was trüb und ſchrecklich je mein Herz umzogen,
Dies Alles iſt mit einem Mal verflogen;
Dein Liebesblick hat mich mit Licht umwoben,
Gleich erſter Gnadendämmerung von Oben;
Und wenn dein Mund mir nur Vergebung ſprach,
So hallen dieſes Wort die Engel nach!
Doch leb', o theurer Azim, bis du einſt
Dich mir, — o Göttertraum! — mir, mir vereinſt!
Leb', wenn du je mich liebteſt, wenn vereint
Mit mir einmal zu werden, ſüß dir ſcheint;
Leb', um für mich zu beten, beug' das Knie
Nachts ſo wie Morgens vor der Gottheit, die
Ein reines Herz, gleich deinem, im Gebet,
O Azim, nimmermehr vergeblich fleht, —
Fleh, daß er mir verzeihen mag — und ſtillen
Das Weh der Seele mir um deinetwillen,
Und, nur gedenkend meiner Lieb' allein,
Mich mach' in Ewigkeit ganz dein, ganz ſein!
O, kehre wieder zum beglückten Land,
Das unſre Herzen liebend einſt verband —
Und jeder Hauch, den dort die Blumen ſtreun,
Wird dir die Wonne jener Zeit erneun.

Der unſchuldsvollen! Wieder fühlſt du da
Wie ehmals für die arme Zelika!
Und dann hinauf zur Himmelswölbung weht,
Wie Thau empor im Morgenſtrahle geht,
Mit frühſter Gluth der Liebe dein Gebet!
Wenn dein Gebet — ach! meine Sinne ſchwinden —
Nur ein Moment noch! — wird Erhörung finden:
Und iſt's der Seel' in jener Welt beſchieden
Ihr Heil zu künden, wen ſie liebt hienieden:
Komm ich zu dir — in ſüßem Traum, entzückt —
O, Gott — ich ſterb' — o Freund! ſei du beglückt!" —

Die Zeit entfloh, und Jahr' auf Jahr' entrollten,
Und Wenige von Jenen, welche zollten
Damals des Mitleids Thräne, wie ſie ſahn
Die Maid vom Tod, und ihn von Schmerz umfahn,
Sind lebend noch; — da kniet ein alter Mann
An einem Grab, wo Amu's Woge rann, —
Ein Mann; der, alt geworden bei dem Grab,
Dort früh und ſpät ſich dem Gebet ergab, —
Er kniet zum letzten Mal; — ob auch erfüllte
Des Todes Schatten die Geſtalt, — doch hüllte
Ihm ein Entzückungsſtrahl noch Blick und Wangen,
Der ſelbſt den Tod erhellt — ſo ſieht man prangen
Ein Licht oft noch an Horizontes Rand,
Wenn Alles ſonſt ſchon nachtumwoben ſtand; —
Ein ſchöner Traum hatt' ihn im Schlaf umweht, —
Für deren Geiſt er nun geweint, gefleht
So manches Jahr, ſie kam im Lichtgewand
Zu ihm und ſagte, daß ihr Leiden ſchwand!

Er ſtirbt voll Dank, da er ſie wieder ſah.
Und jenes theuern Fluſſes Ufern nah
Ruht er nun neben ſeiner Zelika! —

Als die Geſchichte des verſchleierten Profeten von Khoraſſan beendet war, mußte man ſich bequemen, Fadladin's kritiſche Bemerkungen darüber zu hören. Eine Reihe von vereitelten Erwartungen und Zufällen hatte dieſen gelehrten Kämmerling während der Reiſe betroffen. Zum Erſten hatten die Eilboten, (die, wie unter der Regierung des Schach Jehan, zwiſchen Delhi und der Weſtküſte Indiens aufgeſtellt waren, um einen ſteten Vorrath von Mangofrüchten für die königliche Tafel zu ſichern,) durch eine heilloſe Unregelmäßigkeit ihre Pflicht verſäumt; aber andere Mango's, als die von Mazagong zu eſſen, war natürlich unmöglich. Zum Zweiten hatte der Elefant, der ihm ſein feines altes Porzellan trug, in einem ungewöhnlichen Anfalle von Lebhaftigkeit die ganze Tracht zertrümmert: — ein unerſetzlicher Verluſt, denn einige der Geſchirre waren von ſo bedeutendem Alter, daß ſie ſchon unter den Kaiſern Yan und Chun gebraucht worden waren, welche viele Jahre vor der Dynaſtie des Tang regierten. Auch ſein Koran, den man für die ächte Abſchrift jenes hielt, zwiſchen deſſen Blättern die Lieblingstaube Mahomed's zu niſten pflegte, war durch ſeinen Koranträger drei ganze Tage lang verlegt geweſen — nicht ohne große geiſtige Unruhe Fadladin's, der, obwohl er vorgab, mit allen andern rechtgläubigen Muſelmännern zu glauben, daß das Heil einzig im Koran zu finden ſei, doch ſehr im Verdachte ſtand, er glaube im Herzen, es könne einzig in ſeiner eignen beſondern Abſchrift gefunden werden. Rechnet man zu allen dieſen Bekümmerniſſen noch die Hartnäckigkeit der Köche, ſtatt des

Zimmts von Serendib ſeine Gerichte mit dem Pfeffer von Kanara zu würzen, ſo läßt ſich leicht vermuthen, daß er wenigſtens mit einem gehörigen Grade von Reizbarkeit an ſein kritiſches Werk ging.

„Um mit gehöriger Klarheit,“ ſagte er, während er ſeinen Roſenkranz von Perlen gravitätiſch hin- und herdrehte, „meine Meinung über die Erzählung, die dieſer junge Mann vorgetragen hat, darzulegen, iſt es nothwendig, eine Ueberſicht von allen Erzählungen zu nehmen, die jemals —“ „Mein guter Fadladin,“ rief, ihn unterbrechend, die Prinzeſſin, „wir verdienen es wirklich nicht, daß ihr euch ſo viel Mühe machen ſolltet. Eure Meinung uber das eben gehörte Gedicht wird, ich zweifle nicht, überflüſſig erbaulich ſein, auch ohne einen fernern Aufwand eurer außerordentlichen Gelehrſamkeit.“ — „Wenn das Alles iſt,“ erwiederte der Kritiker, ſichtlich beleidigt, daß man ihm nicht erlaubte, zu zeigen, was er von allen andern Dingen außer dem eben vorliegenden Gegenſtande wiſſe: — „wenn das Alles iſt, was verlangt wird, ſo iſt die Sache leicht abgethan.“ Er ſchritt nun zu einer Analyſe des Gedichtes in jener (den unglücklichen Sängern Delhi's nur zu wohl bekannten) Weiſe, wo Tadel zu einer Strafe ward, wovon ſich wenige erholten, und wo ſelbſt das Lob dem Honig glich, den man aus den bittern Blüthen der Aloe zieht. Die Hauptperſonen der Erzählung waren, wenn er ſie anders recht gefaßt hätte, ein unglückſeliger Herr mit einem Schleier vor'm Geſicht; — eine junge Dame, deren Vernunft ſpazieren gehe und wieder komme, je nachdem es dem Dichter paſſend ſcheine, daß ſie verſtändig ſei, oder nicht; — und ein Jüngling in einer jener greulichen Bucharenmützen, welcher den oben genannten Herrn im Schleier für eine Gottheit halte. „Was kann man,“ ſagte er, „von ſolchen Materialien erwarten? — Nachdem Alle einander zu übertreffen ſuchten in langen

Reden und Albernheiten einige tauſend Verſe hindurch, die ſo unverdaulich ſind, wie die Lambertsnüſſe von Berdaa, ſpringt unſer Freund im Schleier in eine Kufe voll Scheidewaſſer; die junge Dame ſtirbt in einer wohlgeſetzten Rede, die ſich einzig dadurch empfiehlt, daß es ihre letzte iſt; und der Liebhaber bringt es noch zu einem hübſchen Alter, in der löblichen Abſicht, ihren Geiſt zu ſehen, was er zuletzt auch glücklich vollführt und ſtirbt. Dies, wenn ihr's erlaubt, iſt ein richtiges Summarium der Geſchichte — und wenn Naſſer, der arabiſche Kaufmann, nicht beſſer erzählte, ſo hatte unſer heiliger Profet (welchem ſtets Ehre ſei und Ruhm!) nicht nöthig, auf Jenes Fertigkeit im Geſchichten-Erzählen eiferſüchtig zu ſein**)."

Was den Styl betrifft, ſo war er des Stoffes würdig; er hatte nicht einmal jene feinen Wendungen im Satzbau, welche durch Eigenthümlichkeit der Manier für das Gemeine des Gedankens entſchädigen, noch die herrliche poetiſche Phraſeologie, durch welche an ſich unbedeutende Gefühle (ſo wie des Grobſchmieds Schurzfell zu einem Banner ward**)) leicht zur Bedeutſamkeit vergoldet und aufgeputzt werden. Was ſodann die Verſification betrifft, ſo war ſie, um nichts ſchlechteres davon zu ſagen, abſcheulich: ſie hatte weder den reichen Fluß des Ferduſi, oder die Süßigkeit des Hafis, noch den ſententiöſen Gang des Sadi; doch ſchien ſie ihm vielmehr in der plumpen Schwerfälligkeit ihrer Bewegungen dem Schritt eines ſehr ermüdeten Trampelthieres nachgebildet zu ſein; auch die Freiheiten, die er ſich erlaubte, waren unverzeihlich; zum Beiſpiel folgender Vers (und das Gedicht hatte Ueberfluß an ähnlichen):

„Wie die ſanfte bezaubernde Muſik im Traum."

„Welcher Kritiker, der zählen kann," ſagte Fadladin, „und ſeine volle Fingerzahl zum Zählen beſitzt, würde auch nur für den Augenblick ſolch ſylabiſchen Ueberfluß dulden?“ — Hier ſchaute er im Kreiſe umher und bemerkte, daß die meiſten ſeiner Zuhörer entſchlafen waren, während die glimmenden Lampen geneigt ſchienen, ihrem Beiſpiele zu folgen. Es ward daher nöthig, wiewohl zu ſeinem eigenen Leidweſen, für jetzt den wichtigen Bemerkungen ein Ende zu machen, und demnach ſchloß er, mit der Miene nachſichtiger Ueberlegenheit, alſo: „Keineswegs wollte ich durch dieſe Bemerkungen, deren Aeußerung mir Pflicht ſchien, den jungen Mann entmuthigen; ja, ſo weit bin ich davon entfernt, daß ich kaum zweifle, ihm meine völlige Zufriedenheit ſchenken zu können, wenn er nur ſeine Schreib- und Denkweiſe gänzlich ändern will.“

Einige Tage verfloſſen nach dieſer Rede des Großkämmerlings, ehe Lalla Rukh wagen konnte, um eine andere Erzählung zu bitten. Der Jüngling war immer noch ein willkommener Gaſt im Zelte, — für ein Herz vielleicht ein zu gefährlich willkommener, — doch jede Erwähnung der Poeſie ward, wie durch gemeinſame Uebereinkunft, vermieden. Obwohl Niemand in der Geſellſchaft beſondre Ehrfurcht vor Fadladin hatte, ſo machte ſein Urtheil, ſo gebieteriſch ausgeſprochen, doch offenbar einen Eindruck auf Alle. Der Dichter ſelbſt, für welchen dieſe Kritik eine ganz neue Operation war (denn im Paradieſe Indiens, Kaſchmir, war ſie völlig unbekannt), fühlte den Stoß, wie man ihn gewöhnlich zum Erſtenmale fühlt, bis ihn Gewohnheit dem Leidenden mehr erträglich macht; — die Damen begannen zu fühlen, daß ſie nicht hatten zufrieden ſein ſollen, und ſchienen zu ſchließen, daß ein ſehr guter Sinn in dem von Fadladin Geſagten habe liegen müſſen, da es ſie Alle in einen ſo geſunden Schlaf gebracht hatte; — und der ſelbſtgefällige Kämmerling fand ſeinen Triumph in dem Gedanken, zum hundert und funfzigſten Mal in ſeinem Leben einen Poeten vernichtet zu haben. Lalla Rukh allein — und die Liebe wußte, warum — beharrte dabei, von Allem, was ſie gehört hatte, erfreut zu ſein und ſo bald als möglich mehr hören zu wollen. Die Weiſe indeß, in der ſie zuerſt wieder auf den Gegenſtand zurückkam, war ungünſtig. Während man nämlich in der Hitze des Mittags in der Nähe eines Brunnens raſtete, auf welchen irgend eine Hand mit rohen Zügen jene wohlbekannten Worte aus Sadi's Garten eingegraben hatte: „Viele ſchauten, gleich mir, dieſen Brunnen, doch ſie gingen vorüber und ihre Augen ſind geſchloſſen für immer!“ — da nahm ſie Gelegenheit, ſich von der melancholiſchen Schönheit dieſer Stelle über die Reize der Dichtkunſt im Allgemeinen zu verbreiten. „Es iſt wahr,“ ſagte ſie, „wenige Dichter können es jenem erhabnen Vogel gleich thun, der allezeit in den Lüften fliegt, und niemals die Erde berührt**); — nur einmal in vielen Menſchenaltern tritt ein Genius auf, deſſen Worte, gleich denen am beſchriebnen Berg***) für immer bleiben; — doch gibt es immer Einige, vielleicht eben ſo erfreulich, wenn auch nicht ſo wundervoll, die, wo nicht Sterne ob unſerm Haupte, doch wenigſtens Blumen auf unſerm Pfade ſind, und deren momentane Süßigkeit wir dankbar einathmen ſollten, ohne von ihnen einen Glanz und eine Dauerhaftigkeit zu verlangen, die über ihre Natur ſind. Kurz,“ — fuhr ſie fort, erröthend, als ob ſie ſich durch ihre Rede zu verrathen fürchtete: es iſt grauſam, daß ein Dichter nicht durch ſeine Zauberauen wandeln darf, ohne ſtets, gleich dem alten Manne der See, einen Kritiker auf dem Rücken zu haben.“ — Fadladin bezog natürlich dieſe letzte unglückliche Anſpielung auf ſich, und wollte ſie im Herzen als einen Wetzſtein für ſeine nächſte Kritik bewahren. Ein plötzliches Stillſchweigen erfolgte — und die Prinzeſſin, die einen Blick auf Feramors warf, ſah wohl, daß ſie einen ermuthigernden Augenblick abwarten müſſe.

Doch die Herrlichkeit der Natur und ihre milden duftigen Lüfte, die friſch über den Strom der jugendlichen Geiſter wehen, vermögen wohl leicht tiefere Wunden zu heilen, als die ſtumpfen Fadladine auf dieſer Welt ſchlagen können. Ein oder zwei Tage nachher kam man zu dem kleinen Thale der Gärten, die auf Befehl des Kaiſers für ſeine Lieblingsſchweſter Rochlnara angelegt worden waren, als ſie einige Jahre vorher durch Kaſchmir reiſte; und nirgends gab es eine reichere Verſammlung lieblicher Gegenſtände, ſeit dem Gulſar-e-Irem, oder Roſenhaine von Irem. Jede koſtbare Blume war dort dort zu finden, die je durch Dichtkunſt, Liebe oder Religion geheiligt ward: von der dunkeln Hyacinthe, mit welcher Hafis das Haar ſeiner Geliebten vergleicht, bis zu der Kamalata, von deren roſigen Blüthen der Himmel Indra's duftet. Als ſie in dem kühlen Dufthauche dieſer lieblichen Stätte ſaßen, und Lalla Rukh bemerkte, daß ſie ſich dieſelbe als einen Wohnplatz jener blumenliebenden Nymphen vorſtellen könne, die in den Tempeln Kathay's verehrt werden, oder einer jener Peri's, den anmuthigen Weſen der Luft, die von Wohlgerüchen leben und denen eine Stelle, wie die gegenwärtige, Erſatz für das Paradies leihen könne, was ſie verloren, — da ſagte der junge Dichter (in deſſen Augen ſie, während ſie ſprach, ſelbſt eines jener ſchönen geiſtigen Weſen zu ſein ſchien, die ſie beſchrieb), mit zögernder Stimme, er entſinne ſich der Geſchichte einer Peri, die er, wofern die Prinzeſſin nichts dagegen habe, zu erzählen bereit ſei. „Sie iſt,“ ſagte er mit einem Nachſicht heiſchenden Blicke auf Fadladin, „von einer leichtern und anſpruchloſern Art, als die vorige.“ Dann, nachdem er wenige leichte, doch wehmüthige Akkorde auf ſeiner Zither gegriffen, begann er ſo:

Das Paradies und die Peri.

Vor Edens Pfort' im Morgenprangen
Stand eine Peri ſchmerzbefangen: —
Und wie ſie lauſcht dem Lebensquell,
  Deß Fluth harmoniſch drinnen hallte,
Und wie vom Licht ihr Fittig hell,
  Das durch halboffne Pforten wallte:
  Weint ſie, verbannt aus dieſen Aun
  Ihr ſündiges Geſchlecht zu ſchaun!

„Wie glücklich,“ ſo rief dies Kind der Luft,
„Die ſel'gen Geiſter dort wandeln im Duft
Der Blumen, die bar von Welken und Fall;
  Sind mein auch die Gärten auf Landen und Meeren,
  Ob Sterne mir ſelbſt auch Blumen beſcheeren: —
Eine Himmelsblum' überblüht ſie all!

„Wie in Kaſchmirs kühligem See auch ſonnig
Die buſchigen Inſeln ſtrahlen wonnig,
  Wie ſüß im Thale der Quellen Fall;
Wie klar auch in Sing-Su-Hay die Welle,
Ob ein goldiger Strom **) dorthin auch ſchwelle; —
Doch — nur ein Seliger weiß, wie helle
  Des Himmels Fluth überſtrahlt ſie all!

„Geh, ſchwing' dich im Fluge von Stern' zu Sterne,
Von Welt zu leuchtender Welt, ſo ferne
  Als das Weltall breitet den flammenden Wall;
Nimm alle die Wonnen von allen den Sphären
Und laß durch unendliche Jahre ſie währen —
  Ein Himmelsmoment überwiegt ſie all!“

Der Engel, der bewacht die Pforte
Des Lichts, hört' ihre Trauerworte;
Und als er naht, dem trüben Sang
Zu lauſchen — eine Thräne drang
Ihm da in's Auge, gleich dem Thau
Von Edens Quelle, wenn er glüht
In jener Blume, welche blau
(Braminen ſagen's) dort nur blüht.

„Dir, Kind des Stamms, ſchön, doch voll Sünden,“
Sprach ſanft er, „kann ich Hoffnung künden.
Im Schickſalsbuche ſtehn die Worte:
Es ſei der Schuld die Peri bar,
Die bringt zu dieſer ew'gen Pforte
Des Himmels liebſte Gabe dar. —
Geh, ſuche ſie, und werde rein: —
Gern laß ich die Entſühnten ein!“ — —

Wie Kometen raſch die Bahn
Ziehn, die Sonne zu umfahn; —
Schneller als den Sternenbrand
Schwingt zur Nacht der Engel Hand 69)
Auf die ſchwarzen kühnen Geiſter,
Welche gern des Himmels Meiſter: —
So flog durch's Blau die Peri da;
Getragen von dem Strahl, der eben
Brach aus des Morgens Auge, ſah
Sie bald ob unſrer Welt ſich ſchweben.

Wo bietet ſich dem Geiſt nun dar
Die Himmelsgab'? — „Ich kenne zwar

Die Schätze (rief ſie) all der Schalen,
Drin ohne Zahl Rubinen ſtrahlen
Unter Tſchilminar's Säulenhalle 10); —
Die duftigen Inſeln kenn' ich alle,
Tief unter'm Meere manchen Faden
Bei Arabiens ſonnigen Südgeſtaden 11); —
Ich weiß, wo Genien den demantklaren
Kelch ihres Herrn Dſchemſchid 12) bewahren,
Drin glüht des Lebensbalſams Schimmer; —
Doch all dies gnügt dem Himmel nimmer.
Wo glänzte ſo licht ein Edelſtein ſchon
Wie die Stufen an Allah's herrlichem Thron?
Und die Tropfen des Lebens — was wären ſie doch
Vor der endloſen Tiefe der Ewigkeit noch?"

Ihr Fittig fühlt, als ſo ſie ſann,
Die Luft des ſchönen Hindoſtan,
Wo Balſam weht, wo Fluthen wallen
Ob Ambrabeeten und Korallen;
Wo Berge, heiß vom Sonnenſcheine
Umarmt, gebären Edelſteine;
Wo Bäch', als reiche Bräute, hold
In ihren Wellen tragen Gold;
Wo der Sandelhain, von Duft durchſtreut,
Der Peri faſt ein Eden beut!
Doch roth von Menſchenblute fluthet
  Jetzt jeder Bach — des Todes Hauch
    Dampft aus des Haines duftgen Zweigen;
Der Menſch, der hier durch Menſchen blutet,
  Miſcht ſeinen Fluch den Düften auch,
    Die aus unſchuldgen Blumen ſteigen! —

Wer, Sonnenland, hat angefallen
Pagoden dir und Säulenhallen?
Der Tempel Pracht, wo Götter wohnen,
Sammt deiner Fürſten tauſend Thronen?
'ſ iſt der von Gazna 13) — grimmig naht' er:
  Die Kronen all von Hindoſtan
Auf ſeinem Trümmerpfad zertrat er.
  Dem Schweißhund hängt Geſchmeid' er an 14),
Wie es entriſſen rohe Wuth
  Manch junger holder Sultanin:
  In reiner Kammer würgt er hin
Jungfraun, die Prieſter ſelbſt im Dom, —
Es füllt zerbrochnes Tempelgut,
  Das Köſtliche, den heilgen Strom.

Die Peri ſieht hinab, und ſchaut,
Wie auf dem Schlachtfeld, blutbethaut,
Allein ein junger Krieger ſtand
  Am Heimatſtrom — er trug das rothe
Zerbrochne Schwert noch in der Hand,
  Der letzte Pfeil im Köcher drohte.

„Leb!“ — ruft der Sieger — „bald ſoll dein
Mein Ruhm und meine Krone ſein!“
Der junge Krieger ſteht und ſchweigt;
Nachdem er ſtumm zum Strom gezeigt,
Ganz roth von ſeiner Heimat Blut,
Schickt auf des Zwingherrn Herz in Eil
Statt Antwort er den letzten Pfeil.

Ob gut geſchnellt — er fehlt das Ziel;
Der Zwingherr lebt, der Edle fiel! —

Doch merkt die Peri, wo er ruht,
  Und als die Schlacht ſie weiter ſchien,
Fliegt ſie auf Morgenſtrahles Gluth
  Zu ihm, und fängt des Herzens letzten —
Den letzten edlen Tropfen auf,
Eh' frei ſein Geiſt ſich ſchwang hinauf.

„Dies ſei“ — rief ſie, als ſie flog empor —
„Willkommne Gab' an des Himmels Thor.
Ob oft auch nur ſchlechte Tropfen geronnen
  Im Schlachtfeld: Blut, wie dieſes, allein,
  Für Freiheit vergoſſen, es iſt ſo rein,
Und trübte nicht den klarſten Bronnen,
  Den die Haine von Eden ſchließen ein!
O, wenn es in irdiſcher Sphäre gibt
Noch irgend ein Gut, das der Himmel liebt:
So iſt es ſolch Opfer für Freiheit, entfluthet
Dem Herzen, das für ſie bricht und blutet.“

„Gern,“ ſprach der Engel, als empfangen
  Die Gabe ſeine Strahlenhand,
„Gern grüßen wir, die ſo gegangen
  Zum Tode für ihr Vaterland. —
Doch ſieh — ach! noch währt der Verſchluß
Von Edens Thor — die Gabe muß
Noch heilger als der Tropfen ſein,
Die dich zum Thor des Lichts läßt ein!“

Ihr erſtes Hoffen Edens trog ſie; —
  Drum zu dem Mondgebirge nieder,
Im fernen Süden, nunmehr flog ſie,
  Und feuchtete dort ihr Gefieder

Im Quell vom Strom Aegyptens, — den
Kein Erdenſohn noch je geſehn,
Tief in der Waldeseinſamkeit,
Wo Waſſergenien oft, gereiht
Zum Tanz, des Niles Wieg' umringen
Und Gruß dem jungen Rieſen bringen!
Dann, ob Aegyptens Palmenauen
Und Königsgräbern, weiter dringen
Muß ſie und lauſcht dem Neſterbauen
Der Tauben gern dort in dem lauen
Thal von Roſetta; weilt, zu ſchauen
Wie Mondlicht ſchimmert auf den Schwingen
Des weißen Pelikans, der ruht
Auf ſtillem Blau von Möris' Fluth.
Es war ſo reizend — höhre Pracht
Hat nie ein ſterblich Aug' geſehn!
Wer dächte, der in dieſer Nacht
Des Thales goldne Frucht ſah ſtehn,
Drauf Himmels reinſter Schimmer lacht, —
Die holden Dattelbäume, neigend
Müd der Häupter Laubgewühl 11),
So wie der Schlaf, herniederſteigend,
Mädchen ladt auf ſeidnen Pfühl, —
Die keuſchen Lilien, ihre Schöne
Im See erfriſchend in der Nacht,
Daß friſche, hellre Pracht ſie kröne,
Wenn die geliebte Sonn' erwacht, —
Hier, wo des Tempels, Thurms Ruinen
Wie Reſte ſchöner Träum' erſchienen, —
Und wo des Kibitz Schreien blos
Man hört durch dieſes Feengefild;

Blos ſieht (wenn Schatten flehn und wieder
Der Mond erſtrahlt in heitern Mienen:)
Der Sultana Purpurgefieder 15)
Auf einer Säule, regungslos
Und ſchimmernd, wie ein Götzenbild! —
Wer dachte wohl, daß dies Gefild,
Wo Alles ſchön erſchien und mild,
Des Peſtdämones heiße Schwingen
Mit ſchlimmern Hauche jetzt durchdringen,
Und tödlicher, als je man fand
Der rothen Wüſte Flammenſand!
So ſchnell, daß, wer nur leben mag
Ringsum, durch ſeinen Flügelſchlag
(Wie's Beet, das Samum's Düft' umfingen)
Schwarz und verwelkt am Boden lag.

So mancher, friſch und unverletzt,
Sah noch die Sonne ſinken nieder;
Im Peſthaus liegt er eiternd jetzt,
Und nie ſteigt ihm die Sonne wieder.
O! niemand ſcharrt die Leichen ein,
Drauf einſam ruht der Mondenſchein;
Die Geier ſelber flohn, als hätte
Geekelt ſie der Raub, die Stätte!
Nur die Hyäne ſchleicht voll Gier
Durch öder Städte Gaſſen hier
Um Mitternacht, nach blutgem Mahl —
Weh dem Halbtodten, der erſchaut
Des großen blauen Auges Strahl,
Indeß die Nacht rings um ihn graut! —

Die Peri ſprach: „wie hart büßt doch
  Ihr Armen für euren erſten Fall, —
Habt einige Blüthen aus Eden zwar noch,
  Die Schlange jedoch überſchleicht ſie all!“
Sie weint, und rings hellt ſich die Nacht,
  Als hell im Aug' die Thrän' ihr ſcheint —
In jeder Thrän' iſt Zaubermacht,
  Die mild ein Geiſt für Menſchen weint!

Da — unter dem Orangenbaum,
Wo Blüth' und Frucht im luftgen Raum
Zuſammen tändeln ſüß und lind,
Wie wohl ein Greis ſpielt mit dem Kind —
Da, in dem blühnden Waldesgrunde
  Am See, tönt Seufzen zu ihr ſchwer
Von Einem, der, zur ſtillen Stunde,
  Einſam zu ſterben ſchlich hieher;
Er, der im friſchen Lebensprangen
  Sonſt manches Herz ſich zugewandt,
Stirbt, als ob nie ihn Lieb' umfangen,
  Nun unbeweint und unbekannt.
Sein wartet niemand — und das Weh
  Das heiß in ſeinem Buſen glimmt,
Es löſcht's ihm niemand aus dem See,
  Der kühl vor ſeinen Augen ſchwimmt;
Kein wohlbekannter trauter Ton,
  Der ihm ein Abſchiedswort noch bringt,
Das, wenn all andrer Klang entflohn,
  Gleich ferner Muſik noch erklingt —
Dies zarte Fahrewohl am Strand
Der rauhen Welt, wann Alles ſchwand,

Den Geiſt erquickend, eh' ſein Kahn
Beginnt die fremde dunkle Bahn.

Verlaßner Jüngling! Etwas bannte
Ihm Troſt ins Herz im Sterben auch:
Daß ſie, die er ſeit Jahren kannte,
Die er wohl bald ſein eigen nannte
War frei von dieſem Todeshauch. —
Frei in des Vaters Fürſtenhallen,
Wo kühlig die Fontainen fallen,
Die Luft (von Räucherwerk durchweht,
Wie es in Indiens Landen ſteht)
Rein, ſo wie ſie, die drinnen geht.

Doch ſieh! wer iſt dort, leiſe ſchleichend,
In dieſem düſtern Hain gegangen,
Der Botin der Geſundheit gleichend,
Mit roſ'gen Gaben auf den Wangen?
Sie iſt's — von fern erblickt er ſtill
Die Braut vom Mondenſtrahl erhellt, —
Die lieber mit ihm ſterben will,
Als ohn' ihn erben eine Welt! —
Sie hält den Theuren nun umfangen,
Sein bleich Geſicht an ihrem ruht —
Dann taucht, zu kühlen ſeine Wangen,
Ihr wallend Haar ſie in die Fluth. —
Ach! nie ſonſt glaubt' er zu erleben
Die Zeit, wo er mit Graun und Beben
Sich riß aus dem Umfangen fort
Der theuren Arme, die doch ihm
So heilig, als der Wiegenort
Der jugendlichen Cherubim!

Jetzt gibt er nach — kehrt ſich entſetzt
Dann ab, als müſſe giftgenetzt
Die dargebotne Lippe glühn —
Die Lippe, welche, nun ſo kühn,
Bisher der ſeinen nahe kam
Nur auf ſein Flehn, in holder Scham.
„O, laß mich von der Luft durchdringen,
  Der ſelgen Luft, gehaucht von dir,
Und, was ſie trag' auf ihren Schwingen,
  Tod oder Heilung, ſüß iſt's mir!
Da — trink die Thränen, da ſie fließen —
  Wär' Balſam meines Herzens Blut,
Du weißt, ich würd' es gern vergießen,
  Zu kühlen deiner Stirne Gluth!
Nein, wende nicht dein Antlitz fort,
  Bin ich nicht dein — verlobt nicht dir —
Die Ein' Erwählte, deren Ort
  Bei dir im Tod und Leben hier?
Meinſt du, daß ſie, die nur ihr Licht
  In dunkler Welt von dir empfangen,
Ertrüg' die öde Nacht, die bricht
  Auf ſie herein, wenn du gegangen?
Ich leben, und du gingſt allein,
Der ſelbſt mein Leben du? nein, nein —
Stirbt ab der Stamm, muß auch das Grün,
Das ihm vom Herzen wuchs, verblühn.
Drum wende dich mir, Theurer, zu,
Eh' ich auch welk' und glüh' wie du;
Küß' die noch kühlen Lippen, theilend
Das reine Leben, drauf noch weilend!" —
Sie wankt — ſie ſinkt; — wie ſchnell liſcht aus

Ein Licht im dumpfen Leichenhaus, —
So raſch verlöſcht ſein Todeshauch
Ihr ſüßes Augenlicht jetzt auch!
Ein Kampf — ſein Weh iſt dann vergangen —
Der Traute weilt nicht mehr im Leben!
Auf drückt ſie ihm noch einen langen
Und letzten Kuß — und ſtirbt im Geben!

„Schlaf!“ ſagte die Peri, nahm liebevoll
Den Abſchiedsſeufzer, welcher entquoll
Der ſterbenden, treuſten weiblichen Bruſt —
„Schlaf nun in lieblicher Traumesluſt,
In ſüßerem Duft, als je er erſtand
Aus des einſamen Vogels magiſchem Brand,
Der ſich ſang das eigene Todtenlied,
Bis in Tönen und Düften zuletzt er ſchied!“

Sie ſprach's, von ihren Lippen floß
Ein überirdſcher Duft durchs Thal,
Es wogt ihr wallend Haar und goß
Auf beider Antlitz ſolchen Strahl,
Daß ſie zwei holden Heilgen gleich,
Am Abend vorm Gericht entſtiegen
Dem dunklen Grab in ſtiller Pracht, —
Indeß die Peri ſtrahlenreich
Als Schutzgeiſt noch ob ihnen wacht,
Bis ihre Seelen aufwärts fliegen! —

Den Himmel röthet Morgen ſchon,
Drum hebt die Peri nun die Schwingen,
Den Seufzer, reiner Lieb' entflohn,
Die ſelbſt ſich opfert, darzubringen.

Hoch ſchlug ihr Herz in Hoffnung da,
  Daß bald ſie Edens Palme habe,
Weil ſie den Engel lächeln ſah,
  Als ſie ihm dargebracht die Gabe:
Schon hört von Edens Bäumen auch
  Sie die kryſtallnen Glocken, ſchallend
In dem ambroſiſch duftgen Hauch,
  Von Allahs Throne niederwallend;
Sie ſieht die Sternenſchaalen blinken
  Rings um den See des Lichts gereiht,
Wo die verklärten Seelen trinken 11)
  Den erſten Trank der Herrlichkeit!
Doch ach! es täuſcht auch Peri's-Hoffen —
Das Schickſal will's — und noch nicht offen
Seht ihr das Himmelsthor — es ſpricht
Der Engel, Schmerz im Blick, „noch nicht!“
Und ſchließt den Eingang zu dem Lichte: —
„Treu war die Maid, und die Geſchichte,
Geſchrieben überm Haupt des Herrn,
Lieſt lange noch der Seraph gern.
Doch, Peri, noch währt der Verſchluß
Von Edens Thor — die Gabe muß
Noch heilger als der Seufzer ſein,
Die dich zum Thor des Lichts läßt ein!“ —

Sieh jetzt auf Syriens Land der Roſen
Die ſanften Abendſtrahlen koſen,
Indeß, als Glorie, die Sonn'
Umſtrahlt den heilgen Libanon,
Deß Haupt in winterlicher Pracht
  Und weiß von ewgem Schnee ſich hebt, —

Da unten Sommer blumig lacht
 Und roſig ſeinen Fuß umwebt.

Die aus der Höhe konnte ſchaun
Herab auf all die Zauberaun,
Wie ſchön erſchien ihr nicht das Strahlen
Des regen Lebens in den Thalen!
Prachtgärten, Ströme, wo am Strand
Die goldene Melone ſtand,
Die goldner noch färbt Sonnenſchein,
Lacerten, ſchimmernd am Geſtein
Verfallner Tempel, flink und ſchnell
Und, wie aus Licht gewebt, ſo hell; —
Noch glänzender und unzählbar
Auf hohem Fels die Taubenſchaar,
Mit Flügeln, raſtlos, die ſich malen
Buntfarbig in den rothen Strahlen
Des warmen Weſten: wie umſchwebt
Von Demant, oder wie gewebt
Aus jenem Regenbogen, wann
Er wolkenlos ſchmückt Periſtan!
Des alten Hirtenrohres Klang
Vermiſcht ſich hier mit dem Geſang
Von Paläſtina's wilden Bienen,
 Die durch die Blumenthäler wallen; —
Und Jordans Ufer — neben ihnen
 Die Haine voller Nachtigallen! — —

Nichts freut jedoch die Peri mehr;
Ihr Herz iſt trüb, ihr Flügel ſchwer —
Freudlos ſieht ſie die Sonne neigen
Dort hinterm Tempel, einſt ihr eigen [14]).

Deß Säulen, hoch und einſam, weit
Die Schatten breiten in die Aun,
Gleich Weiſern, die die Hexe Zeit
Geſtellt, ihr Alter dran zu ſchaun!

Doch mag vielleicht verborgen ſein
Im Sonnentempel irgendwo
Ein Amulet, mit Himmelsſchein
Gemalt — ein Blatt, auf welchem rein
Das Siegel prangt von Salomo:
Das, leicht von ihrem Blick geleſen,
Sie lehrt, wo unterm Monde ruht,
Wo auf der Erd', in Meeresfluth,
Die Zaubermacht, das edle Gut,
Das Eden öffnet ſündgen Weſen!

Sie ſteigt herab in frohem Hoffen;
Noch lacht des Himmels Auge hold,
Die Lauben auch aus Abendgold
Stehn noch im reichen Weſten offen; —
Sanft über Balbeks Thal ſich ſchwingend,
Erblickt im Spiele ſie ein Kind,
Inmitten wilder Roſen ſingend,
So roſig wild, wie ſelbſt ſie ſind.

Es haſcht mit munterm Blick und Hand
Libellen, ſchön und blau, die ſchnell
Umflattern dort die Jaſminwand,
Gleich Blum' und Demant ſtrahlend hell; —
Und nah dem Kind, das, müd vom Spiel
Zur Ruh auf's Roſenlager fiel,

Sieht einen Mann erſchöpft ſie ſteigen
Vom heißen Roß, und über'n Rand
Von einem Born ſich durſtig neigen,
Der ländlich in der Nähe ſtand.
Dann kehrt er wild ſein rauh Geſicht
Auf's ſchöne Kind, das ſonder Bangen —
Obwohl noch nie das Sonnenlicht
Ein grimmiger Geſicht umfangen: —
Trüb, trotzig — graus zeigt es beiſammen
(Gleich Donnerwolken) Nacht und Flammen!
Der Peri Auge las darinnen
Manch düſtres ſchreckliches Beginnen —
Meineid — Entweihung heilger Stelle —
Entehrte Maid — befleckte Schwelle
Mit Gaſtesblut! — dies ſtand darinnen,
Schwarz, wie Verdammungstropfen rinnen
Aus Engels Feder beim Gericht,
Wann Gnade ſie gelöſcht noch nicht! —

Der Sünder ſah nun milder auch
(Als ob des Abends Balſamhauch
Sein Herz beſänftigt hätt') in Ruh
Des roſ'gen Knaben Spielen zu: —
Nur, traf ſein Blick das Aug' einmal
Des Kinds, ſein düſtrer Augenſtrahl
Traf dann den unbewölkten reinen,
Wie Fackeln, die gebrannt die Nacht
Bei eines ſchnöden Feſtes Pracht,
Im lichten Morgenſtrahl erſcheinen.

Doch horch! wie Veſperruf zum Beten
— Da ſtill die Sonne niederſchwebt —
Von Syriens tauſend Minareten
Süßtönend durch die Lüfte bebt!
Vom Blumenbett hebt ſich der Knab,
Das ſeinem Haupt ein Lager gab,
Kniet nieder auf den blum'gen Grund,
Gen Mittag wendend das Geſicht,
Worauf mit reinem Engelsmund
Er Gottes ewgen Namen ſpricht;
Er ſcheint, indem er Blick und Hand
Zum Abendhimmel hebend ſtand,
Ein Kind, verirrt aus Edens Au,
Das nun von dieſer Blüthenau,
Zur Heimath ſehnend aufwärts ſchau'!
Des Himmels Anblick — dieſes Kind —
O, einen Seufzer konnt' es lind
Vom ſtolzen Eblis ſelbſt erpreſſen,
Daß Ruhm und Frieden er vergeſſen!

Und was fühlt er, der ſündge Mann,
Der dort lehnt — und ſich nun entſann
So manchen Jahrs voll Schuld und Blut, —
Der auf des Lebens dunkler Fluth
Umſonſt ſpäht nach dem Rettungspfade,
Wo nichts den Oelzweig bringt der Gnade!
„'s war eine Zeit," ſo ſprach er lind
Und demuthvoll, „du ſelig Kind!
Da — jung und rein wie du — mein Thun
Und Beten war wie dein's — doch nun" —

UNIV. BIBL. BERLIN

Er ſenkt das Haupt: — ein edler Streben,
Hoffnung, Gefühl, das lang verſteinte
Seit ſeinem frühen Kindheitsleben,
Ergriff ihn, und er weint' — er weinte!

O, heilge Thränen innger Reue,
In deren ſanfter Sühnungsfluth
Die einzige, die erſte neue
Schuldloſe Luſt für Schuldge ruht! —
„Wenn Juniusgluth umfangen hält
Aegypten, (ſagte die Peri) dann fällt
Ein Tropfen vom Mond der ſo heilſam iſt[19],
Von balſamiſcher Kraft, daß zur ſelben Friſt
Wo er fällt, er jegliche Seuche verdrängt,
Und Erd' und Himmel Geneſung empfängt!
Läßt ſo, o Sünder, dich nicht geneſen
Der köſtlichen Reuethränen Fall?
Wie glühend die Wunden der Bruſt dir geweſen,
Ein himmliſcher Tropfen vertrieb ſie all!“ —
Und nun — ſieh bei dem Knaben ihn
Demüthig im Gebete knien,
Indeß umfäht ein Sonnenſtrahl
Hier Schuld und Unſchuld auf einmal,
Und Hymnen durch den Himmel ſchweben,
Weil einer Seele ward vergeben!

Als ſchon der Sonnenſchein entfloh,
Noch immer knieten beide ſo —
Da fiel ein Licht, das reiner brannte
Als je es Sonn' und Stern entſandte,
Auf jene Reuethräne jetzt,

Die mild des Sünders Wange netzt:
Für ſterblich Auge ſchien's zu ſein
Wohl Meteor und Nordlichtſchein —
Doch Peri ſah entzückt: es war
Des Engels Lächeln droben, klar
Aus Eden nahnd, zu weihn die Zähre,
Die ihr des Heiles Herold wäre!

„O ewige Luſt! mein Werk iſt gethan,
Die Pforten ſind offen zum Himmel hinan!
O, bin ich nicht glücklich? O, Eden, ſo milde!
Wie trüb' und dunkel verſchwindet vor dir
In Ambarabad das duftge Gefilde
Und der Thürm' in Schadukiam[80]) Demantzier!

„Fahr wohl, du irdiſcher Duft, der verweht
Schnell, wie eines Liebenden Seufzer vergeht;
Da das Mahl mir der Tubabaum[81]) nun leiht,
Deß Duft iſt der Athem der Ewigkeit!

„Fahrt wohl, ihr vergänglichen Blumen, ihr walltet
Im Feengelock ſchön mir, doch ſchnell verblüht:
O, was ſind die ſchönſten, die je ſich geſtaltet,
Vor'm Lotos[82]), der ſich bei Allah entfaltet
Und beſeelt in jeglichem Blatte glüht!
O ewige Luſt! mein Werk iſt gethan,
Die Pforten ſind offen zum Himmel hinan!" —

„Und dies,“ ſagte der Großkämmerling, „heißt Poeſie! dies lockere Fabrikat des Gehirns, welches, im Vergleich mit den erhabenen und dauernden Gebilden des Genius, wie das Golddrathwerk von Zamara neben den ewigen Bauten Aegyptens da ſteht!“ Nach dieſer glänzenden Sentenz, welche, nebſt einigen derſelben Gattung, Fabladin für ſeltene und wichtige Fälle bei ſich trug, ſchritt er zur Zergliederung des eben erzählten kurzen Gedichts. Die freie und leichte Art des Metrums, in dem es geſchrieben war, müſſe (ſagte er) als eine der Haupturſachen des beunruhigenden Anwachſes der Poeſie in unſern Zeiten angeklagt werden. Setze man dieſer geſetzloſen Leichtigkeit keinen Damm entgegen, ſo würden wir bald von einem Sängergeſchlecht überſtrömt werden, ſo zahlreich und ſeicht, wie die hunderttauſend Ströme von Basra[33]). Die, welche in dieſem Style fortfuhren, verdienten Züchtigung ſelbſt für glücklichen Erfolg: — ſo wie Krieger beſtraft worden ſeien, weil ſie ſich die Freiheit genommen hatten, ihn auf eine unregelmäßige oder unſtatthafte Weiſe zu gewinnen. Und was ſolle man dann zu denen ſagen, denen es mißlungen? von denen, die, wie in gegenwärtigem traurigem Falle, ſich anmaßten, das Freie und Leichte der kühneren Söhne des Geſangs nachzuahmen, ohne etwas von der Grazie oder Kraft zu beſitzen, die ſelbſt der Nachläſſigkeit eine Würde verleihe? welche, gleich jenen, den Wurfſpieß ſorglos ſchwangen, doch nicht, wie ſie, nach dem Ziele; — „und die,“ ſagte er, ſeine Stimme erhebend, um den gehörigen Grad von Wachſamkeit in ſeinen Zuhörern zu erregen, „ſich bemühen, ſchwer und beſchränkt zu erſcheinen, mitten in all der Behaglichkeit, die ſie ſich erlauben, gleich einer jener jungen Heidinnen, die vor der Prinzeſſin tanzen, welche die Geſchicklichkeit beſitzt, ſich in einem Paar der leichteſten und loſeſten Unterhoſen von Maſulipatam zu bewegen, als wären ihre Glieder gefeſſelt!“

„Es paſſe ſich wenig,“ fuhr er fort, „für den ernſten Gang der Kritik, dieſer phantaſtiſchen Peri, von der man eben gehört hatte, auf all ihren Flügen und Abenteuern zwiſchen Erde und Himmel zu folgen; doch könne er nicht umhin, auf die läppiſche Verſchrobenheit der drei Gaben aufmerkſam zu machen, die ſie gen Himmel tragen ſollte: ein Blutstropfen, meiner Treu! ein Seufzer, und eine Thräne! Wie der erſte dieſer Artikel des Engels „Strahlenhand“ überantwortet worden ſei, dies zu erklären, bekenne er ſich unfähig; und was die ſichere Ueberlieferung des Seufzers und der Thräne betreffe, ſo ſeien ſolche Peri's und ſolche Poeten für ihn allzu unbegreifliche Dinge, um nur errathen zu können, wie ſie mit derartigen Gegenſtänden verführen. „Doch, in der Kürze,“ ſagte er, „es hieße Geduld und Zeit verſchwenden, wollte man ſich länger bei ſo unheilbar läppiſchen Dingen verweilen, — klein ſogar unter ihrer eigenen kleinen Gattung, ſo daß ſich höchſtens das Banianhospital[84]) damit befaſſen möchte!“

Vergebens machte Lalla Rukh den Verſuch, dieſe unerbittliche Kritik zu mildern; umſonſt nahm ſie ihre Zuflucht zu ihren beredteſten Gemeinplätzen, — ihn erinnernd, die Dichter ſeien ein ſchüchternes und empfindſames Geſchlecht, deſſen Süßigkeit man nicht, wie bei dem duftigen Gras am Ganges, durch Niedertreten und darauf herum Trampeln gewinne; — daß Strenge oft jede Entwickelung der Vollkommenheit zerſtöre, die jene doch ſelbſt verlange, und daß überhaupt die Vollkommenheit dem Talismanberge[85]) gleich ſei, deſſen Gipfel noch Keiner erreicht habe. Weder dieſe anmuthigen Argumente, noch die weit anmuthigern Blicke, die ihnen zum Beleg dienen ſollten, konnten auch nur für einen Augenblick die erhobenen Augenbrauen Fadladin's nieder ziehen, oder ihn zu etwas reizen, was einer Ermuthigung oder auch nur Duldung ihres Dichters gleich ſah.

Duldung gehörte in der That nicht zu den Schwachheiten Fadladin's: — er verfuhr mit demſelben Geiſte in Gegenſtänden der Dichtkunſt, wie der Religion, und obwohl wenig bewandert in den Schönheiten oder Erhabenheiten beider, war er doch ein vollkommener Meiſter der Verfolgungskunſt in beiden. Sein Eifer war überhaupt in allen Dingen derſelbe, mochte ſeine Jagd auf Heiden oder Dichterlinge gehen, auf Kuhanbeter oder Schreiber von Heldengedichten.

Man hatte nun die prächtige Stadt Lahore erreicht, deren prachtvolle und zahlloſe Mauſoleen und Tempel, wo der Tod gleiche Ehren mit dem Himmel zu theilen ſchien, gewiß das Herz und die Einbildungskraft Lalla Rukh's mächtig angeregt haben würden, hätten ſich ihrer nicht bereits irdiſchere Gefühle bemeiſtert gehabt. Sie traf hier von Kaſchmir abgeſchickte Boten, welche ihr meldeten, der König ſei in dem Thale angekommen und leite ſelbſt die prächtigen Vorbereitungen, die in den Sälen von Schalimar zu ihrem Empfange getroffen wurden. Der Schauder, den ſie beim Empfange dieſer Nachricht fühlte — die einer Braut, deren Herz noch frei und leicht war, nur Bilder des Entzückens und der Freude erweckt haben würde — überzeugte ſie, daß ihr Friede für immer verloren, und daß ſie in Liebe, in unauslöſchbarer Liebe zum jungen Feramors war. Der Schleier, den dieſe Leidenſchaft anfangs trägt, war gefallen, und zu wiſſen, daß ſie liebe, war ihr nun eben ſo peinlich, als lieben *ohne* es zu wiſſen ihr entzückend geweſen war. Auch Feramors — wie unglücklich mußte er ſein, wenn die ſüßen Stunden des Umgangs, die man ihm ſo unvorſichtig geſtattet hatte, ſein Herz mit demſelben unſeligen Zauber befangen hatten, wie das ihrige; — wenn, ungeachtet ihres Ranges und der beſcheidenen Ehrfurcht, die er ihr ſtets zollte, auch er dem Einfluſſe der langen und glücklichen Zuſammenkünfte erlegen wäre, wo Muſik, Dichtkunſt, die anmuthigen Scenen der Natur — wo Alles ſich bemühte, ihre Herzen einander nahe zu bringen, und auf jede Weiſe die allzu bereite Leidenſchaft zu wecken, die oft, gleich den Jungen des Wüſtenvogels, ſchon durch die Augen zum Leben erwärmt wird**)! Sie ſah nur einen Weg, ſich ſelbſt ſowohl vor Schuld als Unglück zu bewahren, und dieſen, wie peinlich es ihr auch ſein möchte, beſchloß ſie einzuſchlagen. Feramors ſollte nicht mehr Zutritt bei ihr haben. So lange in dem gefährlichen Labyrinthe geſchweift zu haben, war unrecht; doch darin zu verweilen, ſo lange der Knäuel noch in ihrer Hand war, wäre Verbrechen geweſen. Mochte auch das Herz, das ſie Buchariens König darbot, ein kaltes und gebrochenes — doch ſollte es zum mindeſten ein reines ſein, und ſie mußte den kurzen Traum von Glückſeligkeit, der ſie erfreut hatte, zu vergeſſen ſuchen, — gleich dem arabiſchen Schäfer, der, in der Wildniß ſchweifend, einen Strahl der Gärten von Irim gewann, und ſie dann für immer verlor!

Die Ankunft der jungen Braut zu Lahore ward enthuſiaſtiſch gefeiert. Die Rajah's und Omra's in ihrem Zuge, die ſich während der Reiſe in beſtimmter Entfernung gehalten und der Prinzeſſin nie näher gelagert hatten, als es für ihren Schutz durchaus nothwendig war, ritten in glänzendem Aufzuge durch die Stadt, und vertheilten koſtbare Geſchenke unter die Menge. Maſchinen waren in den Straßen errichtet, welche einen Regen von Konfekt unter das Volk warfen, während die Handwerker, auf Wagen, mit Flittergold und fliegenden Fahnen geſchmückt, die Abzeichen ihrer verſchiedenen Gewerbe durch die Straßen führten. Solche glänzende Schauſpiele von Leben und Prunk unter den Paläſten, Kuppeln und vergoldeten Minarets machten die Stadt allenthalben einem Zauberorte gleich; vorzüglich an dem Tage der Wiederabreiſe Lalla Rukh's, wo dieſe von den ſchönſten und reichſten der vornehmen Einwohner zu den Thoren begleitet wurde, und zwiſchen Reihen holder Knaben und Mädchen ritt, die im Gehen Vaſen mit Gold und Silberblumen über ihren Häuptern ſchwangen und ſie dann zum Aufleſen unter die Menge warfen.

Noch manchen Tag nach ihrem Abzuge von Lahore ſchwebte ein bedeutender Grad von Mißmuth über der ganzen Reiſegeſellſchaft. Lalla Rukh, welche beſchloſſen hatte, Unwohlſein als Vorwand zu benutzen, um den jungen Sänger nicht wie gewöhnlich ins Zelt vorzulaſſen, fand bald, daß ſie nicht nöthig habe, ſich unpaß zu ſtellen; — Fadladin empfand das Aufhören der guten Straße, die ſie bisher bereiſt hatten, und war nahe daran, Jehan Guire (ſeligen Andenkens!) zu verwünſchen, daß er ſeine ergötzlichen Baumalleen nicht wenigſtens bis zu den Bergen von Kaſchmir fortgeſetzt habe; — und die Damen, die nun den ganzen Tag nichts zu thun hatten, als ſich mit Pfauenfedern fächeln zu laſſen und Fadladin anzuhören, ſchienen dieſer Lebensweiſe herzlich müde, und waren, trotz aller Kritiken des Großkämmerlings, geſchmacklos genug, den Dichter zurück zu wünſchen. Eines Abends, als ſie dem Orte ihrer Nachtruhe nahten, und die Prinzeſſin, um ſich an der freiern Luft zu erquicken, ihren arabiſchen Lieblingszelter beſtiegen hatte, hörte ſie, einem Wäldchen vorüber reitend, die Klänge einer Laute durch deſſen Zweige, und eine Stimme, welche ihr nur zu wohl bekannt war, ſang folgende Worte:

„Schweigt mir von den Wonnen droben,
Wenn nicht über'm Himmelszelt
Größer Heil uns aufgehoben,
Als die Liebe dieſer Welt!

Schweigt von Houris-Augen: — blenden
Soll mich nie ihr drohend Sprühn,
Wenn dort Blicke, die ſie ſenden,
Wie bei uns verwundend glühn!

Wer ſchon Liebe hier ertragen, —
Ihre Falſchheit — ihre Qual: —
Wird den ſchlimmen Traum er wagen
In dem Himmel noch einmal? —

Wollte nicht, wer Bäche ſchwinden
Sah in dürrer Wüſtengluth,
Sterben eh'r, als wieder finden
Solche tückevolle Fluth?“ —

Der Ton wehmüthigen Trotzes, in welchem dieſe Worte vorgetragen wurden, drang zu Lalla Rukh's Herzen; — und als ſie zögernd weiter ritt, konnte ſie nicht umhin, ſich die traurige und doch ſüße Gewißheit zu bekennen, daß Feramors gänzlich ſo liebend und unglücklich, wie ſie ſelbſt ſei.

Der Platz, wo ſie dieſen Abend lagerten, war die erſte anmuthige Stelle, die ſie fanden, ſeit ſie Lahore verlaſſen hatten. Auf der einen Seite deſſelben befand ſich ein Hain, mit kleinen Hindutempeln erfüllt, und aus den anmuthigſten Bäumen des Oſten beſtehend, wo die Tamarinde, die Caſſia- und die Seiden-Plantanen Ceylons in reicher Abwechslung mit dem fächergleichen Laube der Palmyra gemiſcht waren, — dieſem Lieblingsbaume des prachtliebenden Vogels**), der die Gemächer ſeines Neſtes mit Feuerfliegen erhellt. In der Mitte der Waldlichtung, wo das Zelt ſtand, befand ſich ein Teich, von ſchlanken Mangobäumen umgeben, auf deſſen klarem und kühlem Gewäſſer eine Menge der ſchönen rothen Lotosblumen ſchwamm, während in einiger Entfernung die Ruinen eines ſeltſamen düſtern Thurmes ſtanden, der alt genug ſchien, der Tempel einer längſt verſchollenen Religion geweſen zu ſein, und der mitten unter all dieſen Blüthen und Reizen die Stimme der Zerſtörung ſprach. Dieſe eigenthümliche Ruine erweckte Verwunderung und Muthmaßungen bei Allen. Lalla Rukh ſann vergebens nach, und der Alles ſich anmaßende Fadladin, der nie bis zu dieſer Reiſe das Weichbild Delhi's überſchritten hatte, war eben im Gange, ſehr gelehrt darzuthun, daß er durchaus nichts von dem Gegenſtande wiſſe: als eine der Damen bemerkte, vielleicht könne Feramors ihre Neugier befriedigen. Man nähere ſich jetzt ſeinem heimathlichen Gebirge, und dieſer Thurm ſei vielleicht ein Ueberreſt jenes finſtern Aberglaubens, der in dieſem Lande herrſchte, ehe das Licht des Islam darin tagte. Der Kämmerling, der gewöhnlich ſeine eigene Unwiſſenheit der beſten Belehrung, die ihm ein Anderer geben konnte, vorzog, war keineswegs mit dieſem dienſtfertigen Vorſchlag zufrieden, und auch die Prinzeſſin war im Begriffe, ein leiſes Wort des Widerſpruchs hören zu laſſen — aber ehe noch beide ſprechen konnten, war ſchon ein Sklave nach Feramors abgeſchickt worden, der auch nach wenigen Minuten bei ihnen erſchien — und in Lalla Rukh's Augen ſo bleich und unglücklich ausſah, daß ſie bereits die Grauſamkeit bereute, ihn ſo lange entfernt gehalten zu haben.

Dieſer ehrwürdige Thurm, berichtete er, ſei das Ueberbleibſel eines alten Feuertempels, von den Ghebern oder Perſern der alten Religion erbaut, die vor Jahrhunderten vor ihren arabiſchen Siegern hieher flohen, Freiheit und ihre Altäre in einem fremden Lande der alleinigen Wahl zwiſchen Abtrünnigkeit oder Verfolgung in ihrem eigenen vorziehend. Man kann unmöglich, fügte er hinzu, ohne Rührung an die häufigen rühmlichen, wiewohl unglücklichen Kämpfe denken, welche dieſe Urbewohner Perſiens unternahmen, um das Joch ihrer bigotten Sieger abzuſchütteln. Gleich ihrem eigenen Feuer in dem brennenden Geſilde zu Baku, brachen ſie, an einer Stelle unterdrückt, mit friſcherer Flamme an einer andern hervor; — und als Eingeborner von Kaſchmir, dieſes ſchönen und heiligen Thales, welches auf die nämliche Weiſe eine Beute Fremder ward, und ſeine alten Heiligthümer und angeſtammten Fürſten vor dem Zuge ſeiner unduldſamen Eroberer verſchwinden ſah, — müſſe er geſtehen, daß er ein Mitgefühl mit den Leiden der verfolgten Ghebern empfinde, welches durch jedes Denkmal, wie das gegenwärtige, nur noch mächtiger erweckt werde.

Es war das erſte Mal, daß Feramors ſo viele Proſa vor Fadladin gewagt hatte, und man kann leicht vermuthen, welche Wirkung eine Proſa, gleich dieſer, auf den äußerſt rechtgläubigen Heidenhaſſer hervorbringen mußte. Er ſaß einige Minuten lang wie betäubt, und rief nur in Zwiſchenräumen: „Bigotte Sieger; — Mitgefühl mit Feueranbetern!“ — während Feramors, den faſt ſprachloſen Schrecken des Kämmerlings glücklich benutzend, fortfuhr zu berichten, er kenne eine traurige Erzählung, die mit dem Verlaufe eines jener tapfern Kämpfe der Feueranbeter Perſiens gegen ihre arabiſchen Tyrannen zuſammen hänge, und die, wofern der Abend nicht zu weit vorgerückt ſei, er mit großem Vergnügen der Prinzeſſin (wenn ſie es erlaubte) erzählen wolle. Dies abzuſchlagen war für Lalla Rukh unmöglich; — nie vorher war er halb ſo begeiſtert erſchienen; und wenn er von dem heiligen Thale ſprach, funkelten ſeine Augen, wie ihr vorkam, gleich den magiſchen Charakteren auf Salomo's Schwerte. Ihre Zuſtimmung war daher bereitwillig gewährt; und während Fadladin in unausſprechlicher Furcht da ſaß, Verrath und Abſcheulichkeit in jeder Zeile erwartend, begann der Dichter, wie folgt, ſeine Erzählung von den Feueranbetern:

Die Feueranbeter.

Mondlicht ſchwebt über Oman's See[88]),
  Und Palmeninſel, Perlenküſte,
Glänzt ſchöner in dem Strahl als je,
  Still ruht die blaue Waſſerwüſte;
Mondlicht ſchwebt ob Harmoſia's[89]) Walle
Und durch des Emir's Porphyrhalle,
Wo noch vor wenig Stunden Schall
Des Zel[90]) und der Trompeten Hall
Fahrwohl geſagt dem Sonnenball,
Dem friedlichen! dem beſſer, ſchied er,
  Wohl Tön' aus Bülbül's Neſt erklängen,
Und Lautenklang und Liebeslieder
  In ſeine goldne Ruhe ſängen! —
Wie ſtill iſt's! jedes Lüftchen ruht,
Der Strand liegt ſchweigend, wie die Fluth:
Naht Zephyr, naht ſo leis er dann:
  Nicht Laub noch Welle regt ſich drinnen; —
Des Emir's Windthurm[91]) droben kann
  Kaum einen Himmelshauch gewinnen.

Und der Tyrann auch — ſtill ſchläft er,
Weint auch ein Volk rund um ihn her;
Ob Flüch' auch rings die Luft durchdringen,
Und, aus unzähl'gen Scheiben, Klingen

Die Schmach zu rächen ſind gezückt,
Womit er Iran's[92] Land bedrückt.
Hart, herzlos, bleibt er unbeſiegt
Vom Aug' das weint, vom Schwert das kriegt: —
Einer der heilgen Mörderbrut,
  Blutdurſt und Koran treu ergeben,
Die meint, durch der Unglaub'gen Blut
  Gradwegs den Himmel zu erſtreben.
Der ruhig, barfuß knieen kann
  Im Blut, das floß von ſeinen Hieben,
Und ſtill die Worte betet dann,
  Die in ſein rauchend Schwert geſchrieben[93]; —
Ja, der auch kalt ſich merkt, wie lang
  Die Schrift von jenem heilgen Wort
Auf ſeiner Klinge, prüfend drang
  In ſeines Opfers Buſen dort!
O Gott! wie ſchwer dein Fluch wohl trifft
  Den Frevler, tritt er vor dich hin,
Schamlos, mit deiner heilgen Schrift, —
  Mit blutgen Händen blätternd drin,
Verdrehnd das Heilge dazu, was
Sein Glaub' iſt: Wolluſt, Schuld und Haß?
Wie trebiſond'ſche Bienen machen
  Aus Blüthen, welche glanzesvoll
Im Garten herrlich prangend lachen,
  Giſt, wovon Menſchen werden toll[94]! —

Arabien — im Grimme zeugt' es
  Noch ſolchen grauſen Herrſcher nicht;
Und Iran — nimmer vorher beugt' es
  Ein Joch von tödtlicherm Gewicht: —

Sein Thron geſtürzt — ſein Stolz getödtet
Sieht ſeine Söhn' es, unerröthet,
Im eignen Land — nicht mehr ihr eigen —
Vor eines Fremden Thron ſich neigen.
Der Thurm, wo Mithra einſt geglimmt,
Dem Moslem nun, o Schmach! beſtimmt;
Wo Sklaven, die belehrt das Schwert,
Verfluchen, Fremdem zugekehrt,
Was ihre Väter ſonſt verehrt. —
Bei all dem gibt es Herzen doch,
Hochſchlagend ob den Trümmern noch
In Rach' und Hoffnung — die nun rein
(Wie Stein' im Dunkeln Strahlen ſpenden,
Die ſie bewahrt vom Sonnenſchein,)
Das Licht entſchwundner Tag' entſenden!
Und Schwerter, träge nicht noch ſchwach,
Zu dienen ſolcher Herzen Muth, —
Einſt wohl erfährt er's ſchwer und jach,
Der dort im Mondlicht üppig ruht,
So ſanft, als müſſ' ihn jetzt umwallen
Hellſtrahlend Gottes Wohlgefallen.
Schlaf nur — für reinre Blick' als deine
Ruht dieſe Fluth im Sternenſcheine.
Schlaf nur, dir ſoll nicht ſtörend ſein
Des weißen Mondlichts Strahlenpracht;
Geliebt' und Liebender allein
Sei wach in dieſer ſüßen Nacht.

Schau dort — wo auf dem Felſenſtocke,
Der zu der Tiefe wirft den Schatten,
Der Thurm ſteht, — wo die dunkle Locke

(Schön, wie den Reiherbuſch, den glatten,
Je auf dem Turban Fürſten hatten **,)
Vom Fenſter niederwogt im Wind: —
Sie iſt's, des Emir's blühend Kind,
Von Wahrheit, Mild' und Huld umfloſſen,
Obwohl ſo rauhem Stamm entſproſſen; —
Der lichten Jugendquelle gleich,
Die quillt in ödem Felsbereich **)!

Welch reinen heilgen Anblick beut
Die Schönheit, die, vor'm Angeſicht
Der groben Welt verhüllt, erfreut
Ein einzig Haus mit ihrem Licht!
Von keinem Männerblick erſchaut —
Die Blum' im Meeresgrund, zu weit
Vom Sonnenſtrahle, blüht nicht traut
In keuſcherer Verborgenheit!
Dein Herz und Anblick, Hinda, war,
Gleich Heiligthümern, unſichtbar.
O, welch Entzücken ihn erfüllt,
Der hebt den Flor, der ſie umwand:
Dem gleich, dem plötzlich ſich enthüllt
In ödem Meer ein Feenland,
Das nie ein Sterblicher noch fand,
Und der im Duft nun träumt und lebt,
Der Keinen ſonſt, als ihn, umſchwebt.

Schön ſind die Mädchen, ſchwebend blühend
In Sommernacht durch Yemens Aun,
Hell ihre Blicke, welche glühend
Der Sänften roſ'gen Flor durchſchaun.

Und Frauen, deren Reiz entzückt
(Dem Jasmin gleichend, der ſie ſchmückt,)
Hat Yemens Segensland, die, ſäumend
Im kühlen Kiosk und Laubenrunde,
Vor'm Spiegel ihre Zeit verträumend,
Nur ſchöner ſind mit jeder Stunde; —
Wie ſchön auch Fraun und Mädchen immer
Dort in dem frohen Harem ſind,
Verlöſcht wird doch ihr ſtolzer Schimmer,
Sieht man Al Haſſan's blühend Kind!

Licht, wie ein Engel je beglückte
Ein Kind im Traume, ſo entzückte
Die reich mit Frauenhuld geſchmückte; —
So rein ihr Auge, daß ſein Prangen
Beſchämt das Laſter flöh, — wie Schlangen
Blindheit mit einemmal umflicht
Vor des Smaragdes reinem Licht! —
Erſehnend, was der Jugend theuer,
Vermiſchte ſie das heilge Feuer
Von jener Welt, mit all dem Heil,
Das uns auf dieſer wird zu Theil!
Ein Herz, ja! das faſt göttlich ſchon,
Wo durch die irdſchen Schatten ſpielt
Der milde Strahl der Religion, —
Wie Licht durch Sommerlaub ſich ſtiehlt,
Ein Glühn ergießend milder Art,
So warm, und doch ſo ſchattig zart,
Daß Reiz es ſelbſt der Dunkelheit
Mehr, als das ſchönſte Licht ſonſt, leiht.

So war das Mädchen, das, entflohn
  Dem wirren Schlummer, einſam ruht
Und von hochragendem Balkon
  Schaut auf die ſtill beglänzte Fluth. —
So ſah ſie nicht (mit Thränenthau
  Im Blick und bangem Herzensſchlagen)
Auf ſtolzes Land und Himmelsblau
  Im Heimathland in ſchönern Tagen.
Was mag ſie nun ſo ängſtlich ſchaun
Auf dies Geſtein, deß düſtres Graun
Den Meeresſpiegel ſchwärzt? wen ſäh
  Sie gern in ſtiller Nacht ſich nahn?
Zu rauh der Fels, die Wand zu jäh,
  Es klimmt kein Menſch zum Thurm hinan! —

So dacht' ihr Vater weislich auch,
  Als hoch (um kühle Luft der Nacht
Zu ſahn, nach Tages glühndem Hauch,)
  Die friſche Hall' er angebracht,
Und Alles köſtlich ſchmückte dort,
  Und glaubt' ſo feſt, als prächtig, ſie: —
Denk', guter Träumer! denk' es fort, —
  Was Liebe wagt, das ahne nie —
Lieb', allgewaltge Liebe, die
Sich freut am leichten Siege nie;
Und deren ſchönſte Frucht ſtets war
Gepflückt am Abgrund der Gefahr.
Ja, kühner als der Taucher, trachtend
  Nach Perlen nur bei ſtillem Meer,
Iſt Liebe, die, den Sturm verachtend,
  Die Perle ſtets hielt hoch und hehr,

Die ihr die wildſten Wellen reichen! —
Ja — Kind Arabiens, ohne Gleichen,
Ob hoch der Thurm, ob rauh der Steg,
  Doch, nur zu küſſen deine Wangen,
Würd' Einem ſelbſt auf grauſem Weg
  Zur Höh' des Ararat nicht bangen**): —
Der Pfad dünkt' ihn, wie ſchlimm er ſah,
Doch himmliſch, ging's in deine Näh'!
Schon ſiehſt du, wie von Schaum umſpritzt
Sein ungeduldig Ruder blitzt;
Jetzt hörſt du, wie ſein ſchneller Kahn
Mit einmal ſtößt am Felſen an,
Und ſtreckſt die Arme gegen ihn,
Als wollteſt du empor ihn ziehn!
Wie ſie**) — zu der in ſtiller Nacht
Der Bräutgam mit dem Lichthaar ſacht,
Von Lieb' und Stolz getrieben, ſich
Hoch zu der Braut Balkone ſchlich; —
Die, als ſie ihn ſah tollkühn ſpringen
Und von Gefahren hart umringen,
Hinabſchlang ihrer Locken Zier,
Kaum athmend: Hier, Geliebter, hier!
Und ſchwerlich zeigte ſich mehr tüchtig
  Held Zal in jener Liebesnacht,
Als jetzt der Jüngling kühn und flüchtig
  Den Fels erklimmt, wo Hinda wacht.
Sieh leicht (wie auf granitnen Stiegen
  Arabiens Gemſe klimmend eilt,)
Fruchtlos von Klipp' auf Klipp' ihn fliegen,
  Bis er in Hinda's Zimmer weilt.

Sie liebt, doch weiß ſie ſelbſt nicht, wen,
  Nicht Heimath, noch Geſchlecht; — ſo wie
Jemand in Indiens Wald geſehn
  Ein Vöglein, ſchön, genannt noch nie,
Gelockt vom letzten duftgen Wehn
Aus Inſeln unbekannter Seen,
Einmal zu zeigen ſein Gefieder
Dem Staunenden, und dann nie wieder!
Wird er ſo fliehn — der fremde Ritter?
  Allah verhüt's! — Der Mond verſchönte
Wie heut die Nacht, indeß zur Cither,
  Der ſanften, leis ihr Lied ertönte, —
In ſelber Zaubernacht, allein,
  Sah ſie zuerſt ſein Auge lauſchen
Hellflammend ins Gemach herein, —
  Wo ſie nun Lieb' um Liebe tauſchen.
Ein Geiſt der Luft, ſo war ihr Sinn,
(Denn wie kam auch ein Menſch dorthin?)
Verweil' auf ſeinem Mondlichtgang,
Zu lauſchen ihrem ſtillen Sang!
Nie wollte dieſer Wahn ganz fliehn;
  Und ob auch, als der Schrecken wich,
Sie einen Jüngling vor ſich knien
  In Demuth ſahe ritterlich, —
Doch oft ſeitdem, wenn Wort' er ſprach
Wild, ſeltſam — und ein Leuchten brach
Vom Aug' ihm, das ſie nicht ertrug, —
  Meint ſie, daß ihre Seele gar
Ein Sohn der Luft in Feſſeln ſchlug,
  Ein finſtrer Geiſt, des Himmels bar,
Den Engeln gleich, die, einſt befangen

Von irdiſcher Mädchenſchönheit Prangen,
Verirrt entflohn des Himmels Thoren,
Den ſie um Frauenreiz verloren! —
Nicht Engel iſt er, Teufel nicht,
Deß Blick dein junges Herz beſticht;
's iſt nur ein Mann, der Erd' entflammt,
  In Liebe heiß, im Zorn voll Muth —
Wie's beſte Herz je ſchlug entflammt
  Voll von des Tagesgottes Gluth! —

Doch ſchien heut Nacht die Gluth ihr matt,
  Die Wange bleich, trüb ſeine Mienen,
Nie vorher, als im Traume, hat
  Er ihr ſo bleich und trüb geſchienen —
In ſolchem Traum, der bang ſie machte,
Wovon ſie weinend gern erwachte —
Traumbilder, die nie weichen fort,
  Trüb' jede wache Scen' umfaſſen,
Gleich Warnungsgeiſtern, die den Ort,
  Wo ſie gewallt, verwelken laſſen.

„Wie ſchön" — ſpricht ſie, und bebt doch bang
Vor eigner ſüßer Rede Klang,
Weil Beide lang ohn' einen Laut
Zur ſtillen Fluth hinab geſchaut —
„Wie ſchön der Mondſtrahl doch erfüllt
Dort jenes Eiland, laubumhüllt!
Oftmals, von Träumerein umfahn,
Wünſcht' ich der Inſel Flügel an,
Daß ſie in ihrem Hain uns trüge
  Zu Seen, die Niemand kennte hier,

Wo unſer Herz allein nur ſchlüge, —
  Still lebten, liebten, ſtürben wir.
Von Grauſamkeit und Kälte fern: —
  Wo lichter Engelsblick allein,
Umwallend uns, beſchaute gern
  Ein Paradies, ſo ſtill und rein!
Wär' dieſe Welt dir nicht zu klein?" —
Sie wendet ſich, um ihm zu leihn
  Das Lächeln ihrer eignen Wangen,
Doch wie er ſchaut ſo traurig drein,
  Da war ihr Lächeln ſchnell vergangen;
Ins Aug' ihr heiße Thränen drangen —
„Ja, ja! rief ſie, „mein ſtündlich Bangen,
Mein Traum hat mir's wohl kund gemacht —
Wir trennen uns — noch dieſe Nacht!
Ich wußte, daß es feſt nicht ſei —
's war ſchön und himmliſch — nun vorbei!
O, ſchon von Kindheit weiß ich, wie
  Mir jedes Hoffen ſo zerriß:
Baum, Blüthe, die ich liebte, ſie
  Verwelkten auch zuerſt gewiß.
Zog ich mir ein Gazellchen, zahm,
  Mit dunkelſanftem Auge, groß —
Sobald es traulich zu mir kam
  Und liebte mich, war Tod ſein Loos!
Die Luſt, die mehr denn Alles rein,
  Was je geträumt ich und gekannt:
Dich ſehen, hören, nennen mein, —
  Weh! wird auch die mir nun entwandt?
Doch geh — es weilt auf dieſen Höhn
  Gefahr — die Fluthen — dies Geſtein —

Nein! nie komm wieder — war's auch ſchön
Und himmliſch — Tod könnt' es dir ſein.
Fahr wohl! und Heil ſei dein Geleit,
Wo du auch gehſt, o Fremdling traut!
Eh wähl' ich mir die Einſamkeit
Und weiß dich ſicher, ob auch weit,
Als nah mir, von Gefahr umgraut!"

„Gefahr! — Laß mich nicht rühmend ſagen,"
Rief er, „wie ſchlecht du kennſt das Wagen
Deß, der, geſäugt von der Gefahr,
Selbſt muthig in der ärgſten war!
Und deſſen Ohr die Loſung traf
Zu Streit und Tod bei Nacht und Tag —
Deß Haupt ruht auf dem Schwert im Schlaf,
Daß er's erwachend faſſen mag!
Gefahr!" —

„Sprich denn — nie grau' es dir, —
Und wir ſehn oft uns wieder hier?"

„O, ſchau nicht ſo — mich ſchreckt ſonſt nichts —
Der Glanz nur dieſes Augenlichts.
Wenn jemals etwas meinen Geiſt
Von der beſtimmten Laufbahn reißt, —
Wenn etwas mich vergeſſen lehrte
Den Bund, zu dem mein Herz ſich kehrte: —
Dies Auge that's; — durch dies allein
Schmelz' auch das Bundesſiegel ein! —
Mein ſchrecklich Loos iſt feſtgeſtellt, —
Wir ſind getrennt für dieſe Welt

Warum der Himmel auch verflicht
Zwei Herzen, die die Erde bricht,
Und elend, wie die unſern macht?
Arabſche Maid! eh wird die Nacht
Der Macht des Lichtes ſich vereinen,
Als ich mit dir mich und den Deinen!
Dein Vater —“
„Allah! nimm in Hut
Sein Schneehaupt vor des Gluthblicks Beben!
Du kennſt ihn nicht — er liebt den Muth;
Auf weiter Welt mag Keiner leben,
Der rühmen würd' und ehren mehr
Dich und dein Heldenherz, als er.
Wenn ich zuweilen, da ich klein,
Geſpielt mit ſeinem blanken Schwerde,
Schwur er, daß einſt ſein Töchterlein
Die Braut nur eines Kriegers werde.
Und halt' ich ihm zur Haremszeit
Blumen und Scherbet kühl bereit,
Sagt oft er, wenn die Stimmung gut,
Daß nur ein Held mein Bräutgam ſei: —
Um Mädchen werb' in Kampfesgluth
Am beſten man, beim Siegsgeſchrei!
Nein, wende dich nicht ab — nur du
Kehrt'ſt unſer Beider Herz dir zu;
Geh, kämpf' in ſeinen Reihn, — du kennſt
Der ſchnöden Perſerſchurken Wuth —
Gott! welch ein Blick dies! du entbrennſt
In mehr als irdſchen Kriegers Gluth.
Ins Feld zieh, wenn der Tag erwacht,
Und hebſt das Schwert du in der Schlacht,

Gedenk', daß ich und Liebe nun
In ſeinem Schutz auch zitternd ruhn!
Ein Sieg ob dieſer Feuerbrut,
Der freveln Ghebern, die voll Wuth
Mein Vater —"
„Halt! Tod bringt dein Wort!" —
So rief der Fremdling jetzt und ſchlug
Zurück den Mantel, zeigend dort
Den Gheber-Gürtel, den er trug 99). —
„Sieh weinend und erröthend hier
All was dein Vater haßt — in mir!
Ja — ich bin von der Frevelbrut,
Den Feuerſklaven, zweimal tretend
Vor Gottes Wohnung in der Gluth
Der Himmelsleuchte täglich betend 100):
Ja, mein iſt der Verwieſnen Sache,
Die Iran treu und treu der Rache,
Der Stunde fluchend, wo ihr kamt
Und uns die Feuertempel nahmt,
Vor Gott verſchworen, zu erwerben
Des Landes Freiheit, ſonſt — zu ſterben!
Dein Vater — fürchte nicht mein Wort:
Der dieſen heilgen Blick belebt,
Er gilt geweiht mir, wie der Ort,
Wo unſre heilge Gluth ſich hebt.
Doch wiſſ' — ihn ſucht' ich jene Nacht, —
Als in mein Wachtboot auf der Fluth
Das Licht des Thurms hernieder lacht: —
Felsauf klomm in Verzweiflungsmuth
Der Beut' ich nach — du weißt den Reſt —
Ich klomm zu blutigen Geiers Neſt —

Fand zitternd eine Taub' allein; —
Dein, dein der Sieg — die Schuld auch dein,
Wenn dieſes Herz in Lieb' entlodert,
Das Rache, nichts als Rache fodert! —
O, hätten wir uns nie geſchaut,
Vergäß dies Herz nur jetzt, wie traut
Und ſelig wir noch konnten ſein,
Sah das Geſchick nicht zürnend drein!
Wenn du entſtammt aus Perſiens Gaun,
  Mein Nachbarthal dein Wohnort war,
Und wir geſpielt in ſelben Aun,
  Gekniet an einem Gluthaltar, —
Dann, dann, wenn uns ein jedes Band,
Das theuer macht das Vaterland,
Die Herzen führt' einander zu,
Bis Eins mir galt Iran und du; —
Wenn deiner Laute ſanfter Ton
Mich mahnt' an Zeiten, die entflohn,
Und ich in deinem Lächeln ſah
Auf's Neu den alten Ruhm dann nah!
Wenn Irans Geiſt dann, der entehrte,
  Aus dir mir mahnend ſprach und ſah —
Gott! wer ſtand dann noch dieſem Schwerte?
  Blitzt' es nur, wär der Sieg ſchon da!
Doch — ewig nun getrennt, geſchieden,
So weit nur Schickſal trennt hienieden, —
Die Lieb' als einzig Band geblieben —
  Da Freunde, Glauben, Stamm uns trennen —
Und dann, ſobald wir uns treu lieben,
  Verſchmähn, was ſonſt wir theuer nennen; —
Dein Vater Irans Todfeind — wie

Du ſelbſt vielleicht — doch nein! wohl nie
Sah man, daß Haß ſich hold erwies!
  Geweiht wird deinem Herzen ſein
Deß Land, der alles für dich ließ,
  Bis auf ſein blutend Land allein!
Sehn andrer Augen ruhig zu
  Der Wittwen Schmerz, der Krieger Falle, —
Wie heiß ein Gheber liebt, denkſt du,
  Und ſeinethalb beweinſt du Alle!
Doch ſieh —"

Hinunter ſtarrt er bleich,
  Wo Lichter durch die fernen Wogen
Bläulich, den Leichenflämmchen gleich
  Ob eines Seemanns Grabe, zogen.
Auch feurige Geſchoſſe wallen
  Hell auf vom dunkeln Ocean,
Gleich Sternen, welche Nachts gefallen,
  Und die man wieder ſchoß hinan[101].

„Sieh, meine Zeichen! — fort muß ich,
Sonſt trifft Verderben dich und mich.
Fahr wohl, mein Leben — hältſt mich nicht —
Rach' iſt nun wieder meine Pflicht."
Wild, unaufhaltſam ſtürmt er fort,
Schaut um nicht — ſpringt vom Fenſter dort
Hinab auf ſpitze Klippen tief,
Wie wenn von Liebe Tod ihn rief.
Hinda ſtand bleich, ſtumm, regungslos, —
Bis in dem ſtillen Waſſerſchooß
Ein ſchweres Fallen unten tief.

Sie aus dem Schmerzenskrampfe rief; —
Zum Fenſter flog ſie klagend hin:
„Ich komme! — wenn in Fluthen nun
Du ſchläfſt zur Nacht, will ich auch drin,
In Todes kaltem Brautbett, ruhn.
Kein ſel'ger Bett' möcht' ich, als wo
Ob Liebe kalte Wogen ſchweben; —
Ja! ſüßer, todt beiſammen ſo,
Weit ſüßer, als getrennt zu leben.“
Doch, ihre Stunde ſoll nicht ſchlagen —
Sie ſieht es, wie ſein Schifflein fliegt,
Zur Heimath eilend ihn zu tragen,
Wo die auch ungeſegnet liegt;
Und ſtill und ſanft ſcheint's zu gewinnen
Die Mondſcheinbahn mit günſtigem Glück,
Als bärg' es nichts als Frieden innen,
Und ließ kein brechend Herz zurück.

Die Prinzeſſin, deren Herz bereits traurig genug war, hätte wünſchen können, daß Feramors eine minder ſchwermüthige Erzählung gewählt hätte; denn die Thränen ſind ja nur dem Glücklichen eine Wolluſt. Ihre Frauen waren indeß gar nicht darüber bekümmert, daß auch diesmal die Liebe des Dichters Thema ſei; denn wenn er von Liebe ſpreche, ſagten ſie, ſei ſeine Stimme ſo ſüß, als ob er die Blätter des Zauberbaumes gekoſtet habe, der über dem Grabe des Muſikers Tan Sein wächſt.

Die Reiſe war den ganzen Morgen durch eine ſehr traurige Gegend gegangen; durch Thäler, bedeckt mit niedrigem Geſtrüpp, wo auf mehr als einer Stelle das graunvolle Zeichen des Bambus-ſtabes mit dem weißen Fähnchen oben den Reiſenden erinnerte, daß auf eben dieſer Stelle der Tiger ein menſchliches Weſen zu ſeinem Opfer gemacht habe. Sie waren daher ſehr froh, als ſie bei Sonnenuntergang ein ſicheres und angenehmes Thal erreichten, und unter einem jener heiligen Bäume lagerten, deren glatte Säulen und weit ſich breitendes Dach ſie zu natürlichen Tempeln der Religion zu beſtimmen ſcheinen. Unter dem Schatten hatten fromme Hände Säulen, mit den ſchönſten Porzellan geſchmückt, errichtet, die nun den jungen Mädchen als Spiegel dienten, als ſie, von den Palankinen ſteigend, ihr Haar ordneten. Hier, während die Prinzeſſin, wie gewöhnlich, ſehr aufmerkſam zuhörte und Fadladin ihr in höchſt kritiſcher Stimmung zur Seite ſaß, fuhr der junge Dichter, an einen Aſt des Baumes gelehnt, in ſeiner Erzählung ſo fort:

Der Morgen naht, um klar und ſchön
Nun überm grünen Meer[102]) zu ſchweben,
Enthüllend Bahrein's[103]) Palmenhöhn
Und hellend Kiſchmi's Ambrareben.
Es duftet friſch Arabiens Land,
Indeß der Hauch vom indſchen Strand
Ums Cap Selama's[104]) wehet lind
Und Wogen regt, die unten glänzen
Und reich an mancher Traube ſind,
An Kokosnuß und Blumenkränzen,
Die frommes Seevolk dort hinab
Dem heilgen Bergebirge gab:
Auf daß die Genien ſein gedenken
Und günſtgen Wind und Wetter ſchenken!
Die Nachtigall ſenkt ſich nun ſacht
Vom hohen Baum (wo ſie die Nacht

So lieblich ſang, doch unbelauſcht),
Der'm Morgenſtern ſich zu verſtecken,
Wo der Granathain glänzend rauſcht
Im Morgenroth, benetzt mit Thau,
Deß nächtger Tropfen nimmer mag
Das beſte, reinſte Schwert beflecken,
Das je ein Sultan trug zur Schau
An ſeines Thrones erſtem Tag 105).

Und ſieh die Sonn' auf Strahlenſchwingen
Nun ſelbſt empor im Oſten dringen.
Lichtengel! der, ſeitdem entſprang
All dieſer Welten hoher Gang,
Zuerſt von all der Sternenſaat
Des Schöpfers Flammenpfad betrat!
Wo ſind die Tag', o Himmelsbild,
Wo Iran, blumengleich, ſich wandte
Nach deinem Auge, wo's auch brannte?
Wo, von des Bendemir Gefild
Bis zum nußwaldgen Samarkand
Altäre flammten dir im Land?
Wo ſind ſie? Frag der Schatten Schaar,
Die auf Kadeſſia's 106) blutgem Plan
Die Kron' Iran's, einſt licht und klar,
Durch Räuberhand des Schmuckes bar, —
Gefeſſelt ihren Glauben ſahn; —
Den Armen frage, der (verbannt
Fern, ungeliebt und unbekannt,
Weit über Kaſpiens Eiſenthoren
Und auf des ſchnee'gen Moſſian Höhn),
Sein lieblich Dattelland verloren,

Den Jasminhain, die Quellen ſchön!
Doch, beſſer ſo, als wiederſchaun
Die ſchönen, doch bedrückten Aun,
Geſchreckt durch des Tyrannen Brau'n! —
O, dachlos ſchweift er eh'r hinaus
Wohin ihn Gott und Freiheit zieht,
Eh' er, ein glatter Sklav, zu Haus
Vor des Erobrers Altar kniet! — —
Sank Irans Stolz dahin auf immer,
Erloſch er mit der Mithra Herde?
Nein, Söhne hats, — die dienen nimmer
Dem Moslem — „ſo lang geben werde
Der Himmel Licht, ein Grab die Erde!“
Es hat manch muth'gen Feuergeiſt,
Der raſch für's Unrecht Rach' erweiſt;
Und Herzen — ſtill doch tief die Saat
Der Rache reifend zu der That,
Bis ſie, wenn Alles Ruh' umſchlingt,
Gleich Zeilan's Rieſenpalme ſpringt,
Wie deren Knospe laut zerſplittert,
Daß rings das Zwerggehölz erzittert [107]!

Ja, Emir! der den Thurm erſtieg
Und, traf er dich im Schlummer an,
Dich lehrte, wie auch ſicher lieg'
In Ghebers Macht ſelbſt ein Tyrann —
Wie er gibt es noch viel, die kühn
Gen dein Geſchlecht in Haß erglühn,
Die — ob ſie wiſſen, 's hilft kein Kriegen,
Und die geſprengten Ketten fliegen
Stets nur in deſſen Buſen nieder,

Der erſt gebrochen ihre Glieder,
Den Kampf doch wagen: — frei zu ſein,
Wär es auch den Moment allein,
Und freiem Tode ſich zu weihn!
Du kennſt ſie wohl! denn jüngſt noch hat
Mit Fahnen, roth, dein Turbanheer,
(Du, der an Frömmlersfürſten Statt!)
Durchſchwärmt dies grüne Klippenmeer.
Die heilge Schaar, hier hielt ſie Stand,
Die, grad am Eingang in das Land,
Das, Araber, du dein genannt,
Mit Speeren dir den Weg verrannt;
Hier — kaum warſt du dem Strand genaht,
Als Aufruhr dir entgegen trat.

Aufruhr! Du Wort, das ſchmäht, entehrt! —
Wie oft befleckte nicht dein Hauch
Das Heiligſte, was Zung' und Schwert
Verlor je, und gewann wohl auch.
Wie manch ein Geiſt, beſtimmt zum Segen,
Sank unter deines Namens Fluch, —
Der, war ihm ein Tag nicht entgegen,
Geprangt hätt' in des Nachruhms Buch!
Wie Dünſte, die, aus warmer Erden
Entſandt, vom Froſt umfangen werden,
Und ſo, ſich kaum erhebend, wieder
Als dunkle Nebel ſinken nieder.
Doch, wenn ſie mit ſiegreichen Schwingen
Nur über Bergesgipfel dringen,
Dann werden ſie im Aether kühn
Als ſonnumſtrahlte Glorien glühn!

Und wer iſt's, der der Freiheit Macht
Dort leitet an dem grünen Meer,
Vor deſſen Säbels Strahlenpracht
Geblendet ſtrauchelt Jemens Heer?
Er, den umwallt die Lanzenwolke
Von Kerman's kühnem Felſenvolke?
Dem Felſenvolk, dem letzten treuen
Der alten Heimatſitte ganz: —
Als wenn der Gott, deß Augen ſtreuen
Auf Iran's Höhn den Scheideglanz,
Auch hegt' auf ſchnee'gem Bergeshaupt
Die letzte Schaar, die an ihn glaubt!

's iſt Hafed — Name, deſſen Graus
Wie Zauberformel Alles zähmt, —
Ruf' nur den Schreckensnamen aus,
Und es ſinkt jeder Arm gelähmt;
Hafed, als ſchändlichſter bekannt
(Wie ihn der Moslem Haß genannt,)
Der Feuerſchaar, die wild entbrannt!
Von deſſen grimmer Schreckensmacht
Die Araber, auf nächtger Wacht,
So grauſe Wunderſagen plaudern,
Daß alle Wachen ſich, voll Schaudern,
Mit dem Gewand das Aug' umſahn,
Als könne Hafed plötzlich nahn!
Ein Mann (heißt es), aus Wunderſtamme,
Gezeugt aus Erde halb, halb Flamme,
Den alten Königen entſtammend,
Auf deren Helm, gefeit, uralt,
Aus Simurgh's Fittig, zauberflammend,

Die ſiegverleihnde Feder wallt 108)), —
Und dem die Feuergeiſter leihn
(Weil ihre Tempel ſtürzten ein,)
Den Zauber, der, da nichts ihn bricht,
Wohl blutig tilgt des Korans Licht!

So ging die Sage, leicht geglaubt,
Mit der die Phantaſie umſpann
Das junge kühne Kriegerhaupt, —
Der, nur ein irdſcher Heldenmann,
Focht für das Land, ſo heiß verehrt,
Für Heimathglück und Altarſtein, —
Sein einzger Talisman das Schwert,
Freiheit ſein Zauberwort allein!
Aus Heldenſtamm hervorgegangen,
Auf deſſen Glanzbahn Namen prangen,
Die hochgeweiht ihr edles Blut: —
Wie Libanon's geringe Fluth
Auch jene heilgen Cedernreihn,
An ihren Ufern prangend, weihn! 109)
Nie ſchmäht er ſich durch Kriecherei
Zahm vor des Moslem Tyrannei;
Er, deſſen Herz begeiſtert ganz
Von längſt entſchwundner Zeiten Glanz,
Er, deſſen Geiſt ſo ſchwermuthvoll
Beim Ruhm der edlen Todten ſchwoll,
Und der, für Iran's Glück erkoren,
In Schand' und Schmach doch ward geboren! —
Für ihn war's nicht, zu mehren noch
Die Sklavenſchaar, die zitternd kroch
Vorm Moslem, wo er ſich nur zeigte,

Und, wie der Strauch vorm Giftwind, neigte.
Nein, er floh fern — er floh voll Wuth
Die Pracht, die ſeiner Heimat Schmerz;
Und ihrer Kinder Thränenfluth
Fiel glühend heiß ihm auf das Herz:
Und, wie den Liebenden beglückt
Das erſte Lächeln, ſo durchglüht
Der Glanz des erſten Schwerts, gezückt
Für Rach' und Freiheit, ſein Gemüth!

Doch nichts half Muth, und nichts die Wehr
Von Kerman in dem Kampfe mehr
Mit des Al Haſſan Rieſenheer —
Nichts, daß man Helm gen Helm ſich ſtellte
Gen ihn noch an des Reiches Schwelle,
Wo heuchleriſch er ſpielt den Herren, —
Nichts, daß den Pfad ihm Leichen ſperren —
Umſonſt — es ſchickt für jeden Speer
Der Sieger tauſend andre her;
Und jedem Arm, der ſchirmt den Strand,
Thun tauſend Sklaven Widerſtand —
Die blutgen, kühnen, unzählbaren,
Von denen ſchnell erdrückt ſie waren,
Wie Datteln vor Heuſchreckenſchaaren!

Kaum eine Meil' entfernt vom Strand
Der ſchwülen Bai Harmoſia's, ſtand
Ein hoher Fels, der ſchaurig da
Auf Oman's Meer hinunterſah —
Ein letztes, einzelnſtehndes Glied
Der weiten Kette, die erſteht

Fernab von Kaspia's Uferried,
  Und bis zum grünen Meere geht.
Um ſeinen Fuß die Klippen ruhten
Gleich nackten Rieſen in den Fluthen,
  Als ſchützten ſie des Golfes Raum;
Und auf der Höh, den Himmel ſtürmend,
Stehn Tempeltrümmer, hoch ſich thürmend,
  Daß oft der Albatroß im Traum
Die Trümmer mit den Flügeln traf (110),
Und, wach aus luftgewiegtem Schlaf,
Staunt, daß auch Menſchenwohnung wäre
In ſeiner ſtillen, luftgen Sphäre.
Tief unten grauſe Schlünd' empfahn
Die Wellen, welche ſtürmiſch nahn,
Nachtſchwärmern gleich, den Felſenhallen; —
Und ſolch ſeltſam, unheimlich Schallen
Hört oft man durch die Klüfte brauſen,
Solch tolle Märchen ſind, von grauſen
Verhexten Geiſtern dort, geſagt,
Daß kaum der kühnſte Moslem wagt
Zu nahn zur Dämmerzeit im Schiff
Des Ghebers ödem Felſenriff.

Landwärts ſchied dieſe Thürme weit
(Die Trotz wohl böten ſelbſt der Zeit,)
Von Menſchenwohnungen zumal
Ein breites, tiefes Zauberthal,
So bodenlos, ſo voller Nacht, —
  Kein Blick vermöchte durchzudringen;
Es ſchien der Ort für Ghols gemacht,
Wo ſchrecklich ſie, vom Grab erwacht,

Ihr unbelauſchtes Mahl verſchlingen. —
Gleich fernem Donner Töne ſchnoben
Tief, wie von vieler Ströme Fluth:
Nicht Aug' und Ohr erlauſcht es droben,
Ob's der gefangnen Meerfluth Toben,
Ob ewig thätge Feuersgluth.
Denn Spitz und Hang des Berges ruhten
Auf unterirdſchen Feuergluthen 111): —
Und flohn die Tag' auch längſt für immer,
Wo Gott verehrt ward in dem Schimmer,
Der ſtrahlend hob vom Altar ſich;
Ob Prieſter auch und Gläubger wich:
Stets brennt die Gluth doch mächtiglich, —
Bei Fall und Wechſel, Bös und Gut,
Gleich Gottes ewgem Willen, ruht
Sie ewig, hell, in ſichrer Hut! —

Hieher iſt Hafed nach der Schlacht
Mit der Getreuen Reſt geflohn; —
„Willkommen,“ ſprach er, „Thal der Nacht,
Du, das ſelbſt Eblis zittern macht,
Biſt Himmel dem, dem Ketten drohn!“
Durch dunkeln Pfad, verſteckt gewandt,
Ihm und den Führern nur bekannt,
Nahn durch die Kluft dem Thurm ſie dort, —
„Hier,“ rief er, „unſer letzter Hort!
Hier bluten wir, durch Siegeslieder
Der höhniſchen Moslem nicht entehrt,
Und fallen, ohne daß die Glieder
Der Feinde Fußtritt noch verſehrt.
Hier — letzt ſich auch der Geier Schwarm

An unſern Wangen, die noch warm —
Hier ſterben wir — da kein Tyrann
Schaut unſre Qualen — glücklich dann!“

Nacht war's, als ſie zum Thurm gekommen,
Schwach zuckend war die Flamm' entglommen,
Die vom zerſtörten Altar brach
Auf Hafed's Züge, da er ſprach:
„'s iſt aus — was möglich, thaten wir —
Will's Iran feig nun ſchaun, wie hier
So Held als Prieſter ins Verderben
  Durch ſchnöden Frömmlers Wink gebracht,
Der Himmel will durch Sünd' erwerben
  Und ſeinen Gott zum Kuppler macht; —
Will dies Geſchlecht, manch edler Geiſt,
  Sie, deren Adern (o der Schande!)
Des Zal und Ruſtam[112] Blut durchkreiſt, —
  Woll'n ſchmeichlen ſie der Neulingsbande,
Von Mithra's alter Flamme fliehn
Und am Altar von Geſtern knien,
Vor Iran's Feinden kriechen — Ei!
  So laßt ſie's, bis des Landes Klagen
Zu Gott ſchrein, und die Tyrannei
  Dem Feigſten ſelbſt zu hart zu tragen!
Bis langbetäubte Scham zuletzt
Ihr innerſt Mark in Flammen ſetzt,
Daß jede feige Thrän', als Galle,
Zurück auf's Herz der Sklaven falle!
Hier mindſtens iſt kein Arm gebunden,
Kein Geiſt von Sklaverei umwunden; —
  Kein Sklavenfuß hat dieſe Stelle

Entweiht, kein Zwingherr ſie gefunden;
  Ob wen'ge wir — ſchwand auch die Welle
Des Lebens faſt vom Herzen — doch
Blieb uns genug zur Rache noch.
Wie Panther, ſank die Sonne, nahn
Vom Libanon zur Räuberbahn 112)
Am dunkeln Meer: ſo fallen dann
Wir die erſtarrte Beut' auch an;
Wenn ſich manch ſtolze Bruſt gefühlt
Von unſrer Klinge noch durchwühlt —
Und iſt das Herz dann hoffnungsleer,
Und frommt Verzweiflung ſelbſt nicht mehr:
Soll'n hier ein heilig Grab noch erben,
Die — kühn umſonſt — für Heimat ſterben,
Der ſie nicht konnten Glück erwerben!“

Rings ſtehn die Führer — jeder kehrt
Gen den geſtürzten Altar 's Schwert; —
Ob aller Schmuck auch nun geflohn
Den Ort, der einſt des Mächtgen Thron;
Ob man auch in dem morſchen Baue
Kein Frucht- und Blumenmahl mehr ſchaue,
Wie Magier es vor Alters boten
Den irren Geiſtern ihrer Todten;
Ob Prieſter ſchwand ſammt heilgem Brauch
  Und magiſchem Granatblatt; — ſteigt
Kein Lied, noch ſüßer Düfte Hauch, —
  Kein Bild des heilgen Sterns ſich zeigt: —
Der Väter Gott hört's doch noch immer,
Als ſie bei dieſes Altars Schimmer
Beſchwuren, daß das letzte Streben

Der wen'gen Herzen, die noch leben
Und bluten können, ſei: zuſammen
Zu ſterben auf dem Berg der Flammen —
Des Heldenſtammes letzte Schaar
Vor'm letzten heiligen Altar! —
Ihr edlen Leidenden! ihr ſchaut
Es nicht, wie manche Thräne thaut
Aus einer ſanften Feindin Blick,
Aus Liebe, fremdem Mißgeſchick; —
Ihr Leben, rein und ſorglos, ſchlief
Still wie ein See — doch nun warf tief
Hinein den Talisman die Liebe,
Daß Wog' um Wog' er wirbelnd triebe! —
Einſt, Emir, hat dein Kind geblüht
Froh, ob auch ringsum Greul erglüht, —
Still, wie auf einem Feld der Schlacht
Auch Perſiens Lilien herrlich glühten,
Bevor das Blutbad roth gemacht
All' ihre glänzend goldnen Blüthen.
Leichtherzig Kind! durch nichts verſtimmt,
Wenn Gott in Schutz den Vater nimmt; —
Sonſt, tiſchteſt blutge Mähr du auf,
Sie hörte kaum von fern darauf, —
Und oft, wenn du im raſchen Gang
Durch Harems Hallen eilteſt wild,
Schaltſt nie du ihren holden Sang,
Der dich dort traf ſo ſüß und mild,
Wie Engelslauten nahe rauſchen
Der Höll' und die Verdammten lauſchen! —
Die Liebe ſtimmt ſie anders: — Feuer
Ihr Geiſt, ihr Antlitz ſchmerzumfahn!

Nur ein Gedank' iſt ihr nun theuer,
  Und bis zum Wahnſinn denkt ſie dran!
Noch hört ihr Herz des Wortes Schall:
  „Um meinethalb beweinſt du all'!“
Und bitterlich, da täglich ſchlimmer
  Das Schwert würgt die Rebellen alle,
Beweint ſie den Geliebten immer
  Bei jedes armen Ghebers Falle.
Bei jedem Säbel, welcher klirrt,
  Meint ſie, in ſeinem Herzblut ſchwimmt er;
Und wenn ein Pfeil die Luft durchſchwirrt,
  Wähnt ſie, ſein theures Leben nimmt er!
Nicht mehr bringt, ſchauend froh und klar,
Zum Kampf Al Haſſans Schwert ſie dar,
Der, wenn ſein Blick nur ſchärfer war,
Und Nebel nicht, der ſtets erfüllt
Des Schuldgen Geiſt, ſein Aug' umhüllt,
Wohl leicht auch wahr ihr Schaudern nahm,
Wenn er zurück vom Blutfeld kam, —
In Blick und Wort ein ſeltſam Beben —
Verwandelt Stimme, Gang und Leben, —
Längſt mußt' es ihm ja klar dann ſein:
Die Wandlung ſchafft nur Lieb' allein!

Nicht Liebe, woven ſelig ſchwoll
Ein Herz, ſo jung und unſchuldsvoll;
Nicht Liebe, offen, rein: gewoben
Auf Erden und beſiegelt droben,
Die überall nur Beifall fand,
  Durch Freundſchaft, Heimatglück gewürzt,
Die jedes ſüße Herzensband

Zu einem Glücksknoten ſchürzt!
Nein, Hinda, deine Gluth wuchs blos
In Schweigen, Scham und Kummer groß —
Und ſonder Freud' und Hoffnung ruht,
Begraben tief im Herzen nun,
Sie wie ein ſchlecht erworben Gut —
Ein Götze, namen-, altarlos,
Wo bleiche Prieſter nur noch thun
Unheilgen Dienſt, wenn Andre ruhn!

Schon ſiebenmal hat Nacht umgraut
Das Meer, ſeitdem im Mondlicht hell
Mit leichtem Ruder ſie geſchaut
Des Ghebers Boot enteilen ſchnell.
Und Mitternachts geht ſie noch immer,
Weint einſam in dem hohen Zimmer
Und harrt, und ſchaut nach ihm hinab,
Deß Lächeln ihr erſt Thränen gab;
Doch nur umſonſt war Warten, Weinen,
Nie will ſein Schiffchen ihr erſcheinen.
Des Käuzchens einſam düſtrer Schrei,
Nachteulen, flatternd ſchwarz vorbei,
Der böſe Geier, welcher kam,
Schwer ſchlagend mit den ſchmutzgen Schwingen,
Dran duftgen Mahles Reſte hingen —
War Alles, was ſie ſah, vernahm. —

Der achte Morgen kam — es blickte
Al Haſſan froher nie wie jetzt:
Welch Unglück war's, das ihn erquickte,
Ihn, den doch nur Zerſtörung letzt?

Das Licht auf Herkends See, kracht
Die Brandung dort um Mitternacht,
Verkündet Sturm und Mißgeſchick
Kaum ſichrer, als dein heitrer Blick!
„Auf, Tochter, auf! der Kerna[114]) Hauch
Erweckte Todte ſelbſt wohl auch,
Und doch ſchläfſt du! auf, Kind, begrüß'
Den Tag, der Gott und mir ſo ſüß,
Ein Tag, reicher an Heidenblut,
Als je geſtrahlt ob Oman's Fluth.
Und vor dem nächſten Morgenſchein —
Sein Haupt, Herz, Glieder nenn' ich mein!
Es wäſcht ſein Blut mir noch die Hand
Heut Nacht, eh' mich der Schlaf umwand!“
„Sein Blut!“ ſtöhnt ſchwach ſie — ach nur Einen
Kann ſie ja unter Allen meinen!
„Ja, Kind — trotz Kluft und Thurm, wird mein
Hafed in dieſer Nacht noch ſein.
Dank dem allmächtigen Verrath,
  Ohn' welchen dies verfluchte Band,
Das Sklaven eint zu frecher That,
  Wohl allzu feſt ſelbſt Allah fand!
Der Aufruhrteufel, deſſen Degen
Mir Moslemleichen dämmt' entgegen,
Deß mächtiger Zauber faſt verwehrte
Den Siegeslauf des Herren Schwerte:
Kund ſoll ihm ſammt den Seinen ſein,
Wie tief arabſcher Stahl dring' ein,
Wenn Gott und Rach' ihm Kraft verleihn!
Profet, beim heilgen Helm[115]), der dich
Auf Ohod's Feld geſchmückt, ſchwör' ich:

Für jeden Angſthauch, beim Verſcheiden
Geſtöhnt vom Herzen dieſer Heiden,
Soll ſchmücken deinen heilgen Schrein
Aus Irans Schacht ein Edelſtein!
Doch, ha! — ſie ſinkt — blickt ſtarr — wie ſind
Die Lippen bleich — mein Kind, mein Kind,
Für dich paßt nicht das blutge Graun —
Sollſt wieder nach Arabiens Aun!
  Nie ließ' ich dein Geſchlecht auch ſehn
Die Scenen, wo ſelbſt Männer beben,
Hofft' ich nicht, hier würd' unſer Leben
  Nur ob der Perſer Nacken gehn —
Die nun ſtatt deſſen Schwerter geben!
Doch, Kind, ſei froh — der Wind, der dir
Um's heiße Antlitz wehet hier,
Trägt dich noch heute vom Geſtade —
Und eh von dieſem blutgen Bade
Ein Tropfen in den Thurm kann fallen,
Ruhſt ſüß du in Arabiens Hallen!"

Sein blutig Wort war allzu wahr:
Ein Wicht laurt' in der kleinen Schaar,
Die Hafed's Adlerblick beiſammen
Geſehn auf jenem Berg der Flammen, —
Ein Schurke, der für Gold gezeigt
Den Weg, wo man durch Klüfte ſteigt
Zum hohen Thurm, wo Freiheit ſtand
Beim letzten Hort von Blut und Brand.
Er blieb in jener Schreckensnacht,
(Wo noch die muthge Ghebermacht
Gekämpft der Hoffnung Abſchiedsſchlacht,)

Im Feld — doch todt nicht mit den Braven;
Die goldnen Sonnenſtrahlen trafen
Anſtatt ſein Grab — den ſchurkſchen Sklaven! —
Indeß die Wenigen, die kehrten
Zum hohen Fels, ihn trauernd ehrten
Sammt jenen Edeln, welche todt
Im Feld des Ruhms: — — im Morgenroth
Geht ſonder Scheu er da, voll Spott
Verlachend Glauben, ſie und Gott.

O, nur ein Fluch für dieſen Sklaven,
Der des Verraths Peſthauch gebracht
In die Verſammlung dieſer Braven,
Der ihre Kraft zu nichte macht!
Der Becher ſeines Lebens ſoll
Stets ſein von Trug und Täuſchung voll, —
Von Hoffnung, die erſt lockt, dann ſinkt —
Von Freude, beim Genuß vergällt,
Wie Todten-Meers Frucht lieblich winkt,
Doch an der Lipp' in Aſche fällt:
Der Heimat Fluch, Schmach ſeiner Kinder,
Verbannt von Ehr' und Tugend, find' er
Zuletzt, mit glühndem Mund, ſich in der
Heißglühnden Wüſte ſterbend, ſinkend —
Wo Seen, trügriſch nahe winkend,
Doch höhniſch neckend vor ihm fliehn 116),
Der Hoffnung gleich, zerſtört durch ihn!
Wenn dieſe Welt ſein Geiſt verließ,
Laß, o Profet, ihn Qual durchwühlen
Und, wohnend nah dem Paradies,
Den Himmel ſchaun, doch Hölle fühlen! —

Lalla Rukh hatte in der vergangenen Nacht einen Traum gehabt, der, trotz dem drohenden Schickſale des armen Hafed, ihr Herz den ganzen Morgen mehr als gewöhnlich heiter ſtimmte, und ihren Wangen all das friſche Leben einer Blume gab, über welche eben der Bid-musk***) geweht iſt. Ihr war, als ſegle ſie auf dem öſtlichen Ocean (wo die See-Zigeuner, die ſtets auf dem Waſſer leben, von Inſel zu Inſel ſchweifend einen ewigen Sommer genießen,) und als ſähe ſie eine kleine vergoldete Barke ſich ihr nähern. Sie glich einem jener Boote, welche die maldiviſchen Inſulaner jährlich auf's Gerathewohl dem Spiele der Winde und Wellen überlaſſen, beladen mit Wohlgerüchen, Blumen und duftigem Holz, als ein Opfer für den Geiſt, den ſie den König der See nennen. Anfangs ſchien dieſe kleine Barke leer zu ſein, aber während ſie näher kam — —

So weit hatte ſie den Traum ihren Frauen erzählt, als Feramors in der Thür des Zeltes erſchien. In ſeiner Gegenwart vergaß man wie gewöhnlich alles Andre, und Alle verlangten ſogleich die Fortſetzung der Geſchichte. In den Becken hatte man friſches Aloeholz angezündet; — der Veilchen-Scherbet ging ſchnell von Hand zu Hand in der Runde, und nach einem kurzen Vorſpiele auf ſeiner Laute, in der pathetiſchen Weiſe von Nava, die man ſtets anwendet, die Klagen getrennter Liebender auszudrücken, fuhr der Dichter folgenderweiſe fort:

Es ſinkt der Tag. Still, düſter liegt
Die trübe Fluth. Am Himmel fliegt
Gewölk dahin, ſo wild, zerſtoben,
Als hing' ein Zelt zerriſſen droben!
Und jede Wolk' am blauen Bogen
Zeigt Sturm der flieht, Sturm der erwacht —
Hier, flüchtig, wie die Mähnen wogen
Der jungen Roſſ' in wilder Schlacht, —

Dort, angeſchwollen, düſter, groß,
Stolz, daß ſie Donner trägt im Schooß!
Indeß hier eine, ſchon zerſpellt,
Zu ſtürzen ſcheint das Himmelszelt —
Wie wenn der junge Sturm zertheilte
  Den [illegible] Schooß, draus er entſtand,
Und, nun den Himmel er durcheilte,
  Hernieder ſtürzt auf's Erdenland.
Auf Erden ſelbſt — kein Laut erſcholl, —
Ein leblos Schweigen, grauſenvoll
Mehr, als wenn Sturmestoben ſchwoll.
Der Taucher hat den Kahn gebunden
An **Ormus** Strand für ſtillre Stunden;
Seevögel fliegen bang zum Lande,
Unglück verkündend; von dem Strande
Schaut oft wohl der Pilot umher
In das empörte Wolkenmeer;
's war Alles bang und trüb umfahn,
Gleich **Hinda's** Herz, als nun ihr Kahn
Dem Perſerufer war entſchwommen,
Der keinen Abſchiedsklang [118]) bekommen, —
Kein Freund ſteht am entfliehnden Strand,
Winkt mit nicht mehr geſehner Hand
Und ruft Fahrwohl, nicht mehr vernommen; —
Nein, einſam, unbeſchirmt tritt an
Das Schifflein ſeine Trauerbahn, —
Wie manch ein Schiff, gefahrumfangen,
Wohl ſchon durch's **Thränenthor** [119]) gegangen!

Und wo war denn **Al Haſſan**? bricht
Die heilge Menſchengeiſel nicht

Ein Stündchen ab von Mord und Beten,
Als ſcheidend ſie ins Schiff muß treten?
Nein, im Gemache, ſorgenſchwer,
Bald fluchend, betend bald, ſitzt er
In grimmer Einſamkeit zu ſinnen
Auf nächſter Blutnacht wild Beginnen,
Tod witternd, wie der Geier auch
Die Beut' ahnt, die er wird gewinnen,
Iſt lebenswarm auch noch ihr Hauch!
Indeß durch's Meer ſein weinend Kind
Von blutgen Scenen führt der Wind, —
Wie Täubchen Babylons, gemacht
Zu Boten ſieggekrönter Schlacht,
Heimfliehn, die Schwingen, ach! benetzt
Von blutger Hand deß, der ſie hetzt.

Färbt langverlaſſne Heimath nicht
Mit neuem Blühn ihr Angeſicht?
Die Blumen und die Haine traut,
Die oft im Traum ihr Geiſt geſchaut —
Zu ſehn die traulichen Gazellen
Froh hüpfend mit den Silberſchellen;
Zu ſchaun der Vögel neu Gefieder,
Die Fiſche, munter, ſchimmernd hell,
Die goldumſponnen[120]) auf und nieder
Schnell ſchlüpfen rings im Jaſpisquell; —
Zu ſchauen die Moſchee im Garten,
Und des Gebets im Abendſtrahl
Mit Rubinroſenkranz zu warten
In der Akazienlaub' einmal!

Kann nicht ſolch nahe Wonne leihn
Auch ihrer Stirne Sonnenſchein?
Nein, ſchweigend, fern der Andern Schaar
(Als fühlte ſie im Innern klar,
Wie nah ihr drohend Schickſal kam.)
Sitzt ſie, ſelbſt hold in ihrem Gram,
Wie auf dem Grab ein Engel bleich;
Und über's weite Wellenreich
Schaut ſie nach jenen Thürmen, wo,
Eh noch die grauſe Nacht entfloh,
Blut ſtromweis rinnt, dem Morgenſchein
Ein Opfer ſchnöder Art zu ſein!
„Wo magſt du, edler Fremdling, nun —
So werth und ſo verloren — ruhn?
Feind, Gheber, Heide — wie dein ſchlimmer
Unreiner Nam' auch lautet — immer
Doch edel! meinem Herzen iſt
So theuer nichts, wer du auch biſt!
Ja, Allah, zorniger Allah! wann
Mich damit Unrecht, Schuld umſpann,
Sogleich laß ſtürzen dieſe Wogen
Auf mich, eh ganz ich abgezogen
Von Glauben, Heimat, Vater, Allen:
Vor ſeinen Götzen hin zu fallen
Und dich nicht Allem vorzuziehn —
Denn, ach! ſo glühend lieb' ich ihn,
Daß freudenlos dein Paradies,
Theilt' ich's mit ihm nicht, ſelbſt mich ließ!“

Die Hände ringend, aufwärts wandte
  Den Blick ſie, feucht, wie Mondlichtregen; —

Ob auf der Lipp' auch raſend brannte
So manches Wort, wild und verwegen,
Doch war ſo heiter ihre Stirn,
Der dunkle Blick ſo heilig klar,
Daß, mocht' er auch auf Erden irr'n,
Ihr Geiſt doch immer himmliſch war.
Ja, denn ein Geiſt, gleich ihrem, rein,
Iſt's ſtets, auch fehlend; — Sonnenſchein
Bleibt, ob im Bach gebrochen, doch
Derſelbe Sonnenſchein ja noch!

So, bis auf Eins, ſchwand ihrem Sinne
Nun Alles, daß ſie nicht wird inne
Den lauten Sturm; wie mächtge Wellen
Nacht bringen im Vorüberſchwellen;
Hört's nicht, wie laut auch immer oben,
Ob ihrem Haupt, der Lärm mag toben;
Das Schwertgeklirr, der Stimmen Brauſen,
Mit Himmelsſturm wetteifernd draußen. —
Doch, horch! — vom Deck das Kriegsgeſchrei —
Der Krach, als ob mit einmal oben
Maſt, Segel, Alles bräch' entzwei, —
Und der Verzweiflung lautes Toben!
Barmherzger Gott! was iſt das? Ach,
's iſt nicht der Sturm, wie er auch jach
Das Schiff erſchüttert, als er trieb
Ob Wogenbergen — „Gott, vergib!
Vergib mir!" ſchrie die Maid, und kniet
In bangem Beben — denn ſie ſieht,
Daß wohl die letzte Stund' ihr droht;
Indeß ringsum, vor Graun halbtodt,

Die Zofen liegen, athemlos. —
Da, horch! ein zweiter — dritter Stoß —
Und nun, als ob vom Donnerkeile
Der morſche Bau ſich jäh zertheile,
Stürzt das Verdeck — welch Greuel dann!
Blut, Wogen, Tauwerk, Schwert und Mann
Stürzt wirr ſich durch die Oeffnung dort; —
Noch Mancher kämpft im Sturze fort —
Von Vieler Lippen hört man ſchallen
„Für Gott und Iran!“ eh ſie fallen! —

Weß war die Hand, die Schutz ihr lieh
Vor wilden Kampfs Gefahr, und ſie,
Die Athemloſe, führte fort
Aus dieſem Tod- und Trümmerort?
Sie wußt' es nicht — denn ſtarr und kalt
Umfing ſie Ohnmacht: — die Geſtalt
Lag unter dieſen Trümmern, gleich
Der Blume, welche welk und bleich
In des Vulkanes Gluthbereich.
Doch, welcher Anblick, welcher Ton
Traf ſie, eh noch die Sinn' ihr flohn!
Der Sturz des Decks, der Menge Toben
Auf den zerbrochnen Planken oben —
Zerriſſne Segel, die zerfetzt
Hernieder hingen, blutbenetzt,
Gleich blutgen Flaggen — Säbelklirren,
Der Klingen Leuchten, wenn ſie ſchwirren,
(Gleich Fackel-Meteores Gluth[121]) —
Als ob in allgemeiner Wuth
  Die Elemente raſ'ten frei, —

Daß Zweifel iſt, wer's grimmger thut:
Ob Himmel oder Menſch es ſei?

Einmal — doch nein — 's iſt undenkbar —
's war Täuſchung — doch ſie glaubte, da
Ihr matter Blick noch offen war,
Daß auf zerſtörtem Deck ſich nah'
Die überirdiſche Geſtalt,
Die ihres Herzens Sonne, — klar
Inmitten Graus und Sturmsgewalt
Beſtrahlend der Genoſſen Schaar, —
Wie wenn durch düſtre Sturmnacht bricht
Aegyptens Stern[122]), deß ſtolzes Licht
Mit ſeinen Strahlen nie begrüßte
Im Weſt der weißen Inſeln Küſte[123]),
Doch, wenn durch Sturm ſein Gluthblick fliegt,
Manch trüber Himmelsaug' beſiegt! —
Doch nein — ein flüchtiger Traum war's nur —
Ein Trug; — und ehe noch entfuhr
Ein Ruf dem bleichen Mund, erfüllte
Sie Todesſchwindel, Nacht umhüllte
Mit Dunkelheit ſo Seel' als Sinn
Ringsum — ſie ſank wie todt dahin! — —

Wie ſchön, wie ruhig nahet ſich
Die Stunde, wann der Sturm entwich:
Wenn wilde Winde ſich verzogen,
Und Wolken, unter'm Himmelsbogen
Sich theilend, Meer und Lande nun
In heiterm Glanze laſſen ruhn, —
Als ob der Tag dann, friſch und blau

Aus Morgens Schooß aufs Neue ſchau!
Wenn zarte Blüthen, (wild und rauh
Geſchüttelt erſt vom Wirbelwind,)
In reiner Luft nun hangen lind
Und ſtrömen rings ihr Balſam zu,
Aus Dankbarkeit für ſüße Ruh; —
Wenn jeder Tropfen, der vom Wüthen
Des Donners blieb auf Gras und Blüthen,
Hell blitzt, als wär's der Edelſtein,
Gezeugt vom Blitze[124]), glühend, rein!
Wenn, ſtatt des einen Sturmes Wüthen,
Nun tauſend ſanfte Lüfte gleiten,
Die all' verſchiednen Duft verbreiten:
Als müßten allen ſüßen Blüthen
Beſondre Lüfte dienſtbar ſein,
Beſtimmt zu ihrem Dienſt allein
Und ihren Duft nur fortzuleiten!
Die blauen Fluthen, ſteigend, fallend,
Im warmen Sonnenſcheine wallend; —
All dieſe Wonne nach Gewittern
Iſt gleich dem ſüßen ſtummen Zittern
Des Herzens, das, von Liebe kaum
Beglückt, noch ſchwelgt im ſüßen Traum! —

Solch eine goldne Stunde lachte
Der Welt, als Hinda nun erwachte
Von langem Schlaf. Sie konnt' erlauſchen
Nichts, als allein der Wellen Rauſchen,
Des Schiffes Seiten ſanft berührend
Und ſacht es durch die Wogen führend. —
Doch wo iſt ſie? zu trüb umſahn

Iſt noch ihr Blick — iſt dies der Kahn,
Der von Harmoſia's Geſtade
Heut früh ſie trug? deß blutgem Pfade
Der Seehund folgt? — Nein, fremd iſt ihr,
Was ſtaunend trifft ihr Auge hier.
Auf einem Schiffsdeck ruht ſie bange;
  Nicht unter reichem Baldachin,
Kein Fächer kühlt im Schlaf die Wange,
  Es ſchmückt ihr Kiſſen kein Jasmin.
Ein rauhes Bett iſt ihr bereitet,
Aus Kriegermänteln nur gebreitet;
An Speeren hängend aufgeſtellt,
Leihn Binden, Tücher, ihr ein Zelt.
Sie ſieht ſich ſchaudernd um — da lag
  Ein Kriegerhauf', im Sonnenſchein
Ausruhnd, als müſſe dieſen Tag
  Ihr Todeswerk vollendet ſein.
Bewußtlos Mancher Auge ruht
Und träumeriſch auf ſtiller Fluth,
Und Mancher, der den ſtillen Lauf
Nicht gern ſieht, blickt zum Segel auf
Voll Ungeduld, weil ſchlaff es liegt
Und locker um den Maſt geſchmiegt. —
O Allah! wird ihr Hilfe nicht?
  's iſt in der ganzen Kriegerbande
Kein Schwert, kein Turban-Angeſicht
  Aus ihrem gläubgem Moslemlande.
Tracht, Ledergürtel, welche ſchützen
  Ihr gelb Gewand[135]), das Aufruhr kündet,
Die Tartarwoll' auf ihren Mützen —
  Ja, ja! die Furcht iſt zu begründet:

Es hat der Himmel ſie gebracht
Zu dieſer Stund' in Hafed's Macht, —
Hafed, der Gheber! o, dies dachte
Sie nur mit ſtarrem Herzensblut:
Deß Haß man ſtets zur Pflicht ihr machte,
Der Höllenfeind, voll Sünd' und Wuth,
Den Satan ſandte, zu vertheilen
Den Fluch, wo er auch nur mag weilen,
Und daß ſein Schatten, wo er geh',
Stets zwiſchen Gott und Menſchen ſteh'!
Und ſie muß nun gefangen ſein
In ſeiner wilden Hand, allein;
Sein Volk rings um ſie, haßentflammt,
Nur Feind' und Heiden alleſammt! —
Was wär die kühne Hoffnung, die
Mit Blitzesſchnelle kam, als ſie
Mit Kühnheit der Verzweiflung warf
Durch die bewehrte Kriegerſchaar
Den Blick, ſo ſuchend und ſo ſcharf,
Daß ſcheu der rauhſte Gheber war,
Als ihres Auges Glanz er ſah,
Als wiſſ' er, wen ſie ſuche da
Doch nein — vergebens — er verſchwand —
Das Traumgebild, das vor ihr ſtand
Im Drang von Sturm und Blut, es floh,
Ach! ein Phantom nur war's alſo —
Ein Regenbogentraum, wie ihn,
Halb Licht, halb Schatten, Phantaſien
Auf Nebel malen, der umkreiſt
In Schlaf und Ohnmacht unſern Geiſt! —
Jetzt geht das Schiff mit raſcherm Gang

Durch blaue Fluth. Man regt ſich ſchnell.
Das Ruder bricht, mit leichtem Klang,
Des Meeres Spiegel, rein und hell,
Und ſtreut der Splitter Glanz entlang.
Nun ſieht ſie — ach! es ſinkt ihr Muth! —
Der Lauf geht nach den Bergeskronen,
Den Thürmen — o, es ſtarrt ihr Blut! —
Wo Mekka's ſchnöde Feind' in Hut,
Gleich rings umſtellten Skorpionen,
In letzter giftiger Zuflucht wohnen! —
Ob ſonnerhellt rings Land und Fluth, —
Der mächtige Berg im Dunkeln ruht;
Nur ob dem finſtern Gipfel droht
Glühnd eine Wolke, blutigroth,
Als ſei's des Schickſals Fahn' und künde,
Es geh' der Tod durch dieſe Schlünde!

Wenn Schreck unfähig nicht gemacht
Zu denken ſie, in dieſer Nacht,
Wohl ſtaunend mußte ſie dann ſinnen,
Wie Menſchen dieſen Berg gewinnen?
Den Arabern ward einzig kund
Bisher der Pfad durch Thales Grund.
Doch, all ihr Sinn war angſtumfahn,
Als, — da ſich's Schiff begann zu nahn
Dem argen Fels, und ſie von Wogen
Durch grauſe Schlünd' es fühlt gezogen,
Die aus der Tief', in düſtrer Bahn,
Sich winden unter dem Vulkan; —
Als laut ein Ruf vom Decke ſchwebt:
„Maſt nieder! und die Fackeln hebt!"

Da trieben Fluthen ſie ſogleich
In einer Höhle wüſt Bereich,
Schwarz, wie das ewige Portal
Sich auf geſchiednen Geiſtern thut; —
Der Fackeln und der Brände Strahl
Strömt weiter kaum, als auf die Fluth,
Die unten ſchäumt und kocht in Wuth.
Stumm gleiten ſie — als ob gebräche
Der Athem Jedem, zum Geſpräche
Zu bang in dunkler Kluft, wo Klang
Selbſt dunkel ſchien; ſo dumpf entlang
Hallt ihn der Kobold dieſer Schluft,
Ihn murmelnd durch die Wogenkluft
Wie ein Geheimniß aus der Gruft!
Doch ſtill — man hält — die Fluthen kehren
Vom Lauf nach innen, rückwärts ſauſend:
Ein Bollwerk, unſichtbar, mag wehren
Das Vorwärtsgehn den Wogen brauſend,
Daß kaum zwiefache Ruderkraft
Bezwingt des Wirbelſtromes Kraft;
Da, horch! ein Waghals hat — geſprungen
Zum Fels — die Kette feſtgeſchlungen:
Die Ruder ruhn; der Haken klingt,
Daß ſchwank das Schiff am Fels ſich ſchwingt.
Und ſieh, ein Lichtſtrahl plötzlich rann
Durch Nacht — doch eh ſie ſah, von wann
Die Helle kam, da nahm ſie wahr
Voll Schaudern, wie ihr, unſichtbar
Doch eifrig, nunmehr eine Hand
Die glühnden Augen feſt verband;
Zum Pfad, der ſich durch Felſen wand.

Trägt nun das rauhe Bett empor,
Worauf ſie liegt, der Kriegerchor.

O Sonnenlicht! o Tag! welch Leben,
Welch Heil vermag dein Strahl zu geben!
So ſüß iſt's, ruhn in deinem Schein,
Daß, böt' die Welt nur dies allein:
Im Sonnenglanze ſich zu laben —
Die Welt wär' dann ſchon zu erhaben,
Als daß die Menſchen tauſchten drum
Des Grabes Nacht, tief, kalt und ſtumm!
Selbſt Hinda, kann ſie auch nicht ſehn,
  Wohin der Schreckenspfad ſie führt,
Merkt dennoch an dem milden Wehn,
  Das plötzlich ringsum ſie berührt,
Daß ſie nunmehr aus düſtrer Nacht
Zur ſonngen Welt aufs Neu erwacht! —

Doch bald entfloh die Balſamluft;
Denn es führt nun die Felſenkluft
Durch Dampf und Graun. Gezweige kracht;
Es ſtürzt Geſtein; dadurch erwacht
Vom Hungerſchlaf der Leopard,
  Hält das Geſtein für Beut', und munter,
So lang's gehört noch ſtürzend ward,
  Jagt donnernd er's den Fels hinunter!
Des Schakals Ruf — fern kläglich Schrein
Von der Hyäne, grimm, allein; —
Und dann der ewig dumpfe Klang
  Der Ström' im Thal, der grauſenvollen,
Als wär's der dunkeln Wogen Drang,

Sie durch die Todesbrücke reiten!
's iſt alles furchtbar! Ja, zu ſchaun
In all das Schreckliche hinein,
Würd' ihr, die's blind nur hört, im Graun
Der Phantaſie noch Tröſtung leihn!
Nie war Etwas zu gräßlich ſchon,
Das Phantaſie (umhüllt von Nacht,
Genährt durch ſolchen Schreckenston,)
Nicht leicht noch grauſenvoller macht.

Doch, träumt ſie? Hüllt ihr (kaum entflohn)
Die Furcht den Geiſt aufs Neue ſchon?
Wie, oder kam ein ſüßer Ton
Durch's Dunkel, flüſternd leis, ihr nah:
„Beb' nicht, dein Gheber iſt ja hier!“
Kein Traum iſt's! deutlich klang es ja,
Das ſüße Wort: „dein Gheber hier!“
Sein Ruf war's — den verkennt ſie nie!
Durch Alles Lebenden Bereich
Lebt nur ein ſolcher Ton für ſie,
So ſüß beredt, ſo mild und weich!
Eh'r kann die Maienroſe ſchon
Die ſüße Nachtigall verkennen,
Und bei geringern Sängers Ton
Des Buſens glühnden Schleier[128]) trennen
Eh Lieb' an einem Ton und Hauch
Von dem Geliebten zweifelt' auch! —
Ob's ſüß auch, daß in trüben Stunden
Ihr der Geliebte nahe wacht,
(Deß Lächeln, ob im Tod gefunden,
Ihr auch den Tod ſelbſt theuer macht,)

Doch iſt der Wonneſtrahl, im Bangen
Um ihn, nur allzubald vergangen.
Wagt es vor Hafeds grimmen Brau'n
Ein Gheber, anders wohl zu ſchaun
Als nur mit Flüchen auf ſie hin,
Auf ſie, die ja Araberin,
Ein Moslemkind! und deſſen Kind,
  Durch deſſen blutge Macht beſiegt,
Kalt, dunkel die Altäre ſind,
  Das ſchöne Land als Wüſte liegt?
Und ſchlimmer noch: die blutge Nacht,
  Die eilend naht — o, wer hält auf
Das Schwert, wenn's Perſerblut gemacht
  Erſt wild? wer wendet ſeinen Lauf?
Und was ſchützt ſie vorm Opfer? was
Den Theuren vor des Vaters Haß?

„Rett' ihn, mein Gott! rett' ihn heut Nacht!"
Ruft leiſe ſie, „wenn mild gelacht
  Jemals dein Auge hat, erfreut
Durch Sünders Thränen, der gebracht
  Sein Herz zum Opfer: — rett' ihn heut,
Und höre meines Schwures Wort:
Aus tiefſtem Herzen bann' ich fort
  Hoffnung und Liebe, ſind ſie mir
Ins Leben auch gewurzelt dort,
  Und geb' es blutend Alles dir!
Rett' ihn: und meiner Thränen Feuer,
Die Seufzer, ſündig und doch theuer,
Die, ach! zu ſehr nur waren ſein,
Will ich von jetzt dem Himmel weihn;

Wenn in der Jugend Buß' ich übe,
Im Alter Wallfahrt, hart und trübe,
Bleibt von der Flamme keine Spur,
Die jetzt mich zehrt; auch werde nur
Genannt von mir ſein Nam' erſt, wann
Für ſeinen Geiſt ich flehen kann,
Daß, wenn er irdſcher Nacht entrann,
Auch er im überirdſchen Schein
Sei ſelig, herrlich, und ganz dein!
Denk! welch ein Sieg, wenn wir erlöſen
Solch edlen Geiſt, wie ihn, vom Böſen;
Solch irr'nden Tugendſtern zu nahn
Der heimathlichen Himmelsbahn!
Rett' ihn, und beide ſind wir dein:
  Denn, führ' es nun zu Glück, zu Leide,
Ob Leben, Tod — ſein Loos iſt mein,
  Stirbt er, ſind wir verloren beide!“ —

Den nächſten Abend ward Lalla Rukh von ihren Frauen erſucht, die Erzählung ihres wunderbaren Traums fortzuſetzen; doch das gramvolle Intereſſe, daß ſie an dem Schickſale Hinda's und ihres Geliebten nahm, hatte jede Spur davon aus ihrem Gemüthe verwiſcht — zum großen Leidweſen einer oder einiger ſchönen Seherinnen ihres Gefolges, welche ſelbſt ſtolz auf ihre Geſchicklichkeit im Traumdeuten waren, und es bereits als ein unglückliches Omen bemerkt hatten, daß die Prinzeſſin, am Morgen nach dem Traum, Seide getragen hatte, die mit den Blüthen des trauervollen Baumes Nilika gefärbt war.

Fadladin, deſſen Zorn mehr als einmal bei Erzählung einiger Stellen dieſes höchſt heterodoxen Gedichtes losgebrochen war, ſchien zuletzt nur an die gebührende Strafe zu denken, und nahm am Abend ſeinen Sitz mit der Geduld eines Märtyrs, indeß der Dichter ſeine irreligiöſe und aufrühreriſche Erzählung ſo fortſetzte:

Für Herz und Auge, thränenleer,
War grüner Strand und ſonnig Meer,
Das ringsum unterm Berge ſchwell,
Ein Anblick, ſchön und zaubervoll.
's war ſolch ein Abend, duftdurchſtreut,
Wie oft nach ſtürmſchem Tag ihn beut
Die Ruhe; wenn im Weſt erſchloſſen
Die Ruhehallen, goldumfloſſen;
Wenn feuchten Glanz herniederſchicken
Die Lüfte, wie aus Sünders Blicken,
Deß letzte lichte Stunde jetzt
Manch trüb vergangne reich erſetzt,
Deß Thränen, nun ihm ward vergeben,
Ein Himmelsglanz ſcheint zu durchbeben!

Rings ſtill; die Winde (die durchrüttelt
Kaum Kerman's blühnde Mandelhallen,
Und die vom Dattelhain geſchüttelt
Das Mahl, dem Wandrer zu Gefallen)137),
Nun, eingelullt, zu kräuſeln ſchienen
Sie kaum das grüne Meer, deß Fluthen
So hell, als ob die Perlenminen
In Eins verſchmolzen drinnen ruhten.
Die Inſeln dann, die drin voll Glanz
Mit ihren grünen Ufern prangen,
Sind gleich den Peris-Inſeln ganz,
Die zaubriſch in den Lüften hangen.

Umſonſt war dieſe Pracht entglommen
Für Hinda's Blick, da man genommen
Die Bind' ihr vom Geſicht: — erſchreckt
Und bleich (wie jene, die erweckt
Im dunkeln Grab ſind, wenn ſich nahn
Die Grabesforſcher[128]), graunumfahn,)
Will ſchaudernd ihr Geſchick ſie ſchaun
In jedes grimmen Blickes Beben: —
Und ſieht der Thürme düſtres Graun,
Die mürriſch über ihr ſich heben,
Als zürnten ſie dem Himmel wild,
Weil er ihr Haupt vergoldet mild.
Umſonſt, halb bang halb hoffend, ſchaut
Nach ihm ſie, deſſen Ton ſo traut
Ihr klang, gleich ſüßem Harfenlaut —
O falſcher Traum! er iſt entſchwebt!
Und o! wie Angſt ſie nun durchbebt'
Und heiß den Buſen ihr durchrann,
Als draußen jetzo Stimmen ſchallen:
„Hafed, das Haupt," und, Mann für Mann,
Den Schreckensruf ſie wiederhallen!
Er kommt — ſein Tritt am Felſen hallt;
Wagt ſie's, zu ſchauen die Geſtalt,
Ihr Aug' zu dieſem Blick zu heben,
Wo Yemens kühnſte Söhne beben?
Und (Moslem ſagen's) in deß Gluth
So tödtlich giftger Schimmer ruht,
Wie's Höllenfeuer, das bei Nacht
Hell die Alraunenblätter[129]) macht!
Wie trägt ſie nun der Stimme Ton,
Vor deren lautem Schlachtruf ſchon

Oft Schaaren fliehn im Schreckenswahne,
Zerſtreut gleich einer Karawane,
Wenn ſie, gelagert Nachts um Quellen
Des durſtigen Tigers Schrei hört gellen!

So, athemlos, den Blick geſenkt,
Bebt ſie nun vor den grimmen Brau'n,
Worunter flammend, wie ſie denkt,
Die Augen wüthend auf ſie ſchaun;
Und ſchaudernd hört ſie, wie die Schaar
Der Krieger von dem Platz verſchwand, —
Wie ſchrecklich dieſe Pauſe war!
Bis Hafed zitternd ihre Hand
Ergreift, und ſeine Stimme klar
„Hinda!“ dies einz'ge Wörtchen ſprach;
Und 's war genug — ihr lautes Ach
Kann Alles andre ja entdecken! —
Sie ſteht von Freud' und Schreck durchbebt,
Bis ſtaunend ſie den Blick erhebt —
An Ghebers Bruſt ihn zu verſtecken!
Er iſt's, er iſt's — der Mann voll Blut,
Der wildſte von der Gheberbrut,
Hafed, der Schlachtdämon, deß Ruf
Entnervt, des Blick Verderben ſchuf, —
Ihr trauter Gheber iſt's, und lacht
So mild, wie in der erſten Nacht
Im ſtillen Thurm, wo Glanz, entſchwebt
Aus ſeinen Blick, ihr ſüß durchwebt
Den Traum, daß ſie vermeinte faſt,
Ein Engel hielt im Thurme Raſt!

Minuten gibt's — und dies war eine —
Gleich einem kurzen Sonnenscheine
Erhascht in Samum's schwarzer Nacht —
Wie oft ein grünes Rasenband
Um Kraters glühnde Lippen lebt,
Entblühend des Verderbens Rand
Vergangnes, Künftiges, was Geschick
Nur düstres bring': ein Augenblick
Wie dieser, wird, so lang er währt,
Dadurch so schöner nur verklärt!

Der Jüngling selbst: — (ob trüb auch schon
Ihm jeder Hoffnungsstern entflohn,
Sein Recht erdrückt, sein Ruhm entschwand; —
Iran, sein theures Vaterland
Voll Leichen, Sklaven, wüst und traurig,
Wo Ketten nur und Gräber schaurig!
Er, zögernd nur, in Todesleiden
Zu sehn im letzten mächtigen Hauch
Die große Freiheitsseele scheiden,
Und dann mit ihr zu sterben auch) —
Selbst er, den solche Leiden drücken
Und trüb und trüber hüllen ein,
Fühlt doch, in dieser Stund' Entzücken,
In dieser Augen holdem Schein,
Die selige Gewißheit, die
Werth Alles, was die Welt sonst lieh:
Daß er geliebt ward, heiß und wahr! —
O, diese Stunde macht ihm klar,
Wie herrlich jener Wonnen Glühn,
Die erst aus tiefstem Leid erblühn:

Wie ſüß ein einzger Tropfen glüht
Des Glücks, der hell am Rande ſprüht
Des Leidenkelchs — wie ſchnell geleert,
Ob Tod auch dann der Trank beſcheert!

Auch ſie, vor ſeinem theuren Blick,
  Der in das Herz ihr glühend traf,
Vergißt nun Angſt und Mißgeſchick, —
  So wie ein Leidender im Schlaf,
Dem Phantaſie ein Glück beſchieden,
Sein Leid vergißt und träumt von Frieden! —
Die Trümmer, wo ſie ſich empfahn,
  Auf Berges höchſter Felſenſtelle
Sind offen nach dem Ocean,
  Wo leicht nun über klare Welle
Manch ſchönes Schiff, das all den Tag
In Bay und Bucht ſtill lauernd lag,
Hinſchwebt, und Segel, noch durchnäßt,
Dem Abendwind nun überläßt;
So hebt der Aar, wenn Sturm entronnen,
Die feuchten Schwingen in der Sonnen!
Die Wolken, ob die Sonn' auch war
Verſunken im Gebirg von Lar,
Stehn noch in lichtem Glorienbrand;
  Als ob, den Weſt ſchön zu umfaſſen,
Der fliehnde Lichtgeiſt ſein Gewand
  Für dieſen Abend dort gelaſſen,
Eh' eilend er von hinnen ſchwand.
Wie ſchön weilt Liebe hier! es zogen
Tief ſchwellend die kryſtallnen Wogen
So ſtill, — hoch glüht der Himmelsbogen: —

Daß beider Herz, entzückenvoll,
Wie Himmel glüht, wie Woge ſchwoll!
Doch ach! bald war der Traum entflohn,
  Es nimmt die Angſt ſie wieder ein;
Die Nacht, die Schreckensnacht naht ſchon,
  Denn ſchwächer glüht des Himmels Schein,
Und von der ruh'gen See entſchwand
Schon jedes roſ'ge Farbenband.
Raſch zu dem Himmel, der ſich düſtert,
Wirft ſie den Blick, worauf ſie flüſtert:
„Zur Nacht, ſprach er — und ſie iſt nah! —
  O fliehe, fliehe, liebſt du mich!
Bald iſt ſein Mörderheer wohl da,
  Und bluten, ſterben ſeh' ich dich! —
Still! klang es nicht wie Männergang
Durch jenes Schauerthal entlang? —
Jetzt — durch's Gehölz ſteigt es daher —
  Flieh! ob auch noch der Weſten lacht,
Er kommt — gewiß! — dein Blut will er —
  Ich weiß, er wartet nicht bis Nacht!“

Von Angſt beinah getödtet hier,
  Hält ſie den Staunenden umfangen.
„Ach, armes irres Mädchen! mir
  Verdankſt du dieſes wilde Bangen?
Verloren, wie ich bin, gedieh
Etwas in meinem Schatten nie —
Mein Loos iſt gleich der Luft, entſchwebt
Vom todten Meer: drin ſtirbt, was lebt!
Was trafen ſich die Barken auch
In dieſes Morgens ſtürmſchem Hauch?

Warum (als ich den Preis erkannt,
  Den mir das Schickſal lieh ſo reich,
Als einen Blick ich nur geſandt
  Auf deine Reize, ſtumm und bleich,)
Schwur ich — obwohl im Kampfe dort
  Unſichtbar ſchirmend dich zugleich —
Dich, Süße, nie zu ſchaun hinfort?
Warum hab' ich den Schwur verletzt?
Und treffe, liebend, ſchwach, dich jetzt? —
Beb' nicht — der Lärm iſt nur das Toben
  Der Ströme, die durchs Thal dort rollen;
Hier fürchte nichts, — wir ſtehn hier oben
  Hoch ob der Welt, der tückevollen,
Fern ihrem Hoffen — ihrem Schrecken —
Gleich Todten, welche Gräber decken!
Und einte ſich auch Höll' und Erde
Zu ſtürmen hier die Flammenherde,
Doch fürchte nichts! Zur Nacht — ich werde,
Wie jeder lichte Stern, deß Schein,
Gott nahe wohnt, ein Schutz dir ſein; —
Und eh' erglüht des Morgens Schein
Zurück zum Vater" —

„Morgens! — nein" —
So rief die Maid -- „dich wird umwallen
Kein Morgenlicht — Tod, Tod wird hallen
Als Nachtruf hier in blutger Runde,
Wenn wir nicht fliehn, noch dieſe Stunde;
Dich traf Verrath — ein Böſewicht,
Des Pfades kundig — zweifle nicht,
O, es iſt wahr, beim Sternenlicht! —

Hat dich verkauft des Vaters Haß;
Heut, mit dem Lächeln, wie er's graß
Im Frohſinn trägt, theilt' er mir's mit;
So triumphirend war ſein Schritt,
Als ob dein letzter Herzſchlag ſchon
Wär' unter ſeinem Tritt entflohn!
O Gott! nicht träumt' ich dazumal,
  Als Opfer ſei mein Freund geweiht!
Flieh — Wachen ſende ſchnell ins Thal!
  's iſt wahr, bei meiner Seligkeit!" —

O! kälter, als der Nord, der hart
  Dem ſonnig warmen Quelle naht,
Iſt jene Qual, die ſchnell erſtarrt
  Vertraunte Herzen beim Verrath.
Er fühlt' es tief, und ſtand, als ob
Sein Blut zu Eiſe würde drob,
  Betäubt, von Starrheit jäh befallen —
Als hätt' ein Zauber ihn erfaßt,
Als wär's ein ſteinern ſtummer Gaſt
  Von Iſchmonie's[130]) lautloſen Hallen!

Jedoch, das bange Staunen wich,
Sein großer Geiſt ermannte ſich
Und ſchaut ihm aus dem Blick ſo klar,
Wie einſt in beſter Zeit er's war!
Solch hoher Sinn war nie noch ſein
  In ſchönſter Stunde, die er kannte,
Da er nun ſtrahlend, hell und rein
  Den Blick empor gen Himmel wandte,
Als wenn der Schickſalszeichen Schein

In ſeinen Augen leuchtend brannte!
Des Martyrthumes Stund' erſchien
In Irans heilgem Kampf für ihn;
Und wenn ſein Leben nun auch ſchwindet
Schnell, wie ein Blitz im Sturm erblindet,
Doch wird ſein Tod ihn noch umwehen
Mit Ruhmesglanz, hell, bleibend, rein,
Auf den der Nachwelt kühne Mannen,
Die edlen Dulder, lang noch ſehen
Mit Stolz, — und ſich bei ſeinem Schein,
In trüber Knechtſchaft Stunden, weihn
Zur Rach' an frevelnden Tyrannen!
Der Fels, ſein Denkmal drauf, wird melden
Die Mähr, für manche Zeit bewahrt;
Und kommen werden Barden, Helden,
Oft her auf ſtiller Pilgerfahrt,
Und hier den muthgen Söhnen ſagen,
Wo Hafed fiel in fernen Tagen, —
Und ſchwören bei den Reſten hier
Von alter Heimath Tempelzier:
Nie — ſo lang Lebenshauch wird leben
In ihnen — nimmer zu vergeben
Dem ſchnöden Volk, deß Geißel ſcharf
Solch eine Schmach auf Iran warf,
Die Blut allein vertilgen darf!

Solch kühne Bilder nun verſchönten
Die Stirne Hafed's, die ſie krönten;
Und nie hat Iſſa's 131) Heilge mehr
Die rothe Martyrkron' erbaut,
Als jetzt den Jüngling, ſtolz und hehr,

Der Holzſtoß, der durch's Dunkel ſchaut
Und, hell von Altars Gluthen, glimmt: —
Für ſeinen Feuertod beſtimmt!
Durch ihn und die Gefährten war
  Gehäuft er mit manch duftgem Scheit
Dort, bei des Feuergotts Altar,
  Im Lichttod zu umfahn bereit
Die letzten Wen'gen, die geſchworen,
Zu ſterben, wenn der Sieg verloren —
Die Wen'gen, die das Bett der Gluth,
Wo frei von Kett' und Schmach man ruht,
Süß dünkt und lieblich, gleich der Matte,
Die ihr Profetenkind einſt hatte,
Als gnädig Gott zu Roſenblüthen
Die Flammen machte, die drum glühten 123):

Achtſam folgt ſeines Blickes Gluth
Das Mädchen nun, wo er auch ruht;
Was ſprüht ſein Auge jetzt ſo graus?
Was denkt, was träumt, was ſinnt er aus?
Ach! was in Zögern weilt ſo lang er,
Da der Moment ſelbſt unheilſchwanger?
„Hafed! du, mir vor Allen werth!“
Ruft knieend ſie — „du, ſtets verehrt!
Wenn halb dein Herz nur fühlte je,
  Was deine Lippe glühend ſchwur,
Hier, knieend, wie gekniet ich eh'
  Allein vor meinem Gotte nur,
Fleh' ich — liebſt du mich — flieh geſchwind,
Eh ihre Schwerter nahe ſind.
O ſchnell! — das Schiff, drauf ich gekommen,

Trägt bald durch's dunkle Meer uns hin, —
Oſt — Weſt — gleichviel, wohin's geſchwommen,
Wenn ſicher du — ich bei dir bin!
Wohin's auch geh' — ſo, Hand in Hand,
Wenn nur dein holder Blick mir bliebe,
Durch Bös und Gut, Sturm, Sonnenbrand,
Iſt Welt uns ſtets dann Welt der Liebe!
Fliehn wir zu glücklichern Geſtaden,
Wo Treu' nicht wird mit Fluch beladen!
Wo innig liebend anzuſehn
Dich irrend Lichtkind, nicht wird ſtehn
Im Sündenbuch — und, wär's Vergehn,
Wo rein von Schuld uns weinend macht
Gemeinſam Beten, Tag und Nacht,
Du, flehnd vor Allah's Thron für mich,
Ich einen andern Gott für dich!"

Als glühend wild ſie ſo geſprochen,
Senkt ſie das Haupt und weint aus Scham,
Schluchzend, als wär ihr Herz gebrochen
Mit jedem Ach! das daraus kam.
Er, glühend, jung — war's wunderbar,
Wenn für den Augenblick ſein Ruhm,
Sein Eid, ſein Flammenheiligthum,
Und Iran ſelbſt vergeſſen war,
Für ſie, die ihm zu Füßen da
Sprachlos in Todesangſt er ſah?
Nein, ſchmäht ihn nicht, dem Hoffnungsſtrahlen
Jetzt dämmern, die ihm golden malen
Die Pracht von künftgen Tagen, Nächten,
Die ſolche reine Wonn' ihm brächten,

Als ſie, die dort ruht reizumfangen,
Beſtimmt, zu leihn und zu empfangen!
Die Thräne, die, als von der Erde
  Die Flehnd' er hob, ihm bang entſchwebt,
Warnt ihn zuerſt, wie drohend werde
  Von Weichheit ſeine Seel' umwebt.
Und ſchnell verwiſcht die Thrän' er jetzt,
Unwerth daß ſie die Wang' ihm netzt; —
Gleich dem, der Morgens vor der Schlacht
Vom Schwerte wiſcht den Thau der Nacht,
Der's trüb, doch roſtig nicht gemacht.

War auch beſiegt ſein Bangen, doch
Verweilten Wärme, Milde noch
  So ſanft in jedem Blick und Ton,
Daß die bang Hoffende beinah
Die Bitt' um Flucht gewährt ſchon ſah,
  Als ob des Helden Herz, entflohn
  Der Härte, mild wie ihres ſchon;
Sie lächelt, als er ſagte: „Ja!
Wenn es beglücktre Sphären gibt,
Wo Treue man, wie unſre, liebt;
Gibt es ein Ruhland irgendwo
  Für die, die lieben ewig treu:
O tröſte dich! denn ſicher, froh,
  Sind bald wir dort vereint aufs Neu!“
Und eh ſie noch ihr Herz befragt,
Ob Weh, ob Heil ſein Wort beſagt, —
Iſt aufgeregt er ſchon gegangen
Zur Thurmwand; dort war aufgehangen
Ein mächtig Seehorn 122) — und es drangen

Nun Töne braus — ein Zeichen, wie's
Sturmdämon beim Erwachen blies. —
Der Treuen Schaar, verſchworen all'
Zu Tod und Leben, kennt den Schall;
's war der beſtimmte Mahnungston,
Wann, da die Hoffnung all entflohn,
Der Todeswürfel rollte ſchon!
Und dort auf düſterm Thurm bereit
Hing dieſes Seehorn manche Zeit,
Einſt laut den Grabesruf zu ſtöhnen
Durch Land und See den Freiheitsſöhnen.

Die Häupter kamen bei dem Schalle
Rings langſam her; mit ihnen Alle
(Wie wenig, ach!) bleich, abgehärmt,
Die jüngſt durch Kerman's Aun geſchwärmt
Im ſtolzen Zuge, bei dem Schallen
  Der Pauken und des Mohren-Zel,
Friſch hoffend, als ſie ſahen wallen
  Den Speerwald in der Sonne hell, —
Als jeder Renner windſchnell brauſte,
Ihm nach der weiße Stierſchweif[184]) ſauſte,
Daß jeder wie beſchwingt, und ihn
Ein ſtolzer Gott zu reiten ſchien!
O wie verfallen ſchauet nicht
Jed bleiches narbiges Geſicht,
Nun ſie am Gluthaltar beiſammen;
  Sein Glanz, wie trüb darein er ſah,
Da ſtumm ſie weilten vor den Flammen,
  Zu zünden ihre Fackeln da!
Rings ſtill — beſtimmt vom Jüngling war

Schon jede Pflicht der Kriegerſchaar;
Und jedes Führers Auge ſprach:
Der ſeinen komm' er ſicher nach! —

Schnell flieht die Zeit; das Blau ſchmückt Nacht
Mit Demantzier; die dort ihr lacht,
Ihr Himmelsaugen, ſollt bald ſchauen,
Was euch erfüllt mit ſtarrem Grauen!
Die Maid, voll Schrecken, Furcht und Hoffen,
Sieht von den Kriegern nun betroffen
Ihr Tragbett zubereiten, neben
Sie ſtellen dann; von Hafed's Hand
Mit zarter Sorge dann ſich heben
Auf ſichern Sitz, der drin ſich fand:
Sein Handdruck — o, ſo innig lehrt
Ihn nur, wer geht, zu kehren nimmer;
Und doch muß bei dem Druck ihr ſchleichen
Ins Herz der Hoffnung trügriſch Licht!
Sie hält's für ſtummes Freudenzeichen,
Das ihr die ſelge Flucht verſpricht —
Für Gluth — für Zuſpruch, liebereichen —
Für Alles, nur für Abſchied nicht.

„Schnell!“ rief ſie, „dunkel wird's mit Macht:
Doch, wohl ſind wir im Schiff vor Nacht.
Und bei dem Morgenſchein (o Glück,
Mit dir auf Fluthen ſonnig milde
Dann fern!) denk' ich an dies zurück,
Wie an ein düſtres Traumgebilde!
Und du“ — doch ha! — er ſpricht nicht — o!
Macht ſie allein nun dieſen Gang?

Jetzt kam zum Schreckensort ſie, wo
Nur jüngſt vor ſeiner Stimme Klang
Ihr Furcht und Bangigkeit zerrann —
So ſüß, wie Israfil's Ton[135]), wann
Sein Wohllaut Edens Hain durchſchwebt,
Daß jedes Blatt davon erbebt. —
Doch nun — o nun — er iſt gegangen:
„Hafed! mein Hafed! wenn dich hier
Zur Nacht einmal muß Tod umfangen,
So laß mich ſterben nur mit dir, —
Und dich, Geliebter, ſegn' ich dann,
Bis mir der letzte Hauch entrann.
Laß nah ſein unſre Lipp' und Wangen,
Bis beide ſind in Staub vergangen;
Gern tauſend Tode ſtürb' ich auch,
Miſcht ſich nur unſer Scheidehauch!
Und die ihr grauſam mit mir eilt,
O, einen Augenblick nur weilt —
Ein Augenblick iſt ja ſo klein,
Er kommt wohl noch — ich fleh' um ihn —
O Hafed!“ — So im Weiterziehn,
In wilder Klag' (ein Herz voll Stein
Hätt' es gerührt!) erſcholl der Nam'
Im dunkeln Hain — kein Hafed kam! —
Ihr ſaht zuletzt euch, armes Paar! —
O, warum brach das Herz nicht beiden?
Der Traum iſt aus — eur Loos iſt klar,
Es heißt: auf Erden ewig ſcheiden!

Er hört' den Ruf, ach! den ſie ſchickt! —
Wie er halbwegs am Abhang ſtand,

Und fiebriſch ſtarr hinunterblickt
Noch nach dem düſtern Fackelbrand,
Der nun felsab, mit Trauerſtrahl,
Was lieb ihm, von der Erde ſtahl!
Seefahrern gleich, die hoffnungsleer
Bei kaltem Mondenſchein ſo eben
Den theuren Leib geſenkt ins Meer,
Und nun der bleichen Fluth entſchweben;
Doch auf dem Deck noch lange ſtehn
Und, traurig weilend, rückwärts ſehn,
Zu ſchaun das Mondlicht auf den Wogen,
Die über's öde Grab gezogen.

Doch ſieh — er ſtaunt — und er vernahm?
Ein wild Getös! — Vom Thale kam
Landwärts der Lärm, die Thalesenge
Durchhallend laut; als bräch' die Menge
Des Schauervolks im Felsgerölle,
Die Diven, Ghols, Gezücht der Hölle,
All in ein ſchrecklich Heulen aus,
So laut, ſo ſchrecklich klang's und graus!
„Die Moslem ſind's!“ rief er. — Wie ſah
Sein ſtolzer Geiſt vom Aug' ihm da!
„Nun, Heldengeiſter! die da wallen
Befreit in jenen Sternenhallen,
Jauchzt! — gleiche Feuerſeelen ſchwingen
Sich auf, zu eurem Chor zu bringen!“
Er ſprach's; — raſch, wie Geliebte gehen
Zur Braut, klimmt er empor den Hang
Zum Altar, wo die Helden ſtehen.
Das Schwert, als wie durch innern Drang,

Hat jeder bei dem Lärm im Thal
Gezückt, hell, wie ein Sonnenſtrahl.
Und horch! nun wieder — wieder ſchallt's;
Und näh'r und immer näher hallt's
Laut durch die Kluft! o, wer gewahr
Dort ward die harrnde Kriegerſchaar,
(Das Schwert erfaßt, den Blick gewandt
Zum Führer,) hätt' er nicht erkannt
Die zorn'ge Scham, die ſie erfaßt,
Weil ſie beim Lärme halten Raſt?
Er lieſt ihr Denken — 's war auch sein: —
„Da noch der Arm das Schwert kann heben,
So ſtürben feig wir? und allein?
Kein Opfer unſern Manen geben, —
Ein Moslemherz, wo, tief begraben,
Das Schwert mag Raſt vom Streite haben?
Nein, Gott von Irans Himmelsfeuer,
Dir iſt kein ruhmlos Opfer theuer.
Ob Alles Erdenhoffen ſchwand,
Schwert, Leben, Rach' iſt noch zur Hand!
Der blutge Thalgrund gelte dann
Der Menſchheit als ein Graundenkmal,
Bis die Tyrannen ſchaudern, wann
Ihr Sklav erzählt vom Gheberthal.
Auf, kühne Schaar! vor Leben, Ketten,
Kann ſtets der Holzſtoß uns erretten;
Jedoch das ſchönſte Bett wird haben,
Wer unter Moslems liegt begraben!“

Raſch ging's hinab den Felſenhang,
Und mehr als Menſchenkraft durchdrang

So Arm' als Herzen. Jauchzend rief
Der Feind durch dunkle Kluft noch tief,
Längs der die düſtern Fackeln glühten;
Wie durch Golkonda's Thäler gleitet
Die mächtge Schlang' in ihrem Wüthen,
Mit blankem Schweif, der Tod verbreitet.
Der Gheber braucht nicht Fackeln: kund
Iſt völlig ihm der Thalesgrund;
Hat oft auf ſeinen Streiferein
Das Volk gekreuzt, dort hauſend rund:
Der Tiger ſchaut vom Lager her
Selbſt ſtill auf ihn, als müſſ' er ſein
Furchtlos und ungezähmt wie er!

Ein tiefer Hohlweg aber war
Noch dunkel vor der Moslemſchaar;
Ein Ort, den Feind zu ſtrafen gut,
Wo Wen'ge rauben Vieler Blut.
Von Regen, früh herabgewallt,
War bruſthoch voll der ſchmale Spalt.
Zu jeder Seite ſah darein
Manch hohe Klipp' und drohnd Geſtein, —
Der jungen Freiheit Wächter, die
Dem Pfad zum Bergaltar ſie lieh!
Und hier, an dieſem Paſſe, ruhn
Die letzten Rächer Iran's nun,
Und warten todtenſtill, und lauſchen,
Ob nicht der Moslem Tritte rauſchen,
So eifrig, daß des Geiers Schwingen
Sie ſelber unbemerkt umringen!

Sie nahn; ihr Lärm im Waſſer leiht
Signal, daß nun zum Streit es Zeit.
Nun Ghebern, hatten eure Klingen
  Je Schärf' und Kraft, zeigt's noch einmal —
Dem Feind weh, der voran muß dringen!
  Sie nahn — jed Haupt begrüßt der Stahl,
Und wie ſie taumeln Mann an Mann
In blutge Fluth, erſticken dann
Sie noch aufs Neue jedesmal
Mehr Opfer raſch und ohne Zahl:
Bis kaum ein Arm noch Kräfte hat
  In Hafeds Schaar zu grimmer Wehr,
Von jeder rothen Hand hängt matt
  Das Schwert, von dickem Blute ſchwer.
Nie hat ein Zwingherrnheer genoſſen
So blutgen Willkomm! nie vergoſſen,
In edler Rache, Schwerter ſchon
So ſchreckliche Libation!
Längs durch den Hohlweg, trüb umnachtet,
(Beim rothen düſtern Schein betrachtet
Der matten Fackeln, ob der Fluth
Zerſtreut und lodernd in dem Blut,)
Welch Grauſen in dem Blutbad ſchwebend!
Kopf, — Turban, — Glieder, warm noch lebend —
Manch Schwert, entſunken matter Hand,
Das ſteif im dicken Blutſumpf ſtand; —
Manch Armer, watend, halb in Gluth
  Von Fackeln, die man ringsum warf,
Stirbt ſtöhnend zwiſchen Flamm' und Fluth; —
  Und Mancher, den umklammert ſcharf

Ein Sterbender, muß wundlos ſinken
Und in der Brüder Blut ertrinken!

Umſonſt jedoch gehn Tauſend unter,
Stets folgen andre Tauſend munter; —
Wie zahllos Nachts von allen Enden
Zum Licht ſich ſchnell Inſekten wenden,
Zu löſchen, oder drin zu enden:
Nahn ſie dem Ort, dem ſchreckenreichen, —
Bis nun ein Damm aus Moslemleichen
Die Bahn, die ſchlüpfrige, geboten,
Und, über Sterbenden und Todten,
Auf grauſem Pfad ſie vorwärts dringen.
Was kann euch Hoffnung nun noch bringen,
Drauf, arme Ghebern, ihr mögt baun?
Ihr, deren Opferherd noch warm
Raucht, vor dem racheſprühnden Schwarm?
Ihr, deren Schwert für ſie ein Graun,
Die nun beſchämt ſo Wen'ge ſchaun?
Von wilden Maſſen überwunden
Hat Mancher ſchnell ſein Grab gefunden;
Doch Andre ſtarben kühner, dort
An Hafed's Seite kämpfend fort,
Der, ſtets den Feind im Auge, ſtreitet,
Und rückwärts zu den Thürmen ſchreitet;
Und, wie ein Leu, verjagt durch Fluth,
  Wenn Jordans Waſſer plötzlich ſchwellen,
Vom rauhen Bett', wo er geruht,
  Noch lang ringt mit den mächtgen Wellen:
So kämpft er zögernd noch voll Muth
Trotz Schickſal und trotz Feindeswuth.

Wo iſt er nun? die Spur iſt fort —
Verſchwunden Fackeln, Führer — Beute!
Durch Strombett und manch düſtern Ort
Stürmt blind die Schaar nun, die zerſtreute, —
„Verflucht! wie weit die Fackeln doch"
(Ruft man erſchöpft,) „zurücke noch!
Wie herrlich wär' ein Spürhund nun,
Den Pfad des Ghebers kund zu thun!"
Vergebner Wunſch! blind vorwärts geht's,
Je mehr verirrt, je toller ſtets:
Bis, wirr durch manches ferne Licht,
Deß Schein noch matt durchs Dunkel bricht,)
Sie ſchwindelnd nun den Boden miſſen
Und von des Abhangs Finſterniſſen
Zum tiefen Abgrund ſind geriſſen;
Halbwegs geſpießt auf Klippen ſchwebend
Hängt Mancher, als ein Mahl, noch lebend,
Für wilde Geier; durch die Höhn
Hallt ſchrecklich dann ſein Angſtgeſtöhn.
Der Ton (der letzte, der, verſüßt
Durch Rache, Hafed's Ohr noch grüßt,)
Hallt hin zu ihm, der hoch, allein,
Nun athemlos auf jähem Stein
Bei ſeinem Schwert ergeben ruht,
Als wenn des Lebens Neig' er ſchlürfte,
Und, da verſpritzt das letzte Blut,
Selbſt Iran ſein nicht mehr bedürfte.
Nur ein Gedank', ein einzger Strahl
Brach durch den düſtern Traum von Qual
Und Unmuth noch — und ſie war's, o!
Die ſeines Herzens Stern, voll Prangen

Ob der Erinnrung Wüſte, wo
  Jed andrer Lebensſtern vergangen!
Und nimmer ſtrahlt' ins Herz ihr Bild
Ihm je vorher ſo zaubermild!
Es ſchien, als wäre nun vertrieben,
  Was Liebe bang und trüb gemacht,
Kein irdiſches Gewölk geblieben
  Inmitten ihm und ihrer Pracht;
Als ſei dem Reiz, der ſie umflicht,
  Auch Himmelsanmuth nun verliehn,
Als ſäh ſein Geiſt ſie nun im Licht,
  Das ſtrahlt vom Himmel auch auf ihn! —
Da hört er Worte — 's war der Ton
Von einem Freund, allein entflohn
Von allen Kriegern in der Nacht
Der kurzen mörderiſchen Schlacht: —
„Was ſtehn wir hier, dem Tod uns weihnd?
So nah dem Altar! — rings der Feind!“
Dies Wort erweckt die letzte Kraft
  Des Lebens in ihm: „Noch den Schranken
Der Moslemketten nicht entrafft?“
  Den Tod verläßt bei dem Gedanken
Sein eiſig Band ſelbſt — und in Haſt,
Ganz blutig, ſpringt er auf, erfaßt
Des Freundes Arm, der ſchwächer gar
Und ſchwerer, als ſein eigner war,
Und führt ihn auf den rauhen Wegen, —
Mit jedem Schritt dem Tod entgegen!
Hilf, Gott, du hörteſt ihren Eid!
Sie ſteigen — bluten — end' ihr Leid! —

Die Klipp' iſt roth, wo ſie geruht,
Das Felsgras träuft von ihrem Blut —
Dein Schwert auch, Hafed, treulos bricht
Es unter dir und ſtützt dich nicht — —
Schnell — ſchnell — die Feindesſtimmen riefen
Schon näh'r und näh'r aus Thalestiefen —
Nun — noch ein Schwung — o Heil! ſie ruhn
Auf höchſter Felſenſpitze nun.
Schon grüßen ſie den Tempel wieder,
Und Hafed ſieht die Flamme klar —
Da — o! ſein armer Freund ſinkt nieder
Todt auf der Schwelle zum Altar.
„Ach, edler Geiſt! zu ſchnell entflohn! —
Laß ich ihn hier verblühen jetzt,
Daß jeder Schurk ihn tritt voll Hohn,
Ihn jedes Feigen Speer verletzt?
Nein, bei des Altars heiligem Licht!"
Rief er. Mit einer Kraft, die nicht
Von dieſer Welt ſchien, hob er dort
Den Freund empor, und trug ihn fort
Zur Gluth. Mit todesmatter Hand
Hob er zum Holzſtoß ihn, und wandte
Hinein dann den geweihten Brand,
Daß ſchnell die lichte Gluth entbrannte
Und ſtrahlt', wie Blitz, auf Oman's Fluth.
„Nun, Freiheitsgott! in deine Hut!"
Der Jüngling rief's, und lächelnd ſo
Sprang in die Gluth er ſiegesfroh,
Und ehe noch die edlen Glieder
Verletzt von Flammen ſind — verſchied er! —

Welch Angſtgeſchrei auf Oman's Welle?
Es kam aus jenem flüchtgen Kahn,
Deß Seitenwand noch eben helle
Vom Todtenfeu'r — nun nachtumfahn.
Iſt es das Boot, (was weilt's noch?) drinnen
Das arme Mädchen zog von hinnen,
Vertraut der treuen Sorgſamkeit
Der kleinen greiſen Kriegerſchaar,
Die von dem edeln Haupt geweiht
Nicht in ſein letztes Schickſal war?
Doch hofft' er, ſtände Hinda frei
Vor ihres Vaters Augen ſchon,
Daß dann auch volle Gnade ſei
Für ſolche theure Beut' ihr Lohn. —
So, nicht auf Hafed's Loos bedacht,
Und ſtolz auf ihre ſchöne Fracht,
Sind kaum ſie durch die wilden Wogen
Rings bei der Schreckenskluft gezogen,
Als wohlbekannter Kriegsruf ſchallt,
Der aus dem fernen Thale hallt —
Daß alle Ruder, raſtend, ſtill,
An Kahnes Seite träufend liegen,
Und, treibend wie der Strom es will,
Sie durch die Murmelfluth ſich wiegen,
Und jeder Blick in banger Qual
Sich auf zum Schreckensberge wandte,
Wo flackernd noch des Altars Strahl
In Einſamkeit und Frieden brannte.
O Hinda, nimmer malt die Macht
Der Phantaſie die herben Qualen,
Die dieſe Stunde dir gebracht —

Die ſtumme Todesangſt; — ach, malen
Kann's nur, wer's fühlt; doch wer's ertragen,
Der lebt wohl nimmer, es zu ſagen! —
's war nicht der Schreckenszuſtand blos
Des Geiſts, zermalmt durch herbes Loos,
Wo, blieb auch nichts mehr, uns zu drohn,
Die bange Furcht uns doch nicht flieht,
Wo, ſtarb uns auch die Hoffnung ſchon,
Ihr Spukgeiſt noch das Herz durchzieht.
Nein — mag auch Hoffnung, Freud' entſchweben,
Der Arme trägt's, und bleibt am Leben,
Wie Thier', in kaltem Stein gefunden,
Doch lebten, ob auch ſtarr umwunden;
Doch da war ſtumme Ruhe doch
Und ruhge Stockung: — ſelig noch,
Verglichen mit der Höllenpein,
Die ihr nun Bruſt und Herz nimmt ein, —
Dem Schreckenskrampfe ſtumm und ſchwer,
Dem heißen Bangen, athemleer,
Von deſſen Todesmarter nicht
Das Herz mag ruhen, bis es bricht!

Still iſt die Fluth — die Sternenpracht
Tanzt um das Schiff im Waſſerſchooß —
Einſt konnt' in ſolcher holden Nacht
Sie, die nun hier ſo troſtlos,
Still weilen, froh, ob auch allein,
Und ſchaun, nach andrer Luſt nicht ſtrebend,
Im Meer der Sterne Wiederſchein;
Sich andrer Freude nicht bewußt
Im heitern leichten Sinn, belebend

Der Jugend ſorgenfreie Bruſt, —
Die, ſelbſt ein Stern, das Licht nicht borgt,
Mit eignem Glanze reich verſorgt.
Wie anders nun! — — Horch! wieder geht
Der Schlachtruf rings! — Ihr Tapfern ſteht
Umſonſt voll Muth an Schiffes Rand,
Es zückt umſonſt in jeder Hand
Das Schwert; — 's iſt Alles nun geendet,
  Roſt freſſe nun der Klingen Pracht:
Er, auf deß Wort ſie Tod verſendet,
  Er ſelbſt ſtirbt nun in dieſer Nacht!
Wohl mögt zum dunkeln Thurm ihr ſchauen
  Und ſtaunend ſinnen, was bedeute
Schlachtruf in nächtger Stunde Grauen?
  Sie weiß es, die, der Ohnmacht Beute,
Dort, unbehütet, ſtarr, erblaßt,
Die Stirn lehnt an thaukalten Maſt —
  Sie weiß: ihn, mehr werth als ihr Leben,
Des Herzens einzgen Abgott, faßt
  Der Tod in blutger Schlacht ſo eben.

Doch ſieh! bewegt ſich's droben nicht?
Ein Zeichen iſt es — Fackellicht.
  Was zeigt ſein einſam Glühen an?
Stumm blickten auf zum Altarſcheine
Nun Aller Augen — Hinda, deine
  Sahn ſtarr mit letzter Gluth hinan!
Ein Augenblick — und ſtolz entbrennt
Der Holzſtoß auf zum Firmament,
Der fern und weit ſo Fluth als Land
  Mit ſeiner Trauergluth erfüllt —

Und Hafed, wie ein Genius, ſtand
Verklärt, vom Flammenſchein umkreiſt,
Erhaben wie ein Feuergeiſt,
  Vom eignen Element umhüllt!
„Er iſt's" — ſo rief die Maid entſetzt,
  Doch, da ſie ſpricht, verſchwand er ſchon;
Hoch iſt entglüht das Feuer jetzt,
  Und ihr und Iran's Glück entflohn!

Noch einmal ſtöhnt ſie, bang und ſchwer —
  Sprang, wie zur Gluth noch zu gelangen,
  Drauf ſterbend ihre Blicke hangen,
Und, blickend ſo, ſank ſie ins Meer —
Tief, tief, — wo nimmer Sorg' und Qual
Ihr ſchuldlos Herz trifft noch einmal!

„Fahr wohl, o Arabiens Kind!" (in den Wogen
  Sang ſo eine Peri:) „nie reiner war hier,
Unter Oman's grünſchimmernden Fluthen, umzogen
  Eine Perl' in der Schaal', als dein Geiſt war in dir.

„Wie ſchön, gleich den Blumen des Meers, dich umblühend,
  Wie leicht war dein Herz, bis die Lieb' es bezwang,
Gleich dem ſüdlichen Wind 138), über Lauten hinglühend, —
  Und die Saiten ſind ſchlaff und entflohen der Klang.

„Doch lang noch in Yemens grünſonnigem Lande
  Erzählen ſich Jüngling' und Mädchen das Loos
Von ihr, welche ſchläft unter Perlinſelſtrande,
  Ihr Grabmal erhellt von dem Seeſterne blos.

„Und wird dann die Dattelzeit fröhlich erſcheinen,
Die Jugend und Alter zum Palmenhain führt,
Die Glücklichſten werden beim Heimgang dann weinen,
Am Abend, von deiner Geſchichte gerührt.

„Das Landmädchen, wenn es, für feſtliches Prangen,
Mit Blumen ihr ſchwarzwallend Haar ſich durchzieht,
Denkt deiner, bis daß es von Trauer umfangen
Die Locken vergeſſend dem Spiegel entflieht.

„Dein denkt noch, du Heldenbraut, Iran nach Jahren,
Ob auch Tyrannei ſeine Thräne bewacht,
Zur Seite des Helden wird's heilig dich wahren
In Herzens tiefinnerſtem Schreine voll Pracht.

„Fahr wohl — und wir wollen das Kiſſen dir ſchwellen
Mit Allem, was ſchön in der Tiefe man traf:
Die Blume vom Fels, edle Steine der Wellen,
Verſchönen dein Lager, durchſchimmern den Schlaf.

„Glanz ſoll dich vom lieblichſten Ambra umwallen,
Geweint von den traurigen Vögeln 127) der Fluth;
Und Muſcheln, in deren gewundenen Hallen
Wir Ocean-Peri's beim Mondlicht geruht.

„Wir tauchen hinab, wo's Korallenbeet dunkelt,
Und pflanzen die roſigſten Zweig' um dein Haupt,
Wir ſuchen, wo Kaſpiens Meeresſand 128) funkelt,
Daß ſtrahle das Lager dir goldig beſtaubt.

„Fahr wohl! und ſo lange des Mitleidens Bronnen
Noch quillt, wo da weilet ſo Schönheit als Muth,
Wird beweint er, deß Leben am Fels dort entronnen,
Wird geweint um das Mädchen, das ſchläft in der Fluth."

Die ungewöhnliche Gelaſſenheit, mit welcher **Fadladin** den letzten Theil dieſer ſtrafbaren Erzählung angehört hatte, ſetzte die Prinzeſſin und **Feramors** höchlich in Erſtaunen und wandte ihm ſogar die Herzen dieſer argloſen jungen Leute zu, die die Quelle einer ſo wunderbaren Nachgibigkeit freilich nicht ahnten. Die Wahrheit war: er hatte in den letzten Tagen einen ſorgfältigen Verfolgungsplan gegen den Dichter entworfen, gegründet auf einige Stellen, die dieſem am zweiten Erzählungs-Abende entſchlüpft waren, und die dem würdigen Kämmerling, der Sprache wie dem Inhalte nach, nichts Geringeres zu verdienen ſchienen, als die bündige Kritik des **Tſchabuk**[139]). Er war daher entſchloſſen, gleich nach ihrer Ankunft zu Kaſchmir den König der Bucharei von den gefährlichen Geſinnungen ſeines Sängers zu unterrichten; und wenn, unglücklicherweiſe, der Monarch bei dieſer Gelegenheit nicht mit gebührender Strenge verfahren ſollte, (d. h. wenn er **Feramors** nicht den Tſchabuk, und **Fadladin** eine Anſtellung geben ſollte,) ſo würde, fürchtete er, alle geſetzmäßige Regierung in Bucharien ein Ende nehmen. Er konnte jedoch nicht umhin, Beſſeres ſowohl für ſich, als für die Sache der Regenten überhaupt zu profezeien; und die Freude, die ihm bei dieſen gemiſchten Vorausahnungen entſtand, ergoß dieſe ſo ungewöhnliche Ruhe über ſeine Züge, und ließ ſeine Augen, gleich Mohnköpfen der Wüſte, über die weite und lebloſe Einöde ſeines Antlitzes leuchten.

Nachdem er auf dieſe Weiſe über die Straſe des Dichters im Reinen war, hielt er es nur für Menſchlichkeit, ihm die kleinern Qualen der Kritik zu erſparen. Als man ſich daher am nächſten Abende im Zelte verſammelte, und Lalla Rukh erwartete, alle Schönheiten ihres Sängers, eine nach der andern, im Eſſig der Kritik hinwegſchmelzen zu ſehen, gleich den Perlen im Becher der ägyptiſchen Königin: täuſchte er ihre Erwartung ſehr angenehm, indem er blos mit einem ironiſchen Lächeln ſagte, die Verdienſte eines ſolchen Gedichts verdienten vor einem höhern Tribunale gewürdigt zu werden. Sodann ging er plötzlich in eine Lobrede auf alle muſelmänniſchen Herrſcher, und vorzüglich auf ſeinen verehrten und kaiſerlichen Herrn Aurengſeb über, — den weiſeſten und beſten der Nachkommen Timur's, — der, unter andern groſen Thaten, die er für die Menſchheit vollführt, auch ihm, Fadladin, den höchſt einträglichen Poſten eines Betelträgers und Scherbetkoſters des Kaiſers, eines Haupthalters des Gürtels der ſchönen Formen[140]), und eines Großnaſirs oder Kämmerlings des Harems verliehen habe.

Sie waren jetzt nicht fern von dem verbotenen Fluſſe[141]), den kein reiner Hindu überſchreiten darf, und raſteten einige Zeit in dem reichen Thale von Huſſun Abdaul, welches ſtets ein Lieblingsruheplatz der Kaiſer auf ihren jährlichen Wanderungen in Kaſchmir geweſen. Hier hatte oft das Licht des Glaubens, Jehanguir, mit ſeiner geliebten und ſchönen Nurmahal gewandelt, und Lalla Rukh wäre glücklich geweſen, für immer hier bleiben zu können, Buchariens Thron und die Welt aufgebend für Feramors und die Liebe in dieſem lieblichen ſtillen Thale. Die Zeit nahte nun ſchnell, wo ſie ihn nicht länger ſehen ſollte, — oder ihn mit Augen ſehen, deren Blicke doch nur einem andern gehörten; und es lag eine ſo ſchwermüthige Wonne in dieſen letzten Augenblicken, die ihr Herz daran feſſelten, als wären es die letzten des Lebens. Während des letzten Theiles der Reiſe war ſie in der That in eine ſo tiefe Traurigkeit verſunken, aus der ſie nichts als die Gegenwart des jungen Sängers erwecken konnte. Gleich jenen Lampen in Gräbern, die nur aufleuchten, wenn Luft zugelaſſen wird, bekamen ihre Augen einzig in ſeiner Nähe Lächeln und Leben. Doch hier, in dieſem holden Thale, war ihr jeder Augenblick ein Lebensalter voll Wonne; ſie ſah ihn den ganzen Tag, und war daher den ganzen Tag glücklich, — gleichend, wie ſie oft dachte, dem Volke von Zinga, welches die nie welkende Heiterkeit, die es genießt, einem Genienſterne zuſchreibt, der nächtlich über ihren Häuptern emporſteigt***).

In der That ſchien die ganze Reiſegeſellſchaft in ihrer heiterſten Laune während der wenigen Tage, die ſie in dieſer anmuthigen Einſamkeit zugebracht hatte. Die jungen Begleiterinnen der Prinzeſſin, denen hier größere Freiheit vergönnt war, als man ihnen an einem weniger abgelegenen Orte geſtattet haben würde, ſchweiften wild durch die Gärten und ſprangen über die Wieſen, leicht, wie junge Rehe über die aromatiſchen Auen Tibets. Unterdeſſen fand auch Fadladin, außer dem geiſtigen Wohlbehagen, das ihm eine Wallfahrt nach dem Grabe des Heiligen, nach welchem das Thal benannt iſt, gewährte, Gelegenheit, einigermaßen ſeine Opferluſt zu befriedigen, indem er einige hundert jener unglücklichen kleinen Eidechſen tödtete, deren Mord alle frommen Muſelmänner für Pflicht anſehen, weil ſie es für gewiß annehmen, daß die Weiſe, in der dieſe Geſchöpfe ihren Kopf hängen laſſen, eine Verſpottung der Stellung ſein ſolle, in der die Gläubigen ihre Gebete ſagen!

Etwa zwei Meilen von Huſſun Abdaul waren jene königlichen Gärten, die unter der Sorgfalt ſo mancher holden

Augen erblüht waren, und noch ſchön waren, obwohl dieſe Augen ſie nicht länger zu ſchauen vermochten. Dieſer Ort, mit ſeinen Blumen und ſeiner heiligen Stille, einzig unterbrochen durch das Flügeltauchen der Vögel in ſeine Marmorbecken, gefüllt mit dem reinen Waſſer der nahen Hügel, bot für Lalla Rukh Alles, was ſich ihr Herz von Düften, Kühle und faſt himmliſcher Ruhe nur vorſtellen konnte. Wie der Profet von Damaskus ſagte: „es war zu entzückend!“ — Und hier, während ſie der ſüßen Stimme Feramors lauſchte, oder in ſeinen Augen las, was er ihr nimmer zu ſagen wagte, waren die köſtlichſten Augenblicke ihres ganzen Lebens verſtrichen. Eines Abends, als ſie von der Sultanin Nurmahal geſprochen hatten, dem Lichte des Harems 141), die ſo oft unter dieſen Blumen gewandelt, und mit eigner Hand in jenen Marmorbecken die kleinen ſchimmernden Fiſche gefüttert hatte, denen ſie ſo hold war, — ſchlug der Jüngling, um den Augenblick der Trennung zu verzögern, vor, eine kurze Erzählung, oder vielmehr ein Liederſpiel, vorzutragen, deſſen Heldin die angebetete Sultanin ſei. Es beziehe ſich, ſagte er, auf die Ausgleichung einer Art von Liebeszwiſt, welcher zwiſchen Nurmahal und dem Kaiſer während eines Roſenfeſtes zu Kaſchmir ſtatt gehabt hatte, und würde die Prinzeſſin an den Zwieſpalt zwiſchen Harun-al-Raſchid und ſeiner ſchönen Herrin Marida erinnern, der ſo glücklich durch die ſanften Saitenklänge des Muſikers Muſſali beigelegt wurde. Da die Erzählung faſt ganz in Geſang vorgetragen werden ſollte, und Feramors unglücklicher Weiſe ſeine eigne Laute im Thale vergeſſen hatte, borgte er die Vina von Lalla Rukhs kleiner Perſerſklavin, und begann ſo:

Das Licht des Harems.

Wer hörte von Kaſchmirs Thale noch nicht,
Mit den Roſen, den ſchönſten, die irgend erblüht?
Den Tempeln und Quellen und Grotten, ſo licht,
Wie der liebende Blick, der darinnen erglüht?

O! im Abendroth ſchau es, — wenn warm auf der Fluth
Am Sommerabend ſein Scheideglanz ſteht,
Gleich der Braut, voll Erröthen, wenn zögernd noch ruht
Ihr Blick auf dem Spiegel zur Nacht, eh' ſie geht! —
Wenn die Tempel nun ſchimmern durch's Laub, halbverhüllt,
Und den heiligen Brauch dann ein jeder erfüllt;
Wenn Klänge zum Beten vom Minaret ſchwellen,
Hier Magier das duftige Räucherfaß ſchwingen,
Beim Altar vom Gürtel die lieblichen Schellen
Am Kleide der indiſchen Tänzerin klingen! —
Oder ſchau es bei Mondſchein, erleuchtend voll Milde
Die Tempel, Paläſte, das Gartengefilde;
Wenn Fontainen, wie Sternenfall, ſinken und ſteigen,
Den Nachtigallſang in des Tſchenarhains Zweigen
Gelächter und hüpfender Fußtritt durchhallt,
Wo auf ſchimmernden Pfaden die Jugend noch wallt. —
Oder Morgens, wo zaubriſch das Tageslicht zeigt
Nun Wunder auf Wunder, wenn langſam es ſteigt:
Da Quell, Hügel, Kuppeln vom Dunkel ſich raffen,
Wie eben erſt jetzt von der Sonne geſchaffen;
Wenn der Duftgeiſt nun frühe zugleich mit dem Tag
Aus dem Harem von Blumen ſich ſtiehlt, wo er lag;
Und die Winde, gleich Liebenden, koſend nun minnen
Um die Cypren, bis alle zu zittern beginnen;

Wenn der Oſt nun erglüht wie erwachendes Hoffen,
Und Tag, der ſein ſtrahlendes Banner aufſtellt,
Scheint nieder durchs Bergesportal[144], welches offen
Dort ſteht aus dem Thale des Glücks in die Welt!

Doch nie, bei Tag und Nacht, einmal,
Bei Frühlingsthau und Sommerſtrahl,
Hat wohl ſo hold gelacht dies Thal,
Als nun, ganz Lieb' und Licht, es lacht!
Tag's Schimmer — Feſte bei der Nacht!
Jed Antlitz lacht in ſchönerm Glanz,
Frei ſieht man Aller Herzen koſen
Und Alles iſt Entzückung ganz: —
Es hält das Thal ſein Feſt der Roſen!
Die frohe Zeit, wo Wonnen walten,
Und Herzen ſich darin entfalten
So wie die Roſe ſich erſchließt,
Sie, welche hundert Blätter hat,
Erblühend, wenn der Thau nun fließt,
Wo Balſam ſchlürft ein jedes Blatt!
's war, als die Abendſtunden hatten
Den See umfangen rein und kühle;
Bei Baramul im Palmenſchatten
Verbarg der Tag nun ſeine Schwüle;
Das Haupt erhebt, erfriſcht und kühl,
Das Mädchen vom geſtickten Pfühl,
Wo ſchlafend ſie die Gluth verbracht,
Zu Mondlicht nun und Spiel erwacht.
Und Alles ſchwärmt, — die Bienen ſchweben
Auf Bela's Höhn kaum ſo voll Leben,
Wenn Safranbeet' in Blüthe ſtehn:

Als jetzo dieſes Thal zu ſehn.
Wohl tauſend luſtige Fackeln glühn
Ringsum durch Hain und Inſel-Grün;
Von Minaret und Tempeln bricht
Aus tauſend Lampen helles Licht;
Und Feld und Pfad liegt fern und nah
In ſolchem reinen Schimmer da:
Ihr ſäht, durchwandelnd jene Statt,
Im Pfad das kleinſte Roſenblatt.

Und es ſind Mädchen heut und Frauen
Entſchleiert in der Nacht zu ſchauen:
Und Augen gibt's da, glanzerfüllt,
Und Wangen, die, ob nie enthüllt
Am offnen Tag, ſich doch getraun
Selbſt bei der Nacht noch hold zu ſchaun!
Frei wandelt Alles hin und her,
  Und, wer ſich immer nur begegnet,
Stimmt bei, daß Sommer nie vorher
  So ſchön das Roſenfeſt geſegnet;
Daß nimmer noch der Mond geſtrahlt
  So helles Licht als jetzo ihnen;
Sich Roſen nie ſo ſchön gemalt,
  Noch auch ſie ſelbſt ſo ſchön erſchienen.

Und welche Blumendüfte wehten!
Es ſchien, als ob von all den Beeten
Und ſchönſten Fluren all die Beute
Des Jahrs man reichlich hier verſtreute.
Den See auch ſieht man duftig glänzen
  Mit reichen Blüthen, die drauf wallen.

Als ob ein Strom von Feenkränzen
Vom Himmel ſei auf ihn gefallen! —
Und Freudentöne dann: — der Klang
Des Tamburin, des Tanzes Gang; —
Der Minaret-Rufer Freudenſang
Ertönend vom erhellten Gang,
Dem Antwort Ziralite bringen,
Die ſüß vom nahen Harem klingen; —
Das frohe Lachen, das erklingt
Vom Garten, wo die Schaukel ſchwingt
Ein Mädchen, froh, in luſtigem Raum
Hoch über dem Orangenbaum;
Auch von den Kinderſchaaren, lärmend
Im Zeltgewühl am Wege ſchwärmend,
Und, heut nicht Sklav noch Mutter ſcheuend,
Mit Roſenblattern ſich beſtreuend.

Und die Töne vom See — und das Flüſtern in Nachen,
Schnell ſchießend durchs Mondlicht; der Ruder Erſchallen;
Wildluſtige Klänge, die ringsum erwachen,
Im Hain, um die Inſeln, als töne von allen
Den Ufern Muſik, wie in Kathay, und ſchwelle
Als Antwortgeſang auf den Kuß jeder Welle105)!
Doch am ſüßeſten mochten die Klänge nur ſchallen,
Die ſanft von der Laut' eines Liebenden wallen, —
Eines Liebenden, kennend die rührende Macht
Einer Laut', eines Ach's, in ſo zaubriſcher Nacht.
Wenn's höchſte der Wonnen iſt, nahe zu weilen
Der einen Geliebten — welch Glück muß dann theilen,
Der in Mondlicht und Klängen ſo lieblich kann gleiten
Durch den See von Kaſchmir und die Eine zur Seiten!

Wenn ein Weib kann verſchönen auch ſelbſt Wüſtenein,
Denkt, denkt, welch ein Himmel dann Kaſchmir muß ſein!

Der herrliche Sohn des Akbar136) fühlt' es ganz,
Wenn von Macht und von Pomp und von kriegriſchem Glanz
Er floh zu dem Thale, vergeſſend dies all
Bei dem Lichte des Harems, bei Nurmahal.
Wallt kronlos und frei dort der Held auf den Pfaden,
Mit der Einziggeliebten, an Seesgeſtaden:
Da fand er im Kranz, den ſie ſpielend gepflückt
Von Hecken, ſich mehr als durch Kronen geſchmückt,
Und hat höher im Herzen jed Löckchen geſtellt,
Das vom Nacken ihr fiel, als die Herrſchaft der Welt!

's gibt Schönheit, die wechſelt und wandelt ſich nimmer,
Gleich langen und ſonnigen Sommertags Schimmer,
Die ſtrahlt nur und ſtrahlt nur, nie milde beſchattet,
Bis in Schlaf ſinkt die Liebe, vom Schimmer ermattet.
So war nicht die Schönheit, im mindeſten nicht,
Die Nurmahal hüllte ſo zaubriſch und licht;
Nein, die Anmuth, die immer bewegte, die lag,
Wie das Licht von ſanftſchattigem herbſtlichem Tag,
Bald hier und bald dort, ſtrömend glühendes Prangen
Von der Lippe zur Wange, zum Blick von den Wangen,
Bald ſchmelzend in Nebel, bald ſtrahlendes Licht,
Wie's himmliſch im Traume den Heilgen umflicht!
Umfing ſie der Ernſt, ſchien ein Reiz er zu ſein,
Ein Zauber, für den ſie geboren allein;
War ſie zürnend (im mildeſten Klima bebt auch
Die Blüthe zuweilen im luſtigen Hauch!) —
Dann ſchien ihre Schönheit nur neu zu erglühn,

Wie Blumen nach Stürmen am duftigſten blühn.
Und die Zärtlichkeit hüllt ihrer Augen Nacht
In doppelt ſo dunkel erhabene Pracht,
Deren Schatten (gleichwie auch aus innerſtem Schrein
Strömt heilige Kund') ihr Gefühl ſtrömte rein!
Und ihr Scherz — o, ſo fröhlich, wie je er vom Herzen
Gekommen! wie Vöglein im Frühlinge ſcherzen!
Beſtrahlet von Witz, der ſelbſt Weiſen willkommen,
Doch ſpielend, wie Peris, dem Käfig entnommen[167].
Indeſſen ihr Lächeln, ſo lebenvoll,
Der Grazie nur huldgend, dem Herzen entquoll,
Und niemand entdeckt, wo am hellſten ſein Glanz:
Auf Blick, Lipp' und Wangen ſtrahlt's überall ganz, —
Wie ein ſtrahlender See, von der Luft angefacht,
In Grübchen ſich regt und im Sonnenſchein lacht.
So, ſo war der Zauber, der Nurmahal ihn,
Den Herrſcher des Oſten, zum Sklaven verliehn,
Ob ſchön auch ſein Harem (ein lebendes Beet
Von Blumen[168] der Erd',) ob auch Reichthum dort ſteht,
Wofür Soliman wohl gab die Schätz' und die Pracht,
Die Ophirs Flott' ihm zum Strande gebracht;
Doch dunkel vor ihr ſind die Lächelnden all',
Und das Licht ſeines Harems war doch Nurmahal!

Wo mag in dieſer Nacht ſie ſein,
Wo Wonne jedes Herz nimmt ein?
Wo Alles rings ſo ſtrahlend lacht,
  Wie's nur der ſchönſte Traum bereitet:
  Daß Einer, den Zufall geleitet
Ins Thal in dieſer frohen Nacht,
Wohl meint', er ſäh die Stadt der Pracht

Im Feenland, erbauet ganz
Aus Blüthen, Licht und Demantglanz!
Die Sultanin, wo weilt ſie? wo,
Da Jugend, Schönheit ſchimmern ſo,
Birgt ſie, die Schönſt', ihr Antlitz doch
In trauervoller Stille noch? —

Ach! wie doch leicht zu wecken iſt
Bei liebeglühnden Herzen Zwiſt!
Zwei Herzen, von der Welt bedroht
Umſonſt, und treuer nur in Noth!
Die, feſt im Sturm erſt, ſich entzwein
Da hell nun lacht der Sonnenſchein,
Gleich Schiffen, die im Meere ſcheitern,
Wenn Himmel ſich und Luft erheitern!
Ein Etwas, leicht wie Luft, ein Blick,
  Ein unſanft Wort, und falſch gehört —
  , Liebe, feſt im Mißgeſchick,
  Wie oft ein ſolcher Hauch dich ſtört!
Und rauhre Wort' erweitern dann
Den Bruch, den erſt ein Wort begann;
Das Auge weiß vom heitern Licht
Aus erſter Liebe Tagen nicht;
Die Stimme tönt nicht mehr ſo weich,
Daß jedes Wort klang liebereich;
Bis all die holden Liebeszeichen,
Eins nach dem andern, dann entweichen,
Und Herzen — eins jüngſt — gleichen ſchnell
Zerriſſnen Wolken — auch dem Quell,
Der hell vom Bergeshaupt entweicht,
  Als trennte ſeine Fluth ſich nimmer,

Doch, eh' er noch das Thal erreicht,
  Sich ſtürmiſch theilt und trennt auf immer.

Die ihr den Liebesgott bewacht,
  Wahrt ihn mit Roſenband umwoben,
Wie er in Blumenkettenpracht[149]),
  Weilt in dem ſel'gen Lande Droben; —
Lüpft nimmer eine ſeiner Schlingen,
Laßt nie ihn brauchen ſeine Schwingen;
Wird nur ein Stündchen Flug erlaubt,
Iſt halb der Schwing' ihr Glanz geraubt;
Dem Himmelsvogel gleichend, deſſen
  Neſt in dem fernen Oſten liegt,
Deß Schwingen, ſchön wenn er geſeſſen,
  Den Glanz verlieren, wenn er fliegt[150])!

Ein Zwiſt, bedroht ſo von Gefahr, —
Der, ob er auch erſt leicht nur war,
Doch bald die treuſten Herzen trennt;
Gewölk am Liebesfirmament,
Das erſt als fleckig Wölkchen wallt,
Doch bald von grimmem Donner hallt; —
Solch eine Wolke hat umfangen
Den Kaiſer auch, den liebebangen,
Und bannt von ſeinem Angeſicht
Nun Nurmahal, des Harems Licht!
Dort — froh zur Nacht der Wonne nicht,
Wo Freud' in Feld und Hainesgaſſen
Die Welt der Liebe losgelaſſen,
Wo jedes Herz nun fand das ſeine, —
Dort wallt er freudlos und alleine.

Trüb, daß er Thraciens Vogel gleicht,
Deß Fittig nimmer Ruh erreicht[151]).
Umſonſt, daß holde Blick und Wangen
In dieſem irdſchen Eden prangen
Ringsum: — bleich ſind die Wangen all,
Die Augen trüb — ob reich der Ort
An jeder Blüth' auch prange dort:
Was hilft es denn der Nachtigall,
Wenn ihre theure Roſe fort?
Des Thales Huldigung begleitet
Umſonſt ihn, da hindurch er ſchreitet,
Er achtet's nicht — ihr Lächeln ſtellt
Er höh'r als Huld'gung einer Welt:
Denn die verehrt den Stern allein,
Doch jen', als Himmel, leiht ihm Schein!

Dies auch der Grund, daß Nurmahal
Trotz aller Wonnen dieſer Nacht
Und bei des Feſtes Freuden all,
In abgeſchiedner Laube wacht,
Wo ſie, zu Troſt und Beiſtand nah,
Nur jene Wunderreiche ſah,
Die Zauberin Namuna: — ruhten
Ob ihr auch ſchon der Sonne Gluthen
Seit ungemeſſnen Zeitenfluthen,
Doch ſah die Sonn' ihr blühnd Geſicht
Auch minder ſchön ſelbſt jetzt noch nicht.
Nein, wie erfriſcht des Weſtes Wehn
Die Blumen im Vorübergehn,
So ſchien die Zeit im Weitereilen
Nur ſchönern Glanz ihr zu ertheilen.

UNIV BIBL BERLIN

Doch hüllt' ihr Lächeln Trübſinn bang.
Und wenn, wie oft, ſie ſprach und ſang
Von andrer Welt, dann blitzte ſchnell
Ihr dunkler Blick ſo ſeltſam hell,
Daß jeder glaubte, Heimath wäre
Wohl nimmer ihr die irdiſche Sphäre! —
Mit Spruch und Talisman bekannt,
  Vom großen Mantra[152], der vor andern
Der Lüfte höhre Geiſter bannt,
  Bis zu dem Goldſtein[153], den beim Wandern
Der Araber am Arme trägt,
Daß ihn nicht Siltim's[154] Tücke ſchlägt —
So übt ſie ihre Zaubermacht,
(So eifrig und ſo treu bedacht,
Als ob, wenn auch aus höhrer Sphäre,
Ihr Liebesweh doch fühlbar wäre:)
Auf daß den Zauberſpruch ſie findet
Und Selim[155] Nurmahal verbindet!

's war Mitternacht — durchs Gitter, dran
Sich Geißblatt ſchlingt, weht Duft heran
Von Pflanzen, wach wenn andre ruhn,
Vom ſcheuen Jasmin, welcher nun,
(Nachdem er Tags den Duft verſchloſſen)
Nach Sonnenuntergang ergoſſen
Das köſtliche Geheimniß mild
Für jedes Lüftchen im Gefild; —
Da ſprach Namuna: „'s iſt die Zeit,
Die Kraut und Blumen Zauber leiht,
Und Kränze fänd' man leichtlich nun,
Die, wenn auf Schläfers Stirn ſie ruhn,

Die Träum' ihm werden mit Entzücken,
Mit Wundern, reich und ſchimmernd, ſchmücken,
Wie ſie die Sonnengenien ſchön
Am Abend ſehn von goldnen Höhn,
Wo hold ſie ſpielen allzumal,
Bis Zwielicht endlich, Strahl um Strahl,
Die goldnen Hallen ihnen ſtahl!
Ein Kranz von Blüthen fänd' ſich auch,
Sanft angeweht von Mondeshauch,
Der (trägt ihn die, der Lieb' entflohn,)
  Wohl eine Peri lockt von droben, —
Ein Geiſt, der ja aus Düften ſchon
  Und Liebesſeufzern iſt gewoben,
Und der dann ſagt —"

                                „Für mich!" ſo rief
Jetzt **Nurmahal**, erglühend tief,
„Für mich ſei heut der Kranz gewoben!" —
Dann ſchnell, die Füßchen leicht erhoben
Wie's junge Moſchusreh, fliegt ſie
Hinaus, die Blätter ſammelnd, die
Im heilgen Mondlicht-ſtrahl ſich finden,
Den Zaubertraumeskranz zu winden.
Die Anemon' und Seen von Gold[156]),
  Des Baches Lilien, jüngſt erblüht,
Die ſüße Blum' auch, welche hold
  In Kamadewa's Köcher glüht[157]) —
Die Tuberoſ' in Silberpracht,
  Die in den Gärten der Malayn
Geheißen iſt „Herrin der Nacht,"
Weil bräutlich Duft und Glanz erwacht

Erſt, ſank die Sonne hinterm Hain.
Und Amaranthen, die die Schönen
Im Schattenhain Jamara's krönen;
Die Mondblum' auch, die auf den Riffen
Serendib's wird geſehn aus Schiffen,
Die Abends nah zur Inſel gehn,
Wo Nelkenbäume duftig wehn;
Kurz, alle Pflanzen, jede Blüthe,
Vom Amrita, der herrlich leiht
Den Himmelsbürgern dort voll Güte
Die Früchte der Unſterblichkeit, —
Bis zum Baſilikum, die Düfte
Der Blüthen wehend über Grüfte 139), —
Und bis zum Rosmarin, der weiht
Den ſüßen Hauch, ſo dankesleer,
Nur Todten und dem Wüſtenmeer. —
Die blühn im Garten hier, und all'
Sind ſie gepflückt von Nurmahal;
Die häufte mit der Blumenbeute
Die Körbe, bis kein Raum mehr drin;
Flog zu Namuna dann und ſtreute
In ihren Schoß den Vorrath hin. —

Wie froh entzückt die Zaubrin ſchaut
So manche Blüthe hier, bethaut,
Beſtrahlt von heilger Stund'! Es zeigte
Ihr Blick ein himmliſch Wohlgefallen,
Als ſie nun, wie verzückt, ſich neigte
Zu dieſen duftgen Schätzen allen,
Und Balſam trank, wie um den reinen
Seelen der Blumen ſich zu einen!

Und wirklich, nur der Duft, gewährt
Von Blüth' und duftger Flamme, nährt
Ihr Zauberleben — man ſah nie
Von irdſcher Speiſe koſten ſie;
Auch mochten ihre Roſenlippen
Kein irdiſch Naß, als Frühthau, nippen.
Von geiſtger Friſche ſo geletzt
Beginnt das Werk die Zaubrin jetzt,
Und ſingt, die Blätter ſchlingend, windend,
Und räthſelhaft zuſammen bindend: —

„Ich weiß die beſchwingten Träume wohnen,
Die ſpielen um's Bett bei Nacht;
Ich kenne Kraut und Blumenkronen,
Wo ihr Fittig den Tag verbracht.
Drum in nächtigen Stunden
Die Kränze gewunden,
Denn früh ſind Blumen und Träume geſchwunden!

„Der Liebe Gebild, das Nachts erwacht,
Zu beſuchen ein holdes Kind,
Vom Jasmin ſtiehlt ſich's, der bei Nacht,
Wie jen's, ſeufzt ſelig und lind!
Die Hoffnung ſchönrer Zeit, die im Traume
Des Traurigen Wangen läßt glühn,
Sie ſchwebt aus den Blumen am Mandelbaume,
Die an laubloſem Zweige***) blühn!
Drum in nächtigen Stunden
Die Kränze gewunden,
Denn früh ſind Blumen und Träume geſchwunden!

„Der Traum, der des Geizgen Blick oft reizt,
Und Minen ihm aufgethan,
Bewohnt das Bergkraut, welches beizt
Ganz gelbig des Rehes Zahn.
Das Gebild — o, mag's dich nie durchſchauern —
Das ſchaudern den Mörder macht,
Muß im fleiſchigen Alraunſtamme lauern,
Der ſtöhnt, pflückt man ihn bei Nacht!
Drum in nächtgen Stunden
Die Kränze gewunden,
Denn früh ſind Blumen und Träume geſchwunden!

„Das Traumbild des armen, verletzten Gemüthes,
Das lächelnd Kränkung erfuhr,
In Zimmts zermalmter Rinde glüht es,
Der dann am ſüßeſten nur!
Drum in nächtigen Stunden
Die Kränze gewunden,
Denn früh ſind Blumen und Träume geſchwunden!“

Kaum hatte ſie die Blumenkron'
Aufs Haupt geſetzt, als Schlummer ſchon,
Wie Sommernacht ſo ſanft, hernieder
Sank auf die holden Augenlider; —
Und plötzlich rührt ein leis Getön
(So mild, harmoniſch und ſo ſchön,
Wie je ein Hauch, von Düften voll,
Dahin ob Azab's Zeiten ſchwoll,)
Ihr Ohr, und wogt und ſchwillt, wie je

Der erſte Hauch des Morgens traf
Die Muſcheln an der rothen See,
Drin einſt die Liebe lag im Schlaf[160]); —
Ein Geiſt (gebildet, wie es ſchien,
Aus Klang und Lichtglanz nur, ſo ſchön
Und ſchimmernd ſtrahlt' es rings um ihn,
Und in der Luft wegt' ein Getön,
So ſüß, wenn er die Fittge ſchwingt!)
Umſchwebt ſie nun, indem er ſingt:

„Ich komme von Tſchindara's Quellengetön[161]),
Durch Mondlichtkranzes Macht gezwungen;
Von Tſchindara's Quell, meiner Heimath ſchön,
Wo früh und ſpät ich von Tönen umſchlungen.
Wo Lautenklang in Lüften ſchallt,
Und Stimmen ſingen den Tag entlang,
Wo jeder Hauch, der Bruſt entwallt,
Wird auf der Lippe zu Geſang!
Hier bin ich genaht
Aus der Feenheimath,
Und vermögen noch Töne zaubriſch zu ſiegen,
Beim duftgen Glanz
Vom Mondlichtkranz —
Dein Trauter ſoll bald dir zu Füßen liegen! —

„Denn mein ſind die leicht hinfluthenden Sänge,
Und mein die leis erſterbenden Klänge,
Sanft wogend, wie Schnee ins Fluthenbereich,
Und ſo auch im Herzen ſchmelzend weich;
Und der rührende Klang, der, tiefer gehend,
Den Buſen läutert, den er begrüßt,

Wie Moſchuswind, über Fluthen webend,
Die Welle kräuſelt, doch auch verſüßt!

„Mein iſt der Zauber, der mächtig, gewandt,
Die Geiſter entſchwundener Wonnen bannt; —
Laß nur den klangreichen Talisman klingen,
Und ſie werden, gleich Genien, uns umringen.
Und mein iſt der ſanfte Geſang, der erſchallend
Durch Liebeswünſche die Herzen umfäht,
Wie ein Vogel, durch himmliſche Lüfte wallend,
Den Zimmet von Hain zu Haine ſät!

„In einem Sang hab' ich zu einen gewußt
Das War, das Jetzt und das Künftig der Luſt;
Wenn Erinnrung den Klang, der lang iſt entflohn,
Mit dem ſeligen Klang eint, welcher noch da, —
Und Hoffnung von einem himmliſchen Ton
Schwebt zu einem himmliſchern, welcher uns nah!

„Des Kriegers Herz, wenn ich es erweicht,
Wird ſo daunig-ſanft und ſo mild gar leicht,
Wie ſein weißer Helmbuſch, der tödtlich auch
Durch's Schlachtfeld geſtrahlt — und doch regt ihn ein Hauch!
Und o, wie die Augen der Schönheit ſich feuchten,
Wenn Muſik zur innerſten Seel' ihr drang,
Gleich den ſchweigenden Sternen, die lauſchen und leuchten,
Wann hinrollt der himmliſchen Sphären Klang!
So bin ich genaht
Von der Feenheimath,
Und vermögen noch Töne zaubriſch zu ſiegen:

Beim duftgen Glanz
Vom Mondlichtkranz —
Dein Trauter ſoll bald dir zu Füßen liegen!“

'ſ iſt Dämmrung — jene, die erſteht
Zuerſt, und dann zurücke geht 162),
Als wär der Tag erwacht, doch wieder
Schlöſſ' er ſogleich des Lichtes Lider.
Und Nurmahal prüft munter auch
Die Laute ſchon, — und hört ſie klingen —
O Heil! — gleich jenem ſanften Hauch
Von des ambrosſchen Geiſtes Schwingen!
Wie himmliſch ihre Stimme tönt!
O, nie bis jetzo wurde ſchon
Ein irdſcher Frauenmund verſchönt
Durch ſolchen friſchen Himmelston:
Süß, wie ein Engelsſeufzer, wann
Am meiſten göttlich er und rein. —
„O!“ ruft ſie, „tönt's bis Nacht ſo, dann
Iſt er wohl mehr denn jemals mein!“
Und ſtündlich prüft ſie nun das Lied,
Bang, daß ſein himmliſch ſüßer Ton
Vor Abend wohl von hinnen ſchied', —
Denn Himmliſches iſt leicht entflehn!
Doch, ſtatt zu ſchwinden, floß es eh'r
Nur reicher, göttlicher noch mehr,
Daß, wie die Sait', ihr Herz auch ſchwoll;
Sie wiederholte jeden Klang,
Wie Echo, ſelig, ſehnſuchtsvoll

Verliebt in eignen Wunderſang. —
Am Abend, (hoffend, daß ſein Herz
Bald wieder frei von Liebesqual
Sei durch Muſik, Pokal und Scherz,)
Hält Selim nun ein Feſtesmahl
In ſeinem Schalimar voll Pracht;
Wo, wenn der erſte Stern erwacht
Am Abend und in Fluthen ſcheint,
Des Thales Schönheit ſich vereint:
Die Holden, die, gleich Traumgeſtalten,
Durch's Laub glühnd, Schönheitsglanz entfalten,
Den ſie von Quell und Bach erhalten 168);
Die Sängermädchen, die entwallen
(Wie können ſie's?) den Schattenhallen
Des theuren Thals, um fern zu ſein
In Südens Gärten, und zu ſingen
Die Lieder, die ſo ſüß allein
Im Mund kaſchmirſcher Mädchen klingen;
Dazu des Harems frohe Schaar;
Weſtmädchen mit den Locken ſonnig;
Die vom Nilgarten, wunderbar
Und, wie die Roſen dort, ſo wonnig;
Töchter der Lieb' aus Cyperns Höhn,
Im Haar den paph'ſchen Demant ſchön; —
Perigeſtalten, wie zu ſchaun
In Kandahar auf goldnen Aun;
Sie, die ſchlaftrunknen Blicks durch's Grün
Von Kathay's ſchönen Lauben ſahn
Solch bunte Schmetterlinge glühn,
Daß ſie gemeint im Traumeswahn,
Die Blumen, rings erſt welkend liegend,

Sei'n jetzt durch Zauber alle fliegend!
Was Junges, Schönes bieten kann
So Oſt als Weſt, das findet man, —
Nur nicht — nur nicht — o Nurmahal!
Du, holder, ſchöner, als ſie All',
Du, deren Lächeln glänzt alleine
Vor aller Welt, du einzig Eine!
Dein Licht, bei vieler Lichter Pracht,
War gleich dem Stern in ſtern'ger Nacht,
Den ſich der Schiffer merkt, allein
Ein Führer ſeines Schiffs zu ſein! —
Sie war nicht da, — wie Selim dachte, —
  Und Alles ſchien ihm trüb und bang;
Doch ach! ſie war ja da, und brachte
  Mit ſich den friſchen Zauberſang.
Sie miſcht ſich ſtill zu einer Bande
Von Spielenden aus manchem Lande,
Hüllt ſich durch eine Maske, wie
Arabiens Maid ſie trägt — und die
Ein einzig Auge nur läßt frei,
Das ſtark genug in Zauberei, —
Sie ſchweift mit bangem Sinn entlang,
  Und zitternd harrt ſie der Minute,
Wo ſie erprobt, ob noch der Klang
  In ihrer Laute zaubriſch ruhte.

Der Tiſch war reich an Früchten, Weinen;
Goldtrauben, denen gleich, die ſcheinen
Von Kasbin's Höhn; — Granatfrucht ſtrahlt
  Voll Süße, Birnen, Aepfel, wie
Kabul erzeugt, ſonnig gemalt,

In ſeinen tauſend Gärten ſie.
Piſangs, die grün ſowohl, als golden,
Malabas Manguſtin, die holden;
Bokhara's Pflaum; die Nuß, gebracht
Vom fernen Hain in Samarkand;
Auch Datteln, Aprikoſenpracht,
Als Saat der Sonn' aus Iran's Land[162]; —
Mit Wisnakirſchen eingemacht
Orangenblüth' und Beerenpracht,
Die, wild und friſch, ernährt Gazellen
Auf Erak's felſgen Thalesſtellen.
Dies prangt von Vaſen ſchön umfahn,
In Sandelkörben, rings umher,
Auch in der Inſel Porzellan,
Die einſt verſank im indſchen Meer[163],
Wo oft beglückte Taucher laſen
Für Königshallen ſchöne Vaſen.
Den flüſſgen Glanz auch offenbart
Hier Wein von jeder Farb' und Art:
Ambra Roſelli — Lichtthau, zart
Von grünen Meeres Reb' ergoſſen;
Und Schiraswein, der reichlich rann,
Als ob des Kleinods reiche Zier,
Der Rubin, wofür Kublai-Khan
Bot eine Stadt als Preis, zerfloſſen
Sei röthlich in den Bechern hier.

Und Selim ſchlürſt von jedem ſtark;
Es ſchien, als ſollt' in Herz und Mark
Die Fluth ihm dringen — alles faſſend
Mit geiſtger Sündfluth, und ſodann

Kein Plätzchen ungetränkt mehr laſſend,
  Wo ruhn der Liebesgott noch kann.
Nicht ahnt' er, wie der Knabe leicht
  Kann ſchwimmen auf des Bechers Schaum,
Dem er ſein freundlich Lächeln reicht; —
  Der oft (wie Dichter ſahn im Traum)
Auf blauem Ganges lachend ruht,
  Auf roſgem Lotoskranz, umſtrahlt
Mit neuem Schimmer von der Fluth,
  In der ſich tief ſein Bildniß malt.
Doch ach! wie ſchwach die Becher ſind,
  Stärkt der Geſang nicht ihre Fluth!
Da ſieh, ein hold Georgiſch Kind,
  Mit all der Blüth' und friſchen Gluth,
Die ihrer Heimath Mädchen zeigen,
Wenn warm aus Tiflis Bad ſie ſteigen,
Des Auges raſtlos dunklen Schimmer
  Vollſtrömend! (wer als ſchwach ſich kennt,
O! Schutz fleh' der vom Himmel immer
  Vor Gluth, die ſo wie dieſe brennt!)
Durch der Syrinda Saiten rann
Der Schnee der Hände raſch alsdann
Und üppig, bis ſie ſo begann:

„Komm hieher, komm hieher! Bei Nacht und bei Tag
  Umſchweben uns Wonnen, die nimmer vergehn,
Gleich Wogen des Sommers; ob fliehn eine mag,
  Sind andre gleich ſüß und gleich ſchimmernd zu ſehn;
Stirbt Liebe, ſo wird ſie im Sterben ertheilen
  Eine neue, gleich warm und gleich ſegensreich dir —

Und o! wenn auf Erden Elyſium kann weilen,
Dann iſt's hier, dann iſt's hier!

„Die Seufzer der Mädchen entſtrömen hier Duft,
Wie, von Bienen geöffnet, die Amrablüth';
Ihre Thränen: wie Regen aus Himmelsluft,
Der, fällt er ins Meer, zu Perlen erglüht 188).
Welche Wonne mag Kuß und Lächeln ertheilen,
Wenn Seufzer und Thränen ſo ſegensreich dir!
Und gewiß! wenn auf Erden Elyſium kann weilen,
Dann iſt's hier, dann iſt's hier!

„Der Nektar ſprüht hier, der — durch Liebe rein —
Herabzog die Engel vor Alters einmal,
Den Himmelsquell laſſend für irdiſchen Wein,
Und die Stern' um irdiſcher Augen Strahl, —
Und, wird unſer Becher ihm Frohſinn ertheilen,
Welcher Geiſt vermißt dann noch Edens Zier?
Denn o! wenn auf Erden Elyſium kann weilen,
Dann iſt's hier, dann iſt's hier!"

Kaum war verſtummt der letzte Ton,
Als dieſe Weiſe, Klang für Klang,
Von einer andern Laute ſchon
So himmliſch durch die Runde drang,
Daß Alles ſteht in ſtarrem Lauſchen,
Empor ſchaund in die Luft ſofort,
Als müſſe jetzt die Schwinge rauſchen
Von Israfil, dem Engel, dort —
Weil mächtig jedes Herz durchdrang
Der neue zaubervolle Klang.

Und eine Stimme (gleich dem Klang
Der Laute, reizend,) wogt' entlang
Die Saiten: und ſo eng vereint
Iſt Sait' und Lied, daß Keinem klar:
Ob Laut', ob Lied mehr göttlich ſcheint,
So einzig tönt's und wunderbar:

„Höh'r iſt, als dies Lied uns geprieſen hat:
Wenn Zwei, die vereinigt ein himmliſches Band,
Das Herz nimmer wandelnd, der Blick nimmer matt,
Sich lieben trotz Leid bis zum Grabesrand!
Für ſo göttliche Stunde ließ' gern ich enteilen
Jahrhunderte herzloſen Glückes mir;
Und o, wenn auf Erden Elyſium kann weilen,
Dann iſt's hier, dann iſt's hier!"

Nicht, was in Lied und Weiſe ſchlief —
Aus Lipp' und Saiten nur drang tief
Der Zauber, der ſo mächtig klang,
Wie's der Muſik noch nie gelang —
Indeß der Ruf die Luft erfüllte:
„Arabiens Maid iſt's, die verhüllte!"
Selim, am tiefſten von dem Sang
Gerührt, daß er Minuten lang
In ſüßer Traumentzückung war, —
Er, da der Feenton entſchwand,
Vor Rührung noch der Worte bar,
Winkt, mehr zu hören, mit der Hand:

„Flieh zu der Wüſte, flieh mit mir!
Arabiens Zelt ſcheint öde dir; —

Doch, was gilt höh'r: Ein Zelt wo hehr
Weilt Lieb' — ein Thron, der liebeleer?

„Rauh iſt mein Fels, doch ſeine Höhn
Schmückt der Akazie Goldhaar ſchön,
Einſam und ſüß; nicht minder werth,
Wenn's auch die Wüſt' uns nur beſcheert.

„Oed iſt mein Sand, doch gleitet drauf
Der Antilope froher Lauf
Mit ſchlanken Fußes Silberſtrahl,
Als ging's durch Königs Marmorſaal.

„Komm, — die arabſche Maid will ſein
Akazie dir, traut und allein;
Als Antilope hüpfend leiht
Die Luſt dir in der Einſamkeit. —

„Ins Herz dringt Blick und Ton uns oft
Gleich Sonnenſtrahlen unverhofft —
Als ob die Seel' ein Glück erhielt',
Wonach zeitlebens ſie gezielt;

„Als ob der Mund, der Blick, der glimmt
Und leuchtet da vor uns, beſtimmt
Uns vom Geſchick wär lang vorher,
Daß ſein wir nicht vergeſſen mehr!

„So traf dein Blick und Ton mich auch
Beim erſten Strahl und erſten Hauch —
Zwar neu, wie höherm Land entflohn,
Doch traut, wie längſt mir theuer ſchon!

„Drum flieh mit mir — wenn du gekannt
Nie andre Gluth, nicht falſch verbannt
Ein Kleinod, dem doch einſt dein Schwur
Gelobt, du trügſt's im Herzen nur.

„Komm, wenn du Liebe fühlſt für mich,
So rein und friſch wie ich für dich, —
Friſch, wie der Quell tief unterm Sand,
Wenn ihn zuerſt der Kibitz fand[167].

„Doch, wenn du andrer Maid entſagſt
Für mich, wenn grauſam du verjagſt
Ihr heilig Bild vom Herzen fort,
Mir gebend den entweihten Ort:

„Dann, fahrewohl! — denn ich will eh'r
Mir Hütten baun auf eiſ'gem Meer,
Wenn Sonn' es ſchon beginnt zu thaun,
Als deiner falſchen Liebe traun!" — —

Das Lied war an Gefühl ſo reich,
Daß, wenn auch drin kein Zauber ſchlief,
Es dennoch fand den Weg ſogleich
Zu Selim's glühndem Buſen tief; —
Jedoch es athmet einen Ton,
Nie irdſcher Laut' und Lipp' entflohn, —
Die Saiten, wie gerührt vom Spiel
Des Geiſts der Tön' — es war zu viel!
Starr warf er jetzt den Becher hin,

Den, während ſcholl der ſüße Klang,
Die Hand, als hielt' ihn Zauber drin,
Feſt, doch gekoſtet nicht, umſchlang. —
Und nennend ſie, lang ungenannt,
Lang ungeſehn, rief er entbrannt:
„O Nurmahal! o Nurmahal!
Sangſt du doch dieſen Zauberklang!
Hin wären dann die Schmerzen all',
Und nie ließ' ich dich lebenslang!"

Die Maske fiel — der Zauber floh —
Und Selim hält am Herzen froh,
Die mehr denn jemals Glanz umflicht,
Sie, Nurmahal, ſein Haremslicht!
Wie nach dem Unmuth ſich erhöhn
Die Reize jedes Blicks ſo ſchön!
Wie Lächeln ſich nun hold enthüllt,
Da's kurze Zeit von Nacht erfüllt!
Und, froher nun nach Mißgeſchick,
Ihr Haupt an ſeinen Arm gepreßt,
Sagt leiſe ſie, mit ſanftem Blick:
„Gedenk, o Freund, ans Roſenfeſt!"

Fadladin nahm beim Schluſſe dieſes leichten Liederſpieles Gelegenheit, ſeine Meinung über die Poeſie des kaſchmirſchen Jünglings zuſammen zu faſſen, von welcher, wie er glaubte, man dieſen Abend das Letzte gehört hatte. Nachdem er die Epitheta: „frivol" — „unharmoniſch" — „ungereimt" — wiederholt hatte, fuhr er fort und ſagte, im günſtigſten Lichte betrachtet gleiche ſie einem jener maldiwiſchen Boote, auf welche die Prinzeſſin bei Erzählung ihres Traumes angeſpielt habe — einem ſchlichten, vergoldeten Dinge, ausgeſandt ohne Ruder oder Ballaſt und mit nichts als ſüßen Düften und welken Blumen an Bord. Wahrlich, die ungeheure Fülle von Blumen und Vögeln, die dieſer Dichter bei jeder Gelegenheit in Bereitſchaft habe, — nicht zu gedenken des Thaues, der Edelſteine u. ſ. w. — ſei eine ſehr drückende Art von Reichthum für ſeine Zuhörer, und habe die unglückliche Wirkung, ſeinem Style all den Schimmer des Blumengartens ohne deſſen Ordnung zu leihn, und all das Geflatter einer Vogelhecke, ohne deren Geſang. Ueberdies wähle er ſeine Gegenſtände ſchlecht, und ſei ſtets bei den ſchlimmſten Theilen derſelben am begeiſtertſten. Die Reize des Heidenthums, die Verdienſte des Aufruhrs, — dieß ſeien die Themata, die er mit ſeiner vorzüglichſten Begeiſterung erhebe; und in dem eben vorgetragenen Gedichte ſei es eine ſeiner ſchmackhafteſten Stellen, wo er das Getränk der Ungläubigen, den Wein, preiſe. „Weil er vielleicht,“ ſagte er, in ein Lächeln übergehend, als gedenke er ſeines eignen Rufes im Harem in dieſem Punkte, „einer von den Sängern ſei, deren Phantaſie all ihre Erleuchtung der Traube verdankt, gleich dem ſo merkwürdigen und ſeltenen gemalten Porzellan, deſſen Gemälde nur dann ſichtbar werden, wenn Flüſſigkeit hineingegoſſen wird.“ Ueberhaupt ſei ſeine Meinung, nach den Proben, die ſie gehört hätten, und die, mit Erlaubniß zu ſagen, die ermüdendſten Theile der Reiſe geweſen wären, daß — welch' andre Verdienſte dieſer wohlerzogne junge Herr auch immer beſitzen möge — Poeſie durchaus nicht ſein eigentlicher Beruf ſei; „und in der That,“ ſchloß der Kritiker, „aus ſeiner Liebhaberei für Blumen und Vögel, wage ich zu behaupten, daß er als Blumiſt oder Vögelfänger ein weit paſſenderes Gewerbe ergriffen haben würde, denn als Dichter.“

Sie hatten jetzt jene öden Berge zu erſteigen begonnen, die Kaſchmir von dem übrigen Indien ſcheiden, und da die Hitze unerträglich, und die Zeit ihrer Lagerungen auf die wenigen, für Erfriſchung und Ruhe nöthigen Stunden beſchränkt war, ſo hatte es nun ein Ende mit ihren frohen Abenden, und Lalla Rukh ſah nichts mehr von Feramors. Sie fühlte nun, daß ihr kurzer Traum von Glückſeligkeit vorüber war, und ſie nichts mehr, als die Erinnerung ſeiner wenigen geſegneten Stunden hatte, gleich dem einen Tranke ſüßen Waſſers, der das Kameel durch die Wildniß erhält, — um ihrem Herzen Erfriſchung zu ſein durch die ſchreckliche Wüſte des Lebens, die vor ihr lag. Der Mehlthau, der auf ihre Seele gefallen war, fand bald den Weg zu ihren Wangen, und ihre Frauen ſahen mit Kummer, — obwohl nicht ohne einige Ahnung der Urſache, — daß die Schönheit ihrer Herrin, auf die ſie faſt ſo ſtolz als auf ihre eigne waren, in dem Augenblicke faſt erloſchen war, wo ſie ihrer am meiſten bedurfte. Was mußte Buchariens König fühlen, wenn er, anſtatt der ſchönen und holden Lalla Rukh, welche die Dichter Delhis als vollkommner geſchildert hatten, denn die göttlichſten Bilder im Hauſe Aſor's, ein bleiches und lebloſes Opfer empfange, auf deſſen Wangen weder Geſundheit noch Freude blühten und von deren Augen die Liebe geflohen war, — um ſich in ihrem Herzen zu verſtecken!

Hätte irgend Etwas die Melancholie ihres Geiſtes hinwegzaubern können, ſo wären es die friſchen Lüfte und reizenden Anſichten des Thales geweſen, welches die Perſer ſo treffend das „Unvergleichliche" nennen. Doch weder die Kühle ſeiner Atmoſphäre, ſo wohlthuend nach dem Erſteigen dieſer nackten und glühenden Berge, — weder der Glanz der Minarete und Pagoden, die emporſchimmern aus der Tiefe ſeiner Wälder, noch die Grotten, Einſiedeleien und Wunderquellen, die jede

Stelle dieſer Gegend zu heiligem Boden machen; — weder die zahlloſen Waſſerfälle, die in das Thal von jenen hohen und romantiſchen Bergen, die es einſchließen, herniederrauſchen, noch die ſchöne Stadt am See, deren Häuſer, mit Blumen gedeckt, aus der Ferne wie ein ungeheures, buntfarbiges Beet erſcheinen; — all dieſe Wunder und Glorien der anmuthigſten Stadt unter der Sonne vermochten nicht, ihr Herz für eine Minute den trüben Gedanken zu entfremden, die ſich vielmehr dunkler und bitterer geſtalteten mit jedem Schritte, den ſie weiter zogen.

Die heitern Feſtlichkeiten und Aufzüge, die ihr beim Eintritte ins Thal begegneten, und die Pracht, mit welcher alle Straßen ausgeſchmückt waren, machten dem Geſchmack und der Galanterie des jungen Königs Ehre. Es war Nacht, als ſie ſich der Stadt näherten, nachdem man die letzten zwei Meilen unter Ehrenbogen zurückgelegt hatte, die, von Hecke zu Hecke geſpannt, mit jenen auserleſenſten Roſen umwunden waren, aus denen das Attar Gul (das Roſenöl), das köſtlicher als Gold iſt, gewonnen wird, — und erleuchtet in reichen und phantaſtiſchen Geſtaltungen mit Laternen von den dreifarbigen Schildkrötenſchaalen von Pegu. Einigemal brach aus dunkelm Gehölz zur Seite des Weges ein Feuerwerk los, ſo plötzlich und glänzend, daß ein Bramine hätte denken können, er ſähe den Hain, in deſſen purpurnem Schatten der Gott der Schlachten geboren ward, in einer Flamme aufſprühend im Augenblick ſeiner Geburt; — während dann wieder eine ſchnelle und ſpielende Beſtrahlung fortlaufend all die Felder und Gärten, an denen man vorüberzog, erleuchtete, eine Linie tanzender Lichter am Horizont bildend; — gleich den Meteoren des Norden, wie ſie von den Jägern geſehen werden, die die weißen und blauen Füchſe an den Geſtaden des Eismeers verfolgen.

Dieſe Bogen und Feuerwerke ergötzten die Frauen der Prinzeſſin außerordentlich, und ihrer gewohnten guten Logik zu Folge ſchloſſen ſie, daß der König der Bucharei, mit einem ſolchen Geſchmacke für Beleuchtungen, den exemplariſchſten Gemahl abgeben werde, den man ſich nur denken könne. Auch ſogar Lalla Rukh mußte die Freundlichkeit und die Pracht anerkennen, mit welcher ſie der junge Bräutigam bewillkommte; — doch zugleich fühlte ſie, wie peinlich die Dankbarkeit iſt, welche durch die Freundlichkeit derer erregt wird, die wir nicht lieben können; und daß ſie ihre beſten Schmeichelworte nur mit jener ſtarren und tödtlichen Süßigkeit übers Herz brachte, die wir uns in dem kalten und duftigen Winde vorſtellen können, der über dieſe Erde in ihren letzten Tagen wehen wird [168]).

Die Hochzeit war auf den Morgen nach ihrer Ankunft feſtgeſetzt, wo ſie zum erſten Male dem Monarchen im kaiſerlichen Palaſte jenſeits des Sees, den man Schalimar nennt, vorgeſtellt werden ſollte. Obwohl noch nie vorher eine Nacht voll ſchlafloſern und ängſtigendern Sinnens in dem glücklichen Thale verſtrichen ſein mochte, ſo glaubten doch ihre Frauen, als ſie ſie am Morgen umringten, um ihr bei der Anordnung des bräutlichen Schmuckes beizuſtehen, ſie nie vorher halb ſo ſchön geſehen zu haben. Was ſie an Blüthe und Glanz von ihren Reizen verloren hatte, war mehr als erſetzt durch den geiſtigen Ausdruck, die Seele in den Augen, welche all die übrige Lieblichkeit aufwiegt. Nachdem ſie ihr die Finger mit dem Hennablatt gefärbt und eine kleine Juwelenkrone auf die Stirn geſetzt hatten, von der Form, wie ſie vor Alters die Königinnen Buchariens trugen, warfen ſie ihr den roſenfarbnen Brautſchleier über's Haupt, und ſie ſchritt zu der Barke, die ſie über den See führen ſollte, — vorher noch, mit trauervollem Blicke, das kleine Karneolamulet küſſend, welches ihr der Vater beim Abſchied um den Nacken hing.

Der Morgen war ſo ſchön wie das Mädchen, zu deſſen Hochzeit er aufſtieg, und der ſchimmernde See, ganz mit Booten bedeckt, die Sänger, die an den Ufern der Inſeln ſpielten, und die wimmelnden Sommerhäuſer auf den grünen Hügeln rings, von deren Dächern Shawls und Banner wehten, — ſtellten ein Bild lebendiger Freude dar, welches ſie allein, die der Gegenſtand von Allem war, nicht mit Entzücken erfüllte. Für Lalla Rukh allein war es ein trauriges Gepränge; auch hätte ſie es wohl kaum über ſich gewonnen, einen Blick auf die Scene zu werfen, wäre es nicht in der Hoffnung geſchehen, daß ſie unter dem Gedränge vielleicht noch einen Blick von Feramors gewinnen könne. So ſehr war ihre Einbildungskraft mit dieſem Gedanken beſchäftigt, daß ſie kaum irgend einem Inſelchen oder Boote vorüberfuhr, wo ihr Herz nicht von dem momentanen Wahne erbebte, er müſſe wohl dort ſein. Glücklich in ihren Augen der niedrigſte Sklave, auf welchen das Licht ſeiner theuren Augen fällt! — In der Barke unmittelbar hinter der Prinzeſſin ſaß Fadladin, die ſeidnen Vorhänge weit aufgezogen, damit allen die Wohlthat ſeines erhabnen Anblicks zu Theil werde, und den Kopf voll von der Rede, die er an den König halten wollte über „Feramors, Literatur und den Tſchabuk, als welcher auch dazu gehörig."

Sie waren nun in den Kanal gelangt, welcher aus dem See zu den prächtigen Kuppeln und Sälen des Schalimar führt, und glitten durch Gärten, die von beiden Ufern emporſtiegen, voll von blühenden Gewächſen, die die Luft mit Balſam durchſtrömten; indeß von der Mitte des Kanals Springbrunnen, glatt und ununterbrochen, zu ſolch erſtaunlicher Höhe emporſtiegen, daß ſie wie Demantſäulen im Sonnenſchein ſtanden. — Nachdem ſie unter den Bogen verſchiedner Säle fortgeſchifft waren, gelangten ſie endlich zum letzten und prachtvollſten, wo der König die Ankunft ſeiner Braut erwartete; und ſo ſehr war ſie an Seele und Körper ergriffen, daß ſie nur mit Mühe auf den Marmorſtufen wandelte, die zu ihrem Hinaufſteigen aus der Barke mit Goldſtoff bedeckt waren. Am Ende der Halle ſtanden zwei Throne, ſo koſtbar, wie der himmelblaue Thron Kolburga's, auf deren einem Aliris, der junge König Buchariens ſaß, während der zweite binnen wenigen Minuten von der ſchönſten Prinzeſſin der Welt eingenommen werden ſollte. — Unmittelbar nach dem Eintreten Lalla Rukh's in den Saal, ſtieg der Monarch von ſeinem Throne, um ihr entgegen zu gehen; doch kaum hatte er Zeit, ihre Hand zu ergreifen, als ſie vor Staunen laut aufſchrie und ohnmächtig zu ſeinen Füßen ſank. Es war Feramors ſelbſt, der vor ihr ſtand! — Feramors, er, der Herrſcher Buchariens ſelbſt, der in dieſer Verkleidung ſeine junge Braut von Delhi begleitet hatte, und, nachdem er ihre Liebe als armer Sänger gewonnen, völlig verdiente, dieſelbe nun als König zu beſitzen.

Fadladins Beſtürzung bei dieſer Entdeckung war für den erſten Augenblick beinahe mitleidenswerth. Doch der Wechſel der Meinung iſt an Höfen eine zu bequeme Zuflucht, als daß dieſer erfahrne Höfling nicht hätte gelernt haben ſollen, ſich derſelben zu bedienen. Seine Kritiken waren alle, verſteht ſich, ſogleich widerrufen. Er war von einer Bewunderung für des Königs Verſe ergriffen, die ſo unbegränzt, als (dies bat er ihn zu glauben) uneigennützig war; und die folgende Woche ſah ihn, in Beſitz einer neuen Stelle, bei allen Heiligen des Islam ſchwören, daß es nie einen größern Dichter gegeben habe, als den Monarchen, Aliris; und bereit war er, ſein Lieblingsmittel, den Tſchabuk, einem Jeden, Mann, Weib oder Kind, zu verordnen, der es wagen würde, anders zu denken.

An dem Glücke des Königs und der Königin von Bucharien kann, nach einem ſolchen Beginnen, wohl kaum gezweifelt werden; und, unter den kleinern Anzeichen deſſelben, bemerkt man von Lalla Rukh, daß ſie, bis zu dem Tage ihres Todes, den König, eingedenk ihrer freudenreichen Reiſe, bei keinem andern Namen, als Feramors, nannte.

Anmerkungen.

1) Sir Thomas Roe, Geſandter Jacob I. an Jehanguire.

2) Ruſtam iſt der Herkules der Perſer. Das Nähere ſeines Sieges über den Sepid Dive, oder weißen Dämon, finde ſich in den Oriental Collections, Vol. II. pag. 45.

3) „Die Weiber des Götzenbildes, oder Tänzerinnen der Pagode, haben kleine goldene Schellen an den Füßen, deren ſanftes harmoniſches Klingen im Einklang mit der köſtlichen Melodie ihrer Stimmen ertönt.“ Maurice Indian Antiquities.

4) Der indiſche Apollo.

5) Die wirkliche Geſchichte dieſes Betrügers, deſſen eigentlicher Name Hakem ben Haſchem war, und der Mokanna genannt wurde nach dem Schleier von Silber- (oder wie andre ſagen von Gold-) Gaze, den er ſtets trug, ſiehe bei D'Herbelot.

6) Khoraſſan bedeutet in der altperſiſchen Sprache Provinz oder Gau der Sonne. — Sir W. Jones.

7) Eine der königlichen Städte von Khoraſſan.

8) Moſes.

9) Schwarz war die Farbe der Kalifen des Hauſes Abbas in Gewändern, Turbanen und Standarten.

10) Pichula, ehedem von den Perſern zu Pfeilen gebraucht.

11) Die Platane des Orients.

12) Die brennenden Quellen Brama's bei Chittogong werden für heilig gehalten. Turner.

13) Chineſen.

14) Im Kriege des Kalifen Mahadi gegen die Kaiſerin Irene; ſiehe hierüber Gibbon 10. Theil.

15) Dieſer wunderbare Thron hieß der Stern der Genien. — Wenn Soliman reiſte, ſagen die Schriftſteller des Orients, führte er einen grünſeidenen Teppich, worauf ſein Thron geſtellt ward, und der von ſo erſtaunlicher Länge und Breite war, daß all ſeine Truppen darauf ſtehn konnten, indem ſich die Menſchen zu ſeiner Rechten, die Geiſter zu ſeiner Linken ſtellten; wenn dann Alles in Ordnung war, erfaßte auf ſeinen Befehl der Wind den Teppich, und trug ihn, wohin er wollte; zugleich flog ein Heer von Vögeln über ihren Köpfen und bildete eine Art von Baldachin, um ſie vor der Sonne zu ſchützen.“ — **Sale's Koran**, Vol. II. p. 214. Note.

16) Die Seelenwanderung war eine ſeiner Lehren. **D'Herbelot.**

17) „Und als wir zu den Engeln ſagten, verehret Adam, verehrten ſie ihn Alle, außer Eblis (Lucifer), der ſich weigerte.“ — **Koran**, Cap. II.

18) Der **Amu**, welcher in den **Belur Tag**, oder ſchwarzen Bergen entſpringt und anfangs von Oſten nach Weſten fließt, theilt ſich in zwei Arme, von denen der eine in das kaspiſche Meer fällt, der andre in den **Aral Nahr**, oder **Adlerſee**.

19) Eine Inſel des perſiſchen Meerbuſens, durch ihren weißen Wein berühmt.

20) Eine Art von Laterne, ehedem bei Räubern gebräuchlich, Glorienhand genannt, deren Licht aus dem Fett eines todten Uebelthäters gemacht war. Dieſer Aberglaube war jedoch mehr dem Weſten, als dem Oſten eigen.

21) „Man glaubt allgemein in Perſien, daß ein Menſch, der den heißen Südwind athmet, der im Juni oder Juli über dieſe Blume (die Kerzereh) weht, ſterben müſſe.“ — **Thevenot.**

22) Die alte Sage vom Trochilus oder Kolibri, der ungeſtraft den Rachen des Krokodils beſuche, wird in Java feſt geglaubt. **Barrow's Cochin-China.**

23) „Sie färben ihre Fingerſpitzen mit Henna ſcharlachroth, ſo daß ſie Korallenzweigen gleichen.“ **Geſchichte des Prinzen Futtun in Bahardanuſch.**

24) „Die Frauen ſchwärzen die innre Seite ihrer Augenlider mit einem Pulver, ſchwarzes Kohol genannt.“ **Ruſſel.**

25) „Auf die Erſcheinung der Blüthen des goldfarbigen Kampak im ſchwarzen Haare der indiſchen Frauen, findet man viele ſchöne Anſpielungen bei den Sanskrit-Dichtern." Asiatic Researches, Vol. IV.

26) Von der Gattung der Mimoſen, „der ſeine Zweige niederbeugt, wenn ihm jemand naht, ſo daß es ſcheint, als begrüße er diejenigen, die ſich in ſeinen Schatten begeben." — Niebuhr.

27) „Näglein ſind ein Hauptingredienz bei Bereitung der Räucherſtäbe, die die Vornehmen ſtets in ihrer Nahe brennen laſſen." Turner's Tibet.

28) Paradiesvogel, die zur Muskatzeit in Schaaren von den Südinſeln nach Indien kommen; und „die Kraft der Muskatnüſſe," ſagt Tavernier, „betäubt ſie ſo, daß ſie todtestrunken zur Erde fallen."

29) Schedad, der den herrlichen Garten von Irim ſchuf, um das Paradies nachzuahmen, und vom Blitz erſchlagen ward, als er das erſtemal hineinzutreten wagte.

30) „Meine Pandits verſichern mich, daß die Pflanze vor uns (die Nilika) ihre Sephalica ſei, ſo benannt, weil man glaubt, die Bienen ſchlafen in ihren Blüthen." Sir W. Jones.

31) Ein Fluß, der nahe bei den Ruinen Tſchilminars ſtrömt.

32) „Nördlich von uns (an der Küſte des kaspiſchen Meers nahe bei Baku) war ein Berg, der gleich Demanten funkelte, welches von der Menge des Seeglaſes und der Kryſtalle herrührt." Reiſe des ruſſiſchen Geſandten nach Perſien, 1746.

33) „Wozu noch der Ton der Glocken, die an den Bäumen hängen, kommen wird, welche durch den Wind in Bewegung geſetzt werden, der von Gottes Throne ausgeht, ſo oft es die Seligen nach Muſik verlangt." Sale.

34) Die blaue Lotosblume, die in Kaſchmir und Perſien wächſt.

35) Näheres über Muhameds Liebe zu dem koptiſchen Mädchen Maria, zu deren Rechtfertigung er dem Koran ein neues Kapitel beifügte, findet man in Gagnier's Notes upon Abulfeda, p. 151.

36) „Dunkelblau iſt ihre Trauerfarbe." Hanway.

37) Die trauernde Nyktanthes, die nach Sonnenuntergang ihren reichen Duft zu verbreiten beginnt.

38) „Im Bezirk von Iſtkahar gibt es eine Art Aepfel, deren eine Hälfte ſüß, die andere bitter iſt.“ Ebn Haukal.

39) Die Gebäude von Tſchilminar ſollen von Genien erbaut ſein, und zwar auf Befehl des Jan ben Jan, der lange vor Adams Zeiten die Welt beherrſchte.

40) Ein Eingeborner von Khoraſſan; er wird nach Süden gelockt, weil er das Waſſer einer Quelle zwiſchen Schiras und Ispahan, Vogelquelle genannt, ſo ſehr liebt, daß er ihm überall, wohin es auch geführt wird, nachfolgt.

41) „Dieſe Trompete nennt man in Abyſſinien häufig nesser cano, welches Adlerſang bedeutet.“ Note des Herausgebers des Bruce.

42) Die beiden ſchwarzen Standarten, die den Kalifen des Hauſes Abbas vorgetragen wurden, nannte man allegoriſch den Schatten und die Nacht. Siehe Gibbon.

43) Nivem Meccam apportavit, rem ibi aut nunquam aut raro visam. Abulfeda.

44) Die Bewohner von Hejaz oder dem ſteinigen Arabien, die ein Schriftſteller des Orients das Felſenvolk nennt. Ebn Haukal.

45) „Dieſe Pferde, bei den Arabern Kochlani genannt, haben eine geſchriebne Genealogie auf zweitauſend Jahre. Sie ſollen von den Roſſen des Königs Salomo ſtammen.“ Niebuhr.

46) Die Ghebern oder Guebern, jene Urbewohner Perſiens, hingen ihrem alten Glauben, der Religion Zoroaſters, an, und wurden, nach der Eroberung ihres Landes durch die Araber, entweder in der Heimat verfolgt, oder zum Auswandern gezwungen.

47) „Iſt das Wetter neblig, ſo ſprühen die Naftaquellen (auf einer Inſel nahe bei Baku) höher empor, und das Nafta fängt oft auf der Erdoberfläche Feuer, und läuft bis zu einer unglaublichen Entfernung in die See.“ Hanway über das ewige Feuer zu Baku.

48) In dem großen Siege, den Muhamed bei Beder gewann, ward er, wie die Muſelmänner ſagen, durch dreitauſend Engel unterſtützt, die Gabriel, auf ſeinem Roſſe Hiazum ſitzend, führte. Siehe den Koran und deſſen Ausleger.

49) Das Tekbir oder Feldgeſchrei der Araber. „Allah Akbar!“ ſagt Ockley, „bedeutet: Gott iſt höchſt mächtig.“

50) Das Ziralit iſt eine Art von Chorgeſang, den die Frauen des Oſten bei freudigen Gelegenheiten ſingen. Ruſſel.

51) „Man kann das Auge nie auf dieſen Baum wenden, ohne entweder Blüthen oder Früchte anzutreffen; und ſo wie Blüthen auf den Boden fallen (welcher reichlich mit dieſen purpurfarbenen Blumen bedeckt iſt), ſo kommen andre an ihrer Statt zum Vorſchein“ u. ſ. w. Nienhoff.

52) Die Dämonen der perſiſchen Mythologie.

53) Carreri gedenkt der Feuerfliegen in Indien während der Regenzeit. Siehe deſſen Reiſen.

54) Sennacherib, bei den Orientalen König von Muſſal genannt. D'Herbelot.

55) Man ſagte, unter dieſem Thron oder Palaſte des Khosru Parviz wären hundert Gewölbe, angefüllt mit „ſo unermeßlichen Schätzen, daß einige muhamedaniſche Schriftſteller uns melden, ihr Profet habe, um ſeine Schüler zu ermuthigen, dieſe zu einem Felſen geführt, der ſich auf ſeinen Befehl öffnete, und ihnen eine Anſicht der Schätze des Khosru gab.“ Universal History.

56) Die Schönheit von Ali's Augen war ſo ausgezeichnet, daß die Perſer, wenn ſie etwas als höchſt anmuthig bezeichnen wollen, ſagen, es iſt Arn Hali, oder wie die Augen Ali's. Chardin.

57) „Il amusa pendant deux mois le peuple de la ville de Nekscheb en faisant sortir toutes les nuits du fonds d'un puits un corps lumineux semblable à la lune, qui portait sa lumière jusq'à la distance de plusieurs milles.“ D'Herbelot. Daher nannte man ihn Sazendéh mah, oder den Mondmacher.

58) „Ein Gebrauch, der noch bis dieſen Tag beſteht, ſcheint mir zu beweiſen, daß die Aegypter früher ein junges Mädchen dem Nilgott opferten; denn jetzt machen ſie eine irdene Statue in Geſtalt eines Mädchens, die ſie „verlobte Braut“ nennen, und in den Strom ſtürzen.“ Savary.

59) Das griechiſche Feuer, welches die Kaiſer gelegentlich ihren Bundesgenoſſen liehen.

60) „Bei dem großen Feuerfeſte, Scheb Sezé genannt, pflegte

man groſe Bündel dürrer Brennſtoffe anzuzünden, die man an wilde Thiere und Vögel gebunden hatte, und dieſe dann loszulaſſen, ſo daß Erd und Luft erleuchtet erſchien, u. ſ. w. Richardson's dissertation.

61) „Den Gerechten wird man reinen verſiegelten Wein zu trinken geben, und das Siegel wird Moſchus ſein.“ Koran, Cap. LXXXIII.

62) „Die Afghanen glauben, jede der zahlreichen Einöden und Wüſten ihres Landes ſei von einem einſamen Dämon bewohnt, den ſie Ghuli Bibau, oder Geiſt der Wüſte nennen.“ Elphinstone's Caubul.

63) „Sie haben Alle eine groſe Ehrfurcht vor Begräbnißplätzen, die ſie zuweilen mit dem poetiſchen Namen der „Städte des Schweigens“ belegen, und die ſie mit den Geiſtern ihrer Abgeſchiedenen bevölkern, deren jeder, ſterblichen Augen unſichtbar, zu Häupten ſeines eigenen Grabes ſitzt.“ Elphinſtone.

64) „„La lecture de ces fables plaisait si fort aux Arabes, que, quand Mahomet les entretenait de l'histoire de l'Ancien Testament, ils le méprisaient, lui disant, que celles que Nasser leur racontaiet étaient beaucoup plus belles. Cette préférence attira à Nasser malédiction de Mahomet et de tous ses disciples. D'Herbelot.

65) Der Grobſchmied Gao, der dem Tyrannen Zohak mit Erfolg Widerſtand leiſtete und deſſen Schurzfell zur königlichen Standarte von Perſien ward.

66) Der Huma.

67) „Den Pilgern auf den Berg Sinai haben wir die Inſchriften, Figuren ꝛc., die ſich auf dieſem Felſen befinden, zuzuſchreiben, und die ihm den Namen des beſchriebenen Berges gaben.“ Volney.

68) „Der Altan Kol oder goldne Strom von Tibet, welcher ſich in die Seen von Sing-ſu-Hay ergießt, hat Ueberfluß von Gold in ſeinem Sande, mit deſſen Einſammlung die Bewohner den ganzen Sommer beſchäftigt ſind.“ Pinkerton, Beſchreibung von Tibet.“

69) „Die Muhamedaner halten die Sternſchnuppen für Feuerbrände, womit die guten Engel die böſen verjagen, wenn ſich dieſe dem Empyreum oder der Himmelsgränze zu ſehr nähern.“ Fryer.

70) Die vierzig Pfeiler; ſo nennen die Perſer die Ruinen von Perſepolis. Sie bilden ſich ein, dieſer Palaſt und die Gebäude zu Balbek wären von Genien erbaut, um in deren unterirdiſchen Gewölben unermeßliche Schätze zu bewahren, die noch dort vorhanden ſind. D'Herbelot, Volney.

71) Diodorus erwähnt die Inſel Panchaia, im Süden des glücklichen Arabiens, wo ſich ein Tempel Jupiters befand. Dieſe Inſel, oder vielmehr Inſelgruppe, iſt verſchwunden, „verſunken (ſagt Grandpré) in den Abgrund durch das Feuer unter ihrer Grundlage." Reiſe in den indiſchen Ocean.

72) „Der Becher des Dſchemſchid, ſagt man, wurde entdeckt, als man den Grund von Perſepolis grub." Richardſon.

73) Mahumed von Gazna, oder Ghizni, der Indien zu Anfang des 11. Jahrh. eroberte.

74) „Man erzählt, das Jagdgeräth des Sultan Mahmud ſei ſo prachtvoll geweſen, daß er 400 Windhunde und Hetzhunde hielt, deren jeder ein juwelenbeſetztes Halsband trug und eine Decke mit Gold und Perlen geſtickt." Universal History, vol. III.

75) „Der prächtige Dattelbaum, deß Haupt ſich müde ſenkt, gleich dem ſchönen Weibe, das der Schlaf überwindet." Dafard el Hadad.

76) „Dieſer ſchöne Vogel, mit dem zarteſten glänzend blauen Gefieder, purpurnem Schnabel und Füßen, war eine natürliche und lebendige Zierde der Tempel und Paläſte bei den Griechen und Römern, und erhielt, ſeiner ſtattlichen Haltung ſowohl, als ſeines Farbenglanzes wegen, den Titel Sultanin." Sonnini.

77) „Am Rande eines viereckigen Sees ſtehen tauſend Becher, aus Sternen geformt, woraus die zur Seligkeit beſtimmten Seelen die Kryſtallfluth trinken." Chateaubriand.

78) Der Sonnentempel zu Balbek.

79) Der Nukta oder Wundertropfen, der in Aegypten genau am St. Johannistag fällt, und, wie man glaubt, der Peſt Einhalt thut.

80) Das Land der Wonne — Name einer Provinz des Königreichs Dſchinniſtan oder des Feenlandes, deſſen Hauptſtadt die Stadt der Juwelen heißt. Amberabad iſt eine andere Stadt Dſchinniſtan's.

81) Der Tubabaum ſteht im Paradies in Muhamed's Palaſte. S. Sale.

82) Im 53. Kapitel des Koran wird von Muhamed geſagt, er habe den Engel Gabriel geſehen „am Lotosbaum, jenſeits deſſen man nicht mehr wandeln kann; nahe dabei iſt der Garten der ewigen Wohnung." Dieſer Baum, ſagen die Ausleger, ſteht im ſiebenten Himmel, zur Rechten des Thrones Gottes.

83) „Man ſagt, die Flüſſe oder Ströme von Basra wären zur Zeit des Belal ben Abi Bordeh gezählt worden, und hätten an Zahl 120,000 betragen. Ebn Haukal.

84) Vanianen, die Spitäler für kranke Thiere jeder Gattung. S. hierüber Parſon's Reiſen.

85) „Nahe dabei befindet ſich ein merkwürdiger Hügel, genannt Koh Talism, der Talismanberg, weil, nach den Landesſagen, noch Niemand ſeinen Gipfel zu erreichen vermochte." Kinneir.

86) Die Araber glauben, die Strauſe brüten ihre Jungen blos durch Blicke aus.

87) Der Baya oder indiſche Kreuzſchnabel. W. Jones.

88) So wird zuweilen der perſiſche Meerbuſen genannt, welcher die Küſten Perſiens und Arabiens ſcheidet.

89) Das heutige Gombarun, eine Stadt an der perſiſchen Seite des Meerbuſens.

90) Ein muſikaliſches Inſtrument der Mohren.

91) „Zu Gombarun und andern Orten Perſiens hat man Thürme, um den Wind aufzufangen und die Häuſer zu kühlen." Le Bruyn.

92) „Iran iſt der ächte allgemeine Name für das perſiſche Reich." Asiat. Res. Disc. 5.

93) „Auf den Klingen ihrer Säbel iſt gewöhnlich ein Vers des Koran eingegraben." Ruſſel.

94) „Bei Trebiſond gibt es eine Art Rhododendron, in deſſen Blumen die Bienen ſaugen, deren Honig daher die Menſchen toll macht." Tournefort.

95) „Ihre Könige tragen ſchwarze Reiherfedern auf der rechten Seite, als ein Zeichen der Oberherrſchaft." Hanway.

96) „Die Quelle der Jugend fließt, nach einer muhamedaniſchen Sage, in einer düſtern Gegend des Oſtlands." Richardſon.

97) Dieſer Berg wird allgemein für unerſteigbar gehalten.

98) In einem der Bücher des Schah Nameh, läßt, als Zal (ein berühmter perſiſcher Held, ausgezeichnet durch ſein lichtes Haar) Nachts zum Balkon ſeiner Herrin Rodahver kommt, dieſe ihr langes ſchwarzes Haar hinab, um ihn beim Aufſteigen zu unterſtützen; — er bewerkſtelligt dies indeß auf minder romantiſchem Wege, indem er ſich mittelſt ſeines Schäferſtabes an einem vorſtehenden Balken feſt hält. Siehe Champion's Ferduſi.

99) „Sie (die Ghebern) legen ſo viel Gewicht auf ihren Kuſchi oder Gürtel, daß ſie ihn keinen Augenblick von ſich thun mögen.“ Groſe's Reiſe.

100) Sie glauben, der Thron des Allmächtigen befinde ſich in der Sonne, und daher ihre Verehrung dieſes Lichtkörpers.

101) „Die Mameluken im andern Boote pflegten, ſo bald es dunkelte, eine Art feuriger Pfeile in die Luft zu ſchießen, die einigermaßen dem Blitz oder den Sternſchnuppen gleich ſahen.“ Baumgarten.

102) Der perſiſche Meerbuſen.

103) Inſeln im Meerbuſen.

104) Oder Selemeh, der urſprüngliche Name des Vorgebirges am Eingange des Golfs, gewöhnlich Cap Muſſeldom genannt. „Die Indier werfen, wenn ſie das Vorgebirge vorüber ſegeln, Kokosnüſſe, Früchte oder Blumen in die See, um ſich eine glückliche Fahrt zu ſichern.“ Morier.

105) Franklin, wo er über das Klima von Schiras ſpricht, ſagt: „Der Thau iſt ſo reiner Natur, daß die hellſte Klinge, ſetzte man ſie demſelben auch die ganze Nacht aus, doch nicht den mindeſten Roſt anſetzen würde.“

106) Der Ort, wo die Perſer zuletzt von den Arabern geſchlagen wurden, und wo ihre alte Monarchie vernichtet ward.

107) Der Talpot oder Talipotbaum.

108) Tahmuras und andre alte Könige Perſiens; — deren Abenteuer im Feenland unter den Peri's und Diven findet man in Richardſon's intereſſanter Abhandlung. Der Greif Simurgh, ſagt man, zog für Tahmuras einige Federn aus ſeiner Bruſt, womit dieſer ſeinen Helm ſchmückte, und ſie nachher ſeinen Nachkommen vererbte.

109) Dies Bächlein, ſagt Dandini, heißt der heilige Fluß von den „Geber-Heiligen,“ zwiſchen denen es entſpringt.

110) Dieſe Vögel ſchlafen in der Luft. Sie ſind ſehr gewöhnlich am Vorgebirge der guten Hoffnung.

111) Die Ghebern erbauen ihre Tempel meiſt über unterirdiſchen Feuern.

112) Alte Helden Perſiens. „Unter den Ghebern gibt es einige, die ſich ihrer Abkunft von Ruſtam rühmen." Stephen's Perſia.

113) Siehe Ruſſel's Nachricht von den Panthern, die Reiſende Nachts an der Seeküſte beim Fuße des Libanon anfallen.

114) Eine Art von Trompete; — ſie „war bei Tamerlan gebräuchlich; man ſchildert ihren Schall als äußerſt furchtbar und ſo laut, daß man ihn mehre Meilen weit hören konnte." Richardſon.

115) „Muhamed hatte zwei Helme, einen innern und einen äußern; den letztern, Al Mawaſchah, das Netz, der Kranz oder die geflochtene Krone genannt, trug er in der Schlacht von Ohod." Universal History.

116) „Das Suhrab oder Waſſer der Wüſte ſoll, wie man ſagt, durch die Verdünnung der Atmoſphäre durch große Hitze entſtehen; und, die Täuſchung zu vermehren, trifft man es meiſtens in Vertiefungen, wo man wohl Waſſer erwarten konnte," u. ſ. w. Pottinger.

117) Ein Wind, der im Februar weht, und nach einer zarten wohlriechenden Blume gleiches Namens der Bidmuſk heißt.

118) „Die Morgenländer pflegen ihre längeren Reiſen mit Muſik anzutreten." Harmer.

119) „Die Pforte der Thränen: die Straße oder Meerenge zum rothen Meer, gewöhnlich Babelmandeb genannt; ſie erhielt dieſen Namen von den alten Arabern, in Bezug auf die gefährliche Schifffahrt und die zahlreichen Schiffbrüche, wodurch ſie ſich auszeichnete," u. ſ. w. Richardſon.

120) „Die Gemahlin des Kaiſers Jehan Guir unterhielt ſich mit dem Füttern zahmer Fiſche in den Kanälen; einige derſelben waren noch viele Jahre nachher durch die Goldreife kenntlich, womit ſie ſie umgeben hatte." Harris.

121) Die Meteore, welche Plinius faces nennt.

122) „Der glänzende Canopus, unſichtbar in den Gegenden Europa's." Brown.

123) Siehe **Wilford's** gelehrte Verſuche über die heiligen Inſeln des Weſten.

124) Ein Edelſtein Indiens, bei den Alten Ceraunium genannt, weil man glaubte, daß er an Stellen, wo der Blitz eingeſchlagen hatte, gefunden werde. Tertullian ſagt, er hat ein ſo glänzendes Anſehn, als ob er einſt Feuer enthalten habe; und der Verfaſſer einer Abhandlung in **Harris'** Reiſen glaubt, daß es der Opal ſei.

125) „Die Ghebern ſind an der dunkelgelben Farbe kenntlich, welche die Männer in ihrer Kleidung anwenden." **Thevenot.**

126) Ein häufig gebrauchtes Bild bei den orientaliſchen Dichtern. „Die Nachtigall ſang ihre zauberiſchen Lieder und trennte die dünnen Schleier der Roſenknoſpe und Roſe." **Jami.**

127) „In manchen Gegenden Kerman's ſammelt man die Datteln, die der Wind etwa von den Bäumen geſchüttelt hat, nicht auf, ſondern überläßt ſie den Armen und Wandrern." **Ebn Haukal.**

128) Die zwei ſchrecklichen Engel **Monkir** und **Nakir**, welche „Gruftforſcher" genannt werden in dem „Glaubensbekenntniß der rechtgläubigen Muhamedaner," herausgegeben von **Ockley**, Theil II.

129) „Die Araber nennen den Alraun „Teufelslicht," in Bezug auf ſeinen ſchimmernden Anblick bei Nacht." **Richardſon.**

130) In Bezug auf **Iſchmonie**, die verſteinerte Stadt im obern Aegypten, wo man noch bis dieſen Tag viele Statuen von Männern, Frauen u. ſ. w. ſehen ſoll, ſiehe: **Perry's View of the Levant.**

131) **Iſſa**, Jeſus.

132) Die Ghebern ſagen, als Abraham, ihr großer Profet, auf Befehl Nimrod's ins Feuer geworfen ward, verwandelte ſich die Flamme alsbald in ein „Roſenbett, wo das Kind ſüß ruhte." **Tavernier.**

133) „Die Muſchel, Sjankos genannt, häufig in Indien, Afrika und dem Mittelmeer, braucht man in vielen Gegenden noch als Trompete zum Lärmblaſen und Signalgeben. Sie gibt einen tiefen und hohlen Klang." **Pennant.**

134) „Der ſchönſte Schmuck ihrer Roſſe beſteht in ſechs breiten fliegenden Quaſten, aus langen weißen Haaren gemacht,

entnommen dem Schweiſe wilder Stiere, die man in einigen Gegenden Indiens trifft.“ Thevenot.

135) „Der Engel Israfil hat die melodiſchſte Stimme von allen Geſchöpfen Gottes.“ Sale.

136) „Dieſer Wind (der Samur) erſchlafft die Lautenſaiten ſo, daß man ſie nicht ſtimmen kann, ſo lange er anhält.“ Stephen’s Perſia.

137) Einige Naturforſcher haben den Ambra für eine Verdickung von Vogelthränen gehalten.

138) „In der Bay Kieſelarke, auch goldne Bay genannt, wo der Sand wie Feuer glänzt.“ Struy.

139) Die Anwendung von Peitſchen oder Ruthen.

140) Kempfer gedenkt eines ſolchen Beamten unter dem Gefolge des Perſerkönigs, und nennt ihn „Formae corporis aestimator.“ Sein Geſchäft war, zu gewiſſen Perioden die Damen des Harems mit einer Art von Regulir-Gürtel zu meſſen, deſſen Gränzen zu überſchreiten für ſchönheitswidrig galt. Ueberwuchs eine dies Merkzeichen der Wohlgeſtalt, ſo mußte ſie durch Faſten wieder in ſeine Gränzen zurückgebracht werden.

141) Der Arrack.

142) Der Stern Soheil oder Canopus.

143) Nurmahal bedeutet: Licht des Harems. Sie wurde ſpäter Nurjehan, oder Licht der Welt genannt.

144) „Der Tuckt Soliman, wie die Muhamedaner dieſen Hügel benennen, bildet auf der einen Seite nach dem See ein großes Portal.“ Forſter.

145) „Ein alter Ausleger des Chou-King ſagt; als die Alten bemerkten, daß ein Strom einigen der Steine an ſeinem Ufer Töne entlockte, hätten ſie mehrere derſelben losgebrochen, und entzückt von dem herrlichen Klang, den ſie von ſich gaben, King oder muſikaliſche Inſtrumente daraus gemacht.“ Groſier.

146) Jehanguir war der Sohn Akbar des Großen.

147) In den Kriegen der Diven mit den Peri’s, wo jene die letztern gefangen nahmen, „verſchloſſen ſie ſie in eiſerne Käfige und hingen ſie auf die höchſten Bäume; hier wurden ſie von ihren Gefährten beſucht, die ihnen die auserleſenſten Düfte brachten.“ Richardſon.

148) In der malayiſchen Sprache bezeichnet daſſelbe Wort Frauen und Blumen.

149) Siehe die Darſtellung des öſtlichen Kupido, rings mit Blumengeflechten umwunden, in Pickart's Cérémonies religieuses.

150) Unter den Vögeln von Tonkin gibt es eine Art Goldfink, der ſo melodiſch ſingt, daß er der himmliſche Vogel genannt wird. Wenn er ruht, zeigen ſeine Flügel die bunteſten ſchönſten Farben, jedoch im Fluge verlieren ſie all ihre Pracht.“ Groſier.

151) Da man dieſe Vögel am Boſphorus nie ruhen ſieht, ſind ſie von den Franzoſen „les ames damnées“ genannt. Dalloway.

152) „Man ſagt, er habe den großen Mantra gefunden, einen Zauber oder Talisman, wodurch er die Elemente und Geiſter aller Klaſſen beherrſchte.“ Wilford.

153) Die goldnen Kleinode von Dſchinni, welche bei den Arabern El Herrez genannt werden, von der vermeintlich ihnen inwohnenden Zauberkraft.“ Jackſon.

154) „Ein Dämon, der in Wäldern u. ſ. w. in menſchlicher Geſtalt hauſen ſoll.“ Richardſon.

155) Jehanguir's Name, eh' er den Thron beſtieg.

156) „Hemaſagara oder die Goldſee, mit Blumen von der glänzendſten Goldfarbe.“ Sir W. Jones.

157) „Dieſer Baum (der Nagaceſara) iſt einer der anmuthigſten auf Erden, und der ſüße Duft ſeiner Blüthen gibt dieſen mit Recht einen Platz im Köcher Kamadewa's oder des Liebesgottes.“ Jones.

158) Das ſüße Baſilicum, in Perſien Rayhan genannt, wird meiſt auf Gottesäckern gefunden.

159) „Der weißblühende Mandelbaum blüht an's nackten Zweigen.“ Haſſelquiſt.

160) „Dieſe Idee (von Gottheiten in Muſcheln lebend) war den Griechen nicht unbekannt, welche den jungen Nerites, einen der Liebesgötter, als in Muſcheln am Geſtade des rothen Meers lebend, darſtellen.“ Wilford.

161) „Ein fabelhafter Quell, wo man beſtändig tönende Inſtrumente hören ſoll.“ Richardſon.

162) „Sie haben einen doppelten Morgen, den Subhi Kazim

und den Subhi Sadig, den falſchen und den wirklichen Tagesanbruch.“ Waring.

163) „Die Gewäſſer Kaſchmirs ſind um ſo mehr ber[illegible], weil man glaubt, daß die Kaſchmirianer ihnen ihre Schönheit verdanken.“ Ali Yezdi.

164) „Eine köſtliche Art Aprikoſen, bei den Perſern Tokmekſchems genannt, welches Sonnenſaat bedeutet.“ Description of Persia.

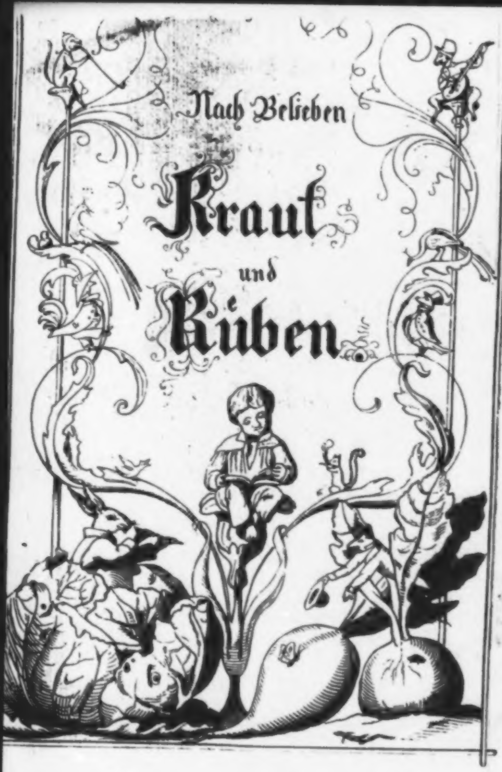
165) Mauri-ga-Sima, eine Inſel bei Formoſa, ſoll wegen der Verbrechen ihrer Bewohner ins Meer verſunken ſein. Die Gefäße, welche Fiſcher und Taucher dort finden, werden zu ungeheuern Preiſen in China und Japan gekauft. S. Kempfer.

166) „Der Niſan oder die Tropfen des Frühlingsregens, welche, wie ſie glauben, in den Muſcheln, worein ſie fallen, Perlen erzeugen.“ Richardſon.

167) Der Hudhud oder Kibitz ſoll unter dem Erdboden verborgne Waſſer entdecken können.

168) Dieſer Wind, der, wie die Muhamedaner lehren, vom damasceniſchen Syrien herwehen ſoll, iſt eines der Anzeichen von Annäherung des jüngſten Tages.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.



Nach Belieben

Kraut und Rüben

Nach Belieben

Kraut und Rüben!

Dichtungen für Kinder

von

Johann Traugott,

[illegible]

mit Bildern von Jodocus Purbaumerl und andern Dresdner Künſtlern.

[illegible]

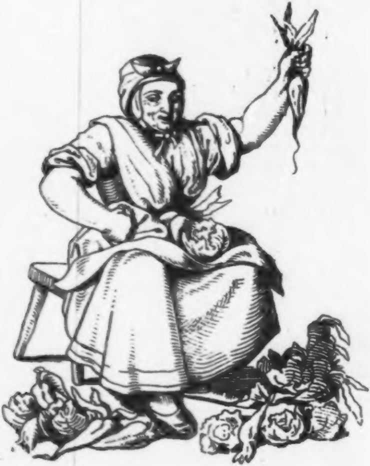
Leipzig,

Hermann Fritzſche.

Freuet euch mit den Fröhlichen!
Röm. 12, 15.

Kgl.Univ.-Bibl.
Berlin

Der Pädagogus ruft: „Ei, ei!“
Doch Kunſt iſt nicht Schulmeiſterei.
Der Pädagogus rümpft die Naſ,
Denn er verſtehet keinen Spaß.



Kraut und Rüben.

„Nach Belieben
„Kraut und Rüben!"
Ruft die dicke Bauerfrau;
Doch ich brülle
Wie ein Lülle:
„Komm, mein Kind, dies Büchel ſchau!"

Nach Belieben
Kraut und Rüben
Kocht in ſeinem Topf der Koch;
Auch Gedichte
Sind Gerichte,
Kochen nicht, und munden doch!

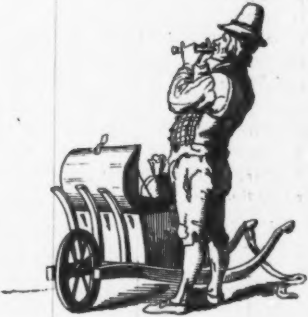
Nach Belieben
Kraut und Rüben
Sind probat in Hungersnoth;
Doch, wer läſe
Dieſe Späße,
Ohne ſich zu lachen tod!

Inhalt

Seite

1. Der Haderlumpenring, oder: Wie zwei Kinder Hochzeit machen, 9
2. Das gelehrte Kätzchen 22
3. Wie mag's in China ſein? 23
4. Herr Zappelbär 30
5. Was unſere lieben Kinderchen auf die neuen Schiefertafeln gemalt haben, die ihnen der heilige Chriſt gebracht hat . . 32
   - I. Äpfel, Birnen, Kirſchen, Pflaumen ꝛc. 32
   - II. Hier iſt der ſchöne, große Teich, ꝛc. 33
   - III. Es malt Georg mit viel Geſchick ꝛc. 34
   - IV. Der kleine Ludwig malte hier ꝛc. 35
   - V. Hier iſt die alte, böſe Katze, ꝛc. 36
   - VI. Es kräht der Hahn, das Hühnchen frißt, ꝛc. 36
   - VII. Der böſe Mann kommt mit der Ruthe, ꝛc. 37
   - VIII. Hier ſteht der ſchöne Weihnachtsbaum ꝛc. 38
   - IX. Männel und Weibel tanzen hier, ꝛc. 39
   - X. Hier ſauſet auf der Eiſenbahn ꝛc. 40

Seite
6. Die Himmelsſchlüſſel 42
7. Die Geſchichte vom Wilhelm Tell 45
I. Der aufgepflanzte Hut 45
II. Der Schuß 49
III. Der Sturm 56
IV. Geßler's Tod 62
V. Tell's Tod 70
8. Hottepferdchen 74
9. Die drei Landſtreicher 77
10. Das wohlverſorgte Püppchen 80
11. Der Spitzbub' 84
12. Lied eines Knaben am Geburtstage 89
13. Für kleine Plappermäulchen 91
14. Der Rattenfänger zu Hameln 94



1.

Der Haderlumpenring,

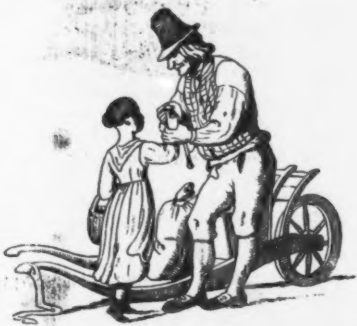
oder

Wie zwei Kinder Hochzeit machen.

„Di, dudel diedel! dudel diedel! dudel diedel! dieh!"
Ei horcht, der Haderlump iſt hie!
Der pudelnärr'ſche Haderlump
Mit ſpitzem Hut und Zwickelſtrump.
Er fährt den Karren mit der Truh',
Und auch den Lumpenſack dazu.

Agneschen hört der Pfeife Schall
Und ſucht nach Läppchen überall.
Es läuft umher im ganzen Hauſ'
Und kramet Kiſt' und Kaſten aus,
Und bringet dann dem Haderlump
Manch altes Tuch, manch alten Strump.

Der Haderlump befühlt den Pack,
Und ſteckt ihn in den Lumpenſack,
Und ſchließt mit wicht'ger Miene drauf
Die bunt bemalte Truhe auf.



Er nimmt daraus ein Ringelein
Und ſchiebt's dem Kind an's Fingerlein.

Agneschen mit dem Ring geſchmückt,
Läuft flugs zur Mutter hochbeglückt.
Es ruft: „Mama, ei ſchau' nur an,
„Den Ring gab mir der Lumpenmann!
„Wie glänzt mit ſeiner grünen Pracht
„Im weißen Silber der Smaragd!“

Die Brüder Friederich und Franz
Erfreuet auch des Ringleins Glanz,
Und Agnes jauchzt: „Ich ſag' es euch,
„Nun ſpielen Trauung wir ſogleich;
„Fritz iſt der Bräut'gam, ich die Braut,
„Und Franz der Paſtor, der uns traut.“

Die Brüder ſind ſogleich dabei,
Und rufen: „Hochzeit, ei juchei!“
Und Agnes holet ihren Kram,
Um für den lieben Bräutigam
Von Perlen einen Ring zu reihn,
Denn 's müſſen doch **zwei** Ringe ſein.

Indeſſen pflücket Friederich
Ein buntes Bräut'gams-Sträußel ſich,
Und phantaſiereich windet Franz
Von Buchsbaum einen Myrthenkranz,
Und ſammelt Roſenblätter gar
Zur Brautſtreu für das junge Paar.

Nun putzen die drei Leutchen ſich.
Zuerſt der Bräut'gam Friederich.

Macht von Papier ſich weiß und ſteif
Den allerſchönſten Buſenſtreif,
Steckt an den kleinen Finger an
Den theuern Ring vom Lumpenmann.

Die Braut wird herrlich ausſtaffirt,
Mit bunten Lappen reich verziert.
Ein ganz verſchoſſen Tuch von Flor
Macht heut als Schleier großen Moor,
Und auf das Köpfchen drückt ihr Franz
Den ſteifen Buchsbaum-Myrthenkranz.

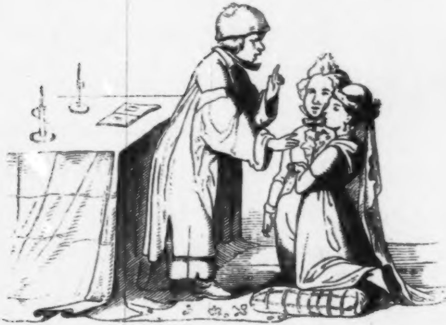
Der Franz, als Paſtor, ziehet dann
Ein blendend weißes Hemdchen an,
Und ſchmücket dieſes Meßgewand,
Anſtatt mit Gold- und Silbertand,
Mit blanken Schüßlein von dem Bret,
Das in der Agnes Küche ſteht.

Der Kindertiſch wird vorgerückt,
Und wird zum Traualtar geſchmückt.
Des Vaters große Serviett'
Wird aufgebreitet glatt und nett.
Dann ſtellet Franz zwei Leuchter drauf,
Und klebet Wachsſtockendchen auf.

Vom Kanapee er Kiſſen trägt,
Sie werden vor's Altar gelegt.
Dann ſtreuet Agnes ſelber ſich
Die Brautſtreu nett und zimpferlich.

Und Fränzchen läuft zur Klingel nun,
Um dort die Meßnerpflicht zu thun.

Die Klingel läutet bimm bimm, bamm!
Und rufet Braut und Bräutigam.
Die kommen Arm in Arm geführt
In voller Gala aufſtolzirt.
Der Paſtor, der erſt Meßner war,
Steht auch ſchon würdig am Altar.



Schon knie't andächtig ſtumm das Paar
Auf Kiſſen vor dem Traualtar,

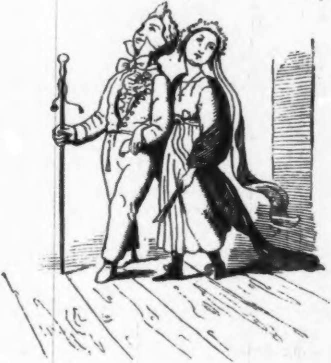
Und Franz, der Paſtor, räuſpert ſich,
Und ſpricht gar tief und würdiglich:
„Dem Fritz-Fritz-Friedrich Hampelmann
„Trau' ich die Jungfer Agnes an.

„Und meidet böſen Zank und Streit,
„Und lebt in ſtiller Einigkeit.
„Du, Agnes, halt' die Puppen rein.
„Zerſchlag' nicht ihre Köpfelein
„Du, Friedrich, wie du oft gethan,
„Nimm ihrer dich als Vater an.

„Wenn du gekocht, Agneschen, haſt,
„So ſei dein Männchen ſtets dein Gaſt,
„Und habt ihr eine Zuckerdüt',
„Die theilt mit liebendem Gemüth,
„Und haltet gut zuſammen Haus.
„Und nun tauſcht eure Ringel aus.“

Dieß iſt der große Augenblick,
Für den geſpielt das ganze Stück.
Die Agnes nimmt mit Zierlichkeit
Das Ringlein, das ihr Friedrich beut,
Und reichet ihm den Perlenreif,
Und Friedrich übernimmt ihn ſteif.

Das Paar darauf erhebet ſich,
Verneigt ſich ehrerbietiglich,



Und wandelt in dem Zimmer ſtumm
Im höchſten Selbſtgefühl herum.
Und Jeder ſieht den Beiden an,
Daß ſie nun wirklich Frau und Mann.

Herr Friedrich lächelt ſtill erfreut,
Frau Agnes ſchwänzelt mit dem Kleid.
Sie hält das Lockenköpfchen ſteif,
Und balancirt den Buchsbaumreif,
Und Friedrich ſchielet voller Luſt
Oft nach dem Strauß an ſeiner Bruſt.

Jedoch die Hauptſach' für das Paar,
Das ſind die Ringe immerdar.
Sie wenden hin und her die Hand,
Damit ſie ſpielen recht brillant.
Selbſt Fränzchen ruft, da er's geſehn:
„Ei tauſend, ſind die Ringel ſchön!“

Bald, da man des Stolzirens ſatt,
Den Staat man abgeleget hat.
Man räumet Alles auf ſodann,
Und Agnes ſpricht: „Hör', lieber Mann,
„Fahr' mit dem Franz ein Wenig aus,
„Ich koch' indeß den Hochzeitsſchmaus.“

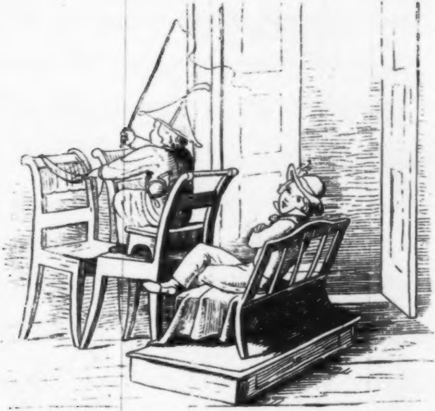
„Ja, liebe Frau!“ ruft Friederich,
„Du, Fränzchen, du kutſchireſt mich.“
Franz ſpricht: „Ja, ich bin Poſtillon,
„Hier hab' ich Horn und Peitſche ſchon!“
Und beide Jungen bauen drauf
Den allerſchönſten Wagen auf.

Zwei Stühle ſtellen ſie voran,
Und knüpfen in die Lehnen dann
Zwei lange Stückchen Schnur' hinein,
Das müſſen die zwei Zügel ſein,
Denn Roſſe ſind die Stühle ja,
Wie man ſie niemals ſchöner ſah.

Sie ſtellen nach den Röſſelein
Nun einen Stuhl noch hinterdrein,

Und binden eine Hütſche dann
Ganz feſt an deſſen Lehne an.
So iſt, wer hätte das gedacht?
Auch ſchon der Kutſcherbock gemacht.

Und hinter dieſen wird zuletzt
Das Kinderkanapee geſetzt.



Das iſt der Wagenſitz, an dem
Die ganze Bauart höchſt bequem.

Sie breiten von dem Sitze drauf
Ein altes Tuch als Teppich auf.

Nun, da der ganze Bau vollend't,
Beſteiget Franz den Bock behend.
Gemächlich ſteiget Friedrich ein
Und ſiegelt ſich und reckt das Bein,
So wie es großer Herrn Gethu';
Dann ruft er: „Schwager, fahret zu!“

Der ſchwinget flugs die Peitſche da,
Und ſtößt ins Horn: Tratrah, tratrah!
Er fährt nach Potsdam und Berlin,
Nach München, Dresden, Prag und Wien,
Nach Stuttgart, Frankfurt, Elberfeld,
Und endlich um die ganze Welt.

Inzwiſchen ſucht im ganzen Hauſ'
Frau Agnes, was ſie braucht zum Schmauſ'.
Sie geht zur Köchin, zur Mama,
Empfängt hier Obſt und Zwieback da.
Ein Meſſer hat ſie auch erhaſcht,
Auch etwas Zucker weggepaſcht.

Nun tritt ſie vor die Küche hin:
Wie ſtrahlt das blitzeblanke Zinn!
Sie ſchneidet, mörſert, ſchabt und reibt,
Daß Nichts mehr von dem Vorrath bleibt.
Sie bratet Wurſt und Cotelett'
Und bäckt Paſtet' und Omelett'.

Indeß der Teig vom Kuchen geht,
Und Wurſt und Fleiſch im Ofen ſteht,
Und ohne Feuer, ohne Gluth
Geſchmort wird kunſtgerecht und gut,
Serviret ſie mit eigner Hand
Den Tiſch geſchmackvoll und gewandt.

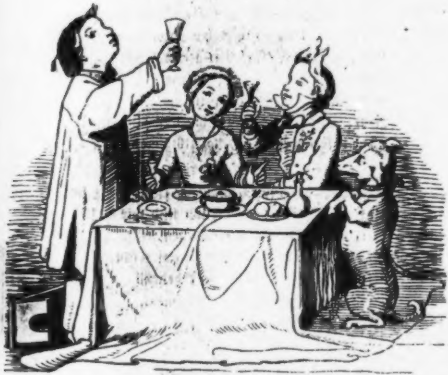
Als die geſammten Speiſen gar,
Und, als der Kuchen fertig war,
So trägt ſie auf die Tafel drauf
Gar zierlich die Gerichte auf.
Ruft: „Poſtillon, nun fahrt nach Haus,
„Denn fertig iſt der Hochzeitsſchmaus.“

Der Poſtillon bläſt: Trahtra, trah!
Und ruft: „Mein Herr, nun ſind wir da!“
Herr Friedrich aus dem Wagen ſteigt
Und thut, als ob er Schwagern reicht
Ein Trinkgeld, welches der behend
Empfängt mit ſteifem Compliment.

Die Pferde werden losgeſchirrt,
Der Wagen weggeſchoben wird,
Und nun geht die Verwandlung vor,
Franz iſt der Paſtor wie zuvor,
Und er begiebt mit Friederich
Zum leckern Hochzeitsſchmäuschen ſich.

Frau Agnes kommt in Hochzeitszier
Den Herrn entgegen an der Thür.

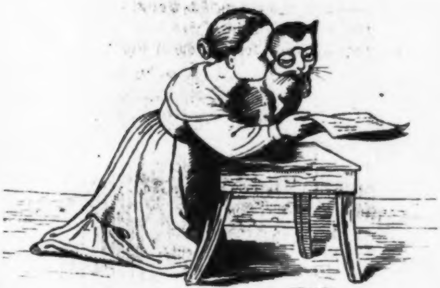
Sie reichet ihrem Mann die Hand,
Und macht ein Knixchen ganz charmant
Dem Paſtor, welcher bei dem Gruß
Recht tüchtig ſcharret mit dem Fuß.



Man ſetzet ſich zur Tafel dann,
Der Paſtor ſitzet oben an.
Man ſpeiſet Wurſt und Cotelett,
Paſteten, Kuchen, Omelett.
Und Alles ſchmeckt den Herren ſehr,
Und macht der Wirthin große Ehr'.

Der Paſtor nun das Glas erfaßt,
Und macht ſich fertig zum Toaſt.
Erhebet ſich und rufet laut:
„Hoch lebe Bräutigam und Braut!
„Und morgen will **ich** Agnes frein,
„Und **Friedrich** ſoll der Paſtor ſein.“

Man wiederholte, wie er ſprach,
Die Hochzeit an dem nächſten Tag,
Wo wieder Aller Auge hing
Am ſchönen Haderlumpenring.
Und wer ſo einen Ring beſitzt,
Der halte ſeine Hochzeit itzt.



2.

Das gelehrte Kätzchen.

Emilchen hat — wer hätt's gedacht? —
Sich einen rechten Spaß gemacht.
Sie nahm vom Fenſterſtocke da
Die Brille der Frau Großmama,
Und ſetzte ſie — ei welcher Spaß! —
Dem Miezekätzchen auf die Naſ',
Und legte vor das Kätzelein
Die Zeitungen noch obendrein.

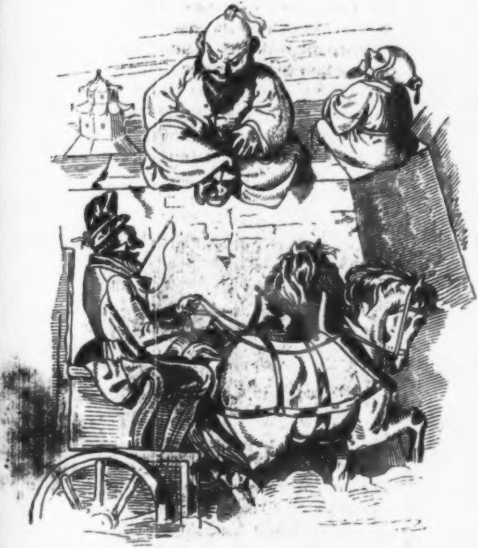
Das Miezekätzchen ſtellte ſich
Recht ehrbar an und ordentlich.
Es that, als ob es leſen könnt'
Und viel von Politik verſtänd'.
Doch plötzlich putzt es ſich die Naſ' —
Aus war der ganze ſchöne Spaß! —
Die Brille fiel herab: kling, kling!
Zerſprungen war ein Glas im Ring.

3.

Wie mag's in China ſein?

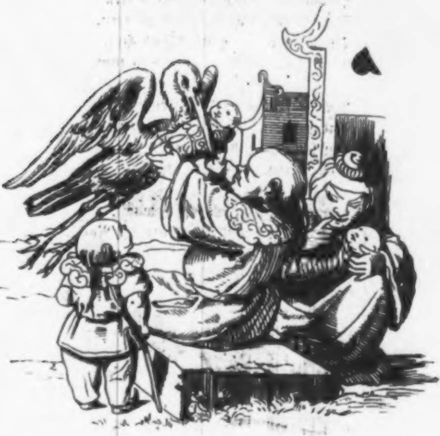
In China, das iſt weit von hier,
Iſt's wunderlich, daß ſag' ich dir.
Es wohnen die Chineſen dort,
Die ſprechen deutſch kein Sterbenswort.

Sie bauten um ihr Reich umher
'ne große Mauer bis zum Meer.
Sie ſitzen auf der Mauer 'rum,
Und wackeln mit dem Kopfe ſtumm.



Und, kommt ein Fremder ankutſchirt,
Sie fragen, ob er Opium führt;
Und zeiget er kein Opium für,
So darf er nicht herein zur Thür.

Das Opium aber rauchen ſie
Mit ganz beſonderem Plaiſie.
Sie rauchen es wie Kraustabak,
's iſt ſo chineſiſcher Geſchmack.



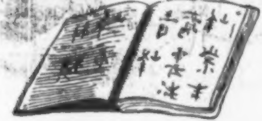
Und kommt man in das Land hinein,
Da ſchaut man Menſchen groß und klein.
Sie wachſen da ſo dick und dicht,
Als wie bei uns der Waizen nicht.

Und weil ſo viele Menſchen ſind,
Wirft man in's Waſſer manches Kind.
Man thät' geſcheidter, ſchöß man gleich
Die Störche todt im ganzen Reich.

Es haben Damen dort und Herrn
Die Glöckchen ganz beſonders gern.
Sie hängen ſie an Kleid und Hut,
Was ganz erſchrecklich pimpeln thut.

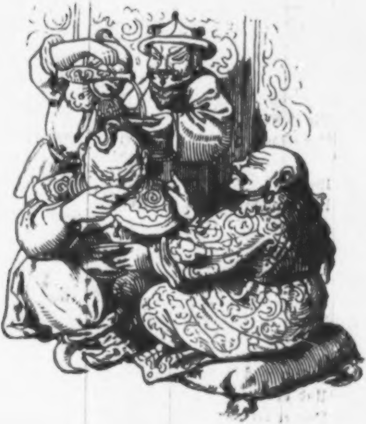
Viel Porzellan wird fabricirt
Und ſtockchineſ'ſch illuminirt.
Bei Nankin ſteht ein Thurm gar groß,
Von buntem Porzellane blos.

Zinnober wird auch viel gemacht,
Und Tuſche pechſchwarz, wie die Nacht.
Man malet Krikelkrakel dann,
Die ein Chineſe leſen kann.



Sie kannten das Schießpulver eh'r
Als wie die klugen Europä'r.
Sie färbten ſeidne Stoffe bunt,
Bevor es ein Lyoner kunnt.

Wie man bei uns Kartoffeln baut,
Man dort nur Theeplantagen ſchaut.
Die Blätter aber röſtet man
Auf heißen Kupferdreiern dann.



Und wo Chineſen kneipen gehn
Jſt weder Bier noch Wein zu ſehn.
Sie trinken Thee und wieder Thee,
Denn dort graſſirt die Diarrhöe.

Ein Fluß iſt dort ſo gelb wie Ei,[1]
Das fördert ſehr die Malerei.
Man ſchöpfet ihn mit Schüſſeln aus
Und kocht ſich Eierſuppe draus.

Ein and'rer Fluß iſt himmelblau,[2]
Drin bläut die Wäſche manche Frau.
Die Kinder, welche manſchen da,
Bekommen blaue Finger ja.

Die Leute reden immer hin
Nur tſching, tſchang, tſchong und tſchang, tſchong, tſchinn.
Un[illegible] ſe, ſi, ſo, ſuh,
U[illegible]zweln nicht dazu.

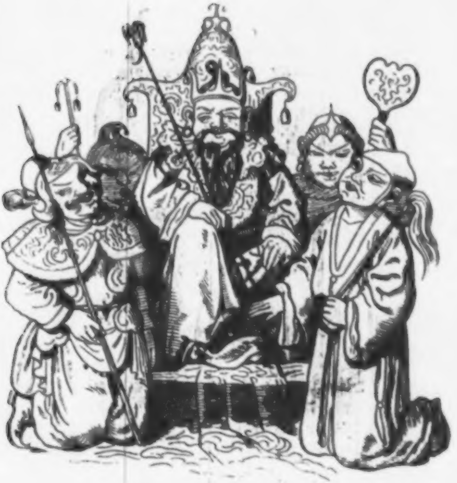
Man ſchert ſich kahl den ganzen Kopf,
Und [illegible] einen dünnen Zopf.
Den Frauen zwängt den Fuß man ein,
Damit er bleibe winzig klein.

Zuletzt muß man nach Peking gehn,
Und dort den großen Kaiſer ſehn,
Wie er regiert ſein himmliſch Reich,
Und ißt und trinkt und ſchläft zugleich.

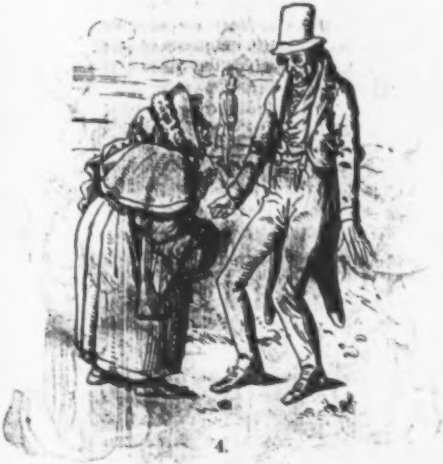
---

[1] Der Hoang-ho oder gelbe Fluß.

[2] Der Jantſe-kiang oder blaue Fluß.



Die Mandarinen dienen ihm,
Und ſingen, wie die Seraphim,
Das „Gott erhalte Franz den Kaiſer“
nach alter Melodei.



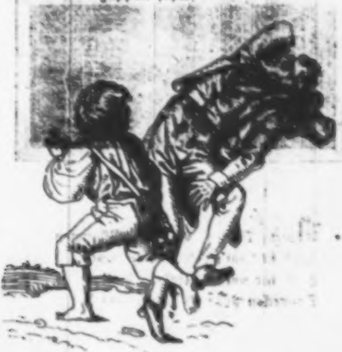
4.

Herr Zappelbär.

Was kommt denn dort die Straße her?
Das iſt Herr Zippel-Zappelbär!
Er hat ein höchſt bewegt Gemüth,
Drum zappelt an ihm jedes Glied.
Die Luſt greift an Herrn Zappelbär,
Er zappelt, zeppelt, zippelt, zoppelt,
zuppelt ſehr.

Da kommt ja auch Frau Pimperlich,
Und klaget ihm gar jämmerlich,
Daß ſie ein chroniſch Magenweh
Vom Kopfe hab' bis in die Zeh'.
Das greifet an Herrn Zappelbär,
Er zappelt, zeppelt, zippelt, zoppelt,
zuppelt ſehr.

Da kommt auch Herr von Thränenſchwer,
Und klagt, es ſei zehn Jahre her,
Daß ſeiner Urgroßmutter Ohm
Am Schlag geſtorben ſei in Rom.
Das greifet an Herrn Zappelbär,
Er zappelt, zeppelt, zippelt, zoppelt,
zuppelt ſehr.



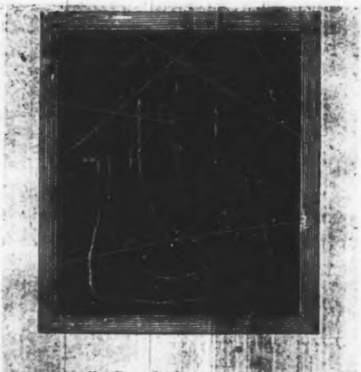
Da kommt ein kleiner Bub' gerannt,
Ein Syruptöpfchen in der Hand.
An Zappelbärchen ſtößt er, ach!
Der Topf zerbricht mit lautem Krach,
Der Syrup fließt auf Zappelbär,
Und mauſetodt vor Schreck iſt er.

5.

Was unſere lieben Kinderchen auf die neuen Schiefertafeln gemalt haben, die ihnen der heilige Chriſt gebracht hat.

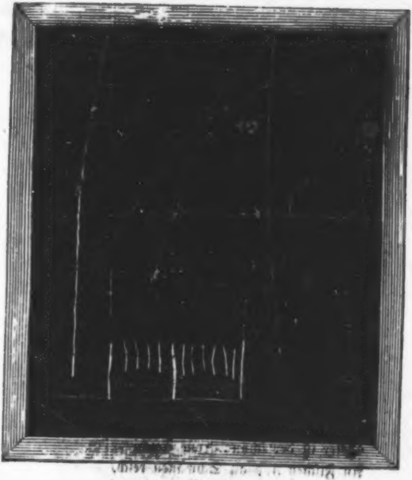
1. Von Ännchen gemalt.

Äpfel, Birnen, Kirſchen, Pflaumen
Sind für unſ'rer Kinder Gaumen,
Sind für unſ'rer Kinder Mund,
Schmecken gut und ſind geſund!



II. Von Guſtav gemalt.

Hier iſt der ſchöne große Teich,
An Fiſchen und an Schwänen reich,
Und brockt das Kindchen Brot hinein,
Ei, werden ſich die Thierchen freun!



Es malt Georg mit viel Geſchick
Die Chemnitzer Kattunfabrik.
Der große Schornſtein raucht einmal!
Im Hauſe iſt der Druckerſaal,
Worin man für die Kinder gut
Die Sonntagskleider drucken thut.

IV.

Der kleine Ludwig malte hier
Dieß Bild in frommer Einfalt mir.
Der Heiland iſt's, der gute Hirt,
So wie er oft gemalet wird.

Er lud auf ſeine Schulter ſich
Ein Schäfchen krank und jämmerlich:
Es war verloren und verirrt,
Er trägt es heim, als guter Hirt!

[illegible] Karlchen gemalt.

Hier [illegible]
Die [illegible] Tag,
Die al[illegible] Mäuschen huſcht,
Und ſelber Speck und Rahm benaſcht.

VI. Vom Erneſtinchen gemalt.

Es kräht der Hahn, das Hühnchen frißt
Juſt ſo, als wie es wirklich iſt.

VII. Von Richard gemalt.

Der böſe Mann kommt mit der Ruthe,
Die Zuckertüte bringt der gute.
Der böſe Mann die Peitſche ſchwingt,
Der gute eine Brezel bringt.

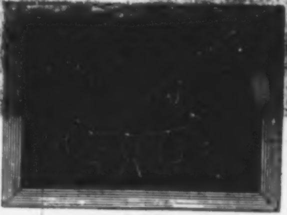
Ei, guter Mann, wir bitten ſehr,
Bring' uns recht gute Sachen her!
Du alter böſer, böſer Wicht,
Schlag' uns mit deiner Peitſche nicht!

VIII. Von Gottfried gemalt.

Hier ſteht der ſchöne Weihnachtsbaum
Mit Nüßchen voller goldnen Schaum,
Mit allerliebſten Zuckerwaaren,
Und oben fliegen Engelſchaaren,
Mit vielen, vielen Lichtelein:
Das Jeſuskindchen ziehet ein!

Und ſpricht Mama: „Nun wählet euch
„Ein Stückchen von dem Zuckerzeug!“

Das kleine Paulchen möchte gern
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]



IX. Von Fanny gemalt.

Männel und Weibel tanzen hier,
's machet ihnen viel Plaiſir.
Ringel, ringel, ringel ring!
Hoppſa, liebes Schatzel, ſpring!

X. Von Albert gemalt.

Hier ſauſet auf der Eiſenbahn
Der lange Wagenzug heran,
Die Räder laufen flügelſchnell,
Die Pfeife pfeifet ſcharf und hell.

Der ſchwarze Schornſtein dampft und raucht,
Es werden Kohlen viel verbraucht.
Locomotivenführer ſieht,
Ob das Ventil er richtig zieht.

Es hängt der Kohlentender dann
An der Locomotive dran.

Der Heizer heizet tüchtig ein,
Der Roſt muß helle Funken ſpein.

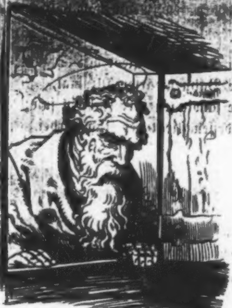
Es folgen die Packwagen drauf,
Sie ſind bepackt bis oben auf
Mit Sack und Pack, mit Kiſt und Kaſt,
Wol hundert Zentner iſt die Laſt.

Perſonenwagen folgen jetzt
Mit Reiſenden gar wohl beſetzt.
Die Schaffner ſitzen oben ſtill,
Und bremſen, wenn man halten will.

Der Telegraph giebt das Signal;
Die Bahnenwärter allzumal,
Die ſchwingen ihre Fahnen frei;
Indeſſen fliegt der Zug vorbei.

Die Himmelsſchlüſſel.

An einem ſchönen Frühlingstag
Am Himmelsfenſter Petrus lag,
Er ſchaute nieder auf die Welt,
Ob Alles noch, wie ſonſt, beſtellt,
Und drehte dabei recht gewandt
Den Himmelsſchlüſſel in der Hand.



Doch bei dem Schau'n und bei dem Spiel
Der Himmelsſchlüſſel ihm entfiel,

Der blinkte durch die blaue Fern',
Als wie ein funkelheller Stern.
Sanct Petrus ſah ihm nach betrübt. —
'ſ iſt ſchlimm, wenn man nicht Obacht giebt!

Zur Erde fiel das Schlüſſelein,
Und ſchlug tief in den Boden ein;
Doch aus dem Boden ſproßten drauf
Die ſchönſten Himmelsſchlüſſel auf.
Und, wenn ſie blühen, öffnet ſich
Ein Frühlingshimmel wonniglich.

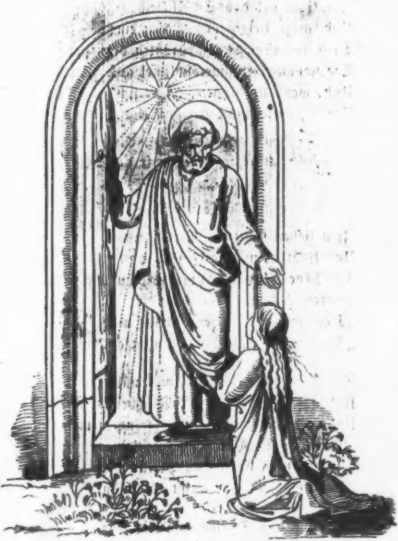
II.

Zum lieben Gott der Petrus ging,
Und klagt' ihm, wie es ihm erging.
Der liebe Gott ſpricht: „Weil du mir
„Getreu bekenneſt, helf' ich dir;
„Doch mit Verleugnen kommet man,
„Wie dir bekannt, bei mir nicht an."

Der liebe Gott ein Sternchen nahm,
Und gab's dem Goldſchmied lobeſam.
Und ſprach: „Aus dieſem Sternchen mein
„Mach' du ein Himmelsſchlüſſelein,
„Und gieb es dann dem Petrus hier,
„Der hütet, wie du weißt, die Thür."

Und, als das Schlüßlein fertig war,
Da bringt's der Goldſchmied Petro dar.

Der ruft: Ei, Goldſchmied, habet Dank!
Iſt das ein Schlüßlein blitzeblank!
Ich laſſ' gewiß das Spielen ſein,
Schau' ich hinab zum Fenſterlein!



Und Petrus ſteht nun, wie zuvor,
Als Pförtner an des Himmels Thor.
Und kommt ein fromm verſtorben Kind,
Dem öffnet er die Thür geſchwind.
Er führt es in den Himmelsſaal,
Da fliegen Engel ohne Zahl.

Er ſpricht: „Mein liebes Kindchen, ſei
„Nur guten Muths und ohne Scheu.
„Bekenne frei, was du gethan,
„Dann nimmt dich Gott in Gnaden an;
„Denn ſeines lieben Sohnes Blut
„Kommt **dir** ſowohl, als **mir** zu gut.“

7.

Die Geſchichte vom Wilhelm Tell.

I.

Der aufgepflanzte Hut.

Der erſte Albrecht[1]) wollte gern,
Daß die Waldſtädte[2]) ihn als Herrn
Erkennen ſollten, und zugleich
Sich ſagen los vom deutſchen Reich.

---

1) Albrecht I., deutſcher Kaiſer und Herzog von Öſtreich, Sohn des Rudolph von Habsburg.

2) Uri, Schwyz und Unterwalden.

Doch ſagten die Waldſtädte: „Nein,
„Wir wollen treu dem Reiche ſein.
„Ein Herzog ſteht uns wenig an,
„Wir ſind froh, daß wir keinen han.“

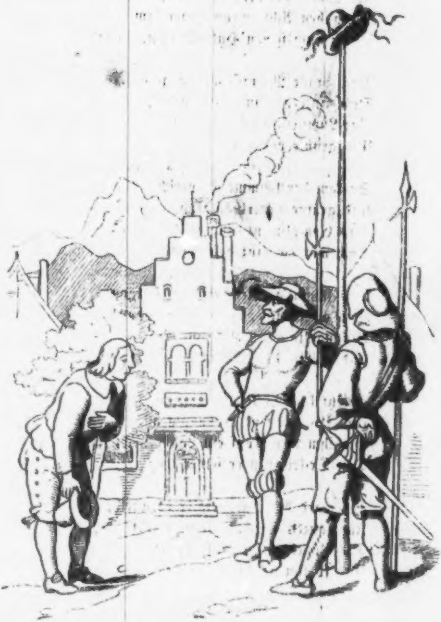
Doch das verdroß dem Albrecht ſehr.
Er ſann auf Rache hin und her,
Und ließ durch ſeine Vögte ſchlecht
Die armen Schweizer plagen recht.

Der Geßler, der zu Küßnacht ſaß,
Ein bitterböſer Herre was,
Im Jahre dreizehnhundert ſieb’n
Hat er es alſo ſchlimm getrieb’n.

Er ritt im ganzen Land umher,
Mit Wort und That verhöhnte er
Der Schweizer alten, frommen Brauch,
Und kam dabei nach Altorf auch.

Und pflanzte dort voll Übermuth
Auf eine Stange ſeinen Hut.
Und ſprach: „Vor dieſem Hute hier
„Verneig’ ſich Alles, wie vor mir!

„Und, wer ſich nicht vor meinem Hut
„Ganz ehrfurchtsvoll verneigen thut,
„Den will ich ſtrafen ſicherlich
„So ſtreng, daß er gedenkt an mich.“



Er ſtellte zwei Landsknechte drauf
Als Wache bei dem Hute auf,
Die gaben Acht, wenn Einer kam,
Ob er auch ſeinen Hut abnahm.

Doch brave Männer wichen gern
Dem Hute aus in weiter Fern',
Nur Lumpenwaare kam vorbei,
Und grüßte voller Kriecherei.

So kam der krumme Heinerich
Und grüßte unterthäniglich.
Das Compliment ging freilich ſchief,
Doch war es ganz gehörig tief.

Das ſchmuz'ge Lieschen von Salopp
Kam angehinket, hopp hopp, hopp!
Sie machte einen Knix im Nu,
Und ſchielte den Landsknechten zu.

Zuletzt kam Töffel Dummrian,
Und ſah den Hut großäugig an,
Bis ihm vom Kopf ein Landsknecht ſchlug
Den Deckel, den er ſelber trug.

So ward der Hut, wie er es werth,
Im ganzen Schweizerland geehrt.
Die Vögel haben drauf hoſirt
Und ſo ihn würdig honorirt.

II.

Der Schuß.

Zur ſelben Zeit gelebet hat
Zu Bürgeln, bei Altorf der Stadt,
Ein Mann, der Wilhelm Tell genannt,
Der war als rechtlich allbekannt.

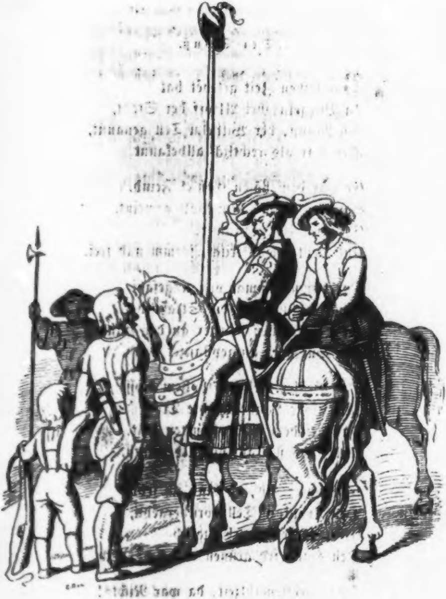
Er war dem böſen Geßler Feind,
Hat treu es mit dem Volk gemeint.
Er haßte jede Tyrannei,
Und liebte, was friſch, fromm und frei.

Der kommt einmal von ungefähr
Zum Schützenfeſt, die Straße her,
Sein Söhnchen Walter an der Hand.
Der Hut hoch aufgepflanzet ſtand.

Der Geßler hielt auf hohem Roſſ'
Mit ſeiner Landesknechte Troß
Juſt bei dem aufgepflanzten Hut,
Und blies ſich auf voll Übermuth.

Er dachte: Ah, da kann ich ſehn
Den Trotzkopf Tell vorübergehn,
Und, wie er ehrerbietiglich
Den Hut wird grüßen und auch mich.

Doch Proſtemahlzeit, da war Nichts!
Der Tell naht kecken Angeſichts,
Er ſchreitet ſtolz vorbei und thut,
Als ſäh' er Landvogt nicht und Hut.



Da kommt hervorgeſprengt der Vogt,
Dem Zornesgluth im Buſen wogt.

Er ruft: „Ihr Knechte, haltet an
„Den unverſchämten Schweizermann!“

Doch Tell, der kehrt ſich um ſogleich,
Und ſpricht: „„Herr Vogt, hier ſteh ich euch;
„„Doch wiſſet, eure Hunde da
„„Läßt Tell ſich kommen nicht zu nah!““

Der Landvogt drauf: „Ihr frecher Mann,
„Ihr wißt, ich habe kund gethan,
„Daß Jeder dieſem Hute hier
„Soll Ehr’ erweiſen, gleichwie mir.

„Weil ihr gehöhnet mein Gebot,
„Seid ihr verfallen nun dem Tod;
„Doch wiſſet, Tell, ich hörte viel,
„Wie gut ihr ſchöſſet nach dem Ziel.

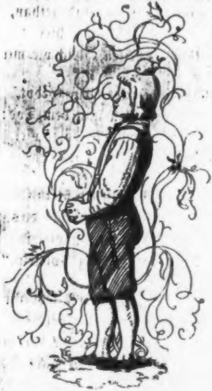
„Ich möchte eine Probe ſchaun.
„Schießt — werdet ihr euch das getraun? —
„Von eures Sohnes Häuptelein
„Ein ſchön, rothwangig Äpfelein.“

„„Ich fürchte Nichts, wie ſehr ihr droht.
„„Gebt mir, wenn ich’s verdient, den Tod,
„„Doch mit des Kindes Leben mag
„„Ich freveln nicht, das wäre Schmach.““

„Ha!“ ruft der Geßler ſchadenfroh,
„Traf ich’s, ſeid ihr empfindlich ſo?
„Marſch! ohne Weit’res ſchießet ihr,
„Sonſt ſchieß’ ich nach dem Knaben hier!“

Der Knabe ruft: „Ei ſchieß', Papa!
„Ich ſteh' wie eine Säule da.
„Schieß' doch, du fehlteſt ja noch nie,
„Und dann, wie wird's dich freuen, wie!"

Der Vater hat ſich ſchnell errafft.
Ein Apfel wird herbeigeſchafft.
Man führet Waltern nach dem Stand,
Der Vater reicht ihm ſtill die Hand.



Am Stande will ein Kriegersmann
Die Augen ihm verbinden dann,
Doch wehret er es ab und ſpricht:
„Der Bub' vom Tell, der blinzelt nicht!"

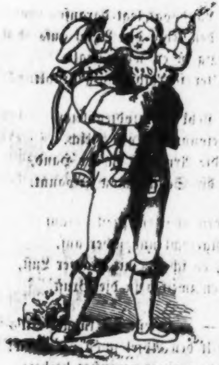
Der böſe Landvogt legt darauf
Ihm auf den Kopf den Apfel auf.
Rothwangig iſt er, wie gemalt,
Auch Walter ſo rothwangig ſtrahlt.

Der Tell ſieht aber todtenbleich,
Den unbekannten Alpen gleich.
Er hält die Armbruſt in der Hand,
Und hat die Senne ſchon geſpannt.

Er legt den ſcharfen Pfeil darauf
Gar kunſtgerecht und ſicher auf.
Verbirgt, es ſcheint mit grauſer Luſt,
Noch einen zweiten in die Bruſt.

Er zielt — er ſchießt mit kühner Eil':
Dort theilt den Apfel ſchon der Pfeil!
Der Knabe ſpringt vergnügt herbei:
„Der Apfel", ruft er, „flog entzwei!"

Da faßt ſein Kind der Wilhem Tell,
Wie blickt ſein Auge freudig hell!
Wie hält er ſeinen Knaben feſt,
Wie innig an ſein Herz gepreßt!



Der Knabe ruft mit frohem Muth:
„Juchhei, der Papa zielet gut!
„Schaut nur den Apfel, den er traf,
„Juchhei, der Papa ſchießet brav!“

„Ei, Tell, ihr ſeid“, ruft Geßler laut,
„Ein Meiſterſchuß, wie Jeder ſchaut!
„Und, da der Pfeil den Apfel traf,
„So ſeid ihr frei von aller Straf’.“

„Ihr könnt mit eurem Söhnelein
„Nach Herzensluſt euch wieder freun;
„Doch ſagt, noch mäßigt eure Luſt,
„Was ſoll der Pfeil da in der Bruſt?“

„„Herr Landvogt,““ rufet Tell darauf,
„„Den Pfeil bewahrt' ich für euch auf:
„„Traf jener euern Apfel nicht,
„„Traf dieſer euch mit Zuverſicht!““

Der Geßler den Landsknechten winkt.
Er ruft: „Holla, die Ketten bringt!
„Und leget dieſen Mann hinein,
„Er ſoll ein Beiſpiel Allen ſein.“

„Ihr Schweizerhunde rings herum,
„Die ihr die Zähne fletſchet ſtumm,
„Wißt, daß man Jedem alſo thut,
„Der Öſtreich höhnt in Übermuth.“

„Ein nacktes Hirtenvolk ſeid ihr,
„Das niemals trug die Harniſchzier,
„Das nie die Schlachtdrommete rief,
„Das bei Schalmeigedudel ſchlief.

„Ein Volk, das leitet Kuh und Geiß,
„Das Nichts von ſtolzen Roſſen weiß.
„O armes Völkchen, beuge dich,
„Denn Ritter zürnen fürchterlich!“

Derweil man Tell in Feſſeln ſchlägt,
Der es mit ſtolzem Blick erträgt,
Und nur zu ſeinem Walter ſpricht:
„„Mein Herzensſöhnchen, weine nicht!

„„Der Herre Chriſt, der mehr ertrug,
„„Der, glaub' es, Kind, iſt ſtark genug,

„„Daß er dieß Eiſenband zerreißt,
„„Und herrlich ſich an uns erweiſt.““

Der Tell, gekettet und geſchnürt,
Ward ſchonungslos hinweggeführt,
Und bei den Schweizern rings umher,
Da ſah man fließen manche Zähr'.

Der Eine ſprach: „Wie war er gut!“
Der Andre: „Wie voll hohen Muth!“
Der Dritte: „Kam Eins in Gefahr,
„Der Tell gewiß ſein Retter war.“

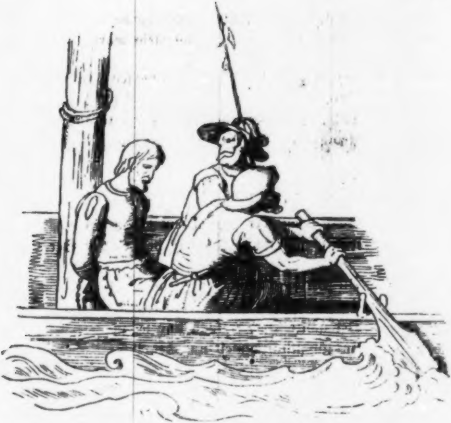
Den kleinen Walter führte man
Nach Hauſe zu der Mutter dann.
Die betete zum lieben Gott,
Daß er ein Ende mach' der Noth.

III.

Der Sturm.

Der Vogt brach mit dem ganzen Troß
Nach Küßnacht auf, nach ſeinem Schloß.
Er hat von Altorf ſich gewandt
Nach des Waldſtädter Sees Strand.

Dort ſtieg er mit den Leuten ſein
In ein bereites Schiff hinein.
Der Tell, der ſchwere Ketten trägt,
Wird auf den Boden hingelegt.



Bald ſchallt der Ruder muntrer Schlag,
Es iſt ein ſchwüler Junitag,
Das Waſſer ſchweiget ängſtlich ſtill,
Wie, wenn's ein Wetter künden will.

Jedoch den Schiffern wird nicht bang,
Es tönt ihr froher Chorgeſang.
Und, auch der Vogt erfreut ſich baß,
Weil er dem Volk anthat Etwas.

Ha, denkt er, hab' ich nur erſt feſt
Den Weiſel aus dem Bienenneſt,

So macht der ganze, wirre Schwarm
Den Kopf mir ferner nicht mehr warm.

Zwar ſpricht das Volk im frommen Trutz:
Gott iſt uns ewig Schirm und Schutz!
Doch, wo der Krieger herrſcht mit Graus,
Reißt ſo ein ſanfter Herr-Gott aus.

Im Mittag aber thürmet ſich
Ein Wetter ſchwarz und fürchterlich.
Schon heult der Sturm ſein wildes Weh,
Und ſchnaubt und raſt und peitſcht den See.

Die Welle ſchäumt, die Welle ſteigt,
Und wirft das Schiff ſo federleicht.
Der ganze See, er kocht und wogt,
Und ängſtlich winſelt nun der Vogt.

Und, wie der ferne Donner rollt,
Da ruft er: „Gott im Himmel grollt!
„Doch, was zum Teufel ſchert mich dieß! —
„Hu! jetzt erſauf' ich ganz gewiß!“

„Ha! wie der Himmel flammend lacht,
„Und Schlag auf Schlag der Donner kracht!
„Ihr Wogen, wollt ihr was von mir? —
„Hu, hu! ich muß erſaufen hier!

„Hör' Tell! du biſt ein guter Mann,
„Hör', guter Tell, o hör' mich an!
„Man ſagt mir, guter Tell, du ſei'ſt
„Ein Steuermann geſchickt und dreiſt.

„Hör', Tell, errette mich und dich,
„Ich will dir lohnen königlich.
„Und — bricht das Schiff, dann ſicherlich
„Ertrinkſt du eher noch als ich."

„Bedenk' der Ketten ſchwer Gewicht,
„Die laſſen, Tell, dich ſchwimmen nicht.
„Und nun, zum Teufel, Tell, ſag' an!
„Willſt machen du den Steuermann?"

Tell ſpricht: „So löſt das Eiſenband,
„Die Rettung ſteht in Gottes Hand.
„Er iſt es, welcher Hülfe ſchickt
„Dem Frommen, der zum Himmel blickt.

Man macht nun auf des Landvogts Wort
Den Tell von Feſſeln frei ſofort,
Der faßt des Steuerruders Knauf
Und lenkt das Schiff im wilden Lauf.

Die Wogen ſpritzen um ihn her,
Die rothen Blitze blenden ſehr,
Der Donner zieht den Berg entlang,
Und hallt durch alle Thäler bang.

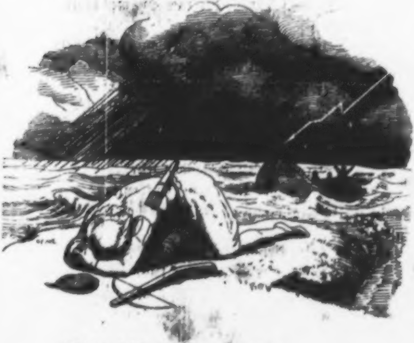
Der Landvogt ſchwitzet kalten Schweiß,
Die Landesknechte beten leis.
Sie liegen in des Schiffes Raum,
Und wagen ſich zu athmen kaum.

Doch hoch am Steuer ſteht der Tell,
Vom Blitzesſchein das Antlitz hell.

Er lenkt zum Axenberg das Schiff,
Dort, nach der Platte bei dem Riff.

Jetzt ſtreift das Schiff die Platte faſt.
Tell ſeine Armbruſt flugs erfaßt,
Und, jetzt, wie eine Gemſe ſchnell,
Hoch auf die Platte ſpringt der Tell.

Stößt mit dem Fuß noch hinterdrein
Das Schiff weit in den See hinein.
Vom Schiffe ſchallt ein lauter Schrei:
„Wir ſind verloren, Tell iſt frei!“



Tell auf ſein Antlitz niederfällt,
Ihm ſcheint erneut die ganze Welt.

Und ſeine Seele dankt entzückt
Dem Herrn, der ihn der Noth entrückt.

Das Wetter läßt nun allgemach
Mit ſeinem wilden Toben nach,
Die Wolkenſcharen werden dünn,
Verfliegen ſich nach Deutſchland hin.

Des Himmels Fürſtin tritt hervor,
Streift von dem Haupt den Nebelflor,
Ihr erſter Blick beglänzet hell
Den betend hingeſunknen Tell.

Tell, vom Gebet erſtanden, ſieht,
Wie ringsum Alles friſcher blüht.
Es ſpielt der See, beruhigt kaum,
Mit dem ſo wild erzeugten Schaum.

Und auch ſein Herz erblühte neu
Im Gnadenſchein der Gottestreu',
Nur in der Ferne hallet nach
Das Wetter, welches auf ihm lag.

Er ſpricht, indem er, was durchnäßt,
Der lieben Sonne trocknen läßt:
„Nicht niedre Rache ſoll es ſein,
„Ich kann dem grimmen Feind verzeihn.

„Doch ſei von mir, o Chriſtenheit,
„Von einem Frevler jetzt befreit!
„Und vom Tyrannen werde ich,
„Mein Vaterland, erretten dich!

„Gott giebt ihn heut in meine Hand.
„Es gilt um Gott und Vaterland!
„Auf! nach dem Hohlweg muß ich gehn
„Und dort hoch auf dem Felſen ſtehn.

„Dort wird von meiner ſichern Hand
„Ein Pfeil ihm in das Herz geſandt. —
„Verblute dich, o Tyrannei!
„Mit Gott, mit Gott! Die Schweiz iſt frei!"

IV.

Geßlers Tod.

Der Vogt, der mit genauer Noth
Entronnen war dem Wellentod,

Verläßt mit ſeinem Troß den Kahn,
Und zieht den Bergespfad hinan.

Er blickt ſo kecklich um ſich her,
Gedenkt des Sturmes gar nicht mehr,
Und treibt ſchon wieder ſeinen Spott
Mit Schweizereinfalt, Recht und Gott.

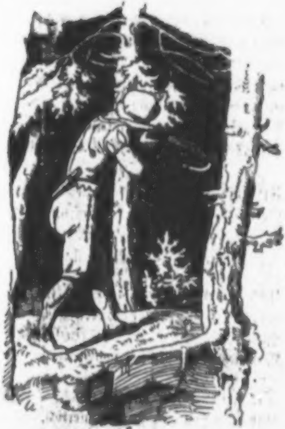
Er fühlt ſich ſicher unbedingt,
Von ſeiner Knechte Schwarm umringt,
Die hinter ihm und vor ihm zieh'n,
Die ſtets bereit, zu ſchützen ihn.

Und immer aufwärts geht der Zug,
Der Weg, der Anfangs breit genug,
Wird immer ſchmäler, daß ein Mann
Nur nach dem andern gehen kann.

Die Felſenwände nähern ſich,
Und ſchließen eng und ſchauerlich,
Als wollten ſie erdrücken Die,
Die ſich gewaget zwiſchen ſie.

Doch luſtig über dem Geſtein
Lacht in die Kluft der Tag hinein.
Je dunkler ſie, je lichter nur
Scheint aus der Tiefe der Azur.

Und luſtig ſchallt im vollen Chor
Der Landesknechte Sang empor.
Ein Lied, was Zucht und Sitte höhnt,
Und gellendes Gelächter krönt.



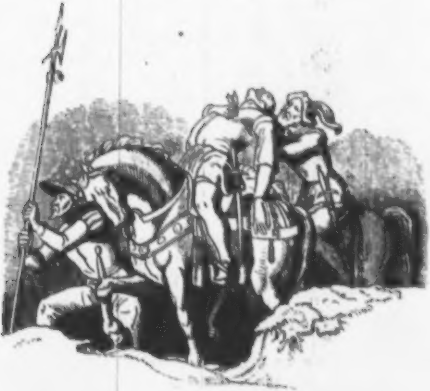
Jeßt flieget, mitten in der Luſt,
Ein Pfeil dem Landvogt in die Bruſt.
Zum Tod verwundet ſtürzt er ſchnell,
Und ruft: „Bei Gott, das kam vom Tell!“

Da tritt ſchon auf die Felſenzinn'
Der Tell mit ſeiner Armbruſt hin,
Und ruft: „Mein Gott, ich danke dir,
„Daß du den Pfeil geführet mir!

„Stirb, frevelvoller Böſewicht!
„Doch wiſſe, eh' dein Auge bricht,

„Es ſtrahlt der Schweiz in deinem Tod
„Der nahen Freiheit Morgenroth.“

Es läuft von Mund zu Mund in Eil':
„Der Geßler fiel von Tellens Pfeil!
„Auf, auf, o Schweiz, ermanne dich,
„Sonſt rächt ihn Öſtreich fürchterlich!



„Und Mann und Bube, Weib und Greis
„Entbrennt von Freiheitsliebe heiß,
„Und jaget Öſtreichs Räuberſchar
„Vom Schweizerherd auf immerdar.

„Dann wird lebendig das Geſtein,
„Und Nichts wird euer Panzer ſein,
„Wenn jeder Felsblock ſich bewegt,
„Und donnernd auf euch niederſchlägt!

„Und Gott, der Unterdrückten Arm,
„Der donnert ſelbſt in euern Schwarm.
„Er iſt es, der nie unterliegt,
„Und wer mit ihm nur kämpfet, ſiegt!

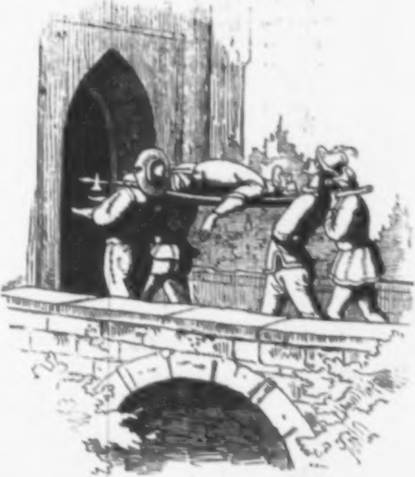
„Drum, Geßler, laß dir's nicht ſein Leid,
„Daß dich mein Pfeil gefället heut.
„Du nimmſt den Troſt mit in das Grab,
„Daß dein Tod uns die Freiheit gab!“

Kein Landsknecht ſchoß nach Tell hinauf,
Der, ohn' ſie zu beachten, drauf
Die Armbruſt auf die Schulter hing,
Und ſtolzen Schritts von dannen ging.

Die Landesknechte ſchauten lang
Verwundert nach des Helden Gang,
Bis er, an einer Felſenwand
Umbiegend, ihrem Blick entſchwand.

Sie bauten eine Bahre feſt
Von Hellebarden und Geäſt,
Und legten auf die Bahre drauf
Des Landvogts blut'ge Leiche auf.

Bedeckten ihn mit grünem Reiſ',
Und trugen ihn nach Küßnacht leis,



Wo er, ohn' alles Herzeleid,
Beſtattet ward zu ſeiner Zeit.

Und ſchwalbenſchnelle flog die Mähr,
Von Geßlers Tod im Land umher,
Und wohin dieſe Kunde ſcholl
Da rief man hohen Muthes voll:

„Auf, auf! die Waſſen in der Hand!
„Befreit das ſchöne Vaterland!
„Am Neujahrstage ſammelt euch,
„Und jagt von hinnen Öſterreich!“

Und alſo, wie es ausgemacht,
Am Neujahr dreizehnhundert acht,
Da ſtürmten Alle, Klein und Groß,
Auf die mißbrauchten Burgen los.

Die Vögte jagte man mit Schand’
Aus dem geliebten Heimathland,
Und riß die ſtolzen Feſten ein,
Ließ auf dem andern keinen Stein.

Die Väter ſetzten Burgen her
Vor äußerm Feind als gute Wehr,
Jetzt hat daraus der Fremden Macht
Zwingburgen für das Volk gemacht.

Darauf hat ſich die Schweiz befreit
In zwei Jahrhundert langem Streit,
Und große Schlachten ſind geſchehn
Voll Tapferkeit, wie nie geſehn.

Bei Moorgarten, o ſchöne Schlacht,[1]
Wo noch kein Pulver hat gekracht,
Wo noch des Mannes Tapferkeit
Den Sieg verleihte in dem Streit.

---

[1] Am 8. December 1315.

Da hat der Tell gekämpfet mit,
Und iſt vom Platz gewichen nit,
Bis Öſtreichs Panzer, welche Schmach!
Der nackten Schweizerkraft erlag.

Bei Sempach, wo der Winkelried[1])
So muthig brach der Feinde Glied,
Wo er, voll hoher Todesluſt,
Die Lanzen ſtieß in ſeine Bruſt.

Bei Näfels, wo der Feindesmacht[2])
Der letzte Schlag ward beigebracht,
Und ſpäter hat der Maximilian[3])
Auch ſeinen Zahlaus noch empfahn.

So ward durch ihre Tapferkeit
Die Schweiz gar groß[4]) und frei im Streit,
Der Baſ'ler Frieden hat alsdann[5])
Beſtätigt ihr, was ſie gewann.

Und, auch noch heute prangt die Schweiz
In ihrer freien Berge Reiz,

---

1) Am 9. Juli 1386.

2) Am 9. Mai 1389.

3) Maximilian I., Kaiſer von Deutſchland, konnte die Schweizer, wie ſeine Vorfahren, ebenfalls nicht bezwingen, und mußte den Baſ'ler Frieden eingehen.

4) Die Schweiz gewann nach und nach alle Lande zwiſchen Alpen und Rhein, das ganze Aargau und Thurgau und die Grafſchaft Toggenburg von Öſterreich, ja ſogar deſſen Stammſchlöſſer Habsburg und Kiburg.

5) Am 22. September 1499.

Und bietet eine Zuflucht an
Jedwedem unterdrückten Mann.[1])

Und Gott der Herr mit ſtarker Hand
Beſchützt das liebe Schweizerland,
Und Heil den Schweizern, wenn ſie ſich
An Gott nur halten ewiglich!

V.

Tell's Tod.

Es lebte Tell nach der Geſchicht'
Als ächter Schweizer fromm und ſchlicht,
Und, gab es irgend wo Gefahr,
Der Tell als Retter nahe war.

Er war mit Ehren worden Greis,
Und Bart und Haupthaar ſilberweiß,
Und Enkel ſpielten ihm um's Knie:
Die Kinder, o wie liebt er die!

Da, dreizehnhundertfünfzig, ſchwoll
Die Reuß[2]) von Alpenwaſſern voll.
Das Felſenbett wird ihr zu ſchmal,
Sie reißt die Hütten weg im Thal.

---

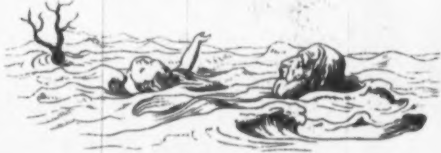
1) Leider auch manchem Lump.

2) Nach anderen Angaben war es der Schächenfluß, in welchem Tell auf die hier beſchriebene Weiſe den Tod fand.

Tell, bei der Ueberſchwemmung Graus,
Bleibt **nicht** mit ſeiner Hülfe aus.
Er ſtürzt ſich mit dem alten Muth
In die hochangeſchwellte Fluth.

Und dieſes Weib und jenen Greis
Entriß er ſchon der wilden Reuß,
Da ſieht er, wie die Hände ringt
Ein Knabe, der ſchon unterſinkt.

Schon theilet die empörte Well'
Mit ſeinen Rieſenarmen Tell,



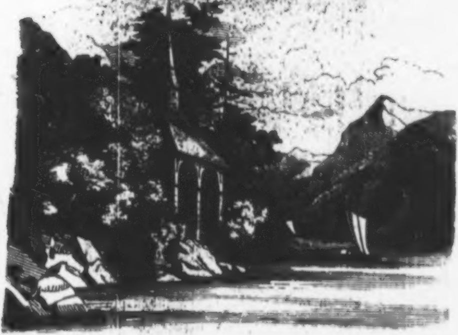
Schon faßt er nach dem Knaben dort —
Da reißen ihn die Fluthen fort.

Erbarmungsloſe, wilde Reuß,
Was that dir Tell, der edle Greis?
Was führſt du **Den** in's feuchte Grab,
Der ſeinem Volk die Freiheit gab?

Tell, ob die Fluth dich weggeführt,
Vom Zeitenſtrome unberührt,

Erglänzt dein Name ewig hell,
Du Volksheil'ger, Wilhelm Tell!

Fünfhundert Jahr nach deinem Sein 1)
Denkt noch dein Volk lebendig dein,
Giebt noch genau die Orte an,
Wo deine Thaten einſt geſchahn.



„Am Tellenbrunnen“ heißt die Au',
Wo du den Apfel trafſt genau,
Der Felſen „Tellenplatte“ heißt,
Den du erſprangſt vom Schiffe dreiſt.

---

1) Tell endete im Jahr 1350.

Sie bauten auf ihn die Kapell'[1])
Zum Angedenken dir, o Tell!
Und dahin Aller Wallfahrt geht,
Und andachtsvoll tönt ihr Gebet.

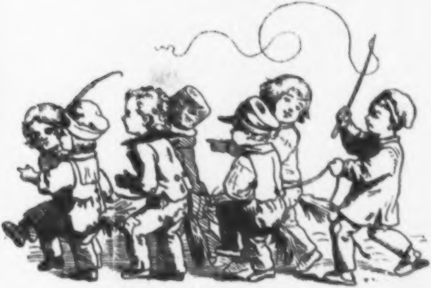
Ein Dankgebet, daß Gott dem Land
Dich einſt als Retter hat geſandt,
Und eine Bitte, daß er dich
Mög' ſelig machen ewiglich.

Fünfhundert Jahr nach deinem Sein
Gedenket auch ein Dichter dein,
Und ſang er nicht mit Meiſterſchaft,
So ſang er doch nach beſter Kraft.

Und ſang mit treuem, deutſchen Muth,
Sang liebevoll und darum gut;
Doch Jeder, der es beſſer kann,
Der ſtimme nun ſein Epos an!

---

1) Im Jahre 1388.



8.

Hotte-Pferdchen.

Ei der Daus, was iſt da los?
Schaut die wilden Pferdchen!
Buben, Buben klein und groß,
Wohl ein ganzes Herdchen!
Hotte-Pferdchen ſpielen ſie,
Aber hört und ſchauet wie!

Fränzchen ſpannte an die Schnur
Dreimal zwei und zweie.
Ei wie luſtig geht die Fuhr'!
Halten gut die Reihe!

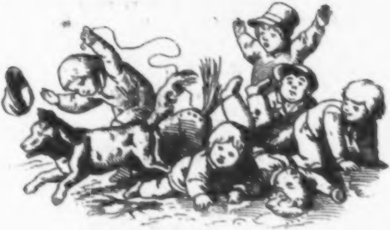
Trapp trapp, trapp trapp, trapp trapp, trapp!
Geht's die Straße auf und ab.

Jedem aus den Hoſen ſteht
Hintenaus ein Schwänzchen;
Haben ſich's aus Stroh gedreht,
's hat's erfunden Fränzchen.
Ei, die Schwänzchen machen ſich
Wirklich ganz abſonderlich!

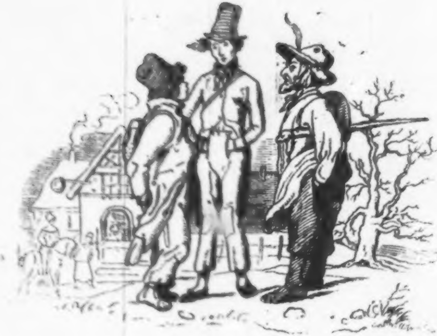
Fränzchen, weil er das erfand,
Fränzchen, welche Ehre!
Ward zum Kutſcher drauf ernannt
Von dem kleinen Heere.
Und er rufet wiſt und hott,
Knallet mit der Peitſche flott.

Wie ſie laufen, wie er knallt,
Um ſie anzufachen!
Wie der Pferdchen Wiehern ſchallt!
Können's trefflich machen!
Trapp trapp, trapp trapp, trapp trapp, trapp!
Geht's die Straße auf und ab.

An der Ecke, weh und ach!
Kommt Kartuſch gelaufen,
Stößet an die Erſten jach,
Rennt ſie über'n Haufen,
Und die Andern purzeln drauf
Alle nach im vollſten Lauf.



Hund und Pferde liegen da
   Und nicht minder Fränzchen.
Manchem ging verloren ja
   Das berühmte Schwänzchen!
Aufgeſtanden leimet man
Sich die Schwänzchen wieder an.



9.

Die drei Landſtreicher.

Drei Landſtreicher ſtehen hier,
Sie haben getrunken Schnaps und Bier.
Sie haben getrunken, geſpielet, gelacht,
Und dabei nicht an die Arbeit gedacht.
Sie haben getanzt und ſich luſtig gemacht,
Bis all' ihr Geld war durchgebracht.

Nun ſtehen ſie hier zur Winterszeit,
Der Wind pfeift durch ihr zerriſſenes Kleid,

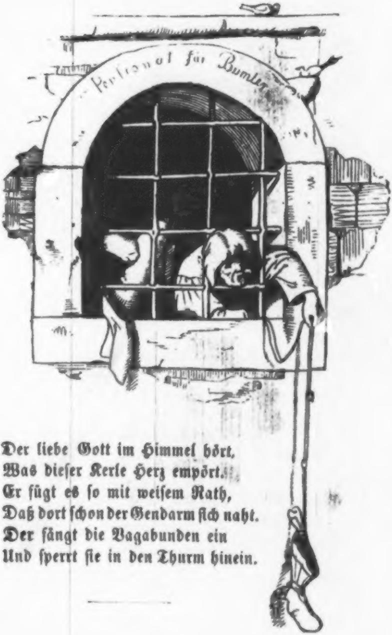
Und ihr könnt die erfrorenen Zehen
Durch die geborſtenen Stiefeln ſehen.
Sie ziehen den Hals in die Schultern ein.
Und ſtecken die Händ' in die Taſchen hinein.

Der erſte ſpricht: „Kreuz-Sapperment,
„Wie mir der Hunger im Magen brennt!"
Der Andere ſpricht: „O wei, o wei,
„Ich geh' vor Froſt faſt gar entzwei!
„Der Wind, der ſchneidet in's Geſicht,
„Schon fühl' ich Naſ' und Ohren nicht."

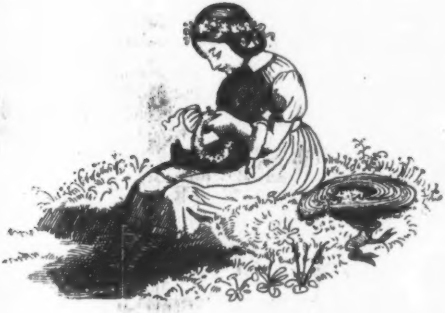
Der dritte, der Schlimmſte von den Dreien,
Der fängt gewaltig an zu ſchreien:
„Was ſteht ihr hier, ſo laufet doch,
„Sonſt fangen uns Gendarmen noch,
„Die ſchickt uns nach der Wirth gewiß,
„Den wir beſtohlen in der Finſterniß!"

„Holla! zum Teufel!" rufen ſie nun,
„Zum Teufel, was iſt jetzt zu thun?
„Wir gehen in die Stadt hinein
„Zum großen Communiſtenverein.
„Bald giebt es wieder Rebellion,
„Wir kennen ja die Sache ſchon!

„Dann wird mit Mord und Brand gedroht,
„Die reichen Hunde ſchlägt man todt.
„Wir theilen in ihr Geld uns dann,
„Es geht das luſt'ge Leben an.
„Wir werden dann die Fürſten ſein,
„Und haben Wurſt und Branntewein!"


Penſional für Bumler

Der liebe Gott im Himmel hört,
Was dieſer Kerle Herz empört.
Er fügt es ſo mit weiſem Rath,
Daß dort ſchon der Gendarm ſich naht.
Der fängt die Vagabunden ein
Und ſperrt ſie in den Thurm hinein.



10.

Das wohlverſorgte Püppchen.

Was machen denn die Mädchen
Im ganzen lieben Städtchen?

Das munt're Iſabellchen
Erweckt das Püppchen ſchnellchen.

Dann holet Henriettchen
Es aus dem Federbettchen,

Und ſauber wäſcht es Ännchen
Im kleinen Badewännchen.

Es zieht ihm Adelheidchen
Ein Hemdchen an und Kleidchen.

Es kämmt und flechtet Clärchen
Ihm ſeine gold'nen Härchen.

Und Bertha giebt dem Püppchen
Das ſüße Morgenſüppchen.

Dann bindet ihm Amalchen
Noch um den Hals ein Schahlchen.

Und zierlich ſetzt ihm Idchen
Ein Häubchen auf und Hütchen.

So geht es mit Elmirchen
In's Feld hinaus ſpazierchen.

Es ſetzet ſich zu Lieschen
Auf's ſchöne, grüne Wieschen,

Und läßt ſich da von Fränzchen
Aus Blumen winden Kränzchen.

Es zeigt ihm Erneſtinchen
Im Heimgehn Putt-putt-Hühnchen;

Indeſſen kann Rebeckchen
Das Mittagstiſchchen deckchen.

Es hebet nun Emilchen
Das Püppchen auf ein Stühlchen.

Jhm bindet vor Jeannettchen
Ein weißes Servietchen.

Es ſchneidet ihm Friedrikchen
Vom Fleiſch und Brot ein Stückchen.

Auch ſchenket ihm Agneschen
Voll Wein das kleine Gläschen.

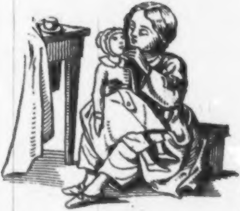
Nachmittag zeigt Mathildchen
Jhm viele, ſchöne Bildchen.

Dann geht es mit Conſtänzchen
Des Abends in ein Kränzchen.

Um da ſich mit Auguſtchen
Jm Tanze zu beluſt'gen.

Und kommt es heim, wird Stellchen
Entkleiden es gar ſchnellchen.

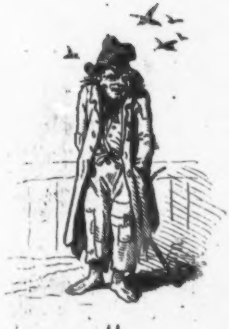
Es legt es dann Chamillchen
Jn's weiche Bettchen ſtillchen.



Für's Huſten giebt Amandchen
Ihm etwas Zuckerkandchen.

Es ſpricht das fromme Gretchen
Mit ihm das Nachtgebetchen.

Und endlich wird Mariechen
Es ſanft in Schlummer wiegen.



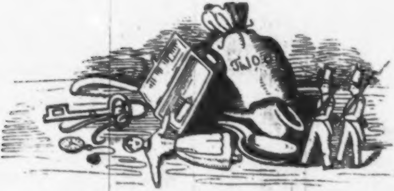
11.

Der Spitzbub'.

Ihr Kinder und ihr Kindelein,
Wer mag der Lumpenkerl wohl ſein?
Ein böſer Dieb, ein Spitzbub' iſt's,
Von Jugend auf ein Taugenichts!
Das ſiebente Gebot fürwahr
Hat er verſchwitzet ganz und gar.

Das macht, er lernt' es ganz allein
In ſeinen dicken Kopf hinein.
Da hat er's freilich leichten Muths
Verſchwitzt in's Futter ſeines Huts;
Hätt' er's genommen auch in's Herz,
Er hätt's behalten allerwärts.

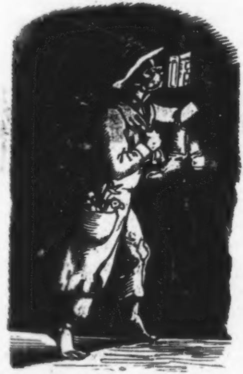
Und wißt ihr, was der Spitzbub' macht?
Er ſchleicht umher in finſtrer Nacht,
Und ſchließet mit dem Dieterich
Die Pforten auf ganz heimelich,
Und ſchleicht ſich in die Zimmer ein
Bei ſeiner Diebslaterne Schein.



Er ſtöbert Kiſt und Kaſten aus,
Und nimmt das ganze Geld heraus,
Das der Papa als braver Mann
Durch ſeinen treuen Fleiß gewann.
Und der Mama nimmt er zugleich
Das allerſchönſte Silberzeug.

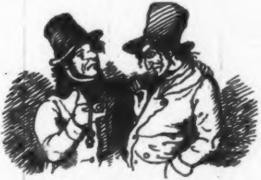
Und von den Kindern nimmt er ſich
Das, was er findet, ſicherlich,
Die Bleiſoldaten, die er ſchaut
Noch auf dem Tiſche aufgebaut,
Die Puppe, welche, o herrje!
Herumliegt auf dem Kanapee.

Drum, Kinder, eh' ihr geht zu Bett,
So räumt vorher zuſammen nett.
Kommt in der Nacht ein Dieb etwa,
So läßt er euer Spielzeug da;
Denn dann ſieht er es liegen nicht,
Der böſe Dieb, der Böſewicht!

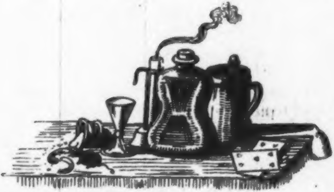


Der Dieb hat einen Sack zur Hand,
Drein ſteckt er Alles, was er fand.
Er bläſt die Diebslaterne aus,
Und ſchleicht ſich wieder aus dem Hauſ'.
Und Niemand hat ihn kommen ſehn,
Und Niemand ſieht ihn wieder gehn.

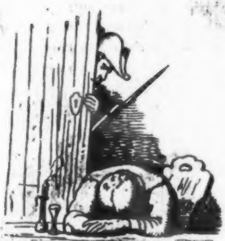
Indeſſen geht die Sonne auf,
Und wecket die Beſtohlnen auf.
Die ſuchen hier und da und dort,
Und weinen ſehr, daß Alles fort,
Und zeigen an der Polizei,
Daß Diebſtahl hier verübet ſei.



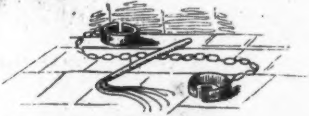
Der Spitzbub' geht zu einem Jud',
Verkauft die Sachen ſchön und gut.
Er ſtreicht das Geld ein, rapps rapps, rapps!



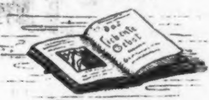
Und kauft ſich dafür lauter Schnaps.
Betrinkt ſich damit dumm und ſchwer,
Und legt ſich hin und ſchnarchet ſehr.

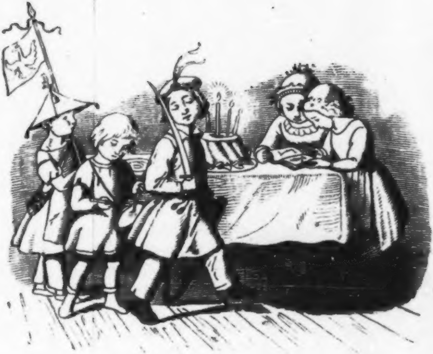


Jetzt kommt die Polizei dazu,
Und ſtört ihn in der ſüßen Ruh',



Und legt ihm Eiſenketten an,
Und ſperrt ihn in den Turm ſodann.
Da ſitzt bei Waſſer er und Brot,
Und lernt am ſiebenten Gebot.





12.

Lied eines Knaben am Geburtstage.

Heute mein Geburtstag iſt,
Und die Ältern haben
Mich, als wie zum heil'gen Chriſt,
Reich beſchenkt mit Gaben.
Kommet, Schweſtern, Brüderlein,
Helfet mir mit fröhlich ſein!
Kommet, Mädchen, Knaben!

Dieſen Säbel umgeſchnallt
Bei dem Exerciren,
Und, wenn dieſe Trommel ſchallt,
Müßt ihr all' marſchiren.
Ich voran als Officier,
Und ihr Andern folget mir.
Ich will commandiren!

Dieſes ſchöne Bilderbuch,
's heißet: „Kraut und Rüben“,
Darin werd' ich oft genug
Mich im Leſen üben.
Jeder findet Etwas drin,
Was nach ſeinem Herz und Sinn,
Jeder nach Belieben!

Und, was in der Düte ſteckt,
Könnt' ihr wohl errathen?
Zuckerzeug, das köſtlich ſchmeckt,
Kleine, ſüße Fladen!
Gelt, ihr Mädchen kocht daraus
Heute zum Geburtstagsſchmaus
Suppe, Kloß und Braten?

Alſo ſollen groß und klein
Den Geburtstag feiern,
Knaben, Mädchen, Püppchen fein
Und Soldaten bleiern!
Alle liebevoll vereint,
Doch, wenn Eines ſchmollt und weint,
Mag's alleine leiern!

13.

Für kleine Plappermäulchen.

Der Plapp'rer fängt an:
Kein Kind iſt kein Mann.

Kein Mann iſt kein Kind,
Kein Reh iſt kein Rind.

Kein Rind iſt kein Reh,
Kein Gras iſt kein Klee.

Kein Klee iſt kein Gras,
Kein Bock iſt kein Haaſ'.

Kein Haaſ' iſt kein Bock,
Kein Pfahl iſt kein Stock.

Kein Stock iſt kein Pfahl,
Kein Berg iſt kein Thal.

Kein Thal iſt kein Berg,
Kein Rieſ' iſt kein Zwerg.

Kein Zwerg iſt kein Rieſe,
Kein Feld, keine Wieſe.

Keine Wieſe, kein Feld,
Kein Feiger, kein Held.

Kein Held iſt kein Feiger,
Kein Bläſer, kein Geiger.

Kein Geiger, kein Bläſer,
Keine Flaſche, keine Gläſer.

Keine Gläſer, keine Flaſche,
Kein Fach, keine Taſche.

Keine Taſche, kein Fach,
Kein Ob iſt kein Ach.

Kein Ach iſt kein Ob,
Kein Leu iſt kein Floh.

Kein Floh iſt kein Leu,
Kein Stroh iſt kein Heu.

Kein Heu iſt kein Stroh,
Kein Ach iſt kein Ob.

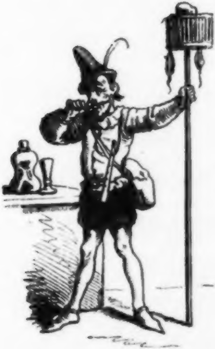
Wenn unſer Kind bis hierher geleſen hat, ſo muß es, als Gedächtnißübung, die ganze Reihe aus dem Kopfe rückwärts herſagen. Alſo:

Kein Ob iſt kein Ach,
Keine Taſche, kein Fach.

Kein Fach, keine Taſche, ꝛc. ꝛc.

zuletzt aber ſpricht es:

Kein Kind iſt kein Mann,
Der Plapp'rer hält an!



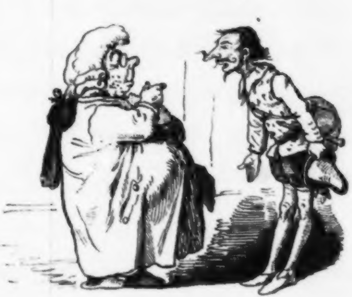
14.

Der Rattenfänger zu Hameln.

's iſt hundert Jahre oder länger,
Da war einmal ein Rattenfänger,
Der kommt nach Hameln in die Stadt,
Wo man gerade Jahrmarkt hat.

Er tritt in eine Schenke ein,
Trinkt eine Flaſche Branntewein,
Und ißt auch Butter, Brot und Käſ',
Und treibt mit Andern ſein Geſpäſ'.

Und, wie er ſich getrunken Muth,
Wichſt er den Bart und rückt den Hut,
Und geht zum Burgemeiſter dann,
Und klopft an deſſen Thüre an..



Der Burgemeiſter ruft: „Herein!“
Der Rattenfänger macht gar fein
Die Reverenz vor ihm, und ſpricht
Mit ſchnapserzeugter Zuverſicht:

„Herr Burgemeiſter, auf mein Wort,
„Die Ratten ſchaff' ich alle fort
„Aus dieſer Stadt, aus jedem Hauſ',
„Zahlt ihr mir hundert Gulden aus.“

Der Burgemeiſter ſtreichelt ſich
Den dicken Bauch gar würdiglich,
Und ſagt: „Das klingt ein Wenig dreiſt,
„Es kommt drauf an, daß er's beweiſt.“

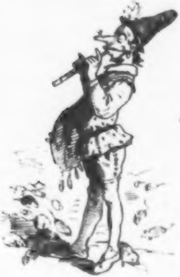
Der Rattenfänger ruft darauf:
„Hängt mich nur an den Galgen auf,
„Bleibt in dem tiefſten Goſſenloch
„Nur **eine** Ratte übrig noch!“

Der Burgemeiſter ſtreichelt ſich
Den dicken Bauch gar würdiglich,
Und ſpricht: „Die Sach' iſt übel nicht,
„Da er hat ſolche Zuverſicht.

„Ich zahl' ihm hundert Gulden aus,
„Sobald er uns aus jedem Hauſ'
„Die Ratten hat geſchaffet fort:
„Bei meinem Burgemeiſterwort!“

Der Rattenfänger ging vergnügt,
Daß ſich die Sache ſo gefügt;

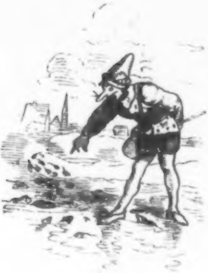
Und, wie er auf dem Markte ſtand,
Nahm er die Pfeife in die Hand.



Da pfiff' er und da pfiff' er hell,
Da kamen her die Ratten ſchnell.
Sie kamen alleſammt heraus
Aus jedem Loch, aus jedem Hauſ'.

Da pfiff' er und da pfiff' er hell,
Und eilte hurtig von der Stell'
Zur Stadt hinaus, zum Wald hinein,
Die Ratten zogen hinterdrein.

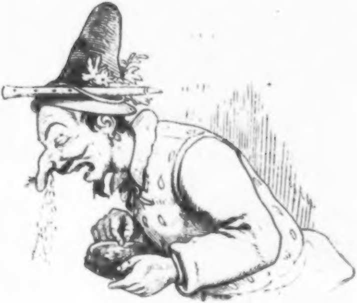
Da pfiff' er und da pfiff' er hell,
Und eilte zu des Stromes Well',
Und wadete recht tief hinein,
Die Ratten plumpten hinterdrein.



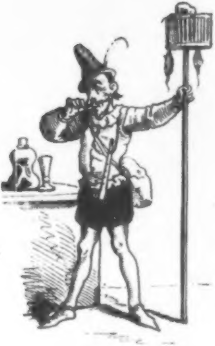
Der Mann das Waſſer treten kunnt',
Die Ratten gingen all' zu Grund,
Ertranken alle groß und klein,
Lebendig blieb der Mann allein.

Die Ratten ſchwammen, o herrje!
Den Fluß hinab, bis in die See.

Der Mann ſtieg an das Land heraus,
Und ſah nur etwas ſchnupfig aus.

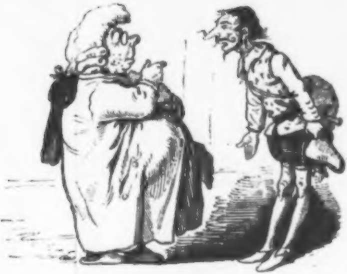


Er läuft nun ſpornſtreichs in die Stadt,
Und trinkt ſich in der Kneipe ſatt,
Und kauft ſich Doppel=Mopper ein,
Und nieſzt ſich von dem Schnupfen rein.



Und wie er ſich getrunken Muth,
Wichſt er den Bart und rückt den Hut,
Und geht zum Burgemeiſter dann,
Und klopft an deſſen Thüre an.

Der Burgemeiſter ruft: „Herein!“
Der Rattenfänger macht gar fein

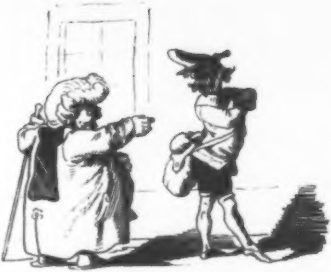


Die Reverenz vor ihm und ſpricht
Mit ſchnapserzeugter Zuverſicht:

„Ich hab' gehalten euch mein Wort,
„Die Ratten lockt' ich alle fort.
„Nun haltet euer Wort auch mir,
„Bezahlt die hundert Gulden hier."

Der Burgemeiſter ſtreichelt ſich
Den dicken Bauch gar würdiglich,.
Drauf er zum Rattenfänger ſpricht:
„Pack' er ſich fort, verloff'ner Wicht!

„Sonſt wirft man ihn in's Loch hinein,
„Da wird noch manche Ratte ſein,



„Da kann bei Waſſer er und Brot
„Die Ratten pfeifen bis zum Tod!“

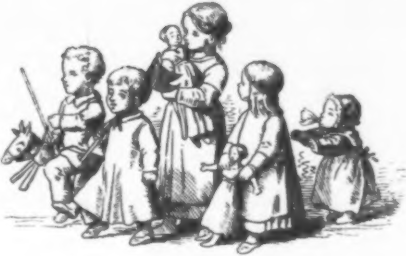
Der Rattenfänger, ärgerlich,
Beißt wüthend auf die Zunge ſich,
Und geht und ſchweigt, und ſchweigt und geht,
Indeß in ihm ein Plan entſteht.

Ein ungeheurer Racheplan.
Und er ſetzt ſeine Pfeife an
Und bläſt und bläſt vom Zorn erfaßt,
Daß ihm die Backen platzen faſt.

Weit ſchallt ſein Dudeldei umher,
Doch **keine** Ratte giebt es mehr,

Und keine kommt aus keinem Loch,
Doch pfeiſt er immer lauter noch.

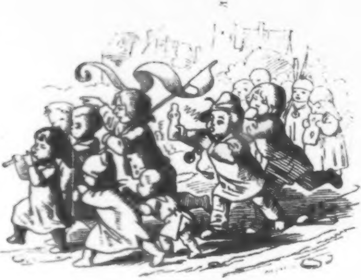
Da pfiff' er und da pfiff' er hell,
Da kamen aus den Häuſern ſchnell
Die Kinder alle dick und nett,
Die kleinſten ſelbſt im Federbett.



Der Bube im Soldatenſchritt,
Das Mädchen bringt die Puppe mit,
Das Kleinſte mit dem Zulp im Maul,
Auch Manches auf dem Steckengaul.

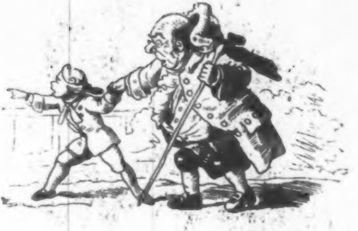
Da pfiff' er und da pfiff' er hell,
Und eilte hurtig von der Stell'.
Der Rattenfänger pfeiſt voran,
Im Zug die Kinder folgen dann.

Die Kinder pfeifen hinterdrein
Mit ihren Pfennigpfeifelein,
Und, was ja keine Pfeife hat,
Macht: bummberumm, terrattatt tatt!



Und, weil gerade Jahrmarkt war,
Kommt von den Buden eine Schar
Im Mund den Pfefferkuchenmann,
Und ſchließt ſich auch dem Zuge an.

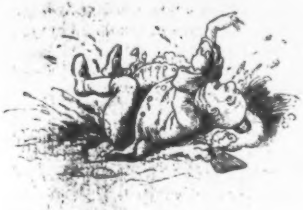
Des Burgemeiſters einz'gen Stift
Lockt auch der Töne magiſch Gift.
Er läuft dem Rattenfänger nach,
Wie auch der Vater ſchelten mag.



Der hält ihn an dem Ärmchen zwar,
Und keuchet hinterdrein der Schar.
Vor Angſt und Eile rinnt der Schweiß
Ihm von der Stirne ſiedend heiß.

Doch, weil der alte, dicke Mann
Nicht ſo geſchwinde laufen kann,
Reißt er zuletzt, o welcher Graus!
Dem einz'gen Stift das Ärmchen aus.

Da that es einen großen Krach!
Der Burgemeiſter ſetzt ſich jach



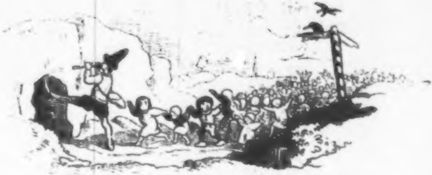
Recht tüchtig in den Schmutz hinein,
Hält in der Hand das Ärmelein.

Wie auch der Alte toben mag,
Der krappelnd in dem Schmutze lag,
Der Zug geht immer hopp hopp, hopp!
Hinaus zum Thore im Galopp.

Der Zug geht über Stock und Stein
Zum Thor hinaus, zum Wald hinein.
Die lieben Mütter folgen all'
Den Kindern nach mit Jubelſchall.

Zuletzt an einer Felſenwand
Der Rattenfänger ſtille ſtand.
Rings um ihn ſtand der Kinderſchwarm,
Auch der mit ausgeriſſ'nem Arm.

Da pfiff' er und da pfiff' er hell,
Da that ſich auf der Berg gar ſchnell,



Und pfeifend ſchritt er nun hinein,
Die Kinder zogen hinterdrein.

Da pfiff' er und da pfiff' er hell,
Da that ſich zu der Berg gar ſchnell,
Und Mann und Kinder klein und groß,
Die ruhten in des Berges Schooß.

Und wurden nie geſehen mehr. —
Ihr aber, Kinder, merkt die Lehr':
Lauft nicht ſogleich zu jedem Mann,
Der ſingen oder pfeifen kann;

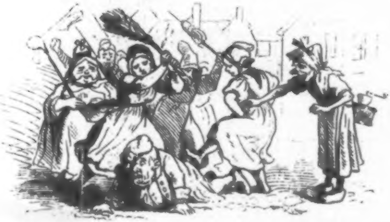
Denn Bruder Luſtig, der wird oft,
Ein Bruder Schelm gar unverhofft,
Und ihr ſeid, eh' ihr's euch verſieht,
Gefangen, wie ihr geht und ſteht.

So war mit einem Mal vorbei
Die ganze, tolle Pfeiferei,
Und ſtille war es rings umher,
Es regte ſich kein Odem mehr.

Die Müller blieben außen ſtehn,
Und haben es mit angeſehn.
Sie gingen heim und rächten ſich
Am Burgemeiſter fürchterlich.

Der lag noch in dem Schmutze da.
Wie er die Weiber kommen ſah,
Da ſtand er auf mit vieler Müh',
Nach ſeinem Stift zu fragen ſie.

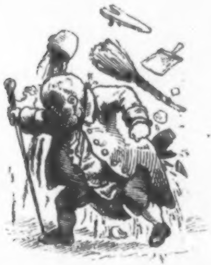
Die Weiber aber gar nicht faul,
Die riefen: „Schurke, halt das Maul!"



Sie ſchuppſten ihn, o welche Schmach!
Bis er auf's Neu im Schmutze lag.

So oft er wollte ſtehen auf,
So ſchuppſten ihn die Weiber drauf,
Daß er auf's Neue niederfiel,
Und trieben ſo mit ihm ihr Spiel.

Und endlich, da er ganz und gar
Mit Schmutze überzogen war,
Da jagten ſie ihn aus dem Ort
Als einen alten Schurken fort.



Druck der Vereins-Buchdruckerei in Leipzig

Bei Alex. Duncker, Königl. Hofbuchhändler in Berlin ſind erſchienen:

Thekla von Gumpert, Erzählungen für Kinder. Mit color. Titelkupfer. Sauber cart. 1⅓ Thlr.

Der neue Kinderfreund. Herausgegeben von H. Kletke. Mit vielen Zeichnungen und Vignetten. Sauber cart. 2⅔ Thlr. — Mit color. Kupfern elegant geb. 3⅚ Thlr.

Gräfin Hahn-Hahn, die Kinder auf dem Abendberg. Eine Weihnachtsgabe. Elegant geb., mit Goldſchnitt ⅓ Thlr.

Bei Carl Hoffmann in Stuttgart ſind erſchienen:

Erſtes Bilderbuch zur Unterhaltung und Belehrung für kleine Kinder. 10 color. Tafeln mit Text. 4. Geb. ½ Thlr.

Lafontaine's Fabeln neu bearbeitet von Friedr. Hoffmann. Mit 12 Bildern. Preis geb. ½ Thlr.

Gallerie kleiner Fabeln und Erzählungen. Herausgegeben von Dir. E. Lange. 2te verb. Auflage mit 8 Bildern. Preis geb. ½ Thlr.

Bei Chr. Kaiſer in München ſind erſchienen:

Der Blaubart. Ein Märchen von Franz Pocci. Mit Holzſchnitten. Geb. 4½ Ngr.

Sprüchlein mit Bildern für Kinder. Von Franz Pocci. Geb. 4½ Ngr.

Ein Büchlein für Kinder. Von Franz Pocci. Broſchirt 7½ Ngr.

Bei Herm. Fritzſche in Leipzig ſind erſchienen:

Auswahl Äſopiſcher Fabeln. Mit 10 Kupfern. Gebunden 12 Ngr.

Das erſte Buch für Kinder. Mit 54 fein col. Bildern auf 19 Tafeln. Geb. 15 Ngr.

Eberhard, Lehr- und Leſebuch für Kinder aller Stände. Geb. 10 Ngr.

——, Abécédaire français. 3te umgearbeitete Auflage. Geb. 7½ Ngr.

Les jeunes enfans. Entretiens instructifs et contes moraux et amusants (d'après Chr. Schmidt) suivis de poésies mêlées. Geb. 7½ Ngr.

Die denkwürdige Geſchichte des reichen Findelkindes. Mit 3 col. Kupfern. Geb. 1 Thlr.

Glatz. Die erzählende Mutter. Mit 2 color. Kupfern. Geb. 20 Ngr.

—— Morgenweihe der Lindenheimer Familie. Mit color. Titelvignette. Geb. 15 Ngr.

—— Andachtsbuch für junge Chriſten. 5te, neu durchgeſehene Aufl. Mit Titelkupfer cart. 25 Ngr.

Daſſelbe. In engl. Einbande mit Goldſchnitt. 1⅙ Thlr.

Grumbach, Scherz und Ernſt für Kinder. Geb. 10 Ngr.

König, Blütenſammlung aus deutſchen Gedichten für Kinder bis zum 10ten Jahre. Broſch. 6 Ngr. Eleg. geb. 8 Ngr.

Löhr, Kleinigkeiten für unſere Kinder. Mit 5 color. Kupfern. Geb. 1 Thlr.

Erſte Nahrung. 8te Aufl. Deutſch und franzöſiſch. Mit 31 Taf. color. Abbild. Geb. 1⅙ Thlr.

Dieſelbe. Deutſch, franz. und engl. Geb. 1⅓ Thlr.

Dieſelbe. Deutſch, franz., italien. und poln. Geb. 1⅓ Thlr.

Dieſelbe. Deutſch, franz., ruſſ. und poln. 1⅓ Thlr.

Zweite Nahrung. Deutſch und franzöſiſch. Mit 31 Tafeln color. Abbildungen. Geb. 1⅔ Thlr.

Bei **Hermann Fritzſche** in **Leipzig** iſt neu erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Chriſtkindchen hat's gebracht!

Kinderreime von **Johann Traugott,**

mit Bildern von Franz Pocci.

Zweite Ausgabe.

81 Kinderreime mit 30 Holzſtichen, ſehr elegant gebunden,
10 Sgr. oder 36 Kr. R. W.

Bei **Hermann Fritzſche** in **Leipzig** iſt neu erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Himmelsblümchen

für fromme Kinder

von Johann Traugott,

mit Bildern von Alexander Strähuber.

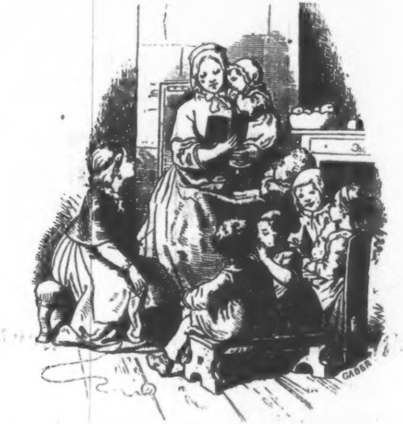
Zweite Ausgabe.

33 Dichtungen mit 12 Holzſtichen.

Volksausgabe auf Druckpapier, elegant gebunden, 5 Sgr. oder 18 Kr. R. W.

Prachtausgabe auf Velinpapier, höchſt elegant gebunden, 10 Sgr. oder 36 Kr. R. W.

Bei **Hermann Fritzſche** in Leipzig iſt neu erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:



Räthſelnüßchen nebſt Nußknacker

zum Aufknacken für brave dickbackige Kinder,

von Johann Traugott (Löſchke).

mit Titelbildern von Ludwig Richter.

120 kindliche Räthſel mit 2 Holzſtichen.

Volksausgabe auf Druckpapier, elegant gebunden, 6 Sgr. oder 21 Kr. R. W.

Prachtausgabe auf Velinpapier, höchſt elegant gebunden, 12 Sgr. oder 42 Kr. R. W.

Bei **Hermann Fritzſche** in **Leipzig** iſt neu erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Kinder, habt die Thiere lieb!

Ein Bilderbuch von Johann Traugott (Löſchke).

Dritte, ſorgfältig verbeſſerte und vermehrte Auflage.

32 Gedichte und Geſchichten mit 33 Holzſtichen.

Volksausgabe auf Druckpapier, elegant gebunden, 7½ Sgr. oder 27 Kr. R. W.

Prachtausgabe auf buntem Papier, höchſt elegant gebunden, 15 Sgr. oder 54 Kr. R. W.

Empfehlung.

Die dem unterzeichneten Vereine von dem Verfaſſer, Herrn Johann Traugott (Löſchke) zur Einſicht gefälligſt mitgetheilten beiden Kinderſchriftchen

„Räthſelnüßchen nebſt Nußknacker“

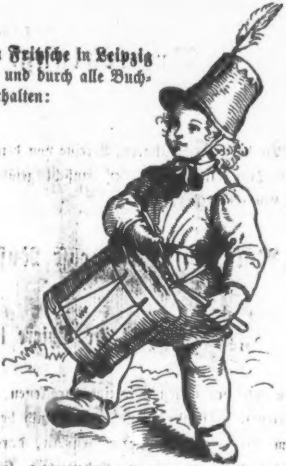
und

„Kinder, habt die Thiere lieb!“

zeichnen ſich vor vielen derartigen trockenen und langweiligen Producten ſo vortheilhaft aus, daß ſie ſich bei verhältnißmäßig billigem Preiſe und gefälligem Aeußern, durch ihren Ton und ihr ganzes Gepräge, als zur Erheiterung, Erweckung und Belehrung der Kleinen geeignet, von ſelbſt beſtens empfehlen.

Der pädagogiſche Verein
zu Pirna bei Dresden.

Bei Hermann Fritzſche in Leipzig
iſt neu erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:



Was bringt die Botenfrau?

Kinderverschen von Johann Traugott

mit Bildern von Ludwig Richter.

2 Theile, 180 Kinderverschen mit 66 Holzſtichen.

Volksausgabe auf Druckpapier, elegant gebunden. Jedes Bändchen $7\frac{1}{2}$ Sgr. oder 27 Kr. R. W.

Prachtausgabe auf Velinpapier, höchſt elegant gebunden. Beide Theile in einem Bande 1 Thlr. oder 1 Fl. 45 Kr. R. W.

Bei **Hermann Fritzſche** in **Leipzig** iſt neu erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Nach Belieben

Kraut und Rüben.

Dichtungen für Kinder von **Johann Traugott,**
mit Bildern von Jodocus Buxbaumerl und anderen Dresdner Künſtlern.

15 Dichtungen mit 50 Holzſtichen.

Volksausgabe auf Druckpapier, elegant gebunden, 10 Sgr. oder 36 Kr. R. W.

Prachtausgabe auf Velinpapier, höchſt elegant gebunden, 20 Sgr. oder 1 Fl. 12 Kr. R. W.

Bei Hermann Fritzſche in Leipzig ſind neu erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Kindliche Räthſel

von Johann Traugott (Löſchke).

Elegant brochirt. 1 Sgr. oder 3 Kr. R. W.

(Dieſes Büchelchen iſt ein beſonderer Abdruck der in „Chriſtkindchen hat's gebracht!“ enthaltenen Räthſel.)

Chriſtlicher Divan.

Ghaſelen zum Preiſe des Herrn

von Johann Traugott.

Zweite Ausgabe, höchſt elegant gebunden, 20 Sgr. oder 1 Fl. 12 Kr. R. W.

Das Turnen Geiſteskranker

im Allgemeinen und in Sonderheit das Turnen der Geiſteskranken in der königlich ſächſiſchen Heil- und Verpfleganſtalt Sonnenſtein bei Pirna. Eine Abhandlung von Johann Traugott.

Zweite Ausgabe. Elegant broſchirt 7½ Sgr. oder 27 Kr. R. W.

Das
Leben Jeſu.

Nach den

Evangeliſchen Bruchſtücken

in

geordnetem Zuſammenhange

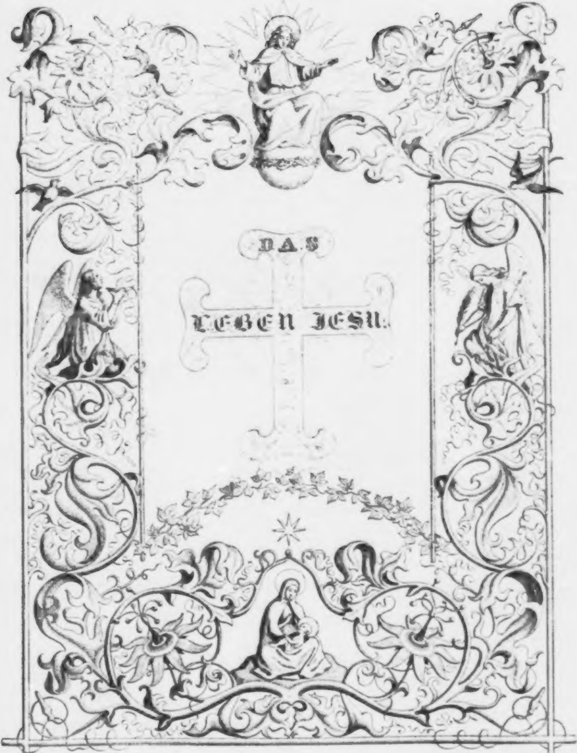
dargeſtellt

von

Dr. August Francke,

Königl. Sächſ. Landes-Conſiſtorial-Rathe und erſtem evangel. Hofprediger in Dresden.

Leipzig,
Verlag von Julius Wunder.
1838.


DAS
LEBEN JESU.

Das Leben Jeſu.

Einleitende Vorrede.

In der Perſon Jeſu, mit dem Beinamen Chriſtus, iſt in der Welt- und Menſchen-Geſchichte eine Geſtalt hingezeichnet, welche nur einmal, und weder vor ihr noch nach ihr noch einmal hervortritt. Sie war eine Menſchengeſtalt; ſie wandelte unter Menſchen; ſie lebte menſchlich unter ihnen und theilte das Geſchick des Geſchlechtes, dem ſie angehörte. Aber ſie gewann, zuerſt vor Denen, die ſie mit leiblichen Augen geſehen, darnach bei Denen, welche von jenen Augenzeugen Mittheilungen empfiengen, und ſo ferner in dem Geiſte Aller, welche von dem einſtigen Daſein derſelben in der Mitte der Menſchen Kunde und von ihrem Wirken Kenntniß erhielten, eine Verklärung, welche ſie hoch über jede Gleichſtellung mit den ſonſtigen Heroen der Menſchheit erhoben hat.

Genau dieſer Glanz der Unvergleichlichkeit, da er dennoch an der Geſtalt eines Menſchen haftet, erſchwert das Geſchäft, dieſe einzige Erſcheinung in einem ganz deutlichen Bilde zu erfaſſen; denn indem alle Menſchengröße, die in der Geſchichte jemals aufgetreten iſt, oder uns in der eigenen Erfahrung begegnete, weil ſie doch immer eine beſchränkte blieb, ſich meſſen d. h. in beſtimmten Zügen ſchildern läßt, ſo kann ſie gerade darum, wie hervorragend ſie immer vor tauſend edlen Genoſſen hoher Erhabenheit erſcheine, dennoch den Maßſtab für ein Unvergleichliches nicht abgeben, da dieſes über jeden Maßſtab hinausreicht. Das Ueberſchwengliche, Ideale und Vollkommene leidet durch jede endliche Form, in welche es gebannt werden mag, und wäre ſie die freieſte; und jemehr man, um es in ſeiner Reinheit zu denken, darauf ausgeht, Beſchränkendes von ihm hinwegzudenken, deſto geſtaltloſer tritt es vor die Seele; daher trägt der Verſuch, es dennoch für den Begriff ganz deutlich darzulegen, den Widerſpruch in ſich, an welchem er ſcheitern muß. Vermöchte nun auch die Einbildungskraft dem Gedanken zu Hülfe zu kommen, und ſtatt eines klaren Begriffes die unbeſtimmte Idee einer Vereinigung des Unendlichen und Endlichen in Einer Perſon zu ergreifen; begnügte ſich der Verſtand mit einer ſolchen Idee, die nur ihr Daſein behauptet, aber keine Antwort auf die Frage nach der innern Natur und Beſchaffenheit giebt: ſo wird das Bild, das man ſich von dem Leben der Perſon macht, an welche man jene Idee heftet, dennoch aus dem andern Grunde keine rechte Anſchaulichkeit gewinnen weil es nicht das Bild eines einfachen und gleichmäßig fortdauernden Zuſtandes, nicht das Bild einer einzigen Situation iſt, ſondern verſchiedene Momente in ſich tragen ſoll, und als lebendiges, eine Reihe von Erſcheinungen in Zeit und Raum darbietendes, Bild immer eine ſchwebende Geſtalt bleiben muß, deren Bewegung in Mitte wechſelnder Umgebungen, die das von ihr empfangene Licht natürlich in mancherlei Färbung wieder auf ſie zurückwerfen, eine feſte und umfaſſende Anſchauung, die nicht augenblicklich wieder in vereinzelte Skizzen zerfallen darf, faſt unmöglich macht.

Daher denn jene unendliche Mannichfaltigkeit der Auffaſſung, welche die Perſon und das Leben Jeſu Chriſti von den nächſten Schülern an, die mit Ihm wandelten, bis herab zu den entfernteſten und neueſten Biographen, welche ſelbſtſtändig an ihr Werk giengen, erfahren hat. Jemehr die Abſicht verfolgt wurde, Einheit in das Gemälde zu bringen, deſto näher lag die Gefahr, in Einſeitigkeit zu gerathen, und auf Koſten der einen Seite die andre zu verherrlichen. Die Kirchengeſchichte, die in der That meiſt eine Ketzergeſchichte iſt, weiſt zur Gnüge nach, daß man die rechte Mitte des religiöſen Bewußtſeins, deſſen Repräſentant Chriſtus ſelbſt iſt, und welches in ſeiner Vollkommenheit die Einheit des Menſchen mit Gott ausmacht, frühzeitig verließ und dafür in die Extreme verfiel, bald das Uebermenſchliche an der großen Erſcheinung gänzlich in Abrede zu ſtellen, oder als äußerlich zum Menſchlichen hinzugekommene, wunderbare, vereinzelt ſtehende Momente göttlicher Wirkſamkeit in Jeſu zu erklären; bald das Menſchliche an Ihm als bloßen Träger, als bloße ſichtbare Form des Göttlichen auszugeben, welche keinen weſentlichen Antheil am Ganzen gehabt habe, und ſo eine Selbſtverwandlung der Gottheit oder eine Selbſtverdoppelung des perſönlichen Gottes hervorzurufen, welche der Lehre Jeſu nicht minder, als den geſunden Begriffen vom höchſten Weſen widerſpricht.

Weder die eine noch die andre einſeitige Betrachtung hat indeß vermocht, die Grundvorſtellung, welche Jeſus bei ſeinen Verehrern von ſich erweckte, zu unterdrücken. Trotz aller Schulgezänke, aller Ketzereien und aller Concilienbeſchlüſſe über beide, hat ſich das chriſtliche Bewußtſein von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbt, von Volk zu Volk verbreitet und als Kern des Bekenntniſſes in allen Formen erhalten, welches Bewußtſein ſich am einfachſten als Glaube an die geſchichtliche Perſon eines göttlichen Menſchen ausſprechen läßt. In dieſem Glauben wurzelte die chriſtliche Kirche; in ihm liegt das Band der Gemeinſchaft zwiſchen allen Kirchen und Partheien; er iſt der Mittelpunkt geblieben, um welchen ſich, wie die Radien eines Kreiſes, die auseinandergehenden Erörterungen und die vielfach ſich geſtaltenden Meinungen bewegen; auf ihm ruhet alle Verehrung des Herrn, mag ſie von einem beſchämten oder von einem aufſtrebenden Herzen ausgehen, Ausdruck des Dankes oder der Hoffnung ſein.

Wenn nun aber jede Zeit, in welcher der Sinn für Wiſſenſchaft ſehr rege iſt, und auf denjenigen Gebieten menſchlicher Forſchung, die der Religion an ſich, oder ihren Formen, oder ihrer Geſchichte nahe liegen, entweder neue Wege betritt oder die bisher geltenden Anſichten wieder einmal einer nöthigen Prüfung unterwirft, wenn jede ſolche Zeit unvermeidlich ihre Bewegung auch der Welt des Glaubens ſelbſt mittheilt, ſo darf man ſich nicht wundern, wenn die Kirchengeſchichte in neueſter Zeit wieder einmal einen anſehnlichen Zuwachs an Verhandlungen über Kern und Schaale des chriſtlichen Glaubens empfängt und in Folge weiterverbreiteten Intereſſes an den Entdeckungen oder Erfindungen des menſchlichen Geiſtes ſogar das chriſtliche Volk von einer Bewegung ergriffen wird, die ſich in ihren möglichen Wirkungen gar nicht voraus berechnen läßt. Manchem mag es bei der vorherrſchenden Neigung zur Befriedigung ſinnlicher Lebensluſt wohl zuſagen, daß die Bande der kirchlichen Vormundſchaft über den Volksglauben unter ſolchen Kämpfen der Wiſſenſchaft um den Glauben immer lockerer werden; ſind doch dieſe Bande ihrer Natur nach zugleich auch Zügel für den ſittlichen Leichtſinn. Aber für den edlern Theil der Gemeine hat eine ſolche Gährung der Geiſter, wenn ſie ſogar den Grund des allgemeinen Glaubens zu ergreifen beginnt, etwas höchſt Bedenkliches. Wohl einſehend, daß auf dieſem Felde mit Machtſprüchen nichts zu thun, und niemals etwas Gutes ausgerichtet worden iſt; zurückſchaudernd vor dem dumpfen Nebel, mit welchem eine fromme Gedankenſcheu die Gemüther erfüllen möchte, um ſie zur Blindgläubigkeit zurückzuführen; ſich ſelbſt ein Verfolgen des wiſſenſchaftlichen Streites nicht zutrauend, und dennoch mit reinem Herzen und aufrichtigem Sinne nach einer beruhigenden Aufklärung über ſo hochwichtige Angelegenheit verlangend, fragt er bei Denen, die den Chriſtenglauben vor dem Volke zu predigen berufen ſind, ernſtlichſt an, woran er ſich in jedem Falle noch halten könne, wenn es der ſtreitenden Wiſſenſchaft auch nicht gelingen ſollte, Alles in den vorigen Zuſtand zu ſetzen, was durch die Schärfe freier Unterſuchung ſeine Geltung geſchmälert ſieht.

Auf dieſem Punkte iſt die proteſtantiſche Kirche in Deutſchland nun angekommen, nachdem die Ergebniſſe der ſichtenden Kritik ihrer Gelehrten theils von Zeloten verketzert, theils von Ultraliberalen gemißbraucht worden ſind, wodurch der Zwieſpalt dieſer Zeit bedingt ward. Da wollte ſich die Philoſophie der Zeit des Chriſtenthums durch Adoption annehmen; aber der geſchichtliche Chriſtus, der in den Gemüthern feſtſtand, ſträubte ſich gegen dieſen Schutz dialectiſcher Myſtik; ſcharfſichtig genug, dieſen Anſtoß zu erkennen, verſuchte die ſich aufdringende Retterinn nun, den geſchichtlichen Chriſtus ſelbſt hinwegzuräumen; gelang das, ſo wurde das philoſophiſch wiederhergeſtellte Chriſtenthum völlig das Geſchöpf der Retterinn; und Dieſe die eigentliche Pflegerinn der religionsbedürftigen Menſchheit. Mit dieſem Reſultate ſchloß wenigſtens das merkwürdige Buch, das dem apocalyptiſchen Jahre, für welches ſeit einem halben Säculo der Weltuntergang geweiſſagt worden war, wenigſtens Eine Erfüllung zu bereiten geeignet ſchien; das merkwürdige Buch, das zwar das »Leben Jeſu« an ſeiner Stirne trug, aber kaum ein Daſein dieſer Perſon mehr zugab; das Buch, das mit ſeinem Lichte, wie mit ſeinem Feuer, einer Brandfackel glich, die in das Gebäude des kirchlichen Chriſtenthums geſchleudert wurde. Das ganze Gemälde, hieß es, welches die Geſchichte Jeſu genannt zu werden pflegt, ſei nur das Bild des von den Juden erwarteten Meſſias, ſchon vor und ohne Chriſtus in den Gemüthern gelegen; das ſeine Wahrheit in dem Begriffe des Gottmenſchen, dieſem Pulsſchlage alles Geiſteslebens, dieſem Angelpunkte aller Philoſophie und Geſchichte allerdings habe; das jedoch, von den Einzelnen ungeahnet und unbegriffen, nur von der Geſammtheit bewußtlos erfaßt, als ihr eigenſtes Lebensprincip geliebt und gepflegt, und von der Nothwendigkeit, mit welcher die Gottheit ſich ſelbſt in der Bewegung des Gedankens durch die Geſchichte der Menſchheit entwickelt, damit der Geiſt zu ſich ſelbſt komme, bedingt, aus Beſchränktheit auf ein Individuum übergetragen worden ſei, obgleich es weſentlich nur auf das Leben der Gattung, als das Leben der vereinigten oder vielmehr untrennbaren Gottes- und Menſchen-Natur paſſe; es ſei hierbei Alles ohne Arg geſchehen; denn was in der Idee liege, müſſe ſich in der Geſchichte entwickeln, und nach der Meinung der Anhänger Jeſu, daß Dieſer der Meſſias geweſen, hatte es ſich bereits geſchichtlich an ihm entfaltet; die Dichtung alſo, welche über ſein Leben ſagenhaft und durch Anwendung, Umbildung, Erweiterung altteſtamentlicher Mythen zu Stande kam, galt den Urhebern ſelbſt für Geſchichte; wie vielmehr erſt der befangenen, beſchränkten Menge!

Nun iſt zwar der poſitive, wiederherſtellende, Theil dieſes Buches ganz gewiß völlig ungefährlich. Denn, abgeſehen von der unzugänglichen Ueberſchwenglichkeit einer ſolchen Menſchwerdung Gottes, wie jener »Begriff« ſie in ſich tragen ſoll; abgeſehen von der unerhörten Vergötterung der Menſchheit, zu welcher jene umſchlagen muß, wenn der gemeine Menſchenverſtand ſie auffangen ſoll; abgeſehen von der Zumuthung, die Verſchiedenheit des Schöpfers von ſeinem Geſchöpfe, den Unterſchied zwiſchen Freiheit und Nothwendigkeit, zwiſchen Idee und Wirklichkeit, zwiſchen Denken und Sein, zwiſchen Philoſophie und Geſchichte aufzugeben und in bloſen Negationen logiſch aufgeben zu laſſen — darf man mit Zuverſicht darauf zählen, daß ſich das menſchliche Mißbehagen an dem Verluſte der individuellen Geltung gegen dergleichen Speculationen wehren und auch einem ſpeculativen Gottmenſchen dieſer Art keinen Geſchmack abgewinnen, die vermeinte Entdekkung der panlogiſtiſchen Schule unter die Erfindungen der unfruchtbaren Sophiſtik werfen, und recht gern ſeine Zuflucht wieder zu dem geſchichtlichen Menſchen Gottes nehmen wird, der dem Einzelnen, wie der Gattung, ſeinen ganzen göttlichen Reichthum mitzutheilen bereit iſt, ohne den Preis der Vernichtung dafür zu verlangen.

Nur ſtößt den wieder zu Chriſto ſich kehrenden Menſchen das Mißtrauen zurück, welches der negative Theil jenes Buches in ihm erregt hat; die Geſchichte Jeſu iſt ihm zweifelhaft gemacht worden; völlig aus dem Felde geſchlagen hat das Heer der Apologeten den Mann des Angriffs bei Weitem nicht; der Boden des Glaubens zittert unter den Füßen des frommen Chriſten; und das iſt der Nachtheil, den jenes Buch geſtiftet hat, weil es die Kreiſe der Wiſſenſchaft durch ſeine Popularität in der Sprache zu überſchreiten geeignet war. Dieſem Nachtheile zu begegnen, iſt die Abſicht, aus welcher gegenwärtiger Verſuch hervergieng, das Leben Jeſu zu zeichnen, wie ſolches ſelbſt dann noch als Geſchichte anerkannt beſtehen wird, wenn nicht Alles widerlegt werden kann, was wider die Zuverläſſigkeit der auf uns gekommenen Berichte bis hierher aufgebracht worden iſt.

Denn hierauf beruhet eigentlich die Hauptſache; ſofern von den einzelnen Momenten des Lebens Jeſu die Rede iſt, deren Betrachtung uns ein Geſammtbild geben ſoll, in welchem ſich das allgemeine chriſtliche Bewußtſein abſpiegelt oder wiederfindet. Für die Sache Jeſu wird in keinem Falle etwas zu beſorgen ſein. Sie hat über viel bedeutendere Angriffe oft genug triumphirt. Gegen die Umbildung der chriſtlichen Religion in eine Philoſophie durch Verwandlung des geſchichtlichen Gottmenſchen in einen ſpeculativ erdachten ſind wir auch ſicher. Denn für den letztern haben wir zwar eine Schaar pythagoräiſcher Zeugen, aber noch keinen Kreis von Apoſteln, welche mit aller Geduld, mit Zeichen und Wundern und Thaten ihren Beruf gerechtfertigt hätten, wie die Geſandten Jeſu; zwar manchen Ballen zuverſichtlicher Verheißungen, daß nun das Räthſel des Menſchenlebens gelöſt ſei und es nur der Mittheilung des Schlüſſels bedürfe, um Jedermann in den Stand zu ſetzen, daß er ſich in Gott wiedererkenne, aber noch kein einziges Document, welches beweiſe, daß Jemand des Lebens volle Gnüge an einer Begriffsbewegung gefunden habe, wie Millionen Chriſten an dem Worte des ewigen Lebens in der heiligen Schrift; zwar eine unermeßliche Zukunft vor uns und einen weiten Raum dieſſeits und jenſeits der Meere, welche Europa umſpülen, daß ſich eine Schulgemeine ſammeln könnte, die den göttlichen Proceß des Ichs vom Himmel durch die Welt zur Hölle ſelbſtbewußt vollziehen ſoll, aber noch keine Vergangenheit von faſt zwei Jahrtauſenden, wie ſolche den Namen und das Werk Jeſu Chriſti mit dem Stempel der Göttlichkeit bezeichnet hat. Selbſt für die Glaubwürdigkeit der einzelnen Facta erheitert ſich der Himmel ſchon wieder, indem der Mann, der jene Fackel ſchwang, in ſeiner Redlichkeit und Wahrheitsliebe ſelbſt die Einſeitigkeit, zu welcher ihn die fremde fortgeriſſen habe, bekannt hat, und neuerlich ſchrieb: auch mir iſt Jeſus die größte religiöſe Perſönlichkeit, welche die Geſchichte aufzuweiſen hat; ſein Schickſal war, wie ſeine Perſon, von Anfang bis zum Ende ſeines Lebens ein außerordentliches.

Ob ſich dieſes Außerordentliche nun eine größere oder geringere oder gar keine Reduction werde müſſen gefallen laſſen, darauf kommt weniger an, da die Maſſe nicht von dem Maaße, der Inhalt nicht von dem Umfange, das Weſen nicht von ſeiner Größe, die Qualität nicht von der Quantität abhängt. Man kann mit der größten Uneingenommenheit an das Geſchäft gehen, die Bruchſtücke, die uns aus dem Leben Jeſu ſchriftlich aufbewahrt ſind, zu prüfen, zuſammenzuſtellen, unter einander zu vergleichen und darnach in beſtimmter Aufeinanderfolge zu ordnen; man braucht die Ungleichheiten, welche zwiſchen mehrern Erzählern bei einzelnen Dingen obwalten, weder zu läugnen noch künſtlich zu verdecken; man hat nicht Urſache, vor der Behauptung zu erſchrecken, daß ſich bis zur Zeit, wo die noch vorhandenen Evangelien niedergeſchrieben worden ſind, auch wohl Zuthaten zu den einfachen Begebenheiten in dem Munde der Leute erzeugt und mehr Anſehen verſchafft haben, als ihnen gebührte; man darf unbedenklich zugeben, daß die buchſtäbliche Auffaſſung mancher Erzählungen ſchon darum unzuträglich iſt, weil ſie uns in ein gränzenloſes Feld hiſtoriſcher, phyſiologiſcher und dogmatiſcher Unwahrſcheinlichkeiten verſetzen würde, die am allergefährlichſten für den Glauben aus Ueberzeugung ſind; bis zur Vernichtung der göttlichen Erſcheinung in der Geſchichte wird es keine Critik bringen, ſo weit ſie auch die Zahl der einzelnen Belege für dieſe Offenbarung verringern oder deren Zuverläſſigkeit dem

Zweifel preisgeben zu müſſen behaupte. Es wird immer genug ſtehen bleiben, was nicht etwa nur pſychologiſch den Inhalt jener hohen Erſcheinung in der Menſchheit ausmacht, ſondern ſeine Gewähr als wirklich erfolgte Reihe von Thatſachen eben ſo ſicher beſitzt, als irgend ein Factum auf dem Felde der ältern Geſchichte.

Der Mann nämlich, der vermöge ſeiner eigenthümlichen Geiſtesrichtung durch Geburt, Erziehung und Unterricht zu nichts weniger beſtimmt ſchien, als zum Beförderer der Sache Jeſu; der Mann, welcher nichtsdeſtoweniger ſogleich nach der Stiftung des Chriſtenthums die Hauptperſon in der Entwickelungsgeſchichte deſſelben geworden iſt; ein Mann, deſſen Character offner vorliegt, als irgend eines Andern, der die geheime Geſchichte ſeines Herzens und Lebens aufgedeckt hat, und deſſen Leben nicht nur mit der Lebenszeit Jeſu ziemlich zuſammenfällt, ſondern ſogar damals, als die erſten Anfänge der neuen Religion ſichtbar wurden, auf demſelben Schauplatze ſich bewegte; dem es daher an der Kunde von dem wirklich Geſchehenen nicht fehlen konnte, um ſo weniger, als er der Schüler eines Mitgliedes im hohen Rathe zu Jeruſalem geweſen war und dennoch lange Zeit die Milde ſeines ehrwürdigen Lehrers ſich bei ſeinem jüdiſchen Feuereifer nicht anzueignen vermocht hatte; Paulus giebt in ſeinen Briefen, deren Aechtheit im Allgemeinen niemals durch erhebliche Zweifel hat erſchüttert werden können, in Schriften alſo, welche gar nicht auf biographiſche Mittheilungen, ſondern auf religiöſe

Belehrung und kirchliche Anordnungen berechnet waren, dennoch durch gelegentliche Erwähnungen und dogmatiſche Beziehungen indirect das zuverläſſigſte Zeugniß für die Hauptmomente der Lebensgeſchichte Jeſu ab. Obgleich er nun dieſe Momente, ſeines Lehrzwecks wegen, nur einfach berührt, ja zuweilen nur flüchtig benutzt, ſo liefert er doch gerade darum die feſteſte geſchichtliche Unterlage für das Leben Jeſu überhaupt; und, wie er, der Letzte, der Geringſte, nach ſeinem eignen beſcheidnen Urtheile, der Erſte und Vornehmſte geworden iſt, ſo fern er das Meiſte für die Ausbreitung des Chriſtenthums gethan hat: alſo iſt er zugleich Derjenige, der uns die unzweifelhafteſte Bürgſchaft für die geſchichtliche Baſis der Nachrichten über den Stifter des Chriſtenthums gewährt. Auf dieſe Säule des neuen Heiligthums gehet ferner die Glaubwürdigkeit auch der meiſten ſonſtigen neuteſtamentlichen Erzählungen aus dem Leben Jeſu zurück; und zwar ſo: unter den evangeliſchen Geſchichtſchreibern iſt wenigſtens Einer, den der Apoſtel Paulus zum nähern Umgang und zu längerer Begleitung um ſich gehabt hat; ohne Einfluß auf ſeine Denkweiſe und Sinnesart kann dieſes Verhältniß zu ſeinem Lehrer nicht geblieben ſein; und daß die Bearbeitung der Quellen, die er benutzt zu haben ſelbſt in der Einleitung zu ſeinem Evangelio verſichert, im pauliniſchen Geiſte geſchehen ſei, beweiſt mancher von ihm gegebene, bei den übrigen nicht vorhandene, Ausſpruch Jeſu, welcher der eigenthümlichen Lehrart des Apoſtels nahe ſteht; auch hat er die Abendmahlsſtiftung am ähnlichſten mit der, abſichtlich von Paulus genau gefaßten, Darſtellung derſelben wiedergegeben. Auf dieſen, Lukas, wird man ſich daher, obgleich er kein Augenzeuge von Dem iſt, was er über Jeſum berichtet, wenigſtens in Abſicht auf die von ihm verſicherte Sorgfalt, vorhandene Ueberlieferungen zu ſammeln, verlaſſen dürfen, wenn man auch gegen die Anordnung und Ausführung ſeiner Materialien Zweifel und Bedenken hegen mag. Dieſe jedoch von ſeinen Abweichungen von Markus und Matthäus hernehmen zu wollen, iſt eben ſo unſtatthaft, als umgekehrt Dieſe wegen ihrer Verſchiedenheit von Jenem zu verdächtigen. Daß ſie alle Drei in den Sachen ſich ſo nahe berühren und doch nicht ganz gleichen, muß vielmehr billiger Weiſe für die Männer ſprechen, die entweder völlig unabhängig von einander ſammelten und ſchrieben, und dennoch im Weſentlichen zuſammentrafen, oder, wenn Einer den Andern benutzen konnte, dennoch einander nicht abſchrieben, ſondern die Selbſtſtändigkeit behaupteten, welche nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen die Dinge darſtellt, wie ſie dieſelben in Erfahrung gebracht hat. Was die beiden Letztgenannten betrifft, ſo ſcheint Markus wegen ſeiner Einfachheit und Kürze, die doch auch mit bisweiligen Erweiterungen abwechſelt, und ſogar die Aufnahme ſolchen Stoffes nicht verſchmäht, den die andern nicht haben, den Vorwurf, einen bloſen Auszug aus Lukas und Matthäus gemacht zu haben, nicht zu verdienen, vielmehr auch mit freier Thätigkeit geſammelt zu haben, jedoch nicht ohne Zuziehung ſolcher ſchriftlicher

Nachrichten, welche auch den andern zu Gebote ſtanden. Das Evangelium, das den Namen Matthäus führt, iſt ſicher kein urſprüngliches Werk, ſondern eine Bearbeitung der vorhandenen Nachrichten, wie die beiden andern, jedoch mit dem in der Ueberſchrift angedeuteten Umſtande, daß eine urſprüngliche, in der Volksſprache abgefaßt geweſene, von Matthäus herrührende, Schrift, die bald verloren gegangen iſt, die Grundlage zu den Mittheilungen, wenigſtens der Reden Jeſu, abgegeben haben mag. Von derſelben Urſchrift konnten auch die beiden Andern einen Gebrauch gemacht haben; denn die Zeit der Abfaſſung iſt für alle Drei unſtreitig ungefähr dieſelbe, nämlich die nächſte vor oder nach dem Untergange Jeruſalems, wo doppelte Veranlaſſung gegeben war, das Geſchichtliche aufzuzeichnen; indem, weil der Augenzeugen immer weniger wurden, an die Stelle des von ihnen Verbürgten immer leichter Mährchen treten konnten, und für die Erhaltung der ſeltenen Aufzeichnungen, die etwa da ſein mochten, in den Stürmen der Zeit, die über Judäa hinzogen, in den Verfolgungen, die bereits gegen die Chriſten begannen, große Gefahr lag. Aus dieſem allen geht ſo viel hervor, daß es den Hauptmomenten in dem von den drei erſten Evangelien erzählten Leben Jeſu durchaus nicht an geſchichtlicher Begründung fehlt, daß der Faden ihrer Beglaubigung, von Paulus, dem Zeitgenoſſen, ausgehend, ſich durch die von ſeinen und andrer Apoſtel Schülern geſammelten und in zureichender Uebereinſtimmung unter ſich für die Nachwelt aufbewahrten Mittheilungen hindurchzieht, und dem innern Zeugniſſe, welches die Schilderung Jeſu, ſeines erhabenen Standpunctes als göttlichen Geſandten, ſeines hohen ſittlichen Characters, ſeiner reinen Lehre, ſeiner unvergleichlich herrlichen Sprüche, ſeiner menſchenbeglückenden Thätigkeit im Leben und ſeines bewundernswürdigen Verhaltens in dem Leiden und Sterben, den Evangelien ausdrückt, ein eben ſo gnügendes äußeres zur Seite gebt, als die Quellen der Geſchichte einzelner Menſchen und Völker der alten Welt für ſich geltend machen.

Völlig unabhängig von Paulus ſowohl, als von den drei erſten Evangelien, ſteht nun noch das vierte, johanneiſche, zur Benutzung bei einer Beſchreibung des Lebens Jeſu da. Zwar ſind gegen die Glaubwürdigkeit ſowohl, als gegen die apoſtoliſche Abkunft dieſes Buches ebenfalls Bedenken erhoben worden; allein die Genauigkeit in einer Menge kleiner Umſtände, die es auszeichnet, ſpricht für den Augenzeugen, und die offenbare Aehnlichkeit, die es an Sprache, Abſicht und Anſichten mit demjenigen Briefe im neuen Teſtamente hat, welcher nach dem übereinſtimmenden Zeugniſſe der erſten kirchlichen Schriftſteller, ſogar ſolcher Männer, die den Apoſtel noch gekannt haben, von Johannes herrührt, müßte den Zweifel entwaffnen; wenn nicht die eigenthümliche Geiſtesbildung, die der Verfaſſer in der Behandlung ſeines Stoffes an den Tag legt, wieder mißtrauiſch machte, ob ſie dem Fiſcher aus Galiläa mit voller Wahrſcheinlichkeit beizumeſſen ſein möchte. Indeß muß man auf die Jugend des Mannes, als er Jeſu Begleiter war, und auf das hohe Alter, welches er erreicht hat, auf ſeinen, mehr als nur vermutheten, Aufenthalt unter griechiſchen Juden außerhalb Paläſtina, und auf die Abſicht achten, die den Mann zum Schreiben bewogen hat. Jene Umſtände machten ſeine neue Bildung möglich; dieſe Abſicht, die durchaus eine reinere, univerſaliſtiſche, war, nöthigte ihn, aus dem engen Kreiſe der jüdiſchen Vorſtellungen herauszutreten und auf eine Darſtellung zu denken, welche der erwachenden philoſophiſchen Behandlung der neuen Religion theils zuſagte, theils aber auch, ihre Irrthümer abwehrend, entgegentrat. Hieraus erklärt ſich denn auch viel beſſer, als aus der Annahme, daß er die vorhandenen Evangelien habe ergänzen wollen, ſein Schweigen über viele Scenen, die er erlebt haben mußte, und ſeine reiche Mittheilung an ſolchen Reden ſeines Meiſters, die das Verhältniß Jeſu zu Gott berühren, mit welchem die Zeitphiloſophie ſich zu beſchäftigen begann. Einigen Antheil indeß an ſeinem Uebergehen mancher Thatſachen, die durch ſein Zeugniß die noch unzureichend gebliebene Gewißheit erhalten haben würden, mag auch der höhere Sinn, welcher im Umgange mit Jeſu ſein eigen geworden war, und welcher auf äußerliche Vorfälle, wenn ſie nicht für den geliebten Meiſter ſelbſt bedeutend wurden, wenig Werth legte, zuletzt wohl auch das dem alternden Manne mehr entſchwindende Gedächtniß gehabt haben. Wird dadurch die Ausbeute an einzelnen Begebenheiten für eine Biographie bei ihm nur klein ſein, ſo gewährt er dagegen den Vortheil, einen Faden der Reihenfolge für das Geſchehene zu haben, der den drei erſten Evangelien gänzlich mangelt; und hat er in der Behandlung ſeines Gegenſtandes den reinmenſchlichen Boden, auf welchem die göttliche Geſtalt des Herrn einherwandelte, zuweilen verlaſſen, damit das Bild, das er in ſeinem Herzen trug, den vollen Schimmer überſchwenglichen Gottesglanzes auch vor ſeinen Leſern ausſtrahle, ſo wird dieſer Mangel an Anſchaulichkeit wieder von jenen ausgeglichen.

Zuſammen aber geben ſie Alle, die wir hier — für unſern Zweck ausführlich genug — als Zeugen für das Leben Jeſu herbeigerufen und im Allgemeinen als unverdächtig erkannt haben, der Bruchſtücke genug, um ein Bild zeichnen zu können, welches dem Glauben der Chriſtenheit an die geſchichtliche Perſon des göttlichen Menſchenſohnes entſpricht. Ja! ſie geben wohl, in der Anhäufung ähnlicher Dinge, in der Wiederholung ſolcher Facta, die zu einer Gattung gehören, in der Aufzählung beſonders vieler außerordentlichen Thaten Jeſu, welche der Göttliche doch ſelbſt nur in die zweite Ordnung der Gründe für den Glauben an Ihn ſtellte, mehr, als für die gebildeten Chriſten zu jenem Spiegelbilde ihres chriſtlichen Bewußtſeins nothwendig erfordert wird. Und darinnen liegt einerſeits das Recht, andrerſeits die Pflicht, theils nicht jeder einzelnen Scene gleiche Ausführlichkeit zu ſchenken, theils nicht die gleiche Zuverläſſigkeit aller, auch unter ſich ſtreitender, Angaben zu behaupten, ſondern jene Beſcheidenheit zu beweiſen, welche weder triftige Zweifel verſchweigt, noch einſeitige

Meinungen verſicht, noch auch über noch nicht völlig ermittelte Puncte dem freien Urtheile vorgreift. Genug, daß eine gewiſſenhaft angeſtellte Abwägung der Umſtände, welche von erheblicher Bedeutung ſind, nach Maaßgabe des Standpunctes, den die Wiſſenſchaft eben jetzt eingenommen hat, bei aller Ehrfurcht vor den Schriften, welche die göttliche Vorſehung zu Trägern der chriſtlichen Religion unter die Völker der Erde gemacht hat, ſo viel freie Bewegung auf dem geſchichtlichen Gebiete ihres Urſprungs verſtattet, daß die Sichtung des Stoffes ſowohl, als die Anordnung deſſelben der reinen Ueberzeugung folgen darf, ohne irgend eine Gefahr für den Religionsglauben ſelbſt fürchten zu müſſen.

In dieſer doppelten Beziehung iſt hier noch vorauszuſchicken, was die Behandlung der evangeliſchen Bruchſtücke, die nun folgen ſoll, rechtfertigen und vor unbilligem Tadel ſchützen mag. Einmal betrifft es die Abſonderung einer Vorgeſchichte von der Geſchichte ſelbſt; dann die Abweichung von der hergebrachten Anſicht über die Dauer der letztern in der zuſammenhängenden Erzählung derſelben.

Unbezweifelt nämlich iſt in den Augen jedes unbefangenen und gebildeten Chriſten das Werk Jeſu, die als unzerſtörbares Denkmal ſeines Wirkens daſtehende neue Religionsverfaſſung und kirchliche Gemeinſchaft der an Ihn Glaubenden Dasjenige, woran das eigentliche, lebendigſte Intereſſe des Geiſtes und des Herzens für Jeſum hanget; nur durch dieſes ſein Werk haben wir ſelbſt Antheil und Gemeinſchaft an und mit Ihm; die Perſon tritt erſt um ihres

Werkes willen nahe an uns heran; gleichwie die Schöpfung, in der wir leben, uns nach dem Urheber derſelben fragen, den Schöpfer ſuchen lehrt. Nur waltet bei dieſem Vergleiche der mächtige Unterſchied ob, daß wir über die Geſchichte der Weltſchöpfung hinaus, weil die Zeit, in die ſie gefallen iſt, ſelbſt erſt mit ihr ward, gar nicht zurückſchauen können, ohne in ein Nichts zu blicken; dem Wirken Jeſu hingegen, welches in der Zeit erfolgte, und an ſein menſchliches Leben gebunden war, ein Zeitraum ſeiner menſchlichen Bildung für ſein Werk vorausgegangen ſein muß, und die Frage nach dem Werden Deſſen, was Jeſus darnach war, nach der Bildung ſeiner Perſönlichkeit zur Unternehmung und Ausführung ſeines Werkes ſich unabweislich aufdrängt. Ein ſolches pſychologiſches Intereſſe war es, wie bei jedem großen Menſchen, ſo bei Jeſu Perſon, das frühzeitig über ſeine Abſtammung, Geburt, Kindheit und Jugend, und über die auf ſeine geiſtige Entwickelung Bezug habenden äußern Lebensumſtände Nachrichten aufſuchte, und aus den geſammelten Anecdoten, die ſein Familienleben betrafen, einen Vorgrund für das eigentliche hiſtoriſche Gemälde ſeines Wirkens als Mann bildete. Die letzte Quelle ſolcher Nachrichten konnte natürlich nur das Gedächtniß älterer Perſonen, und die Art ihrer Fortpflanzung nur eine mündliche Mittheilung ſein; woraus ſich von ſelbſt ergiebt, daß an eine diplomatiſche Genauigkeit in dieſen Berichten nicht zu denken iſt, vielmehr auf dem Wege der Ueberlieferung von Mund zu Mund leicht Aenderungen des urſprünglich

Wahren eintreten konnten, und Alles, was ſich hierüber als Geſchichte geben läßt, nur mit dem Namen einer Vorgeſchichte auftreten darf. Dieſen Unterſchied zu machen, berechtigt uns übrigens nicht allein die ungleiche Wichtigkeit der Dinge, die zu erzählen ſind, und die Lückenhaftigkeit der Ueberlieferungen ſelber, der man mit Vermuthungen und Schlüſſen aus den Folgen auf ihre Urſachen zu Hülfe kommen muß, ſondern mehr noch der Vorgang der beiden Evangeliſten Markus und Johannes. Indem der Erſtgenannte als den Anfang des Evangelii von Jeſu ausdrücklich die Zuſammenkunft deſſelben mit dem Täufer Johannes am Jordan angiebt, und der Zweite, welcher unbezweifelt während des Wirkens Jeſu für ſein Werk an der Seite deſſelben war, die Geſchichte ſeines theuren Meiſters ſelbſt mit dem öffentlichen Hervortreten beginnt und, jede geſchichtliche Mittheilung über die früheren Lebensereigniſſe verſchmähend, vielmehr eine philoſophiſch-dogmatiſche Einleitung zu ſeiner Biographie giebt, weiſen ſie Beide darauf hin, daß die eigentliche Geſchichte, die im ſtrengſten Sinne eine ſolche heißen darf, erſt von da anhebt, wo ſie feſtern Boden unter ſich hat, wo, was geſchehen iſt, mit dem Bewußtſein ſeiner Wichtigkeit beobachtet, mit der Abſicht, einmal Zeuge davon ſein zu wollen, oder doch mit der Vorausſicht, einmal Zeuge werden zu können, bewahrt und irgendwie zu künftiger Mittheilung niedergelegt worden iſt. Nach dieſem Grundſatze handelten ſogar die Apoſtel ſchon da, als ſie ihre Zahl ergänzten; und wählten Einen, der während der öffentlichen

Thätigkeit Jeſu in genauer Verbindung mit ihnen geſtanden hatte, mithin Zeuge des Wirkens Jeſu zu ſein fähig war.

Iſt es nun dieſes öffentliche, von treuen Zeugen beglaubigte, Leben und Wirken Jeſu für ſeinen Zweck, welches vorzugsweiſe als Geſchichte gelten darf, ſo gehören allerdings, um ein lebendiges Gemälde zur Anſchauung zu bringen, die Züge, welche die in gleicher Abſicht abgefaßten Evangelien darbieten, in eine Darſtellung des Lebens Jeſu, welche Anſpruch auf den Namen einer Geſchichte macht; und zwar müſſen ſie in einer ſolchen Anordnung aufgenommen werden, daß die innerlichfortſchreitende Aufeinanderfolge der einzelnen Puncte, welche, obgleich zerſtreut, doch überhaupt gegeben ſind, leicht erkennbar ſei, denn alles Leben iſt Bewegung in der Zeit, d. h. die einzelnen Momente eines Lebens, die ſich wie an einem Faden an einander reihen, machen den Inhalt aus, der einen Zeitraum erſt bildet und zugleich erfüllt. Aber, ob dieſer Zeitraum, innerhalb deſſen die einzelnen Momente auf einander folgen und aus einander hervorwachſen, mit ſcharfer Genauigkeit gemeſſen, aſtronomiſch nach Tagen und Monden und Jahren berechnet, und der Geſchichte der Welt und der Menſchheit gerade an der Stelle eingefügt werden könne, welche ihm nach der Wirklichkeit im Laufe der Begebenheiten zukommt, oder ob man auf eine ſolche Beſtimmtheit Verzicht leiſten müſſe, darauf kann es zur Vergegenwärtigung des thätigen Daſeins ſelbſt, um die es hier zu thun iſt, nicht ankommen. In jedem Falle war die Dauer des öffentlichen Lebens Jeſu ſehr kurz; ſo kurz, daß innerhalb derſelben die Nebenperſonen, die auf dem Schauplatze erſcheinen, weder abtraten noch erſetzt wurden, und kein Wechſel derſelben bedeutende Schwankungen in dem Gange der Dinge verurſachte. Die von den Evangeliſten uns erzählten Begebenheiten erheiſchen zu ihrer natürlichen Entwickelung durchaus keine lange Zeit, ſie haben genug Raum in einer kurzen; und ihr Erfolg wird nicht geſchmälert, wenn man den Rahmen zum ganzen Gemälde nur eng ſpannt; ja, wie weit der Biograph auch die einzelnen Stücke auseinander halte, genöthigt oder willkürlich, der Leſer, der ein abgerundetes Totalbild verlangt, wird immer, weil die Einheit der Auffaſſung und die Anſchaulichkeit des Ganzen durch die Lücken zwiſchen den vereinzelten Vorfällen nur verlieren kann, die leeren Zwiſchenräume überſpringen und die Scenen aneinanderrücken. Iſt nun überdieß der Verſuch, jenen Zeitraum nach Jahren abzugränzen, ſchon bei den älteſten Schriftſtellern der Kirche höchſt verſchieden ausgefallen; geben die drei erſten Evangelien ſchlechterdings gar keinen Wink, geſchweige denn einen ſichern Haltpunkt zur Beſtimmung der Zeitdauer, in welche die von ihnen erzählten Dinge gefallen ſind, ſo daß man nach ihnen ganz beliebig verfahren kann; fügt Johannes zwar öfters Feſtbeſtimmungen ein, wo er einen Auftritt ſchildert, doch aber ſo, daß man entweder über die ungeheuren Lücken ſtaunen muß, die ſein Bericht zwiſchen den vielen Feſten läßt, oder ſich zu freier Deutung eines ſolchen nicht als Oſtern bezeichneten Feſtes und zur Einreihung eines andern Abſchnittes ohne Rückſicht auf die angegebene Zeit genöthigt ſieht, alſo wieder der Wahrſcheinlichkeitsrechnung vertrauen muß; darf man endlich die gangbare Vorausſetzung eines dreijährigen öffentlichen Lebens Jeſu geradehin für unerweislich erklären, wohl aber der bekannten Vorliebe für die Drei, als geheiligte Zahl, beimeſſen: ſo wird es für den Zweck, ein Lebensbild der hiſtoriſchen Perſönlichkeit des göttlichen Menſchenſohnes zu entwerfen, erlaubt ſein, von der, noch zweifelhaften, Beſtimmung, ob als längſte Dauer des Zeitraumes einige Monate über ein oder über zwei Jahre anzunehmen ſein möchten, hier ganz abzuſehen und nur einen ſolchen unterzulegen, der durch die Begebenheiten, die eine fortlaufende Erzählung zuſammenſtellt, auch wirklich ausgefüllt wird. Haftet doch auch in dieſer Hinſicht das Intereſſe des redlichen Verehrers Jeſu nicht an der Länge, ſondern an dem Gehalte des merkwürdigen Lebens ſeines Meiſters und Hauptes und an den alle Zeiten überdauernden, nach allen Seiten hin unermeßlichen, Wirkungen der Thätigkeit, mit der Er wirkte, wie ſein Vater im Himmel.

Das Leben Jeſu.

I.

Vorgeſchichte.

1.

Die Geburt Jeſu von einer Mutter aus davidiſchem Geſchlechte.

Röm. 1, 3.

Was die Ueberſchrift dieſes Abſchnittes beſagt, iſt einfache und unbeſtreitbare Thatſache, wie der klare Geſchichtſchreiber eine ſolche als Anfang eines jeden Menſchenlebens fordert. Allein um dieſe einfache Thatſache iſt der Schleier eines großen und heiligen Geheimniſſes gewoben. Um zu ergründen, wie Viel oder wie Wenig derſelbe verhülle, reicht es nicht aus, daß man die Fäden an ihm zähle, d. h. alle die Unbegreiflichkeiten und Unwahrſcheinlichkeiten einzeln bezeichne, welche an den Erzählungen darüber, die ohnedieß nur zwei der Evangelien haben, haften, man mag dieſelben bei jedem für ſich allein betrachten oder aus beiden zuſammenſtellen und vereinigen wollen; denn wo iſt das Maaß, mit welchem der beſchränkte Menſch das Mögliche meſſe? und mit welchem Rechte will man alſo behaupten, darum, weil, was geſchehen ſein ſoll, verſchieden erzählt wird, ſei vermuthlich überhaupt Nichts der Art geſchehen und Alles erdichtet? Es gnügt auch nicht, anzuführen, daß dem Urſprunge großer Menſchen bei allen Völkern des Alterthums dichteriſche, ja fabelhafte Hüllen umgeworfen worden ſind, und mithin hier derſelbe Fall Statt gefunden haben könne; denn die Möglichkeit iſt noch keine Wahrſcheinlichkeit, geſchweige denn ſichere Gewißheit, und immer bliebe dabei noch die Frage übrig, wo die Dichtung begonnen haben möge, ob bei der Sache und an welchem Puncte derſelben, oder bei der Darſtellung? Noch weniger wird es glücken, durch allerhand willkürliche Deutungen der dunklen und unvollſtändigen Berichte, bei denen der Ausleger bald jüdiſche Vorſtellungen wegzuräumen, bald pſychologiſche Ergänzungen anzubringen für nöthig achtet, zu einem ſichern Ergebniſſe zu gelangen; auf ſolchem Wege kommen Kunſtſtücke zu Stande, die oft noch abentheuerlicher erſcheinen, als die räthſelhafte Unterlage ſelber. Begnügen wir uns alſo lieber mit dem aufrichtigen Geſtändniſſe, daß, wie die ganze Erſcheinung Jeſu in der Menſchenwelt eine höchſt wunderbare und das Gemüth mit dem Schauer heiliger Ehrfurcht erfüllende iſt, ſo auch ſein Eintritt in die Welt für uns etwas Undurchdringliches und doch zugleich Scheugebietendes an ſich trägt, und mit der freimüthigen Erklärung, daß die Unmöglichkeit, auf Grund unzulänglicher, lange nach dem Tode der Augenzeugen erſt niedergeſchriebener, vielleicht erſt durch manchen Mund bis zu den Schreibenden gelangter Nachrichten den wirklichen Hergang der Sache mit allen Umſtänden auszumitteln, uns rathſam erſcheinen läßt, daran uns zu halten, daß von Anfang an unter den Chriſten Erzählungen von außerordentlichen Begebniſſen vor, bei und nach der Geburt Jeſu, vorhanden geweſen ſind, die ihre Bedeutung theils in einer Hinweiſung auf den eben Gebornen, als auf Einen, den Gott zu großen Dingen erwählt habe, theils in einer Verknüpfung mit dem Weſen und Wirken des Mannes, nachdem er das Größte geleiſtet hatte, gefunden haben. Göttliches kündigt ſich nicht allein da an, wo der Menſch göttlich handelt; es offenbart ſich auch da, wo dem Edlen der Weg zu ſeinem herrlichen Werke bereitet wird, da, wo die Erweiſungen himmliſcher Vorſorge die Begleiterinnen des Auserwählten auf ſeinem Wege bleiben; in einem göttlichmenſchlichen Leben ſind beide Seiten, die thätige und die leidende, Trägerinnen der göttlichen Herrlichkeit.

Mit dieſer Anſicht, die freilich auf [illegible] Ruhm Verzicht leiſten muß, in letzter Inſtanz über das Maaß des Geſchichtlichen in den evangeliſchen Ueberlieferungen abſprechen zu wollen, ſind wir gegen den Vorwurf der Leichtgläubigkeit geſchützt und vor den Zumuthungen derſelben verwahrt genug, um mit aller Unbefangenheit an die Wiedererzählung der Auftritte zu gehen, welche Lukas und Matthäus aufgezeichnet haben. Nach Jenem eröffnet ſich nun die Reihe derſelben mit der Erſcheinung eines Engels in der Wohnung einer Jungfrau, Namens Maria, deren Stammbaum auf David, den Herrlichſten und Gefeiertſten der Könige in Judäa zurückführt. Ihr Wohnort iſt das, von den Zeitgenoſſen geringgeachtete, Städtchen Nazareth in Galiläa, der auf der Weſtſeite des Jordans gelegenen nördlichſten Provinz Paläſtina's. Sie iſt bereits älternlos und wahrſcheinlich ohne Brüder; aber ſeit Kurzem mit einem Manne, Namens Joſeph, verlobt, der ſeine Abſtammung ebenfalls, wiewohl durch eine andre Linie, von jenem glorreichen Könige ableitete. Ausſichten auf ein irgend ausgezeichnetes Leben konnte ihr derſelbe, als Handwerker, Tiſchler oder Zimmermann, zwar nicht eröffnen, er war aber nach Dem allen, was von ihm zu leſen iſt, ein Ehrenmann, rechtſchaffen, fromm und beſonnen; unſtreitig hatte wahre Hochachtung für die in ſtiller Abgeſchiedenheit lebende, mit den Tugenden der ächten Weiblichkeit geſchmückte, Jungfrau ihn zu ihr hingezogen. In dieſer Zeit nun, in der ſie ſich gewiß oft mit ihrer Zukunft beſchäftigt hat, die jetzt entſchieden zu ſein ſchien, empfängt Maria durch göttliche Veranſtaltung die große Zuſage, Mutter des gerade damals mit der geſteigertſten Sehnſucht von der Nation erwarteten Meſſias werden zu ſollen. Die alte Weiſſagung, derſelbe werde dem Stamme Davids entſprießen, hatte ſie mit gleichem Rechte, wie jede andre dieſem Stamme angehörige Jungfrau, auch auf ſich beziehen können; dennoch traf, wie ſehr dem ſtolzen Gefühle der Davidstochter früher die Möglichkeit einer ſolchen Auszeichnung geſchmeichelt haben mochte, nun die nahe Wirklichkeit das Gemüth der Jungfrau ſo überraſchend, daß ſie erſchrickt und an der Botſchaft zweifelt. Als ihr aber ungebeten ein Zeichen der Allmacht Gottes, die ihre wunderbaren Wege gehet, gegeben und die nahe Geburt eines andern, zu wichtigen Dingen beſtimmten, Kindes von einer in vorgerücktem Alter ſtehenden, ihr verwandten, Frau als Merkmal der Sicherheit für die ihr geſchehene Offenbarung verkündigt ward, ſo erhebt ſie ſich auch wieder zum Glauben an die merkwürdige Verheißung und unterwirft ſich mit frommer Demuth dem wunderbaren Willen des Gottes ihrer Väter. Aber ſie vermag den Sturm der heftigen Bewegung ihres Herzens, der ſie nun ergreift, nicht zu beſchwichtigen; ſie kann das Erlebte nicht allein tragen, ſie kann es nicht in der eigenen Bruſt verſchließen; und doch iſt ſie verlaſſen von jedem Vertrauten, der ſie an das Herz fallen, der ſie ihr Geſchick in mittheilendem Geſpräche eröffnen könnte. Da erfaßt ſie jene Anzeige von dem ähnlichen Looſe ihrer ältern Verwandten wie einen himmliſchen Wink, zu Dieſer zu reiſen, die freilich ſehr entfernt, in dem mittäglichen Theile des Landes, wohnte. Schnell und furchtlos führt ſie den gefaßten Vorſatz aus; ſie ſcheut die Anſtrengung der Wanderung, ſie ſcheut die Unſicherheit, die Länge, die Beſchwerlichkeit des Weges nicht, deſſen letztes Stück wenigſtens durch rauhe und wilde Gebirge führte. In Jutha, einem kleinen Städtchen, weit ſüdlich hinter Jeruſalem und Bethlehem gelegen, finden wir ſie wieder, im Hauſe des Prieſters Zacharias, des Mannes ihrer Eliſabeth, zu der ſie ihre Zuflucht nahm. Die Zuſammenkunft der beiden Frauen mußte ganz eigenthümlicher Art ſein. Maria findet die Freundinn wirklich in naher Erwartung, daß ihre Ehe nicht mehr kinderlos bleiben werde; je unwahrſcheinlicher es aber nach menſchlicher Anſicht geweſen war, daß des Prieſters Haus noch ſo ſpät mit dem Glücke geſegnet werden würde, nach welchem die frommen Ehegatten mit großer Sehnſucht zwar, jedoch mit immer mehr verſchwindender Hoffnung, verlangt hatten, um deſto mehr konnte Maria in dem Eintreffen des an ſich unwahrſcheinlichen, aber mit prophetiſcher Zuverſicht ihr vorausgeſagten Ereigniſſes eine Beſtätigung ihrer eignen neuen und wunderbaren Beſtimmung erblicken. Als vollends Eliſabeth auf Maria's vertrauliche Mittheilung Deſſen, was Dieſer begegnet war, in Folge der an ſich ſelbſt gemachten Erfahrung von der herrlichen Macht Gottes nicht nur nicht den mindeſten Zweifel an der Erzählung ihrer jungen Freundinn blicken läßt, vielmehr eine Ahnung des wunderbaren Zuſammenhanges zwiſchen den Erlebniſſen Beider laut ausſpricht: ſo fühlt ſich die Seele Marias erleichtert, von Zweifeln und Kümmerniſſen frei, und für ihren großen Beruf geſtärkt und begeiſtert. Nichts natürlicher, als daß ihr Herz in einem Lobgeſang zu Ehren des Höchſten überfließt; nichts natürlicher, als daß dieſer Lobgeſang Gedanken und Worte enthält, welche der frommen Israelitinn aus Erinnerungen an bekannte Hymnen in ihren heiligen Nationalſchriften zuſtrömten. [Luk. 1, 46.] Gegen drei Monde dauert darnach ihr Aufenthalt bei Eliſabeth; er bot mithin Gelegenheit genug zum vielfältigen Austauſche der Gedanken über die künftige Entwickelung ſo großer Anfänge. Von Beſprechungen jedoch, welche irgend ein gemeinſchaftliches Wirken der beiden Frauen für eine abſichtliche Verbrüderung der Söhne beträfen, findet ſich keine Spur. Lag doch auch Deren einſtiges Auftreten als Männer in viel zu großer Entfernung, und durften die Freundinnen ſich doch auch nicht verbergen, daß ſowohl die räumliche Entlegenheit ihrer Wohnorte, als die eigenthümlichen Verhältniſſe ihrer Häuslichkeit, ja ſelbſt das höhere Alter des Ehepaares, in deſſen Hauſe Maria itzt verweilte, eine Menge in Voraus gar nicht zu berechnender Umſtände herbeiführen könnten, welche jedem Plane entgegenſtehen müßten. Dagegen war der tägliche Umgang mit der erfahrenern Frau und das öftere Geſpräch mit ihr über die Wege Gottes in der Ausführung ſeiner heiligen Rathſchlüſſe gewiß dazu geeignet, die Gemüthsrichtung der noch jugendlichen Maria auf ihren eben ſo heiligen, als ſchweren Beruf mehr und mehr zu befeſtigen und ihr Herz mit jener Stärke in Gott zu ſtählen, die ihr den Muth geben konnte, bei ihrer Zurückkunft nach Nazareth ihrem Bräutigam das Geheimniß ihres Lebens zu entdecken, ehe er ſie als Gattinn in ſein Haus führte.

Joſeph, von der Urſache der Reiſe ſeiner Verlobten bis dahin noch nicht unterrichtet, aber durch die längere

Abweſenheit derſelben um ſo weniger irre gemacht, als es vielmehr die Züchtigkeit der alleinſtehenden Braut zu fordern ſchien, daß ſie die Zeit bis zur Verheirathung bei Verwandten zubrächte, erfährt nun, was Maria bevorſteht; wiewohl ſich nun in ſeinem Mannesherzen die Bedenklichkeit regte, ob er ſeine Braut heimholen ſolle, und vielleicht, im Wachen, wie im Träumen, ein langer Kampf in ſeiner Seele entſtand, welchen Entſchluß er zu faſſen habe, ſo ſiegt doch nach einer Traumerſcheinung, die ihn mahnt, ſeine Verlobte nicht zu verlaſſen, das hohe Zutrauen, das Maria's frommes, reines und liebenswürdiges Weſen ihm eingeflößt hatte, über ſeine Beſorgniß. Nicht nur, daß er ſie als ſein Weib zu ſich nimmt, er erweiſt, wie ihrem guten Rufe, ſo nun auch ihrem heiligen Berufe, die zarteſte Schonung in ihrem neuen Verhältniſſe. [Matth. 1, 18 — 25.] Als ob er ihr ſeinen männlichen Schutz nicht einen Augenblick entziehen dürfe, läßt er ſich, als die junge Frau ihrer Entbindung ſchon ſehr nahe iſt, deſſenungeachtet auf der Reiſe nach Bethlehem von ihr begleiten, wohin ihn eine zu Behuf künftiger Vermögens-Beſteuerung vom Kaiſer Auguſtus angeordnete Zählung der Einwohner Paläſtinas ruft, indem dieſe Zählung dem Nationalgebrauche gemäß nach den Stämmen des Volkes von den Beamten vorgenommen wurde, und die Nachkommen des Davidiſchen Geſchlechtes ſich in jener Stadt Davids zu ſtellen hatten. Hier kaum angekommen hat er ſogleich Gelegenheit, ſchützend und pflegend die treueſte Anhänglichkeit des

Gatten zu beweiſen; denn noch hat das Paar bei der Ueberfüllung des Ortes durch ſtammverwandte Einwandrer aus allen Gegenden kein andres Unterkommen gefunden, als das im Stallgebäude eines Viehhofes, als die Zeit kam, daß Maria den verheißenen Sohn gebar. Es gehört wenig Phantaſie dazu, ſich vorzuſtellen, daß die Familie, welche das Paar, ſo gut es die Umſtände erlaubten, aufgenommen hatte, einen lebhaften Antheil an der jungen Frau in dieſer Lage genommen, daß die weiblichen Hausgenoſſen freundlich Hülfe geleiſtet, daß Maria und Joſeph ſelbſt im Gefühle ihrer Verpflichtung, für dieſes Kind der Verheißung die größte Sorgfalt der gaſtfreundlichen Leute unter ſolchen Umſtänden in Anſpruch zu nehmen, bedeutungsvolle Worte vor denſelben geredet haben, die um ſo leichter Anklang finden mochten, je ſtärker die drückende Maaßregel, die von Rom aus über das Land verhängt war, das Gefühl der Erniedrigung und die Sehnſucht nach dem rettenden Meſſias im Volke aufgeregt hatte, und je bereitwilliger die auf einer prophetiſchen Verheißung ruhende Hoffnung der Einwohner Bethlehems, ihre Stadt werde noch einmal, wie einſt durch den Ruf Gottes an den Hirtenknaben, der König ward, ſo durch die Geburt des Meſſias eine Verherrlichung erfahren, jeder dahin zielenden Aeußerung entgegenkam. Gelangte von dergleichen Andeutungen, die nun gewiß von Mund zu Mund unter den geſchäftigen Bewohnern des Hofes getragen wurden, nur das Geringſte zu den Ohren derjenigen Hirtenknechte, welche während der plötzlich entſtandenen Unruhe im Hauſe daſſelbe verließen, um die Wache bei der Heerde im freien Felde für die Nacht zu übernehmen, ſo war die Seele derſelben hinlänglich dazu vorbereitet, um in irgend einer Erſcheinung am glänzenden Sternenhimmel, deren der morgenländiſche Himmel öfter, als unſer nördlicher, ſehen läßt, ein Zeichen himmliſcher Offenbarung zu erblicken, das mit dem Vorfalle im Hauſe in Verbindung ſtehen mußte; ſo mußte ihr frommer Sinn bei der Rückkehr am Morgen, die von ihrer Gemüthsſtimmung beſchleunigt wurde, in Dem, was ſie nun erfuhren, eine Beſtätigung ihrer Ahnung finden; und ſie ſäumen daher nicht, unter Preisgeſängen Jehovahs zu erzählen, was ſie beobachtet hatten. Wie aber hätten nun dieſe merkwürdigen Fügungen aller Umſtände ohne allen Einfluß auf das Elternpaar bleiben können! Die Mutter erkennt mit frommer Demuth und Freude die Erfüllung der erſten göttlichen Botſchaft an ſie; und dem ehrenwerthen Manne, der die von Gott Auserwählte unter ſeinen Schutz vor den Verunglimpfungen der Welt genommen hatte, wird die zufriedenſtellende Genugthuung, die ſein treuliebendes Herz verdient hatte.

Die Zeit, in welche die Geburt Jeſu gefallen iſt, zu beſtimmen, iſt nicht ſchwer, wenn man ſich mit einer ungefähren Angabe begnügen will. Die unmittelbare Regierung des Landes lag in den Händen Herodes des Großen, der jedoch, obſchon er den Königstitel führte, unter der Oberherrlichkeit der Römer ſtand, anfangs ein kluger und milder

Fürſt geweſen war, ſpäter dagegen mißtrauiſch und grauſam ward, und nicht mehr lange lebte. Verlangt man aber eine in die weltgeſchichtliche Zeitrechnung genau paſſende Beſtimmung der Zeit, da Chriſtus das Licht der Welt erblickte, ſo iſt die Aufgabe nicht ſo zu löſen, daß aller Widerſpruch verſtummen müßte. Die gewöhnliche Annahme iſt die des Jahres 753 nach Erbauung Roms. Nach Lukas tritt der Täufer im 15. Jahre der Regierung des Tiberius, der auf Auguſtus folgte, auf. Auguſt ſtarb 767. Demnach würde, den Auftritt Johannis in deſſen 30. Lebensjahre angenommen, 752 das Geburtsjahr deſſelben, und 753 das des Herrn ſein. Dennoch wird das Todesjahr jenes Herodes ſchon auf 750 geſetzt. Will man, um dieſes Widerſpruches willen, ein früheres Jahr gewinnen, ſo darf man freilich nur die Angabe des Evangeliſten dahin auslegen, daß er die 3 Jahre der Mitregentſchaft des Tiberius mitgezählt habe, wonach 749 gefunden wird; aber die ganze chriſtliche Zeitrechnung wird dann verrückt. Monat und Tag iſt noch weniger feſtzuſetzen; daß wir das Feſt der Kirche am Ende des Sonnenjahres, bald nach dem kürzeſten Tage im December begehen, hat ſeinen Grund in der Vertauſchung eines heidniſchen Sonnenfeſtes mit der Feier des aufgehenden Lichtes in Jeſu.

2.

Die Weihe des Neugebornen nach dem jüdiſchen Geſetze.

Gal. 4, 4.

Nach acht Tagen wurde das Kind dem Geſetze zuſolge der Ceremonie unterworfen, die an Knaben zu vollziehen war; und dabei erhält es den, zwar auch ſonſt vorkommenden, hier aber durch Offenbarungen, welche beiden Eltern zugekommen, ausdrücklich vorgeſchriebenen, die Beſtimmung des Knaben ausſprechenden Namen Jeſus d. h. Heil, Hülfe Gottes. Fünf Wochen, genauer drei und dreißig Tage, ſpäter wird es nach Jeruſalem gebracht, um, da die Nähe Bethlehems den Wunſch der frommen Eltern begünſtigt, im Tempel Jehovahs ſelbſt eine zweite, die erſtgebornen Söhne betreffende, geſetzliche Vorſchrift zu erfüllen. In den uralten Zeiten herrſchte die Sitte nomadiſcher Stämme, daß der Erſtgeborne zugleich zum künftigen Familienprieſter beſtimmt und gleichſam geweihet wurde. Moſes, welcher ſein Volk an feſte Wohnplätze und an bürgerliche Verfaſſung gewöhnen wollte, traf die Anordnung, daß die prieſterlichen Geſchäfte an einen eignen Stamm übergingen, der dafür, daß nun die Erſtgebornen von jener Verpflichtung frei und in der Wahl des Berufes ungebunden waren, eine Entſchädigung empfangen mußte. Dieſe Loskaufung geſchahe nun in eine gemeinſchaftliche Caſſe zum Unterhalt der Leviten und zwar zugleich mit dem Opfer, welches Wöchnerinnen am vierzigſten Tage, nachdem ſie das geworden waren, der, auch der ärztlichen Polizei vorſtehenden, Prieſterſchaft erlegen mußten.

Bei dieſem Tempelbeſuche treten nach Lukas noch zwei Perſonen auf, welche dem neugebornen Knaben beſondre Aufmerkſamkeit ſchenken, aber höchſt verſchieden ſich benehmen. Erſt iſt es Simeon, ein Mann, der, gleich allen Redlichen ſeiner Zeit in Israel, meſſianiſche Erwartungen in ſeinem Herzen trug; der, vielleicht ein Stammverwandter des Elternpaares, vielleicht als ſolcher ſchon einige Kunde von dem kürzlich zu Bethlehem Geſchehenen habend, vielleicht alſo ſchon auf die Darſtellung des merkwürdigen Kindes im Tempel wartend, nun im Geſpräche mit den Eltern ſich überzeugt, daß dieſe allerdings nach den Vorfällen, auf die ſie verweiſen konnten, berechtigt ſeien, einſt Großes von dem Knaben zu erwarten. Aber ein freierer Geiſt belebt den Seher, als die beſchränktern Vorſtellungen des glücklichen Paares faſſen können; ſein Dankgebet, als er das herrliche Kind der Verheißung in ſeinen Armen hält, überfliegt mit hellem, weltbürgerlichem Sinne die Schranken des jüdiſchen National-Reiches Jehovahs; die Zukunft, die in dieſen Augenblicken vor ihm ſich aufthut, iſt die einer Welterleuchtung. Gleich achtungswerth iſt dann das Wort, mit welchem er ſich zur Mutter wendet. Dieſe iſt nur die beglückte, nur die begeiſterte Mutter; dem beſonnenen Manne tritt dagegen die Wahrheit vor Augen, daß Zeiten großer Ereigniſſe für die Perſonen, welche den Mittelpunkt der Bewegung bilden, gewöhnlich alle Mißlichkeiten häuſen, denen das Menſchenleben ausgeſetzt iſt; daher ſeine warnende, mahnende Rede, es werde ihr und dem Kinde, dem eine ſolche Bahn gezeichnet ſei, nicht an Mühen, Gefahren und Herzeleid fehlen. Anders die betagte Wittwe, die auch zur Gruppe der Familie tritt; die Genoſſinn des Stammes, der ſeinen Hauptſitz in Galiläa hatte, und darum noch beſonders zu dem Paare aus Galiläa hingezogen; wegen ihrer Frömmigkeit wie eine Prophetinn verehrt. Sie bricht zwar auch, wie Simeon, beim Anblicke des Kindes in das Lob Gottes aus, beweiſt jedoch nicht die gleiche Vorſicht, ſondern nur die weibliche Redſeligkeit, die gern weiterträgt, was ihr vertraut wird; denn ſie verbreitet unter Allen, die auf Judäas Befreiung hoffen, die Nachricht, wie nahe dieſes Glück dem Volke ſei.

Hier endet nun Lukas ſeine Erzählung über die erſte Kindheit Jeſu; indem er den Schauplatz ſofort wieder in die Heimath des Paares, nach Nazareth in Galiläa, verlegt, ohne über das dortige Familienleben etwas mehr zu ſagen, als, daß das Kind unter Gottes Obhut und unter elterlicher Pflege an Leib und Seele ſichtbar gedieh, namentlich einen ausgezeichneten Geiſt verrathend. Doch iſt genau derſelbe Lukas der Einzige, zu welchem wir wieder zurückkehren werden, um mindeſtens den Beweis für jene Verſicherung von ihm zu hören, der in einer Scene aus dem Knabenalter des reichbegabten Kindes liegt. Vorher müſſen wir indeß noch mit Matthäus eine Reiſe nach Aegypten machen; welche aber, in der vor uns liegenden Faſſung wenigſtens, allerdings, ſowohl an ſich, als nach der ihr untergelegten Veranlaſſung, gerechte Bedenken gegen ſich hat.

Die Ankunft einiger Aſtrologen, Mager, in Jeruſalem, heißt es, welche durch Deutungen der Sternbilder am nächtlichen Himmel bewogen, ihr von Judäa aus oſtwärts gelegenes Land verlaſſen und ſich auf die Reiſe nach Paläſtina begeben hatten, um dem neugebornen Könige der Juden ihre Huldigung und reiche Geſchenke darzubringen, bereitet dem Kinde die ſchwerſte Gefahr. Sie vermuthen natürlich, den Königsſohn in der Hauptſtadt zu finden und fragen, da man ihnen keine Kunde von einem Solchen geben kann, immer lauter und emſiger nach dem Orte, wo derſelbe wohl anzutreffen ſein möge. Das Gerücht hiervon dringt bis in den Palaſt des alten, argwöhniſchen, ſchon mit dem Blute ſeiner eignen Gemahlinn und zweier Söhne befleckten, Herodes. Schon ſieht er, der Idumäer, ſeine Dynaſtie durch die Geburt eines künftigen Herrſchers aus Davids Stamme bedroht. Schnell iſt ſein mörderiſcher Entſchluß gefaßt. Er will die Fremdlinge ſelbſt benutzen, um den ſtillen Aufenthalt des gefürchteten Kindes genau zu erfahren. Die Geſetzkundigen des hohen Rathes geben auf die ihnen vorgelegte Frage, wo der Meſſias geboren werden ſolle, die Antwort: nach unſern prophetiſchen Büchern in Bethlehem. Dahin alſo weiſt der Falſche die heimlich zu ihm Berufenen, mit dem Auftrage, ihm, ſobald ſie das Kind gefunden, Nachricht zu bringen, damit er ſelber, wie ſie, dem königlichen Knaben die gebührende Ehre erweiſen könne. Der ziemlich flach entworfene Plan aber mißlingt; denn die Männer kehren nicht zurück zum Fürſten. Ihr Zweck war erreicht, ſobald ſie den Neugebornen geſehen und begrüßt hatten. Auch ohne Traumoffenbarung mußten ſie erkennen, daß ſie ohne Gefahr für den Gefundenen, und, hatten ſie das Elternpaar ſelbſt pflichtmäßig vor den Nachſtellungen des Königs gewarnt, ohne Gefahr für ſich ſelbſt, dem Wunſche des argliſtigen Tyrannen nicht nachkommen durften. Mit blinder Wuth ſtürzt ſich nun der Zorn des Deſpoten, deſſen Berechnung fehlgeſchlagen war, durch jene Männer das verborgene Kind auszukundſchaften, auf die Unſchuld und weiht die Kinder in und um Bethlehem, welche mit dem Davidsſohne ungefähr in gleichem Alter ſtanden, dem Tode, hoffend, unter der Menge, die er ſeinem Grimme opfert, den Königsknaben ſicher mitzutreffen. Doch auch dieſe grauſame Maaßregel vereitelt die göttliche Vorſehung und die menſchliche Vorſicht. Im Traume gewarnt, vielleicht ſchon durch die Mager aufmerkſam gemacht auf die Gefahr, die dem Knaben droht, brechen die Eltern mit ihrem Lieblinge auf, nehmen ihre Flucht in das nicht allzu ferne Aegypten und entziehen ſo das heilige Kind dem Bethlehemitiſchen Blutbade. Erſt nach Herodes bald erfolgtem Tode kehrt die Familie wieder von dort zurück; anfangs noch zögernd, weil weder der eine Sohn des Blutgierigen, Archelaus, der in den Provinzen Judäa und Samaria herrſchte, noch der andre, Herodes Antipas, der in Galiläa und Peräa regierte, den Eltern Sicherheit zu gewähren ſchien; neue Eingebungen im Traume beruhigen ſie jedoch, und ſo ziehen ſie wieder in ihre Heimath Nazareth. —

Es iſt nicht das Schweigen allein, welches Lukas über dieſe Vorfälle beobachtet, nicht deſſen ausdrückliche Angabe allein, daß die Familie nach Erfüllung jener Pflichten vor den Prieſtern ſogleich nach Galiläa zurückgegangen ſei, was gegen den Bericht beim Matthäus einnimmt. Es muß auffallen, daß die Fremdlinge einen ſolchen Antheil an einem, doch erſt nach vielen Jahren zur Herrſchaft fähigen, jetzt kaum gebornen Kinde nehmen, falls ſie nur durch ihre aſtrologiſchen Deutungen dazu veranlaßt worden ſind; und daß, wenn eine göttliche Veranſtaltung dabei Statt hatte, dieſe ſo unvollkommen getroffen war, daß die Männer ſich erſt in der Hauptſtadt genauer erkundigen mußten und dadurch eine Veranlaſſung zu einem ſchauderhaften Verbrechen gaben. Der wandernde Stern iſt gegen alle Naturordnung. Der König verräth wenig Klugheit, wenn er meint, durch dieſe Verehrer des Knaben in ſeinem Plane unterſtützt zu werden; und beweiſt große Mäßigung ſeiner Gewalt, wenn er ſein Ziel nicht viel ſchneller und ſicherer durch die Schergen ſeiner Macht verfolgt. Endlich ſieht man nicht ab, aus welchem Grunde eigentlich die Eltern ihren Aufenthalt nach dem Beſuche des Tempels in Jeruſalem noch in Bethlehem verlängert und den Weg ohne Nutzen noch einmal gemacht haben ſollen, da ſie von Bethlehem aus wieder über Jeruſalem hätten reiſen müſſen, um nach Nazareth zu kommen.

Die Begebenheit findet alſo keinen geſchickten Platz nach der Darſtellung des Kindes im Tempel. Vorher aber noch weniger, weil zu den Reiſen der Mager, zur Flucht nach Aegypten und zur Rückkehr von dort, die übrigens erſt nach Herodes Tode erfolgt ſein ſoll, in jenen 40 Tagen bis zum geſetzlichen Gange in den Tempel nicht Raum genug iſt; und die von der Flucht Zurückgekehrten ſchwerlich ihr Kind dem Tyrannen gleichſam in die Hände getragen haben würden, falls man annehmen wollte, der König habe noch gelebt. — Wir enthalten uns alſo des entſcheidenden Urtheils über die Glaubhaftigkeit dieſes Stückes aus der Vorgeſchichte des Lebens Jeſu, und laſſen dahin geſtellt ſein, ob nicht eine wirkliche, in ihrem geſchichtlichen Beſtande nicht mehr auszumittelnde, Thatſache, anders dargeſtellt, hier vorliege, oder auch eine Einſchaltung Statt gefunden habe, deren Bedeutſamkeit für uns nur darinnen liegt, daß Jeſus von Anfang an zu einem Werke beſtimmt geweſen iſt, welches die engen Grenzen Paläſtinas überſchreiten und in die Ferne zu den Völkern aller Orten dringen ſollte.

3.

Erſte Bildung Jeſu.

Col. 2, 9.

Mit Ausnahme einer einzigen Erzählung bei Lukas, welche dieſen Abſchnitt wie der Gränzſtein zwiſchen Kindheit und Jünglingsalter beiſchließen wird, bietet uns das Evangelium ſo wenig der Schilderung aus den Knabenjahren Jeſu, daß man zur Befriedigung des unwillkürlich ſich hervordrängenden Verlangens nach Kunde aus dieſer hochwichtigen Zeit ſeine Zuflucht nur zu einer genauen Erwägung der äußerlichen Verhältniſſe nehmen kann, unter denen Jeſus aufgewachſen ſein mag. Einer Geſchichtſchreibung, die ſich nicht auf die trockene Wiederholung vereinzelter Vorfälle beſchränken darf, wenn ſie ein lebensvolles Bild zu geben beabſichtiget, würde es ohnehin nicht ziemen, die mancherlei Einwirkungen bei Seite liegen zu laſſen, welche der Entfaltung eines Menſchenlebens förderlich werden mußten. Dennoch wird ſie ſich im vorliegenden Falle deſſen beſcheiden, die ganze Erſcheinung nur aus lauter ſolchen vorausgehenden Umſtänden der Zeit, des Ortes, der Gemeinſchaft mit Andern vollſtändig erklären zu können; denn waren dieſelben nicht für hundert andere Knaben gleichen Alters unter demſelben Himmel und auf demſelben Schauplatze, zu der nehmlichen Zeit vorhanden, ohne daß das nehmliche Ergebniß noch einmal vorkam? Die mühſelige Deutelei, die aus geſchichtlichen Vorderſätzen ſogar alles Dasjenige abzuleiten ſucht, was in der That mit eigenem, nicht erborgtem, Glanze in die Menſchenwelt eingetreten iſt, verdient denſelben Vorwurf, welcher jene blinde Partheilichkeit für dämoniſches Walten trifft, die nur darum alle Einflüſſe von Außen auf die früheſte Bildung eines großen Menſchen läugnen oder künſtlich verdecken möchte, weil ſonſt der Schimmer des Wunderbaren bleicher werden könnte.

Das allmälige, der Menſchennatur eigene, Zunehmen Jeſu an Körper und Geiſtesentwickelung führt der Evangeliſt [Luk. 2, 40. 52.] ſelbſt ausdrücklich an; im Laufe des ſpätern Lebens voll Anſtrengung aller Art werden wir den Herrn immer auch in allen regelmäßigen Zuſtänden des leiblichen Weſens, dem Hunger und dem Durſte ausgeſetzt, der Erholung durch Schlaf bedürftig, jedes menſchlichen Schmerzes fähig, jedoch niemals kränkelnd oder eine eigentliche Störung ſeiner Geſundheit erleidend finden. Das läßt denn ſchon auf eine ſehr große und dabei doch höchſt verſtändige Vorſicht ſchließen, welche die Mutter bei der früheſten Pflege, welche beide Eltern während der ganzen Kindheit ihres Lieblings beobachtet haben mögen, um ihn zu einem kräftigen Menſchen aufzuerziehen; wie denn ohnehin die Erſtgebornen immer des natürlichen Vortheils genießen, daß ihnen während ihrer erſten Entwickelung die Aufmerkſamkeit zärtlicher Eltern ganz und ungetheilt gewidmet werden kann.

Wie kam aber auch die Natur der Gegend, in der das Städtchen Nazareth lag, der pflegenden Liebe entgegen, um ſein an Leib und Seele geſundes Leben zu fördern und zu bewahren! Galiläa war der Garten des heiligen Landes; der niedre Theil namentlich wegen ſeiner außerordentlichen Fruchtbarkeit faſt bedeckt mit Städten und Dörfern; großartige Bildungen der Gebirge zeichneten den obern Theil aus, der bis an das Hochgebirge des Libanon mit ſeinen gleich Staffeln übereinander hervorragenden Bergrücken reichte. Schützte dieſe majeſtätiſche Gränze im Norden das Land, ſo war es im Weſten nur durch einen ſchmalen Landſtrich an der Küſte von dem mittelländiſchen Meere getrennt, ſüdlich ſtieß es an die Provinz Samaria; und im Oſten wurde es von dem obern Jordan und dem herrlichen See Genezareth beſpühlt, an welchen die Städte Capernaum, Tiberias, die größeren, Bethſaida, Magdala, die kleinern Orte lagen. So bot die Lage Nazareths, ſelbſt auf einen Hügel gebaut, alle Reize einer prächtigen Landſchaft, und einem empfänglichen Gemüthe die reichſte Erhebung aller Empfindungen dar. Dazu war Galiläa von einer Bevölkerung bewohnt, unter welcher ſich die Elemente höherer und freierer Bildung in weit größerem Maaße vorfanden, als in den übrigen Provinzen Paläſtina's. Das hatte ſeinen Grund in den Geſchicken des Landes. Es war von jeher die kriegeriſche Vormauer für das ganze weſtliche Paläſtina geweſen und hatte ſtets die meiſten Reibungen mit heidniſchen Nachbarn zu beſtehen gehabt. Daher der kühne Muth, der leicht aufflammende Unternehmungsgeiſt, der lebendige Sinn für Unabhängigkeit, welcher ſich in mehrfachen Verſuchen ausgeſprochen hat, das Joch der Römer von ſich abzuwerfen; während Jeruſalem und die der Hauptſtadt näher liegenden, von ihr abhängigen Provinzen bei allem eitlen Dünkel, bei gemeinem Starrſinne in rohem Völkerhaſſe dennoch an wetterwendiſcher Unbeſtändigkeit und träger Gemüthsſchlaffheit kränkelten. Konnten die Bewohner der beiden ſüdlichſten Provinzen, welche einſt das Königreich Juda ausgemacht hatten, ſich vielleicht zum Ruhm anrechnen, daß ihre Vorfahren ſelbſt in der babyloniſchen Gefangenſchaft ſich frei von der Verſchmelzung mit den Heiden erhalten hatten, während die Einwohner der nördlichen Bezirke, aus denen das Königreich Israel beſtanden hatte, (Nachkommen jener Armen und Niedrigen, die der aſſyriſche Salmanaſſar vor ſieben Jahrhunderten verſchmäht hatte in die Gefangenſchaft zu ſchleppen, und der aus heidniſchen Ländern in das verödete Galiläa verpflanzten Anſiedler) erſt nach der Rückkehr der Juden, unter Esra's und Nehemia's Pflege der altväterlichen Inſtitutionen, wieder für die moſaiſche Religion gewonnen worden waren: ſo gereichte ihnen doch ihre daherrührende Verachtung und Feindſeligkeit gegen jene Mitbürger des allgemeinen Vaterlandes um ſo weniger zum Lobe, als ſie an Geiſt, Aufklärung, Weltbürgerſinn und Betriebſamkeit weit hinter Jenen zurückſtanden. Genau der Umſtand, daß Jeſus in dieſem Theile des Landes ſeine Heimath von Kind auf gehabt hat, war ſicher nicht unerheblich für die freie Entfaltung ſeines Geiſtes.

Ohne bedeutenden Antheil daran konnte auch das häusliche Leben nicht bleiben. So ſpärlich die Striche hingeworfen ſind, die einen Umriß von der Eigenthümlichkeit Joſephs und Maria's bilden könnten, ſo tritt doch an Jenem eine beſonnene, ſich immer gleichbleibende, Haltung des Gemüthes, an Dieſer die demüthige, Glaubensfeſtigkeit einer ſinnigen Seele, an Beiden eine durch Frömmigkeit geheiligte Gattenliebe ſichtlich hervor, und ſolche Eltern zu den erſten Erziehern zu haben, welche Gunſt des Geſchickes! Ob ſie beim Unterrichte des Sohnes auf ſich beſchränkt geblieben, oder von irgend Jemand unterſtützt worden ſind; ob überhaupt Gelegenheit vorhanden war, den Knaben noch einem eigentlichen Lehrer zu übergeben, oder ob außer dem fleißigen Leſen in den heiligen Schriften der Nation nur das Leben ſelbſt, der Umgang mit Menſchen und die ſtille, aber tiefblickende, Beobachtung alles Deſſen, was um ihn vorgieng, den innern Reichthum des Geiſtes und den Sinn für den ihm beſtimmten Beruf in dem Knaben aufſchloß, darüber hört ſogar die Vermuthung auf. Nur Das darf indeß mit allem Fug behauptet werden, daß, ſo frühe ſich auch geltend machte, was in ihm war, ſo zeitig immer das ganze Weſen ſeiner Seele die Richtung auf das Heilige nahm, ſo bald auch das göttliche Selbſtbewußtſein in ihm erwacht ſein mag, dennoch die glücklichen Umgebungen im Hauſe des Fleißes und der Sittlichkeit und im Lande der Betriebſamkeit und Heiterkeit den aufwachſenden Jüngling vor der trüben Hinneigung zu tiefſinniger Grübelei oder zu einſiedleriſcher Abgezogenheit bewahrt und vielmehr für ſittliche Tüchtigkeit und gemeinnütziges Wirken eingenommen haben.

Freilich wird mit Dieſem allen nichts weiter erklärt, als daß Jeſus ein ausgezeichneter Menſch unter ſeinen Landsleuten werden konnte, wie zu allen Zeiten begabte Geiſter durch günſtige Umſtände mancherlei Art dahin gehoben worden ſind, ſich vor ihren Zeitgenoſſen hervorzuthun; die urſprüngliche Begabung ſelbſt trifft Das alles nicht; dieſe liegt, wie verhältnißmäßig bei allen großen Geiſtern, ſo hier noch weit mehr jenſeits aller Nachweiſung. Das Werden, als Entwickelung Deſſen, was iſt, gefaßt, mag der Beobachtung zugänglich ſein; hingegen als Anfang des Seins gedacht, erreicht es kein Auge; am wenigſten, wo das Göttliche mit genialer Urſprünglichkeit und mit einer ſolchen Macht hervortritt, daß es als bloße Steigerung menſchlicher Naturanlage durch glückliche Erziehung ſich nicht begreifen läßt. Um daher eine ſichere Unterlage zu einem treffenden Urtheile über alle Geiſtesthätigkeit zu haben, welche ſich in dem Leben Jeſu ſichtlich offenbart hat, werden wir immer am weiſeſten verfahren, wenn wir nicht allein überhaupt das Geheimniß Gottes, und zwar des Vaters und Chriſti, in welchem verborgen liegen alle Schätze der Weis- und Erkenntniß mit dem Apoſtel Paulus [Col. 2, 2. 3.] anerkennen, ſondern auch mit dem Evangeliſten Johannes [Joh. 3, 34.] daſſelbe uns zu verdeutlichen ſuchen und dabei ſtehen bleiben, daß Gott Dem, der über Alle iſt und vom Himmel kommt, den Geiſt nicht nach dem Maaße gab. Dieſes urſprüngliche, ſubſtantielle, individuelle, Weſen vermag menſchliche Bildung, eben weil ſie nicht ſchafft, ſondern nur bildet, ſchwerlich zu mehren oder zu mindern; hindern oder fördern aber wird ſie unſtreitig das Thätigwerden jenes Weſens, und namentlich das ſelbſteigene Erfaſſen deſſelben im freien Bewußtſein; und wenn das wahrhaftigſte eigenſte Leben des Menſchen überhaupt nur dann und in ſo weit ſein eigen iſt, als er ſich deſſelben im Wiſſen davon bemächtigt hat, ſo iſt wohl klar, daß an dem frühen Erwachen des Bewußtſeins, welches ſich an dem Knaben Jeſu zeigte, ſelbſt die leiſeſten Andeutungen Maria's, ja ſelbſt das ſtumme Verweilen ihrer begeiſterten Blicke auf dem geiſtvollen Kinde nicht ohne Antheil geblieben ſein können, wenn man auch nicht annehmen will, daß zuweilen gefliſſentlich die großen Verheißungen vor ihm laut gemacht worden ſind, welche Vater und Mutter über ſeine Zukunft empfangen hatten. Ihnen ſelbſt indeß blieb nichts deſto weniger die erſte, ſcharf hervortretende, Aeußerung dieſes ſeines göttlichen Selbſtbewußtſeins eben ſo überraſchend, als unverſtändlich.

Einmal wenigſtens pflegten die Bewohner der Provinz in jedem Jahre die Hauptſtadt zu beſuchen, um im Tempel ihre heiligen Glaubenspflichten zu üben; und wenn gleich die Männer noch weit mehr, als die Frauen, zu ſolcher Sitte verpflichtet waren, ſo darf es uns doch nicht wundern, daß Maria, die von Gott Ausgezeichnete, ſich nicht leicht verſagt haben wird, ihren Gatten auf ſeinen Feſtreiſen zu begleiten, ob ſie gleich die Entfernung von dem Hauſe, von dieſem Kinde namentlich, gewiß immer als ein Opfer angeſehen hat, welches ſie dem Glauben ihres Herzens in Demuth und Dankbarkeit zu bringen hatte. Auf der andern Seite konnte die Trennung von dieſer Mutter, wie kurz ſie auch dauerte, nicht ohne tiefe Eindrücke auf das Kind bleiben; ſie mußte nach und nach, je größer der Knabe wurde, deſto lebhaftere Sehnſucht in der kindlichen Seele erwecken, die theuren Pfleger ſeines Lebens begleiten zu dürfen; anfangs nur, um eben nicht von ihnen getrennt zu ſein; darnach, um an dem heiligen Werke ſelbſt Theil nehmen zu können. Man denke ſich dieſen Knaben mit ſeinem für alle große Erſcheinungen offenem Sinne, mit ſeiner Aufmerkſamkeit auf die Vorbereitungen der Eltern zu jeder ſolchen Reiſe, auf die im Orte ſich ſammelnden Pilgerſchaaren, auf die großen Caravanen ſolcher Wandrer, welche die in der Nähe befindliche große Landſtraße hinabzogen, und dann wiederkehrten! So oft die Rede in dem Familienkreiſe auf eine baldige Wallfahrt fiel, an die ſich die Eltern anzuſchließen gedachten, erneuerten ſich die Bilder, die bei der frühern ſich der Seele eingeprägt hatten, und bald wurde die Ausſicht, mit der man das Leid des Knaben beſchwichtigte, die Ausſicht, bald ſelbſt mit genommen zu werden, der Lichtpunct ſeiner Hoffnungen in demſelben Sinne und Maaße, in welchem der Beſuch der Tempelſtadt vor der Phantaſie jedes auswärts lebenden Juden im Glanze des Ehrwürdigſten leuchtete. Endlich kommt das Jahr, das ihm geſtatten ſollte, unter den glücklichen Pilgrimen zu ſein! Er lieſt die Pſalmen, darinnen das Heiligthum begrüßt und beſungen wird, mit doppelter Begeiſterung; er ruft ſich die Fragen, die ihm daheim Niemand beantworten konnte, und die ſich in ſeiner Seele gleichſam aufgeſpeichert hatten, ſcharf in das Gedächtniß zurück; vielleicht wird er dort, wo die Weiſeſten der Nation das Geſchäft des Lehrens treiben, Löſung für ſie finden! Jetzt rüſtet er ſich ſelbſt; jetzt zieht er in der Mitte ſo vieler Menſchen, die Alle Ein Drang, Alle Ein Verlangen treibt, ein zwölfjähriger Pilger, mit Vater und Mutter zur Stätte Jehovah's! Die beiden erſten Tage ſind glücklich vorübergegangen, man hat die ſchöne Ebene Jesreel durchwandert, den Jordan bei der Gränze Samariens überſchritten und die Thalebene auf der Oſtſeite des Fluſſes (in Peräa) bis Bethabara durchzogen, am dritten Morgen bricht man aus der Nähe Jericho's auf und ein neues Schauſpiel gewährt über dieſer Palmenſtadt der ſchauerlich-wilde Weg, der nun nach Jeruſalem führt; enger ſchließt der Zug ſich zuſammen, um das Felſengebirg gefahrlos zu paſſiren, deſſen grauſige Klüfte und Schluchten ein ſtets gefürchteter Aufenthalt räuberiſchen Geſindels waren. Endlich iſt der Oelberg erſtiegen! eine unbegränzte Ausſicht öffnet ſich dem Auge; aber vor Allem feſſelt die gegenüberliegende heilige Stadt, das erſehnte Ziel der Wallfahrt, alle Blicke; die Caravane hält ſtill; das Angeſicht dem Tempel zugewendet, über dem die Abendſonne ſtrahlt, ſtimmt man den Nationalgeſang an, der die dankbare Freude am Hauſe des Herrn und über die glückliche Ankunft auf dem heiligen Boden ausſpricht. Von da führt der Pfad herab über das Landguth Gethſemane in das Thal Joſaphat, über den Bach Kidron; und nun ſteigt man zur Stadt empor, in welche der nächſte Weg durch das Schaafthor führt. Mittlerweile haben ſich von allen andern Seiten her andre Haufen der Stadt genähert; zu allen Thoren ziehen ähnliche

Schaaren ein, und der Knabe ſieht ſich zuletzt in der Mitte einer ungeheuren Volksmaſſe, die doch nur Ein Gedanke leitet, Eine Abſicht beſeelt, dem heiligen Geſetze zu genügen und die geweihten Wohnungen des einzigen Gottes, des wahren Königes ſeines Volkes, zu beſuchen. Wie wenig große Erinnerungen aus der Geſchichte des eignen Seelenlebens müßte der Menſch beſitzen, oder ſich zu vergegenwärtigen im Stande ſein, wenn er die Spannung des ganzen Gemüths nicht nachzuempfinden vermöchte, in welcher der reichbegabte, wohlerzogene, der Religion von zarteſter Jugend her zugewendete, in den heiligen Schriften ſeines Volkes ſehr bewanderte, und der Geſchichte deſſelben eben ſo, wie ſeiner Hoffnungen kundige Knabe das Heiligthum betreten haben mag! Darf man ſich wundern, wenn ihn die Betrachtung der Steinmaſſen, die hier aufgethürmt waren, nur flüchtig beſchäftigte? wenn der Glanz, mit dem ſchon das Aeußere geſchmückt war, ihn kaum auf Augenblicke feſthielt? wenn der Strom der Menſchenmenge, die durch die Vorhöfe aus- und einwogte, ſeine Schritte nicht hemmte, um nur bald den Platz zu erreichen, wo er hoffte, ſeine Wißbegierde befriedigen zu können? Kaum eingetreten alſo in den erſten Vorhof — welcher der Vorhof der Heiden und der Fremdlinge des Thores hieß, — und in welchem die Hallen der Krämer und Wechſler ſich befanden, bemerkt er recht wohl, daß dieſer Markt nicht das Heiligthum ſein könne, das er ſucht; er ſtrebt weiter, dringt durch den Zwingerraum, und kommt nun in den zweiten Vorhof, welcher Vorhof der Weiber hieß, und welcher die Tempelſchule zugleich in ſeinem Raume umfaßte.

Hier feſſelt ihn nun zuerſt das, ſchon aus der Synagoge ſeiner Heimath bekannte, Geſchäft der Rabbi's, beſtimmte Abſchnitte aus den Büchern Moſis und der Propheten vorzuleſen und auszulegen. Dann traten wohl auch eigentliche Geſetzlehrer mit freien Vorträgen auf, um die Verſammelten zu erbauen und zum Gebet vorzubereiten; und hieran knüpften ſich nach dem Schluſſe der gottesdienſtlichen Stunden Religionsgeſpräche ſolcher Männer über ſchwierigere Gegenſtände, bei denen junge Leute, die ſonſt an Wochentagen dort ihren gewöhnlichen Unterricht empfiengen, die Meiſter umringend in ehrfurchtsvoller Stellung zuhörten. Gerade hierher, ſagt ſich der Knabe, gehört auch Er, dem der Gedanke nicht mehr fremd ſein konnte, ein ähnlicher Beruf ſei ihm von Gott angewieſen. Wie oft er daher während der Tage des Aufenthaltes in Jeruſalem an der Seite der Eltern aus der Stadt zum Tempel geſtiegen ſein mag, wie oft allein; ob erſt nach öfterm Zuhören ihm der Muth gekommen, oder ſchon beim erſten Male, ſich mit einer oder der andern Frage an die im gelehrten Streitgeſpräche befindlichen Rabbinen zu wenden; ob des jungen Fremdlings äußerliches edles Weſen, ob der Geiſt, welchen er bei dieſem kühnen Einmiſchen in die Unterredung verrieth, die väterlich gegen ihre Schüler geſinnten Männer dazu veranlaßte, ihn näher zu ſich kommen zu laſſen; oder ob der von ſeiner Lernbegier ganz eingenommene Knabe, nachdem er lange geſtanden und müde geworden, im Gange des Geſprächs ſich zu ſetzen erlaubt, während die Zöglinge ſonſt zu den Füßen der Lehrer zu ſitzen pflegten; genug! er wird ganz einheimiſch an dieſem Platze; an dem Tage, da die Reiſegeſellſchaft nach Beobachtung aller Religionspflichten, vielleicht nach dem letzten Morgenbeſuche des Tempels, ſich wieder auf den Heimweg begiebt, vergißt er, dieſer zu folgen, und bleibt an dem theuren Orte zurück, von dem er ſich noch manchen Aufſchluß über die Ahnungen ſeines tiefen Geiſtes verſpricht. Wenn die Eltern die Abweſenheit ihres Sohnes entweder gar nicht oder doch nicht mit Sorgen bemerken, ſo lange ſie auf dem Wege des erſten Tages ſind, ſo darf das nicht als eine große Nachläſſigkeit genommen werden; denn unterweges pflegten die Caravanen in buntem Gemiſche zu verkehren; erſt bei dem Lagerplatze, wo die Nacht zugebracht werden ſollte, fand man ſich familienweiſe zuſammen; und der Knabe, der hier nicht bei den Seinigen geblieben war, mochte wohl ſchon auf der Reiſe heraufwärts nach Jeruſalem in ſeiner den Eltern genug bekannten Eigenthümlichkeit ſich benommen, auch ſonſt und namentlich in den letztvergangenen Tagen eine ſolche reife Verſtändigkeit mitten im Gewühle der Menge an den Tag gelegt haben, daß ihm zuzutrauen war, er werde ſich zu rechter Zeit ſchon einfinden. Wenn aber der evangeliſche Bericht der Vermuthung Raum läßt, der Knabe ſei erſt nach einem dreitägigem Suchen in

Jeruſalem wiedergefunden worden, ſo muß man durchaus annehmen, der Bericht drücke ſich nicht genau darüber aus, von welchem Tage an zu rechnen ſei. Denn, wenn gleich vorauszuſetzen iſt, daß die Eltern, als ſie ihren Sohn Abends nicht unter den Bekannten finden, wie ſie geglaubt hatten, nicht augenblicklich wieder umgekehrt ſind, theils, weil die Ermüdung der Mutter zu groß war, theils, weil ein Rückgang nach Jeruſalem zur Nachtzeit und für einzelne Wandrer gar zu gefährlich ſchien, theils endlich, weil die Beſorgniß um den Knaben durch das Zutrauen zu ſeiner Beſonnenheit und durch die Wahrſcheinlichkeit, ihn wohlbehalten in der Stadt zu treffen, verkleinert wurde: ſo haben ſie doch gewiß des andern Tages den Weg ſehr frühe angetreten und ſind zeitig genug in Jeruſalem eingetroffen, um in der Herberge, in der ſie während des Feſtes geweſen, nach dem Vermißten ſich zu erkundigen; ſicherlich haben ſie, da dieſe Nachfrage vergeblich war, ſogleich am nächſtfolgenden Morgen zum Tempel zu gehen nicht verſäumt, da ihnen der mächtige Eindruck, welchen das Heiligthum auf den Liebling gemacht hatte, nicht hatte verborgen bleiben können; und unbegreiflich wäre, wie ſie zu allerletzt erſt auf die allerwahrſcheinlichſte Vermuthung hätten fallen ſollen, er werde da ſein, wo er am liebſten verweilt hatte; mithin mag in der Berechnung der drei Tage der des Abreiſens aus der Stadt, der des Zurückreiſens nach der Stadt, und endlich der, an deſſen Morgen der Knabe im Tempel angetroffen wird, eingeſchloſſen zu denken ſein. Die Betroffenheit der Eltern, welche erwähnt wird, bezieht ſich auch keineswegs auf das Finden ſelbſt, oder auf den Ort, denn es wird ja nur ihre Vermuthung beſtätiget und ihre Erwartung erfüllt; ſondern auf die Kühnheit, mit der ſich der Knabe unter die Gelehrten gemiſcht, mit ihnen Geſpräche zu halten gewagt und ihnen Fragen vorgelegt, andre beantwortet hatte, welche über das Vermögen eines zwölfjährigen Kindes weit hinauszugehen ſchienen.

Es wird zwar nicht ausdrücklich erzählt, es iſt jedoch der ehrfurchtsvollen Beſcheidenheit des frommen Paares angemeſſen, zu glauben, daß es die Unterredung des Sohnes mit den ehrwürdigen Männern, an der alle Umſtehende den Antheil einer ſtaunenden Verwunderung nahmen, nicht unterbrochen, ſondern das Ende derſelben abgewartet, und erſt dann, als es ohne Aufſehen geſchehen konnte, vielleicht erſt außerhalb des Tempels, den Sohn zu ſich genommen hat. Da erſt, als keine Zeugen auf ſie blickten, bricht das Herz der Mutter in den weichen Vorwurf der zärtlichſten Liebe aus: warum haſt du uns das gethan? ſiehe! dein Vater und ich haben dich unter ſchmerzlicher Bangigkeit aufgeſucht; wir glaubten dich unter den Gefährten der Reiſe. Auf die Klage des Mutterherzens nun giebt das Kind keine Entgegnung; der Schmerz des mütterlichen Herzens war dem ſeinigen begreiflich und heilig. Aber gegen den Vorwurf des Leichtſinnes, den die Worte Maria's enthalten konnten, vertheidigt ſich der Sohn in jener merkwürdigen Antwort: was iſt es, daß ihr mich geſucht habt?

wußtet ihr nicht, daß ich ſein muß in Dem, was meines Vaters iſt? Das lange Suchen befremdet ihn, von dem die Mutter redet; er meint, ſie hätte nicht einen Augenblick zweifelhaft ſein dürfen, was ihn in dieſer Zeit ausſchließend beſchäftigen, für andre Dinge minder aufmerkſam ſein laſſen und an die Stätte des Heiligthums vor allem Andern feſſeln könnte. Auf Sache und Ort zugleich weiſt die, doppelnden Sinn zulaſſende, Rede hin; und ſo war es wohl möglich, daß die Eltern den Sohn nicht ganz verſtanden. Unſtreitig aber prägte ſich in ihr die volle Ahnung ſeines Berufes, das tiefe Gefühl der Gemeinſchaft ſeines Weſens mit dem Ueberirdiſchen und Himmliſchen, zum erſten Male in Worten aus, die aus dem Herzen drangen; und der Knabe war auf die Jünglingsſtufe getreten, auf welcher die innere Macht des Gemüthes, ſich ſelbſt immer klarer werdend, den Zweck zu erfaſſen pflegt, für den das eigenthümliche Weſen geſchaffen zu ſein ſcheint. Trotz dieſes nun lebhaft erwachten Selbſtgefühles folgt der Sohn in gewohnter Unterwerfung und mit der alten Liebe den Eltern in die Heimath; und wenn, wie wohl außer Zweifel ſteht, die Unterhaltung auf der Reiſe ſich oft auf das Neue und Große lenkte, das der Sohn erlebt hatte, ſo fand die Mutter bei den Aeußerungen, die ihr geliebtes Kind that, gewiß reichen Anlaß, wieder, wie vor zwölf Jahren, in ſtilles Sinnen über des Knaben hohe Beſtimmung zu verſinken und in gläubiger Zuverſicht der Vollendung Deſſen zu harren, was ihr von ihrem Sohne geſagt worden war. Selbſt dazu mußte der jüngſte Vorfall führen, daß man noch mehr, als vorher, demſelben die eigene, freie Entwickelung des ſeltenen Geiſtes geſtattete und ihn ſeinen Weg unter der Obhut Deſſen, den er ſeinen Vater genannt hatte, ſelbſtſtändig gehen ließ. Die Erweiſungen ſolcher Gnade an ſeinem Geiſte hörten in der That auch nicht auf; und ſelbſt der Beifall der Menſchen fehlte dem Gottgeliebten nicht, welcher berufen war, der Welt eine neue Geſtalt zu geben.

4.

Die Reife Jeſu für ſein Werk.

Col. 1, 19.

Ein Zeitraum von achtzehn Jahren liegt nun vor uns, von allen Evangelien überſprungen, und doch gewiß unendlich reich an Inhalt! Wer vermag die Lücke auszufüllen? Und doch muß das große Werk, dem der Jüngling ſich weihete, der Mann ſich opferte, in dieſer Zeit ſeine Vorbereitung in der Seele des Einzigen gefunden haben! Und dieſes Werk gehörte nicht der Schule, es gehörte dem Leben an; es griff unmittelbar in das Leben ein; es ſollte die Zeitgenoſſen erfaſſen, ſie umwandeln, und das Volk, das unter allen Völkern allein den Glauben an den Einen Gott beſaß, zum Träger des neuen Lebens unter die Völker machen. Der Geſchichtſchreiber kann daher nicht umhin, während er immer die Perſon im Auge behält, deren Leben er zeichnen will, ſeine Blicke auf den Zuſtand der Nation zu werfen, in deren Mitte der große Bildner der Menſchheit mit ſeinem Werke auftrat. Aus dieſem Zuſtande erklärt ſich die fortſchreitende Bildung des Mannes ſelbſt bis zur Reiſe für ſein Unternehmen; aus ihm erklärt ſich zum Theil das Unternehmen ſelber; der Entſchluß dazu; der Muth zur Ausführung; der Plan und die Mittel, nach welchem und mit welchen der Zweck verfolgt wurde.

Jezt war dem heranreifenden Jünglinge erſt eine entſchiedene Richtung ſeines Strebens gegeben, und er hatte dieſe Richtung frei im eigenen Gemüthe erfaßt. Jahre, viele Jahre, mußten vergehen, damit ſie erſtarke und den ganzen Menſchen unbeſchränkt beherrſche; denn es galt keinem Geſchäfte, neben welchem noch ein anderes gethan werden konnte; es galt einem Ziele, das nur im unverrückten Laufe und bei einem Streben mit aller Macht des Herzens und des Geiſtes zu erreichen war. Zunächſt dienten nun zur Befeſtigung jener Richtung der Seele Jeſu auf die ihm gegebene Beſtimmung unbezweifelt fernere Beſuche der Hauptſtadt und des Tempels. Nachdem der Knabe ſeine zweite Heimath im Heiligthume erkannt hatte, ließ der Jüngling ſich nicht mehr von der Wallfahrt ausſchließen. Bald bedurfte es ſelbſt der Begleitung der Eltern für ihn nicht mehr, um öfter, als Einmal im Jahre, dorthin zu ziehen, wohin all' ſein Denken, alle ſeine Lernbegier ihn treiben mußte; denn die größte Vertrautheit mit allen

Angelegenheiten ſeines Volkes erkannte er bald als Grunderforderniß zu einem durchgreifenden Einwirken auf die Gemüther; dem heranwachſenden, ſeinen Jahren vorauseilenden, jungen Manne konnte an nichts mehr gelegen ſein, als an der Tüchtigkeit, vorhandene Elemente zum Beſſern benutzen, geheime und offenbare Hinderniſſe ihrer Entwickelung beſeitigen zu können. Die nächſten Beſuche der Tempelſtadt erweiterten ſeine Kenntniſſe hauptſächlich wohl nur in Abſicht auf den Volksglauben, wie derſelbe von den Volkslehrern gepflegt wurde, und wie er ſich im gewöhnlichen Verkehre der Menge kund gab. Aber in der Heimath wurde dann im ſtillen Sinnen und Zuſammenhalten mit der Sprache des eigenen Gemüthes verarbeitet, was auf dem Wege, was im Gewühl der Menge, was in den Tempelſchulen eine ſcharfe Beobachtungsgabe und eine ſchnelle Faſſungskraft ergriffen, eine lebendige Einbildungskraft und ein ſtarkes Gedächtniß aufgenommen hatte. Dabei läuterte ſich das Urtheil an dem Spiegel des frommen, reinen Herzens, dem der forſchende und vergleichende Verſtand vertrauen durfte, und die ſtille Zurückgezogenheit, in welcher die Familie lebte, förderte die Selbſtſtändigkeit dieſes Urtheils, das durch keinen Streit mit fremder Meinung irre an ſich ſelbſt wurde, durch keinen Kampf mit fremder Leidenſchaft zur Unbeugſamkeit und Härte erſtarrte. Allmälig gieng dem immer klarer ſchauenden Auge das Licht der göttlichen Weisheit in der Wahl dieſes Volkes, dem der Herrliche ſelbſt angehörte, zum Volke, von dem das Heil der Welt ausgeben ſollte, heller und heller auf. Es war noch das Volk Abrahams, den Gott wie einen Liebling geſegnet hatte, und war es auch nicht mehr; es hieng noch an der Herrſchaft Jehovah's über die Nation, es verehrte noch den Sprecher Jehovah's in dem Manne, der die Kinder Israels aus Aegypten geführt und zur Nation gebildet hatte, es hielt noch am Geſetze und am Tempel, der daſſelbe barg, wie den köſtlichen Bundesbrief zwiſchen Gott und Volk, es vertraute noch den Propheten und ihren Weiſſagungen; aber nirgends wehete mehr der urſprüngliche, edlere Geiſt des hebräiſchen Alterthums in ſeiner nationalen Reinheit. Die Jahrhunderte waren nicht vorübergegangen, ohne am Alten zu rütteln und ein Neues vorzubereiten; der Kern der Nation war nicht ohne die ungeheuerſten Folgen für die allgemeine Denkart unter die Heiden verpflanzt, mit fremden Anſichten und Sitten bekannt, und, darnach wieder in das Land der Väter zurückgekehrt, in immer neue, freundliche und feindliche, Verhältniſſe zu den Nachbarn in Oſt und Weſt geworfen worden; gewaltige Veränderungen des Volksgeiſtes brachten die Kämpfe aller Welteroberer, von denen Judäa, in der Mitte des Schauplatzes gelegen, nie verſchont wurde, und der ſtete Wechſel der Oberherrn des Landes hervor. Dazu in der Zeit der Ptolomäer die Ueberſiedelung von hunderttauſend Juden nach Alexandrien, dem nachherigen Sitze der Bildung und der Wiſſenſchaften, wodurch, da die Verbindung der Colonie mit dem Mutterlande unterhalten wurde, dieſem ſelbſt ein Antheil an der allgemeinen Weltcultur zugeführt wurde. In dem letzten Säculum endlich waren auch die weltbeherrſchenden Römer in Paläſtina Herrn und Gebieter geworden und ſo trat ſogar das Abendland dem Volke näher, das durch ſeine eigenthümlichen Inſtitutionen beſtimmt geweſen zu ſein ſchien, in abgeſonderter Stellung zur übrigen Welt unwandelbar, wie ſein Gott, daſſelbe zu bleiben. Statt deſſen hatte die Vorſehung das Land dazu auserſehen und durch die großen Geſchicke des Volkes dazu vorbereitet, der Mittelpunct der Menſchheit jener Zeit zu ſein in dem Sinne, daß alle Strahlen der Cultur, ob in dem Oſten Aſiens aufgehend, ob von Griechenland und Rom hervorbrechend, oder von Aegypten wieder zurückleuchtend, ſich am Himmel Paläſtina's durchkreuzen und in den Brennpunct einer neuen Geiſterſonne zuſammenfließen mußten, von der das neue, aus der großen Verſchmelzung der Flammen aufſteigende, Licht einer Weltumbildung wiederum hinaus in alle Gegenden ſeinen Schein und ſeine Funken werfen konnte. Noch freilich war die Verſchmelzung nicht geſchehen; vielmehr war es bis dahin nur zu einem Gewirre der Vorſtellungen gekommen, in welchem Widerſpruch auf Widerſpruch ſtieß, und aus welchem die bloſe Spitzfindigkeit der jüdiſchen Schulweisheit nicht vermochte ihre Lehrer und Schüler zu erlöſen. Hier war auf höherm, auf dem geiſtigen Gebiete der Zuſtand chaotiſcher Fluth eingetreten, der am Anfang der Dinge bei der Schöpfung der Erde beſtand; und es bedurfte eines Geiſtes, der über der Maſſe ſchwebte, der der Maſſe gebot, um die neue Ordnung des Lebens hervorzurufen. Wenn nun der galiläiſche Jüngling dieſe Haltungsloſigkeit des religiöſen Charakters ſeiner Zeit, dieſes Schweben der Gemüther zwiſchen verjährten und doch ſtarr behaupteten Lehren, Sitten und Einrichtungen und zwiſchen neuen, ſich von allen Seiten her aufdrängenden, Anſichten, Grundſätzen und Forderungen, kraft ſeines hellen Geiſtes, ſeines ſtarken und feſten Herzens, ſeiner Liebe zu dem von jeher dem Heiligen zugewendeten Volke, mit tiefſter Betrübniß wahrnahm und dann in jenen Mauern, da die Herrlichkeit Gottes thronen ſollte, immer weniger Troſt für ſein Verlangen, daß es beſſer mit dem Religionszuſtande der Nation werden möchte, bei Denen fand, die des Volkes Leiter und Bildner ſein ſollten; wenn er anſtatt der Gluth jener jugendlichen Begeiſterung, mit welcher er einſt als Knabe den Tempelgelehrten zugehört hatte, von Jahr zu Jahr mehr die Erkältung empfand, die ihn befiel, ſo oft er an derſelben Stelle die geiſt- und lebensloſe, die unfruchtbare und ſelbſtgefällige Behandlung der heiligen Schriften bemerkte, deren Reichthum, Kraft und heiliger Sinn ihn beim eignen fleißigen Leſen und Forſchen mit Bewunderung und hoher Freude erfüllte: wie hätte dann die Stimme ſeines innern Weſens ſchweigen, wie nicht aller Trieb ſeines Seelenlebens aufgeregt werden ſollen, um die Kraft, deren er ſich bewußt war, an das würdigſte Ziel, an die Verbeſſerung des ſittlich-religiöſen Lebens ſeines Volkes zu ſetzen?

Der Mann lernte die Nothwendigkeit einer Erlöſung aus dem kläglichen Zuſtande noch von andern Seiten her kennen. Von jenen Höhen, auf denen die Königsſtadt gebaut war, auf denen der Tempel als Glanzpunct des Vaterlandes thronte, mußte nach ſeinen, aus der Geſchichte und den prophetiſchen Büchern geſchöpften, von der Sehnſucht vieler vergangner Geſchlechter geheiligten, Vorſtellungen das Heil der Nation und durch ſie das Heil aller Welt ausgehen; und ſiehe! auf dieſen Höhen hatte nun ſich Alles geſammelt, was Jammer und Elend über Land und Volk verbreitete. Dort auf dem Hügel Bezetha, nördlich vom Tempel, ſtand der Pallaſt der, aus idumäiſchem Stamme entſproßten, Herodianer, in welchem römiſche Landpfleger Gericht hielten; und noch näher an dem Heiligthume Jehovah's, *auf Moria ſelber*, **die Burg Antonia**, die auf ihrem hohen Felſen die ganze Stadt beherrſchte, den römiſchen Truppen zu ihrem Wohnplatze diente und ſo Stadt und Tempel in der ſchimpflichſten Abhängigkeit von dem verhaßten Joche der Heiden erhielt. Hier aber, im Tempel ſelbſt, wo wenigſtens das geiſtige Leben der Nation ſeine Nahrung hätte finden ſollen, hier war gerade Alles verſchwunden, was dieſem Bedürfniſſe Abhülfe bringen konnte. Da walteten zwar die vaterländiſchen Führer des Volkes als Beamte der Nation unter dem Vorſitze des oberſten Prieſters; aber nicht genug, daß dieſer, vorzugsweiſe Hoherprieſter genannte Vorſtand des Sanhedrin jetzt völlig von der römiſchen Herrſchaft abhieng, ja nach dem Willen der Fremden gewählt, ein- und abgeſetzt zu werden pflegte; dieſes ganze hoheprieſterliche, höchſte geiſtliche und weltliche Gericht, hatte bereits eine gewaltige Beſchränkung ſeiner Macht und ſeines Einfluſſes auf die Volksangelegenheiten erlitten. War ihm ſeit ſeiner Entſtehung, die in die beſſre Zeit der maccabäiſchen Fürſten fällt, Alles übergeben, um in letzter Inſtanz zu entſcheiden, ſo ſchmälerte ſchon Herodes der Große dieſem Collegio der Zwei und Siebenzig den Antheil an der bürgerlichen Verwaltung und beließ ihm faſt nur die Angelegenheiten der Religion. Nun wäre es der durch die Gewalt der Umſtände einmal herbeigeführten, nicht mehr zu ändernden Stellung dieſes größern ſowohl, wie der im Lande befindlichen kleinern Synedrien von 23 Männern, angemeſſen geweſen, alle Anſtrengungen auf die geiſtige Wohlfahrt des Volkes zu richten; den Unterricht in den Synagogen der Städte durch die ſorgfältigſte Vorbereitung junger Männer zu Volkslehrern zu verbeſſern; und vornehmlich durch die religiöſe Erbauung bei den Gebet- und Leſe-Stunden, welche am zweiten und fünften Wochentage, ſo wie am Sabbathe, in jenen Bethäuſern im ganzen Lande üblich waren, auf die ſittliche Stärke und den frommen Sinn der Menge wirken zu laſſen. Allein anſtatt dieſe Belebung der edelſten Nationalkraft ſich und den von ihm abhängigen Oberſten oder Aelteſten der Schulen, den Geſetzgelehrten und Unterrichtern in den Städten zur höchſten Aufgabe zu ſtellen, entblödete ſich das entartete Prieſterthum nicht, die Religion zum gemeinen Werkzeuge des Deſpotismus und des Eigennutzes zu erniedrigen. Seit geraumer Zeit waren die höchſten Stellen, im hohen Rathe ſowohl, wie in den Synagogen und kleinen Synedrien, in die Hände der Anhänger einer Secte gekommen, die mit allen Künſten der Scheinheiligkeit das größte Anſehen bei dem Haufen zu erſchleichen und, wie vorher die Leitung aller, nun wenigſtens die Beaufſichtigung der religiöſen Angelegenheiten nach hierarchiſchen Grundſätzen faſt ausſchließend an ſich zu ziehen gewußt hatte. Dies waren die Phariſäer. Von jeher fanatiſch und übermüthigen Stolzes ob ihres Eifers für die Theokratie, die Moſes geſtiftet, dabei aber immer bereit, unter gleißneriſchem Vorwande der Treue gegen den heiligen Buchſtaben, dennoch durch ſpitzfindige Auslegungen einzelner Vorſchriften und durch Berufung auf nicht geſchriebene, aber mündlich bis zu ihnen herab fortgepflanzte, Beſtimmungen Moſis das alte Geſetz zu ergänzen und auf die fraglichen Streitfälle, die bei ihnen angebracht wurden, anzuwenden, gängelten ſie die Maſſe nach Gefallen, beherrſchten ſie die Gewiſſen, erhielten ſie die gedrückten, unwiſſenden Einwohner des Landes in Zinsbarkeit für ihre Habſucht. Daher die eiſerne Strenge, mit welcher ſie auf der pünctlichſten Beachtung aller Ceremonien bei dem Volke beſtanden und die Strafen des Bannes über die Verächter derſelben verhängten; und die Scheinheiligkeit, die ſie ſelbſt zur Schau trugen; daher auch das gefliſſentliche Niederhalten der Aufklärung durch ſcharfes Bekämpfen jeder freiern Anſicht, die ſich geltend machen wollte, durch Anregung und Nährung des Nationalhaſſes gegen alle Nichtjuden und gegen die Samaritaner; daher endlich aber auch ihr immerwährendes Anſchmiegen an die jedesmalige Macht, die ſich der Herrſchaft über Judäa bemeiſterte; heut ihr heimliches Anfachen des Empörungsgeiſtes im Volke, morgen ihr ſchlaues ſich Einmiſchen in die Ränke der Hofpartheien; überall aber Verfolgen des Einen Zieles: Herrſchen und Beſitzen — mit allen Mitteln der Liſt, der Verſtellung, der Gewaltthätigkeit, jenachdem der Vortheil des Prieſterregimentes ſie rathſam machte. Trugen ſie demzufolge nicht das Mindeſte zur Erhebung der Nation bei, für welche ihre Stellung ſie verantwortlich machte, ſo förderten ſie dagegen die Auflöſung der ſittlichen Bande im Volksleben durch ihre Verkäuflichkeit und ſchaamloſe Beſchönigung ſolcher Dinge, die das Heilige antaſteten, ſobald Opfer und Gaben an die Tempelcaſſe zur Sühnung der Schuld dargebracht wurden. Namentlich waren der Eid, die Eheſcheidung und die Kindespflichten die Gegenſtände, bei denen ſie ſich durch die verwerflichſte Nachſicht als Solche brandmarkten, die den Anſpruch auf den Namen ehrwürdiger Führer der Nation und verdienſtvoller Pfleger des Heiligen verwirkt hatten.

Welchen Eindruck mußten Wahrnehmungen ſolcher Art, die ſich täglich erneuerten, täglich vervielfältigten, auf den Mann machen, der ſein Volk nicht blos darum liebte, weil er ihm ſelbſt angehörte, ſondern ehrte und würdig behandelt ſehen wollte, weil es von Gott durch tauſendjährige Erweiſungen außerordentlicher Begünſtigung bei allem Trübſal doch als das einzige erhalten worden war, in welchem die Elemente zu einer die ganze Menſchheit umfaſſenden Religionsverfaſſung lagen. Das tiefſte Mitleid mit dem Vaterlande erfüllte ſeine Seele; und die Einſicht in die Verkehrtheit der Nachfolger Moſis, die Ueberzeugung, wie ſchmachvoll ſie ſich an dem unglücklichen Volke verſündigten, regte ſelbſt in ſeinem ſanften Herzen jene heilige Entrüſtung auf, die in die ſtärkſte Energie des Vorſatzes übergieng, hier Widerſtand zu thun und Abhülfe zu verſuchen! Dieß um ſo mehr, als ſein Blick, wenn ſich derſelbe betrübt von dieſer Seite des Verderbens abkehrte, um vielleicht von irgend einer andern her Zeichen nahender Hülfe aufſteigen zu ſehen, nirgends entdeckte, was er ſuchte. Denn weder von der andern Hauptſecte, der den Phariſäern entgegenſtehenden Secte der Sadducäer, obwohl auch Solche unter den Geſetzgelehrten waren und Viele der Vornehmen ſich zu ihren Meinungen bekannten, ſtand eine wohlthätige Erneuerung zu erwarten, weil ſie zwar eine ſtrengere Moral lehrten und übten, und über die gottesdienſtlichen Außendinge freier dachten, aber dem Materialismus huldigten und ſo den Nerven aller wahren Religioſität ſchwächten, ja zerſtörten; noch konnte der geringſte Troſt von den, beſonders in dem weſtlichen Uferlande des untern Jordans, in der ſogenannten Wüſte Juda, lebenden Eſſenern, einer dritten jüdiſchen Secte, kommen; weil Niemand weniger, als ſie, zu einem Volksleben, wie es dem Vaterlande nöthig war und allein die Grundlage einer Weltbildung werden konnte, geeignet war. Dazu taugte weder ihre Lebensweiſe nach den Grundſätzen einſiedleriſcher Gemeinſchaft unter ſich, noch ihre finſtre Strenge in den Sitten, welche an der menſchlichen Natur ſcheitern mußte, noch ihre Unbeweglichkeit im Feſthalten der altmoſaiſchen Vorſchriften und ihrer geheimnißvollen Ordensgebräuche, die jede freiſinnige Bewegung und Entfaltung der innern Volkskraft hinderte. Von Tag zu Tag mußte die Ueberzeugung in der Seele Jeſu feſter wurzeln, daß hier nirgends Hülfe ſei; daß nicht einmal eine bloſe Reformation des Vorhandenen ausgeführt werden oder etwas nützen könne; daß vielmehr der Untergang des jüdiſchen Staates von allen Seiten nur befördert werde und mithin die Zeit gekommen ſei, wo das jüdiſche Volk zu jenem Saamen Abrahams reif geworden, durch welchen alle Völker der Erde geſegnet werden ſollten; daß daher durch die weitere Entwickelung der göttlichen Offenbarung, deren das moſaiſche Geſetz im reichſten Maaße fähig war, auf welche der Held Israels ſchon ſelbſt vor ſeinem Tode noch hingewieſen, und die Propheten vorbereitet hatten, das Alte eine Umwandlung erfahren, ein gänzlich Neues aufgebaut und ſo die zweite Weltſchöpfung, die Errichtung eines geiſtigen Königreiches Gottes über die Menſchheit begründet werden müſſe.

Denn ein bürgerliches, weltliches Reich Gottes im jüdiſchen Sinne wieder aufzurichten, konnte Er, der die Weiſſagungen der Propheten nicht nach der gemeinen Auslegung der Rabbinen, ſondern in dem, der phariſäiſchen Anwendung gerade entgegengeſetzten, freien Geiſte auffaßte, [Matth. 22, 43 — 45.] nimmermehr zum Ziele ſeiner Unternehmung machen. Ja! ſelbſt als bloſes Mittel zu ſeinem höhern Zwecke, als Grundlage zur ſittlich-religiöſen Erneuerung der Nation und darnach der übrigen Welt, mußte ihm eine durch Kampf und Gewalt herbeizuführende politiſche Befreiung des Landes vom Joche der Fremden ſehr bald nicht allein verdächtig, ſondern auch unzweckmäßig und unausführbar erſcheinen. Nur der Sieg hätte den Plan rechtfertigen können; aber der Sieg ſelbſt hätte die Nation wieder in das alte Weſen verſetzt und aus der Bahn zu ihrer Beſtimmung herausgeworfen. Dazu hatte ſchon die Kindheit Jeſu der Gräuel genug geſehen, welche der Aufruhr in den Provinzen, und die Kriege unter den Herodianern, und zahlloſe Verſuche vereinzelter kleiner Empörungen mit ſich gebracht hatten; ſchon die Erinnerung an dieſe Schrecken hätte jeden Gedanken einer Wiederholung niederſchlagen müſſen, wenn nicht theils der klare und edle Geiſt, der in Jeſu war und ihn lehrte, was Noth war, allein vermocht hätte, ſeinen Plan von dergleichen Entwürfen rein zu erhalten, theils eine hinreichende Beſonnenheit ſein eigen geweſen wäre, um zu erwägen, wie weit ſein Volk durch inneres Zerwürfniß, durch Verſchmelzung mit fremden Stämmen, durch Weichlichkeit endlich und Erſchlaffung jener Nationalität entfremdet worden ſei, ohne welche nie ein Emporkommen gegen die Uebermacht ſolcher Heere möglich iſt, als damals das weltbezwingende Rom in Aſien lagern hatte.

So hineingetrieben in die quälende Lage, da der Jammer über das Elend ſeiner Zeit an ſeinem Herzen nagte; da er nirgends ſahe, woher auch nur Erleichterung der Noth hätte kommen mögen; und nun für den großen Gedanken begeiſtert, Retter des Volkes im heiligen Sinne der Propheten zu werden; durch Erinnerungen an der Mutter geheimnißvolle Winke, durch die Abſtammung von David, durch die Geburt zu Bethlehem, durch das Andenken an die großen Weiheſtunden ſeines Gemüthes beim erſten Beſuche der Hauptſtadt, durch die Stimme des in ihm wohnenden Gottesgeiſtes vor Allem mächtig bewegt und gedrängt — bedurfte Jeſus keines von Außen an ihn gebrachten Anſtoßes weiter, um die lebendige Urkraft ſeines Weſens für Das thätig und wirkſam werden zu laſſen, wozu ſie ihm gegeben war. Eine neue Begründung der Herrſchaft Gottes über die Gemüther der Menſchen, die Stiftung eines Himmelreiches, einer Gemeinſchaft der Menſchen, in der das Himmliſche regieren, in der das Bewußtſein der gottverwandten Natur den Erdenpilger auf ſeiner Lebensbahn leiten und beſeligen ſollte — Das war der Zweck des Lebens Jeſu.

Die Aufgabe war neu; denn ihr Inhalt war es; war aus ſeinem eignen Selbſtbewußtſein der Gemeinſchaft mit Gott geſchöpft, der Welt dagegen, in der er lebte, fremd. Die Aufgabe war groß; denn von Ihm, allein, konnte das Licht nur ausgehen; es mußte zunächſt andre Gemüther entzünden, die es darnach erſt weiter zu tragen und wieder andre Seelen zu erleuchten hatten. Sie war ſchwierig; denn Vieler Sinn konnte ſie gar nicht faſſen; noch Mehrerer Denkart mochte ſie nicht gutheißen, fand Anſtoß und Aergerniß an ihr; und für die Perſon, die ungebeugt und unverrückt durch alle Hinderniße hindurch ſie zu verfolgen entſchloſſen war, konnte der Kampf um ihre Löſung nicht zweifelhaft ſein, ob auch die ſiegende Sache den herrlichſten Preis für jedes Opfer zahlen mochte.

Das Leben Jeſu.

II.

Geſchichte.

Das öffentliche Auftreten Jeſu zur Ausführung ſeines göttlichen Berufes fällt in ſein dreißigſtes Lebensjahr, und, der weltgeſchichtlichen Zeitrechnung nach, jedenfalls in die Zeit der kaiſerlichen Regierung des Tiberius, als Samaria, die mittlere, und Judäa, die ſüdliche Provinz Paläſtina's auf der Weſtſeite des Jordan, einen Beſtandtheil der Statthalterſchaft Syriens ausmachten, welchem Pontius Pilatus als Unterſtatthalter oder Landpfleger vorſtand; Galiläa dagegen, und der ſüdliche Theil des Landes auf der Oſtſeite des Jordan, von Herodes Antipas, Sohne des, kurz nach der Geburt Jeſu geſtorbenen, Herodes; der nordöſtliche Theil endlich von Philippus, einem Bruder des Antipas, jedoch unter der Oberherrlichkeit Roms, beherrſcht wurden. Vorſtand des heiligen Synedriums für die Religionsangelegenheiten aber im ganzen Lande war Joſeph Caiphas, welcher indeß unter dem Einfluſſe ſeines Schwiegervaters, des von dem Ehrenplatze des oberſten Hohenprieſters früher abgetretenen Annas, ſtand.

1.

Der Täufer am Jordan.

Ap. Geſch. 19, 4.

In jener Zeit verbreitet ſich allmälig durch das Land das Gerücht, daß in der niedern Jordangegend ein Mann aufgetreten ſei, welcher die Nähe des längſt erwarteten Meſſias verkündige und die Menge der dahin Kommenden in ernſter Rede aufrufe, zur Aufnahme deſſelben und zur Theilnahme an dem Heile, das er der Nation bringen werde, ſich würdig vorzubereiten. Er ſelbſt, dieſer Prediger ſtrenger Sitten, glich in ſeiner äußerlichen Erſcheinung der Umgebung, in welcher er lebte. Das Jordanthal, das ſich vom See Genezareth (Tiberias) bis an das todte oder Salzmeer erſtreckte, war ziemlich unfruchtbar und unbewohnt, diente jedoch zu einer Hauptſtraße zwiſchen Galiläa und Judäa, auf welcher man Samaria umgehen konnte. Hier gewährte die Natur nur die Nahrung des Einſiedlers, die Heuſchrecke, die den Beduinen noch heut den Hunger ſtillt, und den Honig der wilden Biene, die in hohlen Bäumen und Felſenritzen baut. Mit ſolcher Koſt ſich begnügend, gieng der ſeltſame Mann in einem Mantel von grobem Gewebe aus Kameelhaaren, der von einem ledernen Gürtel zuſammengehalten wurde, einher, ein Bild der ſtrengſten Einfachheit und Entſagung. Sein Name war Johannes; denn es iſt der Sohn jener Eliſabeth und jenes Prieſters Zacharias, in deren Hauſe zu Jutha im ſüdlichſten Gebirge

Maria, die Mutter Jeſu, drei Monden lang in ſtiller Eingezogenheit gelebt hatte; der heißerſehnte, ſpätgeborene, Sohn jenes ſchon im vorgerückten Alter geſtandenen Paares, deſſen Geburt ſchon von merkwürdigen Umſtänden begleitet geweſen war, dem jener Name in Folge beſonderer Veranlaſſung gegeben ward. Obgleich nicht, wie das Kind Maria's, zu dem höchſten Berufe beſtimmt und ausgerüſtet, hatte er ſich doch, theils durch die Aeußerungen ſeiner hochbetagten Eltern angeregt, theils der öffentlichen Stimme ſeines Volkes nachſinnend, die Hoffnung angeeignet, daß die alten Weiſſagungen der Propheten von einem gottgeſendeten Vollſtrecker endlich in Erfüllung gehen würden. Die faſt unabweisliche Annahme, daß er ſeine bejahrten Eltern früh verloren hat, und die Sitte der in der Nähe ſeines Geburtsortes die Gegend am todten Meere bewohnenden Eſſener, Kinder von Fremden anzunehmen und zu erziehen, weil ſie ſelbſt ſeltner in den Eheſtand traten, drängen uns zu der Vermuthung, unter dieſen ſei Johannes groß geworden, von dieſen habe er ſeine Bildung, ſeine ſtrenge ſittliche Lebensanſicht und ſeine rauhere Lebensweiſe angenommen. Genug! dort an den Furthen, durch welche die Reiſenden den Jordan zu überſchreiten pflegen, erklärt er nunmehr als Vorläufer des Meſſias ohne Umſchweif und in der Entrüſtung eines alten Propheten ob der Zuchtloſigkeit ſeiner Zeit, daß ohne eine gänzliche Umänderung der Sinnesart und der Handlungsweiſe die Hoffnung auf einen beſſern und glücklichern Zuſtand der Nation eine Eitelkeit ſei. Das Aufſehen, welches er erregt, führt Neugierige, unter ihnen auch fromme Israeliten, in Menge zu ihm. Jene empfieng er mit den ſchärfſten Worten ſtrafender Rüge, zu allermeiſt die Anhänger der jüdiſchen Lehrer aus der Schule der Phariſäer, deren Dünkel und Trotz auf die Abſtammung von Abraham, dem Freunde Gottes, dem Sittenprediger das empörendſte Aergerniß war. Die Andern, welche mit beſſern Geſinnungen kamen und ihn fragten, was er von ihnen verlange, damit ſie an ihrem Theile den Segen der Verheißung nicht verſcherzten, ermahnte er unter genauem Eingehen in ihre eigenthümlichen Lebensverhältniſſe zu größerer Gewiſſenhaftigkeit und Treue und Genügſamkeit. Dabei pflegte er Diejenigen, bei welchen ſeine Mahnungen Anklang fanden, zum Zeichen der Weihe ihres neuen Wandels und der damit erworbenen Anſprüche auf das Bürgerrecht in dem meſſianiſchen Reiche, in den Fluthen des Jordans mit Waſſer zu übergießen, zu taufen; eine Ceremonie, die als religiöſes Symbol im Morgenlande nicht unbekannt, den Juden in ihren häufigen religiöſen Waſchungen vorbildlich gegeben, und namentlich bei den Eſſenern üblich war. Hiernach hatte ſich die gemeine Erwartung eines Meſſias in ſeiner Seele zwar ſchon dahin geläutert, daß das Heil von Innen ausgehen müßte, nicht blos durch einen politiſchen Umſturz der Dinge gewonnen werden könnte; aber bei allem Dem blieb er doch in der Sphäre des reinen Moſaismus und der demſelben angemeſſenen Hoffnungen, die immer irdiſch waren, wenn er auch wirklich des Ausdrucks Himmelreich ſich bedient hat, welcher vor Jeſu nicht gangbar war und dem Täufer vielleicht nur als ſolenne Redensart des Meiſters, auf welchen er hinwies, in den Mund gelegt worden iſt, um die Gleichheit und Gemeinſchaft der Abſicht beider Männer ſcharf hervorzuheben.

Dennoch iſt es gerade die Vorausſetzung eines nähern Verhältniſſes zwiſchen Jeſu und dem Täufer vor und bis zu dem Auftreten des Letzteren, welche ganz entſchieden zurückgewieſen werden muß. Der Evangeliſt Johannes, ſelbſt ein Schüler des Täufers, ehe er an den Größern ſich anſchloß, hat die eigne Erklärung jenes Mannes der Wüſte aufbewahrt, daß er Den, der da kommen ſollte, nicht gekannt habe, ſondern einer Offenbarung darüber, wer es ſein werde, gewartet habe [Joh. 1, 33.]. War doch der früh erfolgte Tod ſeiner Eltern, der dadurch bedingte Aufenthalt des Verwaiſten bei fremden Pflegern, die bedeutende Entfernung der Heimath beider Jünglinge, und die Verborgenheit des Einen, wie des Andern, während der Vorbereitung zu ihrem öffentlichen Wirken, keinesweges geeignet, ein Band zwiſchen ihnen anzuknüpfen; ſchweigt doch die evangeliſche Geſchichte gänzlich von irgend einem nochmaligen Zuſammenkommen der Mütter; iſt doch Eliſabeth nicht einmal bei der Geburt Jeſu und während der darauf folgenden Wochen aus ihrer Stadt bis in das nahe Bethlehem gewandert, um Maria in ihrer hülfloſen Lage zu ſehen und zu berathen; treffen wir doch nicht einmal bei jenem

Oſterfeſte beide Frauen zuſammen in Jeruſalem, wo die zwölfjährigen Söhne ſich hätten verbrüdern können; heißt es doch ausdrücklich, Johannes ſei bis zum Hervortreten im Volke in der Wüſte geblieben. Ihn drängte der innere Beruf ebenſo, wie Den, der nach ihm kam, zu ſeinem Geſchäfte; nur der Gedanke, daß dieſer Höhere bereits geboren ſei und verborgen in der Mitte ſeines Volkes lebe, ſchwebte, wie eine Erinnerung aus der Kindheit, vor ſeiner Seele, weil ſein Vater oder ſeine Mutter davon geredet hatten; daher die Beſcheidenheit, mit welcher er die Ehre, ſelbſt als Meſſias zu gelten, gegen Jedermann, der ſie ihm zu erweiſen geneigt ſchien, auf das Beſtimmteſte ablehnte. Nicht einmal den Namen eines eigentlichen Propheten mochte er ſich beigelegt ſehen, indem dieſe Würde, nahm er ſie an, die Aufmerkſamkeit des Volkes hätte irre leiten können und ihm ſelbſt die Pflicht aufgelegt haben würde, ſich vor dem hohen Synedrio als ſolchen zu legitimiren. Als daher von Seiten des hohen Rathes eine förmliche Botſchaft in der Abſicht an ihn ergieng, um von ihm ſelbſt zu erfahren, welchen Charakter er ſich beimeſſe, beharrt er dabei, ſelbſt mit dem Propheten Elias keine andere Aehnlichkeit zu haben, als die nach dem gemeinen Volksglauben demſelben beigelegte Beſtimmung, dem Meſſias ein Vorläufer zu ſein, und die Waſſertaufe an Denen zu verrichten, welche mit frommen Herzen der neuen Ordnung der Dinge ſich anſchließen wollten, die durch des Meſſias Taufe mit Geiſt und Feuer herbeigeführt werden ſollte.

2.

Die Taufe.

Ob die Nachricht von der Thätigkeit Johannis, als ſie auch nach Galiläa drang und Jeſu zu Ohren kam, einen beſtimmenden Einfluß auf Dieſen geäußert und in Ihm den Glauben erweckt habe, ſeine Zeit ſei nunmehr auch gekommen, darüber giebt die Schrift keinen Aufſchluß. So viel jedoch liegt in der Natur der Sache, daß in der Seele Maria's die Erinnerung an ihren Beſuch bei Eliſabeth und an die zwiſchen ihnen Beiden ausgetauſchten Mittheilungen über die Vorgänge, welche ihnen begegnet waren, jetzt, da dieſer Sohn ihrer Freundinn ſo großes Aufſehen erregte, ſehr lebendig emporſtieg, und ihr eigner Sohn, wo nicht ſchon früher, wenigſtens nun von ihr erfuhr, daß der Täufer von Gott erweckt ſei, dem Volksretter die Bahn zu bereiten. Jeſus macht ſich alſo auf, den Bußprediger perſönlich kennen zu lernen, und, obgleich für ihn ſelbſt, den Meſſias, die Taufe Johannis keine Taufe der Hoffnung auf den Meſſias ſein konnte, dennoch der Anordnung dieſes Gottgeſandten ſich zu unterwerfen, um theils ſeinen Sinn für Geſetzlichkeit, theils ſeinen regen Antheil an den edlen Beſtrebungen des Täufers, theils ſeinen Beifall zu den Grundſätzen zu bezeugen, welche der ſtrenge Sittenprediger im Bezug auf das Gottesreich geltend machte. Nachdem Jeſus ſich über die Abſicht ſeines Kommens, wahrſcheinlich ohne

Zeugen und in einem ſehr ernſten, vielleicht längern, Geſpräche erklärt und hierbei ſowohl durch ſeine ganze Perſönlichkeit als durch ſeine Aeußerungen die Ahnung in der Seele des Täufers erweckt haben mochte, Dieſer müſſe der Größere ſein, auf welchen er hinzuweiſen habe, konnte erſt eine wiederholte Aufforderung Jeſu den Mann bewegen, die ſinnvolle Handlung an Jenem zu vollziehen, welche er eher ſelbſt von demſelben empfangen zu müſſen glaubt. Hierbei ereignete ſich eine Begebenheit, welche zwar von den Berichterſtattern verſchieden dargeſtellt worden iſt, aber, wie ſie auch geſchehen ſein mag, in jedem Falle eine hohe Bedeutung für beide Männer gehabt haben muß; wenn ſchon diejenige Auslegung, nach welcher jetzt erſt die Geiſtesmittheilung, die erſte, oder auch nur eine ergänzende, an Jeſum erfolgt ſein ſoll, theils deßhalb, weil der Beſitz aller urſprünglichen Kraft zu ſeinem Gotteswerke dem Gottgeliebten bereits von Anfang an beſcheert geweſen ſein muß, theils darum nicht gut geheißen werden kann, weil man überhaupt eine ſolche Mittheilung nach Jeſu eigner Erklärung [Joh. 3, 8.] gar nicht äußerlich faſſen darf. Daß der Täufer neben der allgemeinen Hoffnung auf die baldige Erſcheinung des Meſſias noch die beſondere Erwartung, Jehovah werde ſich, wie an Moſes, auch an dem Wiederherſteller des Gottesreiches zu Deſſen Beglaubigung in ſichtbaren Zeichen verherrlichen, und überdieß das Verlangen, ja die Zuverſicht, ihm, dem Vorläufer, werde der Erwählte ganz vorzüglich auf eine unzweideutige Art bezeichnet werden, damit ſein Aufruf an die Nation, dem Retter ſich gläubig anzuſchließen, eine beſtimmte Beziehung auf die Perſon deſſelben annehmen könne — daß der Täufer dieſe Ueberzeugungen gehegt, iſt ſehr natürlich und wahrſcheinlich. Mochte alſo in ſeinem Herzen, als er den Erhabenen kennen lernte, die Stimme laut genug reden: Dieſer iſt es! und für ihn ſelbſt kein eigentlicher Zweifel mehr darüber vorhanden ſein: ſo diente doch die feierliche Stille jenes großen Augenblickes, da er ſein Geſchäft an dem Herrlichen vollzog, ein eigenthümliches Geräuſch in der heitern, unbewegten Luft, und der Flug jenes Vogels, der von Alters her für ein zum Gemüthe ſprechendes Symbol genommen wurde, ihm, dem ernſten Manne, der auf ein himmliſches Anzeichen geſpannt war, zum Siegel ſeines Glaubens; in welchem Glauben er nun die göttliche Stimme vernimmt, die den eben Getauften feierlich für den zum göttlichen Werke mit aller Geiſteskraft begabten Liebling, Sohn, Gottes erklärt. Dagegen darf man, in ſo fern Jeſus im Vollgefühle ſeiner urſprünglichen Weihe von Oben für ſich keines äußerlichen Zeichens bedurfte, bei der Verſchiedenheit, wie die Evangelien die Sache erzählen, als das Wahrſcheinlichere feſthalten, Jeſus habe dieſe Erſcheinung nicht, wie der Täufer, ſelbſt bemerkt oder, wie dieſer, aufgefaßt, obwohl die Mittheilung, die Ihm der Täufer darüber gemacht haben mag, ſo wie die feierliche Handlung ſchon an ſich eine gewiſſe Kräftigung des Willens, nun dem Werke ſeines Lebens ſich kühn und freudig hinzugeben, mit ſich führen mußte. Der erſte Schritt, auf einer großen Lebensbahn zurückgelegt, wird den Schwung der Seele, ſie muthig weiter zu verfolgen, immer fördern; und ſelbſt die Anerkennung, die Er hier bei dem Manne fand, welcher Geltung bei dem Volke hatte, konnte Jeſu nicht gleichgültig ſein [Joh. 5, 33.]; die Begegnung beider Männer ward zur gegenſeitigen Bürgſchaft ihres Berufes und zur Quelle bleibender Achtung für einander.

3.

Die erſten Jünger.

Noch von einer andern Seite her erhielt dieſe Zuſammenkunft Jeſu mit Johannes hohe Wichtigkeit. Die Schüler, welche der Letztere an ſich gezogen, um durch ſie ſein Werk weiter tragen zu laſſen, mochten bei ihrer Rückkehr von irgend einer Reiſe, entweder in eignen, heimathlichen, Berufsgeſchäften, oder im Auftrage des Meiſters, von Dieſem wohl ſo viel über den Beſuch Jeſu und über Deſſen Perſönlichkeit hören, daß ſie höchſt aufmerkſam auf die neue, große, Erſcheinung und begierig wurden, den Mann zu ſehen, vor welchem ihr Meiſter ſich beugte. Unſtreitig hatte Jeſus ſich nach jener großen Scene in einen ſtillen, jedoch, um nochmals mit dem Täufer ſprechen zu können, nicht ſehr entfernten Aufenthalt zurückgezogen. Tags darauf kommt Er wieder an den Fluß, und als Ihn der Täufer, bei welchem Zween ſeiner Jünger ſich befinden, kommen ſieht, ruft Dieſer die bedeutungsvollen Worte aus: ſiehe! das iſt Gottes Lamm, welches die Sünde der Welt trägt. Sei es, daß dieſe Aeußerung eine in Johannis Seele unwillkürlich und ohne klares Nachdenken auftauchende Ahnung des ſchweren Geſchickes laut machte, das den Gottgeliebten auf ſeiner Bahn erreichen könnte; ſei es, daß wir ſie für einen Nachhall der vertrauten Eröffnung der Gedanken Jeſu über die Ihm bevorſtehenden Kämpfe für ſein Unternehmen anſehen müſſen, den die Jünger gar nicht faſſen konnten: zur Verſtärkung des Eindrucks, welchen der Anblick des Erwarteten auf ihr Gemüth machte, trug die dunkle Rede des Meiſters gewiß bei; und, obſchon ſie die wunderbare Macht erfuhren, mit welcher das Herz zu großen Menſchen hingezogen wird, ſo wagen ſie doch nur ſchüchtern und in beſcheidner Zurückhaltung dem Fremden, als er ſich entfernt, nachzugehen; denn, da er wahrſcheinlich Abſchied von Johannes genommen hatte, um ſeinen Rückweg nach der Heimath am kommenden Morgen anzutreten, blieb ihnen, um die kurze Bekanntſchaft mit dem außerordentlichen Manne nicht ſogleich wieder zu verlieren, nichts übrig, als ihn eine Strecke Weges zu begleiten. Um die Gunſt, ihnen dieſe Begleitung zu ſeiner Herberge zu geſtatten, bitten ſie denn auch, als ſie Jeſus hinter ſich bemerkt und um ihre Abſicht befragt. Aus dieſer, vielleicht noch keineswegs in ihren Folgen berechneten, Nachfolge, bei welcher namentlich das zarte und weiche Gemüth des Einen, welcher der nachherige Liebling Jeſu, Johannes, der Evangeliſt, war, tief von der Herrlichkeit des Galiläers ergriffen worden ſein mag, entſprang dann die lebenslängliche, welcher die Männer ihr bisheriges Verhältniß zum Täufer um ſo leichter aufopferten, als derſelbe die Seinen, nachdem er den Größern erkannt und geweihet hatte, auf Dieſen zu verweiſen nicht verfehlt hatte. [Joh. 3, 28—30.] Wo dieſer neue Bund ihrer Herzen mit dem neuen Meiſter geſchloſſen worden, iſt ungewiß; nur in Bethanien ſuche man die Herberge nicht, in welcher Jeſus damals übernachtet hat; denn es lag zu entfernt von Bethabara, und, da der Augenzeuge, der Evangeliſt Johannes, für den nächſten Tag ſchon die Wahl einiger anderer Jünger auf der Reiſe nach Galiläa angiebt, gerade in den Berichten dieſes Mannes aber, über die erſten Anfänge ſeiner Verbindung mit Jeſu am allerwenigſten eine Verirrung des Gedächtniſſes vermuthet werden kann, ſo bliebe keine Zeit übrig, in der Jeſus Bethanien erreichen, dort übernachten und wieder zurück bis in das Jordanthal auf die Straße nach Galiläa hätte gelangen können.

4.

Die Verſuchung.

Aber freilich wird uns der Mangel an Zeit, welche Johannes, der nächſte Freund und Schüler Jeſu, als Berichterſtatter aus eigner Erfahrung, für damals gewährt, noch weit fühlbarer, wenn man hier noch einen Vorfall einreihen ſoll, welchen die übrigen Evangeliſten ausdrücklich unmittelbar hinter die an Jeſu vollzogene Taufe verlegen, und zwar ſo, daß demſelben vierzig Tage geopfert werden müßten; es iſt dies die bekannte dreifache Verſuchung; welche jedoch der Augenzeuge jener Tage gänzlich verſchweigt. Wollte man nun die chronologiſchen Schwierigkeiten, die ſich hier bieten, vielleicht dadurch beſeitigen, daß man den vierzigtägigen Zeitraum entweder vor den Beſuch bei dem Täufer ſtellte, wobei die den Getauften verherrlichende göttliche Stimme, weil ſie auf einen herrlichen Sieg über ſtarke Reize zum Abfalle von der Sache Gottes folgte, viel paſſender einträte, oder mit dem längern Aufenthalte in der Nähe des Täufers verſchmelzen, ſo daß die öftern Unterredungen beider Männer in dieſelbe Friſt fielen, in welcher die Kämpfe Jeſu Statt gehabt hätten: ſo entſtehen nicht nur ſofort neue Zweifel an der Anordnung der Begebenheiten, indem Matthäus und Markus Jeſum ſogleich nach der Verſuchung erfahren laſſen, daß der Täufer im Gefängniſſe ſchmachte, ſondern es bleiben auch die der Sache ſelbſt entgegentretenden Bedenklichkeiten unerledigt, man mag die Erzählung nehmen, für was man wolle. Als eine, alles Inhaltes ermangelnde, Erdichtung, blos zur Verherrlichung des Meiſters erſonnen, würde ſie wenigſtens klüglich vermieden haben, Jeſum ſchon ſo weit in die Macht des Satans hinzugeben, daß Er dieſem bald hierher, bald dorthin folgen mußte; als verkleidete Begebenheit, bei welcher ein Menſch, etwa ein Sendling des Synedriums, die Rolle des Verſuchers übernehmen müſſen, verſtößt ſie gegen die bis dahin noch beobachtete Verborgenheit Jeſu im heimathlichen Kreiſe; als reines Factum würde ſie uns in den abergläubiſchen Wahn zurückwerfen, der aus morgenländiſchen Lehren in das reinere Judenthum eingedrungen war, nun aber der Klarheit des Abendlandes in Erforſchung der Dinge gewichen iſt; als buchſtäblich zu nehmende Thatſache höbe ſie, da der Geiſt Gottes den Gottesſohn in die Wüſte geführt hätte, damit derſelbe verſucht würde, die ewige Glaubenswahrheit auf, daß Gott kein Verſucher zum Böſen iſt; als innre Erſcheinung endlich in der exaltirten Seele Jeſu ſtreitet ſie mit der überall hervorleuchtenden Beſonnenheit, die der Begeiſterung deſſelben ſtets zur Seite gieng. Unausweichlich ſind wir daher zu dem Geſtändniſſe getrieben, daß dieſer Abſchnitt nur als eine Allegorie ſeinen Werth hat, in welcher die, allen Menſchen im Leben begegnenden, Lockungen ſinnlicher Luſt an Beſitz, Macht und Ehre anſchaulich hervortreten, und zwar mit der beſondern Anwendung auf den Sündenloſen, dem ſie, als Menſchen, allerdings auch, doch nur äußerlich, nahe gebracht, jedoch durchaus nicht verfänglich geworden ſind, während ſie ſonſt in der eigenen Bruſt des Menſchen aufzuſteigen und mit gefährlicher Nachſicht gehegt zu werden pflegen. So iſt der würdigſte, und, daß man die ganze Wahrheit ſage, der einzige ungefährliche Gebrauch des weder bei Johannes vorkommenden, noch je von Paulus, trotz aller Gelegenheit dazu, berührten und benutzten, und darum zweifelhaften Abſchnittes gerettet, und man begreiſt, wie er ſo verſchieden geſtellt und wiedergegeben werden konnte. Möglich wäre es, aber beweiſen läßt ſich's nicht, daß Jeſus ſelbſt, und zwar durch eine Parabel, in welcher Er irgend einmal über die Entſtehung der Sünde geſprochen, die Veranlaſſung zur Verwandlung ſeiner belehrenden Rede in einen Zuſatz zu ſeiner eigenen Geſchichte gegeben habe; und die Stellung dann dieſes Zuſatzes an den Anfang ſeines öffentlichen Lebens iſt gut gewählt, um die ſittliche Willensſtärke Deſſen zu bezeichnen, der, mitten in der Welt voll ſittlicher Gefahren und Verführungen, ein ſittliches Reich der Verehrer des heiligen Gottes aufzurichten entſchloſſen war, genau darum aber auch, zur ſichern Ausführung eines ſo großen Unternehmens, am meiſten mit ſittlicher Kraft des Widerſtandes gerüſtet ſein mußte, wenn er der perſönliche Repräſentant jener Seelengröße ſein ſollte, zu welcher er die Bürger des Gottesreiches aufzuſtreben ermuntern und ermuthigen durfte.

5.

Die Säulen.

Gal. 2, 9.

Zwei Tage alſo nach der feierlichen Taufweihe begiebt ſich Jeſus auf den Heimweg nach Galiläa, wohin ihn ein wahrſcheinlich ſchon beſtimmtes Hochzeitfeſt in einer zu Cana wohnenden, Ihm verwandten oder doch befreundeten, Familie rief. Mit Ihm ziehen die beiden Johannesjünger, die wir ſchon kennen, Andreas und Johannes, der jüngere. Wahrſcheinlich beſtimmte der Umſtand, daß Beide eigentlich Fiſcher am galiläiſchen Meere waren, Jeſum zu dem Entſchluſſe, ihretwegen bis hinauf an den See mit ihnen zu wandern, weil Andreas ſeine Heimath in Bethſaida hatte, indem der Umweg unbedeutend und das Paar vielleicht geſonnen war, an ihre Angehörigen eine Mittheilung über ihren Abſchied von dem Täufer zu bringen. Johannes ſcheint jedoch den Meiſter, dem er ſich nun mit der ganzen Macht des Herzens zugewendet hatte, ſchon hier nicht verlaſſen zu haben, während Andreas, mehr dem äußern Eindrucke, als der innern Bewegung, hingegeben, die Seinigen aufſucht, namentlich aber ſeinen Bruder, Simon, der bereits in Capernaum verheirathet war, wenn er etwa durch ſein Fiſchergeſchäft in die Nähe der Vaterſtadt geführt worden wäre, zu treffen hofft, um demſelben die neueſten Erlebniſſe zu verkündigen. Mittlerweile kommt ein vierter Fiſcher, Philippus, auch aus dem genannten Bethſaida, in Jeſu Nähe, und — ohne Zweifel, nachdem Johannes Auskunft über denſelben gegeben und ihn als Bekannten und Geſchäftsgenoſſen begrüßt hat — fordert der Herr auch ihn auf, ſich an die Geſellſchaft anzuſchließen. Simon iſt unterdeß wirklich von Andreas gefunden, über den Hergang der Dinge beim Täufer unterrichtet und bewogen worden, bis zu dem Platze, an welchem Jeſus und Johannes ruhen und die Rückkehr des Andreas erwarten, den Bruder zu begleiten. Die kräftige Natur des Mannes überraſcht Jeſum und beſtätigt die Meinung, welche die Ausſage Johannis über ihn in dem Meiſter erweckt hatte; und ſo ertheilt Er ihm denn ſogleich den doppeldeutigen Namen: Felſenmann (Petrus. Kephas.). Durch Philippus wird endlich noch ein Fünfter, eben ſo dem Fiſchergewerbe am See zugethan, aber aus Cana gebürtig, wohin Jeſus eben reiſte, Namens Nathanael, der mit Bartholomäus wahrſcheinlich Eine Perſon iſt, in den Kreis der erſten Freunde Jeſu eingeführt; ein Mann, der zwar, wie Jene, ſeit dem Prophetenrufe des Täufers an die Nähe der meſſianiſchen Herrlichkeit ſeines Volkes glaubte, jedoch, als ſtrenger Anhänger des altmoſaiſchen und prophetiſchen Judenthums, den Retter nicht aus Galiläa, am wenigſten aus dem verachteten Nazareth erwartete. Jeſus mochte ihm, da er meiſt in ſeinem Gewerbe am See war, Jeſus dagegen bis dahin in Zurückgezogenheit lebte, noch völlig unbekannt geblieben, er aber Dieſem keine ganz fremde Erſcheinung ſein, wenn man annimmt, daß ihn der von Nazareth aus die Umgegend in einſamem Sinnen durchſtreifende Jüngling zuweilen unter dem Schatten eines Baumes ruhen geſehen und die ernſte, nachdenkende Haltung des Mannes beobachtet haben konnte, ohne daß dieſer, von der Wanderung zur Heimath ermüdet, auf den Unbekannten, der vorübergieng, beſonders geachtet hatte. Die Erklärung Jeſu, daß Er ihn, daß Er ſogar ſeine Sinnesart kenne, vermehrt den wunderbaren Eindruck, welchen der Anblick des Fremden in der Mitte mehrerer Bekannten ohnehin auf ihn gemacht hatte, ſo ſehr, daß er nun plötzlich von dem vorher geäußerten Zweifel zur feierlichen Anerkennung der Meſſiaswürde Jeſu überſpringt. Allein wenig zufrieden mit einer Bekehrung, die nur das Werk der Vorausſetzung war, Jeſus habe auf wunderbare Art Kenntniß von ihm gewonnen, verſichert ihm der Meiſter, ſein Glaube müſſe, und werde eine beſſere Begründung empfangen. Ihr werdet, ſpricht Er zu Allen gewendet, den Menſchenſohn, den Dieſer ſchon jetzt Gottes Sohn nennen zu müſſen meint, unter der beſonderſten Obhut und Leitung Gottes leben und handeln ſehen, damit er Gottes Werk vollführe.

Zu einer beſtändigen Begleitung gedieh indeſſen dieſe erſte Begegnung noch nicht; vielleicht hat eine ſolche im ſtrengſten Sinne überhaupt nicht eher Statt gefunden, als ſeitdem die Männer, aus Sorge für den verehrten Meiſter, ſich ſelbſt nicht mehr weit und auf längere Zeit von Ihm entfernen mochten. Es lag auch in den Verhältniſſen derſelben, daß ſie ihre Angelegenheiten, als Fiſcher, die ihre Gehülfen, Knechte, Tagelöhner hielten [Marc. 1, 20.], ordnen mußten; wie denn auf der andern Seite auch der Meiſter vor Antritt ſeines eigentlichen Lehramtes keiner Mitarbeiter bedurfte. Vielleicht war nur die Verbrüderung der bis jetzt Gefundenen durch Gemeinſchaft des Standes die Veranlaſſung dazu, daß ſie nicht ſogleich wieder zurückgiengen, als der Meiſter ſeinen Weg weiter fortſetzte; vielleicht gab Nathanael, der von der Feier in Cana wußte, durch ſein Anerbieten, die Freunde dort in ſeinem Hauſe aufzunehmen, den Anlaß zur weitern Begleitung; wahrſcheinlicher noch bot ihnen Jeſus dieſelbe noch aus dem Grunde ſelbſt an, weil Er, von ſolchen Männern, wie ein Rabbi von ſeinen Schülern, begleitet, den Seinigen am entſchiedenſten zeigen konnte, welchen Lebensberuf Er nun ergriffen habe, und warum Er ſich von dem Hauſe, von Mutter und Geſchwiſter trennen werde.

6.

Die Hochzeit.

Obgleich auf ſo großen Zuwachs der Geſellſchaft nicht gerechnet war, ſo unterließ man doch nicht, gemäß der in den Sitten der Nation begründeten Gaſtfreiheit, als Jeſus nach Cana gekommen war, auch die Ihn begleitenden Jünger zum Feſte einzuladen, da Einer derſelben überdieß ſeine Heimath im Städtchen hatte. Eine erfahrene Hausfrau, wie die Mutter Jeſu, welche bereits mit ihren Söhnen angekommen war, konnte leicht vorausſehen, daß, da ein Feſt dieſer Art ſieben Tage zu dauern pflegte, bei ſo vergrößerter Anzahl der Gäſte der Vorrath nicht ausreichen würde, welchen der Bräutigam herbeigeſchafft hatte. Da nun die Verlegenheit, in welche man gerathen konnte, eigentlich durch ihren Sohn veranlaßt war, ſo iſt nichts natürlicher, als daß ſie, die überdieß vielleicht die älteſte Frau in der Verwandtſchaft war und das Ehrenrecht eines beſondern Vertrauens genoß, ſogleich anfangs in ihrer Beſorglichkeit dem Sohne dieſen Umſtand eröffnete, nicht ſowohl, um denſelben zur Aushülfe, als vielmehr dazu zu veranlaſſen, daß er das für ſie nicht minder, als für den Bräutigam mißliche Geſchäft der Entſchuldigung bei den Fremden über ſich nehme. Scheinbar weiſt der Sohn die Einmiſchung in die ihm fremde Angelegenheit von ſich, denn er ſieht in den Worten der Mutter mehr, als ſie hineingelegt hat. Aber gerade ſeine Antwort in dem Sinne, wie er die Mittheilung Maria's aufgefaßt hat „meine Stunde iſt noch nicht da" weckt nun erſt bei der ſorgenden Frau die Hoffnung, der menſchenfreundliche Sinn, der ſich ſo oft im elterlichen Hauſe bei ihrem Erſtgebornen an den Tag gelegt hatte, werde ſich auch hier bewähren, und die Verlegenheit abwenden, wenn ſie wirklich eintreten ſollte; ja, indem ſie den Dienern befiehlt, Jeſu Anordnungen nachzugeben, wenn Er etwa einen auf die Bewirthung bezüglichen Auftrag ertheile, was freilich ohne ſolche vorausgehende Anzeige von Aufwärtern höchſt auffällig hätte ſein müſſen, bereitet ſie ſelbſt die Möglichkeit eines Einſchreitens von Seiten Jeſu ohne Aufſehen vor; und nicht ohne Erfolg; denn der gütige Menſchenfreund hilft in der That dem, in ſeinen Augen an ſich gewiß geringfügigen, nur dem Gaſte, der noch andere Gäſte herbeigeführt hatte, peinlichen und für das Haus noch peinlicher erſcheinenden Uebel durch das Wunder der Verwandlung des Waſſers in Wein ab. — Gewiß wäre es Jeſu keinesweges unwürdig geweſen, hierzu nur eine Veranſtaltung ganz gewöhnlicher Art zu treffen; und leicht iſt die Vermuthung zu erſinnen, der freundliche Gaſt habe ſchon außerhalb des Zimmers das Waſſer in dem größern Gefäße, aus welchem dann die ſechs kleinern gefüllt wurden, mit Wein vermiſchen laſſen (reinen trank man überhaupt nicht), wornach das ganze Wunder verſchwinden würde. Allein billig enthält man ſich jedes abſprechenden Urtheiles über den Vorfall; denn die Wundergabe im Allgemeinen läßt ſich noch immer nicht völlig beſtreiten; noch weniger im Einzelnen genügend aufklären; am allerwenigſten aber der Auffaſſungsweiſe jener Zeiten entziehen. Das iſt eine Bemerkung, die uns ohne Wiederholung bei jedem fernern, als wunderbar geſchilderten, Werke Jeſu vor der Anmaßung, das auf ihm ruhende Dunkel irgendwie aufhellen zu wollen, bewahren und gegentheils wider den Vorwitz waffnen ſoll, durch überflüſſige, der wahren Verehrung des Gottesſohnes nicht eben zuträgliche, Malereien von der übernatürlichen Macht deſſelben ein ſtumpfſinniges Anſtaunen des Wunderthäters zu befördern. Auch im vorliegenden Falle kommen wir nie darüber hinweg, daß der Berichterſtatter die That als erſtes Wunder Jeſu giebt und hinzuſetzt, die anweſenden andern Jünger haben ſie dafür angeſehen. — Uns tritt hauptſächlich der Freund ſeiner Familie, der jedes reinmenſchliche Verhältniß ehrende und weihende, edle Mann vor Augen, welcher die Gelegenheit ergreift, die neuen Freunde einen wohlthuenden Blick in ſein Herz thun zu laſſen, damit ſie menſchlichfreies Vertrauen zu Ihm faſſen lernen. Dieſe Anſicht ſchließt übrigens die Möglichkeit nicht aus, Jeſus habe nach der Seite ſeiner Angehörigen und Landsleute hin zugleich eben ſo, wie mit der Erſcheinung als Meiſter, den ſchon Jünger umgeben, mit der merkwürdigen That einen Wink geben wollen, welchen neuen und höhern Standpunct Er nun angenommen habe.

7.

Capernaum.

Die eigentliche Urſache, warum Jeſu Familie ſich mit Ihm und den Jüngern zugleich und, ohne erſt nach Nazareth zurückzukehren, nach Capernaum begiebt, iſt ſchwer zu errathen. War die Reiſe, welche überhaupt nur wenige Tage koſten konnte, in Folge der heitern Gemeinſchaft gleichſam aus dem Stegreife beſchloſſen worden? Wollte man die ſchönen Frühlingstage in der ſchönen Natur, an dem herrlichen See, genießen? Oder wünſchte die Mutter, nachdem Jeſus die Abſicht erklärt hatte, ſeinen Wohnſitz nach jener Stadt zu verlegen, das Nöthige zu dieſer Ueberſiedelung des geliebten Sohnes zu beſorgen? Gedachte ſie, zum baldigen Nachziehen für ſich und die andern Glieder ihres Hauſes Vorbereitungen zu treffen? — Genug! in der Stadt ſelbſt muß ſich die Reiſegeſellſchaft ſehr bald getrennt, und ein Jeder ſeinen eigenen Angelegenheiten ſich gewidmet haben, wenn in dem kurzen Zeitraume bis zur Paſſah-Reiſe nach Jeruſalem nur Einiges von dem Vielen Platz finden ſoll, das nach Angabe der drei erſten Evangelien in der Nähe Capernaums und im Orte ſelber geſchehen iſt und, aus Gründen des geſchichtlichen Zuſammenhangs des Ganzen, nicht füglich in eine ſpätere Zeit des Aufenthaltes Jeſu in jener Gegend geſtellt werden kann. Ueberhaupt bleibt bei dem Schweigen des vierten Evangeliums über eine Menge von Vorfällen, die nach den Uebrigen in Galiläa ſich zugetragen haben, und bei der großen Verſchiedenheit unter dieſen Uebrigen für die Anordnung gerade dieſes Stoffes nicht allein dem Scharfſinne, ſondern ſogar der Willkür ein ziemlich weiter Spielraum gelaſſen; und der Preis wird hier immer derjenigen Reihenfolge gebühren, gegen welche die wenigſten innern Widerſprüche geltend gemacht werden können. —

Zuverläſſig beſucht Jeſus gleich Anfangs die Synagoge des Ortes, um durch Lehrvorträge ſich die Berechtigung zu dem allgemeinem Lehrgeſchäfte zu erwerben. Dabei ſchloß Er ſich zunächſt an die Thätigkeit des Täufers an, billigte alſo das vorbereitende Wirken deſſelben, und fieng an, das eigne, erhabnere Gebäude auf die Grundlage zu bauen, welche Er dort um ſo feſter gegründet vorfand, je mehr der Ruf des Vorläufers gerade aus dem Stande der galiläiſchen Fiſcher Schüler zu dem Manne der Wüſte geführt hatte. Der erſte Erfolg ſeines Predigens konnte nicht anders als Ihn in dem Vorſatze beſtärken, mit der ganzen Macht, die Ihm gegeben war, auf ſeiner Bahn vorzuſchreiten; denn die Ihn hörten, bemerkten ſehr bald den großen Unterſchied zwiſchen Seiner Art, von göttlichen Dingen zu ſprechen und das Heilige in der Menſchenbruſt und in der Offenbarung zu behandeln, und zwiſchen dem trägen, todten und ertödtenden Vortrage der gewöhnlichen Rabbinen; ſchon jetzt fallen dem neuen Lehrer die Herzen zu, in denen die tiefe Sehnſucht nach ächter Erbauung alsbald zur Flamme aufſchlug, wenn das Wort des Göttlichen den Funken himmliſchen Lichtes in die Seelen warf; und bald durchlief die Stadt das Gerücht von dem neuen Propheten, der von Manchem, ſobald vollends das Wunder von Cana ſich zu dem Rufe des Lehrers geſellte, jetzt ſchon als der vom Täufer verkündigte Volksretter angeſehen werden konnte. Wenigſtens muß man glauben, daß der Wahnſinnige, welcher bei einem ſolchen Synagogenbeſuche Jeſu ſich ſchreiend vor die Füße wirft, ſich gleichſam inſtinktmäßig dazu getrieben fühlt, die Probe zu machen, ob dieſer außerordentliche Mann wirklich auch das Kennzeichen des Meſſias an ſich habe, daß ihm die böſen Geiſter unterthan ſeien. Die Heilung gelingt ſchnell; und, da Johannes Heilungen gerade dieſer Art nirgends als Wunderthaten ſeines theuren Meiſters anführt, ſo iſt man nicht genöthigt, über eine pſychiſche Heilkraft hinauszugehen, welche der Herr, in die Vorſtellung des Seelenkranken eingehend, zur Herſtellung deſſelben benutzt haben kann.

Hierauf ſcheint ſich Jeſus nach der Wohnung des Simon begeben zu haben, um das jüngſt nur loſe geknüpfte Band mit den Freunden feſter zu ſchlingen; denn der Anfang des Werkes war gemacht, und zwar ſo gemacht, daß Er nicht mehr an dem ſchnellen Fortgange zweifeln, noch weniger aber ſich ſelbſt hemmen durfte, das ſo günſtig Begonnene einer raſchen Entwickelung zuzuführen; der ältere und doch lebendige, kräftige Simon aber, der ſeine beſtändige Wohnung hier hatte, wo Jeſus ſich öfter und wie heimiſch aufzuhalten dachte, der am bequemſten den Uebrigen einen Sammelplatz bieten konnte, mußte zuerſt wieder aufgeſucht werden. Statt deſſelben empfangen nur ſeine betrübten Angehörigen den Fremden, den ſie jedoch ſogleich um Hülfe für die harterkrankte Schwiegermutter des Geſuchten angehen, als ſie erfahren, wer Er ſei. Während Er hier wieder wohlthätig einſchreitet und die Krankheit beſchwichtigt, ſammeln ſich noch viele Leidende aller Art um das Haus, bald geführt, bald getragen, auf die Kunde von der Heilung des Wahnſinnigen, und ſo Vielen wird Er der helfende Arzt, daß die Verwunderung in das lauteſte Lob des von Gott Geſalbten überfließt. Jemehr ſich aber Einwohner an der Thür einfinden, deſto mehr ſehnt ſich der von körperlicher und geiſtiger Anſtrengung des Tages Erſchöpfte nach Ruhe und Erholung, und ſo entfernt Er ſich, um nach kurzer Nachtruhe, ſehr frühe, ehe neues Andringen Ihn beſtürmen kann, in die Einſamkeit der Natur am See zu flüchten, wo Er auch hoffen durfte, bei Anbruch des Tages, der die Menſchen zu neuer Geſchäftigkeit ruft, den geſtern vergebens Aufgeſuchten zu treffen. Dennoch entgeht Er auch in ſolcher Frühe dem Andrange der einmal aufgeregten Menge nicht. Kaum hat Er eine Gruppe Fiſcher am Ufer, die ihre Netze waſchen, und in deren Mitte auch Simon und Johannes entdeckt, als der Haufe ſich nähert, der hierher zwar ſeine Kranken nicht mitgebracht hatte, aber ſehr bald das Verlangen äußerte, die Predigt des neuen Propheten zu hören. Dieſem beſſern Begehren giebt Jeſus nach; und von dem Schiffe Simons aus redet Er zu dem Volke am Ufer. Sei es nun, daß Er darnach dem Verweilen der Menge, die Ihn in Capernaum zurückzuhalten wünſchte, ein Ende machen, oder nur gern mit Simon allein ſprechen, oder Dieſem für ſeine Gefälligkeit, mit welcher er Ihm den Gebrauch ſeines Fahrzeuges gewährt hatte, einen Gegendienſt erweiſen, oder endlich in der That ein neues Zeichen Seiner Größe geben wollte, um auf die Jünger zu wirken, die Er nunmehr für rathſam hielt feſter an ſich zu ziehen — Er entläßt die Menge mit der Erklärung, Er müſſe auch andern Orten die frohe Botſchaft vom Reiche Gottes bringen, und veranlaßt Simon Petrus, weiter entfernt vom Ufer, auf der Höhe des Meeres, die Netze auszuwerfen. Gehorchte Dieſer, der in der Nacht ganz vergeblich gearbeitet hatte, nur aus Ehrerbietung gegen den Meiſter, aber ohne allen Muth zum Gelingen des Verſuches, ſo mußte ihn freilich der außerordentliche Erfolg deſſelben doppelt überraſchen. Die Lebhaftigkeit ſeines Gemüthes ſpricht ſich ſogleich aus: er hält ſich für unwürdig, den Göttlichen, dem er allein dieſen wunderbaren Segen zuſchreiben kann, auf ſeinem Schiffe zu haben; aber er ſteht auch nicht einen Augenblick an, der hierauf erfolgenden beſtimmten Aufforderung Jeſu zu gehorchen, daß er mit Ihm gehe und Theil an dem größern Geſchäfte nehme. Doch iſt es nicht Dieſer allein, der von nun an im gewöhnlichen Gefolge Chriſti erſcheint; auch ſein Bruder, Andreas, und Johannes, die zuerſt beim Täufer mit Jeſu bekannt geworden waren, und des Letzteren Bruder, Jacobus, vielleicht durch die brüderliche Mittheilung ſchon dazu bewogen, verlaſſen ihre Schiffe, übergeben ſie den Gehülfen und Dienern, und ſchließen ſich dem Meiſter zu dauernder Begleitung an.

Capernaum gab Jeſu indeſſen noch einen Jünger; einen merkwürdigen Mann, deſſen Eintritt in die Schaar der dem Meiſter näherſtehenden Schüler werth war, von den Evangeliſten genauer angeführt zu werden; während von den Uebrigen, deren Namen ſie wenigſtens verzeichnet haben, keine beſondere Notiz weiter vorhanden iſt, die einen Aufſchluß über ihr erſtes Kommen zu Jeſu enthielte. Dieſer Mann war ein wohlhabender Zollbeamter, Namens Matthäus Levis, dem einheimiſchen Simon ohne Zweifel recht wohl und von ſolchen Seiten bekannt, die ihn vor ſeinen, wegen ihrer Härte und Habſucht theils gefürchteten, theils verachteten, Amtsgenoſſen ſehr vortheilhaft auszeichneten. So frühe nun Lukas die Aufnahme dieſes neuen Jüngers berichtet, ſo ſcheint es doch nicht mit der Kürze des erſten Aufenthaltes Jeſu in Capernaum zu vereinigen zu ſein, daß Petrus, welchen der Herr erſt kurz vor ſeiner Abreiſe am See trifft und enger mit ſich verbindet, die Bekanntſchaft des Zöllners mit Jeſu veranſtaltet haben könnte; noch weniger Raum iſt für das Gaſtmahl da, welches der Mann, gleichſam zum Abſchiede aus ſeinen bisherigen Verhältniſſen zu den Bewohnern des Ortes und zu den Standesgenoſſen, und zu Ehren des Meiſters veranſtaltete; endlich iſt in Anſchlag zu bringen, daß weder der Herr ſelber jetzt ſchon nöthig hatte, die Zahl der Gehülfen möglichſt zu vervollſtändigen, noch das Verlaſſen eines öffentlichen Amtes ſo plötzlich und vor aller weitern beſtimmten Ausſicht, wie ſich die Unternehmung Jeſu ferner geſtalten werde, kaum zu vermuthen ſtehet, noch auch das Lauern der Phariſäer und Schriftgelehrten auf die Handlungen des kaum aufgetretenen Lehrers, welches in unmittelbaren Zuſammenhang mit jenem feſtlichen Mahle gebracht iſt, ſo zeitig in offne Vorwürfe gegen die Jünger, die doch erſt vom See hinweg mit Jeſu zogen, übergegangen ſein kann. Ob wir gleich alſo hier, wo überhaupt von der Wahl der Jünger aus der Gegend Capernaums geredet werden mußte, auch dieſe Erwählung des Matthäus berührt haben, ſo ſoll doch damit die Einreihung derſelben in die chronologiſche Ordnung des Lebens Jeſu nicht behauptet ſein.

8.

Erſte Reiſe nach Jeruſalem.

Hatte Jeſus ſchon früher als frommer Beobachter der Religionsgeſetze ſeines Volkes die Tempelbeſuche an den größern Feſten nicht leicht unterlaſſen, ſo konnte Er nunmehr, als Prediger einer neuen, geiſtigern, Religionsverfaſſung, welche durch Läuterung und Vervollkommnung aus der alten, aber theils veralteten, theils verfälſchten, hervorgehen ſollte, noch weit weniger dieſe Beſuche verſäumen, da ſie Ihm die günſtigſte Gelegenheit darboten, auf das Volk ſeines Stammes mit großen Erfolgen ſeiner Thätigkeit einzuwirken. Vielleicht bezeichnete Er auch ſchon die erſte ſolche Wanderung, auf welcher Er dem Zuſammentreffen mit Feſtcaravanen aus Galiläa kaum ausweichen konnte, mit manchen wohlthätigen Handlungen; wenigſtens dürfte die Heilung eines Ausſätzigen in einer auf dem Wege liegenden Stadt, den Er jedoch durch Verweiſung an ſeine Behörde zur geſetzlichen Reinſprechung verhindert, großen Zulauf zum Wunderthäter herbeizurufen, während Er ſich ſelbſt zu ſtillem Dankgebet vor Gott für die mächtige Unterſtützung ſeines Werkes in die Einſamkeit begiebt, nicht die einzige That auf dieſer Reiſe geweſen ſein, da ſogar Johannes, [Joh. 2, 23.] welcher überhaupt weniger von den Wundern redet, deſto länger dagegen bei Jeſu Reden ſich aufhält, die Bemerkung einſtreut, daß in dem volkreichen

Jeruſalem Viele, wegen der ſelbſt geſehenen Zeichen, die Jeſus verrichtet hatte, anfiengen, mit Glauben auf Ihn zu hoffen; ohngeachtet derſelbe Johannes von dem dießmaligen Aufenthalte des Meiſters in der Hauptſtadt nur zwei, ganz andere, Scenen aufbewahrt hat: eine öffentliche und eine ſtille in der Verborgenheit ſeiner Herberge.

Jene führte der Unfug herbei, welchen Wechsler und Krämer im Vorhofe des Tempels trieben. Freilich brachte die Verpflichtung der Pilger, nicht ohne Opfer zum Tempel zu kommen, faſt unvermeidlich die Nothwendigkeit einer Anſtalt mit ſich, welche dem Bedürfniſſe der Fremden abhalf; man konnte die Opferthiere nicht mit aus der Provinz herbeibringen; man hatte wohl auch Mangel an der beſtimmten Opfermünze. Beides in der Nähe des Tempels bekommen zu können, gereichte zur großen Bequemlichkeit der Feſtbeſucher. Allein, daß man den Platz hierzu in den Bezirk der Tempelmauer ſelbſt verlegt hatte, das mochte ſchon des Jünglings für das Heilige begeiſterte Herz oft empört, vielleicht ſchon des Knaben frommen Sinn beleidigt haben; und dem Manne, dem Geſandten Gottes zur Erneuerung des religiöſen Lebens im Volke, war ſolche Entweihung des Heiligthums, die natürlich ſchon den Eintritt in das Haus des Herrn vergiftete, ein unerträglicher Gräuel. Wie ſollte, wenn die gemeinſten Gedanken den Schritt über die Schwelle der geweihten Stätte begleiteten, nicht der letzte Reſt jedes edleren Sinnes für eine geiſtige Anbetung vollends vernichtet werden, welchen das todte Ceremonienweſen etwa noch übrig gelaſſen hatte! Jeſus ſpricht ſeinen Unwillen hierüber in hoher Entrüſtung und auf eine faſt gewaltthätige Weiſe aus, die uns, wollten wir den Maaßſtab unſrer Sitten an jene Zeiten legen, allerdings befremden müßte. Es kam aber den Männern, welche für die Religion eiferten, auch dazumal, wie immer in Zeiten der Aufregung durch politiſchen Druck, das Vorrecht freierer, wohl auch in Thaten übergehender, Rede zu. Dennoch iſt nicht zu glauben, daß Jeſus die Geißel wirklich angewendet habe; ſie unterſtützte nur die Gebehrde der Drohung bei ſeinem Tadel; auch verfuhr Er, wie es ſcheint, gegen die Wechsler, weil ſie Wucher trieben und die Schranken des geſetzlichen Verkehres eigenmächtig durchbrochen hatten, ſtärker, als gegen die Verkäufer der Tauben, denen Er nur gebot, ihren Kaufplatz außerhalb des Tempelbezirks aufzuſchlagen. Selbſt den Jüngern fällt das kräftige Einſchreiten des Meiſters auf; die umſtehenden Juden aber ſtellen Ihn feierlich zur Rede, und fordern, daß Er ſein Recht zu ſolcher Neuerung erweiſe. Die Antwort „Brechet dieſen Tempel und am dritten Tage will ich ihn aufrichten“ ſehen ſie als leere Rede des Uebermuthes an und laſſen ſie auf ſich beruhen, umſomehr, als auch Solche in der Nähe waren, die bereits einige Wunderthaten des kühnen Eiferers geſehen hatten und bereit ſchienen, das Wort für denſelben zu führen. Späterhin haben die Schüler Jeſu eine Anſpielung auf das Sterben und Wiederkehren ihres Herrn aus dem Grabe in jenen Worten gefunden; es liegt aber zu Tage, daß ſie nur der Ausdruck jenes Selbſtgefühles waren, in welchem Chriſtus den Unzufriedenen erklärte, ſie würden noch viel größere Dinge in Betreff der Reinigung des Gottesdienſtes von Ihm erleben. Aus Achtung vor der feſtlichen Zuſammenkunft, welche Jeſus nicht ſtören mochte, entfernt Er ſich hierauf, ohne weiter Aufſehen zu erregen. Der Eiferer Simon der unter den Apoſteln genannt wird, ſchloß ſich vielleicht hier an Jeſum an.

Dennoch konnte der Auftritt von Seiten der Phariſäer nicht unbemerkt bleiben; und Viele derſelben ſahen unſtreitig einen ſchreienden Verſtoß gegen das von ihnen gebilligte, ja unterſtützte Herkommen in der kühnen That. Bei Andern hingegen, die noch eine Ahnung von Dem hatten, was man der Religion ſchuldig iſt, fand die kräftige Rüge wohl beifälligen Anklang. Ein Solcher war Nicodemus, Beiſitzer im hohen Rathe, der, um ſich bei ſeinen Amtsgenoſſen nicht verdächtig zu machen, zur Nachtzeit den fremden Rabbi aufſucht, und unter anerkennenden Worten der Höflichkeit ein Geſpräch über die Zwecke, die derſelbe etwa haben möchte, mit Ihm anknüpft. Ohngeachtet er ſeine Ueberzeugung von dem göttlichen Berufe Jeſu ausſpricht, vielleicht ſogar ſogleich im Namen Gleichgeſinnter unter ſeinen Standesgefährten, läßt er Jeſum doch deutlich wahrnehmen, daß er durchaus noch auf der äußern Schwelle des Glaubenslebens ſteht, und ſeine Achtung vor dem neuen Meiſter lediglich noch auf dem dumpfen Wunderglauben der ungebildeten Menge ruhet. Das konnte dem erhabenern Geiſte Jeſu freilich nicht genügen; dennoch entgebet ſeinem tiefeindringenden Blicke der gute Kern in dem Manne nicht; und da gerade Männer von höherer Empfänglichkeit für das Beſſere, wenn ſie ſolche Plätze einnahmen, wie Dieſer, der Verbeſſerung, die Er beabſichtigte, ſehr förderlich werden konnten, ſo gebet Er auf den Verſuch ein, in Erwiderung auf des Mannes Anrede den Sinn deſſelben von dem geringeren Gegenſtande ſeiner Aufmerkſamkeit hinweg auf die weit höhere Angelegenheit zu lenken, um die es Ihm zu thun iſt, und Allen jetzt ſein müſſe, welche ihren Beruf erkennen, geiſtige Führer des Volkes zu ſein. Der Begriff eines Gottesreiches war ein geläufiger, ſchon in der moſaiſchen Verfaſſung gelegener, durch den Rückblick in die beſſre Vergangenheit und durch die Erwartung einer beſſern Zukunft während langer Demüthigung der Nation noch tiefer in die Vorſtellungen des Volkes eingedrungener; und Nicodemus theilte dieſe Anſicht, ja! hatte in Folge der Antwort, welche der Täufer den Sendlingen des heiligen Senates über ſeine Thätigkeit gegeben hatte, die Hoffnung wohl erfaßt, die meſſianiſche Zeit nahe ſich endlich mit unzweifelhaften Anzeichen; er konnte mithin darauf rechnen, die Rede müſſe zwiſchen ihm und dem jetzt von ihm Begrüßten auf das neue Gottesreich kommen. Leitete er endlich ſelbſt die Unterredung auf dieſen Gegenſtand, ſo kann es gar nicht auffallen, daß der Herr zu allererſt die falſchen Vorſtellungen, die Er bei einem Phariſäer in Bezug auf dieſes Reich vorausſetzen mußte oder aus dieſes Phariſäers Aeußerungen hervorblicken ſahe, demſelben zu benehmen ſuchte und ihn auf den innern Menſchen verwies, in welchem die erſte Veränderung vorgehen muß, bevor es überhaupt und auch äußerlich mit dem Geſammtleben eines Volkes beſſer werden kann. Den Ausdruck aber, deſſen ſich Jeſus zur Bezeichnung jener innern Umwandlung des Gemüthes bedient, „von Neuem geboren werden“ faßt der noch ganz in äußerlichen Vorſtellungen befangene Mann ganz ſchief, d. h. buchſtäblich auf, ſo daß er ſeine Zweifel an dem geſunden Sinne des Gehörten äußert. Auch dies ermüdet den Herrn nicht. Vielmehr giebt Er ſich Mühe, dem Manne verſtändlicher zu werden, führt ihn auf den auch von ihm gewiß anzuerkennenden Unterſchied zwiſchen der ſinnlichen und geiſtigen Natur in dem Menſchen zurück, und macht ihm nun begreiflich, wie man nie etwas Tüchtiges zur wahren Beglückung der Menſchen leiſten werde, wenn man ſie nur immer bei jener Seite faſſen, ihr höheres Weſen und Bewußtſein aber unangeregt laſſen wolle. Selbſt die Taufe Johannis als Sinnbild der ſittlichen Erneuerung und als erſter Schritt zum Eintritt in das Gottesreich deute ja auf Höheres, als auf blos äußerlichen Gottesdienſt; noch beſtimmter ſpreche Er es aus, worauf es ankomme, wenn Er von der neuen Belebung des Geiſtes im Menſchen, von der Erregung des im Menſchen liegenden, dem Göttlichen urſprünglich zugewendeten, jetzt leider kaum mehr in der Nation ſichtbar thätigen, durch falſche Behandlung niedergehaltenen, geiſtigen Weſens rede. Wundre er ſich, daß man eine ſolche Umwandlung verlange, und begreife er nicht, wie dieſelbe möglich gemacht und vorbereitet werden könne, ſo müſſe Er ihn vergleichsweiſe an eine Erſcheinung in der ſinnlichen Welt erinnern, an das Wehen des Windes, deſſen Urſprung, wie die freie Thätigkeit des Geiſtes, ein Geheimniß, deſſen Daſein nur dem Ohre vernehmlich, aber deſſen Wirkung unermeßlich, und deſſen Zug bis an ſeine Ruheſtätte dem Auge unerreichbar ſei. Noch immer beharrt Nicodemus, der den Schwung der Gedanken Jeſu nicht zu verfolgen vermag, bei ſeiner Bedenklichkeit, ſo daß Dieſer ſich nicht enthalten kann, ihm zu entgegnen, wie wenig ſolche Unfähigkeit, Göttliches zu ergreifen, einen Meiſter der Schriftgelehrſamkeit, und die Unwillfährigkeit, beſſere Belehrungen anzunehmen, einen redlichen Freund Gottes ziere. Denn dafür erkannte ihn der große Menſchenkenner dennoch; und ob derſelbe auch für jetzt keineswegs geeignet erſchien, ein thatkräftiges Werkzeug zur Verbeſſerung der Religions-Angelegenheiten zu werden, ſo glaubte der Herr doch, dem beſcheidenen, in jedem Falle von der Erhabenheit der Größe Deſſen, der vor ihm ſtand, tief ergriffenen, wohlmeinenden, Manne die beruhigende Erklärung ſchuldig zu ſein, daß allerdings Niemand außer Ihm den ganzen Rath des himmliſchen Königes ſeines Gottesreiches zu enthüllen vermöge; worin zugleich für den gutgeſinnten Prieſter des Synedriums ein Wink lag, was, wenn im hohen Rathe die Rede auf den galiläiſchen Rabbi fiele, zu Gunſten deſſelben geſagt werden könne.

9.

Aufenthalt im jüdiſchen Lande.

Vielleicht hatte es in der Abſicht Jeſu gelegen, die Zeit bis zum Pfingſtfeſte in der Nähe der Hauptſtadt und in dem ſüdlichen Theile des Landes zuzubringen, um auch hier die erſte Saat für ſein Gotteswerk auszuſtreuen. Wenigſtens ließ Er von den Jüngern, die bei Ihm waren, in der Landſchaft taufen. Aber Er änderte ſehr bald dieſen Vorſatz in Folge Deſſen, was Er ſchon in nächſter Friſt erfuhr. Denn von zwei Seiten her regte ſich bereits die Eiferſucht gegen den neuen Volksfreund, dem die Menge zuſtrömte. Noch hatte der Täufer am Jordan ſein Werk ſeit dem Beſuche Jeſu fortgeſetzt, nur neuerlich etwas höher am Fluſſe in der Gegend von Aenon, weſtlich von demſelben gelegen; vielleicht ſogar in der beſondern Abſicht, um auch Einwohner Samaria's zu gewinnen. Ob er nun dort gerade weniger Anklang fand, ob ſich genau wegen der genannten Abſicht die ächten Juden aus nationalem Vorurtheile gegen die Samaritaner mehr von ihm abwendeten, ob die neidloſe Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher er die zu ihm Kommenden auf den Größern verwies, die Mehrzahl ſogleich zu Jeſu führte, bleibt unentſchieden; gewiß aber iſt, daß ſeine Schüler von dem verhältnißmäßig weit größſern Zuwachs der Anhänger des Späteraufgetretenen, den ihr Meiſter ſelbſt erſt getauft hatte, betroffen wurden und ſich bei Dieſem darüber beklagten. Sie ſind es jedoch nicht allein, die ein Aergerniß daran nahmen; noch mehr erregte der Beifall, den der Galiläer bei dem Volke fand, den Argwohn und Verdruß der Phariſäer. Der Bußprediger, deſſen Wort nicht gegen die prieſterlichen Ordnungen und Satzungen gerichtet war, ſchien ihnen nicht gefährlich; aber der Mann, der einen kühnen Anlauf auf eine gänzliche Reform des Religionsweſens nahm, jedem Mißbrauche ſogleich ſtrafend entgegentrat, das Volk durch die Gewalt ſeiner Rede von der blinden Verehrung der Rabbinen abzog und durch außerordentliche Thaten an ſich feſſelte; der Mann, deſſen Geiſtes-Ueberlegenheit ſich Jedem fühlbar machte, der den Verſuch wagte, ihm über ſein freimüthiges Handeln Rechenſchaft abzufordern; dieſer Mann wurde ihnen furchtbar, denn er bedrohete das ganze Gebäude des Wahnes und der Tyrannei, von welchem aus ſie ſich das Volk zinsbar erhielten. Ganz neuerlich erſt hatten ſie erfahren, wie unabhängig er ſich von den peinlichen Vorſchriften über die Beobachtung der Sabbathe bewegte. An einem ſolchen, wahrſcheinlich dem nächſten nach dem Paſſahfeſte, denn noch ſtand die Erndte größtentheils auf den Halmen, wandert Jeſus mit den Seinigen durch das Feld und dieſe erlauben ſich zur Stillung ihres Hungers reife Aehren zu brechen. Das hatte an ſich nichts Anſtößiges; aber den Phariſäern, die bereits anfiengen, den Gefürchteten lauernd zu beobachten, gab es eine erwünſchte Gelegenheit, die vermeintliche Entweihung des Tages, an welchem ſie nicht das Mindeſte geſtatteten, das wie Arbeit ausſahe, zu rügen, und zwar in der allerdings ſehr richtigen Vorausſetzung, daß die Jünger ſelbſt ſich gewiß nicht von dem bekannten Zwanggebote losbinden würden, wenn ihnen der Meiſter nicht entweder heut auf ihre Bemerkung, daß ſie hungre, die Erlaubniß gegeben, oder überhaupt ſchon eine größere Freiheit in den äußerlichen Dingen der Religion für zuläſſig anzuſehen geſtattet hätte. Daher nimmt denn Jeſus auch die Rechtfertigung der Seinigen auf ſich und führt ſogleich an, daß David in der Noth des Hungers ſogar das Brodt, welches dem Dienſte Jehovahs gewidmet geweſen ſei und nur den Prieſtern zu eſſen geſtattet war, zu ſeinem und ſeiner Begleiter Nutzen verwendet habe. Indeß, fährt Er fort, liegt die Entſchuldigung noch weit näher; denn verrichten die Prieſter nicht ſelbſt Sabbathsarbeit, indem ſie den Opferdienſt vollziehen? Rechnet man dieß für keine ſtrafbare Abweichung, ſo ſind auch dieſe meine Freunde frei von Schuld, um ſo mehr, als ich, ihr Meiſter, ſie von jener Aengſtlichkeit losgebunden habe, welche Ihr den Leuten zur Pflicht macht. Sähet Ihr nicht ſo wohl auf äuſſere Gebräuche, als vielmehr auf ein frommes Herz, und fände ſich bei Euch ſelbſt mehr menſchenfreundlicher Sinn und Theilnahme für Andre vor, ſo hättet Ihr die unſchuldige Handlung nicht wie ein arges Vergehen beurtheilt. Mir übrigens ſtände, falls ich es nöthig achtete, ſogar die Macht zu, das Sabbathsgeſetz ganz aufzuheben, denn der Menſchenſohn tritt unter ſeinem Volke im Namen Gottes auf, um eine edlere Verehrung desſelben herbeizuführen. — Wie ernſtlich es Jeſus mit dieſer Rede meinte, davon konnten ſich die Gegner ſofort aufs Neue überzeugen, als ſie mit Ihm zur nahen Stadt gekommen und in der daſigen Synagoge angelangt ſind. Aus Anlaß der Nähe eines Menſchen mit gelähmter Hand fragen ſie Ihn, das frühere Geſpräch wieder aufnehmend, ob Er auch eine Heilung am Sabbath gutheißen würde? Aber nicht genug, daß Er mit der größten Ruhe erklärt, Gutes zu thun müſſe man niemals eine Gelegenheit ungenützt vorübergehen laſſen; nicht genug, daß Er durch die Gegenfrage, ob ſie nicht ein verunglücktes Schaaf, wenn ſie könnten, auch am Sabbath retten würden, ihnen zu bedenken giebt, wohin eine falſche Beharrlichkeit bei ihren Sabbathsgrundſätzen ſie führen müßte; Er beſtätigt auch augenblicklich ſeine Maxime durch die That und ſtellt dem Armen die kranke Hand wieder her.

Ergrimmt über dieſe Feſtigkeit im Widerſpruche gegen ihren Eifer für hergebrachte Sitte zeigen die Phariſäer den Vorfall bei dem Synagogengerichte des Ortes an: die erſte beſtimmte Nachſtellung, welche Jeſus von der Secte erfuhr.

Wie ganz anders, als dieſe um ihren Vortheil zitternden Männer, urtheilt dagegen der Täufer über das wachſende Anſehen Jeſu, als ſeine eiferſüchtigen Schüler ihre Klagen bei ihm anbringen! Durchdrungen von jener wahren Frömmigkeit, die den Segen pflichtmäßiger Thätigkeit nicht wie eine Beute, ſondern wie ein Geſchenk von Oben anſieht, und erfüllt von jener wahren Beſcheidenheit, die weder eigne Verdienſte überſchätzt, noch fremde verkleinert wiſſen will, um ſelbſt höher zu ſtehen, wiederholt Johannes ſein ſchon früher abgelegtes Zeugniß von dem Erhabenen, dem er nicht gleich ſei, ſondern nur die Bahn brechen ſolle. Beruhigt euch, ſpricht er; ich habe euch längſt erklärt, worin meine Sendung beſteht; ich muß wieder zurück treten; Sein Werk wird fortſchreiten. Mir iſt mein Theil geworden; ich habe die Freude gehabt, Sein Kommen zu ſehen, wie ich berufen war, es zu verkündigen. Ihm iſt die Welt zum Erbe beſchieden, nicht mir; ich bin nur der Freund des Bräutigams; Er der Bräutigam ſelbſt; für Ihn iſt das Feſt bereitet.

10.

Reiſe durch Samaria.

Die Aufregung, welche bereits unter den Phariſäern gegen den kühnen Lehrer aus Galiläa entſtand, beſtimmte Jeſum nunmehr, das jüdiſche Land doch für's Erſte wieder zu verlaſſen, und den Zeitraum eines ganzen Monates bis zum Pfingſtfeſte hin, den Er bei der bekannten Gehäſſigkeit jener Secte in Jeruſalems Nähe nicht würde ungeſtört haben benutzen können, der Arbeit in ſeinem göttlichen Berufe auf einem günſtigern Boden zu widmen; denn der Grundſatz, welchen er bei einer ſpätern Gelegenheit ſeinen Schülern ausdrücklich einmal laut machte „ich muß wirken für die Zwecke Gottes, der mich berufen hat, ſo lange es Tag iſt, ehe die Nacht kommt, da ich nichts mehr thun kann“ leitete ſeine Schritte durchgängig. Bot Ihm nun die heimathliche Provinz in jedem Falle für jetzt nicht allein am meiſten Sicherheit und Freiheit für ſeine Lehrthätigkeit, ſondern auch, nach den vor Kurzem dort gemachten Erfahrungen, am meiſten Ausſicht, noch mehr glückliche Erfolge ſeiner Predigt zu erleben, ſo war ja auch die Entfernung zwiſchen Nord-Judäa, da Er ſich eben befand, und Niedergaliläa, vorzüglich, wenn man den nächſten Weg durch Samaria einſchlug, ziemlich unbedeutend, und konnte bis zum Ausbruche der nächſten Feſtcaravanen noch Manches in den Städten und Flecken gethan werden. Es iſt ſogar nicht unwahrſcheinlich, daß Ihm der Gedanke vorſchwebte, auch in Samaria des Täufers Verkündigung als Empfehlung zu benutzen und die erſten Verſuche deſſelben durch Seine Erſcheinung zu rechtfertigen; denn niemals verkannte Er den im Rathe Gottes gelegenen Zuſammenhang, in welchem das Wirken des Predigers in der Wüſte mit Seinem größeren Berufe ſtand.

Auf dem Wege nun durch die Provinz, in der Nähe der Stadt Sichem (die von den Juden, zur Verſpottung der Abtrünnigen auch Sychar, Lüge, genannt wurde, und in der Zeit der erſten Trennung der Nation Hauptſtadt geweſen war) ſendet der Meiſter ſeine Begleiter um Mittag nach der Stadt, mit dem Auftrage, Speiſe einzukaufen. Er ſelbſt zieht es vor, abſeits der Straße den durch geſchichtliche Erinnerungen merkwürdigen Ort aufzuſuchen, wo der Brunnen Jacobs war. Dort ſollten Ihn die Jünger wiederfinden. Mit Ihm zugleich kommt ein Weib aus der Stadt dahin, um von dem friſchen Waſſer der heiligen Quelle zu holen und Er benutzt, da die Tiefe und die eigenthümliche Faſſung derſelben Ihm nicht geſtattet, ſelbſt zu ſchöpfen, die willkommene Gelegenheit, ſeinen Durſt zu ſtillen, indem Er die Fremde um einen Trunk bittet. Ohne den Galiläer, wofür das Weib den Herrn ſogleich an der Mundart erkennt, etwa mit der Gehäſſigkeit, welche zwiſchen den ſtrengen Juden und den Samaritanern beſtand, die Dienſtleiſtung zu verweigern, ſpricht ſie jedoch ihre Verwunderung über das Begehren aus, daß ſie von einem Juden nicht geglaubt hatte erwarten zu dürfen. Erfreut über den freiern Sinn, den die Samariterinn zeigt, und überzeugt, daß Er durch dieſelbe ſeinen Ruf in der Stadt und Gegend verbreitet ſehen werde, wenn Er ſich ihr zu erkennen gäbe, knüpft er durch ein Wortſpiel die Hindeutung auf Seine den Geiſt belebende und ſtärkende Lehre an den Dank für die empfangene Gabe an. Damit erreicht Er zwar noch kein Verſtändniß Seiner tiefern Rede, erregt aber doch eine gewiſſe Neugier nach Aufklärung über die geheimnißvollen Verheißungen derſelben, welche das Weib jedoch noch immer auf wirkliches Waſſer bezieht. Entgegnend, daß ihr, wenn Sein Wort wahr wäre, mancher ſaure Gang erſpart werden könnte, bittet alſo die Frau um das Waſſer, welches Er zu beſitzen vorgebe. Wahrſcheinlich nur aus Theilnahme an der unbeſangenen Fremden erkundigt ſich Jeſus hierauf nach ihrem häuslichen Verhältniß, berührt aber damit eine wunde Stelle in ihrem Gewiſſen, und in der Verwirrung äußert ſie, ſie habe keinen Mann, geſteht jedoch, nachdem der Herr, obwohl ſchonend, ihr bemerklich gemacht, daß die ihr Antlitz durchglühende Schaam ſie verrathen habe, ein, daß ſie ſchon fünfmal verheirathet geweſen, dieſe Verbindungen immer ſehr bald wieder gelöſt worden, und das nunmehrige Verhältniß allerdings kein geheiligter Ehebund ſei. Mit weiblicher Gewandtheit lenkt ſie indeß das Geſpräch ſogleich von der unwillkommenen Richtung, die es genommen, dadurch ab, daß ſie mittels der Verſicherung, ſie müſſe ihn für einen Propheten halten, zu einer beſtimmten, den Zwieſpalt zwiſchen ihren Landsleuten und den übrigen Bekennern des Moſaismus betreffenden, Religionsfrage übergehet, und gleichſam auf den Anfang ihrer Unterredung wieder zurücktritt. Die Frage alſo, die Er zuerſt gethan, fallen laſſend, und zufrieden damit, in der Seele der Frau wenigſtens das Gefühl ihrer Verirrung lebhaft aufgerufen zu haben, woran ſich bei ihrer Empfänglichkeit für das Beſſere leicht Edleres anknüpfen konnte, ſpricht Jeſus nun jene merkwürdigen Worte, welche dem ganzen Geſpräche ſeine große Bedeutung für alle Zeiten verleihen und deutlich zeigen, daß der Stifter der neuen Religion dem äußerlichen Ceremonienweſen beim Cultus nur einen ſehr untergeordneten Werth beimaß. An und für ſich, erklärt Er, hat der Streit, der Euch entzweiet, gar keine Bedeutung; denn an den Ort iſt die wahre Verehrung Gottes gar nicht gebunden; mir ſteht die Zeit ſchon vor der Seele, wo man dieſe höhere Anſicht anerkennen, wo Ihr nicht, noch Jeruſalem das Vorrecht anſprechen werdet, im alleinigen Beſitze des rechten Heiligthums zu ſein. Weit wichtiger, als dieſer äußerliche Umſtand, iſt die Anbetung Gottes ſelbſt; und in dieſem Betracht ſtehen die Samaritaner allerdings und zwar deßhalb tiefer, als die Juden, weil ſie ſich zu einſeitig an die moſaiſchen Bücher halten, die Fortſchritte der Offenbarung durch die Propheten vernachläſſigen, und mithin der Vollendung der geſchichtlich ſich entwickelnden Offenbarung nicht ſo vorbereitet entgegenkommen, als die Juden, welche mit dem fortlaufenden Gange der beſonderen Belehrungen Gottes vertrauter geblieben ſind. Unter dieſen muß daher das Meſſiasreich beginnen. Uebrigens kommt ſogar auf dieſen Vorzug weniger an, und berechtigt derſelbe keinesweges zu einem Dünkel für die Einzelnen; indem die Zeit nahe iſt, ja ſchon begonnen hat, da die Anbetung, von dem Vorurtheile ausſchließender Wohnſtätten Gottes frei geworden, und, ſowohl dem Weſen deſſelben angemeſſen, als ſeinem heiligen Willen entſprechend, eine innere, voll Geiſt und Wahrheit ſein wird. Dahin wird der Meſſias die Welt führen. Dieſen, erwidert das Weib, erwarten wir auch; und durch denſelben werden wir ja wohl belehrt werden, was recht iſt. Jetzt erklärt der Herr, Er ſelbſt ſei der Erwartete. Worauf das Weib, in deſſen Seele ſo großes Wort plötzlich noch einmal die Eindrücke des vorhergegangenen Geſpräches mit Ihm erneuert, erſchüttert die Stätte verläßt, ohne nur ihr Gefäß mitzunehmen, und zur Stadt eilt, um zu verkündigen, was ihr am Jacobsbrunnen begegnet war. — Mittlerweile kommen die Jünger mit den erkauften Lebensmitteln zu der ihnen bezeichneten Stelle; aber der tiefſinnige Ernſt, welcher auf des Meiſters Stirne ruhet, drängt die ſchon auf ihren Lippen ſchwebende Frage zurück, wie Er ſich mit dem fremden Weibe habe in ein Geſpräch einlaſſen können. Wohl aber laden ſie Ihn nach einer Weile unter der Bemerkung, daß ſie ſeinen Auftrag vollzogen, ein, ſeinen Hunger zu ſtillen. Zu ſehr noch mit dem Vorfall dieſer Stunde beſchäftigt, und hinausblickend in die Zukunft, die Er ſelbſt kurz vorher geſchildert hatte, befriedigt zugleich von der Wirkung, welche ſein Zuſammentreffen mit der Frau unmittelbar auf ſie ſelbſt hervorgebracht hatte, und mittelbar durch dieſelbe auf Andere hervorbringen mußte, verſchmäht Jeſus die ſinnliche Nahrung und wehrt die dringendere Mahnung daran mit der Erklärung ab: „Ihr begreift die Gemüthsbewegung nicht, in welcher ich das irdiſche Bedürfniß vergeſſe; mein Höchſtes iſt, mein göttliches Werk auf Erden zu treiben, und ſehet: es gedeihet ſchneller, als wir denken. Ihr meinet freilich, wie jede Erndte erſt nach längerm Zwiſchenraume auf die Saat folge, ſo werde auch mein Werk nur langſam gedeihen; aber glaubet mir! mein Säen wird bald Früchte bringen; Ihr werdet, anſtatt nur zu ſäen, ſchon in die Erndte treten, denn

Ihr findet vor, was ich gethan; der heranrückenden Erndte wollen wir uns miteinander freuen!" — Unterdeß hatte das Weib vielen ihm auf der Straße und in der Stadt begegnenden Leuten von ihrer Begegnung mit Jeſu erzählt und ſie aufgefordert, ſich ſelbſt zu überzeugen, ob der Fremde wirklich der Meſſias ſei; und in der That begeben ſich in nicht kleiner Anzahl Einwohner des Ortes hinaus, die dann den Herrn, deſſen Rede ſie einnimmt, einladen, unter ihnen zu verweilen. Zwei Tage blieb Er demzufolge in ihrer Mitte, indem Er, wie es ſcheint, den Jüngern überließ, in ihre Heimath an den See vorauszugehen, wo Er ſie zu ſeiner Zeit wieder um ſich ſammeln wolle. Ihm ſelbſt ward unter den Einwohnern Sichems die Genugthuung, daß Viele Ihn, und zwar um ſeiner Lehre willen, nicht erſt nach Wunderthaten und Heilungen, für Den annahmen, als welchen Er ſich erklärt hatte.

11.

Der Prophet im Vaterlande.

Nach dem kurzen Aufenthalte zu Sichem wanderte Jeſus weiter nach ſeiner vaterländiſchen Gegend und zwar unmittelbar nach dem vor Kurzem durch ſeine Gegenwart verherrlichten Cana, wohin Ihn vielleicht zunächſt nur die freundliche Theilnahme an der Familie zog. Dort ſuchte Ihn aber ſehr bald ein vornehmer, in Capernaum wohnhaſter Hof- oder Staatsdiener, welcher (unſtreitig durch die vom Brunnen Jacobs abgegangenen Begleiter Jeſu) von der unerwarteten Rückreiſe nach Galiläa benachrichtigt worden war, perſönlich auf, um die Hülfe des Mannes, der in und um Capernaum ſo viele Heilungen verrichtet hatte, für ſeinen Sohn in Anſpruch zu nehmen, der an einem Fieber tödtlich erkrankt war. Obgleich nun Jeſus ſeine Unzufriedenheit darüber, daß man Ihn nur immer mit ſolchen Dingen behelligt, während man auf ſein eigentliches und höheres Geſchäft, zu lehren und dadurch ein neues Reich der Wahrheit und Frömmigkeit zu begründen, nicht achtet, ziemlich ſtark ausſpricht, und mithin wenig Aufmunterung zur Wiederholung der Bitte giebt, ſo erneuert der geängſtete Vater doch ſein Begehren in dringendeñ Worten und erfährt noch auf dem Heimwege, den er auf die Verſicherung des Herrn, ſein Kind lebe, am andern Morgen wieder antritt, daß die Beſſerung um dieſelbe Stunde begonnen habe, in welcher er jene Verſicherung empfangen hatte.

Eine ganz ähnliche Erzählung, als dieſe Johanneiſche, liefern auch Matthäus und Lukas. Ohne nun die Verſchiedenheiten der Perſonen im bittenden Manne, im Kranken, des Ortes, wo der Herr das Zeichen in die Ferne wirkte, und einiger Nebendinge bei den Berichterſtattern zu verkennen, enthalten wir uns dennoch einer ſpätern Wiederaufnahme des Vorfalls, als eines neuen zu anderer Zeit geſchehenen, indem es ausreicht, Einen Beleg für die Ueberzeugung der Evangeliſten von der Gewalt zu haben, mit welcher Jeſus durch ein bloſes Wort ſelbſt da helfen konnte, wo Er nicht perſönlich zugegen war.

Die zweite Woche nach dem Paſſah mochte zu Ende gehen, als Jeſus ſich entſchloß, noch vor der Rückkehr nach Capernaum auch in ſeiner Vaterſtadt Nazareth einen Lehrverſuch zu machen. Es war wieder ein Sabbath, da Er in der Schule des Städtchens auftrat zu lehren. Seinem Anerbieten begegnet der Synagogenvorſteher freundlich, indem er Ihm eine Rolle des Jeſaias darreicht, da vielleicht dieſer Prophet gerade in dieſer Zeit ausgelegt wurde. Ohne ſich nun genau nach der Stelle, bei welcher man in der letzten Verſammlungsſtunde ſtehen geblieben war, zu erkundigen und an die unbequeme Sitte einer ſolchen Beſchränkung zu binden, öffnet Er die Schrift und knüpft ſofort an die Ihm ungeſucht entgegentretende Stelle eine Auslegung, in welcher Er von Seiner göttlichen Sendung zu den Verſammelten ſprach. So ſehr man nun die begeiſterte Rede des Predigers anſtaunte, und die Weisheit, welche aus derſelben hervorleuchtete, bewunderte, da man nicht begriff, woher der Zimmermanns-Sohn ſie habe: ſo erregte doch zu gleicher Zeit der Eindruck, welchen dieſe unbegreifliche Erſcheinung machte, auch den Neid und Verdruß bei Manchem in ſo hohem Grade, daß man, ſei es ſpottend oder nur zweifelnd, die weitre Anerkennung des Gottgeſandten von den etwanigen Wunderthaten abhängig machen zu dürfen erklärte, die derſelbe auf ſeinen Vortrag folgen laſſen möchte, ſo gut er anderwärts in dergleichen Großthaten ſich hervorgethan habe. Genau dieſe dreiſte Zumuthung aber, in welcher zugleich eine entſchiedene Herabſetzung Deſſen lag, was Ihm das Wichtigſte war, bewies Ihm, wie unwürdig dieſe Menſchen ſeien, daß Er ſich länger unter ihnen aufhalte; und in dem Gefühle tiefer Kränkung von einer Seite her, nach welcher Ihn ſein Herz vorzüglich hingezogen hatte, drückt Er, ein altes Sprichwort anwendend, in ziemlich ſcharfen Worten ſeinen Tadel über ſolches vorwitziges Begehren aus, ohne demſelben durch irgend eine erhebliche That zu willfahren. Waren die Leute ſchon vorher gereizt, ſo ſtieg ihre Unfreundlichkeit nach jener Rüge bis zur Entrüſtung, welche mit roher Gewaltthätigkeit drohete, ſo daß Jeſus durch eine ſchnelle Entfernung dem Ausbruche gemeiner Wuth und der Gefahr der Mißhandlung ſich entzog, ſeine Schritte wieder nach dem Orte lenkend, der ſeine zweite Heimath werden ſollte und der Sammelplatz ſeiner Jünger war. Wie gewaltig ſtach dieſe jüngſte Erfahrung von jener ab, die der Herr kurz vorher auf dem fremden Boden Samariens gemacht hatte! Und wie widerſprechend war ſie ſogar der andern, daß Er überall in Galiläa, bisher und in nächſter Zeit, eine gute Aufnahme fand! Fürwahr! es iſt ſchwer, anzunehmen, daß Nazareth ſelbſt jemals wieder von Ihm betreten worden iſt, und ſich die Scene irgend wie doppelt zugetragen haben ſoll, worauf man fallen müßte, wenn die Verſchiedenheit der Berichte darüber ſowohl der Sache, als der

Zeit nach, nicht auf Rechnung der menſchlichen Darſtellung eines und deſſelben Factums geſetzt werden dürfte.

12.

Wirkſamkeit in und um Capernaum.

Die Erwartung einer freundlichen Aufnahme in Capernaum wurde zwar von Seiten der Menge vollſtändigſt gerechtfertigt; denn überall ſahe ſich Jeſus von Schaaren umgeben und begleitet, die entweder auf ſein Predigen, oder auf ſeine wohlthätigen Hülfeleiſtungen gegen Kranke und Gebrechliche warteten; aber auf der andern Seite erfuhr Er auch nun bereits öfter die feindſelige Geſchäftigkeit der Phariſäer, Ihm zu ſchaden und ſeinem Wirken Hinderniſſe in den Weg zu legen. Nicht genug, daß die durch das ganze Land verbreitete Secte allenthalben Männer in großer Anzahl beſaß, die, ohne beſondern Auftrag vom großen Synedrium dazu erhalten zu haben, ſchon an und für ſich den Mann der Neuerung beobachten mußten, der ihnen gefährlich werden konnte; es fanden ſich Deren auch immer ungerufen und in Folge des bloßen Gerüchtes, daß Jeſus hier oder dort wieder aufgetreten ſei, aus entfernten Orten ein, um Ihn zu belauern; ja! ſelbſt von Jeruſalem aus wurde dieſer Kreis abſichtlich verſtärkt. Anfangs enthielten ſich die Spürer und Sendlinge, weil ſie von der edlen Erſcheinung betroffen waren, der zudringlichen Fragen aus freien Stücken noch ganz, ſie ergriffen nur die Gelegenheiten, die ſich freilich ſehr häufig darboten, ihre bald mehr, bald minder gehäſſigen Bemerkungen laut zu machen; ſpäter ſchritten ſie zu Vorwürfen und Läſterungen.

So nahmen ſie an der Heilung eines Gichtbrüchigen, bei welcher Jeſus die Worte geſprochen hatte „Menſch, deine Sünden ſind dir vergeben“ ein großes Aergerniß, gleichſam, als ob damit ein Eingriff in die Rechte Gottes, eigentlich aber wohl in die Vorrechte des Hohenprieſters beim großen Verſöhnungsopferfeſte, begangen worden ſei. Die Zurückweiſung dagegen, die ſie von dem Herrn erfahren, indem Er ſeine Berechtigung zu jenem Ausſpruche des Troſtes für gläubige Herzen ſofort durch eine andere Form ſeiner Rede an den Kranken mit dem glänzendſten Erfolge beſtätigt, macht ſie um ſo tiefer verſtummen, als die Handlung, gerade unter ſolchen Umſtänden, und von der troſtreichen Erklärung der Sündenvergebung um des Glaubens, nicht um Opfers willen, begleitet, doppelte Verwunderung und doppelten Beifall bei der Menge erweckte.

In dieſe Tage mag die Berufung des Zolleinnehmers in die Reihe der Jünger gefallen ſein, deren wir ſchon früher gedachten, die wir hier aber in einer andern Beziehung erwähnen müſſen. Die nähere Gemeinſchaft nehmlich, in welche Jeſus mit Leuten dieſes verhaßten oder verachteten Amtes und Gewerbes trat, war den Phariſäern höchſt anſtößig; als Er nun vollends die Einladung des Mannes zu einem Gaſtmahle annahm, an welchem viele Genoſſen des

Wirthes Theil nehmen, und ſomit gleichſam ein Siegel auf den Verdacht drückte, Er achte keinerlei Rückſichten in der Wahl ſeines vertrauten Umgangs: ſo konnten ſie ſich nicht enthalten, wenigſtens die Jünger darüber zur Rede zu ſtellen. Der Meiſter ergreift indeß das Wort ſelbſt, um die Anklage, die mittelbar doch nur Ihm gelten ſollte, ganz in demſelben Geiſte zu entkräften, in welchem Er früher auf ſein eigenthümliches Geſchäft, die gebückte und gedrängte Menſchheit zu erheben und zu einem neuen, ſeinen, friſchen und freyen Glaubensleben zu ermuthigen, hingewieſen hatte: Wenn diejenigen, ſagt Er, welche als Kranke, als wirkliche Sünder, angeſehen werden müſſen, bedürfen der rettenden, erlöſenden Hülfe vor Allen; ſo dringend iſt ſie bei Denen nicht, welche vergleichsweiſe weniger Schuld auf ſich haben, indem ihnen ein geſetzlich-rechtliches Handeln zum Lobe gereicht. Ich erinnere Euch an die Wahrheit, daß Gott an der Menſchenfreundlichkeit, die ſich der Bekehrung verirrter Brüder annimmt, unendlich mehr Wohlgefallen hat, als an Opfern. — Nun einmal in's Geſpräch mit Ihm ſelbſt gezogen, geben ſie dem erhobenen Vorwurfe eine andere Wendung und fragen, warum Er überhaupt nicht, wie ſie und wie der Täufer, ſeine Jünger zum Faſten anhalte, erlaubt ſie ſogar ſelbſt mit zu großen Schmauſen zuzulaſſen. Auch darauf erfolgt die gebührende Abfertigung, erſt in der Verſicherung, daß Er ſeinen Freunden die jetzige Freude, die ihr Umgang mit Ihm ihnen gewähre, unmöglich verkümmern könne, da ſie ohnehin nach Seinem erleben würden, in denen ſie, an Lebensfreuden arm, nur klagen könnten; darnach in zwei Vergleichungen ſeiner neuen Religionsanſtalt mit der alten, auf welche die Phariſäer heimlich ſtreng hielten; beide ſollten das Unpaſſende darſtellen, was ein Einbauen ſeiner freiern Lehre und Anſtalt in das verjährte Herkommen an ſich tragen müßte.

In dieſer zurechtweiſenden Rede ſcheint Jeſus durch einen zweiten, um den Verluſt eines geliebten Kindes bekümmerten, Vater unterbrochen worden zu ſein, welcher, durch das neuerliche Beiſpiel an dem Sohne des königlichen Dieners ermuthigt, den Wunderthäter aufſucht; und Jeſus begleitet, eng gedrängt von dem mitziehenden Haufen Volkes, den Mann nach deſſen Wohnung. Unterwegs noch errang der Glaube an die heilende Kraft des Herrn einem, viele Jahre lang kränkelnden, Weibe die Wiederkehr der Geſundheit, die ihr keine ärztliche Kunſt und kein Aufwand hatte verſchaffen können, beim bloſen Berühren des Kleides des mächtigen Helfers; welche Art wunderbarer Heilung noch öfter im Allgemeinen angeführt wird. Während des kleinen Aufenthaltes, den die Unterredung mit der Frau verurſacht hatte, waren die Boten herbeigekommen, welche meldeten, daß das Kind des Synagogenvorſtehers bereits geſtorben ſei, und dieſen veranlaſſen wollten, den Meiſter nicht weiter zu bemühen. Dieſer wendet ſich jedoch ſogleich beruhigend zu dem Manne und verſichert ihm, die Tochter werde wieder geſund werden; er ſolle nur hoffen und glauben. Wirklich erfolgte denn auch, nachdem Jeſus das Haus betreten, die klagenden und heulenden Verwandten, (nach Matthäus auch die überſchnell herbeigeholten Pfeifer) entfernt und mit Einigen ſeiner Vertrauten die Eltern des Kindes in das Zimmer begleitet hatte, da die Kranke lag, die Wiederbelebung des Mägdleins ſogleich, als Er es bei der Hand ergriff und rief: ſtehe auf! ſo daß der Spott verſtummte, den die Leute der Erklärung Jeſu, das Kind ſchlafe nur, entgegengeſtellt hatten.

Beim Nachhauſegehn ließen ſich zwei Blinde dem Herrn nachführen, wie nur Matthäus berichtet, und kaum, daß Er dieſen, nach gewonnener Ueberzeugung, ſie ſeien ſeiner Hülfe werth, das Augenlicht wieder gegeben und ſie unter Verwarnung, nicht weiter ein großes Geſchrei darüber zu erheben, entlaſſen hatte: ſo wird ſchon wieder ein Stummer zu Ihm gebracht, deſſen Zuſtand man der Einwirkung eines Dämon zuſchrieb und für unheilbar anſahe. Als daher auch dieſem Menſchen die Sprache wiedergeſchenkt war, und das Volk die unerhörte That pries, brach der neidiſche Unwille der Phariſäer, deren ſich immer Einige unter den Haufen miſchten, in die verläumderiſche Rede aus: Der, welcher einen ſolchen böſen Geiſt zu überwältigen wiſſe, ſtehe ohne Zweifel mit dem Oberſten derſelben, der über alle gebiete, in einem Bunde. Dieſes Wort ſchien aber war dießmal nur flüchtig hingeworfen; allein es haftete an einigen minder Wohlgeſinnten, wie die Zukunft lehrte; und ward ſpäter gleichſam zu dem Feldgeſchrei der feindlichen Seite, mit welchem ſie den Menſchenfreund allenthalben verfolgte.

Jemehr Elende Linderung und Abhülfe ihres Jammers durch Ihn fanden, deſto ſtärker ward der Andrang Nothleidender aller Art aus der Ferne, wie aus der Nähe; ſo daß man anfing, prophetiſche Stellen, in denen ein Anklang Chriſtlichen Wirkens lag, ſehr häufig auf den Mann anzuwenden, welcher es kein Hehl hatte, daß er zur Rettung ſeines Volkes berufen ſei. Nichtsdeſtoweniger konnte Er ſich dem Andringen des Volkes, das Ihn nur für einen außerordentlichen Wohlthäter im Bezug auf das leibliche Elend der Menge nahm und ſein Lehrgeſchäft wenigſtens tief unter jene Heilungen ſtellte, unmöglich ganz preis geben. Daher beſchloß Er, ſich dieſem Zuſammenlaufe der Haufen, dem Er in Galiläa nirgends ſchien ausweichen zu können, durch eine Ueberfahrt über den See zu entziehen, und zwar ſo, daß Er der Menge ganz außer Geſicht käme [Mat. 8, 18.]. Zu dieſem Ende durfte Er nicht blos geradeüber von Capernaum an der nordöſtlichen Seite des Sees landen, indem dann, auf einem nicht allzugroßen Umwege am Ufer fort, die Volkshaufen hätten nachkommen können und ſelbſt Fiſcherkähne in Menge vorhanden geweſen wären, deren man ſich zu einer, dem Strande nicht ſehr fernen Waſſerfahrt bedienen konnte. Nur die gefährlichere Reiſe in der Mitte des Sees war geeignet, neuen Zudrang abzuwehren. Man darf unbedenklich annehmen, daß die Erſchöpfung, eine Folge der gehäuften Heilungen, zu denen Jeſus in den letzten Tagen genöthigt worden war, Ihn auf dem Fahrzeuge entſchlafen ließ; aber die Angſt der Ihn begleitenden

Jünger, die gewiß in ihrem früheren Fiſcherberufe ſelten weit von dem Ufer weggerudert und daher ziemlich unbekannt mit den gefahrvollen Stellen dieſes Binnenmeeres geblieben waren, verkürzt dem Meiſter den erquickenden Schlummer ſehr bald, weil ſie ſich plötzlich vom Sturme überraſcht und ſogleich auch von überſchlagenden Wellen bedeckt ſehen. Erweckt vom Rufe derſelben, in welchem ſich bereits eine ſehr ſtarke Zuverſicht zur Macht ihres Meiſters über die Natur ausſpricht, ſchilt Dieſer zuerſt die Zaghaftigkeit ſeiner Schüler als Folge ihres Mangels an Glaubenszuverſicht zur ſchirmenden Fürſorge Gottes, und gebietet dann den aufgeregten Wogen, worauf es wieder ſtill auf dem Meere, und unter Staunen der Schiffsleute ſowohl, als der Jünger, die Fahrt ruhig fortgeſetzt wird. Am ſüdöſtlichen Ende des Sees wird gelandet; wahrſcheinlich an keinem eigentlichen Landungsplatze, ſondern in einer unwirthbaren Gegend, in welcher die Heerden einer nicht allzuentfernten Stadt gewöhnlich weideten; und gerade dieſe traurige Einöde ſollte der Schauplatz einer ſehr merkwürdigen That des Herrn werden. Denn dort hielt ſich ein Wahnſinniger unter den in Felſen ausgehauenen Grabhöhlen auf, (nach Matthäus waren es zwei) welcher in ſeiner Tobſucht die Vorübergehenden anfiel, ſobald er ihrer anſichtig wurde. Der Zuſtand des Wahnſinnigen mochte erſt durch die gewaltſame Behandlung, welche er daheim erfahren, wo man ihn mit Ketten gebunden hatte, die fürchterliche Höhe erlangt haben, für die keine Hoffnung mehr vorhanden iſt. Der Feſſeln ledig, die er in geſteigerter Wuth zerriſſen, und nackt war er den menſchlichen Wohnungen entflohen, in denen ihm ſo ſchlimm begegnet worden war; nur an die Hirten, die ihn gewähren ließen, mochte er ſich gewöhnt, von ihnen vielleicht aus Erbarmen zuweilen etwas Nahrung empfangen haben; und die vernünftigen Sätze, die er anfangs redete, beweiſen, daß es ihm nicht an ruhigen, lichten Unterbrechungen ſeiner Narrheit fehlte. Schon der dort ſeltene Anblick eines Schiffes reizt ihn, aus ſeinen Gräbern hervorzukommen; und wenn er in früherer Zeit jemals von den meſſianiſchen Hoffnungen das Geringſte aufgefaßt, vielleicht auch von den Beſchwörungen böſer Geiſter durch Jeſum aus dem Munde jener mitleidigen Hirten etwas gehört hatte, oder von dieſen ſogar einmal mit der Möglichkeit getröſtet worden war, der große Wunderthäter, deſſen Ruf überall hindrang, könne auch ihm noch einmal der rettende Arzt werden: ſo verſchwindet das pſychologiſche Räthſel, wie der Menſch im Ausbruche ſeines Wahnſinnes beim Anblicke der Fremden in Jeſu den Meſſias erkannt haben ſoll; gerade jene Männer, die der Heerden hüteten, konnten, ſelbſt erſt über die Erſcheinung am Ufer betroffen, ſich neugierig genähert, bei den Schiffern ſich erkundigt und dann zur Benachrichtigung des armen Beſeſſenen bewogen geſehen haben; woran dann die, noch bei minder verdunkeltem Selbſtbewußtſein ausgeſprochene Bitte, Er, der Machthaber über die Dämonen, möge ſeines qualvollen Leidens ſchonen, durchaus natürlich ſich entſchließt, denn ohne martervollen Kampf, glaubte man, verlaſſe kein Dämon ſeine Wohnſtätte in einem Menſchen. Eingehend in die irre Vorſtellung des Kranken fragt Jeſus näher nach dem Gattungsnamen des eingebildeten Dämon, wodurch ſich der Wahnwitz wieder zu ſeiner bisweiligen Stärke hob, ſo daß der Menſch ſich nun ganz ſelbſt verliert und im Namen der böſen Geiſter ſelbſt zu reden anfängt und ſpricht: „ich heiße Legion“, als ob er von vielen beſeſſen ſei. Fortfahrend in dem verwirrten Gedankengange, der bekanntlich oft ſehr conſequent ſich weiter ſpinnt, und doch im tiefſten Grunde der Seele noch ſcheu vor der Macht Deſſen, der vor ihm ſteht, bittet der Unglückliche, als Repräſentant der ihn beſitzenden Quaalgeiſter, um fernere Gewähr des Aufenthaltes in dieſer Gegend, weil er hier wenigſtens Ruhe vor den menſchlichen Martern hatte, und doch auch nicht gern, als Dämon, in die Hölle zurückgeſandt ſein wollte; plötzlich aber ſpringt ſeine Tollheit bei der [illegible] Erwartung, dem Gebote des Herrn doch weichen zu [illegible] auf den Einfall, wenigſtens in den lebendigen Thieren, die hier am flachen Geſtade ſich befanden, Wohnung zu nehmen. Dieſes Begehren konnte das Heilmittel ſelbſt werden. Jeſus geſtattet es alſo ohne Anſtand, und in der That [illegible] dem Unglücklichen durch die Befriedigung ſeines Wahnes geholfen; ſo daß derſelbe ruhig und vernünftig wurde, ſich eine dürftige Bekleidung, die man ihm etwa vom Schiffe holte, überwerfen ließ, und, immer noch inſtinktmäßig furchtſam, wenn er an die Heimath dachte, aber auch begreifend, daß nun hier ſeines Bleibens nicht mehr ſein könne, Luſt bezeigte, in die Begleitung ſeines Wohlthäters einzutreten. Dieſem Verlangen mochte der Herr aber auf keine Weiſe willfahren. Als daher die Beſitzer der bei dem Sturme des Verrückten auf dieſelben in den See gejagten und zum Theil ertrunkenen Thiere, auf die von den erſchrockenen Hirten erhaltene Benachrichtigung über ihren Verluſt, herbeikamen und ſich die Gegenwart eines Wohlthäters auf ihre Koſten verbäten, ermahnte Jeſus den Geheilten, der, ſich ſelbſt überlaſſen, leicht wieder hätte in ſeinen Wahn zurückfallen können, zur ruhigen Rückkehr nach Hauſe; gab ihm auf, den Seinigen mit dankbarem Sinne zu erzählen, wie große Wohlthat der erbarmende Gott an ihm gethan habe, ſicherte dadurch des Menſchen Geneſung noch mehr, und verließ alsdann auf demſelben Schiffe den Platz, der Ihm die erwünſchte Erholung und Zurückgezogenheit keineswegs gewährt hatte.

Bei der Rückkehr über das galiläiſche Meer fand Jeſus ſchon wieder vor, was Er hatte vermeiden wollen, als Er Capernaum verließ: den Zuſammenfluß vieler Menſchen; denn nunmehr verſammelten ſich die Haufen ſchon dann, wenn, und da, wo man hoffen konnte, Ihn bald zu ſehen. Er entfernte ſich daher unter den wehmüthigſten Empfindungen über den Jammer, in welchem Er ſein Volk ſchmachten ſahe, und unter der, den nächſtwandelnden Jüngern mitgetheilten Betrachtung, wie Viel hier zu thun ſei, und wie wünſchenswerth es ihnen, gleich Ihm, ſein müſſe, daß ſich viele edelgeſinnte und zur Mitwirkung bei ſeinem Werke tüchtige Männer an Ihn anſchließen möchten [Matth. 9, 36—38.], über Nacht auf einen Berg, um da allein unter Gebet zu Gott ſeinem Unternehmen weiter nachzudenken. Es trat Ihm immer deutlicher vor die Seele, daß Er für jetzt nur vorgearbeitet, durch die vielen Wunder, zu denen man Ihn genöthigt, höchſtens ein gemeines Vertrauen erworben, nur einen, freilich bei dem Volke ſeiner Zeit unentbehrlichen, Grund zum höhern Werke ſeiner göttlichen Sendung gelegt habe; daß es aber Zeit ſei, nun allein oder doch hauptſächlich durch Lehre auf die Nation zu wirken, und da Er ſelbſt nicht überall wirken könne, ſeine Lehrſchüler planmäßig auszuſenden. Er ſelbſt behielt die nahe Reiſe nach Jeruſalem zum Pfingſtfeſte im Auge, weil jedes größere Tempelfeſt Ihm Gelegenheit geben mußte, auf große Maſſen der Pilger aus allen Theilen des Landes einzuwirken.

13.

Die Wahl und die Predigt.

Nachdem es Tag geworden, ſtieg Jeſus von dem Berge herab in die Ebene, in welcher das Volk aus allen Gegenden ſich geſammelt hatte. Die Jahreszeit geſtattete, die Vereinigung zur gemeinſchaftlichen Tempel-Wallfahrt veranlaßte das Uebernachten unter freiem Himmel. Zunächſt beſchied Er nun hier alle Diejenigen um ſich, welche ſeither immer am nächſten um Ihn geſtanden hatten, wenn Er öffentlich geredet hatte. Bei dieſer Gelegenheit mochte Er in manches Auge geblickt, in manche Seele geſchaut, und manches Herz erforſcht haben. — Jetzt zog Er aus dem Kreiſe noch ſo viele Männer hervor, als nöthig waren, um die Zahl Zwölf, für welche Er ſich unſtreitig mit Rückſicht auf die Stämme der Nation entſchieden hatte, voll zu machen. Des ihnen zugedachten Amtes halber nannte Er dieſelben Apoſtel. Die, nur von Lukas erzählte, Wahl der Siebenzig kann gleichzeitig erfolgt ſein und würde nirgends eine ſchicklichere Veranlaſſung gefunden haben, als jetzt, wo der Meiſter ſeinen Plan vollkommen entworfen und unmittelbar in Ausführung zu bringen beſchloſſen hatte. Offenbar theilt auch dieſer Evangeliſt die Unterweiſung Jeſu an die Boten beider Gattungen in ſo wenig verſchiedener Form mit, daß ſie nur eine Wiederholung des nur Einmal Geſprochenen, von Matthäus auch nur Einmal Gegebenen, zu ſein ſcheint. Es iſt ſogar keine grundloſe Vermuthung, anzunehmen, der Meiſter habe ſich bei der Menge ſolcher Anhänger, die gern in nähere Verbindung mit Ihm getreten wären, um dem guten Willen nicht wehe zu thun und genau die beſten Menſchen nicht von ſich zu ſtoßen, ſondern als Stamm ſeiner Gemeine ſich zu ſichern, genöthigt geſehen, eine größere Schaar von Jüngern auszuzeichnen, welche einen zweiten, weitern Kreis um Ihn bildeten und die dem Volke immer nähern Mittelglieder zwiſchen Ihm und der Maſſe abgeben konnten.

Die, oft aufgeworfene, Frage, wie es möglich war, daß Jeſus den in der Liſte der Zwölf zuletzt genannten Judas von Karioth, einen Menſchen, der [illegible] ſchändlichen Verrätherei an ſeinem Meiſter fähig wa[illegible] in den Kreis der Vertrauten aufnehmen konnte, iſt allerdings nicht leicht genügend zu beantworten; denn wenn man, um die keines Irrthums fähige Menſchenkenntniß Jeſu zu retten, annimmt, Derſelbe habe von Anfang he[illegible]wußt, weſſen Er ſich von dieſem Menſchen zu verſehen ha[illegible]e, ſo kommt man in's Gedränge neuer Fragen, die theils die Schuld des Judas, theils den natürlichen Entwickelungsgang der Geſchichte betreffen, welcher nicht den entfernteſten Schein einer Vorherbeſtimmung zuläßt. Auf der andern Seite muß es allerdings befremden, den Mann, welcher wußte, was im Menſchen war, ſo arg hintergangen zu ſehen, daß er bis zur Ausführung des Frevels den Frevler um ſich duldet. Erwägt man aber, daß der Menſch nur einen Schritt zwiſchen ſich und der Sünde hat, daß Judas mithin, als er von Jeſu aufgenommen wurde, durchaus nicht bösartig geweſen, während der öffentlichen Thätigkeit des Meiſters durchaus nicht bis zur Schlechtigkeit des [illegible]rakters herabgeſunken zu ſein braucht, ſondern nur mit etwas heftigerem Verlangen, als die andern Jünger, auf die Errichtung eines irdiſchen, ſinnlichen Meſſias-Reiches rechnete; den Belehrungen des Herrn über dieſen Wahn noch weniger Glauben beimaß, als ſie; vielleicht, in dem Sinne der eigenen Brüder Jeſu, oder der Johannisjünger zur Beſchleunigung der politiſchen Staatsumwälzung den Zaudernden drängen zu dürfen, und durch die Kataſtrophe, in welche er den Meiſter führte, aus welcher ſich derſelbe jedoch mit Leichtigkeit würde herauszuziehen können, die Aufrichtung des neuen Reiches erzwingen zu können glaubte, ſo, daß ſein Verrath eigentlich mehr den hohen Rath betrügen ſollte, als Jeſum: ſo löſt ſich das Räthſel noch am leichteſten und man begreift auch die Verzweiflung des Unglücklichen am erſten, der den unerwünſchten, nicht berechneten Ausgang des falſchen Spiels nicht überleben konnte.

Die beſondern Regeln, welche der Meiſter den Erwählten für ihr Amt ertheilt, ſind jedenfalls hier noch nicht, ſondern wohl erſt an der, allerdings in die allernächſten Tage fallenden, [illegible]len Ausſendung gegeben worden. Jetzt galt es, zu der [illegible]enden Menge zu ſprechen, um einen feierlichen Schritt, näher auf das eigentliche Religionswerk hingerichtet, vor allem Volke zu thun; und die Erklärungen hierüber konnten den berufenen Mitarbeitern, die eigentlich eben ſo, wie die übrigen Zuhörer, noch wie Anfänger zu betrachten waren, zugleich als die Grundlage gelten, auf welche ſie fortarbeiten müßten. Daher denn in der That die ſogenannte Bergpredigt, namentlich der Anfang derſelben, wie er bei Matthäus zu leſen iſt, Stücke enthält, welche unzweifelhaft ihre genaue Beziehung auf die dem Herrn näher ſtehenden Männer hatten. Ueber dieſe Rede ſelbſt iſt unendlich viel geſtritten worden; ob ſie gerade ſo von [illegible] gehalten worden? ob ſie nicht vielmehr eine künſtliche Zuſammenſetzung vieler einzelner, bei verſchiedenen Gelegenheiten ausgeſprochener, Sentenzen ſei? — Wir nehmen ſie jedoch, ohne deßhalb eine ſpätere Erweiterung oder Umänderung, vornehmlich, was den ſpätern Theil betrifft, in Abrede zu ſtellen, wie ſie vorliegt, weil ſie mehr, als alle andere Reden Chriſti, die uns überliefert ſind, dazu geeignet iſt, einen Geſammtüberblick über die eigenthümlichen Forderungen zu gewähren, welche der Stifter des neuen Gottesſtaates an die Bürger deſſelben, und mithin auch an Diejenigen ſtellte, die ſolches Bürgerthum anſprachen; und weil in der That nicht abzuſehn iſt, warum Jeſus eine ſolche feierliche Eröffnungsrede nicht ſollte haben halten wollen oder gar können. Bis hierher hatte ſich ſein Predigen faſt immer an die herkömmliche Vorleſung aus der Schrift in den Synagogen angeſchloſſen, und deßhalb nur dem Geiſte nach als etwas Neues dargeſtellt; zur freien Rede auf dem Fahrzeuge des Simon war Er gleichſam aus dem Stegreif genöthigt worden; bei allen ſolchen Gelegenheiten alſo erſchien Er nur den gegebenen Anläſſen nachgebend und augenblicklichen Eingebungen des Geiſtes folgend, meiſtens auch noch geſtört durch Zumuthungen an ſeine Wunderthätigkeit; nirgends aber, wie hier, durch vorhergegangene Sammlung und Selbſtberathung zu einem, abſichtlich auf ſein ganzes Werk gerichteten, Vortrage ganz eigentlich vorbereitet. Sind die am Schluſſe des vorigen Abſchnittes aufgeſtellten Bemerkungen nicht ohne pſychologiſchen Blick, ſo darf man wohl vermuthen, daß die Nacht auf dem Berge die heilige Zeit des Entwurfes der am Morgen zu haltenden Rede geweſen iſt, mit welcher wir die zweite Periode der Thätigkeit Jeſu vor dem Volke beginnen ſehen. Daher mag ſich denn auch erklären laſſen, warum der erſte Evangeliſt dieſe Rede faſt an den Anfang ſeiner geſchichtlichen Berichte geſtellt und unmittelbar vor ihr eine ſehr allgemeine Angabe der Wirkſamkeit Jeſu und der Folgen derſelben in Bezug auf das Gerücht von Ihm durch alle Theile des Landes niedergelegt hat, ohne doch irgend ein einzelnes Factum vorher angeführt zu haben, welches Anlaß zu jenem Gerüchte gegeben hätte, während er doch ſpäter Vieles erzählt, was ſeiner Natur nach früher erfolgt ſein mußte, ehe der Herr dieſe Rede füglich mit jener Zuverſicht, die aus ihr ſpricht, und mit jenen Beziehungen auf ſeine Apoſtel halten konnte. Einen vollkommenen Zuſammenhang übrigens zwiſchen allen Parthien der Rede aufzuweiſen, möchte eine Mühe ſein, bei welcher der Erfolg dem Aufwande an Scharfſinn und Kunſt nicht entſprechen würde, um ſo weniger, als die Disharmonie des andern Evangeliſten nicht einmal zugedeckt, geſchweige denn beſeitigt werden kann. Auffallend iſt es übrigens, daß in der Darſtellung des Lukas der äußerliche traurige Zuſtand mehr, als das innere, geiſtige Verlangen der Zeitgenoſſen, welches bei Matthäus vorzugsweiſe berückſichtigt iſt, mit dem Werke Jeſu in Verbindung gebracht iſt. —

Die Rede ſelbſt, die durch ihren Reichthum eben ſo ausgezeichnet iſt, als ſie durch ihre kernige und kräftige

Sprache unſre Bewunderung erregt, ſtellt zu Anfang eine Reihe von allgemeinen Ausſprüchen auf, welche den Verſammelten ſogleich von Vorn herein andeuten ſollten, wer von ihnen überhaupt die Fähigkeit beſäße, das Glück zu empfinden und in ſich aufzunehmen, welches Er, der Redner, der Menſchheit durch ſein Unternehmen zu bereiten beabſichtigte. Die Sehnſucht, welche dem Gefühle des Nichtbefriedigtſeins im Gemüthe entſteigt; das Leid im Herzen über dieſe geiſtige Armuth des Volkes, das ſich ſo großer Verheißungen rühmen konnte; die Demuth, die in dieſem traurigen Zuſtande das Gericht Gottes anerkennt und ſtill auf die Gnade hofft, welche eine beſſre Zeit herbeiführen kann; der ſittlichgute Sinn, welcher ſich vor Vermehrung der allgemeinen Schuld hütet, und dagegen durch Rechtſchaffenheit der Wiederkehr göttlicher Huld und Gnade würdig machen möchte; die Milde, welche im Bedenken der eigenen Schwäche auch der Andren gleiche Schuld und gleiches Elend theilnehmend betrachtet; die Reinheit des Herzens, die nach nichts weiter, als nach dem höhern Heile verlangt; und die Friedfertigkeit, die jedes gewaltſame Mittel zur Aenderung des öffentlichen Zuſtandes verabſcheut — Dieß ſind die Grundbedingungen der Anwartſchaft auf die Segnungen des neuen Gottesſtaates! — Noch andere Anſprüche und beſondere Anforderungen enthalten die nächſten Seligpreiſungen an die Männer, die in den Dienſt des neuen Bundes der Menſchen zu einer Familie von Gottes Kindern treten ſollen: Sie müſſen ihre

Friedfertigkeit und Sanftmuth vorzüglich dann bewähren, wenn ſie um der guten Sache willen, der ſie dienen, Verfolgungen, Beſchimpfungen und Verläumdungen erleiden, wie das den Propheten auch begegnet iſt! — Mit dieſer Hindeutung auf das Geſchick edler Männer der Vorzeit will Jeſus ſeine Erwählten zu einem hohem Selbſtgefühle erheben; Er fährt daher in gleichem Sinne ſogleich fort, ihnen die ausgezeichnete Beſtimmung fühlbar zu machen, zu der ſie von Ihm geweihet worden; nicht ohne ihnen zugleich auch einzuſchärfen, daß Wachſamkeit gegen ſich ſelbſt, Freimuth und rüſtige Thätigkeit ihnen die Tüchtigkeit zu dem großen Amte allein bewahren können.

Hatte der Eingang der Bergrede ſchon dahin deuten ſollen, daß der von Gott geſendete Retter des Volkes den gemeinen Erwartungen nicht entſprechen könne, welche der Hauſe von einem Meſſias hegte, der ihm willkommen wäre: ſo widerſprach der nun folgende Hauptabſchnitt des Vortrags jenem Vorurtheile, als ob es der erſehnte Befreier auf einen völligen Umſturz der bisherigen Verfaſſung anlegen werde, noch weit entſchiedener; denn wenn gleich in der langen Reihe von Gegenſätzen, die der Redner nun aufſtellte, um anzukündigen, wie Er die Verfaſſung, die Geſetze, die Religions-Angelegenheiten von dem moſaiſchen Standpuncte, den auch die Propheten noch einnahmen, weiter führen und vervollkommnen wollte, in Wahrheit keine Spur davon zu ſuchen iſt, Jeſus habe nichts Größeres, als eine Reformation des moſaiſchen Gottesſtaates, eine bloſe Reinigung des Judenthums zu ſeinem Zwecke gehabt: ſo erklärt Er ſich doch ganz unumwunden gegen die ſchwärmeriſche Hoffnung, als werde Er durch Aufhebung des moſaiſchen Geſetzes einen Zuſtand der Zügelloſigkeit fördern oder gutheißen; ſo warnt Er doch, wieder mit dem Hinblicke auf ſeine Mitarbeiter, ſehr ernſtlich vor der Keckheit, in ſeinem Namen Jemanden von geſetzlichen Verpflichtungen losbinden zu wollen; ſo faßt Er vielmehr den wahren Sinn, welchen Er mit der Aufrechterhaltung und höhern Durchführung der Vorſchriften der alten Verfaſſung verbunden wiſſen wollte, ganz unverkennbar in der Hauptforderung zuſammen, daß die Bürger ſeines neuen Gottesreiches ſich an der blos äußerlichen, geſetzlicher. Erfüllung der alten oder ſpäter hinzugekommener Satzungen, womit die Phariſäer ſich brüſteten, keineswegs dürften genügen laſſen, ſondern einer ſittlichen Geſinnung, aus welcher die zarteſte Sorge, rechtſchaffen zu handeln, hervorgehe, nachſtreben müßten. Dieß führen nun die folgenden Beiſpiele aus, in denen die Enthaltung von groben Verbrechen und Laſtern, bei welcher nicht das Mindeſte mehr geſchieht, als was der Buchſtabe gebietet, für unzureichend und, als ob ſich's von ſelbſt verſtehe, daß Todtſchlag, Ehebruch, Meineid, rächende Wiedervergeltung in der Geſellſchaft ächter Gottesverehrer gar nicht vorkommen könne und mithin auch kein buchſtäbliches Verbot ſolcher Frevel nöthig ſei, ganz andere, von gewöhnlichen Seelen geringgehaltene, Vergehungen ſchon für höchſt ſtrafbar und verwerfſich erklärt werden. Namentlich geſchieht dies in Hinſicht der Engherzigkeit, mit welcher die Menſchen ihre Geſinnungen und Handlungen natürlichen Wohlwollens ſehr zurückhaltend nach Gegenſeitigkeit meſſen, und mithin Feinden und Beleidigern einen Haß weihen, welcher im ärgſten Widerſpruche mit der Allliebe Gottes ſteht; und dieſe müſſe doch das Muſter Derer ſein, welche Kinder Gottes heißen wollen.

Nächſt dem kehrt Jeſus ſeine Worte gegen die falſche Art, wirklich lobenswerthe, an ſich gute Werke der Frömmigkeit auszuüben, wobei der Werth, den ſie haben könnten, verloren geht. Das Band des Zuſammenhangs mit dem Vorhergehenden giebt wieder die Hinweiſung auf die Phariſäer ab, welche ſowohl mit ihrem Almoſen, als mit dem Gebet und mit dem Faſten ein heuchleriſches Schauſpiel vor den Leuten trieben, und ſomit gerade die Dinge, welche Ausdruck wahrer Gottesfurcht ſein ſollten, in deutliche Zeugniſſe ihrer Entfremdung vom Heiligen verkehrten. Ueberall ſtellt der Begründer einer beſſern Tugend und Frömmigkeit ſeine Forderungen daneben, die ſich auf Einfalt des Herzens, auf Uneigennützigkeit und Wahrhaftigkeit der Geſinnung beziehen; und insbeſondere fügt er da, wo vom Beten in beſtimmten Formeln die Rede iſt, ein ſolches Gebet ein, das man gebrauchen könne, ohne Gefahr, ein zudringlicher Schwätzer zu werden, der nicht weiß, was er thut. Dieſes Gebet, unter dem Namen des „Vater unſer" bekannt, läßt ſich zwar in allen ſeinen einzelnen Anſprachen an Gott, wo nicht der buchſtäblichen Faſſung, doch dem Wortſinne nach, entweder auf altteſtamentliche Bibelſtellen oder auf jüdiſche, zur Zeit Jeſu in den Synagogen übliche, aber vielfach gemißbrauchte, auch wohl entſtellte, Gebetsformeln zurückführen, bleibt aber nichtsdeſtoweniger in ſeiner Zuſammenſtellung ſowohl, als in der, den Wortſchwall des Lippendienſtes entfernt haltenden, Geſtalt und wegen des die jüdiſchen Vorſtellungen vergeiſtigenden Charakters ein neues Gebet, welches, weit entfernt, wiederum zur ſtarren Formel für alle Andachtsübung werden zu ſollen, von den Schülern des Meiſters an keineswegs als eine ſolche in den Gemeinen eingeführt, überhaupt nur in kurzen, gewichtvollen Sätzen die Gegenſtände nennt, welche ein ächter Verehrer Gottes in ſeiner Andacht erfaſſen dürfe, und die Gefühlsſtimmung ausdrückt, in welcher ein Gebet vor dem Allerhöchſten geſprochen werden müſſe. (Lukas giebt dieſes Gebet an einer ganz andern Stelle, und legt der Abfaſſung deſſelben eine ganz eigenthümliche Veranlaſſung unter, nehmlich eine ausdrückliche Bitte der Schüler Jeſu, Er ſolle ihnen, wie auch der Täufer ſeinen Jüngern gethan, eine beſtimmte Gebetsformel vorſchreiben. Dennoch ſteht der Meinung, Jeſus habe dieſer Bitte in einem eigens feſtgeſtellten Formulare Genüge geleiſtet, ſchon der Umſtand entgegen, daß beide Evangeliſten in ihren Faſſungen weiter von einander abweichen, als ſich bei einer ſolennen Formel, die vom Meiſter verordnet wäre, überhaupt denken läßt. Noch weniger freilich will ſich mit dem freien Geiſte des

Herrn, und mit der Ehrerbietung ſeiner Schüler vor Ihm vertragen, daß, wie Manche, um keinen Buchſtaben zu verlieren, der in den evangeliſchen Berichten zu leſen iſt, in Vorſchlag gebracht haben, ein zweimaliges, bei verſchiedenen Gelegenheiten erfolgtes, Mittheilen jenes Gebetes anzunehmen ſei; denn dann iſt die Verſchiedenheit der Faſſung und der Nichtgebrauch auf Seiten der Apoſtel noch unbegreiflicher.)

Der zweite Theil der Bergpredigt iſt nicht ſo innerlich zuſammenhängend in ſeinen Theilen, als der erſte. Der Gegenſatz gegen das jüdiſch-phariſäiſche Weſen macht der Allgemeinheit Platz, welche die nun folgenden Lehrſprüche an ſich tragen. Wie im Anfange der Rede ſieben Seligpreiſungen ausgeſprochen waren, ſo haben wir hier ſieben ſolche Sentenzen; die ſchon näher an die Gleichniſſe ſtreifen, in welche der Herr in der Folge ſehr häufig ſeine Belehrungen und ſittlichen Vorſchriften einkleidete, ohne doch ſelbſt ſchon die Form der Parabeln anzunehmen. Sie betreffen die höchſte Richtung, die der Menſch ſeinen Beſtrebungen geben ſoll; die Geiſtesklarheit, die er ſich in dem oft dunklen Leben erhalten muß; die Entſchiedenheit, mit welcher er, Gott das zeitliche Loos anheimgebend, der Tugend aus Frömmigkeit, als dem köſtlichſten Lebenskleinode, nachſtreben ſoll; die Zurückhaltung vom ſtrengen Gerichthalten über Andre; aber auch von unklugem Eifer, ſolche Menſchen, die keinen Sinn für das Beſſere haben, wider Willen bekehren zu wollen; das Vertrauen, welches das Herz in allen Anliegen zu Gott führen ſoll; und den Sinn der Billigkeit, welcher der beſte Schiedsrichter und Vermittler in allen Verhältniſſen zu andern Menſchen iſt. – In Vergleichungen fortfahrend, wendet ſich der göttliche Redner dann in Ermahnungen zur ernſten Beachtung des Geſagten dem Schluſſe zu; welcher zwar die unläugbare Anſtrengung, die ein beharrliches Streben nach der Würdigkeit zur Theilnahme an dem Gottesreiche erheiſcht, und die Gefahr, durch Heuchler und Verführer dem edlern Beginnen wieder abwendig gemacht werden zu können, keineswegs verhehlt, aber auch mit dem ſtärkſten Nachdrucke die unerläßliche Nothwendigkeit einſchärft, den eben aufgeſtellten ſittlichen Anforderungen nicht etwa nur eine vorübergehende Aufmerkſamkeit oder einen ſchnell dahinrauſchenden Beifall, ſondern eine kräftig-thätige Folgſamkeit zu ſchenken, indem nur dieſe den dargebotenen Vortheil, Bürger des Himmelreiches zu werden, ſicher ſtellen könne, eine äußerliche Verehrung dagegen, ohne innerliche Gemeinſchaft des Denkens und Wollens mit Ihm, dem Stifter des heiligen Gottesſtaates, nicht die mindeſten Anſprüche an die Seligkeit gewähre, die von Ihm ausgehen werde. Die höhere Begeiſterung, zu welcher ſich der Redner gegen den Schluß erhob, und die in der Natur der Rede liegt, erklärt es recht gut, wie Er hier, zum erſten Male, von Sich als dem Richter an „jenem Tage“ ein mächtiges Wort laut werden ließ, obſchon Er den ganzen Umfang ſeiner Meſſiaswürde bis dahin noch niemals ausgeſprochen hatte; und ſchwerlich möchte ſich aus dieſer in der Erhebung ſeines ganzen Weſens hervorbrechenden Andeutung ſeiner Herrlichkeit ein Zeugniß gegen die Aechtheit dieſes Schlußtheiles entlehnen laſſen.

Der Erfolg dieſer Predigt war Bewunderung und Staunen bei der Menge; denn mit ſolcher Fülle der Kraft, mit ſolcher Eindringlichkeit der Wahrheit, war ſie nicht gewohnt die höchſte Angelegenheit des Herzens beſprochen zu ſehen. — Deſto mehr muß man ſich verwundern, daß die Evangeliſten unmittelbar hierauf Jeſum nach Capernaum wandern und dort eine vereinzelte Heilung verrichten laſſen, und zwar, nach dem Berichte des Einen, unter Umſtänden, denen zu Folge Jeſus noch nicht ſo allgemein bekannt, noch nicht ſo zugänglich für Jedermann geweſen ſein müßte, als es doch der Fall war und, um ſolche Menſchenmaſſen um ſich zu ſammeln, ſein mußte. Außerdem iſt die Erzählung der früher (Kap. 11.) aufgeführten ganz ähnlich; und ſo folgen wir denn dem Meiſter und ſeinen Begleitern ohne weiteres Verweilen auf ſeiner zweiten Tempelreiſe.

14.

Sendung der Jünger.

Von dem Berge, deſſen Lag[illegible]t genau zu ermitteln iſt, aber gewiß ſüdlich von Capernaum geſucht werden muß, und welcher der Berg der 7 Seligkeiten genannt worden, begiebt ſich Jeſus, und zwar unter großem Gefolge, auf die Reiſe nach Jeruſalem. Von den Anekdoten bei Matthäus [8, 19.] und Lukas [9, 57.] welche Letzterer ausdrücklich auf den Weg nach Jeruſalem verlegt, die indeß kaum in einen und denſelben Zeitpunkt gehören, darf man wenigſtens eine oder die andere hier einreihen; da der mächtige Eindruck der Rede Jeſu am leichteſten erklärt, wie ſich auch freiwillig Solche finden konnten, die gern in den vertrautern Bund der Jüngerſchaft getreten wären. Sollte aber wirklich ein Geſetzgelehrter, wie Matthäus berichtet, einen ſo bedenklichen Schritt haben thun wollen? Der Meiſter weiſt übrigens die Anerbieten zurück, weil eine halbe Hingebung ihm nicht genügen konnte.

Vielleicht war es nun in der Nähe des ſchönen Thaborberges, wo bei Gelegenheit eines Raſtens die Jünger genauere Anweiſung und beſtimmtern Auftrag empfangen, vorbereitende Gehülfen ihres Meiſters zu ſein. und als ſolche im Lande umherzureiſen, damit ſie der Bevölkerung die nahe perſönliche Ankunft des Herrn verkündigten. Ob die Zwölf und die Siebenzig zugleich und unter den gleichen Warnungen, wie Berechtigungen und Ermuthigungen, ihre Vollmacht empfangen oder ob auch hier nur, in den ſchriftlichen und mündlichen Ueberlieferungen, nahe Verwandtes in Eins zuſammengefloſſen und von Lukas erſt wieder, jedoch nicht nach ſicherer Grundlage, auseinandergelegt und an verſchiedenen Stellen eingereiht worden iſt, möchte ſchwer zu beſtimmen ſein. So viel iſt indeß bei jeder Annahme, der man den Vorzug gewähren möchte, immer bemerkbar, daß der Meiſter ſchon da mit Klarheit erkannte, Ihm ſelbſt werde für ein perſönliches Wirken kein langer Zeitraum vergönnt ſein, und Er müſſe ſchon jetzt darauf Bedacht nehmen, die Erwählten zu einer gewiſſen Selbſtſtändigkeit anzuleiten und in einem Geſchäfte zu üben, daß ſie einſt mit kühnem Muthe und kluger Vorſicht an Seiner Statt führen ſollten. Da wir in Jeruſalem die Anweſenheit der Jünger nicht erwähnt finden, ſo iſt kaum zu zweifeln, es ſind nun ſogleich von Vielen die Reiſen nach allen Seiten hin angetreten worden, mit Ausnahme jedoch des nördlichſten Galiläa, weil da viel Heiden unter den Juden wohnten, und der Provinz Samaria, weil das National-Vorurtheil auch bei den Jüngern noch vorwalten mochte [Matth. 10, 5.].

15.

Der Jüngling im Sarge.

Wie Viele der eigentlichen Schüler nun von der gröſſern Geſellſchaft abgegangen ſein mochten, dennoch kam Jeſus in zahlreicher Begleitung, auch vertrauterer Jünger, bei dem, am ſüdlichen Fuße des Thabor gelegenen, freundlichen Städtchen Nain, und zwar in dem Augenblicke an, als man dort den einzigen Sohn einer Wittwe zu Grabe tragen wollte. An ſich war ein ſolcher Fall gewiß nichts Außerordentliches; hier aber ward die Theilnahme Jeſu an dem Unglücke der nun ganz verwaiſten Mutter durch das auffallend zahlreiche Geleit aus dem Orte doppelt rege gemacht. Ohne daß die geringſte Veranlaſſung vorliegt, zu vermuthen, Jeſus habe ſogleich die Abſicht gehabt, hier ein Wunder zu thun, leuchtet nur dieß aus der evangeliſchen Erzählung hervor, daß der Herr die Mutter tröſten will; daß Er aber, näher zum offenen Sarge getreten, die Träger ſtill ſtehen heißt und dem Jünglinge mit Erfolg zuruft, daß er ſich aufrichte. — Wenn nach allen Erfahrungen vor Eintritt der Verweſung die Gränze zwiſchen Scheintod und wirklichem Geſtorbenſein ſehr ſchwer zu entdecken iſt, und man die üble Sitte der Juden, ihre Todten möglichſt ſchnell zu begraben, nicht unbeachtet läßt, endlich auch einiges Gewicht darauf gelegt werden kann, daß dieſes Wunder, welches allerdings von dem erſtaunten Volke laut geprieſen worden ſein mag, nur von Lukas erzählt iſt: ſo gewinnt die Meinung, hier ſei der hülfreiche Menſchenfreund nur einer allzufrühen Beerdigung zuvorgekommen, einigen Halt; freilich ſteht die Hinweiſung Jeſu auf ſeine Todtenerweckungen entgegen, wie ſolche ſogleich uns begegnen wird.

16.

Die Botſchaft.

Der ſtrenge Bußprediger am Jordan hatte durch freimüthigen Tadel des Fürſten, der ſeine Gemahlinn verſtoßen, ſeines Bruders Weib dagegen entführt und zur Gattinn genommen, hierdurch aber einen Kriegszug ſeines Schwiegervaters, Königes in Damaskus, bis in das Herz des ſüdlichen Peräa herbeigeführt hatte, den Grimm der neuen Gebieterinn erregt und ſchmachtete in dem Gefängniß des feſten Schloſſes Machärus. Ohne nun deßhalb das Aeuſſerſte fürchten zu müſſen, ſahe er doch ſeine ganze Thätigkeit gehemmt, und um ſo mehr mußte ihm daran liegen, nunmehr ſeine Schüler ganz an den Größern zu weiſen, für deſſen Werk das ſeinige überhaupt nur vorbereitend ſein ſollte. Hatte er ſchon früher die Eiferſucht der Freunde gegen den Späteraufgetretenen bekämpft, ſo glaubte er jetzt, wo ſie ihm, ſo oft ihnen der Zutritt zum gefangenen Meiſter geſtattet wurde, noch verdrüßlicher erzählten, wie der Anhang Jeſu ſich täglich vergrößere, die Abneigung derſelben nur dadurch beſiegen und ſie zur Anerkenntniß der Hoheit des Herrn zwingen zu können, daß er ein Paar mit dem Auftrage an Jeſum abſendet, Ihn ſelbſt um ſeinen Plan zu befragen. So mußten ſie den Verkannten aufſuchen; ſo konnten ſie dem Eindrucke nicht entweichen, den der Meiſter beabſichtigte. Jetzt treffen dieſe Abgeſandten des Täufers bei der Caravane ein, welche mit Jeſu reiſt, und wahrſcheinlich hatte Dieſer eben wieder manche Heilung an Kranken vollbracht. Denn auf die Frage der Johannisjünger „Biſt du wirklich der, auf den das Volk Gottes wartet?“ antwortet Jeſus, als ob die Antwort nicht ihnen, den Zweifelnden, ſondern ihrem Meiſter gelten ſollte, in deſſen Namen ſie die Frage gethan: „ſaget nur Johanni wieder, was ihr ſelbſt ſehet und höret!“ Noch größrer Zeugniſſe, als ſeiner wohlthätigen Heilungen, ſeiner Todtenerweckungen, ſeines Predigens, meint Er, bedürfe es für empfängliche Seelen nicht! — Sollten die Worte, mit denen Er die Zween entläßt, „ſelig, wer kein Aergerniß an meinem Wirken nimmt“ nicht um der Schüler, ſondern um des Meiſters willen geſprochen worden ſein, ſo reimt ſich zu ſolcher Rüge das Lob nicht, welches Jeſus ſofort nach dem Weggange der Boten über den Täufer, als den bis daher merkwürdigſten Geſandten Gottes an die Nation, ausſpricht. Zugleich ergreift der Erhabene die Gelegenheit, ſich einmal offen über die Stellung des Täufers zu dem neuen Gottesreiche, und über die verſchiedenen Wirkungen ſeiner rühmlichen Thätigkeit bei der Nation zu erklären; lobt die Empfänglichkeit der Menge für die Predigt des Täufers, rügt dagegen den ſtörrigen, feindſeligen Sinn, mit welchem die Führer des Volkes ſich gegen das Beſſre verhärteten und die Zeitgenoſſen in ihrem Vertrauen zu dem Täufer und zu Dem, welchen dieſer verkündigt hatte, irre zu machen ſuchten, und ſchließt mit der ruhigen Verſicherung, daß das Rechte ſiegen und ſein Werk volle Rechtfertigung durch Diejenigen finden werde, welche mit treuer Neigung an Ihm halten würden. Dieſe ſeine Ueberzeugung iſt ſo feſt in ſeiner Seele begründet, daß ſie ſofort auch einen lebendigen Ausdruck in betenden Worten empfängt, und, anſtatt irgend einen Zweifel, irgend eine Klage über den Gang ſeines Werkes laut werden zu laſſen, vielmehr dem himmliſchen Vater dafür dankt, daß ſein Unternehmen nicht von der Zuſtimmung Derjenigen abhängig gemacht war, welche in ihrer Weltklugheit ſich für allein weiſe hielten, ſondern von Solchen, die noch unverbildet und weniger befangen ſeien, ſeine Förderung erhalten ſollte. An Dieſe wendet ſich denn nun auch ſeine Einladung, zu Ihm zu kommen, und von Ihm zu lernen, und ſeinen Mahnungen zu folgen, und durch Ihn die bisher vermißte Ruhe und Erquickung der Seele zu ſuchen, noch einmal, als ob Er jetzt, da Er im Begriffe ſtand, von der großen Maſſe der mit Ihm ziehenden Feſtbeſucher ſich zu trennen, in ähnlicher Weiſe die Anſprache an das Volk zu enden, in welcher Er am frühen Morgen die Rede vom Berge eingeleitet hatte. (Matth. 11, 25 ff.)

17.

Die Sünderinn.

Was iſt natürlicher, als daß Anſprachen der mildeſten Freundlichkeit gegen gedrückte, bekümmerte Seelen, wie ſie aus dem Munde des Göttlichen an Alle ergiengen, die ohne Frieden des Gemüthes waren, einen beſonders tiefen Eindruck auf weichere Naturen, auf weibliche Herzen machten, die ohnehin eine größere Fähigkeit, gerührt zu werden, beſitzen? Lukas berichtet daher gewiß reine geſchichtliche Wahrheit, wenn er von Jüngerinnen, ſogar mit Namen, ſchreibt, welche gewöhnlich in Jeſu Gefolge erſchienen und ſelbſt aus ihren Mitteln zur Unterhaltung des Jüngervereins beitrugen. Von Einer, unter der man — jedoch ohne allen Grund — Maria von Magdala zu verſtehen pflegt, hat derſelbe Evangeliſt eine nähere Schilderung aufbewahrt. Sie mochte einen zuchtloſen Wandel geführt, daher wohl auch oft bei den Hauſen ſich eingefunden haben, die ſich zu den Wallfahrten ſammelten, und kehrte vielleicht dießmal, von der mächtigen Rede des Propheten erſchüttert, von ſeiner tröſtenden Zuſprache jedoch auch wieder erhoben, voll tiefer Schaam und Reue, aber auch von einem völlig neuen Sinne durchdrungen, mit der entſchiedenſten Abkehr von ihrem bisherigen Leichtſinne, und mit ernſteſter Richtung des ganzen Weſens auf die Tugend, zu ihrer Heimath zurück, die ſie in derſelben Stadt hatte, in welcher der Herr ſeine Herberge zur Nacht zu nehmen gedachte. Dort wird Derſelbe von Simon, einem Phariſäer, zu Tiſch geladen; die Abſicht dabei iſt nicht klar; aus der auffallenden Kälte indeß, mit welcher der Mann ſeinen Gaſt empfängt, und ſogar die Sitte des Landes bei der Begrüßung vernachläßigt, möchte man muthmaaßen, es ſei auf eine Demüthigung abgeſehen geweſen. Dann ward dem Gaſte aber die vollkommenſte Genugthuung zu Theil. Denn während des Mahles dringt jenes Weib, das von dem Aufenthalte des Herrn im Hauſe Simons gehört hat, unter heftigem Weinen in das Zimmer, fällt zu den Füßen des Retters ihrer Seele nieder, trocknet dieſelben von ihren Thränen benetzt, mit ihrem Haupthaar, und ſalbt ſie unter Küſſen mit edler Salbe. Dem Wirthe ſchien die Annahme einer ſolchen Huldigung von einer ſolchen Perſon verfänglich und ein Beweis gegen die Würde eines wahren Propheten; er mochte dieſe ſeine Gedanken entweder durch Mienen hinlänglich verrathen, oder halblaut vor ſich hinmurmeln; Jeſus ſieht ſich daher bewogen, dem Manne zu antworten. Ein treffliches Gleichniß von zween Schuldnern, denen der Gläubiger die verſchiedene Schuld erläßt, nöthigt dem Phariſäer ſelbſt ein Urtheil über den Vorfall ab, das ihn weit unter das zur rechten Liebe für das Heilige umkehrende Weib ſtellen mußte, da der Meiſter ihm, dem ſtarren Geſetzmenſchen ohne Herz, als Gegenſatz zu jener Bußfertigkeit ſeine bis zur Unhöflichkeit ſteigende Liebloſigkeit vorhält.

(Dieſe Erzählung kommt bei den übrigen Evangeliſten nicht vor, wenn ſie nicht vielleicht Joh. 11, 2. erwähnt iſt. Dagegen haben dieſelben eine ſehr ähnliche, die Lukas wieder nicht anführt, aus den letzten Lebenstagen Jeſu, jedoch nicht ohne Abweichungen unter ſich. Daher bald die Meinung ſich vordrängte, es liege ſämmtlichen Salbungs-Erzählungen nur Eine wirkliche Begebenheit unter; oder die, man müſſe eben ſo drei annehmen; allein die Art, wie Lukas die Sache darſtellt, iſt, mit Ausnahme des Namens Simon, und zwar nur des Namens, der aber ſehr gewöhnlich war, völlig verſchieden von den übrigen Berichten; er hat andre Umgebungen, ander handelnde Perſonen; eine ganz andre Beziehung der Sache ſelbſt im Munde Jeſu; die Verſchiedenheiten unter den übrigen ſind dagegen unbedeutend und aus der anfangs mündlichen Fortpflanzung leicht zu erklären. Weit eher könnte man zugeſtehen, dem Berichte des Lukas liege eine Verſchmelzung der zweifelhaften im Evangelium Johannis vorkommenden Erzählung [8, 2—11.] mit der andern Salbung [12, 1—8.] zu Grunde. Am allerwenigſten endlich iſt man berechtigt, aus allen dieſen Unebenheiten einen Schluß auf gänzliche Erdichtung zu ziehen; Etwas mußte wohl vorhanden ſein, davon die Ueberlieferung ſich ſo mannichfach als Umbilderinn verſuchen konnte.)

18.

Zweiter Feſtbeſuch der Hauptſtadt.

Ohne behaupten zu wollen, die Begebenheit, welche Johannes 5. erzählt iſt, könne gar nicht anders, als am Pfingſtfeſte, erfolgt ſein, reihen wir dieſelbe doch unter dieſer Vorausſetzung hier ein; weil ſo der Zuſammenhang des Wirkens Jeſu ſich herſtellt, und keine, bei einem Augenzeugen ohnehin nicht zu vermuthende, Lücke von halben oder dreiviertel Jahren übrig bleibt. Hierzu kommt, daß der Ort, wo die Sache geſchehen, zwiſchen dem Tempel, welchen Jeſus gewiß niemals unbeſucht gelaſſen, und zwiſchen demjenigen Thore, durch welches man von der Jordanſeite her zur Stadt eintrat, gelegen war; daß mithin Jeſus den Elenden, den er dort heilt, unſtreitig nicht erſt nach vielen Tempelbeſuchen, ſondern bei einem der erſten bemerkt hat, da ausdrücklich geſagt iſt, der Gebrechliche habe die Heilkraft der periodiſch-ſprudelnden Quelle jahrelang vergeblich aufgeſucht, weil ihm ſtets ein anderer, weniger Schwacher, zuvorgekommen ſei. Auch redet der Menſch mit Jeſu, als Dieſer ihm die Geſundheit ankündigt, und ſpäter von Jeſu, nehmlich zu den ihn zur Rede ſetzenden Juden, augenſcheinlich als Einer, der den Herrn nicht im Mindeſten kannte; was nicht möglich geweſen wäre, wenn Jeſus ſchon öfter in Jeruſalem als Prophet und Wunderthäter aufgetreten war. Uebrigens iſt der Vorfall ſelbſt nur darum von größrer Wichtigkeit für die Biographie Jeſu, als andre zahlloſe Heilungen, weil ſich derſelbe wieder an einem Sabbathe ereignete, gleichſam als habe Jeſus abſichtlich an ſolchen Tagen dergleichen Thaten gethan, um den Leuten begreiflich zu machen, daß man gottgeheiligte Tage gar nicht beſſer feiern könne, als durch edle, gute Handlungen, die in Gottes Augen höher ſtehen, als jeder herz- und geiſtloſe Ceremoniendienſt. Hier hatte Er jedoch ganz im Stillen, wie Er liebte, ſein Werk gethan; denn erſt, als der Gerettete im Tempel, wohin ihn fromme Dankbarkeit gegen Gott trieb, Jeſum wiederfindet, von Demſelben wieder angeredet und zu einem reinen Lebenswandel ermahnt wird, und dabei erfährt, wer ihm geholfen, erregt das rückhaltloſe und keine Gefahr ahnende Preiſen des Namens ſeines Retters einen drohenden Auflauf, der noch ſtürmiſcher wurde, als Jeſus zur Rechtfertigung gegen den Vorwurf der Sabbathsentweihung Sich auf das [illegible]piel des ewigwirkenden Gottes, als ſeines Vaters berief; was die Juden, d. h. Phariſäer, für eine Gottesläſterung erklären. — Hier tritt nun Jeſus zum erſten Male im Vollgefühle der Herrſchaft, die Ihm Gott zur Aufrichtung eines Gottesreiches unter den Menſchen über ſie gegeben, öffentlich vor den Obern des Volkes auf, um ſeine Würde als Sohn Gottes beſtimmt geltend zu machen. Ohne auf eine directe Beſeitigung des Mißverſtändniſſes einzugehen, als ſetze Er ſich Gott gleich, erklärt Er, daß ſie viel größere Werke von Ihm erleben würden; daß Ihm Gott Macht über Leben und Seligkeit der Menſchen und das Gericht über ihre Thaten in die Hand gelegt habe; und daß darum jede Verweigerung der Ehre, welche Er von den Menſchen fordern könnte, zugleich die Ehrfurcht gegen Gott verletze. Möglich, daß wirkliche oder geheuchelte Unfähigkeit, jene Verſicherungen zu verſtehen, neue Einwendungen, die Johannes nicht aufbehalten hat, hervorrief; Jeſus erweitert die begonnene Rede zu Hindeutungen, die das zeitliche Daſein überſliegen das überirdiſche, ewige Leben berühren, denn von ſeinem Gerichte werde ſelbſt das künftige Geſchick der Lebendigen abhangen. Neue Zeichen oder Worte des Verdruſſes über ſolche Kühnheit der Rede bewegen den Erhabenen endlich dazu, die geſchichtlichen Zeugniſſe anzuführen, die für Ihn ſprächen, von den Führern der Nation aber nicht geachtet würden, da ihnen aller Sinn für göttliche Offenbarungen abgienge, ihre Entfremdung von Gott vielmehr ſie weit eher zu Anhängern eines menſchlichen, das Seine ſuchenden, Verführers, als zu Freunden des wahrhaft in Gottes Geiſt und Auftrag unternommenen Werkes werden laſſen könnte; ſo wenig ließen ſie ſeiner Thätigkeit Gerechtigkeit widerfahren; ſo wenig Werth legten ſie auf die Ausſage des Täufers; ſo wenig verſtünden ſie die Schriften der Propheten; ſo gering achteten ſie ſogar die Andeutungen des Mannes, auf welchem ihr ganzes Amt und Geſchäft fußen ſollte, Moſis, der ſchon auf Ihn weiſe.

Es kann uns nicht befremden, daß eine ſo züchtigende Rede, voll Wahrheit, und mit furchtloſem Muthe ausgeſprochen, die feindſelige Geſinnung der Phariſäer keinesweges milderte. Deutlich genug mochte ſich der geheime Wunſch verrathen, dieſen Bekämpfer ihres Syſtems für immer aus dem Wege geräumt zu ſehen; denn der Herr giebt die Abſicht, länger in Judäa zu verweilen, obgleich dieſer Aufenthalt vielleicht durch jene Ausſendung der Siebenzig ſchon vorbereitet war, wieder auf, um nicht in die Hände ſeiner aufgebrachten Feinde zu fallen. (Joh. 7, 1.)

19.

Die Wunderſucht.

Die Angabe, welche Matthäus im 12. Cap. V. 14 und 15 hat, knüpft ſich weit paſſender, als an die bei ihm unmittelbar vorhergehenden, von uns aber (nach Markus und Lukas) viel früher (in die Oſterzeit) geſtellten, Geſchichten, hier an, wo in der That die Nachſtellungen der Gegner (nach Johannes) einen weit drohenderen Charakter annehmen und Jeſus der Gefahr ausweicht. Unter dem Schutze der Feſtbeſucher begiebt Er ſich wieder nach Galiläa; aber eben dieſer Schutz führt Ihn auch in das alte Gedränge der Hülfeſuchenden zurück. Bei Gelegenheit der Heilung eines Menſchen, der nach Lukas ſtumm, nach Matthäus zugleich auch blind war, erneuern die auch hier wieder lauernden Phariſäer die armſelige Verläumdung, Jeſus verrichte dergleichen Handlungen mit Hülfe hölliſcher Künſte. Zunächſt entgegnet Er darauf, welchen Widerſpruch ſolche Behauptung in ſich trage, indem dann das ſataniſche Reich an ſeiner eigenen Zerſtörung arbeiten würde; darauf giebt Er die Beſchuldigung in ſo fern an die Ankläger zurück, als Er ſie erinnert, daß ſie, die Phariſäer, ſelbſt ihre Exorciſten hätten und mithin ſich zugleich als Gehülfen des Satans blosſtellten. (Hier ſei beiläufig bemerkt, was höchſt merkwürdig bleibt, daß durch ſolche Gleichſtellung der Teufelsbeſchwörungen von Seiten jener Phariſäer mit ſeinen Heilungen Jeſus ſelbſt bezeugt, Er habe dieſe ſeine, vom Volke angeſtaunten, Thaten nicht alle wenigſtens unter die Wunder gezählt.) Zuletzt geht ſeine Vertheidigung in den ſtrafenden Ernſt der Entrüſtung über. Nicht zufrieden, ſagt Er, mit den Schmähungen, die Er perſönlich von ihnen erfahre, läugneten ſie ſogar mit Verſtocktheit das Göttliche in Ihm, das in der Reinheit ſeines Wirkens dem reinen Gemüthe ſich klar ankündige, aber freilich einem böſen, dem Göttlichen beharrlich widerſtrebenden, Daſſelbe gar nicht anerkennenden, Sinne unerſchloſſen bleiben müſſe; doch ſei die Schuld davon ihre eigne, und eine ſolche, daß ſie kaum je zurückgenommen werden, folglich auch keine Verzeihung finden könne, vielmehr ihre ewige Strafe in der ewigen Entfremdung von Gott ſchon ſelbſt mit ſich führe; denn wo der Kern des Menſchen, die tiefſte Quelle aller ſeiner Beſtrebungen, verdorben iſt, da kann nichts Gutes mehr aus ihm hervorgehen, ſo wenig als ein Baum Früchte tragen kann, die ſeiner Natur und Beſchaffenheit entgegen ſind.

Der böswillige Anlauf war alſo mißlungen. Ein Weib aus der umſtehenden Menge rief ſogar in Folge des mächtigen Eindrucks, die Worte Jeſu auf daſſelbe gemacht hatten, ſeine Bewunderung in einer Seligpreiſung der Mutter aus, die einen ſolchen Sohn geboren; während Er nun hierauf entgegnet, daß dieſe weibliche Regung in einer höhern Liebe zu ſeinem göttlichen Werke aufgehen ſollte, drängt Ihn, unſtreitig auf Anſtiften der beſchämten, aber heimtückiſchen, Phariſäer, die Menge mit der Forderung, Er möge zu ſeiner Rechtfertigung ein recht glänzendes, *himmliſches* Zeichen ſeiner hohen, göttlichen Größe ſichtbar werden laſſen. (Matth. 16, 1. Luk. 11, 29.) Deſſen weigert ſich Jeſus aber in entſchiedener Mißbilligung, und ſchüttet neuen Tadel über die unverbeſſerliche, allen Zeichen der Zeit die größte Verblendung entgegenſtellende, Gemüthsart der Heuchler aus, indem Er ihnen den Spiegel der Beſchämung an der Geſchichte vergangener Zeiten vorhält, da die Weisheit mehr Empfänglichkeit bei Menſchen, von denen man weniger hätte erwarten können, gefunden habe, als bei ihnen, denen nicht unbekannt ſein ſollte, was der allgemeine Zuſtand der Nation jetzt erheiſche.

20.

Die Familie.

Die Verläumdung, wenn ſie nur klug genug iſt, die Vorurtheile der Menſchen zu benutzen und nicht allzuſehr gegen alle Wahrſcheinlichkeit verſtößt, findet immer ihren Boden. Das ſcheint bei den Brüdern Jeſu der Fall geweſen zu ſein, denen die ſchon öfters geäußerte Meinung der Phariſäer, Jeſus ſei ſelbſt von einem unſaubern Geiſte beſeſſen, zur Kunde gekommen ſein mochte (Mark. 3, 21. 30.). Ueberhaupt wohl unfähig, des Bruders Unternehmen zu begreifen, und ſeine Begeiſterung zu verſtehen, allerdings wohl auch durch das Gerücht ſeiner außerordentlichen Thaten betroffen, und von der beſorgten Mutter überdieß gedrängt, ſuchen ſie Ihn, da Er Nazareth vermeidet, in Capernaum auf, um ſich von ſeinem Befinden ſelbſt zu überzeugen. Die Mutter ließ ihr Herz nicht zurückbleiben. Jeſus war ſelbſt eben erſt wieder daſelbſt eingetroffen und wurde von der Volksmenge ſo umdrängt, daß Er ſich nicht einmal die nach längerer Wanderung und vielleicht vielfältiger Anſpannung ſeiner Kraft nöthige Labung gönnen konnte. Um ſo mehr ſtieg die Beſorgniß der Seinigen für Seine Geſundheit, und ſie laſſen Ihm denn ihre Ankunft in das Haus hineinmelden, damit, da ſie vor dem Volke nicht zu Ihm gelangen konnten, Er zu ihnen herauskommen möchte. Fanden ſie ſeinen Zuſtand bedenklich, hätten ſie ſich Seiner wohl bemächtigt, um Ihn dem Uebermaaße der Anſtrengung zu entziehen. Er wendet aber jede Verlegenheit, in die Er durch Zuſammentreffen mit den Angehörigen unter den gegenwärtigen Umſtänden hätte gerathen können, dadurch ab, daß Er erklärt, jetzt müſſe jeder Anſpruch der Familienverhältniſſe ſeinem höhern Berufe nachſtehen; für dieſen aber habe Er an ſeinen Jüngern und Allen, welche durch Anſchließen an ſein Gotteswerk daſſelbe förderten, die theuerſten Angehörigen. So übte der Herr ſelbſt, was Er von Andern forderte, (Matth. 10, 37.) und widmete ſich fortwährend dem Lehrgeſchäfte, deſſen Wichtigkeit Ihm nicht erlaubte, irgend eine Gelegenheit zu verabſäumen, bei welcher Er vom Reiche Gottes zu dem Volke ſprechen konnte. —

21.

Die Parabeln.

Es iſt bei der Art, wie die drei erſten Evangelien erzählen, jedes eine andere Reihenfolge der Reden Jeſu beobachtet, und keines auf genaue Zeitbeſtimmungen ſich einläßt, rein unmöglich, auch nur annäherungsweiſe eine ſichere Ordnung zu ermitteln, in welche man die vielen herrlichen Gleichnißreden Jeſu bringen ſoll. Da ſie aber nur bei dieſen Evangeliſten zu finden ſind, welche überhaupt das Allermeiſte als in Galiläa geſchehen berichten, und, wie ſich weiterhin ergeben wird, Jeſus nach dem Laubhüttenfeſte nicht wieder in ſeine heimathliche Provinz gekommen iſt, ſo möchte, weil ohnehin zu Volksverſammlungen die ſpätere Zeit, die des Herbſtes und Winters, nicht geeignet war, der Raum für ſolche Reden wohl in den nächſten Monaten zu ſuchen ſein; natürlich mit Ausnahme derer, welchen von den Schriftſtellern ſelbſt ihr beſtimmter Platz angewieſen worden iſt, wie das wohl von einigen, in Jeruſalem geſprochenen, behauptet werden kann. Aber auch jene größere Anzahl, die in die nächſte Zeit gehört, muß man ſich nicht ohne jedesmalige beſondre Veranlaſſung geſprochen denken, wenn ſchon Matthäus in dem einzigen 13. Cap. ſieben dergleichen, ohne äußere Motive dafür anzuführen, hintereinander mittheilt; und auch Lukas einige ohne Anknüpfung an beſtimmte Vorfälle bietet. Wollte man ſie, um Weitläufigkeiten und Wiederholungen, ſelbſt ähnlicher Scenen, die den Anlaß gegeben haben, zu vermeiden, unter allgemeine Geſichtspuncte ſtellen (da es ohnehin überflüſſig wäre, ſie wörtlich wiederzugeben, und kühn, ihre urſprüngliche Form verbeſſern zu wollen), ſo würde man ohngefähr ſo dabei verfahren können, daß man zuerſt die beſtimmteſte Beziehung aller dieſer theils kürzer hingeworfenen Vergleichungen, theils weiter ausgeführten Gleichniſſe, die bis zur Allegorie gehen, auf die Idee des Reiches Gottes als Haupttendenz feſt im Auge behielte; dann unter dem im Acker verborgenen Schatze und unter der Perle (Matth. 13, 44. 45.) die Herrlichkeit des Antheils an dieſem Gottesreiche, unter dem Sauerteige (V. 33.) die innere Gewalt, mit der es ſich geltend machen, und unter der Senfſtaude (V. 31. 32.) die fortſchreitende Ausdehnung ſeiner Herrſchaft über die Menſchheit, zu der es, einmal begründet, gelangen würde; ferner unter dem groſſen Abendmahle (Luk. 14, 16—24.) die von den Angeſehenen und Vornehmen gering geachtete und verſchmähete, darum den Niedrigen im Volke zunächſt frommende, endlich aber auch den fremden Nationen zu gute gehende Veranſtaltung Gottes durch Jeſum, das Reich zu ſtiften; weiter unter dem Bilde des wiedergefundenen Schaafes und Groſchens (15, 1—10), ſo wie des reuigen Kindes, das der Vater wieder aufnimmt (11—32), des nicht umſonſt bittenden Freundes (11, 5—10), und der endlich doch erhörten Wittwe (18, 2—7), den liebevollen, ſchonenden Rathſchluß, den Menſchen allen den Zugang zu dieſem Reiche zu öffnen; unter dem Säemanne (Matth. 13, 1—9.) die Thätigkeit Jeſu für dieſes Gottesreich, mit ihren ungleichen Wirkungen bei den höchſtverſchiedenen Zuhörern, unter dem Afterwaitzen (V. 24—30.) die Heuchelei als die gefährlichſte Feindinn deſſelben, unter den Fiſchen im Netze endlich (13, 47—50.) die Strenge des Gerichtes, das in dieſem Reiche einſt gehalten werden ſolle, in treffenden Zügen hingezeichnet, als einzelne, zu jener Hauptidee gehörige, Stücke betrachtete; und zuletzt die Claſſe ſolcher Parabeln zuſammenfaßte, welche auf die *Bedingungen* hinweiſen, unter denen der Menſch auf den Antheil an jenem göttlichen Staate für ſeine Perſon hoffen dürfe. Daß es nehmlich hierzu nicht blos auf einen gewöhnlichen ſchnellen Entſchluß, wie bei alltäglichen Verrichtungen, ankomme, ſondern auf Selbſtverleugnung, Tüchtigkeit der Geſinnung und Ausdauer im Bemühen, lehrt der Vergleich mit dem Bauherrn und dem kriegsluſtigen Fürſten (Luk. 14, 25—33.); daß weltlicher Sinn, wenn er nicht frühe gebrochen wird, ganz zum Ausſchluſſe von den ewigen Segnungen führe, zeigt das Gleichniß vom reichen Manne (16, 19—31.); daß überhaupt kein Mäkeln zwiſchen den irdiſchen Angelegenheiten und den Sorgen um das ewige Heil zuläſſig ſei, beſagt die Vergleichung mit dem reichen Grundbeſitzer, welche der Herr an ſeine Antwort auf die Zumuthung anknüpft, ſich in die Schlichtung eines Erbſtreites einzumengen (12, 13—21; daß Dünkel jeder Art ſich nicht mit der Anwartſchaft auf das Heil vertrage, predigt das Gleichniß von den Gäſten (14, 7—11) und das vom Zöllner (18, 9—14); daß Härte in der Beurtheilung und Behandlung fehlender Mitmenſchen die Anſprüche auf göttliche Erbarmung zerſtöre, liegt offen vor in der Parabel von den beiden Knechten (Matth. 18, 23—35.); und daß der Aufſchub der Bekehrung zu dem göttlichen Leben höchſt gefährlich ſei, weil die Gerechtigkeit Gottes durch ſeine Gnade nicht aufgehoben werde, iſt die Lehre des Gleichniſſes von dem fruchtleeren Baume im Weingarten (Luk. 13, 6 — 9.). Die vielbeſprochene, vielfach behandelte, und wohl auch oft gemißbrauchte Parabel von dem ungerechten Haushalter (Luk. 16, 1 — 12) ſteht einzig in ihrer Art und vereinzelt da; ſie war nur zu den Jüngern geſprochen, und ſollte ihnen natürlich nicht den Gebrauch ungerechter Mittel, ſondern ein kluges Verfahren, das freilich auf ihrem Standpunkte ein viel edleres Streben in ſich ſchließt, für ihr Amt empfehlen; aber es hörten Phariſäer die Worte des Herrn und glaubten ſie auf ſich geſagt, ſo daß ſie Seiner ſpotteten, als habe Er ſeinen Jüngern einen Rath ertheilt, den dieſe Leute ohne ihre Bildung und Gewandtheit nicht brauchen könnten.

22.

Die Wüſte.

In den Raum jener Monate, welche Jeſus zu öfterm Predigen vor dem Volke benutzte, fallen auch mehrere Heilungen; fällt wahrſcheinlich auch die Rückkehr der Siebenzig, welche den Herrn nur in ſeiner Heimath zu finden ſicher hoffen konnten. Sie iſt von mehrern Evangelien unbeachtet geblieben, und im Ganzen um ſo unbedeutender für unſre Geſchichte, je deutlicher aus der Antwort des Meiſters auf die Berichte der Boten von dem Erfolge ihrer Sendung hervorgehet, daß ſie die meiſte Freude an ihrem Wirken aus einigen gelungenen Heilungen geſchöpft hatten. Jeſus hält dagegen das größre Zutrauen zu ſeiner Sache und die vermehrte Willigkeit zu ſeiner Nachfolge für den beſten Gewinn, den ſie davon gezogen, und preiſt die Seinigen glücklich, daß ſie erleben, was viele edle Männer zu erleben vergebens ſich geſehnt hätten; Ihm ſelbſt ſei es, ſagt Er, längſt nichts Neues; die Zeit eines großen Umſchwungs in der Menſchheit nahe mit mächtigen Schritten; und ſomit gehe die Herrſchaft des Dämonenreiches, d. h. des Glaubens an daſſelbe, ihrem Ende entgegen.

Wichtiger war in den Augen Jeſu die Nachricht von einem andern Ereigniſſe, das in dieſen Abſchnitt gehört. Das edle Haupt des Täufers war als Opfer weiblicher Rachſucht und Liſt für die Freimüthigkeit gefallen, mit welcher derſelbe den Frevel auf dem Throne getadelt hatte. Ob Jeſus ſelbſt fürchtete, von einem ſolchen Fürſten könne auch Ihm wohl meuchlings nachgeſtellt werden; oder ob die Nachricht, Herodes halte Ihn für den auferſtandenen Johannes, was der Aberglaube als Erzeugniß des böſen Gewiſſens demſelben eingeredet haben kann, jene Beſorgniß in Jeſu erſt weckte; oder ob endlich die heuchleriſche Warnung der Phariſäer, die den Herrn aus ihrer Gegend zu entfernen wünſchten, Er möge doch lieber aus der Nähe des Fürſten ziehen, der Ihn zu tödten trachte, wirklich vermochte, Ihm Unruhe einzuflößen; — genug, Er hält ſich, — ohne jedoch den Phariſäern den Glauben zu gönnen, Er traue ihren Reden — nicht mehr ganz ſicher im

Gebiete des fürſtlichen Mörders. Nach Judäa mochte Er ſich indeß ohne den Schutz des Volkes, der Ihn allein gegen die gewaltthätigen Abſichten der Prieſter ſicher ſtellen konnte, eben ſo wenig wenden. Dagegen ſchien das nördliche Land jenſeits des Sees, welches Philippus beherrſchte, eine Zuflucht zu gewähren, die zugleich Ruhe und Erholung und Muße zum ungeſtörten Unterrichte der Jünger ſchenkte. Dieſe Hoffnung ward jedoch vereitelt. Aus der Richtung ſeines Fahrzeuges nahm die Menge ſehr bald ab, daß ſie, um das Ufer nachgehend, Ihn in Kurzem wieder einholen könnte; und ſo findet Er ſich denn wirklich in der wenig angebauten Gegend bei Bethſaida Julias am nordöſtlichen Geſtade, anſtatt in gewünſchter Einſamkeit, ſehr bald wieder von Tauſenden umringt, unter denen auch Kranke aus den dortigen zerſtreut liegenden Ortſchaften, welche der ungewöhnliche Zug von Menſchen aufmerkſam gemacht haben mag. Nach einigen Heilungen predigt Er daher wieder in langen Reden zu der Menge, deren Zuſtand ſein Herz immer mehr mit Bedauern erfüllte. So kam der Abend heran, und die Jünger mahnen den Meiſter, Er möge die, gewiß nicht mit den nöthigen Nahrungsmitteln verſehenen Haufen entlaſſen, damit ſie Unterkommen und Speiſe ſuchten. Anſtatt ihrem Andringen nachzugeben, gebietet Er, allen in der Nähe aufzutreibenden Vorrath herbeizuſchaffen (Joh. 6, 9.), das Volk in Gruppen lagern zu laſſen und dann, nachdem Er gebetet, zu vertheilen, was da war. Die ungeheure Volksmenge findet Sättigung und —

es blieb noch übrig. Wenn nun die drei erſten Evangeliſten die Sache ganz einfach, ohne Schimmer des Wunderbaren, erzählen, nirgends eine eigentliche Vervielfältigung der Maſſe erwähnt iſt, und nicht angenommen werden kann, daß die von Capernaum nachziehenden Haufen unvorſichtig geweſen ſeien, meilenweite Wanderungen zu unternehmen, ohne ſich im Mindeſten mit Speiſe zu verſorgen: ſo bleibt dieſe Speiſung unſtreitig nur deßhalb höchſt merkwürdig, weil ſie von dem Volke als ein ſchlagendes Zeugniß der Meſſiaswürde Jeſu angeſehen worden iſt, ſo daß es Anſtalt machte, den Mann, der, wie hier im Kleinen, ſo auch im Großen eine gleiche Vertheilung des Beſitzes herſtellen werde, zum Könige auszurufen. Solchem Beginnen entzog ſich Jeſus, indem Er die Jünger zur Rückfahrt treibt, ſich ſelbſt aber auf einen nahen Berg zurückzieht, und ſpäter an einer ihnen angegebenen Stelle wieder zum Schiffe kommen zu wollen verſpricht, weßhalb ſie ſich nicht weit vom Ufer entfernen ſollten. So geſchieht es denn auch in früheſter Dämmerung, als der Schleier des dem See entſteigenden Nebels das Geſtade nur undeutlich wahrnehmen läßt. Waren die Jünger von der ſtürmiſchen Nachtfahrt ſchon aufgeregt, ſo konnte die Ankunft des Meiſters, ehe ſie dieſelbe erwartet hatten, leicht Anlaß zu dem Geſichte geben, welches Lukas ganz verſchweigt, Johannes ſehr ſchlicht erzählt, aber bei Markus und Matthäus mit dem ganzen Schmucke eines Wunders geſchildert iſt, als ob der Herr gegen alle phyſikaliſche Denkbarkeit auf der Oberfläche des See's, wie auf feſtem Boden gewandelt wäre. Das Volk übrigens, welches nur die Jünger abfahren geſehen und deßhalb geglaubt hatte, Jeſus werde am Morgen ſich wieder zeigen, brach, da dieß nicht geſchahe, von dem Platze, deſſen Grasreichthum das Lagern für die Nacht erleichterte, ziemlich ſtürmiſch zur Rückkehr auf, und belud einige, in der Nähe befindliche, Fahrzeuge mit Vielen von Denen, welchen der Landweg um den See zu ſchwer gefallen ſein würde.

23.

Das Brodt vom Himmel.

1. Cor. 10, 16.

Lange in der Nähe des Tyrannen, in die Er auf ſolche Weiſe wieder zurückgekehrt war, mochte Jeſus nicht verweilen, denn mehr als der Aberglaube des Fürſten konnte jene Aufregung des Volkes, der Er ſich eben entzogen hatte, gefährlich für Ihn werden. Um aber dieſe zu beſchwichtigen, ſprach Er noch gegen Diejenigen, welche Ihn nach ihrer Rückkehr in der Synagoge fanden und fragten, wie Er zurückgekommen wäre, ohne darauf zu antworten, ſeine Unzufriedenheit über den gemeinen Sinn ſeiner nur irdiſche Hoffnungen auf Ihn ſetzenden Landsleute in dem Vorwurfe aus, es ſei zuletzt doch nur die leibliche Sättigung, was ſie zu Ihm hinziehe. Möchtet Ihr, fährt Er, auf höhere Gegenſtände übergehend, fort, möchtet Ihr lieber der Geiſtesnahrung nachgehen, die ich biete; lieber den Stifter eines neuen, geiſtigen Gottesſtaates, als den Wunderthäter in mir ehren. Das ſchon regt die Empfindlichkeit der Leute auf, die gewohnt waren, nur in Moſes den Begründer der Theokratie zu erblicken; daher geben ſie Ihm mit dem Anführen, Moſes habe durch Manna vom Himmel das Volk vor dem Hungertode in der Wüſte zu bewahren gewußt, zu verſtehen, ſo Außerordentliches habe Er doch geſtern noch nicht geleiſtet. Die Erklärung, Er rede ja gar nicht von der leiblichen, vergänglichen Speiſe, wie jenes Manna doch geweſen, ſondern von einem, dem Menſchen höheres und nimmer aufhörendes Leben ſpendenden Brodte des Himmels, das nicht Moſes, ſondern nur Er gebe, der es perſönlich darſtelle, erbittert nur noch mehr. Beſänftigend erläutert Er hierauf das Bild, und vertauſcht es, um von dem unwillkommenen Vergleiche mit Moſes abzulenken, vorübergehend mit einem noch ſtärkeren, das Er bei dem durch das Geſetz geheiligten Abſcheu der Juden vor Blutnahrung gar nicht buchſtäblich gebrauchen konnte, um das innige Aufnehmen eines fremden Geiſtes und Weſens, hier des ſeinigen, deutlich zu machen. Allein dieß mit noch weniger Erfolg; denn gerade das ſinnliche Auffaſſen dieſes Eſſens und Trinkens bringt wahres Entſetzen bei den Anweſenden hervor, ſogar bei einigen Anhängern, die eine ſolche Sprache für eine „harte, unannehmbare Rede“ erklären. Selbſt die nochmalige Verſicherung des Herrn, man müſſe, um Ihn zu begreifen, nur nicht am Klange der Worte hangen, ſondern dem lebendigen Geiſt derſelben erfaſſen, konnte nicht verhindern, daß Viele ſeiner bisherigen Anhänger zurücktraten. So erkannte Er denn immer mehr die traurige Unfähigkeit vieler Zeitgenoſſen, ſeinen Sinn zu erfaſſen; und der Jünger Vorbereitung wurde immer dringender nöthig, wenn ſein Werk Beſtand und Ausbreitung gewinnen ſollte. Aber hatten ſie nicht vielleicht ſelbſt Anſtoß an jenen Vergleichungen genommen? Die Antwort, welche Petrus auf die Anfrage deshalb im Namen Aller giebt, verſicherte Ihn ſehr entſchieden des Gegentheils, denn Dieſer bekennt mit dem gewöhnlichen Feuer, ſie hätten ſeine Rede recht wohl verſtanden und erſehen, daß Er der Heilige Gottes ſei; ſie würden nun nicht mehr von Ihm und ſeiner Sache weichen.

(Johannes fügt aus ſeiner Anſicht hinzu, in jenem Bilde habe eine Anſpielung auf das ſpäter eingeſetzte Abendmahl gelegen; und eine andre Begründung dürfte wohl auch der vorausgreifende Zuſatz vom Verräther nicht haben.)

24.

Das Ausland.

Trotz der Beſorgniß, daß, wenn Herodes, vielleicht ſogar [illegible] der Prieſter, feindlich gegen Ihn geſtimmt [illegible], ſeine Sicherheit in Galiläa gefährdet ſei, nahm Jeſus noch die Einladung eines Phariſäers an, bei ihm zu ſpeiſen. Da gaben denn der Prunk des Mahles, das Benehmen der Gäſte voll Rangſucht, aufgeworfene Fragen über die religiöſen Waſchungen vor dem Eſſen und über Sabbathsruhe dem Herrn Gelegenheit, den lauernden Gegnern einige ſtarke Wahrheiten zu ſagen; und die Jünger, welche bemerkt haben mochten, wie empfindlich jene getroffen waren, theilten Ihm ihre Sorge darob mit. Jeſus wich daher allen fernern Zudringlichkeiten der Parthei, die leicht durch dergleichen Auftritte noch mehr zu politiſchen Ränken am Hofe gereizt werden konnten, durch einen Austritt in das benachbarte Ufergebiet der phöniziſchen Handelsſtädte aus. Von beſonderen Vorfällen deſſelben iſt nur der einzige mit dem heidniſchen Weibe aufbewahrt, welches durch ſeinen Glauben an die Macht des Herrn über die Geiſter der Krankheiten, wovon das Gerücht die jüdiſchen Gränzen bereits überflogen hatte, und durch ſein demüthiges, auf harte Proben geſtelltes, aber unermüdliches Bitten den Herrn überraſcht und zur Heilung der kranken Tochter bewegt. Dagegen mag auf dieſer Wanderung das Geſpräch des Meiſters mit den Zwölfen ſehr oft die Unterweiſung derſelben zu ihrem künftigen Berufe betroffen haben; wobei es nicht an Warnungen vor einem leichtſinnigen Unternehmen dieſes Amtes ohne tüchtigen Willen, Alles, ſelbſt das Leben daran zu ſetzen, und jede Schmach, jede Entbehrung zu tragen, und vor allem phariſäiſchen Weſen in der Leitung der Menſchen zur Religion, aber auch nicht an Veranlaſſungen der ungeheuren Gährung der Geiſter, die Er herbeiführe, noch endlich an Mahnungen zu einem weiſen Verhalten und an Verheißungen des göttlichen

Schutzes und einer höhern Kräftigung durch den Geiſt von oben fehlte.

Von dort nimmt der Herr, des ſich nähernden Laubhüttenfeſtes wegen, um in Galiläa nicht mehr lange verweilen zu müſſen, ſeinen Weg an der nördlichen Gränze hin, und wir treffen Ihn bei Cäſarea, dem alten Dan. Hier kommt die Rede einmal auf die öffentliche Meinung, die ſich im Volke von Jeſu gebildet haben möge. Nachdem der Eine dieſes, der Andre jenes angeführt, fragt Jeſus die Zwölf, welche Herzensmeinung über Ihn nun eigentlich die ihrige ſei. Da wiederholt Petrus das neulich ausgeſprochene Bekenntniß mit demſelben Enthuſiasmus. Wie zufrieden ſich auch der Meiſter darüber äußert, weil ein ſolcher Glaube, der nicht aus gemeiner Geſinnung hervorgehen könne, der rechte Grund der Hoffnung für Ihn ſei, daß ſie ſein Gotteswerk gegen alle Hinderniſſe fortführen würden: ſo unterſagt Er ihnen doch, die Anſicht, Er ſei der Meſſias, obwohl Er dieſelbe gebilligt, vor der Hand öffentlich verlauten zu laſſen, weil dadurch das allerdings unvermeidliche Geſchick, welchem Er zu rechter Zeit ſich willig unterwerfen werde, nehmlich für ſein Werk zu ſterben, ohne Nutzen beſchleunigt werden könnte. Solche traurige Ahnung will Petrus nicht aufkommen laſſen; er beſchwört den Meiſter, ſich ſo großer Gefahr nicht auszuſetzen. Aber da folgt dem vorhin empfangenen Lobe ein ſtrenger Verweis; denn Rathſchläge gewöhnlicher Klugheit, ſagt der Meiſter, möge Er nicht hören; dieſer aber komme nicht aus jenem göttlichen

Sinne; und was immer durch ſolche gewonnen werde, es ſei kein Gewinn, ſofern der Preis dafür das Opfer des Seelenfriedens wäre.

Auf der Oſtſeite des Jordans weiter herab ziehend, (Mk. 7, 31.) heilt Jeſus einen Taubſtummen; überſchreitet aber unterhalb des galiläiſchen See's den Fluß in der Abſicht, dießmal die Feſtreiſe durch Samaria zu machen; ſo blieb Er nur flüchtig auf dem Gebiete des Herodes. Genau dieſe Rückſicht macht es höchſt zweifelhaft, daß hier noch eine Speiſung vieler Tauſende vorgefallen ſein ſoll; die übrigens weder Lukas noch Johannes anführen und jener erſten gar zu ähnlich erſcheint.

25.

Die Verklärung.

(2. Petr. 1, 17. 18.)

Die Begebenheit, welche unter dieſem Namen bekannt iſt, und die man zuweilen auf einen hohen Berg bei Cäſarea, auch auf den Hermon, als höchſte Spitze des Libanon, aber richtiger unſtreitig, weil eine Woche vorübergegangen war, nach der Volksſage auf den Thabor verlegt hat, für unſre Zeit vorſtellig zu machen, wird bei einer buchſtäblichen Auffaſſung immer mißlich bleiben. Wirkliche Todtenerſcheinungen und Geſpräche Verſtorbener mit Lebenden, dem Dritten hörbar, tragen ein allzuſtarkes Gepräge der

Unwahrſcheinlichkeit an ſich. Es würde aber auch die andre Annahme, als ob Jeſu [illegible] it Männern, welche den Jüngern unbekannt geweſen, eine Zuſammenkunft gehabt, über welche Er ihnen trotz ihres Redens von der Erſcheinung des Moſes und E[illegible] en berichtigenden Aufſchluß gegeben hätte, gegen den ehr[illegible]rdigen Charakter Jeſu verſtoßen. Da nun Johannes, welcher zugegen geweſen ſein ſoll, der Sache gar keine Erwäh[illegible]ung thut, und Lukas, der übrigens nichts von dem Verb[illegible] Jeſu, über den Vorfall zu ſprechen, anführt, die drei Jün[illegible] unverhohlen Schlafende nennt; in allen drei Berichten endlich Petrus allein die Hauptperſon ſpielt, ſo wird das U[illegible]theil über das Ereigniß frei bleiben müſſen und vielleicht der Wahrheit am nächſten kommen, wenn man annimmt, daß nachher eingefügte Geſpräch Jeſu über Johannes [illegible] ls den Elias, der nach dem Volksglauben dem [illegible] als Vorbote vorhergehen ſollte, ſei vorher erfolgt und ha[illegible] die ſinnende Seele des Petrus lebhaft beſchäftig[illegible] [illegible] nut die Erinnerung an die doppelte feierliche Erklärung, [illegible] welcher er jüngſt getrieben worden war, und an die Au[illegible]ſage Jeſu in Capernaum, Er gebe Größeres, als Mo[illegible] gegeben habe, in dem halbwachen, halbträumenden Manne zuſammen, und die eigenthümlichen Bilder der Herrlichkeit ſeines Meiſters, die ſich ſo erzeugten, wurden in dem Momente, wo er einmal muntrer wurde und den Herrn in hoher Andacht betend erblickte, vielleicht beten hör[illegible] für ihn zur wahrhaften Anſchauung. Dann wäre jen[illegible] bet nur als eine ſchonende Abwehr des Redens über eine Sache anzuſehen, die dem Meiſter zu unerheblich ſchien, um ſich bei ihr aufzuhalten.

26.

Letzte Tage in Galiläa.

Die Kunde von der Wiederkehr Jeſu verbreitete ſich ſo ſchnell, daß Er beim Herabſteigen von dem Thabor ſchon wieder eine Menge Volkes bei den neun Jüngern findet, die Ihn nicht auf den Berg begleitet hatten. Dieſe hatten vergeblich verſucht, einen mondſüchtigen Knaben zu heilen, und äußern, als dem Meiſter die Heilung ſchnell gelingt, ihre Betroffenheit über ihr erfolgloſes Bemühen. Da verhehlt Er ihnen denn nicht, daß, wenn ſie ihr ganzes Gemüth nicht noch entſchiedener auf das Göttliche richteten und an der vollen Zuverſicht des Glaubens reicher würden, was nur durch fleißige Andachtsübung errungen werden könnte, ſie nie Großes zu Stande bringen würden. Mochte dieſe Aeußerung, welche jene Drei nicht auf ſich bezogen, oder die Eiferſucht auf den Dieſen geſtatteten Vorzug bei den Neun den Anlaß geben, es entſpann ſich jetzt ein Streit unter den Zwölfen über den Rang, den ſie einſt in dem Reiche ihres Herrn einnehmen würden. Vielleicht hatten ſich unterdeß die Brüder des Herrn auch aus dem nahen Nazareth eingefunden und ſo nahe herzugedrängt, daß ſie jenen Streit hörten und den Schluß darauf bauten, ihr

Bruder, der in immer geſpanntere Stellung zu den Obern des Volkes gerieth, und nach dem Gerücht ſchon neulichſt nahe daran geweſen war, zum Könige ausgerufen zu werden, lege es doch wohl, da die Schüler von den Ehrenſtellen in ſeinem Staate ſprechen, auf einen Umſturz der Dinge im Lande an, wobei ſie ſelbſt eine bedeutende Stellung erlangen müßten. Daher nähern ſie ſich, und geben, im völligen Mißkennen ſeines Geiſtes, dem Bruder den Rath, das nahe Feſt in ihrer Geſellſchaft zu beſuchen und ſo den Schauplatz ſeiner Thätigkeit nach dem Orte zu verpflanzen, wo ſein Plan doch die letzte Ausführung finden müſſe (Joh. 7, 2. f.). Gerade dieſe Begleitung aber verleidete Ihm das Aufbrechen nach Judäa, und Er wendet ſich unter offnem Tadel der brüderlichen Zumuthung in entgegengeſetzter Richtung nach Capernaum; nimmt jedoch, um deſto weniger Aufſehen daſelbſt zu erregen, nur ein Paar der Vertrauteſten mit ſich, während' Einige abgehen, Ihm den Weg durch Samaria zu bereiten. Wenigſtens erwähnt die bedeutungsloſe Anekdote von der Münze im Munde des Fiſches nur den einzigen Petrus als Begleiter in Capernaum. Iſt dieſe Erzählung, die nur Mathäus hat, von einem Dunkel gedrückt, das eine Erläuterung weder zuläßt, noch auch bedarf, indem, mag das Geld herbeigeſchafft worden ſein, wie es wolle, daraus kein Beitrag zur Charakteriſtik Jeſu erwächſt, außer dem, daß man ſiehet, wie nachgiebig Er ſogar gegen ein unſchickliches Anſinnen verfuhr, um überall kein Aergerniß zu geben: ſo findet man ſich auch ohne ſichere Anweiſung, zu beſtimmen, wo die Zurechtweiſung der Zwölf wegen ihres Streites vorgekommen iſt, weil Markus die Sache nach Capernaum verlegt, während ſie doch wohl ſchicklicher von Lukas ganz in die unmittelbare Nähe der am Berge geſchehenen Heilung und vor die Sendung der Boten nach Samaria geſtellt iſt, wo die Zwölf noch beiſammen waren. Nur wiederholt Lukas einen ähnlichen Vorfall noch einmal viel ſpäter, wo er ſo kaum hat Statt finden können, beim Abendmahle. Die Art aber, wie der Meiſter den Jüngern die Anſpruchsloſigkeit als erſte Bedingung des Antheils am Gottesreiche zu Gemüthe führt, iſt rührend. Er ruft ein Kind herbei, ſtellt es in den Kreis der Zwölf, und fordert ſie auf, dem Kinde in ſeiner unbefangenen Einfachheit zu gleichen, welches nichts von großen Verdienſten kenne und dennoch ein Gegenſtand der Liebe und Fürſorge des himmliſchen Vaters ſei, und eben ſo wenig, als irgend Jemand anders, verachtet oder verſäumt werden ſolle. Hiervon war der Uebergang leicht zu den allgemeinen Warnungen vor Kränkungen Anderer durch eitle Selbſterhebung, welche, wenn ſie gleich im Ganzen nie unter den Menſchen fehlen würden, den Einzelnen doch immer verantwortlich machten. Mit gewohnter Umſicht erfaßt jedoch der Herr auch die entgegengeſetzte Seite der Sache und warnt, wie vor dem Aergernißgeben, ſo vor dem Aergernißnehmen, vor der allzureizbaren Empfindlichkeit, die ſich ohne Urſache von Andern verletzt glaubt. Nun lag es ganz nahe, überhaupt ein Wort von der Verſöhnlichkeit unter einander hinzuzufügen; daher die Mahnung, ſelbſt bei wirklichen Beleidigungen erſt unter vier Augen, dann, falls das umſonſt, vor erwählten Schiedsrichtern, endlich vor der Gemeine die Ausſöhnung mit dem Gegner zu verſuchen, wo Er immer Seine Nähe bewähren werde. Die Frage des Petrus, ob die Friedfertigkeit gar keine Gränze habe, beantwortet der Meiſter, jede engherzige Beſchränkung auf eine beſtimmte Anzahl von Fällen abweiſend, in der treffenden Parabel von den zwei zinspflichtigen Knechten.

27.

Dritter Feſtbeſuch der Hauptſtadt.

Mit welchen Empfindungen Jeſus nach ſo vielen, und doch größtentheils ſeinem Zwecke wenig entſprechenden Verſuchen, den Neubau ſeines Gottesſtaates zu begründen, ſein Vaterland verlaſſen haben mag, verräth ſein Wehe über die Städte, die am öfterſten Zeugen ſeiner Thätigkeit geweſen waren und doch in ihrem alten Weſen beharrten, (Luk. 10, 13. ff.). Leider erfuhr Er auch in ſeinem nächſten Kreiſe genug Betrübendes. So jetzt auf dem Wege den Ausbruch der Eiferſucht in Johannes gegen Leute, die nicht in ihren Bund gehörten und doch ſich anmaaßten, in Jeſu Namen Heilungen zu verrichten. So trotz des Nachdrucks, mit welchem der Herr dieſe neidiſche Regung tadelt, kurz darauf den heftigen Zorn deſſelben Apoſtels und ſeines

Bruders über die Einwohner Samariens, welche die Boten Jeſu, weil derſelbe nicht bei ihnen bleiben, ſondern nach Jeruſalem ziehen wollte, unfreundlich abgefertigt hatten, und über welche jene Zween ſogleich himmliſche Strafen herabrufen zu dürfen meinten.

Strafend zwar dieſen Geiſt, an deſſen Stelle ein ganz anderer die Seinen beherrſchen ſoll, aber berechnend den Aufenthalt, welchen Ihm unter ſolchen Umſtänden das Zuſammentreffen mit den Samaritanern verurſachen könnte, giebt Er den Vorſatz auf, durch die Provinz derſelben zu reiſen, und zieht (Luk. 17, 11.) an der Gränze zwiſchen Galiläa und Samaria, wohin die Heilung der zehn Ausſätzigen ſchon darum gehört, weil ein Samariter unter ihnen war, nach Jeruſalem, wo ſeine, durch den Umweg freilich verzögerte, Ankunft bereits unter günſtigen und ungünſtigen Aeußerungen von der geſpannten Menge erwartet und beſprochen wurde. In Mitten der feſtlichen Tage tritt Er lehrend auf, Bewunderung bei Solchen, die Ihn zum erſten Male hören, erregend; Unwillen bei Denen, die ſeine ſtrafende Rede übel empfanden; Verdruß und ſcheltenden Tadel bei Andern, denen ſeine Erwähnung des Prieſterhaſſes gegen Ihn beleidigend vorkam. Einheimiſche bringen die am vorigen Feſte geſchehene Heilung (S. 155) wieder zur Sprache, über die Er ſich zu neuer Vertheidigung herabläßt, indem Er an die Gewohnheit erinnert, die Ceremonie der Beſchneidung auch dann nicht aufzuſchieben, wenn der geſetzliche Tag dazu auf einen Sabbath falle.

„Richtet alſo, ſpricht Er, richtet nicht nach dem Scheine! urtheilt billig!" So erhielt ſich denn eine Spaltung der Meinung im Volke, die dem Herrn wenigſtens in ſo fern nützlich wurde, als die Phariſäer nicht wagen konnten, öffentlich gegen Ihn zu verfahren.

Kaum wird ein ſchicklicherer Zeitpunkt auszumitteln ſein, als dieſer Feſtbeſuch, in welchen der Aufenthalt Jeſu im Thalflecken Bethanien jenſeits des Olivenberges zu ſtellen wäre, den der einzige Lukas hat. Wie ward Chriſtus mit der Familie bekannt? War Er ſchon öfter dort geweſen? Fragen, die keine Beantwortung bei den Evangeliſten finden. Wie nun? wenn die Geſchwiſter urſprünglich in Galiläa gewohnt, erſt Lazarus ſich in jenem jüdiſchen Flecken niedergelaſſen und Martha zur Führung ſeines Hausweſens mit ihm gezogen, darnach dort verheirathet worden und nicht in demſelben Hauſe mit dem Bruder geblieben (was auch aus keiner einzigen Stelle hervorgehet), Maria dagegen in Galiläa elternlos geworden, in die Netze der Verführung gefallen und alſo doch dieſelbe wäre, die den Herrn im Hauſe des Phariſäers geſalbt hatte (S. 152.); die nach ihrer Buße die Gegend ihrer Heimath verlaſſen und in die Verborgenheit zu ihrer verwittweten Schweſter ſich gewendet hätte, einem ganz neuen Leben für immer hingegeben? Dann iſt der Faden der Befreundung Jeſu mit dem Geſchwiſter gefunden; dann erklärt ſich, warum das Haus „das Haus der Martha" heißt; warum Lazarus dießmal nicht erwähnt iſt, und doch bei ſeiner Erkrankung von der

Schweſter gepflegt werden konnte; warum Jeſus das ſonſt nicht genug motivirte Verhalten der jüngern Schweſter gegen den Vorwurf der ältern, aus dem Grunde vertheidigte, weil Er ſich des Ernſtes freute, mit welchem jene das gute Theil ergriffen hatte und nun dem Himmliſchen mit ganzer Seele zugethan war; ja! ſogar die Angabe bei Johannes (11, 2.) *vor* der Salbung, die er (12, 3.) erzählt, findet ihren Aufſchluß in der doppelten, von derſelben Perſon, alſo auch ziemlich auf dieſelbe Weiſe dargebrachten Opfergabe dankbarer Liebe.

Nach Lukas, welcher darin von den beiden andern Evangelien ſeiner Art abweicht, und geſtützt auf die Angabe Johannis (7, 15.), welche auf eine Anführung der heiligen Bücher hindeutet, reihen wir hier, als an einem der feſtlichen Tage vorgefallen, das Geſpräch Jeſu mit dem Schriftgelehrten über das vornehmſte Gebot im Geſetze ein; bei welchem Er den ſchlauen Einwand, man wiſſe nur eigentlich nicht genau, wen man für ſeinen Nächſten halten ſolle, durch die eben ſo ernſt ſtrafende, als rührende Parabel von dem barmherzigen Samariter, in ſeiner ganzen Armſeligkeit blosſtellt.

Am letzten Tage nimmt der Herr von dem feierlichen Waſſergießen im Tempel Anlaß, mit demſelben den erfriſchenden und belebenden Geiſt zu vergleichen, welcher über Seine treuen Anhänger ausgegoſſen werden würde. Zwar erregt dieſe Rede wieder ganz entgegengeſetzte Urtheile über Ihn im Volke; aber die, mit der Gefangennehmung Jeſu beauftragten Tempeldiener entmuthigt ſie ſo, daß dieſe in einer Sitzung des hohen Rathes erklären: es habe nie ein Menſch ſo geredet, wie dieſer Menſch, — und dadurch unter den Männern des Uebermuthes eine ſtürmiſche Verhandlung voll Erbitterung verurſachen. Nur Nicodemus (S. 104.) wußte jeden allzuſtarken Beſchluß des Synedriums dadurch zu hintertreiben, daß er den Grundſatz alles Rechtes geltend machte, man müſſe jeden Angeſchuldigten erſt hören, ehe man ihn verdamme. So für den Augenblick zur Ruhe verwieſen, mochten die Hohenprieſter darauf denken, den ihnen Verhaßten immer mehr in ſolche Lagen zu bringen, die Ihn verleiten ſollten, verfängliche Aeußerungen zu thun. An einer glücklichen Stelle eingeſchoben erſcheint daher bei Johannes die Erzählung von dem Weibe, das man vor den Herrn führt, damit Er ſich zu einer für Ihn verfänglichen Einmiſchung in eine Sache des Strafrechtes einmiſche. Nur fehlt für dieſe ganze Episode, die ohnehin die allerſtärkſten Bedenken aus wiſſenſchaftlichen Gründen gegen ſich hat und als zum vierten Evangelio gar nicht gehörig ſchon längſt dem Zweifel preisgegeben worden iſt, der eigentliche Zuſammenhang mit dem Folgenden; denn, läßt man den Bericht von der Verſammlung der Prieſter, als nur durch das Mißlingen des Verſuches, Jeſum im Tempel aufgreifen zu laſſen, herbeigezogen, und jenen zweifelhaften Vorfall ausfallen, ſo reiht ſich die weitere Rede Jeſu wegen ihres bis auf ganze Sätze gleichen, Inhaltes ohne alles Bedenken als Fortſetzung, oder noch richtizer, als Erläuterung und Erweiterung der frühern Rede an. Wie dem nun immer ſei, der Herr enthält ſich des Urtheils als Richter, ermahnt das Weib als Religionslehrer zur Umkehr von dem Pfade der Sünde; und ſpricht, wie vorher unter dem Bilde des Waſſers, nun unter dem eben ſo geläufigen des Lichtes, von Sich ſelbſt und ſeiner Macht, ſeine Anhänger zum Heile zu führen. Nicht ohne neuen Widerſpruch anweſender Phariſäer (8 13.); jedoch auch nicht ohne Eindruck auf Wohlmeinende unter den Anweſenden (8, 31.). Nur die Gegenwart der Letztern konnte Ihn am Ende des heftigen Auftrittes (V. 59.) vor gewaltthätiger Mißhandlung ſchützen. Die feierliche Berufung auf Gott, als ſeinen Vater; die wiederholte Behauptung, daß nur Er ſie aus dem gegenwärtigen beklagenswerthen Zuſtande retten könne, wenn ſie ſein Wort annähmen, und ſo zur Wahrheit gelangten; der offene Vorwurf, daß ſie, in ihrer Verderbtheit dem Beſſern bereits unzugänglich geworden, lieber Ihn aus dem Wege räumen, als ſich ändern möchten; die unumwundene Erklärung, daß ſie ſich durch ihren Haß gegen Ihn aller Gemeinſchaft mit Gott, aller Anwartſchaft auf die Segnungen Gottes verluſtig machen und ihren Untergang bereiten würden; reizte die Parthei ſeiner Gegner bis zu groben Schmähungen gegen Ihn. Als Er vollends die ächte Verwandtſchaft ſolcher falſchen Iſraeliten mit Abraham, freilich in geiſtigem, von ihnen nicht ergriffenem, Sinne, auch ihnen abſpricht, ſie vielmehr, weil ſie der Lüge fröhnten, mit Kindern des Teufels vergleicht; und Sich, den Spender eines ewigen Lebens, noch über Abraham, der nur in ferner Zukunft geſchauet habe, was Er nun verwirkliche, und Sein Sein vor das des Erzvaters ſtellt — da konnte Ihn nur ſchnelle Entfernung mitten durch das ſtaunende Volk hindurch der Steinigung entziehen, mit welcher man Ihn ſchon bedrohte.

28.

Peräa.

Nichts natürlicher, als daß Jeſus auch in der Provinz, welche Er bisher kaum betreten hatte, und die namentlich in den größern Städten eine ſtarke Bevölkerung zählte, den Boden für die Saat einer neuen Zeit vorbereiten wollte. In der That verlegen Markus (10 ,1.) und Matthäus (19, 1.) nun den Schauplatz der Thätigkeit des Herrn nach dem Abſchiede aus Galiläa auf dieſes neue, weite Feld. Nur drängt ſich ſchon Alles der Kataſtrophe, die das Ende der Geſchichte herbeiführt, ſo mächtig zu, daß, weit gefehlt, den Zeitraum von mindeſtens fünf Monaten von Thatſachen ausgefüllt zu ſehen, wir kaum ein paar Anekdoten von dem Aufenthalte in Peräa vorfinden, von denen nicht einmal mit Gewißheit geſagt werden kann, ob ſie in die erſte oder zweite Hälfte dieſes Abſchnittes gehören. Denn in die Mitte deſſelben fällt, wie ſich aus dem Johannes (10, 40. wieder.) ergiebt, der Beſuch des Tempelfeſtes, das zum Andenken der unter dem Makkabäer Judas geſchehenen neuen Einweihung des durch Antiochus Epiphanes, den Syrerkönig, entweiheten Heiligthums, in der zweiten Hälfte des Decembers gefeiert ward.

Auch hier nun verfolgen lauernde Phariſäer den Mann, auf deſſen Verderben der hohe Rath dachte, mit ihren verfänglichen Fragen. So gehen ſie Ihn einmal um ſeine Entſcheidung über die Zuläſſigkeit oder Unzuläſſigkeit der Eheſcheidungen an, welche, mit dem Scheine des Rechtes, das Moſes dazu ertheilt hatte, allerdings ungemein häufig vorkamen. Die Antwort Jeſu brachte die Verſucher ſehr bald zum Schweigen. Denn ſogleich zieht Er die Sache, wie Er zu thun pflegte, auf das rein religiöſe Gebiet und weiſt auf das innige, unauflösliche Band hin, welches Gott ſchon in der Schöpfung eines einzigen Paares für die Ehe zwiſchen Einem Manne und Einem Weibe vorgezeichnet habe; erklärt jene vorgeſchützte Erlaubniß im Geſetze für eine dem bürgerlichen Geſetzgeber von der Verdorbenheit der Menſchen abgenöthigte Nachgiebigkeit, für ein nothwendiges Uebel; und fügt ſeine ſittliche Anſicht hinzu, die dahin geht, daß die zweite Verheirathung eines Mannes, der ſeine Gattin aus irgend einem andern Grunde, als den des Treubruchs, von ſich geſtoßen, ſo wie die Heirath mit einem aus dieſem Grunde verſtoßenen Weibe dem Ehebruche ſelbſt gleich zu achten ſei.

Dieſe Aeußerungen greifen ſpäter die Jünger wieder auf, und machen ihre Bedenken gegen alle Verehelichungen unter ſolcher Einſchränkung der Befugniß, ſich von einem, vielleicht böſen, Weibe loszuſagen, laut; und der Meiſter, zwar keinesweges widerſprechend, jedoch eben ſo wenig irgend einen Befehl ertheilend, ſich nicht zu verheirathen, giebt nur zu verſtehen, daß die Menſchen hierbei nicht nach einerlei Maaßſtab zu meſſen ſeien; wohl aber müſſe man Jedem rathen, bei ſeinem Entſchluſſe für oder wider den Eheſtand ſeine Natur, ſeine ſittliche Kraft, und die Lage ſeines Lebens in ſo fern ſorgfältig zu berückſichtigen, als ein eheliches Verhältniß ſeinen Einfluß auch auf die Berufsthätigkeit üben könne.

Möglich, daß hierdurch der Mißverſtand bei den Jüngern erzeugt wurde, der Meiſter gebe überhaupt nicht viel auf Familienleben; und daß ſie Ihm alſo nur eine unangenehme Behelligung erſpaaren wollten, als ſie das Herbeidrängen einiger Mütter abwehrten, die ihre Kinder zu Jeſu brachten, damit derſelbe ein ſegnendes Wort über ſie ſpreche. Möglich, daß Jeſus, indem Er den Kleinen eine doppelte Zärtlichkeit erwies, jenen Wahn zerſtören wollte. Gewiß aber, daß die Worte, welche ſeinen Verweis begleiteten, nicht ſowohl die Kindlichkeit des Sinnes als Bedingung des Antheils am Reiche Gottes, als vielmehr die größere Bildungsfähigkeit der Kinder, namentlich den ſchon verbildeten Erwachſenen ſeiner Zeit gegenüber, hervorheben ſollten.

Ein andermal geſchahe es, daß ein reicher und unbeſcholtner Menſch, den Matthäus einen Jüngling, Lukas einen Vorſteher nennt, Jeſum fragt, was ihm, da er ſtreng nach den Geboten lebe, noch fehle, um ſich des ewigen Lebens ſicher getröſten zu können. Dieſe Erſcheinung war eine ſo ſeltne, daß der Herr aufmerkſamer auf des Menſchen Prüfung eingeht. Er lehnt daher das Beiwort „gut“, womit jener Ihn angeredet hatte, von ſich ab, um demſelben die Größe dieſes Begriffes, der nur an Gott in ganzer Reinheit und Fülle hafte, fühlbar zu machen und den geringen Werth einer blos geſetzlichen, unbeſcholtenen Lebensweiſe zur Ahnung zu bringen. Nichts Böſes thun macht die Tugend, macht die Gerechtigkeit eines wahren Bürgers im Gottesreiche nicht allein aus. Ihm namentlich, dem reichen Manne, fährt Chriſtus fort, ſei die Gelegenheit gegeben, eine viel höhere Stufe ſittlicher Würde zu erſteigen; er dürfe ſich nur durch Vertheilung ſeiner Güter an die Armen von den Banden, womit der Reichthum ihn feſſele, losmachen, und, zu allen für ihn daraus erwachſenden Beſchwerden, Ihm in dem heiligen Werke Gottes nachfolgen: dann würde ihm der koſtbare Schatz zufallen, den er begehre. Allein jene Bande waren zu ſtark; es ließ ihn nicht los; jene falſche Zufriedenheit mit ſich ſelbſt überwog das Gefühl der Schwäche für das Höchſte; betrübt und unmuthig gieng der Menſch davon und gab damit dem Meiſter Anlaß, ſeine Jünger über die Gefahren des Reichthums, denen der Menſch ſelten entrinne, zu belehren; vielleicht mit der Zugabe der von Lukas allein aufbewahrten aber viel früher (12, 13. ff.) geſtellten ſchönen Parabel.

An jene Verheißung, die der Meiſter dem Reichen unter der, freilich von Dieſem für zu ſchwer erachteten, Bedingung gegeben hatte, mochte Petrus gewiſſe Hoffnungen knüpfen, weil er und die Mitapoſtel auf ihre frühere glückliche Lebenslage um der Sache Jeſu willen verzichtet hatten. Matthäus läßt ihn daher geradehin die Frage nach künftiger Entſchädigung dafür thun. Wollte er aber vielleicht nur eine Anerkennung ihrer verdienſtlichen Selbſtverläugnung dem Meiſter entlocken? Dieſer weicht einer beſtimmten Antwort zwar aus, beſtätigt indeß ohne Umſchweif die wahrhaft menſchliche Hoffnung, daß einem edlen Opfer für eine edle Sache ſeine volle Genugthuung nicht fehlen werde; wenigſtens nicht in der Ewigkeit. Dabei gab Er dem vordringenden Manne noch eine, freilich auf Alle berechnete, Warnung: ja keinen Vorzug vor Andern, welche ſeinem Werke ihre Thatkraft und ihr Glück opfern würden, etwa deßhalb anſprechen zu wollen, weil ſie die erſten Diener in ſeinem Geſchäfte geweſen wären. Das ſagt die herrliche Parabel von den zu verſchiedenen Tagesſtunden in die Arbeit gerufenen, zuletzt doch gleichbezahlten Tagelöhnern, deren Sinn und Bedeutung in der Forderung liegt, daß der Menſch ſeine eignen Leiſtungen mit großer Beſcheidenheit beurtheilen ſolle. Deſto mehr muß es überraſchen, zu leſen, daß die Warnung des Meiſters zwei Andre der Vertrauteſten nicht abhalten konnte, um die beiden höchſten Ehrenſtellen in dem neuzuerrichtenden Reiche zu bitten. Matthäus bürdet dieſe Unſchicklichkeit zwar der Mutter auf; allein ſchon die Heimath derſelben in Galiläa zeigt das Falſche dieſer Wendung, welche Markus verſchmäht, und nach Beiden lenkt ſich die Unzufriedenheit der Zehn über das voreilige Beginnen gegen die Brüder ſelber. Milder begegnet ihnen der Meiſter: ihr habt nicht bedacht, was ihr ſprecht; ſo hoch in meinem Reiche zu ſtehen, verdient nur, wer, wie ich ſelbſt, den Kelch der Leiden um der Sache Gottes willen zu trinken entſchloſſen iſt; ja und wäret ihr auch dazu bereit, ſo käme es nicht mir zu, ſondern muß dem Vater überlaſſen bleiben, zu beſtimmen, wer ſolche Stufe der Herrlichkeit einnehmen ſoll. Zugleich verwies Er den Seinigen nochmals das Uebertragen weltlicher Verhältniſſe auf die Verbrüderung, die unter ihnen beſtehen ſollte, und ſtellte ihnen dagegen ſeine eigne Verzicht auf weltliche Größe als Muſter vor.

An einer geſchichtlichen Ergänzung der, allein bei Lukas zu findenden, Anekdote von den durch Pilatus hingerichteten Galiläern fehlt es ganz. Wahrſcheinlich hinterbrachten wieder Phariſäer, aus Schadenfreude gegen Ihn, der ſelbſt ein Galiläer war, dem Herrn dieſen Vorfall; und aus der Antwort deſſelben, welche jene Männer und die einſt durch Einſturz eines Mauerthurms in Jeruſalem Erſchlagenen offenbar im Gegenſatze zu den Zudringlichen erwähnt, denen zu jeder Zeit Aehnliches begegnen könne, wenn ſie in ihrer verdammlichen Lebensweiſe beharren wollten, möchte wohl gefolgert werden können, daß dieſe nachdrückliche Abwehr einer ſchadenfrohen Inſinuation hierhergehört, wo Jeſus am dritten Orte, unter Nichtgaliläern und Nichtjuden im engern Sinne, ſich gerade aufhielt. Seine Erwiderung verſtärkte Er durch ein köſtliches Gleichniß (S. 165.) vom fruchtleeren Feigenbaume.

29.

Vierter Beſuch der Hauptſtadt.

Der Faden, mit welchem Johannes (9, 1.) die Begebenheit, die er erzählt, und die Folgen derſelben, namentlich die Reden Jeſu, die dadurch veranlaßt worden ſind, an die Scenen beim Laubhüttenfeſte anzuknüpfen ſcheint, iſt ſo loſe; die Angabe eines ſpätern Zeitpunktes (10, 22.) für die in demſelben Bilde fortfahrende Rede iſt ſo ſonderbar; daß wir, den erſtern vollends zerreißend, die letztere nicht blos für die Fortſetzung jener gleichartigen Unterredung mit den Juden, ſondern, auch rückwärts zeigend, für den ganzen in ſich zuſammenhängenden Abſchnitt (9, 1—10, 39.) gelten laſſen, und dieſes Ganze auf das Tempelfeſt im December verlegen; da beſonders, wenn man die anfangs erzählte That Jeſu noch zum Laubhüttenfeſte rechnen will, ſich keine Zeit findet, in welcher der Bannſpruch (9, 22.) gegen die Anhänger Jeſu gefaßt und zu öffentlicher Kunde gebracht werden konnte. Fand die Heilung ſelbſt beim Eintritt in die Stadt, zu Anfang der achttägigen Feier Statt, ſo iſt auch Raum genug für die Verhandlung der Sache bei dem Synedrio da, und die

Wiederbegegnung (9, 35) mag in den letzten Tagen erfolgt ſein, nur daß ſie vom Evangeliſten ſogleich nach der Geſchichte des Vorfalles ſelbſt eingefügt worden iſt.

Die Begebenheit ſelbſt hat das Eigenthümliche, daß Jeſus bei der Heilung des Blinden ſich diesmal nicht auf ein bloßes Machtwort beſchränkt, ſondern durch eine Erweichung und Waſchung der Augenlieder die Blindheit gehoben hat, die als eine angeborne geſchildert iſt, und freilich auch nur als eine ſolche zu der Frage der Jünger Anlaß geben konnte, wer das Uebel verſchuldet habe, ob der Menſch ſelbſt, wo dann die Strafe der Sünde vorausgegangen, oder die Eltern, wonach der Schuldloſe leide? Auf dieſe Unterſuchung geht der Meiſter gar nicht ein; weiſt ſie vielmehr als eine unnütze, zur Liebloſigkeit verleitende, dadurch ab, daß Er nur die Gelegenheit zu neuer, hülfreicher Theilnahme für Sich daran hervorhebt. Das Merkwürdigſte in der Erzählung iſt der Zweifel der Juden an der angebornen Blindheit; die vergebliche Mühe der phariſäiſchen Parthei, von dem Geheilten oder deſſen Eltern eine Ausſage zu erpreſſen, welche die That verdächtig machen ſoll; die naive Verhöhnung, welche die Phariſäer von dem glücklichen Menſchen erfahren; und die Rohheit, mit der man das nutzloſe Verhör endigt; wodurch denn auch, wie gewöhnlich, ſo hier nur das Gegentheil von Dem, was man wollte, eine deſto herzlichere Verehrung ſeines Wohlthäters bei dem Geretteten bewirkt wurde, und ſelbſt im Volke eine für die weitre Thätigkeit Jeſu erſprießliche Spaltung Nahrung fand, die den Gegnern des Herrn einen Zügel anlegte. So konnte derſelbe, während jener Verhandlungen des Synedriums mit dem Menſchen, noch ohne Scheu im Tempel erſcheinen und lehren und gegen die Einreden laurender Schriftgelehrten ſich vertheidigen. Da wurde Er denn einmal, ſei es von Leuten aus dem Volke aus Ungeduld über ſein unbegreifliches Zaudern, oder von Phariſäern (Luk. 17, 20) aus Spott, mit der Frage behelligt, wann denn nun eigentlich das von Ihm angekündigte Reich Gottes ſeinen Anfang nehmen werde! Darauf ſeine Erklärung, es beginne bereits mitten in der Nation ſich zu erheben, wenn ſich das auch nicht an einzelnen Orten beſtimmt nachweiſen laſſe, noch überhaupt in ſichtbaren Anzeichen bemerkbar mache. Haben die dünkelhaften Phariſäer ihre ſpottende Verwunderung darüber, daß ſich eine ſo große Veränderung nicht ſolle wahrnehmen laſſen, ausgedrückt, ſo fügt ſich die Rede Jeſu (9, 39) ſehr bequem an, in welcher Er, vielleicht da ſchon von dem Verfahren der Prieſter gegen den Geheilten unterrichtet und mithin auf die Sache anſpielend, die feindſeligen Laurer ſelbſt blind nennt, wie ſcharfſichtig ſie ſich immer halten möchten. Darnach entwickelt Er in dem, mannichfach gewendeten und ausgeführten, Vergleiche mit einem Hirten, immer zugleich den Gegenſatz an den unberufenen, das Beſte des Volkes nie beabſichtigenden, nur ihren Vortheil ſuchenden, Aufdringlingen berührend, ſeine eigenthümliche Stellung zur Nation, ja zur Menſchheit (10, 16); ſetzt in würdevoller, ruhiger Darlegung ſeines bisherigen Wirkens auseinander, wie Er, den Nothſtand ſeines Volkes wohl kennend, die rechten Mittel, denſelben zu heben, anwende, kein Opfer ſcheue und ſelbſt das Leben aus Liebe zu Denen, die Ihm Zutrauen ſchenkten, an die Rettung ihres Heiles ſetze; denn die Fülle des wahren Lebens zu bringen, ſei Er unter der Nation aufgeſtanden, und wenn ſolcher Segen nicht an Alle gelange, weil ſie nicht an Ihn glaubten, ſo werde doch keine Macht der Erde den treuen Anhängern ſeines Wortes rauben oder vorenthalten können, was Er und Sein Vater, deſſen Werk Er treibe und deſſen Macht über Alles erhaben ſei, ihnen gewähre. Genau dieſe Behauptung der Gemeinſchaft mit dem Vater ſteigert den Grimm der Gegner auf's Höchſte, ſo daß Er der Steinigung kaum durch eine aus der Schrift geſchöpfte Erläuterung wehrt, nach welcher Er, wenn Er ſich Gottes Sohn nenne, noch nicht einmal ſo viel von ſich ſage, als in den Pſalmen von Menſchen, die ein hohes Amt von Gott empfangen, auch dann geſagt ſei, wenn ſie das Amt nicht nach Gebühr verwalteten; weit gefehlt indeß, daß hierdurch der Haß der Parthei beſchwichtigt worden wäre, ſieht ſich der Bedrohete genöthigt, dem Verſuche ſeiner Gefangennehmung durch eilige Entfernung zuvorzukommen. Nun zog ſich Jeſus wieder nach Peräa zurück.

30.

Lazarus.

Unſtreitig das Stärkſte, das die evangeliſche Ueberlieferung dem Glauben an die Wundermacht Jeſu darbietet, iſt die Auferweckung des Bruders jenes Schweſterpaares in Bethanien, wie ſie gerade gegeben iſt, darum darf es nicht befremden, daß gerade hier der Scharfſinn am thätigſten geweſen iſt, durch Aufſuchung der in dem Berichte ſelbſt liegenden Winke eine natürliche Erklärung der Sache zu Stande zu bringen. Auf das Schweigen der drei erſten Evangelien von dem, nach Johannes für den Meiſter folgenreichſten, Ereigniſſe würde nur dann, wenn das erſte wirklich von Matthäus herrührte, ein bedeutendes Gewicht gelegt werden können, wo nicht gegen die Begebenheit ſelbſt, doch gegen die genaue und in Nichts über den geſchichtlichen Stoff hinausgehende Darſtellung des Johannes; nun aber kann jene Quelle, als ſelbſt nicht original, kein Zeugniß gegen den einzigen Bericht abgeben, welcher vielmehr nur aus ſich ſelbſt zu beurtheilen iſt. Hiernach kann man nun, unbeſchadet der Anerkenntniß der Einfachheit und Nüchternheit der Darſtellung, welche allen verherrlichenden Schmuck verſchmähet, wohl annehmen, daß, wie in der ganzen Behandlung des Stoffes, den Johannes bearbeitet hat, ſo auch hier die ſubjective Anſicht des Schriftſtellers ihren Antheil an der Berichterſtattung gehabt hat.

Es leuchtet in der That ſchon aus einigen Ausführungen hindurch, daß der Hauptpunct, nehmlich der wirkliche, volle Tod des Begrabenen, nicht entſchieden bewieſen iſt. Die Zuverſicht der Schweſtern zur Macht Jeſu gilt nicht dem Todtenerwecker, ſondern dem rettenden Arzte, der noch zu rechter Zeit einſchreiten kann; auch die Bemerkung der Umſtehenden (v. 37) zielt nicht auf etwas Größeres, das man von Jeſu erwartete. Die Aeußerung der Martha (39) iſt offenbar, da ſie dieſelbe vor Oeffnung der Gruft thut, nur Ausdruck ihrer Vermuthung, nicht Ergebniß genauer Unterſuchung; und die vier Tage dürften nach dem bekannten Sprachgebrauche ſchwerlich ſo viel ſein, als viermal vierundzwanzig Stunden. Die Verzögerung des Aufbruchs iſt nicht als abſichtlich dargelegt; die, daher oft herbeigezogene, Aeußerung Jeſu (15) läßt ſich vielmehr mit dem gleichen Rechte als ein Wort nehmen, das der Herr in der Hoffnung, wie ſpäter das Wort des Dankes (42) in dem Augenblicke der Erfahrung, geredet hat. Daß nehmlich der Bote zwar die Angſt der beſorgten Schweſtern geſchildert hat, Jeſus aber aus deſſen Bericht von der Krankheit noch nicht auf die Gefährlichkeit derſelben ſchloß, darnach jedoch beim Nachdenken über dieſelbe und beim Zuſammenhalten ihrer Erſcheinungen mit der Ihm bekannten Natur des Mannes, plötzlich von einer Ahnung ergriffen und fortgetrieben worden iſt, ſcheint nicht zweifelhaft zu ſein: wie alſo, wenn dieſe Ahnung darin beſtanden hätte, daß Er, an frühere Beiſpiele denkend, von der Beſtätigung erfaßt wurde, der Kranke könne ſchnell in Todeserſtarrung verfallen und, als ein Todter, vorſchnell in die Gruft gelegt werden? Endlich kann man ſogar behaupten, daß die herzliche Verehrung gegen Jeſum, die auf andern Gründen ruhet, als auf Dingen, welche dem Laufe der Naturordnung entgegen ſind, bei unbefangenen Gemüthern dadurch nicht das Mindeſte verlieren wird, daß man hier nur einen Scheintod annimmt und das Geſpräch (11—14.) weil es ohnehin faſt eine Albernheit auf Seiten der Jünger enthält, als Zuſatz des Erzählers anſieht; denn was ſo der Macht des Gottesſohnes entzogen ſcheint, gewinnt deſto entſchiedener der Charakter des Menſchenſohnes, und die Frage: was wohl mehr Werth habe, ob die Wiederkehr aus dem wirklichen Tode in das, vielleicht kränkliche, Leben, oder eine Rettung von dem ſchauderhaften Erwachen des erſtarrten Lebens in der Gruft zu den entſetzlichſten Martern ohne Hoffnung und ohne Hülfe? beantwortet jedes fühlende Herz ohne Anſtand zu Gunſten nicht des Wunderthäters, der jene, ſondern des Wohlthäters, der dieſe bewirkte. Nichtsdeſtoweniger iſt die Sache als Wunder gegeben und von den Zeitgenoſſen als Wunder genommen worden; noch enthält ſich daher ein beſcheidener Kritiker des Abſprechens darüber gänzlich, ob der Tod des Lazarus ein vollkommenes Aufhören oder nur ein Stillſtehen der Lebensfunctionen geweſen iſt. Deſto achtſamer kann er auf diejenigen Momente der Erzählung ſein, welche tiefe Blicke in das Gemüth des göttlichen Menſchenfreundes geſtatten. Welche

Macht der Liebe in ſeinem Herzen jezt, wo keine befreundete Volksmenge Ihn beſchützen konnte, ſich dennoch in die Nähe Jeruſalems zu begeben, wo man Ihn zu ſteinigen, wo man Ihn gefangen zu nehmen ſchon öfter gedroht hatte! Welche Seelengröße, troz der lebhafteſten Gefühlserregungen beim Anblicke der von ihrem Schmerze überwältigten Maria dennoch immer dieſe Gemüthsbewegung unter die das Ziel vor Augen habende Leitung des Gottesbewußtſeins zu ſtellen! Welche Frömmigkeit, genau da noch, wo die That ſeinen Ruhm am glänzendſten hätte erhöhen können, das Gelingen ſeines guten Werkes in kindlichem Gebete nur dem Vater, und zwar um der Menſchen willen, zu danken!

Nichts natürlicher, als daß dieſe Begebenheit, vielleicht noch mehr das ganze Verhalten Jeſu dabei, Ihm manches Herz zu inniger Verehrung gewann; nichts aber auch natürlicher, als daß die Phariſäer, ſehr bald von dem Vorfalle benachrichtigt, in einer amtlichen Verſammlung unter Vorſitz des oberſten Hohenprieſters über die Maaßregeln ſich berathſchlagten, welche gegen dieſen in der Gunſt des Volkes immer weiter vorſchreitenden Mann zu ergreifen ſeien. Zum erſten Male wurde hier der beſtimmte Vorſchlag gethan, durch Tödtung des Gefürchteten ſich vor den Gefahren ſicher zu ſtellen, welche ſein Wirken für das Anſehen der Prieſter hatte. Man beſchloß daher, eine öffentliche Aufforderung ausgehen zu laſſen, daß Jedermann, wenn er den Aufenthalt Jeſu, der ſich, beſonders wohl aus Rückſicht für den, noch großer Schonung bedürftigen, Freund, ſehr bald dem Gedränge der Einwohner Bethaniens entzogen haben mag, in Erfahrung brächte, Anzeige davon beim Synedrio machen ſolle, damit man ſich Seiner bemächtigen könne. Das war genug, Jeſum zu der Vorſicht zu beſtimmen, daß Er ſich ganz in die Verborgenheit zurückzog und bis in die Nähe des Oſterfeſtes mit ſeinen Jüngern in der wenig bewohnten Gegend um Ephrem auf dem nach Samaria hinlaufenden Gebirge verweilte.

31.

Letzte Reiſe.

Die Zeit war nun gekommen, da Jeſus entweder ſein ganzes bisheriges Wirken, wie einen ſchwärmeriſchen Irrthum, fallen laſſen, ja durch irgend eine, den hohen Rath mit Ihm verſöhnende, Erklärung zurücknehmen oder Sich ſelbſt zum Opfer für das ſo weit gediehene Unternehmen dahingeben mußte. Die Wahl war für Ihn nicht zweifelhaft; längſt bei ſich entſchieden, war Er auf den unter den obwaltenden Umſtänden unvermeidlichen Ausgang ſeines irdiſchen Daſeins gefaßt. Nur darum konnte es Ihm jetzt noch zu thun ſein, daß ſein Fall nicht zugleich das Ende ſeines Werkes herbeiführe; nur darauf mußte Er noch Bedacht nehmen, daß ſein Sterben der Sache, für die Er gelebt, ſelbſt noch nütze, und ſein Tod ein Bürge des unvergänglichen Beſtehens Deſſen werde, was ſeine Feinde mit Ihm zugleich vernichten wollten. Daraus erklärt ſich allein, aber auch zureichend, die jede Vergleichung mit andern Märtyrern weit hinter ſich zurücklaſſende Beſonnenheit, mit welcher Jeſus das Unabwendbare, anſtatt ſich ihm nur leidend zu unterwerfen, beherrſchte. Es iſt nicht die Beſonnenheit, die, weil ihr die Mittel zum Widerſtande fehlen, wenigſtens die ſittliche Würde zu behaupten, gegen den Schmerz ſich zu ſtählen und den Gegnern Achtung vor der Standhaftigkeit im Bekenntniſſe der Ueberzeugung abzunöthigen weiß, ſondern diejenige, welche in reinſter Klarheit des Geiſtes die Wirkungen ermißt, die ſich an eine Begebenheit, je nachdem dieſelbe in ihrer Entwickelung geleitet wird, reihen werden; es iſt jene Geiſteshoheit, welche über dem Gewirre der, durch Leidenſchaften erregten oder von fremder Schlauheit bewegten, Kräfte ſchwebt, und ſie zu edlerm Dienſte zwingt, als der iſt, für welchen ſie in Bewegung geſetzt wurden; es iſt die Geiſtesſtärke, welche, des Zieles unwandelbar eingedenk, und auf ſeine Erreichung unerſchütterlich vertrauend, ſo viel Ruhe des Gemüthes bewahrt, daß kein Augenblick eintritt, da das Bewußtſeyn getrübt würde, größer als das Geſchick zu ſein, und keine Stunde, in der die Thatkraft gelähmt erſchiene.

In der Nähe des Oſterfeſtes verläßt alſo Jeſus die Zufluchtsſtätte, aus welcher Er ſelbſt in dem Falle, daß man Ihm nachgeſtellt hätte, leicht auf das ſamaritaniſche

Gebiet hätte entweichen können, und begiebt ſich, wieder an der Gränze hin, wie ſchon früher einmal, auf die große Straße, die von Peräa über Jericho nach Jeruſalem führte. Auf dieſem Wege eröffnet Er den Zwölfen in ziemlich beſtimmter Angabe der Ihm bevorſtehenden Leiden und der darauffolgenden Verherrlichung die nahe Kataſtrophe ſeines Lebens. Man hat oft behauptet, die Vorausſage der Auferſtehung ſei erſt nach deren wirklichem Erfolge dem Herrn in den Mund gelegt worden; eher möchte man denken können, die Jünger hätten, was der Meiſter von der neuen Belebung ſeines durch den Tod vernichtet geglaubten Werkes geſprochen, nicht gefaßt, und darnach auf die leibliche Auferſtehung übergetragen. Aber warum ſollte Jeſus nicht eben ſo zuverſichtlich, als vor Kurzem für den Freund, nun für Sich die Hülfe Gottes im Kampfe des Lebens mit der Macht des Todes haben erwarten dürfen, da von ſeinem Siege in ſolchem Kampfe unbeſtritten weit mehr, als dort, nehmlich der ewige Sieg ſeiner weltverwandelnden Thätigkeit abhieng?

Vor Jericho ſtieß Jeſus mit den Zwölfen auf eine bereits zum Feſte ziehende Caravane. Erſt Zeuginn der Heilung eines Blinden, der am Wege ſaß und Jeſum um ſeine Hülfe anſprach, wurde ſie darnach die jubelnde Begleiterinn des Herrn und erregte den das Gedränge verdoppelnden Zulauf neugieriger Einwohner. Dadurch ſcheint der Zollpächter Zachäus, welcher den Wunderthäter aus Galiläa wohl nach Namen und Thaten, aber noch nicht von Perſon konnte, aufmerkſam gemacht worden zu ſein, er Mann den vom Volke Geprieſenen, von dem hohen Rathe Verfolgten, zu Geſicht bekommen. Es iſt ganz gleichgültig, ob Jeſus den Mann ſchon früher an ſeiner Zollſtätte geſehen und jetzt, als derſelbe, um über den Troß hinwegſehen zu können, auf einen Baum geſtiegen war, wieder erkannt, oder nun erſt auf Befragen, vielleicht des Matthäus, als eines Standesgenoſſen, wer der Mann ſei, den Namen deſſelben erfahren hat; das aber iſt entſchieden, daß der Herr in der Bemühung dieſes Mannes mehr, als eine gemeine Neugier, erblickte, und, jedenfalls ſchon entſchloſſen, noch nicht ſogleich mit einem der erſten Pilgerzüge in der Hauptſtadt einzutreffen, die Gelegenheit ergreift, durch Erbitten einer Herberge bei dem Zöllner von der lärmenden Volksmenge ſich loszumachen. Er findet auch nicht nur Aufnahme, ſondern ſogar an dem Wirthe eine ſolche Regſamkeit für das Beſſere, daß Er ihn trotz des üblen Rufes, den ſein verhaßtes Amt und ſeine daher rührende Wohlhabenheit ihm zugezogen hatten, zu den geretteten Söhnen ſeines Volkes zählt, denn die Nähe des Gefeierten, ſeine Herablaſſung und Freundlichkeit wirkte ſo mächtig auf den Mann, daß er in ſeiner Freude ſich anheiſchig macht, den Armen die Hälfte ſeiner Habe zu ſchenken und, wenn Jemand von ihm übervortheilt worden ſein ſollte, vierfache Wiedererſtattung zu leiſten.

Leicht möglich, daß dieſes Einſprechen bei einem Zöllner, noch wahrſcheinlicher, daß die getäuſchte Erwartung, den Wunderthäter triumphirend in ihrer Mitte in die heilige Tempelſtadt einführen zu dürfen, den Enthuſiasmus der weiterreiſenden Menge abkühlte und wenigſtens in Einzelnen den Keim des Verdruſſes weckte, der nur geſchürt zu werden brauchte, um für verderbliche Pläne gegen den Heiligen Gehülfen zu finden, ſobald man ſie brauchte.

Auf der weitern Wanderung nöthigt die Aeußerung der Jünger, die Zeit, [illegible] das meſſianiſche Reich errichtet werden ſolle, müſſe nun wohl nahe ſein, da ſich das Volk ſo laut für den Meiſter ausſpreche, Jeſum zu neuer Zurechtweiſung. Die Parabel, in welcher Er die falſche Meinung berichtigt (Luk. 19, 11 ff.) iſt allerdings nicht ſo einfach gehalten, als gewöhnlich; ſie verwebt drei Bilder in ein Ganzes; das der anvertrauten Geldſummen, das der rebelliſchen Bürger, und das eines zur Belehnung an den Hof des Fürſten reiſenden Vaſallen. Indeß, wenn das erſte die Jünger an die Pflicht, die ihnen gegeben war, mahnen und vor der müßigen Hoffnung auf Segen ohne Arbeit warnen, wenn das zweite ihnen den Widerſtand der Juden gegen Sein göttliches Werk, das nicht nach ihrem Sinne war, als Hinderniß ihrer treuen Ausdauer vorhalten, wenn endlich das dritte Seine baldige Entfernung von ihnen andeuten und ſomit die thörichten Erwartungen der Jünger beſeitigen, Seine königliche Herrſchaft vergeiſtigen und der gemeinen Berechnung entheben ſollte: ſo iſt dieß alles dem damaligen Zeitpuncte völlig angemeſſen. Welches Stück dürfte wegfallen, ohne daß der Zweck, den Jeſus jetzt in's Auge faſſen mußte, Nachtheil erlitte? Es darf daher das Ganze weder an eine ſpätere Stelle geſetzt werden (Matth. 25, 14.), noch wird man es in einer andern Faſſung vorziehen, noch endlich wegen verſchiedener Bearbeitung doppelt aufführen.

32.

Die Salbung.

Anſtatt unmittelbar nach Jeruſalem zu wandern, ſchlägt der Herr auf der Oſtſeite des Olivenberges den links führenden Thalweg nach Bethanien ein, theils wohl, um ſich nach dem Befinden des Lazarus zu erkundigen, theils, um in dem befreundeten Hauſe der Martha für die nächſten Tage ſein Obdach zu nehmen. Noch läßt ſich von der Annahme, ſolches ſei in den Nachmittagsſtunden unſers Freitages erfolgt, an deſſen Abend der Sabbath, als neunter Monatstag, begann, nicht abgehen. Die Freude, den Retter des Bruders bei ſich zu ſehen, giebt Anlaß zu einem feſtlichen Mahle, bei welchem der Wiedergeneſene nicht fehlen darf. Hier wiederholt Maria in der Fülle ihres erkenntlichen Herzens, was dem Herrn ſchon einmal (von ihr ſelbſt; S. 153 u. 181) geſchehen war, indem ſie ſeine Füße mit koſtbarem Nardenöle begießt und mit ihrem Haare trocknet. Männer, wie die Apoſtel, die oft genug beobachtet hatten, wie wenig Anſpruch ihr Meiſter auf Ehrenbezeigungen machte, konnten wenigſtens in dem Maaße des verbrauchten Oeles eine Verſchwendung erblicken; die, vielleicht von Judas ausgehende, Mißbilligung aber, mit dem Zuſatze, dafür hätte man den Armen eine große Spende bereiten können, weiſt der Herr, die aufrichtige Liebe auch in ihrem überſtrömenden Maaße in Schutz nehmend, zurück; und giebt der Handlung, indem Er ſie für eine Abſchiedsfeier erklärt, die Ihm, dem bald Sterbenden, gelte, eine höhere Bedeutung: Ihm, ſagt Er, würden ſie bald keine Zeichen der Liebe mehr geben können; Arme zu erquicken, würde ihnen noch oft genug Gelegenheit werden; Maria's That ſolle daher nimmer vergeſſen werden.

31.

Die Palmen.

Jeruſalem war nun ſchon von vielen tauſend Fremden aus allen Gegenden, auch des Auslandes, angefüllt. Natürlich befanden ſich Viele darunter, welche geſpannter Erwartung waren, ob Jeſus trotz der über Ihn vom hohen Rathe ausgeſprochenen Achtung ſich wieder öffentlich zeigen werde. Daß Er ſchon auf dem Wege geweſen, konnten Diejenigen bezeugen, in deren Begleitung Er in Jericho eingezogen war; daß Er in Bethanien angelangt ſei, konnte bei der Nähe des Fleckens, der durch die neuliche That in Ruf gekommen war, um ſo weniger unbekannt bleiben, als wohl Mancher, der von dem Wunder gehört hatte, den Ort, wo, und den Mann, an welchem daſſelbe geſchehen, ſelbſt aufſuchte, um ſich von der Wahrheit des Gerüchtes zu überzeugen. So mußte die Nachricht von der Anweſenheit Jeſu ſehr bald auch zu den Ohren der Hohenprieſter gelangen, und Dieſe nahmen daher in ihren Berathungen den Plan ſogleich wieder auf, den Mann für immer unſchädlich zu machen, deſſen Einfluß auf die Menge immer bedrohlicher für ſie zu werden begann. Am meiſten ſpornte ſie zur beſchleunigten Ausführung ihrer Abſichten der feſtliche Einzug in die Stadt, welchen Jeſus am zehnten des Monates von Bethphage aus unter dem Jubel einer ungeheuren Volksmenge hielt.

Dieß geſchah durchaus nicht zufällig, ſondern lag in der Abſicht des Herrn; denn Er hatte Veranſtaltung getroffen, daß ein Thier, das Ihn tragen ſollte, in Bethphage für Ihn bereit ſtand, und weiſt die, wohl oder übel gemeinte, Warnung einiger Phariſäer, Er möge ſich ſolchem Zujauchzen des Volkes nicht hingeben, entſchieden von ſich. Wie man aber hier die völlige Freiheit und Beſonnenheit, mit der Jeſus überall handelte, nicht preisgeben ſollte, um Ihn zu entſchuldigen, da Er keiner Entſchuldigung bedarf, eben ſo muß man dieſelbe Klarheit ſeines Geiſtes und den reinen Charakter, welchen ſein ganzes bisheriges Verhalten ausgeprägt hatte, geltend machen, um den Verdacht von Ihm abzuwehren, als habe Er hierbei dem Gedanken an die Möglichkeit, ſein höheres Ziel auf dem Wege politiſcher Umwälzung zu erreichen, Raum gegeben. Ihm konnte der andre, daß ein ſolches Beginnen mißlingen müſſe, nicht einen Augenblick fremd bleiben (vergl. S. 69 f.); und daß die Worte, in die Er beim Anblicke der Stadt ausbrach: du könnteſt noch gerettet werden! nicht in jenem Sinne geſprochen waren, beweiſt die ſogleich darauf folgende beſtimmte Weiſſagung des Unterganges. Man irrt aber ſehr, wenn man meint, dieſer Triumphzug habe die Anklage, welche gegen Jeſum als Uſurpater erhoben wurde, gleichſam gerechtfertigt, und werfe einen Theil der Schuld an ſeinem Untergange auf Ihn ſelber. Der Grund zu ſolcher Anklage, an ſich nichtig, aber von den Gegnern wichtig gemacht, war längſt vorhanden, und erhielt durch dieſen Einzug, bei der Ruhe, mit welcher er endete, nicht die geringſte Beſtätigung. Die weltliche Macht hat die Sache in der That gar nicht für gefährlich angeſehen; ſie iſt, obgleich die Beſatzung zu Feſtzeiten verſtärkt wurde, um jeden Aufruhr zu dämpfen, nicht eingeſchritten; ſie hat ſpäter den förmlich eingeleiteten Proceß auf Hochverrath vielmehr ſo behandelt, als wollte ſie zeigen, die Anklage ſei unſtatthaft. Man muß daher die Verurtheilung Jeſu, welche längſt im Plane der Gegner lag, und auch ohne jenen Aufzug betrieben worden wäre, nicht als die Folge deſſelben, ſondern umgekehrt, die Veranſtaltung des Zuges als Folge der Ueberzeugung Jeſu von ſeinem an dieſem Feſte unvermeidlich erfolgenden Tode betrachten, welcher ſchon beſchloſſen war. Dann begreift man, daß Jeſus durch dieſen königlichen Einzug einerſeits den Umtrieben ſeiner Feinde, die Ihn ohne Aufſehen, wie einen gemeinen Aufwiegler, aus dem Wege zu räumen dachten, entgegenwirkte und die Möglichkeit hintertrieb, ein heimliches Gericht über Ihn ergehen zu laſſen, weil, wenn Er wie ein Mann ohne Bedeutung fiel, die Frucht ſeines ganzen Lebens verloren gehen mußte; andrerſeits die Vorſtellung von ſeiner Würde auf eine feierliche Art in den Gemüthern feſtſtellen wollte, als das Etwas, das in ihnen zurückbleiben ſollte, wenn Er nicht mehr unter den Menſchen wandelte, und woran ſich, wenn ſein Tod die gemeinen meſſianiſchen Hoffnungen auf Ihn zerſtört haben würde, der höhere Glaube an Ihn, als den König im geiſtigen Gottesſtaate, heften werde. Nur in ſolchem Sinne nahm Er die Huldigung des Volkes auf, das Ihm Palmenzweige auf den Weg ſtreute und Glück und Heil entgegenrief.

34.

Die Strafgerichte.

Bei dem Eintritte Jeſu in den Bezirk des Tempels erneuert ſich die Scene, die bei ſeinem erſten Auftreten vorgefallen war (S. 102.). Wenn es nicht befremden kann, daß die Entrüſtung des Heiligen Gottes über denſelben Unfug dieſelbe war, wie früher, ſo liegt ſogar etwas Bedeutſames in der Wiederholung; ſie bezeugte, wie am Anfange, ſo am Ende, die reinreligiöſe Tendenz Jeſu bei ſeinem Wirken, und dieſer Wink könnte nicht treffender noch einmal gegeben ſein, als jetzt, unmittelbar nach dem Einzuge, welchem die Prieſter politiſche Abſichten unterzuſchieben geneigt waren. Ob dieſe Männer fühlten, was jener Wink ſagte, daß der Schein ſogar gegen den Gehaßten dadurch ſich minderte, oder ob ſie wirklich die Stimmung des Volkes für Ihn fürchteten: jedenfalls glaubten ſie noch nicht gewaltſam vorſchreiten zu dürfen, und mußten geſchehen laſſen, daß Jeſus im Tempel lehrte, des Abends die Stadt ungehindert verließ und des Morgens eben ſo wieder erſchien.

Auf einer dieſer Morgenwanderungen ſoll Chriſtus einen, an Blättern reichen, an Früchten völlig leeren, Feigenbaum verflucht haben, weil Er ſeinen Hunger nicht habe ſtillen können. Schon dieſer Hunger iſt unwahrſcheinlich, da Jeſus aus dem nahen Bethanien, aus einem befreundeten Hauſe kam; noch weniger vertragen ſich Verwünſchungen der Art, die dem allergewöhnlichſten Menſchen ſchlecht anſtehen, mit dem Sinne des Herrn, wie derſelbe ſogar in jenem Gleichniſſe (Luk. 13, 6.) klar ausgeſprochen iſt; hat nun weder Johannes noch Lukas der Sache gedacht, so möchte man wohl, anſtatt ärmliche Rechtfertigungen für Jeſum aufzuſuchen, lieber der Vermuthung beipflichten, hier ſei ein Beiſpiel vorliegend, wie eine Parabel in der Ueberlieferung zu einer Thatſache umgebildet worden iſt. (S. 87.)

Im Tempel erneuern ſich, ſo oft Jeſus in dieſen Tagen dort erſcheint, die Angriffe ſeiner Gegner, um wo möglich irgend Etwas aus ſeinen Antworten auf verfängliche Fragen herauszugreifen, das, als Geſetzwidrigkeit, gegen Ihn zeugen könnte. So fordern Abgeordnete des Synedriums von Ihm, Er ſolle ſeine Berechtigung zu allem Dem, was Er ſich ſeit geraumer Zeit erlaubt habe, erweiſen. Hier bedient ſich Jeſus, als Mittels, die Zudringlichen abzufertigen, der Gegenfrage: woher Johannes, dem ſie zwar auch keinen Glauben geſchenkt, aber doch nicht feindlich entgegengehandelt hätten, ſeine Befugniß zum Predigen und Taufen gehabt habe? Wie ſie nun der beſtimmten Antwort darauf auswichen, ſo konnten ſie freilich auch keine von Jeſu mehr verlangen. Dieſer aber giebt ihnen dafür ein paar Parabeln hin, an denen ſie ſich ſpiegeln konnten: die Eine von den beiden Söhnen, deren Einer die früher in Unſittlichkeit dahinlebenden, darnach durch Johannes zur Beſſerung erweckten Menſchen, der Andre die ſcheinheiligen, das Gute doch nicht thuenden Phariſäer repräſentiren ſoll; die Zweite von den Weingärtnern, als Bildern der jüdiſchen Obern, welche, von jeher aus Herrſchſucht und Habgier ungetreue Diener im Gottesſtaate, nun ſogar Ihm, dem höchſten Geſandten von Oben, nach dem Leben trachteten. (Die dritte ſtellt Lukas einfacher an einen früheren Platz; vergl. no. 31.)

Mehr auf die Abſicht, Jeſum zu politiſchgefährlichen Aeußerungen zu verleiten, war eine Verbrüderung der phariſäiſchen Parthei mit etlichen Herodianern berechnet. Bei den ganz verſchiedenen Intereſſen, welche die jüdiſche Prieſterſchaft und der Anhang der fürſtlichen Familie in Bezug auf die Herrſchaft der Römer in Paläſtina hegen mußten, läßt ſich nur aus dem gemeinſchaftlichen Argwohne gegen den Mann, der beiden Partheien gefährlich ſchien, ein ſolche gemeinſamer Verſuch, denſelben in ſeiner Rede zu fangen, erklären. Indeß ſcheitert auch dieſer an der Ueberlegenheit des Geiſtes, mit welcher Jeſus die Frage über die Entrichtung einer kaiſerlichen Steuer beantwortet. Zuerſt nöthigt Er die Heuchler zu dem Geſtändniſſe, daß die Oberherrlichkeit des römiſchen Kaiſers thatſächlich im Lande anerkannt ſei, da das mit des Kaiſers Bild verſehene Geld im Umlauf und Geltung ſtehe; dann aber folgert Er hieraus die Rechtmäßigkeit der Abgabe; und während Er ſo den Verdacht, als wolle Er als ein irdiſcher König gegen die beſtehende bürgerliche Ordnung ſich auflehnen, völlig niederſchlägt, bahnt Er ſich den Weg, die lauernden Phariſäer zugleich an ihr Gewiſſen zu weiſen, das ihnen ſagen mußte, wie ſie die religiöſen Angelegenheiten, die ihnen allein am Herzen liegen ſollten, auf eine unverantwortliche Weiſe verſäumten und mit irdiſchen Dingen vermengten.

Auch von Sadducäern, den Beſtreitern der Unſterblichkeit, hatte der Herr in dieſen Tagen einen Anlauf zu dulden. Um zu erforſchen, wie Er die von ihnen verworfene Auferſtehungslehre vertheidigen werde, tragen ſie Ihm einen, vielleicht wirklich vorgekommenen, vielleicht erdichteten Fall vor, den, daß ein Weib, gemäß einem Gebote im moſaiſchen Geſetze, nach und nach an ſieben Brüder verheirathet worden ſei, weil jeder derſelben verſtorben, ohne daß ihm von der Frau Kinder geboren worden. Weſſen Weib wird ſie nun eigentlich ſein, fragen ſie, wenn die Todten auferſtehen? In Wahrheit ſollte die abgeſchmackte Folgerung aus der Lehre die Lehre ſelbſt wohl lächerlich machen. Darauf rügt Jeſus zuerſt ihre Unkunde in der rechten Auslegung und Anwendung der heiligen Schrift; beſeitigt dann ihre falſche, ganz ſinnliche Vorſtellung von dem künftigen Leben, als ob daſſelbe dem jetzigen mit ſeinen Verhältniſſen ganz ähnlich ſein werde, wodurch ihnen freilich die Fortdauer ſelbſt zweifelhaft werden müſſe; und ertheilt endlich über dieſen wichtigen Glaubensgegenſtand, auch einen Schluß auf die klare Ausſage der heiligen Bücher bauend, eine Aufklärung, welche als Hauptmoment der Hoffnung auf ein ewiges Sein die höhere, geiſtige, einer Verklärung wohl fähige, Natur des Menſchen hervorhebt.

Müde endlich des unaufhörlichen Andringens mit beläſtigenden Fragen macht Jeſus den Unterredungen ſolcher Art ein unerwartetes Ende, indem nun Er ihnen, den Phariſäern, eine Aufgabe ſtellt. Nicht im Entfernteſten ahnend, wie ſie ſich ſelbſt verſtricken würden, antworteten ſie auf die Frage, weſſen Sohn der Meſſias ſein ſolle, ohne Anſtand: Davids. Da hält ihnen Jeſus vor, wie ungereimt es ſei, die Würde des Meſſias lediglich auf dieſe Abſtammung zu gründen, und darauf ſogar ihre kleinlichen, irdiſchen Königs-Vorſtellungen zu ſtützen, da doch der Sänger des Pſalmen, in welchem ſie eine meſſianiſche Weiſſagung zu finden glaubten, nicht von ſeinem Sohne, ſondern von einem Größern, von ſeinem Herrn ſpräche, was doch unmöglich dieſelbe Perſon beides zugleich ſein könne; ſie müßten denn den Pſalm nicht für eine Davidiſche Weiſſagung halten. Dieſe unerwartete Wendung des Geſprächs ſetzte die Männer in ſolche Verlegenheit, daß ſie verſtummten und ſich hüteten, noch fernerhin ſchwierige Streitfragen mit dem Herrn zu erörtern. In dem Vollgefühle Seiner Erhabenheit über dieſe Gegner, die ſich beſchämt zurückzogen, wendet ſich Jeſus nun noch zu dem Volke und zu ſeinen Jüngern, um das laute Gericht ſeines ſtrafenden Unwillens über die Häupter der Nation zur Warnung ſowohl der Menge vor dem allzugroßen Vertrauen zu ihnen, als der Jünger vor ähnlichem hierarchitſchem und ſcheinheiligem Betragen, auszuſchütten und das göttliche Strafgericht anzukündigen, welches durch ſolche Entartung der Obern der Nation über dieſe herbeigeführt werden müſſe. Dann fügt Er noch hinzu, wie Er wohl vorausſehe, daß auch ſeinen Apoſteln ein ähnliches Geſchick, wie Ihm, von der Parthei der Phariſäer bereitet werden würde, und verläßt den Tempel mit der Verſicherung, daß Er denſelben zwar nicht wieder betreten, nichtsdeſtoweniger aber noch bei Manchem der Umſtehenden, wenn Jeruſalem gefallen, volle Anerkennung Seiner Meſſianiſchen Würde finden werde.

35.

Weiſſagungen.

Noch im Weggehen aus dem Heiligthume benutzt der Meiſter die Gelegenheit, an dem Beiſpiele der armen Wittwe, welche eine Kleinigkeit, [illegible] mit aufrichtigfrommem Sinne, in den Gotteskaſten gelegt, während Mancher der Reichern, die viel ſpendeten, entweder gedankenlos oder auch mit ſelbſtgefälliger Miene ſeine Gabe hinwarf, den Jüngern die Lehre von dem Werthe der reinen Geſinnung im Gegenſatze zur Scheinheiligkeit anſchaulich zu machen. Auf dem Wege aber veranlaßten Ihn die Zweifel, welche die Jünger an der Erfüllung ſeiner Weiſſagung von dem Untergange Jeruſalems äußern mochten, zu weitern Erklärungen über die Zukunft, in welcher der jüdiſche Staat zu Grunde gehen, und auf den Trümmern der alten, irdiſchen Theokratie die neue, geiſtige, unter Ihm, ihrem Könige, ſich erheben werde. Weder ahnend, in welchem Sinne der Meiſter dieß ſage, noch überhaupt dabei an die Stellung denkend, die ſich für ſie ſelbſt aus ſolchen Zeitverhältniſſen ergeben müßte, fragen die neugierigen Männer nach der Zeit dieſer künftigen Ereigniſſe. An einem Ruheplatze auf dem Oelberge, der heiligen Stadt gegenüber, ſchildert nun Jeſus mit Prophetenſicherheit die Schreckniſſe, die der Zerſtörung des alten Heiligthums vorausgehen und ſie begleiten würden, in der lebendigſten

Darſtellung, welche die erhabenſten Bilder der Dichtkunſt nicht verſchmäht. Die bei Weitem einfachere Ueberlieferung, welche Lukas [illegible]giebt, und die ſowohl bei ihm, als bei Matthäus und Markus, überall eingeſtreuten, gleichſam wie einzelne Zurufe vor dem Fluge in das Gebiet des Ueberſchwenglichen warnenden, Beziehungen auf das noch lebende Geſchlecht und die Apoſtel insbeſondre laſſen gar keinen Zweifel übrig, daß nur von der mit dem Untergange der alten Ordnung zuſammenhängenden feſten Begründung der neuen Religionsverfaſſung, als ſichtbarer Siegesfeier der Sache Jeſu, die Rede war, und mithin auch die zwei Parabeln von den Knechten und von den Jungfrauen, in derſelben Art, wie die bereits (no. 31. S. 203) behandelten, nur zur Ermahnung der Apoſtel dienen ſollten, ihrer Pflicht eingedenk, großer Leiden und Beſchwerden gewärtig, und für alle Fälle mit Vorſicht und Klugheit gerüſtet zu ſein, damit ſie die Zeit unter treuer Anwendung der ihnen verliehenen Gaben mit Eifer für die Förderung des neuen Gottesſtaates benutzen könnten.

Ganz andern Inhalts dagegen, obwohl in ähnlichen Bildern zur Anknüpfung an Vorheriges beginnend, iſt die, nur bei Matthäus zu leſende, und daher vielleicht an einen ganz andern Ort gehörige, prophetiſche Schilderung eines allgemeinen Gerichtes über die Menſchen, das der Meſſias am Ende aller Dinge im Namen Gottes halten, bei welchem derſelbe nur nach den Werken der Liebe gegen die Menſchheit, als der einzigen zuverläſſigen Zeuginn des

Glaubens und der Liebe gegen Ihn ſelbſt, urtheilen, und in welchem Jedermann die ihm gebührende Vergeltung finden werde. Die in der apoſtoliſchen Zeit ſehr gangbare, aus den jüdiſchen Meinungen von einem die Heiden richtenden Tage des Meſſias ihre Elemente nehmende, Lehre von einem feierlichen Völkergerichte mag ſich der Sprüche Jeſu über die göttliche Vergeltung in einer höhern Ordnung der Dinge nach dem Erdenleben für ihre Beglaubigung bemächtigt und ſo die Veranlaſſung dazu gegeben haben, daß Ihm ſelbſt, wie vorhin eine Erklärung über den wirklichen Anfang ſeines Gottesreiches, ſo auch eine ähnliche über die Vollendung deſſelben in den Mund gelegt worden iſt, welche jedoch bei dem Mangel beſtimmter Aeußerungen Jeſu, bei der klaren Zurückhaltung deſſelben von Antworten auf voreilige Anfragen über die geſammte Entwickelung des Gottesreiches und bei der noch immer vorwaltenden Befangenheit in ſinnlichen Vorſtellungen, nothwendig ſo dürftig und unbeſtimmt ausfallen mußte, daß man beſſer thut, die momentane Entſcheidung, welche jenes Gericht bei einer noch bevorſtehenden feierlichen Wiederkunft Jeſu andeutet, auf ſich beruhen zu laſſen und überhaupt mehr die geiſtige Bedeutung der ewigen Herrſchaft Jeſu über ſeine Gläubigen feſtzuhalten, für welche die Aeußerungen Jeſu bei Johannes ſprechen (Cap. 14, 16—23.).

36.

Todesweihe.

Den Tempel beſuchte Jeſus nach den letzten Reden, die er in heiligem Unwillen gegen die Phariſäer geſprochen hatte, nicht wieder; Er wollte das Heiligthum durch einen gegen Ihn gerichteten Gewaltſtreich nicht entweihen laſſen. Aber zur Stadt muß Er noch am Morgen des Donnerstags, d. 13. d. M. gegangen ſein, wenn der Auftritt, den Johannes (12, 23 ff.) an den Umſtand knüpft, daß heidniſche Feſtbeſucher den Mann des allgemeinen Gerüchtes ſehen wollten, eine Stelle finden ſoll, die den Aeußerungen Jeſu dabei gemäß iſt; denn dieſe ſprechen ſeine Ueberzeugung von dem ſehr nahen Hingang in den Tod auf die unzweideutigſte Art aus und zwar vor dem Ihn umgebenden Volke, von welchem Er in ernſter, warnender Rede, gemiſcht mit ſeinen letzten Verſicherungen, daß Er der Retter der Nation geworden ſein würde, wenn man Ihm den rechten Glauben geſchenkt hätte, gleichſam Abſchied nimmt, ohne damit eine große Wirkung hervorzubringen, obwohl einige Obere doch im Stillen ſich für Ihn entſchieden haben mögen (12, 41.). Vielleicht deutet die Angabe der Namen derjenigen Jünger, welche dem Meiſter den Wunſch jener Fremdlinge meldeten, auf die Quelle hin, aus welcher Johannes die Kunde von der ganzen Scene geſchöpft hat; er ſelbſt war bereits mit Petrus von der Schaar der Zwölf abgegangen, um den

Auftrag des Meiſters wegen der Paſſahmahlzeit zu vollziehen. Zum Abend nehmlich, wenn der 14te Monatstag anhob, mußte geſetzlich das Oſterlamm gegeſſen, vorher aber, ehe der 13te zu Ende gieng, daſſelbe im Tempel geopfert, geſchlachtet, das ungeſäuerte Brodt bereitet und die ganze Veranſtaltung zum Mahle vollendet ſein. Dieſe Zubereitung trug der Herr auf Befragen der Jünger, die alſo ſicher über die Zeit nicht ungewiß waren, und nur über den Ort ſich Befehle erbaten, jenen Vertrauteſten auf, wohl nicht ohne Abſicht den ſchon verdächtig erſcheinenden Beutelführer Judas ausſchließend. Anſtatt nun einen beſtimmten Ort anzugeben, was Er vermied, um nicht ſelbſt irgend einer Verrätherei Vorſchub zu leiſten, weiſt Er die Beiden an den erſten beſten Hausbeſitzer, deſſen Diener, Waſſer zur Reinigung des für Fremde zu ſolchem Gebrauche nach dem Geſetze bereitzuhaltenden Zimmers holend, ihnen aufſtoßen würde. Vielleicht reifte gerade in dieſer Stunde auch, und möglicher Weiſe ſogar in Folge verletzten Ehrgeizes, der ſchreckliche Gedanke, mit welchem Judas ſich wegen der an den Einzug Chriſti in Jeruſalem gehefteten, aber durch das ſtille Wirken deſſelben ſogleich wieder zerſtörten Hoffnung auf ein weltliches Königreich getragen hatte (vergl. S. 134.), zu dem raſchen Entſchluſſe, die Würfel des Geſchickes für ſie Alle in die Hand zu nehmen und mit dem hohen Rathe in Unterhandlung um geräuſchloſe Ueberantwortung des Herrn zu treten, ſo daß auch er ſich von der Schaar trennt. Wie! wenn der Meiſter gerade in dem Augenblicke, da die Fremdlinge ihm vorgeſtellt wurden, den Weggang des Judas bemerkt und, von der Ahnung, was derſelbe beginne, durchſchauert, die Worte geſprochen hätte, welche außerdem ziemlich loſe mit dem weiter gar nicht ausgeführten Auftritte der Fremdlinge zuſammenhangen, während ſie in dieſer Verbindung die vollkommenſte Parallele mit demſelben Ausſpruche in dem Momente der Nacht, wo Judas zur Vollbringung des Verbrechens den Jüngerkreis verläßt, abgeben; denn in der That war dem Herrn von Seiten heidniſcher Perſonen ſchon Größeres begegnet, als daß Er in dem Begehren einiger Feſtbeſucher, Ihn zu ſehen, etwas Außerordentliches hätte finden ſollen, das Ihn beſonders verherrlichen könnte. Zu der Erhebung, zu welcher Jeſus aus der tiefen Erſchütterung ſeines Weſens durch Belebung des Gedankens an Gottes Rath ſich ermannt, kommt eine himmliſche Stärkung, denn Er nimmt den rollenden Donner, in welchem ſogar Einige aus dem Volke mehr als das bloſe Naturereigniß wahrnehmen, für eine bedeutſame Antwort auf ſein demüthiges Gebet, in welchem Er ſich dem Willen des Vaters ganz unterwirft, und nur bittet, daß ſein Opfer nicht vergeblich für ſein Werk ſein möge.

37.

Das heilige Mahl.

1. Cor. 11, 23 f.

Wohin ſich Jeſus für den Reſt des Tages begeben, um ſich vor dem Volke zu verbergen, läßt die evangeliſche Ueberlieferung unerörtert. Zur geſetzlichen Stunde aber trifft der Meiſter mit den Jüngern an dem Orte zuſammen, den Petrus und Johannes angezeigt hatten. Des nahen Verhängniſſes gewiß und doch jener reichen Liebe voll, die neben der unbedingten Hingebung an Gott noch Raum für das ächte Menſchliche im Herzen hat, weihet Er ſogleich die Zuſammenkunft mit dem Gruße tiefer Wehmuth zu einer Abſchiedsfeier, und deutet ſchon beim Genuſſe des Paſſahmahles darauf hin, daß Er dieſes nicht wieder mit den Seinen feiern werde. Der Gedanke aber, daß nun irgend Einer der Schüler ſich anmaßen könnte, an Seiner Statt an die Spitze der Verbrüderten, durch Seinen Tod Verwaiſten, treten zu wollen, veranlaßte Ihn während des Mahles, die bedeutungsvolle, anfangs von den Jüngern in dem gemeinen Sinne einer Selbſt-Demüthigung gefaßte, darum auch von Petrus abgelehnte, Handlung des Fußwaſchens an ihnen allen vorzunehmen, damit ſie Ihn allein für immer als Meiſter und Herrn anerkennen, unter einander aber ſich als Gleiche betrachten und die Demuth, von der Er ihnen ein Beiſpiel gegeden habe, zur Stütze ihrer Eintracht machen möchten. Hatte Er damit das Band der Gemeinſchaft unter ihnen ſelbſt feſter ſchürzen wollen, ſo lag Ihm nun hauptſächlich daran, daß ſie dieſe ihre Gemeinſchaft auch unverrückt dem Zwecke dienen laſſen möchten, für welchen Er ſie um ſich geſammelt hatte. Es ſchien um ſo nöthiger, ſie hierzu noch beſonders auf eine feierliche Art zu verpflichten, da die Zeit ihrer Verbindung mit Ihm im Ganzen nur kurz, ihre Vorbereitung noch unvollendet, ihre Anhänglichkeit noch nicht durch Erfahrungen, wie ſie nun ſie machen ſollten, erprobt, und dazu ihre ſinnliche Erwartung eines zeitlichen Reiches Ihm nur zu bekannt war, als daß Er die Wahrſcheinlichkeit eines Aufgebens Seiner Sache nicht hätte erwägen ſollen. Der Einzige aber, den Er für Seine heilige Angelegenheit nicht mehr feſſeln zu können immer deutlicher erkannte, je mehr Er denſelben jetzt, und wahrſcheinlich am meiſten bei der Fußwaſchung, beobachtete, war bei dem Acte, welcher jenes Bündniß mit Ihm verſiegeln ſollte, eben ſo überflüßig als ſtörend. Um ihn alſo zu entfernen, wenn er ſich noch mehr verriethe, wirft Jeſus zuerſt — an die Waſchung ein Wort höheren Sinnes anknüpfend — eine nur Dem, dem ſie galt, verſtändliche Aeußerung hin, die derſelbe indeß ſo aufgenommen haben mag, daß der Herr ihn bald noch genauer und auf die Frage der beſtürzten Jünger ganz unzweideutig als Den bezeichnet, welcher Ihn ſeinen Mördern ausliefern werde; und darauf ertheilt Er ihm den

Rath, ſich lieber aus dieſem Kreiſe hinwegzubegeben. Nach dieſer Scene erſt, auf welche vielleicht auch noch die Vorausſage der allgemeinen Entmuthigung der Eilf, und, da Petrus verlangt, der Meiſter ſolle wenigſtens ihn ausnehmen, die der Verläugnung dieſes Apoſtels gefolgt iſt, nimmt Jeſus noch einmal Brodt und Wein, ſpricht ein Gebet darüber, theilt beides den Eilfen mit Hinweiſung auf Sein nahes Sterben mit, und fordert ſie auf, dieſe neue Stiftung, die durch ſeinen Tod geheiligt werde, öfter zu begehen, damit dieſe feierliche Erinnerung an Ihn und an dieſe Stunde ihnen eine immer neue Vergegenwärtigung ihres Verhältniſſes zu Ihm gewähre. Auf dieſe allernächſte Beſtimmung des neuen Bundesmahles, das jedoch ſowohl ſeiner Stiftung gemäß, weil es dem von allen Israeliten gefeierten alten entgegengeſetzt wurde, als ſeiner Bedeutung nach nothwendig zu einem heiligen Gebrauche in der neuen Religionsgeſellſchaft werden mußte, zielt denn auch die lange Reihe von Ermahnungen, Tröſtungen, Verheißungen und Forderungen, welche der einzige Johannes hier einwebt, als habe er ſtatt der Geſchichte der Einſetzung, die er nicht giebt, die Bedeutung derſelben, als des theuerſten Vermächtniſſes ſeines geliebten Meiſters, ſo vollſtändig, als ihm nur möglich, aus dem Munde Jeſu wiederzugeben für ſeine heiligſte Pflicht gehalten (Joh. 14—16.). So viel iſt dem Angriffe auf dieſe Reden Jeſu freilich wohl zuzugeſtehen, daß ſowohl die Aufeinanderfolge der einzelnen Stücke, als die Dunſelbeit der Ausdrucksweiſe, die ar inigen derſelben liegt, durchaus nicht dazu geeignet iſt, i Glauben zu erwecken, Johannes gebe mit der Genauig eines Stenographen wieder, was er gehört hatte; ein wunderbares Gedächtniß verlangt man aber , wenn man eine ſolche, und zwar aus dieſen Tagen, bei einem Begleiter des Herrn in Anſpruch nimmt. Ja! warum ſollte man nicht ſogar zugeben, Johannes habe zwar aufgezeichnet, was ihm gegenwärtig geblieben, aber ſo aufgezeichnet, wie es ſich aus dem erſten Eindrucke, im Laufe der Jahre, unter der allgemeinen Geſtaltung ſeiner Anſichten, unter immer tiefſinnigerem Forſchen und Nachdenken über die ganze Erſcheinung Jeſu, bei ihm ſelbſt herausgebildet hatte? Mag die dogmatiſche Färbung, in der dieſe Reden vorliegen, immerhin nicht urſprünglich ſein, ſondern dem Evangeliſten zugeſchrieben werden müſſen: dennoch klingen ſie alle an, wie Aeußerungen, die wir ſchon früher von Jeſu vernommen haben; dennoch ſtimmen ſie völlig mit der oben angegebenen Abſicht der Stiftung, auf welche ſie folgten, und mit der, keineswegs nur heitern, ſondern wehmüthigen, zugleich aber die Wehmuth beherrſchenden Seelenverfaſſung des ſeinen Abſchied von den noch ſchwachen Boten ſeiner Sache entſchieden voraus ſehenden Meiſters zuſammen; dennoch müſſen ohne Streit lange Reden gewechſelt oder geſprochen worden ſein, da die Zeit außerdem nicht ausgefüllt erſcheint. Am wenigſten ſcheint gegen ſie aus dem Contraſte der Erhebung, die namentlich das

Ende verräth, mit dem ſpätern Verzagen des Herrn gefolgert werden zu dürfen; denn er iſt nur für Den auffallend, der ihn durch das nüchternſte Verfahren des Verſtandes, welcher die Gegenſätze gern recht ſchroff neben einander ſtellt, vergrößert. Hier galt es übrigens, Andern Stärke und Beharrlichkeit einzuflößen; hier trat unter der Bemühung, Andre zum lebendigſten Bewußtſein ihrer Stellung in der Welt zu bringen, die eigne, auf welche jene fußen mußte, deſto kräftiger in das eigne Bewußtſein; hier — kann man ſagen — entführte den Sprecher der Gedanke, dieſes Leben des Geiſtes, der nächſten, der das Sinnenleben bedrohenden, Gegenwart.

Nach dieſen Bemerkungen wird es leicht ſein, den Inhalt jener Reden ſich in natürlicherer Ordnung zu vergegenwärtigen, wozu der Evangeliſt ſelbſt durch eine zweimalige, einmal alſo nicht durch die Wirklichkeit gerechtfertigte, Anführung des Aufbruchs aus Jeruſalem berechtigt (14, 31. 18, 1). Die einer rein geſchichtlich erzählenden Urkunde nicht wohl anſtehende öftere Wiederholung der Anzeige vom nahen Tode möchte alſo wohl auf eine Erwähnung zu Anfang und auf eine einzige Wiederaufnahme am Ende der Geſpräche mit und zu den Eilfen zu beſchränken ſein; jene bildete dann den Uebergang zu den Vorausſagungen der Verfolgungen, die ſie ſelbſt, die Jünger, erfahren würden; zu den Verheißungen höheren Beiſtandes, der ihnen kommen werde, ſo wie Er ſelbſt, der Herr, ob auch von ihnen verlaſſen, dennoch nicht allein ſein werde; zu den Verſicherungen des Sieges ſeiner Sache trotz ſeines ſcheinbaren Unterganges; zu den ſowohl daher, als von den Ausſichten auf das belohnende Wiederſehen im ewigen Vaterhauſe entlehnten Ermuthigungen der Freunde, nimmer von ihrer großen und heiligen Pflicht zu weichen — und damit war ja wohl Alles vollendet, was jetzt, was bis jetzt gethan werden konnte. Nun kehrte das Wort, wie der innre Blick der Seele, noch einmal zurück auf den Punct, von dem das Geſpräch ausgegangen war, und erhebt ſich zu einem, der feierlichen Stimmung, die über den ganzen Kreis ausgegoſſen war, eben ſo, wie dem innern Selbſtgefühle des göttlichen Menſchenſohnes angemeſſenen Gebete zu ſeinem himmliſchen Vater, in welchem das Bewußtſein der Einheit mit dem Vater, die Freude, Deſſen Willen ſo weit vollkommen erfüllt zu haben, die Segnungen der Liebe über ſeine, nun bald ſich ſelbſt überlaſſenen, Stellvertreter, und über die Gemeinde, die ſie ſammeln würden, — und endlich noch der heilige Vorſatz ausgeſprochen wird, auch dem Letzten, das Ihm noch übrig ſei zu thun, ſich nicht zu entziehen, damit Er die Liebe des Vaters, die Ihm geworden, auch Denen ſichere, die Er die Seinen nannte und zur Fortſetzung ſeines göttlichen Werkes erwählt hatte. (Joh. 17).

14.

Der Ueberfall.

Bei tiefſter Nacht, die jedoch vom faſt vollen Monde erleuchtet wurde, begab ſich Jeſus, durch die Scenen des Tages, am meiſten wohl durch die eben vollendete Feier und ſeine hierangeknüpften Reden im Innerſten aufgeregt, auf den Weg zum Oelberge, erreichte jedoch kaum den am Fuße deſſelben liegenden Meierhof, Gethſemane, der einſam lag und von einer großen Olivenpflanzung umgeben war, woſelbſt Er ſich mit ſeinen Jüngern ſchon ſonſt oft verſammelt hatte. Dort bemeiſterte ſich ſeiner Seele, vielleicht deſto heftiger, je weniger die Seinen ſeine Gemüthsbewegung theilten, eine Beängſtigung, die Ihn aus ihrer Nähe trieb; nur von den drei Vertrauteſten begleitet geht Er tiefer in den Garten, um dort die Herrſchaft über die ſinnliche Natur, die vor dem Tode bebte, im Gebete wiederzugewinnen; und entfernt ſich unter dem Geſtändniſſe ſeines Zagens mit der Bitte, daß ſie wachen möchten, eine kurze Strecke weit auch von Dieſen. Giebt es einen Augenblick in dem Leben Jeſu, welcher nimmer, weder von der Kritik noch von der Dogmatik, hätte angetaſtet werden ſollen, ſo iſt es dieſe Stunde des großen Seelenkampfes, im welcher das Göttliche mit dem Menſchlichen in dem göttlichen Menſchenſohne rang, mehrmals von neuem das Sträuben der Natur gegen den gewaltſamen Tod ſich regte, und dennoch der Geiſt, durch Aufrufen des Selbſtgefühls, Eins mit Gott zu ſein, geſtärkt, den vollendetſten Sieg über die menſchliche Schwäche erkämpfte. Hier iſt die Wahrheit, hier die Religion in ihrer Vollendung, hier die Würde des Königes in dem Reiche Gottes bei den Menſchen, ſo ausgeprägt, daß man ſich bei den Fragen nach der äußern Erſcheinung, ſowohl der Angſt, als der Tröſtung (Luk. 22, 43. 44.), gar nicht aufhalten kann, will man den heilig menſchlichen Eindruck nicht verlieren, den dieſer Auftritt auf das Gemüth macht. Was kann darauf ankommen, zu unterſuchen, ob eine körperliche Abſpannung, wie wir ſie bei den drei einſchlafenden Jüngern annehmen müſſen, auch bei Jeſu Statt hatte? was darauf, zu grübeln, ob das Leid ſeiner Seele nur in dem Schauer vor dem Tode, oder zugleich in der Betrachtung, daß ſein Werk einen ſolchen Weg zum Ziele gehen müſſe, oder gar in einem großen Mitgefühle wegen der Sündenſchuld des Menſchengeſchlechtes ſeinen Grund gehabt habe? wozu bei der Erklärung verweilen, wie Lukas ſeine draſtiſche Malerei des Angſtſchweißes und der Stärkung gemeint haben möge? Es iſt genug, den für das Heil der Menſchen ſich hingebenden Jeſus in dem letzten Streite mit der widerſtrebenden menſchlichen Schwäche ſich durch Gottergebenheit ſtufenweiſe zum vollen, nun nicht mehr wankenden, Gleichmuthe rüſten zu ſehen, mit welchem Er, von aller Menſchenhülfe verlaſſen, der

Entſcheidung über ſein Leben und Sterben entgegengieng.

Denn, was Er eben, obwohl in geringerem Maße, ſelbſt erfahren, daß dem beſten ſittlichen Willen nicht eine gleichſtarke natürliche Kraft zur Seite gehe, das erwies ſich noch weit auffallender an den Jüngern; vergeblich forderte Er ſie in ſolcher Stunde, ſich durch Gebet wach und ſtark zu erhalten, auf; Er ließ ſie endlich aus mitleidiger Schonung fortſchlafen, und blieb allein, ganz allein, mit ſeinem Schmerze und mit ſeinem Gotte! Erſt, als Er durch ſich näherndes Fackelleuchten und Waffengetös aufmerkſam darauf wurde, daß ein Haufe in den Garten eindrang, weckt Er die Schlafenden und geht, umgeben von ſeinen Jüngern, mit feſter Entſchloſſenheit der Schaar entgegen, an deren Spitze Er, wie Er vermuthet hatte, den verrätheriſchen Judas erblickt. Dieſer hatte ſich zur Anzeige, wo ſein Meiſter, ohne einen Volksauflauf befürchten zu müſſen, ergriffen werden könne, dem hohen Rathe verbungen und ſogar Das übernommen, den Bewaffneten, die nicht erfahren ſollten, zu weſſen Verhaftung ſie auszogen, die Perſon durch beſondern Gruß und Kuß zu bezeichnen. Hält man die verſchiedenen Berichte der Evangelien zuſammen, ſo muß man glauben, daß, nach Lukas, der Jünger zwar in der Abſicht, ſein Wort völlig zu löſen, auf Jeſum zugegangen, aber von dieſem zurückgewieſen worden, und ſchon da, wie gewöhnlich ſchnell auf die vollendete That geſchieht, über ſein Bubenſtück ſtutzend.

aus der Nähe gewichen iſt. Nach Johannes wenigſtens trat vielmehr Jeſus ſelbſt dem Haufen, der aus Tempeldienern und Kriegern der römiſchen Beſatzung zuſammengeſetzt war und unter dem Befehle des römiſchen Anführers ſtand, mit der Frage, wen ſie ſuchten, ſo männlichfeſt entgegen, daß Einige der Diener von der Tempelwache, die Ihn vielleicht wiedererkannten (no. 27. S. 183) plötzlich zurückbeben. Dem Hauptmann erklärend, Er ſei Der, deſſen Namen derſelbe als den Namen des Geſuchten ausgeſprochen hatte, verlangt Er, man ſolle ſeine Jünger ungeſtört ziehen laſſen; denn wahrſcheinlich machten die Schergen Miene, auch Dieſe zu greifen; und andrerſeits verweiſt Er dem raſchen Petrus den unzeitigen Gebrauch des Schwerdtes, mit dem er, wie es ſcheint, für den möglichen Fall eines gemeinen Mörderanfalls, auf Jeſu Geheiß ſich bewaffnet hatte, gegen eine ſolche Schaar, die nur unter geſetzlicher Auctorität erſchienen ſein konnte. Von der Heilung des durch Petrus verletzten Malchus weiß der Augenzeuge Johannes ſo wenig, als von der Frage der Jünger, ob ſie ſich in einen Kampf einlaſſen ſollen; aber die Worte des Herrn an die ängſtlichen Jünger: Laſſet das! geht nicht weiter! und die Erinnerung an die von Gott über Ihn verhängte Nothwendigkeit, die Er mit der größten Ruhe ausſpricht, deuten darauf, daß Er mitten in dem Aufruhre ſeiner Gefühle den Gedanken erfaßte: auf dieſe, den Schein wenigſtens des geſetzlichen Verfahrens annehmende, Weiſe könne ſein Tod nicht mehr heimlich bewirkt werden. Und ſo übergiebt ſich denn der Unſchuldige unter den gerechteſten Aeußerungen über die ſchändliche Art, Ihn wie einen Räuber gefangen zu nehmen, da zu einem rechtlichen Verfahren, wenn ein ſolches triftigen Grund hätte, täglich Gelegenheit im Tempel geweſen wäre, der Rotte, die ſeine Feinde gegen Ihn unter dem Mantel der Nacht ausgeſchickt hatten. Die Jünger überfiel in dieſem Augenblicke, wo der Meiſter ſich und ſie aufzugeben ſchien, der Schrecken vor Dem, was nun erfolgen könne, ſo übermächtig, daß ſie flohen; nur Petrus und Johannes folgten dem Gebundenen in einiger Entfernung nach.

39.

Der Juſtizmord.

1. Theſſ. 2, 15. 1. Tim. 6, 13.

Während der Vorgänge in dem Oelgarten mochten die beiden Hohenprieſter, Caiphas und deſſen Schwiegervater Annas, (S. 73) und zwar im Hauſe des Letztern, als des Aeltern, häufig zu Rath Gezogenen, des Erfolgs gewartet haben, um, wenn die Verhaftung glückte, ſogleich die weitern Schritte zu berathen. Vielleicht war dieß die Urſache, warum der Erſtere befohlen hatte, den Gefangenen nicht unmittelbar in den hohenprieſterlichen Palaſt, ſondern zuerſt zu Annas zu führen; und man kann die Verſchiedenheit der evangeliſchen Erzählungen am leichteſten durch die Annahme ausgleichen, Caiphas ſei, nachdem die Ankunft des Gefangenen gewiß war, alsbald, mit dem zurückgelaſſenen Befehle, denſelben in beſtimmter Zeit nachzubringen, in ſeinen Palaſt geeilt, um dort die Verſammlung des Synedriums anzuordnen, vor welchem das Verhör in rechtlicher Form gehalten werden ſollte, und die erkauften Zeugen herbeiholen zu laſſen. Unterdeß konnte Annas, ebenſowohl von bloßer Neugier, als von einer gewiſſen Beſorgniß getrieben, Jeſus möchte ſich dort ſo verantworten, daß Nichts auf Ihn zu bringen wäre, auf den Einfall kommen, den Verhafteten ſelbſt zu erforſchen; ohne daß ſeine Fragen über die Lehre und Lehrjünger [Joh. 18, 19) ein, ohnedieß ihm nicht zuſtehendes noch auch in ſein Haus gehöriges, Verhör ausmachten. Daher denn auch Jeſus ſich auf keine Weiſe verpflichtet fühlt, dem unberufenen Frager Rede zu ſtehen, ihn vielmehr an die Hörer aus dem Volke verweiſt, und mit gleicher Würde den rohen Häſcher, der Ihn wegen der vermeintlichen Verletzung des hohenprieſterlichen Anſehens ſchlägt, zum Beweiſe auffordert, daß Er hier vor Gericht ſtehe. Annas ſcheint dagegen gefühlt zu haben, der Gefangene habe hierin Recht, bricht alſo ab, und ſendet Jeſum zu Caiphas. Da allein hatten auch der Ordnung gemäß die beiden Jünger den Verlauf der Sache erwartet, indem ſie entweder das Einführen des Meiſters zu Annas in der Entfernung gar nicht bemerkt, oder wohl berechnet hatten, daß Er in Kurzem in den hohenprieſterlichen Palaſt gebracht werden müßte. Johannes, bekannt mit den Dienern Caiphas, erhält Einlaß in das Haus, und verſchafft ihn auch dem Petrus, durch Vermittelung der Pförtnerinn, die den Eintretenden mit der Frage empfängt: du gehörſt auch zu den Jüngern des Menſchen, der jetzt eingebracht werden wird? Petrus verläugnet indeß aus Furcht in den Proceß verwickelt zu werden, ſein Verhältniß zu dem Meiſter, mit welchem er ſich vermeſſen hatte in den Tod gehen zu wollen, nicht nur vor dieſem Weibe, ſondern zum zweitenmale kurz darauf vor den Dienern, die ihn an der Mundart als einen Galiläer erkannten und in deren Nähe er ſich begeben hatte, um an ihrem Feuer ſich zu wärmen, da die Morgenluft empfindlich kalt war, dann zum dritten Male ſogar vor Einem, der mit im Oelgarten geweſen war und ſich genau ihn, als den Mann mit dem Schwerdte, der dem Mitknechte das Ohr abgehauen, ganz beſonders gemerkt hatte. Dieſe Selbſtvergeſſenheit, welche beſtätigte, was Jeſus, aber wohl ohne die Zahl der Fälle, vor wenigen Stunden vorausgeſagt hatte, iſt unmöglich aus der Berechnung, dadurch ſich in der Nähe behaupten zu können, ſondern lediglich aus dem, jedem affectvollen Gemüthe eignen, Schwanken zwiſchen den Extremen nach Maaßgabe der äußern Eindrücke zu erklären und verdient daher, weil ſelbſt die Wiederholung nur eine Conſequenz des einmal begangenen Fehltrittes war, keine ſtärkere Rüge, als die, welche ſie von Jeſu ſpäter erfahren hat; um ſo gewiſſer, weil ſie ſogleich zur tiefſten Selbſtbeſchämung umſchlug und die Thräne des bitterſten Schmerzes das Waſſer der Läuterung eines edlen Herzens ward; denn in dem Augenblicke, da Petrus zum dritten Male ſeinen Antheil an dem Verhafteten läugnet, wird Dieſer vorüber in das Innere des Palaſtes geführt, und ein Blick vom Meiſter doppelt bedeutſam durch den Hahnruf, welcher den Tag und mit ihm zugleich die Zeit, da ein gerichtliches Verhör ſtatt haben konnte, ankündigte, treibt den aus ſeiner Betäubung erwachenden Jünger hinweg von dem Orte ſeiner Schande.

Die wenigen Augenblicke, welche dem gerichtlichen Verhöre vorausgiengen, wurden von den prieſterlichen Dienern, die Jeſum aus der Hand der römiſchen Truppe überkommen hatten, benutzt, um ihren rohen Muthwillen an Ihm durch Spöttereien und Mißhandlungen zu üben, was Ihm erſpart geblieben war, ſo lange Er in der Krieger Obhut ſich befand. Dann führten ſie Ihn in den Gerichtsſaal und es begann die Abhörung der Belaſtungszeugen, deren Ausſprüche die Anklage auf Umſturz der väterlichen Religionsverfaſſung unterſtützen ſollten. Die Zeugniſſe aber waren zu nichtsſagend und unter einander ſo widerſprechend, daß Jeſus es nicht der Mühe werth achtete, das Geringſte zu erwidern, und der Hoheprieſter, den Zweck allein im Auge habend, daß Jeſus verurtheilt würde, die Anklage nun anders, nehmlich ſo wendet, daß die Anmaaßung der Meſſiaswürde, die Behauptung, Gottes Sohn zu ſein, darinnen eine Gotteslästerung liege (vergl. no. 29. S. 194), zur Hauptſchuld gemacht wird. Jetzt war der Moment der Entſcheidung. Jetzt galt es, ohne Wanken bei dem Bekenntniſſe der Stellung zu beharren, welche der Vater im Himmel dem Sohne in der Welt angewieſen hatte, und es erfolgte die Erklärung Jeſu, wie ſie Seiner würdig war, mit dem vollen Bewußtſein des ſchweren Gewichtes, das ſein Wort für den Ausgang der Sache haben werde, und mit der klaren Vorausſicht, daß nunmehr ſein Werk vor dem Untergange geborgen, nunmehr ſeine Herrſchaft in dem neuen Königreiche der frommen Gottesanbeter geſichert ſei, da dieſe ſeine feierliche Erklärung, Er ſei der von Gott geſendete Retter, als Grund ſeiner Verurtheilung angegeben werden ſollte.

Nach dieſem Geſtändniſſe ſchien eine weitre Unterſuchung dem Hohenprieſter überflüſſig und das Synedrium ſpricht ſein „des Todes ſchuldig“ aus. Doch war dieſe Verurtheilung immer nur eine für Juden gültige, aber nicht von dem jüdiſchen Gerichte in Ausführung zu ſetzende; ſie mußte vor den römiſchen Landpfleger gebracht, dort neu unterſucht und außer in dringenden Fällen hochverrätheriſcher Empörung dem Kaiſer ſelbſt erſt zur Beſtätigung vorgelegt werden. Daher denn die ſchnelle Abführung des Gefangenen zu Pilatus, und zu gleicher Zeit die Bearbeitung des Pöbels, der durch ſein tumultuariſches Geſchrei die Anklage auf Hochverrath unterſtützen und den Schein dringender Gefahr für die kaiſerliche Herrſchaft im

Lande erregen ſollte, damit der Landpfleger übereilt würde; daher hauptſächlich die ſchändliche, alles richterliche Gewiſſen mit Füßen tretende, Veränderung der Worte, auf welche Jeſus vor dem Synedrio ſein Ja ausgeſprochen, in andre bei der Beſchuldigung vor dem Römer, der Ihn für einen Uſurpator der weltlichen Herrſchaft nehmen ſollte.

Dennoch verfuhr Pilatus nicht, wie die Ankläger hofften, mit ſtürmiſcher Haſt; ja! er hatte anfänglich die Abſicht, ſich gar nicht mit der Sache zu befaſſen; gab indeß, als ſie ihm erklärten, es handle ſich um ein Majeſtätsverbrechen, ſo viel nach, daß er Jeſum über ſeine Ausſage, Er ſei König, vernimmt; begreift aber bald, daß dieſes Wort, in dem Sinne, wie es Jeſus braucht, keine politiſche Bedeutung habe und will den Angeklagten retten. Es iſt das Unglück charakterloſer Menſchen, nie ganz entſchieden ſein zu können, ihrer Anſicht und zugleich den äußern Verhältniſſen durch halbe Maaßregeln genügen zu wollen, und ſo ſich in immer neue Verlegenheiten zu verſtricken, bis ſie endlich keinen Rückweg mehr auf ihre anfangs freie Stellung finden und keinen Halt mehr in ihrer innern Ueberzeugung beſitzen, um wenigſtens dem Verbrechen zu widerſtehen. So vergriff ſich der Mann, der über das Leben des größten Menſchen zu entſcheiden gewürdigt war, ob er denſelben gleich für unſchuldig erkannte, höchſtens für einen Schwärmer ohne Gefahr hielt, in den Mitteln, Ihn zu retten, weil er das einfache, nahe liegende der Losſprechung, vielleicht im Gefühle ſeiner durch feile Verwaltung verkehrten Stellung zu dem hohen Rathe, die ihn hemmte, nicht ergriff. Nicht bedenkend, wie er damit den Unſchuldigen ſchon unter die Miſſethäter warf, nicht erwägend, wie er damit die Entſcheidung aus der Hand gab, und einräumte, was er innerlich mißbilligte, ſchlägt er dem tobenden Haufen vor, die Freigebung Jeſu als die am hohen Feſte gewöhnliche Begnadigung eines Verurtheilten anzunehmen; meint, da dieſer Ausweg fehlſchlägt, und die Stimmen aus der Menge vielmehr eines Mörders Freilaſſung verlangen, die Wuth der Feinde dadurch zu beſchwichtigen, daß er den Verfolgten geißeln läßt und dann, die Inſignien eines Königes an Ihm nachäffend, der Verhöhnung und Mißhandlung öffentlich preisgiebt; will ſogar, um nur ſich aus der Sache zu ziehen, das geſetzliche Recht über Leben und Tod für dieſen Fall an die Hohenprieſter abtreten; und glaubt zuletzt, da er die Kreuzigung, eine römiſche Todesſtrafe, genehmigt, Schmach und Blutſchuld von ſeinem Haupte abzuwenden, weil er, von einer Warnung ſeiner Gemahlinn vielleicht noch mehr als von der hohen Würde des Angeklagten betroffen, unter einer ſymboliſchen Formalität ſeine Meinung von der Unſchuld des Hingeopferten vor allem Volke noch einmal ausſpricht und jeden Antheil an dem Verbrechen auf die Nation zurückwirft, die ihn ſelbſt der Verrätherei an ſeinem Fürſten zu bezüchtigen anfing. — Nicht genug alſo, daß der Mann der höchſten Gewalt, der immer zugleich der Mann der höchſten Gerechtigkeit ſein ſollte, das Recht in der Hauptſache ſelbſt nicht vertrat, nicht genug, daß Vernachläſſigung der gerichtlichen Form, an welche ihn ſeine Stellung als römiſcher Beamter band, ſeine Vollmacht überſchritt; nicht genug, daß er als Menſch ſogar ſich ſelbſt zum willenloſen Werkzeuge fremder Bosheit und pöbelhafter Rohheit herabwürdigte: ſeine moraliſche Erbärmlichkeit häufte nur die Qualen für Den, den er für unſchuldig achtete, ohne doch vor dem Aergſten Ihn zu ſchützen. Zu dieſen unnützen Mißhandlungen müßte man auch die beſchimpfende Verhöhnung rechnen, der Ihn Pilatus bei Herodes und deſſen Leibwache ausgeſetzt haben ſoll, wenn dieſe ganze Scene nicht vielleicht nur eine Umgeſtaltung der ſchon erwähnten Verſpottung iſt; was der Vergleich der Berichte faſt nothwendig annehmen läßt, und die Oertlichkeit des Palaſtes der Herodianer, in welchem der Procurator Gericht zu halten pflegte, wahrſcheinlich macht.

Die Vollſtreckung des Mordſpruches erfolgte ſehr ſchnell, und zwar vermuthlich aus Anlaß einer für dieſen Tag bereits angeſetzten Hinrichtung zweier Verbrecher, was den Plan der blutgierigen Feinde begünſtigte. Nach dem Berichte des Johannes, der den Gang der Sache perſönlich verfolgt zu haben ſcheint, mochte über die verſchiedenen Verhandlungen und Mißhandlungen der ganze Vormittag dahingegangen ſein. In der Schwüle der Mittagshitze alſo einer orientaliſchen Sonne mußte das ſeit zwölf

Stunden jeder Erholung, auch des Schlummers in vergangener Nacht, entbehrende, jede Art des Schmerzes erduldende, Opfer durch die Straßen der Stadt das ſchwere Kreuz tragen, bis die Erſchöpfung aller Kraft ſolches unmöglich machte. Da mag das Mitleid wenigſtens in weiblichen Gemüthern wach geworden ſein; denn, befreit von der Laſt des Holzes, die man einem vom nahen Felde zur Stadt heimgehenden Manne für die kleine Strecke bis zur Richtſtätte aufbürdete, ſpricht Jeſus zu weinenden Frauen in dem nebenherziehenden Haufen die merkwürdigen Worte: „weinet nicht über mich! weinet vielmehr über Euch und Eure Kinder!“ Es war gleichſam die twort auf den Fluch, den die Menge vor Pilatus über ſich und ihre Nachkommen ausgeſprochen hatte.

Die Kreuzigung ſelbſt auf Golgatha, außerhalb der Mauern der Stadt, iſt nicht genauer beſchrieben, von den Synoptikern nicht, weil dieſe Todesart während der Römerherrſchaft allgemein bekannt war, vom Augenzeugen nicht, weil dieſer überhaupt ſeinem eignen Gefühle die Wiederholung der Einzelheiten bei dem ſchaudervollen Auftritte meiſt erſpart hat. Daher es denn unausgemacht bleiben muß, ob, wie die älteſten kirchlichen Schriftſteller gemeinhin annahmen, die gewöhnliche Art des Kreuzigens, wobei die Verbrecher, nur mit den ausgebreiteten Armen an den Querbalken und mit den Füßen unterhalb eines zum Sitzen angebrachten Klotzes angebunden, verſchmachten mußten, an Jeſus willkürlich . verſchärft und Beides, Hände und Füße, angenagelt worden; oder ob, da nach Johannes (20, 27.) über die durchbohrten Hände kein Zweifel obwalten kann, hingegen bei den so verwundeten Füßen ein baldiger Gebrauch derſelben nach 36 Stunden ganz undenkbar iſt, nicht auch hier die Mitte zu halten und die allzugenaue Anwendung der Stelle Pſ. 22, 17. als der Anlaß zur Uebertreibung der Sache anzuſehen ſein möchte. Ueber dem Haupte ließ Pilatus nach der hergebrachten Sitte die Tafel anheften, welche den Namen und die Schuld des Hingerichteten kund machen ſollte; und zwar in allen drei gangbaren Sprachen, als ob er gleichſam ſelbſt die Beſtimmung dieſes Opfers für alle Welt habe bezeichnen wollen; er änderte ſie auch nicht, als die Prieſter einen Zuſatz, der die Schuld Jeſu entſchiedener ausdrücken ſollte, beantragten.

40.

Das Ende des Gerechten.

Phil. 2, 6—8.

Die Kraft des Geiſtes, die Jeſus immer bewährt, und, als ſie von dem übermächtigen [illegible]de der Seele gebeugt ward, im Aufblicke zu Gott wieder aufgerichtet hatte, zeigte ſich nun in ihrer ganzen Größe während der letzten Stunden. Den betäubenden Trank, welchen man den Miſſethätern vor der Execution zu reichen pflegte, um ihnen die Schmerzen minder fühlbar zu machen, verſchmähete Er, als Er, vielleicht nach einem erfriſchenden Tropfen Waſſer lechzend, beim Koſten des Dargereichten bemerkte, was man Ihm bot. Selbſt darinnen mochte Er, im Bewußtſein ſeiner Unſchuld, den Elenden nicht gleichen, die, von der Qual des Gewiſſens gefoltert, wenigſtens den Zuſtand der Beſinnungsloſigkeit herbei wünſchen. Mit klarem und freiem Geiſte wollte Er das Opfer vollenden und nicht im Entfernteſten in den Gang eingreifen, den Gott Ihn gehen hieß.

Darum war Er auch ſtark genug, noch in dieſer Lage Verzeihung an Denen zu üben, die Ihn darein gebracht, und für ſie, als Verblendete, zu beten; ſtark genug, dem Einen der beiden neben Ihm gekreuzigten Verbrecher, welcher die eigne Strafe mit Anerkenntniß ſeiner Schuld trug und ſeine Verirrung bereute, in Jeſu den Unſchuldigen bemitleidete und darum dem rohen Mitgenoſſen die Läſterung deſſelben verwies, auf ſeine Bitte um einen Antheil an dem Reiche, das Er gründen werde, eine nicht allein freundlichtröſtende, ſondern ſogar berichtigende Antwort zu geben, denn auch ſein Troſt ſollte nicht auf Täuſchung beruhen; ſtark genug, als ſeinem Blicke die eigne Mutter begegnet, die vorher allerdings nirgends als Feſtbeſucherinn erwähnt iſt, und vielleicht erſt ſpät aus Galiläa ſich aufgemacht hat, als die Kunde von der gefährlichen Lage zu ihr gedrungen war, in welcher ihr Sohn ſeit der Erweckung des Lazarus ſich befand, — dieſe ſeine vom Schmerz gebeugte Mutter ſeinem liebſten Freunde zu Schutz und Troſt zu empfehlen, dem Einzigen der Eilf, den Er am Orte ſeines Leidens bemerkte; ſtark genug, einen auf ſeine Lage paſſenden Pſalm betend zu beginnen, und da Ihm der verſchmachtende Gaumen den Dienſt dazu verſagt, um einen Trunk zu rufen, der Ihm, jedoch unter Spott und unter Widerſpruch Andrer, gewährt wird; ſtark genug endlich, noch im verſchwindenden Leben der Vollendung ſeines Werkes ſich bewußt, ſich in die Hände des Vaters zu befehlen, dem Er gehorſam war bis an das letzte, letzte Ende.

So wenig es darauf ankommen kann, der herrlichſten That, die das große Leben Jeſu am Ausgange verklärte, dadurch noch mehr der Herrlichkeit verleihen zu wollen, daß man die Begebenheiten der Natur, welche gleichzeitig erfolgt ſein ſollen, in einen wunderbaren Zuſammenhang der Urſache und Wirkung mit dem von Menſchen herbeigeführten Ereigniſſe bringt: ſo iſt doch ſicher der menſchlich-fromme Sinn hoch zu ehren, der von jeher, und ſchon in der Zeit der erſten Fortpflanzung der Geſchichte Jeſu einer das Land bedeckenden, dichten Finſterniß, die zwar keine Sonnenfinſterniß ſein konnte, da die Zeit des Vollmonds war, aber die Begleiterinn des Erdbebens zu ſein pflegt, die Beziehung auf den Tod des Herrn gegeben hat. Leztere hat Johannes nicht aufgegriffen, wie er auch das, bei einer großen Erderſchütterung eben ſo gut mögliche, Zerberſten des Vorhangs unerwähnt läßt, der vor dem Allerheiligſten im Tempel an feſtſtehenden Säulen, welche alſo umſtürzen oder wanken konnten, angebracht war.

Wichtiger iſt die Bemerkung des Lukas, der auch die Verſpottung nur den Obern, nicht dem Volke, beimißt, daß der ganze Auftritt nicht allein auf den Befehlshaber der dabei thätigen Kriegertruppe, ſondern auch auf die umſtehende, ſtumm zuſehende Menge einen erſchütternden Eindruck gemacht hat. Leztere gieng in ſchweigendem Ernſte — über das Geſchehene bedenklich werdend — auseinander. Es war das der Schauer der zürnenden Gottesnähe, die ſelbſt der rohe Menſch empfindet, wenn er gewahr wird, daß die Unſchuld ihr Recht nur Gott anheimſtellen konnte, und der Himmel eine Erhörung zu verkünden ſcheint. —

41.

Der Triumph.

1. Cor. 15, 4.

Dem Haſſe der Prieſter war Genüge geſchehen; ihr Zweck ſchien erreicht; der Mann, deſſen Untergang ihr Ziel geweſen war, hieng am Pfahle der Schmach und der Todespein. Wie ſie nun nichts mehr fürchten zu müſſen glaubten, ſo ſetzte auch ihrer Rache ſich Niemand aus, der den Geopferten beweinte. Da konnten denn zween edle Männer, zwar ſelbſt Mitglieder des Synedriums, doch nicht Genoſſen jenes Blutſpruches, ihrem menſchlichen Gefühle folgen und auf eine Veranſtaltung denken, die den großen Todten wenigſtens vor weiterer unwürdiger Behandlung ſchützte. Joſeph, durch den Ruf der Rechtſchaffenheit und der Wohlhabenheit in Anſehen ſtehend, erbittet ſich vom Landpfleger den Leichnam Jeſu; er gedenkt ihn ehrenvoll zu beſtatten; Nikodemus beſorgt die Spezereien; und weil der Abend, mit welchem der erſte (große) Feſttag anhob, keine weitern Anſtalten zuließ, legen die Beiden, zu einem Liebeswerke vereint, deſſen unermeßlichen Erfolg Keiner ahnete, den Leib des Herrn vorläufig in die Felſengruft, welche in Joſephs nahe gelegenem Garten für dieſen ſelbſt zu ſeiner einſtigen Ruheſtätte bereitet war. Frauen, die des Herrn Begleiterinnen auf mancher ſeiner Reiſe und jetzt Zeugen ſeiner Kreuzigung geweſen waren, wurden hier nun auch ſtille Zuſchauerinnen ſeiner Beſtattung. Die Thür ward mit einem Steine verwahrt.

So viel ſteht als unzweifelhafte Geſchichte dieſes heiligen Abends auf der Abendſeite vor den Mauern Jeruſalems feſt; darüber iſt kein Widerſpruch in den evangeliſchen Berichten. Einzelne Zuſätze haben die einzelnen noch, nur der pauliniſche Lukas nicht. Matthäus, der überhaupt nun ſehr ungenau wird und zu Ende eilt, fügt eine Verhandlung des hohen Rathes mit dem Landpfleger über noch größre Verwahrung der Gruft gegen einen möglichen Leichendiebſtahl ein, die aber, an ſich ſchon unwahrſcheinlich, durch den Umſtand, daß Pilatus ſelbſt ſich gar nicht damit befaßt, weil es ihm nicht zukam und dem hohen Rathe für die Feſtzeit ohnehin eine Kriegertruppe zu Befehle ſtand, noch zweifelhafter wird, und leicht nur zur Unterlage des ſpäter entſtandenen, aber wieder ſonſt nirgends erwähnten, nur bei M. erzählten, Gerüchtes hat dienen ſollen (28, 12—15.). Markus läßt den Landpfleger die Gewährung der Bitte Joſephs von einer vorausgehenden Bekräftigung, daß der Tod Jeſu ſchon lange erfolgt ſei, abhängig machen, wogegen Zeit, Oertlichkeit und militäriſche Ordnung ſtreiten würden, wenn es nicht ſchon an ſich zweifelhaft erſcheinen müßte, daß Pilatus den geringſten Anſtand genommen haben ſoll, ſeine Genehmigung zu dem Geſuche Joſephs zu ertheilen, deſſen Geſinnung gegen den Unſchuldigen im Grunde die ſeinige war. Johannes endlich ſcheint im Gegenſatze zu dem Beſtreben des Markus, den Tod Jeſu außer Zweifel zu ſetzen, mehr den Beweis der Möglichkeit der Wiederbelebung des Todten in das Auge gefaßt zu haben; er erwähnt deßhalb, daß denſelben nicht, wie den beiden Verbrechern, die Beine zerſchmettert worden ſind, womit der Tod der Unglücklichen beſchleunigt werden ſollte, damit ſie noch vor Sonnenuntergang, wie das moſaiſche Geſetz forderte, vom Holze genommen und verſcharrt würden; will jedoch dem, hieraus zu leicht entlehnbaren, Verdachte gewiſſer Irrlehrer, als ſei ſtatt Jeſu nur ein Scheinkörper ans Kreuz geſchlagen worden, dadurch entgegentreten, daß er verſichert, er ſelbſt habe, als ein Soldat nach dem Herrn geſtochen, flüſſiges Blut aus der Wunde quellen geſehen; und ſtellt, gegen alle Wahrſcheinlichkeit die Bitte Joſephs erſt nach der Vollendung des Geſchäftes der Krieger, vielleicht ohne alle Abſicht, vielleicht auch um den andern Verdacht abzuhalten, als habe die Dazwiſchenkunft Joſephs, nicht die eigne Ueberzeugung der Wache, das Zerbrechen der Schenkel am Leichname Jeſu verhindert. Man erkennt leicht die Schwierigkeit, aus dieſen vereinzelten Angaben eine vollkommene Widerlegung aller der Zweifel zuſammenzuſetzen, welche von dem Standpuncte der natürlichen Betrachtung gegen den wirklichen, vollſtändigen Tod Jeſu am Kreuze erhoben worden ſind. Hält man aber nur jede frevelhafte Verdächtigung des Meiſters und ſeiner Anhänger, als ob eine planmäßig angelegte Täuſchung ſtatt gefunden habe, und jede verwirrende Erklärung durch dogmatiſche Vorausſetzungen von der einfachen Thatſache ab, ſo mag es ja wohl genug ſeyn, zu wiſſen, daß Jeſus das Opfer ſeines Lebens für ſeine heilige Gottesſache in allen Stufen des Leidens und der Todesſchmerzen dargebracht hat; und man kann billig darauf Verzicht leiſten, wägen und meſſen zu wollen, wie groß das Wunder ſeiner Wiederbelebung geweſen ſei.

Sie ſelbſt, die Rückkehr des Gekreuzigten unter die Lebendigen aus dem Grabe, von Keinem der Seinen erwartet, von Keinem derſelben für möglich geachtet, von ihnen Allen anfangs bezweifelt, von der erſten Beſucherinn der leeren Gruft nur als ein Hinweggetragenſein der Leiche den Freunden verkündigt, bleibt immer und ſogar, wenn ſie nur auf einen todgleichen Zuſtand erfolgt wäre, das größte Wunder, welches durch göttliche Verſehung in die Welt- und Menſchengeſchichte eingetreten iſt. Die Thatſache, wie ungenau ſie berichtet, wie wenig ſie in ihren Urſachen aufgeklärt und erklärbar, wie mannichfaltig ihre geſchichtlichen Zeugniſſe in einzelnen Begebenheiten, wie dunkel endlich das Geheimniß iſt, das auf dem ſpätern gänzlichen Scheiden Jeſu aus der Mitte der Lebendigen liegt, iſt wahr und durch das Daſein des Chriſtenthums, ihrer weſentlichſten Folge, bezeugt; darin ruht das Siegel der Evangelien, daß die Kirche Chriſti über dem Grabe des Auferſtandenen ſich erhoben hat.

Nach dieſen evangeliſchen Bruchſtücken, unbefangen zuſammengehalten und nach der Regel der Wahrſcheinlichkeit unter einander ausgeglichen, hat die liebende Verehrung, welche den Herrn vom Todespfahle zur Gruft begleitete, den Lohn gefunden, auch die erſte Entdeckung ſeines neuen Lebens zu machen. Es bleibt immer merkwürdig, daß der pauliniſche Lukas ſo wenig hier, wie bei ſeinem Berichte von der Himmelfahrt, (Apgſch. 1, 10.) Engel, ſondern Männer die Auskunft über das Ereigniß geben läßt; und Markus von einem Jünglinge ſpricht. Warum nun hier gerade von dem Buchſtaben weichen und den menſchlichen Perſonen, die ſich der Natur der Sache nach von ſelbſt als jene edlen Freunde darbieten, welche nun ihr vorgeſtern unvollendetes Werk fortzuſetzen kommen mußten, himmliſche Weſen unterſchieben, die doch mit Menſchenzungen reden und berichten, was der Neubelebte ſich nun zu thun vorgeſetzt habe, und ſogar einen Stein wälzen ſollen, und das alles nur auf Angabe erſchrockener Frauen, die vor Entſetzen fliehen! und bei ausdrücklicher Verſicherung des Johannes, welche Dinge Petrus und er ſelbſt im Grabe geſehen, wobei keine Engelserſcheinung! Soll man ſolche einfache Berichte deßhalb gegen die ausgeſchmückteren aufopfern, weil ſich die Verläumdung, als ob eine betrügeriſche Verabredung Statt gefunden, jener mißbräuchlich bemächtigen könnte? Warum aber, wie man noch erſchwerend einwerfen könnte, Jeſus ſelbſt den Jüngern nicht ausdrücklich erzählt hat, daß Er, zum neuen Leben erweckt, darum die Gruft habe verlaſſen konnen, weil jene Männer den Todten wieder beſuchen und ſeine Beſtattung vollends veranſtalten wollten, daß ſie Ihn darauf zunächſt in eine menſchliche Wohnung, in die Pflege des Gärtners gebracht und ſo vor neuen feindlichen Nachſtellungen verborgen haben — darüber darf man ſich nicht wundern; jetzt wäre die Kunde von weiterer Theilnahme an Jeſu, von thätiger Fürſorge für ſeine Sicherheit den wohlmeinenden Männern ohne Zweifel ſehr gefährlich geworden. Dagegen hat der Herr nirgends das Geringſte gethan, um ſeine Wiederkehr aus der Gruft des Todes mit Wundern zu umhüllen, wohl aber Vieles, um die Seinen von der Wirklichkeit derſelben, von der weſentlichen, menſchlichen Perſönlichkeit ſeiner Selbſt zu überführen.

In den Berichten über die Aufeinanderfolge und über die Oertlichkeit der Scenen des Wiederſehens ſpiegelt ſich einigermaßen die Verwirrung ab, in welche die Freunde und Freundinnen Jeſu durch das große Ereigniß verſetzt wurden, weil auf eine ſolche Verwandlung ihrer Situation Niemand gefaßt war (Joh. 20, 9). Doch darf die Begegnung Jeſu in den Kleidern des Gärtners mit Maria von Magdala in der Dämmerung, nach dieſelbe von ihrer noch im Finſtern eilig unternomm Botſchaft an die zween Jünger zurückgekehrt war, wie die rührendſte, ſo die erſte genannt werden; bei ihr wird Er dem Weibe an der Stimme, an dem Klange des einzigen Wortes „Maria“ kenntlich; aber dem längern Betaſten ſeines

Körpers, zur Prüfung, ob Er es ſelber ſei, wehrt Er, die einfache Verſicherung entgegenſtellend: noch bin ich wirklich auf der Erde; noch bin ich nicht zu meinem und eurem Vater gegangen; aber bald wird dieſer letzte Abſchied von Euch erfolgen.

Nicht zu längerm oder gar beſtändigem Verweilen bei den aus ihrer Zerſtreuung ſich nach und nach heimlich wieder zuſammenfindenden Jüngern war die Zeit geeignet; wir leſen daher nur von einzelnen Auftritten, in denen der Auferſtandene erſcheint. Seine Abſicht mochte ſein, Jeruſalem zu verlaſſen; daher die Botſchaft an die Jünger, in Galiläa zu Ihm zu ſtoßen. Demgemäß wandert Er, ohne in die Stadt zu kommen, aus ſeiner Verborgenheit und in ungekannter Hülle am Nachmittage gen Emmaus auf der Straße nach Samaria. Dort das Zuſammentreffen mit Kleopas und einem andern Schüler, das Geſpräch mit ihnen, die Einkehr und Erkennung an dem (Ihm eigenthümlichen) Brodbrechen mit den wahrſcheinlich verbundenen Händen. Die Unterredung, bei der Er ſo viel innige Anhänglichkeit der Ihm ſogar minder naheſtehenden Jünger wahrnimmt, ändert ſeinen Entſchluß. Er verläßt die Erſtaunten, welche ſofort nach Jeruſalem eilen, die Jünger aufſuchen und ihren Bericht gegen die Mittheilungen dieſer austauſchen, und tritt ſelbſt in die nächtliche Verſammlung der Seinigen ein, welche meinen, ein Geſpenſt zu erblicken. Da ſeine Herablaſſung zu den Zweifelnden, um ihnen ſeine ſinnlich wirkliche Gegenwart zu beweiſen; ſein Anzeigen der Wunden; ſein Eſſen vor ihnen; darnach aber auch eine Erneuerung des ehemaligen Geſchäftes, ſie über den Rath des Höchſten zu belehren, in deſſen Ausführung ſie nun, von Ihm geſendet und ermächtigt, von dem Geiſte, den Er ihnen mittheile, geſtärkt und geleitet, wirkſam an ſeiner Stelle eintreten müßten, und zwar von Ihm und für Ihn zeugend, zuerſt zu Jeruſalem, von wo die große Umgeſtaltung der Menſchenwelt ausgehen ſollte. Hier ſollten ſie auch, wenn Er ganz von ihnen geſchieden ſein würde, des Tages harren, an welchem die Verheißung himmliſchen Beiſtandes zur Grundlegung einer neuen Gemeine Gottes auf eine augenſcheinliche Art ſich erfüllen würde. Es kommt wenig darauf an, ob dieſe Unterredung bei derſelben erſten Anweſenheit des Meiſters in der Mitte der Zehn, oder vielleicht acht Tage ſpäter Statt gefunden hat, wo Jeſus noch einmal an demſelben Orte erſchien, als auch der Eilfte, Thomas, nicht fehlte, der, ein redlicher, verſtändiger Zweifler, eben ſo wenig, als die Andern, ein ſo unerhörtes Wunder auf die bloße Verſicherung der Erzähler glaubhaft fand und eigne Ueberzeugung verlangte. Da der Herr ihm die gleiche Gewißheit, wie den Uebrigen, gegönnt hat, ſo kann ſein Wort zu Thomas nichts weiter enthalten haben, als einen gelinden Verweis, daß derſelbe dem einſtimmigen Ausſpruche ſeiner Mitapoſtel kein Vertrauen bewieſen hatte.

So weit führt der Augenzeuge Johannes die Geſchichte des Herrn, um den Sieg des ſcheinbar Ueberwundenen zu bezeugen, in dem Evangelio, das er, gleich dem erſten Briefe ſeines Namens, geſchrieben hat, um den lebendigmachenden, beglückenden Glauben an den Sohn Gottes auf ſichern Grund zu ſtellen. Es iſt noch ein Anhang hinzugefügt; und wenn derſelbe von Johannes herrührt, ſo muß er ſpäter entworfen ſein. Es iſt das auch gleichgültig, denn was darin erzählt wird, ändert nichts in der Geſchichte, ſondern vervollſtändigt nur die Reihe der Offenbarungen Jeſu vor den Jüngern nach ſeiner Auferſtehung, durch eine Scene, die, wohin Matthäus auch weiſt, am vaterländiſchen See Galiläas vorgefallen ſein ſoll. Nach des Lukas evangeliſcher Fortſetzung in der Apoſtelgeſchichte iſt Jeſus nach vierzig Tagen zum letzten Male unter den Eilfen ſichtbar erſchienen; für einen Aufenthalt in Galiläa, das Ihm jedenfalls mehr Sicherheit gewährte als Jeruſalem, das Er wohl auch um ſeiner gebeugten Mutter willen beſuchen wollte, ſpricht alſo jede Wahrſcheinlichkeit; ja ſelbſt die Erſcheinung vor vielen Hunderten, die Paulus (1. Cor. 15, 6.) bekannt geworden iſt, gegen welche freilich eine andre Erklärung des Apoſtels Petrus (Apgſch. 10, 40 f.) Bedenken erregen kann, möchte am leichteſten in Galiläa zu ſuchen ſein, wo der Ruf des Auferſtandenen eine größere Macht über die Gemüther ausüben konnte, als in Judäa und Jeruſalem, indem hier die phariſäiſche Parthei gefliſſentlich Zweifel an der Wahrheit des Triumphs ihres Feindes ausgeſtreut haben mag. Endlich liegt auch die Vermuthung gar nicht fern, daß die Heimath den Jüngern ein Anlaß ward, ihr ehemaliges Geſchäft wieder aufzunehmen, während der Meiſter nicht bei ihnen war, und daß gerade deßhalb Dieſer ſie, gegen das Ende ſeiner Gegenwart in ihrer Nähe, wieder nach Bethanien geführt hat, um ſie auf den Platz zu ſtellen, wo ihre ſelbſtſtändige Thätigkeit beginnen mußte; denn noch bedurften die Wankenden einer Stärkung, wie die noch Träumenden der Aufklärung über das Reich ihres Meiſters; und die Scene am See mit dem Apoſtel, der die Bürde einer großen Untreue gegen den theuren Meiſter noch auf ſeinem Herzen trug, fügt ſich ſo jenem Aufenthalte trefflich als eine Verherrlichung der Liebe ein, mit der der Erhabene ſchonend und doch tiefergreifend den Reuigen wieder zu ſich heraufhob.

42.

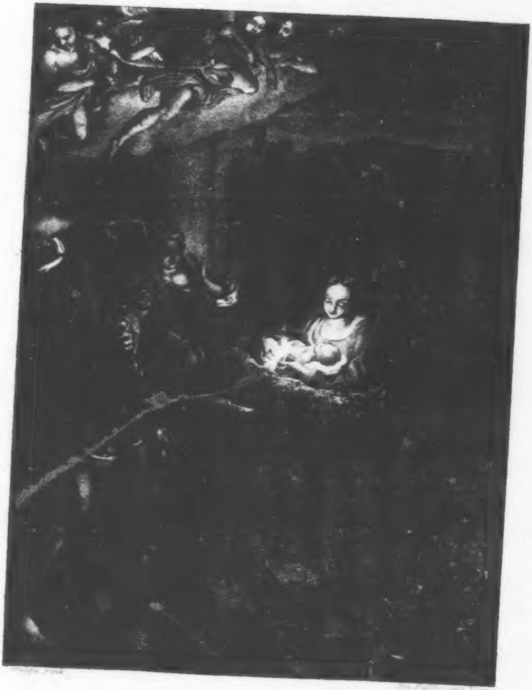
Die ewige Herrſchaft.

Philipp. 2, 9—11.

Wir ſtehen nun, und zwar in doppelter Bedeutung, an der Gränze der Geſchichte; denn es gilt den Abſchied Jeſu von dem Schauplatze der irdiſchen Thätigkeit, über welchen ein gleicher Schleier des Geheimniſſes ausgebreitet liegt, wie über dem Anfange ſeines Menſchenlebens lag (S. 25.). Johannes, mit der Gewißheit ſich begnügend, daß ſein geliebter Meiſter wieder zu Gott gegangen, gleichwie Er von demſelben ausgegangen, giebt auch Andern keinen weitern Aufſchluß über die letzten Tage und Stunden der Gemeinſchaft des Herrn mit ſeinen Vertrauten und über die Trennung ſelber. Markus und Matthäus bieten wenigſtens noch die letzte feierliche Anordnung der Taufe, welche die Einweihung Derer, die das Evangelium der Apoſtel gläubig annehmen würden, zu Mitgliedern der neuen Religionsgeſellſchaft bezeichnen ſollte; und wenn auch der Erſtere die Erhebung Jeſu zum Throne Gottes anführt, ſo geſchieht es doch ganz einfach und ohne alle Erklärung, wie das zu verſtehen ſei; der Letztere aber giebt der beſtimmten Formel jener Taufweihe nur noch die Zuſicherung aus dem Munde Jeſu bei, daß trotz ſeiner ſinnlichen Entfernung von den Freunden Er doch unausgeſetzt mit geiſtiger Kraft ihnen nahe bleiben werde. Nur Lukas, und zwar erſt in ſeiner zweiten Schrift weitläufiger, im Evangelio dagegen ſehr einfach, berichtet noch von einer feierlichen Einſegnung der Apoſtel zu Boten der neuen Lehre, die ſie zu allen Völkern tragen ſollten; und erweitert die Scene des Abſchiedes durch eine Schilderung, die ihm erſt aus einer ſpätern Ueberlieferung zugefloſſen ſein muß, weil er ſie außerdem ſchon dem Evangelio einverleibt haben würde. Das berechtigt denn gewiß dazu, ſie auf ſich beruhen zu laſſen, und an die Wahrheit uns zu halten, daß hier nach dem Willen der göttlichen Vorſehung der Vorhang niedergefallen iſt, hinter den der Chriſt nicht noch zu ſchauen braucht, um auch, wie die Apoſtel, voll

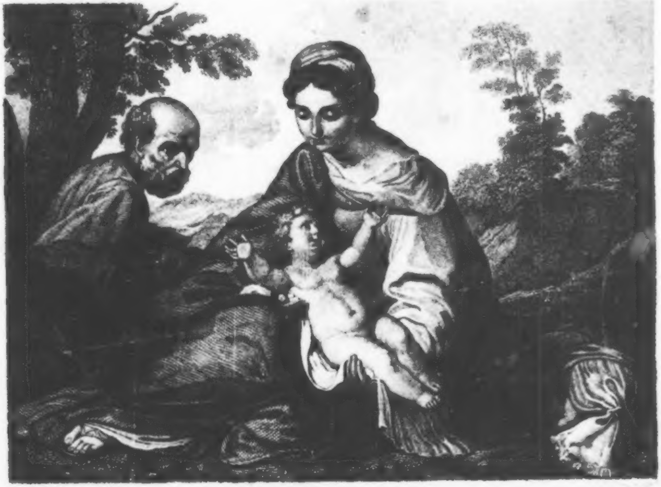
Ehrfurcht zu dem Verherrlichten emporzublicken, dem Gott einen Namen, der über alle Namen iſt, und hohe Gewalt über die Menſchenwelt gegeben hat, um dem Vater im Himmel eine Gemeine von Kindern zu ſammeln, die, im Bewußtſein ihrer urſprünglichen Verwandtſchaft mit Gott, und voll Zuverſicht zu des Vaters ewiger Huld und Nachſicht, muthig und freudig darnach ſtreben, dem Sohne Gottes, als dem Urbilde der Gemeinſchaft mit Gott, welches in Jeſu geſchichtliche Perſon geworden, gleich zu werden, damit Er der Erſtgeborne ſei unter vielen Brüdern. (Röm. 8, 29.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

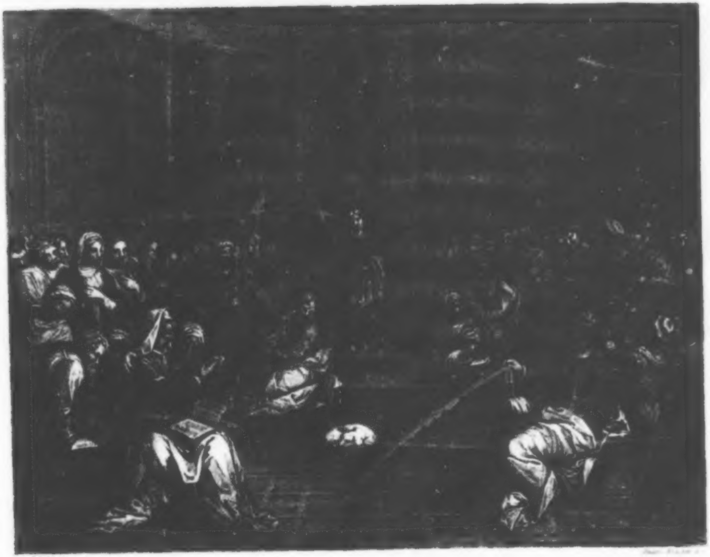


[illegible] [illegible]

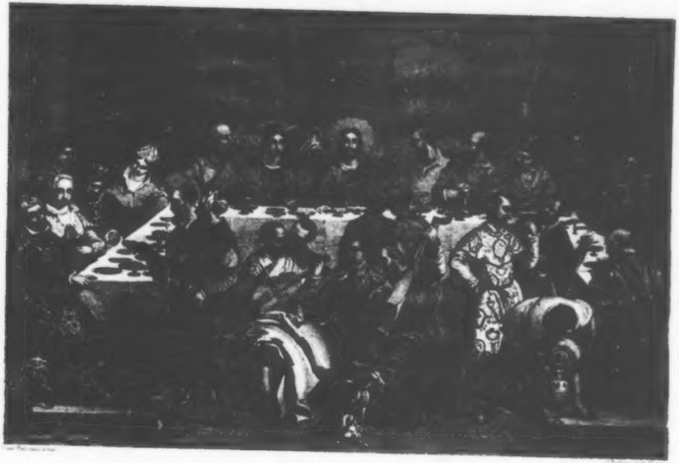
THE NATIVITY (Correggio)



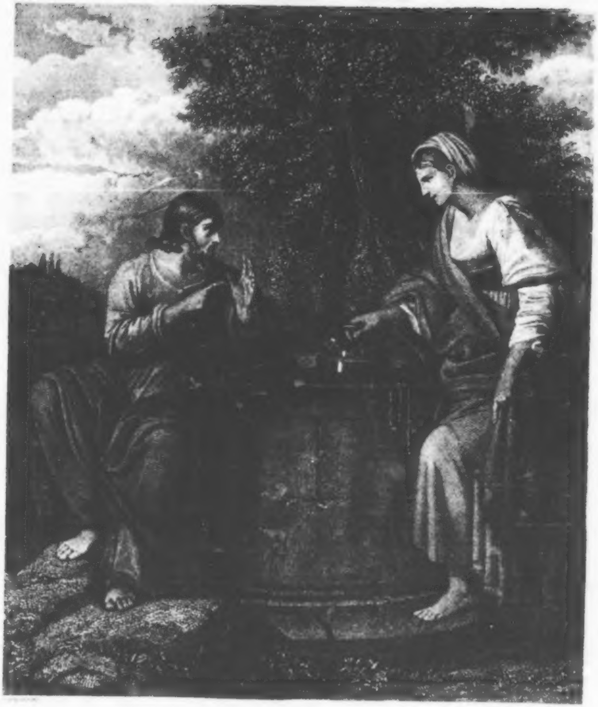
DIE HEILIGE FAMILIE AUF DER FLUCHT.



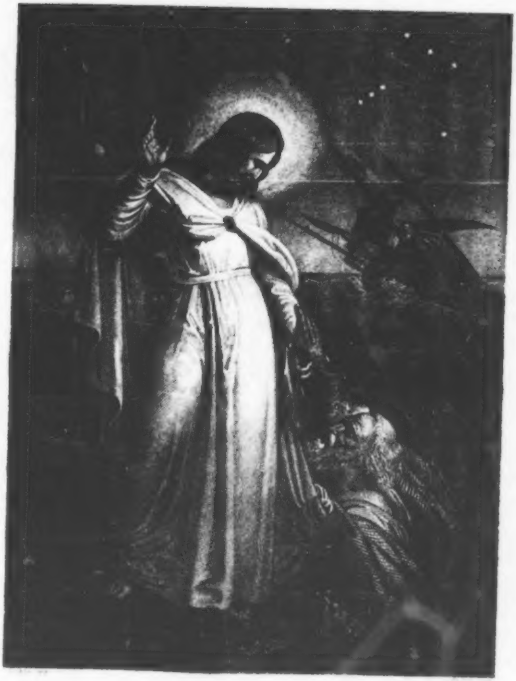
[illegible]



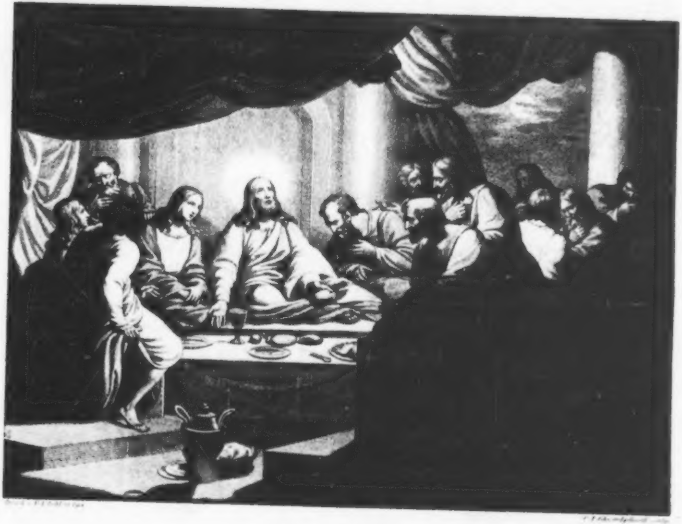
DIE HOCHZEIT ZU CANAAN.



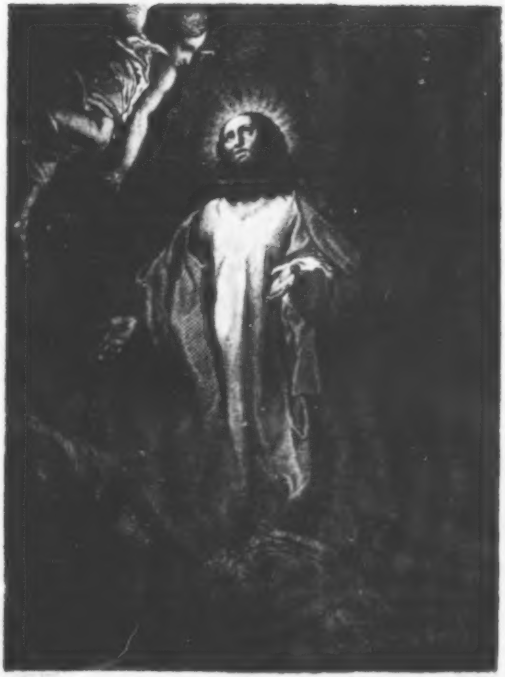
[illegible]



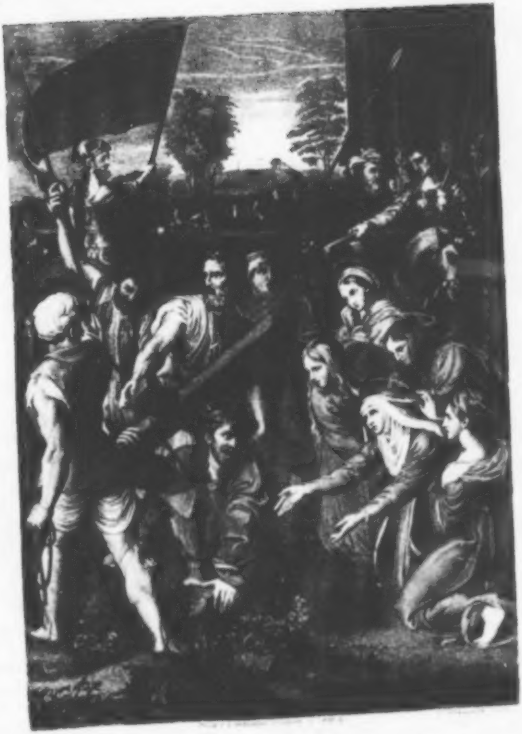
[illegible]



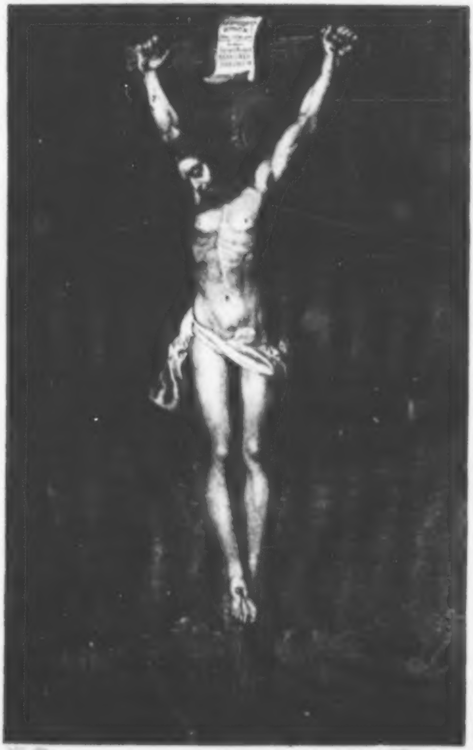
DAS ABENDMAHL.

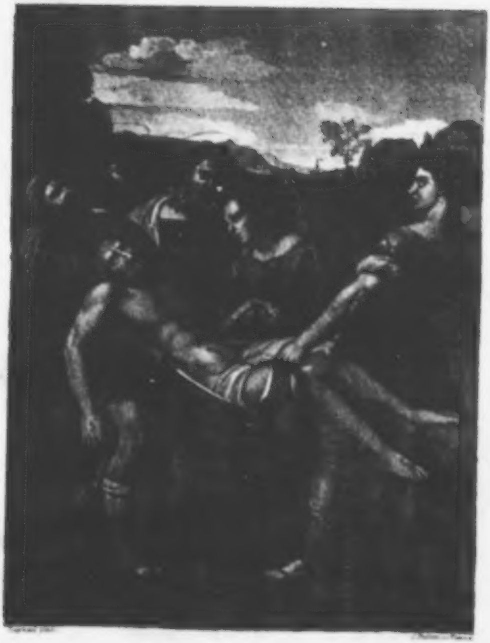


[illegible]

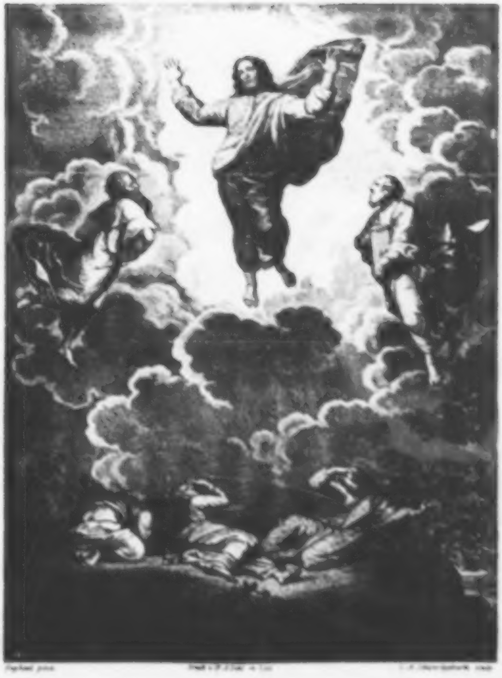


[illegible]



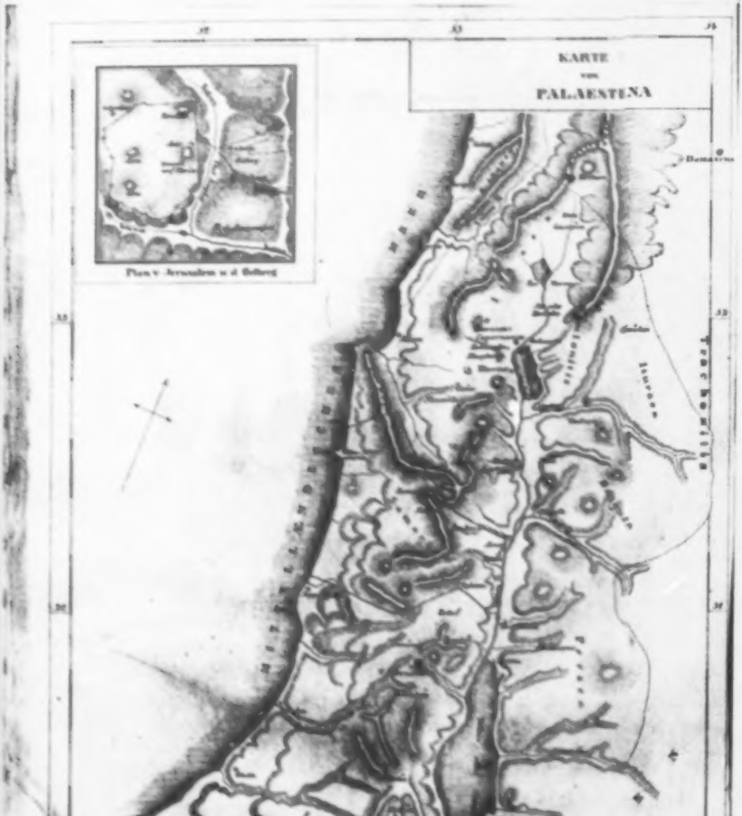


DIE GRABLEGUNG CHRISTI.



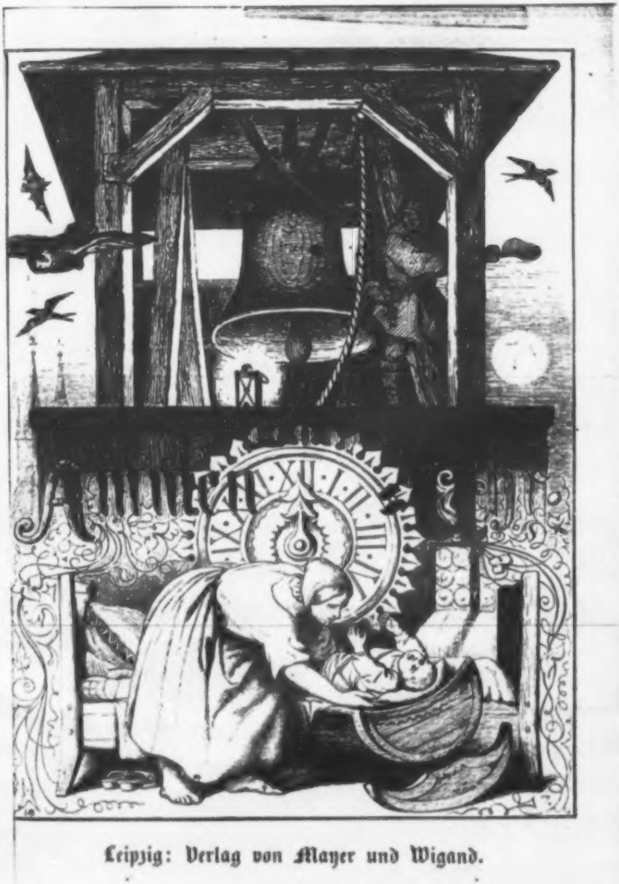
Raphael pinx. [illegible] [illegible]

DIE VERKLÄRUNG



KARTE
von
PALAESTINA

Plan v. Jerusalem u. d. Oelberg
Damascus
Ituraea
Trachonitis
Mittelländisches Meer
Idumaea
32
33
34
31
30



Leipzig: Verlag von Mayer und Wigand.

Die

Ammen-Uhr.

Aus

des Knaben Wunderhorn.

In Holzschnitten nach Zeichnungen

von

Dresdener Künſtlern.

Leipzig,
Verlag von Mayer und Wigand.

Ammen-Uhr.

Der Mond, der ſcheint,
Das Kindlein weint,
Die Glock' ſchlägt zwölf
Daß Gott doch allen Kranken helf'!

Gott alles weiß
Das Mäuslein beißt
Die Glock ſchlägt' Ein
Der Traum ſpielt auf dem Kiſſen dein.

Das Nönnchen läut
Zur Mettenzeit
Die Glock' ſchlägt zwei!
Sie gehn in's Chor in einer Reih'.

Der Wind, der weht,
Der Hahn, der kräht
Die Glock' ſchlägt drei,
Der Fuhrmann hebt ſich von der Streu.

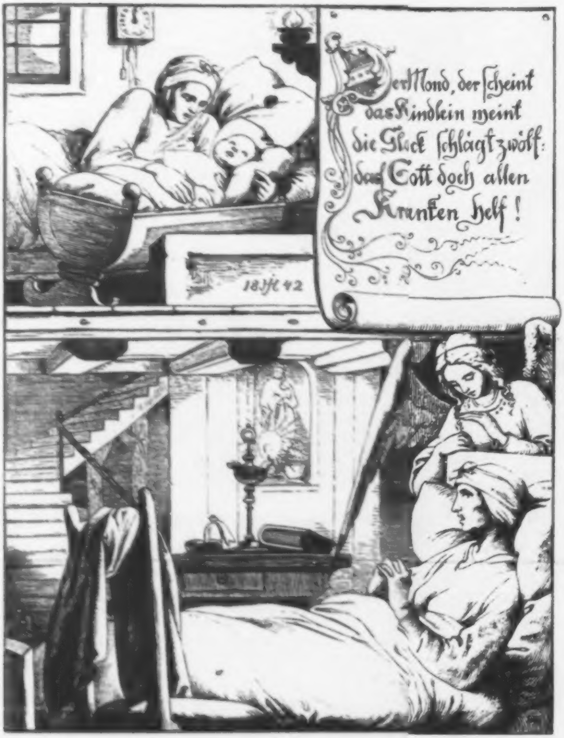
Der Gaul, der ſcharrt,
Die Stallthür knarrt,
Die Glock' ſchlägt vier,
Der Kutſcher ſiebt den Hafer ſchier.

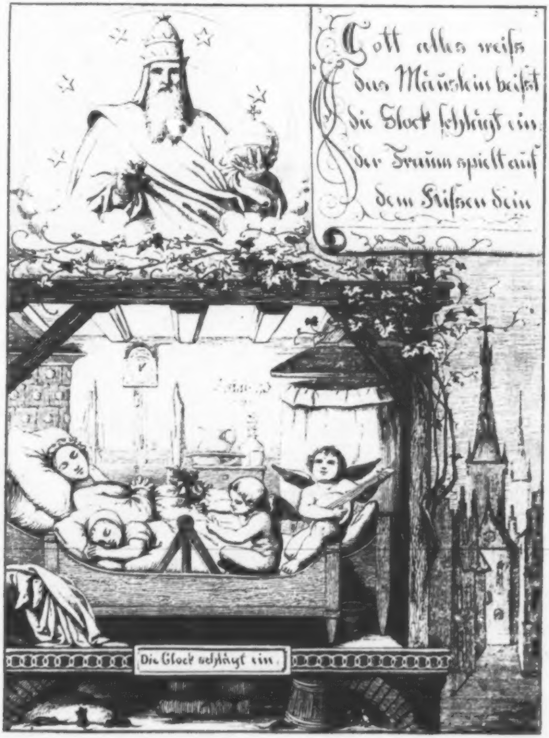
Die Schwalbe lacht
Die Sonn' erwacht,
Die Glock' ſchlägt fünf
Der Wandrer macht ſich auf die Strümpf.

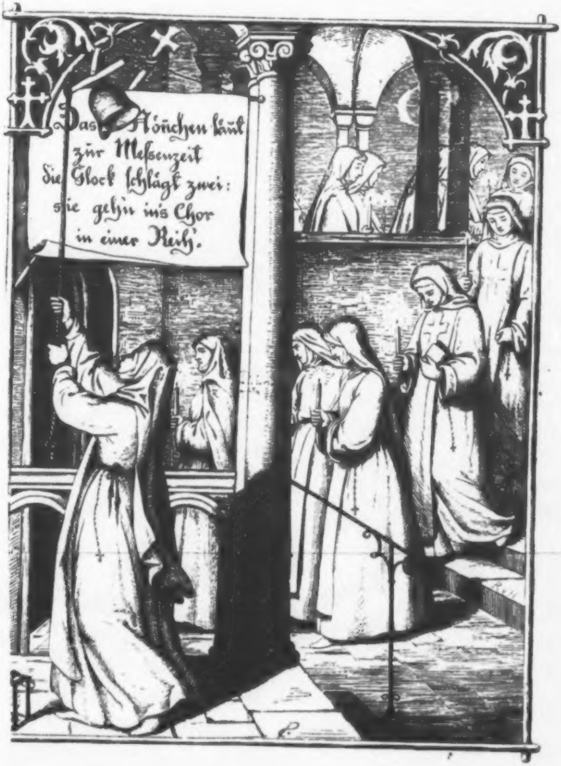
Das Huhn gagackt,
Die Ente quackt,
Die Glock' ſchlägt ſechs,
Steh auf, ſteh auf du faule Hex'.

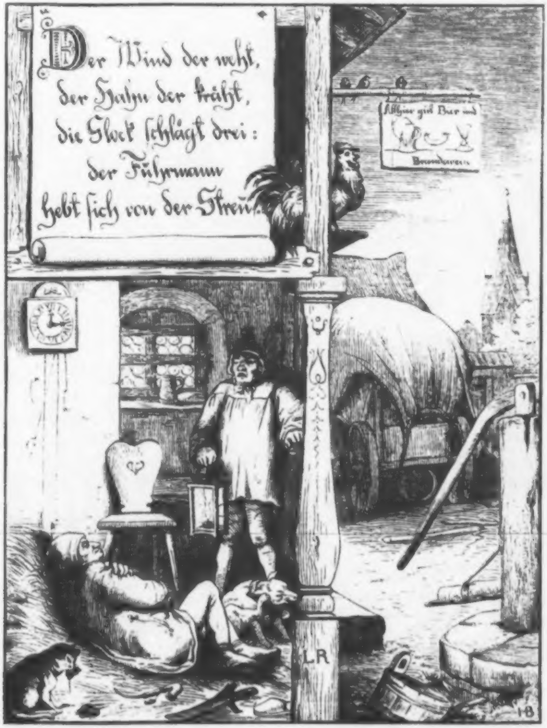
Zum Bäcker lauf'
Ein Wecklein kauf'
Die Glock' ſchlägt ſieben
Die Milch thu an das Feuer ſchieben.

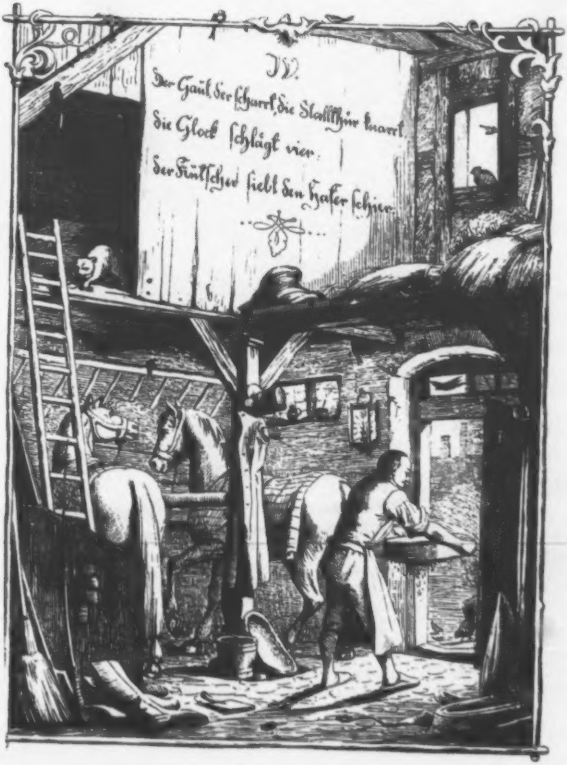
Thu Butter nein
Und Zucker fein
Die Glock' ſchlägt acht
Geſchwind dem Kind die Supp' gebracht.

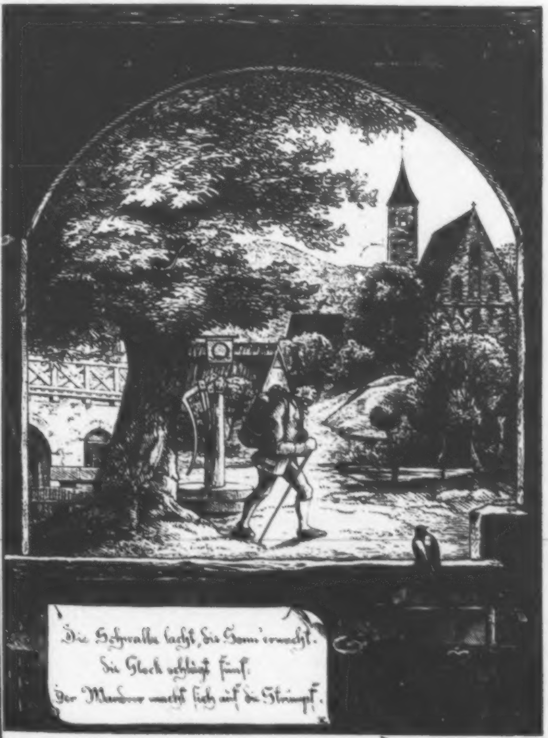

Der Mond, der scheint
das Kindlein meint
die Glock schlägt zwölf:
daß Gott doch allen
Kranken helf!
18 JK 42


Gott alles weiſs
das Mäuslein beiſst
die Glock ſchlägt ein
der Traum spielt auf
dem Kiſsen dein
Die Glock ſchlägt ein.

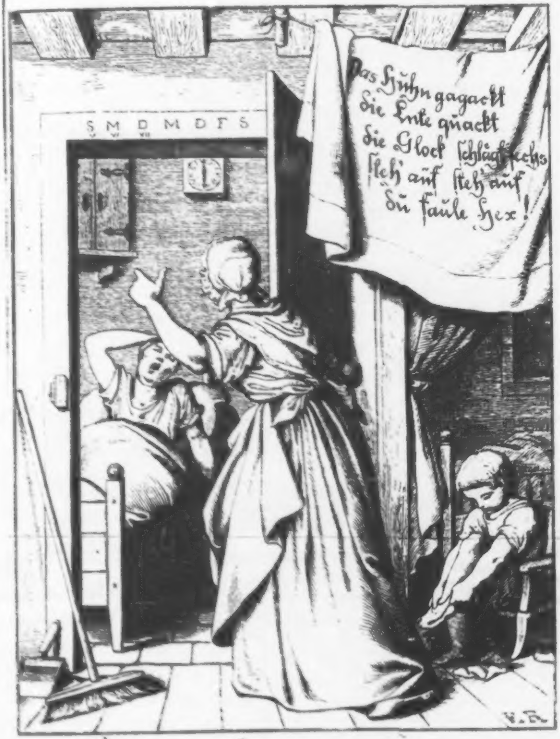

Das Mönchen läut
zur Meſsenzeit
die Glock ſchlägt zwei:
ſie gehn in's Chor
in einer Reih'.

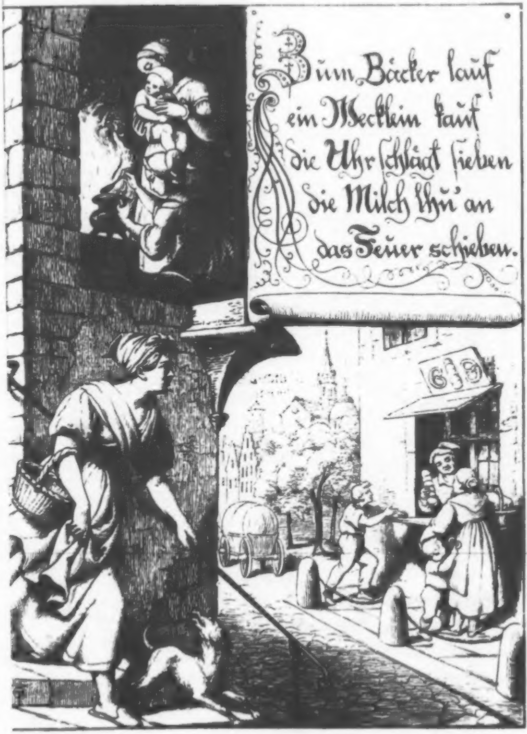

Der Wind der weht,
der Hahn der kräht,
die Glock schlägt drei:
der Fuhrmann
hebt sich von der Streu.
Allhier gibt Bier und
Branntwein
LR
HB

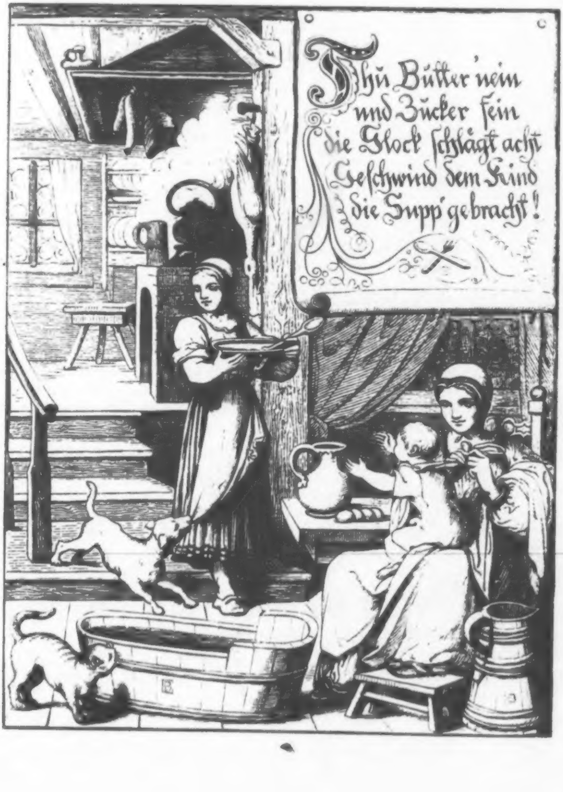

IV.
Der Gaul, der ſcharrt, die Stallthür knarrt,
die Glock ſchlägt vier,
der Kutſcher ſiebt den Hafer ſchier.



Die Schwalbe lacht, die Sonn' erwacht.
Die Glock schlägt fünf.
Der Wandrer macht sich auf die Strümpf.


S M D M D F S
V VI VII
Das Huhn gagackt
die Ente quackt
die Glock ſchlägt ſechs
ſteh' auf ſteh' auf
du faule Hex!
L.R.


Zum Bäcker lauf
ein Wecklein kauf
die Uhr ſchlägt ſieben
die Milch thu' an
das Feuer schieben.


Thu Butter 'nein
und Zucker fein
die Glock ſchlägt acht
Geſchwind dem Kind
die Supp' gebracht!

Deutſche Art und Sitte.

Ernſt und Scherz.

In Holzſchnitten nach Originalzeichnungen
von **Ludwig Richter.**

Herausgegeben
von
Georg Scherer.

> Tugent und reine minne, ſwer die ſuochen wil,
> Der ſol komen in unſer lant, da iſt wunne vil
> Lange müeze ich leben dar inne!
>
> Walther v. d. Vogelweide.

Leipzig, Verlag von Alphons Dürr.

Vorwort.

So umfaſſend das Gebiet iſt, welches von dem unvergleichlichen Talente **Ludwig Richter's** beherrſcht wird, und ſo mannigfaltig die Stoffe ſind, welche er in den Kreis ſeiner Darſtellung gezogen hat: ſein eigentlicher Boden iſt und bleibt doch das deutſche Volks- und Familienleben. Hier ſchlägt ſeine Kunſt die tiefſten Wurzeln, hier treibt ſie ihre friſcheſten und duftigſten Blüten. Vom Zauberſtabe ſeines Griffels gerufen, ſteigen all die herrlichen Eigenſchaften, welche wie gute Geiſter im Gemüthe unſeres Volkes wohnen, in ſo ſchlichten, ſo wahren und lebensvollen Geſtalten vor uns auf, daß wir den warmen Athem und Herzſchlag der Natur ſelbſt zu fühlen glauben. Kein Wunder alſo, daß der Meiſter gerade auf dieſem Felde ſeine vollſten Ruhmeskränze geerntet hat.

Auch die vorliegenden Holzſchnitte gehören in dieſes Gebiet. Sie ſind gleichfalls den „Alten und neuen Studenten- und Volksliedern“ entnommen, welche Ludwig Richter in den Jahren 1843 und 1845 illuſtrirt hat. Haben ſie ſchon damals nicht die gebührende Verbreitung gefunden, ſo dürften ſie der heutigen Generation kaum dem Namen nach bekannt ſein. Es iſt daher den Verehrern L. Richter's gewiß willkommen, die eben ſo werthvollen als intereſſanten Blätter nun in einer würdigen Ausſtattung zu erhalten.

Möge dieſe Publication, welcher ebenfalls einige Holzſchnitte aus Muſäus' Volksmärchen einverleibt worden ſind, dieſelbe freundliche Aufnahme finden, welche der im vorigen Jahre erſchienenen („Aus der Jugendzeit“) in ſo reichem Maße zu Theil geworden iſt!

Im Herbſt 1876.

Georg Scherer.

Des Deutſchen Vaterland.

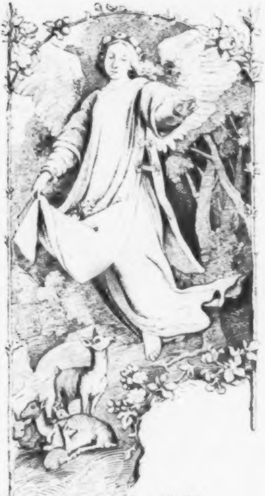
Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Iſt's Preußenland? iſt's Schwabenland?
Iſt's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Iſt's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer ſein.

Was iſt des Deutſchen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die deutſche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder ſingt,
Das ſoll es ſein!
Das, wackrer Deutſcher, nenne dein!

Treu. feſt und wach.

Stehe feſt, o Vaterland!
Deutſches Herz und deutſche Hand
Halte feſt am Rechten!
Wo's die alte Freiheit gilt,
Sei dir ſelber Hort und Schild,
Freiheit zu verfechten!

Werde ſtark, o Vaterland!
Eigner Satzung freies Band
Halte dich zuſammen;
Daß, droht dir der Feinde Schwert,
Jeder, wie um eignen Herd,
Brennt in Zornesflammen!



Freiheit.

Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt,
Komm' mit deinem Scheine, ſüßes Engelsbild!

Magſt du nie dich zeigen der bedrängten Welt?
Führeſt deinen Reigen nur am Sternenzelt?

Auch bei grünen Bäumen in dem luſt'gen Wald,
Unter Blütenträumen iſt dein Aufenthalt.

Bundeslied.

Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir ſtarker deutſcher Männerchor,
So dringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor:
Denn wir ſind hier in ernſten Dingen
Mit hehrem heiligen Gefühl;
Drum ſoll die volle Bruſt erklingen
Ein volles helles Saitenſpiel!

Weihelied.

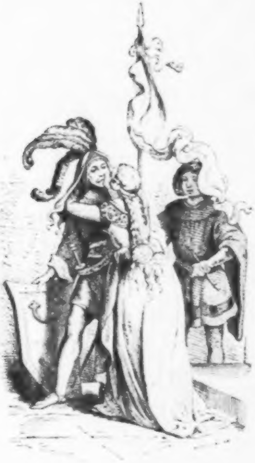
Stimmt an mit hellem, hohem Klang,
Stimmt an das Lied der Lieder,
Des Vaterlandes Hochgeſang,
Das Waldthal hall' ihn wieder!

Der alten Barden Vaterland,
Dem Vaterland der Treue,
Dir, niemals ausgeſungnes Land,
Dir weihn wir uns aufs neue!

Deutſcher Troſt.

Deutſches Herz, verzage nicht,
Thu was dein Gewiſſen ſpricht,
Dieſer Strahl des Himmelslichts:
Thue Recht und fürchte nichts!

Deutſche Freiheit, deutſcher Gott,
Deutſcher Glaube ohne Spott,
Deutſches Herz und deutſcher Stahl
Sind vier Helden allzumal.



Kriegers Abſchied.

Leb' wohl, mein Bräutchen ſchön!
Muß nun zum Kampfe gehn.
Wie wollt' ich hier alleine zagen,
Wenn draußen ſie die Feinde ſchlagen!
Der Kaiſer ruft das Heer zum Rhein,
Dabei muß dein Geliebter ſein.

Und kehr' ich einſt zurück,
O Liebchen, welch' ein Glück!
Die Arme, die dich dann umſchlingen,
Die Freiheit halfen ſie erringen;
Dann kannſt du ſagen ſtolz und laut:
„Auch ich bin eines Helden Braut!“

Schlachtlied.

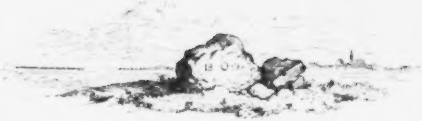
Drum gehet tapfer an, ihr meine Kriegsgenoſſen,
Schlagt ritterlich darein! Eu'r Leben unverdroſſen
Für's Vaterland aufſetzt, von dem ihr ſolches auch
Zuvor empfangen habt, das iſt der Ehre Brauch.

Ein Jeder ſei bedacht, wie er das Lob erwerbe,
Daß er in mannlicher Poſtur und Stellung ſterbe,
An ſeinem Ort beſteh' feſt mit den Füßen ſein,
Und beiß' die Zähn' zuſamm' und beide Lefzen ein!

Vaterlandslied.

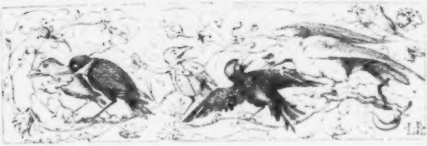
Der Gott, der Eiſen wachſen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in ſeine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er beſtände bis auf's Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

O Deutſchland, heil'ges Vaterland!
O deutſche Lieb' und Treue!
Du hohes Land! du ſchönes Land!
Dir ſchwören wir auf's neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der ſpeiſe Kräh'n und Raben!
So ziehn wir aus zur Hermannsſchlacht,
Und wollen Rache haben.



Am 18. October 1816.

Wenn heut ein Geiſt herniederſtiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein ſolcher, der im heil'gen Kriege
Gefallen auf dem Siegesfeld,
Der ſänge wohl auf deutſcher Erde
Ein ſcharfes Lied, wie Schwertesſtreich,
Nicht ſo, wie ich es künden werde,
Nein, himmelskräftig, donnergleich.



Das freie Wort.

Sie ſollen Alle ſingen
Nach ihres Herzens Luſt;
Doch mir ſoll fürder klingen
Ein Lied nur aus der Bruſt:
Ein Lied, um dich zu preiſen,
Du Nibelungenhort,
Du Brot und Stein der Weiſen,
Du freies Wort!

Laßt eure Adler fliegen,
Ihr Fürſten, in die Welt,
Und ſie nicht müßig liegen
Auf eurem Wappenfeld!
O jagt einmal die Raben
Aus unſern Landen fort,
Und ſprecht: Ihr ſollt es haben,
Das freie Wort!

Rheinweinlied

Wo ſolch ein Feuer noch gedeiht,
Und ſolch ein Wein noch Flammen ſpeit,
Da laſſen wir in Ewigkeit
Uns nimmermehr vertreiben.
Stoßt an, ſtoßt an! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein ſoll deutſch verbleiben!

Herab die Büchſen von der Wand,
Die alten Schläger in die Hand,
Sobald der Feind dem welſchen Land
Den Rhein will einverleiben!
Haut, Brüder, muthig drein!
Der alte Vater Rhein,
Der Rhein ſoll deutſch verbleiben!

Die drei Sterne.

Es blinken drei freundliche Sterne
In's Dunkel des Lebens herein,
Die Sterne die funkeln ſo traulich,
Sie heißen Lied, Liebe und Wein.

Und Wein und Lieder und Liebe,
Sie ſchmücken die feſtliche Nacht;
Drum leb', wer das Küſſen und Lieben
Und Trinken und Singen erdacht!

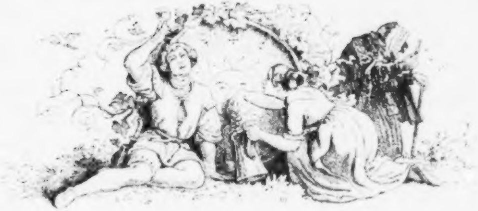
Neuer Vorſatz.

Hier ſitz' ich auf Raſen,
  Mit Veilchen bekränzt;
Hier will ich auch trinken,
Bis lächelnd am Himmel
  Mir Hesperus glänzt.

Zum Schenktiſch erwähl' ich
  Das duftende Grün,
Und Amor zum Schenken;
Ein Poſten wie dieſer,
  Der ſchickt ſich für ihn.

Das Reich der Freude.

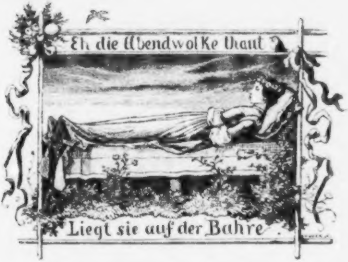
Mein Lebenslauf iſt Lieb' und Luſt
Und lauter Liederſang;
Ein friſcher Muth in heitrer Bruſt
Macht froh den Lebensgang.
Man geht bergan, man geht bergein,
Heut' grad und morgen krumm —
Durch Sorgen wird's nicht anders ſein,
Was kümmr' ich mich darum!



Trinklied.

Bringt mir Blut der edlen Reben,
Bringt mir Wein!
Wie ein Frühlingsvogel ſchweben
In den Lüften ſoll mein Leben
Durch den Wein.

Klang dir, Bacchus, Gott der Liebe
In dem Wein!
Sorgen fliehen fort wie Diebe,
Und wie Helden glühn die Triebe
Durch den Wein.


Eh die Abendwolke thaut
Liegt sie auf der Bahre

Lebenspflichten.

Roſen auf den Weg geſtreut,
Und des Harms vergeſſen!
Eine kurze Spanne Zeit
Ward uns zugemeſſen.

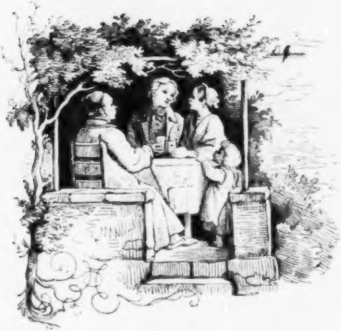
Heute hüpft im Frühlingstanz
Noch der frohe Knabe;
Morgen weht der Todtenkranz
Schon auf ſeinem Grabe.

Wonne führt die junge Braut
Heute zum Altare;
Eh' die Abendwolke thaut,
Ruht ſie auf der Bahre.

Komm lieber Mai

Sehnſucht nach dem Frühling.

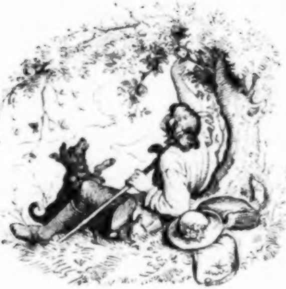
Komm, lieber Mai, und mache
Die Bäume wieder grün,
Und laß uns an dem Bache
Die kleinen Veilchen blühn!
Wie möcht' ich doch ſo gerne
Ein Veilchen wieder ſehn,
Ach, lieber Mai, wie gerne
Einmal ſpazieren gehn!



Sommer-Abend.

Willkommen, o ſeliger Abend,
Dem Herzen, das froh dich genießt!
Du biſt ſo erquickend, ſo labend,
Drum ſei uns recht herzlich gegrüßt!

In deiner erfreulichen Kühle
Vergißt man die Leiden der Zeit,
Vergißt man des Mittages Schwüle
Und iſt nur zum Danken bereit.



Einkehr.

Bei einem Wirthe wundermild
Da war ich jüngſt zu Gaſte;
Ein goldner Apfel war ſein Schild
An einem langen Aſte.

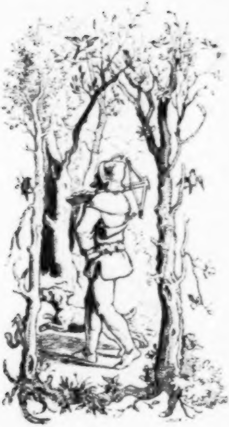
Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit ſüßer Koſt und friſchem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Zufriedenheit.

Was frag' ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin!
Gibt Gott mir nur geſundes Blut,
So hab' ich frohen Sinn,
Und ſing' aus dankbarem Gemüth
Mein Morgen- und mein Abendlied.

So Mancher ſchwimmt in Ueberfluß,
Hat Haus und Hof und Geld,
Und iſt doch immer voll Verdruß,
Und freut ſich nicht der Welt:
Je mehr er hat, je mehr er will;
Nie ſchweigen ſeine Klagen ſtill.

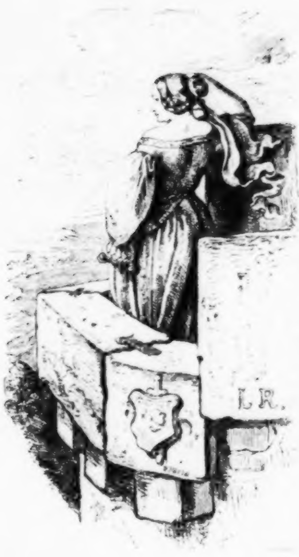
Da heißt die Welt ein Jammerthal,
Und däucht mir doch ſo ſchön;
Hat Freuden ohne Maß und Zahl,
Läßt Keinen leer ausgehn:
Das Käferlein, das Vögelein
Darf ſich ja auch des Maien freun.



Der Schütz.

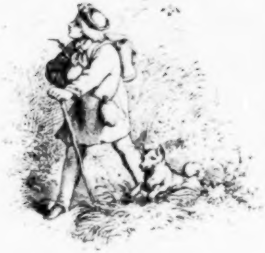
Mit dem Pfeil, dem Bogen.
Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz gezogen
Früh am Morgenſtrahl.

Ihm gehört das Weite,
Was ſein Pfeil erreicht,
Das iſt ſeine Beute,
Was da kreucht und fleugt.



Von hoher Zinne.

Schauſt du verträumt vom Thurme nieder,
Du hochlandwilde ſcheue Maid,
In knappgeſchnürtem Purpurmieder
Und keuſcher Herzensherrlichkeit:
So denk' ich einer Alpenroſe,
Die knoſpend auf der Klippe ſteht,
Unſorgſam, ob bei Stein und Mooſe
Ein Menſchenauge ſie erſpäht.



Wanderlied.

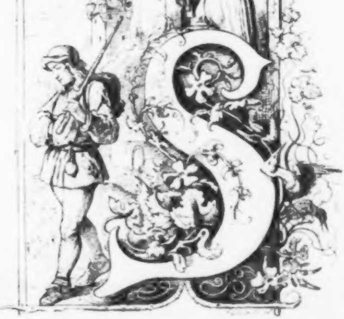
Wohlauf, noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben!
Geſchieden muß ſein.
Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.

Morgengebet.

O wunderbares, tiefes Schweigen,
Wie einſam iſt's noch auf der Welt!
Die Wälder nur ſich leiſe neigen,
Als gieng' der Herr durch's ſtille Feld.

Ich fühl' mich recht wie neu geſchaffen,
Wo iſt die Sorge nun und Noth?
Was mich noch geſtern wollt' erſchlaffen,
Ich ſchäm' mich deß im Morgenroth.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, frohbereit
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, über'n Strom der Zeit.



Abreiſe.

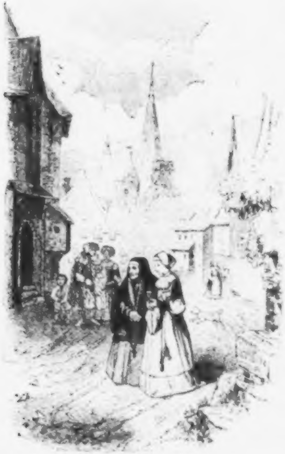
So hab' ich nun die Stadt verlaſſen,
Wo ich gelebet lange Zeit;
Ich ziehe rüſtig meiner Straßen,
Es gibt mir Niemand das Geleit.

Auch Keinem hat's den Schlaf vertrieben,
Daß ich am Morgen weiter geh';
Sie konnten's halten nach Belieben,
Von einer aber thut mir's weh.

Treue Liebe.

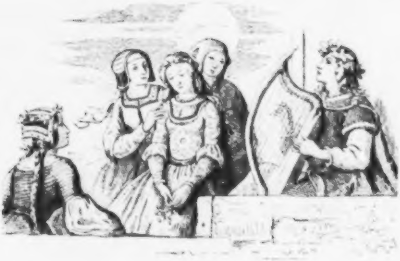
Ach wie wär's möglich dann,
Daß ich dich laſſen kann!
Hab dich von Herzen lieb,
Das glaube mir!
Du haſt das Herze mein
Alſo genommen ein,
Daß ich kein' Andern lieb,
Als dich allein.

Wär' ich ein Vögelein,
Wollt' ich bald bei dir ſein,
Scheut' Falk und Habicht nicht,
Flög' ſchnell zu dir.
Schöſſ' mich ein Jäger todt,
Fiel' ich in deinen Schooß;
Sähſt du mich traurig an,
Gern ſtürb' ich dann.



Alter Spruch.

Im Hauſe fröhlich und tugendlich,
Auf der Gaſſen ehrbar und zuchtiglich,
In der Kirche demüthig und inniglich,
Auf dem Felde fleißig und ſinniglich.
An allen Enden fromm und ehrenfeſte,
Allzeit gott'sfurchtig: das iſt das Beſte.



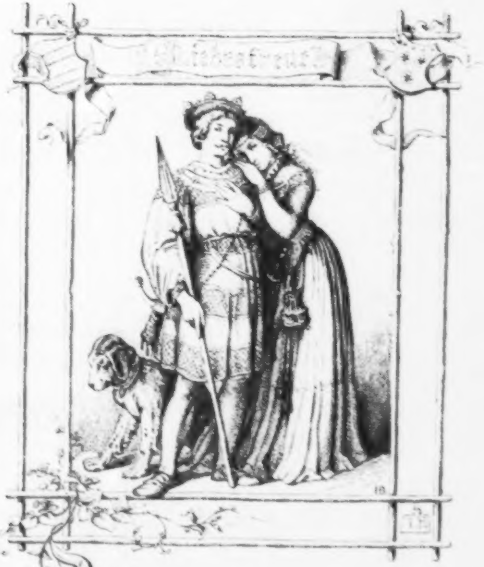
Minnelied.

Leucht' heller als die Sonne,
Ihr beiden Aeugelein!
Bei dir iſt Freud' und Wonne,
Du zartes Jungfräulein:
Schön, adelig und fromm,
Mein's Herzens eine Kron',
Du haſt mein Herz umfangen:
Ich kann nicht abelan.

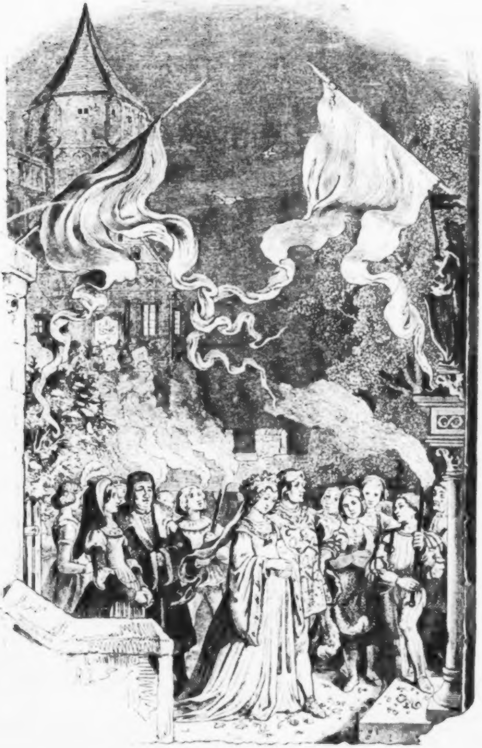
Frauen-Dienſt.

Nun iſt dahin der Winter lang.
Schon tönt in holder Frühlingszeit
Der kleinen Vögelein Geſang.
Bald grünt wohl auch die Linde breit.
Viel Blumen blühn in Feld und Wald.
Die Heide prangt in buntem Schein.
Davon wird manches Herz erfreut:
So ſollt' auch meins getröſtet ſein.

Ich war dir lange Jahre hold,
Du meine edle Herrin gut.
Wie war das wohl an dich gewandt —
Geadelt haſt du mir den Muth.
Was ich gebeſſert ward durch dich,
Das müſſe mir zum Heil ergehn,
Und machſt du noch das Ende gut,
So iſt mir wohl an dir geſchehn.



Zwei treue Herzen gehen in Liebe ſtillbewußt
Als wie zwei Stern' am Himmel, zwei Tropfen in der Bruſt;
Als wie an einem Zweige zwei Roſen in der Blut',
Zwei Thränen in den Augen, zwei Seufzer im Gemüth,
Zwei Töne eines Liedes, zwei Wellen auch des Rheins: —
Wie oft getrennt, ſie fließen doch wieder eins in eins.



Hochzeit.

Es rauſcht Muſik, die Fackeln ſprühn,
Die Augen und die Herzen glühn,
Stolz ſchreitet das beglückte Paar
Auf Blumenpfaden zum Altar.